

Globus.

XLVII. Band.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.



Siebenundvierzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1885.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Australien.

Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polargebiete.

Oceane.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Illustrationen.

Europa.

Belgien.

Asien.

Kaukasien.

Arabien.

Persien.

(Dieulafoy's Reise.)

Afrika.

Ostküste. (Révoil's Reise.)

Massai-Land.

Nordamerika.

Mexico und Guatemala.

(Charnay's Reise.)

Südamerika.

(Wiener's Reise.)

Karten.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVII. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Reisen in Gurien und am oberen Kur.

Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Den transkaukasischen Reiseschilderungen, welche der „Globus“ in früheren Bänden (Bd. 41, S. 1 und 17: „Eine Reise durch Mingrelien“, und Bd. 42, S. 177, 193, 209, 225 und 241: „Samurzakan und Abchasien“) der weitgereisten Mme. Carla Serena nacherzählt hat, läßt er heute einige weitere aus Gurien und vom Oberlaufe des Kur folgen. Es sind das wohl die letzten derartigen Skizzen, denn am 20. Juli 1884 ist die Verfasserin derselben zu Athen gestorben.

Um Ozurgeti in Gurien zu erreichen, verließ die Reisende die von Poti nach Tiflis führende Eisenbahn bei der in Mingrelien gelegenen Station Samtredi, von wo eine gute Chaussee nach dem einige Werst entfernten Orpiri führt. Dieser Ort liegt am Rionflusse und war früher ein Verbannungsplatz für die berüchtigte russische Sekte der Skopzen, die jetzt meist in der Umgegend leben. Vor Erbauung der Eisenbahn, als man noch zu Schiffe auf dem Rion in das Innere von Mingrelien reiste, hatten sie das Monopol für diese Beförderungsart; die Eisenbahn aber hat diesen Erwerbszweig in Orpiri vernichtet und die Bootsleute nach anderen Orten vertrieben. Der Anblick des Fleckens ist überaus anmuthig, die Vegetation sehr üppig, aber der Aufenthalt dort ungesund.

Eine auf ausgehöhlten Baumstämmen ruhende Fähre bringt hier Fußgänger, Wagen und Pferde über den reißenden Rion, welcher die Grenze zwischen Mingrelien und Gurien bildet; die Bemannung des Floßes besteht aus Angehörigen beider Landschaften. Mingrelier und Gurier sind beide ein stattlicher, schöner Menschenschlag; nur in der Tracht unterscheiden sie sich, indem die einen die lange Tschocha, die anderen das kurze Wams tragen. Die Kopfbedeckung ist dieselbe, das Baschlik, das beim Gurier aber oft von rother Farbe ist.

Die Straße von Samtredi bis Ozurgeti ist 53 Werst lang und führt durch eine herrliche Gegend; ohne Unterlaß folgen sich entzückende Ausblicke auf Bergesabhänge und Thäler, Flecken und Dörfer, denen man schon von außen den Wohlstand ihrer Bewohner ansieht. Die Türken nennen in ihrer bilderreichen Sprache Gurien das „Land der Rosen“; das ist keineswegs übertrieben, wenigstens was Ozurgeti anlangt, das in der That einem mit Rosen gefüllten Korbe gleicht.

Dieser Ort, früher die Residenz der Fürsten von Gurien, liegt in einer Ebene auf dem rechten Ufer der Bzudscha und wird noch von einem zweiten Flusse, der Nataneba, bespült. Diesem Wasserreichthume verdankt es seine üppige Flora. Ringsum erhebt sich ein Kranz von Bergen, namentlich im Süden das Adscharische Gebirge, vor dem letzten Kriege die Grenze gegen das türkische Gebiet, welche dann durch den Frieden um etwa 100 km nach Südwesten vorgeschoben wurde. Bis dahin war auch der Hauptort der türkischen Landschaft Adscharien, Kobuleti, ein Asyl für allerhand

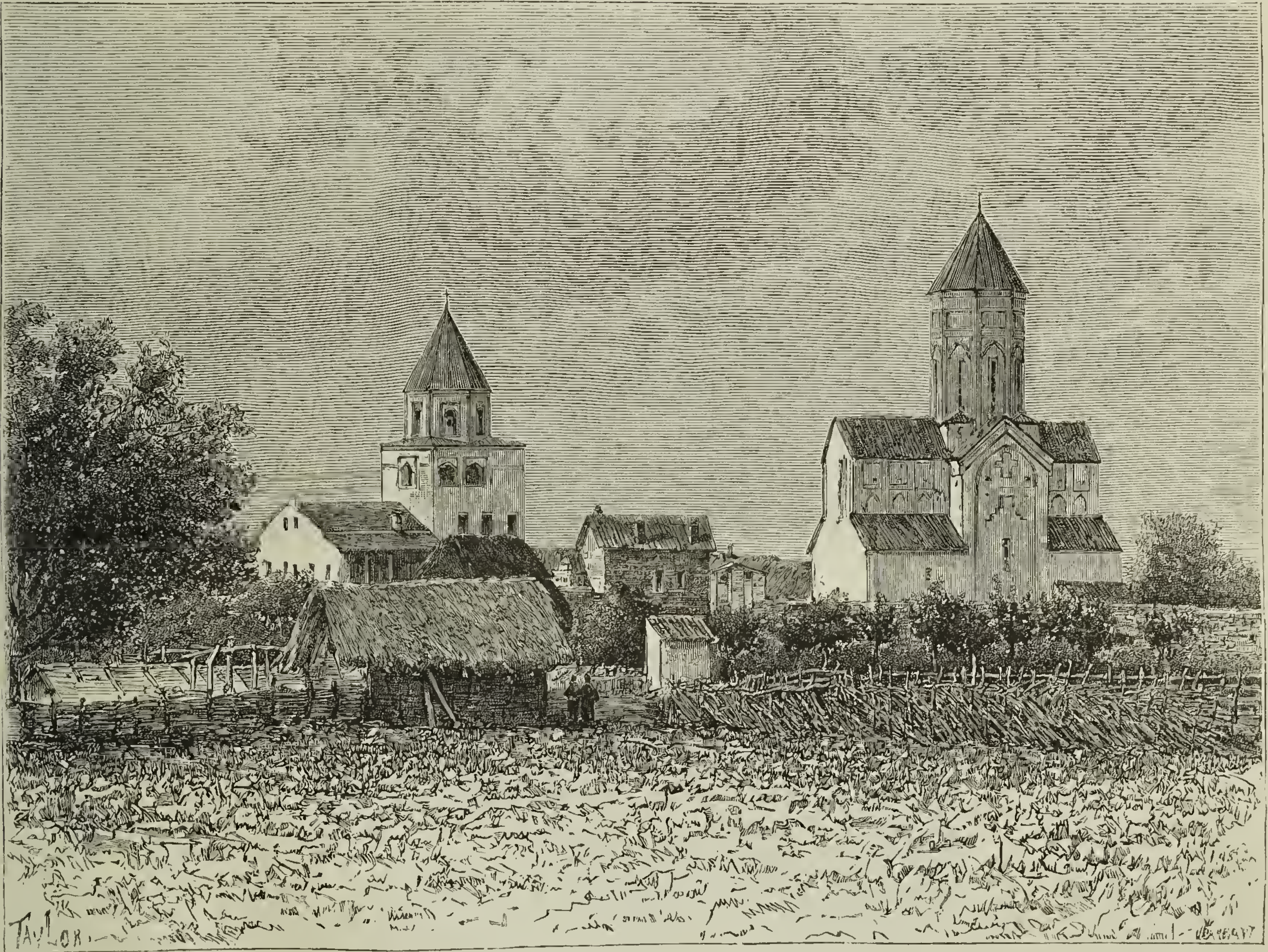


Gurische Milizen.

Thunichtgute gewesen, die gar keinen Anstand nahmen, die Grenze zu überschreiten und ihr Handwerk, welches selbst den Raub von Frauen und Kindern einschloß, in Gurien auszuüben. Noch wenige Wochen vor Mme. Serena's Ankunft — die Reise derselben fällt in das Jahr 1876 — hatte sich der Distriktschef mit mehreren Milizofficieren an die Grenze begeben müssen, um diesem Brigantenwesen zu steuern.

Diese Miliz bestand damals unter dem Namen „Regiment von Kutais“ aus vier Schwadronen Kavallerie und zwei Kompagnien Infanterie, jede Schwadron und Kompagnie zu 126 Mann. Alle, Officiere wie Soldaten, nur den Obersten, der ein Russe ist, ausgenommen, sind Eingeborene der drei Landschaften Imeretien, Mingrelien und Gurien. Die Reiter, die Tscherkessenkleider tragen, rekrutiren sich zu zwei Drittheilen aus dem Adel des Landes; etwas anders (kurzes Wams, pralle Hosen, weiße Weste, rothes Baschlik und bunte seidene Schärpe) sind die Infanteristen uniformirt; es sind Leute, die in Fußmärschen fast Unglaubliches leisten. Es giebt außer diesem nur noch ein zweites derartiges Eingeborenen-Regiment, das daghestanische. Da die Soldaten beider sich auf eigene Rechnung — von der Flinte abgesehen — ausrüsten müssen, so ist auch ihr Sold viel höher als bei den Russen: während letztere jährlich nur vier Rubel erhalten, bekommen die Eingeborenen außer der Ration und dem Pferdefutter 60 Rubel.

Der noch vor nicht gar zu langer Zeit betriebene Menschenraub hat jetzt wohl aufgehört, aber nicht so der



Kloster Tschamaschmedi.

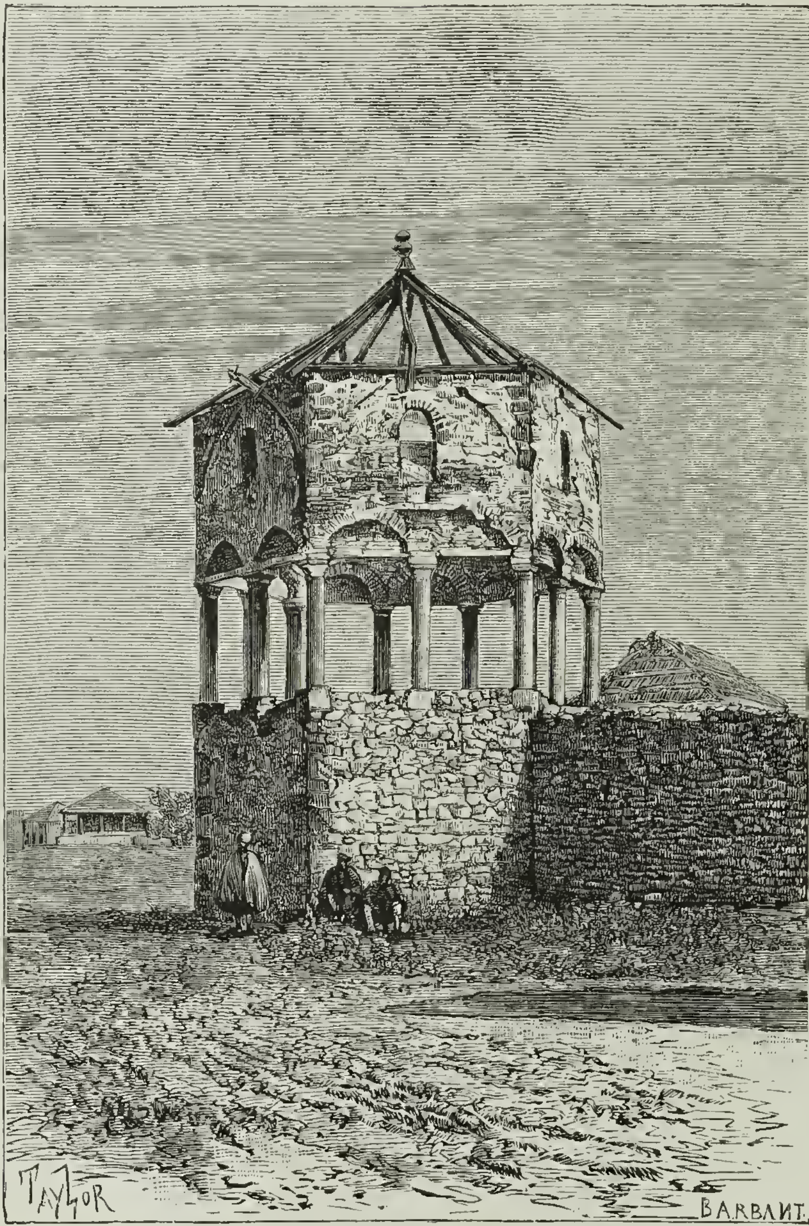
Pferdediebstahl; das ist das häufigste Vergehen, mit welchem sich die russischen Gerichte zu befassen haben. Er wird bei hellem Tage betrieben und ihm klebt in den Augen der Gurier nicht die geringste Schande an, während sie es für ein ganz gemeines Stück halten, irgend etwas aus einem Hause zu stehlen.

Obwohl der Gurier lange unter einer mohammedanischen Regierung gestanden hat, ist er doch dem Christenthume treu geblieben und hat niemals aufgehört, seine Kirchen, wenn es Noth that, auszubessern. Dies war namentlich der Fall mit der Kapelle von Ekadia, so nach einem benachbarten Dorfe genannt, welche Ozurgeti gegenüber auf einem grünbewachsenen Ausläufer der adscharischen Gebirgskette sich malerisch erhebt. Ein ziemlich beschwerlicher Pfad führt zu dem erst kürzlich wieder hergestellten Gotteshause hinauf; aber droben findet man die gehabte Mühe reichlich belohnt. Die Kapelle liegt inmitten eines noch in Gebrauch befindlichen Kirchhofes und ist von einer festungsartigen Mauer umgeben. 36 durch langen Gebrauch abgenutzte Stufen führen hinauf zu dem Gottesacker, von welchem eine über alle Beschreibung herrliche Aussicht auf die kaukasische Bergwelt im Norden und auf die liebliche Landschaft zu Füßen sich entfaltet. Vergebens sucht man dort oben prächtige Denkmäler: das Volk, an ein einfaches Leben gewöhnt, kennt auch keinen Grabesluxus und begnügt sich mit einem Kreuze und einem Steine. Auch die Kirche hat jetzt nur einen hölzernen Glockenthurm statt des früheren von Stein. An Baudenkmälern besitzt Gurien eben nur einige alte Klöster, wie das von Dschamati, 15 Werst von Ozurgeti, wo die früheren Fürsten des Landes ihre Ruhe-

stätte haben, oder das nur 7 Werst entfernte Kloster Tschamaschmedi, wo die Mitglieder der jüngeren Linie begraben sind. Den Namen Kloster führt hier übrigens jede alte Kirche, gleichviel ob mit ihr in früheren Zeiten eine Wohnstätte für Mönche oder Nonnen verbunden war oder nicht. In Tschamaschmedi jedoch findet sich eine Art Nest eines Klosters; einige alte Frauen, die vor Noth und Entbehrungen entsetzlich abgemagert sind. Beide genannten Klöster liegen auf steilen Anhöhen und sind reich an alten Bildern, bemalten Pergamenten, Edelsteinen, Mitren, byzantinischen Kreuzen und dergleichen.

Gurien besitzt, wie die übrigen georgischen Provinzen, zahlreiche Mineralquellen, deren Werth die Eingeborenen indessen nicht zu schätzen wissen. Eine derselben, 20 Werst von Ozurgeti beim Dorfe Sadschawaschi gelegen, würde anderswo jeden reich machen, der sie auszubeuten unternähme; ihr schwefeliges Wasser hat schon manche wunderbare Heilung zu Stande gebracht, aber außer den Leuten in der nächsten Umgegend kennt sie niemand. Ein paar elende Hütten und ein schlechter Duchan (Gasthaus) bilden das ganze Bade-Etablissement, das in einer ebenso schönen wie gesunden Gegend liegt. Eine andere Merkwürdigkeit Guriens, wo rauschende Flüsse, Ebenen, Berge und Thäler in unendlicher Mannigfaltigkeit das Auge entzücken, ist das alte feste Schloß Askana, früher der Sommersitz des Fürstengeschlechtes, jetzt eine imponirende Ruine am Rande eines senkrecht zum Flusse Baknit-tskali abfallenden Felsens, vollständig mit einem undurchdringlichen Gewirre von Ephen, Feigen, Weinreben und wilden Blumen überwachsen. Noch sehenswerther sind, 8 Werst von Ozurgeti an einer Stelle gelegen, wo die Flüsse Natanebi und Skurdebi vorbeifließen, die Reste alter Ortschaften, welche der jetzige Eigenthümer des Bodens bei Fundamentirungen entdeckte. Fortgesetzte Nachgrabungen, welchen die üppige Vegetation die größten Schwierigkeiten bereitet, legten zwei Ansiedelungen über einander bloß; die ältere besaß steinerne, die jüngere hölzerne Häuser. Auch Spuren einer Art von Amphitheater mit Stufen wurden gefunden. Der einheimischen Tradition zufolge, die wir freilich nicht zu kontrolliren vermögen, sollen es die Reste einer Stadt Uri-Kalaki sein, welche, lange zwischen Persern und Römern streitig, 532 von einem Feldherrn Petros des Kaisers Justinian erobert und zerstört worden sein soll. Wieder aufgebaut, nannte sie sich nach jenem Petra. Von dieser zweiten Stadt haben sich eine Brücke, Wasserleitungen, äußerst feste Mauern und Gräber erhalten, in denen man unter anderem auch Frauenschmuck gefunden hat.

Ozurgeti gleicht heutigen Tages einem jener europäischen Plätze, die man im Sommer zum Vergnügen aufsucht. Es sind zwar nicht Gärten, welche die Häuser umgeben — denn Gartenbau kennt man hier nicht —, wohl aber Felder mit Mais, Hirse, Baumwolle und auch Tabak; letztere Kultur, ursprünglich von den Türken eingeführt, breitet sich namentlich mehr und mehr aus, seitdem die Seidenraupen von einer Krankheit befallen worden sind und dadurch die von den gurischen Frauen gepflegte Hausindustrie der Seidenweberei in Abnahme gekommen ist. Diese verfertigten nämlich für sich und die Männer jene seidenen Hemden, welche man alljährlich zu Ostern zum ersten Male anzuziehen pflegte, was auf Deutsch so viel besagt, als daß die Gurier alle zwölf Monate überhaupt nur einmal das Hemde wechselten. Jetzt, wo die Baumwolle die Stelle der Seide eingenommen hat, ist in Folge dessen die allgemeine Reinlichkeit hoffentlich größer geworden.



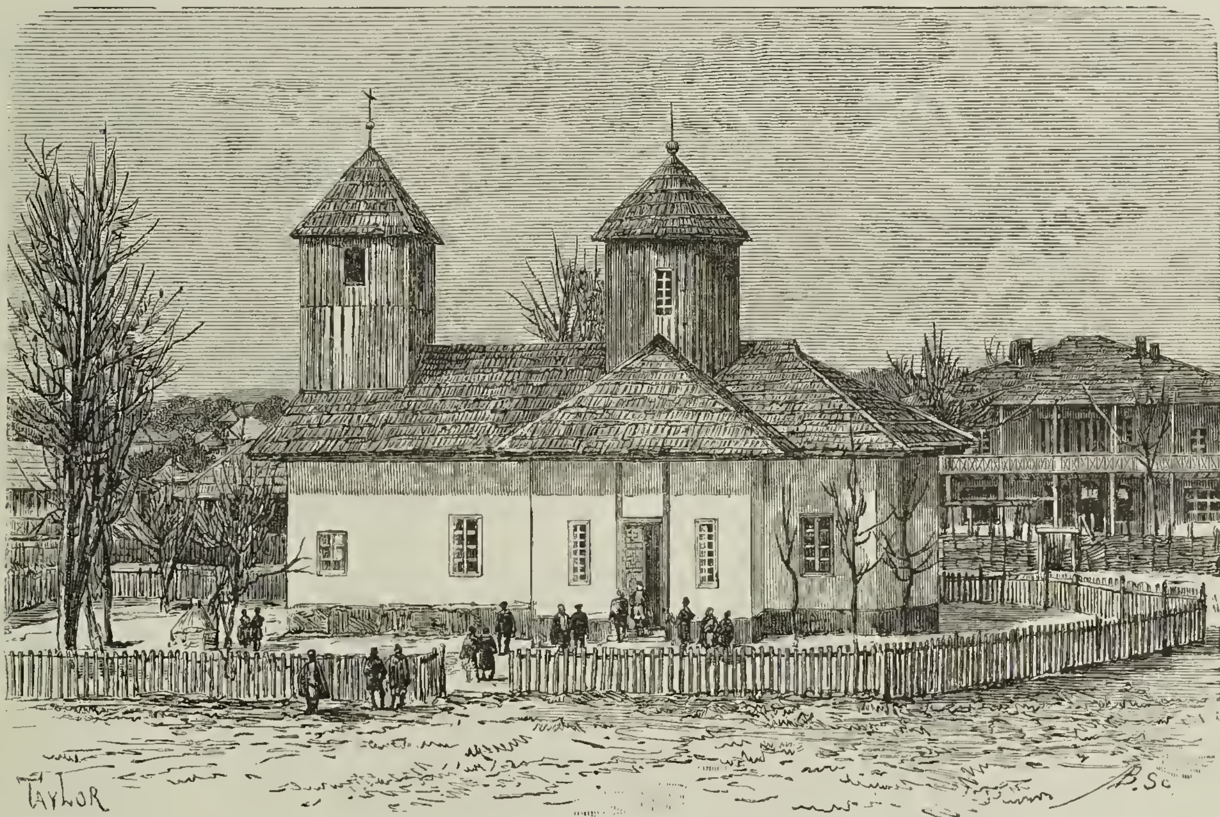
Verfallenes Lusthäuschen in Ozurgeti.

Die gurischen Frauen, nebenbei gesagt, sind von besonderer Schönheit und haben mehr Lebhaftigkeit und Ausdruck im Gesicht, als die übrigen Georgierinnen; dagegen gleichen sie ihnen durchaus in ihrem Mangel an Sinn für Ordnung und die Haushaltung. Ihre Hauptbelustigung ist das Spiel. Mme. Serena weiß von einer Spielpartie, welche volle 15 Tage dauerte; die Theilnehmerinnen begannen gegen 7 Uhr morgens, machten mittags eine Pause um zu speisen und nahmen um 2 Uhr das Spiel wieder auf. Um 6 Uhr war wiederum eine kurze Unterbrechung für den Thee und dann ging es weiter in die Nacht hinein, daß oft um 3 Uhr morgens das um 10 aufgetragene Abendessen noch unberührt dastand.

Die Häuser von Ozurgeti, aus Holz gebaut und meist mit einem oberen Stockwerke und einer ringsum laufenden Veranda versehen, haben ein artiges Aussehen und stimmen in ihrem ländlichen Stile durchaus zu der Landschaft. In ihrem Inneren freilich zeigt sich ein vollständiger Mangel an Bequemlichkeit und Sorgfalt; so gut sie dem Auge von weitem gefallen, so groß ist die Enttäuschung, wenn man sie betritt. Sie gleichen darin den Prinzessinnen des Landes, welche an Festtagen ausgewählt schöne Kleider tragen, dabei aber Schmutz unter den Fingernägeln haben. Die innere Einrichtung besteht ausnahmslos aus einigen

Holzbänken (Taschti), die mit werthvollen Teppichen belegt und mit Kissen ausgestattet sind. Für die Nacht verwandeln sich diese Divans in Betten; dasselbe Zimmer dient der Reihe nach als Speiseraum, Salon und Schlafgemach. Unter diesen Gebäuden orientalischen Stils treten zwei von europäischem Aussehen hervor: das eine ein modernes Haus, das ein Verwandter der alten Fürstenfamilie bewohnt, das andere ein verfallener Palast, den der letzte Souverän von Gurien zu Anfang dieses Jahrhunderts erbaut hat und der damals die größte Merkwürdigkeit im Lande war. Allerdings muß man zugeben, daß der Palast auch in Europa imponirt hätte. Er ist mehrere Stockwerke hoch und bietet aus seinen, auf allen vier Seiten befindlichen zahlreichen Fenstern eine prächtige Aussicht, die freilich den jetzigen Bewohnern — das etwas verfallene Gebäude dient heute als Militärhospital — ziemlich gleichgültig sein mag. Von den verschiedenen Nebengebäuden, die ihn einst umgaben, ist nur weniges erhalten: die Trümmer des Bades dienen heute ebenso wie die Mobilienkammer als Schweineställe, und in einem anderen verfallenen Bauwerke wird die Bahre aufbewahrt, auf welcher die Leichen der gestorbenen Soldaten zum Kirchhofe geschafft werden. Ein Lusthäuschen, zu welchem eine an den Palast stoßende Galerie führte, steht zum größten Theile noch aufrecht; zwölf Säulen tragen noch die elegante, aber arg verfallene Kuppel. Nicht weniger vernachlässigt als das übrige ist der ausgedehnte Garten, welcher das Gebäude umgiebt; trotz aller Mißachtung enthält er noch zahlreiche exotische Gewächse aus früherer besserer Zeit. Zur Zeit von Mme. Serena's Aufenthalt dachte man daran, ihn zu einem öffentlichen Spaziergange und Erholungsorte für die Bewohner Ozurgeti's umzuschaffen.

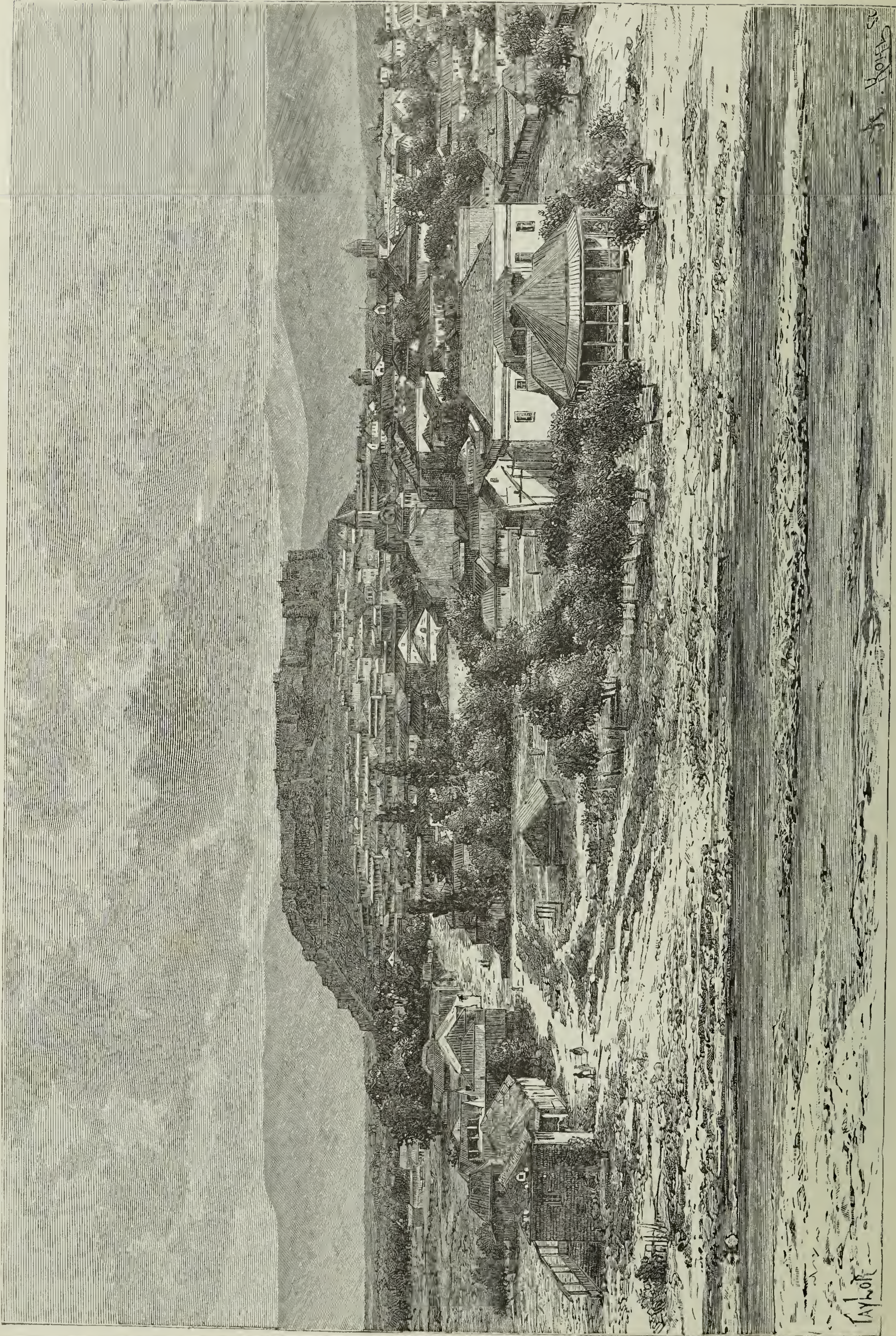
Auf dem Platze, dem Palaste gegenüber, liegen zwei Kirchen, eine georgische für die Bürger und eine russische für die Garnison. Hier spielt Sonntags die Militärmusik; aber die stubenhockerischen Einwohner finden sich dabei nicht ein, sondern ziehen eine Promenade auf ihrer Veranda vor. Dieselbe dient ihnen überhaupt bei schönem Wetter zu ständigem Aufenthalte; sie verbringen dort ihre Zeit, essen daselbst und schlagen sogar ihr Lager auf, und die junge Welt steht nicht an, gerade diesen halb öffentlichen Ort für ihre Liebeständeleien auszuwählen.



Kirche von Ozurgeti.

Ozurgeti ist zwar ein ziemlich stiller Ort, trotzdem aber gut bevölkert; sein Bazar, wo der Verkehr seinen Mittelpunkt hat, hat mehr als ein Werst Länge. Es ist das weniger eine Straße als ein mit Holzbuden eingefaßter Weg, zu dessen beiden Seiten Bäche fließen. Längs der Buden läuft ein Brettersteg einige Fuß über dem Erdboden hin und von diesem führen Planken wie Brücken über die Bäche zu den einzelnen Buden; unter den Füßen der Wanderer aber schwimmen und schnattern Enten, wie denn überhaupt sämmtliche Straßen des Ortes den Hausthieren zum Tummelplatze dienen. Ein Theil des Bazars ist für die Verkäufer von Lebensmitteln bestimmt, ein anderer für die Stoffhändler; diese Kaufleute sind meist Armenier, Mingrelier oder Türken; Russen giebt es nur wenig. Schneider, Schuster, Waffen- und Kupferschmiede haben ebenfalls ihren besonderen Platz, und jeder arbeitet vor aller Augen. Wenn man die primitiven Werkzeuge sieht, deren sich die Handwerker bedienen, begreift man kaum, wie sie im Stande sind, solche vollendete und dabei künstlerische Arbeiten zu liefern.

Die Tracht der Männer in Gurien nähert sich der türkischen; statt des langen in Imeretien und Mingrelien üblichen Gewandes tragen sie ein kurzes Wams, eine Weste, eine breite buntseidene Schärpe und darüber einen mit Gold und Silber gestickten ledernen Gürtel, an welchem Waffen und eine Menge kleinerer Gebrauchsgegenstände hängen, endlich eine eng anliegende Hose und ein Baschlik. Die Frauen dagegen kleiden sich gern nach europäischer Weise und zwar mit so wenig Geschmack wie möglich; zierlich ist nur der Schleier, in welchen sie sich hüllen. Viele ersetzen denselben heute schon durch ein Tuch, und manche, die durchaus emancipirt erscheinen wollen, pflanzen sich geradezu einen im Bazar erstandenen Hut auf den Kopf. Wenn eine Emancipirte wenigstens den nationalen Schleier bewahrt, so sagt Niemand etwas dazu; setzt sie sich aber eine europäische Kopfbedeckung auf, so ist das der Gipfel der Entweihung, und von da an zeigt man auf sie mit Fingern. —



Ansicht von Gori.

Ein anderer Ausflug, den Mme. Serena unternahm, führte sie nach Gori am Kur, dem Hauptorte des gleichnamigen Bezirks. Die alte Festung, welche den Ort überragt, konnte einst angeblich 70 000 Menschen fassen; heute umschließt sie nur ein Pulvermagazin, dessen Eingang eine einzige Schildwache beschützt, und innerhalb der weiten Umfassungsmauern weideten bei Mme. Serena's Besuch nur zwei Esel die spärlich zwischen den Felsblöcken hervorsprießenden Grashalme ab. Vom Ufer der Liakwi, welche am Fuße des Festungsberges vorbeifließt, zieht sich eine Zinnenmauer in langer Zickzacklinie die Anhöhe hinauf. Festung und Stadt, welche letztere der Tradition zufolge 25 000 Saschen im Quadrat bedeckte, wurden wiederholt zerstört und wieder aufgebaut und befanden sich abwechselnd in der Gewalt der Türken, Georgier und Perser, verloren aber schon früh ihre Wichtigkeit, trotz ihrer guten Lage. Denn vom Gipfel des Burgberges aus übersieht man alle Punkte, von denen aus ein Feind einbrechen konnte, die Berge von Achaltziche, von wo die Türken drohten, wie diejenigen der Lesghier, Tscherkessen und Osseten. Durch die Ebene fließen neben dem ungestümen Kur die Flüsse Liakwi und Pschawi; über den ersten führt eine Brücke nach der Bahnstation, eine andere nach dem Dorfe Chidistavi, dem bevorzugten Sommeraufenthalte der reichen Armenier Gori's. Ueber dem Kur erheben sich die Berge Burethi und der sehr steile Goris-Dschuari, letzterer von dem gleichnamigen Kloster gekrönt, das auch den Namen „Kreuz von Gori“ führt. Neben der alten Klosterkapelle



Restauration in Gori.

erhebt sich jetzt eine moderne Kirche, beide im November das Ziel zahlreicher Pilger aus der Nachbarschaft. Der Ort Gori, dessen älteste Häuser sich an den Felsen selbst anlehnen, hat sich in neuerer Zeit weiter in die Ebene hinein ausgedehnt. Ueberall sieht man die platten Dächer, auf welchen der Georgier mit Vorliebe wohnt und wo sich die intimsten Familienscenen abspielen. An Kirchen ist kein Mangel, und der Kultus spielt hier eine große Rolle. Die Straßen sind zwar gepflastert, eine große Seltenheit im Kaukasus; das hindert aber nicht, daß sich bei Regenwetter mächtige Pfützen bilden. Um Straßenbau haben sich die Eingeborenen bis heutigen Tages nie gekümmert. Von den wenig luxuriösen Läden giebt die „Restauration“ einen Begriff, welche Mme. Serena bei ihrem letzten Aufenthalte in Kaukasien (1881) photographirte. Dafür besitzt die Stadt Schulen, in welchen der Unterricht in georgischer und namentlich in russischer Sprache ertheilt wird, und seit dem September 1876 auch ein „transkaukasisches Seminar“ zur Heranbildung von Volksschullehrern, wo 25 junge Leute, davon ein Fünftel Russen, auf Staatskosten erhalten und in den Wissenschaften wie in verschiedenen Handwerken (Tischlerei, Buchbinderei, Gärtnerei rc.) unterrichtet werden. Gori zählt jetzt 1500 Haushaltungen, jede zu drei männlichen Personen, während die Frauen, die im Kaukasus in der Minderzahl gegenüber dem anderen Geschlechte sind, nicht mitgerechnet werden. Vertreten sind in der Bevölkerung Russen, Georgier und Armenier, letztere in der Majorität.

Skizzen aus Algerien.

Von W. Kobelt.

2. Um den Dschurdschura herum.

(Erster Abschnitt.)

Wenn man von der Brustwehr der Terrasse de la Republique in Algier, diesem reizenden Aussichtspunkte, der sich kühn neben Santa Lucia in Neapel stellen kann, nach Osten blickt, bemerkt man hinter der kühnen Kalkmasse des Bou Zegsa, der die Rolle des Vesuv im Bilde spielt, am Horizonte einen mächtigen Bergrücken, der nur im Hochsommer schneefrei erscheint. Es ist der westliche Flügel des halbkreisförmigen Gebirgszuges, der wie eine Mauer vom Meer bei Dellys bis wieder ans Meer bei Bougie reichend den Landstrich umgrenzt, den die Franzosen la grande Kabylie nennen. Nach Westen, Süden und Osten mauerartig abstürzend, nur auf wenigen hohen Pässen im Sommer zu überschreiten, umschließt der Dschurdschura ein Gewirre von Thälern und Schluchten, aus denen der Sebaou sein Wasser sammelt; auch nach dem Meere hin durch einen unwirthlichen Bergzug abgesperrt, ist das Land gleichsam eine große Festung, wie gemacht für ein Volk, das seine Unabhängigkeit über alles schätzt und lieber Hunger, Noth und alle Unbilden eines rauhen Gebirgsklimas erträgt, als sich einem Herrn beugt. Niemals ist ein Eroberer in diese Thäler eingebrochen, Römer, Vandalen, Byzantiner, Araber, Türken haben sich an dieser Bergveste ihre Köpfe eingestoßen und erst den vervollkommneten Waffen der Franzosen und ihrer Uebermacht ist es gelungen, den freien Bergkabylen zum Gehorsam zu zwingen.

Seit 1854 ist die ehemalige grande Kabylie zum Cercle de Dellys geworden; gerade im Herzen des Landes erhebt sich als feste Zwingburg das Fort National, das für eine kleine Armee Raum bietet; Dellys und Tizi Ouzou decken die Zugänge und wie eine Kette liegen die Forts von Bordsch Buira, Beni Mansour, Tizimalt, Akbou und das Gibraltar Algeriens, Bougie um den Dschurdschura herum, dem Volke jede Bewegung unmöglich zu machen. Sie sind aber kaum mehr nöthig. Seit dem furchtbaren Aufstande von 1871, der selbst Fort National an den Rand der Kapitulation brachte, haben die Franzosen begriffen, was schon die Türken wußten, daß der Kabyle mit Zuckerbrot leichter zu regieren ist als mit der Peitsche. Sie haben eingesehen, daß der Kabyle von einer ganz anderen Race ist wie der Araber und eine durchaus verschiedene Behandlung erfordert, und lassen ihn nun ruhig sich selbst regieren nach seinen uralten Gewohnheiten. Jedes Dorf bildet seine Welt für sich; die Gemeindeversammlung (Dschemâa) regiert das Dorf durch den von ihr gewählten Ortsvorsteher (Amin), dem die Vertreter der einzelnen Familien (Karroubas genannt, wie die Schote des Johannisbrodbaumes) als Exekutivorgane beigegeben sind. Nur das Recht über Leben und Tod haben sie der Gemeindeversammlung genommen und den ordentlichen Gerichten übertragen und es kommt nur noch selten vor, daß ein auf frischer That ergriffener Fremder — denn für den Ortsansässigen gab es wohl Verbannung und Konfiskation des Vermögens mit Demolirung des Hauses, aber keine Todesstrafe — nach uralter Sitte sofort gesteinigt wird. Die Steinigung war hier, wie bei vielen Völkern, bei denen die Blutrache gilt, der einzige angewandte Hinrichtungsakt, weil dann niemand wissen kann, wessen Stein tödtlich war, und somit keine Blutrache geübt werden kann. Geringere Vergehen richtet nach wie vor die Dschemâa und nie wird ein Kabyle wagen, gegen ihre Entscheidung zu opponiren. Nur zweierlei haben die Franzosen gethan, was von den Kabylen selbst als segensreich anerkannt wird. Einmal haben sie die sogenannte Schkaïa eingerichtet, eine Art von Kreistag, wo sämmtliche Amins eines größeren Bezirkes sich unter dem Vorsitz eines französischen Beamten versammeln und in öffentlicher Sitzung die Angelegenheiten des Bezirks berathen und jeder Kabyle etwaige Beschwerden vorbringen kann. Die Berber haben sich daran um so leichter gewöhnt, als sie nur einen uralten, dann und wann geübten Brauch zu einer regelmäßigen Institution erhebt. Schon immer bestanden im Kabylenlande Verbindungen von einer Anzahl Dörfer zu einer Konföderation (Thakebilt) und in einzelnen Fällen sandten noch größere Gruppen Vertreter zu einem Landtage, der irgendwo unter freiem Himmel seine Sitzung abhielt. Zum Gedächtniß wurden dann, noch im vorigen Jahrhundert, so viele große Steinblöcke aufgerichtet, als Vertreter dagewesen[1]). Sollten nicht manche megalithische Denkmäler, die weder Gräber noch Tempel sind und den Alterthumsforschern soviel zu schaffen machen, eine ähnliche Bedeutung haben?

Der zweite segensreiche Akt der französischen Regierung war die Errichtung von Schulen in möglichst vielen Kabylendörfern. Der Kabyle kommt diesen in einer ganz anderen Weise entgegen wie der Araber, und überall haben die Gemeinden gern sich selbst eine Steuer aufgelegt, um die Schule zu unterhalten. Auch das ist ihnen nicht neu und ungewohnt; seit alter Zeit zahlten sie überall eine Steuer zur Erhaltung der Koranschulen, die freilich nur der geringen Zahl der Kinder der sogenannten Marabuts zu gute kam, der Schriftgelehrten, welche sich im Laufe der Zeit zu einer förmlichen Kaste zusammengeschlossen haben Allein im Arrondissement des Fort National besuchten im

---

[1]) Ein solches Steindenkmal errichteten z. B. die Aït Iraten beim Dorfe Aguemmoun zur Erinnerung an einen denkwürdigen Landtag, der das Erbrecht des Koran, das man zu Gunsten des alten Herkommens seither auf verschiedene Weise umgangen hatte, auch rechtlich definitiv beseitigte (Letourneux).

vorigen Jahre über 800 junge Kabylen und Kabylinnen die Schulen und die Lehrer sind mit ihren Zöglingen sehr zufrieden; einzelne sind schon in die Ecoles normales (Lehrerseminare) abgegangen und bald werden sie anfangen, ihre Landsleute zu unterrichten. Wenn es den Kabylen nach ginge, hätte längst jedes Dorf seinen Instrukteur, aber die Leute sind zu schwer zu beschaffen und die Erlernung der kabylischen Sprache ist nicht gerade leicht.

Seit Frieden in der Kabylie herrscht, nimmt die Bevölkerung in wunderbarer Weise zu und quillt nach allen Seiten über. Die Bevölkerungsdichtigkeit der Umgebung von Fort National wird nur von wenigen französischen Departements übertroffen; trotz des unfruchtbaren Bodens kamen dort schon 1866 beinahe 119 Menschen auf den Quadratkilometer und die mittlere Bevölkerungsdichtigkeit in der ganzen Kabylie betrug 75,25 (in Frankreich nur 68,83). So gering die Bedürfnisse des Kabylen sind, für den einige Hände voll groben Gerstenmehles mit ein wenig ranzigem Oel eine genügende Tagesration ist, so kann sein Land doch natürlich diese Ueberzahl seiner Bewohner nicht ernähren und sie strömen nach allen Seiten hinaus, um als Tagelöhner oder Hausirer sich etwas zu verdienen. Wenn irgend möglich, kehren sie aber wieder zurück in ihr theures Heimathland am kühlen Nordabhang des Adrar Boudfel (Schneeberg, der bei den Anwohnern allgemein gebräuchliche Name des Dschurdschura), dessen reine Luft und dessen klares Quellwasser ihnen zum Leben unentbehrlich dünken.

Bis 1854 haben Europäer das Kabylenland nur ganz ausnahmsweise betreten; der Fremde war dort rechtlos und vogelfrei, so lange er nicht von irgend einem einflußreichen Kabylen die Anaïa erhielt, das freie Geleite, das den Beschützer verpflichtet, seinen Schützling höher zu achten als seinen eigenen Bruder und jedes ihm wiederfahrene Unrecht zu rächen, als sei es ihm selbst geschehen. Selbst ein armer Kabyle konnte mit Erfolg die Anaïa gewähren, denn keiner stand allein, jeder war der Hilfe seines Sfof sicher, der zusammengeschworenen Verbindung, zu der er gehörte und die für das geringste ihrer Mitglieder eintritt. Die Anaïa eines Amin aber verpflichtete dessen ganzen Stamm und eine Verletzung derselben führte sofort zu Blutvergießen. Heute kann man das Land nach allen Richtungen ohne die geringste Schwierigkeit durchwandern. Mag man eine Empfehlung mitbringen oder nicht, man ist gastfreundlicher Aufnahme überall sicher. Die Gastfreundschaft gehört zu den Fundamentaleinrichtungen der Kabylen, sie wird von Gemeindewegen geübt und der Amin hat darüber zu wachen. Nach einer bestimmten Reihenfolge wird der Gast bald diesem, bald jenem Hause zugewiesen und der Amin ist bei Strafe verpflichtet, dem betreffenden Familienvorstande rechtzeitig die Mittheilung zu machen, daß nun die Reihe an ihn kommt und er die nöthigen Vorräthe anzuschaffen hat. Muß er für vornehmere Gäste besondere Aufwendungen machen, so entschädigt ihn die Gemeindekasse; doch suchen in solchen Fällen die reicheren Dorfbewohner gewöhnlich eine Ehre darin, den ärmeren die Last abzunehmen. Für den Touristen finden sich an den Hauptorten gute Wirthshäuser, die ihn von der bei aller Gastfreundschaft dem Fremden nicht sonderlich appetitlichen kabylischen Küche emanzipiren, und ein Ausflug in die Kabylie gehört zum Programm eines jeden Wintergastes in Algier. Man fährt mit der Bahn nach Ménérville, von da mit der Diligence durch die sogenannte Ebene von Bour'ni, eine tiefe Einsenkung zwischen Ménérville und Tizi Ouzon, nach diesem Fort, übernachtet dort und ist bei guter Zeit am anderen Morgen in Fort National. Man muß aber dann denselben Weg wieder zurückmachen, höchstens mit der kleinen Variante über Drâ el Mizan und Palestro, denn nach Westen hin führt nur ein Saumpfad in einem schweren Tagesritt nach Tizimalt und dem Sahelthal. Das war für uns, denen ohnehin das Urgestein der Kabylie wenig Ausbeute an Schnecken versprach — die hohen Kalkkämme sind vor Ende Mai nicht zugänglich — wenig verlockend und wir entschlossen uns darum, eine Straße einzuschlagen, die nur selten von Touristen betreten wird, nämlich dem Südabhang des Dschurdschura entlang nach Beni Mansour und von da das Sahelthal hinab nach Bougie. Betraten wir auch so nicht die eigentliche grande Kabylie, so umkreisten wir dafür das Bergland an seiner Außenseite und lernten, immer auf von Kabylen bewohntem Gebiete bleibend, das Thal des Isser und das des Sahel kennen, die beiden Flüsse, welche den Dschurdschura so völlig umgeben, daß er nur durch einen schmalen Rücken mit dem Hochplateau und dem Dschebel Dira bei Aumale zusammenhängt. Die Tour ist heute noch einigermaßen unbequem; man fährt zwar mit der Diligence, die Algier und Konstantine verbindet, bis Bordsch Beni Mansour, aber dort, wo man um Mitternacht anlangt, ist das Unterkommen sehr fraglich und erst am anderen Nachmittag kommt ein Kärrnchen, das die einzige Postverbindung das Sahelthal hinab darstellt. Schon im nächsten Herbst indeß wird das Dampfroß die ganze Strecke zwischen Algier und Konstantine durcheilen und im Jahre 1886 wird auch eine Linie von Bordsch Beni Mansour nach Bougie eröffnet werden.

Die Bahn nach Ménérville zweigt sich in Maison Carrée von der Metidschabahn ab, aber die Züge laufen bis Algier durch. Nach Ueberschreitung des Harrasch durchfährt man den östlichen Theil der Ebene, der dem centralen an üppiger Fruchtbarkeit nichts nachgiebt. Hier liegen eine Anzahl größerer Güter, die mit allen Hilfsmitteln moderner Technik betrieben werden. Dampf-Centrifugalpumpen haben die Noriah ersetzt und der Dampfpflug ist an die Stelle des altrömischen oder richtiger sogar altphönizischen Instrumentes getreten, mit welchem der Eingeborene das Land bearbeitet. Weiterhin hebt sich der Boden etwas und bedeckt sich mit Rebenpflanzungen; dann verlassen wir die Metidscha im engeren Sinne und gelangen durch einen lichten Bestand hochstämmiger Eichen in das Thälchen des Uëd Boudouauou. In geringer Entfernung vom Meere, das mehrfach sichtbar wird, geht es weiter nach Alma, einem gut gedeihenden Kolonistendorfe. Von da ab beginnt die Bahn zu steigen und sich zu winden. Große Strecken des Hügellandes sind noch in arabischen Händen und mit wüstem Buschwald bedeckt, aber längs der Bahn treffen wir immer häufiger neu gerodete Weinberge, besonders ausgedehnt um die gegenwärtige Endstation der Bahn. Ménérville liegt, wie sein alter und bekannterer Name Col des Beni Aïcha andeutet, auf einem Col, einer Paßeinsenkung in dem Bergzug, der im Bou Zegsa kulminirt und das Isserthal vom Thal des Boudouauou und der Metidscha trennt. Wenn auch der große Verkehr, dessen es sich eben als Kopfstation erfreut, nicht mehr lange bleiben wird, so sichert ihm doch seine Lage an dem Punkte, wo sich der Verkehr nach der großen Kabylie abzweigt, eine gewisse Zukunft; auch ist die Umgebung fruchtbar und zum Weinbau geeignet.

Der provisorische Bahnhof liegt noch diesseits der Wasserscheide in einem tiefen Einschnitt, von welchem aus ein Tunnel den Kamm durchbricht. Wenn man die Höhe erreicht hat, erhebt sich gerade gegenüber die gewaltige schneegekrönte Bergmauer, aber sie taucht wieder hinter die

Vorberge, sobald man in ein Seitenthal des Isser hinabsteigt; ihre Gestaltung, ein langer Rücken ohne vorspringenden Gipfel, erinnerte mich an die Sierra Nevada, wie man sie vom Bahnhof von Loja aus erblickt, aber der Anblick war doch viel imponirender. Das ganze Issergebiet ist in europäischen Händen und gut angebaut; die sonst sehr gute Straße war leider infolge des ungeheuren Verkehrs, den der Bahnbau hervorrief, arg zerfahren und wir wurden tüchtig geschüttelt. Ueberall drängten sich die Bahnarbeiter, mit Ausnahme der Steinhauer und Schlosser, ausschließlich Eingeborene, und zwar meistens Kabylen aus Marokko, die allen anderen vorgezogen werden. Man erkennt sie sofort an dem langen lockigen Haar am Hinterkopfe (die algerischen Kabylen tragen das Haar kurz geschoren, die Araber rasiren den Kopf). Sie kommen in organisirten Trupps aus ihren Heimathbergen, immer die Angehörigen eines Dorfes oder eines Stammes zusammen unter der Leitung eines frei gewählten Amin, der für sie bindende Kontrakte mit dem Unternehmer abschließt, die Anschaffung der Nahrung besorgt und den Lohn in Empfang nimmt, dafür aber auch für seine Leute verantwortlich ist. Sie bringen nicht nur ihren ersparten Verdienst mit in ihre Heimath, sondern auch neue Anschauungen und Civilisationskeime, die nicht unterschätzt werden dürfen, namentlich in einem Lande, das sich so nach außen abschließt, wie Marokko. Die Kunde, daß ihre Landsleute in Algerien so viel besser leben, daß sie ihres Lebens und ihres Eigenthumes sicher sind und nicht systematisch ausgeplündert werden wie in Marokko, dringt bis in die fernsten Thäler der Rif und des Atlas, und wenn einmal eine europäische Macht die Hand auf den äußersten Westen Nordafrikas legen will, wird es schwer halten, die Berber zum Kampfe gegen sie zu entflammen, natürlich nur so lange ihre alten Gebräuche nicht angetastet werden.

Noch hatten wir ein tief einschneidendes Seitenthal, welches die Bahn auf einer schon vollendeten Eisenbrücke kühnster Konstruktion überschreitet, zu passiren und dann einen weit vorspringenden Bergsporn in mehreren Serpentinen zu übersteigen; dann ging es hinab in das weite Thal des Isser. Ein schwacher Araberstamm kam uns entgegen, armes zerlumptes Volk, Männer, Weiber und Kinder mit der armseligen Habe beladen, ein paar Ziegen mit sich treibend, ihr ganzes Besitzthum an Vieh. Sie mögen wohl bei irgend einem Aufstande ihre Herden verloren haben und ihr Land ist ihnen konfiscirt worden oder sie haben es verkauft. Das ist das Ende, dem alle Araberstämme im Tell (dem kultivirten Nordabhange Algeriens) entgegengehen; sie sind kaum von unseren Zigeunern zu unterscheiden; wie sie sich ernähren, weiß nur Allah. — Eine Strecke weit fuhren wir durch ebenes Land, dann legte sich plötzlich ein ungeheurer Bergriegel, mit mächtigen Kalkfelsen zinnenartig gekrönt, gerade vor den Weg; in ihm klafft ein enges Felsenthor, der Eingang zu den berühmten Gorges de Palestro. Ein französischer Kaufmann, der mit uns fuhr, übernahm es, meinen Tornister mit nach Palestro zu nehmen und im Hotel abzugeben; wir stiegen aus, um die Schlucht zu Fuß zu durchwandern. Sie verdient das wohl, fast noch mehr als die viel häufiger besuchte Schiffaschlucht, denn hier handelt es sich wirklich um eine Klamm, eine Felsenschlucht mit senkrecht abfallenden Kalkwänden. Die Straße ist beinahe in ihrer ganzen Länge in den Felsen des linken Ufers gesprengt, die Bahn überschreitet unmittelbar vor dem Eingange den Fluß auf einer Brücke, welche die bedeutendste in Algerien werden wird, und durchbricht dann in einer Reihe sich fast berührender Tunnels die Felsen des rechten Ufers. Hier war früher auch ein Lieblingsaufenthalt der Affen. Tchihatcheff hat 1879 noch eine Menge gesehen, aber vor dem Leben, das der Bahnbau gebracht hat, und vor dem unheimlichen Dröhnen der Minen sind sie in die höheren Regionen der Kabylie entwichen und wir sahen nur noch einen, den ein italienischer Arbeiter an einem Kettchen führte.

Die Isserschlucht ist abgesehen von ihrer Romantik eine hochwichtige Stelle, denn hier finden viele Thierarten ihre Ost- oder ihre Westgrenze. — Die Kalkfelsen beherbergen eine reiche Schneckenfauna mit vielen eigenthümlichen Arten, aber ihre Quantität war auffallend gering. Ich erfuhr später, daß verschiedene meiner algerischen Fachgenossen im Laufe des Winters desselbigen Weges gefahren waren und arge Verheerungen angerichtet hatten. Der Botaniker findet in der Schlucht weniger Ausbeute, wohl aber in den Bergen darüber, die freilich nur von den beiden Ausgängen aus erstiegen werden können.

Wir hatten Algier bei ziemlich winterlicher Temperatur verlassen — am 8. April —, aber im Laufe des Tages schlug das Wetter um und die Sonne brannte tüchtig. Dabei fehlt in der Schlucht Wasser gänzlich; erst am Ausgange, nachdem man einen kurzen Tunnel durch den letzten Felsenvorsprung und eine hübsche einbogige Eisenbrücke passirt, rauschen zwei kleine Sturzbäche herab und findet der durstige Wanderer eine Quelle, an der er sich laben kann. Hier weichen auch die Wände auseinander und es thut sich ein weites grünes Thal auf, ehemals ein See, so lange der Felsriegel von Tizi Nir noch nicht durchgenagt war. Nach einer halben Stunde etwa erblickt man das auf einem Hügel, den der Isser fast rings umfließt, malerisch gelegene Palestro und steigt zu ihm durch einen Ravin hinauf, den die Eisenbahn auf einem sehr langen Viadukt überschreitet.

Palestro ist ein aufblühendes Städtchen, eines der wohlhabendsten in Algerien außerhalb der Metidscha. Nur ein Monument auf dem mit Eukalypten bepflanzten Platze, dem Hotel gegenüber, erinnert an die völlige Zerstörung vom 26. April 1871. Damals wohnten etwa 100 Italiener hier. Sie standen in gutem Einvernehmen mit den Bergkabylen, und als die unheimliche Bewegung im Gebirge begann und die Bewohner aller anderen Dörfer im Kabylengebiet von Haus und Hof flüchteten, glaubten sie getrost bleiben zu können. Hatten sie ja doch ihren Nachbarn nie etwas zu Leide gethan! Sie wußten freilich nicht, daß das ganze Issergebiet einst den Kabylen gehört und daß diese nur zähneknirschend die Eindringlinge duldeten, welche sie aus dem fruchtbaren Thale in die Berge gedrängt. Auf einmal sahen sie das Dorf von allen Seiten umringt. In der Hoffnung auf baldigen Entsatz — ein starker Marsch hätte die Truppen aus der Metidscha am Bou Zegsa hin ins obere Isserthal gebracht, ohne die Schlucht forciren zu müssen, — vertheidigten sie sich in ein paar Steingebäuden und tödteten eine ganze Anzahl Kabylen; aber am dritten Tage war die letzte Patrone verschossen und nachdem verschiedene Häuser erstürmt und die Vertheidiger niedergemacht worden waren, mußten sich die Ueberlebenden ergeben. Aber nur wenige konnten die Führer der Kabylen ihren erbitterten Leuten entreißen, die Blutrache verlangte ihr Opfer, und 68 Männer, Frauen und Kinder wurden auf qualvolle Weise zu Tode gemartert. Das Denkmal, in seinem Realismus ergreifend wirkend, stellt einen Kolonisten dar, die Flinte in der Hand, die Energie der Verzweiflung im Gesicht; seine Frau, den Säugling im Arm, ist neben ihm niedergesunken, ein kleiner Knabe umklammert das Knie des Vaters.

Heute ist die blutige Lehre fast vergessen; auf dem Platze um den Brunnen bewegen sich Kolonisten und Kabylen im besten Einvernehmen, und das Dorf ist wieder aufgebaut worden genau in derselben verzettelten Weise, die jede Vertheidigung unmöglich macht, wie früher auch. Die neuen Ansiedler hätten sich vielleicht besser die Bauweise der deutschen Siedler im Slaven- und Preußenlande zum Vorbilde genommen und ihr Dorf selbst zur Vertheidigung eingerichtet, oder wenigstens eine feste burgartige Zufluchtsstätte im Inneren desselben erbaut. Eben sind freilich die Kabylen ruhig und friedlich, aber es wäre eine Thorheit zu glauben, daß sie auf die ihnen entrissenen fruchtbaren Ländereien verzichtet hätten. Die Bevölkerungszunahme läßt sie den Verlust von Jahr zu Jahr schwerer empfinden und sie werden sich keine Gelegenheit entgehen lassen, die Vertreibung der Fremden zu versuchen. Die Armée territoriale allein kann dem nicht abhelfen, denn wer will in solchen drohenden Zeiten Weib und Kind verlassen, um anderen beizustehen? Würde man aber bei der Anlage solcher exponirten Ansiedelungen ein wenig mehr auf die Vertheidigungsfähigkeit sehen, so könnte eher an eine Verringerung der Besatzung gedacht werden. Kosten würden kaum erwachsen; man brauchte nur die öffentlichen Gebäude, welche die Regierung ja doch in jedem neuen Dorfe massiv aus Stein erbauen läßt, Schule, Mairie und Kirche, zweckmäßig zu gruppiren und durch Mauern zu verbinden, so wäre ein Zufluchtsort hergestellt, welcher den Kabylen gegenüber Wochen lang vertheidigt werden könnte.

Wir blieben bei unserem ersten Besuche in Palestro in dem Hotel de France, das bei guter Verpflegung allerdings im Punkte der Reinlichkeit etwas zu wünschen übrig ließ, über Nacht und kehrten am anderen Morgen wieder zur Schlucht zurück, um den Felsenberg auf dem linken Isserufer zu besteigen und dort auf eine seltene, nur in den Gipfelfelsen vorkommende Schnecke zu fahnden. Der Weg war, da gerade Markt in Palestro abgehalten wurde, sehr belebt; die Kabylen kamen meistens zu zweien auf einem Maulthier, was der Araber nie thut, der Südspanier aber stets; es ist das einer der kleinen aber frappanten Züge, welche der Spanier mit dem Kabylen gemein hat und welche jedem Beobachter, der beide Nationen kennt, um so mehr auffallen, je genauer er sie kennen lernt, bis er schließlich zu der Ueberzeugung kommen wird, daß der Andalusier, der Rondeño, der Huertano aus den Vegas von Valencia und Murcia, wie der Bewohner der wüstenartigen Steppen von Almeria nichts Anderes ist, als ein christianisirter Kabyle. Es war ein mühsamer Aufstieg durch das Gestrüpp zum Col de Tizi Nir. Einen Kabylenpfad, dem wir anfangs folgten, hatten wir bald wieder verloren; hier und da trafen wir auf sorgsam gepflegte, mit Hecken umgebene Gerstenfelder, auch auf Feigenbäume und selbst Reben, aber meistens war der Hang zum Bebauen zu steil. Erst als wir den ersten Absturz hinter uns hatten und nun in ein grünes flaches Hochthal kamen, mehrten sich die Feigenbäume und Oelbäume und traten auch ausgedehntere Felder auf. Ein betretener Pfad leitete uns hinüber an die Felsen, die wie ein schmaler, steil nach beiden Längsseiten abstürzender Rücken emporstarren, offenbar eine härtere, senkrecht aufgerichtete Bank, welche der Verwitterung getrotzt hat und nun isolirt emporragt. Man konnte sie auch auf der anderen Schluchtseite deutlich erkennen; sie hat jedenfalls dem Durchbruch der Gewässer das größte Hinderniß bereitet.

Am Fuße des Felsens trafen wir auf eine kleine Ansiedelung. Hunde bellten, ein paar Kinder liefen erschreckt zurück und gleich darauf kam ein arabisch gekleideter stattlicher Mann aus dem nahen Felde und begrüßte uns in gebrochenem Französisch. Auf meine Bitte um einen Trunk brachte er uns Wasser in einem Krug, der ganz den spanischen Jarras glich, außerdem aber auch Halib, Buttermilch, und eine kleine Porzellantasse, jedenfalls sein Stolz, zum Trinken. Mittlerweile waren die Kinder herbeigekommen und mit ihnen eine noch junge, recht hübsche und leidlich saubere Frau, die mit neugieriger Verwunderung auf meine Frau starrte, gewiß die erste Europäerin, welche diese Höhe erstiegen. Leider war eine Verständigung auf Französisch nicht möglich, ich versuchte es mit der Lingua franca, und siehe da, es ging besser. Der Biedermann begriff sogar, was ich wollte. Oh, mi sabir, sagte er, als ich ihm ein paar unten gesammelte Schnecken zeigte, und führte uns an einigen anderen Häusern vorbei zu den Felsen, wo wir wirklich die gesuchte Art fanden. Ein jüngerer Kabyle, der mit einem furchtbaren Hackmesser ein Stück Holz bearbeitete, schloß sich uns auch noch an; unter anderen Umständen hätte es einem bei der Gesellschaft unheimlich werden können, aber jetzt hat man im Frieden nichts zu fürchten und die beiden Kabylen halfen uns eifrig sammeln. Leider war unsere Zeit zu knapp, wir wollten die Diligence nach Menérville zurück benutzen und mußten um 1 Uhr wieder unten in der Schlucht sein. Wir kehrten also zum Dörfchen zurück, um uns noch einmal zu erquicken. Die Buttermilch aus dem nicht allzu sauberen Gefäß schmeckte bei der Hitze wie ein Göttertrank. Diesmal zog aber die Kabylin meine Frau ins Haus hinein, sie sollte im Schatten ein wenig ausruhen, ich zog es, da der Hauseigenthümer arabisch gekleidet war, natürlich vor, außen zu bleiben, im eigentlichen Kabylenlande hätte ich unbedenklich mitgehen können. Durch eine niedere Thür gelangte meine Frau in einen ganz entsetzlich schmutzigen Hof, den an drei Seiten niedere Gebäude umgaben. Hier gesellte sich zu der einen Frau noch eine nicht minder hübsche Gefährtin, und sie führten meine Frau, die vor dem Schmutz zurückscheute, ins Wohnhaus. Hier sah es besser aus; der ziemlich ausgedehnte Raum empfing zwar sein Licht nur durch die Thür, aber der Boden war aus gestampftem Lehm, glatt und sauber, neben der Thür war ein erhöhtes Lager mit einem bunt verzierten Wollenteppich bedeckt; an der einen Schmalseite standen vier von den großen ungebrannten Thongefäßen, in welchen die Kabylen ihre Vorräthe aufbewahren; sie werden von den Frauen an Ort und Stelle aufgebaut und sind nicht transportabel. An der anderen Schmalseite standen Töpfe und allerhand Geschirr, aber eine Feuerstätte befand sich nicht im Raume; es schien eine eigene Küche vorhanden zu sein.

Ich war derweile mit dem Hausherrn draußen geblieben; er hatte mir mit Stolz seine Zicklein und Kälber gezeigt — das Großvieh war auf der Weide — und dann hatte ich mir seine Bienen näher betrachtet. Der Mann, der überhaupt entschieden wohlhabend war, hatte mindestens 20 Stöcke auf seinem Stande, lauter lange vierseitige Kästen von 45 Zoll im Quadrat und 4 bis 5 Fuß lang, vorn und hinten mit einem Stück Kork verschlossen. Sie standen auf einem vierfüßigen Gestell und waren durch ein Stück Korkrinde vor dem Regen, durch eine Strohmatte gegen die Sonne geschützt. Sonst hat man im Kabylenlande auch Stöcke ganz aus Korkrinde; man schält einfach einen passenden Baum und setzt oben und unten einen Korkboden ein, so ist der Stock fertig. Die Bienen müssen gutartig sein, denn obwohl sie um uns herumschwärmten, wurden wir nicht gestochen; auch würde man sonst wohl schwerlich den Stand gerade an der Hausthüre angebracht haben. Der Honig spielt in Algerien, wo

Zucker selten und theuer ist, noch eine viel wichtigere Rolle wie bei uns, und das Wachs bildet einen Hauptexportartikel. Ich kann mich aber nicht entsinnen, bei Kolonisten einen Dzierzonstock gesehen zu haben, so reichen Ertrag eine rationelle Bienenzucht in diesen Ländern auch verspräche.

Gern hätte ich mir noch alles genauer angesehen, aber die Zeit drängte. Beim Abschied bot ich unserem Wirth ein Zweifrankstück an, aber er lehnte es stolz ab, soweit war er doch arabisirt; als ich es aber dann einem der Kleinen schenkte, lachte er freundlich; da kam dann doch der Kabyle zum Vorschein. Unser anderer Begleiter hatte sich, ohne ein Trinkgeld abzuwarten, schon früher seitwärts in die Büsche geschlagen. Dann wies er uns noch einen näheren Richtweg und trennte sich mit einem herzlichen bon jour von uns.

Unten fegte ein heißer Südwind furchtbare Staubmassen die Schlucht hinab und trieb uns in eine Arbeiterkantine. Die Wirthin erzählte uns, daß die Arbeiten beinahe beendigt und die meisten Arbeiter schon weiter gezogen seien; auch sie wäre längst weiter gewandert, aber ihr Mann liege beinahe blind im Spital in Algier, ihr Sohn sei ganz erblindet. Die Augenkrankheiten richten im Süden bei dem Staube und der furchtbaren Hitze entsetzliche Verwüstungen an, auch unter den Europäern, noch mehr natürlich unter den Eingeborenen, bei denen die Zahl der Blinden Legion ist. Bei weitem die meisten Erblindungen entstehen schon in der frühesten Jugend durch die blennorhöische Augenentzündung der Neugeborenen und wären bei einiger Vorsicht zu verhüten, aber der Araber ist viel zu indolent, um Hilfe zu suchen, ehe es zu spät ist.

Endlich kamen die beiden Diligencen, welche auf der Straße verkehren, dicht hintereinander, beide gefüllt, was auf dieser Strecke fast unerhört. Aber es sollte in den nächsten Tagen in Algier ein großer maskirter Umzug zu wohlthätigen Zwecken stattfinden, eine jener beliebten Kavalkaden, bei denen die Veranstalter soviel Tausende ausgeben als sie Hunderte zusammenbetteln, und dazu strömte in die Stadt, wer dort Verwandte hatte. Zum Glück hatte unsere Wirthin uns Plätze bestellt und man war anständig genug gewesen, sie uns auch zu reserviren; sie waren hoch oben auf der Imperiale und Aufsteigen und Absteigen waren für meine Frau wenigstens etwas kritisch, aber es ging doch und der unbequeme Sitz wurde uns einigermaßen versüßt, als wir sahen, wie verschiedene geputzte Damen, die mitunter stundenweit nach der Straße gekommen waren, wieder umkehren mußten, ohne Platz gefunden zu haben. Am Abend waren wir wieder in Algier, wo wir noch einige Zeit zubrachten, um dann endgültig die Reise nach Bougie anzutreten.

Die sociale und politische Stellung der Frauen bei den Huronen und Irokesen.

Von P. E. Richter.

I.

In den „16. und 17. Reports of the Trustees of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology“ (Vol. 3, Nr. 3—4, Cambridge 1884) behandelt Lucien Carr dieses von anderen Schriftstellern meist nur gelegentlich mit einigen Zeilen abgethane Thema in ganz ausführlicher Weise. Für oder gegen die Carr'schen Angaben Stellung zu nehmen, ist, wenn man ältere und neuere diesbezügliche Litteratur vergleicht, wegen sich widersprechender Behauptungen nicht eben leicht. Haben sich doch auch die Verhältnisse in den letzten zwei Jahrhunderten durch den von den Weißen ausgeübten Einfluß theilweise so geändert, daß man sich nach der Lektüre der verschiedenen Angaben fragt: was gilt hier, was nicht? Am schlimmsten ist es, daß einzelne Berichterstatter, wie man zu sagen pflegt, alles in einen Topf werfen. So sagt Lafitau in seinen „Moeurs des sauvages améniquains“ (Vol. 1, Paris 1724, 4⁰.) von den Indianern: „C'est partout le même esprit de gouvernement, le même génie pour les affaires, la même méthode pour les traiter, le même usage pour les assemblées secrettes et solemnelles etc.“, und Le Page du Pratz in seiner „Histoire de la Louisiane“ (Vol. 3, Paris 1758, 4⁰.): „Ils ont tous foncièrement les mêmes moeurs et usages, de même que la manière de parler et de penser etc.“ Und so werden in dem ganz neuen Werke „Ploß, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“ (Bd. 2, S. 504. Leipzig 1855. 8⁰.) die Verhältnisse der Indianerfrauen mit 18½ Zeilen abgethan, indem uns kurzweg berichtet wird, was die Mrs. Eastman einst gesagt. Ihre Angaben beziehen sich aber auf die Siouxweiber und können nicht für alle anderen gelten, denn bei näherem Zusehen zeigt sich, daß bei den verschiedenen Indianerstämmen zum Theil ganz verschiedene Gebräuche bestanden haben und noch bestehen. Auch aus neuerer Zeit ist ein solches allgemein gehaltenes Urtheil zu verzeichnen, und zwar von Emil Ulrici, der in den Jahren 1849 bis 1850 unter Indianern gelebt hatte (er hält sich jetzt in Missouri auf). Derselbe schreibt in einem 1870 bei Türk in Dresden erschienenen, ebendaselbst im Verein für Erdkunde gehaltenen Vortrage, betitelt: „Die Indianer Nordamerikas“, S. 33, über die Stellung der Geschlechter wie folgt: „Die Männer jagen und führen Krieg, die ihnen noch übrig bleibende Zeit verbringen sie mit Anfertigung ihrer Waffen, Kähne und Fallen, mit Reden in ihren häufigen Versammlungen und endlich mit Essen und Schlafen. Die Frauen dagegen sind die thatsächlichen Arbeiter, die Plackesel, die alles zu verrichten haben. — Die armen Geschöpfe haben mich oft gedauert, wenn sie mit Zeltutensilien, Fellen, Körben und Kindern beladen, ein ebenfalls bepacktes Pony an der Leine nach sich ziehend, langsam und müde dahinschlichen, während der Herr Gemahl, schön bemalt und mit stolzem Gesichtsausdruck, die Pfeife im Munde, nebenher schritt oder ritt; die Frau hat nicht nur Holz und Wasser herbei zu schaffen, das Essen zu bereiten, die Kleidungsstücke anzufertigen,

sondern auch da, wo vielleicht ein wenig Ackerbau getrieben wird, das Feld zu bebauen und die Früchte einzuheimsen, — sie hat das vom Manne erlegte Wild nach Hause zu schleppen, es zu zerlegen, das Fleisch durch Trocknen oder Räuchern haltbarer zu machen, die Felle zu gerben oder anderweitig für den Gebrauch herzurichten, Beeren und Wurzeln für den Winter zu sammeln und hunderte von anderen kleinen Geschäften zu besorgen, wie sie bei Nomaden- und Jägervölkern vorkommen. Die meisten Frauen der uncivilisirten Stämme sind, wahrscheinlich in Folge solcher Behandlung, klein, dünnbeinig, dünnleibig, häßlich und verkommen und strotzen vollständig von Schmutz und Ungeziefer.“ Ulrici steht mit seinem Urtheil durchaus nicht vereinzelt da, denn schon Loskiel sagt in seiner „Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika“ (Barby 1789, 8°.), die Delaware-Weiber hätten es so gut, als es die Lebensart der Indianer zulasse. Bei den Irokesen aber sei ihre Lage nicht so gut. Der wilde Irokese sei stolz auf seine Stärke, Herzhaftigkeit und andere männliche Vorzüge und begegne seinem Weibe mit Kaltsinn, Verachtung und nicht selten mit Grobheit. Und solche mißgestaltete und mißachtete Wesen sollen bei den Huronen-Irokesen-Stämmen eine Stellung einnehmen, die fast als eine herrschende zu bezeichnen ist.

Hören wir nun, was Carr in dieser Beziehung zu sagen weiß. Nach ihm mag die Bildung der Stämme gewesen sein, welche sie will, mögen die einen etwas mehr, die anderen etwas weniger vom Urzustande sich entfernt gehabt haben, zweifelsohne wurden sie früher, wenn man von einer Regierung bei ihnen überhaupt sprechen kann, von Häuptlingen und Aeltesten regiert, deren Macht allerdings nur in der Ueberredung bestand, und die sie mit den Frauen theilten, „wenn anders dieselbe nicht in letzter Instanz gänzlich in den Händen der Frauen eines Stammes ruhte.“ Hauptsächlich an der Hand des oben citirten Lafitau, der durchschnittlich auf jeder Seite Vergleiche mit Lydern, Carern, Mysiern und Gott weiß welchen zum Theil mythischen bei Homer, Herodot, Diodorus Siculus u. a. m. vorkommenden Völkern zieht, wird uns gezeigt, daß die Indianerfrau nicht das arme geplagte Wesen war, als welches sie gewöhnlich angesehen wird. Carr hat diesem Thema in Vol. 2 der „Memoirs of the Kentucky Geological Survey“ schon einen besonderen Artikel gewidmet, auf den er nur verweist; er beruft sich aber auch auf das Zeugniß der Mary Jamieson (Life of Mary Jamieson, New York 1856), die ihr Leben unter den Irokesen zugebracht hat und die behauptet, die Aufgabe einer Indianerfrau sei nicht schwerer gewesen als diejenige weißer Frauen, während ihre Sorgen nicht halb so zahlreich oder so groß seien, wie die der weißen. Das stimmt wieder völlig mit dem überein, was John Heckewelders (Account of the History, Manners and Customs of the Indian Nations, who once inhabited Pennsylvania and the neighbouring States“, Philadelphia 1819) sagt. Es heißt daselbst: „Die Aufgabe der Frau ist weder hart noch schwierig. Sie sind sowohl fähig als willig sie zu bewältigen, und thun es mit Freuden .... Wenn sie wandern oder mit ihren Männern in Jagdgründe ziehen und zwar ohne Pferde, so tragen sie ein Bündel auf dem Rücken, welches oft schwerer zu sein scheint, als es ist. Ich habe nie eine Indianerfrau über das Tragen dieser Last klagen hören, die ihren eigenen Comfort und Unterhalt enthält wie den der Männer.“ So sagt auch Horatio Hale in der Einleitung zu „The Iroquois Book of Rites“ (auch unter dem Titel: Brinton's Library of aboriginal American Literature Number II, Philadelphia 1883, 8°.): „Die vollständige Gleichheit der Geschlechter in Bezug auf sociale Bedeutung und Einfluß erhellt aus allen Berichten der alten Missionare, welche darüber am besten urtheilen konnten. Gelegentliche Beobachter sind irregeführt worden durch das Fehlen jener uns aus den Zeiten des Ritterwesens überkommenen Höflichkeitsbezeugungen, welche, wie angenehm sie auch sich ausnehmen mögen, doch nur, alles in allem, pure Zeichen der Herablassung und Protektion der Stärkeren über die Schwächeren sind. Der Irokese räumt einer Frau nicht seinen Platz ein, er überläßt ihr nicht den Vortritt beim Verlassen eines Raumes, aber er sichert ihr den Besitz ihres Eigenthums, er erkennt ihre Rechte auf die von ihr geborenen Kinder an und überläßt ihrer Entscheidung die Wahl des zukünftigen Häuptlings.“

Als bewiesen darf angenommen werden, daß die nordamerikanischen Indianerstämme mit wenigen Ausnahmen in Geschlechter zerfallen und die Abstammung in weiblicher Linie erfolgt. Nach Morgan (League of the Ho-dé-no-sau-nee, or Iroquois, Rochester 1854, 8°.) ist folgendes dafür anzunehmen: „Von den Großeltern war nothwendigerweise nur die mütterliche Großmutter, von den Eltern nur die Mutter, und in der absteigenden Linie konnten nur die Kinder der Schwester von demselben Stamme sein wie der Propositus oder dasjenige Individuum, von welchem die Verwandtschaftsgrade abgeleitet wurden. Die mütterliche Großmutter und ihre Schwestern galten für ihn gleicherweise als Großmütter, die Mutter und ihre Schwestern als Mütter, die Kinder der Schwester einer Mutter als Neffen und Nichten, die Enkel einer Schwester als Enkel. Dies waren die hauptsächlichsten Verwandtschaftsgrade im Stamme; außerhalb desselben galten der väterliche Großvater und seine Brüder gleichmäßig als Großväter, der Vater und seine Brüder als Väter, des Vaters Schwestern als Tanten (während innerhalb des Stammes die Brüder der Mutter Onkel waren), die Kinder der Schwester des Vaters als Vettern und Basen, deren Kinder als Neffen und Nichten und deren Kinder als Enkel des Propositus. Die Kinder eines Bruders waren seine Kinder, die Enkel eines Bruders seine Enkel, die Kinder eines Bruders des Vaters seine Brüder und Schwestern, nicht Vettern und Basen, und ihre Kinder seine Enkel.“

Die östlich vom Mississippi und südlich von den Großen Seen lebenden Indianer lebten zur Zeit, als man sie zuerst fand, nach Hale in Holzbauten, von oft über 200 Fuß Länge, die durch Anbauten in der Längsrichtung vergrößert wurden, getrennt in Abtheilungen, deren jede für eine Familie bestimmt war. Es sind dies die sogenannten „Long-houses“. Jeder Haushalt beruhte auf dem Prinzip der Verwandtschaft, die Ehefrauen waren meist Schwestern, oder überhaupt demselben Geschlechte angehörig, zu dem ja natürlich auch ihre Kinder zu rechnen waren. Die Ehemänner aber und die Frauen der Söhne, wenn solche in das Haus gebracht wurden, waren nothwendigerweise von anderen Geschlechtern, weil Heirathen innerhalb eines solchen, selbst wo Adoption vorlag, nie erlaubt waren. Jedem Haushalte stand eine alte Frau vor (man denke hier nicht an den verächtlichen und spöttischen Nebensinn, den die „alte Frau“ so häufig in christlichen Gemeinden hat), welcher die Vertheilung der auf verschiedenen Feuerstellen des Hauses gekochten Speisen, je nach Bedarf der einzelnen Familien, oblag. Was im Hause wohnte, scheint einen gemeinsamen Vorrath an Speisen besessen zu haben; so sagt wenigstens Morgan in „House and House-Life of the American Aborigines“ (auch unter dem Titel: „Contributions to North American Ethnology“

Vol. IV. Washington 1881. 4°.). Die Mehrzahl der Bewohner eines Hauses gehörte demselben Geschlechte an, dem der Mütter, und dieses Ueberwiegen eines Geschlechtes wurde noch vermehrt und fortgesetzt dadurch, daß eine junge Frau nicht das Haus der Eltern verließ, um einem Manne zu folgen, der sich einen Hausstand gründete, sondern ihren Mann in das Haus der Eltern nahm. Alle Jagdbeute oder wenigstens ein Theil derselben, auch Jahre nach der Verheirathung, verfiel der Mutter der Frau, und wehe dem Manne, wenn er lässig war; er konnte in diesem Falle, auch wenn schon Kinder da waren oder er sonst was in die Ehe mitgebracht hatte, sein Bündel schnüren müssen, um, sei es zu seinem Geschlechte zurückzukehren, sei es eine neue Ehe anzufangen: die Macht, eine Ehe zu lösen, war ebenso der Frau wie dem Manne eigen, und schon daraus soll zu schließen sein, daß die Stellung der Frau nicht entfernt eine sklavenmäßige gewesen sein kann.

Wenn ein Mann sich mit seiner Frau von dem ganzen Geschlechtshause trennen wollte, so hatte er für ein neues Heim, ein Wigwam, zu sorgen, und dafür, daß es an guter Nahrung und Kleidung nicht fehle. Im Wigwam war die Frau absolute Herrscherin, sie scheint aber nicht nur dessen Inhalt, sondern auch die Felder und die Ernten besessen zu haben. Letzteres um so erklärlicher, da sie es allein war, die das Feld zu bebauen hatte. Carr citirt hierzu zwei Vorfälle aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Im Jahre 1791 nämlich sprachen die Frauen in einer Versammlung zu Colonel Proctor: „Du mußt auf das, was wir Frauen sagen, so gut hören, wie auf die Aussagen der Sachems (erbliche Häuptlinge für friedliche Angelegenheiten), denn wir sind die Eigenthümerinnen dieses Landes, wir bebauen es für uns und sie.“ Niemand bestritt diese Behauptung, und Red Jacket, der, im Gegensatz zu seinem früheren Verhalten, zum Sprecher der Frauen gewählt war, mußte dem Kommissar erklären, die ältesten der Frauen hätten beschlossen, daß Sachems und Krieger den Amerikanern in ihrem Unternehmen helfen sollten „zum Vortheil der Frauen und ihrer Kinder“. Der zweite Fall trat im Jahre 1797 ein. Hier erhielten, nachdem eine Berathung resultatlos verlaufen war, die Frauen von Mr. Morris Geschenke, und darauf machten sie von ihrem Rechte Gebrauch: die Häuptlinge mußten die Versammlung, die geschlossen worden war, auf den Wunsch der Frauen und den der Krieger wieder eröffnen, und es wurde beschlossen, Land abzutreten unter Bedingungen, welche vorher nicht angenommen worden waren. Ja, der Häuptling Cornplanter sagte u. a., die Frauen und Krieger hätten mit Bedauern das ungeeignete Auftreten ihrer Sachems gesehen, und Farmers Brother, ein Häuptling, gab zu, daß das Verfahren der Frauen, die Beschlüsse einer Versammlung auf diese Weise zu annulliren, bei ihnen Brauch sei. — Morgan sagt in seiner „League of the Ho-dé-no-sau-nee“, Frauen und Männer eines Stammes hätten gleiches Anrecht auf die Ländereien gehabt, und in der That scheinen die noch vorhandenen Urkunden, Quittungen und dergleichen für die Richtigkeit dieser Behauptung zu sprechen, da auf ihnen die Unterschriften der obersten Frauen, Häuptlinge und Krieger vorkommen.

Kürzere Mittheilungen.

Die Forbes'sche Expedition nach Neu-Guinea.

Nachdem die Royal Geographical Society 250 Pfd. Sterl. und die British Association 400 Pfd. Sterl. für die von Herrn Forbes geplante wissenschaftliche Expedition nach Neu-Guinea gespendet hat, scheint deren Zustandekommen jetzt gesichert, und Herr Forbes wird sich im December 1884 nach Batavia begeben, von wo er seine Reise nach den Molukken (Ambon) fortzusetzen beabsichtigt, um zunächst dort Begleiter anzuwerben. Eine der Schwierigkeiten nämlich, mit denen Reisende auf Neu-Guinea zu kämpfen haben, entsteht aus den fortwährenden Streitigkeiten der verschiedenen Stämme, die natürlich auch auf einheimische Begleiter zurückwirken; außerdem aber müssen in Bezug auf die Träger besondere Maßregeln getroffen werden. Herr Lawes, der in Port Moresby angesiedelte Missionar, ein gründlicher Kenner des Landes, schrieb über diesen Punkt an Herrn Forbes: „Einheimische Träger kann man hier beinahe immer bekommen, wenn nicht etwa ein Fest oder eine des Fischfangs wegen unternommene Expedition die Sache erschwert und zu einem einige Tage dauernden Aufenthalte nöthigt, jedoch nur für die erste Station. Die Schwierigkeit besteht darin, daß sie nicht mit einem Jeden weiter gehen werden; in jedem neuen Distrikt muß man neue Leute anwerben und das ist manchmal ziemlich mühsam. Die Sprache im Innern ist ganz verschieden von den an der Küste gesprochenen Dialekten, wodurch es sehr schwer wird, sich den Leuten verständlich zu machen und ein Abkommen mit ihnen zu treffen.

Natürlich ist dieser Punkt von der größten Bedeutung für eine Expedition, welche in einem Lande unternommen wird, wo es vor allem darauf ankommt, von der durch Fieber heimgesuchten Küste in das fieberfreie(?) Innere zu gelangen.

Von Ambon beabsichtigt Herr Forbes mit seinen Begleitern über Batavia, Queensland und die Thursdayinsel die Reise nach Port Moresby fortzusetzen und von hier hofft er im Mai die eigentliche Expedition antreten zu können; es liegt in seiner Absicht, auf einem der in Redscar-Bai einmündenden Flüsse in das Innere einzudringen und sobald als möglich einen guten Lagerplatz im Gebirge zu erreichen. Im Falle die Eingeborenen sich friedlich zeigen und Nahrungsmittel in genügender Menge liefern, sieht er den Plan nicht für aussichtslos an, die nördliche Küste der Halbinsel zu erreichen, doch wenn auch nur die wissenschaftliche Erforschung der Owen-Stanley-Kette glückte, würde dies ein sehr bedeutendes Resultat sein.

Alles, was Forbes auf seiner Reise nöthig hat, namentlich auch die zahlreichen Gegenstände, welche als Tauschmittel im Verkehr mit den Eingeborenen werden dienen müssen, muß er mit sich führen und in Port Moresby ein Depot anlegen; namentlich Tabak und Salz sind für den Tauschhandel nöthig, Geld spielt im Verkehr mit den Eingeborenen gar keine Rolle. Nahrungsmittel (mit Ausnahme von Salz) hofft man im Innern in genügender Menge bekommen zu können, wenn nämlich die Eingeborenen nicht feindlich sind; Früchte allerlei Art und mehrere Arten Vögel kommen den eingezogenen Nachrichten nach in genügender Menge vor. Ob Frau Forbes ihren Mann wiederum begleiten wird, scheint noch fraglich; trotz der großen Schwierigkeiten, welche damit verbunden sein werden, tritt Herr Lawes diesem Gedanken nicht direkt entgegen. Der Zug im Gebirge soll

aber für jeden anderen als einen erfahrenen Bergsteiger große Schwierigkeiten bieten.

Brasilianische Kolonisationsbemühungen.

Angesichts der Rührigkeit, mit welcher plötzlich das junge Deutsche Reich sich seiner überseeischen Interessen annimmt, und im Hinblicke auf die kolonialpolitische Bewegung, von welcher gegenwärtig die führenden Staaten der alten und der neuen Welt erfaßt wurden, hat sich vor mehreren Monaten das brasilianische Kaiserreich gleichfalls ermannt, um aufs neue den Versuch zu machen, den europäischen Auswandererstrom an die brasilianischen Gestade zu lenken. Auf die Initiative dreier Deutschen, Blumenau, Gruber und Koseritz, hin wurde zu diesem Zwecke am 14. Oktober 1883 bereits eine Gesellschaft konstituirt, welche mit allen Mitteln der mündlichen und schriftlichen Werbung die Besiedelung des menschenarmen Reiches durch europäische Einwanderer zu betreiben Willens ist. — Auf dem Wege der Petition, durch die Presse, durch Bekanntschaften und den persönlichen Einfluß der Mitglieder will man zugleich darauf hinwirken, daß dem Lande Gesetze gegeben werden, geeignet, um dasselbe den Einwanderern zu einem wahren Adoptiv-Vaterlande zu gestalten, nachdem für Aufnahme und Niederlassung der Ankömmlinge auf vorher vermessenen Ländereien gesorgt sein würde. Weiter will man sich in Verbindung setzen mit den verschiedenen ausländischen, zu Gunsten Brasiliens gesinnten Vereinen, um ein gegenseitig ersprießliches Zusammenarbeiten anzubahnen. Auch soll in denjenigen Ländern Europas, welche die besten Einwanderer liefern, eine direkte Propaganda organisirt werden. Der vornehmlich in Betracht kommende Theil Brasiliens, wohin man die Ansiedler in größerer Zahl zu dirigiren wünscht, ist das Gebiet der Provinzen Rio Grande do Sul, Santa Catharina, Parana, S. Paulo, Minas Geraes, Rio de Janeiro und Espirito-Santo. Betreffs desselben ist schon ein Verzeichniß in Angriff genommen worden, über alle noch seitens der Regierung oder durch Kauf von Privaten zu vergebenden Ländereien, welches auf dem Centralbüreau der Einwanderungs-Gesellschaft in Rio de Janeiro eingesehen werden kann. Auch ist Sorge dafür getragen, pekuniäre Subsidien für bedürftige Auswanderer zur Verfügung zu halten, mittels deren wenigstens eine Passage-Ermäßigung oder Befreiung in Aussicht gestellt werden kann. Das Direktorium dieser unter Umständen vielvermögenden neuesten Kolonisationsschöpfung Brasiliens besteht unter anderen aus dem Generallieutenant de Beaurepaire-Rohan, dem Generaldeputirten Dr. Alfredo de Escragnolle-Taunay, dem österreichisch-ungarischen Ehren-General-Konsul Fernando Schmid, Prof. Hugo A. Gruber, Baron de Irapuà und etwa 20 anderen hochangesehenen Persönlichkeiten in Rio de Janeiro. — Wie jeder Neuerung sind auch der auf obiger Basis gegründeten Einwanderer-Gesellschaft die heftigsten Anfeindungen nicht erspart geblieben. Das ministerielle Entgegenkommen, auf das man bei dem Vorhaben anfangs große Stücke gebaut, ist nebenbei ein so geringes, daß wir persönlich uns nicht dazu verstehen können, dem Unternehmen ein günstigeres Prognostikon zu stellen, als den vielen ähnlichen Projekten, die früher dort zu Lande existirten. Am meisten wird man, wie immer bei solchen Anläufen in Brasilien, mit der starren anti-germanischen Opposition zu kämpfen haben. Was im Juli demnach persönlich in Deutschland und der Schweiz durch einen der Direktoren, Herrn Hugo Gruber, eingeleitet wurde, wird sich nach unserem Dafürhalten höchst wahrscheinlich als ein nutzloser Schlag ins Wasser erweisen. Dazu kommt aber noch, daß man in Mitteleuropa momentan außerordentlich wenig Sinn für eine Befürwortung der brasilianischen Auswanderung hat. Die allgemeine Loosung für diejenigen, welche nicht den Kampf ums Dasein in Nordamerika aufnehmen und doch ihrem Glücke in fremdem Welttheil nachjagen möchten, ist Afrika! Niemand läßt sich auch so leicht in diesem Punkte irre machen und wenn brasilianische Blätter selbstzufrieden berichten, ein Herr Georg Berg in Capetown habe erst die neue Centralgesellschaft mit der Meldung erfreut: 616 deutsche Kolonisten wünschten Südafrika zu verlassen und nach Brasilien überzusiedeln, so macht das gegenwärtig auf das Gros unserer Afrika-Auswanderungslustigen gar keinen Eindruck. Der afrikanische Kredit ist — um es kurz zu sagen — im Steigen, der brasilianische im Fallen begriffen.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Unter Leitung von M. Hérand untersucht eine französische Mission die Küsten Tunesiens. Ihre Arbeiten sind im Sommer 1884 südwärts bis in die Bucht von Gabes gediehen; dort sollen sie im kommenden Frühjahre wieder aufgenommen und dann bis zum Schlusse des Jahres 1885 zu Ende geführt werden. — Auch die provisorische Karte von Tunesien im Maßstabe von 1:200 000 geht rasch ihrer Vollendung entgegen.

— Einen bemerkenswerthen Beleg dafür, wie umsichtig und betriebsam der deutsche Handel auch in dem Gebiete der französischen Kolonie Gabun durch das Haus Woermann organisirt und geleitet worden ist, gewährt der von dem deutschen Konsulat daselbst für das Jahr 1883 erstattete Geschäftsbericht, den die „Nordd. Allg. Ztg." im Auszuge mittheilt. Aus demselben ist zu ersehen, einen wie regen Aufschwung der deutsche Exporthandel daselbst, namentlich seit Eröffnung einer direkten Dampferlinie zwischen Hamburg und jener Küste, genommen hat. Die Woermann'schen Schiffe (43 an der Zahl) versorgen jene Besitzungen seit längerer Zeit mit allen Arten von Lebensbedarf und laden auf der Rückreise nach Hamburg über Havre Elfenbein, Gummi Elasticum, Palmöl, Palmkerne, Eben- und Rothholz. Der Antheil, den die französische Handelsflagge und Kauffahrtei an dem Geschäft mit den Stämmen am Gabunfluß nimmt, ist verschwindend klein dagegen zu nennen; kaufmännisch haben die Deutschen hier Positionen gewonnen, die ihnen jetzt, wo sie ganz in der Nachbarschaft ihre eigenen Stützpunkte finden, zur weiteren Ausbreitung und Stärkung des deutschen Elements nur förderlich sein können. Zu den Erzeugnissen der deutschen Industrie, die sich immer mehr in den dortigen Markt einführen und bereits den Negern unentbehrliche, viel begehrte und beliebte Tauschartikel bilden, gehören namentlich sächsische und rheinische bedruckte rothe Kattune und andere Baumwollenwaaren; ferner konkurriren grobe und feine Eisen- (Hagen) und Messingwaaren vollständig mit den englischen. Seit Jahren beherrscht Deutschland an der ganzen Küste den Markt in Pulver, und erstaunliche Mengen gehen davon mit

jedem Schiffe von Hamburg und Bremen ab; auch Berliner Artikel, Konfektionswaaren, Lampen u. s. w. finden immer mehr Anklang und verdrängen die sogenannten Articles de Paris. Ein neuer deutscher Industriezweig hat seit einem Jahre dem amerikanischen Import von mit Papier und Blech verzierten Holzkoffern den Rang streitig gemacht; es ist unglaublich, welche Mengen von diesem Artikel hier Absatz finden. Durch Anweisungen und Drängen der Hamburger Exporteure sind denn unsere Fabrikanten endlich dahin gelangt, diese bisher von New-York gelieferten Artikel vollkommen konkurrenzfähig auf den afrikanischen Markt zu bringen. Auch Glaswaaren (Karaffen und Gläser ꝛc.) sowie sächsisches Steinzeug werden in immer größeren Mengen von Deutschland aus bezogen. Das Interesse des deutschen Handelsstandes an Afrika ist noch immer im Steigen begriffen, wie die vielen Anfragen von Fabrikanten über Auskunft nur zu gut bezeugen. Dasselbe ist auch vollkommen berechtigt, da die Aussichten auf immer weitere Erschließung des schwarzen Kontinents gegenwärtig die denkbar günstigsten sind.

— Im Verlage von G. Behrend (H. Förstner) in Berlin ist soeben eine Broschüre „Die deutsche Kolonie Camerun" von Dr. Anton Reichenow erschienen unter Beifügung einer vom Verfasser aufgenommenen Originalkarte. Während zweier Jahre hat der Autor die Tropen Westafrikas und speciell die Camerungegend zum Zwecke naturwissenschaftlicher Forschungen bereist, und gilt als einer der besten Kenner dieses Landstriches. Die Broschüre läßt eine scharfe Beobachtungsgabe und lebensfrische Schilderung erkennen, und bietet das vorliegende Werk eine ebenso sachlich genaue und belehrende als anregende und unterhaltende Lektüre. Der Inhalt umfaßt eingehende Schilderungen der Landesbeschaffenheit, des Pflanzen- und Thierlebens, der Jahreszeiten, des Klimas, der Bewohner und des europäischen Handels in jenen von der Natur so bevorzugten Gegenden, über denen jetzt die deutsche Flagge weht.

— Das kleine Kanonenboot, welches die Franzosen zu Anfang 1884 in Bamaku auf dem oberen Niger vom Stapel gelassen haben, ist kürzlich diesen Strom etwa 70 km hinab bis Kulikoro gefahren und hat den Flußlauf aufgenommen. Die Stromschnellen unweit Bamaku konnte es ohne Schwierigkeit passiren, und man hofft, mit ihm Timbuktu erreichen zu können. Uebrigens ist ein Maure, angeblich Abgesandter der Kaufmannschaft von Timbuktu, in St. Louis eingetroffen, um mit dem französischen Gouverneur über die Eröffnung einer Handelsstraße von Timbuktu über Bamaku, Kita, Bafulabe ꝛc. nach St. Louis zu unterhandeln. Bisher geht der Handel Timbuktus bekanntlich nach Marokko.

— Dr. Oskar Lenz, Timbuktu. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan (2 Bde. 8°. Leipzig, Brockhaus). Der lange erwartete Reisebericht des kühnen und glücklichen Reisenden ist nun endlich in zwei stattlichen und inhaltreichen Bänden[1]) erschienen, die uns ein anschauliches Bild entrollen von den durchreisten Ländern Marokko, dem unabhängigen Berberlande des Uëd Sus mit seiner fanatischen räuberischen Bevölkerung, Tarudant, der wichtigen Handelsoase Tenduf und der Sahara bis Arauan, dem gewöhnlichen Ziele der Timbuktu-Karawanen, einer neu gegründeten, in trostloser Dünenumgebung gelegenen, aber durch wasserreiche Brunnen hochwichtigen Stadt, die dem Reisenden durch Hitze, Fliegenplage, Sandstürme, ungesunde Lage und schlechte Nahrung zu einer wahren Hölle wurde. Einige Tagereisen weiter südlich beginnt der große Mimosenwald, welcher die ganze Sahara nach Süden umsäumt, und damit der Sudan. Von dem sonst so ungastlichen Timbuktu giebt der Reisende sogar eine Ansicht; sein dreiwöchentlicher Aufenthalt war leider vielfach durch Fieber und andere Krankheiten getrübt und die Unsicherheit der Umgegend gestattete nicht einmal einen Besuch von Kabara, der Hafenstadt von Timbuktu. Hadsch Ali, der Dolmetscher und Reisebegleiter, spielte hier als Scherif (Lenz bestreitet ihm diese Qualität und auch die hohe Stellung im Khuan der Khadriya, aber Hadsch Ali kann seinen Stammbaum wirklich bis zu den Fatimiden zurückführen und ist ein Schwestersohn des Emirs Abd el Kader) eine große Rolle und hatte nicht übel Lust ganz da zu bleiben. Die Weiterreise durch heidnisches oder wenigstens nicht arabisches Land bewies mit unzähligen Widerwärtigkeiten, was sein Schutz werth gewesen. Lenz läßt auffallender Weise überall eine gereizte Stimmung gegen seinen Begleiter durchblicken, obwohl er ohne ihn niemals durch den Sus und schwerlich nach Timbuktu gekommen wäre. — Die Weiterreise in ganz kleiner Gesellschaft, bei fast erschöpften Mitteln und durch Negergebiet war schwieriger und gefährlicher als die Wüstenwanderung; bei einem Ueberfall der Ulad el Alusch, eines gefürchteten Raubstammes, zum Glück arabischer Abstammung, gelang es Hadsch Ali nur mit Mühe, durch energisches Hervorkehren seiner Heiligkeit und vornehmen Abkunft, die kleine Karawane zu retten. Unter Führung der Räuber wurde der Weg durch die Negerländer, das Gebiet der Bambara, der fanatischen Fulbe und dann mit einigen marokkanischen Sklavenhändlern nach dem Senegal angetreten, den man am 2. November bei dem französischen Posten Medina erreichte.

Das vorliegende Werk, auf welches wir noch zurückkommen, enthält außer dem Bericht über die Reiseerlebnisse und die Schilderung der durchreisten Länder und ihrer Bewohner noch eine Menge hochinteressanter Notizen über die Geologie, die Botanik und die Zoologie Nordwestafrikas und ist unbedingt eine werthvolle Bereicherung der neueren Reiselitteratur; wir empfehlen es allen unseren Lesern.

[1]) Dieselben enthalten 57, meist nach Photographien hergestellte interessante Abbildungen und 9 Karten, letztere unveränderte, aber leider durch sehr zahlreiche Stichfehler in den Namen entstellte Reproduktionen des 1881 in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin erschienenen Originals. Red.

Australien.

— Die Zahl der Chinesen in Australien und Neuseeland betrug nach dem Census von 1881: 43 706 Individuen, wovon nur 362 weibliche. Es entfielen auf Victoria 12 128, auf Neusüdwales 10 205, auf Queensland 11 229, auf Südaustralien 4151, auf Westaustralien 145, auf Tasmanien 844 und auf Neuseeland 5004 Chinesen. Im Jahre 1859 waren in Victoria allein nicht weniger als 42 000 Chinesen an den Goldgruben, also nahezu soviel, wie heut in allen sieben australischen Kolonien.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Reisen in Gurien und am oberen Kur.

Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Der Felsen, welcher die Burg von Gori trägt, hängt mit dem Berge Ewernak zusammen, der sich 7 Werst weit bis nach Uphlis-Tziche hinzieht. So heißen die Reste einer alten Stadt und auch ein modernes Dorf, welches auf einem zum Kur hin sich abdachenden felsigen Hügel steht. Der obere Theil desselben ist von Höhlen in mehreren Stockwerken über einander durchsetzt; es finden sich dort Säle von der verschiedensten Größe, an deren Wänden und Decken künstlerisch ausgeführte Reliefs, Krieger und Thiere darstellend, angebracht sind. Diese Troglodytenstadt soll einst die Residenz des georgischen Königs Uplos gewesen sein, von dessen Geschichte aber sonst nichts genaues bekannt ist. Heute liegt alles öde und verlassen da, denn die Bauern und Fischer des Dorfes unten fürchten sich hier hinauf zu steigen.

Im Bezirke von Gori wohnt außer den früher genannten Stämmen noch eine große Zahl von christlichen Osseten, und zwar in den Bergen. Der Bezirk beginnt 3 Werst von Mtzcheth, der alten Hauptstadt Georgiens, und zieht sich bis zur Station Stracha-Jakob hin, welche auf der Domäne Borshom, dem Eigenthume des Großfürsten Michael, liegt. Dieser galt der nächste Ausflug. Die Reise dorthin von Gori aus ist nicht lang; zuerst benutzt man die Eisenbahn bis zu dem ehemaligen Flecken Kachuri, welcher heute den Namen Michaelow führt. Vor Erbauung der Eisenbahn bestand der Ort nur aus einigen, von armen georgischen Bauern bewohnten Hütten, heute dagegen besitzt er ansehnliche Häuser und einen eleganten und geräumigen Bahnhof, den einzigen seiner Art in Kaukasien. Das verdankt er der Nähe von Borshom und dessen großfürstlichem Besitzer. Von Michaelow fährt dann wöchentlich zweimal ein sechssitziger Omnibus nach dem 27 Werst entfernten Borshom, und zwar auf einer vortrefflichen Chaussee, die, mit einem Geländer versehen, längs des Kur aufwärts läuft. Die Gegend, sowohl unten im Thale als auch auf den Hügelabhängen, ist sorgfältig angebaut und reichlich mit Dörfern besetzt, und hinter den Hügeln steigen hohe Berge empor, auf denen zuweilen ein stolzer Thurm oder eine zerfallende Burg den Blick auf sich zieht. Dunkles Nadelholz bedeckt die Höhen, welche der Hauptstadt Tiflis ihr Brennmaterial liefern; mit Vergnügen folgt das Auge des Reisenden den mit Holz beladenen Flößen, welche auf dem schönen Flusse unten ihrem fernen Bestimmungsorte entgegenschwimmen.

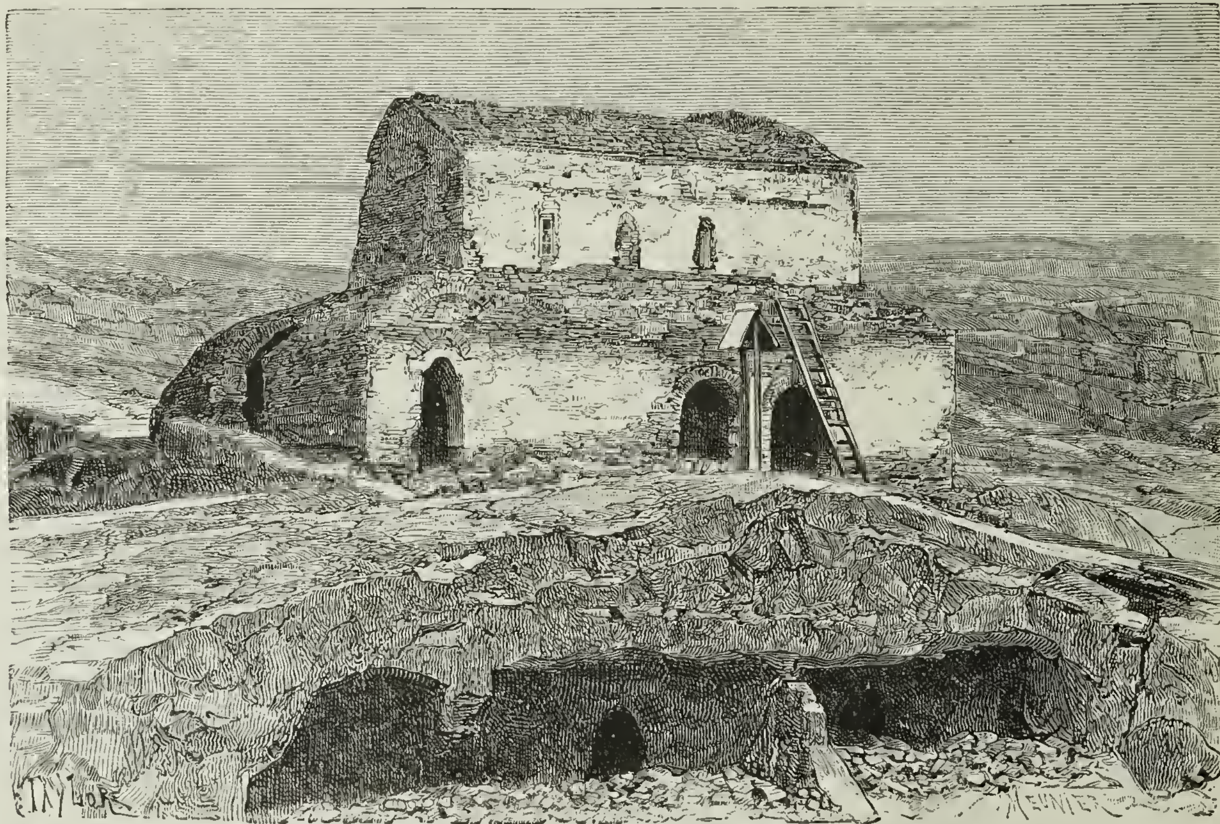
In einiger Entfernung von einem alten Thurme, welcher einst den Zugang zu Borshom vertheidigte, bemerkt man die Reste einer georgischen Brücke, deren Bogen die Felsen zum Stützpunkte dienten; auf der ganzen Strecke giebt es ihrer vier oder fünf. Je weiter man kommt, um so großartiger wird die Landschaft; bis zum höchsten Bergesgipfel hinauf nichts als kräftiger, frischer Hochwald, zwischen dessen hundertjährigen Stämmen Villen und Landhäuser hervor-

lugen. Nur hier und da verräth eine kleine Lichtung die Thätigkeit des Kohlenbrenners. Zu der Zeit, als Mme. Serena reiste, begegnete man auf der Straße nur einer oder der anderen Perekladnaja (landesüblicher Wagen) voll Reisenden oder einem bäuerlichen Planwagen; im Sommer dagegen wimmelt es von Touristen, welche dem heißen Tiflis entfliehen und Erfrischung im schattigen Borshom suchen. Die Straße steigt ganz allmählich an, bis man sich etwa 2300 Fuß über dem Spiegel des Schwarzen Meeres befindet.



Das Dorf Uphlis-Tziche.

Der Name Borshom soll von einem tatarischen Worte herkommen und „befestigter Platz" bedeuten. Der Ort liegt am rechten Ufer des Kur, welcher dort zwei Zuflüsse empfängt, die durch den Zusammenfluß des Gudskareti-tzakli und des Bakuriani-tzakli entstandene Borshonka, und dann den Schawi-tzakli (d. i. Schwarzwasser). Borshom



Kirche über dem Troglodytendorfe Uphlis-Tziche.

heißt außerdem noch ein zerstörtes Fort, welches jenseit der Ebene von Suram an einer Stelle liegt, wo sich das Thal des Kur sehr verengert.

Seit Jahrhunderten hatte Borshom der altgeorgischen Fürstenfamilie Avala gehört, als der Statthalter des Kaukasus, Fürst Woronzow, die günstige Lage des Ortes für die Ausfuhr des Holzes erkannte und ihn für die russische Regierung zu kaufen beschloß. Die Avala willigten ein und verlangten nur eine jährliche Rente von 1000 Rubel für ein Besitzthum von 69 799 Desjatinen Umfang, wovon

etwa 50 000 mit herrlichen hundertjährigen Bäumen und zum Theil mit Urwald bestanden waren. Anstandshalber ging Worontzow auf eine so übertrieben mäßige Forderung nicht ein, sondern bot das Fünffache, worauf der Handel zu Stande kam. Als Alexander II. im Jahre 1871 den Kaukasus besuchte, schenkte er die Besitzung seinem Bruder, dem Großfürsten Michael. Hervorzuheben ist, daß mehrere der ursprünglichen Besitzer der Domäne heute als gewöhnliche Arbeiter auf dem Boden ihrer Vorfahren beschäftigt sind, so einer als Chausseearbeiter, der täglich 50 Kopeken verdient. Da er noch nicht majorenn ist, so erhält er noch nicht den auf ihn entfallenden Antheil an der seiner Familie ausgeworfenen Rente; andere Mitglieder des Geschlechtes erhalten monatlich 10, 15 oder 20 Rubel je nach ihrem Verwandtschaftsgrade.

Wegen der Nähe von Achaltzich, das einst der Haupt-



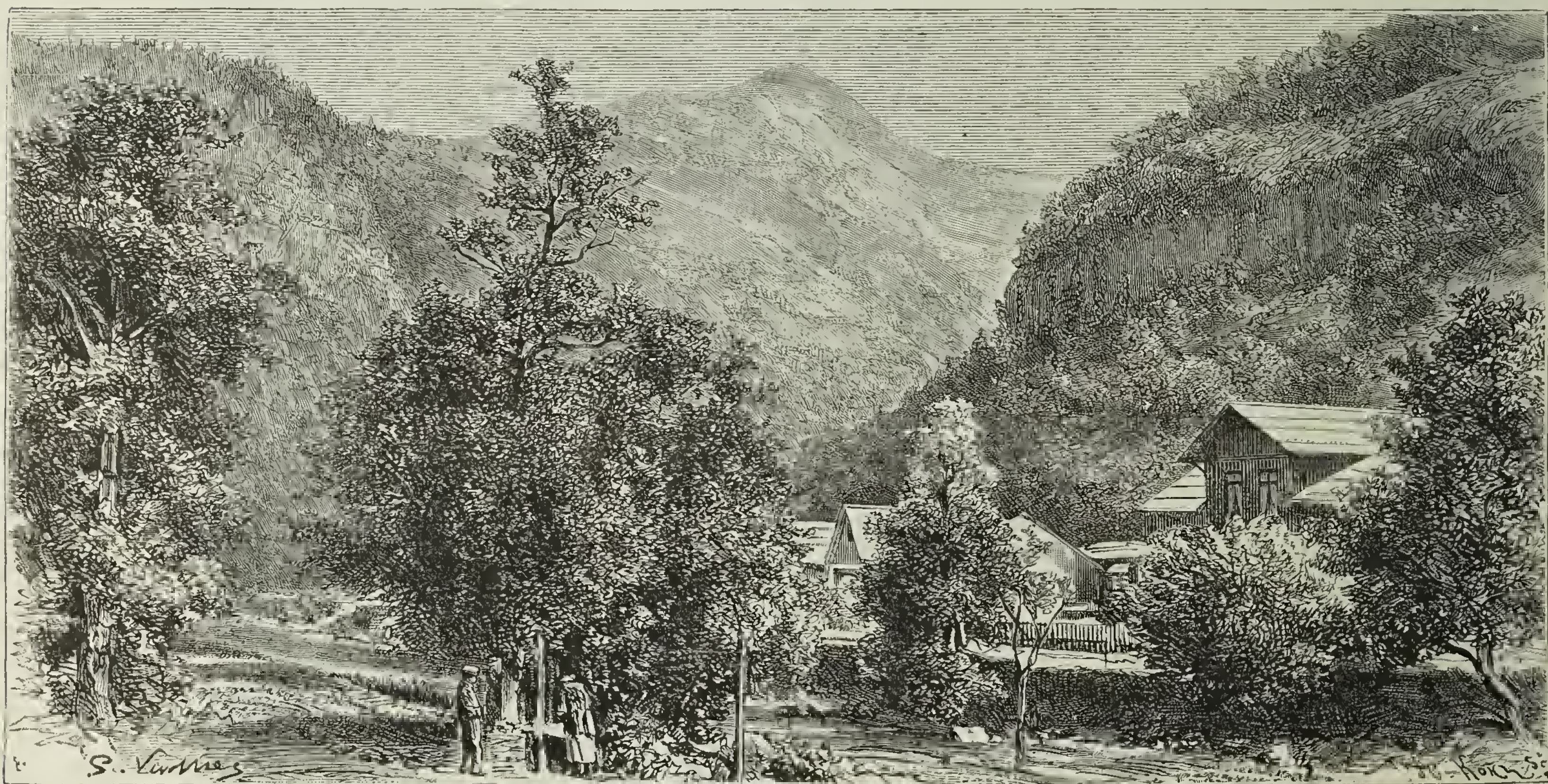
Das Landhaus des Großfürsten Michael in Borshom.

sklavenmarkt des ganzen Kaukasus gewesen ist, hat Borshom viele Plünderungen über sich ergehen lassen müssen, sowohl von Seiten der Türken, als auch von der der Lesghier, auf deren großen Durchzugsstraße es lag. Dadurch erklärt sich auch die Menge zerstörter Befestigungen, mit denen dieser Erdenwinkel bedeckt ist. Zwei derselben, Petres-tziche am linken und Gogias-tziche am rechten Ufer des Kur, gehörten zwei Brüdern, deren Namen sie tragen und sind der Schauplatz mancher Sage. Einem dieser Forts liegt heute eine Kaserne mit Zinnenmauern gegenüber, welche 150 Soldaten beherbergen kann; in der Sommerszeit kampirt diese Garnison auf ihrem Exercierfelde.

Seitdem Borshom in den Besitz der Regierung gekommen ist, hat sich sein Aussehen sehr verändert. Die warmen Quellen der Nachbarschaft, die bis dahin nur von wenigen Besuchern aus den untersten Ständen frequentirt worden waren, sahen nun eine Menge vornehmer Gäste herbeiströmen, welche die Anwesenheit des Fürsten Worontzow

herbeilockte, und man fing an, elegante Villen zu errichten. Der Fürst selbst bewohnte zuerst ein ganz einfaches Bauerhäuschen. Heute giebt es in Borshom einen Park, eine Badeanstalt und Promenaden jeder Art; es ist eine Art kleiner Stadt geworden, die sich aus mehreren bestimmt von einander geschiedenen Quartieren zusammensetzt. Das eine derselben zieht sich längs des Kur an der Straße nach Achaltziche hin; dort hat der Großfürst sein Schloß und die feine Welt von Tiflis ihre Landhäuser. Ein zweites Quartier liegt auf der entgegengesetzten Seite des Flusses, über den eine schöne eiserne Brücke führt, und zieht sich terrassenförmig, aber in buntem Durcheinander am Berge hinauf, an dessen Fuße die Kaserne und zwei Kirchen liegen. Ein drittes, das bestgelegene von allen, befindet sich in dem Engpasse, der zu den Bädern führt; diese Villenstraße heißt nach der Tochter des Großfürsten Anastasiewskaja. Endlich liegt etwa ein Dutzend Häuser dem Schlosse gegenüber unmittelbar am Ufer des Kur.

Das großfürstliche Lustschloß ist am Abhange eines Hügels erbaut und weist eine Mischung von Stilarten auf, welche mit seiner Umgebung und Lage ganz im Einklang steht; prächtig heben sich seine röthlichen Mauern, seine Balkone und Gallerien und sein Thurm von dem dunkeln Grün der umgebenden Nadelhölzer ab. Die innere Ausstattung ist von bemerkenswerther Einfachheit: statt Seide und Brokat findet man in Wohn- und Schlafzimmern geblümte Cretonne. Das Speisezimmer ist mit den Jagdtrophäen des Schloßherrn, Hörnern und Klauen, verziert, und nur sein Wohnzimmer zeichnet sich dadurch aus, daß es im orientalischen Geschmacke eingerichtet ist. Um das Schloß dehnt sich ein großer, mit seltenen Pflanzen gefüllter Garten aus. Leitungen führen ihm von den Bergen her frisches Wasser zu, durchziehen ihn in jeder Richtung und speisen zahlreiche Springbrunnen. Das Klima ist gut und gesund, die Luft mit harzigem Tannendufte erfüllt und das Bad ist ungefähr so eingerichtet, wie eine der deutschen Gesundheitsstationen. Die thermo-alkalinischen Quellen haben eine Temperatur von 21° R. und werden gegen



Thal bei Borshom.

Magenleiden, Katarrhe 2c. empfohlen. Außerdem giebt es Piscinen für kalte, warme und elektrische Bäder, einen Arzt und eine Hebamme, ein hygienisches Gymnasium, Bibliothek, Lesezimmer, Koncert- und Theatersaal, alles zierlich und gut gehalten. Morgens und abends spielt die Militärmusik im Parke, und einer der malerischsten Spazierwege führt durch die Schlucht der Borshomka, deren schäumende Wasser man auf acht Brücken überschreitet. Hundertjährige Bäume beschatten die Kaskaden, die sich unaufhörlich in dem Bette des Stromes folgen, und einsame Spazierwege ziehen sich durch den prächtigen Hochwald nach allen Richtungen hin.

Eine andere entzückende Promenade in Borshom ist der Park Worontzow, wo auf dem Gipfel eines Plateaus mit prächtiger Aussicht eine dunkle Masse von Coniferen sich erhebt; er liegt über dem rechten Ufer des Kur, dort, wo sich das Schwarzwasser in denselben ergießt. Einer der in diesem Parke angebrachten Durchhaue gewährt einen Blick auf eine Felsenspalte, aus welcher ein Bach hervortritt; bei starkem Regenwetter führt derselbe solche Massen von Sand und Geröll mit sich, daß er öfters 24 Stunden lang den Verkehr auf der Chaussee vollständig sperrt. Daher ihr Name: die „tolle Schlucht“.

Der größte Ertrag Borshoms rührt von den Wäldern her, welche jährlich zwischen 30 000 und 50 000 Bretter zu Bauzwecken, ganz abgesehen von den Klötzen zum Heizen, liefern; all dieses Holz wird auf Flößen nach Tiflis geschafft. Die Bevölkerung besteht aus einem Gemisch von Mohammedanern, Juden, Georgiern, Griechen, Armeniern und Russen. Es existirt dort eine Freischule, und bald nach dem Besuche der Mme. Serena wurde auch ein Hotel eröffnet, während sich der Reisende bis dahin mit einer elenden kaukasischen Herberge hatte begnügen müssen.

Unter den von Borshom aus zu unternehmenden Ausflügen verdient ein Besuch des alten St. Georgsklosters besondere Erwähnung. Dasselbe liegt einige Werst von dem Dorfe Lykaula, das auch nach einer Privatbesitzung, die aus einem Gutshofe, einer Theer- und Terpentinfabrik, einer Mühle und Branntweinbrennerei besteht, den Namen Mistigris trägt. Der Weg dorthin führt zuerst am Kur

entlang, überschreitet ihn dann auf einer Brücke und passirt einen Tunnel, der durch eine nackte Felsmasse gegraben ist, auf deren Gipfel die Trümmer der Burg Petres-tziche thronen. Dort verläßt man die Ufer des Flusses von Tiflis und steigt in dem Seitenthale der Lykanka zu dem Kloster St. Georg hinauf, das noch in Ruinen einen großartigen Anblick gewährt. Die noch vorhandene Basis des Glockenthurmes besteht aus einem kreisrunden Aufbau von Steinen, die etwa $^{3}/_{4}$ m hoch und ohne Mörtel auf einander gelegt sind; darauf erheben sich 10 Säulen, an denen sich theilweise noch Reste von Skulptur erhalten haben. Der steile Fels, welcher diesen Thurm trägt, ist mit dichtem Gebüsch und Schlingpflanzen so überwachsen, daß man nur mit Mühe zu ihm durchdringen kann, und in seinem Innern wächst dickes Moos. Nur ein Bächlein, das in die Lykanka sich ergießt, unterbricht mit seinem

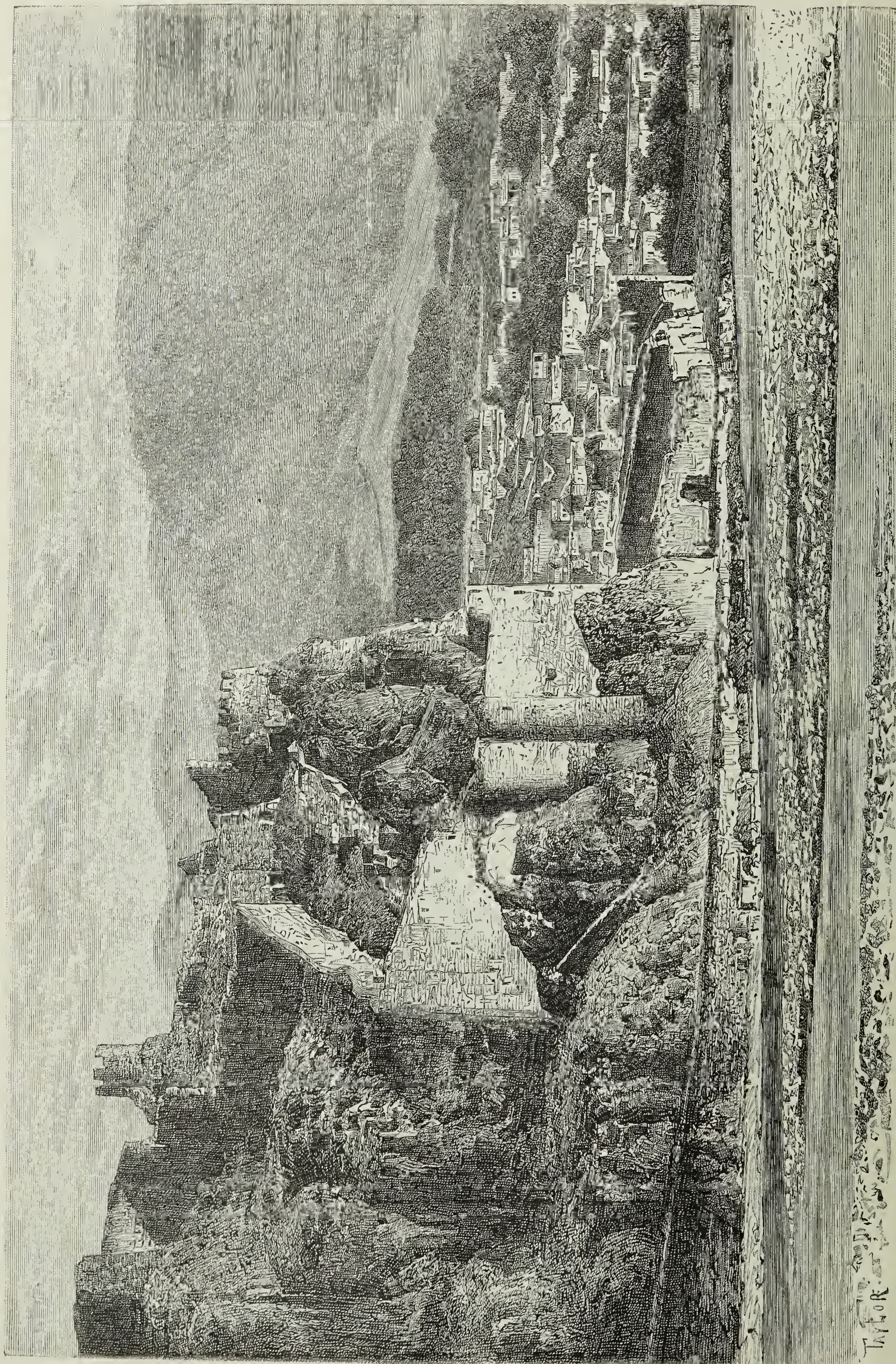


Ruinen des St. Georgsklosters bei Borshom.

eintönigen Murmeln die tiefe Stille dieser Landschaft, welcher durch die verfallenen Gräber neben und in der ihrer Kuppel beraubten Klosterkirche das Gepräge der tiefsten Einsamkeit aufgedrückt wird.

Auf der Domäne Borshom giebt es etwa vierzig Dörfer, die von Georgiern, Griechen, Kleinrussen, Armeniern und Osseten bewohnt werden; diese treiben hauptsächlich Ackerbau und Holztransport und erfreuen sich meist eines gewissen Wohlstandes. Die prächtigen Weiden sind an Viehzüchter verpachtet; an Ackerfeldern giebt es etwa 20000 Desjatinen.

Um Achaltziche zu erreichen, das etwa 40 km oberhalb Borshom im Thale des Kur gelegen ist, bedarf es einer Postfahrt von fünf bis sechs Stunden Dauer. Bei Stracha-Jakob, einst der Grenze zwischen Georgien und der Türkei, endet das Gebiet von Borshom; dort soll einst ein Räuber, der „schreckliche Jakob“, den Reisenden aufgelauert und sie in Achaltziche als Sklaven verkauft haben. Jenseit dieser



Azchur am Kur.

Station gelangt man gleichsam in ein anderes Land: an Stelle der Nadelholzwälder treten Felsen, theils nackt, theils mit Eichen, Nußbäumen und Birken bewachsen. Weithin überschaut man Thäler und Ebenen bis zu den hohen Bergen im Hintergrunde, durch welche Engpässe führen, die beiderseits von Burgen flankirt werden. Die jetzigen Bewohner dieser Gegend sind Adscharen, mohammedanisch gewordene Georgier, denen man vielfach auf der Straße begegnet, wie sie kleine Saumpferde geleiten oder an der Chaussee arbeiten. Ihre Tracht ist dieselbe, wie bei den Lazen von Batum: kurzes Wams, Fez und türkischer Turban. Von Atzchur an, halbwegs zwischen Borshom und Achaltziche, könnte man sich vollständig nach der Türkei versetzt glauben. Dieser Flecken liegt am Kur am Ausgange einer Schlucht; auf dem rechten Ufer befinden sich die Wohnungen der Georgier, gegenüber auf dem linken die der christlichen armenischen Kaufleute: es sind zwei ganz verschiedene Welten, getrennt durch Typus, Tracht und Lebensweise. Einst befand sich in Atzchur einer der zwölf bischöflichen Sitze der Provinz Samtzche (Ober-Karthli), welche später von den Türken Adscharien genannt wurde. Während des Krimkrieges fand hier ein Treffen zwischen türkischen und russischen Truppen statt, in welchem letztere Sieger blieben.

Von Atzchur an — dieser georgische Name soll bedeuten „da ist das Ohr!“ — trifft man nur noch auf mohammedanische Dörfer, manche darunter von herrlicher Lage, wie Itzchenis mit seinen Gärten und Obstbaumpflanzungen am Ufer des Kur. Daß man sich im Bereiche des Islam befindet, beweisen die mit der weißen „Tschadra“ verhüllten Weiber, die sich beim Nahen eines Passanten verstecken und von weitem wie Gespenster ausschauen. Merkwürdig ist auch die Sitte vieler Bauern, verkehrt, mit dem Rücken nach vorn, zu reiten.

Je mehr man sich Achaltziche nähert, um so kahler wird die Gegend und um so nackter die Gipfel der Berge. Dafür hat sie die Tradition der Georgier zur Heimath berühmter Leute gemacht, indem sie hierher die Geburtsstätten von Nebukadnezar, Mithridates und der Königin Tamara verlegt; auch soll der Apostel Andreas selbst über die Berge von Mingrelien her nach Ober-Karthli gekommen sein und das Christenthum gepredigt haben. In Atzchur errichtete er die erste christliche Kirche, an deren Stelle sich später eine von den Türken zerstörte prachtvolle Kathedrale erhob; ihre Ruinen sind noch vorhanden, aber nicht mehr ihr größter Schatz, das wunderthätige Muttergottesbild von Atzchur, welches ganz merkwürdige Schicksale erlebte. 1486 wurde es vom Chan Jakob erobert, dann für eine enorme Summe Geldes vom Atabeg Manutschar zurückgekauft; 60 Jahre später bemächtigte sich König Bagrat von Imeretien desselben und schloß es in den Thurm von Tziche Dschwari ein, wo es bis 1562 bis zum Friedensschlusse zwischen dem Atabeg Knaknare und dem König Georg von Imeretien blieb. Von da an war und blieb das kostbare Bild verschwunden.

Die sociale und politische Stellung der Frauen bei den Huronen und Irokesen.

Von **P. E. Richter.**

II. (Schluß.)

Die Kinder gehörten ganz der Mutter und erkannten nur ihre Autorität an, so daß der Mann gewissermaßen nur Gast im eigenen Hause war, dem nur gehörte, was er auf dem Leibe hatte, die Waffen eingeschlossen. Trennte sich der Mann von der Frau, so standen etwa vorhandene Kinder auf ihrer Seite, der Schimpf, den er der Mutter anthat, erstreckte sich auch auf die Kinder, und beanspruchte er einen Lohn, so wurde dieser Anspruch abgewiesen. — Eine Ehe konnte nicht zwischen Gliedern desselben Geschlechtes eingegangen werden. Die Eingehung derselben wurde von den alten Frauen eingefädelt, oft ohne Wissen und Willen der jungen Leute, doch thaten die Mütter und Tanten die ersten Schritte in dieser Richtung nur dann, wenn sie fürchteten, die Mädchen könnten — sitzen bleiben. Diese mögen nicht sehr darum besorgt gewesen sein, denn gewisse Genüsse konnten sie sich auch außer der Ehe verschaffen, dagegen erwuchsen ihnen, sobald sie sich verheiratheten, gewisse Pflichten, die sie vorher nicht gekannt. Indes stifteten die alten Frauen hier wie anderwärts gar gern Ehen. Und wenn sie nun einen jungen Mann in ihrem Geschlechte hatten, den sie gern beweibt sehen wollten, so sahen sie sich nach einem weiblichen Wesen von gutem Rufe, Arbeitsamkeit und gutem Charakter für ihn um. Nach gehöriger Besprechung mit der Freundschaft der Auserlesenen wurden einige Geschenke gegeben und die Sache war abgemacht. Vielweiberei war bei den Irokesen nicht gestattet, doch wird von Stämmen der Huronensprache berichtet, welche von einer gewissen Zeit an überall, wo sie sich gelegentlich zum Jagen aufhielten, Frauen hatten! Dies waren indes Ausnahmen, dagegen konnten die Frauen sich mehrere Männer zu haben erlauben.

War eine Ehe geschlossen, so wurde ihr häuslicher Friede von den alten Frauen überwacht, und traten Streitigkeiten ein, so suchten sie dieselben zu schlichten. Waren ihre Bemühungen fruchtlos und wiederholten sich Zwistigkeiten, so wurde die Ehe getrennt. In alten Zeiten verstieß das gegen den guten Ton, später aber nahm man es damit ganz leicht; immer ging es dem Manne jedoch dabei sehr schlecht, man nahm ihm alles, was er besaß, zum Theil that man ihm jeden erdenklichen Schimpf an, zerkratzte ihm das Gesicht, riß ihm die Haare aus und dergleichen. Es wird aber auch davon berichtet, daß man ihm die Hochzeitsgeschenke zurückgegeben habe. Suchte sich ein geschiedener Mann eine andere Frau, so mußte er sich gefallen lassen, daß die erste diese letztere überfiel und ihr alles wegnahm, was sie von ihrem Manne erhalten. Ueberhaupt konnte von einer Verbesserung seiner Lage nicht die Rede sein, er wechselte nur die Herrin. Nun hätte man

meinen sollen, wenigstens in Kriegsangelegenheiten wären die Männer selbständig gewesen, aber nicht einmal darin waren sie es, sondern die Frauen konnten, wenn die Männer den Kriegspfad betreten wollten, es ihnen kurzweg verbieten, aber umgekehrt es zu thun befehlen, wenn die Männer nicht daran dachten es zu thun. Denn da nicht die Männer, sondern die Frauen ein Interesse an der Erhaltung eines Geschlechtes hatten, so beobachteten diese den Zeitpunkt, wo die Verstärkung eines solchen durch Adoption von Gefangenen wünschenswerth erschien. Wurde ein Kriegszug befohlen, so galt dies nicht nur für die Männer der befehlenden Frauen, sondern auch für die sämmtlichen Verwandten männlichen Geschlechtes. Je mehr solche da waren, desto besser für die Kriegszüge, die oft Jahre lang dauerten und die Männer Tausende von Meilen fortführten. Brachten sie Gefangene heim, so wurden zwei oder drei davon gewöhnlich verbrannt, die übrigen an die verschiedenen Hausstände zur Adoption vertheilt, und auf diese Weise erhielten sich die Stämme in ihrer Stärke. Bei der Vertheilung wurden zuerst die der Männer oder Söhne durch den Tod beraubten Frauen berücksichtigt, dann diejenigen, welche die Krieger mit Wampumschmuck geziert hatten. Fehlte es an Gefangenen, so wurden wenigstens Skalps zur Entschädigung vertheilt; war Ueberfluß an Gefangenen vorhanden, so wurden Verbündete mit ihnen bedacht. Eine Häuptlingswittwe wurde nur durch einen Häuptling oder zwei bis drei Gefangene entschädigt, letztere wurden aber regelmäßig verbrannt. Ueberhaupt konnte nichts die unglücklichen Gefangenen retten, wenn die Frauen sie verbrannt wissen wollten. Bei der Vertheilung führte man die Gefangenen an oder in das Haus, dem sie zuerkannt worden, und wurden sie in Gnaden von der ältesten Frau aufgenommen, so traten sie sofort in die Rechte und Pflichten derer ein, deren Stelle sie ersetzen sollten. Verweigerte die Aelteste die Annahme, so waren die Gefangenen unvermeidlich dem Feuertode verfallen, keine Macht der Erde konnte sie retten, während umgekehrt die Männer keine Macht besaßen, den Gefangenen etwas anzuhaben, sobald diese einmal angenommen waren.

Auch in Bezug auf die politische Organisation der Huronen-Irokesenstämme war die Stellung der Frauen eine bedeutende, und zwar derart, daß der allerdings vorhandene Rath der Häuptlinge und Aeltesten mehr als Anwalt der Frauen, denn als unabhängig wirkend anzusehen sein wird. In der Regel wurden die Entschließungen der Aeltesten beachtet, doch konnte auch der Einzelne, dem sie nicht zusagten, seinem Gutdünken folgen. Häuptlinge gab es zweierlei, die sogenannten Sachems und ihre Berather. Der Name Sachem wird von Morgan und anderen gebraucht, ist aber, wie Horatio Hale in der Einleitung zu: „The Iroquois Book of Rites“ erklärt, ein Wort der Algonquinsprache, welches die Irokesen nur schwer aussprechen können. Sie selbst nennen die Mitglieder ihres Rathes „Royaner“, abgeleitet von „yaner“, edel, welches genau dem Englischen, „nobleman, lord“ entspricht. Lafitau, der, wie schon erwähnt, die klassischen Verhältnisse mit denen unserer Wilden vergleicht, nennt sie, als ob man eine Ableitung von ἀνηρ, ἀνδρος vor sich habe, „Royander“. — Die Sachems vertraten die Angelegenheiten des Friedens. Ihre Stellung war, im Gegensatze zu der der zweiten Klasse, erheblich, doch nicht ein Sohn eines Sachems ward bei dessen Tode sein Nachfolger, sondern ein Sohn einer Schwester oder ein anderer Verwandter seiner Mutter, ein Bruder, Vetter oder Neffe. Die älteste Frau des Geschlechtshauses des Verstorbenen war es, welche nach Berathung mit ihrer Familie den Nachfolger zu bestimmen hatte. War die von der Aeltesten getroffene Wahl von ihrer Sippe gebilligt, so wurde es dem ganzen Dorfe bekannt gemacht, wie nicht minder den sämmtlichen verwandten Geschlechtern und Bundesgenossen. Feierliche Feste folgen. War der zum Sachem Erwählte noch Kind, so wurde ihm ein Vormund bestellt, und dieser hatte, bis dasselbe erwachsen war, für dasselbe zu handeln und zu sprechen. Ganz unumschränkt waren die Sachems aber keineswegs, sondern die oben erwähnten Berather (die Kriegshäuptlinge wollen wir sie nennen, denn sie hießen „roskenrakehte-kowa“, d. h. „großer Krieger“) waren ihnen ebenfalls von den Frauen beigegeben, und ohne die Einwilligung ihrer Berather durften die Sachems nichts unternehmen. Denen, die Lafitau „Agoiander“ heißen läßt, war auch die Obhut über den gemeinsamen Schatz und dessen Verwendung anvertraut. — Wie die Häuptlinge von den Frauen erwählt wurden, so konnten sie auch von denselben ihrer Stellung beraubt und zurück in die Reihen der Krieger verwiesen werden. Morgan giebt an, das Recht zu degradiren sei von Volksversammlungen ausgeübt worden; da indessen in denselben jede Frau eine Stimme hatte, so kann ihnen kein geringer Einfluß auf das Geschick der Häuptlinge beigelegt werden. — Außer den Sachems und deren Berathern gab es noch eine Art Gemeindebeamter, denen es oblag, die periodisch wiederkehrenden Festlichkeiten zu arrangiren und zu leiten. Da sie in gewisser Weise die Moral des Volkes zu überwachen hatten, gelegentlich religiöse Reden hielten und eine organisirte Körperschaft bildeten, so kann man sie getrost als Priesterschaft bezeichnen. Von ihnen gehörte fast die Hälfte dem weiblichen Geschlecht an, und gerade dieser waren die Vorbereitungen der bei Volksversammlungen abzuhaltenden Festlichkeiten übertragen, wie sie auch die abendlichen Mahlzeiten zu besorgen hatten. — Sämmtliche Häuptlinge waren durch kein äußeres Merkmal ausgezeichnet. (Dem gegenüber vergleiche man Catlin, Letters and Notes on the Manners, Customs, and Condition of the North American Indians: „Bei den Irokesen trugen in der That die Häuptlinge in alter Zeit bei feierlichen Gelegenheiten Hirschgeweihe, wie auch bei den westlichen Indianern noch heutzutage zu sehen ist.“) Sie erhielten keinen Lohn für ihre Dienste. Zu befehlen hatten sie nicht; wollte ihnen einer nicht gehorchen, so mochte er es auf seine Gefahr hin thun, aber ihren Anweisungen wurde meist prompt gefolgt, weil das gemeine Volk die von ihm selbst gewählten Männer nicht mit scheelen Augen ansah, wie es leider in der alten Welt so gewöhnlich ist. Es scheint auch, als ob man den Häuptlingen mit einem gewissen Respekt begegnet wäre; sie nahmen bei feierlichen Anlässen die ersten Stellen ein. Oeffentliche Angelegenheiten wurden in ihrem Namen ausgeführt, und wenn anders kein besonderes Gemeindehaus zu Berathungszwecken vorhanden war, so versammelte sich der Rath in ihrem Hause. Diese Berathungen erfolgten in der Weise, daß jedesmal die Frauen zuerst beriethen, gleichviel welche Angelegenheit vorlag. Sie benachrichtigten die Häuptlinge erst von dem Gegenstande der Berathung, damit diese ihrerseits zu einem Schlusse kämen. Kein Sachem durfte eine Ansicht aussprechen, ohne mit dem oder den anderen seiner Klasse in Uebereinstimmung und von denselben zum Sprechen beauftragt worden zu sein. Die Klassen aber dürften am besten mit unseren modernen Kommissionen zu vergleichen sein, da sie durchaus nicht den in den verschiedenen Stämmen in verschiedener Anzahl vorhandenen Clans, Geschlechtern oder Brüderschaften des Wolfs, der Schildkröte, des Bären u. s. w. entsprechen. Bei besonders

wichtigen Anlässen beriethen Volksversammlungen, und in diesen mußte ein Mann als Sprecher die Meinungen der Frauen verfechten, mochte er wollen oder nicht, mochte es gegen seine Ueberzeugung gehen oder nicht. Es kam aber auch vor, daß Frauen selbst sprachen, ja noch mehr, es kam vor, sie beriethen manchmal ganz allein und handelten auf eigene Faust; so z. B. schickten sie im Jahre 1742 dem Sir William Johnson, im Jahre 1796 dem General Schuyler Botschaften.

Nach diesen mancherlei Ausführungen, sagt Carr, wird man nicht umhin können, dem alten Chronisten Lafitau zu glauben, daß unter den Irokesen und anderen Stämmen aus dem Osten des Mississippi „nichts so einleuchtend ist, als die Superiorität der Frauen. Sie machen den Stamm, pflanzen den Adel des Blutes fort, erhalten den Stammbaum und die Erbfolge aufrecht und setzen die Familie fort. Sie besitzen alle wirkliche Superiorität, besitzen das Land, die Felder und die Ernten, sie sind die Seele des Rathes, entscheiden über Krieg und Frieden, verwahren den gemeinsamen Schatz, sie erhalten die Sklaven, stiften die Ehen, besitzen die Kinder, und aus ihrem Blute baut sich der Stammbaum auf. Die Männer dagegen sind ganz isolirt und auf sich angewiesen, ihre Kinder sind Fremde für sie, mit den Frauen stirbt alles aus und nur eine Frau kann ein Haus wieder emporbringen; wenn aber in einem Hause nur Männer sind, gleichviel wie viele, so mögen sie noch so viele Kinder haben, ihre Familie erlischt, und wenn auch aus ihrer Mitte glücklicherweise ein Häuptling gewählt wird, er hat doch nur die Frauen zu vertreten und das zu thun, was die Sitte der Frauen zu thun verbietet."

Wollte man nun auch noch Zweifel in Lafitau's Angaben setzen, so wird man doch dem oben citirten „Iroquois Book of Rites" Glauben zu schenken haben, in dem es bezüglich der Todtenklagen heißt: „Er (der Verstorbene), der für uns gewirkt, ist fortgegangen und er wird zu seiner Zeit sich holen alle diese hier, die Krieger und die Frauen, sie werden mit ihm gehen. Aber am traurigsten ist es, wenn die Frauen sterben müssen, denn mit ihnen erlischt die ganze Linie." Und so berichtet auch Père Ragueneau im Jahre 1648 von den Huronen, 30 Geschenke seien, wenn ein Hurone von einem anderen getödtet worden, als hinreichende Sühne angesehen worden, aber 40, wenn es sich um eine Frau handelte; denn, sagten sie, die Frauen können sich weniger vertheidigen, sie bevölkern das Land; ihr Leben muß für das Gemeinwohl von höherem Werthe sein, und ihre Schwäche bedarf einer stärkeren Stütze in der öffentlichen Gerechtigkeit.

Skizzen aus Algerien.

Von W. Kobelt.

2. Um den Dschurdschura herum.

(Zweiter Abschnitt.)

Am 24. April mußten wir uns endlich entschließen, das reizende Algier, in dem wir fünf genußreiche Wochen zugebracht, zu verlassen, um uns definitiv der Provinz Constantine zuzuwenden. Wir schieden mit dem Gefühl des Bedauerns, daß dieses schöne interessante Land so wenig von Deutschen besucht wird, obwohl man dort mindestens so bequem und billig reist, wie in dem von Touristen überfüllten Italien. Der Entschluß zu einer Seefahrt, und sei sie auch nur 32 Stunden lang, fällt eben dem binnenländischen Deutschen noch gar zu schwer.

Wieder durchfuhren wir die Osthälfte der Metidscha, deren Weizenfelder nun schon im vollen Aehrenschmuck prangten, und gelangten auf dem früher beschriebenen Wege nach Ménérville und Palestro. Dort wurde der Wagen gewechselt; warum, muß die Direktion wissen; wir gewannen so Zeit, das Denkmal noch einmal zu betrachten und unsere originelle Wirthin zu begrüßen. Dann ging es weiter dem Isserthal entlang, dem Dschurdschura entgegen, der immer noch bis tief herab mit Schnee bedeckt war. Hier ist die Kultur noch wenig eingedrungen; von Palestro ab gehört das ganze Land noch den Uled Isser, einem echten Araberstamm, der nur Viehzucht treibt und keine festen Ansiedelungen hat. Die Kantinen für die Bahnarbeiter sind die einzigen europäischen Wohnungen auf der ganzen Strecke, aber es wird schon anders werden, wenn Ende dieses Jahres einmal die Lokomotive hier pfeift, denn das Thal ist fruchtbar, wenn auch nicht schön. Aus dem langen Rücken des Schneeberges wird allmählich ein spitzer Pik, dann taucht er hinter die Vorberge unter und nun beginnt die Straße aus dem Isserthal in langen Serpentinen emporzusteigen. Mit der Höhe kommen auch feste Wohnungen, anfangs einzeln, auf dem kahlen Abhange liegend, dann immer häufiger und von Oelbäumen beschattet, wir nähern uns dem Kabylenlande. Auch die Eingeborenen, denen wir aber auffallend selten begegnen — der Kabyle ist sparsamer mit seiner Zeit wie der Araber — tragen ausnahmslos ein um den Kopf gewundenes, hinten herabfallendes Tuch ohne die heilige Kameelhaarschnur. Noch ist die Viehzucht die Hauptsache, wie überhaupt am Südabhange des Dschurdschura, wo die Kabylen sich viel mehr den arabischen Sitten anbequemt haben, als in der festen Hochburg im Bergring drinnen; das Vieh ist aber nicht das kleine brandrothe Araberviehm, sondern ein stattlicherer Schlag von weißlicher Färbung mit langen, spitzen Hörnern. Hier kaufen die Bewohner der großen Kabylie im Frühjahr das Zugvieh, das sie zur Bestellung ihrer Felder brauchen, benutzen es den Sommer über und schlagen es dann, wenn im Herbst das Futter knapp zu werden beginnt, auf den großen Märkten in Ménérville und Maison Carrée wieder als Schlachtvieh los.

Es dauerte ziemlich lange, bis wir die Höhe erreicht hatten, mein Aneroid gab über 600 m an. Nun ging es aber nicht wieder abwärts, sondern vor uns dehnte sich in ganz schwacher Senkung die Plateaufläche aus, beherrscht vom Dschurdschura, der nun in nächster Nähe aufragte; weiter im Süden sah man den Dschebel Dira bei Aumale.

In geringer Entfernung lag ein funkelneues weißes Städtchen, das wir in etwa einer Stunde erreichten, Bordsch Buira, ein Glied jener Kette von Befestigungen, mit welchen schon die Türken die Verbindung zwischen Algier und Constantine zu sichern suchten und die Franzosen heute die große Kabylie von der Umgebung getrennt halten. Eine Zeit lang war die Beleuchtung des schneebedeckten Rückens durch die sinkende Sonne unbeschreiblich schön, dann umzog sich der Berg und es begann sachte zu regnen, wie das hier bis zum Hochsommer fast täglich zu geschehen pflegt; an dem schneebedeckten Hochrücken verdichten sich die Wasserdämpfe, welche der Wind aus dem Süden herbeiführt, und nur bei herrschendem Nordwind hat man über Trockenheit zu klagen. Das Städtchen ist noch eine Neugründung, aber seine Umgebung ist fruchtbar und zum Weinbau ebenso geeignet, wie um Medeah, und mit der Eröffnung der Eisenbahn wird die Hochebene sich schon mit Kolonisten füllen. Wieder wurde der Wagen gewechselt und die ganze schwere Ladung umgepackt, dann ging es bei schon beginnender Dämmerung die lange Straße hinunter zum Sahel, dessen Lauf wir von nun an bis zu seiner Mündung bei Bougie folgen wollten. Dieser Fluß, dessen Quellen am Dira bei Aumale liegen, ist schon ziemlich wasserreich, da ihm auch viel Schmelzwasser vom Hochgebirge zufließt, aber ein eigentliches Thal hat er sich noch nicht gebildet, sondern nur ein flache, aber steilrandige Einsenkung in der Hochebene, durch welche er sich mit häufig wechselndem Bett hinwindet. Die Dunkelheit verhinderte uns, die Gegend genauer zu betrachten; sie scheint noch ganz in den Händen der Eingeborenen; nur einmal hielten wir an einem hochummauerten festungsartigen Karawanserai; dann ging es wieder weiter über die Hochebene, anscheinend immer auf ganz flachem Grunde, fort. Gegen elf Uhr hielt der Wagen, der Kondukteur öffnete den Schlag und meldete, wir seien in Beni Mansur angelangt. Ich sprang heraus und sah mich verdutzt um, denn ursprünglich sah ich gar nichts. Erst als mein Auge sich einigermaßen an die Dunkelheit gewöhnt hatte, erkannte ich etwas tiefer als die Straße ein langes niederes Gebäude ohne Fenster, nur mit einer ganz engen Thür; durch diese gelangte ich in eine raucherfüllte, durchaus nicht einladend aussehende Küche und aus dieser in einen langen ungepflasterten Raum, nur mit dem defekten Ziegeldach überdeckt, mit Kisten und Fässern erfüllt, so daß nur Platz für einen großen schmutzigen Tisch und gegenüber für ein Kamin blieb, in dem ein tüchtiges Feuer loderte. Das Ganze sah einer der Räuberherbergen, wie sie in den Romanen unserer Jugendzeit eine Hauptrolle spielten, zum Verwechseln ähnlich, aber wenn wir nicht mit nach Setif und Constantine weiter wollten, blieb uns keine Wahl, und da mir die Wirthin versprach, wir sollten ein eigenes Zimmer und Betten bekommen, stieg auch meine Frau aus und ich ließ meinen Koffer, den ich thörichterweise mitgenommen, abladen. Zeit genug hatten wir, denn die sinnreiche Einrichtung, welche man hier getroffen, setzt allem, was die Direktion der Kompagnie Boniffay auf dieser Route geleistet, die Krone auf. Das Fort oder Bordsch Beni Mansur liegt nämlich nicht an der Heerstraße, sondern etwa 3 bis 4 km thalab. Wenn nun die Diligence ankommt, wird die dorthin und nach den Orten des unteren Sahelthales bestimmte Post ausgeladen, auf ein Kärrnchen gepackt und nach dem Fort gebracht; von dort bringt das Fuhrwerk die abgehende Post für Setif und Constantine zurück und so lange muß die Diligence um Mitternacht auf der Landstraße halten. Daß man das zweckmäßiger einrichten könnte, indem man das Kärrnchen der Post von dem Fort erst bringen ließ, scheint der Direktion noch nicht klar geworden zu sein. Auch wir mußten am Kaminfeuer sitzen, bis die Diligence wieder abgefahren war, dann erst ließ sich die Frau Wirthin herbei, uns Betten zurecht zu machen. Der Wind pfiff lustig durch den Raum, aber die Betten waren leidlich, ein paar Reisedecken hatten wir mit, und so verging die Nacht besser als wir erwartet.

Am anderen Morgen sahen wir uns freilich etwas verwundert um in der sogenannten Stube, aber es war die beste des ganzen Hauses und wir konnten uns nicht beschweren. Das Anwesen trug überhaupt die Spuren des Verfalles. Es war ursprünglich eine Kantine für die beim Straßenbau beschäftigten Arbeiter und hatte dann zeitweise leer gestanden, dann wieder Leuten, die anderswo nicht unterkommen konnten, als Obdach gedient. Auch die gegenwärtigen Inhaber gedachten nicht lange zu bleiben, denn in der ganzen Gegend finden sich noch keine Kolonisten. Reisende halten bei der erbärmlichen Verbindung mit Bougie fast niemals an und da die Diligence nachts durchpassirt, fällt auch der geringe Verdienst für die Beköstigung der Passagiere weg. Es wirft ein grelles Licht auf manche Zustände in Algier, daß trotz ewiger Beschwerden der Kolonisten im Sahelthal an diesem wichtigen Punkte, wo sich zwei Hauptrouten, die dem Sahel entlang nach Bougie und die durch die Biban, die Eisenthore, nach Setif und Constantine, gabeln, nicht besser vorgesorgt ist. Wir mußten noch froh sein, daß wir überhaupt ein Unterkommen gefunden und nicht auf dem blanken Felde abgesetzt worden waren, und, das muß ich anerkennend hinzufügen, das Frühstück war so gut, als man es nur in einem Hotel verlangen konnte.

Die Kompagnie Boniffay läßt dem Reisenden, der so unvorsichtig war, diese Route einzuschlagen, Zeit genug, um die Umgebung von Beni Mansur zu studiren; der Wagen nach Akbu geht erst nachmittags um drei Uhr. Uns war das nicht unwillkommen, denn hier waren wir zum ersten Male im eigentlichen Kabylenlande. Gerade dem „Hotel“ gegenüber erhob sich ein mehrspitziger Hügelrücken und jede Spitze trug eine Gruppe solider, weiß getünchter Steinhäuser, dicht zusammengebaut und zur Vertheidigung eingerichtet, von Kaktushecken umgeben. Auch weiterhin hängt, soweit man sehen kann, fast auf jeder Hügelspitze ein weißes Dorf, und alles anbaufähige Land ist mit Gerste bestellt. Im Gegensatz zu den arabischen Feldern ist hier nicht nur das perennirende Unkraut, Dent du Chien und dergleichen, bis auf einzelne Büsche am Weg ausgerodet, sondern auch das einjährige ist sorgsam gejätet und überall sahen wir noch die Kabylenfrauen mit Jäten beschäftigt. Die Kabylen halten auf das Jäten (Afsousi) außerordentlich viel und sagen, daß es wichtiger ist wie Säen und Düngen; sie nehmen sich dazu sogar Tagelöhner, obwohl sie sonst baare Ausgaben soviel wie möglich vermeiden. Den Thalgrund nehmen Olivenpflanzungen ein, die einen dichten Wald bildeten, der sich bis zum Steilhang des Dschurdschura, dessen Hauptgipfel Lella Kadidscha sich gerade gegenüber zu 2308 m erhebt, erstreckt. Wir stiegen zu dem Dorfe empor, doch schienen die Bewohner alle draußen im Felde und es gelang uns nicht, in eins der Häuser hineinzukommen. Von der Höhe, wo uns buntfarbige Geier umflogen, hatte man eine ausgedehnte Fernsicht über das kahle, wenig fruchtbare Hochland und das Berglabyrinth dahinter, durch welches nur der schmale Spalt des Eisenthores dem Uëd Mekhlou, der bei Beni Mansur mündet und der Heerstraße den Durchgang gestattet. Nur mit Bewilligung der anwohnenden Kabylen-

stämme konnten die türkischen Truppen diesen Engpaß passiren; die Franzosen haben ihn 1839 unter dem Herzog von Orleans zum ersten Male durchzogen und eine Inschrift erinnert an diese „Heldenthat“, die in einem eigenen Werke beschrieben ist und die ganz unblutig verlief, weil die Kabylen damals mit den Franzosen in Frieden lebten und nicht daran dachten, ihnen den Weg zu verlegen. Von der Höhe stiegen wir wieder ins Thal hinab, das auch hier nur noch eine flache Rinne mit steilen Rändern ist. Hier waren prachtvolle Feigenbäume angepflanzt, der Hauptreichthum der Kabylen, denen eine handvoll getrockneter Feigen gar oft zum Mahl genügen muß. Die Feige wird darum sorgsamst gepflegt, man pflanzt sie selbst noch an Stellen, die am steilen Hang kaum zugänglich sind, und in der großen Kabylie sollen Feigenpflanzungen vorkommen, zu denen die Eigenthümer sich an Stricken herablassen. Wie in allen Ländern, deren Bewohner die Feigenzucht von den Phöniziern überkommen haben, hält auch der Kabyle die Kaprifikation (thadukkarth) für unbedingt nöthig zur Erzielung guter Feigen und hängt vom Beginn des Sommers an alle 14 Tage eine Anzahl Früchte des wilden Feigenbaumes an die Aeste des zahmen, immer vier zu einem Kranz vereinigt, damit die ausschlüpfenden Insekten (Cynips) die Feigen anstechen, süßer werden lassen und ihr Abfallen verhindern. Sie glauben an die Nothwendigkeit dieses Verfahrens trotz der guten Resultate, welche die französischen Kolonisten ohne dasselbe erzielen, so fest, daß sie gern die nicht unbeträchtlichen Kosten daran wenden und Dukkar (wilde Feigen) von den Stämmen kaufen, welche darin einmal das Renommee haben. Bei manchen Stämmen besteht für jeden Bürger die Verpflichtung, jährlich eine bestimmte Anzahl von Feigenbäumen anzupflanzen.

Gegen Mittag kam die Post von Akbu herauf, und mit Schrecken sah ich, daß es ein kleines Corricolo war, das unseren unglückseligen Koffer beim besten Willen nicht transportiren konnte. Da blieb nichts übrig, ich nahm heraus, was wir etwa in den nächsten acht Tagen brauchen konnten, und unsere Wirthin versprach, ihn mit der nächsten Diligence nach Setif zu spediren. Unliebsamen Erfahrungen in Italien eingedenk, trennte ich mich schweren Herzens von unserem Gepäck, aber meine Sorgen waren unnöthig, denn als wir zehn Tage später in Setif anlangten, stand mein Koffer längst auf dem Bahnhof. Nachdem das Geschäft erledigt, verabschiedeten wir uns von unserer Wirthin und gingen voraus, um noch einiges zu sammeln. Weit konnten wir freilich nicht laufen, denn dicht hinter dem Fort muß der Fluß durchfahren werden und mußten wir also den Wagen abwarten. Eine gute halbe Stunde brachte uns an den Fuß des steinigen Hügels, welcher sich zwischen dem Sahel und seinem Nebenfluß Uëd Mekhlou erhebt und das Fort trägt. Es ist ein einfaches viereckiges Mauerwerk mit Schießscharten und einem kleinen Vorwerk vor dem Thore, wohl noch aus der Türkenzeit herrührend; die Besatzung scheint eben, wo die Kabylen ganz brav sind, nur aus ein paar Mann zu bestehen. Bis zum Thore war der Weg, wenn auch ein schlechter Feldweg, doch immerhin erkennbar gewesen, aber nun sah ich mich vergeblich nach einer Fortsetzung um; ein paar Wegspuren liefen allerdings nordwärts, verloren sich aber bald, und schließlich mußte ich zum Fort zurück und mich belehren lassen, daß ein schmaler, kaum fahrbarer Pfad, der in steilem Zickzack nach dem Flusse hinabführte, die Straße nach Bougie sei. Hinabsteigend kamen wir an ein paar verfallenen europäischen Häusern vorbei, die uns belehrten, daß man auch hier einen vergeblichen Kolonisationsversuch gemacht; sie waren nun von zerlumpten Arabern eingenommen. Am Flusse brach die Straße plötzlich ab; wir wurden erst später darüber klar, daß die Chaussee von Bougie herauf den Sahel überhaupt nicht hier, sondern fast zwei Stunden weiter oben überschreitet, und dort befindet sich auch eine Brücke über den Fluß, aber keine Ansiedelung und somit auch keine Poststation, und so muß das Postkärrnchen von der Straße ab auf einem elenden Feldwege über das Thal herüber fahren, die beiden Flußarme passiren, vorausgesetzt, daß nicht Hochwasser die Passage unmöglich macht, und sich nach dem Fort und von da nach unserem Hotel durcharbeiten. Da ist es kein Wunder, wenn die Einwohner der blühenden Kolonien Tizimalt und Akbu über Vernachlässigung klagen.

Wir hatten am Flußufer fast zwei Stunden zu warten, aber sie wurden uns nicht lang, da wir in dem reichlich angeschwemmten Genist eine ganz unerwartet reiche Ernte an kleinen und kleinsten Schnecken machten. Außerdem wurde uns die Zeit verkürzt durch einen Kabylen, der eine kleine Herde von Schafen und Ziegen durch die Fuhrt treiben wollte. Hatte er mit Aufbietung aller Kraft ein paar Stücke durch das trübe, ziemlich tiefe Wasser hinübergeschafft, wobei sich namentlich die Ziegen wasserscheu und widerborstig zeigten, und watete nun zurück, um die anderen zu holen, so kamen ihm die getreuen Thiere alsbald wieder nachgeschwommen, und diese Sisyphusarbeit dauerte über eine Stunde, bis endlich ein paar Landsleute zu Hilfe kamen und die ganze Herde auf einmal hinübertrieben. Der Hirt hatte keine Hunde bei sich; es ist uns überhaupt aufgefallen, daß die Herden hier meist ohne Hund gehütet werden, obschon die Kabylen eine sehr hübsche spitzartige Hunderasse besitzen, aus der bei sorgsamer Züchtung etwas gemacht werden könnte.

Gegen drei Uhr kam unser Kärrnchen vorsichtig den Pfad herunter und beförderte uns durch den Fluß und verschiedene Nebenarme auf das andere Ufer. Unmittelbar über der Fuhrt mündet ein ziemlich wasserreicher Zufluß, der direkt von der Lella Khadidscha herunterkommt und ganz die Farbe des Schneewassers hat. Drüben beginnt der berühmte Olivenwald und ich muß gestehen, schönere Oelbäume habe ich weder in Süditalien noch in Spanien gesehen. Es sind uralte, wunderbar verästelte, knorrige Stämme, aber sie sind offenbar aus den Wurzelstöcken eines noch älteren Waldes erwachsen, denn es stehen immer drei bis vier in einem kleinen Kreise zusammen. Wer das langsame Wachsen und die unendliche Dauer des Oelbaumes kennt, der kann nicht zweifeln, daß mindestens die Wurzelstöcke in die Zeiten der arabischen Invasion zurückreichen, denn schon die gegenwärtigen Stämme sehen aus, als gäben sie den tausendjährigen Saraceni bei Palermo nicht nach. — Den Untergrund bedeckten sorgsam gehaltene Gerstenfelder, und wo ein Bächelchen vom Gebirge herunterkam, war es aufgedämmt und zur Berieselung verwendet. Dörfer sah man aber im Thale keine, sie hängen alle droben in unzugänglicher Lage in den Felsen, wo sie leichter zu vertheidigen sind und keinen guten Boden wegnehmen. Die Bäume klettern hoch an den Abhängen hinauf, deutlich sieht man, wo die graugrünen Oelbäume aufhören und die dunkleren Eichen beginnen, die ihren wissenschaftlichen Namen (Quercus balluta) von Ballut, dem Namen der eßbaren Eichel im Arabischen, trägt.

Das Thal dehnt sich zur weiten Ebene, aber die verkümmernden Oelbäume und die von Unkraut starrenden, mit Dornbüschen durchsetzten Felder deuten auf eingedrungene Araber, und bald sahen wir deren Zelte. Es ist aber nur ein kleiner Stamm, der sich freilich der Ab-

stammung von Mohammed rühmt und dem die Kabylen deshalb hier freiwillig ein Stück Land eingeräumt haben, eine Erscheinung, die sich überall im Kabylengebiete wiederholt. Von den beiden Berghängen leuchten überall die weißen Berberdörfer herab. Schnurgerade läuft die recht gut gehaltene Straße auf einen Bergvorsprung zu, der ein französisches Fort trägt. Es ist Tizimalt, einer der Posten, welche das Sahelthal decken, und die große Kabylie von der kleinen trennen, besonders wichtig, weil hier die gangbarste Straße vom Fort National herüber mündet. Sie ist freilich nur ein Maulthierpfad, aber der Tizi-n-Cheriâ, der Paß des Gesetzes, auf dem sie den Kamm des Dschurdschura überschreitet, ist mit 1231 m die tiefste Einsenkung im Gebirge, und eine Straße über ihn soll bald gebaut werden. Ein Dorf hat sich im Schutze des Forts bereits eingenistet; ein vom Berge herabkommender Bach gestattet reichliche Bewässerung. Man war hier gerade mit der Vorbereitung zur Fête, der Kirmes, beschäftigt, ein Ereigniß in diesen abgelegenen Gegenden, wo sonst ein Tag wie der andere dahinfließt. — Auch weiterhin bleibt das Thal eine Ebene, an beiden Seiten von prachtvollen Bergen eingefaßt, und wieder läuft die Straße schnurgerade weiter, dem hohen Bergsporn zu, auf welchem unser heutiges Reiseziel Akbu, oder wie es officiell heißt, Metz, liegt. Wir brauchen aber reichlich zwei Stunden, bis wir an den Fuß des Rückens gelangen, und eine halbe weiter, bis die Serpentinen zur Höhe erstiegen sind.

Hier machen wir einen Rasttag. Der Morgen vergeht über einer Exkursion nach dem Piton d'Akbou, einem isolirten Kegelberg, der sich unmittelbar gegenüber mitten im Thale erhebt, offenbar ehemals eine Insel, ehe der Sahel sich durchs Küstengebirge durchgefressen hat. Früher hauste hier ein berüchtigter Räuberstamm, der wie von einer sicheren Burg aus die Umgebung brandschatzte, bis eines schönen Morgens der alte Pelissier den Berg dicht umstellen ließ und dann regelrecht abtrieb. Mittags kam ein tüchtiger Regen, aber wir verbrachten den Nachmittag trotzdem sehr angenehm, im Hause des Herrn Lehrers Sabatier, den ich zufällig in Algier kennen gelernt. Seine Frau, eine Straßburgerin, war zwar eine arge Preußenfeindin, freute sich aber kindlich, wieder einmal „dütsch" reden zu können, und ich erfuhr durch Herrn Sabatier gar vieles Interessante über die Kabylen, unter denen er schon sieben Jahre lebte. In seiner Schule saßen Franzosen, eingeborene Juden und Kabylen zusammen, und die besten Schüler waren zwei Kabylenjungen, deren Schreibhefte und Zeichnungen in der That nichts zu wünschen übrig ließen. Einer von ihnen hatte die Ecole normale in Algier besuchen sollen, um selbst Lehrer zu werden, aber das Heimweh hatte ihn übermannt und zurückgetrieben. Die Kinder wurden zu einer Pause hinausgeschickt und spielten auf dem Schulplatze; auf einmal höre ich eine mir wohlbekannte Melodie singen und als ich hinaussah, tanzen zwei Kabylenjungen einen Nationaltanz, der von dem spanischen so wenig zu unterscheiden war, wie die Melodie. Kein Zweifel, die Spanier haben ihre Tänze aus der Maurenzeit behalten, wie so vieles, was uns an ihnen „spanisch" vorkommt. Auch die Alpargates, die sandalenartigen Schuhe, trägt der Kabyle genau wie der Spanier, und hat sie gewiß nicht von diesem überkommen.

Gern wären wir noch ein paar Tage in Akbu geblieben und hätten mit Herrn Sabatier, der selbst eifrig sammelt, die Umgebung durchstreift, aber die Wolken senkten sich immer tiefer, der Regen prasselte immer ärger herunter, und es war keine Hoffnung auf baldige Besserung. So blieb uns keine Wahl; am Abend stiegen wir in die Diligence und nach einer ziemlich unerquicklichen Nachtfahrt lag am anderen Morgen das reizende Bougie vor uns.

Kürzere Mittheilungen.

Ludwig Holberg als Geograph.

In den skandinavischen Reichen, sowie in verschiedenen anderen Ländern wurde am 3. December der 200jährige Geburtstag eines Mannes gefeiert, den man allgemein als den nordischen Molière bezeichnet, Ludwig Holberg's. Dieser Mann ist indes nicht nur auf dem Gebiete der Lustspieldichtung in hervorragender Weise thätig gewesen, sondern er hat auch, was weniger bekannt ist, sich um die Geographie nicht geringe Verdienste erworben. Diese Thätigkeit Holberg's ist vor einigen Tagen durch einen von Professor Erslev in der königlich dänischen geographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag in Erinnerung gebracht worden. Als Holberg im Jahre 1730 zum Professor der Geschichte und Geographie ernannt wurde, war es um die letztgenannte Wissenschaft überall und namentlich in Dänemark übel bestellt. Nach den Lektionskatalogen hatte er jede zweite Woche über Geographie zu lesen, doch weiß man nicht mit Bestimmtheit, ob diese Vorlesungen stattgefunden haben. Daß sein Interesse für die Erdbeschreibung jedoch ein großes gewesen, geht nicht nur aus den von ihm verfaßten geographischen Schriften, sondern auch aus verschiedenen von ihm selbst hierüber gemachten Andeutungen hervor. Holberg hat das Studium der Geographie mit großer Vorliebe betrieben. In der von ihm geschriebenen Vorrede zu der „Reise nach Rußland" Peter's von Howen (1743) empfiehlt er anderen, ebenfalls derartige Reisebeschreibungen zu liefern. |Die erste von ihm selbst verfaßte geographische Arbeit war die im Jahre 1729 erschienene „Beschreibung Dänemarks und Norwegens", ein Buch, das verschiedene Auflagen erlebte; seine zweite Schrift ist die im Jahre 1737 erschienene „Beschreibung der berühmten norwegischen Handelsstadt Bergen", die man noch heutigen Tages mit Nutzen in die Hand nehmen kann, da sie vortreffliche Schilderungen der damaligen Zustände in der ehrwürdigen nordischen Hansestadt in sich birgt. Sein drittes Werk ist ein geographisches Lehrbuch, in lateinischer Sprache geschrieben; dasselbe führt den Titel: „Ludovici Holbergii Compendium Geographicum in usum Studiosi Juventutis"; man kennt von demselben die in Kopenhagen 1733, 1736 und 1749, sowie in Leipzig 1736 und 1754 erschienenen Ausgaben. Dasselbe wurde weiter in die englische Sprache übersetzt und im Jahre 1758 mit der kleinen Weltgeschichte Holberg's zusammen gedruckt. Verschiedene der obigen Ausgaben gehören zu den größten litterarischen Seltenheiten; von der ersten Ausgabe ist nur ein einziges, von der zweiten sind nur drei Exemplare vorhanden. Die Bedeutung, welche man den geographischen Arbeiten Holberg's beimaß, geht am besten daraus hervor, daß bald nach seinem Tode von dem Pastor Jouge unter dem Titel: „Baron Holberg's Geographie oder Erdbeschreibung nach dem von Ihm Selbst herausgegebenen kleinen lateinischen geographischen Compendium, jetzt aber bedeutend erweitert" ein geographisches Lehrbuch herausgegeben wurde, das statt der 58 kleinen Octavseiten des

Originalwerkes sieben starke Quartbände umfaßte, 10 Reichsthaler statt 8 Schilling kostete und 10 Millionen Buchstaben anstatt der 38,000 des Holberg'schen Werkes enthielt.

H. Bay.

Die ostgrönländische Expedition [1].

Von Marine-Premierlieutenant V. Garde ist folgender, von Nanortalik in Südgrönland, den 3. Oktober 1884, datirter vorläufiger Bericht über die diesjährigen Untersuchungen der zur Erforschung der Ostküste von Grönland ausgesandten dänischen Expedition in Kopenhagen eingegangen.

Am 5. Mai verließen wir Nanortalik, um unsere eigentliche Expedition nach der Ostküste zu beginnen, denn das, was im vorigen Jahre unternommen wurde — die Errichtung eines bedeutenden Proviantdepots und die Erforschung des südlichsten Breitengrades der Ostküste — durfte wohl nur als vorbereitende Schritte betrachtet werden. In diesem Jahre sollte es ernsthaft vorwärts gehen und meinen und hoffen wir alle, daß die Ausbeute des Sommers gut gewesen ist und daß die Aussichten für die an der Ostküste überwinternde Hauptabtheilung der Expedition recht günstige waren.

Unsere aus vier Frauenbooten und sieben Kajaks bestehende Expedition hatte ungefähr dieselbe Größe wie die vorjährige; die Anzahl der Theilnehmer betrug im Ganzen 37. Während der ersten sieben Wochen hatte die Expedition mit verschiedenen Schwierigkeiten zu kämpfen. In Folge der andauernden Landwinde, die oft in der Form von Stürmen mit Schnee und Regen rasten, lag das Eis während einiger Zeit unter 61° nördl. Br. dicht gepackt an der Küste, und erst vom 27. Juni an konnten wir mit etwas größerer Schnelligkeit vorwärts kommen. Das im vorigen Jahre bei den bei Ilnidlek wohnenden Heiden errichtete Proviantdepot wurde unberührt vorgefunden und die Eskimos erklärten sich bei unserer Ankunft sofort bereit, mit uns nordwärts zu reisen. Diese Eskimos hatten ihren eigentlichen Wohnsitz in der Gegend unter 61° 30′ nördl. Br.; dieselben waren jedoch theils durch das von ihnen im vorigen Jahre unserem Chef gegebene Versprechen und theils durch ungünstige Eisverhältnisse gezwungen worden, unsere Ankunft abzuwarten. Begleitet von diesen 23 Heiden trafen wir am 2. Juli bei Aneretok unter 61° 30′ nördl. Br. eine andere aus circa 30 Köpfen bestehende Eskimogesellschaft. Einzelne von diesen Leuten, die alle noch Heiden waren, hatten ihre Wohnsitze nördlich von 65° 30′ nördl. Br., also in der Gegend, bis wohin Prof. Nordenskiöld im Sommer 1883 gelangte, ohne anderes als „Spuren" von Eskimos anzutreffen; die ganze Gesellschaft, welche im vorigen Jahre eine Handelsreise nach der Westküste gemacht hatte, war bereit uns zu begleiten. Am 6. Juli trafen wir wieder eine Eskimotruppe, so daß wir nun mit dieser zusammen 119 Männer, Frauen und Kinder waren, davon waren 4 Europäer, 3 Mischlinge, 30 Westländer und 82 Ostländer. Am 18. Juli sandten wir einen Theil unserer Leute mit einem der Frauenboote nach Hause. Kurz darauf passirten wir den von den Grönländern so gefürchteten Gletscher Puisertok, der indessen weder auf der Reise nordwärts noch auf der Rückreise südwärts der Expedition lästig wurde. Nach einigem Kampfe mit dem Nebel und dem dichten Eise erreichten wir am 29. Juli Tingmiarmiut, belegen unter 62° 38′ nördl. Br. Hier trennten sich die Mitglieder der Expedition gemäß dem bereits mitgetheilten Plane. Premierlieutenant Holm und Candidat Knutzen gingen mit zwei Frauenbooten und gefolgt von den Eskimos nordwärts, um zu versuchen, ungefähr unter 66° nördl. Br. zu überwintern und um diese nördlichen Gegenden zu untersuchen und zu vermessen; die beiden anderen europäischen Mitglieder der Expedition gingen dagegen mit einem Frauenboote südwärts, um die Fjorde und Küstenstrecken südlich von Tingmiarmiut zu untersuchen und um vor Beginn des Winters in Nanortalik zurück zu sein.

Die südwärts gehende Abtheilung hat vom 30. Juli bis 26. September im Ganzen acht größere Fjorde untersucht; während des ersten Monats von ganz außerordentlich gutem Wetter begünstigt, hatte sie schließlich mit schwierigen Verhältnissen zu kämpfen, indem gegen Ende August und während des ganzen September an der südlichsten Ostküste gar kein Eis vorhanden war. Man möchte vielleicht annehmen, daß dies gerade als günstig bezeichnet werden müsse. Da das Herbstwetter aber höchst unruhig ist, indem die Stürme zu dieser Zeit sehr häufig sind, so entsteht, weil das Eis fehlt, längs der Küste eine schwere Brandung. Außer der Brandung genirte uns schließlich auch noch der andauernde Regen, aber am 26. September erreichten doch alle wohlbehalten Nanortalik.

Diese „südliche Reise" hat außer den Vermessungen und physiologischen Beobachtungen einen reichen geologischen, mineralogischen und botanischen Ertrag gegeben. Ruinen oder andere Ueberreste von europäischen Ansiedelungen sind nirgends gefunden worden, nur einige halbverfallene, wahrscheinlich von Schiffbrüchigen errichtete Steinhügel wurden angetroffen.

Die Zeit erlaubt mir leider nicht, jetzt über diese Sommerreise der Europäer zwischen den ganz unbekannten Heiden zu berichten. Im bevorstehenden Winterquartier soll eine eingehendere Beschreibung der ganzen Reise verfaßt und im kommenden Frühjahr heimgesandt werden.

Zur Benutzung während unseres Winterquartiers hier in Nanortalik sind verschiedene neue Instrumente, namentlich zu vollständigen magnetischen und Nordlichtbeobachtungen eingetroffen.

Im nächsten Sommer wird dann die Expedition beendet sein. Lieutenant Holm reist nach seiner Ueberwinterung wieder südwärts und die südliche Abtheilung, mit neuen Vorräthen versehen, kommt ihm entgegen. Wenn möglich, soll dann die Südexpedition die zunächst nördlich von Tingmiarmiut belegenen Fjorde untersuchen. Glückt dies und überstehen Lieutenant Holm und Candidat Knutzen ihre keineswegs leichte Ueberwinterung mit den Heiden, dann braucht Dänemark es nicht zu bereuen, daß es Geld ausgegeben hat für die Bootexpedition nach der Ostküste von Grönland.

W. Finn.

[1] S. „Globus", Bd. 46, S. 233.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueber die sehr wenig bekannte Inselgruppe der Malediven ist, wie das „Athenäum" (Nr. 2975) mittheilt, kürzlich in Colombo auf Ceylon ein Büchlein von 133 Seiten aus der Feder von H. C. P. Bell erschienen, welcher 1879 den Archipel besuchte. Das „Reich der 12 000 Inseln" steht zwar seit der Eroberung Ceylons durch die Engländer unter britischer Suveränetät, erfreut sich aber in der That ziemlicher

Unabhängigkeit; sein Sultan, der wahrscheinlich über nicht mehr als 20 000 oder 30 000 Unterthanen herrscht (Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde, VII, S. 38, geben den Malediven dagegen 150 000 Einwohner), hat einen der ältesten Throne im Osten inne. Nach Dr. Hunter's „Imperial Gazetteer of India" schickt der Sultan jährlich eine Gesandtschaft an den Gouverneur von Ceylon und bittet um den Schutz und das Wohlwollen der britischen Regierung, indem er einen Tribut von Kaurimuscheln, Fischen und Cakes überreichen läßt. Wann die Inseln zuerst besiedelt wurden, ist ungewiß; doch steht fest, daß ihre Bewohner von derselben Rasse sind, wie die Singhalesen. Auch ihr Sprachschatz ist zum großen Theile singhalesisch; das geschriebene Alphabet gleicht dem der alten singhalesischen Inschriften, und noch mehr vielleicht dem südindischen Vatteluttu. Geschrieben wurde früher von links nach rechts, aber seit dem Eindringen des Islam zu Anfang des 13. Jahrhunderts in umgekehrter Richtung, wie gleiches auch von den Tagalen auf den Philippinen nach der spanischen Eroberung bekannt ist. Die Geschichte des Archipels ist ziemlich dunkel; zwei Autoren berichten über ihn aus früherer Zeit, Ibn Batuta von Tanger, welcher sich 1343 bis 1344 dort 18 Monate lang aufhielt und gezwungenerweise das Richteramt ausüben mußte, und Pyrard de Laval, der 1601 auszog sein Glück zu machen, aber an den Malediven Schiffbruch litt und fünf Jahre lang gefangen gehalten wurde. Vor Mr. Bell hat nur **ein** Engländer die Inseln kennen gelernt, Christopher von der indischen Marine, welcher 1834 bis 1835 die Karte derselben aufnahm. Bell wird die von ihm erworbene Kenntniß der Landessprache erst später wissenschaftlich verwerthen; daß die Kenntniß des Maledivischen für das Studium des Singhalesischen und des Prakrit von Werth ist, haben anerkannte Forscher dargethan. Ferner hat Bell eine Anzahl von maledivischen Münzen gesammelt, von denen wohl keine europäischen Numismatikern bekannt ist, darunter ein Exemplar des alten silbernen Larin oder der Fischangelmünze, die in Malé geprägt wurde. Der Handel des Archipels ist nicht unbedeutend und einer Steigerung fähig; er betrifft namentlich getrocknete Fische, welche ihren Weg in alle Bazare des Ostens finden, während die früher sehr ansehnliche Ausfuhr von Münzen und Kauris jetzt sehr gesunken ist.

— Man hat öfters behauptet, daß die Franzosen in **Französisch-Cochinchina** wenig gegenüber den anderen Europäern zu bedeuten hätten. Das ist falsch. Für 1883 wurde die Bevölkerung der Kolonie zu 1 596 500 Seelen angenommen, welche sich folgendermaßen zusammensetzte:

Europäer	Franzosen	1862	1927
	Fremde	65	
Domicilirte Asiaten			44
Eingeborene Asiaten	Annamiten	1 431 142	1 539 619
	Kambodjaner	101 837	
	Moïs	6 343	
	Schams	297	
Fremde Asiaten	Chinesen	49 922	54 910
	Malabaren	490	
	Malaien	4 463	
	Tagalen	22	
	Andere Asiaten	13	
		Zusammen	1 596 500.

Es leben also in Cochinchina 1862 Franzosen oder, wenn man davon 220 Personen aus den französischen Besitzungen in Indien in Abzug bringt, 1642 Franzosen gegenüber 65 fremden Europäern, d. h. mehr als 25 mal so viel Franzosen als andere Europäer.

— Die Resultate der chinesischen Ministerberathungen — erzählt Pfarrer Heims in „Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reichs" (S. 210) — werden in der **Pekinger Staatszeitung** veröffentlicht, die nicht etwa, wie zuweilen zu lesen, in rother Seide in kolossalem Format in langen Zwischenpausen gedruckt wird, sondern täglich in der Gestalt eines sehr unscheinbaren, sechs Zoll langen und drei Zoll breiten Büchleins aus Bastpapier erscheint. Die Gesandtschaften und obersten Behörden erhalten gegen ein monatliches Abonnement von acht Dollars eine handschriftliche Ausgabe am Abend vor dem Erscheinen der nachts gedruckten Exemplare, welche morgens ausgegeben werden. Auch von diesen giebt es zwei, dem Preise nach verschiedene Auflagen: eine bessere, mit hölzernen und eine recht schlechte, mit Wachstypen gedruckte. Die nicht sehr umfangreiche Zeitung — wenn nicht gerade besondere Publikationen vorliegen — enthält Hofnachrichten, als: Empfänge bedeutender Würdenträger; Nachweisung der dem Kaiser vorgesetzten neuen Speisen des Jahres, die dann erst vom Volke genossen werden dürfen; ferner Bekanntmachungen über Anlegung der Winter- und Sommerkleidung, welche danach geregelt wird; Berichte aus den Ministerien und Provinzen; die Themata der großen Examina in Peking und die Namen der infolge richterlichen Spruchs Hingerichteten unter kurzer Angabe ihrer Verbrechen u. s. f. Diese **Exekutionen** werden, mit Ausnahme einiger Kapitalfälle, im ganzen Reiche an **einem** Tage vorgenommen und arten in größeren Städten dann geradezu in Schlächtereien aus, bei denen das Kopfabschneiden mit einer gewissen Gemüthlichkeit betrieben wird. Wahrhaft bestialisch aber tritt die Grausamkeit des chinesischen Charakters in den vielfachen anderen noch zu Recht bestehenden Todesstrafen zu Tage, unter denen die „eiserne Schlange" eine unheimliche Rolle spielt. Der Körper des Delinquenten wird mit einem Zinkrohr in Schlangenwindungen umwickelt und dann dieses in Verbindung gebracht mit einem Behälter, dessen Wasser allmählich zum Sieden gebracht, in der Röhre steigend den Unglücklichen unter schrecklichen Qualen zu Tode brüht. Auch das Sieden in nach und nach angeheiztem Oel wird angewendet in schweren Fällen; ebenso wie die stramme Umwickelung des Körpers mit Eisendraht, so daß die abgeschnürten Fleischtheile hervorquellen, um mit Zangen zerrissen zu werden, eine Strafe, die übrigens auch bei uns vorkam: so gegen die Wiedertäufer in Münster. Bekannt ist die Todesstrafe durch Hunger, bei der die Betreffenden im Holzkäfig in der Nähe einer Garküche ausgestellt werden unter strenger Bewachung, daß ihnen nichts zugesteckt werden kann. Ebenso die Schlafentziehung als Torturmittel. Auch die Pfählung soll noch im Gebrauch sein, bei welcher der Verurtheilte auf einen spitzen Pfahl gedrückt wird, der nach und nach bis zum Genick vordringt.

— Ueber die **Sklaverei** in **Korea** berichtet P. Mayet in den „Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" (Heft 31) folgendes. Der erste Anblick, als er in Tschemulpo landete, war ein Zug paarweise geordneter Sklaven, von denen jedem mit chinesischer Tusche eine Zahl auf die Stirn geschrieben war. Sie waren mit dem Entladen einer Dschunke beschäftigt, welche Bleibolzen zum Verschlechtern des Kupfergeldes brachte. Die koreanischen Sklaven sind desselben Stammes wie ihre Herren. Manche Arten Verbrecher werden Sklaven der Regierung, sie arbeiten in den Sträflingskolonien Quelparts und an einigen Orten der Küste, aber auch die Familie von manchen verfällt der Sklaverei; die weiblichen Mitglieder derselben werden Sklaven des Richters und seiner Leute, seines Gefolges, seiner Diener, Pferdeknechte und Gefängnißdiener, preisgegeben jedem, dem sie eine Stunde verkauft sind. Vor wenig Monaten erst hob der gegenwärtige König das schauderhafte Gesetz auf, daß die Familienmitglieder der Hingerichteten, die weiblichen zu Prostituirten, die männlichen zu Eunuchen zu machen seien. Hoffentlich ist damit auch die Strafsklaverei unschuldiger Frauen und Mädchen für minder schwere Verbrechen ihrer Familienhäupter überhaupt aufgehoben. Den Anlaß zu diesem Kulturfortschritt gab die Verurtheilung von fünf der vornehmen Empörer des vorigen Jahres. Im übrigen vermehrt sich die Zahl der

Sklaven durch Schuldner, die unfähig sind ihre Schulden zu bezahlen, wie dieses in alter Zeit in Japan auch der Fall war, durch Verkauf der Kinder seitens der Eltern, namentlich zu Zeiten der Hungersnoth, ein Brauch, der auch außer der Zeit der Hungersnoth in Japan trotz angedrohter Bestrafung noch jetzt nicht ganz ausgestorben ist; ferner in Korea durch freiwillige Uebergabe, um den Schutz und die Fürsorge eines Mächtigen zu genießen. Endlich werden dort Findlinge und die Kinder von Sklaven wieder Sklaven. Ein Freier kann eine Sklavin heirathen; Knaben aus dieser Ehe werden frei, Mädchen werden Sklavinnen des Eigenthümers der Frau. Die Sklaven sind größtentheils im Besitz des alten Feudaladels, und dann gestaltet sich die Sache meist als eine Art Leibeigenschaft. Zuweilen sind die Leute auch im Besitze einer Dorfgemeinde oder sind Post-Sklaven. Wir werden in diesen vielen Arten Sklaven die drei Arten öffentlicher Sklaven und die beiden Arten Privat-Sklaven wiederfinden dürfen, welche in dem ältesten, dem 8. Jahrhundert angehörenden japanischen Gesetzbuche, dem Taihô-Riô erwähnt werden. Da dieses selbst wieder auf ein älteres chinesisches Gesetzbuch sich stützt, so dürfte man wohl alle diese Formen der Sklaverei auf Altchina zurückführen.

— Von der chinesischen Expedition Potanin's hat die Redaktion der „Oestlichen Rundschau" aus Kuku-choto den 23. Juli 1884 einen Brief über Kalgan erhalten. Die Expedition hatte am 6. Juli Kuku-choto erreicht; der Marsch von Peking an hatte 40 Tage gedauert. In Kuku-choto fanden die Reisenden nur einen einzigen Europäer, einen belgischen Missionar, welcher sie in sein eigenes Haus aufnahm. Die belgische Mission wirkt schon lange in China und unterhält Institute zur Erziehung chinesischer Waisenkinder, welche zum Christenthume bekehrt werden. Schon vor Kuku-choto hatten die Reisenden das Gebirge betreten und ein Thor der großen chinesischen Mauer passirt; A. J. Skassi nahm Photographien der Mauer auf. Auch eine Anzahl Götzentempel, welche man passirte, wurden photographirt. Man hat bereits angefangen zu botanisiren und zu sammeln.

— Nach der Turkestaner Zeitung hat der Reisende und Entomolog Grum-Grishimailo seine diesjährigen, naturwissenschaftlichen Untersuchungen von Turkestan beendigt. Dr. Grishimailo begann seine Excursionen vom Ferganathale aus und ging dann in das Alaigebiet, welches er sehr genau durchforschte. Im Laufe des Sommers bereiste er Osch, Arawan, Naukat, Utsch-Kurgan, Wuadil, Schahimardan, Karakazyk, Koksu, Tekelik, die Flüsse Balykty, Karamuk und Zauku; auf dem Rückwege besuchte er Ljächsch, Karamuk, Dshirgetal, Tekelik, Koksu, Sarybulak, Tuzdora, Altynmazar und wanderte am Fuße des Trans-alai-Gebirges bis Bor-dooba, Kyzyl-Art, Karakul, und zurück bis Sarytasch nach Taldyk und Zultscha. Das gesammelte geologische Material ist sehr beträchtlich; nur allein an Lepidopteren wurden 17 000 Exemplare beschafft, darunter eine Menge neuer Arten. In ethnographischer und anthropologischer Hinsicht muß die Expedition gleichfalls als gelungen bezeichnet werden. Ferner sind viele Höhen gemessen und auf der ganzen Reise thermometrische Beobachtungen angestellt worden. Unter anderen begegnete der Reisende verschiedenen Formen, welche, wie es scheint, die Existenz einer Gletscherperiode für Mittel-Asien bestätigen; wenigstens läßt sich nur unter dieser Annahme die Anwesenheit von Formen in Tiën-schan erklären, welche bisher nur in Nordamerika (Labrador, Grönland), in Lappland und den Schweizer Alpen gefunden worden sind. Im nächsten Jahre gedenkt der Reisende die westlichen Ausläufer des Tiën-schan zu untersuchen, weil die betreffende Gegend in geologischer Hinsicht noch niemals durchforscht wurde.

— Eine unterhaltende feuilletonistische Lektüre gewähren Wilhelm Petersen's Reisebriefe „Aus Transkaukasien und Armenien" (Leipzig, Duncker und Humblot, 1885, Preis 3 Mk.). Der Autor unternahm seine Reise im Auftrage der Petersburger Geographischen Gesellschaft, um das neu erworbene Batumsche Gebiet zoologisch zu untersuchen (übrigens ist die dortige Fauna, welche durchaus mitteleuropäischen Charakter trägt, im Verhältniß zu der prächtigen Flora geradezu armselig) und schlug sein Hauptquartier in Artwin auf, einem Orte von 5328 meist armenischen Einwohnern, der sich durch seine schönen Frauen auszeichnet. Seine zuerst in der deutschen Petersburger Zeitung abgedruckten Berichte bringen die ersten zusammenhängenderen Nachrichten aus jener Gegend und sind, wenn auch nicht geographisch, so doch kulturhistorisch von großem Interesse. Das Räuberwesen steht daselbst noch in voller Blüthe, ja wird sogar von den mit der Aufrechterhaltung der Ordnung betrauten Milizen, besonders den Guriern (S. 109, 113) nachdrücklich betrieben. Eigenthümlich ist das Mittel, dessen sich die Regierung zur Bekämpfung desselben bedient. Man läßt nämlich einen Räuber, den man gefangen und seines Verbrechens überführt hat, wie durch Zufall entspringen und schenkt ihm provisorisch unter der Bedingung die Freiheit, daß er die Köpfe mehrerer anderer schafft. An eine wirklich erfolgreiche Durchforschung dieser Gegenden wird man erst denken können, wenn sich die öffentliche Sicherheit gründlich gebessert haben wird, und bis dahin scheint es noch gute Weile zu haben. Die Bevölkerung ist noch immer im Ziehen begriffen, noch immer finden sich Wanderlustige, welche die türkische Herrschaft der russischen vorziehen. Im ganzen aber scheint jetzt ein Zuzug von türkischer Seite her vorzuherrschen, trotzdem die türkischen Behörden selbst Gewaltmaßregeln nicht scheuen, um denselben zu hindern, und stets dafür sorgen, daß es in den Grenzbezirken an unruhigen Elementen nicht fehlt. Vielleicht am meisten hat durch Auswanderung das herrliche Thal des Murgúl, welcher unterhalb von Artwin von Westen her dem Tschoroch zuströmt, gelitten (S. 99). Ueberall verlassene Dörfer mit Häusern, deren Bauart auf große Wohlhabenheit der früheren Besitzer schließen ließ. So ritt Petersen durch ein Dorf, in welchem von hundert Feuerstellen nur noch acht geblieben waren; ein anderes war ganz verlassen. Diese durch türkische Agitation bewirkte Auswanderung ist um so mehr zu beklagen, als gerade das Murgúlthal eines der von der Natur am meisten gesegneten vielleicht in ganz Transkaukasien ist und einem einzigen großen Fruchtgarten gleicht. Sein Tabak erfreut sich eines guten Rufes, der Oelbaum gedeiht stellenweise außerordentlich üppig, die Weintrauben reifen prachtvoll und die schönsten Aepfel, Birnen, Pflaumen, Wallnüsse und anderen Früchte sind in Menge vorhanden, ohne daß sich irgend ein Mensch nur darum kümmert; und doch wäre der Export derselben nach Batum kein allzu schwieriger. Wie stark müssen die Beweggründe gewesen sein, welche eine arbeitsame und friedliche Bevölkerung veranlassen konnten, ein so paradiesisches Heim aufzugeben. Sobald aber beim Mohammedaner der Religionsfanatismus mit ins Spiel kommt und besonders die Frauenfrage gefährdet scheint, wird alles geopfert: das wußten die türkischen Emissäre nur zu gut. Neben diesen Schattenseiten, der Auswanderung, der großen Unsicherheit des Lebens und Eigenthums, der allgemeinen Korruption (S. 96), fehlen aber auch lichtere Seiten nicht. So darf sich Batum einer überraschend schnellen Entwickelung rühmen; seine Bevölkerung war schon 1881 auf das Vierfache gestiegen, überall erheben sich stattliche Steingebäude und selbst elegante Kaufläden. Allerdings soll man den einfachen Holzbaracken, aus welchen der Ort früher ausschließlich bestand, in sehr eigenthümlicher Weise, nämlich durch Brandstiftung, zu Leibe gegangen sein.

Afrika.

— Unter den Aktenstücken zur Kolonialpolitik, welche jüngst dem Deutschen Reichstage mitgetheilt wurden, ist der Bericht Dr. Nachtigal's vom 16. August 1884 über seine

Thätigkeit in der Biafra-Bai von besonderem Interesse, da er die Ausdehnung deutschen Besitzes dort etwas anders angiebt, als man bisher annahm, und über die stille Annexionsthätigkeit der Franzosen nördlich vom Gabun Licht verbreitet. Danach beginnt der deutsche Besitz im Meerbusen von Biafra am Flüßchen Mofimoselle, durch welches das Bimbia-Land von dem eben von England besetzten Victoria-Bezirke an der Ambas-Bai getrennt wird. Bimbia umfaßt die drei Ortschaften King Williams-Town, Money-Town und Dukullu-Town, reicht vom Mofimoselle bis zum Bimbiaflusse und zwar fünf Meilen (Seemeilen?) landeinwärts und war vor der am 21. Juli erfolgten Aufhissung der deutschen Flagge von den Hamburger Firmen C. Woermann und Jantzen und Thormählen käuflich erworben worden; eben denselben waren durch besonderen Vertrag die Hoheitsrechte abgetreten worden. Die dazu gehörige Insel Nicoll war von C. Woermann allein gekauft worden. — Auf Bimbia folgt Camerun mit den „Städten" der „Könige" Bell, Aqua und Dido, die ihre Hoheitsrechte gleichfalls an jene Firmen abgetreten haben. Südlich von Camerun folgt eine große Insel, umschlossen von dem Meere, dem Quaqua-Flusse und dem Nordarme des Edea (Borno-Fluße), welche möglicherweise als französisches Protektoratsgebiet reklamirt werden wird. Malimba ist wiederum deutsch, ebenso die Distrikte Klein-Batanga, Plantation und Criby, welche die Küste von etwa 3° 10,6′ nördl. Br. bis circa 3° nördl. Br. einnehmen (die bisherigen Seekarten lassen uns hier im Stiche) und etwa 10 Seemeilen landeinwärts reichen. Auf den nun folgenden Bezirk Awuni (etwa unter 2° 10′ nördl. Br.) scheint Frankreich nicht ganz unanfechtbare Ansprüche zu haben, weshalb auf das Aufhissen der deutschen Flagge einstweilen verzichtet wurde. Dagegen wurde das Land zu beiden Seiten des Benito-Flusses (Mündung desselben 1° 34′ nördl. Br.) unter deutschen Schutz gestellt, auf dem Süduser allerdings mit Vorbehalt. Der französische Gouverneur des Gabun, wohin sich Dr. Nachtigal darauf begab, erklärte denn auch, daß Frankreich ein vertragsmäßiges Recht auf Küstengebiete südwärts von Batanga habe und der Besitz eines Theiles dieser Küste auch für die Zukunft des Gabun unentbehrlich sei. Es wird also noch weiterer Verhandlungen bedürfen, ehe wir mit Sicherheit unseren westafrikanischen Besitz auf den Karten werden abgrenzen können.

— Von dem am 5. Juli 1884 unter deutschen Schutz gestellten Togo-Lande, mit den Orten Lome (Bey Beach), Bagida und Porto Seguro (?) berichtet Dr. Nachtigal (in den dem Reichstage mitgetheilten Aktenstücken über Westafrika), daß es bezüglich der in das Innere führenden Handelswege vielversprechend sei. Von Lome führt bereits jetzt ein Weg nach Salaga, jenem, von dem Franzosen Bonnat 1875 zuerst besuchten Handelsplatze unweit des oberen Volta-Flusses, wohin die Leute ebensowohl aus Timbuktu, als aus den Haussastaaten und selbst aus Bornu zum Kaufe der Kolanüsse ziehen. „Bei den exorbitanten Einfuhrzöllen — schreibt Dr. Nachtigal —, welche in der englischen Goldküste-Kolonie von nichtenglischen Artikeln erhoben werden, und welche 100 Procent (Tabak, Gin), 200 Procent (Pulver) und 25 Procent (Rum) vom Einkaufspreise betragen, würde überdies ein daneben gelegenes Freihandelsgebiet einer glänzenden Zukunft entgegengehen, da der englische Besitz an der Goldküste sich, soviel ich habe in Erfahrung bringen können, rechtlich nur über 10 Seemeilen ins Innere erstreckt und sich also die Hinterländer aus jenem Gebiete mit den genannten Waaren versehen würden." Es ist natürlich vom deutschen Standpunkte aus von Herzen zu wünschen, daß der legitime Binnenhandel des Togolandes sich kräftig entwickeln möge, und es ist auch wohl möglich, gerade den Verkehr mit dem wichtigen Salaga zu pflegen; aber andererseits darf man sich nicht verhehlen, daß die englische Macht bedeutend weiter landeinwärts reicht, als 10 Seemeilen, und daß man sich auf eine scharfe Konkurrenz gefaßt machen muß. An seiner schmalsten Stelle ist das unbestritten unter englischem Schutze stehende Gebiet immer noch 44, an seiner breitesten fast 100 Seemeilen breit, und auch auf das nördlich von dem Protektorate gelegene Aschantireich, ja selbst auf die Landschaft Ganam im Nordwesten von ersterem erstreckt sich neuerdings englischer Einfluß, wie die letzten Blue-books über die Goldküste und die darin enthaltenen Berichte von Hart, Lonsdale, Graves und anderen Beamten darthun. Haben sich doch bereits (vergl. Globus Bd. 46, S. 192) eine Anzahl Aschantihäuptlinge an den Gouverneur der Goldküste gewendet und gebeten, ihr Land unter englischen Schutz zu stellen.

— In der Wüstenstadt Arauan, nördlich von Timbuktu, giebt es (nach O. Lenz, Timbuktu II, S. 162) vielfach kleine Steine von der Größe eines Taubeneies, welche sehr geschätzt werden und angeblich ein vorzügliches Mittel sind gegen Vergiftung. Etwas davon, in eine Tasse Thee gerieben, soll die Wirkung des Giftes aufheben. Es sind Knollen von phosphorsaurem Kalk, die man im Leibe eines Emhor genannten Thieres findet, wahrscheinlich einer Antilopenart (vielleicht auch das Zebra, da es heißt, das Thier gleiche einem Pferde); sie werden sorgfältig gesammelt und von Arauan aus nach allen Richtungen des mohammedanischen Afrika zu hohen Preisen verkauft; selbst in die Türkei gelangen viele von diesen Steinen.

— Der französische Marinearzt Dr. Colin hat kürzlich im Auftrage des Marineministers eine anderthalbjährige Reise in dem Gebiete südlich von Bakel und Medina, zwischen dem Senegal und seinem Zuflusse Faleme, vollendet, durch welche der französische Einfluß in Senegambien wieder bedeutend verstärkt worden sein soll. Mit den Häuptlingen der beiden goldreichsten Landschaften jener Gegend, denen von Tambaura und von Diebedugu hat er Verträge abgeschlossen, durch welche den Franzosen allein das Recht eingeräumt wird, Bergwerke auf Gold, Wege und Baulichkeiten herzustellen.

Australien.

— Die Zahl der Deutschen (d. h. der in Deutschland Geborenen) in Australien belief sich am 3. April 1881 auf 42 203 Seelen (27 349 männliche, 14 854 weibliche); davon lebten in Victoria 8571 (6144 männliche, 2427 weibliche), in Neusüdwales 7521 (5367 männliche, 2154 weibliche), in Queensland 11 638 (6891 männliche, 4747 weibliche), in Südaustralien 8801 (5234 männliche, 3567 weibliche), in Westaustralien 71 (61 männliche, 10 weibliche), in Tasmanien 782 (464 männliche, 318 weibliche) und in Neuseeland 4819 (3188 männliche, 1631 weibliche). Man bemerkt in obigen Ziffern ein außerordentliches Ueberwiegen des männlichen Geschlechts über das weibliche; eine Folge davon sind eheliche Verbindungen mit nichtdeutschen Frauen und damit Aufgeben der eigenen Nationalität.

Berichtigung. Bd. 46, S. 380, Spalte 1, Zeile 4 und 35 von unten lies 28. September 1871 (anstatt 1878).

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVII. №. 3.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Reisen in Gurien und am oberen Kur.

Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.

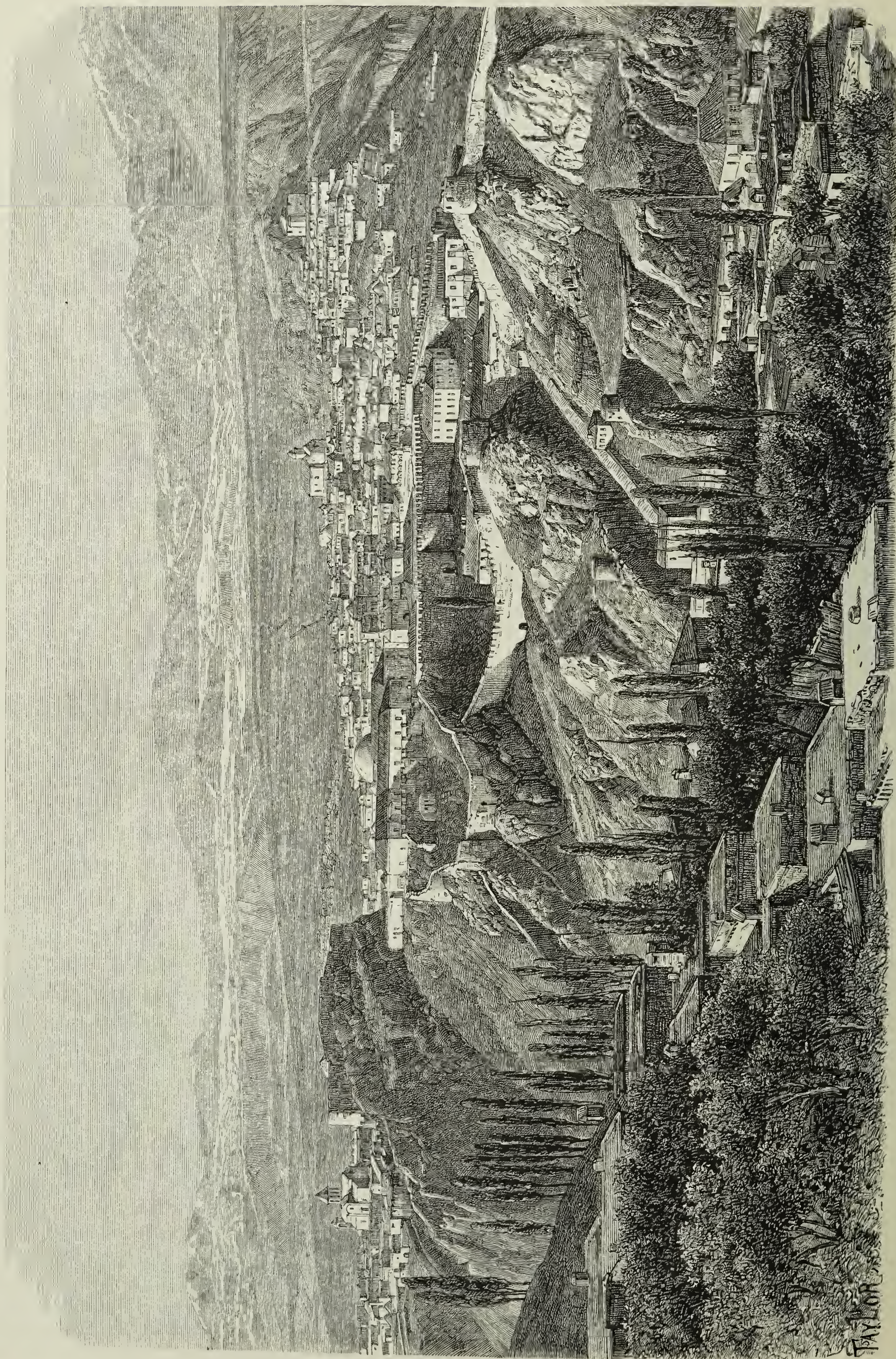
III. (Schluß.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Wenn der Reisende Achaltziche von weitem erblickt mit seinen modernen Kirchthürmen und alten verfallenen Minarets, so ahnt er, daß er sich einer Stadt nähert, wo lange Zeit Kreuz und Halbmond um die Herrschaft gerungen haben. Achaltziche (der Name bedeutet im Georgischen „Neue Festung") liegt 3124 Fuß über dem Spiegel des Schwarzen Meeres am Ufer des Potschov-tschai; sein Bezirk bildete ehemals die Provinz Ober-Karthli, die Domäne der Dschagheli, welche den Titel Achaltzicheli (Herren von Achaltziche) trugen. Im 12. Jahrhundert empfingen dieselben noch den Titel Atabeg, wonach die Landschaft den georgischen Namen Sa-Atabago (Land der Atabeg) annahm. Als die Türken sich im Jahre 1579 des Landes bemächtigten, beließen sie die Regierungen den titularen Fürsten; als aber später Murad IV. das Paschalik Achaltziche errichtete, verlegte der neue Pascha seine Residenz von Olti, einer kleinen, weiter südwestlich an einem Zuflusse des Tschoroch gelegenen Stadt, nach Achaltziche, welches befestigt wurde und seitdem der militärische und kommercielle Mittelpunkt der alten Landschaft Samtzche blieb. Dorthin ging das Getreide aus Kars und Erzerum, und auch ein Sklavenmarkt wurde dort eingerichtet. 1810 vom russischen General Tarmasow belagert und 18 Jahre später vom Feldmarschall Paskiewitsch, dem späteren Vicekönig von Polen, erobert, wurde es im folgenden Jahre durch den Frieden von Adrianopel an Rußland abgetreten. In neuerer Zeit, 1853, schlug General Fürst Andronikow auf der Ebene von Suplis unweit der Stadt die Türken, eine entscheidende Waffenthat, deren Andenken durch ein dort errichtetes Denkmal der Nachwelt aufbewahrt ist.

Ursprünglich christlich, wurde diese georgische Provinz Ober-Karthli von einem ihrer Fürsten, dem Atabeg Rostom, der seinerseits zum Islam übergetreten war, um Pascha des Landes zu werden, gezwungen, gleichfalls sich dem Mohammedanismus zuzuwenden. Dagegen hat sich die georgische Sprache im Lande erhalten, wenigstens bis in die jüngste Zeit, wo das Türkische Fortschritte gemacht hat.

Achaltziche besteht aus zwei Städten, der alten, hauptsächlich von Georgiern, Tataren und Türken bevölkerten und der neuen, von deren rund 20 000 Einwohnern drei Viertel Armenier, nicht wenige Juden, aber wenig Georgier und noch weniger Russen sind. Noch existirt dort die Familie des eben erwähnten Rostom Atabeg; sie hat sich nach ihren etwa 12 Werst von der Stadt entfernt gelegenen Gütern im Bezirke Koblian jetzt den Beinamen Koblianskh beigelegt und ist vollständig mohammedanisch; zu ihr gehörte Ahmed Pascha, welcher die Moschee in der alten Festung erbaut hat, welche die Russen später in eine orthodoxe Kirche umgewandelt haben. Umgekehrt hat derselbe Ahmed Pascha, ehe er zum Islam übertrat, mit zweien seiner Brüder das Kloster Safara gegründet; dasselbe liegt auf einem Berge 8 Werst von der Stadt Achaltziche und existirt

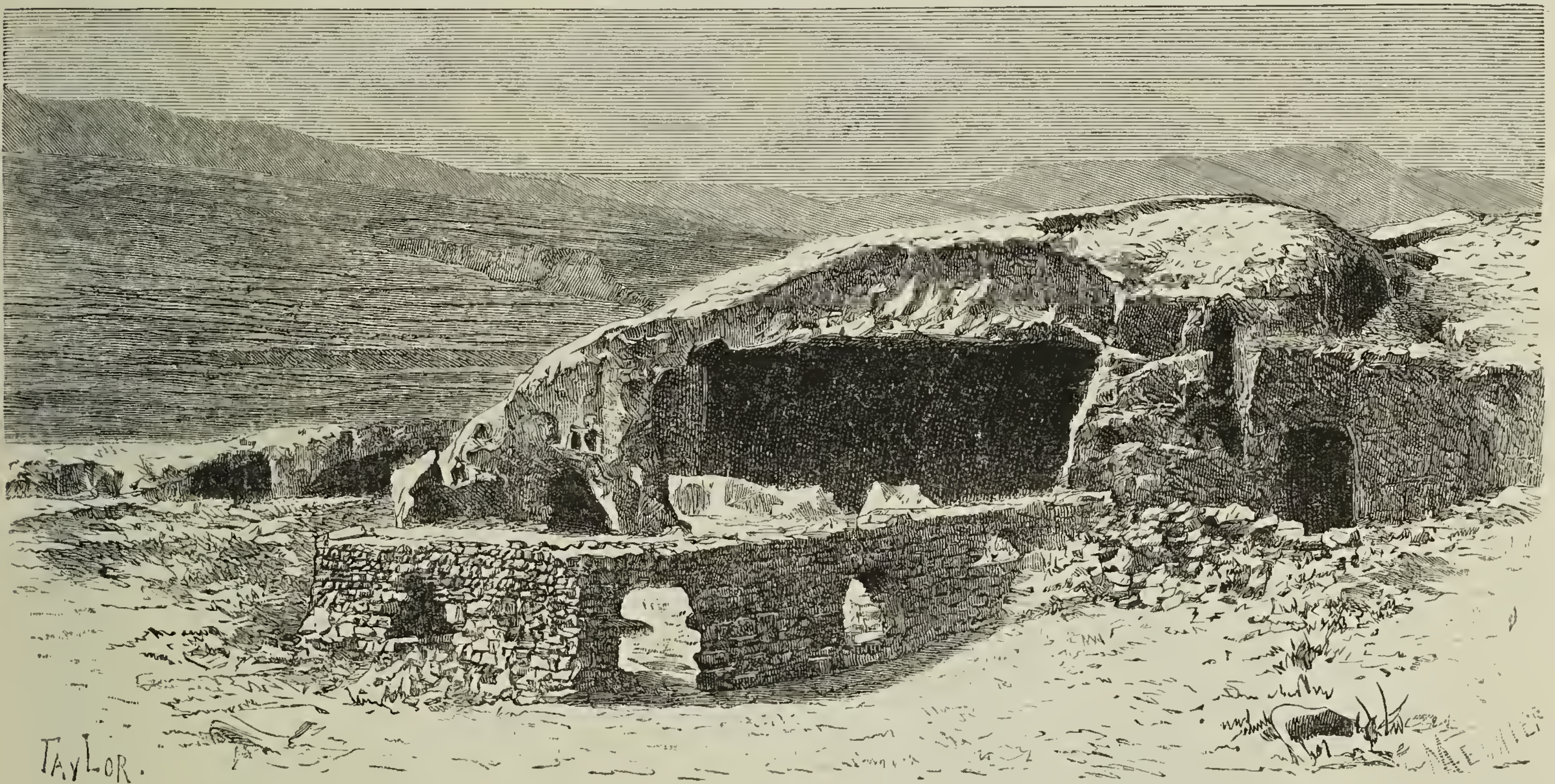


Achaltziche.

noch heute. Die dortige Kirche aber ist das ganze Jahr hindurch geschlossen und wird nur am Tage Mariä Himmelfahrt den aus der Stadt kommenden Pilgern geöffnet.

Die ganze Gegend, mit Einschluß von Atzchur und dem kleinen befestigten Dorfe Cherthwis, südöstlich von der Hauptstadt, erzeugt prachtvolle Aepfel und ist außerordentlich reich an Obstgärten; ein Zufluß des Kur, des Potschow (tatarisch Potschov-tschai) durchströmt sie in malerischen Windungen, und ein zwiefacher Bergwall scheidet sie einerseits von Gurien, andererseits von dem Bezirke Erzerum. Seit 1830 ist die Pest, welche früher dort häufig wüthete, nicht mehr erschienen, und nur die noch geübte Quarantäne und der besondere Kirchhof erinnern an jene Zeiten. 1844 brach indessen an mehreren Stellen des Kaukasus, und namentlich in Alexandropol, eine Pestepidemie aus; später entsandte die russische Regierung den Quarantänearzt von Achaltziche nach dem persischen Kurdistan, wo die Krankheit ausgebrochen war, um ihre Ursachen und Bedingungen zu untersuchen. Derselbe fand bei näherem Nachforschen, daß die Epidemie ihren Ursprung in Gebirgshöhlen, die Schafen zum Aufenthalt dienten, genommen habe; um dieselben zu lüften, hatte man einen Schacht nach dem Gipfel des Berges gebohrt, und gerade dort waren vor etwa 40 Jahren Pestleichen beerdigt worden, deren Gebeine nun in die Höhlen hinabfielen. Ein in denselben hausender Hirte war der erste, welchen die Krankheit ergriffen hatte — ein Beweis dafür, wie lange Zeit der Ansteckungsstoff seine latente Kraft bewahren kann, und wie er sofort wieder auflebte, als er mit der Luft in Berührung kam.

Eine hölzerne Brücke über den Potschow setzt das alte und das neue Achaltziche in Verbindung; auf dem linken Ufer liegt ersteres, von meist katholischen Georgiern, Tataren und Türken bewohnt, auf dem rechten die zwischen den Jahren 1830 und 1833 von Armeniern gegründete Neustadt. Ueberall krumme, schmutzige, elende Straßen. Die frühere Festung am Ufer des Flusses ist heute Militärhospital; die einst von Derwischen bewohnten Arkadenbauten dienen jetzt zur Aufbewahrung von Uniformen und die Moschee als



Unterirdische Wohnungen in Achaltziche.

orthodoxe Kirche, in welcher die im Minaret aufgehängte Glocke die Stimme des Muezzin ersetzt hat. Welcher Zeit die Festung angehört, ist nicht genau bekannt; eine Tradition will sogar wissen, daß auf dem Wiesenplane, wo sie steht, einst eine vom Apostel Andreas erbaute Kirche gestanden habe. Bei der letzten Belagerung haben die von dort aus kommenden Kanonenkugeln einen Theil der alten Stadtquartiere zerstört. Heute sind die meisten Wohnungen unterirdisch und liegen in Terrassen über einander, indem das Dach der einen sich vor den Thüren der darüber befindlichen als Weg hinzieht; so mag sich der Fremde beim Durchwandern dieser halb begrabenen Stadt fragen, wo denn eigentlich die Einheimischen hausen? Von Häusern sieht er keine Spur; nur von Zeit zu Zeit stößt er auf eine kegelförmige Erhöhung von Thonerde von 1 bis 6 m Höhe, welche oben mit einer Art Schiebefenster von Oelpapier geschlossen ist. Dasselbe dient dazu, den Hauptraum (darbazi) einer darunter befindlichen Behausung zu erleuchten. Eine rohe Thür, an welcher als Gegengewicht ein dicker Holzklotz angebracht ist — Schlösser giebt es nicht — führt in einen finsteren Gang, und dieser durch eine zweite Thür in den runden Wohnraum, dessen Boden der mit Teppichen belegte nackte Fels bildet. Ringsum an den Wänden sind Nischen mit Holzthüren angebracht, welche als Schränke dienen. Andere mit Vorhängen versehene Vertiefungen dienen als Betten für die Familienglieder; mit Teppichen belegte Bänke und ein gußeiserner Ofen bilden die ganze Ausstattung. Am merkwürdigsten ist die Decke, eine nach oben zu sich verengende achtseitige Kuppel, deren Flächen aus je zwanzig, immer kleiner werdenden hölzernen Stufen bestehen, gleichsam eine umgekehrte Treppe, die zu der Luke ganz oben hinaufführt. In gleicher Höhe liegen kleinere Kammern und andere ein paar Stufen tiefer; dieselben haben kleine viereckige Oeffnungen, deren Holzrahmen statt mit Glas mit geöltem Papiere verschlossen sind. Diese Katakomben, an deren Wänden Heiligenbilder angebracht sind, werden meist von Georgiern oder katholischen Armeniern bewohnt, die sich zuweilen eines gewissen Wohlstandes erfreuen.

Fast das einzige Gebäude in Achaltziche, welches diesem

allgemein verbreiteten Typus nicht angehört, ist die Synagoge, ein moderner Bau aus Steinen mit schrägem Zinkdache und wie die russischen Kirchen hellgrün angestrichen. Die Behausungen der Juden dagegen gleichen denen der übrigen Einwohner. In ihrer körperlichen Beschaffenheit nähern sich die Kinder Israels mehr den Georgiern, als ihren Stammesgenossen in Polen, Rußland, Jerusalem oder selbst denen im Kaukasus. Ihre Frauen verstecken sich, wenn ein Fremder naht, wie die Mohammedanerinnen und Armenierinnen.

Die Neustadt hat zwar ein anderes Gepräge, steht aber an Häßlichkeit der Altstadt nicht nach. Die dortigen Häuser von Armeniern, welche in Folge des Friedens von Adrianopel aus der Türkei nach Achaltziche wanderten, sind nur elende Hütten aus Lehm und Rollsteinen mit papierverklebten Fenstern. Nichts Traurigeres als diese Wohnungen, die unreinliche, nicht gepflasterte und nicht erleuchtete Straßen einfassen. Der Bazar entspricht ihnen gleichfalls.

Hier wie in Tiflis und anderen Städten Kaukasiens bilden die Angehörigen verschiedener Völkerschaften, obwohl



Armenierinnen von Achaltziche.

sie anscheinend im Verkehre mit einander stehen, dennoch ebenso viele geschlossene Gesellschaften; die Mitglieder des militärischen Klubs sind meist Russen, diejenigen des bürgerlichen Georgier. Der Russe verachtet den Georgier in gewissem Grade; dieser sieht wieder den Armenier von oben herab an, welcher seinerseits den Juden mit mitleidiger Miene mustert. Die Frauen erscheinen nicht in der Oeffentlichkeit; sie leben unter sich und haben ihre eigenen Gesellschaften, denen es nicht an Originalität fehlt. Bei den Armenierinnen besonders herrscht trotz der äußeren Armseligkeit der Behausungen ein gewisser Komfort, der sich in dem Vorhandensein von europäischen Stühlen neben den landesüblichen Bänken ausspricht. Die Kinder nehmen an den Gesellschaften theil, in denen ein gemüthliches Sichgehenlassen herrscht; nachdem Zuckerwerk und Thee gereicht ist, finden monotone Rundtänze statt, bei denen fortgesetzt dasselbe Wort Pari! Pari! (Tanzt! Tanzt!) ertönt. Wie fast alle Orientalinnen haben diese Armenierinnen schöne Augen, Haare und Zähne; dagegen welkt ihr Teint vor der Zeit und ihr Rücken ist meist ungraciös gekrümmt, eine Folge ihres sitzenden Lebens und ihres ewigen Kauerns bei geschlossenen Thüren. Ihre sehr elegante Tracht besteht

aus einem seidenen Kaftan, der vorn viereckig ausgeschnitten ist, mit glatten engen Aermeln, aus welchen andere Aermel, die zur Weste gehören, hervorgucken; ferner aus einer großen, goldgestickten Schürze aus rothem Tuche, die bis auf den Saum des Kleides hinabreicht; einem rothen Fez mit langer Trobdel und vorn mit einem Kranze künstlicher Blumen geschmückt. Zu beiden Seiten des Gesichtes hängen Perlenschnüre herab, an deren Ende eine Menge von alten und darum hochgeschätzten Goldmünzen befestigt sind; die Stirn verschwindet unter mehreren Reihen ebensolcher Münzen, mit denen oft noch selbst Hals und Brust bedeckt sind. Die Haare hängen in Flechten auf den Rücken hinab. Junge Mädchen tragen keinen Schleier, aber verheirathete Frauen befestigen an ihrem Fez ein Stück mit Goldflittern besetzter rother Gaze, wie überhaupt die rothe Farbe in ihrer Tracht vorherrscht. An den Füßen tragen sie Pantoffeln von rothem Marroquin mit zurückgekrümmter Spitze. Niemals zeigen sie sich öffentlich mit unverhülltem Gesicht; beim Ausgehen werfen sie sich wie die Türkinnen einen großen Mantel über, der sie von Kopf bis Fuß einhüllt; derselbe besteht jedoch aus weißer durchsichtiger Wollengaze, die gemustert und mit dunkelblauen Franzen besetzt ist, und läßt das reiche Kostüm nach Wunsch durchscheinen. Diese Mäntel werden übrigens nur in Achaltziche fabricirt.

Fast 30 km oberhalb Achaltziche liegt an der Einmündung des von Osten kommenden Toporowan-tschai in den Kur das Dorf Cherthwis, über welches Mme. Serena nach Tiflis zurückkehrte. Ein officielles Empfehlungsschreiben



Frauen von „Geisteskämpfern".

verschaffte ihr den Vorzug, beim Ortsvorsteher übernachten zu können. Sie besuchte dort die Reste troglodytischer Wohnungen, welche in die Felsen des gegenüberliegenden Kurufers gegraben sind, und zu denen jenseits der Brücke, welche den Fluß überspannt, ein ziemlich guter Weg im Zickzack hinaufführt. Die unterirdischen Kammern sind überaus merkwürdig, wahre fürstliche Räume, welche König Georg von Georgien angefangen und seine Tochter, die berühmte Königin Tamara, im 12. Jahrhundert vollendet hat. Eine andere Merkwürdigkeit der Gegend ist das unterirdische Kloster Wardzia, wo derselbe König Georg und mehrere seiner Nachfolger begraben liegen; dasselbe soll ebenso viele Zellen enthalten, als das Jahr Tage hat. Außer den unterirdischen Zellen, die in mehreren Stockwerken über einander liegen, ist auch eine geräumige gewölbte Kirche mit Seitenkapellen vorhanden. An den Wänden haben sich Reste von Malereien, darunter das Bildniß der im ganzen Kaukasus hochberühmten Königin Tamara, erhalten; die reichen Verzierungen aber, von denen die georgische Chronik spricht, sind im Laufe der Zeit und durch Kriege verschwunden. An bestimmten Tagen hält ein Priester aus der Umgegend Gottesdienst in dem alten Heiligthume ab, welches einst ein weitum berühmtes wunderthätiges Bild besaß, und wo noch obendrein der Leib der Tamara ruhen soll; alsdann bringen die Gläubigen noch immer auf dem verfallenen Altare ihre Spenden an Wachskerzen und Geldstücken dar.

Am folgenden Tage fuhr Mme. Serena zuerst nach

Nakalakevi, das heute ein elender Flecken, aber früher eine Stadt von einiger Bedeutung gewesen ist; dort wird in einer alten Kirche ein Nagel vom Kreuze Christi aufbewahrt. Die Chaussee von dort nach Achalkalaki ist nicht schlecht; ganz allmählich steigt sie auf ein Plateau hinauf, das 5545 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Achalkalaki, d. i. Neustadt, hat nichts bemerkenswerthes außer seiner Lage. Die hoch auf einem Felsen gelegene Burg überragt den Taporowan-tschai, der von hier an den Namen der Stadt annimmt; der dominirende Gipfel in den umliegenden Gebirgszügen ist der Abul von ungefähr 11 000 Fuß Höhe. Die Bevölkerung der Stadt besteht, wie in Achaltziche, aus einem Gemisch von mohammedanischen Georgiern, Armeniern, Juden und Russen, während in den umliegenden Dörfern Anhänger der verbannten russischen Sekte der Duchobortzen (Geisteskämpfer) wohnen, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts in der Krim entstanden ist. Gleich den Quäkern berufen sich die Duchobortzen auf ein inneres Licht, legen der äußeren Kirche nebst Sakramenten, Gottesdiensten und Priestern keinen Werth bei, leisten weder Eid noch Kriegsdienste, verwerfen die Lehre von der Trinität und der Gottheit Christi und glauben an eine Präexistenz der menschlichen Seele. Ehen werden zwischen ihnen auf die einfachste Weise geschlossen, indem das betreffende Paar nur die Gemeinde von seinem Entschlusse benachrichtigt; will es sich am nächsten Morgen oder später wieder trennen, so macht sich das ebenso leicht. Die Kinder werden getheilt oder auf allgemeine Kosten erzogen. Alles wird unter diesen Sektirern in freundschaftlicher Weise behandelt und geordnet.

Im Dorfe Garielowka, 10 Werst von Achalkalaki, wohnt die Oberin der „Geisteskämpfer", Witwe eines Anverwandten des Sektenstifters, die eine Art königlichen Ansehens genießt und „Heilige Jungfrau" oder „Gottesmutter" genannt wird. Alle durchreisenden Fremden bewirthet dieselbe in großartiger Weise und selten fehlt bei solcher Gelegenheit Champagner auf der Tafel. Uebrigens stehen die Duchobortzen im Lande im Rufe der Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit; sie treiben Ackerbau, Personen- und Waarentransport und haben eine Anzahl Posthaltereien inne, speciell auf der Straße zwischen Achalkalaki und Alexandrapol. In Tracht, Lebensweise und entsprechender Reinlichkeit ihrer Wohnungen gleichen sie mehr den deutschen Kolonisten als den Russen; von ersteren haben sie auch den in Deutschland üblichen Bauernwagen angenommen.

Von Achalkalaki kehrte Mme. Serena nach Tiflis zurück.

Skizzen aus Algerien.

Von W. Kobelt.

2. Um den Dschurdschura herum.

(Schluß.)

Verwundert blickten wir um uns, als wir dem engen Rumpelkasten entstiegen. Hatte uns irgend eine neckische Fee an den Südfuß der Alpen und an einen der oberitalienischen Seen versetzt? Vor uns lag ein weiter, tiefblauer See, ringsum von mächtigen Bergen eingefaßt, deren Schneekuppen im ersten Morgensonnenschein erglänzten. Keine Welle regte sich in dem weiten Becken und nur die großen Seeschiffe am Ufer verriethen, daß es zum Mittelmeere gehöre. Auf senkrecht abfallendem Kalkfelsen liegt eine maurische Citadelle, und daran schließt sich am steilen Abhange der Stadt in üppigem Grün zerstreut, von Palmen und gewaltigen Laubbäumen beschattet, überragt von dem mächtigen Gouraja, der in schwindelnder Höhe ein Fort trägt. Ich kenne keine zweite Stadt am ganzen Mittelmeere, welche einen ähnlich freundlichen und lieblichen Eindruck macht, wie die alte Königsstadt, die rechtmäßige Hauptstadt Algeriens, die nur durch einen Zufall ihrer Stellung beraubt wurde. In der geschützten Bucht, fast dem einzigen wirklichen Naturhafen zwischen Karthago und Mers el Kebir, hatten schon die Phönizier eine Niederlassung, die Karthager eine ihrer Metagonitenstädte, und vom römischen Saldae liefen Straßen aus sowohl nach beiden Seiten der Küste entlang, als auch nach Setif und Konstantine. In Saldae schlug der siegreiche Vandalenkönig Genserich seine Residenz auf, bis ihm die Eroberung von Karthago gelang; aber nach der Niederwerfung der Vandalenherrschaft scheinen auch hier die wilden Bergstämme die Anarchie benutzt zu haben, um die gehaßte Zwingburg niederzubrechen. Saldae verschwindet aus der Geschichte und erst 1067 n. Chr. nimmt En Naeer den Kabylen den Gouraja wieder ab und gründet hier seine neue Residenz, die er nach seinem Namen En-Naceria nennt, die aber im Volksmunde stets Suk el Bedsch'aia heißt oder einfach Bedschaja nach dem Kabylenstamme, dem der Berg gehörte und unter dessen Schutze auf dem Sûl Barûk, der Ebene hinter dem Stadtberge, seit Urzeiten der große Markt für die Kabylen abgehalten worden war. Gegen solche tausendjährige Gewohnheit kommt selbst der Wille eines orientalischen Despoten nicht auf und der kabylische Name ist der Stadt geblieben, denn Bougie ist nur eine Verstümmelung von Bedschaja. Beinahe vier Jahrhunderte blühte die Maurenstadt trotz ewiger Bürgerkriege und wechselnder Schicksale. Als die berberischen Hammaditen hier residirten, hatte es in seinen 24 Quartieren, die sich hoch am Gouraja hinaufzogen, 20 000 Häuser, und Edrisi erzählt Wunderdinge von der Pracht seiner Paläste und dem Reichthum seiner Bewohner. Die Katalanen, die Genuesen, die Pisaner, die Amalfitaner, die Gaetaner und die Provenzalen hatten hier ihre Fonduks und trieben einen gewinnbringenden Handel mit dem reichen Lande. Auch die mohammedanische Wissenschaft blühte in einem Grade, daß die Stadt den Namen Mekka es Sreira, Kleinmekka, führte, ein Ruhm, den besonders Sidi et Tuati, ein Zeitgenosse En Nacer's, begründete. Als aber die Spanier die Mauren immer mehr aus der Iberischen Halbinsel herausdrängten und die Flüchtlinge nun den Krieg aufs Meer verlegten und die Piratenfahrten begannen, wurde auch Bougie ein Hauptsitz der Seeräuber. Sein Reichthum

nahm damit noch ungeheuer zu, aber als schließlich unter Abd el Aziz die Sache zu arg wurde, sandte Ferdinand der Katholische seinen Admiral Pedro de Navarra mit einer großen Flotte gegen sie aus. Ganz unerwartet erschien er am 5. Januar 1509 vor der Stadt, die im Winter am wenigsten einen Angriff erwartete und landete mit 15 000 Mann dicht an den Mauern. Im ersten Schrecken flüchteten die Einwohner in die Berge und überließen den Angreifern die Stadt, hoffend, daß dieselben sich mit einer Plünderung begnügen und dann wieder einschiffen würden, aber die Spanier, die damals nach der Niederwerfung Granadas ernstlich an die Eroberung ganz Nordafrikas dachten, verstärkten die alten Befestigungen, erbauten eine neue Citadelle und richteten sich in der verlassenen Stadt häuslich ein.

Es war das die Zeit, wo die Macht der Barbarossen sich zu heben begann; die Furcht vor den Spaniern war ihre beste Bundesgenossin und trieb ihnen die ganze Maurenbevölkerung in die Arme. Ihrem scharfen Blick entging die Wichtigkeit Bedschajas nicht und zweimal setzten sie ihre ganze Macht an seine Eroberung, beide Male umsonst. Horuk verlor dabei 1512 Flotte und Armee und seinen rechten Arm, und drei Jahre später erging es Haireddin kaum besser, obwohl die Bergstämme in Scharen zu seiner Unterstützung herbeiströmten. Erst dann wandten sich die Türken nach Algier und machten es zu ihrer Hauptstadt. Bougie blieb den Spaniern, eine nutzlose Besitzung, mehr eine Last, denn sie verstanden es nicht, die Bergstämme für sich zu gewinnen und konnten sich nicht vor die Ringmauern hinauswagen. Die neuen amerikanischen Kolonien nahmen Spaniens beste Kraft in Anspruch, die Erwerbung der deutschen Kaiserkrone lenkte die Blicke seiner Herrscher vom Mittelmeere ab und der Kampf gegen die Reformation nahm sie bald so in Anspruch, daß die Städte an der Barbareskenküste fast vergessen wurden. Als 1555 Salah Reis mit 40 000 Mann und einer starken Flotte vor Bougie erschien, reichte die spanische Besatzung nicht aus, um die Festungswerke zu besetzen und mußte nach dreiwöchentlicher Vertheidigung des Hauptforts kapituliren. Wohl wurde der Kommandant, Alfonso de Peralta, in Valladolid zur Strafe enthauptet, aber die Niederlage blieb ungerächt und Bougie, von dem eifersüchtigen Algier auf jede Weise niedergehalten, verkam immer mehr und war nicht viel Anderes als ein Haufen Ruinen, als im September 1833 der General Trézel dort erschien und sich nach dreitägigem Kampfe mit dem Kabylenstamme der M'zaïa der Stadt bemächtigte. Die Einwohner wanderten bis auf wenige aus, aber sie gaben den Kampf nicht auf. Zwanzig Jahre lang konnte kein Franzose wagen, die Mauern zu verlassen, denn in geringer Entfernung lauerten die Eingeborenen; erst nach der definitiven Besiegung der großen Kabylie haben sie sich unterworfen, aber sie gelten noch immer für unzuverlässig. In der Stadt wohnen heute noch verhältnißmäßig sehr wenige Eingeborene, über die Hälfte sind Europäer. Noch ist der Handel trotz der beiden Straßen, welche Bougie jetzt mit dem Innenlande verbinden, nicht sehr bedeutend, da das Sahelthal noch wenig kolonisirt ist und die Hochebene von Setif bequemer mit der Bahn über Konstantine und Philippeville exportirt, während eine fahrbare Verbindung mit der großen Kabylie ganz fehlt und die noch kaum kolonisirte kleine Kabylie in Djidjelli einen eigenen Hafen besitzt; doch beträgt die Hafenbewegung immerhin schon über 4 Mill. Franken und ein bedeutender Aufschwung ist sicher, sobald die beiden schon bewilligten Bahnlinien eine bequemere Verbindung herstellen. Dann wird man auch wohl das längst fertige Projekt ausführen und den Hafen durch einen 1800 m langen Damm auch gegen den Scirocco, dem er eben noch ausgesetzt ist, der aber als Landwind selten gefährlich wird, decken.

Einstweilen ist Bougie eine stille Provinzialstadt, in welcher die Besatzung fast die Hälfte der Bevölkerung ausmacht. Nur selten kommt ein Tourist auf längere Zeit hierher; die meisten begnügen sich auf der Fahrt von Algier nach Philippeville-Konstantine, die wunderschöne Gegend vom Hafen aus zu bewundern und fahren nach wenigen Stunden weiter. Das einzige Hotel ist in ganz Algerien als unsauber und theuer verrufen, nicht mit Unrecht, doch ließ es sich schon darin eine Zeitlang aushalten und die Aussicht aus den nach dem Hafen zu gelegenen Zimmern über die Bucht und auf die Kette des Grand Babor, den fast ebenbürtigen Nebenbuhler des Dschurdschura, entschädigt für manches, die herrliche Umgebung für alles. Nur gehört Bougie zu den Gegenden, wo es mehr regnet, als dem Touristen lieb ist; mit ca. 1300 mm Regenhöhe gehört die Stadt zu den regenreichsten Punkten an der nordafrikanischen Küste und selbst im hohen Sommer sind Gewitterregen nicht selten. Als Ueberwinterungsstation ist darum Bougie trotz seiner reizenden Umgegend, auch abgesehen von dem schlechten Hotel, nicht zu empfehlen, aber ich kann jedem Reisenden, der sich von Algier nach dem Osten begiebt, nur aufs dringendste rathen, in Bougie auszusteigen und von dort aus durch Chabet el Akra, die Schlucht des Todes, die Bahn in Setif zu gewinnen.

Die Stadt liegt am Abhange des 700 m hohen Dschebel Gouraja auf einem von mehreren tiefen, mit üppigem Grün erfüllten Schluchten zerrissenen Plateau, das bis ins Meer hinein vortritt und nach drei Seiten steil, fast senkrecht abfällt. Vom Hafen aus ist die Senkung weniger steil und führt eine Fahrstraße in steilem Anstieg zur Stadt; eine andere hat man auf der entgegengesetzten Seite mühsam dem steilen Hang abgewonnen und die Verbindung zwischen dem Hafen und der Ebene auf der Südseite, wo sich die Unterstadt zu bilden anfängt und ein spekulativer Kopf schon ein Café de la Gare future errichtet hat, haben schon die Mauren in den senkrechten Kalkfelsen gesprengt. Die Häuser liegen zerstreut den Ravins entlang, alle von Gärten umgeben, von Fruchtbäumen beschattet. Die Feigen wie die Orangen von Bougie sind berühmt. Die maurischen Wasserleitungen führen noch die Quellen vom Berge herunter und wenig Städte in Algerien sind so überreich an köstlichem Trinkwasser wie Bougie. Die Franzosen wissen recht gut, daß Bougie die Achillesferse von Algerien ist. Die geschützte Bucht gestattet jederzeit das Einlaufen von Flotten und das Landen von Armeen, und sie wissen genau genug, daß ihre getreuen kabylischen Unterthanen jedem landenden Angreifer in Masse zuströmen würden. Darum hat man sich nicht wie in anderen Städten damit begnügt, die beiden Plateauecken, welche auf dem steilen Felsen ca. 50 m über dem Meere den Hafen direkt beherrschen, zu befestigen und die Stadt mit einer krenelirten, vielfach mit Thürmen verstärkten Mauer zu umgeben, sondern man hat auch in der Ebene nach der Sahelmündung hin ein paar Batterien angelegt, über die Rhede von Sidi Yahia das starke Fort Abd el Kader mit zahlreichen Blockhäusern und landein das ebenfalls starke Fort Grofelles errichtet, und schließlich den fast unersteiglichen Felsengipfel mit einem Fort gekrönt, das freilich im Frieden nur von ein paar Mann besetzt wird, aber Stadt und Hafen völlig beherrscht und bei genügender Verproviantirung als absolut uneinnehmbar bezeichnet werden muß. Ein vorzüglich tracirter, bis obenhin fahrbarer Weg führt bis zu dem senkrecht abfallenden Gipfelfelsen und bietet einen

reizenden Spaziergang. Unmittelbar vor den Thoren beginnt der Buschwald: man will offenbar im Gebiete der Festungswerke keine Ansiedelung und hat die früher hier hausenden Kabylen vertrieben. Anfangs mischen sich zwischen die Büsche noch blüthenbedeckte Oelbäume und einzelne Johannisbrotbäume, die Ende April schon mit jungen Schoten behangen waren, Ueberreste der maurischen Kultur; weiter oben wird die Vegetation auf dem sonnendurchglühten Boden magerer, bietet aber dem Botaniker reiche Ausbeute. Der Fels ist Kalkschiefer, durchzogen von Adern von Cipollin, hier und da mit kleinen Grotten, in denen sich die heute noch am Berge lebenden Schneckenarten subfossil finden. Nach Wirbelthierknochen sah ich mich vergeblich um. Kurz unter dem Gipfel liegt ein kleines Plateau, wo man ausgezeichnete Pflastersteine und Platten aus marmorartigem Kalk bricht. Hier liegt von Gärten und Feldern umgeben eine kleine militärische Ansiedelung, deren Insassen das Fort Gouraja auf der Höhe bewachen. Trümmer von arabischem Mauerwerk beweisen, daß auch schon früher hier eine Ansiedelung bestand, vielleicht bestimmt für die Wallfahrer zu dem hochverehrten Heiligthume der Lella Gouraja[1]), einer der heiligen Frauen, die man bei den Kabylen nicht selten, bei den Arabern aber nie findet. Doch deuten Gräben und starke Mauerfundamente auch auf die Existenz einer maurischen Befestigung in dieser Höhe. Die Aussicht muß bei schönem Wetter sehr umfassend sein; wir sahen uns bei unserem Besuche schon auf diesem Plateau in dichte Wolkennebel gehüllt und mußten, auf die Besteigung des höchsten Gipfels verzichtend, froh sein, ohne gründliche Durchnässung das Hotel wieder zu erreichen.

Noch schöner ist ein Spaziergang nach dem etwa anderthalb Stunden von der Stadt entfernten Grand Phare, dem großen Leuchtthurme auf dem Kap Carbon. Man verläßt die Stadt durch ein mehr nördlich gelegenes Thor. Unmittelbar vor demselben liegt der Friedhof, ein liebliches, von Eukalypten und Cypressen dicht beschattetes Plätzchen. Am Wege stehen ein paar riesige Eschen, Charakterbäume der Kabylie, wo sie von den Eingeborenen überall angepflanzt werden, um mit ihrem Laube das Vieh im Winter zu ernähren. Eine Zeitlang bleibt man dann noch in der schmalen Zone der Oelbäume und Karruben; der Weg zieht immer am steilen Hange der Rhede Sidi Yahia hin, dem sichersten Theile der Bucht von Bougie, dann übersteigt er den schmalen Kamm, welcher weiter draußen das Fort Abd el Kader und den kleinen Leuchtthurm trägt, und senkt sich in eine Mulde, die, ringsum von senkrechten, unersteiglichen Felsen eingefaßt, steil zum Meere abfällt. Es ist ein wunderschönes Fleckchen, von aller Welt abgeschieden, von üppigem Grün erfüllt, mit hochstämmigen Eichen, wilden Oelbäumen, Strandkiefern und unzähligen blühenden Sträuchern. Hier ist auch ein Lieblingsplatz der Affen, aber wieder waren wir nicht so glücklich, einen zu Gesicht zu bekommen, das regnerische Wetter hielt sie in ihren Verstecken zurück. Ein guter Maulthierpfad führt durch das Gebüsch direkt auf die Felswand zu, welche nach Westen hin weit ins Meer hinein vorspringt. Eine Strecke weit läuft er, durch eine Mauer nach der Seeseite hin geschützt, am senkrechten Hang entlang, dann durchbricht er den Vorsprung in einem kurzen Tunnel, und nun steht man unmittelbar dem gewaltigen Felskegel gegenüber, welcher den Leuchtthurm trägt. Nur ein schmaler, nach beiden Seiten dachförmig steil abfallender Landrücken führt tief unten vom Festlande hinüber und auf kurzen, steilen Serpentinen steigt man an dem schwindelnden Hang hinab; fast die Hälfte des Weges ist in den Felsen gehauen, es ist eine Riesenarbeit gewesen, diese Verbindung herzustellen. Nach beiden Seiten hin erstrecken sich steile, senkrechte Felsenwände, von nimmer rastender Brandung gepeitscht, absolut unzugänglich selbst für das kleinste Boot; nur am Abhange der Landenge ist bei günstigem Winde eine Landung möglich und ein schwindelnder Pfad leitet von da herauf; vor Durchbruch des Tunnels war der Leuchtthurm oft auf Wochen unzugänglich und mußte immer auf längere Zeit verproviantirt sein, wie ein Schiff auf hoher See. Auf der Landenge selbst stehen hochstämmige Strandkiefern; mit ihren gewaltigen Wurzeln klammern sie sich so fest an den Schieferfelsen, daß ihnen auch die schwersten Stürme nichts anhaben können, obschon es hier zwischen den steilen Wänden nicht selten so furchtbar wüthet, daß man an beiden Seiten des verbindenden Grates Pfade in den Felsen gehauen hat, um immer auf einer Seite Schutz zu haben. Auch auf der anderen Seite ist der Pfad wieder in den Felsen gehauen und zieht sich steil ansteigend um den Felskegel herum zur Spitze, welche den Leuchtthurm trägt. Der Aufseher nahm die Prussiens recht freundlich auf und verabreichte uns, dem Reglement entgegen, sogar einige Erquickungen; im Fremdenbuche fand ich, obschon es über mehrere Jahre zurückging, nicht einen einzigen deutschen Namen.

Auch nach der Landseite hin kann man sehr genußreiche Exkursionen machen. Durch einen Hain von wunderschönen Oelbäumen und Eschen, wie man sie eben nur in der Kabylie sehen kann, führt die Straße in Serpentinen auf den Marktplatz hinunter, wo an dem Brunnen ein Prachtexemplar des Zirgelbaumes (Celtis australis, französisch Micocoulier oder Perpignan, kabylisch Ibikes), steht, mit Blüthendolden bedeckt, die dem Deutschen an dem sonst ganz eschenartig aussehenden Baume eigenthümlich vorkommen. Dicht daneben haben die Franzosen eine große überdeckte Markthalle für den Getreidemarkt errichtet, rings von Läden umgeben, die aber nur am Tage des Suk, des Wochenmarktes, geöffnet werden; daran schließt sich von Bäumen beschattet der Platz für den Viehmarkt, oft kaum ausreichend für die Menge Vieh, welche von den Hochebenen und aus dem Sahelthal zugetrieben wird. Weiterhin am Hügelabhange sind Felder und Weinberge, hier und da mit wilden Oelbäumen besetzt, mit deren Veredelung man eben beschäftigt war. Die Kabylen haben dazu ein natürliches Geschick und die Pfropfreiser schlagen regelmäßig aus, so roh auch ihr Verfahren erscheint. Es giebt unter ihnen Familien, die seit alten Zeiten sich mit dem Pfropfen abgeben, und zwar thun sie es unentgeltlich, um Allahs willen. Nur die Kost nehmen sie dafür an. Ihnen war die Veredelung der Bäume eine religiöse Pflicht, gerade wie einer anderen Klasse von Kabylen die Verfertigung der Pflüge, für die sie nichts annahmen, als die spärliche Nahrung. Beide Klassen werden aber von Jahr zu Jahr seltener und werden bald nur noch der Sage angehören und Pflüge kommen jetzt als regelmäßiger Handelsgegenstand überall auf die Märkte. Orangen sieht man hier nur wenig. Die Hauptpflanzungen liegen zwei Stunden landein beim Dorfe la Réunion am Südhange des Dschebel Tudscha, wo die Kabylen seit Jahrhunderten sich der Agawenkultur widmen. Es war das früher eine Ausnahme im Kabylenlande und die Orangenbäume galten immer als eine Art Luxusgegenstand; im Kriegsfall machte

[1]) Die arabische Tradition leitet den Namen der Heiligen von dem des Berges ab, nicht umgekehrt. Der Berg soll seinen Namen von den Vandalen erhalten haben und nach Ibn Khaldun bedeutet Gouraja in der „vandalischen Sprache“ einen Berg. Wahrscheinlicher dürfte aber eine Ableitung aus dem Phönizischen sein. Die Kubbah der Heiligen ist innerhalb der Festungswerke noch erhalten.

man sich auch gar kein Gewissen daraus, sie dem Feinde abzuhauen, was bei Oelbäumen, Feigen und Karruben für eine schwere Sünde gehalten worden wäre. Erst seit 1854 nimmt die Orangenzucht im Kabylenlande zu und mitunter wurden uns von Landleuten ganz wunderbar schöne Früchte zum Kauf angeboten. Doch gelten die Orangen von Bougie für weniger haltbar, als die von Blidah.

Einen reizenden Spaziergang bietet auch die Promenade aux oliviers mit ihrer Fortsetzung bis zum Cap von Sidi Yahia, der Grabstätte der Hammaditenfürsten. Man geht an dem vierthürmigen Maurenkastell vorbei, das auf nach drei Seiten senkrecht abfallendem Felsen den Hafen nach Nordwesten abschließt. Hier entspringen dicht am Strande zahllose kleine Quellen; sie sind meistens gefaßt und speisen eine Wasserleitung, aus der die Schiffe im Hafen sich versorgen. Die Strandfelsen bieten eine reiche Conchylienfauna und auch wer sich nicht für dergleichen interessirt, wird durch die wunderbare Aussicht auf die Bucht und die Berge der kleinen Kabylie entschädigt. Als wir von dort zurückkamen und durch die schmale Pforte zwischen dem Hafendamme und dem Kastellfelsen auf den Hafenquai hinaustraten, fanden wir ein ungewöhnliches Leben. Ein paar Hundert Kabylen, mit Sensen, Sicheln und Proviant auf ein paar Tage ausgerüstet, die charakteristische Kürbisflasche an der Seite, warteten auf den Dampfer der Kompagnie Touache, um nach Bône und La Calle zu fahren und dort bei der Ernte zu helfen. Seit undenklichen Zeiten steigen sie um den ersten Mai von ihren Bergen herab; die Aussaat ist beendet, die Bäume sind in Ordnung, die Herden mit ihren Hirten auf den Bergweiden, und sie können die Zeit nicht besser ausnützen, als indem sie in den heißen Küstenebenen die Ernte einbringen helfen; sind sie dort fertig, so kommen sie immer noch früh genug für ihre dürftigen Gerstenfelder, die ihnen oft kaum die doppelte Aussaat und in schlechten Jahren das kaum ergeben. In diesem Jahre kamen sie freilich viel zu früh, die abnorme Temperatur und die vielen Regen hatten das Reifen des Getreides verzögert und als wir drei Wochen später nach Bône kamen, hatte das Schneiden noch immer nicht begonnen und die armen Kerle mußten sehen, wie sie sich durchschlugen. Auffallend waren uns die vielen Blonden mit hellen Augen unter diesen Bergbewohnern; „ces sont vos frères“, sagte mir ein Franzose, den wir kennen gelernt, aber ich glaube kaum, daß man diese Eigenthümlichkeit auf Vandalenblut zurückführen kann; viel eher möchte ich blondes Haar für eine Rasseneigenthümlichkeit des iberischen Stammes ansehen, dem auch die vielen Blondins in Südspanien und Sicilien zuzuschreiben sind. Beim Kabylen kann man als Regel annehmen, daß er nie so schwarze Haare und schwarze Augen besitzt wie der Araber, nicht einmal in der Wüste. Auch unter den Tuareg, bei denen wie bei den Oasenberbern jeder Gedanke an eine germanische Blutbeimischung ausgeschlossen ist, sollen ja blaue Augen durchaus nicht selten sein. Handelte es sich wirklich um deutsches Blut, so würden die Herren Kabylen sich wohl auch nicht mit so dürftigen Bärten begnügen müssen, wie man sie bei ihnen beobachtet. Vielfach hat man behauptet, daß nur einzelne Stämme blond seien und daß diese von flüchtigen Vandalen abstammten, aber die Schawija in den Aurés, von denen man dies besonders behauptet hat, sind durchaus nicht blonder als die Kabylen um Akbu und Bougie, und sind offenbar ebenso reinblütige Berber wie diese auch. Die Mortalitätsziffern der gegenwärtigen Kolonisten deutscher oder nordfranzösischer Abstammung liefern den überzeugenden Beweis, daß es dem germanischen Stamme unmöglich ist, bei Reinhaltung des Blutes in diesen Ländern auszudauern; bei Mischung aber würde das einheimische Element längst so die Oberhand gewonnen haben, daß vom fremden keine Spur mehr nachzuweisen wäre.

Der fünfte Amerikanistenkongreß.

Von R. Andree.

Amerikanistenkongresse haben in Zwischenräumen von je zwei Jahren bisher in Nancy, Luxemburg, Brüssel, Madrid und Kopenhagen stattgefunden. Die Geschichte, Archäologie, Anthropologie, Ethnographie und Linguistik Amerikas wurden auf denselben erörtert und zahlreiche Gelehrte, meist aus den romanischen Ländern, betheiligten sich an den Sitzungen. Ist auch manche werthvolle Arbeit, namentlich auf linguistischem Gebiete, zu Tage gefördert worden, so kann man doch nicht gerade behaupten, daß diese Amerikanistenkongresse viel Neues und Wichtiges uns darboten, ja theilweise steht es außer Frage, daß grobe Kritiklosigkeit und selbstgefälliger Dilettantismus sich auf denselben breit machen. Das ist namentlich in Nancy und Luxemburg der Fall gewesen, weniger in Kopenhagen. Schön ausgestattet liegt vor uns der Compte rendu der fünften Session, die 1883 in Kopenhagen stattfand, und über diese polyglotte Schrift, in welcher französisch, deutsch, englisch, spanisch und dänisch mit einander wechseln, wollen wir hier kurz Rundschau halten [1]).

[1]) Congrès international des Américanistes. Compte rendu de la cinquième session. Copenhague 1883. (Imprimerie de Thiele.)

Zunächst mögen jene Vorträge hier Erwähnung finden, denen wir das Prädikat trauriger Kritiklosigkeit nicht vorenthalten dürfen und die etwa auf der Höhe von Rudolf Falb's peruanischen „Studien“ stehen. Die Analogie auf die Völkerkunde angewendet, ist eine sehr segensreiche Sache, mißverstanden wird sie aber zu einem gefährlichen Irrweiser, der in den Sumpf lockt. In einen solchen ist denn auch Mr. Beauvois gerathen mit seinem Vortrage über die vorkolumbischen Beziehungen der Irländer zu Mexiko, welcher in der Behauptung gipfelt, daß der mexikanische Quezalcoatl ein Irländer und zwar ein Priester vom Orden des heiligen Columba gewesen sei. Die Auslassungen des Herrn Bamps aus Belgien über das Zeichen des Kreuzes in Amerika in der vorkolumbischen Zeit, sowie über die amerikanischen Traditionen von weißen Menschen stehen auf der gleichen Höhe wie jene des Herrn Beauvois. Er wärmt den Apostel Thomas wieder auf, der nach Amerika ging, dort das Christenthum predigte und das Zeichen des Kreuzes hinterließ. Il était très facile à des zélateurs des premiers temps du christianisme de pénétrer en Amérique, nämlich vermittels der Insel Atlantis. Herr Bamps vertrat die Ansicht eines gewissen Abbé Schmitz, der bereits

in Nancy und Luxemburg sein Licht vor den Amerikanisten leuchten ließ. Als dritter in der Reihe der Eiferer, welche das vorkolumbische Dunkel Amerikas aufhellten, ist dann noch Mr. Stephen Blackett aus London zu erwähnen, welcher die Insel Atlantis genau beschrieb und der wußte, daß Uranus der erste König derselben war. Die Titaniden der Alten sind die Totonaken Mexikos; Japetus, Sohn des Titan, findet sich wieder in den Zapoteken; Deukalion ist „Colnas“, ein altmexikanischer Name; Atlas entspricht den Aztlans, Herkules den Irokesen.

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß solche Blüthen unfreiwilliger Komik durch den verdienten französischen Sprachforscher Lucien Adam und unseren Landsmann W. Reiß Zurückweisungen fanden. Indessen werden in Zukunft die kritiklosen Dilettanten von den Amerikanistenkongressen ganz fern gehalten werden müssen, wenn letzteren die Würde gewahrt bleiben soll.

Gehen wir zu den erfreulicheren Resultaten des Kopenhagener Amerikanistenkongresses über und da ist denn hervorzuheben, daß die Skandinavier sich mit mehreren höchst wichtigen Beiträgen betheiligten. K. Steenstrup beschrieb die alten normännischen Ruinen im südlichen Grönland und legte sehr lehrreiche Abbildungen derselben vor, welche der Architekt Groth an Ort und Stelle gezeichnet hatte, und unter denen die Kirchenruine von Julianehaab hervorragt; auch von Privathäusern sind noch Ruinen vorhanden. Japetus Steenstrup brachte ein anderes nordisches Räthsel zur endgültigen Lösung; er erläuterte nämlich die Reisen und die vielgedeutete Karte der beiden Brüder Niccolo und Antonio Zeno aus Venedig. Das Resultat dieser mit großem Scharfsinn und großer Gelehrsamkeit durchgeführten Untersuchung ist Folgendes. Das Frisland der Karte der Zeni ist die Insel Island, während das Frisland im Texte derselben unser Nordfriesland, namentlich Strandfriesland ist. Engroneland der Karte der Zeni ist nicht, wie man annahm, Grönland, sondern „gegrabenes Land“, aufgeworfenes, dem Meere abgewonnenes Spatenland, vielleicht Eiderstedt; Engroneland ist eine Mosaikbildung von isländischen und friesischen Namen und Gestaltungen. Die Zeni waren niemals in Grönland und alle Muthmaßungen, daß sie 150 Jahre vor Kolumbus schon Amerika entdeckten, sind hinfällig.

Als eine Arbeit von originaler Auffassung und hervorragender Wichtigkeit erwähnen wir den Vortrag des Schweden Stolpe über die Ornamente der amerikanischen Völker, in welchem er theils deren Originalität zeigt, theils durchaus mit Recht betont, wie unter den verschiedensten ethnisch und räumlich getrennten Völkern unabhängig von einander dasselbe Ornament erfunden werden kann [1]).

Vor dem Kongresse entwickelte der Amerikaner Brinton sein (bereits ins Leben getretenes) Unternehmen, die Herausgabe der Denkmäler einheimischer amerikanischer Litteratur, alles, was von Aboriginern in amerikanischen Sprachen an Erzählungen, Liedern, Dramen (wie in Peru) 2c. sich erhalten hat. Dr. Macedo aus Lima entwarf eine sehr zutreffende Parallele zwischen dem mexikanischen und peruanischen Kulturreiche, Monumente, Religion, Schriftwesen, die Wissenschaften, Staatseinrichtungen u. s. w. berücksichtigend, wobei er zu dem richtigen Ergebnisse kam, daß diese alle fueron distintos en ambos imperios. Beide Staatswesen hatten sich unabhängig und ohne Kenntniß von einander entwickelt.

[1]) Dieses ist der springende Punkt in derlei Fragen. Wenn ein Volk den Kreis oder das Viereck gebraucht, so ist es nicht nöthig, daß es dieselben erst von einem anderen Volke gelernt und entlehnt haben muß. Tausenderlei Dinge sind bei den verschiedensten Nationen gleich, ohne daß man an Anleihen gedacht hat. Und wenn dieses Borgsystem in seinen Konsequenzen weiter geführt wird, so muß man doch schließlich auf ein einziges Volk, auf ein Individuum zurückkommen, von dem alles ausgeht. Entlehnungen sind ja keineswegs ausgeschlossen und oft vorhanden; wer sie aber annimmt, dem fällt in jedem Falle die Last des Beweises zu. Der muß geführt werden, sonst verschone man uns in der Ethnographie mit dem recht billigen Borgsysteme.

Streifzüge in Portugal.

Von Spiridion Gopčević.

3. Ausflüge in Bragas Umgebung.

An prächtigen Ausflügen von Braga aus ist kein Mangel; freilich nehmen sie viel Zeit in Anspruch. Einer der berühmtesten Punkte in der näheren Umgebung ist die Kapelle S. Mamede, 21 km nordöstlich an der Straße nach Chaves gelegen.

Zuerst steigen wir fast zwei Stunden lang durch äußerst liebliche Landschaften bis Carvalho d'Este, wo sich uns eine prächtige Aussicht über Braga und Umgebung bis an den Ocean eröffnet. Nachdem wir uns an diesem Panorama gesättigt, setzen wir den Weg fort, indem wir den Berg wieder hinabsteigen und das wunderschöne Val do Geraz zur Linken lassen — freilich mit schwerem Herzen! Die grünen Föhren, Rhododendren, Lorbeerbäume, — diese bunte Blumenwildniß ist gar zu verlockend!

Nach einer starken halben Stunde erreichen wir Pinheiro, wo eine niedere steile Klippe die Ruine des Schlosses bezeichnet, in welchem D. Affonso Henriquez nach der berühmten Schlacht von S. Mamede (1128) seine Mutter D. Thereza gefangen hielt. In Pinheiro nehmen wir einen Führer nach dem noch dritthalb Stunden entfernten São Mamede. Auf diesem seitwärts der Straße liegenden Berge steht eine Kapelle, von deren Spitze man eine der schönsten Aussichten von Iberien genießt. Ich wäre in Verlegenheit zu sagen, ob S. Mamede oder Sameiro den Vorzug verdiente. Nach Westen zu liegt das waldige Thal des Cávado zu unseren Füßen, dessen Hintergrund der Ocean bildet. Nach Norden zu begrenzt die mächtige Serra de Gerez (1430 m), nach Osten die sich noch stattlicher ausnehmende, einem Riesenwalfisch gleichende Serra da Cabreira (1220 m) den Horizont; im Süden schweift das Auge über reizende Hügellandschaften. Besonders charakteristisch sind die ungeheueren Felsen jenseits der Kapelle,

welche zusammengenommen, aus einiger Entfernung gesehen, sich wie die Wälle einer Riesenfestung ausnehmen. Von S. Mamede sind es nur noch 18 km nach dem wildromantischen Bade Caldas de Gerez, doch erfordert das unwegsame Terrain einen sechsstündigen Marsch, so daß wir es vorzogen, nach Braga zurückzukehren.

Eine meiner unvergeßlichsten Fahrten ist jene von Braga über Ponta de Lima nach Valença und zurück über Ponte da Barca. Ein portugiesischer Advokat und ich hatten uns zusammen einen Wagen gemiethet, da die gewöhnliche Post uns der freien Bewegung und Aussicht beraubt hätte. Von vier Maulthieren gezogen, rollten wir also in nordwestlicher Richtung den Ufern des Cávado zu, welchen wir bei Ponte de Prado überschritten. Die Gegend ist hier ganz hübsch und konnte ich gar nicht glauben, daß Prado — ein Flecken von 1500 Seelen — so ungesund sei, wie uns der Kutscher glauben machen wollte. In historischer Beziehung wird der Ort zweimal genannt: als Geburtsort des Staatsmannes und Rathgebers D. João's I. João das Regras (von Herculano in seinem ausgezeichneten Werke „O Monje de Cister" sprechend eingeführt), und 1826 durch ein Gefecht zwischen Miguelisten und Konstitutionellen, deren Führer Graf Villaflor den Marquis Chaves besiegte.

Bei Moure beginnt die Straße anzusteigen und die Gegend bereitet uns durch ihre immer bezaubernder werdende Großartigkeit auf die bevorstehenden Genüsse vor. Nachdem wir durch einen stattlichen Pinienwald gefahren, erreichten wir bei Portella da Cabra den Gipfel der Serra. Die Bewohner dieses elenden Dörfchens leben in einem Paradiese. Die Erhabenheit des Panoramas läßt sich kaum schildern und wir hielten eine Steigerung für unmöglich. Obschon es jetzt bergab ging und der Kutscher die Maulthiere ausgreifen lassen wollte, gestatteten wir es ihm doch nicht, damit unser trunkenes Auge recht lange die Reize der sich bei jedem Schritte unseren Blicken entrollenden Scenerien in sich aufnehmen könne.

Endlich, nach $3^1/_2$ stündiger Fahrt, war die Ponte do Lima erreicht. Ich war bereits auf Großartiges vorbereitet, denn man hatte mir gesagt, daß diese Brücke über den Lima der herrlichste Punkt Portugals sei. Meine Erwartungen waren nach dem bisher Gesehenen schon hoch gespannt, und dennoch fand ich mich nicht enttäuscht. Eine volle halbe Stunde standen wir auf der Brücke und nahmen die uns von der Natur gebotenen Eindrücke in uns auf, um sie festzuhalten und nie wieder zu vergessen. Mit Sicherheit kann ich wohl behaupten: Ponte de Lima liegt in einem der schönsten Punkte der Welt, ohne fürchten zu müssen, daß mir jemand widerspreche. Wenn ich mich hier jeder Beschreibung enthalte, hat dies seinen Grund darin, daß keine Feder im stande ist, dem Leser auch nur annähernd eine Idee des Panoramas zu geben. Alles zusammen, Berge, Thäler, Flüsse, Wälder, Felder, Wiesen, Gärten sind derart zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen, daß nicht die Wirkung eines einzelnen Objektes, sondern der Gesammteindruck der ganzen Landschaft unsere Begeisterung hervorruft. Noch heute bedauere ich, daß es mir nicht möglich war, in einem Boote den ganzen Lauf des Lima zu befahren, denn die Aussichten von den drei Brücken (de Vianna, do Lima und da Barca) zeigten uns doch nur einen kleinen Theil des Flußlaufes.

Der Lima ist unstreitig der schönste Fluß Portugals, ja vielleicht (wenigstens verhältnißmäßig, seinen kurzen Lauf in Betracht gezogen), der schönste Europas. Kein Wunder, daß ihn zahlreiche Dichter besungen haben. Diogo Bernardes taufte nach ihm seine Liedersammlung und spricht von ihm mit Begeisterung:

„Claras aguas de nosso doce Lima",

(„Klare Wässer unseres süßen Lima") und an einer anderen Stelle:

„Junto do Lima, claro e fresco rio,
„Que Lethe se chamou antiguamente";

(„Neben dem Lima, dem klaren und frischen Flusse, welcher im Alterthume Lethe hieß"). Die Römer wußten nämlich seine Reize ebenfalls zu würdigen, nannten seine Umgebung „Elysäische Felder" und ihn selbst den Fluß der Vergessenheit — Lethe —, weil sie der Ansicht waren, daß seine Reize auf den Wanderer die Wirkung der Lotosblumen haben: Heimat und Vergangenheit zu vergessen, um an seinen Ufern das Leben zu beschließen. Daß auch die rauhen römischen Legionäre für Naturschönheiten eingenommen waren, zeigt uns Livius in seiner Schilderung von Decimus Brutus' Uebergang über den Lima. Seine Soldaten wollten hier verweilen und weigerten sich, dieses irdische Paradies zu verlassen. Es blieb ihm nichts übrig, als den Adler zu ergreifen und in den Fluß zu waten, seinen Soldaten zurufend: „Der Adler und euer Feldherr wollen über den Fluß; es ist euere Pflicht als Römer und Soldaten, dem Feldzeichen und dem Imperator zu folgen!"

Der Lima enthält Lachse, Forellen, Barben, Seeaale (moreias), Seezungen und Lampretten. Das Städtchen Ponte de Lima hat etwa 3000 Einwohner, große Reste alter Befestigungen und enge schattige Straßen.

In Ponte de Lima theilte uns der Wirth mit, daß die Straße von Labruja bis Valença so schlecht sei, daß wir besser thäten, den Wagen nach Braga zurückzusenden und nach Valença zu reiten. Wir befragten unsern Kutscher, welcher gleichmüthig antwortete: „Pode ser; eu não conheço o caminho!" (Kann sein; ich kenne den Weg nicht.) Wir trauten unseren Ohren kaum. „Das sagen Sie erst jetzt?" schrie ich ihn entrüstet an; „weshalb übernahmen Sie denn die Fahrt?" „Weil mein Herr es mir befahl", war die lakonische Antwort.

Nun ist es aber nicht meine Gewohnheit, mich ungestraft narren zu lassen. Ich berechnete daher, wie viel wir, nach dem für die ganze Reise akkordirten Preise, für die zurückgelegte Strecke schuldig wären, bezahlte den Kutscher und schickte ihn trotz seines Protestes nach Braga zurück. Seinem Herrn ließ ich sagen, wenn er übermorgen den Wagen nach Ponte da Barca senden wolle, würden wir ihn zur Rückkehr nach Braga benutzen. Dann miętheten wir uns einen Führer und zwei Pferde und brachen am folgenden Morgen nach Valença auf.

Bis Labruja na Serra war die Straße ganz annehmbar und die Herrlichkeit der Gegend ließ uns auch nicht an Beschwerden denken. Dann aber begann der Aufstieg in der Serra da Estrica und die Straße wurde immer schlechter. Wie uns der Führer sagte, wimmelt es hier von Wölfen und hielten wir daher unsere Revolver immer schußfertig. Doch keiner zeigte sich. Der Weg ist in Schiefer gebrochen und mit losen Steinfragmenten bedeckt. Die Gegend wird einsamer und die Dörfer verschwinden. Bei Rubiães überschritten wir den Coura-Bach auf einer hohen Steinbrücke und nach einer Stunde bot sich uns auf der Höhe des Berges, nahe der Kapelle S. Bento da Porta Alberta[1]) der erste Anblick auf Valença und Tuy, welche eine einzige Stadt zu bilden schienen. Imposant nahmen sich die den Hintergrund bildenden Berge Galiciens aus. Rechts ließen wir das Dörfchen Cerdal, und eine schwache Stunde später ritten wir in Valença do Minho ein, das ich dem Leser bereits geschildert. Hier verabschiedeten wir

[1]) Deutsch: „Heil. Benedikt von der offenen Thüre".

Führer und Pferde und mietheten uns einen Wagen nach Ponte da Barca, wohin wir nach einem Imbiß um 2 Uhr nachmittags aufbrachen.

Zunächst rollten wir um den Abfall der Serra da Estrica herum durch liebliche Gegenden, bis der Sattel erklommen war, welcher die genannte Serra von der Serra da Peneda (Gaviarra) scheidet, nach einem Reisebuche der höchste Berg Portugals (7881 Fuß), während die Petermann'sche Karte ihm nur 4435 Fuß giebt. Welche Ziffer die richtige, vermochte ich nach dem Augenmaße nicht zu entscheiden, da ich nicht wußte, wie hoch wir selbst uns befanden. Die Ersteigung, wenn auch sehr lohnend, soll jedoch sehr beschwerlich sein und 5 Stunden in Anspruch nehmen. Seit meinen Besteigungen des Pentelikon, Maranaj, Vignemale, Vesuv, Snowdon und Pyrgas habe ich jedoch das Ersteigen besonders schwieriger Bergriesen verschworen.

Bei Vilella erreichten wir das Thal des Vez-Baches, in dem wir nun bis Ponte da Barca blieben. Der einzige größere Ort, den wir berührten, war Arcos de Valdevez mit etwa 2000 Einwohnern. Hier fand 1128 zwischen Affonso Enriques und Alfonso VII. von Leon eine Schlacht statt, in welcher letzterer eine entscheidende Niederlage erlitt. Das Thal wurde seither Veiga da Matança genannt.

Von Arcos aus eröffnete sich uns ein prachtvoller Blick auf das Limathal; die Gegend wurde immer romantischer und um $6^1/_2$ Uhr erreichten wir Ponte da Barca, wo bereits unser in Ponte de Lima verabschiedeter Wagen unser harrte. Wir verschoben aber unsere Rückfahrt auf den nächsten Tag.

Auch von hier genießt man ein überwältigend schönes Panorama, doch kann es mit jenem von Ponte de Lima keinen Vergleich aushalten. In der Kirche von Ponte da Barca zeigt man das Grab einer gewissen D. Maria Lopez da Costa, welche 110 Jahre alt wurde und 120 Nachkommen hinterließ. Also sind in jenem glücklichen Erdenwinkel nicht bloß der Boden, sondern auch die Weiber von besonderer Fruchtbarkeit. Hier wurde auch der oben erwähnte Dichter der „Flores do Lima", Diogo Bernardes, geboren, welcher D. Sebastião auf seiner unglücklichen Expedition nach Marokko begleitete und nach der Schlacht von Alcazar el Kebir Jahre lang als Gefangener in Afrika schmachtete.

Am folgenden Morgen kehrten wir nach Braga zurück. Gleich nach Passiren der schönen Steinbrücke bemerkten wir links auf einem Hügel die Schloßruine Aboim de Nobrega, von welcher man eine überaus prächtige Aussicht über das Limathal genießt. Bis Pico de Regalados fuhren wir auf der ziemlich gebirgigen Straße die Serra Oural hinan, wobei sich uns beständig die wunderbarsten Rückblicke bis nach Ponte de Lima hin boten. Dann ging es bergab, wir passirten den Cávado bei seiner Vereinigung mit dem Homem und langten endlich mittags wohlbehalten in Braga an.

Von hier fuhr ich mit der Flügelbahn nach Nine, wo ich in den nach Porto bestimmten Zug umstieg.

Zwischen Nine und Villanova de Famalicão nehmen die landschaftlichen Reize unsere Sinne gefangen. Zur Linken schweift der Blick über prächtige Kastanienwälder, deren Hintergrund von der Serra Catharina gebildet wird. Bald darauf überschreitet die Bahn den lieblichen Ave-Fluß auf einer Kettenbrücke und wir betreten den Distrikt von Porto. Die Anzeichen einer kompakteren Bevölkerung mehren sich. Wir passiren noch den Leça-Fluß, welcher zwar nur ein unbedeutender Bach ist, aber an Schönheit seiner Ufer mit dem Lima konkurriren kann. Der Lyriker Sá de Miranda besingt ihn folgendermaßen:

„O rio de leça,
Fructos em Janeiro
Nascerao primeiro
Que eu de te me esqueça!
Primeiro em Agosto
Nevará com calma,
Que o tempo d'esta alma
Aparte o teu rosto!"

(O Fluß Leça, eher werden im Jänner Früchte wachsen, als daß ich deiner vergesse! Eher wird es im August bei Hitze schneien, als daß die Zeit dein Antlitz von dieser Seele trennt [d. h. in meinem Herzen die Erinnerung an dich verwischt].)

Bald darauf fahren wir in den Bahnhof von Porto ein.

Kürzere Mittheilungen.

Wissenschaftliche Abschreiberei[1]).

Von der „Urgeschichte des Menschen, ein Handbuch für Studirende, von Prof. Dr. A. Rauber in Leipzig" ist im Verlage von F. C. W. Vogel in Leipzig vor kurzem der zweite Band[2]) erschienen. Herr Rauber behandelt darin die urgeschichtlichen Funde in den außereuropäischen Ländern — ein interessantes Kapitel! Da nur wenig zusammenfassende Vorarbeiten auf diesem Gebiete vorhanden sind, so ließ sich hier etwas Tüchtiges leisten; freilich ist die Arbeit eine sehr schwierige, denn eine ungemein zerstreute Litteratur muß bewältigt werden. „Gewiß hat der Leipziger Professor dieses gethan, und du kannst hier noch vieles lernen", sagte ich mir; hatte ich doch selbst in meinem Buche „Die Metalle bei den Naturvölkern mit Berücksichtigung prähistorischer Verhältnisse" (Leipzig, Veit & Comp. 1884) vor nicht langer Zeit versucht, alles zusammenzustellen, was sich auf das urgeschichtliche Vorkommen der Metalle in außereuropäischen Ländern bezog, wobei ich natürlich auch anderweitige prähistorische Verhältnisse mit in Betracht ziehen mußte. Es war dieses eine sehr mühevolle Arbeit, zu der jahrelange Studien gehörten. Die Unvollkommenheiten kannte niemand besser als ich, da, wie gesagt, zusammenfassende Vorarbeiten fast ganz fehlten.

In einem Handbuche der ganzen Urgeschichte, wie Herr Prof. Rauber es jetzt herausgab, hoffte ich natürlich weit mehr zu finden, als ich geboten hatte. Nachdem ich die Abschnitte über die Troas (nach Schliemann) und über den Kaukasus (nach Virchow) durchgegangen war, kamen Vorderindien, Hinterindien, China, Japan, der Norden Asiens und Amerika an die Reihe. Je mehr ich nun las, desto bekannter kam mir alles vor; die Thatsachen, die ich fand, und die Quellen, nach denen sie citirt

[1]) Die Redaction glaubte sich vor Abdruck der vorstehenden schweren Beschuldigungen von Seiten des Herrn Dr. Andree gegen Herrn Prof. Dr. Rauber zuerst von der Richtigkeit derselben überzeugen zu müssen und stellte deshalb die nöthigen Vergleiche zwischen den beiden in Rede stehenden Büchern an. Sie muß in Folge dessen leider die Richtigkeit von Dr. Andree's Behauptungen bezeugen.

[2]) Vergl. über den ersten, „Globus" Bd. 46, S. 160.

wurden, schließlich der Styl und die Worte — wiewohl etwas anders gestellt, damit man's nicht so schnell merkte — das hatte ich ja zum großen Theile in meinem oben erwähnten Buche selbst niedergeschrieben! Das verhältnißmäßig wenige und neue, welches Professor Rauber hinzufügt, ändert kaum etwas an der Sache, daß der Haupttheil der Abschnitte Vorderindien, Hinterindien u. s. w. nicht von Herrn Rauber, sondern von mir herrührt. Ich würde gegen eine so ausgiebige Benutzung meines Buches schließlich nichts einwenden, wenn Herr Rauber nur ehrlich genug gewesen wäre, seine Quelle anzugeben. Das hat er nicht gethan, denn *er erwähnt meinen Namen in diesen Abschnitten mit keiner Silbe*.

Herr Rauber, der in seinem ganzen Buche nur unregelmäßig und ungenau Quellen citirt, der die Litteraturangaben auffallend vernachlässigt, wird nun in den prähistorischen Abschnitten über die außereuropäischen Länder plötzlich sehr genau; er citirt englische und französische Zeitschriften, Abhandlungen u. s. w. nach Serien, Jahreszahlen u. s. w., die er gar nicht benutzt, sondern aus meinem Buche entnommen hat, wie aus den kleinen Ungenauigkeiten zu ersehen ist, die ich mir zu Schulden kommen ließ, und die Herr Rauber copirte. Hätte Herr Rauber wirklich alle jene Zeitschriften, Abhandlungen, Werke in der Hand gehabt, die er in den betreffenden Abschnitten (sonst aber nicht wieder in seinem Werke!) aufführt, welchen Reichthum an Material hätte er daraus für sein Handbuch ziehen können! Aber er kannte jene Werke gar nicht, und so ist es natürlich, daß sich bei ihm die ganze Urgeschichte jener Länder auf die Metalle zuspitzt (und gelegentlich die vorangehende Steinzeit), ganz einfach, weil mir diese Beschränkung für mein Werk geboten war, das Herr Rauber ohne Quellenangabe einfach aus- und abschrieb.

Ich müßte einen Bogen im Globusformat mindestens in Anspruch nehmen, wollte ich durch Gegenüberstellung meines Buches und der Rauber'schen Urgeschichte hier den Nachweis führen, in welch ausgedehntem Maße Herr Rauber mich ausgeschrieben hat. Da dieses zu weit führen würde, begnüge ich mich mit der Angabe der ausgeschriebenen Seiten.

Aegypten. Der Verfasser der Urgeschichte nimmt sich nicht einmal die Mühe, sich direkt die Lepsius'sche Abhandlung über die Metalle bei den Altägyptern anzusehen, sondern excerpirt Andree S. 50, wobei er so gewissenhaft ist, *Druckfehler* mit zu copiren (Vauguelin statt Vauquelin).

Vorderindien. Hier beginnt mit S. 55 Rauber's ausgedehntes Abschreibesystem. Schon die herrenlose Fußnote S. 54 bei Rauber zeigt seine flüchtige „Arbeitsweise", denn diese gehört ganz wo anders hin. Aus- und abgeschrieben, nur mit wenig verstellten Worten, hat Professor Rauber S. 55 von Andree S. 67; was er S. 56 über Worsaae und dessen Ansichten über die Bronzeentstehung in Indien sagt, ist von Andree S. 58 entnommen. Rauber's S. 56 ist componirt aus Abschriften und Excerpten von Andree S. 58, 60, 61. Dabei vermischt und entstellt er in liederlicher Art die Quellennachweise. — Rauber's S. 57 ist größtentheils von Andree S. 77, 78 excerpirt.

Hinterindien. Rauber S. 61 ist aus Andree S. 98, 99, 84, 86 fast wörtlich abgeschrieben.

China. Wo in diesem Abschnitte Rauber durch das Werk von Richthofen's — seine einzige benutzte Quelle — im Stiche gelassen wird, behilft er sich mit der Ausschreibung Andree's. So z. B. S. 65 unten von Andree S. 104; 66 oben von Andree S. 107; 67 in der Mitte von Andree S. 106 meist wörtlich oder mit geringen Wortverstellungen, welche letztere die wissenschaftliche Arbeit Rauber's repräsentiren.

Japan betreffend, so ist Rauber's S. 71 fast ganz aus Andree S. 111, 113, 114 componirt.

Der Norden Asiens. Dieser ganze Abschnitt, Rauber S. 72 ff., ist aus Andree S. 114 ff. ausgeschrieben, vielfach wörtlich oder mit geringen Wortverschiebungen.

Endlich zeigt sich Rauber's Anleihesystem ohne Quellenangabe auch im Abschnitte *Amerika*, wo Rauber S. 81 aus Andree S. 151 und 153 excerpirt ist und Rauber S. 82 aus Andree S. 156 und 160.

Genug! Nach diesen charakteristischen Proben von der Gründlichkeit und litterarischen Ehrlichkeit des Herrn Prof. Dr. Rauber verzichte ich auf die Besprechung des übrigen Inhalts seines Buches und überlasse es dem Leser, die richtige Bezeichnung für die Handlungsweise des Herrn Rauber zu wählen.

Leipzig. Dr. Richard Andree.

Die Erforschung des Xingú.

Ueber die *von den Steinen*'sche Expedition durch den unbekanntesten Theil Brasiliens (s. „Globus", Bd. 45, S. 286 und Bd. 46, S. 336) lagen bisher nur sehr unvollkommene Nachrichten vor, aus denen nicht einmal hervorging, ob dieselbe den Xingú oder einen anderen Nebenfluß des Amazonenstroms hinabgefahren war. Jetzt versendet die Geographische Gesellschaft in Bremen die ersten ausführlichen Nachrichten, welche einem Briefe des Dr. Clauß, eines der Mitglieder der Expedition, an Dr. Lindemann, d. d. Bahia, 11. November, entnommen sind und uns melden, daß in der That der Xingú ganz erforscht worden ist. Die Expedition hatte am 26. Mai 1884 Cuyabá, die Hauptstadt der brasilianischen Provinz Matto Grosso, verlassen, hatte dann am 20. Juli vom Rio Batovy aus nochmals Nachricht von sich gegeben und war Ende Oktober in Pará an der Mündung des Amazonenstroms eingetroffen. Dr. Clauß schreibt nun aus Bahia: „Es ist jetzt schon einen halben Monat her, daß wir wieder unter civilisirten Menschen leben. Wir hatten das Glück, unser Programm vollständig durchführen zu können. Nach zweimonatlichem Marsche von Cuyaba aus in Nordostrichtung schifften wir uns in einem ca. 50 m breiten Flüßchen ein, das nach unseren deutschen Karten schon dem Xingúgebiete angehören mußte. Die Canoes waren von unseren Leuten aus der Rinde des Jatobabaumes gefertigt. Wir hatten mit den Fahrzeugen viel Malheur, indem eines nach dem anderen auf den zahllosen Steinbarren des Flusses brach. Glücklicherweise trafen wir Indianer, von denen wir neue Böte bekamen. Dort im Quellgebiete des Xingú vom 15. bis 10. Grade leben zahlreiche Stämme, die noch nie mit Weißen verkehrt haben und nur mit Stein- und Knochenwerkzeugen arbeiten. *Unter 12 Grad Breite erreichten wir den Hauptfluß, den Xingú*. Wir hatten viel von Hunger zu leiden, die Cachoeiras (Katarakte) waren unsere größten Feinde. Mit den Indianern wurden wir fertig." So weit der Brief an Dr. Lindemann. Letzterer hat nun noch von einem Verwandten eines der Reisenden Abschrift eines weiteren Briefes des letzteren erhalten, aus dem wir Folgendes mittheilen:

„Aus meinem von Rio Batovy Euch geschriebenen Briefe wißt Ihr ungefähr die Gegend, wo wir uns einschifften. Es war ca. 14° s. Br. Die Canoes, von uns selbst aus der Rinde des Jatobabaumes gefertigt, sahen nicht nur aus wie die echten Nußschalen, sondern erwiesen sich auch bezüglich ihrer Leistungsfähigkeit als solche. Man durfte sich nicht darin rühren, sonst kippten sie um und für die Beförderung von Lasten, wie wir sie mitführten, waren sie gar nicht geeignet.

So wurde der erste Theil der Flußreise auf dem Batovy sehr entmuthigend. Es war trockene Jahreszeit; der Fluß hatte wenig Wasser, so daß jeder auf dem Grunde liegende Stein ein Hinderniß war. Aber was die größte Schwierigkeit bereitete, waren die zahllosen Katarakte (Cachoeiras), wo das Wasser zwischen, unter und über Steinen derart läuft, daß das Passiren mit Canoes unmöglich ist. Dieselben

mußten entladen werden. Die Last ging von Stein zu Stein und die Canoes wurden gezogen; aber eins nach dem anderen brach, und so gab es immer wieder neuen Aufenthalt, um andere Canoes anzufertigen. So hatten wir drei angestrengte und eigentlich recht hoffnungslose Wochen durchzumachen; wir kamen in unserer Route täglich nicht mehr als 1 bis 2 Wegstunden vorwärts. Die Lebensmittel ebenso wie unsere Sachen waren häufig ins Wasser gefallen und verdorben, wir hatten eben noch knapp für einen Monat Bohnen — sonst gar nichts weiter — als wir die ersten Indianer — Baccairis — trafen. Ein zahmer Baccairi war ja in unserem Gefolge; wir konnten uns verständigen, bekamen Lebensmittel und neue Canoes, allerdings auch aus Rinde, und gingen muthig weiter.

Am 30. August unterm 12. Grade waren wir auf dem eigentlichen Xingú, er ist dort schon ein recht stattlicher Fluß, gegen 400 m breit. Lernten neue Indianerstämme kennen; wir mußten aufs vorsichtigste mit ihnen verkehren, um sie nicht zu unseren Feinden zu machen und möglichst viel von ihnen zu erlangen. Da ist am oberen Xingú (spr. Schingu) ein Nest von Indianerstämmen, die noch nie mit Weißen, nie mit außerhalb ihres Bezirks wohnenden Stämmen in Berührung getreten sind. Natürlich völlig nackt leben dort an 30 Stämme noch in der Steinzeit. Unsere Tauschartikel wie Messer u. dergl. waren sehr begehrt. Die letzten dieser Indianer waren die Sugas, welche wie die Botokuden Mund- und Ohrenpflöcke tragen. Mit dem 10. Grade kamen wir in unbewohntes Terrain. Der Fluß, vorher prachtvoll fahrbar, war jetzt von vielen Steinen durchsetzt; es kamen Stromschnellen; die Lebensmittel gingen völlig aus — wir lebten nur vom Fischfang, die Canoes wurden schlecht, hielten auch den Wellengang auf dem jetzt schon einen Kilometer breiten Fluß nicht mehr aus — viele unserer Leute wurden fieberkrank — da kamen wieder Indianer, die Jurunas. Einer derselben verstand schon einige Worte Portugiesisch, wir erfuhren einiges über den weiteren Verlauf des Flusses, bekamen reichlich Lebensmittel und, was das Werthvollste war, sie gaben uns feste aus Baumstämmen gefertigte Canoes.

Der Fluß wurde wild. Nach kurzer Zeit wären alle unsere Rindenschalen verloren gewesen. Aber unter Führung eines der Indianer passirten wir in den festen Böten die reißendsten Fälle und kamen so, von Indianerdorf zu -dorf weiter begleitet, am 15. Oktober glücklich bei den ersten brasilianischen Ansiedlungen an, 4° Breite.

Unsere Arbeiten haben wir alle glücklich gerettet; freilich haben sie durch das Wasser vielfach gelitten. K. v. d. Steinen hat eine sehr hübsche Sammlung von Indianersachen angelegt; dieselbe ist bereits von Para nach drüben gegangen."

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Hoffnung, zwischen **Indien und Tibet** über Dardschiling eine dauernde **Handelsverbindung** herzustellen, ist, wie den „Times" am 16. November aus Calcutta gemeldet wird, wenigstens vorläufig durch einen Vertrag, den Tibet und Nepal geschlossen haben, zerstört worden. Die Nepalesen, eifersüchtig auf jeden anderen Weg, haben darauf bestanden, daß der Handel wie zuvor durch ihr Land gehen soll; in Folge dessen muß derselbe einen großen Umweg machen und kann sich nicht kräftig entwickeln. Die reichsten Provinzen Tibets liegen nur wenige Tagereisen genau nördlich von Dardschiling, die Pässe sind dort verhältnißmäßig leicht und außerdem hätte der Handel in Dardschiling direkte Eisenbahnverbindung mit Calcutta. Es läge also im gemeinsamen Interesse von England, Indien und Tibet, die Dardschiling-Route so bald als möglich wieder zu eröffnen.

— Von dem auf Veranlassung der niederländisch-indischen Regierung veröffentlichten Bericht über Krakatau und den Ausbruch, der 1883 dort stattgefunden hat, liegt uns jetzt der erste Theil (**Krakatau van R. D. M. Verbeek**, mijn ingenieur) vor. In demselben sind die drei ersten Abschnitte abgedruckt, deren erster alle Mittheilungen enthält, welche über die Insel vor dem Ausbruch von 1883 bekannt waren; der zweite beschäftigt sich mit der Geschichte des Ausbruchs vom 20. Mai bis zum 26. August und der dritte behandelt die Katastrophe der zunächst darauf folgenden Tage. Wir empfangen in diesem Theile eine zusammenhängende Erzählung der Vorgänge, so gut sich eine solche bei den einander vielfach widersprechenden Berichten der Augenzeugen geben ließ; zahlreiche dem Anhange einverleibte Originalberichte — Herr Verbeck verfügte im ganzen über mehr als 1300 Mittheilungen — beweisen, wie schwer es ist, in diesem Chaos den richtigen Weg zu finden. Nach Erscheinen des zweiten Theils, der Abschnitt 4 bis 7 enthalten und die wissenschaftliche Seite besprechen soll, werden wir auf das Werk zurückkommen.

— Die **Baumwollenindustrie** Rußlands hat bekanntlich seit einigen Jahren einen ganz außerordentlichen Aufschwung genommen, so daß die Einfuhr von Rohbaumwolle aus den Vereinigten Staaten in dem Zeitraume 1876 bis 1883 von 25,1 Millionen Pfund auf 173,7 Millionen Pfund stieg, aber in noch höherem Maße ist man russischerseits bemüht gewesen, die **Baumwollenkultur** zu heben. Bisher wurde dieselbe im Kaukasus, im Kreise Kutais und an den Ufern des Kur und des Araxes betrieben; bedeutender aber war immer der Baumwollenbau in Centralasien, südlich von Arys und auch bei Taschkent. Sehr entwickelt ist derselbe in Chokand bei guter Qualität, noch besser ist aber die bocharische Baumwolle und die von Chiwa. Die jährliche Produktion Centralasiens wird in russischen Quellen auf 3,3 Millionen Pud angegeben, wovon zwei Millionen auf Bochara kommen. Doch steht diese Baumwolle an Reinheit und Güte der amerikanischen weit nach. Im Jahre 1882 entsandte daher die große Jaroslawer Baumwollenmanufaktur Bevollmächtigte nach Turkestan, Samarkand, Bochara, Chokand und Chiwa, um die Möglichkeit der Anpflanzung von amerikanischen Baumwollarten zu prüfen. Im Frühjahre 1883 kehrte die Expedition zurück und berichtete, daß die bisherigen Anbauversuche gelungen seien und daß namentlich auf den der Krone gehörigen Farmen in Chiwa ein zufriedenstellendes Resultat erzielt worden sei.

— Das Gebiet von **Merw** umfaßt nach einem Konsularbericht aus Moskau 4900 Quadratwerst, von welchen ungefähr der fünfte Theil, der aus Sumpf und Sand besteht, sich nicht zum Ackerbau eignet. Die verbleibenden 4000 Quadratwerst bilden einen vortrefflich kultivirten Boden von großer Fruchtbarkeit. Die Bevölkerung von etwa 20 000 Seelen vertheilt sich auf kleine Auls zu 200 bis 300 Kibitken; sie ist von der russischen Regierung bisher nicht zur Besteuerung herangezogen worden; nur für Besoldung der Polizei werden jährlich ganz unbedeutende Beiträge eingesammelt. Die Wichtigkeit der Annexion Merws liegt nicht in seiner Fähigkeit, russische Waaren zu konsumiren,

darauf dürfte man noch lange zu warten haben, aber als eine auf gerader Linie zwischen Rußland und Indien liegende Etappe dürfte Merw von hervorragender Wichtigkeit werden. Denn die kürzeste Route von Moskau nach Indien führt über Merw bezw. Sarachs. Ist einmal die Eisenbahnverbindung zwischen Kizilarwat, dem Endpunkte der transkaspischen Bahn, und Sibi bezw. Quettah, dem Endpunkte der indischen Nordwestbahn, hergestellt, so wird man in wenigen Tagen von Moskau nach Indien gelangen können. Augenblicklich beansprucht die Reise nach Kizilarwat 8 Tage, nämlich von Moskau nach Wladikawkas per Bahn 3 Tage, von dort zu Wagen nach Tiflis 1 Tag, von Tiflis per Bahn nach Baku 1 Tag, von Baku nach Krasnowodsk per Dampfschiff 1 Tag, von Krasnowodsk per Dampfschiff nach dem Michailowski-Busen 12 Stunden und von dort nach Kizilarwat bei einer Fahrgeschwindigkeit von nur 10 Werst (10,7 km) in der Stunde mindestens 24 Stunden. Die Entfernung von Kizilarwat nach Herat beträgt 533, von Herat nach Sibi 599 engl. Meilen. Diese Strecke von zusammen 1132 engl. Meilen (1811 km) würde bequem mittels Bahn in 4 Tagen zurückzulegen sein, so daß man von Moskau nach Indien in etwa 12 Tagen gelangen könnte. Rechnet man noch 4 bis 5 Tage für die Strecke London-Moskau, so würde man in nicht zu ferner Zeit vielleicht in 16 bis 17 Tagen von England nach Indien reisen können.

Afrika.

— Eine sehr interessante Sammlung von Pflanzen hat, wie Professor Hooker mittheilt, Joseph Thomson von seiner letzten Reise ins Masailand nach Kew gebracht. Sie enthält etwa 35 Arten vom Kilimandscharo, von Höhen zwischen 9000 bis 10 000 Fuß; ferner einige Arten von einem Krater am See Naiwasha, aus 7000 bis 8000 Fuß Höhe; 34 vom Kapté-Plateau ($1^1/_2{}^0$ s. Br.), 5000 bis 6000 Fuß; endlich 58 aus der Landschaft Lykipia am Westfuße des Kenia-Berges, 6000 bis 8000 Fuß. Diese Sammlung zeigt (worauf wir durch frühere Entdeckungen vorbereitet waren) die Vermischung von Typen der nördlich gemäßigten Zone mit anderen, welche für Südafrika charakteristisch sind. Von diesen sind am interessantesten, weil neu für das tropische Afrika: eine Anemone, ein Delphinium (sehr verschieden von dem abessinischen D. dasycaulon) und ein Cerastium von eigenthümlichem Habitus. Von südafrikanischen Formen ist die schöne baumartige Rustacee, Calodendron capense, die „wilde Kastanie", von Natal am bemerkenswerthesten; bisher war sie nördlich von diesem Lande nicht angetroffen worden. Von nördlichen Formen findet sich ein Wachholder, gleichfalls eine dem tropischen Afrika sonst unbekannte Gattung; es ist der abessinische Juniperus procera. Dieser Baum bildet Haine in Höhen von 6000 bis 8000 Fuß und wird selbst 100 Fuß hoch. Ein Podocarpus, den man zugleich mit diesem Juniperus antraf und der auch eine Höhe von 100 Fuß erreicht, ist wahrscheinlich der Podocarpus elongata Abessiniens; dieser oder ein naher Verwandter desselben kommt auch in Südafrika vor. Die einzige Konifere, welche sonst noch in den äquatorialen Gegenden Afrikas angetroffen wurde, ist Podocarpus Mannii vom St. Thomas-Pic im Golf von Guinea (Nature, Vol. 30, pag. 635).

— Von großem aktuellem Interesse und durch seinen geringen Preis (1 Mk.) leicht zugänglich ist die 1. Abtheilung von Dr. J. Falkenstein's „Afrikas Westküste. Vom Ogowe bis zum Damara-Lande" (Bd. 29 von „Das Wissen der Gegenwart", Leipzig, G. Freytag). Dieselbe giebt eine kurze Geschichte der Entdeckungen, einen Abriß des Klimas, der Bodenbeschaffenheit, der Fauna und Flora und vor allem eine eingehende und vorzügliche Schilderung der Bewohner jener Küsten, über welche ja der Verfasser an Ort und Stelle jahrelange Studien hat machen können. Die wenigen Ausstellungen, welche wir zu machen haben, wären nur die Vernachlässigung des eigentlich Geographischen, die veraltete Karte und dergleichen. Auf S. 20 klagt zwar der Verfasser: „Man fragte bis dahin und vielleicht leider auch jetzt noch bei jedem Reisenden, welche geographische That hat er aufzuweisen, nicht aber, was hat er wissenschaftlich geleistet" — aber auch er selbst verfällt in diesen Fehler, wie seine viel zu günstigen Urtheile z. B. über Grandy und Cameron darthun. Doch das nebenbei! Von ganz besonderem Interesse sind die 80 schönen Bilder, die, fast ausschließlich nach Photographien Falkenstein's angefertigt, uns besser als lange Beschreibungen mit dem Charakter jener Länder, ihrer Fauna und Bevölkerung vertraut machen. Um auf einzelnes aufmerksam zu machen, so erwähnen wir den Abschnitt über die sogenannten Zwergvölker (S. 127 bis 137), für welche der Verfasser den Namen der „Buschmänner" verallgemeinernd anwendet. Er kommt zu dem Schlusse: „Die Buschmänner, welche am Ogowe Obongo, bei den Mombuttu Akka, am Kongo Batua, in Abessinien Doquo heißen, gehören mit den Buschmännern Südafrikas zu einer großen Völkerfamilie, die einst sehr zahlreich, allmählich dem Andringen stärkerer Stämme weichen mußte und wahrscheinlich dem Untergange entgegengeht." — Beachtenswerth ist S. 231 der Abschnitt über die Sklaverei, welche bekanntlich von der Berliner Kongo-Konferenz verboten werden soll. „Es kommt nicht eben selten vor, daß an den Strecken, wo noch Sklaverei herrscht, ein Weißer einem bevorzugten Neger den Freibrief giebt, wenn er selbst nach Europa zurückkehrt. Da passirt es denn fast regelmäßig, daß nach kurzer Zeit der Freigelassene in einem anderen europäischen Hause absichtlich sich bei einem unwesentlichen Diebstahl ertappen läßt oder etwas vernichtet, nur um wieder als Sklave in Dienst genommen zu werden. Er kann eben als Freier bei weitem nicht so gut leben, als in dem grundlos so häufig verschrieenen Joche. Er hat niemand, der ihm Nahrung, Kleidung, ja selbst eine Frau und eine Hütte bei recht geringer Arbeit giebt, und beeilt sich daher, das bestehende Gesetz auszunutzen, um sein Leben wieder behaglich zu gestalten."

— In Hamburg ist unter der Leitung der dortigen Firma Jantzen und Thormaehlen ein Konsortium zusammengetreten, welches den Benuë-Erforscher Eduard Robert Flegel nach Adamaua zu senden beabsichtigt, damit er dort Vorbereitungen für das Wirken einer später zu errichtenden Niger-Benuë-Kompagnie treffe. Die Expedition sollte in den ersten Monaten 1885 abgehen, wird aber wohl durch die Erkrankung des Reisenden einen Aufschub erleiden müssen. Dieser hofft trotz seiner Verbindung mit dem Hamburger Hause die geplante Reise vom Benuë zum Kongo noch ausführen zu können.

— In Antwerpen hat sich eine „Société belge-libérienne" gebildet mit dem Zwecke, nach der Westküste Afrikas und speciell nach Liberia Manufakturen auszuführen und Landesprodukte von dort zu importiren, namentlich Palmöl, Rothholz, Elfenbein, Reis, Goldstaub, Ingwer und Kaffee. Die Anglo-African Steam Ship Company läßt bereits ihre Schiffe Antwerpen anlaufen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Durch die Korvette „Elisabeth" und das Kanonenboot „Hyäne" ist auf verschiedenen Stellen der Nordostküste von Neu-Guinea, auf Neu Irland, Neu-Britannien und den Admiralitäts-Inseln, welche letzteren der Küste Neu-Guineas vorgelagert sind, die deutsche Flagge gehißt worden. Dieser Liste fügt der „Standard" noch Neu-Hannover (nordöstlich von Neu-Irland), die Marshall-Inseln, Duke of York (zwischen Neu-Irland und Neu-Britannien) und Anderson (?) hinzu. Die wichtigste dieser Inseln ist wohl Neu-Britannien, welche auch

dem ganzen Archipel den Namen gegeben hat. Nachweislich zuerst gesehen wurde dieselbe 1616 von den Niederländern la Maire und Schouten, näher untersucht 1700 von Dampier, der ihre Inselnatur nachwies und 1767 von Carteret; dann folgten 1768 Bougainville, 1792 d'Entrecasteaux, 1827 d'Urville, 1872 Simpson, dann unsere „Gazelle", 1877 bis 1879 Wilfred Powell und zuletzt 1880 Dr. Finsch. Ihren Namen gab ihr Dampier wegen ihrer prächtig grünen Wiesen, die ihn an Alt-England erinnerten. Neu-Irland wurde zuerst am 7. September 1767 von Carteret für England in Besitz genommen, ebenso Neu-Hannover; 1879 unternahm Marquis de Ray seine berüchtigte Koloniegründung in jenem Archipel, den er „Nouvelle France" taufte. Er wurde für die dabei begangenen Schwindeleien im Januar 1884 in Paris zu vier Jahren Gefängniß verurtheilt. Am 4. April 1883 nahm dann die Regierung von Queensland diese Inseln und überhaupt alle zwischen 141° und 155° östl. L. Gr. in Besitz, ohne daß Lord Derby diesen Akt ratifieirte, und zuletzt hat sich das Deutsche Reich zum großen Aerger der Australier dort festgesetzt, hoffentlich dauernder als England, Frankreich und Queensland vor ihm. Neu-Britannien, über welches wir eine ganz neue Reisebeschreibung von Powell besitzen (vergl. „Globus" 45, S. 327 „Powell's Aufenthalt auf Neu-Britannien"), wird als ein Land von vielfach großer Schönheit und Fruchtbarkeit geschildert, als ein Paradies, bewohnt von Teufeln. Vielleicht wird man bei näherer Bekanntschaft und guter Behandlung ein besseres Urtheil über sie gewinnen — vorläufig wird ihnen Argwohn, Mißtrauen, Hinterlist, Verrath, Grausamkeit und scheußliche Menschenfresserei zum Vorwurf gemacht. So erzählt Powell, daß Eingeborene selbst ihn gewarnt hätten, vor ihnen zu gehen, wenn sie bewaffnet wären, aus Besorgniß, daß die Mordgier sie überwältigen möchte. Es ist nur zu wahr — sagt er einmal — daß hier, wo die Natur ihre größte Kunst angewendet zu haben scheint, um die Erde zu verschönern, hier, wo ihre verschwenderische Hand nichts gespart hat, um diese Inseln als ihre erlesensten Lieblinge zu kennzeichnen, daß hier ihr vollkommenstes Werk, der Mensch, das einzige schlechte, verworfene Geschöpf ist.

— In Nukualofa auf der Insel Tongatabu befindet sich — so entnehmen wir Privatbriefen von dort — außer den Agenturen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln (früher Godeffroy) und der Firma Ruge & Comp., beide in Hamburg, noch eine Agentur der Firma Mc. Arthur & Comp. in Auckland. Während die beiden ersteren auf dem besten Fuße mit einander stehen, ist das Verhältniß zwischen den Deutschen und Engländern ein recht gespanntes, da letztere die ausgesprochene Absicht haben, unsere Landsleute einfach aus dem Geschäfte hinauszuwerfen. Zu diesem Zwecke ist die Agentur von Mc. Arthur & Comp. vor etwa anderthalb Jahren gegründet, hofft ihr Ziel aber in einem bis zwei Jahren zu erreichen und damit die Früchte derjenigen Saaten zu ernten, die die Deutschen in langjähriger Arbeit ausgestreut haben. Sind diese beseitigt, so steht nichts im Wege, die Inselgruppe für eine englische Besitzung zu erklären, denn das jetzige Königreich Tonga kann sich nicht lange halten. Daß jenes nicht schon längst geschehen ist, daran hat die Engländer nur der Schachzug der deutschen Regierung gehindert, indem sie das Königreich Tonga anerkannte. Hierdurch wurden sie gezwungen, ein Gleiches zu thun und dem König Georg seine Unabhängigkeit zu lassen. An der Spitze seiner Regierung steht Mr. Baker, der zu gleicher Zeit das Amt eines Chairmans der englischen (wesleyanischen) Mission bekleidete. Da er aber nicht genug im Interesse der Engländer arbeitete, sondern auch dasjenige seines Königs ins Auge faßte und den Traktat mit der deutschen Regierung abschloß, statt ihn zu hindern, wurde die Mission wüthend und setzte ihn ab. Trotz ihrer Bemühungen aber ließ sich König Georg, ein Mann von 88 Jahren, einfach aber durchaus ehrenwerth, der auf der Insel Vavau residirt, weil ihm die Parteistreitigkeiten in Nukualofa zuwider sind, nicht irritiren, sondern behielt Mr. Baker als Premierminister bei. Die englischen Missionen sind überhaupt nichts weiter, als Pioniere der Annexion. Aus den intelligenten und entwickelungsfähigen Tonganern haben sie ein heuchlerisches, eingebildetes, faules und falsches Volk gemacht. So lange wir Deutschen mit ihnen allein hier waren und sie unterstützten, waren die Missionare unsere besten Freunde. Seit sich die Engländer hier eingenistet haben, giebt es keine Intrigue, deren sie gegen uns nicht fähig wären. Namentlich suchen sie Mr. Baker, der vom Kaiser mit einem hohen Orden dekorirt ist, den zu tragen ihm aber die englische Regierung verboten hat, zu stürzen. Die übrigen Ministerposten sind in den Händen des Kronprinzen Wellington, des Enkels des Königs, eines ganz charakterlosen Menschen, und einiger Chiefs. Da die Regierung ihre Kopra kontraktlich an die Handels- und Plantagengesellschaft verkauft und alle Waaren für Regierungsbauten u. s. w. von ihr bezieht, ist der Einfluß der Deutschen noch immer sehr groß, aber gesichert ist er nicht, und es wäre sehr zu wünschen, wenn die deutsche Regierung sich ihrer auf das Kräftigste annähme.

Vermischtes.

Der Stil und die Völker. Professor Franz Keller-Lenzinger schreibt in einem Privatbriefe: „Sie bemerken, daß bei den Maoris, den Indianern Nordwestamerikas u. s. w. sich ein gewisser originaler Ornamentstil herausgebildet habe, den für uns in analoger Weise zu finden wir uns vergeblich bemühen. Aber jene Völker haben ja gerade das, was dazu nöthig ist und was uns heute abgeht! Ein Kunststil kann sich nur da eigenartig entwickeln, wo überhaupt die ganze Kultur sich aus sich selbst heraus weiter bildete und wo für Einflüsse von außen her keine allzu große, besonders keine fundamental umgestaltende Einwirkung möglich ist. Wenn Japan in dem jetzt angenommenen Tempo der Europäisirung weiter geht, so werden in hundert Jahren nur schwache Reste von dem übrig sein, was wir jetzt japanischen Stil nennen. Ich selbst habe in Brasilien erlebt, wie Indianerstämme, die in den betreffenden Missionen in nähere Berührung mit Weißen gekommen waren und bessere Werkzeuge in die Hand bekommen hatten, nicht nur keine besseren Erzeugnisse an Waffen, Geräthen, Geweben u. s. w. lieferten wie früher, sondern schlechtere. Wir Europäer sind heute viel zu kosmopolitisch durchsäuert, um etwas Neues, Eigenartiges auf diesem Gebiete erfinden zu können. Unsere Kunst beruht, wie unsere anderweitige Geisteskultur, auf dem klassischen Alterthum und der Renaissance, und dabei muß es bleiben."

Man sieht, wie hier ein Meister des Kunstgewerbes, der zugleich ethnographische Erfahrungen besitzt, ein Lied singt wie Adolf Bastian. „Nützet den Tag, denn es will Abend werden", so lautet in der Ethnographie die Parole.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVII. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen [1]).

X.

In Yachilan bieten sich dem Reisenden zwei Wege dar, um den See Peten zu erreichen: entweder er fährt den Fluß Usumacinta aufwärts, der einige Stunden von dort den Namen Rio de la Passion annimmt, oder er folgt quer durch die Wälder dem „Camino Real", der weiter nichts ist als einer jener abscheulichen indianischen Fußpfade, die jeder Reisende kennen gelernt hat. Gegen ersteren Weg spricht die reißende Strömung des Flusses und der weite Umweg, den man machen muß, ehe man Libertad erreicht. Charnay zog deshalb den Landweg vor und schlug mit seinen noch immer sehr herabgekommenen Maulthieren einen kleinen Pfad ein, der nach zwei Tagereisen in den Weg nach Peten mündet. Derselbe führte sie in weiteren vier Märschen nach Saclue, welches heute Libertad genannt wird. Es ist der Hauptort des Distriktes Peten und der letzte bewohnte Punkt Guatemalas, wie Tenosique derjenige Tabascos; in seinem Aeußeren gleicht es durchaus den übrigen spanisch-indianischen Dörfern der heißen Klimate mit dem großen grasbewachsenen Platze, der armseligen Kirche und den wenigen Häusern daneben. An allem herrscht in Libertad Mangel, und Hungersnoth scheint dort in Permanenz zu sein; nur durch die Mahagoniholzsucher wird ihm einiges Leben eingehaucht.

Von dort wendet sich der Weg, der bis dahin eine ostsüdöstliche Richtung verfolgte, nach Norden; bis Flores am See Peten sind es 30 km. Es ist das alte Tayasal und liegt genau an der Stelle dieser Mayastadt; schon an sich reizend, ist es auch prachtvoll inmitten seines schönen Sees und einer großartigen Gebirgsumgebung gelegen. Die alten Bewohner des Ortes, Itzaes mit Namen, waren Abkömmlinge jener Auswanderer, welche unter Führung ihres Canek um 1440 die Stadt Chichen-Itza in Yucatan verließen, und von denen früher des längeren die Rede war. Dort in jener wunderbaren Gegend, umgeben von gleichsprachigen und besonders kriegerischen Stämmen, richteten die Itzaes ihr Volksthum wieder auf, und das in so kraftvoller Weise, daß es bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts gegen den Einfluß und die Eroberungsgelüste der Spanier Stand hielt. Ihre Häuser, Paläste, Tempel und Pyramiden sind zwar verschwunden, aber zum Glück läßt sich ihre Geschichte rekonstruiren und das geringe Alter der Monumente wiederum nachweisen. Erst im Jahre 1696 glückte es dem Gouverneur von Yucatan, Martin Ursua, sich der Stadt zu bemächtigen und die kleine Nationalität zu zerstören. Er bedurfte dazu einer wahren Armee und ließ eine Straße anlegen, welche sich von Campeche in gerader Linie durch die Wälder nach dem Petensee zog. Unterwegs traf die Expedition in Nohbecan auf eine Stadt mit großen Gebäuden voll Götzenbilder. Als der See erreicht war, mußte der Gouverneur, wie einst Cortez, Brigantinen erbauen lassen, um die Stadt Tayasal belagern zu können. Am 2. März 1696 fand der Angriff und die Eroberung statt. In einem Augenblicke war der Ort von seinen Bewohnern verlassen: Männer, Frauen und Kinder flüchteten in Booten oder schwimmend über den See und verschwanden für immer. Martin Ursua hatte

[1]) Fortsetzung von „Globus", Bd. 46, S. 119.

nur eine Einöde erobert. Diese ungewöhnliche Thatsache zeigt den unüberwindlichen Haß der Indianer gegen die Spanier, erklärt uns das plötzliche Verlassen bewohnter Städte zur Zeit der Conquista und widerlegt schlagend alle diejenigen, welche das geringe Alter dieser Städte bestreiten.

Tayasal enthielt im Jahre 1696 21 Tempel, 1618 dagegen erst 12, so daß im Laufe des 17. Jahrhunderts neun neue erbaut worden sind, und darunter, wie Villa Gutierre Soto Mayor berichtet, gerade der schönste von allen; dies giebt uns einen Begriff von der Leichtigkeit, mit



Das Dorf Libertad oder Sacluc. (Nach einer Photographie des Mr. A. Maudslay.)

welcher die Indianer sie aufführten. „Der große Tempel war ganz aus Stein errichtet mit seiner Spitzbogenwölbung; er war von viereckiger Gestalt, mit einem schönen Säulengange und bestand aus gut bearbeiteten Steinen; jede seiner Seiten war 20 Varas lang und er war sehr hoch.“ Gleicht das Gebäude nach dieser Beschreibung nicht



Flores am See Peten. (Nach einer Photographie des Mr. A. Maudslay.)

durchaus dem Castillo von Chichen, das gleichfalls viereckig und von derselben Größe war und einen Säulengang besaß?

In Tayasal finden wir also eine Tochter von Chichen-Itza; die Mutter werden wir in Tikal kennen lernen. Ebendaselbst werden wir Aufklärungen erhalten über den Grund der Auswanderung der Itzaes nach Süden, über den Verlauf und die Wanderung der toltekischen Kolonisation in Yucatan und über den toltekischen Einfluß in den südlichen Städten Guatemalas, in Coban, Copan und

Quirigua. Tikal liegt etwa 45 km nordöstlich von Flores am südlichen Eingange zur Halbinsel Yucatan und wurde in letzter Zeit von zwei Forschern besucht. Der erste ist Bernouilli, dessen Arbeiten durch seinen Tod unterbrochen wurden und dessen Reisebeschreibung verloren gegangen ist. Dafür hat er uns etwa ein Dutzend geschnitzter Tafeln aus rothem Zapoteholz hinterlassen, die er den Tempeln entnahm, und welche uns gestatten, die Stadt selbst zu klassificiren und ihre Geschichte zu rekonstruiren. Der andere Reisende ist Alfred Maudslay, welcher die Antiquitäten Guatemalas zu seinem Specialstudium gemacht zu haben scheint; von seinen Notizen und Photographien ist in der nachstehenden Beschreibung Tikals Gebrauch gemacht worden.

Die wichtigsten Gebäude sind die Tempel, die auf hohen Pyramiden stehen, deren Seiten aus sich verjüngenden



Tempel und Stelen zu Tikal. (Nach einer Photographie von Mr. A. Maudslay.)

Stockwerken bestehen, wie unser drittes Bild zeigt. Vorn führt eine große Treppe zum Tempelthore hinauf; der Tempel selbst erhebt sich auf dem rückwärtigen Theile der oben befindlichen Plattform, und die hintere Seite der Pyramide fällt viel steiler nach unten ab als die drei anderen; dasselbe gilt für Lorillard City und Palenque. Die Basis der Pyramide mißt 184 zu 168 engl. Fuß, die Treppe ist 38 Fuß breit und 112 Fuß lang, die Pyramide 90 Fuß hoch, der Tempel 41 Fuß breit, 28 Fuß tief und mit Einschluß der dahinter befindlichen dekorativen Mauer, welche jetzt von Vegetation bedeckt ist, etwa 40 Fuß hoch. Alle diese Tempel gleichen einander; was sie aber am meisten charakterisirt, ist die enorme Stärke der Mauern, die Nischen zu beiden Seiten des Hauptraumes und das allmähliche Schmalerwerden des Gebäudes nach hinten zu. Das Innere besteht aus zwei oder drei schmalen, einander parallelen Gängen, welche sich mit breiten Thüren, deren Oberstürze aus prachtvoll geschnitztem Holze bestehen, auf

den vorderen Korridor öffnen. Innen sind die Mauern höher als in den Palästen, ebenso die Bögen, die auch in einen spitzeren Winkel auslaufen; dies ist wahrscheinlich eine Folge der mächtigen dekorativen Mauer, welche auf dem Gebäude lastet und dasselbe zerdrücken würde, wenn nicht der Baumeister die tragenden Mauern so stark, die Wölbung so spitz und die Räume so schmal gemacht hätte. Maudslay behauptet, in diesen Tempeln keine Idole noch andere Gegenstände der Verehrung gefunden zu haben; hätte er aber Lorillard City und Palenque schon gekannt, so hätte er auch gewußt, daß jene geschnitzten Holztafeln religiöse Vorgänge darstellten, die Götzenbilder ersetzten und zum Kultus gehörten. In dem prachtvollen Holzrelief, welches untenstehende Abbildung zeigt, erkennt man unschwer das Gegenstück zu den steinernen Altartafeln, welche aus Palenque bekannt sind; es hat fast dieselbe Größe (1,95 m Höhe und 2,28 m Breite) und stellt ebenso zwei Personen mit außerordentlichen Attributen dar. Die Zeichen der „Inschriften" rechts und links sind sehr gut erhalten und deuten keineswegs auf ein hohes Alter und sind identisch



Altarplatte aus einem Sonnentempel in Tikal. (Nach einem Abklatsch.)

mit denen von Lorillard, Palenque und Copan, wie wir gleich sehen werden. Die Hauptperson, deren Stirn etwas weniger zurückweicht als auf den Basreliefs der anderen genannten Städte, nimmt die Mitte der Tafel ein, anstatt die rechte oder linke Seite; das gleiche ist der Fall auf den Platten aus Palenque. Die Person steht aufrecht, den Kopf mit einem überaus reichen bizarren Aufputze bedeckt, der in mächtige Federbüsche ausläuft, die an Tabasco und Yucatan zugleich erinnern; in der Rechten hält sie einen Scepter, den ein Vogelschweif überragt, wie er auch in Lorillard vorkommt, und der linke Arm wird zur Hälfte von einem Schilde verdeckt. Sie trägt das fransenbesetzte Bischofsmäntelchen mit schwerem Halsbande aus vier Reihen Perlen und einem großen Medaillon als Schloß, darunter ein langes, fast bis zur Erde hinabreichendes kostbares Gewand. Rechts unter der Inschrift finden sich symbolische Verzierungen und ganz unten zwei treffliche menschliche Profile; unter der Inschrift zur Linken ist eine zweite Person mit ungeheuerlichem Kopfe dargestellt, welche auf einer Art Schemel mit Rück- und Seitenlehnen sitzt. Unter den

übrigen Ornamenten finden sich viele, die uns schon von früheren Basreliefs bekannt sind; das wichtigste aber ist das am oberen Rande über der mittelsten Figur. Es ist dieselbe Maske mit heraushängender Zunge, welche auf dem mexikanischen Kalendersteine, sowie der Altartafel aus dem Sonnentempel zu Palenque die Sonne personificirt. Die Flammen zu beiden Seiten lassen keinen Zweifel daran aufkommen, so daß das Basrelief danach einem Tempel der großen toltekischen Gottheit, der Sonne, angehört haben muß.

Tikal gehörte demnach derselben toltekischen Civilisation an, deren Verbreitung und Entwickelung wir von Comalcalco bis Palenque und Ocosingo verfolgt haben, welche bis an die Oberläufe der Flüsse sich verbreitete, Lorillard City gründete, nach Tikal gelangte und später sich einerseits in Yucatan, wo sie mit einer früheren Abzweigung ihrer selbst zusammentraf, andererseits im nördlichen Guatemala ausbreitete und dort Coban, Copan und Quirigua gründete. Tikal, das von dem Ausgangspunkte am weitesten entfernt ist, war natürlich jünger als die früher beschriebenen Städte, aber repräsentirt doch für uns eine der wichtigsten Epochen dieser originellen Civilisation. Als eine Zwischenstation, wo sich der Stamm, der diese Civilisation trug, gabelte, löst es uns Räthsel und erklärt uns Ereignisse, welche bis dahin unerklärt geblieben sind. Von hier aus drangen die Tolteken in den Norden Yucatans ein; das beweisen nicht nur die Städte, welche auf ihrem Zuge zerstreut erbaut wurden, wie das oben erwähnte Nohbecan, sondern auch historische Nachrichten.

Herrera erzählt uns, daß, als die Häuptlinge des ersten Zweiges der Tolteken, die Cocomes, herrschten, Fremde, die aus dem Lande der Lacandonen, Chiapas u. s. w. kamen, in das Land eindringen. Dieselben ziehen 40 Jahre lang in den Einöden Yucatans umher und errichten 10 Stunden von Mayapan, in den Bergen von Uxmal, prächtige Gebäude. Sie standen unter Häuptlingen, welche Tutulxius hießen, und waren so friedfertig, daß sie nicht einmal Waffen besaßen, sondern zur Jagd sich nur der Lassos und Schlingen bedienten. Nach Landa erzählen ferner die Indianer, daß zahlreiche Stämme von Süden her in Yucatan eindrangen und daß sie anscheinend aus Chiapas stammten, was der Schriftsteller aus zahlreichen Worten und Konstruktionen schließt, die in den Sprachen von Chiapas und Yucatan identisch waren, und daraus, daß es dort ansehnliche Reste verlassener Ortschaften gab; diese Stämme zogen vierzig Jahre lang in der Wildniß umher und gelangten dann in die Sierra, 10 Stunden von Mayapan.

Charnay hat schon früher bei der Beschreibung von Palenque darauf hingewiesen, daß sich in den Basreliefs stets eine friedliche, religiöse Tendenz ausgedrückt findet, nie etwas, was auf kriegerische Neigungen deutet oder einer Waffe gleicht, und er meint, daß sie bei Beginn ihrer Wanderung, nachdem ihr Stamm fast ganz vernichtet worden war, ihre Rolle als Eroberer aufgaben, weil sie nicht mehr zu ihrer geringen Anzahl paßte, und dafür die von Civilisatoren und Missionaren ergriffen. Sie zogen aus, unterwarfen die Völker durch das Wort, lockten sie durch Predigen an und bekehrten sie, nahmen die Sprache der civilisirten Länder an und errichteten überall dieselben Tempel und Paläste. Davon legen die Basreliefs in Palenque wie die von Lorillard und Tikal ein vollgültiges Zeugniß ab.

Nach Yucatan sind, wie Charnay sich überzeugt hat, die Tolteken von Süden gekommen; und damit wird auch der eigentliche Grund offenbar, warum gegen das Jahr 1440 die Stadt Chichen-Itza von ihren Bewohnern verlassen wurde: obwohl Nebengründe dabei mit im Spiele waren, so war doch das Hauptmotiv die noch lebendigen Ueberlieferungen von Städten, die ihre Voreltern im Süden der Halbinsel gegründet hatten. Tikal, das damals vielleicht noch existirte, mußte der Mittelpunkt dieser Gründungen sein, mit denen die Kaziken wohl noch einige Verbindung unterhielten, und als die Wanderung nach Süden begann, so war es gleichsam ein Instinkt, der sie zur Rückkehr in ihre alten Sitze antrieb.

Coban, im Herzen Guatemalas gelegen, wurde noch von keinem Reisenden besucht und ist uns nur durch die Mittheilungen bekannt, welche der Pfarrer von Santa Cruz del Quiché an Stephens machte; nach Charnay's Ansicht muß es eine Station desjenigen Zweiges der Tolteken gewesen sein, welcher noch weiter nach Osten vordrang und in der Provinz Chiquimula die Städte Copan (an der Grenze des heutigen Honduras) und Quirigua gründete. Zur Zeit der Conquista blühte Copan noch, wie Utatlan, Itatlan, Xelahu, Patinamit und andere Orte Guatemalas, die Alvarado zerstörte; 1530 wurde Hernandez de Chaves, einer seiner Lieutenants, mit der Eroberung der Stadt beauftragt. Juarros zufolge, der sich auf den Augenzeugen Francisco de Fuentes beruft, war der große Circus von Copan noch im Jahre 1700 unverletzt. Die merkwürdigsten Denkmäler der Stadt sind steinerne Idole aus einem Stücke, wie sie ähnlich auch in Tikal vorkommen. Copan bietet dieselben Basreliefs und Gottheiten dar, wie die bereits beschriebenen Städte, nur ist es die jüngste unter allen, weil die entfernteste vom Ausgangspunkte. Stephens hat die Monumente von Copan nicht verstanden, weil es die ersten waren, die er sah; er glaubte zuerst an eine originale Civilisation, die er mit keiner anderen zu verknüpfen im Stande war. Er fing mit dem Ende an, ohne es zu wissen, und konnte nicht ahnen, daß er es mit den letzten Ausläufern einer alten Kultur zu thun habe. Später vermuthete er indessen den wahren Zusammenhang.



Quetzalcoatl. (Nach John Stephens.)

Das erste Bild, was wir aus seinem Buche reproduciren, ist ein schöner Kopf in einem gewaltigen Schlangenrachen, den er für einen König erklärt, während er offenbar, wie die Attribute, z. B. die verschlungenen Schlangen auf dem Kopfe, beweisen, den Quetzalcoatl darstellt. Nach dem, was uns Stephens über die Stadt berichtet, scheinen ihre Gebäude weniger denen der bisher besprochenen Orte des warmen Tieflandes (Comalcalco, Palenque, Chichen-Itza, Uxmal u. s. w.), als denen der Städte Mexikos und Guatemalas, also der auf dem Hochlande gelegenen, zu gleichen. Dies kommt wohl daher, daß der pacifische (südliche) Zweig

der Tolteken seine Ueberlieferungen aus Anahuac bewahrte und in Copan, wo er mit dem nördlichen Golfzweige (vergl. die Karte in der nächsten Nummer) wieder zusammentraf, in seiner Bauweise wie Lebensart zum Ausdrucke brachte. Die Götterbilder dagegen zeigen durchweg den uns bereits bekannten (tzendal-toltekischen) Stil; nur sind es nicht mehr Altarplatten, sondern enorme Monolithen von 12 bis 20 Fuß Höhe, 4 Fuß Breite und 3 Fuß Dicke.

Wir haben schon früher bei Besprechung von Kabah auf das Bestreben sämmtlicher Stile, auch derer der alten Welt, hingewiesen, gegen ihr Ende hin in Ueberladung, Affektation und schlechten Geschmack zu verfallen. Dasselbe Gesetz befolgen die Tolteken in Copan, wie ein Blick auf die beiden unten abgebildeten Götzenbilder zeigt; nicht nur allerlei architektonische Motive und Ornamente, welche frühere Künstler auf Idole, Basreliefs und Paläste vertheilten, sondern auch die Götterbilder selber erscheinen hier gehäuft. So lassen sich an dem von vorn abgebildeten Idole nicht





Idole aus Copan. (Nach John Stephens.)

weniger als vier toltekische Götter oder deren Abzeichen erkennen: in der Mitte der große Kopf im Schlangenrachen ist Quetzalcoatl, doch mit den Attributen Tlaloc's; weiter unten erscheint ein Kranz von Maiskolben, wie er sowohl der Chalchiuitlicue, der Frau Tlalocs, als der Erntegöttin Centleotl zukommt. Die ersten drei Götter fanden sich auch in Mexiko oft vereinigt, und ihr Fest wurde an demselben Tage gefeiert. Die Ornamente des Idols finden bei näherer Vergleichung ihre vollständigen Gegenstücke in den Bildwerken von Izamal, Palenque, Lorillard City und besonders in der Holzplatte von Tikal. — Der Altar, welchen wir nach Stephens reproduciren, mißt 6 Fuß in der Länge und 4 Fuß in der Höhe; sein oberer Theil besteht aus 36 Hieroglyphen-Täfelchen (Katunes). Jede Seite zeigt vier, in orientalischer Weise auf Kissen sitzende Personen mit dem guatemalischen Turban auf dem Kopfe; es sind das für uns neue Erscheinungen, die neben alten wohlbekannten auftreten — ein Beweis mehr dafür, daß in Copan die

beiden, vielleicht seit zwei Jahrhunderten getrennten Zweige des Toltekenvolkes wieder zusammentrafen, nachdem der eine den Küsten des Meerbusens von Mexiko, der andere denen des Stillen Oceans entlang gezogen war. Die Personen sind quiché-toltekisch oder guatemalisch-toltekisch, die symbolischen Charaktere dagegen, welche theils neben den Figuren, theils auf deren Kleidern oder Sitzen angebracht sind und den Namen oder die Eigenschaft einer jeden bezeichnen, sind rein toltekisch. Besonders aber ist die Inschrift toltekisch, wie ein Vergleich mit der daneben abgedruckten aus Lorillard City sofort lehrt; auf beiden dieselben Zeichen mit kaum merklichen Abänderungen. Ein weiterer Beweis für den toltekischen Ursprung der Reste von Copan ist ein Brief, den Diego Garcia Palacio 1576 an Philipp II. von Spanien schrieb; er erzählt darin, daß er die Stadt in Ruinen fand, die er für höherstehend erachtete, als die sonstigen Bauten der Einwohner jener Gebiete. „Die Ueberlieferung dieser Indianer — schreibt er — schreibt diese Gebäude Einwanderern aus Yukatan zu“, und er hält diese Angabe für richtig, weil der Stil dieser Monumente mit demjenigen in Yukatan und Tabasco identisch ist.





Zwei Seiten des guatemalisch-toltekischen Altars in Copan.



„Inschrift“ des Altars von Copan.



„Inschrift“ aus Lorillard City.

Wir sehen also in Copan das Ende einer alten Kunst und ihre Vermischung mit einer zweiten, gleichfalls alten; die Vereinigung beider hätte vielleicht ein neues Element in der amerikanischen Civilisation ergeben, wenn dieselbe nicht durch die Ankunft der Spanier unterbrochen und vernichtet worden wäre.

Im Lande der Basé.

D—r. Zu einer Zeit, wo über der Lösung der englisch-ägyptischen Frage im Sudan noch ein unheimliches Dunkel schwebt, muß besonderes Interesse durch ein Werk erweckt werden, welches die Bereisung sudanischer Landstriche kurz vor dem Ausbruch der jetzigen Unruhen zum Gegenstande hat. Der Engländer James brachte den Winter 1881/1882 im Sudan zu, um hier der Jagd obzuliegen, nachdem er schon vorher zu demselben Sport Wanderungen im tropischen Afrika unternommen hatte. Zu der eben erwähnten Zeit hatte er sein Augenmerk auf das fast noch unbekannte Land der Basé oder Kunama gerichtet, wohl des uncivilisirtesten Stammes dieser Gegenden, welcher zwischen der ägyptischen Provinz Taka mit der Hauptstadt Kassala und dem nördlichen Theile Abessiniens wohnt. Der Typus der Basé ist im Vergleich zu dem der Nachbarstämme ein besonderer; unter anderem ist ihre Hautfarbe dunkler, mehr zu der des reinen Negers hinneigend. Wenn sich nun auch James selbst in seinem Werke „The wild tribes of the Soudan“ (London 1883) keineswegs als Ethnologen oder naturwissenschaftlichen Reisenden bekennt, sondern die Reise in der Hauptsache als einen interessanten Jagdzug schildert, so enthalten seine Be-

schreibungen doch viele werthvolle Notizen über Land und Leute. Ein Versuch, in das wegen seines Reichthums an Jagdwild als Reiseziel gewählte Gebiet vorzudringen, wurde von den ägyptischen Beamten in Kairo, denen James seine Reisepläne vortrug, für unmöglich gehalten, da die Basé als ein feindseliges, verrätherisches Volk gelten und der einzige von früher her bekannt gewordene gleiche Versuch gleichfalls gescheitert war, indem der Engländer Powell mit Gattin und Kind bald nach dem Ueberschreiten der Grenze von den Basé verrätherisch hingemordet wurden. Der Reisebericht von James zeigt, daß die einzigen Schwierigkeiten in dem ersten Eindringen in das Gebiet der Basé sowie in der Ueberwindung des Argwohns derselben lagen, ob die Expedition auch nur einen friedlichen, besonders keinen politischen Charakter habe; durch Vorsicht und richtiges Auftreten gelang es leicht, diese Schwierigkeiten zu beseitigen.

Die Expedition bestand außer aus James und seinen zwei Brüdern noch aus vier Engländern, Aylmer, Colvin, Philipps und einem Arzt, welche alle bis auf zwei schon Reisen in diesen Klimaten gemacht hatten, ferner wurden als Diener ein Engländer und zwei Schweizer, Jules Barbet und Anselmeir, sowie vier Eingeborene mitgenommen. Am 1. December 1881 brachen die Reisenden von Kairo auf, am 7. December schifften sie sich von Suez nach Suakin ein, wo sie am 11. December anlangten.

Der Aufenthalt daselbst wurde zur letzten Ausrüstung der Expedition, besonders zur Beschaffung von Kameelen benutzt, die theils gekauft, theils für den Preis von 5½ Dollars für die Reise bis Kassala, also auf die Entfernung von 280 engl. Meilen, gemiethet wurden. Auch einzelne Pferde waren als Reitthiere angeschafft worden, doch bewährte sich das Kameel mehr als jene, und ist auch auf die Dauer weniger ermüdend zu reiten. Die Kameeltreiber waren meist aus dem Stamme der Hadendowa, die langes, auf dem Scheitel aufrecht hochgebundenes Haar von wolliger Textur, welches vom Hinterhaupte in Flechten bis auf die Schulter herabhängt, tragen; über dem Ganzen liegt eine Schicht Fett, welches in besonderen Fällen, z. B. bei Heirathskandidaten, mit Sandelholz roth gefärbt ist. Ueberhaupt ist das Haar bei allen arabischen Stämmen, die sich durch kleine Merkmale in der Tragweise desselben leicht von einander unterscheiden lassen, ein Gegenstand großer Eitelkeit, und wird in der Hauptsache noch so getragen, wie wir es auf den Darstellungen der alten Aegypter, auf antiken Tempelbauten und Gräbern sehen.

Zur Reise von Suakin nach Kassala standen drei Wege offen: der eine folgt im Allgemeinen dem Laufe des etwas südlich von Suakin ins Rothe Meer einmündenden Chor Baraka (Chor ist ein Fluß, der nur in der Regenzeit fließendes Wasser führt, während der Bahr nie versiecht), ist zwar weiter, aber schattiger und wasserreicher als die übrigen. Die zweite Straße geht weiter westlich einer Hügelkette entlang, hat zwar auch reichlich Wasser, ist aber wegen des steinigen Bodens für beladene Kameele schwer passirbar. Die dritte von den Reisenden gewählte Straße liegt zwischen beiden und hat vor beiden den Vorzug der größeren Kürze, weshalb sie auch zur Anlage der Telegraphenleitung gedient hat.

Nur in der Zone der Küstenregen, etwa 20 bis 30 englische Meilen landeinwärts von Suakin fand sich in Folge des Regens aufgeschossenes Gras, später wurde die frische Vegetation seltener. Ein furchtbarer Sandsturm bei einer Temperatur von 113° F. (36° R.) erschwerte sehr das Fortkommen und legte sich erst nach mehreren Tagen. Auf der 24tägigen Wanderung bis Kassala erkrankte der schweizer Diener Jules Barbet an Dyssenterie, wurde aber mit vielen Schwierigkeiten mittels einer nothdürftigen Lagerungsvorrichtung auf einem Kameel bis nach Kassala gebracht, wo er starb. Schaudererregend ist die Schilderung von Todesfällen in der Wüste, wie sie oft und meist nur als die Folge der Indolenz und Gleichgültigkeit der Eingeborenen gegen menschliches Leiden vorkommen. So fand z. B. die Expedition mitten in der Wüste zwei Araber, Brüder, von denen der eine in den letzten Zügen lag, und auch kurz nach dem Auffinden starb. Sie waren in Mekka gewesen und im Begriff, in die Heimath zurückzukehren, setzten aber, um das am Heimwege liegende Dschiddah, wegen der dort herrschenden Cholera zu meiden, nach der afrikanischen Küste über, wo sie ungefähr 100 Miles südlich von Suakin landeten. Um der hier für alle Provenienzen aus Arabien vorgeschriebenen Quarantäne zu entgehen, beschlossen sie, obgleich mittel- und proviantlos, den Weg durch die Wüste zu machen, wo man sie in der desolatesten Lage, den einen von ihnen als ein unrettbares Opfer des Hungers und Ermattung fand. Noch entsetzlicher sind aber die nicht weniger häufig vorkommenden Fälle des rücksichtslosen Zurücklassens einzelner Unglücklicher mitten in der Wüste, wenn sie durch Krankheit oder Schwäche den Anstrengungen des Marsches nicht mehr gewachsen sind. Unter einer Anzahl von arabischen Mekka-Pilgern, welche sich den Reisenden angeschlossen hatten, war eine Frau, die überhaupt schlecht zu Fuß war und schließlich, als sie sich nicht mehr weiterschleppen konnte, mit Zustimmung ihres Mannes allein und ohne alle und jede Nahrung zurückgelassen wurde, um so zu sterben. Wenn die Araber es nur eines Wortes werth gehalten hätten, so würde die Unglückliche auf einem Kameel mit Leichtigkeit haben mitgenommen und vor ihrem schrecklichen Schicksale bewahrt werden können; so aber erfuhren die Reisenden erst später und ganz gelegentlich davon und konnten zu ihrer Rettung nichts mehr beitragen. Von dieser Verachtung des Lebens und der Gleichgültigkeit gegen das Leiden anderer beobachtete James auch auf früheren Reisen mehrere Beispiele. Während der Wüstenwanderung begegnete man nur sehr wenig Karawanen, wie diese Straße zwischen Suakin und Kassala auch wohl nicht als eine wichtige Verkehrsader für den Handel nach dem Sudan angesehen werden kann.

Am 7. Januar 1882 langte man in Kassala an, der größten Stadt im ägyptischen Sudan, mit einer Einwohnerzahl von 15 000 Seelen außer einer ansehnlichen Garnison. In der überaus fruchtbaren Umgebung der Stadt gedeiht besonders Baumwolle in vorzüglicher Qualität, doch lähmt die dem Eingeborenen eigene Trägheit und Apathie, sowie die durch die hohen Transportkosten bedingte Erschwerung der Ausfuhr eine jede Arbeit, die auf mehr als den allernöthigsten Lebensunterhalt hinauszielte. Kassala war damals das Hauptquartier einer deutschen Gesellschaft, welche die Erwerbung und den Fang lebender Thiere für zoologische Gärten und Menagerien betrieb [1]). Nachdem hier noch eine Anzahl Leute als Diener für einen Monatslohn von 4 Dollars und freie Station engagirt war, so daß die Zahl der Diener jetzt 14 betrug, erfolgte am 17. Januar 1882 der Abmarsch von Kassala nach Südosten. Dem Drängen eines arabischen Scheiks, der den Reisenden auch sonst seine Unterstützung zu theil werden ließ, nachgebend, mußten diese vier berittene Araber als Eskorte gegen Bezahlung von 25 Dollars pro Monat und

[1]) Gemeint ist wohl die Hagenbeck'sche Expedition, von welcher Josef Menges Karte und Beschreibung in Petermann's Mittheilungen 1884, Heft 5 veröffentlicht hat.

Kopf mitnehmen, wovon einer sich durch die Kenntniß der Sprache der Basé nützlich machen konnte. Nach vielfachen Jagdabenteuern, in deren Beschreibung sich James als passionirter Nimrod jedesmal ausführlich ergeht, und einem mehrtägigen Aufenthalte in den Ortschaften Haikota und Toadelook (bei Menges Todluk) gelangten die Reisenden am 31. Januar in das Gebiet der Basé, fanden aber das erste Dorf derselben von den Bewohnern verlassen; denn wie sie ihren Nachbaren stets Schrecken einflößen, so fürchten sie sich auch zunächst vor jedem Fremden; „sie sind jedes Menschen Feind und jeder ist ihr Feind.“ Während des Weiterwanderns sah man auf allen Höhen Feuer brennen, offenbar Signale, die die Anwesenheit von Fremden im Lande verkünden sollten. In der Nähe eines größeren Dorfes, Kulufu, wurde das Lager aufgeschlagen und nunmehr versucht, mit den hier wohnenden Basé Verhandlungen anzuknüpfen, welche sie der freundschaftlichen Absichten der Reisenden versichern sollten. Eine Deputation von ihnen, der Sohn des Scheiks und drei andere Honoratioren kamen zum Lager hinaus, bewaffnet nur mit Speer und Schild, dabei aber so excessiv einfach und anspruchslos gekleidet, wie man es überhaupt nur für möglich halten kann; ein schmutziger Fetzen baumwollenen Stoffes um die Hüften mit einer Unterlage von Leder war alles. Und doch waren dies die Honoratioren des Dorfes und es zeigte sich später, daß die Leute von niederem Range sich nicht einmal soweit wie diese in bezug auf Kleidung verstiegen. Geschenke von Kattun an die Abgesandten erweckten größte Freude und ein mit kleinem silbernen Zierrath besetztes Stückchen Sammt gewann das Herz des Sohnes des Scheiks vollständig; er begleitete denn auch die Reisenden während ihres ganzen Aufenthaltes im Lande der Basé und bewies stets die größte Treue und Ergebenheit. Obgleich aus edlem Blute stammend, hielt er keine Arbeit für zu gering, und er unterzog sich allen Dienstleistungen, wie Messerreinigen, Holz- und Wasserholen u. s. w. freiwillig aufs eifrigste. Als er später von den Reisenden schied, ging es diesen nicht weniger nahe als ihm selbst. Es dauerte nicht lange, daß sich auch die übrigen Dorfbewohner allmählich im Lager einfanden, darunter auch Weiber, die meist gleichfalls ganz unbekleidet waren, nur wenige mit einem schürzenartig getragenen Stück Fell versehen; außerdem trugen aber alle Perlen- und Muschelketten. Es fiel bei diesem ersten Zusammentreffen mit den Basé eine bei diesen und auch bei anderen Stämmen am Weißen Nil übliche sonderbare Art von Ruhestellung auf, die darin besteht, daß die Sohle des rechten Fußes gegen das linke Knie gestemmt wird und der Betreffende auf dem linken Beine steht, sich dabei auf einen anderen, in gleicher Stellung Stehenden, oder auf einen Speer stützend, eine Stellung zum Ausruhen, wie sie den Europäern wenig bequem erscheinen wird. Auch einige ihrer Sonderbarkeiten beim Essen konnten die Reisenden beobachten, als sie ihnen einiges erlegtes Jagdwild überließen. Die Procedur des Essens ist nichts weniger als appetitlich anzusehen; sie verzehren auch von großen Thieren alle Weichtheile bis auf die Haut und essen die Leber als Leckerbissen roh, nachdem sie den Inhalt der Gallenblase über das Organ ausgedrückt haben; außerdem ziehen sie angefaultes Fleisch dem frischen vor. Abends wurde eine kleine Vorstellung mit einer Laterna magica gegeben, die wie auch späterhin häufig genug die Wilden über alle Maßen entzückte und alles Mißtrauen beseitigte. Als nach mehrtägigem Aufenthalte die Wanderung fortgesetzt wurde, traf man öfter auf einzelne Trupps Basé, die aber meist vor den ihnen unbekannten Weißen die Flucht ergriffen. Hierbei zeigte sich der Ruf „maiidah“ stets als von geradezu zauberhafter Wirkung, das Wort läßt sich nicht genau definiren, scheint aber ungefähr „wie geht's Euch“ und „wir sind Freunde“ gleichzeitig zu bezeichnen und die Bedeutung eines Talisman zu haben: die so Angerufenen kehrten stets sofort zurück und boten den Fremden von ihrem berauschenden Getränk, einer aus Durrahirse gebrauten Art Bier an. Sie bewahrten dieses, wie alle Getränke, in Körben, welche die Weiber aus Palmblättern sehr zierlich und sauber, vor allen Dingen auch wasserdicht, geflochten hatten, auf. In eben solchen Körben schleppen die Weiber auch das Wasser, welches stets in einiger Entfernung von ihren Dörfern zu haben ist, herbei.

Beim Passiren eines verlassenen Dorfes, dessen Bewohner von den eigenen Stammesgenossen aus einer benachbarten Ortschaft vertrieben waren, wie dies öfter dort geschieht, gewahrte man in einigen Hütten auch Kochgefäße, Trinkbecher und roh gezimmerte Bettstellen. Mit dem Scheik des Dorfes Mai-Daro (am Flusse Mareb oder Gasch) wurde ein Freundschaftsbund geschlossen; das Ceremoniel dabei bestand darin, daß jener sein Schwert in die Erde stieß und seinen Fuß so daran legte, daß die Klinge zwischen der Fußsohle und der Sandale stak, dann legte er die Hand auf den Schwertgriff und sprach seine Friedens- und Freundschaftsbetheuerungen aus.

Die Reiseroute lag längs des Flusses Gasch, der, in Abessinien entspringend, nur während der Regenzeit fließt und zwar dann als breiter reißender Strom, dessen Wässer aber niemals das Meer erreichen, sondern sich im Sande der Wüste verlieren. Es ist dies derselbe Fluß, der von den Arabern des Sudan Gasch, von den Abessiniern Mareb und von den Basé Sonah genannt wird. Die Temperatur nahm um diese Zeit einen intensiv heißen und trockenen Charakter an; es war im Schatten stundenlang 85 bis 95° F. (24 bis 28° R.), und in der Sonne stieg das Thermometer zuweilen bis auf 164° F. (circa 49,5° R.), während das gewöhnliche Maximum 150 bis 158° F. (38,5 bis 42,5° R.) betrug. Dem gegenüber waren die Nächte besonders gegen Morgen sogar kühl, indem die Temperatur bis auf 4 bis 8° R., einmal sogar bis auf 2° R. sank; für den Menschen ist diese Abkühlung nur von angenehmer Wirkung, da der Körper sich gleichsam von der Hitze des Tages erholt. Der Thau war dabei häufig so stark, daß es morgens so feucht wie nach einer Regennacht aussah, weshalb die Reisenden auch stets unter Zelten schliefen.

Bei einem der täglichen Jagdausflüge sahen sie ein ergreifendes Bild menschlichen Elends: sie fanden einen alten Basé, siech und am ganzen Leibe mit grauenerregenden Geschwüren bedeckt, der als Aussätziger der Sitte des Landes gemäß von seinem Stamme ausgestoßen, allein umherirrte und hungrig über die Eingeweide einer erlegten Antilope herfiel. Die die Reisenden begleitenden Basé schreckten vor jeder Annäherung an den Unglücklichen zurück und waren entsetzt, als jene ihm die besten Stücke des Thieres überließen.

Man war inzwischen in die Nähe der abessinischen Grenze gekommen und mußte dies leider schmerzlich empfinden. Bei einem Jagdausfluge nämlich, der in einzelnen getrennten Partien unternommen wurde, wurden zwei der Jäger mit ihren eingeborenen Dienern von einem großen Trupp aus dem abessinischen Stamme der Dembelas feindselig überfallen und als sie angesichts der Nutzlosigkeit jeder Gegenwehr der großen Masse gegenüber Freundschaftsbezeugungen bekundeten, zwar selbst verschont, aber ihrer Gewehre und eines Pferdes beraubt, während außerdem einer der arabischen Diener, fliehend, durch Speerwürfe so schwer verwundet wurde, daß er nach einige

Tagen qualvollen Leidens starb. Bei dieser Gelegenheit spricht James über den Werth der mitgenommenen Arzneimittel in diesen Gegenden. Eine wohlgefüllte Arzneikiste, sagt er, ist oft für den Reisenden in uncivilisirten Gegenden von größerem Nutzen als ein Revolver, denn nichts gewinnt das Herz eines afrikanischen Wilden mehr als eine tüchtige Dosis stark und rasch wirkender Medicin; eine herzhafte Dosis Crotonöl und Coloquinten (starke Abführmittel) oder Brechweinstein liebt er ganz besonders, vor Schneiden hat er um so mehr Respekt. Stellenweise, z. B. in Kassala, wurde der Arzt der Expedition von circa 200 Menschen täglich konsultirt, denen er unter anderem besonders sogenannte Holloway-Pillen (an Wirkung und Reklame wohl ähnlich den Brandt'schen Schweizer Pillen) verabfolgte. Diese Pillen sind im Sudan so populär, daß James keine Reise in diesen Gegenden ohne einen reichlichen Vorrath davon unternehmen mochte.

Es wurde jetzt nöthig, verschiedene Vorräthe an Lebensmitteln und besonders auch die Zahl der Kameele wieder zu ergänzen, von welchen letzteren auf der bisherigen Reise mehrere gefallen waren. James machte sich daher mit einigen schwarzen Dienern auf den Weg nach Amideb, mehrere Tagereisen nördlich gelegen und unter ägyptischer Hoheit stehend. Es ist dies ein elender Ort, mehr nur ein militärischer Posten mit 800 Mann Garnison und einigen Geschützen, mit den übrigen Städten des Sudan telegraphisch verbunden.

Hierher war die Kunde von dem Unfall der Reisenden an der abessinischen Grenze bereits gedrungen, doch so unbestimmt und unklar, daß James fürchtete, das Ereigniß werde durch die Weiterverbreitung des Gerüchtes in seinen Folgen schlimmer dargestellt und schließlich als ein ganz tragisches Schicksal der Expedition in englischen Blättern bekannt gemacht werden. Um dies möglichst zu verhüten und den Seinigen in der Heimath direkte Nachricht zu geben, telegraphirte er an ein bekanntes Haus in Kairo, von wo aus das Telegramm einer früheren Abmachung gemäß an einen Freund in London weiter befördert werden sollte. Durch eine fatale Verwechslung aber wurde von Kairo aus unter James' eigener Adresse nach London weiter telegraphirt und sein dortiger Hausverwalter hatte nichts eiligeres zu thun, als diese Depesche uneröffnet mit anderen Briefschaften seiner Instruktion gemäß nach Massawa zu schicken, wo James sie später auf seinem Rückwege in die Heimath vorfand. Ein direkter telegraphischer Verkehr aus dem Sudan nach London existirt nicht. Nachdem mit vieler Mühe und für schweres Geld einige Kameele und ein Vorrath der als Futter für dieselben höchst wichtigen Durrahirse erstanden waren, trat man den Rückmarsch zu dem Hauptlager der Expedition und dann mit dieser vereint den Weitermarsch an. Ein Uebelstand hierbei war, daß die Basé abweichend von den übrigen Stämmen gar keinen Zusammenhalt, daß die einzelnen, oft nur wenige englische Meilen von einander entfernten Ortschaften weder befreundete noch verwandtschaftliche Beziehungen unter einander haben, und die Reisenden immer wieder von neuem anfangen mußten, sich die Wilden zu Freunden zu machen. Aus dem eben angeführten Grunde sind Ehen unter nahen Verwandten sehr häufig und werden auch als selbstverständlich betrachtet, so daß es z. B. auch nicht weiter auffiel, daß der Scheik eines Dorfes seine eigene Schwester geehelicht und mehrere Kinder mit ihr erzeugt hatte.

Nachdem bisher meist der Lauf des Flusses Mareb die Richtung der Reise angegeben hatte, beschlossen die Reisenden nunmehr, andere Jagdgründe aufzusuchen und kehrten zunächst nach Haikota zurück, um sich mit neuen Vorräthen besonders an Brot, Zucker, Lichtern u. s. w. sowie mit noch einigen Kameelen zu versehen. Von letzteren waren ihnen bisher sieben gestorben und fünf andere mußten sie als krank in Haikota zurücklassen, wo sie später noch starben. Kameele sind überhaupt difficile Thiere; sind sie sandiges Terrain gewöhnt, so werden ihre Füße bei steiniger Bodenbeschaffenheit leicht unbrauchbar, den aus heißeren Strichen stammenden bekommen die kühlen Nächte nicht, und die an Grasnahrung gewöhnten vertragen kein aus Baumlaub bestehendes Futter und umgekehrt, dabei sind sie so stupide, daß sie sich nicht selbst die ihnen zusagende Nahrung suchen, sondern stets zu derselben hingeführt werden müssen; selbst Giftpflanzen vermögen sie aus eigenem Instinkt nicht zu meiden. Am Mareb verloren die Reisenden mehrere Kameele infolge des Genusses einer von den Eingeborenen Kikabit genannten Schmarotzerpflanze. Zu allem dem kommen noch die Folgen nachlässiger oder übermäßiger Beladung, um wieder diese Thiere für eine Zeit gebrauchsunfähig zu machen. Viele Krankheitszustände, denen sie unterworfen sind, werden von den Eingeborenen unter dem Namen Guffer zusammengefaßt, ohne daß darunter ein bestimmtes Krankheitsbild gemeint ist; manchmal geht Guffer mit Konvulsionen und anscheinend großen Schmerzen einher; die einen halten es für ansteckend, andere nicht, wieder andere führen das Leiden auf den Biß der Tsetse-Fliege während der Regenzeit zurück. Trotzdem giebt James dem Kameel auch als Reitthier in diesen Gegenden den Vorzug, auch weil auf die Dauer das Reiten darauf weniger ermüdend sei als auf Pferden und es sich durch eine kleine Portion Durra in gutem Zustande erhalten läßt.

Von Haikota wurde nun eine südliche Richtung nach dem Flusse Settit hin eingeschlagen, zu welchem der Weg durch eine öde, monotone, oft meilenweit nur von niedrigem, 12 bis 18 Fuß hohem Nadelholz bestandene Gegend führte. Auch der Fluß selbst bot an der Stelle, wo man zuerst an ihn gelangte, ein ödes Bild und trotz des großen Reichthums an Fischen beschlossen die Reisenden wegen des zu spärlichen Jagdwildes weiter flußabwärts zu wandern, um bessere Jagdgründe aufzusuchen. Die letzteren fanden sie denn auch in der Nähe der Ortschaft Om Hagar und zwar in einer Weise, daß James mit wahrer Begeisterung von dieser Zeit spricht; aus seinem wörtlich mitgetheilten Tagebuche über den Aufenthalt in diesem Landstriche (zwischen dem 14. und 15. Grade nördl. Br. und dem 36. und 37. Grade östl. L. von Greenwich gelegen) kann man allerdings auf einen erstaunlichen Reichthum und große Mannigfaltigkeit des Jagdwildes schließen. Antilopen, Büffel, Strauße und kleinere Vogelarten waren die gewöhnliche, Löwen, Flußpferde, Krokodile, Elefanten die oft genug, wenn auch seltener vorkommende Jagdbeute. Das Fleisch wurde meist, soweit es nicht zum eigenen Bedarf nöthig war, den Wilden überlassen, vom Flußpferde wurde nicht nur das in Streifen geschnittene und getrocknete Fleisch mitgenommen und gelegentlich gekocht genossen, sondern auch das Fett des Thieres als sehr willkommener Ersatz für Butter verwerthet, zumal letztere in diesen Gegenden, infolge ihrer Aufbewahrung in schlecht gereinigten Ziegenfellen, einen sehr unangenehmen Beigeschmack hat. Die Haut desselben Thieres wird von den Arabern hochgeschätzt, weil sie daraus Peitschen und zwar angeblich bei richtiger Eintheilung aus einer Haut gegen 200 Stück herstellen, und schließlich lassen sich auch die Zähne zu niedlichen Schmucksachen verarbeiten. Bei diesem vielseitigen Nutzen des Flußpferdes ist es kein Wunder, daß ihm eifrig nachgestellt und es deshalb bald in diesen Gegenden ausgerottet sein wird.

Nunmehr wurde der Rückmarsch angetreten, auf welchem

man noch das merkwürdige Basédorf Lakatekurah besuchte, welches auf einem mit riesigen Granitblöcken übersäeten Bergabhange liegt. Am Fuße desselben bildet ein Felsenthor den Eingang zu einem schmalen Gebirgspfade, welchen erkletternd man in ungefähr halber Höhe des Berges an die Hütten gelangt, die einfach aus den durch Uebereinanderthürmung von Felsblöcken entstandenen Höhlen bestehen, deren Fugen durch Stroh und Reisig verstopft wurden. In den übrigen Basédörfern, die gleichfalls alle in halber Höhe an Hügel angebaut sind, fand man aus Zweigen gebaute niedrige Hütten mit konisch spitz zulaufendem Dache primitivster Art. Die Ortschaften zahlen theils der ägyptischen Regierung, theils dem König von Abessinien Abgaben, selbstverständlich angesichts ihrer Armuth nur sehr mäßige. Die Frauen werden ebenso wie Schafe und Ziegen als Besitzthum betrachtet. Von einer Gottesidee oder überhaupt von religiösen Vorstellungen fand James bei ihnen keinerlei Andeutung, doch scheint ein Brauch bei Begräbnissen auf die Vorstellung von einem Leben nach dem Tode hinzuweisen; stirbt nämlich ein Basé, so legt man ihm irgend einen von seinen Lieblingsgenüssen während des Lebens, etwa Früchte vom Baobabbaume, Tabak u. s. w. auf das Grab; sind dieselben nach einiger Zeit durch Wind oder auch durch menschliche Beihilfe verschwunden, so nimmt man an, daß der Geist des Todten sie an sich genommen und mit den Seelen der Nachbargräber getheilt habe. Geht das Verschwinden aber unerwartet rasch vor sich, so glaubt man, daß die Geister anderer Verstorbener in den daneben liegenden Gräbern sich die Gegenstände angeeignet haben, weil sie schon lange auf derartige Genüsse haben warten müssen, und man veranlaßt dann deren Angehörige, mehr Fürsorge für die Manen ihrer Verwandten aufzubieten. Die Formalität, mittels welcher ein Baséhäuptling mit einem andern ein Bündniß schließt, schildert James folgendermaßen: es wird eine schwarze Ziege geschlachtet und derselben von jedem der beiden abwechselnd ein Auge herausgenommen, ein Hinter- und ein Vorderbein abgetrennt; eine Andeutung, daß ein Bruch des Bündnisses für den Schuldigen den Verlust des einen oder anderen der genannten Organe zur Folge haben werde. Eine Art Gottesgericht für Diebe besteht darin, daß dieselben zu einem bestimmten, für heilig geltenden Baume in der Nähe des Dorfes geführt werden, von dem sie ohne irgend ein Werkzeug nur mit Hilfe der Finger ein Stück Rinde abzureißen haben; der Baum ist meist so gewählt, daß dies geradezu unmöglich und das Urtheil des Verbrechers von vornherein bestimmt ist.

Ueber den Ursprung der Basé brachte James nur sehr Unbestimmtes in Erfahrung. Sie sollen, wie die meisten Bewohner des Sudan, aus Arabien nach Afrika eingewandert sein, überhaupt nur in der Nähe von Kassala noch etwa 20 bis 30 Familien als die einzigen direkten Nachkommen der Ureinwohner des Sudan existiren. James neigt sich trotzdem mehr der Ansicht zu, daß die Basé zu den Ureinwohnern des Landes zu rechnen seien, wohl besonders im Hinblick auf die viel dunklere Hautfarbe gegenüber der der Nachbarstämme.

Die Heimwanderung ging über Amideb in östlicher Richtung nach Massaua zu, wobei man im ersteren Orte durch die Möglichkeit, im Laden eines griechischen Kaufmannes deutsches Bier zu genießen, sehr überrascht wurde. Der Weg führte an dem Berge Tschad-Amba vorbei, den James im Jahre vorher als der erste Europäer bestiegen hat. Es ist ein isolirter, steil ansteigender Bergkegel, auf dessen höchster Spitze acht abessinische Mönche wohnen, die niemals in die Ebene hinabsteigen, so daß einige derselben schon seit 40 Jahren den Berg nicht verlassen haben sollen. Ihre Nahrung soll hauptsächlich aus Feigen und Brot bestehen. In Senhit oder Keren besuchte man die Missionsstation des Ordens der Lazaristen, die durch sieben Brüder und neun Schwestern dort vertreten sind. In vollständig europäisch angelegten und eingerichteten Baulichkeiten wohnen hier 150 meist abessinische Kinder, empfangen Nahrung und Kleidung und werden erzogen und unterrichtet; außerdem wird die Schule allein noch von ca. 500 Kindern, meist aus Senhit, besucht. Die in der Anstalt aufgenommenen Kinder werden in der Regel ihrer Mutter abgekauft, so auch am Tage der Anwesenheit unserer Reisenden ein zwei- bis dreijähriger Knabe für den Preis von drei Dollars.

Am 15. April gelangte man in die Küstenstadt Massaua am Rothen Meere, wo man die Kameele verkaufte, die mitgenommenen eingeborenen Diener nach Abfütterung mit einem längst versprochenen Ochsen entließ und sich dann nach Suez einschiffte. Hier ging die Reisegesellschaft theils nach England, theils nach Indien aus einander, nachdem als Rendezvous für den darauf folgenden Winter Mexiko bestimmt worden, jedoch in der festen Absicht, in Bälde auch die gesegneten Jagdgefilde des Sudan wieder zu durchstreifen.

Kürzere Mittheilungen.

Paul Höfer über den Feldzug des Germanicus im Jahre 16.

Eine hoch interessante ergebnißreiche Schrift, auf welche wir unsere Leser aufmerksam machen möchten, ist Dr. Paul Höfer's „Der Feldzug des Germanicus im Jahre 16 n. Chr.“ (Gotha 1884). Nicht nur die historische Auffassung dieses römischen Rachezuges wird eine andere als die bisher gültige, auch für die alte Geographie erwachsen neue Resultate. Die einzige Quelle für jenen Zug ist bekanntlich Tacitus, der hier, wie Höfer nachweist, ausschließlich eine dichterische Quelle, ein Gedicht des Pedo Albinovanus benutzt hat, der den Germanicus zu dem ausgesprochenen Zwecke begleitete, seine in Germanien zu vollbringenden Heldenthaten zu besingen. Aus des Tacitus eigenen Worten aber folgert Höfer, daß der römische Prinz seinen Zweck nicht erreicht hat, vielmehr von den Cheruskern zum Rückzuge gezwungen worden ist, und daß Kaiser Tiberius vollkommen im Rechte war, auf den Prinzen ungehalten zu sein und ihn abzuberufen. Der Verlauf des Feldzuges, der die Niederlage des Varus rächen sollte, ist nach Höfer kurz folgender. Um die Waldgebirge, die seinem Vorgänger verhängnißvoll geworden waren, zu vermeiden, fuhr Germanicus die Ems aufwärts und näherte sich dem Cheruskerlande von Nordwesten her. Nördlich vom heutigen Meppen trat er den Landmarsch an, und zwar wahrscheinlich über die Höhe des Hümling, bei Bühren über die Hunte und dann den sogenannten „Folkeweg“ über Mellinghausen bis Sebbenhausen an der Weser und auf deren linkem Ufer aufwärts bis Minden, wo er ein

Lager aufschlug. Möglich, daß der Name Minden aus munitio, der lateinischen Bezeichnung für Lager, entstanden ist; wenigstens erwähnt Ptolemäus in jener Gegend einen Ort Munition. Der erste Zusammenstoß mit den Cheruskern fand auf der Wiese Idistaviso statt, welche Höfer mit großer Lokalkenntniß in der Porta Westfalica selbst wiedererkannt hat, und zwar ist es die Uferebene zwischen Weser und Wiedegenberg, dem linken, westlichen Pfeiler der Porta, der jetzt irrthümlich in Wittekindstein umgetauft ist. Dort sowohl als auf dem gegenüberliegenden Berge, dem Tönies-berge (jetzt Jakobsberge) wurde Donnar verehrt, den die Römer mit Herkules identificiren; eine Reihe von Sagen weisen darauf hin, und Donnar selbst soll nach altem Glauben die Porta geöffnet und das Weserthal oberhalb derselben dadurch trocken gelegt und bewohnbar gemacht haben. In der Porta Westfalica erkennt darum Höfer die „Säulen des Herkules“ wieder, von denen Tacitus in der Germania spricht.

Bei Idistaviso hatte Germanicus die Germanen umzingelt, aber diese hatten seine Reihen durchbrochen; nur weil die Römer das Schlachtfeld behaupteten, konnten sie sich den Sieg zuschreiben. Daß es ein Pyrrhussieg war, beweist der Umstand, daß die Römer bald darauf den Rückmarsch nach Westen antraten. Denn die Germanen greifen sie zum zweiten Male am Grenzwalle des Angrivarenlandes an und dieses war an der Hunte gelegen, im Rücken der Römer, als diese in Minden lagerten. Auch hier gelingt es Germanicus, durch Verrath unterstützt, den Plan der Germanen zu vereiteln und am Abende des Schlachttages ein befestigtes Lager zu errichten und zu beziehen. Dann aber wurde ihm der Boden Germaniens zu heiß, und er kehrte zur Ems zurück, um noch zuletzt durch einen Nordseesturm schwer zu leiden. Den Angrivarenwall will nun Höfer, durch genaue Lokalkenntniß geleitet, beim heutigen Wehrendorf (nordöstlich von Osnabrück, unweit Osterkappeln) wiederfinden, eine Lokalität, die allerdings der Beschreibung bei Tacitus sehr befriedigend entspricht. Dort waren die Römer wie in einer Falle gefangen: zur Linken hatten sie das 170 bis 200 m hohe Gebirge, die westliche Fortsetzung des Wiehen-Gebirges, zur Rechten die Hunte, vor sich den Angrivarenwall und im Rücken die feindliche Reiterei. Von Verräthern gut bedient, konnte Germanicus einen Theil seines Heeres über das Gebirge hinweg den Deutschen in den Rücken senden und aus der Klemme entkommen. Sein dortiges Lager sucht Höfer in dem Gutshofe Wahlburg, dessen Name noch an jene Zeiten erinnert (Walahburc = Burg der Wälschen, Römer); derselbe liegt 6 km westlich von dem Punkte, wo die Hunte nach Norden umbiegt. In jener Gegend bei Barenau, Venne, Hunteburg, Engter, sind nun schon seit zwei Jahrhunderten (und wahrscheinlich länger) Münzfunde, fast durchweg den letzten Zeiten der Republik und der des Augustus angehörig, zu Tage gekommen, auf welche Höfer zuerst wieder hingewiesen hat, und die er mit dem Aufenthalte des Heeres des Germanicus in Zusammenhang bringt.

Diese kurze Inhaltsangabe erschöpft natürlich bei weitem nicht die mit tüchtiger Methode gearbeitete Höfer'sche Schrift, die bereits weitere Früchte zu tragen anfängt. Von anderer Seite wird nämlich die Möglichkeit betont, daß jene Münzfunde von der Varus-Niederlage herrühren könnten, und so hat die Berliner Akademie den Numismatiker Dr. Menadier nach jener Gegend entsandt, um die Münzen zu studiren. Im Frühjahre sollen dann topographische Studien und Ausgrabungen folgen.

Die Verwüstung der Wälder in Rußland.

Ueber die Verwüstung der Wälder wird in Rußland sehr bitter geklagt, da der verderbliche Einfluß unwirthschaftlichen Verfahrens sich schon schwer zu rächen beginnt. Zwar hat nach Lehr's Tabelle in Meyer's Jahressupplement V, S. 954 das europäische Rußland und Polen immer noch 194 172 000 Hektar Waldfläche und Finland 19 818 000 Hektar, d. h. es waren von der Gesammtfläche des ersten 38,8, von der des zweiten 56 Proc. mit Wald bedeckt, aber dieser Wald ist sehr ungleich über das Reich vertheilt. Während der Norden noch ungeheure Wälder besitzt, nimmt in den Privatwaldungen Mittelrußlands die Verwüstung schon seit Jahren ungestörten Fortgang. Der Verbrauch von Holz als Brennmaterial für die Fabriken ist ein massenhafter; die des Moskauer Gouvernements sollen 600 000 bis 700 000 Faden Holz im Werthe von 5 bis 6 Millionen Rubel verbrauchen, die Eisenbahnen verschlingen jährlich nahezu ebensoviel und um diesen Bedarf zu decken, müssen jährlich 80- bis 100 000 Desjatinen Wald niedergehauen werden. Von 100 000 Desjatinen Murowscher Wälder, die einst sprichwörtlich waren, sind kaum 35 000 geblieben. Aus allen Gouvernements Mittelrußlands werden bereits bedrohliche Erscheinungen infolge der sinnlosen Ausrottung der Wälder gemeldet. Während man früher im Murowschen Kreise Weizen baute, ist jetzt nicht mehr daran zu denken. Aepfel gab es ehedem im Ueberfluß, jetzt ist der Apfelbaum beinahe ganz verschwunden und der Kirschbaum wird mehr und mehr zum Strauch von kaum Manneshöhe und selbst in dieser Entartung kommt er seltener vor als früher. Nüsse sucht man vergebens; früher war im Murowschen die Gewinnung von Nußöl ein bedeutender Erwerbszweig. Ein Konsulatsbericht meldet, daß man auf den Demidowschen Gütern im Gouvernement Nischni-Nowgorod 1810 arnautischen Weizen, 1840 assyrischen Weizen und 1847 ungarische Gerste säete. Aber mit dem Jahre 1850 beginnt die Dampfschiffahrt auf der Wolga und das Abholzen der Wälder; von diesem Zeitpunkte datirt die Veränderung des Klimas und die verminderte Ertragsfähigkeit des Bodens. Schon 1853 wird kein assyrischer Weizen mehr gesäet, jetzt kommen nur noch nordische Arten fort. 1850 gab der Roggen sechzehnfachen Ertrag, 1855 nur noch zehnfachen, 1860 achtfachen, 1865 sechsfachen und 1870 fünffachen Ertrag. Hafer gab bis 1850 siebenfachen Ertrag, jetzt $1\frac{1}{5}$fachen; Gerste lieferte bis 1850 achtfachen, 1863 nur noch dreifachen Ertrag, jetzt kommt sie gar nicht mehr fort.

Aehnliche Erscheinungen machen sich in der Umgebung Moskaus bemerkbar. Die Sperlingsberge, von denen man eine so wundervolle Aussicht auf die Stadt hat, zeichneten sich ehedem durch ihren Reichthum an Kirschen aus und Aepfel gab es so massenhaft, daß man das Vieh mit ihnen fütterte. Jetzt sind die Aepfelbäume erfroren und die Kirschbäume zu Sträuchern zusammengeschrumpft. Die Birne wird bald gänzlich aus Mittelrußland verschwunden sein.

Die Ertragsfähigkeit des Tschernosom, des Gebietes der Schwarzen Erde, nimmt von Jahr zu Jahr ab, daher sind auch die Getreideexporte von Odessa, des Ausfuhrhafens für diese ganze Gegend, seit 1879, wo dieselben auf die enorme Menge von $15\frac{1}{2}$ Millionen Hektoliter gestiegen waren, auf beinahe die Hälfte gesunken.

Auch auf die Flüsse übt der Waldraubbau seine verderblichen Wirkungen. Namentlich die Verseichtung der Wolga bietet für die wirthschaftlichen Verhältnisse Rußlands eine große Gefahr. Denn das Bassin dieser Hauptverkehrsader des Reiches umfaßt 6 823 000 Quadratwerst, auf denen 32 364 000 Menschen wohnen. Auf dem Strome werden jährlich etwa 635 Millionen Pud Güter befördert, deren Transport gegen 650 Dampfschiffe und etwa 3000 Barken mit einer Ladefähigkeit von etwa 60 Millionen Pud besorgen. Die Güter haben einen Werth von 82 Millionen Rubel und die Transportkosten beziffern sich auf annähernd 23 750 000 Rubel. Die Erhaltung, resp. Wiederherstellung einer genügenden Tiefe des Fahrwassers ist daher eine gebieterische Nothwendigkeit, soll nicht dieser blühende Handel vernichtet werden. Die russische Regierung hat die Gefahren, welche

durch die rücksichtslose Vernichtung der Wälder drohen, auch bereits erkannt und daher bereits im Frühjahre 1884 einen Fachmann aus Petersburg entsandt, um die Ursachen der Veränderung des Klimas, Verringerung der Ernteerträge und Abnahme der Wassermenge der Flüsse eingehend zu untersuchen. Ein Waldschutzgesetz dürfte jedenfalls die Folge dieser Untersuchung sein.

Die Reise des Panditen A...k durch Tibet.

Vor etwa zwei Jahren drangen die ersten Nachrichten über eine ergebnißreiche Reise eines indischen Forschers in die Oeffentlichkeit (vgl. „Globus" Bd. 43, S. 112); aber erst am 8. December 1884 gab General Walker, der frühere Surveyor-General von Indien, in der Sitzung der Royal Geographical Society darüber eingehendere Aufschlüsse, wie folgt:

Im Frühjahre 1878 wurde der Pandit A...k mit dem Auftrage nach Tibet entsendet, die große Hochfläche von Süden nach Norden zu durchkreuzen und in die Mongolei vorzudringen; der Rückweg sollte längs einer parallelen, jedoch neuen Linie gesucht werden. Die Ausrüstung eines buddhistischen Pilgers diente dazu, seine Instrumente zu verbergen, reiche Geldmittel ermöglichten ihm, Waaren zu Lhasa einzukaufen und in der Gestalt eines reisenden Kaufmannes aufzutreten. Gewarnt durch die Schwierigkeiten, welche einige Jahre vorher Nain Singh und andere Forscher bei dem Passiren der von der Regierung von Nepal zur Bewachung der nach Tibet führenden Himalayapässe aufgestellten Wachen gefunden hatten, beschloß er, das genannte Land ganz zu vermeiden und von Dardschiling durch das östlichste Thal von Bhutan seine Reise anzutreten. Mit zwei Begleitern brach er im April 1878 auf und erreichte über Tschumlei und Phari Dschong die Route, welcher Boyle 1774, Turner 1783 und Manning 1811 gefolgt waren, die aber seitdem von keinem Europäer betreten worden ist. Auf einem niedrigen und bequemen Passe überschritt er den Himalaya und drang in Tibet über Giangtsche und längs jenes ringförmigen Sees, der auf allen Karten durch die große, in ihm liegende Insel ins Auge fällt, nach Chambabardschi, auf dem rechten Ufer des Sangpoflusses, vor. Diesen überschritt er auf einer an eisernen Ketten aufgehängten Brücke, die so schmal ist, daß sie nur einem Manne genügende Breite bietet; hierauf erreichte er im September Lhasa. Sein Aufenthalt zog sich in die Länge; er kaufte Waaren und zog Erkundigungen über die nächste nach der Mongolei aufbrechende Karawane ein, um sich derselben anzuschließen; die Furcht vor Räubern verzögerte indessen die Abreise bis zum nächsten Herbst, wo eine Karawane von der Mongolei eintraf, deren eine Hälfte sofort den Rückmarsch antreten wollte. Er schloß sich mit seinen Leuten und einigen anderen Personen, die lange auf Reisegelegenheit gewartet hatten, dieser Gesellschaft an. Wiewohl er ein ganzes Jahr zu Lhasa aufgehalten worden war, hatte er diese Zeit nicht verloren; eine Aufnahme dieses tibetanischen Rom mit seinen Tempeln und heiligen Gebäuden und seinem Kloster von Potola, wo der Dalai Lama residirt, waren die Frucht seines Aufenthalts.

Am 17. September 1879 brach die Karawane auf. Dieselbe bestand aus etwa 100 Personen, zum größten Theile Mongolen, von denen viele von ihren Frauen begleitet waren. Alle Mongolen waren beritten, wie es bei diesem Volke Gebrauch ist, dessen Hirten selbst ihre Schafe zu Pferde bewachen. Die Leute von Tibet gingen größtentheils zu Fuß. Alle waren mit Speeren, Luntenflinten oder Schwertern bewaffnet, um sich gegen Räuber zu schützen, deren drohende Nähe sie in fortwährender Furcht erhielt; während des Marsches zogen der Karawane Berittene voraus, um vor etwaiger Gefahr zu warnen; man schloß enge auf, Nachzügler wurden nicht geduldet. Mit Sonnenaufgang wurde aufgebrochen und nur am Tage marschirt; bei Nacht sorgte eine Wache von zwei Mongolen und zwei Tibetanern für die Sicherheit der Uebrigen.

Sechzig englische Meilen von Lhasa wurde der 15 700' hohe Lani-la-Paß überschritten, worauf die Reisenden sich auf der Tschangtang genannten Hochfläche befanden, welche den größten Theil von Tibet einnimmt (die eigentliche Bedeutung des Namens ist: nördliche Fläche). Aus einem bebauten Lande war man in eine Weidefläche und von angesessenen Bewohnern zu einer nomadischen Bevölkerung gekommen. Man kam an den Gründen vorbei, wo 300 Zuchtstuten gehalten werden, von deren Milch ein zum Gebrauch des Dalai Lama bestimmter Branntwein bereitet wird — der beiläufig gesagt das einzige geistige Getränk ist, dessen diese erhabene Person sich bedienen darf. Während der ersten 180 Meilen war man an etwa 7000 Zelten vorübergekommen, während der übrigen 240 Meilen aber, die man auf dem Tschangtang machte, fand man die Gegend ganz unbewohnt; fünf Reiter, die man für Räuber hielt, und die Mitglieder einer einzigen Karawane, welche aus der Mongolei nach Lhasa zog, waren die einzigen lebenden Wesen, die man antraf. Diese Gegend bleibt den wilden Thieren überlassen; weder aus Tibet noch der Mongolei kommen Nomaden dorthin. Die Höhe, auf welcher die Lagerplätze auf der Tschangtangfläche sich befanden, wechselte zwischen 13 500 und 15 000 Fuß; der höchste Paß, den man überschritt, erreichte 16 400 Fuß. Er befand sich in der Douglakette, welche die Wasserscheide zwischen dem oberen Becken des Yang-tse-kiang und dem Mekong bildet. Nachdem die Reise in solcher Höhe fünf Wochen gedauert hatte, kam der Pandit zu einer Kette, welche die Eingeborenen Angirtakschia nannten. Sie bildet die nördliche Grenze des Tschangtang und wird für eine Fortsetzung der Kuën-lün-Kette gehalten. Die Karawane verließ die Hochfläche durch einen Paß, der genau dieselbe Höhe wie der Lani-la (durch den man auf dieselbe gelangt war) hatte, und kam nun in die Ebene von Zaidam; nach wenigen Tagen war man bis zu einer Höhe von 9000 Fuß hinabgestiegen und befand sich in einem verhältnißmäßig warmen Klima und einem gut angebauten und bewaldeten Lande. Man ruhte einige Tage in Thingkali aus und war im Begriffe, nach Hoiduthara aufzubrechen, als man von einer Schar von 200 Räubern angegriffen wurde. Dieselben wurden zwar zurückgeschlagen, hatten jedoch einen großen Theil der Waaren und sämmtliche Lastthiere des Reisenden mit fortgeführt; glücklicherweise rettete er seine Instrumente und Aufzeichnungen. Trotz seines Verlustes entschloß sich der Pandit, die Zaidamebene zu durchkreuzen und kam im December 1879 nach Hoiduthara. Hier blieb er bis zum März, reiste dann auf dem Wege nach Satschu weiter, wurde jedoch, weil er Verdacht erregt hatte, nach einigen Tagemärschen in der Nähe des Lob-nor zur Rückkehr gezwungen. Er wendete sich nun auf einer weiter östlich gelegenen Linie nach Dartschendo an der Grenze Tibets und des eigentlichen Chinas. Viele Händler, die in China Thee eingekauft hatten, dessen Menge der Pandit auf 300 000 Pfund schätzte, befanden sich hier auf dem Rückwege nach ihrer Heimath; von hier wendete er sich nach Westen und erreichte Lithang, eine der höchsten Städte in der Welt (13 300 Fuß). In diesem Distrikte herrschten die Pocken; zum Schutze gegen dieselben wurde auf Anordnung der chinesischen Aerzte eine Art Staub geschnupft, der aus getrockneten Pusteln von Pockenkranken bereitet war; hierdurch wurde, gerade wie durch Impfung, eine mildere Form der Krankheit hervorgerufen, welche dem Patienten Seuchenfestigkeit gegen die gefährlichere Form gab. In Sama, im tibetanischen Distrikt Zayul an der Grenze der Mischmis, befand er sich nur dreißig Meilen von der englischen Grenze, wagte jedoch nicht, das Gebiet dieses Räuberstammes zu betreten und mußte daher den großen Umweg über Lhasa machen.

Alle seine Beobachtungen während seiner Züge über das

Hochland beweisen, daß der Sangpo sich in den Brahmaputra ergießt. Im November 1882 erreichte der Pandit mit einem Begleiter — der Diener hatte ihn schon verlassen, ehe er den Rückweg antrat — Dardschiling, nachdem er in vier und einem halben Jahre 2800 Meilen zurückgelegt hatte; es war ihm geglückt, eine zusammenhängende Wegeaufnahme (die Distanzen abgeschritten, die Richtungen mit der Bussole bestimmt) und alle seine Aufzeichnungen zurückzubringen. Seine Nationalität und seine Kenntniß der tibetischen Sprache ermöglichte es ihm, in Gegenden einzudringen, die allen Europäern bis jetzt verschlossen geblieben sind.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Verein für Erdkunde zu Halle a. S., unter Leitung von Prof. Kirchhoff, entwickelt eine große Rührigkeit in der näheren Untersuchung der thüringisch-sächsischen Länder. Seine „Mittheilungen" für 1884 (Halle, Tausch & Grosse) enthalten außer dem bereits im „Globus" (Bd. 46, S. 31) angezeigten Rackwitz'schen Aufsatze „Zur Volkskunde von Thüringen" namentlich zwei Preisarbeiten, eine von Gustav Reichel über die orohydrographischen Verhältnisse des Thüringer Centralbeckens und eine zweite von B. Haushalter, welche unter Beigabe einer Karte die Mundarten des Harzes und Fichtelgebirges behandelt und dort die Grenzen zwischen Nieder- und Mitteldeutsch, hier diejenigen zwischen Obersächsisch, Ostfränkisch, Oberpfälzisch und Tschechisch zieht. Wohl derselben Initiative verdankt man das 1. Heft der „Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Thüringerwaldes", welche im Auftrage der wissenschaftlichen Kommission des Thüringerwaldvereins Dr. Fr. Regel herausgiebt. Dasselbe enthält von Prof. Kirchhoff eine Abhandlung über die Namen des Thüringerwaldes im Alterthume und Mittelalter und die Erstlingsergebnisse der Beantwortung des vom Verein umgesandten Fragebogens, welche manches Interessante über Natur- und Bevölkerungsverhältnisse beibringen; ferner phänologische Beobachtungen von Fr. Thomas.

— Charles Rabot hat seine geologischen und topographischen Arbeiten in Skandinavien während des verflossenen Sommers fortgesetzt und im Juli die Aufnahme des großen Gletschers Svartisen vollendet. Später im August und September nahm er den Pasvig, den Ausfluß des Enara-Sees in Russisch-Lappland und den Tulom von dem Notozero bis zu seiner Mündung in den Meerbusen von Kola auf.

— In Betreff der „neuesten" Zählung der Bevölkerung von Rumänien (s. „Globus" Bd. 46, S. 285), welche den „Times" entnommen war, werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß in neuerer Zeit kein Census in Rumänien stattgefunden hat. Dem Gothaer Almanach wurde officiell vom 2. Oktober 1878 geschrieben (s. Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde VI, S. 20) und seitdem bestätigt, daß keine andere Volkszählung als die von 1859 bis 1860 stattgefunden habe, und man nach dem jetzigen Gebietsumfange (d. h. mit der Dobrudscha) die Bevölkerung annähernd auf 5 376 000 Seelen schätze, eine Zahl, die allen statistischen Berechnungen zu Grunde gelegt werde.

— Die ostrumelische Regierung beschäftigt sich mit dem Projekte einer Eisenbahnverbindung zwischen der Hauptstadt Philippopel und dem Hafen Burgas am Schwarzen Meere und zwar direkt über Tschirpan und Eski-Zagra. Sie bezweckt damit, Burgas als Ausfuhrhafen zu heben; denn dies hat viel verloren, seitdem Dede-aghatsch am Aegäischen Meere mit Adrianopel durch eine Bahn verbunden und trotz seiner schlechten Rhede von der kaufmännischen Welt zum Exportiren bevorzugt wurde. Einfacher und billiger wäre es freilich, wenn nur zwischen Jamboli, welches bereits durch eine Bahn und zwar ganz auf ostrumelischem Boden mit der Hauptstadt in Verbindung steht, und Burgas Schienen gelegt würden.

Asien.

— Die persische Regierung hat in Bremen zwei Dampfer erbauen lassen, welche zu Anfang 1885 nach dem Persischen Meerbusen übergeführt werden sollten. Während der kleinere, „Susa" mit Namen, der erst Basra gegenüber bei Dubbash zusammengebaut werden wird, den Karunfluß als Polizeiboot befahren soll, wird der größere „Persepolis" in Buschehr stationiren, um die Perlfischereien des Persischen Meerbusens zu beaufsichtigen und die Ueberfahrt der Pilger von Buschehr nach Dschidda, dem Hafen Mekkas, zu bewerkstelligen.

— Aus Kalkutta wird berichtet, daß der Emir von Afghanistan einige Beamte nach Bombay gesandt hat, um Vorbereitungen für die Beleuchtung seiner Hauptstadt Kabul mit elektrischem Lichte zu treffen.

— Die räuberischen Stämme der Katschin (Kakhyen) oder Singphoos — nach anderer Angabe waren es Chinesen — haben kürzlich ihre oft wiederholte Drohung wahr gemacht und die birmanische Grenzstadt Bhamo am Irawadi zerstört. Dieselbe ist zwar nur ein kleiner verpallisadirter Ort von wenigen hundert Häusern, die von chinesischen und Schan-Kaufleuten und einigen birmanischen Beamten bewohnt werden, aber wichtig für den Handel; bis da hinauf befahren Dampfschiffe den Irawadi und von dort nimmt die wichtige Handelsstraße nach Talifu in Jünnan ihren Anfang. Eine Zeitlang hatte deshalb dort ein englischer Konsul seinen Sitz. Die Zerstörung ist ein trauriger Beweis für die Zerrüttung, in welche Birma durch König Thebaw's Mißwirthschaft gerathen ist.

— Vom 26. Juni 1881 bis 30. Juli 1882 hat J. S. Poljakow die wenig bekannte Insel Sachalin bereist und dort große zoologische und ethnographische Sammlungen zusammengebracht. Die Briefe, welche er von dort aus an den Sekretär der Petersburger geographischen Gesellschaft geschrieben, hat Professor A. Arzruni jüngst aus dem Russischen übersetzt und dadurch einem weiteren Kreise zugänglich gemacht (Reise nach der Insel Sachalin in den Jahren 1881—1882. Von J. S. Poljakow. Berlin, A. Asher & Co. 1884). Die Insel ist von großer landschaftlicher Einförmigkeit und hat ein rauhes, kaltes Klima, weil ihre Küsten von kalten Meeresströmungen bespült werden; die zahlreichen Flüsse und Bäche, welche von den 600 bis 900 m und mehr hohen Gebirgen herabkommen, neigen zu Ueberschwemmung und Sumpfbildung, so daß an Ackerbau, durch welchen die Regierung die Insel zu heben hoffte, dort nicht zu denken ist. Mehr läßt sich von Gemüsebau und Viehzucht erwarten; reichen Ertrag dagegen bietet die große Fischmenge (Salmoniden, Delphine, Walfische) in den Flüssen und im Meere, welche jetzt hauptsächlich von Japanern ausgebeutet wird. Auch besitzt Sachalin zahlreiche Kohlenflötze, deren Abbau indessen jetzt noch nicht lohnt. Ueber die Bewohner der Insel, sowohl die prähistorischen, welche wahrscheinlich Ainos waren,

als auch die jetzigen (Giljaken, die denselben verwandten Oroken, einige Russen und Japaner an der Ostküste), hat Poljakow viel Interessantes gesammelt, was späterer Veröffentlichung vorbehalten bleibt. Er weist einstweilen nur darauf hin, daß die Bewohner namentlich des südlichen Theiles von Sachalin von den Japanern, die im Sommer dort Fischfang treiben, stark beeinflußt werden, und daß dieser Einfluß Jahrhunderte lang angedauert hat. In den Sagen der Giljäken fällt dem Bären (Bujo-endur) die Rolle eines Halbgottes oder eines Gottes zu. Nur im Sommer erscheint er in thierischer Gestalt; im Winter dagegen baut er sich im Gebirge eine Jurte und lebt wie ein Giljäk oder Orok, sich mit denjenigen Speisen nährend, die er im Traume sieht. Er beschützt den Menschen beim Fischfange und geleitet denjenigen, der sich unterwegs verirrt, nach Hause, unter der Bedingung, daß der Mann eine bestimmte Zeitlang im ehelichen Leben Abstinenz üben soll, widrigenfalls ihn der Tod ereilt. Auch der Fuchs wird als Verkörperung der List, als dem Menschen Schaden zufügendes Princip vergöttert. Er erscheint dem Oroken oder Giljäken im Walde in Gestalt seiner Frau und sucht ihn zu verführen, in welchem Falle aber sofort der Tod des Sünders erfolgt. — Im Anschlusse hieran sei mitgetheilt, daß der Topograph Nikitin eine neue Karte von Sachalin vollendet hat, wonach die Insel wesentlich größer ist, als bisher angenommen wurde, nämlich 73 529 qkm, während Reclus 63 600, Strelbizki 67 018 qkm angaben.

— Die „Nowosti“ theilen mit, daß das sogenannte Berg-Departement eine Expedition nach West-Sibirien ausrüsten wird. Der Zweck derselben soll eine genaue Untersuchung der jüngst entdeckten Schwefellager sein. Den Eingeborenen waren dieselben schon längst bekannt, nach Rußland aber kam die erste Kunde durch den Lieutenant Kalitin. Später wurde durch den Berg-Ingenieur Konschin in einem Hügel bis zu 500 Millionen Pud Schwefel entdeckt; solcher Hügel, in welchen man aus untrüglichen Kennzeichen Schwefel erwarten darf, sind mehr als zehn bekannt. Reiche Schwefellager sind im allgemeinen selten, bis jetzt wurde Europa vorherrschend durch Schwefel aus Sicilien versorgt. Im russischen Reiche wurden bisher Schwefellager in Dagestan und zwar in Tschirkot, nicht weit von Petrowsk, bearbeitet. Mit Rücksicht auf die obigen Nachrichten, meint die Zeitung, daß in kurzer Frist die sibirischen Schwefellager den sicilianischen starke Konkurrenz bereiten werden. — Die geplante Expediton soll St. Petersburg im Februar 1885 verlassen.

— Aus Werny schreibt man: Nach angestellten Erhebungen sind bis zum 1. Juli 1884 aus dem Kuldsha-Gebiete in das Gebiet von Semiretschensk übergesiedelt 4682 Dunganen (1147 Familien), welche in den Ortschaften Alexandrowskoje, in den Städten Pischbek, Werny, Dscharkent und in zwei Gemeinden des Kreises Werny Wohnplätze erhalten haben; ferner 45,373 Tarantschen beiderlei Geschlechts (in 9752 Familien), welchen in der Umgegend von Dscharkent und im Kreis von Werny Wohnplätze angewiesen wurden. Im Ganzen sind es 50,055 Individuen beiderlei Geschlechts, nämlich 21 067 weibliche und 2289 männliche, welche in 10 899 Familien leben. (Wostotschnoje Obosremje.)

— Nicht ohne Interesse sind die Nachrichten über die Ausbreitung des Christenthums unter den heidnischen Volksstämmen im fernen russischen Ostasien. Bis jetzt fand das Christenthum unter den Golden, Giljäken, Tungusen, Jakuten, Orotschonen, Tschukschten und Korjäken nur sehr wenig Eingang. Die Ursache dafür lag daran, daß die russischen Missionare ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich darauf richteten, die Quantität der Getauften zu vermehren, aber um die Erhaltung und Pflege der christlichen Religion unter den neubekehrten Heiden sich nicht bemühten. In der allerletzten Zeit nun hat die unter Leitung des Bischofs von Kamtschatka, Martimian, stehende Mission ihre Hauptthätigkeit in die Uebersetzung der Heiligen Schrift in die Sprache der Heiden und in die Erweiterung der für die Heidenkinder bestimmten Schulen gelegt. Gegenwärtig sind schon die Evangelien Matthäus, Markus und Lukas in das Koreische übersetzt; ebenso das Evangelium Matthäus ins Goldische; ein goldisches ABC und ein russisch-goldisches Lexikon sind zusammengestellt worden, und alles soll demnächst gedruckt werden. Schulen, welche von den Missionaren geleitet werden, giebt es sieben; es werden darin etwa 200 Heidenknaben unterrichtet. Leider haben die Schulen wegen der kargen Mittel nur ungenügende Lehrer und Lehrmittel. Das Conseil der orthodoxen Missionsgesellschaft zahlt für jeden Schüler jährlich 25 Rubel, was mit Rücksicht auf die große Entfernung gewiß nicht viel ist. — Da die Eltern ihre Kinder sehr gern in die Missionsschule schicken, so liegt es in der Absicht, in kürzester Frist noch einige ähnliche Schulen zu eröffnen, namentlich am Unterlaufe des Amur — Mit besonderem Erfolge verbreitet sich das Christenthum unter der koreischen Bevölkerung. (Nowosti 1884.)

Afrika.

— Die französische Regierung hat einen Kontrakt abgeschlossen wegen Legung eines Kabels von Zanzibar nach Mayotte, Nossi Bé, St. Mary und Tamatave, welches im kommenden Juni vollendet sein soll. Die Gesellschaft wird das Kabel nach Réunion und Mauritius weiter führen.

— Im November- und Decemberheft der „Proceedings of the Royal Geographical Society“ veröffentlicht Konsul O'Neill in Mozambique die Beschreibung und Karte seiner vom 1. Juni 1883 bis 20. Januar 1884 dauernden Reise nach dem Schirwa- oder Kilwa-See (vergl. „Globus“ Bd. 45, S. 207), welche einen gewaltigen, bisher gar nicht bekannten Theil Afrikas aufgeschlossen hat. Sein Hauptergebniß in geographischer Beziehung ist der Nachweis, daß der Ludschenda, der große südliche Zufluß des Rovuma, nicht aus dem Kilwa-See, sondern aus kleineren Seen nördlich davon entspringt, von welchen der Kilwa wenigstens heutigen Tages durch eine geringe Bodenanschwellung getrennt ist. Der Kilwa mag in früheren Zeiten größer gewesen sein und dem Ludschenda seinen Ursprung gegeben haben; heute ist er salzig, also abflußlos und im Eintrocknen begriffen. Der Reiseweg O'Neill's von der Küste nach dem Kilwa (zwischen 15° und 16° südl. Br.) hat sich als eine bequeme, leichte und sichere Straße nach dem innerafrikanischen Seengebiete herausgestellt; die Eingeborenen sind durchaus friedlich und entgegenkommend, die Gegend, namentlich bei dem zu 9000 Fuß ansteigenden Namuli-Gebirge, landschaftlich schön, gesund und für Anlage einer Station sehr geeignet. Das Innere ist dicht bevölkert, unter 15° südl. Br. von den Lomwe, südlich davon und längs der Küste von den Makua, zwei von einander verschiedenen Stämmen; der Küstenstrich jedoch, und zwar 2 bis 3 Längengrade landeinwärts, ist durch den Sklavenhandel verödet und es wird schwer halten, Ackerbau und legitimen Handel dort einzubürgern, weil sämmtliche Häuptlinge am Sklavenhandel betheiligt und an seinem Fortbestehen lebhaft interessirt sind. Seitdem hat Mr. O'Neill schon wieder eine neue Tour in jenen Gegenden ausgeführt, indem er von der Missionsstation Blantyre (im Becken des Kilwa-Sees) aus den Ruo, einen nördlichen Zufluß des Schire und angebliche Grenze des portugiesischen Kolonialbesitzes, untersucht hat.

— Mit ganz besonderer Liebe und größerer Ausführlichkeit behandelt, als andere Theile Afrikas in demselben Sammelwerke ist Prof. Gustav Fritsch's „Südafrika bis zum Zambesi“ („Das Wissen der Gegenwart“, 34. Band), indem die erste Abtheilung desselben, die ein ganzes Bändchen füllt, nur das Land selbst mit seinen thierischen und pflanzlichen Bewohnern bespricht. Hier kommen besonders Geographie und Geologie zu ihrem Rechte, das ihnen in anderen Bänden öfters gekürzt wird. Die genaue Sachkenntniß des Autors,

seine Kritik, sein guter Humor, vorzügliche Bilder, zum Theil nach Photographien, das alles macht das Büchlein zumal in gegenwärtigen Zeiten kolonialer Besitzergreifung überaus lesenswerth. Der Wunsch des Autors, den er in der Vorrede andeutet, daß anstatt des öden Namaqualandes „lachende Gefilde derselben Breiten" uns Deutschen dort zu Theil werden möchten, scheint ja sich rasch erfüllen zu sollen. Aber wohl ist zu beherzigen, was er von der afrikanischen Natur sagt. „Mag sie dem Fleißigen Gold und Diamanten bieten, Gemüthlichkeit bietet sie dem Kolonisten kaum; wer im Lande sich wohl fühlen will, muß hart und weich vertragen können: die afrikanische Natur ist bei aller Großartigkeit in ihrem Gesammtcharakter grausam und zur Grausamkeit hat sie die ihr zugehörigen lebenden Geschöpfe, Mensch und Thier, erzogen."

— Die Lüderitz'sche Expedition in das Herero-Land (vergl. „Globus" Bd. 46, S. 16) ist am 3. Oktober 1884 nach der Küste zurückgekehrt. Ihr Leiter, Lieutenant Israel, schreibt von dort unter anderem: „Kamaherero auf Okahandje, König der Damaras, erließ eine Proklamation, wonach er das gesammte, den Topnaars, Bastards und Swartboys gehörige Gebiet unter seine Protektion stellt. Dr. Pechuel-Lösche und Dr. Höpfner, unser wissenschaftlicher Berather, haben soviel wie nichts ausgerichtet, auch keine Koncession erhalten, die Minen zu bearbeiten. Das den Topnaars gehörende Gebiet (von der englischen Regierung anerkannt) konnte jedoch für Rechnung Lüderitz' angekauft werden. Wir haben massenhaft Kupfer gefunden und halten das Land für äußerst werthvoll. Mit dem nächsten Schiffe kommen die Herren Dr. Höpfner und Dr. Pechuel-Lösche nach Europa, etwa zehn Tage später als dieser Brief, also wahrscheinlich kurz nach Weihnachten." Okahandje, eine Missionsstation, liegt ca. 250 km landeinwärts von der Walfischbai, unter 23° südl. Br. Die Topnaars sitzen unmittelbar östlich von dem englischen Gebiete an der Walfischbai, die Swartboys einen Breitengrad weiter nördlich.

— In Leiden ist ein Bericht von der niederländischen Afrika-Expedition vom 18. November 1884 eingelaufen. Herr D. D. Veth ist endlich am 13. November in Banana angekommen, und gegen Ende November beabsichtigte die Expedition nach Mossamedes, dem eigentlichen Felde ihrer Thätigkeit, aufzubrechen.

— Die Vertreibung der amerikanischen Missionare aus Bihé (s. „Globus" Bd. 46, S. 351) hat eine gute Wendung genommen. Kaum hatten dieselben ihre Stationen in Bihé und Bailunda verlassen, als von Osten her der Glasgower Missionar F. Arnot, welcher zwei Jahre lang in Lialui am oberen Zambesi gewirkt hatte, eintraf. Er hatte von einem Häuptlinge geheimnißvolle Winke erhalten, das Land der Barotse zu verlassen, und als er das gethan, war Bürgerkrieg ausgebrochen und sein Freund, der König der Barotse, getödtet worden. Sein Erscheinen in Bailunda setzte die Eingeborenen dermaßen in Erstaunen und Verwirrung, daß er, dieselbe benutzend, ein Schiedsgericht der Aeltesten versammelte und die Rückberufung der Amerikaner erreichte. Arnot beabsichtigt, an den Zambesi zurückzukehren.

— Anfang 1885 geht eine italienische Expedition, bestehend aus den Schiffen „Garibaldi" und „Vespucci" mit 300 Matrosen und 40 Officieren, nach Lagos und dem Kongo ab. Der durch seine Reisen in Abessinien bekannte Kapitän Cecchi, welcher dieselbe begleitet, soll mit kleinen Dampfern bis zu den Katarakten des Kongo aufwärts fahren und von dort in das Innere eindringen. Die Dauer der zugleich wissenschaftlichen und politischen Expedition ist auf anderthalb Jahre veranschlagt.

Nordamerika.

— Der Umstand, daß Panama in der Kalmenzone liegt und Segelschiffe sehr häufig Schwierigkeiten finden, ohne Schlepper von dort wegzukommen, hat den englischen Kapitän Bedford Pim veranlaßt, ein neues Projekt zu einer Verbindung der beiden Meere mit Hilfe des Nicaragua-Sees und des San Juan-Flusses auszuarbeiten, daß sich auf dreijährige genaue Untersuchungen an Ort und Stelle stützt. Neu ist dabei der Gedanke, den Kanal nicht für den vollen Tiefgang der Schiffe einzurichten, sondern ihm nur 8 Fuß Tiefe zu geben und die Schiffe auf kolossale Pontons oder schwimmende Docks von nur 6 Fuß Tiefgang zu stellen, welche durch Dampfmaschinen gezogen werden. Es wäre das billiger und wohl auch bequemer und sicherer, als der Plan des Kapitän Eads, der bekanntlich die Schiffe auf einer kolossalen Eisenbahn über die Landenge von Tehuantepec transportiren will. Um die vielen Krümmungen des San Juan zu vermeiden, soll ein Kanal von seiner Mitte an etwas oberhalb der Einmündung des San Carlos nach Greytown geführt werden, wo man den verschlammten ehemaligen Hafen ohne übergroße Kosten wieder in Stand setzen könnte. Der Rücken zwischen dem Nicaraguasee und dem Stillen Ocean ist nur 40 Fuß höher, als das Niveau des Sees, also unschwer zu durchstechen; bei Brito an der Küste wäre leicht ein Hafen einzurichten. Der Kanal würde zwölf Schleusen erfordern, fünf auf der atlantischen und sieben auf der pacifischen Seite. Die Differenz in der Fahrzeit zwischen den nordamerikanischen Häfen und Kalifornien würde gegen vierzehn Tage betragen, da die Segelschiffe dann den großen Umweg sparen würden, den sie jetzt machen müssen, um günstigen Wind zu finden, in umgekehrter Richtung freilich nur vier Tage. — Inzwischen ist ein anderes Projekt des nordamerikanischen Ingenieurs A. G. Menscal, welcher etwa auf derselben Linie einen Schiffskanal zu erbauen gedenkt, Gegenstand eines Vertrages zwischen den Vereinigten Staaten und Nicaragua geworden, und schon am 20. December 1884 hat eine „naval surveying party" behufs Vervollständigung der Aufnahmen sich von New York nach Nicaragua begeben. Bei der bekannten Animosität der Amerikaner gegen den Panamakanal ist dieses Projekt wohl ernsthafter zu nehmen als sonst; doch läßt es sich nicht verkennen, daß ihm große Schwierigkeiten zunächst politischer Natur entgegenstehen. Denn da die Vereinigten Staaten sich außer den beiden Häfen Greytown und Brito auch einen Streifen Landes von je 3 Miles Breite zu beiden Seiten des Kanals mit allen Rechten wollen abtreten lassen, so gerathen sie dadurch in strikten Widerspruch mit dem Clayton-Bulwer-Vertrage von 1850 und setzen sich damit dem Veto Englands aus, vielleicht auch demjenigen ihres eigenen Senates und Congresses, welche sich außerdem mit dem Aufbringen des erforderlichen Kapitals von einer Viertelmilliarde Mark zu beschäftigen haben werden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVII. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

XI. (Schluß.)

Nach dem, was in dem vorigen Artikel gesagt worden ist, wird die hier beigegebene Karte der toltekischen Wanderungen leicht zu verstehen sein. Als das Volk nach Zerstörung seines Reiches südlich und südöstlich ziehend die Küste des Meerbusens von Mexiko erreichte, trennte sich nach Torquemada's Angabe eine Abtheilung und stieg nordwestlich in die Huasteca hinauf, während die Hauptmasse der Küste des Golfs folgte. Letztere gründete Blasillo, wo sich Tempel und Paläste finden, und Comalcalco, das alte, oben erwähnte Centla. Hier zweigte sich wiederum ein Theil ab, ging um die Lagune von Carmen herum und drang über das heutige Campeche in Yucatan ein; das war der toltekische Zweig, von dem die Cocomes herstammten, und welchem man Ake, Izamal, Mayapan u. s. w. zuschreiben darf. Eine andere Abtheilung drang nach Süden vor und gründete Palenque, Ocosingo, Lorillard City und weiterhin Tikal. Dort fand wieder eine Gabelung statt, von der wir gesprochen: ein Theil, von welchem die Tutulxius herstammen, zog nach Norden und gründete in der Sierra die Städte Iturbide, Labna, Kabah, Uxmal und Chichen-Itza, während der andere erst Coban im Süden, dann Copan und Quirigua baute und sich dort wieder mit dem Pacificzweige vereinigte. Dieser, welcher sich schon etwas von dem Stamme von Tula unterschied, kam von Toluca und Cuernavaca her, war durch die Landschaft Misteca, dann durch das Land der Zapoteken und über Oaxaca und Tehuantepec gezogen, um in Guatemala die Fürstenthümer Utatlan, Xelahu, Istatlan und Patinamit zu gründen und in Copan wieder auf den nördlichen Zweig zu stoßen. Das sind natürlicherweise nur die allgemeinen Daten über diese Wanderungen; eine Masse von Ortschaften, die sich noch angeben ließen, sind hierbei übergangen, und eine ebensolche Menge kennt man bis heutigen Tages noch nicht und wird sie erst später entdecken. Schließlich findet man auf dem Kärtchen noch die Rückwanderung der Itzaes von Chichen nach Tayasal angegeben.

* * *

Charnay übergeht nun einen Theil seiner Reise in Centralamerika, welcher etwa zwei Monate in Anspruch nahm, und versetzt uns mit einem Sprunge von Copan an der Grenze Guatemalas gegen Honduras westwärts nach Oaxaca in Mexiko, um von dort aus die Ruinen von Mitla zu besuchen. Der Weg dorthin führt bei einem prachtvollen Kirchhofe, dem sogenannten Pantheon, vorbei, zunächst nach dem durch seine Hahnenkämpfe berühmten Santa Lucia; zwei Stunden weiterhin liegt, unter dem Grün von Gujava-, Cherimoja- und Granatbäumen versteckt, das hübsche Dorf Santa Maria del Tule, welches eine in der ganzen Republik bekannte Merkwürdigkeit umschließt, den alten, den Hof einer kleinen Kapelle beschattenden Baum Sabino. Von fern läßt seine Laubmasse auf die Existenz eines kleinen Gehölzes schließen; von nahem aber überrascht der Baum durch seine gewaltige Entwickelung. Der größte Durchmesser des Stammes mißt 14 Schritt oder 13 m; an einer anderen Stelle mag er deren 10 haben, und noch in einer Höhe von 20 Fuß bewahrt er dieselben Dimensionen. Dort spaltet er sich,

und seine gewaltigen Aeste, die hundertjährigen Eichbäumen gleichen, breiten sich von da an etwa 100 Fuß weit aus. Seine Höhe steht zu seinem gewaltigen Umfange nicht im richtigen Verhältnisse und übersteigt wahrscheinlich nicht 90 Fuß. Außer den gewaltigen Dimensionen überrascht den Beschauer noch besonders seine erstaunliche Lebenskraft; er strotzt von Saft, und Einschnitte in die Rinde sind nicht länger als ein Jahr nachher zu bemerken. Allerdings wachen auch die Indianer darüber, daß keine profane Hand sich an dem ehrwürdigen Pflanzenriesen vergreife; wie alles, was mit der Vergangenheit ihres Volkes zusammenhängt, bringen sie auch ihm eine abergläubische Verehrung entgegen. Niemand darf ihn besuchen, ohne daß sie ihn beaufsichtigten; Tag für Tag wird der Boden um seinen Fuß herum gefegt und gereinigt, und sie dulden nicht, daß man auch nur den kleinsten Zweig von ihm abbricht. Einige Reisende meinen, daß dieses Wunder von Baum durch Zusammenwachsen von drei verschiedenen Stämmen entstanden sei; Charnay hat ihn jedoch sorgfältig untersucht und nur einen einzigen Stumpf entdecken können, dem bei seiner Kraft noch Jahrhunderte der Existenz bevorzustehen scheinen.

Oestlich von Santa Maria del Tule verengt sich das Thal; man passirt zuerst Tlacolula und dann Hügel mit zu Tage liegenden Steinbrüchen, in denen sich noch Blöcke finden, die von den alten Erbauern Mitlas halb vollendet hinterlassen worden sind. Rechts führt nun der Weg nach San Dionysio, dem letzten Dorfe der Ebene, links nach einem fast gar nicht bebauten und von nackten Bergen umgebenen Thale, welches die **Ruinen von Mitla** umschließt. Es herrscht dort beständig ein heftiger Wind, welcher alles austrocknet, und von Pflanzenwuchs finden

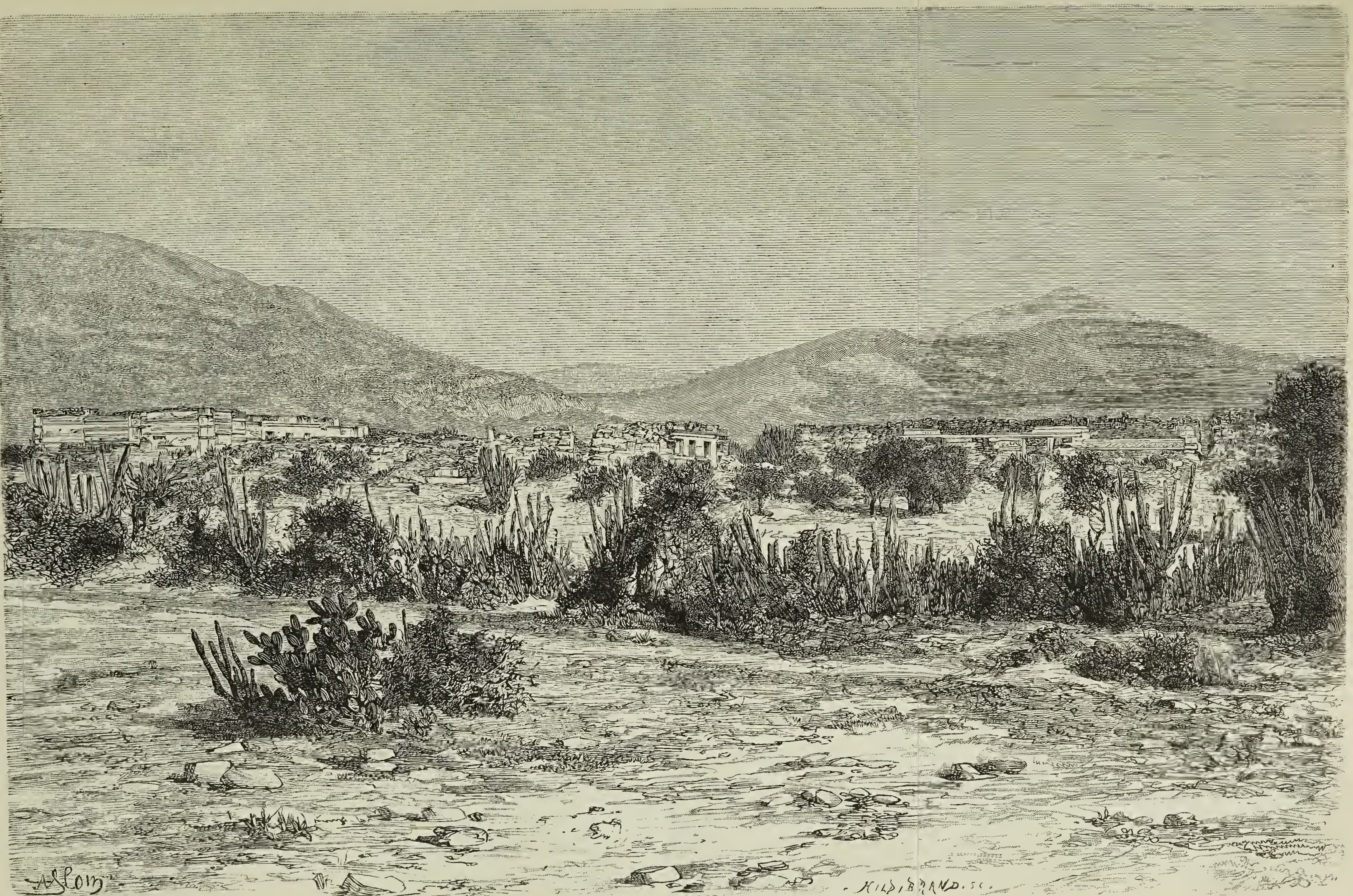


Karte der toltekischen Wanderungen.

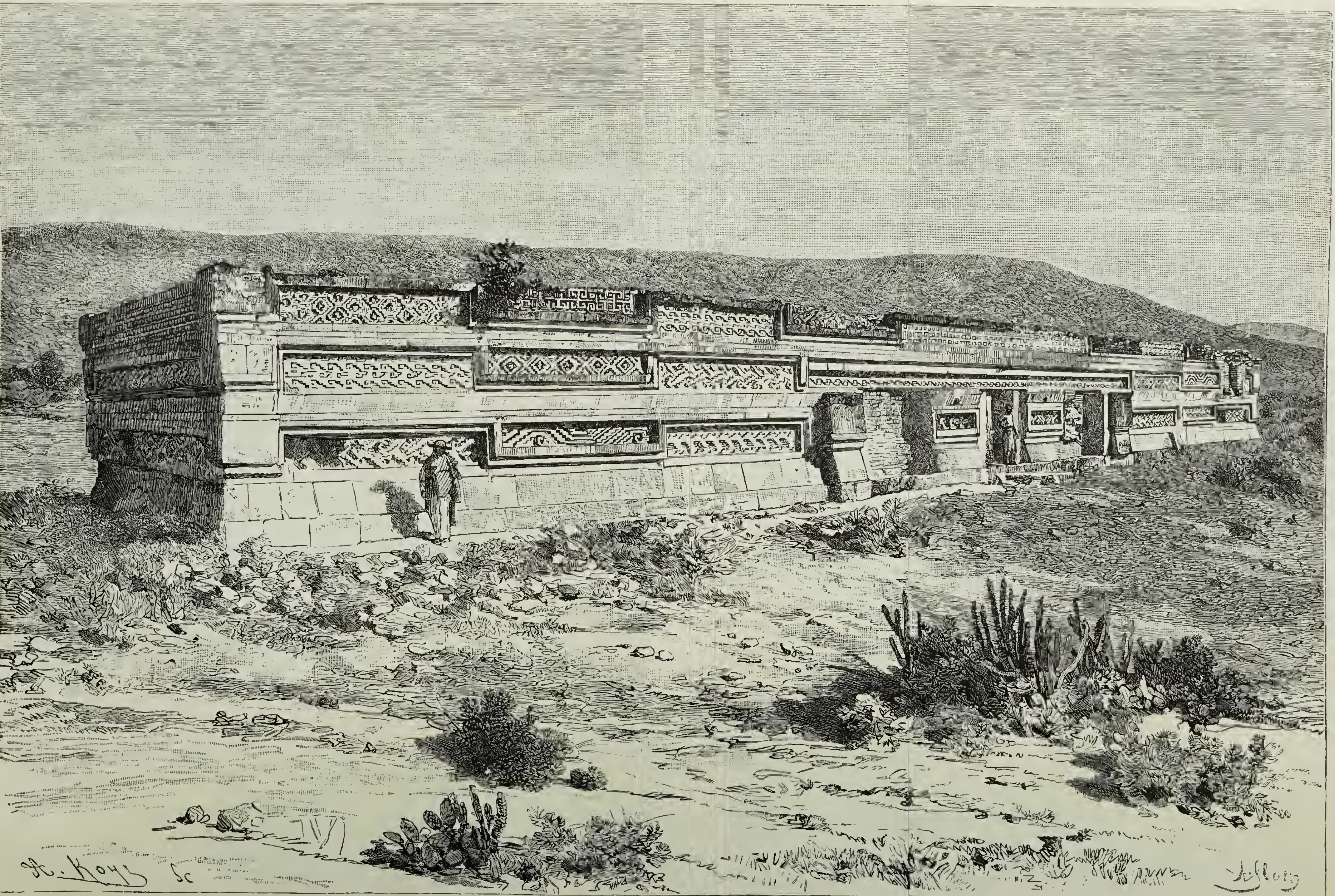
sich fast nur die fleischigen Pitayales, welche als Zäune dienen und die köstliche Pitayafrucht liefern. Dieselbe hat die Größe eines Schwaneneies, rothgelbes, mit schwarzen Punkten durchsetztes Fleisch und einen Geschmack wie die Erdbeere; sie dient in der Hitze als beliebte Erfrischung und die Bewohner verdienen mit ihr auf dem Markte von Oaxaca ein hübsches Stück Geld.

Die Ruinen von Mitla, welche zur Zeit der Conquista einen weiten Raum bedeckten, bestehen heute nur noch aus einer Gruppe von sechs zerfallenen Palästen und drei Pyramiden. Das erste Gebäude im Norden auf dem Abhange eines Hügels ist das sogenannte Haus des Pfarrers, ein Durcheinander von Höfen und Gebäuden mit Zierrathen von Reliefmosaik von sehr reiner Zeichnung. Unter den Vorsprüngen der Einfassungen und an jeder gegen das Wetter geschützten Stelle im ganzen Palaste finden sich Reste sehr primitiver Malereien, grobe Götzenbilder und Mäanderlinien, deren Bedeutung uns unbekannt ist. Dieselben stechen dermaßen von der korrekten Architektur und ihrer wunderbar gearbeiteten Mosaikausschmückung ab, daß man fast zu dem Schlusse kommt, so verschiedene Kunstübungen könnten nicht von demselben Volke herrühren.

Die daneben stehende Kirche ist durchweg aus Materialien, die ursprünglich zu diesem Palaste gehörten, erbaut. Darunter liegt zur Linken eine indianische, abgestumpfte Pyramide, auf welcher eine moderne Kapelle erbaut ist; sie besteht aus Adobeziegeln und hat eine steinerne Treppe. Der Tempel, den sie einst trug, haben die Spanier sorgfältig bis auf den letzten Stein fortgeräumt. Der große Palast, welcher bis auf das Dach vollständig erhalten ist, besteht aus einem großen Gebäude in der Gestalt eines T, dessen nach Süden gekehrte Vorderseite das schönste, ansehnlichste und besterhaltene der verschiedenen Denkmäler von Mitla ist. Sie mißt 40 m in der Länge und um-



Gesammtansicht der Ruinen von Mitla. (Nach einer Photographie.)

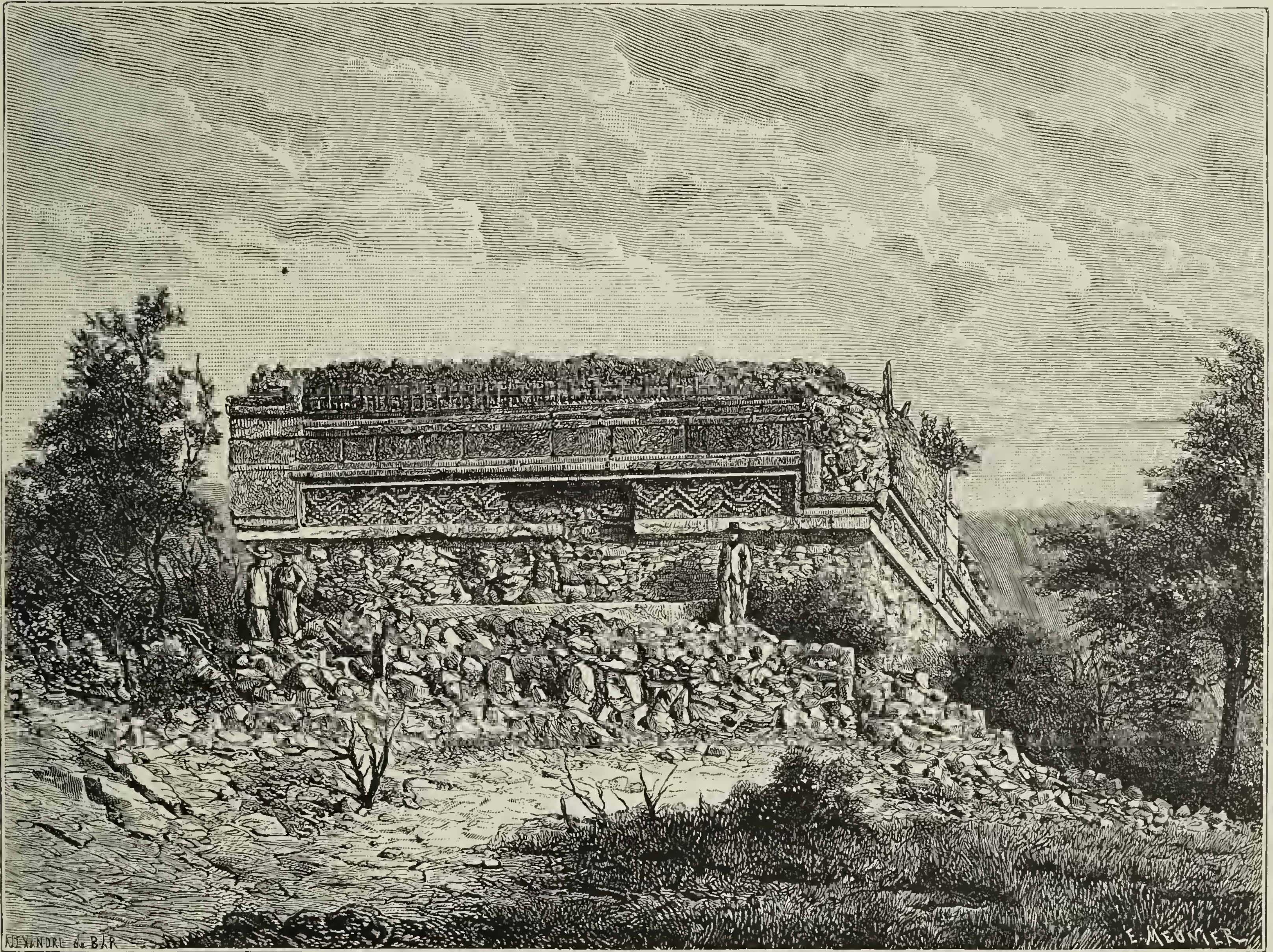


Der große Palast in Mitla (Provinz Oajaca). (Nach einer Photographie.)

schließt einen Innenraum von derselben Ausdehnung, dessen Decke von sechs monolithen Säulen von etwa 14 Fuß Höhe getragen wurde. Drei niedrige, breite Thüren führten in diesen Saal hinein, dessen Boden mit einer dicken Cementschicht bedeckt war. Zur Rechten befindet sich ein dunkler Gang, der in einen gleichfalls cementirten, inneren, viereckigen Hof führt, dessen Mauern wie die Hauptfaçade selbst mit Mosaikfüllungen und in Stein eingefaßten Zeichnungen bedeckt sind. Von dort gelangt man in vier schmale, lange Gänge, die von oben bis an das Dach mit Reliefmosaiken bedeckt sind. Die Thürschwellen bestehen aus riesigen Blöcken von 5 bis 6 m Länge.

Am meisten zerstört sind das zweite und dritte Palais; nur die Thür des zweiten mit ihrem skulpirten Sturze und im Innern zwei Säulen stehen noch aufrecht. Der vierte Palast zeichnet sich durch die viel längeren Füllungen der Ostfaçade aus; seine hier abgebildete Südseite ist eine der elegantesten. Das dazu verwandte Material ist gestampfte und mit großen Kieseln vermischte Erde, die mit Steinziegeln überkleidet ist. Südwestlich von dieser Ruinengruppe liegen vier weitere Paläste, vielleicht die größten von allen; sie sind halb abgetragen und verschüttet und sind nur noch 3 bis 4 Fuß über dem Boden hoch, dabei aber bemerkenswerth durch ihre riesigen Steinblöcke und Lagen. Jetzt haben sich die Indianer dieser Ruinen bemächtigt und in den Gängen ihre Hütten errichtet.

Ueber die Geschichte Mitlas fehlt es an Berichten; wir kennen das genaue Alter der dortigen Denkmäler nicht.



Südseite des vierten Palastes in Mitla. (Nach einer Photographie.)

Sie dürften aber kaum älter sein, als die früher besprochenen. Indessen sind sie früh zerstört worden, und zwar nach Orozco y Berra (Historia antiqua de la conquista de Mexico II, p. 377) durch Ahuizotl, d. h. zwischen 1490 und 1500. Jedenfalls besteht zwischen diesen Gebäuden und den toltekischen und mexikanischen eine Verwandtschaft: man findet in Mitla dieselben Masken und kleinen Thonfiguren wie in Teotihuacan, und in den Füllungen des großen Palastes und denen der Südseite des vierten kommen dieselben kleinen Kreuze vor, wie auf dem Priestermantel des Quetzalcoatl in Lorillard City. Auch Torquemada (Buch 3, Kap. 7) schreibt diesen Denkmälern einen toltekischen Ursprung zu, denn er sagt: „Nachdem sich Quetzalcoatl nach seiner Flucht aus Tula in Cholula niedergelassen, sandte er mehrere seiner Schüler in die mixtekischen und zapotekischen Provinzen, die sie civilisirten, und sie erbauten dort die berühmten Paläste von Mitla."

Zapoteken und Mixteken nannten sich Autochthonen; sie kannten ihren Ursprung nicht und ebensowenig die Zeit, wo sie sich im Lande, dessen Hauptstadt Teotzapotlan war, niederließen. Was Mitla anlangt, so hieß es mexikanisch Mictlan (die Unterwelt), zapotekisch Lyobaa (Ort der Ruhe) und es befand sich dort ein berühmtes Heiligthum und die Begräbnißstätte der Könige von Teotzapotlan. Zur Zeit seines Glanzes bestand das Heiligthum, dessen schöne Ruinen für die hohe Civilisation seiner Erbauer Zeugniß ablegen, aus vier oberen, schön mit Bildhauerarbeit geschmückten Räumen, denen ebensoviele unter der Erde entsprachen.

Einer der ersteren diente dem Oberpriester zur Wohnung, ein zweiter den Priestern, der dritte dem Könige, so oft er nach Mitla kam, und der vierte den großen Herren. Das Zimmer des Oberpriesters war mit größerer Sorgfalt ausgeschmückt als die anderen; in ihm befand sich ein Thron, dessen mit Daunen und feinen Kräutern gefülltes Kissen und Rückwand mit Tigerfell überzogen war, während in den übrigen Gemächern die Ausstattung nur aus feinen bemalten Matten, gegerbten Fellen und Stoffen bestand. Von den unterirdischen Räumen diente einer als Heiligthum, wo die Götzen auf einer großen, die Stelle des Altars vertretenden Platte standen; der zweite und dritte zum Begräbniß der Oberpriester und Könige. Der vierte, von Säulen getragene, soll sehr groß gewesen sein und sich weit unter der Erde hin erstreckt haben; sein Eingang war mit einer großen Steinplatte verschlossen. Dort hinein warf man die Leichen der Schlachtopfer und der im Kriege gefallenen Häuptlinge, die von den Schlachtfeldern, und mochten dieselben noch so weit entfernt sein, dorthin gebracht wurden. Es fanden sich auch Fanatiker und Büßer, welche an diesem heiligen Orte zu sterben verlangten; sobald ihre Bitte gewährt war, bemächtigten sich die Priester derselben, führten sie zum Eingange, hoben die Platte auf, sagten ihnen Lebewohl und begruben sie dann durch Schließen des Eingangs lebendig (Burgoa, Kap. 53). Der Oberpriester, welcher den Titel Huiyatoo („der alles sieht") führt, war absolut und mächtiger als der König, der ihn fürchtete und respektirte; ein Mann aus dem Volke durfte sein Antlitz nicht sehen, ohne todt nieder zu fallen. Er war der einzige Vermittler zwischen Göttern und Menschen, der einzige Urquell aller Gnaden und Wohlthaten, ein Dalai Lama oder Papst.

Was könnten hier systematische Ausgrabungen an wissenschaftlichen und anderen Schätzen noch zu Tage fördern!

„Kurz, man findet — sagt Orozco y Berra, a. a. O. II, 2. Theil, Kap. 4 — zwar große Unterschiede zwischen der zapotekischen und toltekischen Civilisation; aber wenn man sie mit einander vergleicht, scheinen sie doch aus einer und derselben Quelle zu stammen. Sie hatten fast dieselbe Schrift, denselben Kalender und hatten in der Baukunst und Keramik große Fortschritte gemacht. Bei tieferem Studium treten die Unterschiede mehr hervor; obgleich auf denselben Principien beruhend, zeigt die zapotekische Schrift doch andere Bilder und die Dinge hüllen sich in andere konventionelle Formen, die Farben sind schreiender, und es ist unmöglich, selbst auf den ersten Blick eine zapotekische Handschrift mit einer toltekischen, acolhuanischen oder mexikanischen zu verwechseln."

Charnay hat die Ruinen von Mitla nicht so genau untersucht, wie die der früher genannten Städte; aber er betont, daß selbst Orozco durchaus auf die Verwandtschaft derselben mit dem toltekischen Stile hinweist.

Aus dem samoanischen Familienleben.

Von J. S. Kubary.

I.

Den Ausgangspunkt für die gesellschaftliche Einrichtung der Samoaner bildet die „Aiga", die Familie, und da zur Beurtheilung derselben, wie auch überhaupt des moralischen Zustandes des Volkes die Verhältnisse der Ehe am maßgebendsten sein dürften, so beginnen wir unsere Betrachtungen mit einem jungen Ehepaare, von welchem die Ehefrau gerade Mutter werden soll.

Wir befinden uns im Innern eines einheimischen Hauses, einem einzigen länglich runden, von allen Seiten offenem Raume; der mit Korallenstückchen ausgelegte Fußboden ist mit Matten bedeckt. An einem Ende dieses Raumes liegt die junge Wöchnerin, ihr Haupt auf den Knien ihres Gemahls, der der Sitte gemäß bei der Geburt anwesend sein muß, ruhend, und der die Schmerzen seiner Frau durch zärtliche Zurede und Bestreichen und Drücken der Glieder zu beruhigen sucht. Der Vater und wo möglich der älteste Bruder sitzen hinter seinem Rücken, zu Füßen der Kranken die Mutter und die Schwestern, und rund um den Raum warten die verschiedenen Mitglieder der beiden Familien auf die Ankunft des jungen Weltbürgers. Eine Niederkunft ist ein sehr wichtiges Ereigniß für die beiderseitigen Familien und ebenso auch für die ganze Dorfbewohnerschaft. Alle Begebenheiten und Zufälle, die sich gleichzeitig mit der Niederkunft ereignen, werden durch die Anwesenden beobachtet und eifrig besprochen. Sie bilden die Vorgeschichte des Neugeborenen, bis dieser, zum Manne erwachsen, sich seine eigene bilden wird.

Die Verwandten des Mannes, von dem bevorstehenden Ereignisse benachrichtigt, kommen mit Geschenken nach dem Elternhause der Frau, wo sie so lange verweilen, bis die ganze Sache vorüber ist. In dieser, so kritischen Zeit wird die ganze Drangsal der Lage, die Wehen der Wöchnerin, die Verzögerung der Geburt dem Ehemanne zur Schuld gelegt. Wahrscheinlich lief er, während seine Frau schwanger war, anderen Frauen nach . . . ! Wenn all das Zürnen auf den zerknirschten Sünder nicht hilft, beginnt man sich zu erinnern, daß die Wöchnerin manchmal unartig gegen ihre Schwiegereltern war. Sie war geizig mit Nahrung oder „nutu wale", unsinnigen Mundes. Alle dergleichen Vergehen werden bei der Niederkunft bestraft. Während nun Alle mit begütigenden Zureden den Muth der Frau zu heben suchen, erblickt auch endlich das Kind das Tageslicht. Stets empfängt die Großmutter dasselbe, und sie scheut keine Mühe und Entfernung um dieser Pflicht zu genügen. Sollte sie aber, sowie andere weibliche Verwandte, der Frau fehlen, so muß der Mann seine Frau bedienen.

Im Augenblicke der Geburt verläßt der Mann das Haus um ganz junge Kokosnüsse zu pflücken, er entzündet dann ein Feuer im Kochhause und bereitet eine aus Arrowroot bestehende Masoa-Speise, die er seiner Frau und den Verwandten bringt. Das Kind wurde währenddem abgewaschen und zwischen den Anwesenden herumgetragen, die es genau betrachteten und, verschiedene Bemerkungen machend, über seinen Namen berathschlagten. Dann wird es dem ungeduldig wartenden Vater übergeben.

Die Familie des Mannes überreicht dann der Familie der Frau die „Fanaúnga"-Geschenke und erhält dafür nach einiger Zeit einen weiteren Theil der Tonga-Aussteuer.

Während der ersten dann folgenden Tage bringt das ganze Dorf kleine, in Lebensmitteln bestehende Geschenke.

Das Kind wird mit der äußersten Sorgfalt gepflegt, und besonders wird während der ersten Tage der Kopf mit flachen Steinen belegt, um demselben eine schöne Gestalt zu sichern. Nach samoanischen Schönheitsbegriffen sind Köpfe mit ausgewölbtem Hintertheile und mit vorstehender Stirn häßlich; sie heißen „úlu tói“, „úlu sípa“, durch das Belegen mit Steinen bezweckt man daher eine kurze, mehr abgerundete Gestalt[1]). Ebenfalls sind nicht nur Adlernasen, sondern auch unsere gerade Nase ein Abscheu für die Samoanerinnen, die sie „isu wa“ (Kahnnasen) nennen. Deshalb wird auch die Nase ein Gegenstand längerer Manipulationen, indem die Mutter während des Säugens dieselbe mit der Hand niederpreßt und zu formen sucht.

Die Sitte des Austausches von Geburts- und Aussteuer-Geschenken seitens der beiderseitigen Familien hat manchmal traurige Folgen für die Vermählten, die zuweilen dadurch ganz getrennt werden. Ist nämlich eine Seite mit den erhaltenen Geschenken nicht zufrieden, so entsteht zwischen beiden Familien bitterer Zwist und es folgen Intriguen, denen die beiden Eheleute ganz machtlos gegenüberstehen und wobei sie der leidende Theil sind.

„Unsere Schwiegertochter ist arm, ihre Aussteuer sehr dürftig“, heißt es mit einem Male im Dorfe, und das Gerücht verfehlt nicht, in Blitzeseile die junge Frau und ihre Eltern zu erreichen. Die letzteren antworten mit boshaften Bemerkungen über die „Olóa“ des Mannes, die in keinem Falle dem gegebenen „Tonga“ gleichen. Einmal auf den Zungen des Dorfes, lodert der Zwist in hellen Flammen auf und der arme Ehemann, der noch mit seiner Frau in ihrem Elternhause lebt, hat schwere Zeiten zu durchstehen. Die alte Mutter, durch boshafte Verleumdungen aufgereizt, wiederholt ihm fortwährend: „Gehe doch, gehe! Was bleibst Du denn hier? Du Manaiia?“ (mit Spott angewandt, bedeutet sonst hübscher Mann). „Gehe, suche Dir eine reiche Aussteuer, unsere Arme bleibt bei uns.“ Umsonst versichert der Mann, daß er mit dem Streite nichts zu thun habe. Die spöttischen Mahnungen wiederholen sich alltäglich, und endlich ermüdet weichend, sagt er zu seiner Frau: „Ich werde wohl gehen; sobald Euer Zorn sich gelegt hat, komme ich wieder.“ Die Frau, wenn sie ihn auch halten möchte, fürchtet ihre Verwandten, und der Vermählte, auf beide Familien wüthend, geht nach seinem eigenen Hause. Indessen gehört Familienkrieg bei diesem leichtlebigen Volke zur Lebenswürze und die Erregung äußert sich bald in milderen Formen. Trotz des bestehenden Zwistes fragt der Mann durch Vertreter nach dem Befinden der Frau und des Kindes und endlich bittet er um letzteres auf kurze Weile. Nachdem er es geherzt hat, schickt er es mit Geschenken zurück. Der Arme hat wohl manche Qual auszustehen. Manche Nacht schleicht er um das Haus herum, in welchem die Seine schläft und vielleicht eben an ihn denkt. Aufgeregt eilt er auf den Strand, um in der Seebrise, dem Rauschen der Brandung, Kühlung und Ruhe zu erlangen. Indessen es ist Nacht .... die Zeit der Geister .... und er ganz allein im Freien! Plötzlich erschallt über seinem Haupte der unheimliche Ruf der Eule. Es befällt ihn ein Grausen. Zahlreiche Leuchtkerfe, wohl Geister der Verstorbenen, kreuzen und schwirren in der Dunkelheit umher. — Vor Angst zitternd eilt er nach Hause, ermüdet und froh daß ihn kein böser Geist gepackt hat.

Nach einiger Zeit muß sich aber der Zorn auf beiden Seiten legen. Die Klagen beginnen zu verstummen und der junge Ehemann, seinen Muth zusammenraffend, begiebt sich nach dem Hause seiner Lieben. Er geht langsam und bedächtig, als ob er nicht sicher wäre an welcher Seite der Eingang sich befindet. Er bückt sich, als ob er etwas aufhebt; dann verliert er es wieder.... Die ganze Zeit hindurch jedoch bewacht er scharf das Innere, um wahrzunehmen, welchen Eindruck seine Annäherung hervorruft. Er überlegt genau seine Anrede, er sucht nach der besten Weise, seine Frau aus dem Elternhause zu entfernen. Endlich mit sich im Reinen, geht er geradezu aufs Haus los und eintretend setzt er sich schweigend und ganz bescheiden auf den unbedeckten Boden. Weiter im Innern sitzt seine Frau, scheinbar mit dem Kinde so beschäftigt daß sie ihren Gemahl nicht wahrnimmt. Der alte Vater bessert ein altes Fischnetz aus; er sitzt nicht fern von dem Ankömmling, aber das Netz fesselt seine ganze Aufmerksamkeit. Die Mutter, dicht bei der Tochter sitzend, ist ganz in das Flechten einer Matte vertieft. Alle schweigen, selbst der muthige Ehemann, der stumm vor sich hinblickt.

Endlich beginnt der Hausherr, als wenn niemand anwesend wäre, seine alten Beschwerden wieder anzuheben. Alle Grade der Erregung und des Zornes durchlaufend, und plötzlich sich zu dem Schwiegersohne wendend, zählt er ihm ganz genau vor, wie viele schöne Matten, wie viele Stücke ausgezeichneten Tapa u. s. w. die „Tonga“ seiner Tochter ausmachten. Er beweist ihm dann, daß die „Oloa“-Geschenke seinerseits gar nichts taugten, und schließt damit, daß seine sämmtlichen Verwandten gierige Lügner und Dummköpfe sind. Der auf solche Lobrede seiner Verwandten völlig vorbereitete Schwiegersohn schüttelt bejahend mit dem Kopfe und wiederholt mit möglichst zufriedener Miene: „mongi, mongi lawa!“ „Ja, das ist wirklich wahr.“ — Der alte Vater bestellt dann etwas Essen, und ohne dieses abzuwarten, eilt der wieder in Gnaden Aufgenommene zu seinen beiden Lieben.

So ist endlich der Zwist geendet. Die Verwandten des Mannes kommen mit weiteren Geschenken, und nachträglich nimmt der Mann Frau und Kind und zieht froh und wieder beschenkt nach der eigenen Heimath.

Die Mutter säugt das Kind sehr lange, manchmal sogar einige Jahre, um, wie es heißt, „es in Kräften aufwachsen zu lassen“. Der Säugling wird auf den gekreuzten Lenden gepflegt, wo das Schütteln derselben die Wiege vertritt. Einige Monate alte Kinder werden von der Mutter auf der Seite über einer der Hüften getragen, wobei die Beine des Kindes den Leib der Mutter und die Arme der letzteren den Rücken des Kindes umfassen. Trotz der übermäßigen Liebe, die den Kindern gezollt wird, kann man nicht sagen, daß sie weichlich erzogen werden. Die Mutter nimmt das ganz kleine Kind ins Wasser und zieht und renkt ihm alle Glieder aus, eine Behandlung, die auf die Gesundheit und Behendigkeit desselben nur den besten Einfluß ausüben kann.

Die Töchter bleiben bis zur Verheirathung bei der Mutter, die Söhne nur bis gegen das siebente Lebensjahr, wo sie dann unter die Aufsicht des Vaters oder eines der männlichen Verwandten kommen. Sie fangen früh an, das Leben und die Kunst, seine Bedürfnisse zu befriedigen, kennen zu lernen. In dieser Zeit erhält der Knabe seinen Namen und unterliegt einer Art von Beschneidung, einer auch auf anderen Inseln Polynesiens geübten Sitte, die jedoch keine religiöse Bedeutung hatte. Die Operation geschieht ohne besondere Ceremonien, indem einige Knaben zusammen zu einem sachkundigen Manne gehen, der gegen ein Geschenk aus Matten dieselbe ausführt.

---

[1]) Siehe Schmeltz und Krause: Die ethnogr.-anthropol. Abtheilung des Museum Godeffroy, S. 472.

Die Kinder beiderlei Geschlechts, obgleich seit der frühesten Zeit mit der Wirklichkeit des Lebens vertraut, haben nichtsdestoweniger einen Begriff von Sittlichkeit. Sie laufen zwar in der ersten Lebenszeit nackt und schlafen mit den Erwachsenen zusammen, wodurch sie rasch eine Reifheit der Sprache und der Begriffe erreichen, indessen dieser freie Verkehr der beiden Geschlechter mit einander zieht nicht nothwendigerweise eine sinnliche Zügellosigkeit nach sich. Im Gegentheil, die früher bestehende Sitte des „Faiainga", auf die näher einzugehen hier nicht der Ort, und in Ausübung welcher die Neuvermählte öffentlich ihre Würdigkeit beweisen mußte, zeigt daß die Samoanerinnen die Keuschheit auch vor der Vermählung kannten.

Ihre Arbeiten lernend, sind die Kinder schon früh im Hause nützlich. Der Sohn begleitet den Vater nach den Pflanzungen, lernt das Tarofeld bebauen und Bananen und Yams pflanzen. Er folgt ihm in dem Kahne aufs Wasser, seine Hand an die Paddel, den Speer und das Netz gewöhnend. Im Walde lernt er durch ihn die nützlichen Pflanzen und wirksamen Kräuter kennen. Er erkennt gesunde Stämme für Hauspfosten und für Kanoekörper, er lernt sie mit der Axt behauen und aushöhlen. Im Hause lernt er das Dach nähen, Körbe flechten, Schnüre drehen, Speere schnitzen und Angeln für Fische bereiten.

Die Tochter hilft der Mutter vor allem bei der Pflege ihrer Geschwister und im Flechten feiner Matten, Fächer und Taschen. Sie lernt singen und tanzen, um zu gefallen, um von einem Tapferen geliebt zu werden; sie lernt weinen, um ihn jeden Augenblick beweinen zu können.

Mit der Zeit nimmt der Knabe an Jahren zu und fühlt, daß er auf gleicher Stufe steht mit der anderen Jugend, die schon die Mühen und Vorrechte der Erwachsenen theilt. Es wartet seiner aber noch eine schwere Prüfung!.... Ehe es ihm die Sitte erlaubt, sich um das Lächeln einer Schönen zu bewerben oder seine junge Hand nach dem gefallenen Haupte eines Kriegers auszustrecken, muß er sich der schmerzhaften Operation des Tatuirens unterwerfen.

Trotz all der Versuche der Missionare, diese Sitte zu ersticken, würde sich ein junger Mann schämen, in der Mitte seiner Genossen zu erscheinen, ohne diesen Beweis seiner Mannbarkeit aufweisen zu können. Bei dieser Probe seiner Standhaftigkeit, die er sammt einer Anzahl Genossen gleichen Alters unternimmt, ist er bedeutenden Schmerzen ausgesetzt, indem der ganze Untertheil des Leibes, von unterhalb des Nabels bis zum oberen Drittel des Oberschenkels mit einem dichten Muster, unserer Schwimmhose gleich, bedeckt wird. Ihrer Schmerzhaftigkeit halber wird diese Operation nicht mit einem Male fertig vollendet, sondern nach und nach ausgeführt, so daß einige Monate vergehen ehe sie ganz beendigt wird. Geschieht dieses aber, so ist der Jüngling ein Mann geworden und er wählt sich einen Häuptling, bei dem er verbleiben will, wenn er nicht bei seinem Vater bleibt.

In Samoa giebt es keine Diener oder bezahlbare Arbeiter und die Hausbeschäftigungen werden daher auf sämmtliche Familienmitglieder vertheilt. Die jüngeren befassen sich mit dem untergeordneten Theile der Küche und mit Herbeischaffen der Nahrung. Der eine sorgt für Feuerholz und den Steinbackofen, der andere geht auf den Fischfang oder die Jagd. Die Hausfrau, wenn sie nicht mit Anderem beschäftigt ist, vertauscht ebenfalls gern ihr besseres „Lavalava" mit einem „Lapa" und geht zur Küche, wo ihr dann natürlich das Leichteste zufällt, das Anordnen, Lachen und vielleicht die Brotfrucht abzuschälen. Das wirkliche Bereiten der besonderen Speisen, der schmackhaften Balsami, Faiai u. a. liegt einem erfahreneren Mitgliede ob.

Gewöhnlich schon früh des Morgens ist der „Umu", der Steinbackofen, der die gebackene Taro und Brotfrucht für einige Tage liefert, fertig. Nach dem Morgenessen geht der Hausherr auf Besuch oder seiner Beschäftigung nach. Die Frauen ordnen das Wohnhaus und das Empfanghaus und befassen sich mit Plaudern und Mattenflechten. Die junge Welt, den ganzen Tag vor sich habend, denkt an Schmuck, und hier sind es die Frauen, die eine gewichtige Rolle spielen: sie schneiden das Haar, reiben es mit Kalk oder Oel ein, berathen über die einzusteckenden Blumen und Guirlanden und beurtheilen das Aeußere eines geputzten jungen Mannes, der nach dem nachbarlichen Dorfe auf eine „Malanga" (zu Besuch) geht. Die Samoaner sind äußerst gastfreundliche und Gesellschaft liebende Menschen, und „Besuche machen" steht immer auf der Tagesordnung; durch Besuche verständigen sich die Nachbarn, halten sich die zerstreutesten Familien zusammen, werden Frieden und Kriege entschieden.

Oskar Lenz' Reise durch Nordwest-Afrika.

Der ersten kurzen Anzeige des Lenz'schen Reisewerkes (s. oben S. 16) lassen wir heute einige ausführlichere Mittheilungen folgen. Der allgemeine Verlauf der Reise ist unseren Lesern bereits aus einigen vorläufigen Mittheilungen („Globus" Bd. 38, S. 88 u. 104 und Bd. 39, S. 302) bekannt; im Folgenden heben wir einige wichtigere Punkte aus dem lange erwarteten Werke hervor, zu dessen gerechter Beurtheilung man stets den schwerwiegenden Umstand im Auge behalten muß, daß die Reise durch z. Th. fanatisch mohammedanische Länder führte und Lenz der Menge gegenüber sich als Mohammedaner ausgab, eine Maskirung, die indessen nicht immer und überall aufrecht zu erhalten war. „Das Mißtrauen der Bevölkerung — schreibt er in der Vorrede — ging soweit, daß ich häufig die Tagebuchnotizen nur während der Nacht, wenn alles schlief, schreiben konnte, und oft kam es vor, daß ich mich nicht einmal nach dem Namen einer der durchzogenen Ortschaften erkundigen durfte; insbesondere gilt das von der Strecke Timbuktu-Medina, die auch manche Lücke aufweist."

Der erste Band der Reisebeschreibung behandelt die Durchwanderung Marokkos; hier ist es besonders die Uebersteigung des Atlas und des diesem im Süden parallel ziehenden sogenannten Anti-Atlas, welche das Interesse der Geographen auf sich zieht, die mit Lenz sich in dem Bedauern vereinigen, daß die Bevölkerung bisher ein genaueres Studium dieses ausgezeichneten Kettengebirges unmöglich gemacht hat. Der marokkanische Theil desselben besteht aus einer Anzahl ausgedehnter Längsthäler, welche Art von Thalbildung entschieden vorherrscht gegenüber den Querthälern. Von letzteren giebt es wenig; dieselben sind kurz, schmal und wenig tief eingeschnitten. In Bezug auf die geologische Zusammensetzung muß hervorgehoben werden,

daß nach Norden zu jüngere Schichten entwickelt sind, während nach Süden hin nur die ältesten Formationen auftreten; es hat der Atlas also nicht einen symmetrischen Bau, wie etwa die Alpen, wo sich um einen centralen älteren Kern nach beiden Seiten hin jüngere Formationen anschließen. Eine aus rothem Sandstein bestehende Bildung spielt im westlichen Atlas eine sehr bedeutende Rolle; eine genauere Fixirung der Formation ist bisher nicht möglich gewesen. Im Gegensatze hierzu scheinen im Rif-Gebirge am Nordrande Afrikas ältere Bildungen bis an das Mittelmeer zu reichen und jüngere Formationen treten nach Süden zu auf. Der marokkanische Atlas steigt von Norden aus langsamer an und fällt nach Süden steil ab ins Wad Sus. Beim Anti-Atlas ist es umgekehrt; hier fällt der Nordrand, welcher aus denselben Gesteinen wie der Südrand des Atlas besteht, sehr steil ab, während nach Süden zu der Anti-Atlas allmählich abfällt und sich in eine Anzahl immer flacher und niedriger werdender Hügelreihen auflöst. Aehnlich wie das Thal des Wad Sus bildet das Wad Nun noch einmal einen tiefen, aber weniger breiten Einschnitt in die paläozoischen Schichten des Anti-Atlas. An diesen schließen sich dann die flach geneigten Kohlenkalkschichten der nördlichen Sahara, welche bis tief hinabreichen, bis in jene Region, wo Granit- und Porphyrdurchbrüche die Grenze der reinen Sandwüste bezeichnen, in der nirgends ein Gestein zu Tage tritt, bis erst wieder tief im Süden, beim Abstieg ins Thal des Senegal, die das Plateau el-Hodh zusammensetzenden Schichten sichtbar werden.

Den Schluß des ersten Bandes machen zwei Kapitel „Marokko als Staat", welche, mit großem Fleiße nach originalem Materiale gearbeitet, eine Uebersicht der Geographie, der Bevölkerung, der Verwaltung und Rechtspflege, des Finanzwesens, der Militärverhältnisse u. s. w. u. s. w. geben; ein Stoff, wie geschaffen zum Zugreifen für Bearbeiter von Handbüchern der Geographie und Statistik. Hinsichtlich der Bevölkerungsziffer weicht Lenz bedeutend von G. Rohlfs ab. Dieser schätzte dieselbe 1872 (Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin 1872, S. 56 ff.) auf $6^1/_2$ Mill., davon zwei Drittel Berber, ein Drittel Araber, etwa 100 000 Juden, ca. 50 000 Neger, einige Hundert Renegaten (meist Spanier) und 4000 bis 5000 Europäer in den Hafenstädten. 1883 dagegen möchte er sich „viel lieber zu der von Klöden vertretenen Ansicht bekennen, welcher die Bevölkerung von Marokko auf nur 2 750 000 veranschlagt" (Petermann's Mitth., 1883, S. 212). Lenz dagegen pflichtet für das gesammte Marokko, also inklusive Tuat, Tafilalet u. s. w., der schon von Trent Cave ausgesprochenen Ansicht bei, daß acht Millionen Einwohner nicht zu hoch gegriffen sind. Zur Begründung dieser Annahme weist er u. a. auf die zahlreiche Berberbevölkerung in den Gebirgen, auf eine ganze Anzahl Städte mit stattlicher Einwohnerzahl (Fas, Marrakesch, Miknasa, Mogador, Qasr-el-Kebir, Wasan, Udschda, Thesa) ꝛc. hin. „Die am häufigsten von Touristen zurückgelegte Strecke Tanger-Fâs — sagt Lenz (I, S. 355) — ist allerdings verhältnißmäßig schwach bevölkert; wenn man aber z. B. von Rabat nach Marrakesch reist, so folgt eine große Qasbah nach der anderen und das ganze Gharb ist mit zahlreichen Duars bedeckt. Der Kinderreichthum der Familien ist nicht gering, und wenn auch die marokkanischen Frauen infolge einer zu frühen Verheirathung im allgemeinen nicht viel Kinder haben, so ist doch durch die allmein herrschende Sitte der Mehrweiberei und durch den Umstand, daß auch häufig Negerinnen geheirathet und deren Kinder anerkannt werden, für Nachwuchs reichlich gesorgt." Ueber die Zusammensetzung der Bevölkerung spricht sich dagegen Lenz nicht direkt aus. Er nennt (I, S. 360) die Berber den „Hauptbestandtheil der Bevölkerung Marokkos", sagt aber andererseits (I, S. 362), daß die ackerbautreibenden und nomadisirenden Araber und die städtebewohnenden Mauren, letztere aus der Vermischung der Araber und Berber hervorgegangen, „zusammengenommen ebenso viel Bewohner geben dürften als die Berber." Die Zahl der Juden schätzt er mit Rohlfs auf 60 000, die der Neger auf etwas höher, die der Christen in den Küstenstädten auf einige Tausende.

Der zweite Band wird mit der Beschreibung des beschwerlichen dreißigtägigen Wüstenmarsches durch die Sahara eröffnet. Gefährlich erwies sich dieselbe nur für einen Diener des Reisenden, der durch eigenes Verschulden von der Karawane getrennt wurde und wahrscheinlich verschmachtet ist. Aber durchaus anders stellt sich die Sahara dar, als man sie sich gewöhnlich vorstellt: statt Tiefebene — Hochebene (der tiefste Punkt des ganzen Itinerars liegt immer noch 120 bis 150 m über dem Meere); statt unendlicher Einförmigkeit — große Mannigfaltigkeit in der Configuration; statt unerträglicher Hitze — durchschnittlich 30° C.; statt absoluter Wasserarmuth — reichliche Brunnen, sogar wasserführende Flüsse! Die Thierwelt ist überaus ärmlich, und wer etwa in der Sahara zu jagen hofft, dürfte bitter enttäuscht werden. Nur wilde Rinder, Gazellen und Antilopen finden sich in der Nähe großer Aregregionen, wo Futter wächst. Das Gebiet des Löwen beginnt erst in dem großen Mimosenwalde el-Azauad, südlich von Arauan, wo es schon eine reichere Vegetation und mehr Wasser giebt. Sonst traf Lenz auf Schlangen, Schakale, große Eidechsen, Singvögel, die in einzelnen Aregregionen leben, und deren anmuthiger Gesang wesentlich zur Erheiterung beiträgt, ferner große schwarze Laufkäfer, schwarze und silberglänzende Ameisen, Fliegen in zwei Arten und Skorpione. „Es ist in der Wüste eine außerordentlich reine und gesunde Luft, und Krankheiten kennt man dort nicht, mit Ausnahme von Augenleiden, die aber nur der Unreinlichkeit der Bevölkerung zuzuschreiben sind. — Die Wüste ist schön, sehr schön, trotz der Hitze und der Dünen. Die ungeheuere Einöde hat etwas Gewaltiges, Erhabenes, wie der weite unendliche Ocean. Ein Sonnenaufgang in der Sahara oder eine milde Mondnacht daselbst sind von unbeschreiblichem Zauber, von großartiger Schönheit und rufen Eindrücke hervor, die unverwischbar sind. Wer dann ausgestattet mit Empfänglichkeit für alles Große und Schöne in der Natur und beglückt ist mit einem leichteren Sinn, wen nicht die beständige Furcht vor etwaigen Gefahren befangen macht in der Betrachtung all dieser Herrlichkeit, der wird gewiß mit aufrichtiger Freude der in der Sahara verbrachten Zeit gedenken, dankbar einem freundlichen Geschick, welches ihn all diese Wunder bei gesundem Leibe und gesunder Seele genießen ließ." Weniger zuträglich erwies sich der achtzehntägige Aufenthalt in dem baumlosen Timbuktu, wo Lenz viel am Fieber zu leiden hatte, wie vor ihm Heinrich Barth, eine Folge der Ueberschwemmungen des Niger. Die Bedeutung der Stadt, deren Bevölkerung Lenz auf ca. 20 000 Einwohner, freilich mit Einschluß von vorübergehend anwesenden Tuarik und Fulbe, schätzt, liegt in ihrem Handel; es ist eigentlich nur ein großer Markt oder Entrepôt, ein Sammelplatz von Händlern, welche hier die Produkte des Südens und Nordens austauschen, und gehört keinem Staate an, weder dem Fulbereiche Massina (oder Moassina, wie Lenz gehört hat), noch den Tuarik. Beide streiten sich immer nur um das Recht, Steuern zu erheben, während die Regierung der

Stadt dem Kahia oder Bürgermeister zufällt, der es stets mit dem augenblicklich Stärkeren von jenen beiden halten muß. Diese mißlichen politischen Verhältnisse tragen die Schuld daran, daß der Handel der Stadt gegen früher bedeutend herabgegangen ist.

War die allgemeine Richtung der Reise bisher eine südliche gewesen, so wurde sie von Timbuktu aus mehr eine westliche; sie führte fast beständig durch ebenes Land, das fast durchweg zwischen 230 und 330 m Meereshöhe gelegen ist. Erst kurz vor Erreichung des Senegal liegt der Abstieg von rund 200 m Höhe. Es ist ein Gebiet, welches durch den Mangel an fließendem Wasser charakterisirt wird und nur Dajas oder stehende Teiche besitzt, die in der Regenzeit viel, in der trockenen Zeit wenig und schlechtes Wasser enthalten; dabei ist es bis Bassikunnu hin reichlich mit Futterkräutern bestanden, eine Uebergangszone von der Sahara zum tropischen Sudan, wo verschiedene mehr oder weniger mit Tuareg- oder Negerblut vermischte Araberstämme, die Turmos, Uasra, Dileb und Alusch ihre Herden weiden. Von den Turmos freundlich aufgenommen und beschenkt, von den Alusch dagegen ausgeplündert, erreichte Lenz doch glücklich Bassikunnu, wo er südwärts in die Gebiete der Neger abschwenkte. Kurz vor dieser kleinen Stadt nahm der Boden eine andere Beschaffenheit an; an Stelle des sandigen Lehmes traten kleine Steine auf, Quarzitbrocken, eine eisenschüssige Quarzitbreccie, die, zu Grus zerfallen, den Boden mit einem groben Sande bedeckte, welcher demselben eine große Festigkeit verlieh. Ferner fanden sich Körner und Knollen von Brauneisenstein, geglättet wie Bohnerze, kurz, es war das, was man „Laterit" nennt, eine die Oberfläche des Bodens bedeckende Bildung, die im äquatorialen Afrika, Asien und Amerika eine ungeheuere Verbreitung hat. Ihr Auftreten hier bei Bassikunnu, einem zumeist von ackerbautreibenden mohammedanischen Negern bewohnten Städtchen, bezeichnet gewissermaßen die Nordgrenze der Tropenregion, welche sich außerdem auch durch eine reichere und kräftigere Flora, dichten Waldbestand, enorme Negerhirse, Mais, Zuckerrohr, Kürbisse, Melonen und gurkenartige Gewächse ankündigte. Jenseits (südlich) von Bassikunnu erschienen zum ersten Male auch fleischige Euphorbiaceen. Von diesem Orte aus führte der Weg etwa vierzehn Tagereisen weit durch das Gebiet der Bambaraneger über Sokolo (6000 Einwohner) und Gumbu (15 000 bis 20 000 Einwohner), beides Städte, deren Negerbevölkerung mehr oder weniger stark mit Arabern gemischt ist. Jenseit Gumbu bis Bachuinit (8000 bis 10 000 Einwohner) hin haben sogar die Assuanikneger von den eingedrungenen Arabern deren Sprache angenommen; leider ist hier die Reiseschilderung weniger ausführlich, weil dort die ganze Expedition fortgesetzt von schweren Erkrankungen heimgesucht wurde. Dazu kamen noch Erpressungen seitens der Machthaber in den größeren Orten, knappe Mittel, schlechte Verpflegung, um diesen Abschnitt der Reise zu dem unbehaglichsten von allen zu machen. Besonders widerwärtig war der Verkehr mit dem Negerstamme der Futa, in der Landschaft Kaarta, aus welchem der Eroberer Hadsch Omar, der Vater des jetzigen Herrschers von Segu, stammt. Den fanatischen Religionskriegen desselben und deren Greueln schreibt Lenz die Verwilderung der Futa zu; er nennt sie „unruhig, herrschsüchtig und anmaßend". Scharf unterscheiden sie sich von den zwischen ihnen wohnenden Fulani (Fulbe, Fulf), welche erst Hadsch Omar auf einem seiner Kriegszüge vom Niger her als Gefangene nach Kaarta geschleppt und dort angesiedelt hat. Die Dörfer derselben sind sehr schön, wohlhabend, groß und gut bevölkert, ihre Felder und Herden gut gepflegt; Reinlichkeit und Ordnung sind unverkennbar, Bettler giebt es nicht. Körperlich und geistig stehen eben die Fulani höher als die sie umgebenden oder begrenzenden Neger; sie selbst möchten sich gern von den Arabern herleiten; Ethnologen und Linguisten (F. Müller, Krause) dagegen sehen sie als einen Uebergang von der Negerrasse zum mittelländischen, speciell hamitischen Typus an, und zwar nähern sie sich dem letzteren mehr als der ersteren. Die unvermischten Fulani haben eine lichte Haut, ein den Ariern vollkommen gleiches Gesicht, eine schön entwickelte, schwach gebogene Nase, gerade Stirn, feurige Augen, elegante schlanke Glieder, langes schwarzes Haar und hohe magere Figur. Ihre ruhige, vornehme Haltung, die sanfte Sprache imponiren entschieden; nur haben die meisten einen etwas düster-fanatischen Blick im Auge, eine religiöse Schwärmerei, die zu einem unversöhnlichen Haß gegen Ungläubige ausarten kann. Sie haben schon früh den Islam angenommen und gehören zu den glühendsten Vertheidigern der Lehre Mohammed's. Das Studium des Koran wird eifrig betrieben und in jeder kleinen Gemeinde befinden sich Schulen, so daß jeder reine Fule lesen und schreiben kann; und zwar wird vorzüglich das Arabische gelehrt, obgleich es auch fulanische Grammatiken giebt mit von den arabischen nur wenig abweichenden Schriftzeichen. Bemerkenswerth ist ferner die außerordentliche Thätigkeit, die Werthschätzung der Arbeit überhaupt, sowie ihre Ehrlichkeit, die mit ihrer tiefen Religiosität in Verbindung steht. Diese Eigenschaften finden sich selbst noch bei den Mischlingen, den schwarzen Fulbe (so genannt im Gegensatze zu den rothen oder unvermischten), die bei weitem nicht die Trägheit und Halsstarrigkeit des stumpfsinnigen Negers haben.

Als Lenz den französischen Posten Medina am Senegal erreicht hatte, nahmen seine Entbehrungen und Strapazen sofort ein Ende; von Seiten der französischen Behörden und Officiere fand er überall das liebenswürdigste Entgegenkommen. Mit einer sehr anerkennenden allgemeinen Schilderung des französischen Senegambien schließt die eigentliche Reisebeschreibung. „Trotz der so häufig gehörten Phrase, — sagt er — Frankreich verstehe nicht zu kolonisiren, hat dieses Land in Afrika schon sehr viel gethan, und man kann nur wünschen, daß die großen Projekte, die man in Senegambien hat, ihrer Realisirung entgegengehen." Speciell über die Senegaleisenbahn urtheilt er folgendermaßen: 1) „Die technischen Schwierigkeiten scheinen, abgesehen vom schlechten Klima, nicht bedeutend zu sein. 2) Der Verkehr der Küste mit dem Innern dürfte derart steigen, daß die übrigens nicht einmal so bedeutenden Herstellungskosten der Bahn durchaus nicht als verlorenes Kapital anzusehen wären. 3) Die politischen Verhältnisse für die Franzosen sind nicht ungünstig und würden vollkommen beruhigend sein, wenn es gelänge, den schädlichen Einfluß des Sultans von Segu und seiner Futa-Clique in irgend einer Weise zu brechen." Bei der projektirten Saharabahn dagegen wären die technischen Schwierigkeiten wohl mit Zeit und Geld zu überwinden, nicht aber die politischen, und jede Rentabilität sei zunächst ausgeschlossen.

Mit einem Kapitel über die ehemalige Bewohnbarkeit und reichere Bewässerung der Sahara und einem anderen, „Schlußbetrachtungen" überschrieben, welches die Bedrohung der Afrikareisenden durch den Islam behandelt, schließt das lesenswerthe Buch.

Kürzere Mittheilungen.

Die angebliche neue Insel bei Kap Reykjanes.

Vor einiger Zeit lief aus Island die Nachricht ein, daß in der Nähe der südwestlichsten Landspitze der Insel, des Kap Reykjanes, zuerst am 26. Juli d. J. eine neue Insel, die aus dem Meere aufgetaucht, gesehen worden sei (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 224). Entdeckt war dieselbe von dem Leuchtthurmwärter auf Reykjanes, der seiner vorgesetzten Behörde einen amtlichen Bericht erstattete, nach welchem die Lage der Insel sich etwa drei dänische Meilen (1 Meile = 7532,48 m) südwestlich vom Kap Reykjanes in der Richtung der Felseninsel Eldey (bekannter unter dem Namen Melsäkken) befinden sollte. Am 24. August nahm der Kommandant der französischen Fregatte „Dupleix" eine Untersuchung der Gegend vor, in welcher die Insel liegen sollte. Dieselbe war von negativen Erfolgen begleitet. Glücklicher waren zwei Officiere des französischen Transportdampfers „La Romanche", die am 26. August vom Leuchtthurme von Reykjanes die Insel (die inzwischen ihre Gestalt verändert hatte und etwas zusammengesunken war) erblickten und ihre Lage ausmachten. Wiederum gegentheilige Resultate erzielte dagegen der Chef des dänischen Kriegsschoners „Fylla", Kapitän Normann, welcher am 25. von Grönland Reykjavik anlaufend, zwei Tage darauf, am 27. August, eine sehr gründliche Absuchung des in Frage stehenden Terrains begann, während zweier Tage eine Fläche von 5 bis 6 Quadratmeilen durchforschte, trotz durchaus klarem und sichtigem Wetter indeß keine Spur von der Insel zu entdecken vermochte (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 240), die noch am 26. August von den französischen Officieren vom Leuchtthurm zu Reykjanes gesehen worden war. Dasselbe Resultat erzielte der Kommandant des französischen Transportdampfers „Romanche", der zwei Tage später die Oertlichkeit untersuchte, wo nach dem Berichte seiner Officiere die neue Insel liegen sollte, trotzdem der Leuchtthurmwärter auf Reykjanes dieselbe sowohl an diesem wie an den folgenden Tagen bei klarem Wetter zu erblicken vermochte. Wie letzterer vom Glück begünstigt war endlich am 10. September der englische Konsul in Reykjavik, Herr Spence Paterson, der die Insel mehrere Stunden lang, „einem Nebelfleck gleichend" erblickte und über dieselbe zuerst am 26. September in einem englischen Tageblatte und weiter am 13. November in der „Nature" Bericht erstattete, welch letzterer sogar noch durch zwei Abbildungen verdeutlicht wurde, deren eine die Gestalt zeigt, welche die Insel bei ihrem Entstehen besaß, während die andere die Insel zeigt, wie sie zu Anfang November dem Auge erschien (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 383).

Nach den äußerst bestimmten Angaben, die namentlich von Konsul Paterson über die neu entstandene Insel gemacht worden sind, schien also die Existenz derselben unanfechtbar, trotzdem noch niemand einen Fuß auf die Insel gesetzt hat. Man erklärte letzteres durch Hinweisung auf die stürmische Witterung, die bisher an den isländischen Küsten geherrscht hat, ein Einwand, der indeß vollständig hinfällig wird, wenn man in Betracht zieht, daß die Kriegsschiffe „Dupleix", „La Romanche" und „Fylla" sehr gutes Wetter hatten und, wie aus einer Korrespondenz der Kopenhagener „Nationaltidende" aus Reykjavik vom 18. Oktober hervorgeht, die isländischen Fischer bis dahin sehr häufig die Gegend besuchten, wo die Insel liegen soll. Doch weder diese Fischer, die von ihrem Geistlichen eingehend befragt wurden, noch auch der Führer des dänisch-isländischen Postdampfers, der, um das Vorhandensein der Insel zu konstatiren, sowohl bei seiner Hin- als Rückfahrt nach und von Island einen weit westlicheren Kours steuerte, als er sonst üblich ist, vermochten irgend etwas von derselben zu entdecken. Und dies ist leicht erklärlich. Die Insel existirt überhaupt nicht, noch hat sie jemals existirt. Der Leuchtthurmwärter auf Reykjanes, die französischen Officiere und Herr Paterson sind sämmtlich Opfer einer Verwechselung geworden, die durch den Feuerwärter verschuldet ist. Vor einiger Zeit bereits machte Kapitän Normann von der „Fylla" darauf aufmerksam, daß eine Verwechselung mit der äußersten der Eldeyjar (Feuerinseln, bekannter unter der Bezeichnung Vogelscheeren), der „Grenadierkappe" oder dem „Geirfugladrangr" vorliegen müsse. Diese Annahme hat sich zwar nicht als zutreffend erwiesen; trotzdem ist jedoch eine Verwechselung passirt und zwar mit der seewärts von dem „Melsäkken" liegenden, sich etwa 30 Fuß über den Meeresspiegel erhebenden kleinen Felseninsel „Eldeyjadrangr". Die Officiere des französischen Stationsschiffes haben nach einer isländischen Korrespondenz der schon oben erwähnten Kopenhagener „Nationaltidende" vom 27. November bei ihrer Abreise eine abermalige Inspektion der fraglichen Meeresgegend vorgenommen und die bestimmte Erklärung abgegeben, daß die Insel, von der sie im August vom Leuchtthurme von Reykjanes eine Skizze entworfen, die Insel „Eldeyjadrangr" sei, und auch Konsul Paterson ist zu der Erkenntniß gelangt, daß die erwähnte Verwechselung vorliegt. Letztere ist um so leichter möglich gewesen, als der Leuchtfeuerwärter sich erst seit dem vorigen Jahre auf seinem Posten befindet und noch nicht genügend mit der Umgebung seiner Station bekannt ist. Obschon es an und für sich keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehörte, daß eine neue Insel entstanden sei (es sind deren in der Nähe der isländischen Küste mindestens zu dreien Malen aufgetaucht), so ist durch Vorstehendes doch zur Genüge erwiesen, daß solches dieses Mal nicht der Fall gewesen ist. H. Bay.

Johnston's Aufenthalt auf dem Kilimandscharo.

H. H. Johnston berichtete am 31. December über seine zum Abschluß gebrachte Kilimandscharo-Expedition (vergl. „Globus" Bd. 46, S. 111 und 224) an den Herausgeber der „Times" folgendes: „Die von mir jüngst unternommene Expedition hat sich zu einem angenehmen und gesunden Aufenthalte in einer der schönsten und interessantesten Gegenden der Welt gestaltet. Anfangs Juni langte ich an dem Gebirge an und ließ mich zuerst in Mandara's Gebiet an dem Südabhange nieder. Hier erbaute ich ein kleines Dorf von ca. 20 Häusern und verbrachte vier Monate mit Sammeln und zahllosen Ausflügen nach rechts und links. Das Klima glich dem eines Devonshirer Sommers; Lebensmittel waren reichlich, billig und von großer Verschiedenheit, und ich hatte nur die eine Furcht, daß diese herrliche Gegend für mich ein Capua werden und mich von den wichtigeren Arbeiten in größerer Höhenlage werde abhalten können. Als ich daher von der Küste eine Verstärkung von abgehärteteren Männern erhalten hatte, ließ ich mich in 11 000 Fuß Höhe nieder und baute dort ein noch größeres Dorf in herrlicher Lage; ein Gebirgsstrom rauschte hinter dem Kreise gedeckter Hütten vorbei, die auf der Spitze einer grasigen Anhöhe lagen. Nach Süden hin genoß man eine wunderbare Aussicht auf sonnenbeschienene Ebenen und ferne Ströme, eine

wahre Karte von Ostafrika, und nordwärts erhoben sich die unsagbar großartigen Gipfel des Gebirges, der blendend weiße Dom des Kibö und der Kimawenzi, ein gescheckter Pik von schwarzem, zackigem Gestein, das stellenweise mit Schnee bedeckt war. Von dort stieg ich so weit empor, als es in einem Tage möglich war; was mich jedoch an der vollständigen Ersteigung eines der beiden Gipfel hinderte, war die Unmöglichkeit, auch nur einen meiner Begleiter zu veranlassen, mir höher als bis 14000 Fuß zu folgen. Denn höher hinauf litten sie so sehr von der Kälte und Bergkrankheit, daß weder Zureden, noch Geld im stande war, sie zu weiterem Klettern zu bringen, geschweige denn zum Tragen von Gepäck. Infolge dessen konnte ich mich nie über eine gewisse Entfernung hinaus von der Niederlassung entfernen, denn wegen der Kälte durfte ich mich nicht von der Nacht im Schnee überraschen lassen. Doch erreichte ich eine Höhe von 16200 Fuß, etwas mehr als 2000 Fuß unter dem Gipfel des Kibö (18800 Fuß). Ich fand warme Quellen in 14000 Fuß Höhe, entdeckte keine Spuren früherer Gletscherthätigkeit und war von der geringen Anzahl von Pflanzen an der Schneelinie etwas enttäuscht. Vögel waren in einer Höhe von mehr als 10000 Fuß sehr selten und unterhalb derselben sehr zahlreich. Eidechsen, Chamäleons und Frösche kamen bis zur Schneegrenze hin vor. Klippschliefer waren zwischen 8000 und 13000 Fuß Höhe gewöhnlich und nach meiner Ansicht durch eine neue Species vertreten. Büffel und Elefanten steigen bis 14000 Fuß hinauf. Die Gewitterstürme, welche oft um die unteren Abhänge rasen, sind schrecklich und die Winde zuweilen so heftig, daß sich niemand auf den Füßen halten kann.

Die Eingeborenen, welche das Gebirge bis 6000 Fuß Höhe bewohnen, sind lenksam und haben eine wahre Passion für den Handel, der bei ihnen als großer Friedensstifter wirkt. Sie gehen völlig nackt oder tragen doch selten mehr als Lederkappen auf den Schultern. Ihre Dialekte gehören sämmtlich zu dem großen Bantu-Sprachstamme. Ich habe mehrere derselben sorgsam studirt und, wie ich glaube, einige höchst interessante Punkte in ihrem Bau gefunden, welche Licht über die archaischen Formen der Bantu-Präfixe verbreiten werden.

Nach einem sehr glücklichen Aufenthalte in der lieblichen Waldregion von Taveita am Fuße des Berges wurde ich durch Mangel an Mitteln gezwungen, Ende November nach der Küste zurückzukehren . . . Meine Sammlungen sind glücklich in England eingetroffen und werden hoffentlich genügen, um den wahren Charakter und die Verwandtschaften der Fauna und Flora des Kilimandscharo klarzulegen."

Die charakteristischen Züge der nordamerikanischen Vegetation.

Bemerkungen über die charakteristischen Züge der nordamerikanischen Vegetation gab Prof. Asa Gray auf der letzten Versammlung der British Association. Der erste Eindruck, welchen die atlantische Küste auf einen europäischen Besucher hervorruft, ist die Aehnlichkeit der Flora mit derjenigen Englands. Der größere Theil der Pflanzen ist augenscheinlich eingeführt. Wollkraut, Leinkraut, Spitzwegerich, Schafgarbe und Klee wachsen überall an der Landstraße, wie in England und vielleicht sogar in größerer Ueppigkeit, da die Mitbewerbung eine schwächere ist. Je mehr man nach Westen und Süden fortschreitet, desto merklicher wird der Unterschied, indem der europäische Typus allmählich verschwindet. Aber die europäischen Ansiedlungen dehnen sich aus und die Ansiedler nehmen ihre Pflanzen mit; die Pflanzen sind Kinder der Zeit und reisen mit der Eisenbahn. Andererseits sind einige Pflanzen, aber eine weit geringere Anzahl, von Amerika nach Europa gebracht und dort einheimisch gemacht worden. Dahin gehören Impatiens fulva und Erigeron canadensis. Wenn wir uns von dem Uebereinstimmenden zu den Unterschieden wenden, so fällt dem Europäer vor allem der große Reichthum an Bäumen und Sträuchern auf. Der Grund hierfür ist wahrscheinlich in den verschiedenen Bedingungen der beiden Continente während der Eiszeit zu suchen. Die Flora von Europa ist ausnehmend arm an Bäumen, da bei dem Wiedereintritt eines wärmeren Klimas die Rückkehr nach Norden für diejenigen, welche im Süden der Vernichtung getrotzt hatten, durch das Mittelmeer gehemmt wurde. Die fossilen Ueberreste von Bäumen, welche zu vielen tropischen Ordnungen gehören, werden in unseren Mioeän- und Plioeänschichten gefunden; in Amerika dagegen gab es nichts, was ihre allmähliche Rückkehr aus dem Süden hindern konnte, und wir finden daher vereinzelte Repräsentanten oder auch in einigen Fällen eine große Zahl von Vertretern verschiedener tropischer Ordnungen unter den Bäumen der Nordstaaten. Solche sind Menispermum (Menispermaceae), Liriodendron (Magnoliaceae), Diospyros (Ebenaceae), Tecoma (Bignoniaceae) und viele andere. Diese Verschiedenheit wird auch durch die größere Hitze begünstigt, welche den amerikanischen Sommer im Gegensatz zu demjenigen Europas auszeichnet. Auf dem Hochlande von Nordamerika finden sich auch viele arktische Pflanzen, welche nach dem Entschwinden der Eiszeit zurückgeblieben waren; aber diese Flora ist unbedeutend im Vergleiche mit derjenigen Europas. Einer der interessantesten Züge der nordamerikanischen Pflanzenwelt ist eine Region mit echt tropischer Flora, welche sich an der atlantischen Küste nordwärts bis zu den „Pine-Barrens" von New-Jersey erstreckt. Für den westlichen Continent charakteristisch ist der außerordentliche Reichthum an Kompositen, welche etwa ein Achtel der ganzen Phanerogamenflora Nordamerikas ausmachen; groß ist die Zahl der Arten von Aster, Solidago, Eupatorium, Silphium und anderen Gattungen. Zwischen der Waldregion der atlantischen und der Waldregion der pacifischen Küste dehnt sich eine ungeheure Strecke waldlosen Prärielandes aus, die Heimath des Büffels und vieler Gräser; auch die Zahl der Kräuter mit farbigen Blumenkronen ist im Frühlinge sehr groß. Diesen Ebenen mangelt es an Wasser; wahrscheinlich trugen sie niemals Bäume; sie vermögen nur krautartige Pflanzen hervorzubringen, welche in der heißen und trockenen Sommerzeit völlig verschwinden. Die große Kette der Rocky Mountains ist an ihren Seiten wohlbewaldet und hat auf ihren Gipfeln eine Flora von etwa 200 arktischen Arten. Wenn der Reisende die Sierra Nevada erreicht, so betritt er vielleicht den schönsten Nadelholzwald der Welt. Aber während die pacifische Küste an Koniferen außerordentlich reich ist, so sind Arten aus anderen Ordnungen weniger zahlreich vertreten, als an der atlantischen Küste; die gänzliche Abwesenheit von Eichen, Eschen und Ahornen ist besonders bemerkenswerth. (Nature.)

Das Protektorat Englands über das südöstliche Neu-Guinea.

H. Gr. Am 2. November 1884 traf das Admiralschiff „Nelson" mit einem Tonnengehalt von 7323 und mit 12 Geschützen, unter dem Commodore J. E. Erskine, welcher die aus sieben Kriegsschiffen bestehende und in Sydney stationirte Südsee-Flotille kommandirt, in Port Moresby ein, um dort die englische Schutzherrschaft über einen Theil des südöstlichen Neu-Guinea in feierlicher Weise zu verkünden. Es begleiteten den „Nelson" die vier Kriegsschiffe „Espiègle", „Raven", „Swinger" und „Harrier". Port Moresby liegt an der südöstlichen Küste von Neu-Guinea in 9° 27′ südl. Br. und 147° 7′ östlich von Gr. und wurde im Jahre 1873 von Moresby, dem Kapitän des englischen Kriegsschiffes „Basilisk" entdeckt. Man gelangt in diesen schönen Hafen durch die 2,41 m breite und 8 km vom Festlande entfernte Basilisköffnung im Great Barrier Reef, und findet 2 km von der Küste in einer Wassertiefe von 1,83 m einen sicheren Ankerplatz. Port Moresby bildet

den Hauptort in dem mittleren Missionsdistrikte der Küste von Bold Head (7° 45′ südl. Br. und 144° 46′ östlich von Gr.) bis zur Orangery-Bay (10° 30′ südl. Br. und 149° 35′ östlich von Gr.) und steht unter der Leitung der Revs. F. G. Lawes und J. Chalmers. Die Mission ist von der London Missionary Society abhängig.

Der Commodore beorderte sofort zwei seiner Begleitschiffe nach verschiedenen Punkten der Südostküste, um von dort so viele Häuptlinge wie möglich herbeizuholen. Sie kehrten am 5. November zurück, und es konnten sich fünfzig Häuptlinge, von denen freilich der größere Theil aus Repräsentanten der Mota-Stämme, welche ihren Wohnsitz um Port Moresby herum haben, bestand, an Bord des „Nelson“ versammeln. Hier wurden sie mit gekochtem und überzuckertem Reis, der ihnen außerordentlich zu munden schien, sowie mit Schiffszwieback regalirt. Der Kommodore machte sie dann mit dem Zwecke der Ceremonie, welche am nächsten Tage, dem 6. November, stattfinden sollte, näher bekannt, und die Missionare Revs. Lawes und Chalmers dienten dabei als Dollmetscher. „Das Protektorat“, begann er, „besagt, daß ihr von jetzt ab unter dem Schutze Ihrer Majestät, der Königin von England, steht. Uebelgesinnte Menschen sollen sich eures Landes nicht bemächtigen, sollen euch nicht aus euren Wohnplätzen vertreiben, oder euch gar aus eurer Heimath fortführen[1]). Ich bin angewiesen, euch in dieser Beziehung des Schutzes Ihrer Majestät in den stärksten Ausdrücken zu versichern und erkläre hiermit, daß die, welche euch in solcher Beziehung Leid zufügen, die strengste Bestrafung treffen wird. Das Land soll euch verbleiben und eure Weiber und Kinder geschützt werden. Sollten Weiße euch Unrecht zufügen, so wollt ihr bei den königlichen Beamten sofort Anzeige davon machen und euch soll Recht geschehen. Weiße dürfen sich überhaupt nur mit besonderer Erlaubniß des High Commissioner unter euch niederlassen und ihr wollt sie als neue Freunde und als Unterthanen der Königin betrachten. Wer euch Unrecht zufügt, darf nicht länger unter euch wohnen. Andererseits ist es euch ebenso strenge untersagt, aus irgend einem Grunde Rache auszuüben. Das Strafen muß allein Sache der Beamten sein[2])“.

Gedruckte Exemplare der Proklamation in englischer Sprache wurden dann den Häuptlingen verabreicht mit dem Bemerken, daß Uebersetzungen davon in der Motusprache in nächster Zeit nachfolgen sollten.

Am folgenden Tage fand die eigentliche Ceremonie statt. Sie soll eine sehr imposante gewesen sein und einen tiefen Eindruck auf die Häuptlinge gemacht haben. Von der Besatzung der Kriegsschiffe waren 200 Officiere, Marinesoldaten und Matrosen gelandet. Der Commodore ernannte den Häuptling der Motu-Stämme, mit Namen Boe Vagi, zum Oberhäuptlinge und überreichte ihm einen Stab aus Ebenholz, an dessen oberem Ende ein Florin, mit dem Bilde der Königin Victoria und mit einem Silberbande umgeben, eingefügt war. „Dieser Stab“, begann der Commodore, „den ich dem Boe Vagi hiermit übergebe, ist das Emblem seiner Autorität. Der Stab repräsentirt das Haupt der Königin von England. In streitigen Fällen haben sich die Angehörigen der einzelnen Stämme, deren Häuptlinge hier versammelt sind, immer zuerst an den Inhaber dieses Stabes zu wenden, und dieser wird dann ihre Beschwerden und Klagen vor die königlichen Beamten zur Untersuchung und Entscheidung bringen[1]). Auch habe ich noch zu erklären, daß der Besitz von keinem innerhalb des Protektorates bisher erworbenen Lande — wann und zu wessen Gunsten es immer geschehen sein mag — von seiten der Königin anerkannt werden wird.“

Das Protektorat soll sich auf den südöstlichen Küstendistrikt von 141° östl. von Gr., wo die holländische Besitzung aufhört, bis zum East Cape in 10° 13′ südl. Br. und 150° 55′ östl. von Gr. erstrecken, mit Einschluß aller anliegenden Inseln südlich von East Cape bis Kosmann Island und mit Einschluß der Inseln in den Goschen Straits in 10° 4′ südl. Br. und 150° 55′ östl. von Gr. Am Schlusse der Feier wurden dann noch allerlei Geschenke an die Häuptlinge vertheilt.

Es hat in Australien, unter Führung des Mr. James Service, Premierministers der Kolonie Victoria, großen Unwillen erregt, daß nicht das ganze östliche Neu-Guinea unter englisches Protektorat gestellt worden ist, und das um so mehr, als bald darauf die deutsche Flagge an der Nordküste aufgehißt wurde.

---

1) Offenbar eine Anspielung auf die Zuckerplantagen im nördlichen Queensland. Es waren in letzter Zeit Fälle vorgekommen, daß Eingeborene auf Inseln an der Küste von Neu-Guinea von rohen Schiffskapitänen gewaltsam ergriffen und ohne ihren Willen auf die Plantagen in Queensland geschleppt wurden.

2) Es sind dies soweit schöne Worte, wenn sie nur gehalten würden oder gehalten werden könnten. Der Rechtsboden, auf welchem diese Eingeborenen und die Europäer stehen, ist aber ein zu verschiedener, und diese Verschiedenheit wird von den Eingeborenen nicht verstanden. Kollisionen werden sehr bald eintreten. Okkupation, Schutzherrschaft, Annexion und absolute Herrschaft — das sind die Stadien, welche auch Neu-Guinea wird durchzumachen haben.

1) Diese Anordnung erscheint als unausführbar, wenn sie für alle Stämme an der langgestreckten südöstlichen Küste von Neu-Guinea, welche zum Theil in tödtlicher Feindschaft zu einander stehen, gelten soll.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Auf der vorjährigen Versammlung der British Association zu Montreal besprach der Vorsitzende, General Sir J. H. Lefroy auch die Arbeiten der indischen Triangulation und ihre Verdienste auf verschiedenen Gebieten. Wir entnehmen diesen Mittheilungen folgendes: Die im Jahre 1800 begonnene primäre Triangulation ist jetzt thatsächlich vollendet, wiewohl noch einige Arbeit zu thun ist, um dieselbe einerseits bis Ceylon, andererseits bis Siam fortzuführen. Dagegen ist besonders außerhalb der Grenzen des eigentlichen Indiens noch viel an der sekundären Triangulation zu thun. Durch die bisherigen Arbeiten, bei welchen die höchsten Berge in der Welt manchmal von 120 Meilen entfernten Stationen bestimmt worden sind, wird der Wunsch, nach jenen Gegenden unbehindert vordringen zu können, noch mehr erhöht. Die lange verbreitete Meinung, daß in Tibet ein Berg noch höher als der Mount Everest bestehe, ist durchaus noch nicht verschwunden; möglicherweise ist jedoch dieser schneebedeckte Gipfel der „Mount Everest“ der ursprünglichen Aufnahme. Und dennoch macht die Wissenschaft trotz der Hindernisse, die ihr der Fanatismus in den Weg legt, Fortschritte; es möge nur an die Aufklärungen erinnert werden, die Sir H. Rawlinson vor einigen Jahren über den oberen Oxus zu geben im stande war. Dieser Fluß ist nun von seinen Quellen an hauptsächlich durch eingeborene

Landmesser markirt, und eben solchen verdanken wir beinahe alles, was wir über Nepaul wissen.

Aber auch für die Ethnographie sind die Berichte der Officiere der indischen Vermessung, welche mit ihren Instrumenten überallhin vordringen, von der höchsten Wichtigkeit; wir erinnern nur an die Mittheilungen, welche Mr. G. A. Mc Gill 1882 über die Bishnoies von Radschputana machte, einen Stamm, der, wie er berichtet, für sich lebt und selten mit anderen Kasten in demselben Dorfe gefunden wird. „Diese Menschen", sagt er, „halten alles, was lebt und nicht lebt, für heilig, so daß sie nicht einmal einen grünen Baum fällen; ja sie suchen auch andere davon zurückzuhalten, insofern dies in ihrer Macht liegt; dies ist der Grund, weshalb sie in Absonderung leben, um nicht zu sehen, wie ein Leben zerstört wird. Ihren Nachbarn unähnlich, vermeiden sie es auf das strengste, Opium zu trinken, zu rauchen oder zu essen, da ihnen dies durch ihre Religion verboten ist. Auch zur Monogamie und zur pünktlichsten Erfüllung der vorgeschriebenen täglichen Abwaschungen sind sie durch strenge Gesetze verpflichtet. Unter diesen Umständen bilden die Bishnoies eine wohlhabende Gemeinde, werden jedoch von ihren Nachbarn verabscheut, besonders da sie infolge ihrer einfachen Gewohnheiten bald reich werden und in den Besitz der besten Felder gelangen."

Zum Schluß eine Bemerkung technischer Art. Wie General Walker mittheilt, zeigt sich eine immer mehr gesteigerte Nachfrage nach neuen Aufnahmen in großem Maßstabe zum Ersatz der vor einem Menschenalter ausgeführten Vermessungen, die eigentlich nur geographische Rekognoscirungen waren; es ist zu hoffen, daß man in anderen Ländern hierauf aufmerksam sein und sich nutzlose Kosten sparen wird, daß man neue Aufnahmen von vornherein in genügend großem Maßstabe ausführen läßt.

— Im Jahre 1883 wurden in Britisch Indien 22 905 Personen durch wilde Thiere und Schlangen getödtet (1882 : 22 125), davon 20 067 durch Schlangen, 985 durch Tiger, 287 durch Wölfe und 217 durch Leoparden. Fast drei Viertel aller dieser Todesfälle ereigneten sich in Bengalen und den Nordwestprovinzen. Durch dieselben Ursachen gingen 47 478 Hausthiere zu Grunde, 771 mehr als im Vorjahre. Bemerkenswerth ist, daß, während die ganz überwiegende Mehrzahl von Menschen durch Schlangenbiß starben, nur 1644 Stück Vieh dadurch umkamen. An gefährlichen Thieren wurden im Jahre 1883 19 890 Stück getödtet und an Prämien dafür mehr als $1\frac{1}{2}$ Lakh Rupien (288 000 Mark) gezahlt.

— Im Norden des Dorfes Wartaschera (Kreis Nucha) im Kaukasus, in der Nähe des Dorfes Arschan, ist, wie die Zeitung „Nor-dar" mittheilt, Silber entdeckt worden. Das gewonnene Erz giebt $\frac{1}{3}$ reinen Silbers. Zwei Werst vom Dorfe Dshalet nach Osten in den Bergen Nawr-Bulach ist ebenfalls Silbererz entdeckt, welches aber die Hälfte reinen Silbers giebt. Proben der Erze sind nach Tiflis zur Untersuchung geschickt worden.

— Das Ministerium der kaiserl. russischen Reichsdomänen will in Bälde Fachmänner zur Untersuchung der Fischfauna des Goktschai-Sees (Gouv. Eriwan in Kaukasien) und der in denselben einmündenden Flüsse aussenden. Gleichzeitig beabsichtigt man die bereits begonnenen Arbeiten, welche eine Beschreibung der Reichsdomänen in dem Terek- und Kuban-Gebiete bezwecken, bedeutend zu beschleunigen.

Afrika.

— Clemens und Gustav Denhardt, welche in den Jahren 1878—79 den Unterlauf des Tana-Flusses ($2\frac{1}{2}^0$ bis 1^0 südl. Br.) erforscht haben, befinden sich seit Ende December wieder in Zanzibar, um ihre Untersuchungen in Ostafrika fortzusetzen.

— Vom Kongo kommt vom 15. November die Nachricht, daß die vor einiger Zeit von Ambrizette aus ins Innere abgegangene deutsche Expedition durch die Eingeborenen zur Umkehr gezwungen worden und nach Ambriz an die Küste zurückgekehrt sei. Es ist das die „Westafrikanische Expedition der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland", welche aus den Herren Schulze, Kund, Wolff, Büttner und Tappenbeck besteht (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 224).

— Portugal hält seine Ansprüche auf die afrikanische Westküste nördlich der Kongo-Mündung bis $5^0 12'$ südl. Br. aufrecht und wird darin, wie es scheint, von Frankreich unterstützt. Aus Lissabon wird gemeldet, daß kürzlich ein portugiesisches und ein französisches Kanonenboot den Ort Landana an der Mündung des Tschiloango besuchten, um dort Zwistigkeiten zwischen den Eingeborenen und französischen Missionaren zu schlichten. Bei dieser Gelegenheit wurde der Parallel $5^0 12'$, die von Portugal beanspruchte Nordgrenze, von den Officieren der beiden Schiffe fixirt und darüber ein Protokoll aufgenommen.

— Im letzten Jahre betrug die Einfuhr in Hamburg von Westafrika 238 813 Doppel-Centner im Werthe von 9 105 150 Mk., und zwar Palmkerne 5 012 230 Mk., Palmöl 2 292 320 Mk., Elefantenzähne 346 540 Mk., Gummi elasticum 922 620 Mk., Rothholz 95 700 Mk. Die Ausfuhr von Hamburg nach dort betrug 442 774 Doppel-Centner. Die Hauptartikel waren Genevre 153 206, Rum 111 706, Salze 47 648, Reis 3961, Gebinde und andere Holzwaaren 11 300, Schießpulver 11 297 Doppel-Centner. Glasperlen wurden allein 87 800 kg ausgeführt. Außerdem geht ein Theil des westafrikanischen Verkehrs via Bremen und Holland.

— In den schwarzen Tirailleurs haben sich, wie O. Lenz (Timbuktu II, S. 290) erzählt, die Franzosen eine für Senegambien sehr nützliche, geradezu unentbehrliche Truppe geschaffen; es sind zum großen Theile frühere Sklaven, die von ihren Herren den Franzosen überlassen wurden. Der Vorgang beim Aufnehmen der Söldlinge ist folgender: Irgend ein Fulbe, Araber, Futa oder wer immer braucht Geld und will sich einiger seiner Sklaven entledigen. Er geht mit diesen zu dem nächstgelegenen Posten; sobald der Sklave das linke (französische) Ufer des Senegal betritt, ist er natürlich von selbst schon ein freier Mann. Hier werden die angebotenen Leute untersucht und, wenn tauglich befunden, als Tirailleurs angeworben, und zwar auf sechs Jahre. Während dieser Zeit erhalten sie Sold, Verpflegung, eine sehr kleidsame Uniform, werden überhaupt als französische Soldaten betrachtet; außerdem wird bei der Werbung ein Handgeld von einigen hundert Franks ausgezahlt. Dieses Handgeld bekommt nun freilich der ehemalige Sklave nie zu sehen, das nimmt einfach sein Herr mit fort. Uebrigens ist die Einrichtung eine sehr gute. Die Franzosen ziehen auf diese Weise eine Menge brauchbarer und nützlicher Menschen heran, die, sobald ihre Dienstzeit vorüber ist, infolge ihrer Sprach- und anderen Kenntnisse imstande sind, sich auf ordentliche Weise fortzubringen; sie erzielen auf diese Art mehr, als die Missionare mit anderen Mitteln zu erreichen suchen, und haben dabei auch noch den Vortheil, eine gute, mit dem Klima vertraute Truppe zu gewinnen.

— Der Streit um die S. Lucia-Bay, wie die Mündung des Hauptflusses des Zululandes, des Umvolosi, heißt, hat Großbritannien zur Vorsicht ermuntert. Aus Natal wird vom 6. Januar gemeldet, daß die Küste des Pondolandes unter britisches Protektorat gestellt worden ist; es ist dasselbe rings von britischem Gebiete, im Westen vom Kaplande, im Norden vom Basutolande und im Nordosten von Natal, begrenzt und wird wohl von keiner Macht England streitig gemacht werden. Etwas anders steht es mit der S. Lucia-Bay, wo Herr Einwald die 100 000 Acres Land für Lüderitz angekauft hat. Das Zulugebiet wurde

freilich stets von England als so durchaus zu seiner Interessensphäre gehörig betrachtet, daß es die Einmischung fremder Mächte anscheinend für gänzlich ausgeschlossen hielt. So bezeichnete Sir Rawson Rawson in seiner Uebersicht über die Territorialvertheilung der Küste Afrikas (Proceed. R. Geogr. Soc. November 1884, also noch vor dem Einwald'schen Kaufe) die S. Lucia-Bay ohne weiteres als britisch; ebenso geschah das z. B. auf Blatt 72 des Stieler'schen Atlas. Auch veröffentlichen die „Times" jetzt einen Vertrag zwischen dem Zulukönige Panda und dem Kommissär für Natal, Henry Cloete, vom 5. Oktober 1843, wodurch ersterer die Mündung des Umvolosi und die dortige Bay (d. h. die S. Lucia-Bay) an England abtritt. Ehe man also auf den Karten diese Bay als deutsch wird bezeichnen können, wird es wohl noch längerer Verhandlungen bedürfen. Uebrigens wird aus Natal gemeldet, daß die Küste des ganzen Zululandes nördlich bis $26\frac{1}{2}^0$ südl. Br., wo der portugiesische Besitz anfängt, unter englischen Schutz gestellt sei, „da jedes daran fehlende Stück Thür und Thor für endloses Unheil in der Zukunft offen stehen ließe". Auf Deutsch heißt letzteres, daß dann die Transvaal-Boern einen Zugang zum Meere gewinnen und sich vom Kaplande kommerciell unabhängig machen würden — ein „endloses Unheil" wäre das eben nicht.

Nordamerika.

— Ueber den im Jahre 1883 im Beringsmeere neu entstandenen Vulkan Bogoslaw entnehmen wir dem in „Science" 1884, S. 432 veröffentlichten officiellen Berichte des Hydrographic Office folgende Daten: Der genaue Beginn der Eruption kann nicht festgestellt werden, scheint aber schon zeitig im Jahre 1883 stattgefunden zu haben; aufmerksam wurde man erst im Oktober, als das Phänomen bereits seinen Höhepunkt erreicht hatte. Am 16. Oktober verfinsterte sich der Himmel nördlich von Unalaschka, und unter merklichem Steigen der Temperatur senkte sich eine dunkle Wolke bis dicht auf die Erde, worauf ein dichter Aschenregen alles überdeckte. Da der Vulkan von Makushin auf Unalaschka sich damals ganz ruhig verhielt und der Ausbruch keinem anderen Vulkane zugeschrieben werden konnte, nahm man die Entstehung einer neuen Insel an. Kapitän Hague bekam bereits im Oktober 1883 den Ausbruch zu Gesicht, konnte aber nicht nahe genug heranfahren, um ihn genauer zu beobachten. Am 27. Mai 1884 sah der zu genaueren Untersuchungen ausgesandte Lieutenant Stoney zum ersten Male den Rauch des neuen Vulkans, und als er am folgenden Morgen an seinem Fuße vor Anker ging, erkannte er, daß der neue Vulkan mit der Insel Joanna Bogoslova durch eine niedere Landenge verbunden war, welche ihm einen sicheren Ankergrund bot; ein noch besserer Platz findet sich auf der anderen Seite. Der Vulkan war meistens völlig in Rauch gehüllt, welcher nicht nur aus dem Gipfelkrater, sondern auch aus zahlreichen Seitenspalten hervorbrach. Flammen wurden nur zweimal gesehen, doch ist zu berücksichtigen, daß die Mainächte in diesen Breiten nicht mehr dunkel werden. Unterirdisches Getöse, wie ferner Kanonendonner, wurde zeitweise gehört, auch öfter Stöße gefühlt, doch kein dauerndes Erzittern der ganzen Masse, wenigstens nicht ohne besondere Instrumente; das Quecksilber eines künstlichen Horizontes erschien dagegen in ständiger Bewegung, so daß es schwer hielt, eine sichere Bestimmung zu machen.

Die geologischen Angaben sind leider wenig befriedigend; die Hauptmasse soll aus einer Art Sandstein bestehen, mit auf der Oberfläche zerstreuten großen schwarzen Blöcken; Lava wurde nicht beobachtet, Bimsstein nur ganz einzeln. Feiner Aschensand, in den man bis zu den Knöcheln einsank, machte streckenweise jedes Vordringen unmöglich. Viele Felsen machten den Eindruck, als wären sie lange der Wirkung des Wassers ausgesetzt gewesen, doch wurden keine Muscheln daran gefunden. Es gelang einem Mitgliede der Expedition, den Gipfel zu erreichen, aber der Krater war so mit Dampf erfüllt, daß seine genauere Beschaffenheit nicht erkannt werden konnte. Die Höhe wurde auf 357 Fuß bestimmt. Das anscheinend kochende Wasser erwies sich als kaum oder gar nicht wärmer als sonst, aber von Fischen war keine Spur zu finden. Dagegen fanden sich auf dem alten Vulkane Unmassen von Vögeln, welche, wenn durch einen Kanonenschuß aufgescheucht, den Himmel verfinsterten und mitunter in der Angst in den Qualm hineinflogen, wo sie sofort erstickten. Auch Seelöwen lagen zu Hunderten am Ufer.

Stoney schlägt statt des von Dall dem neuen Vulkane beigelegten Namens Grewingk den des Kapitäns Hague, als des ersten Entdeckers, vor.

— Längs der ganzen Nordwestküste Amerikas wird nach Kapitän Jacobsen in ungeheuren Quantitäten Fischfett zubereitet und in hermetisch dichten Holzkisten während des ganzen Winters aufbewahrt. Dasselbe stammt von einem kleinen, überaus fettreichen Fische her, der etwa die Größe unseres Stints besitzt und eine circumpolare Verbreitung hat. Im Frühjahre steigt dieser Fisch, eine Salmoneenart, in unermeßlichen Zügen aus den Tiefen des Eismeeres, wo er als Nahrung der Dorsche dient, in die Höhe, um an seichten Stellen der Fjorde, meist am Ufer der Flußmündungen, zu laichen. Dort werden die wohlgenährten, wenig widerstandsfähigen Thiere gewöhnlich vom Strome erfaßt und fortgerissen. Hierauf bauend, errichten die Indianer quer durch den Strom lange, beutelartige Stellnetze, die sich bald mit den kleinen Fischen füllen. Ein Canoe liegt inzwischen unmittelbar über dem Netz vor Anker; die im Fahrzeuge befindlichen Indianer ziehen von Zeit zu Zeit die hintere Hälfte des Netzes an Bord, binden das zusammengeschnürte Ende auf und schütten die Fische in den Bootsraum. Unmittelbar am Ufer werden Feuer angezündet und die Fische so lange gekocht, bis das Fett sich in einer Schicht oben ansammelt. Dann füllt man es in die schon erwähnten dichten Kisten, wirft das ausgekochte Fischfleisch weg und beginnt die Procedur von neuem.

— Ueber die Entstehung des Chinook-Jargon (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 360), welcher fast von allen denjenigen, welche einige Jahre an der Küste von British-Columbien leben, verstanden wird, wird erzählt (Kapitän Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerikas, S. 7), daß im vorigen Jahrhundert ein Kaufmann aus China, Namens Meares, seine Schiffe nach dem Stamme der Chinook-Indianer, nördlich vom Columbia-River entsandte, um Seeotterfelle einzuhandeln. Hierbei bildete sich eine Sprachmischung, deren Grundstock die Chinooksprache hergab, wozu eine erhebliche Zahl von chinesischen, hawaiischen und englischen Ausdrücken hinzutrat. Als sich später der Handel weiter ausdehnte und sich auch die Hudsonsbay-Kompagnie betheiligte, nahm das Chinook-Jargon auch noch viele französische Bezeichnungen auf. Gegenwärtig ist dieses Pêle-Mêle so allgemein bekannt, daß sich mitunter selbst Weiße an der Küste darin ausschließlich unterhalten. Es scheint, daß die Chinook-Indianer, welche inzwischen bis auf wenige Familien ausgestorben sind, mit den Einwohnern der Westküste von Vancouverinsel sprachlich verwandt sind.

— Unter dem Pseudonym B. Aba hat der kürzlich verstorbene österreichische Minister von Kriegsau „Skizzen aus Amerika" (Wien, C. Gerold's Sohn, 1885) herausgegeben, welche, abgesehen von manchen Austriacismen und Härten des Stils, eine unterhaltende Lektüre abgeben. Der Haupteindruck, welchen man empfängt, ist der einer unverhohlenen Bewunderung der noch immer mehr aufblühenden Union. „Die lohnende Arbeit dürfte wohl — heißt es S. 231 — der Hauptmotor für den amerikanischen Unternehmungsgeist sein. Ein Reich, das zwei große Meere zum Schutze seiner Produktion besitzt, kann sich eben leicht schützen, und das Resultat dieses Schutzes liegt hier offen da. Um gleich recht kühn zu

sprechen, sage ich, hier, so wie Nordamerika jetzt aussieht, ist die sociale Frage gelöst. Jeder, der arbeiten will, findet Arbeit, und jede Arbeit lohnt sich, d. h. jeder Arbeiter hat dreimal des Tages reichliche Fleischkost, und der Apfelkuchen fehlt nie; er verdient genug, um vor- und nachmittag Bier, Wein oder Schnaps zu trinken, und erspart noch soviel, um sich ein Lot Baugrund zu kaufen, darauf eine Hütte zu bauen, aus der wohl nach und nach ein Haus wird, zu dem mit der Zeit auch das Buggy (Wagen) kommt. Wer das nicht kann, der ist kein fleißiger Arbeiter. Der Ackersmann, der Tagelöhner arbeitet in Handschuhen, die zwei Dollars kosten und verdient das Geld hierzu. Der ganze Mittelstand lebt im eigenen Hause, der Reiche in Palästen, er verlebt weit mehr, als europäische Reiche dermalen zu verleben wagen." Schade, daß das nicht immer so bleiben wird.

Polargebiete.

— In der am 28. November abgehaltenen Sitzung der norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften sprach Professor Mohn über den Weg, welchen die am 18. Juni von einem Grönländer auf dem Eise im Julianehaabfjord gefundenen, von der Jeannette-Expedition herrührenden Gegenstände genommen haben könnten. Er erinnerte daran, daß die „Jeannette" vom Tage ihres Einfrierens am 4. September 1879 und bis zum 13. Juni 1881, wo das Schiff sank, von der Heraldinsel bis etwas östlich von den neusibirischen Inseln mit dem Eise forttrieb, bald westwärts, und bald ostwärts, im Ganzen genommen aber im Großzirkelbogen. In den 647 Tagen wurde das Schiff 660 engl. Meilen fortgeführt, oder beinahe 1 engl. Meile täglich. Frage man nun, welchen Weg die gefundenen Gegenstände ferner eingeschlagen, so erscheine der westwärts um Grönland nicht wahrscheinlich, denn was aus dem Smith-Sound hinaustreibe, nehme den Weg längs der Küste von Labrador, und unter der Küste von Südgrönland laufe der Strom nach Westen und Norden als eine Fortsetzung der kalten, eisführenden Strömung, die von Norden nach Süden längs der ganzen Ostküste von Grönland gehe. Mit letzterer Strömung müsse die Eisscholle mit den Sachen gekommen sein; indem sie die Eisgrenze, wo das Eis beständig vom wärmeren Wasser und dem Wellenschlage zerfressen werde, nicht erreichte, wurde sie in den inneren Theil des treibenden Packeises hineingeführt. Der kürzeste Weg von den neusibirischen Inseln bis Julianehaab gehe dicht am Nordpol der Erde vorbei bis zur Küste von Grönland. Die Entfernung bis hierher (80^0 nördl. Br.) betrage 1380 engl. Meilen und dann bis Julianehaab 1620 engl. Meilen, mithin zusammen 3000 engl. Meilen; diese wurden in 1100 Tagen zurückgelegt, was eine durchschnittliche Geschwindigkeit von täglich $2^3/_4$ Meilen gebe. Die Strömungsgeschwindigkeit auf diesem letzten Theile des Weges sei indessen sehr gut bekannt. Der grönländische Polarstrom laufe in der Nähe des Landes mit einer Geschwindigkeit von 4 engl. Meilen, aber bei der Eisgrenze mache er 10 bis 12 engl. Meilen täglich. Rechne man mit dem geringsten Werthe, als dem wahrscheinlicheren, da die Eisscholle jedenfalls im inneren Packeise geblieben sei, so hätten die Gegenstände 405 Tage gebraucht, um die 1260 engl. Meilen längs der Ostküste von Grönland zu treiben. Der Rest von 695 Tagen würde also auf die Fortbewegung von den neusibirischen Inseln bis zur Küste von Grönland unterm 80^0 nördl. Br. entfallen. Werde der kürzeste Weg dicht am Pole vorbei gewählt (1380 engl. Meilen), so betrage die Geschwindigkeit durchschnittlich täglich 2 engl. Meilen, eine Größe, welche die Mitte halte zwischen der Fortbewegung der „Jeannette" in dem ostsibirischen Polarmeere (1 engl. Meile) und der Strömung an der Küste von Ostgrönland (4 engl. Meilen). Sollten die Sachen den Weg westwärts zwischen Franz-Josephs-Land und Spitzbergen genommen haben, so würde das eine ziemlich unregelmäßige Linie geben, so daß der Weg bedeutend länger geworden und mithin eine größere Geschwindigkeit erforderlich gewesen sei. Ein Stück dieser Route sei das österreichische Expeditionsschiff „Tegethoff" im Winter vor der Entdeckung von Franz-Josephs-Land getrieben, aber die Fortbewegung des Schiffes habe kaum $^3/_4$ engl. Meilen täglich betragen. Der Weg am Pol vorbei nördlich von Franz-Josephs-Land und Spitzbergen sei deshalb der wahrscheinlichste. Das Treiben der Jeannettesachen zeige uns, ebenso wie das aus sibirischem Lerchenholz bestehende Treibholz auf Spitzbergen, Grönland und Jan Mayen, daß das sibirische Eismeer seinen Beitrag zu den Strömungen des Atlantischen Oceans liefere, nämlich zu dem ostgrönländischen Polarstrom, speciell scheine aber das Forttreiben dieser Sachen die nicht unwahrscheinliche Annahme zu bestärken, daß die Gegenden auf der europäischen Seite des Nordpoles aus Meer bestehen, — freilich beständig bedeckt mit Eismassen, welche gegen Westen und Süden treiben. W. Finn.

— Der Dampfer „Tschishow" der Murman-Gesellschaft machte im Anfange dieses Sommers seine gewöhnliche Fahrt nach Nowaja-Zemlja. An Bord des Schiffes befand sich auch der Kommandant des Hafens von Archangel, Kontreadmiral Fürst Uchtowski, mit der Absicht, die Kolonie und Rettungsstation Karmakuly auf Nowaja-Zemlja zu inspiciren. Nach glücklich erfolgter Ankunft in Nowaja-Zemlja wurde den dort wohnenden Samojeden der Vorschlag gemacht, mit dem Dampfer nach Archangel zu reisen, damit sie sich die Stadt ansehen und ihre Wintervorräthe selbst einkaufen könnten; bei der nächsten Fahrt des „Tschishow" sollten sie wieder nach Karmakuly zurückbefördert werden. Alle Männer nahmen den Vorschlag an, so daß auf der Insel nur die Frauen und Kinder zurückblieben. Der Dampfer fuhr mit den Samojeden nach Archangel und trat nach einiger Zeit seine zweite Fahrt nach Nowaja-Zemlja an. Allein dieselbe glückte nicht. In der Nähe der Insel überzeugte sich der Kapitän von der Unmöglichkeit, durch das Eis hindurch in eine der Buchten einzudringen, um die Samojeden und die Ladung auszuschiffen, und er mußte, ungeachtet der Klagen der Samojeden, nach Archangel umkehren. Es war dies das erste Mal, daß das Polareis sich so früh an der Westküste von Nowaja-Zemlja zeigte. Die Lage der auf der Insel zurückgebliebenen Samojedenfamilien erschien sehr kritisch. Mit Rücksicht hierauf erbat sich Fürst Uchtowski telegraphisch vom Minister die Erlaubniß, ein Kriegsschiff „Bakan" aus Archangel abfertigen zu dürfen, um noch einen Versuch zu machen, die Samojeden nach Nowaja-Zemlja zu schaffen. — Der Minister willigte ein, der „Bakan" führte die Samojeden glücklich nach Nowaja-Zemlja und kehrte wohlbehalten nach Archangel zurück.

(„Nowosti.")

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVII. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Brügge.

(Nach dem Französischen des M. Camille Lemonnier.)

I.

Brügge, die Hauptstadt der belgischen Provinz Westflandern, einst der Mittelpunkt des Welthandels, die Königin des Nordens, ist heute eine tief gesunkene Stadt; aber in ihrem Aeußeren hat sie ihre frühere Pracht sich bewahrt. Zum Ausgangspunkte unserer Wanderung nehmen wir eines jener mittelalterlichen Thore, welche in gewissen Abständen die alten Wälle durchbrechen; heute vermitteln sie nur den Verkehr der Stadt mit dem platten Lande, aber ihr verwittertes Mauerwerk verräth noch überall ihre einstige kriegerische Bestimmung. Senkrecht erhebt es sich aus dem Graben, der die Stadt umzieht, und steht mit dem äußeren Ufer nur durch hölzerne Brücken, die meist noch ihre malerischen Ketten zum Aufwinden besitzen, in Verbindung. Zwischen dem Ostender- und Genterthore geht man zuerst an grünen, mit Windmühlen besetzten Erdhügeln entlang, durch deren Einschnitte man das versteinerte Meer von Spitzen und Thürmen im Inneren erblickt, während nach außen sich, soweit das Auge reicht, feuchte, üppige Wiesen erstrecken. Allmählich verschwinden die Hügel und an ihre Stellen treten die letzten Ausläufer von Vorstädten, ein Durcheinander von gezackten Giebeln, schiefen Essen, krummen Dächern und spitzen Thürmchen, von modernen Façaden mit regelmäßigen Fensterreihen, und zuletzt befindet man sich in einer Art Park, wo die Wälle zu schön bepflanzten Anhöhen geworden sind, zwischen denen Rasenplätze mit Blumenbeeten sich hinziehen. Dann erblickt man durch eine Allee von Weißbuchen die kleinen weißen Häuser des Beguinenklosters und steht plötzlich vor dem stillen poetischen „Minnewater“ (Liebessee), den große schattige Bäume umgeben, blühende Wasserrosen bedecken und prächtig grüne Rasenteppiche einfassen. Am Ufer hin führt ein schmaler Steg zu dem Eingange des Beguinenklosters, der zu einem mit hohen Ulmen bepflanzten Erdaufwurfe führt. Im Schatten derselben bewegen sich langsam und gebeugt dieselben Gestalten, wie in den Beguinenhöfen Mechelns, Gents und Courtrais, mit denselben weißen Hauben, dem Symbole der Reinheit ihres einförmigen Lebens. Zur Frühmette und Vesper drängt sich die fromme Frauenschar zwischen den Säulen der kleinen Kapelle, welche neben der Eingangspforte steht, und nach Beendigung des Gottesdienstes schleichen sie die grasbewachsenen Gäßchen, die sie gekommen sind, wieder hinab und verschwinden eine nach der anderen hinter den Thüren ihrer kleinen Wohnungen, in denen sie ihre Tage mit Gebet und häuslichen Beschäftigungen hinbringen.

Von dem Walle, welcher sich neben dem Kloster erhebt, hat man einen prachtvollen Blick über die Stadt; es zeigt sich dort dem Auge ein Bild, wie es der anspruchvollste Künstler nur wünschen könnte, mit Vorder-, Mittel- und Hintergrund, mit Gegensätzen von Licht und Schatten, einem bewegten Linienspiele und allen Bedingungen jener versteckten Schönheit, die ein echtes Kunstwerk ausmachen. Und namentlich, wenn im Frühling das helle Grün der jungen Blätter sich dazu gesellt, so ist die Landschaft von

einer unvergeßlichen Schönheit. Vorn heben sich hellrothe und weiße Häuser von dem Laube der den See umgebenden Bäume ab; im Mittelgrunde ein Durcheinander von Dächern und Giebeln und gezackten Architekturen, zwischen denen



Eingang in den Beguinenhof von Brügge. (Nach einer Photographie.)

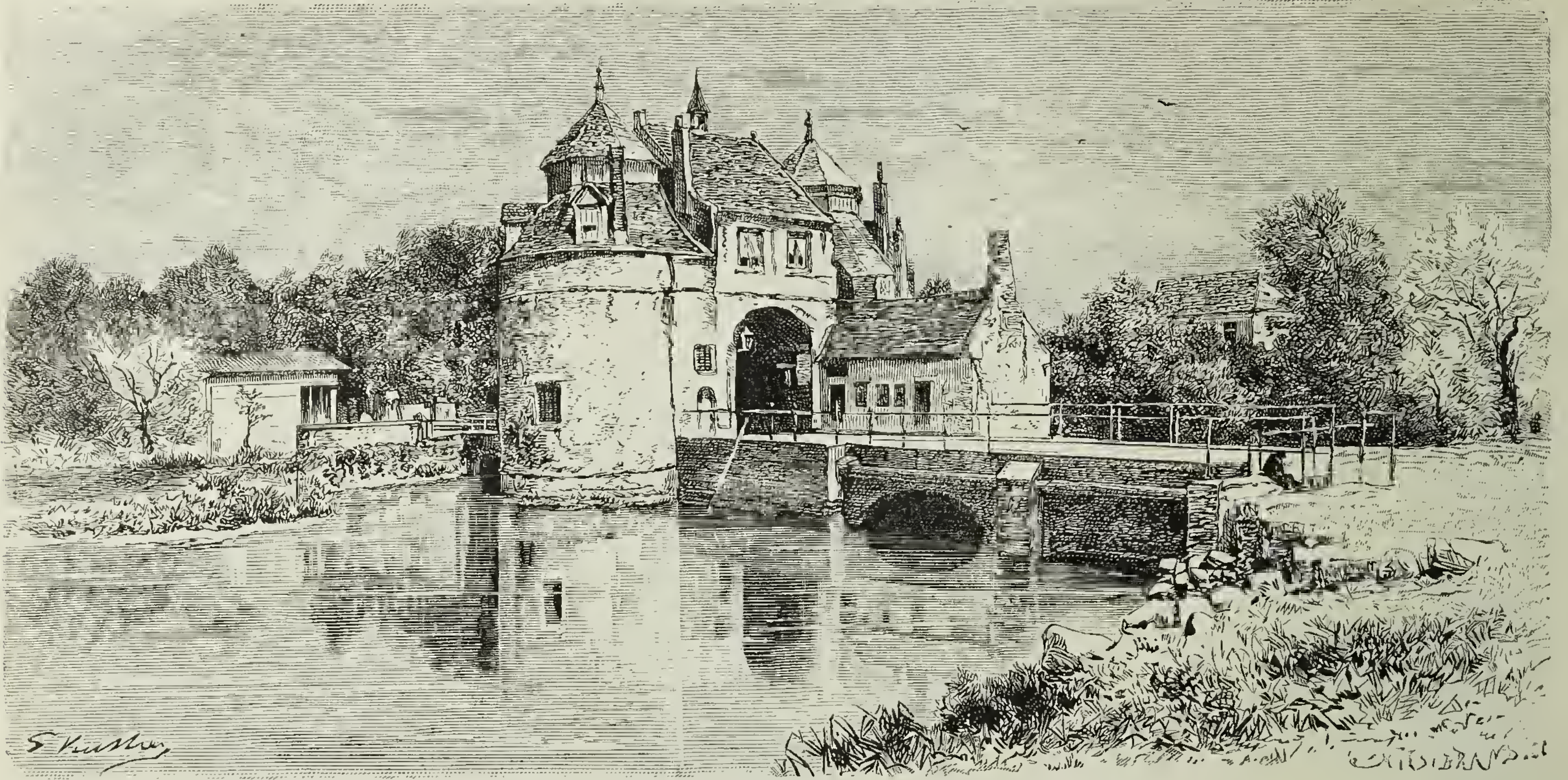
Die Porte Maréchale. (Nach einer Photographie.)

man noch eine Strecke weit den Zug der Straßen verfolgen kann. Dann aber verdichtet sich die Häusermasse zu einem kompakten Blocke von Mauerwerk, den hier und da Thürme, Spitzen, Dachreiter u. s. w. unterbrechen; endlich folgt im



Das Minnewater in Brügge. (Nach einer Photographie.)

Hintergrunde der zinnengekrönte Belfried, der riesige Zeigefinger, den man ringsum am Horizonte zuerst bemerkt und der den Fremden in dem Gewirre der Gassen und Kanäle Brügges stets wieder auf den richtigen Weg geleitet.



Die Porte des Baudets (Eselsthor). (Nach einer Photographie.)

Ein Brügger Kanal bei Regenwetter.

Gleich als wenn der Zufall auf einer und derselben Stelle alles Elend und Leiden hätte versammeln wollen, bildet der Beguinenhof den Mittelpunkt eines Viertels von Spitälern und Stiftungen für allerhand Alte, Elende und

Unglückliche. Schon in Ypern ist man erstaunt über die Menge von Hilfsbedürftigen, die von den verschiedenen milden Stiftungen unterstützt werden; die ganze Rue de Lille wimmelt von zerlumpten Leuten, die sich nach dem Thore der Maison Belle drängen; in Brügge aber ist ihre Zahl noch viel größer. Im Jahre 1854 waren 22256 Personen, fast die Hälfte der Bevölkerung, als unterstützungsbedürftig auf dem Armenamte eingeschrieben, und 1880 war deren Anzahl trotz der Ausbreitung des Handwerks nur auf 13207 gesunken. Keine Worte vermögen die Erschöpfung der Lebenskraft in diesen einst so blühenden Städten besser zu schildern als jene Ziffern. Schon die Irrenhäuser, die God's Huysen, bilden eine kleine Stadt inmitten der großen; hier aber stimmen sie den Besucher weniger traurig als anderswo, hier passen sie durchaus in die melancholische Umgebung hinein. Dazu kommt freilich, daß bei diesem Volke, welches Anstand und Reinlichkeit so sehr liebt, auch die Armuth nicht in Lumpen und Schmutz sich zeigt, wie in den Großstädten anderer Länder, sondern daß man bis in die untersten Schichten hinab auf ein anständiges Aeußere hält. Längs der Wälle sieht man auf den Bänken zur Seite der Spazierwege eisgraue Alte, triefäugige, nasenlose, unter der Last der Jahre und Gebrechen gebeugte Greise, die sich noch gewissermaßen putzen. Liegt aber nicht eine Art Scheu in solcher Wohlthätigkeit, die sich hinter dem Namen Gottes verbirgt und den Glauben erweckt, als käme die Hilfe, die sie den Enterbten bringt, vom Himmel und nicht von Mitmenschen? Ein ebenso an-



Ein Brügger Kanal im Winter.

muthender Zug ist es, daß ein jedes dieser zwar dürftigen, aber reinlichen, luftigen, sauber geweißten Häuschen von einem lieblichen Blumengarten umgeben ist, wie sie sich auch in den Beguinenklöstern finden.

Nun erreicht der Wanderer das alte Thor de la Bouverie, das an den Aufstand Brügges gegen Philipp den Gütigen erinnert; er war mit einem Schwarm hungriger Gesellen aus Frankreich daher gekommen und hätte das ganze Land aufgezehrt, wenn nicht Brügge seiner Gier sich widersetzt hätte. Das nächste Thor ist die Porte Maréchale, welche ihren Namen zu Ehren der Hufschmiede trägt; sie zeigt uns eine jener Durchsichten, die in engem Raume den ganzen Charakter und die ganze Poesie einer Stadt enthüllen. Sie besteht aus einem Mittelgebäude, das auf zwei massiven Bastionen ruht. Ueberschreitet man die Brücke und tritt unter die dicke Thorwölbung, so erblickt man die Rue Maréchale, zwei lange Häuserzeilen, die sich ganz hinten fast berühren, ein köstlicher Wirrwarr spitzer Giebel, stufenförmiger Dächer und bunter Façaden, das sich bis zum Belfried hin fortsetzt, der ganz im Hintergrunde riesig groß in die Luft ragt. Dazu kommt, daß diese Architektur durch die wunderbaren Farbenbrechungen, den feinen Dunst und die halben Töne, welche die durch die Feuchtigkeit des nahen Oceans gesättigte Atmosphäre über alle Gegenstände ausgießt, gewaltig gehoben wird.

Der Kanal, dem man bis hierher gefolgt ist, verlängert sich nun in das flache Land hinein, wo die Natur rasch wieder in ihre Rechte tritt. Links zeigt sich eine dunkle

Straße, über deren Bäumen die Porte des Baudets oder Ezelpoort (Eselsthor) aufragt; der Weg führt nach der Nordsee, deren Nähe die vom Sturme nach der einen Seite gebogenen Bäume und das verkrüppelte Gebüsch auf den Feldern anzeigt. Von dort her brausen die Winde herbei, welche zuweilen über Brügge und seinen Giebeldächern ein Getöse wie am Meeresstrande erregen.

Niemals genug kann man den eigenthümlichen Reiz preisen, der über den Kanälen der Stadt liegt. Nach allen Richtungen durchziehen sie die Stadt, überall spiegeln sie den Ruhm vergangener Jahrhunderte wieder, überall aber verbreiten sie auch einen Hauch tiefer Melancholie über die seit nahezu drei Jahrhunderten in Todtenschlaf verfallene Stadt. Hier gemahnt wirklich alles an den Tod und das Leben selbst ist langsam und träge. Wenn man die Trägheit und Empfindungslosigkeit eines Theiles der Bevölkerung sieht, so möchte man fast glauben, daß aus diesem mit Ruinen bedeckten Boden nichts mehr emporwachsen könnte. Diese körperliche Trägheit vermehrt die Zahl der Müssiggänger, für welche die Armenämter als Milchkühe fungiren, und die sowohl durch das Fehlen von Arbeit als auch durch die Ungewohntheit, Hand anzulegen, zu Bettlern geworden sind. Zum Glücke sind nicht alle Industriezweige dermaßen gesunken, wie diejenigen, welche körperliche Anstrengungen erfordern; namentlich lebt noch in den Erzeugnissen einiger Goldschmiedewerkstätten ein Anklang an jene Zeit, wo die flandrischen Ciseleure es so wunderbar verstanden, das edle Metall in Blätterwerk und Spitzen auszuarbeiten. Aber die Statistik lehrt, daß Jahr für Jahr die Bevölkerungsabnahme wächst, daß der Ueberschuß, der schon so menschenarmen Stadt, welche ihre Kinder nicht mehr zu ernähren vermag, sich nach der Landeshauptstadt und der Fremde wendet. 1854 gab es noch 51 484 Einwohner, 1880 nur noch etwa 45 000 und seit 1878 beträgt die durchschnittliche Abnahme der Bevölkerung etwa 100 Köpfe jährlich. Dabei gab es im Jahre 1880 etwa 6000 Frauen mehr als Männer.

Wer nicht an einem nebeligen, regnerischen Novembertage an den Kanälen der Stadt Brügge entlang gewandert ist, vermag die tiefe Traurigkeit, die in ihnen liegt, nicht zu verstehen; in dem Träufeln der Dachrinnen, dem Herabfallen der Blätter, dem Gurgeln des Wassers unter den Brücken glaubt der Wanderer Thränen und Seufzer zu vernehmen, den Wiederhall einer dumpfen Verzweiflung, Eindrücke, denen sich seine Seele nicht zu entziehen im stande ist. Seine Einbildungskraft wird auf das höchste in Anspruch genommen, und was Zeit und Klima hier geschaffen haben, das kommt derselben an solchen Stellen wunderbar zu Hilfe. In der feuchten Luft nimmt das unscheinbarste, mit Moos bewachsene Gemäuer den Spiegelglanz der köstlichsten Marmorarten an, vom Roste zerfressenes Eisen erscheint wie Hepatit, grünspanbedecktes Kupfer blitzt wie Flußspath, und alles überzieht sich mit Licht, Farbe und Leben. Die Jahrhunderte gestalten den Stein auf tausenderlei Weisen um: er wird von ihnen abgerieben, zerstückelt, ausgerändert, und so entsteht aus einem einfachen Ziegelsteingiebel zuletzt ein Meisterwerk, gegen welches sich florentinische Ciselirarbeit verstecken muß. Nirgends aber vollzieht sich diese doppelte Arbeit von Zeit und Wetter schneller, als an feuchten Orten, unter der lösenden Einwirkung niederfallenden Wassers, das nach und nach Ziegelstein und Holz angreift. Zu Hunderten tauchen längs der Kanäle bewundernswerthe Baulichkeiten aus den Wassern auf und entfalten ihre Façaden, die bunt gemustert sind, wie der Chorrock eines Priesters. In dieser Gestalt zeigte sich vor kurzem noch, ehe sie durch eine sorgfältige Restaurirung wieder in ihren ursprünglichen Zustand versetzt worden war, die ganze Reihe prachtvoller Giebel des „Franc de Bruges“; man möchte fast bedauern, daß der abgekratzte glatte Stein denselben jetzt ein ganz junges Ansehen giebt, wenn nicht das Abtragen der zersetzten oberen Schicht eine für die Erhaltung der Gebäude durchaus heilsame und nothwendige Operation gewesen wäre.

Aus dem samoanischen Familienleben.

Von J. S. Kubary.

II. (Schluß.)

Gegen Mittag bietet Samoa ein wunderbar ruhiges Bild dar. Die mit Sand bestreuten Vorplätze, bei den Häusern zusammentreffend, bilden den „Malae“, der zu dieser Zeit leer steht. Ueberall herrscht Ruhe. Nur die senkrechten Sonnenstrahlen brennen auf die schlafende Natur, und die von der Seebrise geschaukelten Palmenkronen rauschen, zuweilen eine kleine Seria, den Sperlingspapagei (Coryphilus fringillaceus) verscheuchend, der dann mit seinem abgerissenen Gekreisch die herrschende Stille unterbricht. Selten, daß aus einem der Häuser der gedämpfte Schall eines Liedes oder eines unterdrückten Lachens das Ohr erreicht; dort versammelten sich ein paar Mädchen um die Häuptlingstochter, um mit ihr zusammen Matten zu flechten.

Wenn die Sonne jedoch dem Versinken hinter den Bergen nahe, dann beleben sich die Wege und das „Malae“ bevölkert sich mit Gruppen lustiger Mädchen und lebhafter Jünglinge. Die älteren, weniger laut, tauschen die Erlebnisse des Tages aus. Die Häuptlinge schreiten ernst in der Mitte, Pläne machend, alte Zwiste ausgleichend oder neue anfangend. Dazwischen laufen in der goldenen Sorglosigkeit der Jugend die Kinder, springen und zanken sich, lachen, weinen und freuen sich, so viel sie nur können.

Hier, im Kranze einiger Schönen, steht ein im Kampfe schon erprobter Jüngling. Es muß ein Manaiia sein, sein Haar ist sorgfältig geordnet. Er riecht nach Mosooi und Ula, die sein Halsband bilden. Das Lavalava ist frisch, der Fliegenwedel groß; er ist sichtlich der Sohn eines reichen Vaters. Er steht aufrecht und gestikulirt mit den erhobenen Armen derart daß der ganze Kopf schüttelt. Er stampft mit dem Fuße, er tritt hervor und zieht sich zurück, er streckt den Arm hervor als wäre er mit einem Speer bewaffnet, dann wieder schwingt er ihn im Kreise herum, als sei er im Begriffe mit einer Keule den Feind zu zerschmettern. Zweifellos, es ist ein Krieger, der seinen schönen Zuhörerinnen seine Thaten, seine Siege erzählt.

Diese sind ganz Ohr und Auge. Willenlos schütteln sie die kleinen Köpfchen. Der brennende Blick verfolgt jede seiner Bewegungen, aus dem halbgeöffneten Munde, dessen Perlenreihen dicht geschlossen, entschlüpft von Zeit zu Zeit ein kurzer Ausruf. Sie horchen, sie ergötzen sich . . . Und als endlich der Erzähler geendigt und sich neben einer der Schönsten niederließ, da belohnen allgemeine Ausrufe: Malie! Malie! oute ino ino! oute fefe! (Oh, wie hübsch, wie hübsch! Oh, wie abscheulich! Oh, ich fürchte mich!), den tapfern Krieger und geschickten Redner. Dieser, sich seines Erfolges bewußt, fühlt die Gunst und möchte sich ferner dankbar erzeigen. Er erblickt einige Genossen und fragt sie aufmunternd: „Wollen wir nicht ein Lied anstimmen?“ und schon gruppiren sich die Chöre, und alle Theilnehmer setzen sich dichter zusammen, einen Kreis zwischen sich frei lassend. Unser Erzähler ist der Vorsänger, alle Anwesenden bilden den Chor; jedoch das Singen dauert nicht lange.

Der Krieger steht auf und stellt sich einer der schönsten Jungfrauen gegenüber. Sie zögert, ja beinahe unwillig läßt sie sich von ihren Freundinnen herzudrängen und von dem hübschen Tänzer ins Freie herausziehen. Sie steht nun im Kreise und mit niedergeschlagenen Augen, mit ihren zarten Fingern das die üppigen Hüften umgebende Lavalava glättend, stellt sie das Bild einer süßen Verzagtheit dar. Der Chor, die Tänzer bereit sehend, ändert den Gesang und sängt im Takte des gewöhnlichen Tanzes ein Lied an; anfangs langsam und leise, stufenweise lebhafter und lauter. Schauen wir nun unsere Tänzer an.

Er erhebt seine Arme, und um sein Haupt Kreise ziehend, schlägt er den Takt mit den Fingerspitzen. Seine Füße bewegen sich ohne den Boden zu berühren, er scheint ihn von sich abstoßen zu wollen. Er erhebt sich in höhere, überirdische Regionen, seiner Tänzerin, der er die Seite zukehrt, noch nicht gewahr. Sie schlägt ebenfalls leise den Takt mit den Fingern und ihre Füßchen stoßen gleich ihm den Boden ab. Beide schweben einem höheren Gebiete zu... und hier werden sie sich gewahr. Der Ausdruck des Gesichtes des Tänzers, jede Bewegung seiner Glieder, seines ganzen Körpers drücken ein Erstaunen und Entzücken aus. Sie, wie eine Göttin, blickt gleichgültig; ja, um sich des Eindringlings zu erwehren flieht sie, den kleinen Mund spöttisch verziehend, ihm aus dem Wege. Er fürchtet sie zu verscheuchen und sucht sie durch Flehen anzulocken. Er steht unbeweglich, durch jede Geberde seines Körpers das Bitten ausdrückend. Er streckt sehnsüchtig seine Arme aus, er bewegt sie leer vor dem Antlitze, Abwesenheit andeutend, er drückt seine Brust, um sie vor dem Zerplatzen zu schützen. Er bittet und fleht. Und siehe! bewältigt durch solch Uebermaß des Gefühls lächelt die schöne Tänzerin anmuthig. Mit gesenktem Blicke, mit nach hinten gebeugtem Haupte streckt sie ihre sinkenden Arme ihm entgegen . . . sie ergiebt sich! . . . Der berauschte Tänzer glaubt noch nicht seinen Augen. Rückwärts gebogen, steht er mit aufgerissenem Auge unbeweglich, einem Steine gleich. Jedoch nur einen Augenblick! Schon rast er in einem chaotischen Netze von Sprüngen und Grimassen wie ein vom Speere getroffener Fisch. Er ist schon neben ihr . . . aber der Unvorsichtige! Anstatt das sich darbietende Glück zu ergreifen, beginnt er der Willigen bittere Vorwürfe ihres Zauderns halber zu machen. Er droht ihr mit dem Finger, er schüttelt den Kopf, verdreht die Augen . . . und wie er sich ihr endlich nähern, sie ergreifen will, entweicht sie ihm wie ein vom Winde hinweggerissener Nebel und flieht höhnisch lächelnd nach der anderen Seite des Kreises zum unendlichen Ergötzen der Zuschauer, die die zauberische Verführerin nicht genügend loben und über das Unglück des ungeschickten Bewerbers sich nicht genug freuen können. Der letztere, natürlich ganz aus den Wolken gefallen, begreift kaum was geschehen . . . Er denkt an das vorher gesungene Lied: Teíne talá olé! Oólilaj!

Das Mädchen sprach, Oólilaj!
Komm, wir wollen eilig schreiten,
Wolle für Gespinnst bereiten. Oólilaj! Oólilaj!
O du Mund mit schönsten Lippen,
Warum sprichst du so begehrlich,
Warum lügst du so gefährlich? Oólilaj! Oólilaj!

Schmerzlich enttäuscht führt der Tänzer die verzweiflungsvollsten Grimassen aus, aber er sinnt auf Rache! Er steht wieder dicht neben ihr, aber nicht als flehender Bewerber. Jede seiner Bewegungen athmet jetzt unverhüllte Bosheit, mitleidslose Verhöhnung. Mit spöttisch gezücktem Zeigefinger droht er ihr den Rücken zu durchbohren. Er verzieht spöttisch den Mund, lacht höhnisch und prahlt hinter ihrem Rücken. Das kann das junge Mädchen nicht lange ertragen. Sie will Aug in Auge die unwürdigen Angriffe abweisen. Aber umsonst wendet sie sich um, Spott und Nörgeleien verfolgen sie wie ein Irrlicht überall, von allen Seiten. Die Arme fühlt sich besiegt, sie senkt das früher stolze Haupt, sie drückt die Hände ans Herz als ob sie dem Schmerze den Eintritt verwehren wollte. Das entwaffnet den rachsüchtigen Verfolger wieder. Er bekundet Reue, er bittet um Vergebung, um Erbarmen. Das Antlitz unserer Verführerin erhellt sich, sie ist nicht mehr unwillig, obwohl sie noch wankt und schweigt. Der Bittende verdoppelt, verzehnfacht seine Bemühungen. Er umkreist sie mit den anmuthigsten Sprüngen, er vollführt Wunder der Geschicklichkeit . . . er fleht immer, und endlich läßt sie sich von dem Wirbel ergreifen. Sie tanzen zusammen, sich gegenüber, mit einer Bewegung und einem Athem. Immer rascher . . . leidenschaftlicher . . . rasender. Ihre Körper scheinen zu blinken . . . die einzelnen Glieder sind beinahe nicht zu erkennen. . . Es ist ein Chaos, in welchem sich die Beiden verstehen, ein Chaos das die ganze Versammlung in äußerstes Entzücken versetzt. Alle tanzen im Herzen mit. Alle sind der Erde entrückt und vergessen die Sorgen des Lebens. Wilde Rufe: malie! malie! lelei! lelei! (o süß! o hübsch!) mit heftigem Händeklatschen untermengt, übertönen die Chöre und der Tanz löst sich in allgemeinem Wirrwarr der Zufriedenheit und des Lobpreisens auf.

Besuchen wir nun auch die anderen sich bildenden Gruppen. Hier sitzt ein Kreis verheiratheter Frauen in lebhaftem Gespräch begriffen. Ah! sie hecheln die Gemahlin eines nachbarlichen Häuptlings durch die Zähne. Genug der Klatschereien! . . . laß uns weiter ziehen. Dort schwatzen alle Frauen . . . sie besprechen die Aussteuern ihrer Urgroßmütter. Die Schilderungen sind so genau, als seien die werthvollen Matten erst gestern geflochten worden.

Weiter im Kreise fortschreitend, treffen wir einen ergrauten Mann. Es muß ein alter Häuptling sein, denn er hat den Fue und den Ili neben sich liegen (den Fliegenwedel und den Fächer). Er ist von Jungen und Alten umgeben, die ihm eifrig zuhören. Ein Buch der Vergangenheit, übergiebt er der Gegenwart die alten Sitten und Sagen für die Zukunft. Er erzählt eben, wie einst der Berg Tofua Upolu ein Freund des Tapatapao auf Savaii war. Beide Berge waren sich gleich. Aber der letztere wollte größer sein und es entstand ein heftiger Kampf. Deshalb ragt der Tapatapao mit zerschlagener Spitze aus den Wäldern Savaiis hervor.

Ueberall, wo wir uns umblicken, finden wir Sorglosig-

keit und Lebenslust. Man sieht keine umwölkte Stirnen, denn welche Sorge sollte sie drücken? Der Fremde kommt hier nicht, die Lebenslust zu verscheuchen und zu beschmutzen. Die Idylle gefällt ihm nur, wenn vom Schalle des Thalers begleitet. Auch die Götter waren dem Dorfe gnädig, es giebt keine Kranken, keine Todten zu beweinen, denn sonst wäre das Malae stumm und leer.

Indessen ist die Zeit der Abendgebete und des Abendmahles herangerückt und die Kreise zerstreuen sich. Von allen Seiten hallen in der Luft die Abschiedsgrüße: Tofa! tofa! kreuz und quer und Alle gehen nach ihren Häusern.

Wer jedoch in der Nähe des sich zerstreuenden Kreises der Tänzer war, der konnte zwischen den hingeworfenen Abschiedsgrüßen einige vielbedeutende Worte auffangen. „Tofa inga", „tofá soifúa" sind mehr als gleichgültige Grüße, und ein rasches „tóro" als Antwort würde das Ohr des Horchers treffen. Mit diesem Räthsel beschäftigt, treten wir in eins der Häuser ein, um mit einem gemeinsamen Gebet und dem Abendmahl den glücklich durchlebten Tag zu beenden.

Wieder sehen wir eine Familie auf dem Fußboden im Kreise sitzend. Alle ordnen sich und räuspern oder unterhalten sich mit gedämpfter Stimme. Der Vater, ein Christ, erhebt sein Haupt, hustet und überblickt seinen Familienkreis. Alles beruhigt sich . . . Die gesenkten Stirnen, die die Augen zudeckenden Hände bekunden die Absicht der Beendigung profaner Gespräche. Nach beendigtem, laut ausgesprochenem Gebet erheben sich wieder aller Häupter und die Speisen werden in Körben herbeigebracht und auf Blättern zertheilt. Dies thut die Mutter, und der erste und beste Theil wird dem Gaste, wenn einer vorhanden, sonst dem Hausherrn dargereicht. Der Reihe nach werden alle Anwesenden bedacht, die Kinder essen mit den Eltern und alle von den Blättern und mit den Fingern.

Nach noch einiger Unterhaltung macht man Veranstaltungen zur Nachtruhe. Die aus Tapa verfertigten Tainamus werden ausgespannt, manchmal mehrere in einem Hause, und in ihnen schlafen die Eltern und Kinder geschützt vor Mücken. Die übrigen Verwandten suchen Unterkunft in den umliegenden Häusern. Sie schlafen . . . Oh, mögen sie glücklich schlafen! Mögen ihnen ihre Geister, die heidnischen Götter und der Gott der Christen, liebliche Träume gewähren! Mögen die dem Grabe nahen Alten in der Wonne der goldenen Jugendzeit aufleben! Mögen die Jungen die Zukunft in rosigen Farben erblicken! Mögen sie schlafen und träumen! . . . Wir aber wollen nicht schlafen und träumen, wir wollen weiter eilen und neue Eindrücke suchen.

Wir erinnern uns des geheimnißvollen — tóro — welches unser Ohr bei dem Aufbrechen der Tänzer streifte. Tóro bedeutet Zuckerrohr, und hier neben dem Wege sehen wir ein damit bestelltes Feld. Treten wir hinein! Der feuchte, einem Teppich gleiche Boden dämpft unsere Schritte. Nur der Wind lispelt in den Zuckerrohrhalmen. Wir schlängeln uns immer weiter hinein. Es ist Nacht . . . dunkel . . . der Mond noch nicht da, sonst würden wir vielleicht das — tóro — nicht gehört haben. Aber was ist das? Ganz leise, kaum hörbar, ertönt der Ruf der samoanischen Eule . . . von einer anderen Richtung ereilt uns wieder ein Gekreisch, wie es die kleine Gecko-Eidechse hervorbringt . . . Nachts . . . auf dieser Stelle, das ist ungewöhnlich! Plötzlich erschrecken wir beinahe. Unfern von uns sehen wir einen Kopf zwischen den schwankenden Halmen versteckt. Wir erkennen unseren Tänzer. Nun, dann wird wohl auch die schöne Eidechse nicht weit entfernt sein . . . Und wirklich, bald gleitet an uns eine Gestalt vorbei, rasch und leicht wie ein Traum. Die beiden Köpfe vereinigten sich, wankten, sanken und verschwanden und in der Ferne erschallte dieses Mal wirklich der Ruf einer samoanischen Eule (Strix delicutula Gld.).

Ein Zuckerrohrfeld ist des Nachts ein sicherer Versteck für zwei Liebende. Niemand wird sie hier in der Zeit der Geister und Gespenster stören. Unser Pärchen weiß es und unbesorgt um einen Lauscher kann man sie sprechen hören.

— Du weißt, Lilomajava, daß meine Eltern dich hassen; uns bleibt nur die „awenga" über.

— Wann und wo, meine kamaikai (Herrin)?

— Wenn der Mond um diese Zeit über diesem Felde steht, wirst Du mich am Bache treffen. Sei aber vorsichtig, denn die Unserigen haben scharfe Augen.

— Ah, meine Herrin, bis zu dieser Zeit werden noch drei lange Nächte vergehen müssen. Warum nicht gleich? Die morgende Sonne kann uns schon in Palauli finden. Meine Leute sind bereit, die See ist ruhig, der Wind ist günstig. O komm! komm! . . .

Sie schweigt, aber ihr Arm windet sich kräftiger um seinen Nacken. Er erhebt sich wie ein Riese und einem Pfeile gleich eilt er mit seiner süßen Bürde durch die wogenden Halme. Sie sind verschwunden. Laß uns an den Meeresstrand gehen.

Es herrscht hier vollkommene Stille . . . kaum unterbrochen von dem leisen Geräusch der den weißen Sandstrand benetzenden Fluth. Nur aus der Ferne schallt das grimmige Tosen der am Riffe zerschellten Brandung. Die kühle Landbrise bewegt die herabhängenden Palmwedel kaum. Die Natur ruht aus.

Auch am Strande des nachbarlichen Dorfes herrscht Stille, aber auf dem weißen Sande bewegen sich dunkle Gestalten. Ein Toumalua, das einheimische Reisekanoe wird ins Wasser hinuntergeschoben. Die dunkeln Gestalten sind verschwunden, ein aufrechtes dreieckiges Segel entfaltet sich und dem Strande entlang gleitend entschwindet es dem Blicke. Erst aus weiter Ferne erreicht uns der gedämpfte Schall eines Tritonshornes, dieser Schall begleitet das glückliche Liebespaar der Küste entlang, deren aus dem Schlafe gestörten Bewohnern etwas Besonderes anzeigend. Er eilt ihm voraus nach Palauli, wo die Liebenden den Zorn der Eltern vorübergehen lassen wollen.

Am nächsten Morgen Aufruhr in beiden Dörfern. Die Freunde des glücklichen Bräutigams durchschreiten ihr Dorf und rufen aus: Awánga!! Awánga!! die schöne Tánetási und der tapfere Lilomaiáva sind Awánga!! Awánga!! Awánga!! Die stolzen Eltern der Braut hören mit verbissener Wuth die öffentliche Ausrufung, die das Schicksal ihrer Tochter besiegelt. Während einiger Zeit böses Blut auf beiden Seiten. Die alten Väter vermeiden sich, die jungen Männer betrachten ihre Keulen und Speere, die hauptsächlichste Rolle spielen aber die Zungen.

Nach ein paar Wochen legt sich alles, und die Eltern schicken ihrer Tochter eine weiße Matte, als Zeichen der Verzeihung. Das Paar, das sich bis jetzt noch fremd blieb, kommt zurück. Es wird die „feiainga" vorgenommen und die weiße Matte, mit Spuren der Würdigkeit der Braut, wird gegen einen Theil der Aussteuer ausgetauscht. Der andere wird bei der ersten Niederkunft ausgehändigt.

Heirathet das Paar nicht aus Liebe oder stehen keine Schwierigkeiten bevor, so wird alles von den Verwandten geordnet. Früher war die „Awánga" (die Brautflucht) in Samoa an der Tagesordnung.

Artesische Brunnen in Colorado.

Vom Commissioner of Agriculture beauftragt, hatten C. A. White und S. Aughey im Jahre 1881 einen Theil jener großen Ebenen des Staates Colorado, welche ungefähr 40 000 Quadratmeilen (engl.) umfassen, bereist, um zu untersuchen, ob sich dort nicht artesische Brunnen und mit deren Hilfe aus Wüste Weide und Acker herstellen lassen. Ihre Aufgabe war eigentlich umfänglicher gewesen; handelte es sich doch um die ganze Fläche, welche zwischen Meridian 102 im Osten und den Rocky Mountains im Westen, und zwischen den Nord- und Südgrenzen der Vereinigten Staaten liegt. Aber zwingende Gründe veranlaßten die Reisenden, sich auf das oben angegebene Gebiet, das ihnen schon von früher her bekannt war, zu beschränken. Im Westen desselben steigt, steil wie eine Mauer, die Hauptkette der Rocky Mountains, in einzelnen Spitzen bis mehr als 14 000 engl. Fuß über dem Meere, auf, die untersuchte Strecke selbst aber, deren höchster Punkt in den als tertiäres Hochland zu bezeichnenden Stellen 4450 Fuß, deren tiefster 3129 Fuß über dem Meere liegt, senkt sich 10 bis 12 Fuß auf die Meile vom Fuße der Rocky Mountains nach Osten zu. Durchflossen wird sie vom South Platte und dem Arkansas, aber diese Flüsse sind durchaus nicht im stande, an die von ihnen durchlaufenen Landschaften Feuchtigkeit abzugeben, weil sie häufig, anstatt mit der Länge des Laufes anzuschwellen, durch Verdunstung und Auffangung wasserärmer werden, stetigen Zufluß aber überhaupt nur von ihren zahlreichen, in den Rocky Mountains gelegenen Quellflüssen erhalten. Diese letzteren wieder verdanken ihr Entstehen zahlreichen vereinzelten Lagern ewigen Schnees und den verhältnißmäßig reichlichen Regenfällen, welche die Berge, nicht aber die Ebenen treffen; sie sind aber nur zum Theil das ganze Jahr wasserhaltig, andere trocknen im Sommer ganz und gar aus. — Die großen Ebenen haben viel Aehnlichkeit mit den großen Prärien des oberen Mississippithales. Aber während nahrhafte Gräser und verschiedene krautartige Pflanzen vorherrschen, bedecken sie doch den Boden auch nicht annähernd so dicht, wie es in den Prärien der Fall. Der Boden der großen Ebenen ist nach den angestellten Versuchen ziemlich derselbe, wie der der Prärien, und würde durch Zuführung von Wasser auch dieselbe Fruchtbarkeit erreichen. Ausgenommen sind die schon oben erwähnten, in der Nähe der gegen die Rocky Mountains verschwindenden Vorberge gelegenen, aber von denselben deutlich abgesetzten, von 100 bis 800 Fuß aus den Ebenen aufragenden tertiären Hochländer, Bluffs genannt, wie z. B. Chalk Bluff, 25 Meilen südöstlich von der Stadt Cheyenne.

Die Geologie des untersuchten Gebietes ist sehr einfach zu nennen. Die unterlagernden Schichten, leicht zu sehen, weil sie bei den Rocky Mountains aufgerichtet sind, verflachen sich ganz sanft nach Osten zu, und zwar sind sie in nachstehender Reihenfolge gelagert: Tertiärgestein in 200 bis 1400 Fuß, Laramie in 200 bis 1000 Fuß, Kreideformation in 2250 bis 2900 Fuß, Jura in 400 bis 800 Fuß und Trias in 1500 bis 2000 Fuß Mächtigkeit. Die beiden Commissioners sind nun nach ihrem officiellen Bericht, betitelt: „Artesian Wells upon the great Plains, being a Report of a Geological Commission etc.“, Washington, Government Printing Office, 1882, 8°, dem eine nach dem Atlas of Colorado (bearbeitet vom U. S. Geological Survey of the Territories) hergestellte Karte beigegeben ist, zu folgenden Schlüssen gekommen. Die weite Landschaft ist eine sehr trockene zu nennen. Demzufolge und wegen der Undurchlässigkeit der obersten Schichten dürfte kein auf die Oberfläche des Gebietes fallendes Wasser die tiefer liegenden Schichten in genügender Menge erreichen, um artesische Brunnen zu liefern. Die Hauptneigung der Schichten des Gebietes ist eine solche, daß kein Wasser sich in oder unter denselben ansammeln dürfte, ausgenommen solches, welches auf die aufgerichteten Enden der Schichten an den Vorbergen fällt, oder ein Theil von dem, welches als Strom über dieselben wegfließt. Die sekundären Neigungen der Schichten sind solche, daß die Bohrungen artesischer Brunnen im östlichen Theile des Gebietes zwischen Arkansas und South Platte River mehr Aussicht auf Erfolg haben als anderswo. Die obersten und tertiären Ablagerungen sind so beschaffen, daß sie zur Bohrung nicht verleiten können, und deshalb dürften Bohrungen von nur geringer Tiefe nirgendwo innerhalb der eigentlichen Grenzen des Gebietes von Erfolg begleitet sein. Nur zwei der unter den großen Ebenen lagernden Schichten dürften sich als wasserführend erweisen, nämlich der Dakotasandstein der Kreideformation und der Triassandstein. Um zu ersterem zu gelangen, müßte 1200 bis 2000 Fuß tief gegangen werden, während das Erreichen des anderen noch 600 bis 800 Fuß mehr erfordern würde. Möglich ist es, daß wegen gewisser lokaler Neigungen der Schichten Bohrungen im südwestlichen Theile des Gebietes Erfolg hätten; es kann auch sein, daß genug Wasser aus dem Arkansas durch den Dakotasandstein in die unter dem südwestlichen Theile des Gebietes liegenden Schichten sickert, aber es dürfte nicht zu Tage treten, wenn gebohrt würde. Jedenfalls wäre zu empfehlen, daß, wenn einmal hier ein Versuch gemacht werden sollte, erst streng wissenschaftliche Untersuchungen vorausgingen, weil wiederholte mißglückte Versuche die Regierung auf die Dauer von Bohrungen überhaupt abschrecken würden. Wenn auch nicht sichere Schlüsse zulassend, jedenfalls aber erwähnenswerth ist, daß man bei Fort Lyon in Colorado, 100 Meilen östlich von den Rocky Mountains am Arkansas auf Tertiär gelegen, im Jahre 1881 bis auf 719 Fuß tief bohrte, ohne einen anderen Wasserzufluß zu finden, als bei 430 Fuß 3 Gallonen in der Stunde, und daß dieser nicht einmal aushielt, sondern nach einiger Zeit verschwand.

Nekrologe.

I.

— J. F. Julius Schmidt, bekannter Astronom und Meteorologe, geboren 26. Oktober 1825 zu Eutin, gestorben 8. Januar 1884 in Athen. Nachdem er seit 1842 auf den Sternwarten in Hamburg, Bilk, Bonn und Olmütz gearbeitet hatte, wurde er 1858 Direktor der Sternwarte in Athen; freilich hat er seine dortigen Beobachtungen nicht auf diesem Institute, sondern in seinem Privatobservatorium angestellt, weil es auf jenem — an Instrumenten fehlte. Abgesehen von seinen rein astronomischen Arbeiten und besonders seiner großen Karte des Mondes in 25 Blättern (Berlin 1878), hat er sich große Verdienste um die physikalische Geographie, namentlich Griechenlands, erworben. 1866 beobachtete er die vulkanischen Erscheinungen bei Santorini und veröffentlichte darüber und über frühere Beobachtungen in Italien seine „Vulkanstudien" (Leipzig 1874), denen 1875 „Studien über Erdbeben" folgten. Für Meteorologie, Hypsometrie 2c. sind seine „Beiträge zur physikalischen Geographie Griechenlands" (3 Bde., 1861 bis 1869) von Bedeutung.

— Paul Schumacher, Ethnologe und Archäologe, ein Deutschungar von Geburt, starb Mitte Januar 1884 in Guaymas in Mexiko am Fieber. Er war einer der besten Reisenden und Sammler der Smithsonian Institution, besonders bekannt durch seine Ausgrabungen in der County Santa Barbara (Kalifornien) und den dazu gehörigen Inseln, und hat in den Schriften der Smithsonian Institution, sowie in deutschen Zeitschriften vortreffliche Arbeiten zur Ethnographie und Archäologie der pacifischen Küste Nordamerikas veröffentlicht.

— Richard Eugène Cortambert, französischer Geograph, geboren in Paris 1836, gestorben 26. Januar 1884 in Hyères. Er war 1856 bis 1878 bei der geographischen Abtheilung der großen Nationalbibliothek in Paris angestellt und 1865 bis 1873 Mitglied der Commission Centrale der Pariser Geographischen Gesellschaft. Besonders suchte er die Geographie zu popularisiren und schrieb außer einer großen Menge von Journalartikeln in den Jahren 1864 bis 1868 mehrere populäre Bücher, wie „Les Grands Voyages Contemporains", „Aventures d'un artiste dans le Liban", „Les Illustres Voyageuses", „Impressions d'un Japonais en France" und „Géographie commerciale des cinq parties du monde".

— Arnold Henry Guyot, schweizerisch-amerikanischer Geograph, geboren 28. September 1807 in Neuchatel, gestorben 30. Januar 1884 in Princeton (New Jersey). Er studirte in Neuchatel, Stuttgart und Karlsruhe, wo er mit Agassiz eng befreundet wurde, widmete sich dann mehrere Jahre der Theologie in Berlin, wandte sich schließlich aber ganz den Naturwissenschaften zu. Bei einer Schweizerreise im Jahre 1838 entdeckte er zuerst die blätterige Struktur des Gletschereises und wies nach, daß die Bewegung des Gletschers eine Folge der Verschiebung seiner Moleküle ist. Sieben Sommer hindurch untersuchte er nun die Vertheilung der Gletscherblöcke zu beiden Seiten der Alpen und bestimmte ihre Höhengrenzen und die Gesetze ihrer Wanderung. 1848 siedelte er nach Amerika über, hielt zuerst Vorlesungen in den Normalschulen von Massachusetts, richtete im Auftrage der Smithsonian Institution ein System meteorologischer Beobachtungen ein und wurde 1855 Professor der physikalischen Geographie in Princeton. Dort veröffentlichte er 1866 „Primary Geography", 1870 „Intermediate Geography" und 1873 „Physical Geography", nebst einer Reihe von Wandkarten.

— Heinrich Karl Berghaus, der bekannte, überaus fruchtbare Geograph und Kartograph, geboren 3. Mai 1797 zu Cleve, gestorben 17. Februar 1884 zu Stettin. Von seinem Vater und auf dem Gymnasium in Münster vorgebildet, wurde er schon im Jahre 1811 zum Zeichner im Bureau des Chefingenieurs des damals französischen Lippe-Departements angestellt und nahm an den Vorarbeiten für einen Kanal, der Lübeck und Hamburg mit Paris verbinden sollte, theil. Während der Freiheitskriege wurde er in der Militärökonomie verwandt, studirte dann in Berlin, arbeitete seit 1816 an der preußischen Landesvermessung mit und lehrte 1821 bis 1855 an der Berliner Bauakademie praktische Geometrie, Situationszeichnen und Maschinenbaukunst. 1839 bis 1848 leitete er bei Potsdam eine geographische Kunstschule, die u. a. Petermann und Hermann Berghaus besuchten. 1863 siedelte er nach Stettin über. Außerordentlich groß ist die Anzahl der von ihm vorhandenen Karten und Bücher, von seiner Karte von Frankreich (Weimar 1824) angefangen. Die wichtigsten sind der Atlas von Asien (15 Karten, Gotha 1833 bis 1843), der Physikalische Atlas (93 Karten, Gotha 1837 bis 1848), die Sammlung hydrographisch-physikalischer Karten der preußischen Seefahrer (1840 bis 1847) und verschiedene Karten in den Atlassen von Stieler und Sohn. Von 1825 bis 1852 gab er fünf verschiedene geographische Zeitschriften heraus: „Hertha" 1825 bis 1830, „Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde" 1830 bis 1843, „Almanach" 1837 bis 1841, „Zeitschrift für Erdkunde" 1847 bis 1848, „Geographische Jahrbücher" 1850 bis 1852. Außerdem schrieb er: „Allgemeine Länder- und Völkerkunde" (5 Bde), „Grundriß der Geographie", „Die Völker des Erdballs" (2 Bde), „Landbuch der Mark Brandenburg" (3 Bde), „Landbuch des Herzogthums Pommern" und zuletzt das „Wörterbuch der altsassischen Sprache".

— Karl Victor Müllenhoff, der hervorragendste Germanist unserer Zeit, geboren 8. November 1818 zu Marne in Dithmarschen, gestorben 19. Februar 1884 zu Berlin, 1846 bis 1858 Professor in Kiel, 1858 bis 1884 in Berlin, darf in einem ethnographisch-geographischen Nekrologe nicht fehlen wegen seiner Abhandlungen zur alten Geographie und Völkerkunde und des ersten Bandes seiner „Deutschen Alterthumskunde", welcher die Kenntnisse der klassischen Völker vom Norden behandelt. Von seinen hierher gehörigen Schriften nennen wir außerdem: „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg" (1845); 1849 veröffentlichte er in der Zeitschrift für deutsches Alterthum „Abhandlungen über die Semnonen und die Sudeta", 1856 das Universitätsprogramm „Ueber die Weltkarte und Chorographie des Kaisers Augustus", 1866 die akademischen Schriften „Ueber das Sarmatien des Ptolemäus" und „Ueber die Abkunft und Sprache der pontischen Skythen und Sarmaten", 1875 im „Hermes" „Ueber die römische Weltkarte", 1883 „Ueber den südöstlichen Winkel des alten Germaniens" (Sitzungsberichte der Berliner Akademie).

— Ernst Behm, deutscher Geograph, Mitbegründer und seit 1878 Redakteur von Petermann's Mittheilungen, geboren 4. Januar 1830 zu Gotha, gestorben ebenda 15. März 1884. Er studirte 1849 bis 1853 Medicin, beschäftigte sich dann viel mit Lektüre von Reisewerken und trat 1856 in das Perthes'sche Institut, wo er sich bis zu seinem Tode ganz den „Mittheilungen" widmete, die zahllose Aufsätze, Notizen und Besprechungen aus seiner Feder enthalten. Er ver-

faßte ferner die Ergänzungshefte 8 (Das Land und Volk der Tebu) und 19 (Die modernen Verkehrsmittel), redigirte seit 1866 sieben Jahrgänge des geographischen Jahrbuchs, schrieb seit 1872 mit H. Wagner zusammen die sieben ersten Hefte der „Bevölkerung der Erde“ und seit 1876 die Bevölkerungs- und Verkehrsstatistik im „Gothaer Almanach“. Seit 1877 gab er in den Mittheilungen seine „Geographischen Monatsberichte“, die wohlbekannte Uebersicht über neue Litteratur, Karten und Reisen. Von besonderer Bedeutung unter seinen Abhandlungen ist „Dr. Livingstone's Erforschung des oberen Kongo“ (Mittheilungen 1872), weil er darin die Beweise für die Zusammengehörigkeit des Lualaba mit dem Kongo beibrachte; im Gedächtniß der meisten scheint freilich diese wissenschaftliche That bereits wieder verwischt zu sein.

— Paul Pogge, der erfolgreiche deutsche Afrikareisende, geboren 27. December 1839 in Zierstorpf in Mecklenburg, gestorben 16. März 1884 in S. Paulo de Loanda. Anfangs Landwirth, dann Jurist (er promovirte 1860 zum Doktor der Rechte), unternahm er 1865 zu Zwecken der Jagd eine Reise nach Capland und Natal, lebte dann wieder einige Jahre als Landwirth in seiner Heimath und betheiligte sich Ende 1874, zunächst als Freiwilliger, an der dritten Expedition, welche die Deutsche Afrikanische Gesellschaft nach dem südlichen Becken des Kongo aussandte. Von den fünf Mitgliedern derselben kehrten indessen vier um, und so war es Pogge allein, der am 9. December 1875 die Residenz des Muata Jamwo erreichte und die ersten eingehenden Schilderungen seines Reiches veröffentlichen konnte. („Im Reiche des Muata Jamwo“. Berlin 1880.) Diese Reise sowohl als seine zweite, mit Lieutenant Wißmann zusammen unternommene, deren glückliche Durchführung ganz wesentlich Pogge zu danken ist, sind unseren Lesern durch zahlreiche Mittheilungen wohl bekannt. Als das schwerste Stück Arbeit gethan, Njangwe am oberen Kongo erreicht war, ließ er selbstlos seinen Begleiter Wißmann in die civilisirte Welt zurückeilen, um selbst nach der neubegründeten Station im Lande der Tuschilange zu ziehen und dort noch länger als ein Jahr auszuharren. Gerade als er die rettende Küste des Atlantischen Oceans erreicht hatte, erlag er den Jahre lang ertragenen Strapazen und Entbehrungen. Er war, wie einer der erfolgreichsten, so auch einer der bescheidensten und liebenswürdigsten Reisenden der Neuzeit.

Streifzüge in Portugal.

Von Spiridion Gopčević.

4. Porto.

Als ich das erste Mal Porto betrat, kam ich von Lissabon. Dies hatte zwar einerseits den Nachtheil, daß mein Herz noch voll der Eindrücke der herrlichen Lisboa und ihres noch reizenderen Sprößlings Cintra war, andererseits brachte es aber den Vortheil mit sich, daß sich mir die Stadt kurz vor Passiren der Eisenbahnbrücke und während desselben von ihrer vortheilhaftesten Seite präsentirte. Unwillkürlich rief ich aus: „Das ist ja noch schöner als Lissabon!“ und ein im Coupé sitzender Portuenser bekräftigte in edlem Lokalpatriotismus: „Ja natürlich! Porto ist ja die schönstgelegene Stadt der Welt!“

Ich antwortete nicht, obschon ich mir dachte: „Armer Teufel, du hast weder Konstantinopel, noch Neapel, noch Genua, noch Stockholm gesehen!“ denn diese Städte sind doch noch imposanter gelegen als Porto. Aber selbst mit Lissabon kann Porto nicht so bestimmt rivalisiren. In Lissabon besticht die große Ausdehnung der auf mehreren Hügeln gelegenen Stadt, die enorme Breite des Tejo mit dem malerisch hingeworfenen Almada auf der anderen Seite, das in der Ferne sichtbare Meer und die anmuthigen Gestade von Belem. Porto ist bedeutend kleiner, das Meer bleibt unsichtbar, der Douro ist nicht sehr breit und so gewunden, daß man immer nur ein kleines Stück von ihm sieht. Der Hauptreiz Portos besteht jedoch in den ungemein malerischen steilen Ufern des Douro, welche, sofern sie nicht von Häusermassen eingesäumt werden, von der üppigsten Vegetation bedeckt sind, und in einzelnen besonders markanten Punkten, wie dem Convento da Serra, der Eisenbahnbrücke, der Kettenbrücke und den aus der Häusermasse emporragenden Gebäuden und Kirchthürmen.

Porto ist bekanntlich die zweitgrößte Stadt Portugals. Obschon bloß 110 000 Einwohner zählend, macht sie doch einen viel größeren Eindruck. Als Handelsstadt kann sie sich mit den ersten Hafenstädten Iberiens messen. Seeschiffe können bis zur Brücke fahren, doch ist die Einfahrt in den Douro wegen der vorliegenden Barre sehr schwierig und gefahrvoll. Warum sie nicht entfernt wird, was bei den heutigen technischen Mitteln eine Kleinigkeit wäre, weiß ich nicht. Der Vorwand, sie trage zum Schutz Portos gegen feindliche Angriffe bei, ist nicht stichhaltig, denn auch nach Entfernung der Barre ließe sich durch Strandbatterien und Torpedos der verhältnißmäßig schmale Douro leicht schützen. Bei der großen Steilheit der Ufer genügte eine Mörserbatterie, um durch Bewerfen des Verdeckes der Panzerschiffe diese zum Rückzug zu zwingen. Während ich in Porto weilte, scheiterte ein prächtiger Dampfer an der Barre; das Wrack bot einen schaurig interessanten Anblick.

Porto[1]), welches seit der tapferen Vertheidigung im Erbfolgekriege der dreißiger Jahre den Titel führt: „a leal e invicta cidade“ (die loyale und unbesiegte Stadt), liegt am rechten Ufer des hier gegen 300 m breiten Douro, ungefähr sechs Kilometer von seiner Mündung in den Ocean. Im Alterthume Portus Cale genannt, gab es dem Namen Portugal seine Entstehung. Von den Arabern 716 erobert, fiel es auf kurze Zeit Alfonso I. von Leon in die Hände, wurde jedoch 820 oder 825 von Almansur von Córdoba wiedergewonnen und gänzlich zerstört. Erst 948 (nach Anderen 999) siedelten sich wieder Gascogner an, von denen die Stadt Portus Gallicus oder Portus Gallorum genannt worden sein soll. Zu Anfang des 12. Jahrhunderts wurde Porto befestigt. In der neueren Zeit zeichnete sich

[1]) Mit dem Artikel O Porto, „Der Hafen“, in Deutschland fälschlich zu Oporto zusammengezogen.

die Stadt durch unruhigen Geist der Einwohner aus. 1628, 1661 und 1756 kam es zu Aufständen, und auch 1807 gab Porto das Signal zur allgemeinen Erhebung gegen die Franzosen. 1809 fand hier Wellington's berühmter Douroübergang statt, im Angesicht der von Soult befehligten Armee. 1832 und 1833 gewann Porto unsterblichen Ruhm durch die Vertheidigung gegen D. Miguel's Heer. 1836 ersetzten die Portuenser die Konstitution durch die Charte, um 1842 wieder zur ersteren zurückzukehren, was nicht hinderte, daß sie 1846 doch wieder die Charte proklamirten. Es scheint also, daß das gallische Blut der Bevölkerung noch nicht ganz in das kühlere lusitanische aufgegangen ist.

Meinen ersten Spaziergang begann ich vom Hafen aus, durch die belebteste Straße Portos, die Rua Nova dos Inglezes, so genannt nach der englischen Faktorei am Hafen. Gegenüber derselben hat der Bischof seinen Palast. Um die Ecke biegend gelangen wir in die Rua Nova de S. João, der schönsten und regelmäßigsten der Stadt mit hohen Häusern und bunten oder vergoldeten Balkonen. Sie steigt sehr steil an und unter ihr fließt unter massiven Steinbogen der Rio da Villa. Als diese Straße 1765 gebaut wurde, erließ man den bizarren Befehl, daß die jeweilig einander gegenüberliegenden Häuser in demselben Stile gebaut werden müßten. So geschah es z. B., daß auf der einen Seite ein ebenerdiges Häuschen dasselbe prächtige Portal und die durchbrochenen Bogenfenster hatte, wie ein gegenüberliegender fünfstöckiger Palast. Da es in Portugal Sitte ist, daß die verschiedenen Gewerbe je eine Straße für sich einnehmen, so darf man sich nicht wundern, hier fast alle Gewürzkrämer beisammen zu finden. Die Straße mündet in den Largo de S. Domingo (die „largos“ sind gleich den neapolitanischen „larghi“ bloß platzartige Erweiterungen der Straßen), wo die Kirche da Misericordia ein interessantes, dem Gran Vasco zugeschriebenes Bild enthält, dessen Figuren Profile des Königs D. Manuel, seiner Familie und Zeitgenossen sind.

Rechts vom Platze biegen wir in die Rua das Flores ein, welche eigentlich Rua do Ouro heißen sollte, da hier, wie in der Lissaboner Rua Aurea sämmtliche Juweliere und Goldarbeiter ihre glitzernden Läden haben. Porto ist nämlich berühmt durch seine Goldfiligranindustrie, und thatsächlich kann man hier in den Auslagen die wunderbarsten Arbeiten sehen. Besonders stolz sind die Portuenser auf den Feingehalt ihres Goldes.

Uns links haltend gelangen wir in die Calçada dos Clerigos, auf derem höchsten Punkte — zugleich dem höchsten der Stadt — der Thurm dos Clerigos sich erhebt. Dieser, 210 Fuß hoch und somit nach Mafra der höchste Portugals, gewährt die schönste Aussicht auf die Stadt und Umgebung. Von hier erst kann man die köstlichen Reize ihrer Lage gebührend würdigen. Schade, daß ein geradezu entsetzlicher Wind den Aufenthalt im Thurme unangenehm machte. Die Aussicht erstreckt sich bis auf 10 Meilen jenseits der Mündung.

Unweit der Torre dos Clerigos haben die Damen der Halle in hölzernen Baracken ihren Stand. Auf der anderen Seite erhebt sich die Academia. Die medizinische Abtheilung derselben, welche 100 Studenten und 400 bis 500 Patienten zählt, befindet sich jedoch im Hospital de S. Antonio. Uebrigens giebt es in Portugal eine Menge Privatspitäler, welche von den Irmandades (Brüderschaften; span. Hermandades) unterhalten werden. Jedermann kann Irmão resp. Irmã werden, welcher einen Beitrag von 80 bis 100 Mark entweder auf einmal oder einen entsprechenden Jahresbeitrag zahlt. Dafür wird er, so oft er erkrankt, unentgeltlich aufgenommen und liebevoll gepflegt. Selbst Reiche und Vornehme sind Mitglieder; so z. B. war auch Königin D. Maria II. „Irmã“ einer solchen Brüderschaft. Das Kapital derselben vermehrt sich durch Legate verstorbener Mitglieder in erfreulicher Weise. Alte Leute erwerben durch Einzahlung einer bestimmten Summe das Recht, sich bis zum Tode verpflegen zu lassen.

Ueber den Largo de S. Ildefonso, in dessen Umgebung die Sattler und Hutmacher ihre Läden haben, gelangen wir nun zur Italienischen Oper auf dem Largo da Batalha. Die Arbeiter haben hier dem Musterkönig D. Pedro V. mittelst Subskription eine Statue errichtet. Von hier ist es nicht weit zu der mit Anlagen bepflanzten großen Praça de S. Lazaro, von welcher wir rechts zum Passeio das Fontainhas hinabsteigen, einem aussichtsreichen Spaziergange, wie ihn nur wenige Städte aufweisen können. Er ist in den Abfall des 90 m hohen Ufers geschnitten, aber merkwürdigerweise nur von den unteren Volksklassen besucht. Wir stehen gerade dem auf dem anderen Ufer malerisch gelegenen Kloster Serra gegenüber, zu unseren Füßen tief unten den belebten Fluß, rechts die Kettenbrücke, ein durch seine kühne Anlage und Höhe imponirendes Werk, links hohe, hier und da mit Bäumen bepflanzte Klippen.

Nur schwer trennen wir uns von dem bezauberndes Panorama und suchen die Kathedrale auf, welche sich auf der Spitze eines Hügels erhebt, der ehedem ein suevisches Kastell trug. Portugal ist im ganzen arm an hervorragenden Kirchen, daher will es nicht viel sagen, wenn die Kathedrale eine der interessantesten des Landes ist. Imponirender als diese nimmt sich jedoch die Igreja de S. Francisco aus. Sie — oder vielmehr das anstoßende Kloster — ist berühmt durch das während der Belagerung von 1832 dort ausgebrochene Feuer, welches zur Aufhebung aller portugiesischen Klöster führte. Die Pfaffen, welche natürlich auf Seite des ehrlosen D. Miguel standen, hatten nämlich beschlossen, gleichzeitig sämmtliche Klöster Portos anzuzünden, um sowohl die in ihnen einquartierten Truppen zu verbrennen, als auch um den Herzog von Bragança zu ermorden. Durch Irrthum wurde jedoch das Kloster S. Francisco um eine Stunde zu früh angezündet, in Folge dessen scheiterte der teuflische Plan und verbrannten bloß drei Soldaten mit ihrer Fahne. Von den Pfaffen wurde einer sofort niedergeschossen, zwei andere eingekerkert, aber trotz ihres Geständnisses sonderbarerweise nicht hingerichtet. Dagegen dekretirte der Kaiser D. Pedro als Regent Portugals die Aufhebung aller Klöster. So hatte also diese Schandthat ihre segensreiche Wirkung.

Neben diesem Kloster erhebt sich die Börse, das schönste Gebäude der Stadt und deren Stolz. Ihre Räumlichkeiten sind so ausgedehnt, daß die Ausstellung von 1861 dort untergebracht wurde. Von der Börse haben wir nicht weit zum Passeio das Virtudes, wörtlich: „Spaziergang der Tugenden“, offenbar von irgend einem Spötter so getauft, denn die hier promenirenden Damen schienen mir eher der Demimonde anzugehören. Auch dieser Passeio ist auf einer steilen Felsenterrasse des Ufers angelegt und mit Bäumen und Steinsitzen versehen. Man genießt von hier eine prächtige Aussicht über die Douromündung.

Durch die Travessa do Calvario gelangen wir auf den großen Platz, Campo dos Martyres da Patria, dessen schöne Bäume während der Belagerung als Brennmaterial benutzt wurden; doch ist er jetzt wieder in einen prächtigen Volksgarten verwandelt worden. Hier befindet sich die Relação (Gerichtshof), wo zahlreiche Sträflinge eingesperrt sind, welche nur durch kleine glaslose Fenster Licht erhalten. Daneben steht das Findelhaus, welches jährlich 1000 bis

2000 Besuche empfängt. Den Gesetzen der Vernunft und Menschlichkeit gemäß, welche bei uns leider noch viel zu wünschen übrig lassen — in diesem Punkte wenigstens — wird bei der Aufnahme von Kindern weder gefragt noch geforscht, man legt ungesehen das Kind in das Rad (daher der Name casa de roda), zieht die Glocke und die Sache ist abgethan. Dadurch werden jährlich Hunderte von Müttern vor dem Verbrechen bewahrt und Kindesmord ist unbekannt.

Im äußersten Norden der Stadt sehen wir den Riesenplatz Campo da Regeneração mit Kasernen für 3000 Mann und hinter diesen die Kirche N. S. da Lapa, welche, weil sehr hochgelegen, ebenfalls eine hübsche Aussicht hat. Sie beherbergt das Herz des Kaisers D. Pedro I., welcher 1834 starb. Von hier führt die endlos lange und gerade Rua d'Almada mit ihrer Verlängerung Rua das Hortas nach dem Rocio, jetzt Praça de D. Pedro genannt, dem schönsten Platze der Stadt. In der Mitte befindet sich eine Reiterstatue D. Pedro's IV. (des Kaisers). Auf diesem Platze ließ D. Miguel zwölf Liberale unter den scheußlichsten und bestialischesten Martern, welche ein verthiertes Gemüth ersinnen kann, hinrichten. Glücklicherweise hatte diese Schandthat den Sturz des Elenden zur mittelbaren Folge.

Von einem anderen Platze „Praça dos Voluntarios da Rainha“ — in langen Namen sind die Portugiesen groß! — gelangen wir auf die kleine Praça de Carlos Alberto, woselbst der König zuerst nach seiner Abdankung residirte. Dann besuchen wir die alte Kirche Cedofeita und kommen nach Entre Quintas hinaus, so genannt nach fünf schönen Quintas (Landhäuser), von denen die eine durch ihre Riesenmagnolia berühmt ist. Der Stamm hat 15 Fuß Umfang, 60 Fuß Höhe und die Zweige bilden ein Dach von 70 Fuß Durchmesser. In denselben Garten steht auch ein an 100 Fuß hoher Tulpenbaum von 17 Fuß Stammumfang. In einer anderen Quinta starb Carl Albert an gebrochenem Herzen.

Von hier begeben wir uns zum Krystallpalast, welcher auf einem großen Platze mit schöner Aussicht steht. Er wurde 1865 für die Weltausstellung gebaut und dient seither als Vergnügungslokal. Er enthält ein kleines Museum und Bildergallerie, einen prächtigen Koncertsaal mit Orgel, Restaurant, Billard-, Lese- und Toilettezimmer 2c. Der Park ist recht geschmackvoll.

Im ganzen sind die Straßen Portos gleich jenen Lissabons steil, und in der Altstadt auch winkelig und eng. Auch das Leben in denselben erinnert an Lissabon. Die unzähligen Weiber, welche die Stadt durchziehen und ihre Waaren ausschreien, sind jedoch etwas hübscher und besser gekleidet. Sie tragen einen koketten, runden Hut von dem Schnitte der ungarischen Männerhüte, der ihnen ausgezeichnet zu Gesichte steht, schweres Goldgeschmeide in den Ohren und um den Hals, und kurze bis an die Knie reichende Röcke. Von Strümpfen und Schuhen sind sie jedoch ausgemachte Feinde. Ihre Formen sind meistens voll.

Eine seltsame Art Regenmantel tragen die Fuhrleute, Straßenkehrer 2c.; derselbe besteht nämlich aus lauter künstlich aneinander gereihten Strohhalmen. Etwas Komischeres als einen so durch die Straßen wandelnden Strohmann kann man sich nicht denken.

Kürzere Mittheilungen.

Die Ansiedelung am Port Darwin.

Die Nachrichten aus der zu Südaustralien gehörigen Ansiedelung am Port Darwin an der Nordküste von Australien lauten wenig befriedigend, und von den glänzenden Prophezeiungen, welche der jetzige Government-Resident Mr. J. L. Parsons bei seinem Antritte machte, ist bisher eben nichts in Erfüllung gegangen. Der Australier nimmt in solchen Dingen den Mund immer gern sehr voll, was er, mit einem ihm eigenartigen Ausdrucke, „blowing“ nennt. Mit Ausnahme der Beamten an dem dort einlaufenden Kabel und am Ueberlandtelegraphen, sowie derer im Dienste der Regierung, besteht die kaum 4500 zählende Bevölkerung fast nur aus Chinesen. Die wenigen Europäer verringern sich immer mehr und neue kommen nicht dazu. Aber die Chinesen erregen nun einmal die Feindschaft der Europäer, obgleich es stille und friedliche Menschen sind und den Behörden keine Veranlassung geben, gegen sie einzuschreiten. Als im Oktober 1884 der Kapitän des an der Nordküste stationirten Regierungsdampfers seine störrigen Matrosen entließ und dafür willige Chinesen engagirte, erhob sich darüber in der ganzen Kolonie ein solcher Lärm, daß man hätte glauben sollen, das Vaterland sei in Gefahr. Man möchte den Chinesen eine sehr hohe Kopfsteuer auferlegen, um sie los zu werden, und dagegen sogenannte Eurasians aus Ostindien auf Staatskosten importiren. Man versteht darunter Ostindier, welche von europäischen und indischen Eltern abstammen, also Mischlinge sind. Sie sollen intelligente, fleißige und nach Versicherung von Engländern, auch brauchbarere und nützlichere Menschen sein, als viele der auf Kosten der australischen Kolonie aus Europa eingeführten Emigranten. Sie betreiben meistens ein Handwerk, sind jedoch zu arm, um die Fahrt aus eigenen Mitteln bestreiten zu können. Wir wüßten nicht, was für ein Gewinn aus diesem Wechsel für die Ansiedelung, wie sie einmal ist, hervorgehen sollte, es sei denn, daß man auf billigere Arbeitslöhne — für Gewerbe, die nicht da sind? — rechnete. — Die Erwerbszweige, welche bisher versucht wurden, mußten, nachdem sie große Summen verschlungen hatten, größtentheils wieder aufgegeben werden. Dies gilt namentlich von den Zuckerrohr- und anderen Plantagen. Im September 1884 löste sich auch die Adelaide and Port Darwin Sugar Company, welche im Mai 1882 unter großen Hoffnungen ins Leben getreten war, mit einem Verluste von 20000 Pfd. St. auf, und ebenso im nächsten Oktober Poett's Northern Territory Plantation Company. Ob der Deutsche, Otto Brandt, welcher jetzt, angeblich im Interesse einer großen Lagerbierbrauerei, damit beschäftigt ist, an der Shoal Bay, in 12° 15′ südl. Br. und 131° östlich von Gr., auf einem Areale von vorläufig 310 Hektar eine Zuckerrohrplantage anzulegen, besser fahren werde, als bisherige Erfahrungen an die Hand geben? Wir bezweifeln es. — Im Oktober 1881 wurde am Mc Kinlayflusse unweit Mount Wells in ungefähr 13° 30′ südl. Br. und 131° 30′ östl. v. Gr. ein Zinnlager mit Beimischung von Gold, von, wie in allen Zeitungen ausgeschrien ward, sehr hohem Werthe entdeckt. Dieser hat nun darin bestanden, daß, nachdem die Mine einige Zeit mit Verlust bearbeitet worden, die Arbeiten, angeblich wegen der hohen Transportkosten, eingestellt wurden. Vor ungefähr einem Jahre wollte man an der Nordküste in der Nähe von Port Darwin reiche Perlmuschellager aufgefunden haben, und große Hoffnungen wurden darauf gesetzt. Leider hat sich aber bald ergeben, daß es auch damit nichts

ist. Die Muscheln liegen in zu tiefem Wasser, und letzteres ist so morastig, daß die Taucher darin nicht arbeiten können.

Den einzigen Erwerbszweig bilden zur Zeit die Goldfelder, meistens von Chinesen besucht. Sie sind nicht ergiebig genug, um Europäer anzuziehen, abgesehen davon, daß letztere in einem tropischen Klima Arbeiten im Freien nicht lange aushalten. Das Alluvium enthält sehr wenig Gold, und die goldhaltigen Quarzrisse, zu deren Bearbeitung aber Geldmittel gehören, würden wohl einen besseren Nutzen abwerfen, wenn nicht die Transportkosten in der Verbindung mit Port Darwin zu bedeutend wären. Diesem Uebelstande wird, wie es scheint, nach Verlauf einiger Jahre, wenn dann noch Goldfelder existiren, abgeholfen sein. Das südaustralische Parlament hat nämlich den Bau einer 240 km langen Bahn von Port Darwin südlich nach Pine Creek, also bis in die Gegend der Goldfelder, deren Kosten auf 959 300 Pfd. St. veranschlagt sind, genehmigt, und nähern sich die Vorarbeiten bereits der Vollendung. Es ist dies ein kühner Entschluß von einer Kolonie wie Südaustralien, welche erst 315 000 Bewohner zählt und, bei zur Zeit ziemlich zerrütteten finanziellen Verhältnissen, mit einer öffentlichen Schuld von bereits 15 511 000 Pfd. St., also 50 Pfd. St. pro Kopf der Bevölkerung, belastet ist. Kühn um so mehr, als an eine Verzinsung des Baukapitals wohl auf lange Zeit hinaus nicht zu denken ist.

Im centralen Northern Territory sind sehr ausgedehnte Areale von mehr oder weniger zweifelhaftem Werthe zu Viehweiden in Pacht genommen. Die Erfolge muß man abwarten. Für Schafe ist diese Gegend wenig geeignet, mehr aber für Pferde und Rindvieh. H. Gr.

Rassenbecken.

Nicht mehr einseitig auf Schädeluntersuchungen erstrecken sich die anthropologischen Messungen. Auch das Becken in seiner Bedeutung für die Rassenunterschiede wird neuerdings von den Anthropologen mehr gewürdigt, doch liegt hier ungleich weniger Material zur Verarbeitung vor, als bei den Schädeln. Einen fleißigen Beitrag zur Kenntniß der Rassenbecken hat jetzt Dr. Paul Schröter in seiner Inauguraldissertation „Anthropologische Untersuchungen am Becken lebender Menschen" (Dorpat 1884) geliefert und zwar ist auch hier, wie bereits in vielen anthropologischen Untersuchungen, die Anregung von Prof. L. Stieda ausgegangen. Dr. Schröter hat im ganzen bei 271 Personen beiderlei Geschlechts und zwar bei 114 Polen, 102 Juden und 55 Russen seine Messungen angestellt und die ganze vorhandene Litteratur zum Vergleiche herangezogen, so daß er zu einigen allgemeinen Schlüssen wohl berechtigt ist und auch in der wichtigen Frage der Beckenneigung zu einer bestimmten Ansicht gelangen und zeigen konnte, daß verschiedenen Rassen auch verschiedene Neigungsverhältnisse des Beckens zukommen.

Schröter hat gefunden, daß das Becken der Estin und Deutschen ein stärker entwickeltes ist, als das der Polin und Jüdin, daß das Becken der letzteren überhaupt das in allen Maßen kleinste ist; und so ist es ähnlich bei den Männern, wo Russen und Polen größere Maße als die Juden in Bezug auf das Becken zeigen (z. B. Beckenumfang der Juden 78,6, der Polen 81,2, der Russen 83,6).

Was die Neigung der anthropologischen Beckenebene betrifft, so findet man von den untersuchten oder verglichenen Völkern, daß die stärkste Beckenneigung bei den Deutschen, eine geringere bei den polnischen Frauen, eine noch geringere bei den Jüdinnen und die geringste bei den Estinnen vorhanden ist. Und so auch bei den untersuchten Männern, wo auch noch die Russen den Juden vorgehen.

Die Beckenneigung ist übrigens nicht bei allen Rassen derart, daß sie bei Frauen eine stärkere als bei den Männern derselben Rasse ist; bei den Polen und Juden ist nämlich die Beckenneigung der Frauen eine geringere als die der Männer. Eine konstante Größe ist die Beckenneigung bei einem und demselben Individuum auch nicht: eine Veränderung der Stellung des Individiums ruft eine Veränderung in der Größe der Beckenneigung hervor.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Versammlung des Historischen Vereins von Oberbayern am 1. December 1884 sprach Herr Johann Freßl über die Verbreitung des bayerischen Stammes. Nach der „Allgemeinen Zeitung" (3. Dec. 1884) beklagte er, daß die Deutschen sich wenig um ihre Urgeschichte und die Richtigstellung verbreiteter falscher Angaben über ihre Herkunft kümmerten. Was speciell Bayern betreffe, so könne man in einer akademischen Festrede, die vor sieben Jahren gehalten wurde, lesen, daß es doch wunderbar sei, daß das heutige Bayern Königreich Bayern genannt werde, während doch der fränkische und schwäbische Volksstamm im jetzigen Bayern den überwiegenden Theil des Volkes bilden. Von der richtigen Ansicht ausgehend, daß derlei Bestimmungen nur an der Hand der Sprachgeschichte und des Sprachgebietes gegeben werden können, legte Redner eine von ihm entworfene Karte des Sprachgebietes des bainarischen Stammes vor. Die bayerische Sprache hat drei Mundarten: die altbayerische, die oberpfälzische und die wäldlerische. Zieht man nach eingehenden sprachlichen Untersuchungen an Ort und Stelle die Grenze des baiuarischen Sprachgebietes, so beginnt diese im Südwesten bei Telfs in Tirol, zieht sich nordwärts dem Lech entlang an den Peissenberg, folgt der Ammer bis Diessen und erstreckt sich westlich bis Landsberg. Bruck bildet eine scharfe Grenzscheide, Rain gehört hierher, und von dieser Stadt an zieht sich in gerader Linie nordwärts bis Erlangen das Sprachgebiet, von wo aus die Grenze in nordöstlicher Richtung etwa bis Bayreuth geht, die von hier aus der Abgrenzung des jetzigen Königreichs im Osten und Süden entspricht. Innerhalb dieses Rahmens ist der altbayerische Dialekt im Süden verbreitet, während im Nordwesten der oberpfälzische und im Nordosten der wäldlerische sich ausgebreitet hat. Vergleicht man aber die Bevölkerungszahl im eben angegebenen Gebiete mit der des übrigen Theiles vom jetzigen Bayern, so ergiebt sich ein Verhältniß von 3 : 2, und die ganz richtige Bezeichnung des heutigen Landes Königreich Bayern anstatt „Königreich Franken" ist schon durch die Ueberzahl des baiuarischen Volksstammes gegenüber den beiden anderen Stämmen klar erwiesen.

— Die sechste uns zugehende Lieferung von Chavanne's Physikalisch-statistischem Handatlas von Oesterreich-Ungarn (Wien, E. Hölzel) enthält eine Karte der Verbreitung nutzbarer Mineralien von F. Toula, eine solche der Zu- und Abnahme der Bevölkerung in dem Zeit-

raume 1869 bis 1880 und eine, das Geschlechtsverhältniß der Bevölkerung darstellend, letztere beiden von Le Monnier. Die zweite Karte ist von besonderem Interesse; sie zeigt, daß der größte Theil der Monarchie an Bevölkerung zunimmt, besonders die Bukowina, der östliche ruthenische Theil von Galizien, Mähren, Ostschlesien, Nieder-Oesterreich, Istrien, der größte Theil Dalmatiens, dann der Südwesten und die Mitte von Ungarn. Stationär blieb die Bevölkerung im centralen Böhmen, im Hausruckkreise Oberösterreichs, im oberen Mur- und Ennsthale, in den mittleren Bezirken Tirols und den gebirgigen Komitaten Ungarns. Eine Abnahme der Bevölkerung zeigt sich, von kleineren Theilen Dalmatiens, Krains, Tirols etc. abgesehen, besonders in einem ausgedehnten, zusammenhängenden Gebiete im nördlichen und östlichen Ungarn und fast ganz Siebenbürgen. „Diese ungeheure Fläche der Volksabnahme bildet für die Staatsmänner Ungarns, das ohnehin dünn bevölkert ist, eine ernste Mahnung, den volksvermindernden Ursachen, insbesondere der starken Auswanderung aus den rumänischen und serbischen Distrikten, sowie der großen Kindersterblichkeit eine eingehende Aufmerksamkeit zu schenken." Ungarn hat jetzt überhaupt unter allen Ländern Europas die geringste jährliche Volkszunahme (0,11 Proc.), abgesehen von Irland, wo sich die Bevölkerung in dem Jahrzehnte 1871 bis 1881 um 0,48 Procent vermindert hat. — Sehr viel schwerer ist es, von dem Geschlechtsverhältnisse der Bevölkerung Oesterreich-Ungarns in kurzen Worten eine Uebersicht zu geben. In Oesterreich entfallen auf 1000 Männer 1047 Frauen, in Ungarn nur 1018. Wie in ganz Europa, so nimmt auch in der Monarchie das Uebergewicht der weiblichen Bevölkerung von Nord nach Süd und von West nach Ost hin ab, um im Süden und Südosten einem bedeutenden Ueberschuß der Männer Platz zu machen. Letzterer findet sich namentlich in Istrien, Kroatien, Slavonien, Bosnien und dem Südosten Ungarns. Im Bezirke Pola — um die Extreme zu nennen — entfallen nur 694 Frauen auf je 1000 Männer, in dem ganz nahe gelegenen Fiume dagegen 1320 Frauen. Ungefähr gleich stark vertreten sind beide Geschlechter in der Bukowina und Siebenbürgen (ähnliche Verhältnisse herrschen in Belgien und Italien).

— „L'Exploration" (Nr. 407) bringt einen Aufsatz Hansen-Blangsted's über den Wettkampf zwischen den Bäumen in den dänischen Wäldern. Die Hauptkombattanten sind die Buche und die Birke; erstere dringt überall siegreich vor. Die Mittheilungen beziehen sich hauptsächlich auf den Bezirk von Silkeborg im Herzen Jütlands. Ganz aus Birken bestehende Wälder findet man jetzt nur an öden, sandigen Stellen; überall sonst sind die Bäume gemischt, und wo der Boden günstig ist, wird die Birke schnell von der Buche verdrängt; sie verliert ihre Zweige bei der Berührung mit der Buche und wendet ihre ganze Kraft auf die oberen Theile, mit denen sie sich über die Buche erhebt. So kann sie lange fortleben, aber schließlich unterliegt sie im Kampfe, wenn auch oft nur aus Altersschwäche, denn die Lebensdauer der Birke in Dänemark ist kürzer als die der Buche. Verfasser glaubt, daß das Licht die Ursache der Ueberlegenheit der Buche ist, denn ihr Zweigwerk ist besser entwickelt als das der Birke, welche offener ist und den Sonnenstrahlen gestattet, zwischen den Zweigen hindurch auf den Boden zu dringen, während die dichte, buschige Spitze der Buche sie zurückhält und so ihren Fuß in tiefen Schatten hüllt. Kaum vermag eine junge Pflanze unter der Buche zu gedeihen, ausgenommen ihre eigenen Schößlinge, und während die Buche unter der Birke kräftig aufwächst, geht letztere unter der Buche schnell zu Grunde. Die Birke ist vor der gänzlichen Ausrottung nur dadurch bewahrt worden, daß sie die dänischen Waldreviere in Besitz hatte, lange bevor die Buche dieses Land erreichte, und daß einige Bezirke dem Gedeihen der letzteren ungünstig sind. Wo aber der Boden durch die Zersetzung der Birkenblätter bereichert worden ist, beginnt der Kampf. Die Birke gedeiht auch noch an den Seeufern und sumpfigen Stellen, wo ihr Feind nicht fortkommen kann.

In gleicher Weise verschwindet in den Wäldern Seelands die Kiefer vor der Buche. Sich selbst überlassen, werden die Kiefern bald durch Buchen ersetzt. Länger und hartnäckiger ist der Kampf der letzteren mit der Eiche, denn diese hat ein dichteres Zweig- und Blattwerk, welches dem Durchgange des Lichtes viel Widerstand entgegensetzt. Die Eiche hat auch eine lange Lebensdauer, aber früher oder später unterliegt auch sie, weil sie sich nicht im Schatten der Buche entwickeln kann. Die ältesten dänischen Wälder bestanden hauptsächlich aus Espen, mit denen die Birke augenscheinlich vergesellschaftet war. Allmählich hob sich der Boden und das Klima wurde milder; dann kam die Kiefer empor und bildete große Wälder. Dieser Baum herrschte Jahrhunderte lang und trat dann den ersten Platz an die Steineiche ab, welche jetzt vor der Buche zurückweicht. Espen, Birken, Kiefern, Eichen und Buchen scheinen die Stufen zu sein in dem Kampfe ums Dasein unter den Bäumen Dänemarks.

Asien.

— In diesem Winter haben die Engländer vom Pandschab aus eine militärische Expedition nach Afghanistan unternommen und zwar in das Zhob-Thal, ein Nebenthal des Gumal, welcher unweit Dera Ismail Chan sich mit dem Indus vereinigt. Nach den letzten Nachrichten (vom 9. Nov. 1884) ist sowohl der wissenschaftliche als auch der militärische Zweck erreicht worden: das Zhob-Thal sowohl als das ihm südlich parallel ziehende Bori-Thal, bisher gänzlich unbekannte Theile Afghanistans, wurden aufgenommen und die Verbindung mit früheren Aufnahmen in der Richtung auf Kandahar bewerkstelligt. Außerdem wurden die räuberischen Einwohner, die Zhobwals, gezüchtigt, mußten Geißeln stellen und 20 000 Rupien Strafe zahlen und ihr Häuptling Schah Dschehan durch seinen gefügigeren Neffen ersetzt.

— In Turkestan beabsichtigt man von jetzt ab, auch die Eingeborenen nach russischem Gesetz zu richten, so namentlich für Tödtungen. Bis jetzt wurden die des Mordes angeklagten Kirgisen nach dem Volksgesetz der Eingeborenen in folgender Weise bestraft: sobald in einem Aule oder in der Steppe ein Mord verübt ist, so fangen die Verwandten und Freunde des Ermordeten an, nach dem Mörder zu suchen. Mitunter dauern die Nachforschungen lange, besonders wenn die Leiche des Ermordeten nicht gleich gefunden wird. Oft wird die Leiche entdeckt, indem man dem Flug der Raubvögel folgt, oft werden andere Anzeichen benutzt, welche von der außerordentlichen Findigkeit des Nomaden Kunde geben. Ist der Mörder entdeckt, so haben die Verwandten das Recht, von ihm einen sogenannten „Kun" zu erheben. Der die Blutschuld sühnende „Kun" besteht in einer bestimmten Anzahl Kameelen, Pferden, Schafen, Gewändern; einen besonderen „Kun" erhalten diejenigen Personen, welche an der Entdeckung des Mordes betheiligt waren, insbesondere diejenige, welche den Mörder auffand, sowie der Richter. Der „Kun" für eine getödtete Frau ist geringer als für einen getödteten Mann, und im letzten Falle verschieden je nach der Abstammung des Ermordeten: für einen ermordeten Kirgisen (mit weißen Knochen?) wird ein größerer Kun bezahlt, als für einen, dessen Abstammung unbekannt ist. Wenn der Mörder nicht im stande ist, den Kun zu erlegen, so muß die Sippe des Mörders bezahlen. Die Uebergabe und der Empfang des Kuns ist von einer Menge verschiedener Gebräuche begleitet, es ist eine Art Fest für den Aul, in welchem die Verwandten des Ermordeten leben. Unter den als „Kun" abzuliefernden Hausthieren muß unbedingt das Pferd des Mörders sein. Die Ver-

wandten des Ermordeten haben das Recht, die Annahme des Kuns zu verweigern, sie fordern dann den Mörder zum Zweikampf heraus. Der geforderte Mörder erscheint im Aul des Ermordeten von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, auf seinem besten Roß; in einiger Entfernung von ihm nehmen die Verwandten des Ermordeten Stellung: es beginnt ein tolles Wettrennen. Wenn der Mörder seinen Verfolgern entkommen kann, so ist er gerettet und von jeglicher Strafe frei; er darf jedoch nur bis zum Sonnenuntergang verfolgt werden, sobald die Sonne unter den Horizont sinkt, hört die Verfolgung auf. Wird der Mörder eingeholt, so wird er wohl in den meisten Fällen niedergemacht. — Bemerkenswerth ist, daß kaum ein Mord unentdeckt bleibt. Uebrigens mordet der Kirgise nur selten um zu rauben; gewöhnlich ist der Mord das Ende eines Streits, oder das Resultat einer Rache, oder ein Todtschlag im Affekt. (Oestliche Rundschau 1884, Nr. 44.)

Australien.

— Die Zahl der Ureinwohner des Australkontinents beträgt nach dem Census von 1881 zusammen 31 700 Seelen (17 235 männliche, 14 465 weibliche); davon lebten in Victoria 780 (460 männliche, 320 weibliche), in Neusüdwales 1643 (938 männliche, 705 weibliche; doch wurden hier nur die „civilisirten" Aboriginer gezählt), in Queensland 20 585 (10 719 männliche, 9866 weibliche), wogegen nach anderen Schätzungen in dieser Kolonie 70 000 Eingeborene leben sollen; in Südaustralien 6346 (3478 männliche, 2868 weibliche), endlich in Westaustralien, wo aber nur die im Dienste der Ansiedler stehenden in Anrechnung kamen, 2346 (1640 männliche, 706 weibliche). In Neuseeland begegnete die Censusaufnahme bei den Maori großen Schwierigkeiten; sie bezeigten fast durchweg eine große Abneigung gegen eine Zählung ihrer Familienmitglieder und verweigerten häufig jede Auskunft, so daß die erlangte Zahl von 44 097 Seelen (24 368 männliche, 19 729 weibliche) mit Vorsicht aufzunehmen ist. Gegen den Census von 1878 ergiebt sich eine Zunahme von 502 Seelen; da aber die mit den Angelegenheiten der Eingeborenen in Neuseeland betrauten Beamten trotzdem dabei beharren, daß die Rasse von Jahr zu Jahr abnimmt, so hätte man eine genauere Erhebung vorzunehmen. Wie aus den obigen Ziffern ersichtlich, ist die Zahl der männlichen Ureinwohner in ganz Australien und Neuseeland um 7409 Köpfe größer als die der weiblichen.

— Der Dampfer Whampoa beförderte im Oktober 1884 eine aus sieben Personen bestehende Expedition nach dem Cambridge-Golf an der Nordküste von Westaustralien in 14° 45′ südl. Br. und 128° 7′ östl. von Gr. Sie steht unter Leitung des Mr. Stockdale, zweiter im Kommando ist Mr. Rickardson. Die Gesellschaft wird an der Westküste des Golfs landen und von da aus in südwestlicher Richtung auf die Leopold Ranges in ungefähr 17° 10′ südl. Br. und 125° 30′ östl. von Gr. und dann nach dem Glenelgflusse reisen, welcher in 15° 58′ südl. Br. und 125° 10′ östl. von Gr. mündet. Die Reise wird also ein Gebiet berühren, welches auf den Karten noch leer gelassen wird. Mr. Stockdale, welcher am Ordflusse in 17° 30′ südl. Br. und 128° 45′ Weideland besitzt, hofft in diesem von ihm zu erforschenden Gebiete gute Weidedistrikte aufzufinden.

— Zu Anfang Oktober 1884 wurden die Deutschen Noltenius, Scholler, Hanschildt und Lander, welche vom Port Darwin aus, an der Nordküste von Australien, auf einer Forschungsreise am Daly River, begriffen waren, von dortigen Eingeborenen in scheußlicher Weise ermordet. Es ist dem in Port Darwin stationirten Polizeiinspektor Foelsche mit seinen Leuten gelungen, die Mörder einzufangen, und sie gehen ihrer verdienten Strafe, gehängt zu werden, entgegen.

— Die Zuckerindustrie in Queensland hebt sich trotz der Arbeiterfrage, und Mauritius, welches bisher Australien mit Zucker versorgte, findet von Queensland eine immer stärkere Konkurrenz. Im Jahre 1884 dürften nach Abzug des Bedarfs dieser Kolonie gegen 40 000 Tonnen Zucker für Export nach den anderen australischen Kolonien übrig bleiben.

Vermischtes.

— Der Tertiärmensch von Thenay bei Blois kommt zu Ehren, die anthropologische Sektion der Société française hat gelegentlich der vorjährigen Versammlung in Rouen die Stelle besucht, wo Abbé Bourgeoise seine bearbeiteten Feuersteine gefunden und unter Leitung der Herren d'Ault-Dusmenil und F. Daleau Nachgrabungen angestellt hat. Die Schichten sind offenbar in Süßwasser abgesetzt, werden aber von einem versteinerungsreichen marinen Mergel überlagert. In der Tiefe von fast 5 Metern, unter Schichten mit Knochen von Acerotherium, fanden sich Feuersteine, welche nicht nur die Spuren von Bearbeitung, sondern auch von Feuereinwirkung zeigten. Die Schichten sind entschieden als miocän zu betrachten, somit noch erheblich älter als die Pliocänschichten der argentinischen Pampas, in denen Ameghino Menschenspuren gefunden hat. Damals kannte also der Mensch schon das Feuer, und somit muß sein erster Ursprung mindestens in die Eocänzeit zurückverlegt werden. Ko.

— Friedrich von Hellwald's „Naturgeschichte des Menschen" (Stuttgart, W. Spemann) ist jetzt mit der 55. Lieferung zum Abschlusse gekommen, und damit ein von großem Fleiße und ungewöhnlicher Belesenheit zeugendes Buch, zugleich das ausführlichste ethnographische Werk in deutscher Sprache. Der Standpunkt des Verfassers ist zu bekannt, um darauf näher einzugehen; man kann, wie es ja schon oft geschehen, über denselben mit ihm rechten. Aber auch jene, welche Hellwald's Grundanschauungen nicht theilen, müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er vor allem nach Wahrheit strebt und keine Mühe scheut, derselben nachzuforschen. Die „Naturgeschichte des Menschen" legt von diesem Streben wiederum beredtes Zeugniß ab und räumt auf mit einer Menge falscher Begriffe, herkömmlicher aber wissenschaftlich unhaltbar gewordener Vorstellungen, reinigt unsere ethnographischen Anschauungen von zahllosen Irrthümern, und wenn sicherlich Hellwald's Buch von solchen auch nicht völlig frei sein dürfte, so tritt doch überall das sichtbare Bemühen zu Tage, selbst in geringfügigen Details Fehler zu vermeiden. Einen ganz besonderen Reiz verleihen dem Werke die vielen Hundert Bilder Keller-Lenzinger's, die nur Echtes in künstlerisch schöner und technisch vorzüglicher Ausführung bieten. Keller-Lenzinger hat eigens für diesen Zweck in den Museen von Berlin, Hamburg, Leyden, London, Paris 2c. Studien gemacht, und so wird von vielen Völkern und Stämmen hier zum ersten Male ein reiches, authentisches Material veröffentlicht.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVII. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Brügge.

(Nach dem Französischen des M. Camille Lemonnier.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Der Reiz, welchen die Kanäle von Brügge auf den Besucher der Stadt ausüben, wird besonders dadurch erhöht, daß dieselben alle Augenblicke umbiegen, eine Ecke machen, im Zickzack laufen, jetzt sich dem Blicke entziehen, indem sie eine Zeitlang unter den Häusern fortlaufen und dann plötzlich wieder auftauchen. Das ganze Netz ihrer kleinen Verzweigungen, welche sich durch das Innere der Stadt hinziehen, ist fast ebenso engmaschig, wie das Geäder im menschlichen Körper. Zuweilen fehlen die Uferstraßen, wie bei dem reizenden Rosenkranzkanal (Canal du Rosaire), wo die Häuser senkrecht aus dem Wasser aufsteigen; da erblickt man kleine Treppen, deren Stufen von schwarzem Schlamme bedeckt sind, wurmstichige Galerien hart über dem Wasserspiegel, überhängende kleine Logen, schiefe Giebel, die sich nur wie durch ein Wunder noch im Gleichgewichte erhalten, Terrassen, die von halbzerfallenen und mit Epheu überwachsenen Mauern gestützt werden, ein Durcheinander kleiner, schrägstehender, krummer, baufälliger Façaden, welche von oben bis unten von Schimmel und Flechten in großen Flecken bedeckt sind. Das Wasser selbst giebt hier die Straße ab, auf welcher kleine Nachen und Flöße verkehren, die plötzlich unter einer Brücke hervorkommen, zwischen den Schlammbänken, die hier und da aus dem Wasser auftauchen, hin und her laviren, vor dieser und jener Thüre halten, von einem Ufer zum anderen ihren Stellwagendienst verrichten und zuletzt unter einer tiefen Brückenwölbung wieder verschwinden. Stellenweise rücken die gegenüberliegenden Häuserreihen so nahe an einander, daß sie den Wänden einer trichterförmigen Grube gleichen. Ueberall aber folgt ein Kanal auf den anderen; alle verzweigen sich, vereinigen sich wieder, senden Ausläufer in die Häuserquadrate hinein, bilden Inseln und Aestuarien und sind von einer bunten Aufeinanderfolge von Hütten, Palästen, Thürmchen, Balkonen und Terrassen eingefaßt. Aber der Verkehr, der einst in diese Häuser und Kanäle Leben brachte, hat längst andere Bahnen eingeschlagen; der Zwischenhandel, welcher das ganze Land dem allmächtigen Brügge tributpflichtig und seine Docks zum alleinigen Waarenlager Flanderns machte, ist verschwunden. Kaum eine Spur hat sich erhalten von seiner Börse mit ihren Maklern, den ersten, welche die Geschichte des Handels kennt, und die zuerst die Neuerung des Versicherungsgeschäftes einführten, geschweige denn von jenen Syndikaten, welche die deutschen Städte Venedig, Genua, Mailand, Florenz und London dort unterhielten. „Zur Zeit der Blüthe von Brügge — schreibt Karl Braun-Wiesbaden in einer Studie über die Häuser der Hansa in vlämischen Landen („National-Zeitung“ vom 10. Januar 1885) — schickte hierher Preußen seinen Bernstein; Italien seine Seide; Brabant seine Gewebe; Portugal, Spanien, Griechenland und Frankreich seine Weine; Deutschland die Erzeugnisse, welche sein Gewerbefleiß aus Horn und Elfenbein,

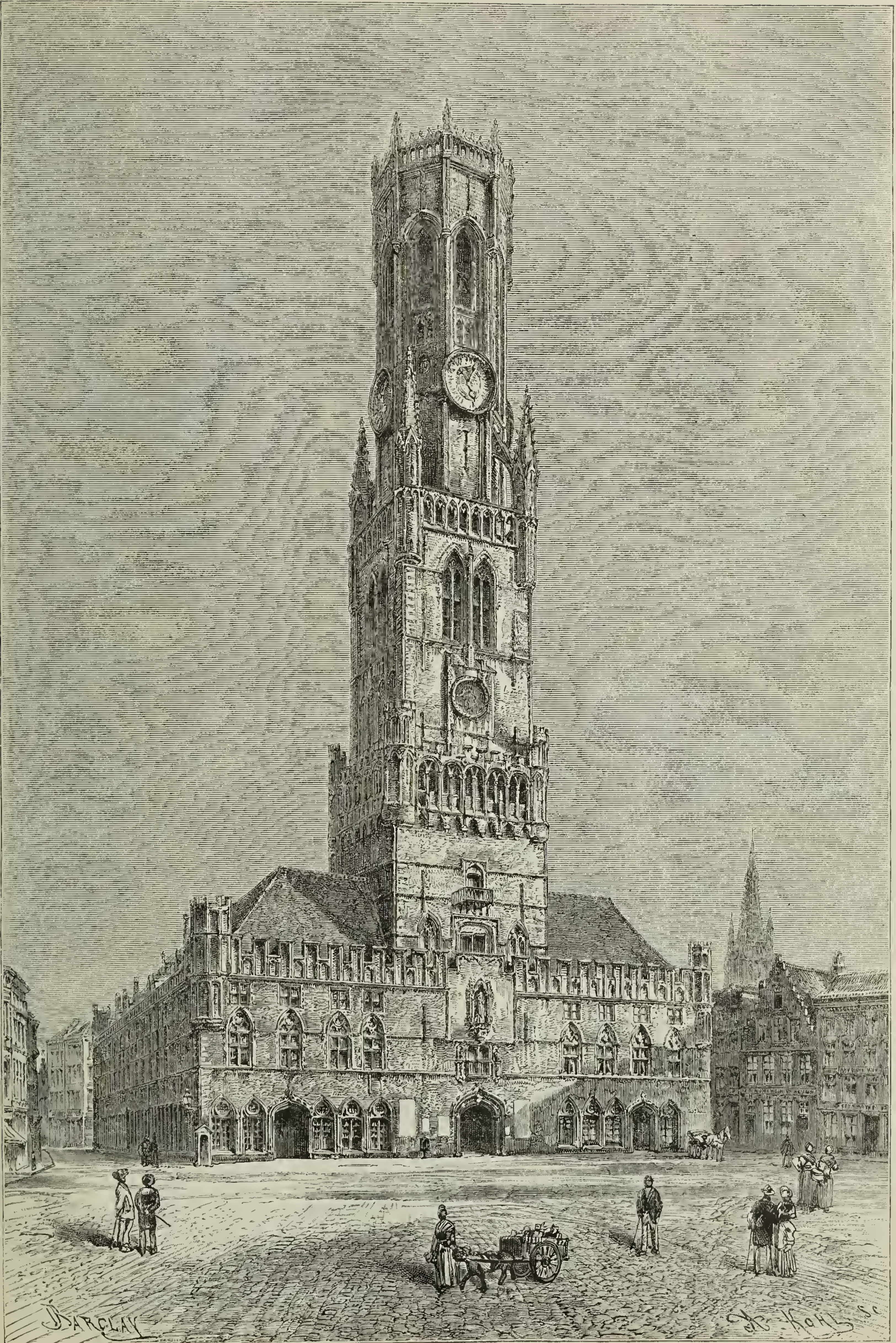
aus Holz und Glas, aus Eisen und Messing, aus Gold und Silber herstellte; Holland seinen Hanf und Flachs; England seine Wolle; Spanien seinen Korduan und sein Leder; die Levante ihre Teppiche, ihr Rosenöl und ihre sonstigen Parfümerien; Afrika seine Elefantenzähne und sein Palmöl. An der Spitze aller fremden Handelsleute aber standen die Deutschen, von welchen der gelehrte Archivar Gilliodts van Severin schreibt, daß man sie damals als solche sofort erkannte an der Kostbarkeit und der Eleganz ihrer Kleidung und an den Waffen, welche diese mächtige Genossenschaft überall zu führen pflegte, mit anderen Worten: die Hanseaten, die Männer aus dem Osten, welche man die Osterlinge nannte, und die ihr besonderes Komptoir hier hatten, welches man das Haus der Osterlinge nannte."

Um die ganze Kraft und Gewalt des mittelalterlichen Brügge zu begreifen, muß man seinen Mittelpunkt und seinen Stolz aufsuchen, den Belfried, einen wahren Berg von Stein, der in den Himmel aufragt, wie eine Leiter von Titanen: $107\frac{1}{2}$ m hoch steigt dieser Thurm der Fleisch- und Tuchhallen empor, dessen Bau im Jahre 1291 begonnen wurde. In ein solches Meisterwerk von Kühnheit und Trotz fügt sich ein jeder Steinblock ein, wie das Leben des Einzelnen in dasjenige seines Volkes. Und hier hat ein Volk in seinem Größenwahne seine Geschichte mit Blut niedergeschrieben. Wer denkt bei diesem überwältigenden Anblicke noch an das Schweigen der verödeten Kanäle, an den trüben Verfall der modernen Stadt? Hier ist Brügge nicht todt, hier lebt es wieder auf! Der Belfried ist mehr als ein bloßer Thurm; er ist ein Kunstwerk, das nicht einem isolirten Gedanken, sondern dem Gesammtwillen und dem Herzen eines ganzen Menschengeschlechtes entsprossen ist. In ihm ist Gleichmaß und Regel so gewaltsam überschritten worden, daß der Beschauer zuerst wie beim Anblick eines Vulkans, eines Abgrundes, irgend eines Naturphänomens von einem Gefühl des Unbehagens ergriffen wird; erst dann kommt ihm die Ahnung von einem Menschengeschlechte, in welchem es anders gährte, als in den heutigen Völkern, das ein Zuviel an Lebenskraft besessen zu haben, im guten wie im bösen zügellos gewesen zu sein scheint.

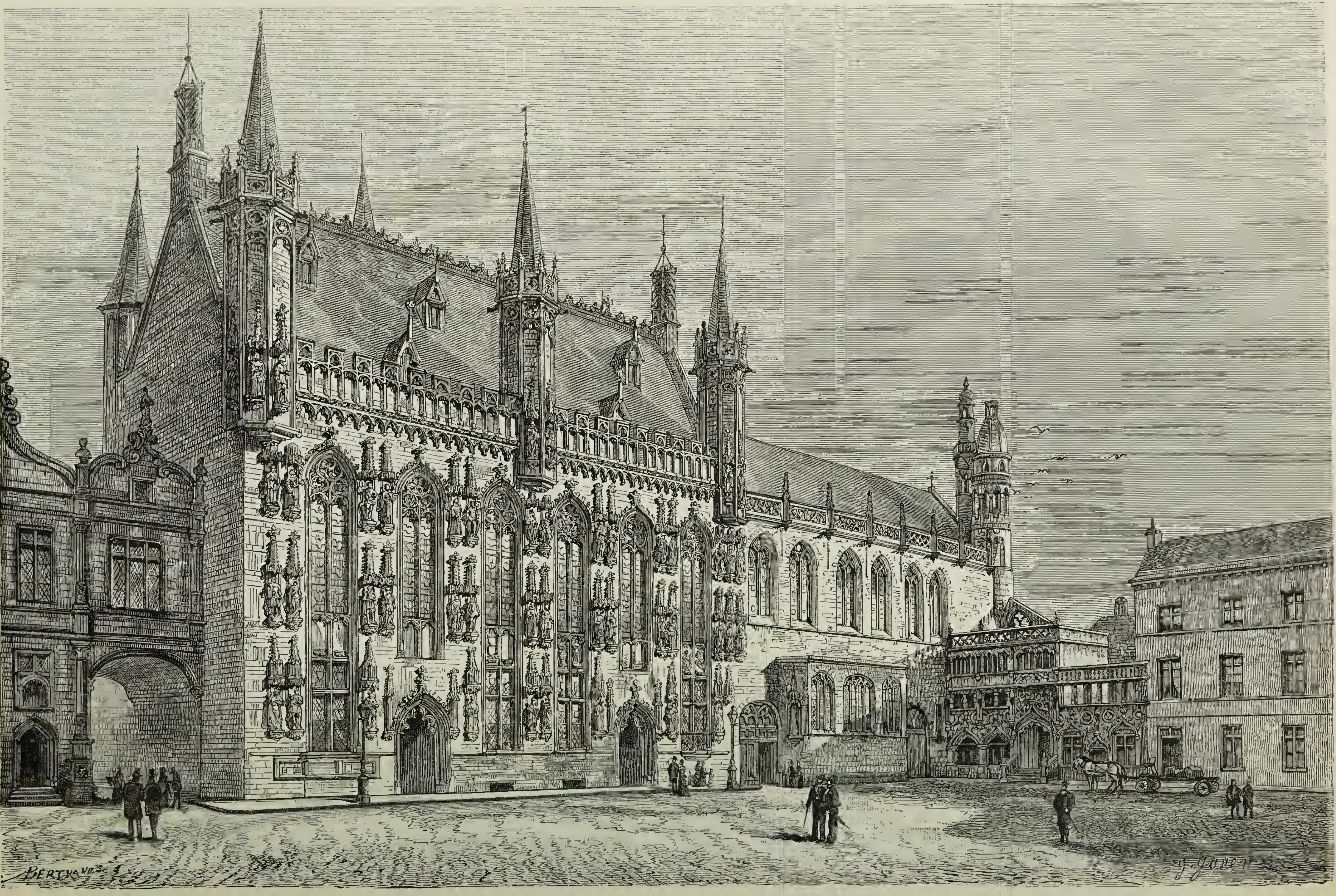


Der Rosenkranzkanal in Brügge.

Wenige Schritte vom Belfried entfernt ändert sich alles; ein kurzes Stück Straße braucht man nur zurückzulegen, um sich in ein anderes Jahrhundert zu versetzen, und zwar in eine Zeit, deren Menschen unserer modernen Anschauung um vieles näher stehen, als die Erbauer des Belfried. Das zierliche, 1367 erbaute gothische Rathhaus mit seinen sechs Thürmchen und dem reichen Statuenschmuck der Façade verräth uns eine Bevölkerung von feinerer Bildung, die an zierlichen Eindrücken sich erfreute. Die Zeit, welche solche babylonische Thurmbauten errichtete, ist vorüber: das Stadthaus weist im Gegensatze zum Hallenthurme normale Verhältnisse auf, ja im Vergleiche zu anderen Rathhäusern des belgischen Landes ist es nur ein Stern mittlerer Größe. Es nimmt sich aus, wie ein großer Reliquienschrein, aber groß ist es auch durch die vollkommene Symmetrie seiner Architektur; es erweckt die Vorstellung, daß seine Erbauer sich eines gesicherten Wohlstandes, ruhigen Genusses erfreuten



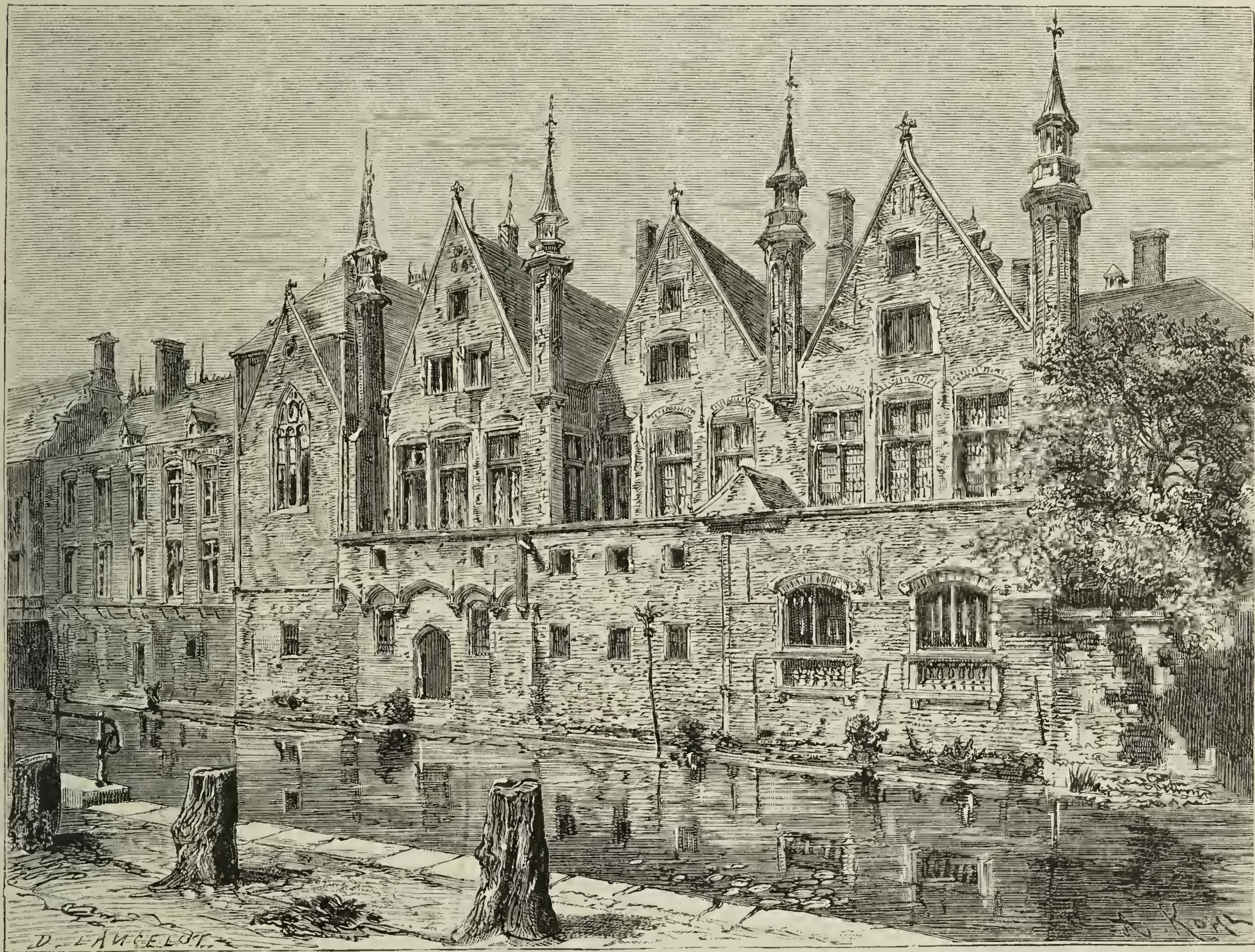
Der Belfried von Brügge.



Das Rathhaus und die Kapelle zum heiligen Blute in Brügge.

und nicht mehr nöthig hatten, drohende Belfriede zu errichten. Mit ihren vorkragenden Thürmchen, mit ihren etwa vierzig Baldachinen, Nischen und Statuen, dem engmaschigen Rippenwerk der Fenster und den kräftigen Spitzen der Dachballustrade nimmt sich die Façade von weitem aus, wie ein mit Filigranarbeit besetzter kostbarer Stoff, das Ganze ein Haus würdig der großen Kaufherren, die es erbauten. Im Inneren nimmt eine gewölbte Halle das ganze Erdgeschoß ein und trägt den schönen, bunt ausgemalten Saal des ersten Stockwerkes; dort werden in Schränken die im Besitze der Stadt befindlichen Druckwerke und Handschriften aufbewahrt, namentlich die ganze Reihe von Ausgaben Collard-Mansion's (1475), etwa 500 Manuskripte und eine stattliche Menge von Gebetbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts. Ein anstoßender Raum enthält die Archive, die Urkunden der Gemeinde; die Inhaltsangabe derjenigen Dokumente, welche älter als das 15. Jahrhundert sind, füllt allein sechs Quartbände.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Place du Bourg, an welcher das Rathhaus steht, daß sie uns in ihren Bauwerken das wechselnde Ideal von Jahrhunderten vorführt. Kaum hat man die Augen vom Rathhause weggewendet, so fallen sie auf ein um zwei Jahrhunderte jüngeres Erzeugniß des Flamboyantstiles, das Portal des heiligen Blutes, das vom ersteren nur durch die einfache Façade der Kapelle selbst, welche aus dem 12. Jahrhundert stammt, aber von den Sansculotten verwüstet und erst 1829 bis 1839 wieder hergestellt wurde. In dem köstlichen Bau-



Der „Franc de Bruges" vom Quai der Marmorarbeiter aus.

werke, das mehr einem Miniaturpalaste als dem Eingange zu einem katholischen Gotteshause gleicht, hat man den letzten Trieb einer Kunst vor sich, die an ihrem Ende angelangt ist und an der Ueberfülle und Verschwendung ihrer Kräfte zu Grunde geht. In die wie von einem Goldschmiede geschaffene Ornamentirung dieses Portals mit seinen logenartigen Balkonen scheint etwas von maurischer Zauberpracht übergegangen zu sein, und dieser Eindruck wird noch dadurch erhöht, daß dahinter ein durchbrochenes rundes Thürmchen aufragt, das sich an den Seitengiebel der Kapelle anlehnt und ganz einem Minarete gleicht. Hinter dieser wunderbaren kleinen Façade aber birgt sich in der That ein Schatz, ein eingetrockneter Tropfen vom Blute Christi, den Dietrich von Elsaß (Thierry d'Alsace) frommen Herzens aus dem heiligen Lande mitgebracht hat.

Neben dem Portale liegt die alte Gerichtsstube, eine sonderbare Mischung von Flamboyant- und Renaissancestil; ihre beiden großen Fenster zeigen in ihrer Umrahmung dieselben baumartigen Verschlingungen, dieselbe leichte und bewegliche Architektur, wie das Portal, während die Bogenfelder darüber mit Nischen und Medaillons verziert sind. Die reine Renaissance dagegen zeigt sich auf der anderen, linken Seite des Rathhauses, wie um den Ring der verschiedenen Stile zu schließen, der im „Franc de Bruges" mit dem 12. Jahrhundert anhebt und sich durch das 14. und 15. bis in das 16. hinein fortsetzt. Links vom Rathhause nämlich und mit diesem durch einen Bogen, durch welchen man auf die Häuser des Rosenkranzquais einen Ausblick hat, und ein darüber befindliches Fenster verbunden, steht ein Gebäude von zwei mit Säulen und Pilastern

geschmückten Stockwerken, über welche sich ein großer Mittel- und zwei kleinere Seitengiebel erheben, alle drei mit allegorischen oder Heiligenstatuen gekrönt. Das Gebäude dient heute als Lokal für das Friedensgericht und enthält einen getäfelten Saal mit schöner Thüre von 1544. Uebrigens liegen zwischen der Entstehungszeit des Portals vom heiligen Blute und des Friedensgerichts nur wenige Jahre; jenes entstand 1629, dieses 1634. In der kurzen Zwischenzeit von fünf Jahren ist man hier von den Baldachinen, Fialen und Spitzbogen zur heidnischen Pseudo-Latinität übergegangen.

Gerade gegenüber dem Portal vom heiligen Blute liegt endlich noch ein gewöhnlicher Thorweg, hinter welchem sich ein langweiliger Bau des letzten Jahrhunderts, der „Justizpalast", verbirgt. Glücklicherweise; denn er sticht zu jämmerlich ab gegen die übrigen Bauwerke an der wunderbaren Place du Bourg. Sonst aber erhebt er sich auf derselben Stelle, wo einst die mittelalterlichen Gerichtsherren, die harten Grafen von Flandern, Recht sprachen. In dem ehemaligen Torturraume, der jetzt als Vorzimmer für das Geschworenengericht dient, sieht man noch runde schwarze Steine, an denen einst die Schand- und Marterpfähle befestigt waren. Wie ein schwerer Deckel legt sich der heutige Justizpalast mit seinem modernen Mauerwerke über und vor die Reste des ursprünglichen „Franc de Bruges"; nur von dem Quai der Marmorarbeiter aus kann man seine zierlichen Giebel aus Ziegelstein, die Zeugen so zahlloser Hinrichtungen, noch betrachten, am Ufer der Reie, die früher ein Fluß war, heute aber fast nur noch eine Kloake ist, in deren schwarzen Gewässern aber der Franc sich heute wie in den Zeiten des Glanzes der Stadt spiegelt.

Städtegründung im nordamerikanischen Westen.

Von A. Sartorius Freiherr von Waltershausen.

I.

Es ist schon oft mit Recht hervorgehoben worden, daß die Unstetigkeit der ökonomischen und socialen Thatsachen eine Eigenthümlichkeit der nordamerikanischen Kulturentwickelung ist. Weite Landstriche werden dem Pfluge unterworfen und dann wieder verlassen, in den Gebirgen werden großartige Bergwerksunternehmungen mit umfassenden Anlagen errichtet und fallen nach wenigen Jahren der Vergessenheit anheim, Eisenbahnen werden mit einem enormen Aufwande an Arbeitskraft und Kapital gebaut, werfen kurze Zeit hohe Dividenden ab, sind dann plötzlich dem Bankerotte nahe und erholen sich finanziell, ehe man es gedacht hat. Die Großindustrie, welche in rapider Weise und mit unbeugsamer Konsequenz das Handwerk vernichtet, wechselt ihren lokalen Schwerpunkt in jeder Censusperiode und macht in einer solchen Dekade mehr technische Metamorphosen durch, als man es in dem doch industriell hoch entwickelten England während des doppelten Zeitraumes beobachtet hat. Aehnlich verhält es sich mit den gesellschaftlichen Neubildungen. Was ist nicht schon alles auf dem Gebiete der politischen Administration und der wirthschaftlich-socialen Gesetzgebung versucht worden, welche Mannigfaltigkeit zeigt sich nicht bei den kommunistischen Experimenten, und von wie verschiedenen Grundsätzen ausgehend sind nicht die Koalitionen der Lohnarbeiter ins Leben gerufen!

Als Grund aller dieser Erscheinungen wird wohl die persönliche Eigenart unserer westlichen Stammesgenossen angegeben, die Lust zum Wetten und Wagen, zum Spekuliren und Spielen, die Neuerungssucht, die Passion zum Schwindelhaften und Excentrischen, Charakterzüge, welche man mehr oder weniger jedem echten Yankee zutraut. Diese Neigungen sind in der That bei dem Volke jenseits des Oceans häufiger als bei uns vorhanden, aber man muß sich doch hüten, sie unter dem Gesammtbegriff der Unstetigkeit zusammenzufassen. Dieses Attribut kann man wohl der amerikanischen Volkswirthschaft, aber keineswegs dem einzelnen Unternehmer oder Arbeiter in derselben geben. Diese wissen recht gut, was sie wollen; denn das ganze Leben hindurch wird das energische Streben nach Besitz von ihnen nicht verleugnet. Mit der gleichen Beharrlichkeit wie das Ziel halten sie auch das Mittel dazu fest. So giebt es tausend und abertausend Leute, welche seit der frühen Jugend durch Erfindungen reich werden wollen und welche sich auf allen Gebieten der Technik von der Pillenzusammensetzung bis zur Maschinenfabrikation versucht haben. Andere sind geborene Spekulanten, die schon auf der Schulbank mit ihrem Taschengelde Geschäfte betreiben und im Alter noch ihr ganzes Vermögen einem einzigen, sehr gewagten, aber vielversprechenden Unternehmen zuwenden. Wieder andere sind der Reklamewuth verfallen und huldigen dem Grundsatze, daß die Dummen niemals aussterben, ihr ganzes Leben hindurch. Die Mehrzahl aber ist völlig davon überzeugt, daß die Arbeit am sichersten, wenn auch nicht am schnellsten, im stande ist, den gewünschten Dollar zu schaffen, und handelt dem entsprechend. Selten jedoch finden die Amerikaner bei ihrer energischen Thätigkeit die richtige Selbstbeschränkung, sondern mühen sich rastlos ab, wenn es auch die erschöpfte Gesundheit verbietet, und geben sich auch dann nicht der Ruhe hin, wenn das frühe Greisenalter herannaht. Daher giebt es so wenig Rentiers in den Vereinigten Staaten. Wer ein Vermögen erworben hat, mag es nicht in seinen Geldschrank legen und seine ökonomische Thatkraft auf Kouponabschneiden beschränken.

Daß eine dauernde Unbeständigkeit der nordamerikanischen volkswirthschaftlichen Thatsachen mit der Charakterfestigkeit des amerikanischen Geschäftsgeistes Hand in Hand geht, kann nicht als ein Widerspruch aufgefaßt werden. Denn beides steht im engen Zusammenhang und Einklang mit der für die Vereinigten Staaten bisher wichtigsten Kulturthatsache, dem relativ hohen Reichthume des Landes. Es wäre verkehrt zu meinen, daß letzteres besser mit natürlichen Kräften und Schätzen ausgestattet sei als Europa; im Gegentheil, unser Kontinent hat durch seine Gliederung und durch die Gunst des Klimas einen Vorsprung, welchen Nordamerika vermuthlich niemals erreichen wird. Trotz-

dem ist aber das dortige Volk, weil einem jeden ein größeres Gebiet zur wirthschaftlichen Arbeit und zum Besitzerwerb gegeben ist, als in dem dichtbevölkerten Europa, auch in der Gegenwart noch wohlhabender, wenn sich auch nicht verkennen läßt, daß diese Art des Reichthums im Abnehmen begriffen ist. Die dadurch im Vergleich zu Europa gebotene größere Möglichkeit für einen auf die Arbeit allein angewiesenen Mann zu gutem Auskommen, zu Besitz von Grund und Boden und Kapital, und für den wohlhabenden zu großem Reichthum zu gelangen, ist eine gewaltige Anregung zur energischen Bethätigung der Arbeitskraft und des Unternehmungsgeistes geworden und hat somit, wenn auch nicht allein, so doch überwiegend dem nordamerikanischen Volkscharakter eine ausgeprägte Richtung gegeben und zugleich zu ungezählten wirthschaftlichen Versuchen geführt. Das Arbeitsfeld für die Nation tritt jedem noch als ein so unermeßliches entgegen und birgt in seiner Tiefe noch so viele verborgene Schätze, daß er das geheimnißvolle Dunkel der Zukunft schon entschleiert zu haben glaubt, wenn er sich jene Thatsachen nur recht vergegenwärtigt, und es erscheint somit begreiflich, jedoch nicht immer richtig, daß eine Arbeitsstellung oder ein Unternehmen, wenn nur irgend möglich, aufgegeben wird, sobald etwas Neues vielleicht nur scheinbar Gewinnbringenderes in Aussicht steht. Vieles neu Unternommene gelingt, anderes beruht auf einer Täuschung, immer aber stellt sich dasselbe Resultat heraus, daß die nordamerikanische Volkswirthschaft einem großen Bauplatz gleicht, auf welchem fertige und unvollendete Bauten in buntem Wechsel neben einander stehen. Ein Glück ist es für die Vereinigten Staaten gewesen, daß die aus ökonomisch entwickelten Ländern und stabileren Verhältnissen ankommenden Einwanderer sich der tollen Jagd nach dem Erwerbe nicht immer angeschlossen, sondern genügsam nach dem gegriffen haben, was andere in ungestümer Hast begonnen und wieder verlassen hatten. So sind zahlreiche Farmen im Westen von geborenen Amerikanern angelegt und, nachdem im unverständigen Raubbau einige gute Ernten erzielt worden waren, wieder aufgegeben worden. Deutsche Bauern haben dann für ein Geringes den von den ersten Ansiedlern verschmähten Boden erworben und durch rationelle Kultur dem verwüsteten Lande zu neuer Kraft verholfen. Auch den Chinesen in Kalifornien muß man wenigstens das Gute nachrühmen, daß sie sich der von den stets weiterdrängenden Goldsuchern durchforschten Flußthäler und Gebirge angenommen und so manches Goldkorn in den Verkehr gebracht haben, welches die ihnen vorarbeitenden Abenteurer übersehen hatten.

Die mangelhafte Konsolidirung der socialen Verhältnisse ist wesentlich eine Folge der wirthschaftlichen Unbeständigkeit. Der Regierung ist es daher schwer, ja oft unmöglich, mit Gesetzen zu Gunsten der Arbeiter einzugreifen. Eine flottirende Arbeiterbevölkerung z. B., welche jährlich von dem mexikanischen Golf bis zur kanadischen Grenze und darüber hinaus wandert, kann einem gesetzlich fixirten Arbeitstage nicht unterworfen werden; Arbeiterkoalitionen erreichen so schwer etwas Dauerhaftes, weil ihre nicht seßhaften Mitglieder die Beiträge nicht regelmäßig bezahlen. Der Grundbesitz kann seine politische Funktion nicht erfüllen, weil sein Werth großen Schwankungen ausgesetzt ist und er so oft von einer Hand in die andere geht. Auch die politische Verfassung und Verwaltung leidet unter dem ökonomischen Wechsel. Die Bezirke haben eine rasch steigende und oft rasch sinkende Einwohnerzahl zu verzeichnen, und ebenso variirt die Volksmasse nach Nationalitäten, Rassen und Beschäftigung. Daß ein radikales Stadtregiment einem konservativen folgt, ist daher nichts ungewöhnliches, ebenso daß in einer Verwaltungs- und Gesetzgebungsperiode alles das umgestoßen wird, was in der vorhergehenden mit Mühe geschaffen worden ist.

Selbstverständlich sind alle diese Verhältnisse über den ganzen Kontinent hin nicht in gleichmäßig intensiver Weise ausgeprägt; der Osten als älteres Ansiedelungsland ist stabiler als der Westen, und auch in diesem giebt es Abstufungen genug.

Streifzüge in Portugal.

Von Spiridion Gopčević.

5. Ausflüge in die Umgebung von Porto.

(Schluß.)

Ueber die kühne Kettenbrücke schreitend, betreten wir Villa Nova de Gaya, eine Art Vorstadt von Porto und berühmt durch die Magazine, welche den köstlichen Portwein beherbergen. Durch einen Schweden an einen Wein-Nabob empfohlen, glückte es mir, in dessen „Armazem" zu kommen. Er war ganz überrascht, als ich ihn dänisch ansprach, und wurde sehr liebenswürdig. Vor 50 Jahren in Dänemark geboren, kam er als Schiffsjunge nach Porto und arbeitete sich zum Millionär empor, wohlgemerkt, die Million nicht nach Reis, sondern nach Milreis gerechnet, denn sonst kann man schon für 4000 Mark portugiesischer Millionär sein.

Mit diesem Wein-Nabob ging ich nun durch einige Straßen und fast auf jeden zweiten oder dritten Keller wies er mit den Worten: „Det er mit! det er ogsaa mit! og det der!" (das gehört mir, und das auch, und das hier!). Von einigen Magazinen standen die Thore offen und wir traten dann ein, um endlose Faßreihen anzustaunen. Zuletzt gelangten wir in das Allerheiligste, ein Magazin, welches die feinsten Qualitäten enthielt. Hier lud mich der glückliche Besitzer ein, die verschiedenen Arten zu kosten. Obwohl kein Weinkenner, mußte ich mir doch sagen, daß ich nur noch viermal in meinem Leben ähnliche köstliche Tropfen durch die Gurgel rinnen ließ: das erste Mal echten weißen Bordeaux, das zweite Mal natürlich moussirenden Gumpoldskirchner im Stifte Melk gelegentlich einer von meinen ehemaligen Professoren mir zu Ehren veranstalteten Tafel, das dritte Mal „Doce de Málaga" vom

Jahre 1788 bei Scholtz in Malaga; das vierte Mal „Non plus ultra“ (Sherry) vom Jahre 1790 bei Domecq in Jerez, von dem das Faß 10 000 Mark kostet. Nun trank ich in Porto zum ersten (und wahrscheinlich letzten) Male echten Portwein, die Flasche zu 20 Mark. Der Besitzer sagte mir, daß von diesem Weine alles nach England gehe, da man sonst nirgends seinen Preis zahlen wolle. Bloß einige europäische Höfe machen hin und wieder Bestellungen.

„Ja aber bei uns giebt es doch auch Portwein“, warf ich ein; „die Flasche sogar zu $1\frac{1}{2}$ bis 2 Mark, wenn ich nicht irre. Was ist denn das für ein Wein?“

„Portugiesischer möglicherweise, aber nicht, was wir hier Portwein nennen, denn dieser wächst nur auf einem sehr kleinen Gebiete.“

Etwas schwankend verließ ich den Keller und begab mich nach dem früheren Kloster Serra. Zu diesem Behufe wendet man sich von der Hauptstraße nach links und steigt durch ein steiles Gäßchen bergan. Bald hat man die letzten Häuser hinter sich und es eröffnet sich unseren Blicken eine herrliche Aussicht über die Stadt. Endlich sind wir oben; ein paar alte demontirte Kanonen und verfallene Festungswerke erinnern an die Belagerung von 1832 und 1833. Die Kirche des Klosters war geschlossen und sichtlich eine halbe Ruine; ebenso das als Kaserne dienende Kloster. Von der Terrasse genießt man eine herrliche, überwältigende Aussicht über Porto. Ich sprang auf der anderen Seite über den verfallenen Wall und gelangte auf eine Fläche in der Nähe der Eisenbahnbrücke, einem der kühnsten Bauwerke der Welt. Hierauf wandte ich mich rechts und kam glücklich nach Gaya zurück.

Einen herrlichen Ausflug kann man an die Douromündung machen. Ich bestieg den Tramway und fuhr längs den Ufern nach João da Foz. Dieses Städtchen liegt hart an der Mündung des Douro und besitzt sowohl ein altes Kastell als auch ein sehr frequentirtes Seebad. Besonders seit Eröffnung des Tramway ist es im Sommer Mode geworden, hier an der Praia des Abends zu promeniren.

Während der Fahrt nach São João da Foz bietet uns das unvergleichliche Douro-Thal immer wechselnde bezaubernde Naturschönheiten. Der Tramway geht aber noch weiter bis Mattozinhos, doch bietet die Wiese, durch welche sie fährt, nichts Anziehendes. Trotzdem unterlasse niemand den Besuch von Mattozinhos, welches als Seebad sogar noch den Vorzug verdient. Besonders das Badeleben ist sehr interessant. Die Damen, welche höchst verführerische Kostüme tragen, werden von Männern, die Herren seltsamerweise von Frauen bedient. Der Strand ist sehr flach, der Sand so weich wie in Ostende oder Llandudno. Zwei kleine alte Kastelle verleihen dem Bade einen eigenthümlichen Anstrich. Vor ihnen ragen einige Klippen in das Meer. Durch einen Bach ist Mattozinhos vom Seebade Leixões geschieden. Dieser Bach ist die Mündung des früher erwähnten Leça. Auch Leixões ist angenehm und seine waldige Umgebung bietet mannigfache reizende Promenaden.

Der köstliche Portwein, den ich getrunken, machte mir Lust, das Paiz do Vinho (oder Vinhateiro) zu besuchen, um die Reben zu sehen, welche den Wein liefern. Die Bahn führt jetzt bis Pezo da Régoa in der Provinz Traz os Montes, der Besuch ist also sehr erleichtert. Bis Mezãofrio, der ersten Station in Traz os Montes, durchfährt man anmuthige Gefilde, dann nähert man sich wieder dem Douro. Hier beginnt das „Weinland“. Von den Douroufern ziehen sich unzählige Weingärten die Gebirge hinan; sie erinnern durch ihre Bauart lebhaft an die Citronengärten vom Gardasee. Gleich diesen bestehen sie aus über einander aufgethürmten mauerartigen Terrassen. In Pezo da Régoa, wo die Bahn mündet, haben viele Weinhändler ihre Magazine und halten hier Messen ab, bei denen oft für 200 000 Mark Wein verkauft wird. Von hier machte ich zwei Ausflüge zu Wagen und zu Fuß. Die erstere Partie ging nördlich nach Villa Real, der Hauptstadt von Traz os Montes. Villa Real hat 5296 (1878) Einwohner und steht auf dem Gipfel eines hohen Hügels, auf der steilsten Seite von massiven Mauern umgeben. Dadurch erinnert es an die vielen ebenfalls auf Hügeln zusammengepferchten Städte des ehemaligen Kirchenstaates. In der Stadt herrscht geschäftiges Treiben, doch bietet sie außer einigen hübschen alten Palästen am Rocio nichts Sehenswerthes. Gegründet wurde sie 1283 durch D. Diniz. Der Ritt von hier nach Chaves soll großartig schön sein, doch hätte er mich drei Tage gekostet und so stand ich davon ab, kehrte nach Régoa zurück, ließ mich über den Douro setzen und marschirte zu Fuß nach Lamego in der Provinz Beira alta.

In Lamego (1878: 8124 Einwohner, jetzt eine Bischofsstadt) hielten die maurischen Könige bis 1038 Hof. Früher war Lamego in der Geschichte durch die „Cortes von Lamego“ berühmt, welche Affonso Henrique 1144 hier zusammenberufen haben soll, um von dem ersten portugiesischen Parlament seine Anerkennung als König und den Erlaß eines Fundamentalgesetzes zu erlangen. Es hat sich jedoch herausgestellt, daß diese Erzählung auf einer Fiktion beruht. Lamego besitzt nichts Sehenswerthes, etwa die Kathedrale, den italienischen Bischofspalast, das Kastell und die Igreja Almacave ausgenommen. Letztere war ehemals Moschee und der Sage nach sollen in ihr die erwähnten Cortes getagt haben. Im Ganzen enttäuschte mich der schmutzige Ort, doch bereue ich seinen Besuch nicht, wegen des herrlichen Spazierganges, den ich dabei von Régoa hin und zurück machte.

Nachdem ich in den vorstehenden Skizzen meine Streifzüge in den Provinzen „Minho“ und „Traz os Montes“ geschildert, dürfte es nicht überflüssig sein, etwas über deren sonstige Verhältnisse zu sagen.

Trotz der paradiesischen Schönheit Nordportugals und der dichteren Bevölkerung ist doch nur $\frac{1}{4}$ der betreffenden Provinzen angebaut. Abgesehen vom Wein wird hauptsächlich Getreide gebaut; ebenso Mais, Roggen und Hafer. Die Umgebung von Porto ist reich an Erdbeeren. Sonst wären von Bodenprodukten noch in Minho Flachs, in Traz os Montes Hanf und Oliven erwähnenswerth. Die Wälder sind reich an Obstbäumen aller Art, sowohl unseren als jenen des Südens. Die vielen Wiesen begünstigen die Viehzucht, welche hier bedeutend ist. In Traz os Montes züchtet man auch treffliche Saumthiere und liefern die vielen Seidenspinnereien geschätzte Seide.

Was die Industrie und den Handel betrifft, so ist Portugal schon seit langer Zeit Vasall Englands gewesen. Um so erfreulicher ist es, daß in letzter Zeit ernste Bestrebungen gemacht wurden, sich von Albion zu emancipiren und gerade Porto ging darin mit gutem Beispiele voran. Seine Industrie kann man schon als ganz selbständig betrachten. Ueberhaupt herrscht in Nordportugal ein viel regerer Geist als im Süden; es wäre sogar nicht unmöglich, daß — falls die Douromündung regulirt würde — Porto vor Ablauf eines Jahrhunderts die Hauptstadt in jeder Beziehung überflügelte. Der Hauptzweig der Industrie Portos betrifft (die Goldarbeiten abgerechnet) Seide, Wolle und Baumwolle. Die industriellen Etablissements mehren sich auffallend schnell. In Porto z. B. ist die Zahl der Dampfmaschinen

in den letzten 30 Jahren von 12 auf 59 gestiegen, hat sich also verfünffacht. Mit Ausnahme der Staatsmonopole (Tabak und Pulver) sind alle Gewerbe freigegeben und kann jedermann gegen eine Jahressteuer von 5000 Reis (22,22 Mark) Erfindungspatente erwerben.

Der Handel läßt noch viel zu wünschen übrig. Wenn man sich erinnert, daß im 16. Jahrhundert Portugal die einzige Seemacht war, deren Schiffe den ganzen Handel Europas mit Asien und Afrika besorgten, wird man über den tiefen Verfall trauern müssen. Heute müssen sich die Portugiesen im Verkehr mit Asien und Afrika — wo sie doch noch Reste ihrer alten Kolonialherrlichkeit besitzen — fremder Schiffe bedienen. Selbst die Verbindung mit der einstigen Kolonie Brasilien wird durch Gesellschaften unterhalten, deren Kapitalien mehr brasilianisch als portugiesisch sind. Die einzige original-portugiesische Gesellschaft (Companhía peninsular e oriental) fährt bloß zwischen Gibraltar und Hamburg, die Häfen Cadiz, Lissabon, Porto, Vigo, Southampton und Antwerpen berührend. Uebrigens beginnt auch der Handel sich zu heben. Porto hat bereits acht Banken und vier Versicherungsgesellschaften.

Auch die geistige Kultur steht im Norden Portugals höher als im Süden. In Porto giebt es: ein Polytechnikum, eine medizinische Akademie, eine Akademie der schönen Künste und mehrere Industrieschulen. Die öffentliche Bibliothek zählt über 120 000 Bände, die meist aus den Klöstern zusammengetragen sind.

Die Sicherheit in Portugal läßt nichts zu wünschen übrig, obschon der Polizeiapparat ein sehr geringer ist. Man kann das ganze Land unbewaffnet zu Fuß durchwandern.

Das Lamakloster Tsugolsk und das Fest Churul zu Ehren Mayderi's.

(Nach dem Russischen von **G. Stukow**, „Sibir" 1883, Nr. 36 u. 37.)

Chr. H. Das Lama-Kloster[1]) Tsugolsk am Onon ist 130 Werst (Kilom.) südwestlich von Nertschinsk (Transbaikalien) und 100 Werst (Kilom.) von der mongolischen Grenze entfernt. In seinem äußeren Ansehen unterscheidet es sich nur wenig von einem gewöhnlichen russischen Dorfe; es zählt etwa 40 Häuser und einige Jurten, darunter sieben Verkaufsläden, in welchen Chinesen und Buräten Handel treiben. Drei steinerne Bethäuser sind im Bau begriffen. — Die Bevölkerungsziffer ist schwierig zu bestimmen; die Lamas geben auf direktes Befragen stets ausweichende Antworten, wie es überhaupt seine Schwierigkeit hat, von ihnen über irgend etwas die Wahrheit zu ermitteln. — Als Bewohner des Klosters sind vor allen die verschiedenen Glieder der Lama-Hierarchie anzusehen: eigentliche Lamas und dienende Brüder (Novizen? Chowarak genannt). Die Angabe über ihre Zahl schwankt zwischen 50 und 600. Eigentlich sollten nur 17 — etatmäßige — Lamas im Kloster leben, aber eine große Menge außeretatmäßiger wohnt in den angrenzenden Dörfern, wo jeder einzelne seinen eigenen Hausstand hat. Die etatmäßigen Lamas leben von den freiwilligen Geschenken der Gläubigen.

Man kann nicht sagen, daß die Beziehungen zwischen den Buräten und ihren Lamas sehr gut sind. Erstere erzählen, daß sie sich oft mit den Lamas zankten, ja sogar prügelten. Es ist aber auch nicht anders möglich bei solchen Erpressungen, wie die Buräten sie von Seiten der Lamas zu erdulden haben. Ein sogenanntes „Gurum", das andauernde Ablesen von Gebeten, um ein Haus vor Unglück zu bewahren, kostet den Buräten 100 bis 200 Rubel baar oder in Thieren, Pferden oder Rindern — diesen Betrag fordern die Lamas für ihre Mühe. Es ereignet sich aber auch, daß irgend ein Lama eine Rundreise durch die Ulusse (Dörfer) macht und hier überall Geschenke erbittet, verweigert man ihm die Gaben, so droht er dem Hause ein Unglück „anzubeten", ein Erpressungssystem, welches übrigens keineswegs von allen Lamas gebilligt wird.

Durch große Rücksichtslosigkeit zeichnen sich die Lamas aus in der Art und Weise, wie sie ihre Religion, den Buddhismus, unter den umwohnenden schamanistischen Buräten verbreiten. Folgendes Beispiel diene zum Beweis: Ein oder zwei Lamas zogen in Begleitung zweier oder dreier burätischer Beamten durch die Ulusse (Dörfer) der benachbarten Schamanisten und wiesen ein beliebiges Schreiben als einen Befehl vom Gouverneur vor, welchem zufolge alle Schamanisten entweder an den Fluß Olekma übersiedeln oder sofort sich zum Lamaismus bekennen sollen. Aus Furcht vor der Uebersiedelung lieferten die Schamanen sofort das Zeichen ihrer Würde ab und zeigten sich mit ihren Glaubensgenossen bereit, den Lamaismus anzunehmen. — Doch haben einige Schamanen, welche an der Echtheit der vorgewiesenen Schriftstücke zweifelten, eine Klage bei der Regierung eingereicht. — Gleichfalls zum Zwecke der Ausbreitung des Lamaismus ist 60 Werst (Kilom.) vom Kloster Tsugolsk zwischen den Flüssen Onon und Ingoda eine Lamaansiedelung gegründet worden; die Lamas haben um die Erlaubniß gebeten, sich ein neues Kloster gründen zu dürfen, doch ist bis jetzt noch keine Erlaubniß ertheilt worden. Es scheint übrigens, daß die administrativen Behörden diese Propaganda begünstigten.

In dem Kloster Tsugolsk hat der einzige Gygen der russischen Buräten seinen Aufenthalt. Es ist das ein Prophet, ein Heiliger, eine Mensch gewordene Gottheit, welchem deshalb göttliche Ehren zu Theil werden. Das Erscheinen eines Gygens findet folgendermaßen statt: die Lamas lesen aus ihren tibetischen Büchern heraus, daß zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Orte, von bestimmten reichen oder armen Eltern ein „Heiliger" hervorgehen wird, welchen man aufsuchen und erziehen muß. In Betreff des jetzigen Gygen von Tsugolsk wird berichtet, daß ein berühmter Lama aus der Mongolei gekommen sei mit der Meldung, in einer Ortschaft aufwärts am Onon werde der Gygen wieder geboren werden. In Uebereinstimmung mit dieser Voraussage ist der jetzige Gygen aus 130 Kindern ausgewählt worden. Er ist 25 Werst vom Kloster in dem Ulusse Urtuy am Onon als Sohn eines armen Schmiedes geboren, die Eltern leben noch jetzt. Er wurde seinen Eltern genommen, verweilte zuerst einige Jahre im Kloster und kam dann nach Tibet oder

[1]) Ein solches Kloster heißt auf burätisch Dazan.

anderen Nachrichten zufolge nach dem Dolon-nor, um daselbst unterrichtet zu werden. Nach seiner Rückkehr aus Tibet bereiste er alle Dörfer, ließ sich anbeten, reichlich beschenken und erbaute sich schließlich mit Hilfe der Gaben ein ausgezeichnetes Haus und Kloster; hier lebt er, nimmt regelmäßig Opfergeschenke entgegen und beschäftigt sich mit Prophezeien. Er besitzt große Herden von Pferden, Rindern und Schafen. Der Gygen, der erst unlängst die Verwaltung des Klosters angetreten hat, ist ein Mann von 30 Jahren, mit offenem, sympathischem Gesicht, sehr gastfrei und wißbegierig. Einigen ihn besuchenden Russen legte er verschiedene elementare Fragen aus der Geographie und Astronomie vor, über den Kompaß, über die Ungleichheit der Tage und Nächte, über den Umlauf des Mondes und dergleichen. Seiner Ueberzeugung nach geht die Sonne um die Erde herum. Ein junger Buräte, welcher eine russische Schule besucht hat, übersetzt für den Gygen Lehrbücher der Physik und Chemie ins Burätische. Der Gygen empfängt und bewirthet seine Gäste vollständig nach russischer Sitte: Mittag und Abendessen sowie Thee wird wie in einer russischen Familie servirt. Nur der Kumys (ein Getränk aus gegohrener Stutenmilch), dessen Darreichung dem Gaste eine besondere Ehre ist, erscheint fremdartig. Die Wohnung des Gygens steht nahe bei dem eigentlichen Götzentempel; sie umfaßt drei kleine Häuser, eine Küche und ist von einem hölzernen Zaun umgeben. Das erste Häuschen, welches dem Hauptthore gegenüber liegt und durch einen geschnitzten Sims ausgezeichnet ist, dient dem Gygen als Empfangszimmer. Die Möbeln sind halb europäisch, halb orientalisch: einige Wiener Stühle, zwei oder drei Tische, von denen einer vor einem Bett stand, welches auch als Divan zum sitzen dient; doch sind auch Teppiche auf dem Boden ausgebreitet, um in orientalischer Weise sitzen zu können. Eine Wandkarte des europäischen Rußlands, ein Globus, eine Drehorgel, ein Harmonium haben ebenfalls Platz gefunden. Die beiden anderen Häuschen sind vom ersten durch einen Zaun getrennt, an dessen Thür eine Inschrift zu lesen ist; das eine Häuschen beherbergt das Betzimmer, das andere das gewöhnliche Wohnzimmer; beide sind ausschließlich im orientalischen Geschmack ausgestattet. Alljährlich im Frühling verläßt der Gygen seine Einsiedelei und reist zu einer Mineralquelle; bisweilen besucht er auch die Stadt Tschita; zweimal jährlich muß er den Ort seiner Geburt aufsuchen, woselbst ein Denkmal ihm zur Erinnerung errichtet ist.

Der eigentliche Klostertempel ist ein hübsches zweistöckiges, mit einem Mezzonin versehenes Haus, die beiden unteren Etagen bestehen aus Stein, die Dachwohnung aus Holz. An der Vorderfront zieht sich eine große breite Treppe hin, welche mit Marmor- und Schieferplatten belegt ist; das Dach der Treppe wird von sechs hölzernen, verzierten Säulen getragen. Ein Zaun aus Stein von etwa einem Faden (2,1 m) Höhe umgiebt das Haus. Seitlich vom Haupteingange befindet sich im Winkel eine Art Druckerei. Früher war hier eine wirkliche Druckerei, jetzt werden hier nur mit Hilfe von ein- für allemal geschnittenen Bleiplatten tibetische und mongolische Gebete gedruckt. Links vom Haupteingange steht die Küche, wo das Essen sowohl für die Götzen wie für die Tempeldiener bereitet wird. In einem anderen Winkel des Zaunes ist ein großer, hohler, mit Gebeten gefüllter Cylinder mit vertikaler Axe aufgerichtet. Die Umdrehungen des Cylinders werden als Gebete angesehen. Ein kleinerer Cylinder steht auf der Treppe des Tempels; viele kleine Cylinder sind unter der Bevölkerung des Klosters zerstreut, die sogenannten Gebetmühlen. Drei Eingänge führen von der Treppe in den Tempel, dessen Inneres weder luxuriös noch hübsch ausgestattet ist. Jederseits rechts und links vom mittleren Eingange stehen sieben Reihen niedriger Bänke ohne Lehnen. Der Mittelgang zwischen den Bänken führt zu dem Sitze des Gygens, der Eingangsthür gegenüber: ein einfacher, großer Stuhl mit einer hohen Lehne. Ein ebensolcher Stuhl steht links daneben; die Buräten treten heran und machen dem einen wie dem anderen Stuhle ihre Verbeugung. Vor den Bänken am Mittelgange stehen kleine Tische, vor den anderen Bänken nicht. Während der religiösen Ceremonien sitzen die Lamas auf jenen Bänken; wer hier keinen Platz findet, sitzt im Zwischenraum. Rechts und links vom Sitze des Gygens stehen auf Tischen unmittelbar an der Wand Schränke mit Glasthüren; in demjenigen rechts befindet sich eine hölzerne Statue, welche den Sakja-Muni in sitzender Stellung fast in Lebensgröße darstellt, im Schranke links stehen einige kleine Götzenbilder, darunter die Statue des Burchans Mayderi, auf dem Tische davor eine große Reihe kupferner, mit Wasser und Roggen angefüllter Schalen, auf einer kleinen Bank davor ein Räucherfaß. Die Decke des Tempels wird von 18 Säulen getragen, welche zu je drei in sechs Reihen angeordnet, mit Drachenbildern verziert und oben mit Schnitzarbeit geschmückt sind. Zwischen den Säulen sind an der Decke einige Stangen befestigt, an welchen verschiedene heilige Darstellungen auf Papier oder Zeug aufgehängt sind. Außerdem hängt in jeder Hälfte des Tempels eine Trommel, und nahe dem mittleren Eingange ein Baldachin oder Schirm, von welchem eine Unzahl langer, aus bunten Zitzlappen zusammengenähter Bänder herabflattern. Einige kleinere ähnliche Schirme hängen an der Seite; an den Wänden befinden sich Götzenbilder. Der obere Stock ist durch ein Gitter in zwei Hälften getheilt; die eine Hälfte ist leer, die andere ähnlich wie der untere Stock hergerichtet; in der Mitte und an den Wänden befinden sich etwa 10 große und 1000 kleine Götzenbilder in Schränken. Hier oben steht auch ein Modell des Tempels. Im dritten Stockwerke (Dachwohnung) sind nur einige kleine Räume für besondere Götzen; nur das mittlere Gemach wird gewöhnlich gezeigt, hier hängen an der Decke allerlei Weihgeschenke, darunter das Fell eines Tigers. Die anderen Gemächer des dritten Stockes sind gewöhnlichen Sterblichen nicht zugänglich; es sollen hier Götzenbilder aufgestellt sein, welche den Anfang des Lebens, die Befruchtung, darstellen, darunter ein Stier als Symbol der Fruchtbarkeit.

Kurz vor dem Feste fanden den Tag über religiöse Ceremonien statt. Durch Anschlagen an eine eiserne Platte wird zum Gottesdienste gerufen. Auf den Bänken in der Mitte sitzen an den kleinen Tischen die Oberlamas; jederseits liegen vor sechs Lamas je ein Paar Metallbecken (zum Musikmachen). Die Enden der Bänke nehmen die Musikanten ein, an einer Seite vier hölzerne Trompeten, an der anderen vier Metallhörner. Hinter diesen Musikanten sitzt jederseits auf der dritten Bankreihe noch ein Musikant mit einer kolossalen, metallischen, $1\frac{1}{2}$ Saschen (3,1 m) messenden Posaune, welche Ukyr-Trompete (d. h. Kuhtrompete) heißt. Alle übrigen Plätze werden von ca. 300 Lamas eingenommen, alle sind in gelbe oder zimmtfarbige Gewänder gehüllt und haben um die Schulter ein Stück zimmtfarbigen Stoffes von 5 Arschin (3,5 m) Länge geschlungen. Bei einigen Lamas sind die Arme bis zu den Schultern entblößt. Die religiöse Ceremonie besteht in gewissen Manipulationen des ersten Lamas, während die übrigen Lamas in einförmigem, singendem Tone Gebete murmeln. Der Gesang bewegt sich in einer regelmäßig aufsteigenden chromatischen Tonleiter. Plötzlich unterbricht ihn eine schreckliche, wilde

Musik: die Becken werden zusammengeschlagen, Trompeten und Hörner geblasen, Trommeln und Cymbeln ertönen gleichzeitig. Und abermals beginnt der einförmige Gesang, in der Tiefe anfangend und in halben Tönen allmälig aufsteigend zur Höhe und abermals wird er durch die wilde Musik unterbrochen; so geht es abwechselnd eine Zeitlang fort. Vielleicht reizt alles das die in Massen sich herandrängenden Buräten an; auf den Fremden macht das Ganze einen trüben, deprimirenden Eindruck.

Am Schlusse der Ceremonie wurde Kohlsuppe in Eimern herbeigetragen: alle Lamas holten aus ihrer Brusttasche hölzerne, gelbe Schalen hervor, füllten dieselben mit Suppe und wie auf ein gegebenes Zeichen beginnen Alle die heiße Suppe laut zu schlürfen.

Am Abend war eine Ceremonie, welche „das Verbrennen des Todes“ hieß. Die Lamas, durch den Ton der Cymbeln zusammengerufen, gingen in den Tempel und setzten sich nieder. Die Musik spielte, Gebete wurden gesungen. Im mittleren Gange des Tempels, nicht weit vom Eingange, stand ein niedriger, kleiner dreieckiger Tisch, auf welchem sich drei in Form von rechtwinkeligen Dreiecken zugeschnittene, rosafarbene Papierstücke befanden. Die durch verschiedene Ausschnitte schön verzierten Papierdreiecke waren $1\frac{1}{2}$ Arschin (ca. 1 m) hoch und so gestellt, daß jedes Dreieck von einer Tischecke zur Mitte reichte. Indem die langen Seiten der drei Dreiecke zusammenstießen, bildeten sie eine gemeinschaftliche Spitze, auf welcher ein menschlicher Schädel, aus irgend einer Masse in verkleinertem Maßstabe angefertigt, ruhte. Einer der Lamas setzte sich vor der Tischecke auf den Fußboden, so, daß er dem Gygen den Rücken zukehrte, und begann die Ceremonie: indem er allerlei Manipulationen vornahm, Wasser aus einer Schale in die andere goß, während gleichzeitig die Musik ertönte und Gebete gemurmelt wurden. Sowohl der dienstthuende Oberlama als auch die vielen Unterlamas hatten sich die Nase verbunden, um nicht die heilige Stätte durch ihren Athem zu entweihen. Während des Gottesdienstes treten die Buräten heran und legen seidene Tücher (Chadaki) vor den Dreiecken auf den Tisch. Dann wird der Apparat (wir nennen ihn die „Darstellung des Todes“) von zwei Lamas aus dem Tempelhause in den Garten getragen und eine Procession veranstaltet. Zu beiden Seiten des „Todes“ etwas voran schreiten Knaben, welche zwei Fahnen tragen; hinter den Knaben folgen jederseits Trompeten, Trommeln, Cymbeln, Hörner; zwei Lamas tragen „den Tod“. Dahinter marschirt gravitätisch der Oberlama, mit einem schwarzen Tuche fächelnd und mit einer Glocke klingelnd; vor ihm geht ein niedrigstehender Lama, welcher ein Stück schwarzen Zeugs auf der Erde schleift. Dann kommen die anderen Lamas und zuletzt das Volk. Die Procession nähert sich allmählich einem in der Nähe befindlichen Haufen von Stroh. Die Musik macht immerfort Lärm. Die Procession ist angelangt; der Strohhaufen wird angezündet; der Lama nimmt den „Tod“, hockt einige Male nieder und wirft ihn schließlich ins Feuer. Die Knaben mit den Fahnen laufen schnell von einer Seite auf die andere; alle Anwesenden wenden sich auf einen Augenblick ab, schreien auf, klatschen in die Hände und — alles ist zu Ende. — Nur der Oberlama kehrt mit einem weißen Tuche in den Händen in den Tempel zurück, der ihm vorangehende Unterlama trägt ein weißes Stück Zeug.

Am anderen Morgen findet frühmorgens wie gewöhnlich Gottesdienst statt. Dann zieht man aus einem Vorrathshause einen Elefanten und einen Wagen. Der Elefant, aus Holz gemacht, roth angestrichen, steht auf einer Platte, welche mit etwas kleineren als gewöhnlichen Wagenrädern versehen ist, und ist mit einer Satteldecke und mit seidenen Tüchern behängt. Auf dem Rücken ruht statt eines Sattels ein vergoldetes, mit Zähnen versehenes Rad. Am Halse und am Kopfe sind schwer zu beschreibende Zierrathen angebracht. Aus dem Maule ragen kleine Stoßzähne hervor. Der Wagen ist ein gewöhnlicher Bauernwagen mit einer Platte, auf dieser steht ein kleines Häuschen mit hübschem Gesimse und gläsernen Seitenwänden. Auf dem Häuschen thront ein Pavillon mit vielen Säulen und zierlichem Dach und darüber ein Baldachin; von dem Dache des Häuschens wie dem Pavillon hängen Glocken herab. Das Häuschen wird von einer niedrigen Galerie eingefaßt, an deren Ecken kleine Sonnenschirme aufgerichtet sind. Zwischen den Schirmen sind an der Galerie Stöcke mit buntfarbigen Flaggen aufgestellt, verziert mit Klappern. Vor dem Häuschen liegen zwei gleichartige Figuren aus Bronze, ein paar hörnertragende Thiere. Der Elefant und der Wagen sind dem Kloster zugekehrt. Eine große Volksmenge ist anwesend. Der Gygen kommt. Nach einem kurzen Gebete im Tempel trägt einer der Lamas den Mayderi herbei, eine kleine bronzene Statuette, welche in gelblichen Stoff eingeschlagen ist, und setzt sie auf einen im Häuschen befindlichen Prachtstuhl. Vor der Statuette werden auf einem Tischchen Nahrungsmittel in kleinen Schälchen gelegt. Der Gygen und die Lamas setzen ihre Manipulationen fort, schütten z. B. Reis aus einem Gefäße in ein Tuch u. s. w. Die Procession steht still. Jetzt wird der Elefant und der Wagen zur Hauptpforte hin gerichtet und die Prozession bewegt sich langsam, aber nicht so feierlich wie gestern, nach Süden. — Allen voran schreitet ein Lama mit einem Gefäße voll Wasser, womit er den Weg besprengt. Dem ersteren folgt ein zweiter Lama, wie es scheint der Oberceremonien- und Kapellmeister, welcher mit den Händen herum agirt, die Cymbeln anschlägt und zuweilen sich mit dem Gesichte zum Elefanten hinneigt. Er giebt damit gleichsam das Zeichen, wann die übrigen Instrumente einfallen sollen. — Hinter ihm folgt ein Baldachin, dann zwei Räucherfässer, dann der Elefant, als ob er den Wagen zöge; in Wirklichkeit aber ziehen eine Menge Buräten an den Stricken den Wagen. Zu beiden Seiten des Wagens werden zwei Fahnen aus weißen Bändern getragen. Weiter tragen dreizehn kleine Knaben, einer hinter dem anderen gehend, auf hohen Stangen verschiedene aus Holz geschnittene Götterfiguren. Jederseits gehen acht Knaben, welche besonders gekleidet und mit einer Art Krone auf dem Haupte geschmückt sind. Unter dem Kopfputz ragen schwarze Fäden wie Haare vor, hinten sind sie länger, vorn an der Stirn kürzer. Vor den Knaben gehen zwei Leute mit Trompeten, auf denen beständig geblasen wird. Hinter dem Wagen folgen dann die anderen Lamas, ein Knabe mit dem Baldachin, ein Knabe mit einer Muschel, zwei Knaben mit Cymbeln. Dann kommen abermals dreizehn Knaben, dann zwei Trommeln an einem Gerüste mit Rädern, und fünf Lamas mit den Becken. Dicht hinter dem Wagen kommt ein Baldachin und dann majestätisch einherschreitend der Gygen mit einer Glocke, neben ihm geht ein angesehener Lama, beide in denselben Gewändern wie die anderen Lamas, nur in der Kopfbedeckung unterschieden; sie tragen gelbe, glänzend lackirte Hüte mit einem vierkantigen Knöpfchen geschmückt. Dann folgen die übrigen Lamas und das Volk. — Die Procession bewegt sich in schönster Ordnung, ohne Drängen und Stoßen. Zwei Ceremonienmeister oder Polizisten mit Stöcken in den Händen begleiten jederseits den Zug und sehen auf Ordnung. In früheren Jahren waren die Polizisten beritten und mit Peitschen versehen. Die Procession steht stille. Fast all

daran theilnehmenden Personen setzen sich dort nieder, wo sie gerade stehen. Der Gygen und die Oberlamas lassen sich auf Teppichen nieder. Eine große Anzahl von Lamas setzt sich vor dem Elefanten nieder, so daß der Wagen von allen vier Seiten von Lamas umgeben ist. Vor dem Gygen, die eine Seite ihm zugewandt, sitzen links vom Wagen zwei Oberceremonienmeister, rechts vom Wagen zehn Lamas. Für die anwesenden russischen Gäste stehen hinter dem Lama eine Anzahl Wiener Stühle und ein Tisch. Weiter nach hinten sitzen und stehen bis 3000 Personen in bunten seidenen Gewändern. Auffallend ist die große Menge von Korallen, mit welchen die Burätinnen ihren Kopfputz geschmückt haben. Die Lamas beginnen das Lesen von Gebeten, indem sie einander kleine Papierstreifen zureichen. Man bringt Thee in Eimern und Theekannen, und die Lamas ziehen ihre Schalen aus ihren Gewändern hervor; auch den anwesenden Russen wird Thee mit getrockneten Stücken Roggenbrotes, Konfekt und Weißbrot gereicht. Zur Unterhaltung des essenden und trinkenden Publikums stellen sich zwei Chowaraks (Novizen), um eine gelehrte Disputation abzuhalten, vor dem Gygen auf: abwechselnd legen sie einander verschiedene gelehrte Fragen vor und antworten darauf. Jetzt wird der Elefant und der Wagen zur Seite des Gygen gewandt: zwischen beiden wird ein kleiner Tisch hingestellt und darauf ein kleiner, metallischer Spiegel gelegt; zehn Lamas, welche vor dem Gygen sitzen, beginnen an diesem Tische den Gottesdienst. Der Gygen und die anderen Lamas bleiben sitzen: an einer gewissen Stelle des Gottesdienstes erhebt sich das ganze Volk und beugt sich vor dem Wagen. Nach Schluß der Ceremonie stehen alle auf und der Zug bewegt sich in derselben Ordnung nach Westen: hier findet dieselbe Ceremonie statt. Nachdem so nach einander alle vier Seiten des Dorfes Datsan besucht worden sind, kehrt alles in die Umzäunung des Klosters zurück. Hier nehmen zu beiden Seiten des Wagens auf Teppichen zwei Lamas mit der Mayderi-Statuette Platz: das Volk kommt heran und läßt sich segnen, auf einer Seite die Männer, auf der anderen die Frauen, die Lamas segnen sie, indem sie das niedergebeugte Haupt mit der Statuette berühren. Während der ganzen Zeit sitzen der Gygen und die Lamas auf der Vortreppe und lesen monotone Gebete. Schließlich wird das Götzenbild aus dem Häuschen herausgenommen und in das Kloster getragen. — Die religiöse Feier ist beendigt, am anderen Tage findet ein weltliches Fest statt. Wettkämpfe und Wettlaufen sollen vor sich gehen.

Um 2 Uhr nachmittags ist nicht weit vom Dorfe auf dem Felde ein Zelt aufgeschlagen. Für die Lamas sind Teppiche ausgebreitet, für die russischen Gäste stehen Stühle bereit; der Gygen kommt in einem einfachen, mit einem Pferde bespannten Wagen herangefahren. Es wird Thee, dann Kumys gereicht. Das Volk sammelt sich, doch nicht in solcher Menge wie gestern. Einige Personen beten vor dem Gygen und lassen sich segnen: der Gygen berührt die Häupter mit einem Bündel von Papierblättern, auf welchen Gebete geschrieben sind. Sehr kleine Reiter reiten auf Rennpferden dreimal um das Zelt. Auf einer Stange wird eine Fahne mit dem Abbilde eines rennenden Pferdes befestigt. Das Rennen findet in 3 Werst (Kilometer) Entfernung vom Zelte statt. Gleichzeitig rüsten sich die Kämpfer vor dem Zelte. Der Zopf wird angebunden, das Hemd abgezogen und die Hosen soweit als möglich heraufgezogen. Die Ordner geleiten die Kämpfer zum Zelte, wo der Gygen sie segnet, dann betreten sie die Arena. Sie beugen sich bis zum Gürtel, beobachten sich scharf, nähern sich einander, dabei ergreifen sie bisweilen Erde und reiben sich die Hände damit. Sie fassen sich, gehen wieder aus einander, noch einmal umfassen sie einander — der Kampf ist beendigt: einer ist geflogen; es geht so schnell, daß kaum zu sehen ist, wer denn eigentlich Sieger war. Ein anderes Kämpferpaar tritt auf; und so geht es weiter fort. Einige Kämpferpaare beendigen den Kampf schnell, andere gehen aus einander, ohne daß der Kampf sich entscheidet. So kämpfen die beiden ersten Athleten schon zum vierten Male — immer resultatlos. Der eine der Athleten, aus dem Datsan von Aginsk stammend, welcher bereits dort bei Gelegenheit eines Festes gekämpft hatte, war in der dem Feste vorangehenden Nacht hierher gelaufen, um mit den Kämpfern von Tsugolsk hier sich zu messen.

Unterdessen hatte das Wettrennen seinen Fortgang genommen; das erste Pferd lief zu Ehren des Gygens, wie immer üblich. Man führte den Sieger zum Zelte. Ein Begleiter hält vom Pferde herab eine Lobrede auf den Gygen und das Rennen. Das zweite Pferd lief zu Ehren eines der russischen Gäste. Die Sieger im Wettkampfe und im Wettlaufe erhalten Preise und damit ist das Fest beendigt.

Kürzere Mittheilungen.

Begräbnißfeierlichkeiten bei den Dajaks in Kutei.

Die Sitzungsberichte des „Bataviasch Genootschap" von 1883 enthalten einen Beitrag über den in der Ueberschrift genannten Gegenstand, der um so interessanter ist, als er aus der Feder des Sultans von Kutei stammt. Wir lassen denselben hier möglichst wörtlich folgen:

Wenn Jemand gestorben ist, wird ein Gong und ein Tarai (kupfernes Becken, auch Brengbreng) gespalten. Der Körper wird auf eine Planke gelegt; dann werden die schönsten Kleider geholt, wie der Verstorbene sie in seinem Leben trug, und der Leiche mitgegeben.

Vom Hause bis an die Seite des Wassers wird durch die Häuptlinge und geringen Leute eine Bambubrücke gemacht, um die Leiche nach dem Flusse zu bringen und auf den Pfosten der Brücke werden Tadjau, Gong und Tarai aufgestellt. Wenn das alles fertig ist, dann wird die Leiche nach dem Flusse gebracht, um gewaschen zu werden. Wenn die Leiche wieder heraufgebracht ist, wird sie in schöne Kleider gekleidet, danach auf ein Brett gelegt, während der Gong und Gendang (Trommel) geschlagen werden, und diese Musik wird Tagun buntuk genannt. Ferner gehen viele Leute nach dem Walde und suchen einen großen Baumstamm aus, um davon eine Kiste für die Leiche zu machen. Unterwegs wird auf Gong und Tarai geschlagen und der Mann, der schlägt, trägt alte Kleider und einen alten Mandau (Schwert). Wenn sie einen Baumstamm gefunden haben, wird das mitgenommene Schwein geschlachtet, der Baum gefällt, der Sarg wird gemacht und unter Musik von Gong u. s. w. nach Hause gebracht, um die Leiche hineinzulegen. Unter dem Hause wird nun ein Platz in Ordnung gemacht, wo die Leiche niedergelegt und einige Tage da be-

wacht wird. Die Nachbaren gehen wieder in den Wald, um Holz zu fällen und Balken und Planken für ein Häuschen (Balai) zu holen. Für ihre Mühe erhalten sie jeder eine Kuchenpfanne und einen Teller (Pamikir genannt) als Opfergabe. Das Balai (Todtenhäuschen) wird nun errichtet und der Sarg darauf gestellt, wobei Gong und Gendang geschlagen werden. Viele folgen, wenn die Leiche nach dem Häuschen gebracht wird, derselben in weißen Kleidern. Wenn der Sarg auf dem Boden unter dem Häuschen niedergesetzt ist, kommen zwei Männer in reinen Kleidern, die an der Seite des Sarges Platz nehmen mit einem Mandau (Schwert) in der rechten, einem Huhn in der linken Hand. Dann werden acht, hierauf noch sieben Umgänge um den Sarg gemacht, dann derselbe in das Häuschen gesetzt und die Thür desselben vernagelt. Während eines Jahres dürfen nur weiße Kleider getragen werden.

Hieran schließt sich ein Bericht aus derselben Feder über:

Die Reise nach der Ewigkeit.

Wenn ein Dajak den letzten Athemzug gethan hat, wird seine Leiche auf einen Gong gelegt, der Rücken durch ein Untung tuwa oder einen alten Tadjan (Topf) unterstützt und so wird die Leiche gewaschen. Die Leiche, in neuen Kleidern, wird auf eine Matte gelegt, auf Mund und Augen je ein Stück Silbergeld gedrückt (bei Reichen ein Dinar). Die Leiche wird in den Sarg gelegt mit den Geräthschaften des Verstorbenen, der Mandau links, die Lanze rechts, eine eiserne Kuchenpfanne und Teller an den Füßen.

Nach sieben Tagen und sieben Nächten werden Schweine und Hühner geschlachtet, um gegessen zu werden.

Der Priester fragt eins der Familienmitglieder nach dem Namen der bereits verstorbenen Angehörigen und ruft deren Geister auf, um den eben Verstorbenen zu treffen und ihm auf ihrer Rückreise den Weg zu zeigen. Unter dem Essen sagt der Priester: „Folge dem Geiste des geopferten Schweines und der geopferten Hühner.“ Nun geht der Geist des Verstorbenen nach dem Westen und trifft:

1) Eine große Schlange und ein großes Krokodil, die jenen auf die Probe stellen.

2) Er trifft eine Person, die Purpurholz fällt.

3) Einen Malungbaum mit vielen niederhängenden Luftwurzeln, worin er sich einen Augenblick wiegt.

4) Einen Baumstamm, quer über den Weg, den man Pindun nennt.

5) Einen Katnjabaum, worin allerlei sonderbare Töne gehört werden.

6) Der Berg Pamaton wird erstiegen.

7) An der anderen Seite ist ein Fluß, über den eine Brücke geschlagen ist; in dem Wasser schwimmt ein Fisch (Aruwan) herum, der den Verstorbenen, wenn er ein großer Sünder gewesen ist, auffrißt.

8) Der Berg Binturung, auf dessen Spitze ein sehr großes Haus steht, dessen Eigenthümer Kakahungkung heißt.

9) Ein ausgestrecktes Feld.

10) Ein morastiges Land, wo viele Pedara oder Geister sich mit dem Flechten von Vogelnetzen, dem Anbringen von Leimruthen auf den Zweigen des Harabaums, dem Abschlagen von Sijabawfrüchten beschäftigen und Hirsche und andere Thiere des Waldes in Fallen fangen.

11) Zu Parakan Sulai ist der Fluß Raja, wo die Fische mit dem Safte der Tubawurzel gefangen werden.

12) Ein großes Haus, dessen Eigenthümer, Jang Puthu, sich in eine Frau verwandelt, wenn der Verstorbene ein Mann gewesen ist, und umgekehrt.

13) Der See Pakalang Ringau, wo diejenigen, welche an Wikat oder Kropfgeschwulsten gestorben sind, ruhen und Fahrzeuge bauen.

14) Der See Pakalung Tagur, wo diejenigen ruhen, die an der Krankheit Tjampah Kuduh (Lepra) gestorben sind.

15) Der Blutsee (Sandau daja), wo die Seelen der Ermordeten und der im Wochenbett gestorbenen Frauen ruhen.

16) Dann kommt das Höllenfeuer.

17) Der See Djawamekah, wo die Santirutblume wächst, die eine wunderbare Kraft besitzt, und wo die ruhen, welche an Altersschwäche gestorben sind.

18) An der anderen Seite ist der Berg Lumut, wo der Versammlungsort aller Geister ist.

Die Goldproduktion von Venezuela.

Ch. N. Nachdem die Minenindustrie in Venezuela seit dem Unabhängigkeitskriege beinahe gänzlich aufgehört hatte, kam sie in den sechziger Jahren mit der Entdeckung reicher Waschgold- und Goldquarzlager wieder mehr zu Ehren, und zwar haben sich seither 42 Compagnien mit einem Totalkapital von 265 600 000 Mk. konstituirt. Aber bloß 36 Gesellschaften mit einem Kapital von 214 760 000 Mk. sind über das Stadium der Existenz auf dem Papiere hinausgekommen und von diesen sind es nur etwa 20, welche in fortwährendem Betriebe stehen, während die anderen entweder innehalten mußten oder schon bei den Vorarbeiten stecken blieben.

Die bekannteste von allen ist diejenige, welche die weltberühmte Callao-Mine im Yuruarydistrikt[1]) ausbeutet, bei welcher auch europäische Finanzgrößen wie Rothschild, Baring Brothers u. s. w. betheiligt sind. Die 32 200 Aktien dieser Gesellschaft befinden sich in folgenden Händen:

314	Franzosen	besitzen	15 193	Aktien
28	Venezolaner	„	6 681	„
33	Engländer	„	6 930	„
16	Deutsche	„	2 996	„
1	Däne	„	200	„
1	Nordamerikaner	„	100	„
1	Kolumbianer	„	100	„

Diese famose Mine hat bis Ende 1881 einen Ertrag von 47 719 000 Mk. geliefert. Die monatlichen Betriebskosten belaufen sich auf 128 000 Mk. und der venezolanischen Regierung wirft sie per Jahr 120 000 Mk. durch Zoll- und Stempelgebühren ab. Die Monatsdividende betrug im August d. J. 721 280 Mk. — oder 22,40 Mk. per Aktie. Die Goldproduktion der vier wichtigsten Minen im Yuruarydistrikte belief sich im Monat August auf:

15 953,06	Unzen	aus	der	Callao-Mine
1 211,12	„	„	„	Panama-Mine
908,55	„	„	„	Chili-Mine
429,75	„	„	„	Potosi-Mine

im Totalwerthe von 1 280 000 Mk.

Andere Gesellschaften glaubten das Glück an ihre Unternehmungen zu fesseln dadurch, daß sie dieselben auch Callao tauften, und so entstanden die Namen „Neu Callao, Callao (bis)“ u. s. w., aber ohne den gewünschten und erhofften Erfolg.

Soweit die officiellen Daten reichen, sind seit 1866, dem Jahre, in welchem man anfing, das ausgehende Gold in Ciudad Bolivar zu registriren, bis zum 31. December 1883 1 323 276 Unzen Gold verschifft worden, welchen etwa 500 000 Unzen, die vor 1866 gewonnen oder während dieser achtzehn Jahre gestohlen oder mit Umgehung des Zolles verschifft worden sind, zugezählt werden dürfen. Es würde dies ein Total von 1 823 276 Unzen im Werthe von 137 754 000 Mk. ergeben.

Ueber den unermeßlichen Goldreichthum des venezolanischen Staates Guyana herrscht kein Zweifel mehr, und da das Metall hauptsächlich durch bergmännische Ausbeutung des Muttergesteins gewonnen wird, so ist der Ertrag viel regelmäßiger und für viel längere Zeiten gesichert, als bei

---

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 41, S. 64.

Goldwäschereien. Diese isolirten niederen Gebirgsketten, welche ein von den Anden ganz unabhängiges System bilden, bergen noch ungeheure Goldfelder in sich, und werden wir bald von neuen Entdeckungen hören. Das allgemeine Interesse concentrirt sich dort mehr denn je auf Guyana, und da dieser Distrikt anfängt, auch die Aufmerksamkeit des Auslandes in hohem Grade auf sich zu ziehen, so werden ihm, im gleichen Verhältniß, die Hilfsmittel zu weiterer Entwickelung dadurch geboten. Es kann aber nicht geleugnet werden, daß das, was in anderen Goldregionen der Welt vorgekommen ist, auch hier nicht ausblieb, nämlich, daß die von den zahlreichen zu Tage tretenden Adern angelockten Spekulanten Gesellschaften bilden — was ihnen nicht selten gelingt —, aber nicht um die Minen wirklich auszubeuten, sondern um mit den Aktien, die auf die Weltmärkte geworfen werden, Agiotage zu treiben. Ein solcher Schwindel muß natürlich den Platz in einen Verruf bringen, den bloß jahrelange Arbeit zu beseitigen vermag. Die Regierung von Venezuela hat, in der Absicht, dieser Industrie einen neuen Impuls zu geben, den General Barret de Nazaris nach Guyana abgeordnet, um über die in die Minengesetzgebung einzuführenden Reformen Erhebungen zu machen.

Die bisherigen Bestimmungen, von jeder Mine (1 Hektare concessionirten Terrains wird einer Mine gleich geachtet) eine Steuer von 3 Pfd. St. pro Jahr, ferner 300 Pfd. St. pro Jahr und pro Serie von 5 Stampfmörsern zu bezahlen, wird nun dahin abgeändert werden, daß der Staat in Zukunft bloß noch eine Abgabe von der wirklichen Produktion erheben wird. Die einzige den Concessionären auferlegte Verpflichtung wird künftighin darin bestehen, die Arbeiten innerhalb des gesetzlich festgesetzten Termins von 18 Monaten in Angriff nehmen zu lassen, und kann die Regierung, wenn sie es für gut findet, diesen Termin um weitere sechs Monate verlängern. Diese Reform ist von großer Tragweite, wenn man bedenkt, daß allein 14 Compagnien Concessionen über etwa 80 000 Quadratkilometer angeblich goldhaltigen Terrains besitzen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der am 17. Oktober 1884 zu Stockholm abgehaltenen Sitzung der schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie berichtete Reichsantiquar Hildebrand über einen der merkwürdigsten Alterthumsfunde, der jemals in Schweden gemacht worden ist. Als zu Anfang dieses Jahrzehnts die einige Meilen nördlich von Upsala belegene Gemeinde Vendel ihren Kirchhof erweitern wollte, stieß man auf ein aus dem Eisenalter herstammendes Grab, in welchem man mehrere interessante Sachen fand. Der durch seine Untersuchungen auf der Insel Björkö mit dem schwedischen Eisenalter sehr vertraute Dr. Hjalmar Stolpe erhielt den Auftrag, den Fund in Vendel zu untersuchen. Bei den während längerer Zeit im Jahre 1882 vorgenommenen Nachgrabungen wurden 11 Gräber gefunden, von denen jedoch nur zwei vollständig unberührt waren; die übrigen waren bereits vor langer Zeit ausgeplündert worden. In den Gräbern wurden große Boote gefunden, in welchen die Leichen (alle männliche) in sitzender oder liegender Stellung beigesetzt waren. Knochen von Pferden, Rindvieh, Schweinen, Schafen, Hunden, Jagdfalken und Kranichen wurden gefunden; ferner einige reich verzierte Schwerter, davon eins mit Griff aus vergoldeter Bronze und Silber, eingelegt mit Emaillezierrathen, ein prachtvolles Pferdegebiß mit vergoldeten Bronzeplatten ꝛc. Alles Holz der Schiffe war verfault, aber die Eisennägel lagen alle an ihrem ursprünglichen Platze, und da ihre gegenseitige Lage sorgfältig vermessen und aufgezeichnet wurde, so wird es möglich sein, Abbildungen von den Booten zu geben. Der Fund gehört theilweise dem älteren und theilweise dem jüngeren Eisenalter an. Ein eigenes Prachtwerk soll über diesen großartigen Fund herausgegeben werden.

— Christiania hatte nach der neuesten Zählung am 31. December 1883 eine Einwohnerzahl von 124 155, wovon 83 225 über 15 Jahre alt waren. Da von letzteren 36 102 männlichen und 47 123 weiblichen Geschlechts waren, so stellt sich mithin das Verhältniß wie 100 : 131. Von der gesammten Einwohnerzahl waren 56 663 männlichen und 67 492 weiblichen Geschlechts, mithin war hier das Verhältniß wie 100 : 119; für das ganze Land beträgt die Verhältnißzahl 100 : 104,8. In dem Alter von 20 bis 30 Jahren ist das weibliche Geschlecht in Christiania am stärksten repräsentirt, denn es kommen auf je 100 Männer 134 Frauen.

— Im Laufe des Jahres 1885 soll eine Reihe großartiger Arbeiten zur Vertiefung und Verbesserung des Fahrwassers der Flüsse Wolga, Dnjepr, Weichsel und Don vorgenommen werden. Die Kostenanschläge der Arbeiten sind bereits dem Reichsrathe zur Durchsicht vorgelegt worden.

— In Betreff der im Jahre 1883 dem Schooße der Erde entnommenen Reichthümer, sowie der der Reichskasse dadurch zugeflossenen Einnahme sind durch das betreffende Bergdepartement des Russischen Reiches folgende Angaben gemacht worden. Die Abgaben vom gewonnenen Gold und Silber betrugen 1 977 663 Rubel (à 2 Mark), vom Platin 20 620 Rubel, vom Kupfer 384 624 Rubel. Die Einnahmen, welche die Krone aus ihren eigenen Bergwerken zieht, sind dabei nicht berechnet, sie machen in runder Summe etwa 3 Millionen Rubel aus. Die Menge des im Jahre 1883 gewonnenen Kupfers war im Ural 148 749 Pud (1 Pud = 16 kg), in West-Sibirien 19 100 Pud, im Kaukasus 48 919 Pud. An Eisen wurde gewonnen im Ural 15 633 588 Pud, im ersten transmoskanischen Bezirke 206 256 Pud und im zweiten 1 323 169 Pud. Unabhängig davon wurde im vorigen Jahre an Zehntensteuer für verpachtete Goldwäschereien 550 430 Rubel und 25 456 Rubel an Prozentsteuer von dem Edelmetall, welches durch Privatpersonen in den Kron-Goldwäschen gewonnen wurde, 340 249 Rubel, von Eisenerzen 3422 Rubel, von Steinkohlengruben 16 000 Rubel eingenommen („Nowosti").

Australien.

— Australien macht im Eisenbahnwesen rapide Fortschritte. Die fünf Kolonien des Kontinents hatten Ende Oktober 1884 bereits 8803 km Eisenbahnen in Betrieb, an 1661 km gebaut und eine Reihe anderer vom Parlamente bewilligter Strecken war noch in der Vorbereitung für den Bau. Davon hatte Victoria $2634\frac{1}{2}$ km in Betrieb. Das Parlament dieser Kolonie hat Ende Oktober 1884 eine Vorlage über den Bau von weiteren 1492 km, deren Kosten sich muthmaßlich auf 5 600 000 Pfd. St. belaufen werden, und außerdem nachträglich eine nicht unbedeutende Anzahl anderer Linien genehmigt. — Auf Neu-Südwales entfielen fertige Strecken in der Länge von $2518\frac{1}{2}$ km. Die Regierung hat ebenfalls im Oktober 1884 dem Parlament eine

Vorlage über eine lange Reihe zu bauender Bahnstrecken unterbreitet, welche laut Veranschlagung 14 688 000 Pfd. St. kosten werden. — In Queensland waren 1770 km dem Verkehr übergeben und 631 km im Bau. Auch in dieser Kolonie soll in nächster Zeit das Parlament um die Bewilligung der Geldmittel für den Bau ausgedehnter Bahnlinien angegangen werden. — Südaustralien besaß zu Anfang November 1884 im ganzen 1695 km fertiger Bahnen. Dem Parlamente lag ein Regierungsantrag über den Bau von weiteren 420 km, deren Kosten auf 803 360 Pfd. St. berechnet sind, vor. — Westaustralien hatte erst 185 km Bahnen in Betrieb und 109 km im Bau, will aber jetzt, gegen Gewährung von Ländereien am Bahnkörper entlang, durch ein englisches Syndikat von Kapitalisten eine lange Eisenbahnlinie, welche die Hauptstadt Perth mit Albany, im Süden am King George Sound, verbinden soll, bauen lassen. Die beiden Inselkolonien Tasmanien und Neu-Seeland besaßen an fertigen Bahnen resp. 269 und 2382 km, während an resp. 357 und 323 km noch gearbeitet wurde.

— In den Barrier Ranges, an der Westgrenze von Neu-Südwales und in 31° 15′ südl. Br. und 141° 30′ östl. von Gr., wurden in den Jahren 1883/84 reiche Silbererzlager aufgefunden. Eine Minenstadt, Silverton benannt, hat sich dort bereits gebildet, und die Minen selbst heißen die Silverton Mines. Sie liegen in einer öden, wasserarmen und weit umher unbewohnten Gegend. Der Verkehr geht über unwegsames Terrain und ist kostspielig. Nach officiellen Angaben von seiten der Regierung von Neu-Südwales wurden bis zum 30. September 1884 auf diesen Minen 5117 Tonnen Silbererz im Werthe von 116 500 Pfd. St. gehoben. Die letzten Nachrichten aus Silverton datiren von Anfang December 1884 und lauten (wenn nicht übertrieben) sehr günstig. So lieferten 400 Tonnen Erze aus der Day Dream Mine, welche erst seit drei Monaten bearbeitet wird, einen Silberwerth von 15 000 Pfd. St. Zwölf Tonnen Erze der Christmas and Pilgrim Mine ergaben einen Ertrag von 2000 Pfd. St. u. s. w. Das Parlament der Kolonie Südaustralien hat am 13. November 1884 den Bau einer Eisenbahn von der Station Petersburgh, an der Nordbahn in 32° 57′ südl. Br. und 138° 46′ östl. von Gr., in der Richtung nach den Silvertonminen bis zur Grenze von Neu-Südwales in der Länge von 250 km genehmigt. Diese Bahn wird nicht bloß ein ziemlich gutes Weideareal von 60 000 englischen oder 2822 deutschen Quadratmeilen zur besseren Ausnutzung bringen, sondern auch durch den erleichterten und billigeren Transport der Silbererze nach den Seehäfen die Entwickelung der Silvertonminen wesentlich fördern. Es werden sich, wenn die Bahn fertig ist, auch die ärmeren Silbererze, welche in Masse vorhanden sind, mit Nutzen bearbeiten lassen, und Tausende von Menschen dürften dann in diesen Minen guten Verdienst finden.

— Am 19. November 1884 waren es 50 Jahre her, daß die Gebrüder Edward und Stephen Henty von Vandiemensland aus, wie Tasmanien damals noch hieß, an der Küste von Portland Bay in 38° 21′ 30″ südl. Br. und 141° 41′ östl. von Gr. landeten und dort die erste Ansiedelung in der nachherigen Kolonie Victoria gründeten. Zum Andenken an dieses Ereigniß sollte im November 1884 eine Jubiläumsausstellung in Melbourne gehalten werden. Besondere Feierlichkeiten sollten unter dem Präsidium des Gouverneurs Sir Henry Brougham Loch an diesem Tage auch in der jetzigen Hafenstadt Portland stattfinden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Bevölkerung der Gambier-Inseln nimmt reißend schnell ab. Nach Berichten der Missionare zählten dieselben im Jahre 1838 noch 2141 Bewohner; Leborgne konstatirte 1871 noch 936 Eingeborene und stellte deren baldiges Aussterben in Aussicht. Im verflossenen Jahre 1883 nun besuchte der französische Marinearzt Dr. Clavel den Archipel und fand daselbst nur noch 480 Bewohner. Und was für Menschen! ruft er aus. Fast alle waren skrophulös oder syphilitisch; in der Missionsschule befanden sich 35 Mädchen und 24 Knaben, ein ganz zukunftsloses, was die Körperbeschaffenheit betrifft, überaus trauriges und elendes Völkchen! Auf 12 Männer kommt jetzt nur eine Frau, auf 20 Todesfälle eine Geburt. Da ist es kein Wunder, wenn das 20. Jahrhundert kaum noch einen Gambier-Insulaner sehen wird („Bull. soc. d'Anthropologie" 1884, S. 490).

— Wie aus Holland berichtet wird, darf man nächstens einer sehr interessanten Publikation über Neu-Guinea entgegensehen. Der frühere Resident von Ternate, Herr van Braam-Morris ist auf einer seiner Dienstreisen auf dem Amberno oder Rochussen-Fluß einen Breitengrad nach Süden vorgedrungen. Der Bericht mit den zugehörigen Karten wird jetzt durch den Herrn Robidée van der Aa für die Veröffentlichung vorbereitet, wodurch die Arbeit nur an Werth gewinnen kann, da Herr van der Aa wohl die ausgezeichnetste Autorität auf dem Gebiete von Neu-Guinea ist.

Nordamerika.

— Allgemein glaubte man, daß das hochgeschätzte Edelweiß nur in den Alpen vorkomme. Wie die „Times" angeben, ist es aber neuerdings im Tacoma-Gebirge im Territorium Washington (Vereinigte Staaten) in einer Höhe von 6000 Fuß über dem Meere gefunden worden, und ebenso eine andere alpine Pflanze, die in der Schweiz Männertreu heißt.

— Durch die Tagesblätter läuft die Nachricht von der Entdeckung eines großen Sees zwischen Canada und der Hudsonsbai. Da dabei bemerkt wird, er sei eine Erweiterung des Ruperts-Flusses, konnte von Anfang an kein Zweifel bestehen, daß es sich um den auf allen Karten zu findenden Mistassini handle. Ein Bericht von Whitney in Nr. 100 von „Science" bestätigt das vollständig. Der See wurde bereits vor mehr als 200 Jahren von dem Jesuiten Père Abanel besucht und seine Angaben über denselben sind, obschon unvollständig, genauer als die, welche Abbé Laflamme der geographischen Sektion der British Association machte und welche nur auf den unbestimmten Erzählungen von Jägern beruhen. Die etwas emphatische Weise, in welcher General Lefroy in seiner Eröffnungsrede die neue Entdeckung begrüßte, hat wahrscheinlich die Veranlassung zu dem Zeitungslärm gegeben. Eine genauere Untersuchung des Sees, dessen Größe anscheinend nicht weit hinter der des Ontario zurückbleibt, wäre übrigens zu wünschen, da seine Dimensionen und Konturen durchaus noch nicht sicher festgestellt sind. Ko.

Südamerika.

— Im Januarheft des „American Naturalist" findet sich ein sehr interessanter Aufsatz von Herbert H. Smith über die physikalische Geographie des Amazonas-Gebietes, der geeignet ist, manche noch sehr verbreitete Ansicht über dasselbe zu berichtigen. Wir entnehmen demselben folgendes:

Die Unterscheidung zwischen Amazonas und Solimoës oder Alto-Amazonas ist in der Natur scharf begründet. Alto-Amazonas von der Vereinigung des Solimoës mit dem Rio Negro bis zum Fuße der Anden ist ein flaches, kaum über die Hochwasserlinie erhobenes, in seiner ganzen Ausdehnung mit Urwald bedecktes Flachland, Bajo-Amazonas nur ein schmales Flußthal zwischen Terrassen von mehreren Hundert Fuß Höhe, welche nordwärts zu den Gebirgen von Guyana, südwärts zu denen von Brasilien anschwellen, Sandboden mit nur einem relativ schmalen Wald-

gürtel und ausgedehnten Savannen und Buschflächen. Die Zuflüsse des oberen Amazonas sind alle bis hoch hinauf schiffbar, die des unteren bald durch Katarakte und Stromschnellen gesperrt. In Alto-Amazonas fühlt man den Passatwind nicht mehr, es existirt keine eigentliche trockene Jahreszeit mehr, nur eine mit weniger Regen; am unteren Amazonas herrschen die Passatwinde und finden sich zwei scharf geschiedene Jahreszeiten. Am Solimoës sind Fauna und Flora viel mannigfaltiger und reicher, als am unteren Amazonas; auch die beiden Provinzen gemeinsamen Arten sind meistens größer. Die Trennung der Faunen ist vollkommen scharf; der Rio Negro auf der Nordseite und der Madeira auf der Südseite bilden, ersterer durch seine mächtige Wassermasse, letzterer durch sein breites Ueberschwemmungsgebiet, für sehr viele Arten eine Verbreitungsgrenze, und da der Hauptstrom in derselben Weise wirkt, so entstehen vier zoologische Provinzen im Amazonasgebiet, zwei nördlich und zwei südlich. Am unteren Amazonas ist die Scheidung der Flußebene, der Varzea, von dem Terrassenland, der terra firme, eine äußerst scharfe, und auch wo dichter Urwald die Grenze bedeckt, erkennt man sie sofort an der aus ganz anderen Baumarten bestehenden Vegetation. Die Insel Marajo ist rein alluvial oder wenigstens in ihrer ganzen Ausdehnung von Alluvialschichten bedeckt; nur am Ost- und Südrande liegen einige Streifen und Hügel (torroës) von terra firme.

Die großen Zuflüsse von Süden her, der Tapajos, der Xingu und der freilich kaum mehr zu den Nebenflüssen zu rechnende Tocantins, sind klare Ströme, deren Lauf von den letzten Katarakten an völlig seeartig ist, aber an der Mündung in den Amazonas durch dessen Anschwemmungen plötzlich verengt wird. Auch die Zuflüsse der rechten Seite zeigen mehrfach ähnliche Bildung. Es scheint dies aber nicht die Folge einer Stauung durch die Schlammmassen des Amazonas zu sein, sondern der Rest aus einer früheren Zeit, wo der ganze untere Amazonas auf 800 Miles Länge noch ein relativ enger Golf war, welcher die Inseln von Guyana und von Brasilien schied. Er wurde nach und nach von den von den Anden herabkommenden Schlammmassen ausgefüllt, aber die klaren Ströme hielten sich breite Buchten bis zur Mündung frei, während die schlammigen sie bis auf ein schmales Bett ausfüllten. — Alto-Amazonas dagegen war ein geräumiger See, in welchen Huallaga, Ucayale, Napo, Tigre und Solimoës und wohl auch noch Madeira und Rio Negro mündeten und den sie allmählich ausfüllten. Eine Zeitlang muß das Meer in ihn eingedrungen sein und die Senkung, welche dies ermöglichte, muß stattgefunden haben nach der Ablagerung der Sandsteine und Thonschichten, welche die terra firme am unteren Amazonas bilden, aber wahrscheinlich vor der Bildung des tertiären, Seemuscheln führenden Tabatingathones, welcher bis zum Purus und Japura hinaufreicht. Spencer möchte aber annehmen, daß zur Tertiärzeit Guyana und Brasilien zusammenhingen und der untere Amazonas sich erst später gebildet habe. Ko.

— Die seit kurzem im Besitze der Argentinischen Republik befindliche Osthälfte des Feuerlandes und speciell die Stateninsel macht Fortschritte. Auf dem Kap San Juan, der Ostspitze der Stateninsel, brennt jetzt ein Leuchtthurm, dessen Licht 15 Seemeilen weit gesehen wird; unweit davon im San Juanhafen haben die Argentiner eine Niederlassung gegründet und eine zweite im Beaglekanal, der das Feuerland im Süden begrenzt. Den Norden des Feuerlandes beabsichtigen Engländer zu kolonisiren.

Vermischtes.

Abstammung und Zähmung unseres Hauspferdes. Ganz neue und hochinteressante Gesichtspunkte über dieses auch in anthropologischer Beziehung wichtige Thema entwickelt Professor Nehring in seiner Arbeit „Fossile Pferde aus deutschen Diluvialablagerungen und ihre Beziehungen zu den lebenden Pferden" (Berlin 1884). Nach ihm ist nämlich ein Theil unserer Hauspferde aus der Zähmung diluvialer Pferde Europas hervorgegangen; auch bezüglich der Zeit der Domestikation neigt derselbe zu der Ansicht, daß die Anfänge derselben stellenweise in die Diluvialzeit zu verlegen sind und daß die Domestikation ganz allmählich geschehen ist. Nehring stellt ferner die vernünftige Ansicht auf, daß die Zähmung der Hausthiere überhaupt weder von einer bestimmten Gegend, noch von einem bestimmten Volke ausgegangen ist, sondern daß verschiedene Völker in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger erfolgreiche Versuche in der Zähmung gewisser Thierarten gemacht haben. Bezüglich des Pferdes hat Nehring eine treffliche Meinung, wie dasselbe gezähmt wurde: er führt uns das Füllen vor, dessen Mutterstute zu Nahrungszwecken von den Jägern der Diluvialzeit erlegt wurde, und das nun hilflos und sich selbst überlassen von den Jägern angenommen und deren Kindern als Spielgefährte überwiesen, allmählich zur Zähmung gebracht wird.

Solches ergiebt sich aus den Knochenfunden, aus thatsächlich vorhandenem Material. Wir brauchen nicht erst mit dem geistreichen Victor Hehn an der Hand der Linguistik nach Centralasien zu wandern, um von dort das gezähmte Pferd zu holen.

— Unlängst ist ein wiederholt in früheren Bänden des „Globus" (Bd. 27, S. 7 und Bd. 28, S. 101 bis 104) besprochenes Sammelwerk vollständig geworden, welches wegen seiner vielfachen Beziehungen zur Geographie im weitesten Sinne, Ethnographie und Kulturgeschichte auch hier eine nochmalige Erwähnung verdient; wir meinen das „Handwörterbuch des Biblischen Alterthums für gebildete Bibelleser", welches unter Mitwirkung von Männern wie Fr. Delitzsch, Ebers, Fraas, Hertzberg, Kautzsch, Eberh. Schrader und anderen von Prof. Riehm in Halle herausgegeben wurde (19 Lieferungen, 1875 bis 1884, Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing). Die zahlreichen Pläne und Abbildungen von Landschaften und Volkstypen, historischen Persönlichkeiten, Münzen, Naturalien, Alterthümern u. s. w. sind von ganz besonderem Interesse und erleichtern das Verständniß ungemein, ebenso das sehr detaillirte Eingehen auf die Privat- und Staatsalterthümer derjenigen Großreiche, welche auf das zwischen ihnen gelegene kleine Palästina naturgemäß den größten politischen und kulturlichen Einfluß ausgeübt haben, nämlich Aegyptens und Assyriens. Die Parallelen, welche uns die Monumente dieser Länder für die Erläuterung der Bibel bieten, sind so zahlreich und zutreffend, daß nicht nur das bloße Nachschlagen, sondern auch selbst das länger fortgesetzte Lesen in diesem populären Lexikon reiche Belehrung gewährt.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVII. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Brügge.

(Nach dem Französischen des M. Camille Lemonnier.)

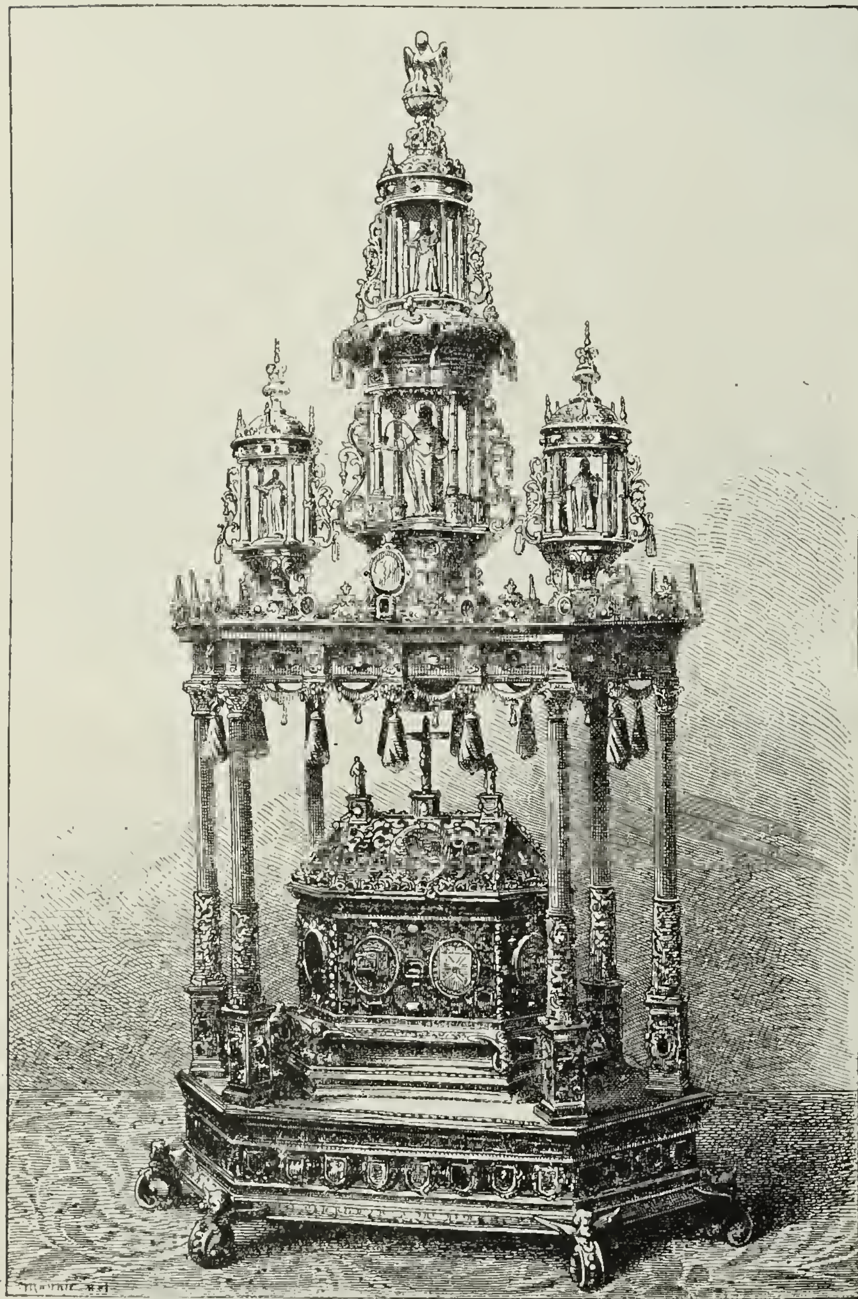
III.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

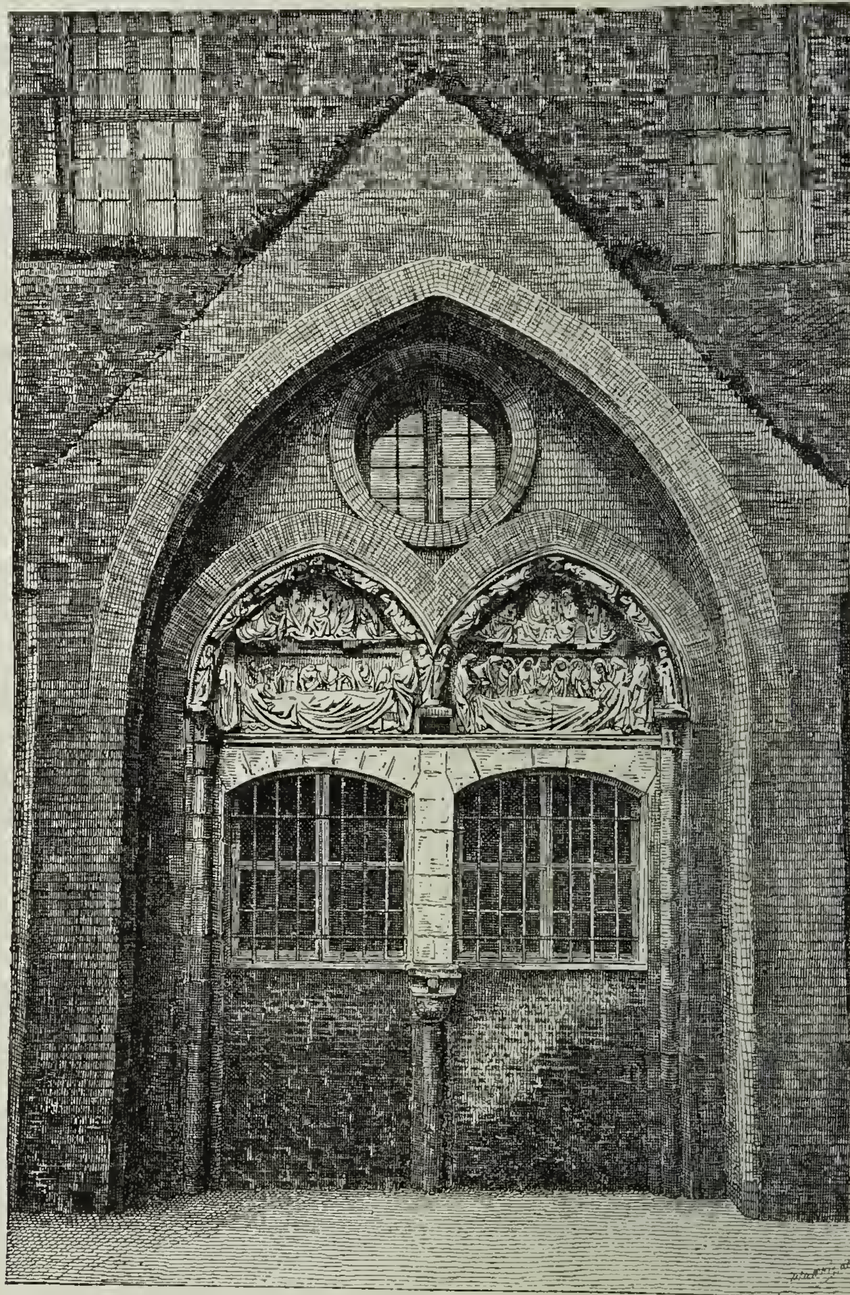
Brügge gleicht einem großen Museum, in welchem sich die Kunstschätze von Jahrhunderten angesammelt haben. Auf dieselben, namentlich die Gemälde alter Meister, eines Memling und Johann van Eyck, wie sie sich in der Kapelle zum heiligen Blute, im St. Johannes-Hospitale und dem Museum finden, einzugehen, ist hier nicht der Ort; aber zwei Merkwürdigkeiten, welche zwei der eben erwähnten Gebäude auf der Place du Bourg umschließen, seien erwähnt: der Reliquienschrein des heiligen Blutes und der Kamin im Franc de Bruges. Das eigentliche Kästchen, welches den Tropfen vom Blute Christi birgt, ist nur ein Theil des ganzen wunderbaren Kunstwerkes, das im Jahre 1616 von Johannes Crabbe aus den edelsten Metallen und Steinen gefertigt wurde; werthvoller noch als die Kameen, Edelsteine und Perlen aber ist die Goldschmiedearbeit. Ueber dem Kästchen, das auf einem mit Schilden verzierten Untersatze ruht, tragen sechs zierliche Säulen einen Architrav, den die feinsten Spitzen krönen, und von welchem an Laubgewinden mächtige Perlen herabhängen; auf demselben stehen drei Gehäuse, Laternen ähnlich, welche kleine Statuen enthalten. Alljährlich wird diese Reliquie in Procession durch die Stadt getragen, und zwar im Monat Mai, und die Umzüge haben im Laufe der Jahrhunderte an Pracht und Glanz wenig verloren. Was in dieser Hinsicht einst von den Zünften und Innungen, den Grafen von Flandern und ihrem Gefolge geleistet wurde, hat jetzt die Geistlichkeit selbst auf sich genommen, welche an diesem Tage eine fast unglaubliche Menge von Kannen, Kelchen, Ostensorien, Tabernakeln und mit Gold und Edelsteinen verzierten Priestergewändern zur Schau stellt, die zu der grauen Einförmigkeit unserer heutigen Sitten und Trachten kaum paßt. An dem auf diesen „Umgang“ (Ommeganck) folgenden Freitage haben die Brügger Frauen die Gewohnheit, entweder in ganzen Scharen oder einzeln denselben Weg, wie die Procession, durch die Straßen zurückzulegen, und das dauert zwei Stunden, sei es nun, daß sie diese Zeit wirklich zu dem frommen Werke verwenden, sei es, daß sie, wie böse Zungen behaupten, die Freiheit dieses Tages zu verliebten Spaziergängen benutzen. An demselben Freitage legt die Kapelle des heiligen Blutes ihr Festgewand an und die Reliquie wird ausgestellt; andachtsvoll zieht eine gläubige Menge ununterbrochen an derselben vorbei und berührt mit den Lippen das den Blutstropfen einschließende Glas. Gleich darauf aber tritt das alltägliche Leben wieder in alle seine Rechte: mit strahlendem Antlitze, das die innere Befriedigung über die fromm erfüllte Pflicht wiederspiegelt, erscheinen die Hausfrauen an der Thüre der Kapelle wieder, um sofort mit ihrem geräumigen Henkelkorbe, den sie auch beim Küssen der Reliquie nicht vom Arm lassen, dem nahen Markte zuzueilen.

So zierlich der Reliquienkasten, so groß und gewaltig

ist der Kamin im Franc, ein Meisterwerk der Holzschneidekunst Lancelot Blondeel's. Die Mitte nimmt die beherrschende Figur Karl's des Fünften ein, der den Reichsapfel in der einen, das Schwert in der anderen Hand hält und es mit einer Würde schwingt, wie nur ein stolzer Tambourmajor der Jetztzeit sein Rohr. Diese Gestalt tritt so mächtig hervor, daß die seitwärts zwischen Säulen, Amoretten, Laubkränzen und Wappenschildern angebrachten Figuren vollständig dagegen zurückstehen müssen und, so stolze Namen sie auch in der Geschichte tragen, dennoch als untergeordnete Wesen gegenüber dem Hauptheros erscheinen. Auf dem Thronsitze sind in Medaillons die Porträts Philipp's des Schönen und der wahnsinnigen Johanna, an der Lehne diejenigen Charles de Launoy und Margarethe's von Oesterreich, auf den Pilastern zu beiden Seiten des Thrones die Köpfe von Franz I. und Eleonore von Oesterreich zu sehen; in ganzer Gestalt endlich stehen zu beiden Seiten Ferdinand von Aragonien und Isabella von Kastilien, Maximilian und Maria von Burgund, alle den Kopf nach dem Kaiser hinwendend und gleichsam bereit, sich ihm als Gefolge anzuschließen. Als Symbole seiner Größe aber ist überall eine Fülle von Wappen seiner Besitzungen und seiner Alliirten angebracht; dieselben sind in solcher Menge vorhanden, daß sie das Mittelstück der Wand vollständig bedecken. Ein Weinstock mit all seinem Durcheinander von Zweigen, Blättern und Trauben kann



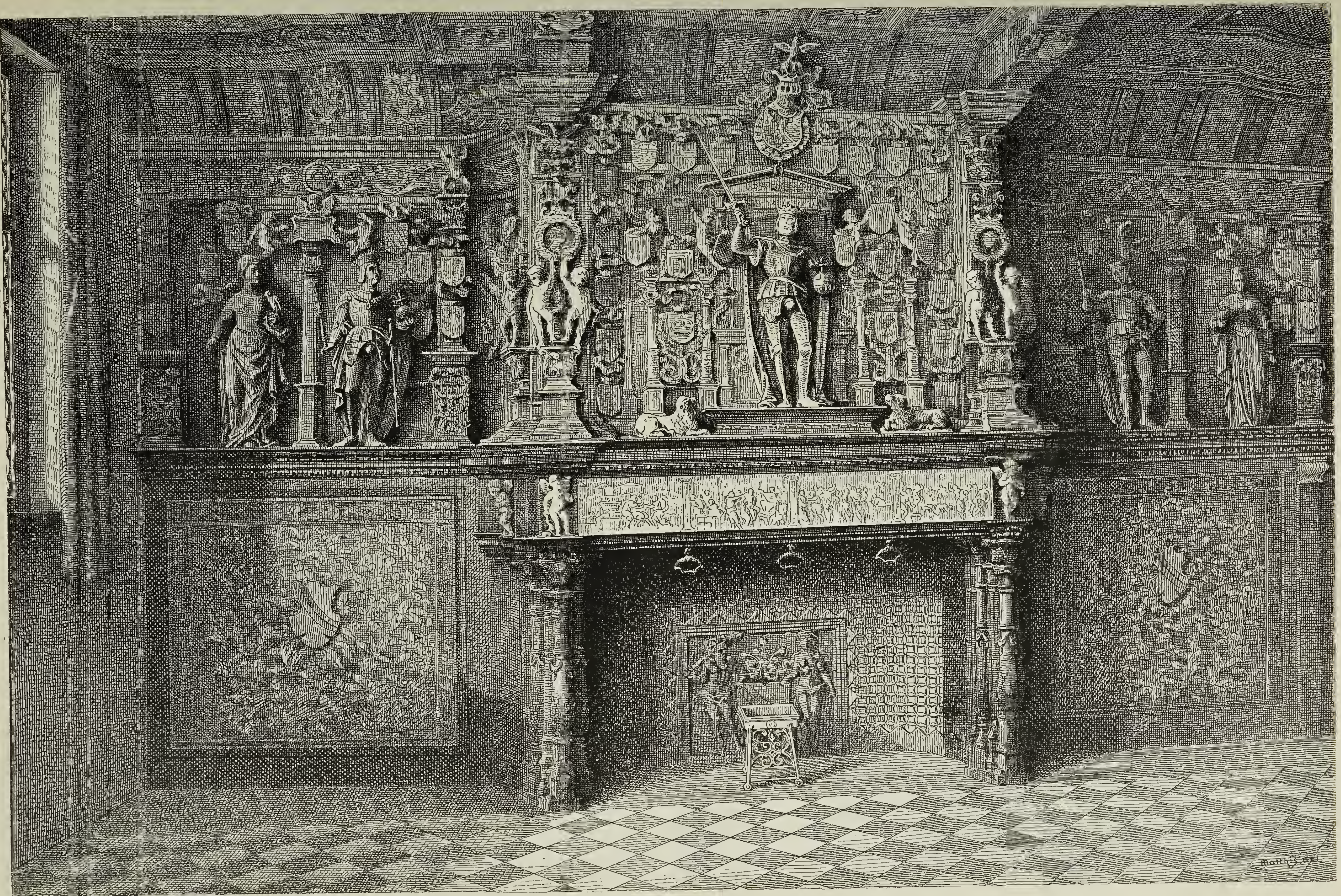
Reliquienschrein des heiligen Blutes in Brügge.



Früherer Eingang des St. Johannes-Hospitals.

nicht buschiger und krauser sein, als diese wunderbare Zusammenstellung von Ranken, Amoretten, Attributen, Fratzen, heraldischen Thieren, Tritonen, Füllhörnern, Bändern, welche im buntesten Wirrwarr die ganze eine Wand des Saales erfüllen und sich langsam gegen die Decke hin verlieren. Das Ganze ruht auf einem Getäfel von schwarzem Marmor, der einen weißen Fries einrahmt, auf welchem in flachem Relief die Geschichte von der keuschen Susanna dargestellt ist. Darunter befindet sich der Herd, eingefaßt von Säulenbündeln und mit einer schönen Platte, die das Wappen Frankreichs trägt, geschmückt.

So wie einerseits der Burgplatz und die ihn einfassenden Gebäude das ganze Interesse des Besuchers auf sich vereinigen und bei aller Verödung und Vereinsamung noch heute das pulsirende Herz der Stadt zu bilden scheinen, so verschwinden sie andererseits auch dem Wanderer nicht aus den Augen und tauchen immer wieder vor ihm auf. Vom Rosenkranzquai an, den die Reie bespült, bis an das Ende des Quai Vert begleiten ihn alle die vielgestaltigen Einzelheiten jener Bauwerke. Zuerst sind es nur die prächtigen Façaden des Franc, die man sieht; aber wenn man sich weiter entfernt, so steigen über denselben Theile der anderen Gebäude empor, zuerst ein Stück von dem Seitengiebel des Rathhauses, dann die Krönung des gewaltigen Belfried und immer zahlreichere Thürmchen und Spitzen, zuletzt das Zifferblatt an dem Hallengebäude. Am Pont du Cheval



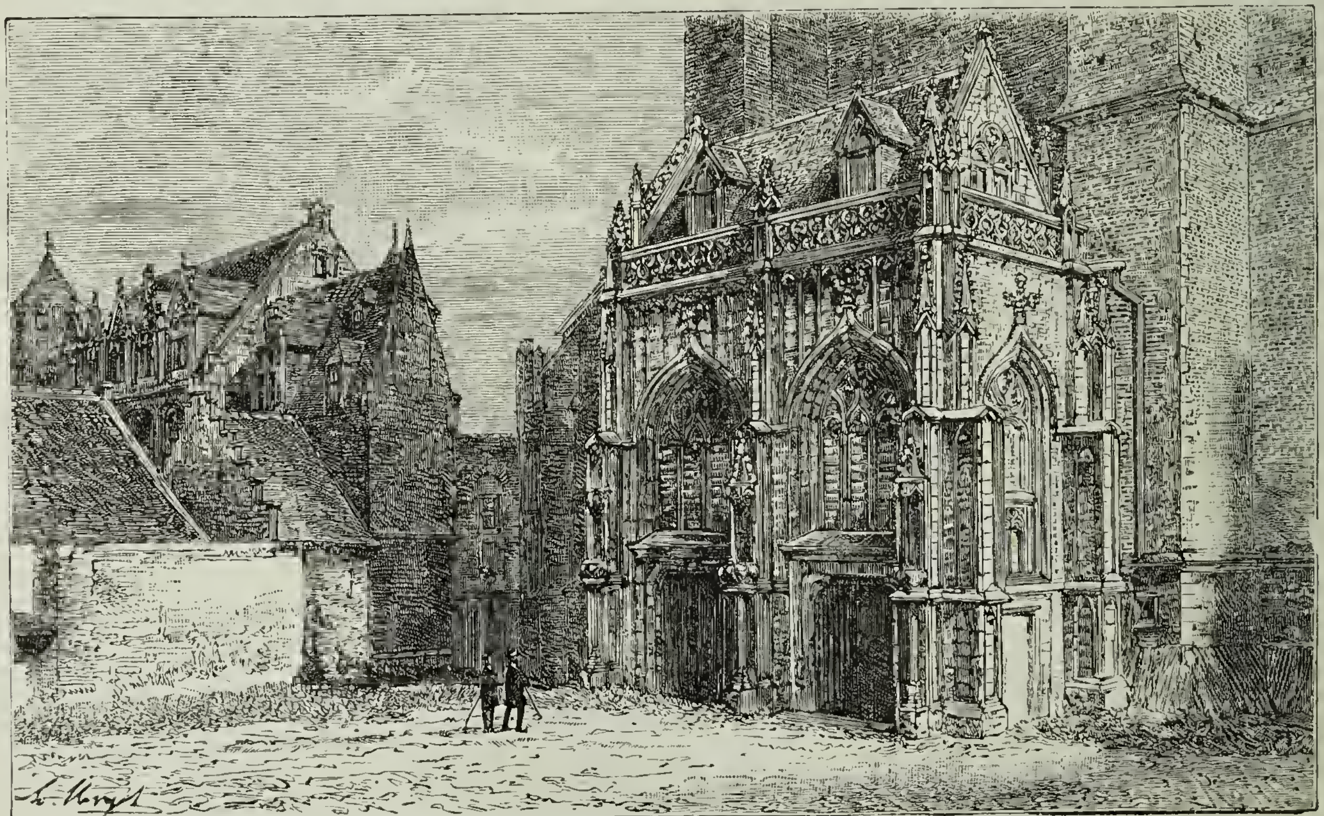
Der Kamin im Franc de Bruges.

endlich, dessen massiver Bogen das Wasser in der Höhe des Quai Vert überspannt und in eine entzückende enge Gasse mit kleinen spitzdachigen Häusern führt, entrollt sich das Panorama in seiner ganzen Ausdehnung, eine von den Reisebüchern um die Wette gerühmte Aussicht auf ein Meer von Dächern, Thürmen und Spitzen, die Thürmchen des Rathhauses, die Giebel des Franc, die Galerien und Strebepfeiler des Belfried und am Ende des Reielaufes der hohe Zinnenthurm der Erlöserkirche (St. Salvator).



Der Quai Vert.

Nach dem Quai Vert, an welchem nur auf der einen Seite eine Straße entlang läuft, während gegenüber Gärten und Hintergebäude an ihn stoßen, fließt der Kanal zwischen zwei parallelen Reihen von launigen und muthwilligen Façaden aus dem 16. und 17. Jahrhundert hin, die ihr ursprüngliches Gepräge ohne jede Zuthat bewahrt haben. Besonders ist dies an der Porte de Damme der Fall. Aber wenn auch das Aeußere geblieben ist, so ist der Inhalt, das Leben, verschwunden. Dahin sind die reichen Kaufleute, welche einst in diesen Häusern wohnten und von der Lände aus das Entladen der Schiffe überwachten, welche vom Meere her langsam auf dem Kanale Zwijn („Schwein“, französisch „la Suène“) bis in die Stadt gefahren kamen. Schon im Jahre 1410 wird geklagt, daß die Schiffahrt zwischen dem Seehafen Sluis (französisch l'Ecluse) und



Das Baptisterium der Liebfrauenkirche.



Das St. Johannes-Hospital.

der Stadt Brügge immer schwieriger werde; 60 Jahre später konnten große Seeschiffe nur mit Gefahr und vieler Mühe Brügge erreichen und mußten oft unterwegs einen Theil ihrer Fracht an Leichterschiffe abgeben, und 1475 war der Hafen vom Sande fast ganz verschüttet. Heute schwimmen auf den Kanälen nur noch leichte Nachen und zahlreiche Schwäne, welche die Stadt angeblich auf ewige Zeiten zu halten verurtheilt wurde, zur Sühne für die Hinrichtung des Pierre Lanchals gelegentlich ihres Aufstandes gegen Maximilian von Oesterreich (1488).

So groß aber die Vereinsamung, so tief der Todesschlaf ist, in welchen die Kanäle versunken sind, so wird beides doch noch an anderen Stellen übertroffen, z. B. in dem dunkeln Winkel bei der Liebfrauenkirche. Dort erhebt sich rechts eine große finstere Façade, die in einen doppelten Giebel ausläuft, und deren rechtwinklig ansetzender Seitenflügel den Kanal überbrückt, links verfallene Mauern, die mit einem wahren Walde von Kamillen, Kletten, Levkojen und anderen Pflanzen bedeckt sind, und vorn die verwitterte, von Nässe zerfressene und über und über mit Moos bedeckte Masse von Notre-Dame mit ihren Schwibbogen und Strebepfeilern. Das Schönste an dem Gotteshause ist die Eingangshalle am Fuße des 120 m hohen gewaltigen romanischen Thurmes, welche den Namen Baptisterium trägt. Dieselbe hat die Form eines großen Reliquienschreines, von welchem nur drei Seiten sichtbar sind; oben wird sie durch ein fein durchbrochenes Geländer mit aufgesetzten Spitzsäulen abgeschlossen, aus welchem das Dach mit seinem doppelten Giebel aufsteigt. Zwei Thüren öffnen sich nach dem Vorplatze zu und darüber zwischen den Nischen mit Baldachinen und den Strebepfeilern zwei Fenster, die mit einem dichten Netzwerke von Steinranken im Geschmacke des raffinirtesten Flamboyantstiles überzogen sind — das Ganze gleicht einer zweiten Kirche in Miniatur, die wie zum Gegensatze gegen die strenge und ernste Kathedrale neben dieselbe hingebaut wurde.

Dicht neben diesem Baptisterium steht an einer Verengerung der Straße ein verwitterter Giebel und innerhalb desselben eine jetzt vermauerte Doppelthür (s. S. 114), noch deutlich erkennbar an dem Mittelpfeiler und den beiden Säulchen zur Seite. In den beiden Giebelfeldern unter den Spitzbogen haben sich zwei Hautreliefs erhalten, die in naiver Weise den Tod und die Krönung Marias darstellen. Daneben führt ein breites, gewölbtes Thor in den theilweise zum Garten umgewandelten Hof des über fünf Jahrhunderte alten St. Johannes-Hospitals. In seinem Inneren enthält dasselbe unendliche Korridore, an welchen kleine zellenähnliche Räume und größere Säle mit den Krankenbetten liegen; durch dieselben gelangt man zuletzt in die von massiven Pfeilern getragene Kapelle, einen friedlichen, abgeschiedenen Raum, in welchen das Geräusch der Außenwelt niemals hineindringt. Zu gewissen Tagesstunden kommen Nonnen mit weißen Hauben hierher, um ihr Gebet zu verrichten, und dann wird das tiefe Schweigen durch das Gleiten ihrer Füße auf den Steinplatten unterbrochen, aber nur auf kurze Zeit. Dann tritt die ursprüngliche Stille wieder in ihr Recht.

Die lange Seitenfaçade des Hospitals stößt an einen Kanal und so herrscht auch dort die größte Ruhe; von dort aus erblickt man am besten die hohen, theilweise zugemauerten Spitzbogenfenster, das bunte phantastische Durcheinander der vielgestaltigen kleinen Gebäude, Logen und Vorbauten, ihre aus- und einspringenden Winkel, die hohen Kamine, spitzen Dächer u. s. w. Kein Ort ist mehr geschaffen zur Träumerei und zum Ausruhen als dieser, und so weiß auch die Tradition davon zu berichten, daß Memling im Jahre 1477 in diesem ehemaligen Kloster Zuflucht suchte. Er kam in finsterer Nacht, verwundet, aus der Schlacht von Nancy flüchtend, kaum im Stande, den Thürklopfer aufzuheben; und die guten Mönche pflegten ihn wie ihr Kind. Er lernte damals den tiefen Frieden, den Trost und die Ruhe kennen, und als seine Kräfte wiederkehrten, fing er an zu malen, und zwar sollte sein Werk ein Denkmal seiner Dankbarkeit für die brüderliche Aufnahme, die er gefunden, werden. In dem kleinen Gebäude am Ende des Hofes befindet sich dasselbe, der Reliquienschrein der heiligen Ursula, ein Wunderwerk an Anmuth, Gefühl und Zartheit. Der Schrein selbst gleicht einem gothischen Gebäude; an den Ecken vier Säulen mit Statuetten und darüber ein leicht aufstrebendes Dach mit zierlichem Geländer. Jede Längsseite ist in drei, durch kleine Säulen von einander getrennte Felder getheilt, auf welchen der Meister das Martyrium der heiligen Ursula und ihrer elftausend Jungfrauen dargestellt hat. (Bekanntlich soll diese britannische Königstochter mit ihren zahlreichen Gefährtinnen bei Köln von den Hunnen umgebracht worden sein, während es ziemlich wahrscheinlich ist, daß die ganze Legende nur dem falschen Verständniß eines altrömischen Grabsteines ihre Entstehung verdankt.) Ebenso zeigen die beiden Giebelseiten des Kästchens Malereien und auf jeder Seite des Daches sind drei Medaillons angebracht. Außer diesem Hauptwerke besitzt das Spital noch vier Gemälde von seiner Hand, darunter zwei Flügelaltäre. Sonst finden sich Werke von ihm, an denen trotz mancher Eckigkeiten und Magerkeiten doch anmuthige Bewegung, zarter Seelenausdruck, Sorgfalt in der Behandlung und vollendete Farbengebung gerühmt wird, außer in Turin nur auf deutschem Boden, in München, Lübeck und Danzig. Die neuere Forschung hat jedoch die Tradition von seiner Aufnahme und Pflege im Kloster zerstört; man weiß jetzt, daß er nie im Heere Karl's des Kühnen gedient und nie die Schlacht von Nancy mitgekämpft hat, also auch niemals verwundet und in hülfsbedürftigem Zustande im Kloster aufgenommen worden ist.

Städtegründung im nordamerikanischen Westen.

Von A. Sartorius Freiherrn von Waltershausen.

II.

Ein interessantes Beispiel von der Unstetigkeit des volkswirthschaftlichen Lebens zeigt sich in dem raschen Entstehen und Vergehen der Städte, in den riesenhaften Fortschritten der Entwickelung begünstigter Ortschaften und Landstriche, und dem plötzlichen Stillstande, der dadurch hervorgerufen wird, daß die natürlichen Hilfskräfte des

Landes zur Zeit erschöpft sind, oder daß eine konkurrirende Macht dem Aufschwunge Halt gebieten konnte.

Eine charakteristische Folge dieser Vergänglichkeit ist der allen Amerikanern eigene Lokalpatriotismus, welcher nicht selten lächerliche und abgeschmackte Formen annimmt und keineswegs mit der allgemeinen Vaterlandsliebe zu verwechseln ist, die wir überall finden, wo nur das Sternenbanner entfaltet wird. Die Verehrung des eigenen Wohnortes wird vor allem den Nachbarn gegenüber geltend gemacht und findet gelegentlich in einer Selbstverherrlichung, bei der vor pomphaften Lügen keineswegs zurückgeschreckt wird, ihren Ausdruck. Die fortgesetzten Uebertreibungen der Lokalpresse mögen vielleicht schließlich bei dem einen oder dem anderen zu einer Selbsttäuschung führen, und so das besonders stolze Gefühl, zu dieser oder zu jener Stadt zu gehören, hervorrufen, bei den meisten aber wird man eine wahre Empfindung nicht anzutreffen vermögen. Die Vergötterung der heimischen Stadt entspringt vielmehr aus der Furcht, daß die Vortheile, welche ihr Emporblühen gefördert haben, verschwinden könnten, oder daß ein anderer Ort so mächtig werde, daß er die eigene wirthschaftliche Existenz bedrohe. Durch Reklame sucht man es zu erreichen, daß das Geschäft und der Zudrang von Einwanderern ja nicht ins Stocken gerathe. Zu diesem Zwecke wird die Bevölkerung und deren Zuwachs zu hoch angegeben, ebenso die Zahl der Wohnhäuser, der Straßen, der Millionäre, der eingelaufenen und abgefahrenen Schiffe und Bahnzüge, der gelagerten und passirten Gütermassen, des geschlachteten und konsumirten Viehes und dergleichen mehr. Merkwürdigerweise heißt es auch wohl zugleich, daß Bauplätze noch zu einem mäßigen Preise zu haben seien, und daß sich gerade jetzt die beste Gelegenheit für verschiedene Geschäftsleute zur Etablirung darbiete, woraus dann der Eingeweihte ersieht, daß man um den Zuwachs von Bevölkerung und Reichthum doch nicht ganz ohne Sorge ist. Verdrießlich kann es werden, wenn jene schönen Schilderungen von der „crescent city“ durch die Beamten der Bundesregierung bei dem alle 10 Jahre stattfindenden Census rektificirt werden. Es treten dann nüchterne Zahlen an die Stelle der lieblichen Zukunftsbilder, wodurch bisweilen die Bevölkerung erregt und allgemein die Behauptung gehört wird, daß jene schlechten Censusleute im Solde der Konkurrenzstadt ständen. Im Jahre 1880 kam es in St. Louis, der sich entthront fürchtenden „Königin des Westens“, in Folge eines solchen Vorganges fast zu einem Aufruhr. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß die Stadt etwa 100 000 Einwohner weniger zählte, als man der Rivalin Chicago gegenüber immer „officiell“ erklärt hatte. Stürmische Meetings wurden abgehalten, Straßenaufzüge in Scene gesetzt, und die Losung des Tages war „ein neuer Census“, den jedoch die Bundesregierung selbstverständlich nicht bewilligen konnte. Die Chicagoer hatten die Lacher auf ihrer Seite, zumal da jetzt auch von ihnen die Fabel widerlegt werden konnte, daß St. Louis der gesundeste Ort in den Vereinigten Staaten sei. Die Todes- und Krankheitsfälle in der letzteren Stadt waren wöchentlich registrirt und auf die viel zu groß angenommene Bevölkerungsziffer repartirt worden. Dadurch erschienen jene Fälle im Vergleich zu anderen Städten numerisch sehr gering und hatten zu der obigen Behauptung die Veranlassung gegeben.

An der pacifischen Küste konnte San Francisco bisher auf die kleinen Konkurrentinnen ohne Neid herabsehen, und diese wagten es nicht, sich mit jener Handelsmetropole zu vergleichen. Mit dem Bau der Nordpacificbahn ist es aber anders geworden. Jetzt soll der Columbiastrom eine größere Zukunft haben als der Sacramento, und Portland und Astoria beanspruchen von nun an, die wahren Vermittler der amerikanischen und asiatischen Kultur zu werden.

Im Süden möchte Galveston New Orleans gern den Rang ablaufen. Um ihre Stadt zu heben, bauten die Galvestoner ein enormes Hotel und statteten es mit Luxus aus. Jeder wohlhabende Großkaufmann zeichnete Aktien für den Bau des „Tremont-House“. Da aber das Hotel für den künftigen Verkehr berechnet war, konnte das Kapital natürlich nicht rentiren. Die Gesellschaft machte Konkurs, aber der Käufer, welcher die Masse billig erstand, machte später Geschäfte. Die ursprünglichen Aktionäre sahen den Lauf der Dinge voraus; sie berechneten aber, daß ein gutes Hotel, eine Seltenheit im Süden, welche nicht einmal New Orleans aufweisen konnte — denn das dortige mit Säulen umgebene St. Charles-Hotel hat seinen Glanz mit dem der Sklavenbarone verloren —, viele Fremde herbeiziehen würde, und daß damit das Renommee der Stadt steigen müßte, wodurch mehr Einwanderer und Kapitalisten herbeiströmen würden. Die Begründer des Tremont-House glaubten bei ihrer Spekulation Rechnung zu finden und zugleich dem Lokalpatriotismus zu schmeicheln. Die Erfahrung hat sie in beiden Fällen nicht getäuscht.

Je größer eine Stadt ist, um so weniger Gefahr ist vorhanden, daß sie wieder verschwinde, aber völlig ausgeschlossen ist diese Befürchtung wohl nur bei den durch ihre Lage begünstigten Handels- und Industriemetropolen. Bergwerksstädte sind besonderen Gefahren ausgesetzt. Im Jahre 1876 zählte man in Virginia City (Nevada) 35 000 Einwohner und heute ist kaum noch ein Siebentel davon vorhanden. Die Stadt verdankt ihre Berühmtheit dem sie umgebenden Mineralreichthume, namentlich dem Comstockgang, dessen Ergiebigkeit an Silber so bedeutend war, daß in dem oben genannten Jahre drei Viertel der gesammten Silberproduktion der Vereinigten Staaten allein auf den Staat Nevada gerechnet wurden. Damals fand man in Virginia Privatwohnungen, deren Bau und Einrichtung 100 000 Dollars gekostet hatte. Es gab Kaufleute dort, deren Geschäftskapital eine Million betrug. Zu den Poch- und Stampfwerken sollen ähnliche Summen verausgabt worden sein. Ein Hotel wurde mit einem Aufwande von 300 000 Dollars hergestellt, und täglich wurden fünf Zeitungen herausgegeben. Unter den Bewohnern der Stadt, heißt es, seien 20 Millionäre gewesen, Mackay, Fair und andere „Bonanzakönige“ lebten dort. 1881 hatte Virginia City schon viel von ihrem Glanze eingebüßt. Nur ein Prozent der Bergwerke warf eine reiche Dividende ab; aber viele Minen wurden der großartigen Anlagen wegen, zu denen der über 5 km lange Sutrotunnel, ein Wunderwerk amerikanischer Ingenieurkunst, gehörte, noch fortbetrieben. Auch das mußte nach und nach aufhören und in den letzten Jahren waren die meisten Aktien, welche in der Zeit des „silver excitement“ mit 100 Dollars eingezahlt waren, an der Börse zu San Francisco für 50 Cents zu kaufen. Die heutige Bevölkerung ist auf 5000 zusammengeschmolzen, die reichen Leute sind fortgezogen, ihre Paläste stehen leer, dienen als Kosthäuser oder werden auf Abbruch verkauft. Die großen Läden sind geschlossen, die Gasgesellschaft und die Zeitungen sind bankerott, und das Grundeigenthum ist ganz unverkäuflich. Landstreicher machen die Gegend unsicher, und Arbeit erhält den geringsten Lohn, während bei der früheren enormen Nachfrage nach Arbeitskräften die dortige miners union es verstanden hatte, für eine zehnstündige Arbeit eine Bezahlung von 5 Dollars dauernd zu erzwingen.

Wer die Sierra Nevada oder das Felsengebirge durchreist, wird oft genug solche absterbende Ortschaften, soge-

nannte jugendliche Städtegreise antreffen, aber auch der Süden ist reich an Ruinen, und die Oelgebiete der Alleghanies weisen das Gleiche auf. Im allgemeinen zeigt freilich der Osten stabilere Verhältnisse, aber er ist doch noch weit davon entfernt, sich der europäischen Ruhe und Gemüthlichkeit rühmen zu können.

Denn die Wanderung vom Atlantischen zum Stillen Meere erstreckt sich keineswegs auf die überseeischen Einwanderer allein, sondern es findet auch innerhalb des angesessenen amerikanischen Volkes ein fortwährendes Fluthen vom Osten nach dem Westen statt. Die Landspekulanten, welche fast immer echte Yankees sind, führen die Spitze der rastlos weiterdringenden Kulturpioniere, bald zum Unglück, bald zum Segen dieser, je nachdem sich das Neuland zu wirthschaftlicher Unternehmung eignet oder nicht, sicherlich aber nicht zum Nachtheil der eigenen Börse. Der Ackerbau von Illinois, Ohio, Indiana, Iowa und Dakota hat den der östlichen Staaten durch die Konkurrenz bedeutend verringert. Dort stehen viele Farmen leer und sind zu einem billigen Preise zu erwerben, andere sind zusammengelegt und dienen zur Weidewirthschaft, nur ein geringer Theil des Landes hat sich zu Obstfarmen umgebildet oder producirt für die nahen großen Städte Milch, Butter, Käse und Gemüse. Viele Farmerfamilien sind fortgezogen und haben im Westen von neuem mit dem Ackerbau angefangen. Der Censusbericht von 1880 zeigt, wie alle vorhergehenden, daß sich der Schwerpunkt der Bevölkerung von Osten nach Westen bewegt hat. Er liegt danach 1880 in der Nähe der Stadt Cincinnati, während er 1870 bei Chillicothe (Ohio), 1850 einige Meilen südlich von Parkersburg (West Virginia), 1820 bei Moorefield (W. Virginia) und 1790 Baltimore bei und zwar auf der Ostseite der Chesapeake-Bai zu finden war. Sämmtliche Orte liegen nahe dem 39. Breitengrade. Die Bewegung von Osten nach Westen zeigt sich auch in den am Atlantischen Ocean gelegenen Städten, z. B. in New York, Philadelphia und Baltimore. Sie dehnen sich nach Westen aus und gleichzeitig rücken die feinen Stadtquartiere westwärts. Am Hafen bleiben die Comptoirs, die Speicher, die Börsen und immer größer wird der Komplex dieser Häusergruppen. Mit seiner Familie mag der wohlhabende Amerikaner dort nicht wohnen, er baut sich in dem zur Zeit modernen, ruhigen westlichen Stadttheil an, wo er so lange bleibt, bis ihn der Lärm des Tages noch weiter nach Westen verscheucht. Die von Norden nach Süden führenden Straßen der Stadt New York werden, mit einigen Ausnahmen in dem ältesten Stadttheile, mit fortlaufenden Zahlen benannt, die höher werden, je weiter westlich sie liegen. Während 1874 bei der 13. Straße das fashionable Quartier zu finden war, gilt heute die 57. als die vornehmste, in welcher z. B. der junge Vanderbilt sein Palais gebaut hat, der Sohn des Mannes, der so reich ist, daß man von ihm sagt, er könne nicht schlafen, weil er nicht wüßte, wo er seine neu eingekommenen Millionen anlegen solle.

Westlich vom Mississippi giebt es auch schon große und der Zukunft sichere Städte, aber abgesehen von dem, ist das Land sehr dünn bevölkert, die Eisenbahnnetze sind noch nicht ausgebaut und daher wird gewissermaßen oft erst ausprobirt, welche Orte sich besonders zu Verkehrsmittelpunkten eignen. So kann man sich nicht wundern, daß Städte bisweilen zum Wandern und Umziehen eingerichtet werden. Dergleichen mußte man neuerdings z. B. an Portland und Mayville in Trail County (Dakota) erleben. Sie hatten schon einige Zeit bestanden, als zum Countysitz ein in der Mitte des County gelegener auch erst kürzlich entstandener Platz, dem man den Namen „Trail Center“ gab, auserlesen wurde. Die Bewohner jener beiden Städtchen machten sich nun flugs daran, ihre Wohnungen dorthin „zu musen“, wie der Deutsch-Amerikaner zu sagen pflegt, so daß von den beiden Orten nicht einmal der Name der Nachwelt erhalten bleiben wird. Die beweglichen Holzhäuser sind schon seit langer Zeit eine Specialität der amerikanischen Industrie. Reiseberichte aus den dreißiger Jahren erwähnen dieselben schon als ein Kuriosum. Dasselbe erklärt sich theilweise aus der eben erwähnten Thatsache der wandernden Städte, mehr aber noch aus einem anderen Symptome der volkswirthschaftlichen Unstetigkeit, dem Hin- und Herschwanken der Preise des städtischen Grundeigenthums. Sind dieselben vermöge der Speculation hochgetrieben, so scheut man sich, Boden zu erwerben und zieht es vor, ihn zu mieten. Dem Eigenthümer kann dies auch um die Nutzung seines Kapitals nicht zu verlieren recht sein, wenn er zugleich in der Verfügung darüber nicht zu sehr beschränkt ist. Diesem Bedürfniß kommen die beweglichen Häuser entgegen. Soll der Bauplatz für ein massives Gebäude verwandt werden, so wird das bisherige Mietverhältniß gelöst und das Holzhaus „zieht aus“. Für 20 bis 25 Dollars wird der Transport eines zweistöckigen Hauses auf die Entfernung von 500 Schritt besorgt. Wer heutzutage in Amerika reist, kann gelegentlich auch steinerne Häuser auf der Wanderung antreffen. Wenn diese auch nur 50 bis 60 Schritt marschiren, so wird man doch die enorme Verwendung technischer Hilfsmittel bewundern, welche dies möglich gemacht haben. Dies Vorrücken der Steinhäuser hängt damit zusammen, daß die Städte ihre Straßen und ihr Gebiet nicht immer von vornherein ganz genau fixirt haben. So wird es nöthig, daß die Straßenfront etwas verlegt wird, daß öffentliche Plätze und Promenaden erweitert werden, daß die Straßenbahnen einen bequemen Schienenweg aufsuchen und dergleichen mehr.

Für das heutige Entstehen der Städte im Westen kommen zwei bezeichnende Momente in Betracht, erstens, daß dasselbe fast durchweg auf eine bestimmte Absicht hin erfolgt, und zweitens, daß diese Absicht von der Privatspekulation ausgeht. Die Ortschaften bilden sich mithin nicht, man möchte sagen zufällig, so daß sich eine Ansiedelung an die andere reiht und dann, nachdem eine Anzahl Häuser zusammengekommen ist, ein planvolles Weiterbauen nöthig wird, sondern es wird von vornherein ausgemacht, daß an diesem oder jenem Orte eine Stadt gegründet werden soll, wozu ein Plan entworfen wird, welcher für eine lange Reihe von Jahren ausreichend ist. Da ein Entwurf wie der andere ist, weil er sich nach einer Normalschablone richtet, so findet die langweilige Gleichheit der äußeren Physiognomie der amerikanischen Städte darin theilweise eine Erklärung. Auf die Anlage sind die langen, breiten, in gleichem Abstand parallel laufenden Straßen, welche rechtwinkelig von eben solchen geschnitten werden, zurückzuführen, ferner die selten fehlende Broad Street, d. h. die breite Hauptgeschäftsstraße in der Mitte der Stadt und die viereckigen oft quadratischen, mit Bäumen gleichmäßig bepflanzten Plätze.

Die Aehnlichkeit der nordamerikanischen Städte hat aber, beiläufig bemerkt, noch andere Ursachen. Dahin ist der Umstand zu rechnen, daß gegenwärtig noch in allen Theilen der Union die Bevölkerung einen numerisch starken Mittelstand mit ziemlich gleichem Einkommen enthält. Er setzt sich aus Arbeitern zusammen, welche vermöge der hohen Löhne kleine Kapitalisten und Grundeigenthümer geworden sind. Alle diese Leute streben danach, ein eigenes Haus zu besitzen. Da nun aber der Boden für sie nur in der jeweiligen Stadtperipherie pekuniär erschwingbar ist, so sind die Städte mit einem breiten Kranze von kleinen ein- oder

zweistöckigen Holz- oder Backsteinhäusern umgeben, von denen die meisten nur durch die Hausnummer zu unterscheiden sind. Denn — und damit berühren wir einen weiteren Grund der Stadtuniformität — ganze Stadtquartiere werden von derselben Spekulationsgesellschaft oder Baugenossenschaft hergestellt und zwar so schnell, daß die Architekten und Unternehmer gar keine Zeit haben, über die ästhetische Individualität des einzelnen Gebäudes nachzudenken. Ein anderes nicht zu vergessendes Moment ist die große Aehnlichkeit der landschaftlichen Lage. In dem weiten Becken zwischen den Alleghanies und dem Felsengebirge ist eine natürliche Nothwendigkeit dafür vorhanden, aber auch sonst, wo man die Wahl hatte, wurde aus Verkehrsrücksichten bei der Stadtanlage das ebene dem koupirten Terrain vorgezogen. In demselben Maße wie die amerikanische Stadt den Ansprüchen des Schönheitssinnes nicht entspricht, genügt sie den Anforderungen der ökonomischen Zweckmäßigkeit. Nirgends findet man sich so leicht zurecht wie dort, nirgends lassen sich Straßenbahnen so einheitlich und billig anlegen und verwalten, nirgends die Häuser so gut mit Gas- und Wasserleitungen versorgen.

Die Privatspekulation der Städtegründung erfolgt entweder auf dem Privatbesitze des Unternehmers oder auf öffentlichem Lande. Im ersteren Falle muß jeder Ankömmling, der Lust hat, sich an dem neuen Orte niederzulassen, die Bauplätze mit dem Preise bezahlen, den der Gründer verlangt. Für den zweiten Fall besteht die gesetzliche Bestimmung, daß der Stadtgründer seinen Plan nach Washington zur Prüfung und Genehmigung einzusenden hat. Das General-Landamt bestimmt nun einen Termin zum Verkauf der Baustellen an den Meistbietenden unter Zugrundelegung eines Minimalpreises von 10 Dollars für ein Bauloos. Da bereits ansässige Personen ein Vorkaufsrecht haben, und etwaige Ansprüche auf Grundlage des Heimstättegesetzes nicht berührt werden, so ist ersichtlich, wie die Unternehmer auch bei dieser Art der Städteanlage ein gutes Geschäft machen können [1]).

Die Hauptsache für den Spekulanten ist, die Landpreise in die Höhe zu bringen. Die Presse und die Agenten werden in Bewegung gesetzt, um die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Die Erwerbsaussichten werden als die glänzendsten geschildert. Der Unerfahrene möchte glauben, daß Millionen ohne Arbeit zu gewinnen seien. Steigen die Bodenpreise, und wird dem wanderlustigen Publikum das Vorhandensein der Reichthümer glaubhaft gemacht, so kommt der neue Ort in das Stadium seiner Boomperiode. Unter dem Worte „Boom“, welches ursprünglich das plötzliche Steigen eines Flusses bedeutet, versteht man im übertragenen Sinne eine plötzlich sich verbreitende Modewuth. Dieselbe zeigt sich in den verschiedensten Formen. Gewisse Aktien z. B. werden von allen Seiten auf der Börse verlangt. Vor ein paar Jahren mußte einmal jeder eine blaue Brille tragen, dann kam der Ulsterboom, d. h. jeder der es irgend erschwingen konnte, schaffte sich einen bis auf die Füße reichenden Ueberzieher an, 1881 spielte der „Duster“, d. h. der Staubmantel bei allen Reisenden dieselbe Rolle. Auch der politische Kandidat hat bisweilen seinen Boom. Ein auf die Städtegründung bezüglicher, bei dem der Schwindel den Hauptantheil gehabt hat, spielte sich kürzlich in dem westlichen Missouri im Bates County, 13 Meilen nordwestlich von Rich Hill unter dem Namen von Walnut-City-Boom ab. Die in St. Louis erscheinende Zeitung „Amerika“ erzählt darüber folgendes: „In der Umgegend der kaum entstandenen Walnut-City waren angeblich äußerst reiche Kohlenadern entdeckt worden; ebenso sollte man Kohlenöl und natürliches Gas gefunden haben, womit man die neue Stadt beleuchten wollte. Auch sollten zwei Eisenbahnen zusammentreffen. Kein Wunder also, daß im Bates und den umliegenden Counties die Leute halb toll wurden. Ein jeder wollte in Walnut-City Bauplätze kaufen, die ja binnen kurzem so steigen würden, daß sie den Besitzer zum reichen Manne machten. In den Zeitungen wurden Artikel veröffentlicht, wonach täglich in Walnut-City für mehr als 20 000 Dollars Bauplätze verkauft würden; 3000 bis 5000 Leute seien anwesend, welche dieselben zu beinahe irgend einem Preise kaufen wollten, kurzum, sie würden schneller verkauft, als die Verkaufsbriefe geschrieben werden könnten. Der „Boom“ wurde durch einen Herrn Thomas M. Nichol von New York eröffnet. Es hieß, er vertrete ein Syndikat östlicher Kapitalisten. Es wurde jetzt mit den Erdarbeiten an der Eisenbahn, welche den Namen Fort Scott, St. Louis- und Chicagobahn führte, begonnen. Richter Waters von Fort Scott war Präsident, und die Bahn sollte von Fort Scott in Kansas aus nach einem Punkte an der Chicago- und Altonbahn in Missouri führen. Herr Nichol kaufte 480 Acres Land zu 20 bis 35 Dollars den Acre, legte die Stadt Walnut-City in Bauplätze aus, und es wurden für mehr als 150 000 Dollars Bauplätze verkauft. Zu der Zeit erschien in der „Rich Hill Mining Review“ ein längerer Artikel, welcher die ganze Walnut-City-Unternehmung als einen Schwindel und Nichol als einen Betrüger bezeichnete. Nichol verklagte hierauf Thomas Irish, den Herausgeber der Zeitung, auf Schadenersatz wegen Verleumdung. Nichol war inzwischen in Columbus in Ohio und wohnte einer Versammlung des Syndikats bei, wozu auch Gouverneur Foster von Ohio gehört. Nach Walnut getraut er sich nicht mehr. Die Arbeiter und Kontraktoren, welche an der Bahn zwischen Butler und Walnut gearbeitet haben, sind seit einem Monat nicht bezahlt worden.“

Boden zum Ackerbau ist in der Nähe einer solchen Neuschöpfung nur sehr schwer zu erlangen. Wer Landwirthschaft betreiben will, muß ein paar Stunden weit in die Umgegend hinausziehen. Denn statt zu Gunsten der Kolonisten den Anbau von den Grenzen der abgesteckten Stadt aus allmälig in die Runde zu gestatten, läßt der Spekulant das Land in der Nähe der Stadt wüst im Urzustande liegen, bis die für städtisches Eigenthum üblichen hohen Preise dafür entrichtet werden. Oefters hat man es daher beobachten können, daß schon gut bevölkerte Orte, zu denen Straßen und Eisenbahnen führen, mit einem Waldgürtel umgeben sind, der bis an die Wohnungen der Städter heranreicht und durch Waldbrände ihnen Gefahr droht, während erst in der Entfernung von einigen Meilen die Farmen beginnen und sich dann über weite Strecken hin ausdehnen.

Hat die Stadtanlage eine wahrhafte, wirthschaftliche Bedeutung, so beginnt, nachdem das vermessene Grundeigenthum zum Theil verkauft ist, der Hausbau. Steinhäuser sind anfangs selten. Ist Holz in der Nähe, so werden große Zimmerplätze eingerichtet, und Tag für Tag kommen einige neue Wohnungen zum Vorschein. Fehlt es an Holz, wie durchweg in der Prärie, so werden auf der Eisenbahn die Gebäude aus der nächsten großen Stadt herbeigeschafft. Sie werden dort in den einzelnen Stücken fix und fertig gemacht, Balken, Thüren, Fenster, Fußboden, alles paßt genau an einander und braucht nur an dem Bestimmungs-

[1]) Vergl. im Jahrbuch für Gesetzgebung und Verwaltung 1884, II, den Aufsatz von M. Sering, woselbst die gesetzlichen Bestimmungen näher angegeben sind.

orte zusammengesetzt zu werden [1]). Zuerst entstehen Logirhäuser, Kramladen und Trinkbuden, damit die flottirende Arbeiterbevölkerung, welche, wenn der Boom stark genug ist, in wenigen Tagen leicht auf einige tausend Mann anwächst, Unterkommen und Unterhalt findet. Ein Theil der Ankömmlinge hilft am Ausbau der Stadt, der größere macht sich an die Besitzergreifung oder Ausbeutung des angepriesenen natürlichen Reichthums, mag derselbe nun in Kohlen, Silber, Gold, Kupfer oder Petroleum bestehen. Mit welcher Hast man vorgeht, läßt sich z. B. aus der Gründungsgeschichte des Städtchens Kingston im County Grant (Neu-Mexiko) ersehen, welches im Herbst 1882 aus dem Boden hervorschoß und nach sechs Wochen schon 1200 Einwohner zählte. Das „Colorado Journal“ schreibt darüber: „Der Platz verdankt sein Entstehen und seinen überaus raschen Aufschwung der Entdeckung der reichen Erzlager im Bezirke der Perche Minen. Kingston liegt etwa 50 Meilen von Nutt-Station entfernt. Von dem Tage an, als sich die Kunde von den reichen Minen verbreitete, begann eine förmliche Völkerwanderung dorthin. Die Zahl der Omnibusse wuchs mit jedem Tage und ebenso die der Privatfuhrwerke und der Frachtwagen. Zuweilen befanden sich mehr als 100 Fuhrwerke zwischen Nutt-Station und Kingston. Hütten und Häuser von jeglicher Größe und Form stehen unter den Waldbäumen. Man hatte kaum Zeit zum Bauen. Tag und Nacht wurde gezimmert. Wer kam, suchte ein provisorisches Unterkommen und eilte in die Berge, um einen „Claim“ zu finden und abzustecken. Jeder Tag brachte neue Wunder, neue reiche Entdeckungen. Die Aufregung überstieg alle Grenzen. Man konnte kaum soviel Material zum Bauen, so viele Lebensmittel und Getränke herbeischaffen, als verlangt wurden. Die aufs dürftigste gebauten und ausgestatteten „Gasthäuser“ konnten nicht genug Raum schaffen. Hunderte von Menschen schliefen in ihren Decken unter freiem Himmel. Die Kaufmannsgüter wurden aus den Kisten verkauft und brachten den Händlern riesige Gewinne. Mahlzeiten wurden für 50 Cents verabreicht, „Drinks“ und Cigarren kosteten „2 Bits“ (= 25 Cents). So ist es noch heute. Jetzt ist alles im Ueberfluß vorhanden. Die älteste Geschäftsfirma Kingstons erbaute ein großes Haus von gebranntem Lehm und erhandelte in sechs Wochen ein kleines Vermögen. Das Klima in Kingston kommt den Ankömmlingen außerordentlich zu statten. Es ist am Tage angenehm warm und die Nächte sind kühl. Der Platz hat gutes Wasser und Holz zum Bauen und Brennen im Ueberfluß.

Vor sechs Wochen hausten da noch die Apachesindianer, und die wilden Truthühner in den Wäldern lebten ungestört. Wie die Stadt Kingston nach sechs Wochen oder gar sechs Monaten aussehen wird, das ist schwer zu sagen. Die Völkerwanderung dauert noch ununterbrochen fort, wie lange, das hängt von dem weiteren Erfolge der Minen ab. Man nennt Kingston das zweite „Leadville“. Ob es das werden wird, darüber läßt sich erst nach ein paar Jahren reden.“

Alles muß in fliegender Eile gehen, sonst ist der Amerikaner nicht zufrieden. Daher hat man auch wenig Zeit, über einen passenden Namen für die neue Ansiedelung nachzudenken. So kommt es, daß immer dieselben Ortsnamen wiederkehren, was den Postverkehr erheblich erschwert und zu vielen Verwechselungen die Veranlassung gegeben hat. Es sind z. B. über 150 Washingtons vorhanden, auch Jeffersons, Hamiltons, Jacksons, Madisons giebt es in erheblicher Menge, sie stufen sich numerisch nach der Berühmtheit des ursprünglichen Namenträgers ab. Es existiren 37 Miltons, dazu 3 Miltonsville und 1 Miltonburg. Sehr bequem ist es, den neuen Ort nach dem natürlichen, wirthschaftlich ausnutzbaren Reichthume zu benennen, welcher die Veranlassung der Ortsgründung gewesen ist. So zeigt die Karte der Bergbauregionen z. B.: Irondale, Ironpoint, Mineralpoint, Carbon, Coalfields, Oil City, Leadville, Argenta, Silvermines, Silverton, Silvercliff, Silver Creek, Silver City, Golden, Golden City, Golden Gate. Ebenso häufig geben die Namen naher Quellen den Namen für die Ortschaften her. Colorado Springs, Hot Springs sind die bekanntesten. Andere sind z. B. Sulphur, Naphta, White Sulphur, Silver, Soda, Blue, Warm, Mineral, Boiling, Bubbling, Big, Mill, Eureka, Eagle, Rattlesnake, Summit, Willow, Morison, Mason, Baxter Springs. Auch abgesehen von den Schätzen des Bodens verleugnen viele Ortsnamen ihren wirthschaftlichen Entstehungsgrund nicht. Man denke z. B. an Lumber City, Laurel Grove, Orange, Rice, Wheatland, Cotton Plant, Cottonwood und Industry. Häufig tritt auch die Eisenbahn als namengebend auf. Daher kommen die Bezeichnungen wie Junction City, la Junta, und die Zusätze mit -bridge, -ferry und -crossing.

Für den Städtebau ist das Eisenbahnwesen überhaupt von hervorragender Bedeutung gewesen. „Die Eisenbahnen sind die Adern des Verkehrslebens, sie sind die Pioniere in der Wildniß, die Erzeuger der westlichen Civilisation“, das sind Worte, die jeder, der die Vereinigten Staaten durchreist, mehr als einmal zu hören bekommt. Auf nichts ist der Amerikaner so stolz, als auf die eisernen Straßen, die den weiten Kontinent jetzt nach allen Richtungen hin durchziehen, deren Fortschritten nicht die großen Sümpfe Floridas, nicht die schneebedeckten Rocky Mountains, nicht die Felsenmassen der Sierra Nevada noch die Wüsten Arizonas und Süd-Kaliforniens Halt gebieten konnten. Wer unbefangen an das nordamerikanische Kulturleben herantritt, wird auch gerne zugeben, daß der Unternehmungsgeist und die Energie bei dem Bau der Bahnen ihr Bestes geleistet haben. Manche Erleichterungen, die man nicht unterschätzen soll, sind den Unternehmern zu Hilfe gekommen, wie das Angebot des europäischen Kapitals, die Unterstützung der Bundesregierung und der einzelnen Staaten, die starke Einwanderung tüchtig geschulter Ingenieure, die Billigkeit des Bauholzes und der Steine. Man darf jedoch nicht vergessen, daß für die Technik Hindernisse zu überwinden waren, zu deren Beseitigung man keine Erfahrung hatte, und daß diejenigen Leute, welche für das Werk wirthschaftlich verantwortlich waren, Gefahren entgegengingen, zu deren Bekämpfung viel Muth und rastloses Streben gehörte.

Oekonomische Anschauungen des praktischen Lebens verdichten sich um so leichter zu Theorien, in je weiteren Kreisen sie als zutreffend erachtet werden, und jeder wirthschaftliche Satz steht, so lange er einseitig gefaßt ist, im engen Zusammenhange mit dem Boden, auf dem er erwachsen ist. Dies gilt auch von dem Eisenbahnwesen. Fragt man einen Deutschen, welchem Zweck eine Eisenbahn von Berlin nach Hamburg diene, so wird er antworten, um den Verkehr zwischen den beiden Städten zu erleichtern und zu heben. Erkundigt man sich bei einem Amerikaner nach der Nützlichkeit der von Duluth nach Portland führenden Nordpacificbahn, so wird man sicherlich hören, daß sie die Weizenfelder Dakotas und die Bergwerke Montanas erschließen, daß sie Ortschaften und Städte gründen soll. Aus beiden Antworten läßt sich derselbe

[1]) Nach Südamerika werden gegenwärtig fertige nordamerikanische Häuser exportirt.

Gedanke abstrahiren, welcher in seiner Zweiseitigkeit der Wirkung aller Verkehrsmittel zu Grunde liegt, daß durch diese die Transportkosten ermäßigt und infolge dessen neue produktive Kräfte entstehen werden. Im ersteren Punkte werden aber die Verkehrspunkte als vorhanden vorausgesetzt und durch die gegenseitige ökonomische Beeinflussung sollen beide erstarken und sich erweitern, im zweiten dagegen sollen sich die Centren des Verkehrs erst bilden, und die Produktionsstätten dort werden, wo überhaupt noch kein wirthschaftliches Leben ist. In der älteren Nationalökonomie hatte man die Verkehr schaffende Bedeutung der Transportmittel übersehen und nur an die Kostenersparung gedacht, aber seit den grundlegenden Arbeiten Friedrich List's hat sich die neue Anschauung Bahn gebrochen und in weiteren Kreisen behauptet. Die heutige amerikanische Publicistik, welche von Carey's ähnlicher Lehre der Transportmittel beeinflußt ist, übersieht den Fortschritt unseres Wissens und glaubt, wir wären nicht weiter gekommen als damals die Gegner des Baues der Leipzig-Dresdener Eisenbahn waren, denen List beweisen mußte, daß sich bei der Gründung einer Bahn nicht auf Heller und Pfennig die Rentabilität voraus berechnen lasse, weil es verkehrt sei, den im Zeitpunkte des Bahnbaues auf der Landstraße vorhandenen Verkehr als den der Zukunft vorauszusetzen.

In den Vereinigten Staaten gehört es zu den charakteristischen Eigenschaften der Bahnen, daß sie so oft den Weg anzeigen, wo die Ortschaften durch die Privatspekulation entstehen. Betrachtet man die verschiedenen Pacificbahnlinien auf der Karte, so sieht man an ihnen nördlich und südlich eine Ansiedelung neben der anderen, bald größere, bald kleinere Orte. Je weiter man von dem Schienenstrang abgeht, um so seltener werden die Namen, man findet höchstens einige militärische Stationen oder Lagerplätze der Bergleute und Jäger, welche in der Zeit, als die Karte aufgenommen wurde, bestanden, aber jetzt vielleicht längst verfallen sind.

Die Landstraßen haben im Vergleich zu den Eisenbahnen für neue Ansiedelungen wenig Werth gehabt. Sie sind weder zahlreich noch gut. Im Osten sind sie dort erträglich, wo sie aus der Zeit vor der Eisenbahngründung stammen, in den Prärieſtaaten dagegen sind sie durchweg der erbärmlichsten Art und nur bei trockener Witterung brauchbar. Bei Regenwetter verwandeln sie sich in Sümpfe, in welchen Wagen und Pferde versinken. Im Winter sind sie nur im festgefrorenen Zustande befahrbar, dann aber entsetzlich holperig. Daher ist oft wochenlang der Verkehr auf ihnen ausgeschlossen, und an ihnen sich niederzulassen, wird der Farmer sich erst dann entschließen, wenn an der Seite der Bahn kein Grund und Boden mehr zu kaufen oder durch das Bundesheimstättegesetz aufzunehmen ist. Die Bahngesellschaften, deren Linien das anbaufähige Terrain durchziehen, gewähren alle möglichen Erleichterungen jedem, der ernstlich daran denkt, sich an ihren Linien ein Heim zu gründen. Sie gewähren freie Fahrt zum Aussuchen eines passenden Platzes. Sie liefern nach billigen Tarifen alle Materialien, welche zum Hausbau und zur Urbarmachung des Landes erforderlich sind. Haben sie Holz in der Nähe der neuen Farm, so geben sie zum Bauen und Brennen unentgeltlich davon ab. Ebenso wird den Farmern durch die Anlage von vielen Stationen, an denen zwar die Züge nur in der Erntezeit halten, die aber den Absatz der landwirthschaftlichen Produkte wesentlich erleichtern, entgegengekommen. Man sucht zunächst den Ansiedler flott zu machen, damit die Bahn recht viel zu transportiren hat. Ist dann der Verkehr im Gange, so zeigen freilich die Bahngesellschaften bald ein anderes Gesicht; es kommen die hohen Tarife, durch welche die Farmer den größten Theil ihrer mühevollen Arbeit abzugeben gezwungen sind, oder die Bahn setzt als Käufer einen Preis für die Produkte fest, den der Ackerbauer annehmen muß, weil er keine Wahl hat, wenn er seine Erzeugnisse überhaupt verkaufen will.

An welcher Stelle größere Ortschaften an der Linie entstehen sollen, hängt meist von den Bestimmungen der Bahnunternehmer und der mit ihnen in Verbindung stehenden Bahnagenten ab. Mit Hinblick auf etwaige Konkurrenzgesellschaften oder auf später zu errichtende Zweigbahnen, werden die Lokalitäten aufgesucht, das Areal wird in der oben angegebenen Weise vermessen und verkauft. Jeder Kaufmann, Handwerker, Zeitungsunternehmer, Dienstbote, Fuhrmann, welcher Lust hat, sich an dem neuen Orte anzubauen, erhält wie der Farmer vielerlei Begünstigungen. Andere Städtchen, welche ohne die Initiative der Bahngesellschaften und gegen deren Interesse anfangen, sich herauszumachen, werden mit allen möglichen Chikanen ebenso verfolgt, wie die von ihnen gegründeten unterstützt werden. Unerschwingliche Tarife für den Import der Industriewaaren sind schon allein im stande, den Kaufleuten den Aufenthalt in den geächteten Niederlassungen unleidlich zu machen.

Daß nicht alle amerikanischen Bahnen einen für die Aktionäre günstigen finanziellen Erfolg haben, ist bekannt. Wie oft hat nicht schon ein Bankerott die hochgespannten Erwartungen zu Grunde gerichtet. Die Konkursmasse wird dann für ein Spottgeld an ein neues Konsortium gegeben, welches dann bei seinem geringen Anlagekapital gute Dividenden zahlen kann. Solche Vorgänge haben aber weder die Verkehrsmittel als solche berührt, welche als Nationalkapital nach wie vor ihre Funktionen vollziehen können, noch auch die neuen Kulturorte wesentlich beeinflußt, denen es gleichgültig ist, wer ihre Produkte befördert.

Wir haben in dem bisherigen verschiedene Veranlassungen der Städtegründung berührt. Naturschätze und Eisenbahnen — die aber keineswegs genügend sind, um eine jede zu erklären. Wirthschaftliche Motive sind in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle maßgebend, und verkehrt wäre es, den politischen Willen als städtegründende Kraft zu bezeichnen. Denn die Ansiedelung geht der politischen Verwaltung voraus, und die letztere kann daher auch nicht die erstere bestimmen. Die Amerikaner befolgen in ihrem Lande dieselbe Kolonialpolitik, wie sie der Reichskanzler Fürst Bismarck für Deutschland als die richtige bezeichnet hat. Der Ort wird durch den privaten Unternehmungsgeist aufgesucht, während die Regierung die Gründung anerkennt und ihr Rechtsschutz verleiht.

Jede Grafschaft und jeder Staat bedarf für Justizverwaltung und Gesetzgebung eines Centralplatzes. Das Princip, nach welchem bei der Wahl unter verschiedenen bereits vorhandenen Orten in Amerika verfahren wird, besteht regelmäßig darin, einen solchen *nicht* zu nehmen, an welchem bereits starke materielle Interessen vertreten sind. Man hofft heutzutage zwar vergeblich dadurch die Beeinflussung der Staatsbeamten und Abgeordneten hemmen zu können. So ist der Sitz der gesetzgebenden Versammlung für den Staat New York nicht in der großen Handelsstadt gleichen Namens, sondern in Albany, für Pennsylvanien nicht in Philadelphia, sondern in Harrisburg, für Ohio nicht in Cincinnati, sondern in Kolumbus, für Kalifornien nicht in San Francisco, sondern in Sacramento, für Illinois nicht in Chicago, sondern in Springsfield, für Missouri nicht in St. Louis, sondern in Jefferson City. Einige Ausnahmen von dieser Regel sind vorhanden, welche sich wesentlich aus dem Alter der betreffenden Kolonien erklären.

Viele Lokalitäten sind durch ihre für den wirthschaftlichen Verkehr zweckdienliche **natürliche Lage** für die Stadtanlage ganz besonders geeignet, so daß man hier wohl von einer durch die Natur gebotenen Prädestination sprechen könnte, wenn der Ausdruck nicht durch Peschel's Kritik der Ritter'schen Vorstellungen so sehr in Mißkredit gekommen wäre. In Europa, wo sich die Staaten und Städte im Ringen der Stämme und Nationalitäten entwickelt haben, fehlt oft die Berechtigung, einen Kausalzusammenhang zwischen wirthschaftlich günstig geographischer Lage und historischer That vorauszusetzen, bei der friedlichen Besiedelung des amerikanischen Kontinents aber wird meistens der Nachweis des Zusammenseins beider Thatsachen eine wohl begründete Präsumption der ursachlichen Verbindung gewähren. In besonderer Weise gilt dies in den westlichen Staaten, weniger von den südlichen, in denen noch heute die Zeiten der Sklaverei und der Plantagenwirthschaft nicht vollständig überwunden sind. Wenn wir von diesen Ländern absehen, so können die Naturthatsachen oft erklären, wohin sich der breite westwärts von den Alleghanies bis zum Felsengebirge drängende Strom der Einwanderung ergießen mußte. So kann man sehen, wie die natürlichen Vortheile der geographischen Gestaltung — gute Häfen, schiffbare Flüsse, trockene, gesunde Ortslage, frische Quellen und Fuhrten die wandernde Bevölkerung zu sich hinlenkten, während schlechte Landungsplätze, Stromschnellen, sumpfige Gegenden, Wassermangel und rauhe Winde von derselben umgangen wurden [1].

Die Einfälle eroberungslustiger Kriegsscharen bestimmten die Ansiedler im westlichen Europa solche Orte aufzusuchen, wo sich mit Erfolg Befestigungen aufführen ließen. Wasserarme Bergrücken, kahle, zerklüftete Felspartien, Inseln in den Flüssen und Seen waren daher sehr geschätzte Orte und wurden trotz der mangelhaften wirthschaftlichen Situation zur Niederlassung gewählt. Auch Klöster und Kirchen, an deren Seite bekanntlich so oft die Städte emporgeblüht sind, mußten in den unsicheren Zeiten des Mittelalters denselben Grundsätzen nachgehen, und wenn auch nicht selten berichtet wird, daß die Auffindung von Reliquien und frommen Seelen entgegengetretene Wundererscheinungen den Ort angezeigt hätten, an dem das Gotteshaus zu errichten wäre, so können wir doch annehmen, daß sich solche Anlagemotive der **Nothwendigkeit** der Sicherheit untergeordnet haben.

An den Grenzen der Reiche wurden Festungen gebaut und unter denselben entstanden Dörfer und Städte. In Nordamerika waren die Indianer die einzigen Feinde der westlichen Farmer. Aber die hier drohende Gefahr war nur ausnahmsweise eine so bedeutende, daß besondere Schutzmaßregeln nöthig wurden. Ehe Illinois, Ohio, Indiana, Iowa und Nebrasca auch nur den zehnten Theil der heutigen Landwirthschaft aufzuweisen hatten, war der rothe Mann schon in die nördlichen und westlichen Steppen verzogen, und heutzutage sind es wesentlich nur noch einige Distrikte von Arizona, Idaho, Montana und Utah, in welchen militärische Stationen gegen die Einfälle der Indianer nothwendig erachtet werden. Diese Forts sind aber mit den Grenzorten der westeuropäischen Länder nur hinsichtlich ihres Anlagezweckes, nicht aber hinsichtlich ihrer städtebildenden Bedeutung zu vergleichen. Denn bei dem raschen Verschwinden der rothen Rasse werden auch jene Befestigungen nach kurzer Zeitspanne der Wirksamkeit unnöthig, und nur ausnahmsweise — wenn ihre Anlage zufällig auch wirthschaftlichen Anforderungen entsprach — hat sich ihr Name erhalten.

[1] Dies steht mit dem über die Eisenbahnen Gesagten nicht in Widerspruch. Denn ich behaupte nicht, daß die Städtegründung allein auf die günstige natürliche Situation zurückzuführen ist, sondern nur, wo beides zusammentrifft, die letztere fast immer als Ursache anzusehen ist. Unzweifelhaft haben sich die Bahnen, wo sie planvoll auf das Entstehen von Ortschaften bedacht waren, auch oft durch das Motiv der günstigen Lage leiten lassen.

Nekrologe.

II.

— **Elias Lönrott**, der Sammler der finischen Volksgesänge, geboren den 9. April 1802 zu Sammatti im Gouvernement Nyland (Finland) in ärmlichen Verhältnissen, war anfangs Apotheker, studirte dann Medicin und wurde 1833 Arzt im Städtchen Kajana. Von dort aus durchwanderte er sammelnd das östliche Finland und Theile des Archangelschen Gouvernements, wo sich die alten Lieder und Sitten am reinsten erhalten hatten, und gab seine Funde 1835 unter dem Titel „Kalewala“ (d. h. Land des Kalew) heraus; seinem Volke schenkte er damit eine Litteratur und hob dessen Sprache; der Wissenschaft erschloß er den Blick in die Art und Weise, wie Volksepen entstehen. 1840 folgte „Kanteletar“ (Sangesjungfrau), eine Sammlung lyrischer Volkslieder, 1842 eine solche von 7077 finischen Sprichwörtern, 1844 eine von finischen Räthseln. Einen fünfjährigen Urlaub benutzte er zu weiten Reisen in Lappland, Ingermanland und Livland; 1853 erhielt er die Professur der finischen Sprache an der Universität Helsingfors, die er bis 1862 behielt. Von da an lebte er nur seinen Studien und dem Bestreben, die beiden Hauptdialekte des Finischen zu einer gemeinsamen Litteratursprache zu verschmelzen. So verfaßte er ein neues finisches Psalmenbuch, gab die Zauberrunen heraus, welche einen tiefen Einblick in die schamanische Weltanschauung der alten Finen gewähren, verfaßte eine „Flora Fennica“ und zuletzt ein finisch-schwedisches Lexikon (1881), an welchem er über 40 Jahre lang gearbeitet hat. Er starb hochbetagt am 19. März 1884 in seinem Geburtsorte.

— **Georg von Boguslawski**, deutscher Meteorologe, geboren 7. December 1827 bei Breslau, gestorben den 4. Mai 1884 zu Berlin. Er studirte Mathematik und Astronomie, war als Lehrer in Berlin, Anklam und Stettin thätig und wurde 1874 nach Berlin in das Hydrographische Amt der Admiralität berufen, wo er die „Hydrographischen Mittheilungen“ und die „Nachrichten für Seefahrer“ redigirte. Er übersetzte Schiaparelli's Werk über die Sternschnuppen ins Deutsche, veröffentlichte kurz vor seinem Tode das „Handbuch der Oceanographie“ und gab lange Zeit die „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde“ zu Berlin heraus, zu deren Vorstande er gehörte.

— **Tomczek**, Afrikareisender, geboren 1860 in Tremesno (Posen), gestorben 9. Mai 1884 an einer Leberentzündung auf der Insel Mondoleh (Camerun). Er gehörte

zu der Expedition des Polen Stephan von Rogozinski nach dem Camerungebiete und entdeckte dort die Quellen des Rio del Rey und einige Seen (vergl. Rogozinski's Brief „Globus", Bd. 44, S. 45). Er hinterläßt ein Wörterbuch der Kru-Sprache.

— Sir Henry Bartle Frere, englischer Staatsmann, geboren 1815, gestorben 29. Mai 1884 in Wressil Lodge, Wimbledon. 1833 trat er in den Civildienst der Ostindischen Compagnie und wurde nach einander im Bombay-Dekkan als Privatsekretär des Gouverneurs von Bombay, als Resident im Staate Sattara und als Kommissär in Sind (seit 1850) verwendet, letzteres eine überaus wichtige Stellung, in welcher er bei dem Aufstande 1857 große Dienste leistete. 1858 bis 1862 war er Mitglied des Raths des Generalgouverneurs, 1862 bis 1866 Gouverneur von Bombay, das ihm an öffentlichen Bauten viel zu danken hat. 1866 trat er in das Council of India in London, ging 1872 nach Zanzibar zur Unterdrückung des Sklavenhandels, begleitete 1874 bis 1875 den Prinzen von Wales auf dessen Reise durch Indien und war 1877 bis 1880 Gouverneur des Kaplandes. Als solcher leitete er den Krieg gegen den Zulukönig Cetewayo und erstrebte vergeblich die Union der südafrikanischen Kolonien. In seinen amtlichen Stellungen und als Präsident der R. Geographical Society (1873 bis 1874) unterstützte er die Reisen Livingstone's, Cameron's und Stanley's und verfaßte verschiedene Abhandlungen für jene Gesellschaft über indische und afrikanische Themata.

— Octave Pavy, Arzt und französischer Nordpolfahrer, geboren 23. Juni 1844 in New Orleans als Sohn eines damals begüterten Franzosen. Seit 1861 in Frankreich lebend, studirte er seit 1864 Medicin, plante schon 1867 mit Gustave Lambert die Unternehmung einer Polarreise, die jedoch infolge des Krieges von 1870 nicht zu Stande kam. Nach Beendigung desselben ging er nach Nordamerika und nahm dann an Lieutenant Greely's denkwürdiger Expedition theil. Dabei erlag er am 6. Juni 1884 in Ice Fort unweit des Kap Sabine den fürchterlichen Entbehrungen.

— Arnaud-Bey, französischer Reisender, starb im 72. Jahre am 8. Juni 1884 zu Chatou. Er war der Geograph zweier Expeditionen, welche Mohammed Ali Pascha 1840 und 1841 Nil aufwärts sandte. Auf der ersten nahm er den Strom von Chartum an bis in die Gegend des späteren Gondokoro (4° 42′ n. Br.) auf; seine 10 Blätter umfassende Karte (1 : 90,000) soll bis auf den heutigen Tag die genaueste und vollständigste des Nils sein, doch harrt sie noch immer der Veröffentlichung. Später unternahm er eine Reise nach Fazogl und betheiligte sich als ägyptischer Genie-Oberst bei den Nivellirungsarbeiten am Isthmus von Suez und Aegypten. In den „Mémoires de l'Institut Egyptien" von 1862 veröffentlichte er hydrologische Beobachtungen des Nils, welche er 16 Jahre hindurch fortgesetzt hatte.

— Charles Joseph Tissot, französischer Diplomat, geboren 29. August 1828 in Paris, gestorben 2. Juli 1884 ebenda. Er studirte in Dijon das Recht, besuchte seit 1848 die Ecole d'administration und wurde dann Vicekonsul in Tunis; als solcher bereiste er 1853 bis 1857 ganz Tunesien, wobei er seine besondere Aufmerksamkeit auf die Reste des Alterthums, Inschriften, Straßen ꝛc. richtete. Eine Reihe von Abhandlungen über seine Funde erschienen damals von ihm in dem „Annuaire de la Société d'archéologique de Constantine" und sonst, und noch ganz zuletzt (1881) schrieb er „Le Bassin du Bagrada", ein für antike Topographie Tunesiens sehr wichtiges Buch. Später wurde er Konsul in La Coruña, Saloniki, Adrianopel und Jassy, 1866 Sous-directeur des affaires politiques im Auswärtigen Ministerium, 1869 Sekretär der französischen Botschaft in London, 1871 Ministerresident in Tanger. Als solcher durchreiste er wiederholt den Norden Marokkos und entwarf dabei die beste Karte dieses Gebietes, welche überhaupt existirt (erschienen im „Bulletin de la Soc. de Géogr." Sept. 1876). Ebenso werthvoll für alte Geographie sind seine „Recherches sur la géographie comparée de la Mauritanie Tingitane" (1878). 1876 kam Tissot als Gesandter nach Athen, 1880 als Botschafter nach Konstantinopel, 1881 nach London. Nach seinem Tode erschien von ihm die „Exploration scientifique de la Tunisie. Géographie comparée de la province romaine d'Afrique".

— Richard Lepsius, der berühmte Aegyptologe und Linguist, geboren 23. December 1811 zu Naumburg, gestorben 10. Juli 1884 zu Berlin. Er studirte in Leipzig, Göttingen und Berlin, später in Paris, war seit 1835 Sekretär des archäologischen Instituts in Rom und führte 1842 bis 1846 auf preußische Kosten eine große Reise nach Aegypten aus. Ueber dieselbe veröffentlichte er die „Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien" (12 Bände, 1849 bis 1860), wozu Heinrich Kiepert die Karten arbeitete. Diese, seine „Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai" (Berlin 1852) und sein „Standard alphabet" (2. Aufl., London 1863) zur Wiedergabe ungeschriebener Sprachen in europäischen Lettern sind wohl die für die Geographie wichtigsten unter den zahlreichen Schriften Lepsius'. 1846 wurde er ordentlicher Professor in Berlin, 1850 Mitglied der dortigen Akademie, 1873 Oberbibliothekar der königl. Bibliothek; auch war er Direktor der ägyptischen Abtheilung der königl. Museen.

— Ferdinand von Hochstetter, Geolog, geboren 30. April 1829 zu Eßlingen (Würtemberg), gestorben 18. Juli 1884 zu Wien. Er studirte Theologie, daneben aber Mathematik und Naturwissenschaften, promovirte 1852 mit einer krystallographischen Arbeit und betheiligte sich seit 1853 an den Aufnahmen der geologischen Reichsanstalt in Wien, 1853 bis 1854 im Böhmerwalde, 1855 bis 1856 im nördlichen Böhmen. 1856 habilitirte er sich an der Wiener Universität und wurde 1857 wissenschaftliches Mitglied der Novara-Expedition, von der er sich in Neuseeland trennte, um dessen Geologie gründlich zu untersuchen. Zu Anfang 1860 nach Wien zurückgekehrt, wurde er Professor der Mineralogie und Geologie am Polytechnikum, 1857 Präsident der Geographischen Gesellschaft, bereiste 1869 die Centraltürkei und bekleidete in den letzten Jahren das Amt eines Intendanten der neuen Hofmuseen, für deren Bereicherung, namentlich auch durch prähistorische Gegenstände, er ungemein thätig war. Von seinen Schriften sind besonders hervorzuheben „Karlsbad, seine geognostischen Verhältnisse und seine Quellen" (1856); „Madeira" (1861); „Neuseeland" (1863); „Topographisch-geologischer Atlas von Neuseeland" (1863); „Geologie von Neuseeland" (1864); „Paläontologie von Neuseeland" (1864); „Geologische Beobachtungen auf der Novarareise" (1866); „Geologie des östlichen Theiles der europäischen Türkei" (1870); „Ueber den Ural" (1873); der geologische Theil der mit Hann und Pokorny zusammen herausgegebenen „Allgemeinen Erdkunde"; „Asien, seine Zukunftsbahnen und seine Kohlenschätze" (1877); „Leitfaden der Mineralogie" (1877).

— Charles Huber, der aus Straßburg im Elsaß stammende Arabienreisende, ist am 29. Juli 1884 bei Ksar Alia, nördlich von Dschidda, 32 Jahre alt, von seinen arabischen Führern aus Raubsucht ermordet worden. Er hat zwei größere Reisen im nördlichen Arabien gemacht, beide im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums. Die erste, 1879 bis 1881, ging von Damaskus nach dem Dschebel Schammar, von dort nach Bereida und Aneize, dann westlich nach Cheibar, el-Alla und Teima und zurück nach Hail und dem Euphrat, bezog sich also auf dasselbe Gebiet wie die Wanderungen von Charles M. Doughty (1876 bis 1878). Die Karte und Beschreibung dieser Reise, sowie die dabei gesammelten Inschriften sind kürzlich im „Bulletin" der Pariser Geographischen Gesellschaft (1884, 3. und 4. Quartalsheft) erschienen. Bei seiner zweiten Reise, die er 1883 bis 1884 zuerst in Gesellschaft Prof. Euting's durch dieselben Gegenden ausführte, hatte er schon Dschidda erreicht, wollte aber nochmals nach Hail zurückkehren, als er von Mörder-

hand fiel. Seine Tagebücher hatte er glücklicherweise vorher nach Paris gesandt.

— James Snowdon Calvert, der letzte Ueberlebende der „Leichhardt Australian Exploring Expedition", geboren 13. Juli 1825, gestorben 29. Juli 1884 bei Sydney. Er wurde in Manchester und London erzogen, wanderte 1840 nach New South Wales aus, lernte unterwegs Dr. Leichhardt kennen und schloß sich demselben bei dessen Entdeckungsreise von Brisbane aus (1844) an. Am 28. Juni 1845 wurde Calvert in dem heftigsten Gefechte, welches man mit den Eingeborenen zu bestehen hatte, schwer am Kopfe verwundet, doch erholte er sich wieder und erreichte mit den Uebrigen am 17. December 1845 abgerissen und halb verhungert Port Essington. Calvert ließ sich dann bei Sydney nieder und heirathete eine Miß Atkinson († 1872), die sich als Schriftstellerin und in der Botanik ausgezeichnet hat.

— Maximilian Perty, Naturforscher, geboren 17. September 1804 zu Ohrnbau in Mittelfranken, gestorben 8. August 1884 in Bern. Er studirte 1823 bis 1826 in Landshut Medicin, dann in München namentlich Zoologie und war dort 1831 bis 1833 Privatdocent, dann von 1833 bis 1875 Professor in Bern. Von seinen Werken, die sich auf zoologische, anthropologische und psychologische Themata beziehen, seien hier genannt: „Allgemeine Naturgeschichte als philosophische und Humanitätswissenschaft" (4 Bde., 1837 bis 1844); „Grundzüge der Ethnographie" (1859); „Anthropologische Vorträge" (1863) und „Die Anthropologie als die Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen" (2 Bde., 1874).

— Albert Berg, weitgereister Landschaftsmaler, geboren 1825 in Berlin, gestorben 20. August 1884 auf einer Reise in Hallstatt. Anfangs studirte er in Genf neuere Sprachen, reiste dann 1844 durch Italien nach Malta und Konstantinopel, studirte 1844 in Bonn Jura, widmete sich aber seit 1845 ganz der Kunst. Auf A. von Humboldt's Anregung bereiste er 1849 Neu-Granada und veröffentlichte 1854 13 seiner dort gefertigten Studienblätter unter dem Titel „Physiognomy of tropical vegetation in South America", denen gründliches Verständniß des physiognomischen Charakters der landschaftlichen Vegetationsformen nachgerühmt wird. 1853 bereiste er auf Kosten Friedrich Wilhelm's IV. Rhodos und schrieb darüber „Die Insel Rhodus", einen Quartband mit 70 Originalradirungen (Braunschweig 1862). Dann begleitete er 1860 bis 1862 als Künstler die preußische Expedition nach Ostasien; zu dem amtlichen Werke über dieselbe lieferte er die historische Einleitung, den Text des Reiseberichtes und ca. 130 prachtvolle Zeichnungen und Aquarelle. Seit 1878 war er Direktor des von der Provinz Schlesien gegründeten Museums der bildenden Künste zu Breslau.

— Paulus Dahse, Bergingenieur, geboren 15. Oktober 1842 in Prenzlau, gestorben 29. August 1884 in Accra an der Goldküste. Anfangs Buchhändler, dann Seemann, stand er 1863 bis 1869 verschiedenen westafrikanischen Faktoreien des Bremer Hauses Victor vor, mußte dann aus Gesundheitsrücksichten nach Bremen zurückkehren, lebte 1870 bis 1877 in Kalifornien, Nevada und Vancouver, wo er sich praktische Kenntnisse im Bergbau erwarb, und reiste dann im Auftrage einer englischen Gesellschaft nach der Goldküste. Dort errichtete er 1879 in Tacquah ein Goldbergwerk; doch erkrankte er und mußte 1882 heimkehren. Damals schrieb er einen vortrefflichen Artikel über die Goldküste und arbeitete eine Karte derselben aus (Deutsche geogr. Blätter V, Heft 2), lieferte auch dem Oberbergdirektor von Gümbel in München das Material zu dessen „Beiträgen zur Geologie der Goldküste". Ende 1883 wieder nach Westafrika zurückgekehrt, erkrankte er infolge einer anstrengenden Reise und starb.

— E. Villegas, argentinischer General, starb Ende August oder Anfang September 1884 zu Paris. Er trat 1862 als Kadett bei der Artillerie ein und wurde schon zwölf Jahre später Obrist. Von 1879 bis 1882 befehligte er die Rio-Negro-Expedition gegen die Indianer, die er aus einem weiten Strich Landes zurücktrieb. Bis zum See Nachuelhuapi rekognoscirte und pacifirte er das nördliche Patagonien und entdeckte dabei den Paß Bariloche, welcher eine leichte Verbindung zwischen den Pampas und dem Stillen Oceane vermittelt, wieder.

— Gustavo Bianchi, italienischer Afrikareisender, aus Modena gebürtig und im dortigen Militärkollegium erzogen. 1879 bis 1880 reiste er mit Matteucci zusammen durch ganz Abessinien von Massaua bis an seine Südgrenze, den Blauen Nil. Seinen eigentlichen Zweck, den Reisenden Cecchi aus den Händen der Galla zu befreien, erreichte aber nicht er, sondern der Graf Antonelli. Anfangs 1883 begab er sich wieder nach der Landschaft Godscham im südlichen Abessinien, um dem Kaiser Johannes Geschenke zu überreichen und denselben für die Eröffnung einer Handelsstraße von der italienischen Kolonie Assab am Rothen Meere durch Abessinien nach den Galländern zu gewinnen. Der wiederholt unternommene Versuch Bianchi's, einen solchen direkten Weg vom abessinischen Hochlande nach Assab zu finden, endete mit seinem Tode. Das erste Mal gelangte er im Frühling 1884 von Seket (am Fuße des abessinischen Hochlandes) etwa 70 km weit nach Osten; dort zwang ihn die Desertion seiner Träger und Führer zur Umkehr. Dann brach er am 10. Juli mit einer kleinen Karawane wiederum von Seket auf, wurde aber, nur noch drei Tagereisen von der Küste des Rothen Meeres entfernt, zur Nachtzeit von den Danakil überfallen und erschlagen. Die That soll am 7., 8. oder 9. Oktober geschehen sein.

— Robert Avé-Lallemant, Arzt und Reisender, geboren 25. Juli 1812 in Lübeck, gestorben ebenda am 10. Oktober 1884. Er studirte in Berlin, Heidelberg und Paris Medicin und ließ sich Ende der dreißiger Jahre als Arzt in Rio Janeiro nieder, wo er Direktor des Gelbfieberspitals und Mitglied des obersten Gesundheitsrathes wurde. 1855 nach Deutschland zurückgekehrt, nahm er auf Humboldt's Empfehlung an der Novara-Expedition theil, trennte sich aber schon in Rio Janeiro von ihr und bereiste nun Brasilien. Seit 1859 prakticirte er wieder in Lübeck. 1869 befuhr er den Nil. Er schrieb namentlich „Reise durch Südbrasilien" (2 Bde. 1859) und „Reise durch Nordbrasilien" (2 Bde. 1860); „Humboldt's Aufenthalt in Paris" in der von Bruhns herausgegebenen wissenschaftlichen Biographie Alexander von Humboldt's, „Wanderungen durch Paris aus alter und neuer Zeit" (1877), ferner ein Epos, ein Drama und anderes mehr.

— Eugenio Balbi, Professor der Geographie in Pavia, geboren 6. Februar 1812 zu Florenz als Sohn des berühmten Geographen und Statistikers Adriano Balbi, gestorben 13. Oktober 1884 in Pavia. Er gab die „Scritti Geografici" seines Vaters heraus (1841/42, 5 Bände) und hat selbst mehrere Bücher (Gea, ossia la terra descritta in 7 Theilen und Saggio di geografia) verfaßt.

— J. Turnbull Thomson, Generalfeldmesser von Neuseeland, geboren in Glororum bei Bamborough in Northumberland (England) am 10. August 1821, gestorben 16. Oktober 1884 in Invercargill (Neuseeland). Sehr jung trat er als Ingenieur und Vermesser in die Dienste der Ostindischen Kompagnie und blieb darin 17 Jahre. 1856 ging er nach Neuseeland, um seinen Wohlstand in der Viehzucht zu verwerthen, nahm aber bald seine frühere Beschäftigung des Vermessens wieder auf, organisirte die Landesaufnahme von Otago und betheiligte sich bald persönlich daran. Namentlich verdankt man ihm und seinen Assistenten die Karte der „Lake Districts" und der Kronländereien, für deren rasche Besiedelung seine Arbeiten die sichere Grundlage bildeten. Als 1876 die Provinzialeintheilung abgeschafft wurde, erhielt er vom Generalgouvernement den Auftrag, alle bestehenden Surveys der Provinzen in ein einziges In-

stitut zu verschmelzen. 1879 zog er sich in das Privatleben zurück. Er schrieb zwei Bände „Life in the Far East“, verschiedene Bücher über sociale und ökonomische Themata und viele Abhandlungen in die „Transactions“ des New Zealand Institute.

— Carlo Guarmani, italienischer Reisender, geboren in Livorno 11. December 1828, gestorben in Genua am 23. Oktober 1884. Als Direktor der französischen Post in Jerusalem führte er im Auftrage Napoleon's III., besonders um Pferde zu kaufen, 1864 von Jerusalem eine Reise nach dem Dschebel Schammar aus, ein Unternehmen, das vor ihm nur Wallin und Palgrave geglückt war, und das erst in den letzten Jahren mehrfach wiederholt worden ist. Er schrieb unter anderem „Sedici anni di studî in Siria, Palestina, Egitto e nei deserti d'Arabia“ (Bologna 1861); „Il Neged Setten trionale“ (Jerusalem 1866); das Tagebuch seiner Reise erschien auch deutsch (Zeitschr. f. allgem. Erdkunde, März 1865) und französisch (Pariser Bulletin de la Soc. de Géogr. September—November 1865).

— Alfred Brehm, Zoologe, geboren 2. Februar 1829 in Renthendorf in Thüringen, gestorben ebenda am 11. November 1884. Im 18. Lebensjahre (Juli 1847) trat er seine erste Reise nach Afrika an, die bis Mai 1852 dauerte. Dann erst begann er in Jena und Wien zu studiren und veröffentlichte gleichzeitig sein erstes Buch, die „Reiseskizzen aus Nordostafrika“ (1853). Zum Studium der Vögel bereiste er 1856 Spanien, 1860 Norwegen und Lappland und schrieb 1861 „Das Leben der Vögel“. 1862 begleitete er den Herzog von Koburg-Gotha in die Bogosländer und schrieb darüber „Ergebnisse einer Reise nach Habesch“ (1863). Dann leitete er 1863 bis 1867 den zoologischen Garten in Hamburg, rief dann das Berliner Aquarium mit ins Leben und verfaßte 1863 bis 1868 sein mustergültiges „Leben der Thiere“ (2. Aufl. in 10 Bänden seit 1874). Außerdem war er Mitarbeiter an „Die Thiere des Waldes“ und „Gefangene Vögel“. 1876 reiste er mit Finsch und Graf Waldburg-Zeil nach Westsibirien und Turkestan, 1877 mit dem österreichischen Kronprinzen nach Ungarn, 1879 nach Spanien. Große Erfolge erzielte er besonders durch seine populären Vorträge.

— Eduard Rüppell, der älteste aller Afrikareisenden, geboren 20. November 1794 zu Frankfurt a. M., gestorben 10. December 1884 ebendaselbst. Er besuchte das Gymnasium, mußte aber gegen seine Neigung Kaufmann werden, siedelte dann aus Gesundheitsrücksichten nach Italien über und unternahm 1817 eine neunmonatliche Reise nach Aegypten und dem peträischen Arabien zu mineralogischen Zwecken. Um sich zu größeren Reisen vorzubilden, studirte er 1818 bis 1821 in Pavia und übte sich in Genua in astronomischen Ortsbestimmungen. Zu Neujahr 1822 trat er seine erste große Reise durch das peträische Arabien, Nubien und Kordofan an, von welcher er erst im April 1828 zurückkehrte. Die zweite (1831 bis 1834) ging ebenfalls nach Peträa und den Küsten des Rothen Meeres, dann nach Abessinien. Die auf diesen Reisen gemachten Sammlungen an Naturalien bilden eine Hauptzierde des Senckenbergischen Museums in Frankfurt, die Münzen, Handschriften und Alterthümer kamen in die dortige Bibliothek. Außer zoologischen Werken veröffentlichte er namentlich „Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien“ (Frankfurt 1829) und „Reise in Abessinien“ (ebenda 1838 bis 1840). Seine Namen verewigt die 1870 gegründete Rüppell-Stiftung, aus welcher wissenschaftliche Reisen unterstützt werden.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Ergebnisse des im Jahre 1881 vorgenommenen Census von Cypern sind jetzt als „Parliamentary Paper“ veröffentlicht worden. Da dies die erste Zählung war, welche nach europäischer Weise vorgenommen wurde, fürchtete man bei Ausführung derselben Schwierigkeiten, namentlich von Seiten der Mohammedaner. Der High Commissioner hatte daher bei Gelegenheit eines großen Empfanges im Jahre 1881 den Notabeln die Wünsche der Regierung und das bei Vornahme des Census zu befolgende Verfahren auseinandergesetzt und sie ersucht, im Interesse der Sache thätig zu sein, was auch geschah. Für die Kosten der Aufnahme wurden 1000 Pfd. St. ausgeworfen und die Zählung 1881/82 vorgenommen, ohne daß Schwierigkeiten entstanden wären. Die Aufnahme umfaßte folgende Rubriken: 1) Name und Zuname. 2) Beziehung zum Familienhaupt. 3) Verheirathet oder nicht. 4) Geschlecht. 5) Alter. 6) Religion. 7) Muttersprache. 8) Geburtsort. 9) Geschäft. 10) Gebrechen (Taubheit, Stummheit, Blindheit, gestörtes Geistesvermögen oder Aussatz). Die Hauptergebnisse der Zählung sind: Unter dem Insularbesitz des englischen Reiches nimmt Cypern mit 186173 Einwohnern die sechste Stelle ein. Die Bevölkerung ist weniger dicht als in irgend einer Grafschaft Englands; sie beträgt nämlich 50 per Quadratmeile; im ganzen zählte man 46149 Häuser, so daß jedes im Durchschnitt von 4,24 Personen bewohnt wurde. Sechs Orte, Nicosia, Famagusta, Paphos, Limasol, Larnaca und Kerynia hatten über 2000 Einwohner, davon nur der erstgenannte über 10000 Seelen. Im ganzen zählte man 95015 Personen männlichen und 91158 weiblichen Geschlechts. Dieses Ueberwiegen des männlichen Geschlechtes weicht von dem Verhältnisse in Europa (mit Ausnahme Griechenlands und Bulgariens) ab; doch findet man dieselbe Erscheinung in allen asiatischen Ländern. Die Gründe dieser Erscheinung sind noch nicht aufgeklärt; doch macht man dafür das frühe Heirathen, den Mangel an Geburtshilfe, Entbehrungen und Anstrengungen bei der Feldarbeit und das Abtreiben der Leibesfrucht verantwortlich. Von 1000 Personen, welche geboren werden, erreichen 22 ein Alter von 75, 6 ein solches von 85 Jahren. Von der männlichen Bevölkerung über 15 Jahren waren beinahe 60 Proc. verheirathet, von den Frauen mehr als 60 Proc. Diese Zahlen sind um 1,5 resp. 4 Proc. höher als in England. Der Religion nach wurden $^3/_4$ Christen, $^1/_4$ Mohammedaner gezählt; erstere gehörten beinahe alle zur griechischen orthodoxen Kirche; dazu kamen ferner 179 Kopten, 2115 Römisch-Katholische, 715 Protestanten, 68 Juden, 15 Zigeuner, 1 Freidenker und 1 Unitarier. Der Sprache nach waren 42638 Türken und 140793 Griechen, nicht einmal je 1000 Araber und Engländer. 2238 Personen sind blind, 509 taubstumm, 504 geistig gestört, 87 mit der Lepra behaftet, von letzteren lebten 50 in einem Leprosengehöft bei Nicosia.

— Eben ist der erste Theil eines lange erwarteten Prachtkartenwerkes erschienen, das deutscher Wissenschaft und Technik zu hoher Ehre gereicht, das erste Heft von Ferdinand von Richthofen's Atlas von China (Berlin, 1885. D. Reimer), auf sechs Blättern (in 1 : 750000) den größten Theil der Provinzen Schan-tung, Sching-king und Tschi-li umfassend, also den Nordosten des eigentlichen China. Jedes der Blätter, das ein größeres Areal als das König-

reich Bayern umfaßt, ist in doppelter Ausführung, einmal als Gebirgskarte, das andere Mal mit geologischem Kolorite, vorhanden, und die Einleitung von Prof. von Richthofen gewährt auch dem Laien einen Einblick in die Schwierigkeiten, unter denen eine derartige Originalkarte zu stande kommt. Wenn auch die vorliegenden 6 Blätter, denen noch 21 weitere folgen werden, vornehmlich für wissenschaftliche Kreise bestimmt sind, so wird doch vielleicht eines davon, die Umgebung Pekings, bald ein großes praktisches Interesse gewinnen und alsdann weite Verbreitung und Benutzung finden. Möge man sich dann auch daran erinnern, daß es hauptsächlich deutsche Wissenschaft und deutscher Fleiß waren, die das ferne Land der Kenntniß der Mitwelt näher gerückt haben.

Afrika.

— In der Dampfer-Subventions-Kommission des Deutschen Reichstages machte am 19. Januar Geh. Rath Rösing folgende statistische Angaben über den Handel mit Afrika. Es wurden 1883 exportirt 491 930 Doppelcentner im Werthe von 31 718 000 Mk., davon nichtdeutsche Waaren 31 000 Doppelcentner im Werthe von 415 000 Mk., wobei die indirekte Ausfuhr über London nicht mitgerechnet ist. Die Hauptartikel sind: Spirituosen für 12 Millionen (!), Nahrungsmittel 1 800 000, Schießpulver 4 500 000, Baumwollgewebe 2 086 000, feine Eisenwaaren und Gewehre 2 721 000, grobe Eisenwaaren 1 087 000, Bier 836 000, Tabak 723 000 Mk., außerdem Lichte, Seifen, Parfümerien, Zündwaaren, Wollenzeuge u. s. w. Die Einfuhr betrug 1883: 470 106 Doppelcentner im Werthe von 27 501 000 Mk.; die Hauptartikel waren Palmkerne für 8 979 000 Mk., Palmöl für 3 350 000, Kautschuk für 1 098 000 und Elefantenzähne für 506 000 Mk.

— Seit kurzem wird in King William's Town eine theilweise in der englischen, theilweise in der Kaffernsprache gedruckte Zeitung herausgegeben, welche, wenn sie gut geleitet wird, gewiß günstigen Einfluß auf die Kaffern üben und der öffentlichen Meinung dieses Volkes Gelegenheit zur Aeußerung geben wird. „Colonies and India", denen wir diese Notiz entnehmen, fügen den Wunsch hinzu, daß das neue Blatt nicht dem Beispiel so vieler indischer Blätter folgen möge, welche Zwietracht und Aufruhr unter ihren Lesern zu säen suchen, anstatt die Treue zu bestärken und die Industrie zu befördern. Eine Sammlung der in den englischen Besitzungen in verschiedenen Sprachen erscheinenden Blätter würde die große Anzahl der unter dem kaiserlichen Scepter vereinigten Rassen recht deutlich machen.

— Die deutsche Expedition unter Lieut. Schulze (s. oben S. 78) hat jetzt in Noki am unteren Kongo von der Association Internationale Land für eine Station und Magazine angekauft. Sie will nun, nachdem ihr erster Versuch weiter im Süden gescheitert ist, von dort aus in das Innere eindringen, und zwar zunächst über San Salvador und das Plateau von Zombo nach der Residenz des Muëne Puto Kasongo. Bis zum Plateau von Zombo ist das Land bereits von zwei Engländern, Lieut. Grandy und Missionar Comber erforscht, San Salvador hat Bastian besucht, den Muëne Puto Kasongo, den Fürsten des Majakalla-Volkes, aber Major von Mechow.

Inseln des Stillen Oceans.

— Nachdem sich die erste Aufregung, die in England und Australien wegen der deutschen Annexionen auf Neu-Guinea entstanden war, einigermaßen gelegt hat, dringt man jetzt auf eine schleunige Feststellung der Grenzen. Der Unterstaats-Sekretär für die Kolonien hatte nämlich in seiner Mittheilung über die englische Besitzergreifung auf der Südküste im Parlament am 24. Oktober 1884 gesagt, daß die Grenze nach dem Innern des Landes hin noch nicht angegeben werden könne, daß sie aber so weit ausgedehnt werden würde, wie die Umstände dies erforderten. Jetzt wird als Linie von strategischer Wichtigkeit ein Strich vorgeschlagen, der vom 141. Längengrade an unter ungefähr 6° 50′ südl. Br. (Colonies and India, dem wir dies entnehmen, hat 6° und 50″, was wohl ein Druckfehler ist) gerade nach Osten bis zur Rawlinson-Kette in der Nähe von Kap Cretin laufen soll. Diese Linie würde England den Besitz des ganzen südöstlichen Theils der Insel bis zum Hüonbusen sichern — allerdings aber, was man englischerseits nicht beifügt, die englische Grenze bis in die unmittelbare Nähe von Neu-Britannien vorschieben, welches mit seiner südlichen Spitze sich dem Kap Cretin ziemlich nähert. Der deutsche Besitz auf Neu-Guinea würde damit auf die Nordküste zwischen 141° und 147° 50′ östl. Länge beschränkt werden. — Obiger Vorschlag scheint bereits in Thatsachen umgesetzt worden zu sein; wenigstens meldete kürzlich ein Telegramm die englische Besitznahme der Inseln im Hüon-Golf, d. i. der Cretininseln, Solitary Island und Longuerue-Inseln.

Nordamerika.

— Die Proceedings der Royal Geogr. Soc. (Januar 1885) enthalten eine von einer Kartenskizze begleitete Mittheilung des Kapitän Willard-Glazier (U. S.) über die Mississippi-Quelle, eine Frage, welche die amerikanischen Geographen schon lange beschäftigt hat. 1881 organisirte und führte Glazier eine Expedition, um darüber Sicherheit zu erlangen. Er fuhr in Booten über Leech Lake und Itasca Lake, drang, begleitet von einem alten indianischen Führer, von letzterem nach Süden vor und entdeckte dort einen neuen See von ansehnlichen Abmessungen, der ohne Zweifel die wirkliche Quelle des Mississippi ist (47° 13′ 25″ nördl. Br.). Er muß wenigstens drei Fuß über dem Itascasee liegen, den man bisher als die Quelle betrachtet hatte. Demgemäß würde der Ursprung des Mississippi 1578 Fuß über dem Atlantischen Ocean liegen und seine Länge unter Anknüpfung an frühere Angaben 3184 Meilen betragen. Da der Strom in der abgelegenen und wenig besuchten Gegend zwischen Leech Lake und Red River entspringt, einen vollen Grad südlich vom Turtle Lake, der lange Zeit als Quelle galt, so werden seine beiden Quellarme vom Pelzhandel nicht berührt, und das ist der Grund, warum die wahre Quelle so lange Zeit unentdeckt geblieben ist.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVII. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Brügge.

(Nach dem Französischen des M. Camille Lemonnier.)

IV. (Schluß.)

Brügge ist weniger eine Stadt der Märkte und Hauptstraßen, als vielmehr der stillen Winkel, die sich hinter alten Mauern verstecken, der unbekannten einsamen Stellen, über denen die Melancholie der Vergangenheit ruht, der gewundenen Gäßchen, die am Wasser enden, der Quartiere, so stumm wie Klöster, und der langen dunkeln überwölbten Gänge, die zu ungepflegten Gärten führen. An solchen Stellen lernt man den Reiz und die resignirte Traurigkeit seiner wahren Physiognomie kennen; anderswo, in den großen Straßen, der Rue des Pierres, welche bei dem Calvarienberge und den Gräbern der Salvatorkirche vorbeiführt, und der Rue Flamande, die einen so prächtigen Blick auf den Belfried gewährt, wiegt das öffentliche Leben vor. Dort drängen sich die Leute, besuchen die Läden, verweilen vor den Schaufenstern und entfalten in Kleidern und Worten ihre nichtige Eitelkeit. Die ganze Thätigkeit des Handels und Geschäfts concentrirt sich übrigens in diesen beiden Straßen, die eigentlich nur eine bilden; das verleiht ihnen auch einen Anschein von Leben und Wohlergehen, während sich doch hinter der reichen Anordnung und dem Aufputze der Magazine, welche nichts Vlämisches an sich haben, sondern deutlich den Einfluß von Paris und Brüssel erkennen lassen, in Wirklichkeit nur die Armseligkeit eines schläferigen Geschäftes verbirgt. Und wenige Schritte seitwärts tritt die Einsamkeit wieder in ihre Rechte; von jenen beiden Hauptstraßen zweigt sich eine Menge kleiner Gassen ab, wo das kleine Handwerk und Gewerbe in niedrigen dunkeln Räumen vegetirt und den Eindruck erweckt, als ob es nicht leben und nicht sterben könnte. Aber in diesen Gassen und Gäßchen und namentlich längs der Kanäle und Wasserläufe finden sich interessante Häuser, oft wahre Meisterstücke der Architektur, welche auch nur aufzuzählen zu weit führen würde. So in der Rue Espagnole ein finsteres Gebäude, die „Nigra Casa“, welche das Volk noch immer la Case nennt, und die einst Sitz der Inquisition war. Unweit davon kann sich eine schmale winkelige Gasse, die den feinen Namen Rue Queue-de-Vache (Kuhschwanz-Straße) führt, vier merkwürdiger Häuser aus dem Ende des 14. Jahrhunderts rühmen. Ganze Straßen haben sich ihren mittelalterlichen Charakter bis heute gewahrt, und viele der Häuser mögen sich auf jenem denkwürdigen Plane finden, auf welchem der Maler Marc Gheraerts sämmtliche Gebäude der Stadt mit unendlicher Mühe und Ausdauer in winzigen Silhouetten abgebildet hat und der auf dem Rathhause aufbewahrt wird.

Eine andere Stelle, welche Erinnerungen an frühere stolze Zeiten weckt, ist am Kanal du Miroir jener Platz, auf welchem sich seit kurzem eine Bildsäule Johann's van Eyck erhebt, und der auch seitdem den Namen dieses Malerfürsten trägt, früher aber Akademieplatz hieß nach dem Akademiegebäude, in welchem sich das Museum mit seinen Schätzen altflandrischer Kunstübung befindet, und noch früher Platz der Osterlinge; dieser Akademie, die ursprünglich eine um die Mitte des 14. Jahrhunderts erbaute Bürgerhalle gewesen ist, gegenüber lag nämlich das 1478 erbaute und im vorigen Jahrhundert abgerissene stattliche Haus der

Osterlinge, d. h. der hanseatischen Kaufleute, von welchem sich eine Abbildung im Kölner Stadtarchive erhalten hat.

Ein vielbesuchter Ort ist die kleine Jerusalemer Kirche, ein einfacher, spätgothischer Bau aus dem 15. Jahrhundert, dessen Stifter Jakob Adournes, Herr von Niewenhove, Nieuvliet, Vyve u. s. w., der Legende zufolge dreimal nach dem heiligen Lande gepilgert sein soll, da er beschlossen hatte, einen Tempel nach dem Muster des heiligen Grabes in Jerusalem zu errichten und die beiden ersten Male die genaue Vorstellung von dessen Aussehen vergessen hatte. Ein niedriger Gang, den man auf Händen und Füßen kriechend passiren muß, führt zu dem Grabesraume, in

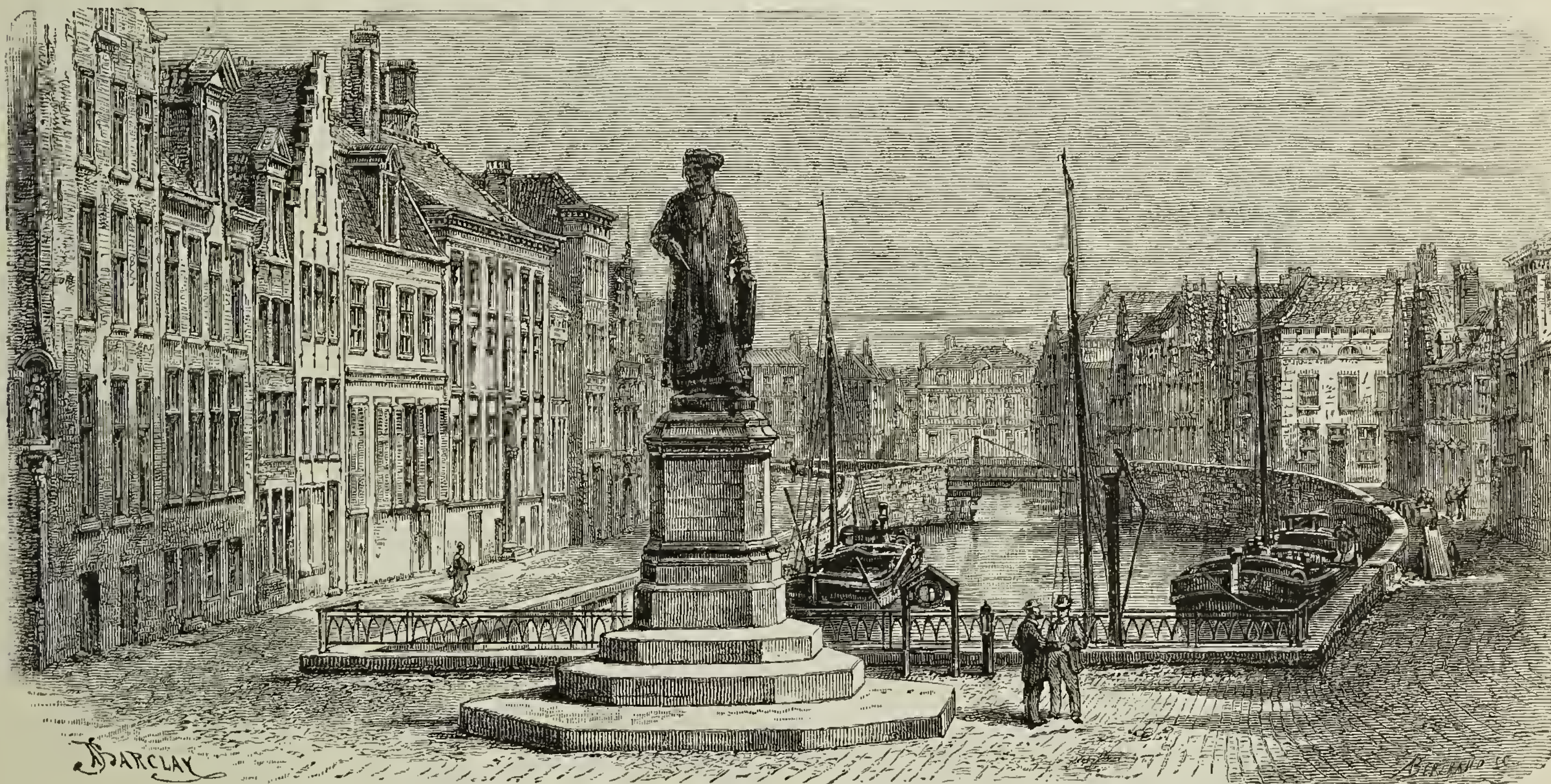


Die Rue Flamande. (Nach einer Photographie.)

welchem die Frömmigkeit der Leute den ganzen Tag über von morgens bis abends eine doppelte Reihe von Lichtern brennend erhält, und wo man stets Frauengestalten in weiten Mänteln kniend lange Zeit beten sieht. Ueberhaupt widmen die Brügger, Frauen sowohl als auch Männer, einen ziemlichen Theil ihrer Zeit dem Kirchenbesuche. Der Handwerker, welcher anderswo zerstreut an den katholischen Kirchen vorbeigeht, tritt hier in Brügge einen Augenblick ein und kniet zwischen den zahlreichen Anwesenden nieder, um sein Gebet zu sprechen. Das mühsame Leben in dieser Stadt, wo es mehr Armuth und Elend giebt als in jeder anderen, das Scheitern so vieler irdischer Hoffnungen treibt

die Menschen in die Kirchen, um geistlichen und moralischen Trost zu suchen, den Arbeit und Nachdenken ihnen nicht vermitteln kann. Zu dieser Stimmung passen auch die Kirchen selbst, die weit, finster und feucht sind, ohne jene Freudigkeit, welche diejenigen zu Antwerpen, Gent und Brüssel auszeichnet. So besitzt die Salvatorkirche (Saint Sauveur) ein geräumiges, strenges, schmuckloses Schiff und ist von einer feuchten, eisigen Luft erfüllt, die aus dem Souterrain emporsteigt; diese Grabesluft und der überall an den Wänden angebrachte schwarze Marmor lassen dies Gotteshaus wie einen riesigen Katafalk erscheinen, ein Gefühl, das sich selbst in Notre-Dame aufdrängt, welche doch durch ihre tiefen Bogen mehr Licht empfängt und, wie die meisten großen katholischen Kirchen Flanderns, an Gemälden und Bildhauerarbeiten so reich ist, daß fast eine jede der zahlreichen Kapellen für sich allein ein Museum darstellt. In Notre-Dame giebt es von Erasmus Quellyn, Peter Pourbus, van Oost dem Aelteren, Bernhard van Orley, Gerhard Zeghens, Antonius Claeissens, Craeyer und Johann Mostaert eine ganze Reihe von Bildern, blutende Christusgestalten, büßende Magdalenen und schöne Jungfrauen mit dem Kinde. Aber alle diese Malereien erbleichen vor dem stolzen Besitze eines Werkes Michel Angelo's, einer Jungfrau aus weißem Marmor in der Kapelle des heiligen Sakramentes. Lange wurde die Echtheit des Werkes bestritten, obwohl nach einer Urkunde des Archives der Kirche ein Brügger Kaufmann, Johann Monscroen, im Jahre 1514 dem Michel Angelo hundert Dukaten dafür bezahlt hatte. Bei der Säkularfeier Rafael's hat dann ein akademisches Collegium die Authenticität des Bildwerkes bestätigt, das auch ohne dieses Zeugniß auf jeden Beschauer einen tiefen Eindruck hervorbringt.

Diese Maria ist dabei nicht das einzige Wunder in dieser an Kunstwerken so überreichen Kirche: in einer Seitenkapelle stehen sich zwei unvergleichliche Grabdenkmäler gegenüber, die fürstlichen Staub bedecken, auf der einen Seite das Karl's des Kühnen, Herzogs von Burgund, der 1477 bei Nancy fiel, und auf der anderen das seiner Tochter Maria, welche den Erzherzog Maximilian von Oesterreich,

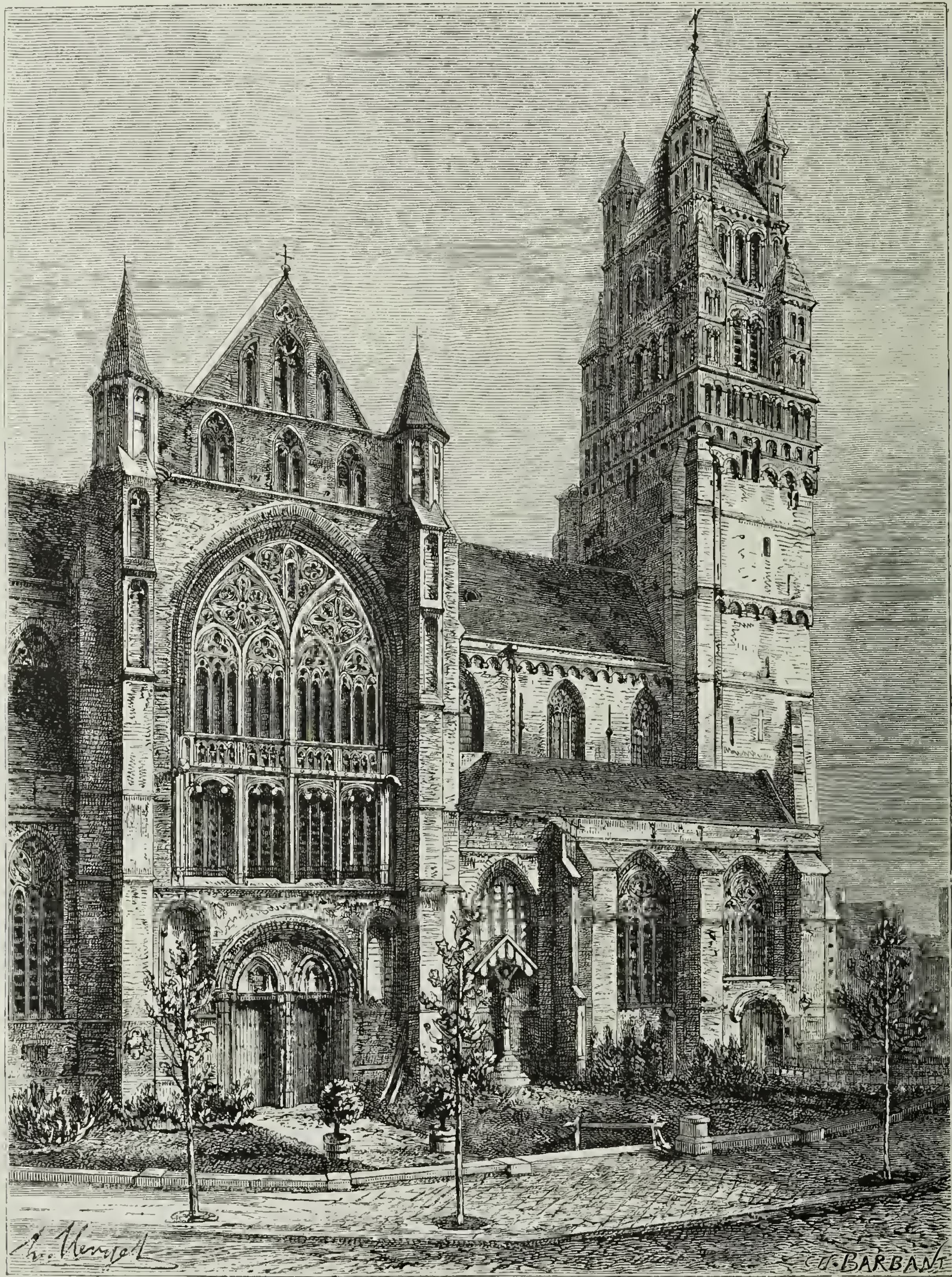


Der Quai du Miroir. (Nach einer Photographie.)

den späteren Kaiser, heirathete. Der Herzog und die Prinzessin sind liegend dargestellt, die Hände in Brusthöhe zusammengelegt und die Krone auf dem Haupte, sie in einem bis über die Füße herabfallenden, faltenreichen Gewande, er in einer reichen Prachtrüstung; die Seiten der Sarkophage sind mit bronzenen Ranken und Blättern und mit Wappenschildern in Email überdeckt. Gute Objekte für den, der über die Eitelkeit dieser Welt nachsinnen will, diese dahingegangenen beiden Majestäten, deren äußere Gestalt die geschickte Hand eines großen Ciseleurs der Nachwelt überliefert hat, während alles, was sie durch das Leben begleitete, und selbst das erlauchte Haus, dem sie beide entsprossen sind, vergangen und wie vom Winde verweht ist. Die ganze Macht der Herzoge von Burgund, die in Karl dem Kühnen ihren Gipfelpunkt erreichte, ruht jetzt mit unter diesem Grabmale. Wie Ironie auf diese verschwundene Herrlichkeit sieht es aus, daß über den Chorstühlen neunundzwanzig Wappenschilder von Rittern des Goldenen Vließes aufgehängt sind, welche in dieser selben Liebfrauenkirche dem Ordenskapitel beigewohnt hatten. Der jetzt von Oesterreich und Spanien neben einander verliehene Orden ist bekanntlich eine Stiftung des Vaters Karl's des Kühnen, des Herzogs Philipp III., des Guten, welche derselbe am 10. Januar 1429, dem Tage seiner Vermählung mit seiner dritten Gattin, Isabella von Portugal, zu Brügge machte, „zum Lob und Ruhm des Erlösers, der Jungfrau Maria und des heiligen Andreas, wie zum Schutz und zur Förderung des christlichen Glaubens und der heiligen Kirche, zur Tugend und Vermehrung guter Sitte“. Diese Statuten haben Spanien nicht gehindert, das Vließ neuerdings an protestantische und selbst mohammedanische Persönlichkeiten zu verleihen; dafür hat aber Oesterreich auch niemals den spanischen Zweig des Ordens anerkannt.

Und nun zum Abschiede von Brügge noch einmal die Spitze des Belfrieds erstiegen und Umschau gehalten über die altehrwürdige Stadt und ihre Umgebung, die flach wie ein Tisch sich ringsum ausbreitet. Nach Norden hin, dem Oceane zu, erblickt man dort zwei einzelne hohe Thürme, in etwa 6 km Entfernung den von Damme, und weiterhin, mehr links, den von Lisseweghe. Sie allein sind auf-

recht stehen geblieben, während alles übrige Menschenwerk zu ihren Füßen, das einst durch Brügges Blüthe ins Leben gerufen worden war, mit derselben zugleich vergangen ist. Eine ganze Reihe von Ortschaften, Mare, Vive, Sint Cruus, Wendnyne, Assebrouck, wurden damals blühend und wohlhabend, indem sie an dem reichen Handel von Brügge theilnahmen, und sind heute nichts als arme vergessene Dörfer; aber gegen keine ist das Geschick härter gewesen, als gegen Damme, das geradezu in das Nichts zurückgesunken ist. Es besteht nur noch aus einer einzigen Straße mitten zwischen lauter Feldern, einem kleinen Kirchhofe und dem verwüsteten Thurme der Notre-Dame-Kirche. Gras wächst zwischen den Steinen der Straße, über welche des Morgens ein kleiner Hirt einige Kühe treibt; ist derselbe in der Ferne verschwunden, so unterbricht höchstens hin und wieder ein Hahnenschrei die tiefe Stille, welche sich



Die Salvatorkirche (Saint Sauveur) in Brügge. (Nach einer Photographie.)

auf den Ort herabsenkt, wo im 13. Jahrhundert und später zahllose Schiffsladungen von französischem Weine, polnischem Kupfer, englischen Erzen, ungarischen Fellen und orientalischen Seidenwaaren ausgeladen wurden, wo Philipp August 1700 Schiffe gegen die Flamänder und Engländer versammelte. Damals besaß Damme reiche Privilegien, Komptore der Hansa und der Lombarden, Kanäle nach Brügge und Gent, ein eigenes Seerecht und seinen Meerhafen, der es zu einem begehrten Besitze für alle Fürsten ringsum machte. Wie soll man sich aus dem dürftigen Ueberreste der ursprünglichen Hallen, den Spitzbogen an einigen Häusern des Marktplatzes und dem finsteren Thurme von Notre-Dame ein Bild machen von dem einstigen Hin und Her zwischen Brügge und Damme, den Lastzügen, den mit Schiffen zu je 20 Tonnen bedeckten Kanälen, den reichen Wohnhäusern, den mit Waaren vollgepfropften Speichern, den Banken, Versicherungsbureaux und all den zahlreichen Geschäften und Handwerken, welche sich, seien sie offen und

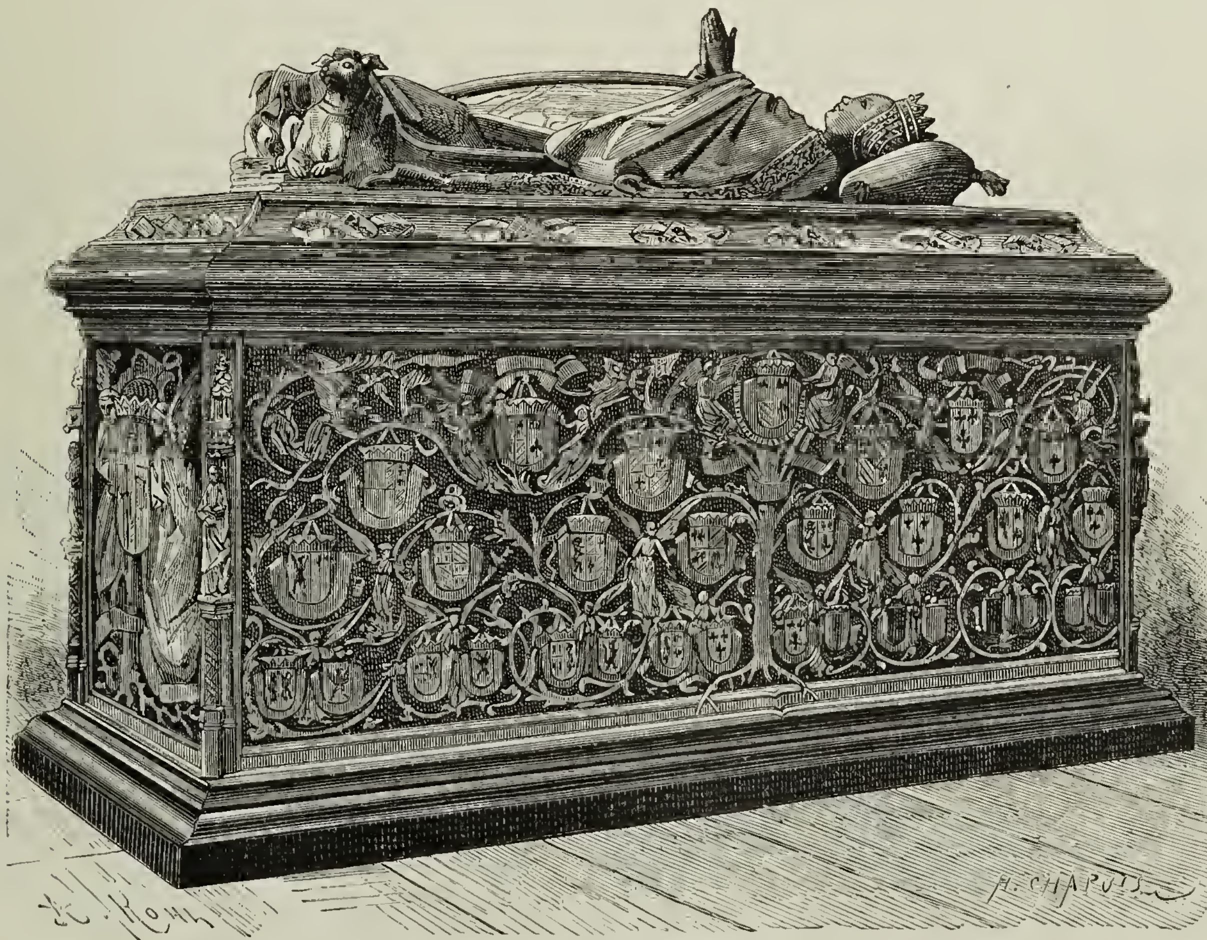
ehrlich oder heimlich und verabscheuenswerth, stets nach den Brennpunkten des Verkehrs hinziehen.

Hier wurden am 3. Juli 1468 zwischen 5 und 6 Uhr morgens im Refectorium des Hauses des Bürgermeisters



Grabmal Karl's des Kühnen. (Nach einer Photographie.)

Karl der Kühne und Margarethe von York vom Bischofe von Salisbury getraut und hielten dann längs des schiffbaren Zwijn, über welchen man heute hinüberspringen kann, in prächtigen Paradewagen und von reichgekleideten Edel-



Grabmal der Marie von Burgund. (Nach einer Photographie.)

leuten begleitet ihren fröhlichen Einzug in das reichgeschmückte Brügge.

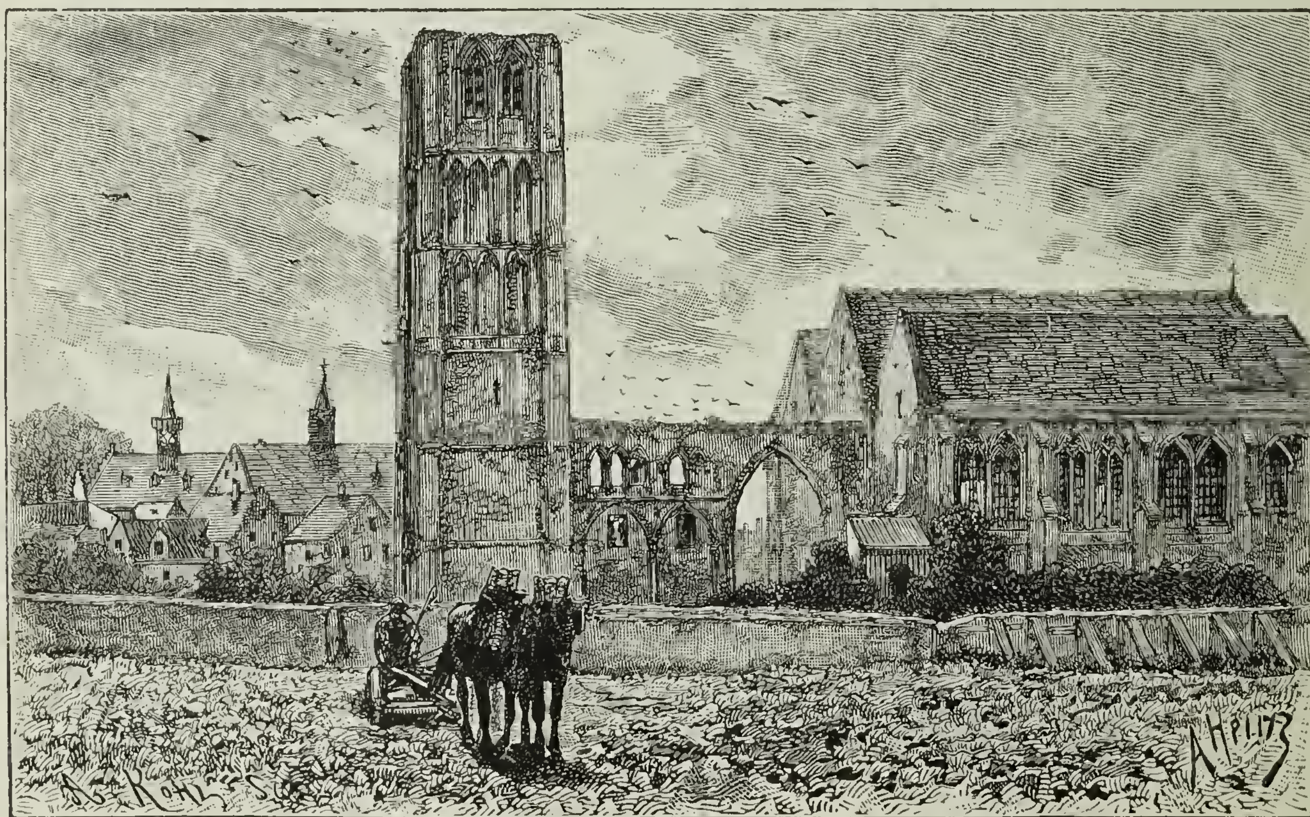
Wenige Jahre später begann der Hafen von Damme rasch zu versanden, und damit sank ihr Glück unwiederbringlich dahin. Auch die Bemühungen Albert's und Isabella's, welche 1617 die verfallenen Stadtmauern wieder

aufrichteten, halfen dem Orte nichts. Was sich aus alter Zeit erhalten hat, ist, wie gesagt, wenig genug; hervorzuheben sind die Hallen, ein hübsches Gebäude aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, in Gestalt eines Rechtecks aufgeführt. Auf dem kleinen Marktplatze davor steht eine Bildsäule des „vlämischen Ennius“, des gegen Ende des 13. Jahrhunderts



Aussicht auf Brügge vom Belfried.

dort gestorbenen gelehrten und boshaften Jakob de Coster van Maerlant, angeblich einstigen Stadtschreibers von Damme, in geistlicher Tracht. Vor etwa einem halben Jahrhundert befand sich noch sein Grabstein im Chore von



Die Kirche von Damme.

Notre-Dame, auf welchem er dargestellt war mit einer Brille auf der Nase und auf einer Tafel schreibend, neben ihm eine Eule. Darin hatte dann das Volk, welches die Tafel für einen Spiegel hielt, den Till Eulenspiegel, der 1350 zu Mölln an der Pest starb und dort begraben liegt, zu erkennen geglaubt, und erst als der Grabstein verschwand,

konnte van Maerlant wieder in seine Rechte treten und seinen ewigen Schlaf weiterschlafen.

Die neuerdings in ein Rathhaus verwandelten Hallen sind nur noch ein schwacher Abglanz von dem, was sie früher waren, und gehen, wenn nicht bald Hilfe kommt, durch den Einfluß des Wetters und der Zeit und die Nachlässigkeit der Menschen ihrem gänzlichen Verfalle entgegen. Im Inneren hat sich noch einiges aus alter Zeit erhalten, namentlich zwei ziemlich geräumige Zimmer, deren eines noch heute dem Gemeindevorstande bei seinen Sitzungen dient, während in dem anderen Truhen, Bänke und Brennholz aufgestapelt sind; ferner ein Kamin mit einem skulpirten Friese aus dem 15. Jahrhundert, mächtigen Feuerböcken mit bärtigen Masken und einer 2 m langen Feuerzange, sowie mit Wappen und Bildwerken verzierte Balkenköpfe, bei denen die im Mittelalter häufig sich findende Vermischung des Heiligsten mit dem Profanen in derber Weise auftritt: neben König David mit der Harfe, der Jungfrau mit dem Kinde und einem Propheten sieht man einen knienden Mann, der einer Sau unter den Schwanz bläst!

Notre-Dame ist jetzt nur noch ein Stück von einer Kirche; zwischen dem Thurme, welchem die Spitze fehlt, und dem gegenüberliegenden Abschnitte des dreischiffigen Langhauses, welches jetzt für den Gottesdienst eingerichtet ist, fehlt ein gewaltiges Stück des Gebäudes, breit genug, daß ein Fluß zwischen Thurm und Kirche hindurchfließen könnte; es ist gleichsam ein Theil des Ganzen herausgeschnitten worden. Aber weithin in der Ebene sichtbar ragt der viereckige Thurmpfeiler auf, das einzige Große, was von Damme übrig geblieben ist.

Städtegründung im nordamerikanischen Westen.

Von A. Sartorius Freiherrn von Waltershausen.

III.

Als Ausnahme von dem für Amerikas Städtegründung gültigen Satz, daß diese durchweg nach wirthschaftlichen Gesichtspunkten erfolgt — mögen nun die Naturschätze, die Verkehrsmittel oder die geeignete Lage die nächste Veranlassung dazu bieten —, könnte man die Mormonenansiedelung am großen Salzsee bezeichnen. Denn daß Brigham Young seine Getreuen in eine baum- und wasserlose Steinwüste führte und sie dort in der trostlosen Einöde sich niederlassen hieß, möchte man kaum geneigt sein, eine zweckmäßige Handlung eines auf das ökonomische Wohl seiner Glaubensgenossen bedachten Mannes zu nennen. Man könnte vielmehr der oft ausgesprochenen Behauptung zustimmen, daß der Moses der Mormonen die Absicht gehabt habe, die Seinigen fern von dem Treiben des amerikanischen Geschäftslebens, dem harten Kampfe des Daseins zu unterwerfen, Reichthum und raffinirten Lebensgenuß von ihnen fern zu halten, um sie desto fester an die religiösen Vorschriften der Sekte zu binden. Aber Brigham Young war kein asketischer Fanatiker, sondern ein praktischer Amerikaner, und dazu ein Mann von ungewöhnlichem, weitreichendem Organisationstalent und Scharfblick. Er wußte recht gut, daß in seinem Vaterlande Geld noch in höherem Maße Macht als anderswo bedeutet, und daß keine religiöse Vereinigung dauernd ohne weltliche Machtmittel bestehen kann. Das Territorium Utah entsprach seinen Zwecken sehr wohl. Es lag damals fern von dem amerikanischen Leben und war zudem noch mexikanisch, so daß sich die Glaubensgemeinschaft dort ungenirt entfalten konnte, hatte aber zugleich günstige natürliche Vorbedingungen, die zwar verborgen waren und deren Ausnutzung viel Arbeit kostete, die sicherlich aber auch einen ganz besonderen Ertrag in Aussicht stellten. Heute sind die Mormonen im allgemeinen nicht bloß wohlhabend, sondern viele sind reich zu nennen, und Millionäre giebt es in Zion ebensogut, als in New York und San Francisco. Auch Brigham Young wurde zu ihnen gerechnet. Als dieser merkwürdige Mann im Jahre 1847 mit seinen 42 Genossen an dem Ufer des großen Salzsees anlangte, da mochten die meisten wohl zunächst nicht begreifen, wie in einer solchen Wüste, die mit den sogenannten Alkalifeldern, auf denen keine Pflanze gedeiht, durchzogen, und die an besseren Stellen nur von einem kümmerlichen Graswuchse und dem graugrünen Sagebusch dürftig bedeckt war, eine neue Heimath und das verheißene Paradies zu finden sein werde. Und doch war hier gerade die geeignetste Stelle zum Anbau, wenn überhaupt ein abgelegener Ort in der Wüste genommen werden sollte, weil vom Gebirge und vom Jordanfluß in Kanälen Wasser herbeigeleitet werden konnte, weil die naheliegende Kette der Wahsatch Mountains gegen die von Osten her drohenden Präriestürme einen leidlichen Schutz gewährte, weil der Boden an natürlichem Reichthum genug bot, wenn seine unfruchtbare Salz- und Alkalihülle entfernt war, und weil die naheliegenden Gebirge reiche Metallschätze bargen, welche direkt durch Ausbeutung, oder indirekt, wenn Bergleute als Käufer mormonischer landwirthschaftlicher Produkte auftreten würden, als werthvolle Zugabe zu betrachten waren.

Daß der geniale Führer der Sekte sich in seinen Berechnungen nicht getäuscht hat, wird jeder bezeugen, der die herrliche Oase Salt Lake City besucht hat. Ermüdet von dem ewigen Einerlei der nackten Felsen und der grauen Staubeinöden des unerträglich heißen Nevada oder des östlichen Wyoming blickt das Auge des Reisenden freudig auf die im frischen Grün prangenden Gärten der Stadt und auf die wogenden Weizenfelder, welche sich bis zum Utahsee hin ausdehnen. Es ist freilich noch immer recht warm hier, denn der kontinentale Sommer verleugnet sich nicht, aber die Luft ist doch nicht von der furchtbaren Trockenheit und die Winde sind nicht mit dem alles durchdringenden feinen Wüstenstaube geschwängert, welcher den Aufenthalt in den amerikanischen Steppen auf die Dauer dem weißen Manne unmöglich macht. Die Mormonen selbst behaupten, daß sie durch die Bewässerung des Bodens und durch die reichlichen Baumanpflanzungen das Klima ihrer Ansiedelung erheblich verbessert haben, was in der That jedem zunächst begreiflich erscheint, der eben dem Gluthofen des Pacificbahnzuges entronnen ist. Doch darf man nicht vergessen, daß das nahe, immer mit Schnee bedeckte Hochgebirge und die Verdunstung der Seen das ihrige zu der Temperirung der

Wärme beigetragen haben, was freilich nicht genügt hat, um den Obstgärten, den Gemüsebeeten und den Mais- und Weizenfeldern ausreichende Lebensbedingungen zu verschaffen. Ich wollte nur auf die eigenartige Lage der Mormonenniederlassung aufmerksam machen und den Leser nicht den übereilten Schluß ziehen lassen, daß die gesammte amerikanische Wüste zwischen dem Felsengebirge und der Sierra unter gleichen Anstrengungen, wie sie von den „Heiligen des jüngsten Tages“ gemacht worden sind, sich kultiviren lasse. Bei den Fortschritten unserer heutigen Technik wäre es vermessen zu sagen, daß ein Anbau dort unter keinen Umständen ausführbar sei, wie diejenigen Reiseschriftsteller zu beweisen suchen, welche in der Konkurrenz amerikanischer Brotstoffe keine dauernde Gefahr für die europäische Landwirthschaft erblicken. Ebenso verkehrt ist aber auch das Urtheil derer, welche in dem Mitbewerb Amerikas auf europäischen Märkten ein nicht zu verscheuchendes Mißgeschick sehen und sich zu dem Behufe auf die ansehnliche Summe von Quadratmeilen wüsten Regierungslandes verlassen, welche dem Pfluge noch unterworfen werden können. Ich vermuthe, daß der Anbau in den westlichen Steppen immer schwerer werden wird, je weiter er sich ausdehnt. Die Kanalanlage wird theurer, je weiter das Hochgebirge von dem Orte der Ansiedelung entfernt ist, und ob schließlich das Wasser an Masse ausreicht, ist auch noch die Frage. Mit artesischen Brunnen kann man wohl für den Hausgebrauch und vielleicht für die Besprengung des Gartens genügend Wasser beschaffen, aber die Kosten, um die Felder damit zu berieseln, werden von den für längere Zeiten vermuthlich niedrigen Getreidepreisen nicht gedeckt werden können. Dann ist nicht zu vergessen, daß die Wüstenstürme, die Tornados und die Blizzards an Intensivität zunehmen, je weiter man sich von den schützenden Bergketten entfernt. Und schließlich zeigt ein Blick auf die Karte, daß die Vertheilung der Seen auf dem großen Hochplateau der Rocky Mountains sehr ungleich ist. Während das westliche Utah, in dem die Mormonen wohnen, damit versehen ist, sind das westliche Neu-Mexiko und Arizona gänzlich davon entblößt, Süd-Nevada und Idaho nur spärlich damit bedacht.

IV.

Die für ökonomische Zwecke besonders geeignete geographische Situation tritt bei den Häfen und Flüssen recht deutlich hervor. Daß Boston, New York, Philadelphia, Charleston, Savannah, Galveston, San Francisco große Handelsstädte geworden sind, ist leicht verständlich. Ebenso, daß Toronto und Hamilton an den westlichen Punkten des Ontariosees, Buffalo an der Ost-, Cleveland an der Süd- und Toledo an der Westspitze des Eriesees eine großartige Entwickelung aufzuweisen haben. So hat auch Duluth am Oberen See eine Zukunft. Die naturgesetzliche Bedeutung von St. Louis ersieht man aus dem nahen Zusammenfluß der beiden größten Ströme der Vereinigten Staaten, des Mississippi und des Missouri; Kansas City liegt an dem Vereinigungspunkte des letzteren Flusses mit dem Kansas River, Cairo an der Mündung des Ohio in den ersteren. Von besonderem Interesse ist die Lage der Stadt Chicago, deren kurze Geschichte für das rasche Wachsthum amerikanischer Städte ein ganz besonders frappirendes Beispiel ist.

Die ersten weißen Besucher der Gegend, in welcher die heutige Riesenstadt gebaut ist, waren die Franzosen Joilet und Marquette, deren Reise in das Jahr 1673 fällt. Aber erst im Jahre 1804 fand die erste Niederlassung mit der Gründung des Forts Dearborn statt, welches lange Zeit hindurch als das am weitesten nach dem Westen vorgeschobene galt. 1812 brannten es die Indianer nieder, 1816 ward es stattlich und neu wieder erbaut, 1837 verlassen und 1856 abgetragen. Heute zeigt eine an einem Hause der frequentesten Geschäftsgegend befestigte Erinnerungstafel den Ursprungsort der Metropole des Westens. Neben der militärischen Station wurde von unserem berühmten Landsmann Johann Jakob Astor eine kleine Handelskolonie angelegt, deren erste muthige Verwalter dem Ueberfall der Präriesöhne zwar erlagen, die aber dann, wieder hergestellt, einen ergiebigen Tauschhandel mit Trappern und Eingeborenen betrieb. Im Frühling des Jahres 1831 bestand die Ansiedelung aus nur zehn weißen Familien; drei hielten Tavernen, die übrigen ernährten sich durch Handel mit den Indianerstämmen der Pattawatomies, Ottawas und Chippewas. In demselben Jahre kam das erste Schiff nach Chicago, ein Schooner mit Lebensmitteln für die Garnison des Forts, der, da es zu jener Zeit noch keinen ausgebauten Hafen gab, eine halbe Meile vom Ufer Anker warf [1]). Bald darauf fing die Bevölkerungszahl der Stadt an zu wachsen. Der ausgebrochene Indianerkrieg veranlaßte die in der Umgegend wohnenden Farmer, unter den Kanonen des Forts dauernd Schutz zu suchen, und außerdem führte das 1832 im ganzen Lande grassirende „westliche Fieber“ viele Ansiedler herbei, welche die vortheilhafte Lage des Dörfleins erkannt hatten. Im Herbste schlachtete ein dortiger Unternehmer bereits 200 Stück Rindvieh und 350 Schweine, welche er aus dem Wabaschthale hatte kommen lassen — und dies war der Anfang des enormen Fleischhandels, welcher heute im internationalen Verkehr eine so hervorragende Bedeutung hat und mit Millionen von Thieren rechnet. Im Jahre 1833 lebten in dem damaligen Dorfe 550 Einwohner, von denen wohl manche nicht naturalisirte Canadier gewesen sein mögen, denn es wurden, wie wir aus erhaltenen Wahllisten ersehen können, bei einer Countywahl in jener Zeit nur 29 Stimmen abgegeben. Die Zahl der Gebäude betrug 175 und die Gesammtfläche des Dorfes belief sich auf 560 Acker oder $^7/_8$ einer englischen Quadratmeile, während die heutige Stadt ein Areal von etwa 36 Quadratmeilen mit 600 000 Einwohnern umspannt. Dabei sind die Vorstädte, welche sich unmittelbar an die Stadtgrenzen anschließen, Hyde Park mit 60 000, Lake mit 40 000 und Lake View mit 25 000 Einwohnern, nicht mit in Rechnung gezogen. Der wirkliche Werth alles Eigenthums in Chicago wurde damals auf 60 000 Dollars geschätzt, zum Zwecke der Besteuerung auf 19 560 Dollars. Die gesammte Jahressteuer belief sich auf 48 Dollars und 90 Cents. „Heute“, schreibt die Illinois Staatszeitung, „wird der wirkliche Werth des Eigenthums mit 1 500 000 000 Dollars eher zu niedrig als zu hoch angegeben sein; die Schätzung zum Zwecke der Besteuerung beträgt freilich nicht ein Drittel, sondern ein Zehntel des wirklichen Werthes. Es gab also vor fünfzig Jahren ehrlichere Steuereinschätzer und wohl auch willigere Steuerzahler als heute.“

Im folgenden Jahre zeigte die Wahlliste des Township 111 Namen. Mit Hinblick auf die heutige drückende Schuldenlast erzählen sich die Chicagoer gern, daß 1834 die erste öffentliche Schuld für Anlage und Verbesserung der Straßen im Betrage von 60 Dollars kontrahirt wurde. Damals erließ der Gemeinderath eine Bekanntmachung, welche von der Geldnoth der Bevölkerung ein Zeugniß ablegt. „Die Gemeindevorsteher“ — so lautet das merkwürdige Aktenstück — „thun kund und zu wissen, daß sie sich für keinen Schaden verantwortlich halten, der irgend

[1]) Atlantische Studien von Deutschen in Amerika, 1855, Bd. 8, S. 54 ff.

Jemand bei Passirung der Brücken über den Chicagofluß erwachsen könnte, da solche sich notorischer Weise in baufälligem und lebensgefährlichem Zustande befinden, der Gemeindevorstand aber keine Mittel zur Bestreitung der Reparatur besitzt.“ Am 4. März 1837 ward das Dorf zu einer Stadt erklärt, und der bei dieser Gelegenheit veranstaltete Census fand 4179 Einwohner, 398 Wohnhäuser, 29 Apotheken, 4 Magazine, 19 Getreide- und Viktualiengeschäfte, 10 Gasthäuser und Schenken, 28 Groceries und 5 Kirchen. Seit jener Zeit wurden regelmäßig jährlich Volkszählungen vorgenommen, deren Resultate ich hier im kurzen wiedergebe:

1840 :	4 470 Einwohner	1860 :	109 263 Einwohner
1845 :	12 088 „	1865 :	187 446 „
1850 :	28 269 „	1870 :	298 977 „
1855 :	80 023 „	1880 :	503 053 „

Von 1837 bis 1840 war wohl die traurigste Zeit der Stadt. Trotz der geringen Bevölkerungszahl war dennoch durch die Spekulationswuth das Eigenthum zu einem enormen Werthe emporgeschwindelt, der zwanzig Jahre später in Wirklichkeit noch nicht erreicht war. Dann brach plötzlich eine allgemeine Krisis herein, von der der Staat Illinois und Chicago sich nur langsam erholten. Erst 1847 hatte die Stadt für die Einwanderer wieder einen guten Ruf und von nun an nahm die Bevölkerungsziffer einen Aufschwung, der selbst für die Vereinigten Staaten als ein ganz unerhörter bezeichnet werden muß. Von 1847 bis 1855 stieg die Einwohnerzahl von 20 000 auf 80 000, im Jahre 1852 auf 53 allein um 57 Proc. In dieser Epoche war der Kanal vollendet worden, welcher den Michigansee mit dem Mississippi verbindet, und ebenso machten sich die Eisenbahnen geltend, von denen die Galena und Chicago Union, die Rock Island und die Illinois-Central allen übrigen vorangingen. Bald folgte die Eröffnung der Michigan Central und der Süd-Michigan-Bahn, wodurch eine schnelle und billige Verbindung nach den Seeplätzen des Ostens gesichert war. Chicago wurde damit der bedeutendste Getreidemarkt der Vereinigten Staaten und behauptet, heute der größte der Erde zu sein. Der Handel nahm seit der Errichtung der erwähnten Verkehrsmittel einen anderen Charakter an. Während bisher der Kleinhandel für die weiten Strecken des Nordwestens in der Stadt betrieben wurde, die Farmer jährlich einmal kamen, um sich mit Waaren zu versehen, zog jetzt das Detailgeschäft den Eisenbahnen und den Wasserstraßen nach. Zunächst war es ein harter Schlag für viele Kaufleute, bald aber hatten sie die Kalamität dadurch überwunden, daß sie nun zu Engroshändlern wurden und mit dem ihnen zur Verfügung stehenden Kredit ihre Geschäfte bedeutend erweitern konnten. Im Jahre 1855 zählte man in der Stadt bereits 300 Großkaufleute.

Der Bürgerkrieg im Anfang der sechziger Jahre hat dem Fortschritt Chicagos nur wenig Abbruch gethan, wie der oben angegebene Bevölkerungszuwachs von 1860 bis 1865 zeigt. Aus der neueren Geschichte der Stadt will ich nur noch den großen Brand hervorheben, dessen Folgen mit einer Schnelligkeit wieder gut gemacht wurden, wie sie die Weltgeschichte vordem wohl niemals verzeichnet hat. Keine That der nordamerikanischen Kulturentwickelung hat ein so glänzendes Zeugniß für die Spannkraft des amerikanischen Unternehmungsgeistes abgelegt, als der Aufbau der größtentheils zerstörten Stadt in dem kurzen Zeitraume von nur zehn Monaten. Am Sonntag den 8. Oktober 1871 brach in dem westlichen Stadttheile das Feuer aus. Die dortigen, meist ärmeren Leuten gehörenden Gebäude waren hauptsächlich von Holz, und große Mengen von Bau- und Brennmaterial waren dort an dem Flußufer gelagert. Ein starker Wind hatte in kurzer Zeit das ganze Quartier in ein Feuermeer verwandelt, welches nach wenigen Stunden auch nach dem südlichen Stadttheile hinwogte, wo ein Waarendepot neben dem anderen sich befand. Der am Montag noch wüthende Sturm legte diesen Stadttheil, der größtentheils aus massiven Gebäuden bestand, in Asche, und als am Dienstag Morgen der Wind nachließ, war auch von dem nördlichen Stadtquartier, in welchem die Wohnhäuser der wohlhabenden Bevölkerung lagen, ein Theil der Raub der Flammen geworden. Ein bebautes Areal von über $3^1/_2$ englischen Quadratmeilen war in zwei Tagen in einen rauchenden Schutthaufen verwandelt. 17 450 Gebäude waren zerstört und 98 500 Menschen obdachlos geworden. Der vernichtete Werth wurde auf 190 000 000 Dollars veranschlagt, von denen nur 30 000 000 versichert waren, eine Summe, welche aber nur theilweise ausgezahlt werden konnte, da eine Anzahl der Versicherungsgesellschaften infolge der enormen Ansprüche alsbald sich bankerott erklären mußte. Trotz alledem wurde das Geschäft in Chicago nur kurze Zeit unterbrochen. Ehe es Winter wurde, halfen sich die Kaufleute mit provisorisch aufgeschlagenen Holzbuden und die erhaltenen Wohnhäuser traten in der kalten Jahreszeit an deren Stelle. Die Umgebung der Stadt wurde zu einem großen Lager, auf dem Tausende von Holzbaracken und Zelten aufgeschlagen waren. Man begann sofort mit dem Forträumen des Schuttes und dem Neubau der Stadt. Bauhandwerker und Architekten kamen aus allen Theilen der Union, die östlichen Städte streckten den Unternehmern Millionen an Kapital vor. Schöner, zweckmäßiger und massiver als zuvor war in einem Jahre die Stadt neu erbaut, welche nun die alte Bezeichnung der Empire City des Westens mit der der Phönix City vertauschte. Gegenwärtig nimmt man für die Stadt 600 000 Einwohner an, und rechnet man die Vororte dazu, so kann man rund dreiviertel Millionen festhalten. Das Straßennetz beträgt 600 englische Meilen. Was die Stadt kommerziell und industriell bebedeutet, mögen folgende Angaben noch in Kürze darthun. Aus dem amtlichen Jahresberichte des Marineamts des letzten Jahres geht hervor, daß 360 Fahrzeuge mit einem Gesammttonnengehalt von 63 992 dem Chicagodistrikt angehören. Im Hafen überwinterten im ganzen 440 Dampf- und Segelschiffe mit einem Tonnengehalt von 146 234 und im Laufe des Jahres kamen 4385 Dampfer und 7429 Segelschiffe an, welche einen Tonnengehalt von 3 812 464 repräsentirten. Die Ausfuhr zur See betrug 800 000 Faß Mehl, 6 000 000 Bushel Weizen, 44 000 000 Bushel Mais, 5 000 000 Bushel Hafer, 2 500 000 Bushel Roggen, 1 600 000 Bushel Flachssamen, 5500 Faß Rindfleisch, 25 640 Faß Schweinefleisch, 80 000 Eimer Schmalz &c.

Im Jahre 1883 wurden in der Stadt 5 650 000 Schweine geschlachtet, und nach dem letzten Jahresbericht der Börse wurden versandt:

Mehl und Getreide	90 631 000	Pfd. St.
Lebendes Vieh	93 208 000	„
Fleisch, Schmalz, Talg und Pökelschweinefleisch	116 160 000	„
Butter und Käse	19 340 000	„
Wolle und Felle	23 645 000	„
Samen und Besenreis . . .	9 260 000	„
Verschiedene Produkte	13 510 000	„

Der Werth der erzeugten Industriewaaren wird auf 30 Millionen Dollars veranschlagt. Zur Bewältigung

des inneren Getreidehandels bestanden schon 1880 25 Elevatoren- und Speichergesellschaften und 14 selbstständige Eisenbahnrouten trafen in der Stadt zusammen.

Seine kommerzielle und industrielle Bedeutung verdankt Chicago wesentlich seiner von der Natur begünstigten Lage [1]). Kein Ort an dem Gebiete der großen Seen vereinigt so viele geographisch-ökonomische Vorzüge, und kein Ort in dem weiten Westen überhaupt kann sich einer so centralen Lage erfreuen. Doch trat die günstige Beziehung zu entfernteren Gegenden und damit die gestaltende Hauptkraft der Größe Chicagos bis zur Mitte dieses Jahrhunderts zurück, und bis dahin konnten sich die auf engere Grenzen angewiesenen Beziehungen allein bethätigen. Daß am Südende des Michigansees, einem der Endpunkte des großen Seenkomplexes, eine Stadt von erheblicher wirthschaftlicher Kraft entstehen mußte, war unzweifelhaft, sobald einmal die Thatsache der Besiedelung des Westens verbürgt war. An welcher Stelle aber der große Handelsverkehr sich halten würde, das war in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts noch sehr bestritten, und von mehreren kleinen Ortschaften behauptete eine jede die Zukunftsstadt des Westens zu sein. Vor den meisten war die an dem Chicagoflusse gelegene durch den mit der Flußmündung gegebenen Hafen bevorzugt, von den etwa konkurirrenden Orten an anderen Häfen zeichnete sie sich durch die leichte Verbindung mit dem Mississippi aus. Der Chicagofluß ist von dem in den Hauptstrom Amerikas mündenden Illinoisfluß nur durch eine niedrige und schmale Wasserscheide getrennt und bietet so die natürliche Straße nach dem Westen, welche schon von alters her von den Indianern benutzt wurde. Seit 1848 ist diese Wasserscheide von einem Kanal durchbrochen worden, womit die zukünftige Größe Chicagos als entschieden betrachtet werden konnte. Der wunderbar rasche Aufschwung der Stadt läßt sich aber nur durch das Hinzukommen anderer mehr aus der Entfernung vortheilhaft einwirkender Ursachen erklären, ohne welche sie wohl die Bedeutung von Buffalo oder Toledo, aber nicht die heutige exceptionelle erhalten hätte. Von der Verbindung mit dem St. Lorenzstrome durch den Wellandkanal können alle an dem großen Seenbecken gelegenen Städte ihren Vortheil ziehen, Duluth ebenso wie Cleveland und Milwaukee, aber kein Ort hat zu dem großen mit Weizen bebauten Areal von Wisconsin, Illinois und Indiana, und von den Hinterländern dieser Staaten Minnesota und Iowa eine so centrale Lage wie gerade Chicago. Alle diese Gebiete sind um die West- und Südseite des Michigansees gruppirt und in dem Winkel desselben ist die Handelsmetropole gelegen. Von allen Theilen der genannten Länder führen Eisenbahnen koncentrisch auf den einen Punkt zu und gewähren so eine deutliche Veranschaulichung des Gesagten. Die im Westen producirten Getreide- und Viehmassen suchen naturgemäß die billigen Wasserstraßen der Flüsse und der großen Seen auf, um nach dem Süden und vor allem nach dem Osten transportirt zu werden.

Von Minnesota, Wisconsin, Iowa und Illinois erhält der Mississippi zahlreiche Zuflüsse, durch welche er aus den meisten Gebieten der genannten Staaten deren Exportmassen ansammeln kann. Der östlichste Punkt des Mississippi in diesen Staaten, mithin der dem Michigansee nächst gelegene, liegt auf derselben Breite wie Chicago, so daß, wenn die oben erwähnte Wasserverbindung zwischen dem See und dem amerikanischen Hauptstrome auch nicht bestände, der Landverkehr zwischen beiden jedenfalls den Weg über Chicago hätte nehmen müssen. Wenn gegenwärtig große Quantitäten von landwirthschaftlichen Erzeugnissen auf ihrer Reise nach dem Osten nicht den Wasserweg, sondern die Bahnen aufsuchen, so wird dadurch die Bedeutung der ersteren für unsere Beweisführung nicht abgeschwächt, denn die Bahnen haben sich dem angeschlossen, das ergänzt, was die Natur vorgezeichnet hat, und durch die Konkurrenz der Wasserwege veranlaßt, den Farmern mäßige Tarife stellen müssen. Wesentlich verstärkt wird die gegebene centrale Lage Chicagos durch die geographische Stellung der Stadt zu dem Osten. Dieselbe bestimmt sich hauptsächlich dadurch, das New York und Chicago fast dieselbe geographische Breite haben. Die von dem mächtigsten Hafen der Union direkt westlich vorgeschobenen Massen von Einwanderern und Gütern müssen daher ihre Richtung auf Chicago nehmen. Ebenso wichtig ist der Umstand, daß die Südspitze des Eriesees dieselbe Breite theilt. Alles was sich an Verkehr von den östlichen Handels- und Fabrikstädten direkt westlich wendet, trifft, wenn die Bewegung nach Westen genügend fortgesetzt wird, die große von Südwesten nach Nordosten sich hinziehende Wasserstraße des Eriesees, des Ontarios und des St. Lorenzstromes. Ein großer Theil der Personen und Waaren, welche in Montreal, Oswego, Rochester, Buffalo oder Cleveland ankommen, benutzt um weiter nach Westen zu kommen, die sich darbietende Wasserlinie und erreicht so das Südende des Eriesees. Der hier aufgestaute Verkehr geht nun von Toledo aus nach Michigan, Indiana und Ohio strahlenförmig auseinander, der Hauptstrahl aber, der direkten Linie nach Westen folgend, geht auf Chicago zu. Von hier aus ergießt sich der Verkehr in derselben Weise nach den Staaten Wisconsin, Minnesota, Illinois, Iowa und Missouri. Die Stadt erscheint somit als der Sammelpunkt, von dem ein dichter Strahlenbüschel ausgeht, und hat, wenn wir an das oben gesagte zurückdenken, in doppelter Beziehung eine centrale Lage. Der Export aus dem Osten nach den am Mississippi liegenden westlichen Staaten muß über Chicago gehen, und da die Rückfrachten denselben Weg gehen, so müssen sie, um nach dem Osten zu kommen, ebenfalls diese Stadt berühren. Umgekehrt schreibt es auch die Natur vor, daß der Export von Westen über Chicago nach dem Osten hinwandert und bestimmt auch der Rückfracht denselben Weg.

Vier Nothwendigkeiten, können wir somit sagen, treffen zusammen, um der am Südende des Michigansees gelegenen Metropole eine so intensive Verkehrsbedeutung zu geben.

Unter den von hier auslaufenden Linien geht eine der wichtigsten direkt nach dem Westen weiter, erreicht Davenport am Mississippi und Omaha am Missouri. Von beiden Orten aus verzweigt sich der Verkehr in derselben Weise wie von Toledo oder Chicago aus, natürlich ist aber der vom Osten ausgegangene Impuls nicht mehr der gleich starke, sondern schon bedeutend abgeschwächt, immerhin aber noch wichtig genug, um der von Omaha nach San Francisco führenden Pacificbahn einen größeren Verkehr zu sichern, als er schon durch die direkte Beziehung des Atlantischen und Stillen Meeres bedingt ist. Chicagos Lage auf der direkten Route von New York nach Kalifornien ist daher auch nicht zu unterschätzen.

Daß Chicago eine ganz hervorragende Handelsstadt geworden ist, geht unmittelbar aus dem Gesagten hervor. Die industrielle Bedeutung ist nur eine Rückwirkung davon. Die einmal geschaffene Koncentration der Bevölkerung mußte zur Industrie übergehen, da der Handel die Arbeitskräfte nicht das ganze Jahr hindurch absorbirte, und weil die Eisenbahnen einmal entstanden, und auf Rückfracht wartend die Verbreitung der Industrieprodukte billig übernehmen konnten.

---

[1]) Vergl. Ausland 1871, Nr. 32.

Die westgrönländische Expedition.

Von **A. Riis Carstensen.** (Deutsch von W. Finn.)

I.

Auf einem der äußersten Holme im Distrikte Holsteinborg, 19. Juli 1884.

Während der Sommermonate wird Holsteinborg sehr viel von den Amerikanern, welche auf den nahen Banken Heilbutten fischen, als Salzniederlage benutzt. In der Regel kommen dieselben im Juni, lagern ihr Salz auf den Klippen und verdingen einige Grönländer; wie behauptet wird, treiben sie gleichzeitig auch Schmuggelhandel. Wie es sich hiermit verhält, will ich ungesagt sein lassen, aber mehrere Umstände deuten darauf hin, daß es der Fall ist, und in der letzten Zeit sind seitens der Grönländer Aeußerungen über die Dänen und den königlich grönländischen Handel vernommen worden, die früher unerhört waren; diese Aeußerungen beweisen eine beginnende Unzufriedenheit, und unserer Aufmerksamkeit konnte es auch nicht entgehen, daß das Verhältniß zwischen den Eingeborenen und den Dänen nicht das allerbeste, wenn auch kein eigentlich gespanntes war. Es liegt nahe zu fragen, weshalb die Dänen diese Fischerei, durch welche sich die Amerikaner bereichern, nicht selbst ausnutzen. Der Fischreichthum auf den draußen belegenen Banken und in den Fjorden ist groß, in den letzteren stehen die „Angmagsätt“, ein kleiner häringsähnlicher Fisch, in so dichten Zügen, daß man sie mit den Händen schöpfen kann, und doch leidet die Bevölkerung jeden Winter Hunger und muß die Hilfe der Handelsetablissements in Anspruch nehmen. Die eigentlich zum Walfang erzogenen Leute in den Kolonien haben außerdem zum Theil ihre ursprüngliche Grönländernatur eingebüßt und sind infolge dessen ziemlich hilflos. Weshalb werden diese Leute nicht mit passenden Geräthschaften zum Heilbutten- und Häringsfang versehen, da doch alles darauf hinweist, daß ihre künftige Existenz hierauf beruhen wird, weil der Vogel- und Robbenfang in der Abnahme begriffen ist? Wie diese brennenden Fragen gelöst werden, muß die Zukunft zeigen. Das Gerücht war schon verbreitet, daß ein dänisches Kriegsschiff kommen werde, um die Amerikaner zu verjagen; die Grönländer sprachen laut den Wunsch aus, daß dieses Schiff versinken möge, ehe es Grönland erreiche. Solcher Art waren meine ersten Erfahrungen bezüglich der Loyalität der Grönländer.

Der erste Anblick eines Grönländerdorfes macht einen merkwürdigen Eindruck, denn man glaubt nur eine Menge Düngerhaufen zu sehen, aus welchen hier und da ein Ofenrohr hervorragt. In Holsteinborg giebt es jedoch mehrere Häuser, die mit Bretterdächern und Fenstern in den Giebeln versehen sind; für die ganze Bevölkerung von mehr als 200 Personen sind aber nur einige zwanzig Häuser vorhanden. Der Schnee war weich geworden und bildete in Vereinigung mit den Abfallhaufen, in denen einige wolfsähnliche Hunde umherwühlten, einen furchtbaren Morast, in welchen man bis zu den Knien hineinsank; auf mehreren Stellen war derselbe bis in die Häuser hineingedrungen. Trotz dieses Schmutzes war es höchst auffällig, so viele geputzte Mädchen uns Neuankömmlingen entgegenziehen zu sehen. Es war eine bunte Menge, deren kleidsame Tracht nur helle Farben zeigte: Jacke mit Pelzbesatz am Halse und Perlenstickerei über den Schultern, ein quadrirtes Band als Gürtel um die Taille, sichtbare weiße Leinwand, kurze Seehundsbeinkleider, vorn mit einigen koketten Streifen geschmückt und weiße, blaue, gelbe oder rothe bis über das Knie reichende, mit Pelz verbrämte und gestickte Stiefel. Aus dem Haar wird ein Knäuel gebildet und mit Band umwunden, dessen Farbe für junge Mädchen roth ist, für Frauen blau, für Wittwen schwarz und grün für diejenigen, welche keiner dieser Kategorien bestimmt angehört. Schließlich wird ein buntes Tuch um Stirn und Schläfen gebunden. Die grünen Bänder waren jedoch sehr selten, die rothen zeigten die größte Zierlichkeit, während die blauen eine Gleichgültigkeit für das eigene Aeußere bewiesen, die häufig abstoßend wirkte. Die ganze Tracht erschien ebenso praktisch als kleidsam, dagegen ist die Frisur die unzweckmäßigste für die Bewahrung des Haares, und schon im jungen Alter bekommen die Frauen über den Ohren kahle Stellen.

Die Ankunft unseres Schiffes war ein Fest für die Leute und die Gesichter der jungen Mädchen drückten frohe Erwartung aus; den Grund hierzu entdeckte ich erst, als ich am Abend die Matrosen der „Lucinde“ ans Land kommen und direkt nach dem Schullokal gehen sah, das in einem Augenblick mit jungen und alten Frauen und Männern gefüllt war. Mit Ausnahme der drei Musikanten mit zwei Violinen und einer Handharmonika waren die übrigen männlichen Grönländer hier ziemlich überflüssig, da die Grönländerinnen nun ja dänische Kavaliere hatten; bis spät in die Nacht hinein wurde nach der Melodie „O Susanne“ gewalzt, grönländische Sechstour (Arfinekpengasut) getanzt oder unter allgemeiner Munterkeit Fangetanz gespielt. Unter den Mädchen waren mehrere von wirklicher Schönheit und einige waren ausgezeichnete Tänzerinnen, was die Matrosen auch durch fortwährendes Auffordern zum Tanz anzuerkennen schienen.

Meine erste Bergbesteigung war wegen des tiefen Schnees, der noch an den Ufern einiger von uns zu passirenden Seen lag und schon weich zu werden begann, mit Schwierigkeiten verbunden. Während 14 Stunden waren wir von der Kolonie abwesend. Wir erreichten eine Höhe von über 2000 Fuß, von wo aus wir eine weite Aussicht über die Landschaft mit ihren Fjorden und Gebirgen hatten.

Daß unsere Expedition ankommen würde, war in der Kolonie schon bekannt, und viele Grönländer machten sich die Hoffnung, dieselbe begleiten zu können; einige hatten sogar schon in dieser Erwartung eine Anleihe bei dem Kolonieverwalter machen wollen. Für Lieutenant Jensen, den Führer der Expedition, war es deshalb nicht schwer, eine passende Mannschaft auszuwählen; dieselbe bestand aus einer Dienerin, zwei Ruderinnen, drei Ruderleuten, einem älteren Steuermann und zwei Kajakmännern. Die Frauen sind auf den Reisen in diesem Lande unentbehrlich, da sie das Schuhzeug in Ordnung halten müssen. Jeder einzelne von unserer Mannschaft verlangte einen Vorschuß von 10 Kronen. Hierdurch war etwas Geld unter die Leute gekommen, was am nächsten Tage bei der Oeffnung des

Handelsetablissements zu merken war, denn der Absatz war nach grönländischen Verhältnissen ein ungeheurer. Dieses sanguinische Volk denkt nicht ans Sparen, so daß alles als Vorschuß ausgezahlte Geld sich bald in der Kasse des Handels befand. In nur kleinen Partien wurden Kaffee, Zucker, Reis ꝛc. ausgewogen. In einem und demselben Stück alter Leinwand wurden Brot, Grütze, Zucker, Pfeffer und Tabak, alles lose durch einander liegend, geholt; die Grönländer sträuben sich entschieden dagegen, daß das Umschlagpapier beim Verkauf der Waaren mitgewogen wird.

Es wurde nun ein grönländisches Frauenboot von 35 Fuß Länge gemiethet; diese Fahrzeuge sind sehr leicht gebaut, flachbodig und mit Seehundsfellen bezogen, die Tragfähigkeit derselben ist eine sehr bedeutende, ohne daß sie tief ins Wasser sinken. Ein kleiner Mast steht vorn im Steven; das daran befestigte Segel kann zwar nur bei gutem Winde gebraucht werden, ist dann aber von vorzüglichem Nutzen. In diesen meistens sehr tiefen Gewässern, in denen ein Verankern nicht möglich ist, und wo es außerdem so wenige geschützte Buchten giebt, ist das Frauenboot ein praktisches Fahrzeug, denn es ist leicht aus dem Wasser zu heben und fortzutragen. Andererseits leidet es aber an dem Uebelstande, daß es der Felle wegen nur höchstens einige Tage im Wasser bleiben kann; es muß dann aufs Trockne gebracht und die Felle mit Seehundsspeck eingerieben werden. Bei der Landung an flachen Küsten, wo nur ein wenig Brandung ist, leiden diese Boote sehr, doch ist in den inneren Theilen der Fjorde nur vereinzelt eine Brandung zu beobachten; Eis und Felsenrisse sind die schlimmsten Feinde der Frauenboote.

Am Sonntag den 8. Juni waren unsere Vorbereitungen endlich beendet. Das Boot wurde beladen und beim schönsten Wetter und unter dem Donner der Kanonen der „Lucinde“ ruderten wir aus dem Hafen. In den ersten Tagen hielten wir uns an der Fjordmündung zwischen den Inseln auf, die noch hoch mit Schnee bedeckt waren. Während am Tage meistens eine leichte Brise wehte, wurde es am Abend windstill, die Luft klar, und in der glatten Fläche spiegelten sich die Gebirge nah und fern; nur ein Seehund oder ein Zug Vögel ließen sich dann und wann an der Oberfläche des Wassers blicken. Nachdem die Tagesarbeit vollendet und die Zelte errichtet waren, wurde von den Frauen aus Heidekraut, Treibholz und anderem Brennmaterial, das überall dicht zur Hand war, ein Feuer angemacht. Ein Mann ruderte mit einem Kajak fort und kam bald mit einem Bündel Fischen zurück, ein anderer Mann nahm die Büchse und holte einen Seevogel, einen Hasen oder ein Schneehuhn, und während das Mahl von den Frauen zubereitet wurde, lagerten sich die Männer und stimmten einen Gesang, einen Psalm oder eine dänische Melodie mit grönländischem Texte an. Wir waren nur zwei Tage auf der Reise gewesen, als wir am Abend nach einer Bergbesteigung unser Boot mit einem großen Loch im Boden daliegend fanden; bei einem Versuch, dasselbe ins Wasser zu setzen, war eins der mürben Felle zerrissen. Ein Kajak wurde nun zu einem Manne gesandt, der eine Meile von uns sein Zelt aufgeschlagen hatte und ein Frauenboot besaß; das Loch in unserem Boote wurde so weit ausgebessert, daß auch wir dahin rudern konnten. Zu solchen Reparaturen führen die Frauen immer die nöthigen Nadeln, Renthiersehnen und Felle mit, und selbst während der Fahrt können sie einen Riß im Boote ausbessern.

Auf einer flachen Landzunge an der Südseite des Amerdlokfjord fanden wir das Zelt; der Besitzer hieß Ivar, er war ein guter Fangmann, da sein Zelt von Wohlstand zeugte. Sogar eine gehende Uhr fehlte ihm nicht. Auf den Klippen lagen Fische und Fleisch zum Trocknen und auf dem Grase waren Robbenfelle ausgebreitet. Seine rührige Frau, ein Bild der Zufriedenheit, äußerte ihren Verdruß darüber, von unserer Ankunft nichts gewußt zu haben, denn sonst hätten ihre Kinder ihre neuen Anoraker (Blousen) anziehen müssen. In der Nähe waren einige andere Jagdzelte aufgeschlagen, wohl malerischer als dieses, aber ohne sein ordentliches und reinliches Aussehen. Bei den dunklen Zelten, aus denen bläulicher Rauch aufstieg, saßen auf den mit Heidekraut und Sandhalm bewachsenen Klippen größere Menschengruppen, im Hintergrunde sah man den Fjord mit seinen bis in die Wolken reichenden Gebirgsstöcken. Große Flächen des Gebirges waren mit Schnee bedeckt, und ein rauschender Wasserfall ergoß seine Gewässer über Klippen und Eis in den Fjord. Es glückte uns, Ivar zu bewegen, sein mit neuen Fellen überzogenes Boot gegen unser Boot einzutauschen.

Wir erreichten bald die am Ende des Amerdlokfjord und circa 6 Meilen östlich von Holsteinborg belegene kleine Handelsstation Sarfanguak; der Inhaber ist ein Grönländer, Namens Holger Olsen, und die Anzahl seiner Umwohner beläuft sich auf einige Hundert, was nach grönländischen Verhältnissen eine sehr starke Bevölkerung ist. Ein Sund führt südwärts in den weit tieferen Nachbarfjord Ikertok hinein, der, wie wir von der Spitze eines Gebirgsstockes aus sehen konnten, noch mit Eis belegt war. Beim Abstieg wurden wir Zeuge einer Seehundsjagd. Zwei Kajakleute verfolgten einen Seehund, den sie nach kurzer Zeit harpunirten und schon ans Land gebracht hatten, als wir unten ankamen. Die Frauen, deren Funktion das Ausschlachten der Seehunde ist, gingen mit Lebhaftigkeit an die Arbeit, dicht umstanden von einer großen Schar armer und schmutziger Kinder; in ehrerbietigem Abstande hielten sich dagegen alle Hunde, wohl eingedenk der Prügel, die es geben würde, wenn sie sich, ehe alles ausgeschnitten, zu sehr der Schlachtstelle näherten, um sich um den Inhalt des Magens zu balgen. Zuerst wurde für die Kinder gesorgt, indem einige Scheiben Speck von zwei Zoll Breite aus dem Bauche ausgeschnitten wurden; diese Scheiben wurden wieder in Stücke von 3 bis 4 Zoll Länge zertheilt, von denen jedes Kind ein Stück erhielt. An diesen Speckstücken leckten und sogen die Kinder, als sei es Zuckergebäck, und während dann und wann einige der noch am Speck sitzenden Haare ausgespuckt wurden, fanden die meisten zusammen mit dem Speck ihren Weg zum Magen. Am Abend gab es Tanz, wobei unsere Mannschaft eine ähnliche Rolle spielte, wie die dänischen Matrosen in Holsteinborg gespielt hatten. Durch ihre Körpergröße und regelmäßigeren Züge waren sie auch mit einer Ausnahme den Sarfanguaken merklich überlegen. Mir erschien es so, daß hier die Leute im allgemeinen geringere Zeichen dänischer Vermischung zeigten, als bei den Kolonien, und je weiter wir uns von diesen entfernten, desto häufiger trafen wir auch den reinen Eskimotypus, der in jeder Beziehung, was das Aeußere betrifft, eine frappante Aehnlichkeit mit dem chinesischen hat. Damit hört aber auch die Aehnlichkeit auf, denn in allen anderen Richtungen steht der Eskimo dem Indianer viel näher. Ich benutzte den Abend zum Malen und sammelte dadurch alsbald einen Zuschauerkreis um mich. — Am nächsten Morgen wurde ich durch lautes Klagen und Jammern vieler Stimmen geweckt; wie mir mitgetheilt wurde, war ein Knabe ertrunken und nun beweinten ihn alle Frauen des Dorfes.

Nach der Absicht des Leiters der Expedition sollte die Reise durch den Sund nach dem Nachbarfjord fortgesetzt werden, aber des Eises wegen mußte dieser Plan auf-

gegeben werden; wir nahmen nun den Kurs wieder zur Küste, wo wohl mehr Schnee das Land bedeckte, dagegen die Gewässer zum größten Theile eisfrei waren. Mit jedem Tage nahm die Menge des Schnees ab, obgleich es noch immer während der Nächte fror. Wo ein bisher bedecktes Stück Land schnee- und eisfrei geworden war, konnten wir reife Blaubeeren in großer Menge finden; wie es mir schien, war ihr Geschmack besser, als der in Dänemark wachsenden. Ganz und halb reife sowie noch grüne Früchte an ein und demselben Zweige, alle so, wie sie im vorigen Jahre unter dem Schnee gebettet worden waren, kamen jetzt wieder zum Vorschein, um weiter zu reifen. Am Montag, den 16. Juni, nöthigten Schnee und Sturm uns, auf einer sogenannten Nepiset zu verweilen und zum ersten Male mußten wir in unseren Zelten bleiben. Wir fanden hier eine Menge Ruinen von grönländischen Häusern und von einem großen 108 Fuß langen Gebäude, das wahrscheinlich jenes zu Anfang dieses Jahrhunderts von den Holländern hier errichtete, aber schon im folgenden Jahre nach seiner Vollendung wieder abgebrannte Walfängeretablissement war. Ueberall auf der Insel lagen Grönländerbegräbnisse. Nach gewöhnlicher Manier der Grönländer lagen die Leichen an einer erhöhten Stelle auf der bloßen Klippe, nur mit großen flachen Steinen bedeckt. Wir fanden auch zwei europäische Gräber, die unser Steuermann als die Leichen von zwei englischen Walfängern enthaltend bezeichnete.

Unser Weg führte uns an der kleinen Handelsstation (Udliggersted) Itivdlek vorbei, die aus einem Packhause mit Laden, Wohnung für den Vorsteher (Udligger) und einigen Erdhütten bestand. Der Vorsteher war ebenso wie der in Sarfanguak ein Grönländer; er hieß Jakob Dahl. Das Aussehen dieser Leute bekundete vollständige Zufriedenheit. In dem Itivdlekfjord, an dessen Mündung die erwähnte Handelsstation liegt, schlugen wir eines Tages an der Sonnenseite einer Stelle unser Lager auf, wo das Gebirge gleichmäßig bis zum Fjorde sich senkte. Ein Bach hatte sich von oben her einen Weg durch das Terrain gebahnt und ergoß sich an einer Stelle durch ein Birkenwäldchen, dessen Baumbestand Mannshöhe hatte. Moos, Flechten und Heidekraut, untermischt mit gelben und rothen Blumen, bedeckten das Gestein, während auf der anderen Seite die steilen Felsen schneebedeckt waren und lange Reflexe auf das Wasser warfen. Nur auf einzelnen Stellen an der Seite, wo wir uns gelagert hatten, fanden wir Schnee, und obwohl der schneefreie Boden noch nicht lange von seiner Decke befreit zu sein schien, so hatte sich doch mit erstaunlicher Schnelligkeit trotz der verhältnißmäßig niedrigen Temperatur ein kräftiger Rasen mit Blumen entwickelt. Das Tag und Nacht andauernde starke Licht trägt jedenfalls mehr zu dieser Entwickelung bei, als man annehmen möchte. Auf den Stellen, wo etwas Humus sich befand, war dieser zwei bis drei Zoll unter der Oberfläche gefroren und doch entwickelten sich die Pflanzen darauf. Die Nachtfröste hatten kaum aufgehört, bevor die Mücken aus den Wasserpfützen hervorkamen, in welchen sie den Winter hindurch eingefroren gelegen hatten.

Das Lager an dieser Stelle wurde eines Morgens durch den Ruf „Tugtö“ (Renthiere) alarmirt. Einer unserer Leute hatte nämlich in einer Höhe von 800 Fuß zwischen Klippen und Moos zwei Renthiere erspäht; nach einer halben Stunde war das eine Thier, das von allen Leuten, die eine Büchse hatten, gejagt worden war, erlegt, während das andere trotz längerer Verfolgung entkam. Ich kann mir kaum denken, daß die Grönländer in einen höheren Grad von Festesstimmung gerathen können, als in denjenigen, welchen sie an jenem Tage bezeigten, wo das Renthier zum Zelte herabgebracht und zerlegt wurde. Talg und Knochenmark wurden zuerst verzehrt, alles in rohem Zustande und ohne Brot. Den ganzen Tag hindurch wurde gekocht und geschmaust; konnte einer der Leute durchaus nichts mehr essen, dann legte er sich schlafen, begann aber sofort wieder zu essen, sobald er aufgestanden war. Ja selbst noch während der Nacht waren die Grönländer mit Kochen und Essen beschäftigt. Ich hatte gesehen, daß sie aus dem Renthiere den Magen sorgfältig herausgenommen und aufgepaßt hatten, daß kein Blut sich mit dem Inhalte desselben vermische, aber ich hatte nicht gesehen, daß sie das im Magen enthaltene halbverdaute Moos verzehrt hatten, das, wie mir erzählt worden war, eine Delikatesse für sie sein solle. Der Magen war auch nicht zum Lager herabgebracht worden, und auf meine Frage, ob sie denselben verzehrt hätten, antworteten sie ausweichend, daß niemand sich etwas daraus mache; ich bin jedoch der Meinung, daß sie uns gegenüber sich schämten, ihre Neigung in dieser Richtung einzugestehen und daß sie in aller Heimlichkeit während der Nacht den Magen verzehrt hatten.

Von einem 4500 Fuß hohen Gebirgskegel sahen wir zwischen den gegenüberliegenden Gebirgszügen eine großartige, wilde Landschaft; den Eindruck zu schildern, welchen die steilen Kämme, die Gletscher, die Moränen und der Schnee auf mich machten, vermag ich nicht. Wir untersuchten den Fjord bis zu seinem aus zwei großen vorgelagerten Lehmebenen bestehenden Ende. Die eine dieser Ebenen glich einer von Menschenhänden angelegten ungeheuren neuen Dockanlage oder einer Verschanzung, und während die Gebirge zu beiden Seiten stellenweise eine grüne oder braune Vegetation zeigten, waren die Ebenen durchaus unbewachsen.

Einige Tage vorher waren zwei Kajakleute mit einem Auftrage nach Holsteinborg gesandt worden; diese Leute stießen wieder zu uns, als wir den Fjord verließen und sie wurden sogleich von den anderen Grönländern ausgefragt, ob etwas Neues passirt sei. Als sie berichteten, daß zwei amerikanische Schiffe angekommen seien, brach die ganze Mannschaft in freudigen Jubel aus und unterhielt sich lange in aufgeregter Stimmung. „Die Leute verkaufen ihre Felle an die Amerikaner“, sagte uns unsere Dienerin; „sie werden mit so viel Branntwein traktirt, daß sie jeden Tag betrunken sind.“ Ob dies sich wirklich so verhält, kann ich nicht behaupten.

Wir gelangten wieder hinaus zu den Schären, wo Eidervögel und Möven ihre Nester zu bauen begonnen hatten. Es ist erstaunlich, in welchem Grade den ersteren nachgestellt wird, und alles deutet darauf hin, daß es nicht viele Jahre dauern wird, bis diese Vögel, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts in der Sommerhaushaltung der Grönländer, namentlich in diesem Bezirk, eine so große Rolle spielten, trotz der vielen ausgezeichneten Brutplätze eine Seltenheit geworden sind. Die Möven halten sich besser, denn sie legen ihre Kolonien auf unzugänglichen Klippen an. Wir kamen an zwei solchen Kolonien vorbei, in deren einer wir zugleich Alken und Scherben, sowie die Mövenart sahen, welche bei uns Seehuhn genannt wird. Um die höchste Spitze des Felsens kreiste ein Adlerpaar, ohne daß die Möven es im geringsten beachteten, wohingegen das Erscheinen eines Falken genügte, um jede einzelne Möve vom Neste zu jagen.

Da das Eis, welches wir von Sarfanguak aus im inneren Ikertokfjord gesehen hatten, fortgetrieben war, so begaben wir uns zu diesem Fjord. Wir erreichten zu-

nächst den nördlichsten seiner drei Arme, wo wir eine schöne Ebene von circa 4 Meilen Ausdehnung fanden; wir folgten einem Flusse, der die Ebene durchschneidet, und fanden nur dann und wann Eishindernisse, indem einige Seen in der Ebene theilweise noch mit Eis belegt waren. Eines Abends schlugen wir unser Lager bei einem Lachshofe auf, in dessen Umgebung wir viele Ueberreste alter Zeltlager, Kochstellen, Räuchereien, sowie Renthierüberreste fanden. Einige unserer Leute gingen, jeder mit einer Harpune versehen, zum Flusse und kehrten schon nach einer halben Stunde zurück, reich beladen mit frisch gefangenen Lachsen. Der Fluß bildet einen Wasserfall, so daß unser Boot ein Stück Weges über Land getragen werden mußte, doch war der Fluß nicht so bequem zu befahren, wie auf seinem unteren Laufe; derselbe hatte ein größeres Gefälle und wir wurden häufig durch große Steine sowie Treibeis belästigt, so daß wir äußerst vorsichtig sein mußten. Schließlich konnten wir des Eises wegen nicht weiter kommen und schlugen deshalb circa 3 Meilen von der Mündung des Flusses unsere Zelte auf. Die ganze Ebene um uns her war glatt wie das Meer und nur 1 bis 2 Fuß höher als das Eis auf den Seen. Einige Stellen waren bewachsen, auf anderen lag grauer Thon ganz vegetationslos, und wieder andere Plätze schienen mit Schnee bedeckt zu sein; bei näherer Untersuchung konstatirten wir jedoch Salpeterschichten. Wir bestiegen einen circa 4000 Fuß hohen Gebirgskegel, den einzigen einigermaßen hohen Punkt in unserer Umgebung, von wo aus wir beobachten konnten, daß die Höhe der Gebirge nach Osten zu abnimmt. In der Form von Seen setzt sich die Ebene 8 bis 10 Meilen landeinwärts fort, begrenzt von dem Inlandseise mit einzelnen niedrigen, schneelosen Felsen (Nunatakker).

Auf dem Wege zu einem zweiten Arme des Fjordes landeten wir eines Tages bei einem auf einer Landzunge belegenen verlassenen Dorfe; die Häuser standen noch mit allem Inventar, wie Kachelöfen und Schlafstellen. Hier lag das Skelett eines Kajak und dort ein zerfallenes amerikanisches Boot. Die Einwohner waren, wie unsere Leute mittheilten, durch Proviantmangel gezwungen worden, mitten im Winter das Dorf zu verlassen; die meisten waren nach Sarfanguak geflüchtet, während nur eine Familie über das Eis südostwärts gegangen war. Nach zweitägigem Befahren dieses Fjordarmes ließen unsere Leute plötzlich den Ruf erschallen: „Zelt, Menschen!“ Da es für uns von Interesse war zu erfahren, wer hier wohne, so wurden unsere Kajaks ausgesandt. Nach Verlauf einiger Stunden kehrten sie wieder zurück und berichteten, daß es diejenige Familie aus dem verlassenen Dorfe sei, welche landeinwärts sich begeben habe. Im April hatte sie 2 Renthiere gefangen, später einen Tümmler, wovon sie noch den Kopf übrig hatte, sowie eine Menge Fische, so daß jetzt keine Noth mehr herrschte. Ein Frauenboot besaß die Familie nicht, nur zwei Kajaks. Nachdem wir das Innere des dritten Fjordarmes besucht hatten, der eben so wie die beiden anderen flaches Wasser hatte und in einer Ebene von nicht bedeutender Ausdehnung endete, schlugen wir unser Zelt dicht bei der Stelle auf, wo diese Leute wohnten. Die Familie bestand aus dem Mann, Carolus mit Namen, der Frau, einer erwachsenen Tochter, zwei Söhnen, von denen der eine zehn Jahre alt war, und einem alten Mädchen. Für die Familie war eine Erdhütte errichtet; das alte Mädchen mußte aber im Freien zwischen einigen auf die hohe Kante gestellten Steinen schlafen und sich mit Renthierfellen zudecken. Kaffee, Tabak und anderen Luxus kannten diese Leute seit langer Zeit nicht mehr, aber, wie es schien, that dieser Mangel ihrem Wohlbefinden keinen Abbruch. Der Mann ebenso wie die übrige Familie waren wortkarg, nur das alte Mädchen plauderte unaufhörlich. „Haben sie nur einen Hund?“, fragte ich einen unserer Leute, und bekam zur Antwort, daß sie die anderen zum Schlitten gehörigen Hunde in den knappen Zeiten verspeist hätten. Jetzt lag in ihren Gesichtern nur Zufriedenheit. Es war ja auch wieder gutes Wetter, und Proviant hatten sie genug; Angmagsätten (kleine Häringe) lagen ringsumher zum Trocknen auf den Klippen ausgebreitet. Nachdem wir noch einen Fjord untersucht hatten, gingen wir wieder zu den Schären hinaus. Verschiedene Umstände nöthigten uns inzwischen, nach Holsteinborg zurückzukehren, das wir am Donnerstag den 10. Juli erreichten; in seinem Hafen lag der dänische Kriegsschooner „Fylla“. Als am Montag darauf ein havarirter amerikanischer Fischerschooner ankam, entstand große Bewegung unter den Grönländern. Als sie aber sahen, daß ein Boot der „Fylla“ den Zweitkommandirenden an Bord des Amerikaners brachte, daß dieser dann am Abend, als die dänische Flagge gestrichen worden war, seine Flagge dreimal senkte, und als sie ferner wahrnahmen, daß der Kapitän die zu ihm an Bord gekommenen Grönländer ans Land jagte und ihnen den Zutritt für die Zukunft verbot, da konnte man nur lange Gesichter und verstimmte Mienen unter den Grönländern sehen.

Am Dienstag verließen wir Holsteinborg und begaben uns nach einer der zu äußerst gelegenen Inseln, wo wir vom Regenwetter kurze Zeit festgehalten wurden. Die Insel war von tiefen Klüften durchzogen, welche zu dieser Zeit von großen Scharen von Seevögeln aller Art bevölkert waren. Bei jedem Schritt fanden wir Ueberbleibsel von Eidervögelnestern, denn in diesem Sommer ist es gewiß nur wenigen Vögeln geglückt, in Ruhe und Frieden zu brüten. Wenn sich die Wolken einmal vertheilten, hatten wir ein prachtvolles Panorama rund um uns. Die Farbe der Klippen, welche zufolge der vielen in dem Gestein enthaltenen Granaten röthlich funkeln, tritt mit einer wunderbaren Kraft hervor; auf anderen Stellen ist das Gestein schwarz wie Kohle mit grauen oder gelblichen Schichten. Auf schneebedeckten Gebirgszügen von 5000 bis 6000 Fuß Höhe sahen wir auf verschiedenen Stellen Gletscher. Bisher waren wir vom Wetter begünstigt, indem wir nur einige Male Schnee oder Regen während kürzerer Zeit hatten. Leichte Brisen waren häufig, und gewöhnlich hatten wir eine klare, trockene Luft mit einer erfrischenden Temperatur von 7 bis 8° Réaumur. Nur ausnahmsweise im windstillen Wetter stieg das Thermometer bis 14° Wärme.

Von der Sommerplage Grönlands, den Mücken, waren wir einige Male arg mitgenommen worden, und das namentlich an einem Tage, als wir unser Zelt in der Ebene an den zugefrorenen Seen aufgeschlagen hatten, wo dieselben in unglaublichen Schwärmen sich mit größter Todesverachtung auf uns warfen; jeder Stich verursachte eine Beule. Als ich meine Verwunderung über ihre Menge aussprach, wurde mir versichert, daß es noch nichts gegen das sei, was uns im August bevorstehe; hoffentlich werden wir zu der Zeit im südlichen Strömfjord sein, wo sie nicht so zahlreich sein sollen; aus welchem Grunde, weiß ich nicht, wahrscheinlich herrscht doch dort derselbe Mangel an Schwalben, wie hier. Die Mücken kommen jedoch selbst während der schlimmsten Zeit nur bei stillem warmem Wetter zum Vorschein; tritt eine Wolke vor die Sonne, oder erhebt sich ein Windzug, so verschwinden sie wie durch Zauberschlag.

Unsere Reise ist bisher eine fast ununterbrochene Reihe von Genüssen gewesen; selbst die Art, wie wir reisen, ist so ansprechend, daß man sich kaum eine hübschere Weise, den Sommer zu verbringen, denken kann. Wir schlagen unser

Lager auf, wo uns gelüstet und wo sich nur eine Fläche groß genug für die Zelte findet. Es ist auffällig, wie wenig Menschen wir begegnen. Es können Wochen vergehen, ohne daß wir einen Grönländer sehen. Den nöthigen Proviant haben wir auf den meisten Stellen sofort zur Hand; ein Gericht gebratener Schneevögel, Hasen, ein frisch aus dem Wasser gezogener Lachs, kleine Häringe, oder eine Mahlzeit Renthiersuppe, gekochte Zunge oder Braten ist nicht zu verachten. Das Leben und Treiben der Grönländer während des Sommers, das Umherziehen von Ort zu Ort, scheint das Ideal ihres Daseins zu sein; und wahrlich, hat man das Land selbst kennen gelernt, dann begreift man ihre bekannte Sehnsucht nach der Heimath, wenn das Schicksal sie einmal anderswohin verschlagen hat. Ist der Winter auch streng und müssen sie das Unglaublichste von Kälte und Hunger erdulden, so ist doch alles vergessen, sobald der Frühling naht. Während des Sommers braucht kein Grönländer Noth zu leiden, aber sie sind nicht vorsorglich für den kommenden Tag und erreichen infolge dessen selten ein hohes Alter. Vielleicht bringt das Jagdleben diese Sorglosigkeit mit sich, denn trotzdem dieses Volk darauf angewiesen ist, an den Mündungen der Fjorde zu leben, besteht es doch ausschließlich aus Jägern. Ihre Geräthschaften zum Fange der Angmagsätten sind höchst unvollkommen, und obgleich sie die wenigen Gemüse, die das Land hervorbringt, zu schätzen wissen, so ist es doch niemals einem derselben eingefallen, dieselben zu kultiviren. Ebenso wie andere Jägervölker, sind sie indessen nahe daran, den Wildbestand des Landes vernichtet zu haben. Die Renthiere nehmen bedeutend ab; die Ebenen und die inneren Fjorde sind förmlich mit Renthiergeweihen und anderen Ueberbleibseln bedeckt. Es wird erzählt, daß damals, als die Büchse eingeführt wurde, die Jäger nur der Felle wegen auf die Jagd gingen; das Fleisch ließ man meistens liegen oder nahm nur soviel, als man an Ort und Stelle verzehren konnte. Die Eidervögel werden auf keiner Stelle in Ruhe gelassen, und ein Grönländer schont weder die halb angebrüteten Eier noch die zarten Jungen. Nur die Seehunde können die Leute nicht ausrotten, trotz des Gebrauchs der Büchse und der Netze. Aber die Seehundsfänger thun in dieser Richtung auf den Brutplätzen ihr Bestes. Alles, was von dänischer Seite geschehen ist, um die Grönländer zu belehren, für den Winter und die kommende Zeit zu sorgen, hat nichts gefruchtet. Die auf ihre Sprache genommenen Rücksichten haben dahin geführt, daß sie zur Erlernung der dänischen Sprache die größte Unlust zeigen. Wohl haben sie einige dänische Zahlwörter aufgenommen, da sie in ihrer eigenen Sprache nicht gut über „zehn“ hinauskommen können; auch haben sich einige andere Wörter eingeschlichen und den Zusatz „mik“ erhalten, so daß sie jetzt Kaffemik, Snapsemik ꝛc. sprechen. Dagegen kommen diejenigen, welche einige englische Worte von den Amerikanern gelernt haben, bei jeder Gelegenheit mit diesen Brocken zu Markt. Doch haben die Grönländer, wie ich mich oft zu überzeugen Gelegenheit hatte, eine Menge dänischer Melodien singen gelernt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Einwohnerzahl in Finnland betrug nach dem letzten 1884 herausgegebenen statistischen Jahrbuch des statistischen Centralbureaus in Helsingfors im Jahre 1882 2 111 240 Personen (gegen 2 060 782 Ausgangs 1880). Davon wohnten in den Städten, deren Anzahl sich auf 36 beläuft, 182 190, auf dem Lande 1 929 050. Männlichen Geschlechtes waren 1 034 505, weiblichen 1 076 735. Zum lutherischen Glauben bekannten sich 2 069 720, zum griechischen 39 221, zum römisch-katholischen 2299. Die Anzahl der finnisch Sprechenden berechnet sich auf 1 756 381, die der schwedisch Sprechenden (die meisten in Nyland und Wasa) auf 234 876. Auf die Gouvernements (Läns) vertheilte sich die Gesammtzahl folgendermaßen: Nyland 202 086, Åbo und Björneborg 344 649, Tavastehus 221 360, Wiborg 301 975, St. Michel 167 310, Kuopio 256 420, Wasa 358 480, Uleåborg 207 782. Von den Städten hatte Helsingfors 45 919 Einwohner, Åbo 23 961, Wiborg 15 141, Tammerfors 14 490, Uleåborg 10 296, Björneborg 8973, Nikolaistad (Wasa) 7219, Kuopio 7173; die übrigen hatten unter 5000, 7 unter 1000, die jüngste noch nicht lange bestehende Stadt Kemi am nördlichen Theile des Bottnischen Meerbusens nur 383. — Gegen Schluß des Jahres 1883 betrug die Einwohnerzahl nach den Zusammenstellungen, die das statistische Centralbureau auf Grund der Berichte der einzelnen Kirchengemeinden vor kurzem beendet hat, und die wir dem in Helsingfors erscheinenden Morgonbladet (24. December 1884) entnehmen, 2 142 093, weist also gegen das Vorjahr einen Zuwachs von 30 853 auf. In den Städten wohnten 186 620 oder 8,7 Proc., auf dem Lande 1 955 473 oder 91,3 Proc. Geboren wurden 1883 im ganzen 76 378 Kinder, davon 71 041 ehelich, 5337 unehelich (6,98 Proc.). Es starben 44 291 Personen; 117 wurden über 90, 3 über 100 Jahre alt (höchstes Alter 102 Jahre 8 Monate). E. A.

Afrika.

— Der englische „Egypt Exploration Fund“ hat einen schönen Erfolg zu verzeichnen, indem sein Agent, Mr. W. M. Flinders Petrie, die lange gesuchte Lage der ersten Griechenkolonie in Aegypten, der Stadt Naukratis, entdeckt hat. Als derselbe vor etwa Jahresfrist seine Arbeit anfing, unternahm er zuerst eine Rundreise durch das Delta und besuchte während derselben nicht weniger als 20 alte Stadtplätze, darunter einen mächtigen Schutthaufen, welcher derart mit Scherben schöner bemalter griechischer Töpferwaaren bedeckt war, daß er bei jedem Schritte deren zertreten mußte. Derselbe liegt bei dem Dorfe Nebeirah (el-Nebîreh) am Kanale Abu Dibab, südlich von der Eisenbahn Alexandria-Kairo, etwa 75 km ostsüdöstlich von Alexandria. Mr. Petrie war der erste europäische Reisende, welcher je nach Nebeirah gekommen ist; und als er um Erlaubniß zu Ausgrabungen bat, kannte die Regierung in Bulak bei Kairo nicht einmal den Namen des Dorfes. Er begann damit, daß er einige Knaben anstellte, bemalte und beschriebene Scherben zu sammeln. Solche von ägyptischen Thongeräthen einer mit der ältesten griechischen Waare gleichzeitigen Periode sind überall auf dem Boden zerstreut; archaische griechische Scherben liegen nur an einer Stelle auf der Erdoberfläche, finden sich aber überall in einer gewissen Tiefe; ungewöhnlich zahlreich sind Amphorenhenkel rhodischen Ursprungs, meist mit Fabrikmarken, Fabrikanten-Monogrammen und Magistratsnamen gestempelt. Petrie hat ihrer bereits 120 gesammelt. Bechergriffe mit Männerköpfen in Relief; Frag-

mente archaischer Vasen, schwarz und roth auf hellgelbem Grunde mit Greifen, Schweinen u. s. w. bemalt; andere in Schwarz oder Rothbraun von jüngerem Ursprung mit geflügelten Harpyien rc.; Stücke von hellbraunen Gefäßen mit archaischen Thieren in Schwarz und Roth, der Grund mit Blumen besäet; andere von höchster Vollendung mit Figuren von Pferden, Göttinnen u. s. w., braun auf schwarzem Grunde ausgespart, und alle die gewöhnlichen Sorten rother Töpferwaare mit erhabenen Mustern von Linien und Kreisen, braun mit roth für die erhabenen Theile, schwarz auf Bronzefarben mit aufgesetztem Chokoladenbraun und Weiß u. s. w. u. s. w. bedecken buchstäblich den Hügel; ferner finden sich griechische Statuetten aus Kalkstein und Alabaster, Wirtel von Thon und Kalkstein, griechische und ägyptische Gewichte, Perlen, Terracotta-Statuetten und verschiedene kleine Gegenstände von grünem Glas. Am vierten Tage seiner Anwesenheit fand dann Mr. Petrie in dem Hofe des von ihm bewohnten Farmhauses fünf Zeilen einer griechischen Inschrift etwa aus dem 3. vorchristlichen Jahrhundert, welche einen Athena-Tempel in der Stadt Naukratis erwähnen und die Frage über deren Lage entscheiden. Bis dahin hatte man dieselbe stets viel nördlicher, bei Desûq am Arme von Rosette gesucht und gemeint, daß ihre Spuren vollkommen verschwunden seien. Naukratis, wo Griechen und Aegypter zuerst in Friede und Freundschaft zusammen wohnten und Handel trieben, wurde wahrscheinlich unter Psammetich (664 bis 616) von Milesiern gegründet, die vielleicht durch eine noch frühere Ansiedelung von griechischen Kriegsgefangenen, die Ramses III. von seinen Zügen mitgebracht hatte, dorthin gezogen wurden. Bedeutend wurde es besonders unter Ahmes II. oder Amasis (570 bis 526), da nur dort fremde Kauffahrteischiffe ihre Ladungen löschen durften. Berühmte Produkte waren die dort fabricirten Gefäße und Blumengewinde, welche nach allen Theilen Aegyptens und selbst nach Italien ausgeführt wurden.

— Italien hat seine Kolonie Assab am Rothen Meere etwas vergrößert, indem es am 3. Januar den Ort Bailul besetzte. Derselbe liegt circa 40 km nordwestlich von dem Dorfe Assab, und 12 km von der bisherigen Grenze des italienischen Gebiets.

— Die Reise des französischen Schiffsfähnrichs Giraud, welcher bereits am Bangweolo- und Tanganjikasee interessante Resultate erzielt hatte (vergl. „Globus", Bd. 45, S. 191, 272, 367), hat ein unerwartetes Ende genommen: anstatt dem Laufe des Luapula und dem Kongo abwärts zu folgen, meldete er unter dem 15. Oktober 1884 seine Ankunft in Quelimane an der Zambesimündung und wird inzwischen wohl in Frankreich wieder eingetroffen sein. Er hatte sich in Karema, der belgischen Station am Tanganjikasee, neu ausgerüstet, war dann nach der gegenüberliegenden Station Mpala (am westlichen Ufer) übergesetzt und wollte gerade nach Westen aufbrechen, als seine Karawane infolge beunruhigender Nachrichten auseinanderlief und er so gezwungen wurde, über den Njassasee, den Schire und Zambesi nach der Ostküste zurückzukehren. Für die Karte des Gebietes zwischen den Seen Njassa, Tanganjika, Bangweolo und Moero sollen seine Reisen neues Material ergeben; das wäre sehr zu wünschen, da bis jetzt für jene Gegenden nicht viel Brauchbares vorliegt, nämlich abgesehen von älteren portugiesischen Routen nur die, erst nach Livingstone's Tode nach seinen Tagebüchern konstruirten Reisen dieses bedeutenden Missionars und die des Mr. Joseph Thomson, die wenig werth sind.

— Nach den letzten Nachrichten aus Léopoldville am Stanley-Pool ist Kapitän Hanssens am 31. Oktober 1884 von seiner Fahrt nach dem oberen Kongo dorthin zurückgekehrt, hat dort eine neue aus drei Dampfern bestehende Expedition nach den Stanleyfällen abgesendet und hat dann seine Heimreise nach Europa angetreten. Es ist das die dritte Fahrt nach jener oberen Grenze der Schiffbarkeit; sie hat den Zweck, die Stationen am mittleren Kongo neu zu versorgen und verschiedene Beamte, deren Dienstzeit abgelaufen ist, abzuholen. — Am 16. November hat Lieutenant Massari mit seinen Gefährten Deane und Delattre von Kwamouth die Untersuchung des unteren Koango begonnen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Ueber die Neuen Hebriden wird unter dem 30. Oktober 1884 aus Numea (Neu Kaledonien) an den „Avenir des colonies" geschrieben. „Ich habe die Sandwichinsel (Efat oder Vate) ganz verändert gefunden, die englische Flagge ist verschwunden, sie weht nur noch bei den Missionaren, überall sonst findet sich unsere dreifarbige Fahne, selbst auf den Booten der Eingeborenen. Die Kaledonische Gesellschaft der „Neuen Hebriden" besitzt auf der Insel Sandwich circa 80 000 bis 100 000 ha; im Hafen von Kavannah liegt ein altes, ihr gehöriges Kriegsschiff, der „Chever", welches sie nach Port Sandwich auf der Insel Mallicollo schleppen lassen will, um es dort als Haus und Magazin für die ersten aus Numea ankommenden Ansiedler zu verwenden. Außer den oben erwähnten am Hafen Kavannah gelegenen Ländereien besitzt die Gesellschaft weitere 40 000 ha auf Mallicollo; 120 000 ha in Espiritu Santo, 20 000 ha auf Ayi, 20 000 ha auf Vanicoro, wo La Pérouse umgekommen ist; alles in allem beziffert sich das Eigenthum der Gesellschaft auf 300 000 ha. Wie es heißt, bildete sich auch auf Neuseeland eine Gesellschaft zur Ausnutzung der Neuen Hebriden mit einem Kapital von 1 000 000 Pfd. St.; die Regierung soll 5 Proc. Zinsen für diese Unternehmung, an deren Spitze Sir Julius Vogel steht, garantirt haben." „Glücklicherweise", fährt der (französische) Bericht fort, „kommt sie zu spät."

Vermischtes.

— Unsere Leser werden sich der in Bd. 43 veröffentlichten Auszüge aus dem Tagebuche des Dr. Hans Meyer erinnern, welche in ungemein frischer, anschaulicher Weise seine Reisen im nördlichen Luzon schilderten. Dieses Tagebuch, welches damals nur als Manuskript für einen engeren Kreis gedruckt wurde, hat der Reisende jetzt als Buch unter dem Titel „Eine Weltreise" (Leipzig, Bibliographisches Institut 1885) herausgegeben, das er viel zu bescheiden „Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung" nennt. Wir haben Reisewerke von Leuten mit sehr bekanntem Namen gelesen, die viel prätentiöser auftraten und viel weniger enthielten als diese „Plaudereien", die obendrein mit 16 Karten und Plänen und einer Fülle reizender und dabei authentischer Bilder geziert sind; denselben liegen Photographien zu Grunde, deren künstlerische Bearbeitung die Maler R. Püttner und Prof. Keller-Leuzinger übernahmen. Daß Dr. Meyer mit eigenen Augen sieht und sich seine Urtheile über fremde Völker und die Europäer in fremden Erdtheilen selbst bildet, davon giebt er erfreuliche Beispiele genug. Seine „Weltreise" ist ein in jeder Beziehung nobles Buch, an welchem der Leser seine Freude hat. Den Beschluß desselben macht eine kleine ethnographische Monographie über die Igorroten, die wohl das beste ist, was bisher über diesen Stamm geschrieben wurde.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien [1]).

XX.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien der Mme. Jane Dieulafoy.)

Wenn man sich der Stadt Schiraz von Persepolis her nähert, so hat man eine ziemlich einförmige und langweilige Gegend zu durchziehen, bis man plötzlich durch eine schmale Schlucht zwischen röthlichen Bergen den Tengi Allahakbar (d. h. Engpaß „Allah ist der größte") hindurch eine weite Ebene und in derselben eine Stadt von länglicher Form, umgeben von Befestigungen und überragt von zwiebelförmigen, mit bunter Fayence bekleideten Kuppeln, erblickt. Außerhalb der Umfassungsmauern dehnen sich Gärten aus mit Cypressen, die ebenso schwarz und ebenso schön sind, wie diejenigen von Ejub oder Skutari (bei Konstantinopel), und mit einzelnen Gruppen zierlicher Palmen. Die Perser, welche für Naturschönheiten sehr empfänglich sind, rühmen jene Schlucht als einen der schönsten Aussichtspunkte ihres Landes und den Namen derselben leiten sie von dem Ausrufe des Erstaunens und Entzückens (Allah akbar) her, der unwillkürlich jedem Fremden entfährt, sobald er nach einem langen Marsche zwischen öden und unfruchtbaren Hügelzügen aus jenem Engpasse heraustritt. Letzterer ist der einzige, welcher einen bequemen Abstieg in die Ebene gewährt, und deshalb etwa 1 km vor der Stadt durch eine Befestigung geschlossen. In dem Raume über dem Thore derselben wird ein schöner, 100 Pfund schwerer Koran aufbewahrt, der ganz und gar von der Hand des Sultans Ibrahim, Sohnes des Schah Ruch, geschrieben ist; der fromme Derwisch, dem dieser kalligraphische Schatz anvertraut ist, wollte es darum auch durchaus nicht begreifen, daß die Reisenden nach einem Ritte von 72 km unter einer brennenden Sonne wenig Neigung verspürten, das Wunder anzustaunen, sondern nach endlicher Rast verlangten. So setzte das Dieulafoy'sche Ehepaar seine Reise fort, ließ zwei in die Felswand gegrabene Reliefs, deren eines in der Weise der sassanidischen Skulpturen Fath Ali Schah und zwei von dessen Söhnen, deren anderes eine Heldenthat Rustems darstellt, zur Rechten, ritt in die Ebene hinab und erreichte endlich jenes Gebiet, welches die Perser mit Recht als „warmes Land" bezeichnen, trotzdem es immer noch eine Höhe von etwa 1500 m über dem Meeresspiegel hat.

Eine Allee, welche es durch ihre Breite wohl verdient, den Zugang zu einer Hauptstadt zu bilden, führt zwischen schönen Gärten bis zu der Stadtbefestigung hin, welche aus Gräben voller Unrath, eingestürzten Thürmen und verfallenen Courtinen besteht. Jenseits des Stadtthores beginnt ein von Bäumen beschatteter Bazar; aber in dem Geschäftsviertel herrscht wenig Leben und Treiben. Eine ganze Anzahl von Leuten liegen längs der Mauern ausgestreckt und klappern mit den Zähnen, trotzdem die Sonne heiß herabscheint und sie in gefütterte Mäntel gehüllt sind; das Fieber schüttelt sie. Als man weiter hinein in die Stadt kam, zeigte es sich, daß von drei Läden durchschnittlich zwei geschlossen waren; mitunter sah man durch die halbgeöffneten Läden hindurch die Kaufleute ausgestreckt zwischen ihren Waaren liegen. Langsam windet sich die Karawane durch die schmutzigen stinkenden Straßen und

[1]) Fortsetzung von S. 310 in Bd. 46.

gelangt auf einen großen Platz, dessen eine Seite vom Telegraphenamte eingenommen wird. Mehrere in der Thür sitzende Diener erheben sich und ersuchen die Reisenden im Namen des Vorstehers des Amtes, sich nach dem 3 km vor der Stadt befindlichen Landhause desselben zu begeben, wo sie weniger dem Fieber ausgesetzt sein würden als in Schiraz. So hart es auch war, nach dreizehnstündigem Ritte nochmals sich auf den Weg zu machen, so zogen sie letzteres doch dem Schüttelfrost und der Fieberhitze vor, ritten wieder zum Thore hinaus in die Ebene und erreichten durch eine breite Allee endlich einen großen Garten, in dessen Mitte das halb im persischen, halb im europäischen Stile gebaute Landhaus liegt. Ringsum Beete mit europäischen Blumen und auf einer Seite Pflanzungen von Kohl, Artischocken und Eierpflanzen, beschattet von kräftigen Birn- und Apfelbäumen: ein Anzeichen, daß man sich auf einem civilisirten Fleckchen Erde befand.

Mr. Blackmaure, der Unterdirektor der Telegraphenstation, empfing die Reisenden, wies ihnen zwei mit Tischen und Stühlen ausgestattete Zimmer an und bat dann um die Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen, da er gerade einen Malariaanfall hatte und sich kaum auf den Füßen halten konnte. „Es wohnt noch ein anderer Franke in Schiraz", sagte ein Diener, „Dr. Odling, der Arzt für die Angestellten des englisch-indischen Telegraphen; er wird sicher am Nachmittag Euch aufsuchen, wenn er nicht, wie die letzten Tage, das Fieber hat."

Das war Dieulafoy's Ankunft in Schiraz; sie sahen

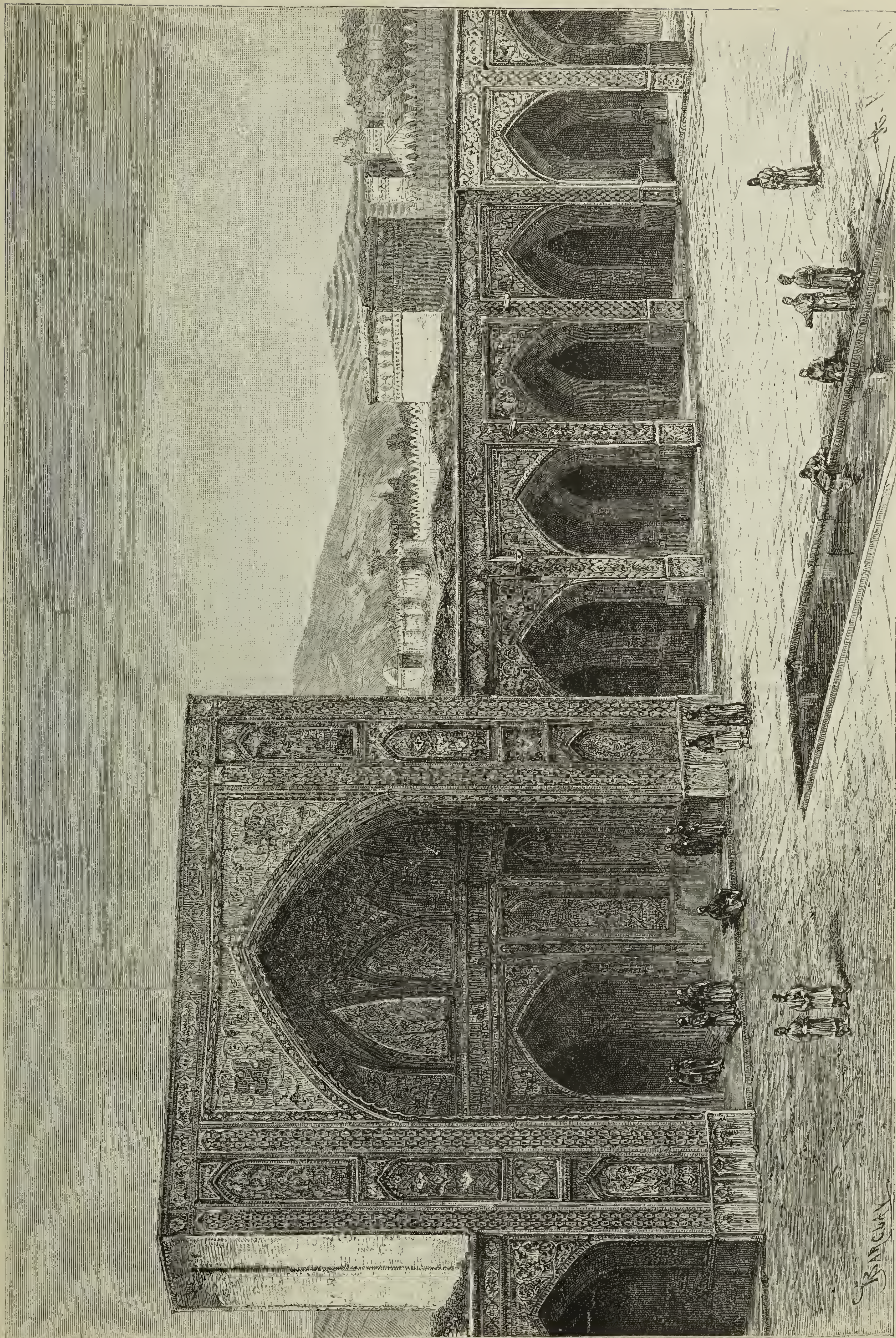


Eingang des Bazars in Schiraz.

und hörten von nichts, als von Fieber und Fieberkranken.

Am folgenden Tage machten sie die nähere Bekanntschaft dieser beiden Herren, die beide Witwer sind. Fieber, Hitze, Langeweile und Entmuthigung haben ihnen nach einem Aufenthalte von einigen Jahren ihre Frauen, die muthig neben ihnen aushalten wollten, langsam getödtet. Anfangs hatten dieselben versucht, spazieren zu reiten und energisch gegen das schwächende Klima des Ortes anzukämpfen, aber das Erscheinen von zwei unverschleierten Frauen auf den Straßen hatte solche Entrüstung hervorgerufen, daß ihre Männer nebst zahlreichen Dienern nicht genügt hatten, sie vor den gröbsten Insulten zu schützen. Selbst der Gouverneur, an welchen sich die beiden Engländer gewandt hatten, war nicht im Stande gewesen, den Aufruhr der Menge zu bemeistern. Die Damen hätten sich vielleicht noch entschlossen, die landesübliche Tracht anzulegen, um ihr Haus verlassen zu können, aber dann hätten sie sich wiederum nicht öffentlich in Gesellschaft von Europäern zeigen dürfen. Müde des Kampfes hatten sie sich in ihre Gärten eingeschlossen und die Zurückgezogenheit den Beleidigungen durch den Pöbel vorgezogen; im vorhergehenden Sommer war dann Mme. Blackmaure und drei Wochen vor Ankunft der Reisenden Mme. Odling gestorben.

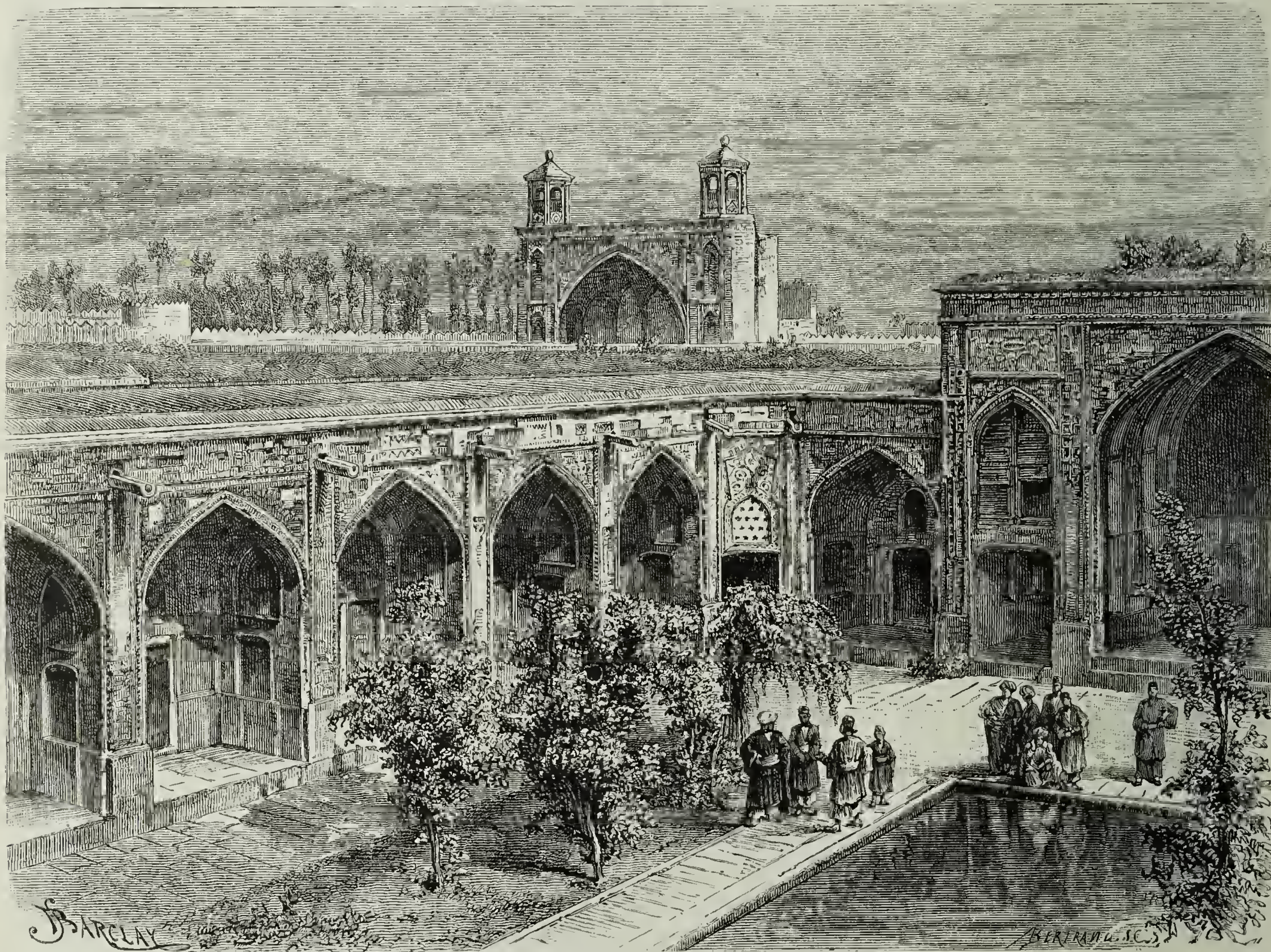
O Schiraz, du Heimath der Dichter, Stadt der Rosen und blühenden Gebüsche, in denen die Nachtigallen singen, was ist aus dir geworden! So weit man kommt, sieht man nur schmutzige, schlecht gehaltene Straßen und wackelnde



Moschee des Wakil.

Gebäude, deren Wände durch Erdbebenstöße Risse bekommen haben. Und dabei ist die Stadt, welche als Kapitale von Fars auf das früher erwähnte Istachr folgte, noch nicht so gar alt. Nach Angabe arabischer Schriftsteller im Jahre 695 gegründet, war es unter Dschingis Chan und dessen Nachfolgern der Mittelpunkt persischen Lebens, der Sitz der Künste und Wissenschaften, sank dann unter Timurleng und erreichte unter Kerim Chan, dem berühmten „Wakil“, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts über Iran herrschte, seinen Höhepunkt, um von der Kadscharen-Dynastie wiederum vernachlässigt zu werden. Kerim Chan hatte deshalb in Schiraz seine Residenz aufgeschlagen, um denjenigen Stämmen, welche ihn auf den Thron erhoben hatten, näher zu sein. Er umgab seinen Lieblingssitz mit Befestigungsmauern, errichtete schöne Gebäude, pflanzte in der Umgebung prächtige Gärten von Cypressen und Orangenbäumen, baute in demjenigen Viertel, das seinen Namen noch heute trägt, einen Palast, den gewölbten Bazar, der der schönste in der ganzen Stadt ist, ferner eine Moschee, ein Bad und eine Medresse (Schule). Kerim Chan ist in Schiraz ebenso berühmt, wie Schah Abbas in Ispahan: wenn man bei einem großartigen Bauwerke vorbeikommt, braucht man nicht nach dem Namen des Erbauers zu fragen, denn der Führer antwortet unabänderlich: „Der Wakil hat es errichtet, immer der Wakil.“

Obwohl der Grundriß der Moscheen von Schiraz derselbe ist, wie derjenige der Ispahaner, so bilden doch erstere in dekorativer Hinsicht eine ganz besondere Gruppe; es



Medresse des Wakil.

scheint, als hätten die Schirazer Künstler die Farben ihrer Vorgänger verschmäht und sich in den Gärten der Umgebung ein neues Motiv für die Verzierung gesucht. Denn auf der weißen Fayencebekleidung der Wände sieht man große Rosenbüsche gemalt, wobei der Karminlack vorwiegt. Von allen Werken des Wakil ist in dieser Hinsicht das interessanteste die neben der Moschee befindliche Schule; die Emailplatten, mit denen dieselbe bekleidet ist, geben einzeln und von ihrem Grunde losgelöst die entzückendsten Blumenstücke, die neben den besten Werken europäischer Künstler ihren Platz behaupten könnten.

Uebrigens verschönerte Kerim Chan nicht nur seine Hauptstadt, sondern war auch auf das Glück seines Volkes bedacht, was sich von dem jetzigen Herrscher Irans nicht gerade behaupten läßt; Kerim Chans Güte ist in Schiraz nicht minder berühmt als seine Prachtliebe. Eines Tages hatte er Recht gesprochen und wollte sich sehr ermüdet zurückziehen, als noch ein Mann erschien und unverzüglich angehört sein wollte. „Wer bist du?“ fragte der Fürst. „Ein Kaufmann, dem die Räuber seinen ganzen Besitz abgenommen haben!“ „Und was thatest du, als man dich beraubte?“ „Ich schlief.“ „Warum schliefst du?“ fragte der Fürst voller Zorn. „Weil ich glaubte, daß du für mich wachtest!“ „Du hast Recht“ — erwiderte Kerim Chan plötzlich besänftigt. „Man führe diesen Mann zu meinem Schatzmeister; der soll ihm den Werth der geraubten Waaren auszahlen. Es ist meine Sache, die Räuber ausfindig zu machen.“



Persische Amme.

Seitdem haben sich die Zeiten geändert: die Provinz-Statthalter lassen die Räuber ihr Geschäft in aller Ruhe betreiben und glauben ihre Pflichten gegen Gott und die Welt erfüllt zu haben, wenn sie öffentlich einen großen Abscheu vor berauschenden Getränken zeigen; im Geheimen wissen sie sich schon dafür schadlos zu halten.

Am 13. Oktober unternahmen die Reisenden in Gesellschaft der beiden Engländer einen Ritt durch die Ebene nach den Ruinen eines Palastes, der demjenigen des Darius zu Persepolis gleicht. (Mme. Dieulafoy bezeichnet dieselben nicht näher; da sie aber sagt, daß sie der Thalrichtung folgt und dann nach links abbiegt, um einen Berg zu ersteigen, so sind es offenbar die Ruinen bei dem Dorfe Abu-Nasr, 8 bis 9 km von Schiraz, welche den Namen Tacht-i-Abu-Nasr führen.) Zuerst erreicht man einen weiten, mit Ziegel- und Gefäßscherben bedeckten Platz, den ein von vielen kleinen Grabkammern durchsetzter Felsen begrenzt. Der auf einem Gipfel liegende Palast selbst besteht aus einem viereckigen Saale mit je einer Thür an jeder Seite. Die Einfassungen der Thüren zeichnen sich durch viele kleine Leisten und durch eine ägyptische Krönung aus, während auf der Bekleidung Jagdscenen angebracht sind. Leider sind die Reste sehr zerstört, denn als vor einigen Jahren ein Gouverneur von Schiraz einen Stein von dort wegholen ließ, um ihn in seinem Garten zu verwenden, und man unter demselben altpersische Goldstücke fand, ließ er unter sämmtlichen Thüren nachgraben, und die darauf folgenden Winterregen vollendeten die Zerstörung. Am anderen Ufer des am Fuße des Palastberges vorbeiströmenden Flusses erhebt sich ein fast senkrechter Felsen, in welchen drei Basreliefs von mittelmäßiger Ausführung eingehauen sind. Sie stehen den Bildwerken von Naksch-i-Rustem bedeutend nach; die Köpfe nehmen fast den vierten Theil der ganzen Körperlänge ein, die Gewänder sind ohne Kunst und Wahrheit und die Erhaltung des Ganzen obenein eine schlechte. Um so schöner aber ist die Rundschau, welche man von jener Stelle aus genießt, und sie verdient in der That die enthusiastischen Verse, welche ihr Hafiz gewidmet hat. Je höher man an dem Felsen hinaufsteigt, um so mehr entwickeln sich die schön gestalteten Bergketten, welche das Thal einfassen, und wenn das Auge dem gewundenen Laufe des Abi Roknabad folgt, so ruht es zuletzt auf dem Salzsee, in welchem jener Fluß verschwindet.

Als die Gesellschaft Abends nach Schiraz zurückkehrte, stattete Mme. Dieulafoy den beiden Kindern des Dr. Odling einen Besuch ab. Die Amme derselben ist eine Mohammedanerin, welche der Doktor beim Tode seiner Frau in Dienst genommen hat; aber welchen Widerstand galt es dabei zu überwinden! Nur die großen Dienste, welche der Doktor der Bevölkerung der Stadt leistete, und die Furcht, daß er fortgehen könnte, veranlaßten zuletzt den Imam Dschuma und den Muschteid, den Aufenthalt einer Perserin bei dem Ungläubigen zu gestatten. Dann aber mußte der Widerstand der Amme selbst gebrochen werden, welche lieber einem Affen oder jungen Hunde die Brust gereicht hätte, als einem Christenkinde. Sie wurde schließlich dadurch gewonnen, daß man ihr monatlich einen Lohn von 100 Kran, für Fars eine ganz enorme Summe, und jede Saison ein seidenes Kleid versprach, und außerdem sollte ihr eine Dienerin gehalten werden, um ihre Wasserpfeife in Stand zu halten und anzuzünden; denn das Rauchen war nach ihrer Behauptung vorzüglich geeignet, die Milchabsonderung zu befördern.

Städtegründung im nordamerikanischen Westen.

Von A. Sartorius Freiherrn von Waltershausen.

V. (Schluß.)

Zum Schluß dürfte sich noch eine Detailschilderung des Lebens in einer vor wenigen Jahren entstandenen Stadt empfehlen, welche ich drei Jahre nach ihrer Gründung kennen lernte [1]).

Im Winter 1877 auf 1878 wußte noch niemand etwas von der Stadt Leadville, welche im Centrum des Staates Colorado gelegen, in gerader Linie etwa 130 engl. Meilen westlich von Denver entfernt, gegenwärtig mit den sie umgebenden Ansiedelungen eine feste Bevölkerung von fast 20 000 Menschen zählt. Wollte man diese Ziffer schlechthin ohne das Moment der Stetigkeit in Anschlag bringen, so würde man schließen können, daß Leadville ebenso schnell wie entstanden auch dem Niedergange entgegen eile. Denn drei Vierteljahr, nachdem die erste Silbermine an dem westlichen Abhange des South Park Range entdeckt war, hatten sich 40 000 Mann aus allen Theilen der Staaten zusammengefunden, um sich an dem Bergbau direkt oder indirekt zu betheiligen, und mit dem Beginn des Jahres 1880, als Leadville zwei Jahre existirte, zählte man nur noch 25 000 Einwohner. Seit etwa zwei Jahren ist die Bevölkerung die zuerst angegebene geworden und hat sich seitdem erhalten. Als Väter von Leadville, d. h. als Stadtgründer, gelten zwei Männer, welche zu den ersten gehörten, die dem Gerücht von dem Silberreichthume folgten. Ueber die Schicksale dieser beiden eine kurze Mittheilung zu machen, welche ich einer deutschen westlichen Zeitung wörtlich entnehme, kann ich an dieser Stelle mir nicht versagen, weil sie geradezu typisch sind für die Tausende von Glücksjägern, welche den weiten unbebauten Westen als Operationsfeld für ihre Spekulationen ausersehen haben: „George H. Fryer kam einst aus Philadelphia nach Colorado, wo er sich mit Bergbau beschäftigte. Im Jahre 1878 befand er sich da, wo jetzt Leadville steht, und entdeckte auf einer dortigen Anhöhe die reiche Silbermine, die dann unter dem Namen „New Discovery Mine“ bekannt geworden ist. Die silberhaltige Anhöhe heißt ihm zu Ehren noch heute „Fryer Hill“. Gleichzeitig fanden auf dem Platze, wo der Schnapswirth Horace A. W. Tabor seine Bergmanns- und Fuhrmannskneipe hielt und wo seine Frau als Hemdenwäscherin thätig war, ebenso bedeutende Entdeckungen von Silbererz statt.

---

[1]) Vergl. Beilage der „Allgem. Zeitung“ vom 16. April 1882.

Der unwissende Schnapswirth Tabor hatte nach der Silberentdeckung unter dem Beirathe seiner klugen und fleißigen Frau Glück, wurde mehrfacher Millionär, Erbauer des Opernhauses in Denver, Vicegouverneur von Colorado, auf einen Monat sogar Bundessenator, und dankte seiner Gattin, der einstigen treuen Genossin seiner Armuth, mit skandalöser Untreue; er mußte gerichtlich gezwungen werden, ihr einen Theil seines Reichthums abzutreten, worauf er sich gleich nach der gerichtlichen Scheidung eine andere nahm.

Diejenigen, welche den Reichthum für das wahre Erdenglück halten, preisen Tabor als einen hochbeglückten Mann. Nicht so glücklich wurde der andere Vater von Leadville, George H. Fryer, obgleich er nicht wie Tabor blindlings, sondern durch Glück und Kenntnisse den reichen Fund auf dem „Fryer Hill“ gemacht hatte. Er war schon seit 1860 mit Bergbau in Colorado beschäftigt gewesen, hatte dadurch ungefähr 40 000 Dollars erworben und wieder verloren, und legte mit gutem Bedacht die Mine auf dem jetzigen Fryer Hill an; seine geologischen Voraussetzungen täuschten ihn nicht, und er stieß bald auf das reichste Silbererz. Da er aber kein Geld zum großen Bergbaubetrieb besaß, so verkaufte er einen Theil seiner Mine um den Spottpreis von 40 000 Dollars an den Spekulanten Chaffee, der eine Zeitlang Bundessenator von Colorado war und jetzt Millionär und Schwiegervater eines der Söhne des General Grant ist. Aus dem übrigen Theile seiner Mine löste Fryer ebenfalls ungefähr 40 000 Dollars. Er galt für viel reicher, als er war, machte sich durch seine Freigebigkeit und Liebenswürdigkeit beliebt, und einmal war die demokratische Partei nahe daran, ihn zu ihrem Gouverneurskandidaten zu machen. Während Leadville wuchs, wurde er ärmer und ärmer. Er hatte bei verschiedenen Unternehmungen Unglück, schien dieses jedoch mit heiterem Gleichmuth zu ertragen. Im Jahre 1883, als es schon rasch bergab mit ihm ging, erlaubte sich der 46jährige Mann den Luxus der Verheirathung mit einer Modedame. Er lebte mit ihr anscheinend flott und vergnügt in einem Hotel in Denver. Vor drei Monaten fing er, um die ihm immer näher rückende gänzliche Verarmung zu vergessen, das Schnapstrinken an. An einem Abend aber verschluckte er, nachdem er den letzten Trunk gethan, eine tödtliche Dosis Morphium, um seinem Leben ein Ende zu machen, und nach mehrstündigem Leiden starb er. So endete der eigentliche Vater der jungen, im Hochgebirge des Centennialstaates entstandenen Wunderstadt.“

Die Stadt Leadville liegt an einem weiten, von dem Arkansasflusse langsam ansteigenden Bergabhange, 10 Minuten von den Eingängen der Bergwerke. Nach welcher Seite hin man blickt, überall starren einem bis zu 14 500 Fuß hohe, mit Schnee bedeckte Berghäupter entgegen, so daß man meint, die Stadt liege in einem engen Thalkessel, dessen Wände bald hinter den äußersten Enden der Stadt zu steigen begännen. Die Bergspitzen sind aber doch weit entfernt, und man überzeugt sich bei schärferer Beobachtung leicht, daß die klare Luft die Ursache der Täuschung ist. Der Schneefall im Winter ist oft recht bedeutend, wie sich auf einer solchen Höhe auch nicht anders erwarten läßt. Im letzten Winter waren viele Minenplätze des San Juan-Bezirks im südlichen Colorado durch den Schnee von der Welt abgeschnitten. Am 18. Februar arbeitete die Telegraphenleitung zwischen Silverton und Denver einige Stunden, dann hörte die Verbindung auf, weil Lawinen einen Theil der Leitung zerstörten. Dieser so schnell wieder abgebrochene Verkehr war der erste, welchen seit dem 3. Februar die Welt mit Silverton hatte, und man erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß alle Geschäfte infolge der Schneeblockade in Silverton, Ouray und anderen Minenplätzen stockten, daß der Schnee auf ebenen Stellen sechs Fuß, in den Schluchten aber, durch welche die Wege ebenfalls führen, funfzig bis sechzig Fuß tief war, und die dortigen Bewohner selbst die nächsten Nachbarn nur auf Schneeschuhen erreichen konnten. Erst Ende April sind sie, nachdem sie über zwei Monate von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen waren, von ihrem Leiden erlöst worden. Vom 3. Februar bis zum 20. April war in Silverton kein Eisenbahnzug eingetroffen.

Zwei lange und breite Straßen, welche sich in der Mitte rechtwinkelig schneiden, mit geräumigen Holztrottoirs an den Seiten versehen, repräsentiren den feinen Stadttheil von Leadville und die amerikanische Civilisation. Da stehen mehrere große steinerne Wohnhäuser, einige Hotels mit ein paar hundert Zimmern, ein geräumiges Postgebäude, eine City- und Odd Fellows-Hall und die Geschäftshäuser, welche unter dem Namen Groceries alles und jedes verkaufen. Außerdem giebt es nur einstöckige Holzgebäude und Blockhäuser, deren Material den hochstämmigen Fichtenwäldern des nahen Waldes entnommen ist. Die Blockhäuser, deren ein paar Tausend vorhanden sind, sind 6 bis 8 Meter im Geviert groß, fensterlose, einzimmerige Kasten. Die Fugen sind mit Lehm verstopft. Das Dach ist ebenfalls von Holz und die massive Thür ist mit starkem, schwerem Schloß zugehalten. Diese Gebäude dienen als Schlafstätten für zwei oder drei Bergleute, welche, da sie mit ganz wenigen Ausnahmen unverheirathet sind, ihre Mahlzeiten in Restaurants einnehmen, wo sie auch, wenn sie nicht in Biersalons, Tanzlokalen und Spielsälen sich herumtreiben, ihre übrige freie Zeit verbringen können.

Alle auf die beiden erwähnten Hauptstraßen führenden Seitengassen zeigen, daß noch nicht lange Zeit seit der ersten Anlage der Stadt verflossen ist. Denn nur wenige Schritte von einander ragen aus dem Boden 3 bis 4 Fuß hohe Baumstümpfe hervor. Man hatte keine Muße gehabt, die Wurzeln auszuroden, sondern die hohen Stämme nur niedergeschlagen, Blockhäuser daraus gemacht, und war dann an die Gewinnung der Silbererze gegangen.

Die hier lebende Gesellschaft ist eine höchst eigenthümliche. Sie ist eine Mischung verschiedener Rassen und ein Durcheinander von noch mehr Nationalitäten. Weiße, Neger, Indianer und Chinesen arbeiten in den ihnen zusagenden Beschäftigungen. Die Weißen sind Staatsbeamte, Bergwerksunternehmer, Handwerker und Grubenarbeiter, die Schwarzen Kellner, Fuhrleute und Stiefelputzer, die Chinesen Köche und Wäscher, die Indianer bringen Wild und Pelzwerk aus dem Gebirge. Die geborenen Amerikaner sind Besitzer von Gruben, Komptoirarbeiter und Werkführer in den Berg- und Schmelzwerken. Die Irländer, Kanadier, Italiener und Spanier sind gewöhnliche Bergleute. Die Deutschen sind hauptsächlich im Handwerk vertreten, als Schuhmacher, Schneider, Tischler und Schlosser, und das Handelsgeschäft ist fast ausschließlich in den Händen deutscher Israeliten.

Die Physiognomien zu beobachten, ist höchst interessant. Man sieht Leute mit bärtigem, verwildertem Gesicht und mit verwegenem Ausdruck, Existenzen, deren abenteuerliche, leidenschaftliche, auch wohl verbrecherische Vergangenheit in den Zügen zu lesen ist. Blaue Flanellhemden und braune Anzüge von dickem, wachstuchähnlichem Stoff sind die regelmäßige Tracht der Bergarbeiter. Ein Kragen und ein Halstuch sind ein seltener Anblick in Leadville. Jedermann trägt einen Revolver. Am Abend ist ein dichtes Gedränge auf den beiden Hauptstraßen, die

Spielsäle, in denen Roulette, Würfel und mexikanische Monte üblich sind, haben sich dicht gefüllt. Die Musik aus den Theatern schallt auf die Straße, in den deutschen Biergärten hört man das Klappern der Seidel und vor den Kaufläden preisen mit heiserer Stimme die Marktschreier bei Pechfackelbeleuchtung ihre Waare an. Jäger, die eben aus dem Gebirge gekommen sind, in grauem mit langen Fransen besetzten Lederanzug und hohen Stiefeln, deren Schäfte mit silbernen Schnallen um die Waden befestigt sind, hören neugierig zu und bewundern die billigen Uhrketten und Ringe von falschem Gold.

Das schöne Geschlecht ist nur sehr spärlich vertreten. Es lebten 1881 nur 200 verheirathete Frauen in Leadville, und was man sonst von der Damenwelt in den Spielhöllen und Tanzlokalen sieht, scheint ebenfalls, wie der größte Theil der männlichen Bevölkerung, zum Aufsuchen von Abenteuern und Reichthum hierher gekommen zu sein.

Da der größte Theil der Gesellschaft von Handarbeit lebt und ein ziemlich gleiches Einkommen besitzt, so ist eine gesellschaftliche Abstufung kaum zu merken. Es giebt keine Bettler, denn jeder, der arbeiten will, findet jetzt Beschäftigung, und wer nicht arbeiten kann oder nicht will, geht, wenn er keine sonstigen Mittel hat, zu Grunde. In der ersten Zeit, als die Minen entdeckt wurden, konnten freilich weit mehr Leute Verdienst finden, da die Ausbeute so leicht und ergiebig war. Nach und nach ist aber der Bergbau weniger produktiv, aber viel stabiler geworden, und viele Arbeiter sind zu neuen Entdeckungen westwärts gezogen. Gegenwärtig wird der Bergbau rationeller betrieben und soll einer guten Zukunft entgegengehen.

Die wohlhabenderen Leute sind mit großem Luxus eingerichtet und sehr stolz auf das Innere ihrer Häuser. So wurde mir von einem, sobald ich ihn kennen lernte, mitgetheilt, jeder feine Mann in Leadville habe sein Telephon, dessen Draht nach einem Centralbureau laufe und dort mit jedem anderen Draht in Verbindung gesetzt werden könne. Wenn er seinen Barbier brauche, so rufe er nur in das Telephon: „Verbindung mit Herrn N. N." und dann kurz darauf „barbieren". Nach wenigen Minuten sei der Gewünschte da. Ein anderer Hausbesitzer zeigte einen Teppich, der nur einmal gewebt sei und den er sonst nicht gekauft hätte, und zwei Bronzelöwen, die in dem Garten standen, welche nur einmal (glücklicherweise, dachte ich) in Italien gegossen seien. Erführe er, fuhr er fort, daß dergleichen noch einmal existire, so würde er sofort etwas Neues anschaffen. Diese Selbstverherrlichung, welche in so eigenthümlicher Weise hervortritt, trifft man in neuen amerikanischen Ansiedelungen allgemein an, und man wird sie sich leicht erklären, wenn man bedenkt, was diese energischen Leute in so kurzer Zeit geleistet, und wie sie aus der Wildniß in wenigen Jahren eine Kulturstätte geschaffen haben. Staunen muß man vielmehr, wie diese Pioniere des Westens ihren Kulturbedürfnissen so treu geblieben sind; denn Leadville hat seine eigenen Zeitungen, Verkehr mit allen Theilen der Union, zeitweise öffentliche Vorlesungen über Kunst und Wissenschaft, eigene Prediger und Kirchen und allgemein zugängliche Lesezimmer.

Die Preise der Lebensmittel, die abgesehen von einem Theil des Fleisches aus Denver herbeigeschafft werden müssen, sind sehr hoch, wie auch die Arbeitslöhne für eine zehnstündige Arbeit 3 bis $3^1/_2$ Dollars im Durchschnitt betragen. Ein paar Stiefel zu putzen kostet 25 Cents (1 Mk.), die kleinste Kleidungs- oder Stiefelreparatur 50 Cents. Für 1 bis $1^1/_2$ Dollars kann der Bergmann gerade leben, also täglich 2 Dollars erübrigen, wenn er sparsam und nüchtern zu leben gewohnt ist. Die hohen Löhne erklären sich auch aus der harten Arbeit, welche hier von einem Bergmann verlangt wird, und aus dem leicht möglichen Fortzug der Arbeiter, die keine Familie haben und gern zur Unternehmung auf eigene Rechnung in die Berge ziehen. Zeitweise gab es in Leadville auch einen Gewerkverein, die Miners Union, welche aber wegen der Fluktuation der Arbeiterbevölkerung keinen Bestand gehabt hat, und so auf die Höhe der Löhne keinen Einfluß haben konnte. Im Sommer 1880 brach ein großer Strike unter den Bergleuten zur Verkürzung der Arbeitszeit auf 8 Stunden aus, welcher zur Gründung dieser Gewerkschaft und einer Zeitung „The crisis" benannt, führte. Da die Unternehmer nicht nachgaben, so schien den Arbeiterführern die Anwendung von Gewalt rathsam, und eine große Schar der Leute, mit Revolvern und Flinten bewaffnet, suchte unter der Androhung allgemeiner Verwüstung die gestellten Bedingungen zu ertrotzen. Die genannten übrigen Bewohner der Stadt, nicht strikende Grubenarbeiter, Handwerker, Kaufleute u. s. w., bewaffneten sich ebenfalls und formirten einige Regimenter. Mehrere Tage war Leadville in zwei Heerlager getheilt, als nach Bestrafung einiger Rädelsführer die Ruhe wieder hergestellt wurde. In abgelegenen kleinen Lagern, wo oft nur Arbeiter leben, endigen solche Aufstände in der Regel anders, und dort Grubenbesitzer oder Grubendirektor zu sein, ist ein Beruf, der nicht selten mit dem Verlust des Lebens und des Eigenthums verbunden gewesen ist.

Viele Bergwerke in Colorado haben nur sehr kurzen Bestand gehabt, und mit ihnen sind dann auch die von ihnen gegründeten Ortschaften wieder in Vergessenheit gerathen. Bisweilen ist die nachlassende Ergiebigkeit der gehauenen Erze an dem Aufgeben der Unternehmungen schuld, bisweilen aber auch das Schwindelhafte der ursprünglichen Anlage. So wurde es kürzlich in einer Zeitungsnotiz bekannt, daß die Goldfelder, die beim Pike's Peak in Colorado entdeckt wurden, „gesalzen", d. h. ein riesiger Schwindel zu sein schienen. Man will wissen, daß ein gewisser Jemand in Leadville alles Goldchlorid aufgekauft habe, dessen er habhaft werden konnte, und eine Analyse des Kieses in den Goldfeldern am Pike's Peak hat ergeben, daß derselbe mit dem von dem betriebsamen Manne anderswo gekauften pulverisirten Erz gemischt ist. Die Veranstalter dieses „Booms" hatten, noch ehe sie die Nachricht von den „aufgefundenen Goldfeldern" verbreiteten, eine „Aktiengesellschaft" gegründet, und ihr ganzes Spiel war darauf berechnet, die Aktien gut zu verkaufen. Durch die jetzt erfolgten Enthüllungen ist den Gaunern das Spiel verdorben, und der Auszug aus Leadville nach den neuen Goldfeldern hat bereits aufgehört.

Ueber die Zukunft von Leadville läßt sich natürlich nichts bestimmtes sagen. Denn wie groß die noch abzubauenden Metalladern sind, vermag niemand auch nur annähernd anzugeben. Hört der Bergbau einmal auf, so ist keine Aussicht vorhanden, daß die Stadt fortbestehen wird, da jene öde hochgelegene Region des Felsengebirges andere wirthschaftliche Anziehungspunkte nicht bietet. Der Staat Colorado verdankt sein rasches Aufblühen wesentlich seinem Metallreichthum. Sollte dieser sich erheblich mindern, so läßt sich befürchten, daß der Staat an ökonomischer Bedeutung nicht bleibt, was er ist. Seine Einwohner suchen dieser Eventualität vorzubeugen und fangen an, das östliche Terrain, welches eine baumlose, staubige Steppe ist, zu bewässern und so der Landwirthschaft eine Zukunft zu sichern. Einige gute Resultate sind schon gewonnen, und wenn auch die für den Weizenbau zuträglichen Ländereien keine Flächen wie Dakota und Kansas aufweisen, so sollen dieselben doch eine Frucht von besonders guter Qualität liefern, und in

keinem Lande soll von einem Acker eine so bedeutende Masse erzielt worden sein. Die Kosten der dortigen Kultivirung sind groß und mit viel Arbeit verbunden. Ich wollte am Schluß hier diese Thatsache noch hervorheben, um anzuführen, daß die Amerikaner sich der Unstetigkeit ihres ökonomischen Lebens sehr wohl bewußt sind, und daß die davon in nachtheiliger Weise Betroffenen mit der dem Volke eigenen Energie den für sie entstandenen Schaden auszugleichen bestrebt sind. Wenn auch die natürlichen Verhältnisse oft stärker sind als solche Bemühungen, so darf man doch nicht vergessen, daß die Unbeständigkeit in der nordamerikanischen Volkswirthschaft noch weit greller zu Tage getreten wäre, wenn nicht so tüchtige Gegenanstrengungen gemacht wären, dieselbe zu überwinden.

Die westgrönländische Expedition.

Von A. Riis Carstensen. (Deutsch von W. Finn.)

II. (Schluß.)

Sukkertoppen, 8. September 1884.

Auf der in meinem vorigen Briefe erwähnten kleinen Insel wurden wir von Regen und Nebel bis Sonntag den 20. Juli festgehalten und vertrieben uns meist die Zeit mit der Jagd auf Seevögel, welche in großen Scharen umherschwärmten. Wir ruderten endlich südwärts zwischen den Schären hindurch, wo das Wasser so niedrig war, daß zur Ebbezeit das Land meilenweit trocken lag und nur hier und da einzelne kleine Wasserrinnen blieben. Wir besuchten zwei große Steinhaufen, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts von einem gewissen Anders Olsen zur Bezeichnung des Nordrandes dieser Gründe aufgeführt worden waren. Die Küste war niedrig, stieg jedoch in einem Abstande von $1/2$ Meile, wo einige abgerundete, kuppelsömige Gebirgszüge sich erhoben, gleichmäßig an. Das Land wurde von einigen Flüssen durchschnitten, und bei der Mündung von zweien derselben fanden wir die Landschaft von Zelten, auf das Land gezogenen Booten und von eifrig mit der Lachsfischerei beschäftigten Menschen belebt.

Am 23. Juli Mittags machten wir auf einem kleinen Holme an der Mündung des Fjordes Halt, und am Abend schlugen wir unsere Zelte am Ende desselben auf. Obgleich seine ganze Länge nur 5 bis 6 Meilen betrug, so war seine Umgebung doch reicher an großartigen Gebirgsformationen als irgend einer der früher von uns besuchten Fjorde. Zu beiden Seiten desselben erhob sich das Gebirge bis zu 4000 bis 5000 Fuß Höhe. Während das Boot weiter kam und dadurch die Scenerien abwechselten, wurde der Blick von einem Bilde zu dem anderen gezogen, von denen eines immer großartiger wie das andere war, aber erst als wir den innersten Theil des Fjordes erreichten, wurde die Landschaft wahrhaft imponirend. Die Luft war still und klar; ein grünes Birkenwäldchen lag im Schatten auf der Ebene, wo wir unser Zelt aufgeschlagen hatten, und hinter derselben erhob sich steil das Gebirge. Die Spitzen desselben erglühten in dem Strahle der Sonne und in den Klüften desselben schimmerte das Eis mit wunderbarer Kraft. Einige schäumende Wasserfälle ergossen sich an dem mit Rasen bewachsenen Fuße des Gebirges. Nachdem wir einige Tage an diesem interessanten Fjorde verweilt hatten, begaben wir uns wieder zu den Schären hinaus, wo wir von Regen und Nebel empfangen wurden.

Am nächsten Tage begaben wir uns nach Kangamiut, einem kleinen Handelsplatz, wo früher die Kolonie Sukkertoppen belegen war. Aus der Entfernung machte der Ort einen recht lebhaften Eindruck mit seinen wenigen aber gut erhaltenen Häusern. Im Orte selbst waren nicht viele Menschen anwesend, da alle arbeitstüchtigen Leute entweder auf die Renthierjagd oder auf die Lachs- und Heilbuttenfischerei ausgezogen waren. Hier wohnte ein dänischer Handelsagent und ein alter Däne, der bereits seit dem Jahre 1838 in Grönland lebte und nun eine Pension vom königlichen Handel erhielt. Beide Männer waren mit eingeborenen Frauen verheirathet und hatten ihren Kindern eine vollständig grönländische Erziehung gegeben. Hier bot sich mir ein Beispiel, wie leicht eine Grönländerin die dänische Sprache erlernen und sich dadurch eine Menge Kenntnisse und eine gewisse Bildung erwerben kann, ohne ihre nationalen Eigenthümlichkeiten einzubüßen. Wie uns erzählt wurde, hatte hier während des letzten Winters großer Mangel an Proviant geherrscht, so daß selbst Kamikker (Stiefel) und Kajakfelle verspeist werden mußten. In dem Orte befanden sich 14 Witwen mit Kindern, deren Ernährer, fast alles gute Fangleute, im Kajak verunglückt waren.

Nachdem wir einige Waaren an Bord genommen, und unser Chef, Lieutenant Jensen, einen Mann als Lootsen im südlichen Strömsfjord (einem der mächtigsten Fjorde Grönlands, dessen Mündung unter dem 66. Grade nördl. Br. liegt) angenommen hatte, wo unsere Leute nicht bekannt waren, schifften wir uns wieder ein und kamen am 1. August zwischen Felsen hindurch, deren Spitzen in Wolken verborgen waren, während einzelne Gletscher sich aus ihren Klüften hervordrängten. Am Abend schlugen wir unser Zelt auf einer Moräne, zwischen Rollsteinen und Grus auf. Die Ufer waren steil und die Strömung sehr stark. Aus diesem Grunde waren hier nur wenige passende Zeltplätze zu finden, so daß wir am Abend einen engen Nebensjord aufsuchen mußten, dessen viele schönen Partien indessen für die gehabte Mühe entschädigten. Es war ein behaglicher Platz, wo wir auf weichem Moose, zwischen Heidekraut und Gehölz an einem kleinen murmelnden Bache unser Zelt aufschlugen. Durch widrigen Wind und die Strömung gezwungen, mußten wir den nächsten ganzen Vormittag an der Mündung dieses kleinen Fjordes verweilen. Hier fanden wir ein altes Grab, das entgegen der allgemeinen Regel, nur einige Fuß über der Hochwasserlinie lag. Dasselbe bestand aus einigen Steinen, welche über die, gegen ein größeres Felsstück gelehnte Leiche gelegt waren. Die Knochen waren weiß und hart und selbst für einen Europäer ungewöhnlich groß; mehrere derselben, darunter der des einen Oberarmes, waren gebrochen und merkwürdigerweise fehlte der Schädel. Keiner von

unseren Leuten wußte über das Grab Mittheilungen zu machen.

Am Nachmittage wurde der Wind günstig und, geführt von der einwärts dringenden Strömung, kamen wir schnell in den inneren Theil des Fjordes hinein. Bei einer plötzlichen Wendung des Fjordes zeigte sich eine Landschaft mit ganz von dem früheren abweichendem Charakter. „Pinne suzia“ („Ist das schön!“), riefen unsere Ruderinnen im Chor; der Fjord erweiterte sich zu einem weiten Binnensee, die Küsten waren niedrig, hügelig und schneefrei. Auf der Stelle, wo wir uns am Abend lagerten, befand sich ein Elsenwäldchen von bedeutender Ausdehnung, dessen meiste Stämme 8 bis 10 Fuß hoch waren. Der weiche Rasen war mit mannigfaltigen Blumen bedeckt und viele kleine Vögel, Schneehühner und Hasen ließen sich sehen. Nachdem wir den ganzen nächsten Tag hindurch gerudert und gesegelt waren, erreichten wir das Ende des Fjordes; das Wasser war klar, aber so flach, daß wir nur mit Mühe landen konnten. Vor uns lag eine von einem breiten Flusse mit lehmigem Wasser durchschnittene Ebene, und zu beiden Seiten zeigten sich nur niedrige Hügel von gelbbraunem trockenem Aussehen. An den Ufern des Fjordes lagen unzählige Versteinerungen, größtentheils von Angmagsetten. Am Morgen des 6. August begaben wir uns, im ganzen neun Menschen, zu Fuß auf die Wanderung. Unser Zelt ließen wir von zwei Männern und einer Frau bewacht zurück, hatten aber selbst alles zu einem längeren Ausfluge Nöthige mitgenommen. Wir folgten einem sehr schmalen, am Ufer des Flusses vorhandenen Steig. Bald war das Terrain eben wie ein Fahrweg und bald ging es auf und ab in den vom Wasser in den weichen Thon geschnittenen Klüften, oder auch mußten wir über Steingerölle wandern, womit die Moräne streckenweise bedeckt war. Die Ufer des Flusses waren alle steil und wohl gegen 150 Fuß hoch; meistens bestanden dieselben aus Thon, aber wir passirten doch auch Sandstrecken, welche spärlich von Sandhalm (Elymus arenarius) bewachsen waren. Der von uns benutzte Steig war in einer Länge von ungefähr 4 Meilen merkwürdig deutlich zu sehen, zumal derselbe nur von den einzelnen Jägern benutzt wird, welche während des Sommers sich auf demselben nach den Renthiergegenden begeben. Abends gegen 7 Uhr erreichten wir einen See, in dessen Nähe wir ein von zwei Jägern mit ihren Familien bewohntes Zelt fanden. Dieselben hatten sich hier bereits einen Monat aufgehalten und während dieser Zeit 19 Renthiere erlegt. Der Besitzer des Zeltes hieß Mads. „Im vorigen Jahre erlegten wir 60 Renthiere“, bemerkte er mit einem Seufzer.

Wir lagerten uns dort in der Nähe und wurden Zeugen der Thätigkeit, die in Folge des bevorstehenden Aufbruches von dem Platze unter den Grönländern herrschte. Häute und getrocknetes Fleisch wurden verpackt, die Zeltfelle herabgenommen und zusammengerollt. Die Kinder, welche sich kleine Zelte gebaut hatten, gaben sich Mühe, den Ernst und die Emsigkeit der Alten nachzuahmen. Mads ließ sich überreden, uns am nächsten Tage als Wegweiser in das Innere des Landes zu dienen, denn es hatte sich gezeigt, daß der zu diesem Zweck von Kangamiut mitgebrachte Mann die Gegend nicht kannte. Wir passirten einen See, der keinen Abfluß hatte und doch viele Lachse enthielt. Mads erzählte, daß noch niemand den See zugefroren gesehen habe; er sei häufig im Juni hierhergekommen und, während noch alle anderen Gewässer mit Eis belegt waren, sei dieser See stets eisfrei gewesen. Von einem der höchsten Gebirgsrücken, wo das Barometer circa 2000 Fuß Höhe angab, hatten wir einen guten Ueberblick über die Umgegend, die nach allen Seiten hügelförmig war und eine Menge Seen enthielt. Gegen Norden erstreckte sich dieses Land, soweit das Auge blicken konnte; gegen Osten wurde es von dem Inlandseise begrenzt, das den Eindruck machte, als sei es nur ungefähr eine halbe Tagesreise entfernt. Als wir jedoch am Abend unser Lager aufgeschlagen, nachdem wir den ganzen Tag hindurch gewandert hatten, sah es nicht aus, als ob wir dem Eise erheblich näher gekommen seien. Mads kehrte nun zu seinen Leuten zurück, während wir bei Anbruch des Morgens unsere Wanderung über Hügel und an Seen vorbei fortsetzten und erst am Abend am Rande des Inlandseises unser Zelt aufschlugen. Auf unserer Wanderung mußte es uns auffallen, daß der Hügel am Südostrande tiefe Erdrinnen zeigte, und daß der Boden, wo er von dem Südostwinde getroffen wurde, nur eine kümmerliche Vegetation hervorbrachte, während die Pflanzen an der entgegengesetzten Seite üppig wuchsen; die Rinnen liefen parallel und glichen den von großen Kanonenkugeln gemachten Furchen. Ihre Anzahl und Größe nahm zu, je mehr wir uns dem Eise näherten, und viele glichen den Lücken, welche der Sturmwind in die Sanddünen reißt. Am Tage zuvor hatten wir einen See gesehen, der nur gegen zwei Stunden entfernt und mit Eisstücken angefüllt zu sein schien. Wir gebrauchten jedoch einen ganzen Tag dazu, um denselben zu erreichen und fanden, daß derselbe gegen eine Quadratmeile groß war und daß das, was wir für Eisstücke angesehen hatten, Felsenspitzen waren, welche bis zu 20 Fuß Höhe aus dem Wasser hervorragten. Nach Osten zu wurde der See vom Eise begrenzt, das wie eine weiße Mauer dastand, deren Spalten in blauen, violetten und grünen Farben spielten. Wo das Eis mit dem Lande zusammentraf, war dieses in hohen Wällen wie von einem ungeheuren Schneepfluge aufgeworfen und die Felsen waren unter seinem Drucke zu Grus zermalmt. Auf einigen Stellen war das Eis rein, auf anderen dagegen mit einer Erdschicht und großen Rollsteinen bedeckt. In der nächsten Umgebung des Eises waren einige Hügel ganz von Erde entblößt, und auf dem nackten Gestein bemerkte man nicht einmal Moose oder Schwämme.

Es wehte ein frischer Südostwind, der, trotzdem er aus der großen Eiswüste kam, doch milde, ja beinahe warm war, denn wir hatten in der Nacht bei unserem Zelte fast 8 Grad Réaumur. Lieutenant Jensen wanderte am nächsten Morgen in Begleitung einiger Leute zu einem Nunatak, von wo er an demselben Abend wieder zurückkehrte und ein Renthiergeweih, sowie zerrissene Kamikker mitbrachte.

Am 10. August Morgens traten wir die Rückreise nach unserem Zeltplatze an, indem wir einen anderen Weg benutzten als denjenigen, auf welchem wir gekommen waren. In keiner Kluft war eine Spur von Eis oder Schnee sichtbar, und an der Nordseite der Hügel, sowie in vielen Thälern befand sich eine außerordentlich üppige Vegetation. Wir passirten eine Reihe von Seen, auf welchen sich zahlreiche Vögel aufhielten, u. a. wilde Gänse, Lummen u. s. w. Die Nordseite eines Sees glich einem künstlichen Damme von Erdtorf, der 6 Fuß hoch war und eine Länge von 1/4 Meile hatte. Renthiergeweihe lagen in Menge umher; bei einigen alten Zeltplätzen waren diese Geweihe in Haufen aufgestapelt und frische Spuren ließen erkennen, daß Renthiere in der Nähe seien. Wie das Land sich hier zeigte, wellenförmig, ohne viele steile Felsen, wohlbewässert mit Seen und durchschnitten von Bächen des Inlandseises, sah es während dieser Jahreszeit ganz danach aus, als wenn jeder Fleck sich eignete, unter den Pflug genommen zu werden. Birken-, Elsen- und Weidengebüsch fand sich sehr

häufig, und große Mengen von Blaubeeren verzögerten unsere Wanderung nicht unwesentlich, denn es war nicht so leicht, ihrer verlockenden blauen Farbe zu widerstehen. Es war hier die Zeit der Ernte, Gräser und Feldblumen zeigten reife Samenkappen. Gegen 12 Uhr Nachts erreichten wir unser Zelt am Fjord; müde und bestaubt waren wir bald in einen stärkenden Schlaf versunken.

Im Laufe der Nacht hatte sich eine frische Brise erhoben, die den feinen Lehmstaub hoch in die Lüfte wirbelte und den Aufenthalt auf der Ebene fast unmöglich machte. Wir gingen ins Boot, wurden aber vom Winde genöthigt, am entgegengesetzten Ufer des Fjordes zu landen, wo wir wieder mit Mads und seinen Leuten zusammentrafen, welche hier ihre Zelte aufgeschlagen hatten, um die Gegend südwärts nach Renthieren abzusuchen. Mads theilte uns mit, daß nördlich vom Fjorde ein Salzwasserbinnensee zu finden sei, und dorthin richteten wir am nächsten Tage unseren Marsch. Wir landeten und schlugen unser Zelt wie gewöhnlich auf, packten dann unser Reisezelt und andere zu einem kürzeren Ausfluge nöthigen Sachen zusammen und wanderten dem Gebirge zu, das uns als trocken und wasserlos geschildert war. Als wir den nächsten, wohl 1000 Fuß hohen Bergrücken erreicht hatten, öffnete sich unseren Blicken eine überraschende Landschaft. Den ganzen Tag hindurch passirten wir Seen von allen Größen, einige derselben hielten bis zwei Quadratmeilen. Von Thieren sahen wir nur zwei Renthiere, die unserer Büchse indeß nicht zu nahe kamen, und Schwärme von Gänsen und anderen Seevögeln. Nur wenige Anzeichen deuteten darauf hin, daß diese Gegend von Jägern oft besucht werde, und die umherliegenden Renthiergeweihe hatten diese Thiere zumeist selbst abgelegt. Frische Renthierspuren waren zahlreich, woraus geschlossen werden durfte, daß hier ein einigermaßen geschontes Jagdterrain sei, in dem die Thiere nicht in demselben Grade, wie nach Osten zu, verfolgt worden sind. Am Abend schlugen wir hier unser Zelt auf; am nächsten Morgen fanden wir die Gewässer mit einer dünnen Eisdecke und viele von den Hügeln mit Schnee bedeckt. Von dem von uns gesuchten Salzwassersee war aber nichts zu sehen, weshalb wir wieder nach dem Fjorde zurückgingen und mit dem Boote nach dem anderen Arme desselben ruderten, um denselben so weit zu verfolgen, als die Lehmbanken es gestatteten. Hier besuchten uns zwei Grönländer in Kajaks, welche von einem Zelte auf der entgegengesetzten Seite des Fjordes kamen. Sie waren über das Inlandseis nach einem Nunatak auf die Renthierjagd gewandert und hatten auch 18 Thiere erlegt, klagten aber dennoch über den geringen Ertrag der Jagd in diesem Jahre. Von einem ungewöhnlichen Salzsee wußten sie nichts, doch glaubten sie, daß das Wasser aller Seen in dieser Gegend einen etwas salzigen Geschmack habe. Wir waren auch hier mitten in der Blaubeerenzeit, und die Klippen rings umher, sowie unser Zelt zeigten deutliche Spuren, daß Füchse, Raben und Möven in den Beeren schwelgten. Als ein Beispiel, wie wenig die Grönländer verschmähen, alle Arten Thiere zu verspeisen, kann ich anführen, daß ich dieselben einen jungen Fuchs kochen und verzehren sah, und das nämliche geschah jedesmal, wenn ein zu neugieriger Rabe ihrer Büchse zum Opfer gefallen war. Die Küste rings um uns war mit Birken und Weiden bewachsen, die längs des Bodens in nordwestlicher Richtung krochen. Der Herbst hatte bereits die Blätter bunt gefärbt und namentlich zeichneten sich die Birken durch die hellgrünen, gelben und rothen Farben ihres Laubes aus.

Am Sonnabend Morgen, den 16. August, waren die Bergrücken mit Schnee bedeckt, der während der Nacht gefallen war. Der Tag war sehr schön, doch wegen des niedrigen Wasserstandes konnten wir unseren Platz erst am Nachmittag verlassen; wir erreichten an diesem Tage nur die entgegengesetzte Seite des Fjordes und traten dann am nächsten die Rückreise aus demselben an. Als wir des Nachmittags in einer Bucht ans Land stiegen, wurden wir von Grönländern empfangen, welche hier ihr Zelt aufgeschlagen hatten. Es war ein Katechet mit seiner Familie, der zusammen mit einem älteren Manne hier die Lachsfischerei betrieb. Diese Leute und noch eine Familie, welche zur Zeit auf der Jagd war, bildeten die ganze Einwohnerschaft eines kleinen Ortes in der Nähe von Kangamiut. Zu der Kleinheit der Gemeinde stand auch das Gehalt des Seelsorgers im Verhältniß; es betrug jährlich nur 18 Kronen. Der Prediger ergriff sogleich die Gelegenheit, für unsere Leute einen Gottesdienst abzuhalten, wobei er ein bedeutendes rhetorisches Talent bekundete. Von ihm erhielten wir auch Mittheilungen über den Salzwassersee, und erfuhren, daß derselbe nicht weit von der Stelle liege, wo wir denselben bereits gesucht hatten; der Genosse des Katecheten erbot sich, uns dorthin zu geleiten. Wir ruderten also ein weites Stück zurück, wurden aber von Schnee und Regen einen ganzen Tag an der Nordseite aufgehalten. Am Mittwoch Morgen war alles rings umher von einer dicken Schneeschicht bedeckt, die im Laufe des Tages nur bis zu einer Höhe von 300 Fuß über dem Wasserspiegel schmolz. Der Salzwassersee wurde gefunden, und es zeigte sich wirklich, daß er dicht an dem Wege lag, dem wir letzthin gefolgt waren. Auf unserer Rückreise waren alle Höhenzüge mit Schnee bedeckt; die Luft war dick und die Temperatur fast bis zum Gefrierpunkte gesunken. Erst am Sonnabend, den 23. August, wurde das Wetter wieder besser. Am nächsten Tage verließen wir den Strömfjord, nachdem wir uns 24 Tage in demselben aufgehalten hatten. Es war ein recht merkwürdiger Uebergang von dem unbelebten Fjorde zu den Schären mit ihren Seevögelschwärmen, und auffällig war es uns, wie weit der Pflanzenwuchs gegenüber dem im Inneren des Landes zurückgeblieben war. Hier waren die Beeren noch ganz grün und viele Blumen waren erst kürzlich erblüht. In den Klüften lag noch sehr viel Eis und auf vielen Stellen in den Buchten bemerkten wir noch solches vom vorhergehenden Jahre. Mittwoch, den 27. August, kamen wir wieder in Kangamiut an. Die jetzige Physiognomie des Ortes war sehr verschieden von derjenigen, welche er zur Zeit unserer Abfahrt hatte; alle Lachsfischer waren zurückgekommen, und nur die Renthierjäger fehlten noch. Es war eine bunte Bevölkerung, deren Haarfarbe alle Nüancen von Rabenschwarz bis zu der hellsten zeigte. Einige der Frauen hatten so feine kaukasische Züge, daß, wenn man dieselben in einem anderen Lande gesehen hätte, man sie sehr wohl für englische oder amerikanische Schönheiten hätte halten können. Andere dagegen waren von abschreckender Häßlichkeit. Ebenso verschieden wie ihr Ansehen war auch ihre Garderobe; während einige sehr anständig gekleidet waren, bestand die Kleidung vieler nur aus wenigen, um den Körper hängenden Felllappen. Von Kangamiut aus besuchten wir schließlich noch den circa 12 Meilen langen Ewigkeitsfjord. Die vielen Berichte über die Gefahren, die mit der Bereisung dieses Fjordes verbunden sein sollten, hatten uns hauptsächlich zu dieser Fahrt veranlaßt. Wir bekamen einen tüchtigen Führer von Kangamiut, zu welchem unsere Leute großes Vertrauen hatten. Der äußere Theil des Fjordes bot wenig von Interesse dar, aber je weiter wir in denselben hinein kamen, desto mehr änderte sich die Scenerie. Auf

einer längeren Strecke war der circa $1/2$ Meile breite Fjord von 4000 bis 5000 Fuß hohen, beinahe lothrechten Felswänden eingeschlossen. Jede Kluft zwischen den einzelnen Höhenzügen war mit größeren oder kleineren Gletschern angefüllt, welche ununterbrochen die im Fjorde treibenden Eismassen vermehrten; über dem Rande der steilen Klippenwände hingen gigantische Eismassen, deren frische Brüche erkennen ließen, daß große Stücke herabgestürzt waren. Nichtsdestoweniger machte sich das Thierleben recht bemerkbar; neugierig kamen die Köpfe vieler Seehunde an die Oberfläche des Wassers, und große Scharen von Seevögeln ließen auf einen ungewöhnlich großen Fischreichthum schließen. Am Mittag, den 5. September, als wir den innersten Theil des Fjordes verließen, wurden wir von einer unvorhergesehenen Unannehmlichkeit überrascht; infolge der Windstille war der ganze Fjord mit einer dünnen Eiskruste bedeckt. Unsere Grönländer waren darüber sehr muthlos geworden, und es bedurfte allen Zuredens, um dieselben zum Weiterrudern zu bewegen, denn noch eine Nacht Frost bei stillem Wetter, und wir wären hier vom Eise eingeschlossen worden. Spät Abends waren wir bereits aus dem gefährlichsten Theile des Fjordes hinaus und in offenes Wasser gekommen. Kurz vorher hatten wir zwei Kajakleute getroffen, welche uns nachgesandt worden waren, um die Nachricht zu überbringen, daß das Barkschiff „Thorwaldsen" bereits in Sukkertoppen angekommen sei und mit Sehnsucht unsere Rückkehr erwarte.

Mit dem Resultat unserer Expedition können wir sehr zufrieden sein, denn das ganze eisfreie Land der Breitenparallele zwischen Holsteinborg und Sukkertoppen, oder ein Terrain von 300 bis 400 Quadratmeilen ist, mit Ausnahme einiger kleinen Fjorde des südlichsten Theiles, kartirt worden. Unsere mineralogischen, zoologischen und botanischen Sammlungen sind sehr reichhaltig; mehrere, früher für Grönland sehr seltene Süßwasserschnecken sind von uns gefunden worden, und unter den Pflanzen befinden sich viele werthvolle und einige bisher in Grönland noch nicht gefundene Arten. Mit dem Frauenboot haben wir vom 8. Juni bis 7. September zwischen 200 bis 250 Meilen zurückgelegt.

Am 10. September verließen wir Sukkertoppen, und nach einer sehr glücklichen Reise kamen wir am 29. September wieder in Kopenhagen an.

Das Rügenwalder Amt.

Von Dr. Zechlin.

I.

Zwischen dem Kösliner und Stolper Kreise dehnt sich ein ca. 45 km von Westen nach Osten hin erstreckender Landstrich aus, welcher größtentheils zum ehemaligen Rügenwalder Amte gehört und jetzt den nördlichen Theil des Schlawer Kreises bildet. Außer den Amtsdörfern liegen noch drei Städte, Schlawe, Rügenwalde und Zanow, sowie einige adlige Dörfer in diesem Gebiete, die wir, obgleich sie nicht zum Amte gehören, in unsere geographische Schilderung hineinziehen. Die nördliche Grenze bildet die Ostsee, die in historischer Zeit zwar dem Rügenwalder Hafen vielen Schaden gethan und an einer anderen Stelle manchen Fuß Erde weggerissen, aber doch im großen und ganzen dieselbe Küste sich bewahrt hat. Im Westen grenzt der Kösliner, im Osten der Stolper Kreis an den Schlawer. Als Südgrenze nehmen wir die alte Landstraße, die jetzige Chaussee, welche von Köslin über Zanow nach Schlawe und Stolp führt und früher einen Theil der großen Poststraße von Berlin nach Königsberg bildete.

Das so umschriebene Gebiet ist fast ganz eben; es fällt sanft nach der Ostsee zu ab, über deren Spiegel es durchschnittlich 20 m hoch liegt. Die Ausläufer des hinterpommerschen Höhenzuges reichen nicht heran, nur zwischen Nemitz und Panknin erheben sich die sogenannten Heidberge; nördlich davon dehnt sich ein kaum hügelig zu nennendes Land aus, von zwei Flüssen, der Wipper und der Grabow, durchflossen, welchen die übrigen kleinen Bächlein tributär sind. Erst 2 km von der Küste erhebt sich östlich von Rügenwalde ein Höhenzug, der sich mit kleinen Unterbrechungen bis zum 115 m hohen Revekohl im Stolper Kreise hinzieht. Ich will diesen Höhenzug, der 60 bis 70 m hoch ist, den Küstenhöhenzug nennen. Vor diesem liegen nun eine Reihe von Küstenseen, durch Wiesen und Bäche getrennt, die sich auch im Westen des Höhenzuges fortsetzen. Es sind dies der Buckower, Vitter und Vietziger See. Solche Seen und Niederungen charakterisiren die ganze Küste Hinterpommerns.

Geologisch gehört dieser ganze Landstrich dem Diluvium an, welches auf einem zur tertiären Schicht gehörigen Thonlager ruht; einzelne Ausnahmen werden weiter unten erwähnt werden. Es besteht in unserem Distrikt aus Thon, Mergel, Lehm und Sand, namentlich die untere Schicht desselben bildet ein Thon, der, frei von Geschieben, heller oder dunkler gefärbt ist. Da das Diluvium hier von diluvialem Sande frei geblieben ist, gehört dasselbe zu den gesegnetsten Landstrichen Pommerns. Mit geringen Unterbrechungen zieht sich durch das ganze Amt von Osten nach Westen ein breiter Streifen tiefen und reichen Weizenbodens, der nur mitunter an Entwässerung leidet. Daher ist bei großer Nässe die Beackerung schwer und ebenso wird der Acker bei großer Trockenheit hart und rissig. Doch ist seine Fruchtbarkeit und seine Vegetationskraft, welche noch durch den Einfluß der Seeluft gesteigert wird, eine große. Infolge dessen sind auch die Bewohner dieser Gegend wohlhabend und ein behäbiger Menschenschlag; das Amt selbst war nächst dem Kolbatzer das wichtigste in Pommern; es brachte schon im Jahre 1780 dem Staate 40 000 Thaler ein, nur an der Südgrenze und in einzelnen sandigen Strichen findet sich ein leichterer Boden, der aber auch immer sicher Roggen und Hafer trägt [1]).

---

[1]) Schon der alte Angelius à Werdenhagen rühmt die Fruchtbarkeit des Rügenwalder Amtes. Er schreibt darüber: Rügenwaldium in finibus maris situm propter commoditatem situs Pommeranice illius partis versus Vandaliam metropolis habetur quum inde omnis generis commercia ad victum et amictum facientia petantur. Schlagam quidem habet vicinam urbem sed commoditate loci longe

Gehen wir nun nach dieser allgemeinen Charakteristik zur näheren Schilderung über und betrachten zunächst das Land westlich der Grabow, dann das Gebiet zwischen Grabow und Wipper, das Wipperthal selbst mit seinen beiden Städten, ferner den Küstenhöhenzug, der die Wasserscheide zwischen Wipper und Ostsee bildet, endlich die Südgrenze unseres Amts.

Die Grenze zwischen dem Kösliner Kreise und dem Rügenwalder Amte bildet ein kleines Bächlein, Grenzbach genannt, der in den Buckow'schen See mündet und der die kleinen Rinnsel und Gräben der ganzen Gegend, die sich mit wenig Gefäll in ihn ergießen, aufnimmt. Dicht an der Kreisgrenze liegen die Dörfer Eventhin und Wandhagen, beides Abteidörfer (s. unten) und namentlich ersteres von fruchtbarem Ackerfelde umgeben. Ungefähr in der Mitte zwischen Grenzbach und Grabow liegen in der Richtung von Süden nach Norden die beiden großen Hägerdörfer Wyk und Abtshagen, die eine lange Straße bilden und sich unmittelbar an einander anschließen.

Man wandert fast eine Stunde an einzelnen, freundlich gelegenen Gehöften, die von wohlhabenden Bauern besetzt sind, vorbei. Die Einwohnerzahl beider Dörfer beträgt gegen 1600. Wie der Name Wyk, der Seebucht bedeutet, hier ins Innere des Landes kommt, weiß ich mir nicht zu erklären. Möglich, daß die Einwanderung aus vorpommerschen Dörfern gleichen Namens erfolgte und die neuen Ankömmlinge aus Pietät den Namen ihrer alten Heimat auch der neuen beilegten.

Von der in Rede stehenden Gegend gilt besonders, was schon in der Einleitung angedeutet wurde, daß der Boden sich mehr für Roggen als für Weizen eignet, besonders sind die südlichen Striche um Karnkewitz herum sandiger Natur; erst mehr nördlich wird Weizenbau mit Erfolg getrieben. Die Bauern haben im ganzen Amte die alte Dreifelderwirthschaft aufgegeben und die Schlagwirthschaft angenommen, allerdings nicht in so regelmäßiger Fruchtfolge wie die größeren Domänen. Diese wirthschaften gewöhnlich in sechs bis acht Schlägen, in denen bei einmaliger Düngung während der Rotation die Hälfte, bei zweimaliger Düngung aber mehr als die Hälfte der Schläge trägt. Aus jeder Düngung werden zwei bis drei Saaten genommen. Wir wählen als Beispiel einer Fruchtfolge ein Gut von sieben Schlägen: erstes Jahr: Brache (gedüngt); zweites Jahr: Weizen (oder Rübsen); drittes Jahr: Roggen (oder Weizen); viertes Jahr: Erbsen und Hackfrüchte (gedüngt); fünftes Jahr: Hafer und Gerste mit Klee; sechstes Jahr: Mäheklee; siebentes Jahr: Weideklee. Nur an den Flußthälern sind gute und genügende Wiesen vorhanden, die übrigen Dörfer und Güter haben Mangel daran.

Im Norden zieht sich zwischen den vorher genannten Grenzen an der Küste der Buckowsche See entlang, im Süden von den Feldmarken Belkow, Steinort und Büssow eingefaßt. Letzteres ist eine Domäne; in dem sonst fruchtbaren Acker befinden sich häufig sogenannte Riegen, das sind tiefe, grabenartige Einschnitte, welche mit Strauchwerk besetzt sind. An den Ufern des Sees sind schilfreiche Wiesen, namentlich erfreut Butomus umbellatus das Auge; in dem Schilfe nisten viele wilde Entenschwärme; der See selbst ist reich an Fischen. Er ist 9 km lang und im ganzen 17 437 qkm groß; da die Belkowsche Forst an seine Ufer tritt, hat er theilweise bewaldete Ufer. Früher ist dies in noch größerem Grade der Fall gewesen, denn das Dorf Buckow, das an seinem östlichen Ende liegt und dessen Namen er trägt, bedeutet Buchenort. Auf der langgestreckten Nehrung, die ihn vom Meere scheidet, liegen, von aller Welt verlassen, die Fischerkathen von Damkerort.

Oestlich, wo ein Mühlenbach in ihn mündet, liegt das hübsche Dorf Seebuckow: schon von weitem sieht man die alles dominirende Kirche, um welche sich das Dorf halbkreisförmig anschließt. Die Kirche ist hübscher, als sonst pommersche Landkirchen zu sein pflegen; sie ist dreischiffig und durchweg gewölbt. Das Altarbild ist dreitheilig, Maria und die Apostel darstellend; mehr interessirt uns auf der Rückseite das Bild des letzten Abtes Heinrich Kresse. Bis vor kurzem befanden sich auch in der Kirche die Originalgemälde des hier 1617 verstorbenen Herzogs Georg III. und Bogislav XIV.; beide Bilder hat das pommersche Museum in Stettin für 60 Mark angekauft. Von den Bildern der Pastoren fällt eins auf mit der Unterschrift aus Horaz: mors ultima linea rerum. Unter dem Schalldeckel der Kanzel ist das Wappen des lustigen[1] Bischofs Ulrich angebracht, dessen Devise in deutlicher Schrift hervortritt: deus protector meus 1618.

Dicht bei der Kirche findet sich die Stelle, wo die alte Cistercienserabtei gestanden hat; in wahrem Sinne des Worts geht der Pflug über die Stätte; wo katholische Mönche Hymnen sangen, düngt ein evangelischer Pastor sein Roggenfeld. Das Kloster wurde kurz nach dem Jahre 1248 angelegt, dann im September desselben Jahres[2] verleiht Swantepolk II. dem Kloster Dargun einen Ort Bonsow, damit daselbst ein neues Kloster gegründet werde. Dieses Kloster wurde Buckow genannt; wo Bonsow gelegen hat, ist unbekannt, vielleicht ist es das heutige Büssow, Kantzow[3]) läßt das Kloster fälschlich schon 1231 gegründet sein; er fügt noch hinzu, daß dies die Wenden sehr verdrossen habe, sie hätten die Mönche verjagt und das Kloster niedergebrochen. Denn sie sahen, daß die Sachsen, so in Vorpommern kamen, so übermüthig und unbillig gegen ihre Landsleute, die Wenden, handelten, daß sie dieselben nicht allein von allen Aemtern und Würden stießen, sondern sogar aus den Städten und Dörfern verdrängten. Aber Herzog Swantepolk bestrafte die Thäter sehr hart, berief die Mönche wieder und setzte sie ein. In der Folge vermehrte sich der Grundbesitz des Klosters durch fürstliche Schenkungen reichlich; von den 52 Dörfern des Rügenwalder Amtes gehörten 24 der Abtei, welche den Namen Abteidörfer führten und größtentheils an der Grabow oder westlich davon lagen. Nach Einführung der Reformation wurde das Kloster und seine Güter zu den herzoglichen Domänen gezogen. Verschiedene Fürsten des Greifengeschlechts residirten hier oder hielten sich längere Zeit in dem wald- und fischreichen Reviere auf. So Georg III., Sohn Bogislav's des XIII., der sich in Zanow und Buckow erbsessen nennt, und Bogislav XIV.; beide verbrachten die Jahre 1612 bis 1614 hier, lebten wie Gutsbesitzer damaliger Zeit, gingen auf die Jagd und luden ihre Brüder zu fröhlichen Gelagen ein[4]). Zwischen Buckow und dem Strande schlug Herzog Bogislav IV. 1295 die Polen.

Oestlich von Buckow dehnt sich von der Kolonie Fichtenberg an ein hübscher Wald aus, der sich bis zum Wiesengebiete der Grabow erstreckt, über welches lange Dämme zu dem gegenüberliegenden Dorfe Petershagen führen.

cam exsuperat. Est quoque terra ea aquis irrigua, dives agris, pascuis et silvis, ut inde pecore piscibus, necessario frumento, butyro et melle et similibus rebus ad aliquod milliaria ubi non montosa est, satis abundet.

[1]) Hanncke, Kamminer Bischöfe, Baltische Studien XXX, S. 43.
[2]) Hasselbach, Codex Pomeraniae diplomaticus, S. 793.
[3]) Ed. W. Kosegarten I, S. 232. Ihm folgt Steinbrück in seiner Geschichte der pommerschen Klöster.
[4]) v. Bülow, Briefwechsel der Herzöge Franz, Bogislav und Georg. Baltische Studien XXVIII, S. 548 ff.

Am See selbst zieht sich ein sandiger Weg zur Küste hin; hier liegt das Fischerdorf Neuwasser mit ärmlicher Bevölkerung. Die Leute ernähren sich von Kartoffeln, Speck, Fischen und trockenem Brote. Zwischen dem See und der Grabow dehnt sich ein sumpfiges und mooriges Terrain aus, wie denn die Grabow durch verschiedene kleine Arme mit dem Binnensee und der Ostsee in Verbindung steht; es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich die Grabow in prähistorischer Zeit in dies Moor, welches früher unzweifelhaft See gewesen ist, ergoß; denn überall, wo einmal stehendes Wasser war, welches keinen starken Zufluß hat, so daß es sich das ganze Jahr auf demselben Niveau erhalten konnte, da setzten sich im Sommer und Herbst Pflanzen an. Stets ist eine Hauptbedingung zur Bildung solcher Moore die, daß kein starker Abfall des Terrains am Rande des Wasserbeckens existirt, denn sonst bleibt der Boden nicht lange genug überschwemmt, um einer solchen Sumpfvegetation Gelegenheit zum Ansatz zu geben. So versumpfte allmählich der See und es entstanden alluviale Bildungen, Torf und Moor, wie sie sich auch in unserem Gebiete hinter den Dünen entlang ziehen. Dieser Gefahr der Versumpfung oder Vertorfung ist jeder Strandsee ausgesetzt. Die Grabow, nachdem das Terrain versumpft war, durchbrach das kurze Defilé bei Suckow und ergoß sich nordostwärts in die Wipper. Denn Suckow liegt auf einer inselförmigen Erhöhung, auch nordwärts breiten sich alluviale Gebilde aus; daher der Name Suckow, das heißt: trockener Ort. Es ist ein altes Dorf, schon 1205 schenkte es Herzog Swantepolk dem Bischof von Kamin [1]). Später wurde es Eigenthumsdorf der Stadt Rügenwalde. Gerade gegenüber lag das ebenfalls in der angezogenen Urkunde genannte Dorf Zirawa; dasselbe ist verschwunden, aber der Ort, wo es gestanden, wurde noch zu Brüggemann's Zeit [2]) als Dorfstätte bezeichnet. Die Bauern in Suckow essen abweichend von den Bauern der übrigen Amtsdörfer ohne ihre Leute, sie haben ihren Herrentisch; jedoch Bauer bleibt Bauer, auch wenn er bis Mittag schläft, sagt ein pommersches Sprichwort: sie decken kein Tischtuch auf, essen aus einer Schüssel, schneiden mit ihren Taschenmessern das Fleisch und werfen die Knochen unter den Tisch.

Die Grabow, deren Name Weißbuche bedeutet und deren ganzer Lauf 112 km lang ist, durchschlängelt in anmuthigem Laufe ein breites Wiesenthal, zuerst in nordwestlicher, dann in nordöstlicher Richtung. Mit Ausnahme des ersten Dorfes Martinshagen, welches auf ihrem linken Ufer liegt, befinden sich alle Niederlassungen, nachdem sie den Neuenhagener Damm passirt hat, auf dem rechten. Denn das Thal auf dem linken Ufer ist einerseits zu breit, andererseits entsendet sie einen Mühlenbach, der fast eine Meile parallel mit ihr läuft und sich schließlich nach dem Buckowschen See wendet. Zwischen diesen beiden Flüssen war es nicht möglich, Ansiedelungen zu errichten, daher folgt auf dem anderen Ufer eine Reihe langgestreckter Hägerdörfer, Neuenhagen, Altenhagen, Petershagen und Preetz, d. h. das am Fluß gelegene.

In dem Dreieck, dessen Seiten Grabow und Wipper, und dessen Grundlinie die Chaussee von Zanow nach Schlawe bildet, befinden sich, abgesehen von den vorher erwähnten Dörfern auf dem rechten Grabowufer, wenige Niederlassungen, da ein großer Theil dieses Distrikts von weit ausgedehnten Waldungen eingenommen wird. Der ganze Abschnitt wird durch die alte Chaussee von Karwitz nach Rügenwalde in einen kleineren westlichen und einen größeren östlichen getheilt. An das Dorf Göritz, welches am Rande des Grabowthales aufgebaut ist, schließt sich das Göritzer Forstrevier mit der Unterförsterei gleichen Namens, daran das Damshagener Forstrevier mit der Unterförsterei Damshagen; beide gehören zur Oberförsterei Neu-Krakau, welche am Ausgange des Waldes, nicht weit vom Dorfe Altenhagen liegt. Zwischen beiden Waldrevieren befindet sich das große Schlawiner Moor; die kleinen Bäche fließen zur Grabow, nur dicht vom Dorfe Göritz aus geht die Motze zur Wipper. In trägem Laufe fließt sie durch Sümpfe und Wiesenterrain, daher die Feuchte genannt, bis sie bei Schlawe in den Hauptfluß fällt. Das langgestreckte Dorf Damshagen liegt in einer morastigen Gegend. An der vorher erwähnten Chaussee ist noch das Dorf Alt-Schlawin zu bemerken, welches in weiterem Umkreise auf allen Seiten von Eichen und Buchen umgeben ist.

In dem östlichen Theile zieht sich das große Alt-Krakowsche Forstrevier hin, an welches sich der Schlawer Stadtwald schließt; es wird im Süden durch die Eisenbahn von Schlawe nach Rügenwalde, im Norden von der Wipper begrenzt. Im vorigen Jahrhundert waren diese Wälder ein Hauptaufenthalt der Wölfe, aus welchen sie ihre Raubzüge gegen die Amtsdörfer unternahmen. Wir wollen nur den Schaden, den die Wölfe anrichteten, für ein paar Jahre anführen. In den fünf Jahren von 1738 bis 1744 fraßen die Wölfe im Eigenthum der Stadt Rügenwalde 52 Füllen, 1 Rind, 1 Schaf, 58 Schweine und 28 Gänse auf; im Eigenthum der Stadt Schlawe 8 Pferde, 4 Füllen, 4 Kühe, 3 Rinder, 3 Schafe und 2 Schweine; im Amte 118 Pferde, 184 Füllen, 5 Ochsen, 19 Kühe, 27 Rinder, 54 Schafe und 206 Schweine. Da der Durchschnittspreis für ein Pferd 10 Thlr., für ein Füllen 5 Thlr., für einen Ochsen 8 Thlr., für eine Kuh 5 Thlr., für ein Rind 2 bis 4 Thlr., für ein Schaf 16 Gr. und für ein Schwein 1 Thlr. 8 Gr. betrug, verursachten sie in diesen wenigen Jahren einen Schaden von 2300 Thlrn. Noch schlimmer wurde es während des siebenjährigen Krieges und kurz nach demselben. In kurzer Zeit wurden im Amte 250 Pferde zerrissen. Auf der Landstraße griffen die Wölfe sogar einen Bauer bei dem Dorfe Damshagen an, so daß dieser mit Noth zu Pferde nach dem Dorfe in Sicherheit gelangen konnte. Daher war es natürlich, daß die Bauern dem Räuber ihres Viehs mit großem Eifer nachstellten und im Winter gemeinschaftliche Jagden veranstalteten. Nach altem Brauch verrichteten sie das Treiben und Spüren gemeinsam, zu welchem jeder Bauer einen Mann stellte und das Dorf Preetz die Lappen fuhr. War ein Wolf aufgespürt, so wurden auf der Windseite Netze in Zwischenräumen aufgestellt, die ca. 50 Schritte lang waren. Die Netze waren mit Lappen oder Stricken verbunden; jedes Bund Lappen hatte eine Länge von 150 Schritten, an den Lappen waren weiße Fähnchen angebracht, um den Wolf zu schrecken. Die Treiber trieben nun den Wolf in die Netze, wo er erschossen wurde. Von den Prämien, die der Staat vertheilte, wurde das Wolfszeug angeschafft und in Ordnung gehalten [1]).

Die Eisenbahn nach Rügenwalde führt zunächst zu dem Dorfe Rötzenhagen, welches ungefähr 4 km lang ist, es liegt im Motzethal und ist von Eichen, Buchen und Wiesen umgeben. Dasselbe war ein adliges Dorf, dagegen gehört das benachbarte Järshagen zu den Amtsdörfern. Ueber dieses Dorf und die Sitten seiner Bewohner habe ich

---

[1]) Codex Pommeraniae dipl. S. 234.

[2]) Brüggemann, Beschreibung von Vor- und Hinterpommern 1784, S. 831.

[1]) Näheres über den Wolf in Pommern bei Schmidt, Baltische Studien XXIV.

an einer anderen Stelle in dieser Zeitschrift [1]) berichtet, nur einiges bleibt noch nachzuholen. Es ist ein langgestrecktes Dorf, durch dessen Mitte der kleine Grupenhagener Bach läuft, der, durch den großen Grupenhagener Bach verstärkt, in die Wipper vor ihrer letzten Wendung nach Norden fließt. Der Acker des Dorfes hat eine strenge Lehmkrume, die Wiesen meistens torfigen Untergrund und tragen saure Gräser. Daher wird nur wenig Viehzucht getrieben, Schafe giebt es gar nicht. Die Bewohner sind ihren alten Sitten treuer geblieben wie die der Nachbardörfer; sie sind am dunklen Teint und dunklen Haaren kenntlich. Ob aber deshalb ihre Vorfahren Wenden waren, möge dahingestellt bleiben; es wäre doch auffallend, daß sich in einem Dorfe mit deutschem Namen, dessen Bevölkerung auch deutsche Namen trägt, die wendische Bevölkerung gehalten haben sollte. Am rothen Halstuch und an den Holzpantoffeln werden die Järshagener Leute schon von weitem auf dem Markte zu Rügenwalde erkannt. Im übrigen leben die Bewohner nebst ihren Leuten gut, die Ernte wird für eine Festzeit gehalten, zu welcher in allen Haushaltungen Kuchen gebacken wird. Das Dorf hieß noch im Jahre 1611 Järslaffshagen. Es lagen früher auf der Feldmark noch drei Dörfer, welche Renkenhagen, Wulfshagen und Kropshagen hießen, von denen aber keine Spur mehr zu finden ist.

Das Terrain, welches bis Järshagen allmählich gestiegen war, fällt jetzt rascher zur Wipper ab. Der Bahnhof Nötzenhagen liegt noch 25,5 m und Järshagen 27 m hoch, dagegen Schöningswalde, die letzte Bahnstation vor Rügenwalde, nur noch 19,9 m und Rügenwalde (Bahnhof) 2,3 m hoch. Das Dorf Schöningswalde ist ein Koloniendorf und wurde im Jahre 1753 im Bezirke des Rügenwalder Stadtwaldes angelegt und mit Familien aus dem damaligen Westpreußen besetzt. Seinen Namen hat es von dem Präsidenten der pommerschen Kammer, Hans Friedrich von Schöning († 1787), erhalten.

In diese und andere Dörfer des Amtes werden im August und September Tausende von Gänsen getrieben, welche vom pommerschen Landrücken und noch weiter östlich aus Polen kommen, wo sie gezüchtet werden; sie werden von den Bauern fett gemacht, geschlachtet, entfedert und nach Rügenwalde verkauft, von wo sie dann in alle Weltgegenden versandt werden. Obgleich sie nicht im Amte aufgezogen werden, zeichnen sie sich doch durch Größe und Körpergewicht aus, daher das Sprichwort: Hei hefft synen eignen Kopp als die rügenwollschen Gäns'. In früherer Zeit wurde eine bestimmte Quantität geräucherter Gänsebrüste an den Königlichen Hof nach Berlin geschickt; wie denn Friedrich Wilhelm I. (1728) an den Minister von Massow schrieb: „Ich habe auch von dem Kieselbach [1]) aus Rügenwalde die sechs Spickgänse bekommen und bin Euch für die Bestellungen dieser pommerschen Delikatessen obligirt. Ihr werdet hiernächst die Anstalt machen, daß in einigen Wochen wiederum welche geschickt werden."

[1]) „Globus", Bd. 45, Nr. 18.

[1]) Derselbe wird auf der Glocke zu Järshagen rerum bellicarum et civilium consiliarius genannt.

Kürzere Mittheilungen.

Die afghanische Grenzkommission.

Die englische, zur Festsetzung der Nordgrenze Afghanistans von Indien ausgesandte Kommission, welche zuletzt von Kusan (westlich von Herat, an der persisch-afghanischen Grenze) Berichte sandte, scheint in wissenschaftlicher Beziehung sehr befriedigende Ergebnisse gehabt zu haben. Der Naturforscher Dr. Aitchison und der Geologe Herr Griesebach sind sehr zufrieden mit den Resultaten ihrer Forschung; selbst aus den kahlen Wüsten von Belutschistan hat Dr. Aitchison verschiedene werthvolle Funde schicken können. Ebenso hat man sehr wichtige Nachrichten über die Verbindungsmittel eingezogen, und der Weg, den man zurückgelegt hat, wurde durch die Vermessungsabtheilung (Major Holdich, Kapt. Gore und Lieut. Talbot) aufgenommen. Wenn auch einzelne Theile, wie Seistan und der Helmand, schon vorher kartirt waren, war doch der nördlich von Seistan gelegene Theil, durch den die Kommission gezogen ist, vollkommene terra incognita, während auch zwischen Quetta und dem Helmand nur allgemeine Rekognoscirungen ausgeführt waren. Jetzt hat man eine ununterbrochene Vermessung in Verbindung mit der indischen Aufnahme über 760 Meilen fortgeführt und einzelne feste Punkte dort viel besser bestimmt, als durch astronomische Beobachtungen allein möglich gewesen wäre. Durch die ersten 300 Meilen wurde eine regelmäßige Triangulirung fortgeführt, dann war dies wegen einiger nebeliger Tage nicht mehr möglich; doch waren später die Terraingestaltung und die klimatischen Verhältnisse den Vermessungen wieder förderlich, da die Richtung des Weges beinahe vollkommen nördlich war und man die direkten Messungen durch astronomische Breitenbestimmungen leicht verificiren konnte. Die Grenzbestimmungsarbeit der Kommission hat von Kusan angefangen, und es ist ein Glück, daß dieser Punkt direkt mit der indischen Vermessung in Verbindung gebracht worden ist.

Der Weg der Kommission führte von Quetta durch das nördliche Belutschistan über Nuschki, Band, Gaztschah, wo die Trapformation beginnt, nach Rudbar am unteren Helmand und von dort ziemlich genau nordwärts nach Herat und Kusan. Von Rudbar an bis nach Herat war der Weg nicht derart, daß irgend ein General daran denken würde, Gebrauch von demselben zu machen. Nach links hin verläuft er längs einer Wüste; man findet nirgends Nahrungsmittel und an manchen Stellen fehlt das Wasser. Alle Vorräthe müssen aus den zur Rechten gelegenen Distrikten Fara und Sebzawar herbeigeschafft werden; wenn die Bewohner jedoch freundlich gesinnt sind, ist der Weg durch ihr Gebiet viel kürzer; wenn sie feindlich sind, könnte keine Armee es wagen, den Weg längs der Wüste einzuschlagen, auch wäre es unmöglich, eine Eisenbahn längs dieses Weges anzulegen. Wenn jemals eine Bahn über den Helmand nach Herat angelegt werden soll, so wird sie etwa von Rudbar gerade durch die Wüste nach Chasch und Fara laufen müssen.

Ueber das Vorkommen von Wasser in der Wüste von Nord-Belutschistan schreibt Major Holdich im Januarheft der „Proceedings": Soweit die Trapformation sich erstreckt, fand man immer Wasser in mäßiger Tiefe (zwischen 10 und 30 Fuß), indem man Brunnen abteufte, und das Ausgraben der Erde war leicht; doch sobald man diese Formation verlassen hatte, war das Wasser, obwohl der Oberfläche näher gelegen, viel schwerer zu erreichen. Die Oberfläche dieses wellenförmigen Landes scheint das zu sein, was man in

Indien Kunkar nennt, oder doch eine sehr verwandte Art einer harten Ablagerung. Die Rinde ist nicht dick, manchmal nur einige Zoll, manchmal einen Fuß; darunter kommt feuchter Sand und Wasser, welches wahrscheinlich hauptsächlich durch den jährlich im benachbarten Gebirge fallenden Schnee geliefert wird, außerdem aber von der Kondensation der in den östlich und südlich gelegenen weiten Flächen (welche durch einen gelegentlichen Regen in ausgedehnte Seen verwandelt werden) verdampften Feuchtigkeit herrührt.

Bei Band (25 engl. Meilen von Nuschki) hatte man, wie der Name sagt, einen Damm quer durch das Bett eines Nullah (Wasserlauf) gebaut, so daß eine bedeutende Menge Wasser aufgestaut wurde. Der Quantität nach bestand kein Mangel; doch man kann sich die Beschaffenheit der Flüssigkeit vorstellen, wenn man bedenkt, daß dieselbe auf meilenweiten Abstand den Sammelpunkt für alles, was in der Wüste kreucht und fleucht, abgiebt. Wenn man es sorgfältig filtrirte, konnte man wohl die Würmer und größeren Thiere entfernen, aber weder Kochen noch chemische Behandlung waren im Stande, dasselbe schmackhaft zu machen. Gewöhnlich findet man neben den Stellen, wo Wasser angetroffen wird, keine menschliche Wohnungen, nur gelegentlich ein Ziarat, den Aufenthaltsort eines Einsiedlers. Um sich eine solche Hütte vorzustellen, thut man am besten, an ein umgekehrtes Vogelnest zu denken, der obere Theil ist mit allerlei grob auf Leinwand gemalten Sprüchen oder auch nur mit einigen bunten Lappen geschmückt. Daneben sieht man Thierhörner von manchmal ansehnlicher Größe, die als Opfer dargebracht sind. Im Inneren findet man viele Gaben der Gläubigen, bunte Steine aus der Wüste, allerlei kleineres Hausgeräth, kleine Wiegen, welche geopfert sind, um die Erfüllung der Wünsche mancher Gattin zu erreichen.

Manche der Ziarats sind vermuthlich zum Schutz gegen die herrschenden Winde größtentheils in den Boden versenkt und eine lange Rampe führt zu dem drei bis vier Fuß unter der Erdoberfläche gelegenen Eingang. Bei einem der Ziarats zwischen Nuschki und dem Helmand findet man das Grab eines berühmten Einsiedlers, des Schah Ismail, umgeben von der letzten Ruhestätte vieler frommer Mohammedaner, die sich hierher bringen ließen, um den letzten Schlaf in heiliger Nähe zu schlafen. Das heilige Grab wird umschlossen von einer aus Lehm aufgeführten krenelirten Mauer und beschattet von zwei verkümmerten Tamarisken. Die gewöhnlichen Stangen, an denen bunte Lappen und lange mit Schellen gezierte Wimpel flattern, dienen als Schmuck; lustig ertönten die Glöckchen weithin in die Wüste. Eine sehr unangenehme Beigabe der meisten Ziarats, wenigstens für die Eingeborenen, ist der „böse Blick", den die Fakirs häufig besitzen sollen.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Am 2. Januar ist von Kapitän Chüden das von den Flüssen Bramia (Bramaia) und Dubreka umschlossene Land Capitay an der Westküste Afrikas, wo die Stuttgarter Firma Colin interessirt ist, unter deutsches Protektorat gestellt worden. So viel wir aus den uns zu Gebote stehenden Karten ersehen können, sind darunter Küstenstriche und Inseln zu verstehen, welche etwa zwischen 9° 40′ und 9° 50′ nördl. Br., nördlich von den britischen Losinseln und an der Mündung des weit aus dem Inneren (von der Stadt Labi her) kommenden Flusses Konkurray, liegen. Nur die Küste ist uns dort bisher oberflächlich bekannt, das Innere noch ganz unerforscht; erst 200 und mehr Kilometer landeinwärts wird man auf Gebiete treffen, welche von Engländern und Franzosen besucht worden sind. Ueber den kommerziellen Werth des Inneren (Futa Djalon) sind die Augenzeugen sehr getheilter Ansicht: während die Franzosen dort auf reichen Gewinn hoffen, schildert Dr. Gouldsbury die Zustände als sehr ärmlich und elend (vergl. „Globus", Bd. 41, S. 206). Dasselbe deutsche Schiff nahm nach neueren Nachrichten (Berliner Tageblatt vom 7. Februar) auch Besitz vom Lande Koba, dem Küstenstriche nordwestlich von Capitay bis zum Taboriaflusse. Insgesammt ist die unter deutschen Schutz gestellte Küste etwa 60 km lang und wird sowohl im Nordwesten als auch im Südosten von französischen Besitzungen begrenzt. Nördlich von Koba liegt das Land Bramaja, dessen Herrscher schon mit den Franzosen paktirt hat. Die Bewohner jener Striche gehören zu dem großen Stamme der Susu-Neger. Das bergigere Capitay soll reich an Metallen sein, das flachere Koba gut angebaut. Ob sich dort Plantagen mit Vortheil werden anlegen lassen, ist noch eine offene Frage. Produkte sind vorzugsweise Kautschuk und Kopal, sodann die im ganzen Sudan hochgeschätzte Kolanuß, die aber schwerlich einen Exportartikel abgeben wird und schon an Ort und Stelle so theuer ist, daß eine Nuß von der Größe einer Wallnuß auf ca. 30 Pfennige nach unserem Gelde zu stehen kommt. In dem Verkehr der Susu-Neger hat die Kolanuß eine interessante symbolische Bedeutung: erhält der Gast von einem Neger, dem er einen Besuch macht, zwei weiße Nüsse, so darf er sich als gern gesehen und wohlbehütet betrachten; eine schwarze Nuß dagegen bedeutet, daß er sich schnell fortzumachen habe. Obwohl der dortige Handel augenblicklich noch ausschließlich auf dem Tausche beruht, gilt doch bereits der Dollar als Werthbasis; es dürfte jedoch nur kurze Zeit währen bis zur vollständigen Einführung des Handels auf dem Münzsystem. Es wird sich dann für das Silber ein sehr bedeutendes Absuhrgebiet eröffnen, da das Silber bei den dortigen Bewohnern ungleich beliebter ist als das Gold. Sehr zweckmäßig wird dann die Prägung einer Silbermünze sein, welche dem Werthe des Dollars entspricht, also eines Viermarkstückes, wie es gleichwerthig die Franzosen in dem Fünffrancsstücke bei ihrem Handel in Nordwestafrika benutzen. — Das Klima in der neuen Kolonie soll für Europäer durchaus zuträglich sein, d. h. nicht unmittelbar an der Küste.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVII. № 11.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXI.

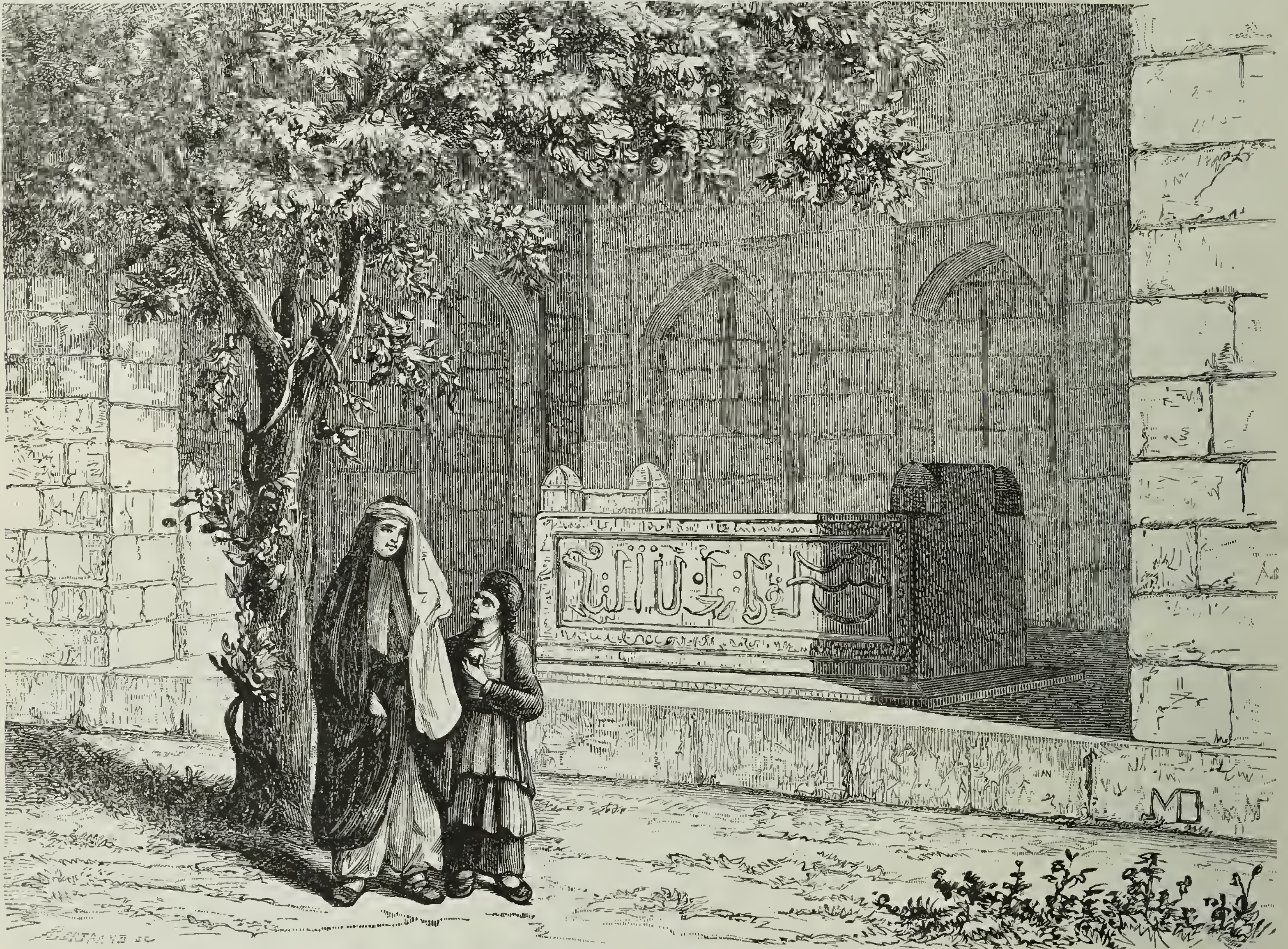
(Die Abbildungen, wenn nichts Anderes bemerkt, nach Photographien der Mme. Jane Dieulafoy.)

Der 14. Oktober, an welchem Mr. Blackmaure fieberfrei war, wurde zu einem Besuche der Grabstätten der beiden berühmten Dichter benutzt, deren Geburtsort Schiraz zu sein sich rühmt: des Saadi (gestorben 1291) und des Hafiz (gestorben 1389). Das Grabmal des letzteren liegt in dem Garten Hafizieh, eine halbe Stunde nordöstlich der Stadt am Eingange eines fruchtbaren Thales, aus welchem ein breiter Kanal in die Ebene von Schiraz hinunterfließt. Den Mittelpunkt dieser Anlage bildet der Sarkophag des Dichters, in dessen Achatplatten zwei Lieder von ihm eingegraben sind, und ringsum haben sich schwärmerische Verehrer desselben bestatten lassen. Hafiz wurde zu Anfang des 14. Jahrhunderts zu Schiraz in niedriger Lebenslage — er soll Bäcker gewesen sein — geboren, schwang sich aber durch sein Talent rasch empor, studirte Theologie und Rechtskunde, wurde ein gründlicher Kenner des Koran und lehrte denselben in einer Schule, die der Großvezir Hadschi Kawameddin Mohammed Ali eigens für ihn erbaut hatte. Seine Werke bilden eine erst nach seinem Tode veranstaltete Sammlung von 569 Ghazelen, die noch heute, obgleich mit Vergleichen und Hyperbeln überladen, sehr populär sind. Stellenweise sind sie so dunkel, daß sie neben dem Koran als Orakel benutzt werden. Aufs Gerathewohl schlägt man seine Lieder auf, wie im Mittelalter die Aeneide Virgil's (sortes Virgilianae), um aus dem ersten Verse, auf welchen das Auge fällt, sich eine Antwort auf irgend einen Gedanken oder einen Wunsch zu entnehmen. Zum ersten Male soll man zu diesem Verfahren seine Zuflucht genommen haben, als die Gottesgelehrten und Mollahs von Schiraz dem Dichter ob seiner allzu freien Weltanschauung das ehrliche Begräbniß verweigern wollten; auf Andrängen seiner Freunde beschloß man, seine Lieder zu befragen, und nach einander stieß man auf zwei Stellen, in welchen er offen seine Fehler bekannte, aber sich dennoch selbst einen Platz im Paradiese zusicherte. Der Zufall hatte über die Brutalität der Pfaffen gesiegt. Noch heute wissen die Gelehrten seine Oden auswendig und der gemeine Mann liebt es, wenigstens die bekanntesten Ghazelen herzusagen; selbst der ärmste Schlucker kennt von Hafiz irgend welche mehr oder minder geistreiche Anekdote.

In derselben nordöstlichen Richtung liegt eine halbe Stunde weiter von der Stadt entfernt das Grab Saadi's (1184 bis 1291), des berühmtesten didaktischen Dichters der Perser, des Verfassers des „Diwan", des „Gulistan" (Rosengarten), des „Bostan" (Baumgarten) und kleinerer Gedichte. Dasselbe, ein Sarkophag von weichem, mit Inschriften geziertem Kalksteine, erhebt sich in einer Kapelle, vor welcher ein viereckiger Hof liegt; die ganze Anlage soll zur Zeit Kerim Chan's erbaut oder wenigstens restaurirt worden sein. Scheich Moslih ed-din Saadi oder einfach der Scheich genannt, aus Schiraz gebürtig, durchreiste große Theile von Asien, nahm an den Kämpfen gegen die Kreuzfahrer theil, deren Gefangener er einige Zeit lang war, und verfaßte nach seiner Heimkehr die prosaischen und poetischen Werke, die, leichter zu verstehen als die des Hafiz, sich in aller Händen befinden; die Kinder lernen ebenso

am Gulistan, wie am Koran das Lesen. Sie sind in reiner, zierlicher und dabei einfacher Sprache abgefaßt, und nicht mit den bei seinen Landsleuten sonst so beliebten Hyperbeln und schwulstigen Redefiguren überladen; nur eine Schattenseite haben manche Lieder, welche den Persern freilich nicht als solche erscheint und eine Folge der Reserve ist, welche der Islam den Dichtern im Verhältnisse zu den Frauen auferlegt: das Lob der Knabenliebe.

Der 16. Oktober brachte eine Einladung zu dem Leibarzte (Hakim Baschi) des jugendlichen Gouverneurs von Schiraz, Sohnes des Prinzen Zelle Sultan. Der Sohn dieses Leibarztes war einer der ersten gewesen, welcher die Reisenden in Schiraz begrüßt hatte; obwohl Schüler des französischen Doktors Tolozan, und erst 25 Jahre alt, gab er sich doch nach Landesbrauch ein möglichst würdiges Ansehen durch einen gewaltigen Kaschmirturban, ein Gewand von grauer Wolle und einen violettseidenen Mantel. Uebrigens hatte auch er Aussicht auf die Stelle des Leibmedicus des Statthalters; denn dieselbe hatte sich schon seit mehreren Generationen in seiner Familie vom Vater auf den Sohn vererbt. Die persische Arzneikunde ist wenig werth; denn Anatomie dürfen ihre Jünger nicht treiben, da sie sich durch das Blut der Leichen verunreinigen würden. Merkwürdig ist es, daß sie dabei den Steinschnitt mit Erfolg auszuführen verstehen. Sonst begnügen sie sich damit, einige Altweibermittel und ein paar von Avicenna mitgetheilte Recepte zu verschreiben. Natürlich stehen sie gegen europäische Kollegen ganz gewaltig zurück, fürchten deren Konkurrenz und erlauben ihren Patienten höchstens, wenn es zum Sterben geht, einen Europäer hinzuzurufen. Andererseits zeigen auch die Patienten oder doch deren Familien sehr wenig Neigung, einen fränkischen Arzt an ein Krankenbett treten und dort seine Untersuchungen vornehmen zu lassen. Wenn man nun einerseits von den persischen Aerzten keine großen Kenntnisse fordert, so bezahlt man sie andererseits auch schlecht: wenn nach langer Krankheit schließlich Heilung erfolgt, so bezahlt der Mittelstand für jeden Besuch etwa 40 Pfennige, und wer zu handeln versteht, nur halb so viel. Hohe Geistliche bezahlen sogar gar nichts und verheißen zum Lohne nur ihren Schutz und Beistand; trotzdem wird ihre Kundschaft von den Aerzten sehr gesucht, weil dieselbe indirekten Nutzen gewährt.



Grabmal des Dichters Saadi in Schiraz. (Nach einer Zeichnung Dieulafoy's.)

Bei dem Besuche, den die Reisenden dem Hakim Baschi abstatteten, führte dieser Mme. Dieulafoy in sein Anderun, wo die Frauen des Vaters und des Sohnes, sowie junge Mädchen aus verschiedenen Familien zusammen in guter Eintracht zu leben schienen. Obwohl sie kurz vorher schon gespeist hatte, mußte sie doch von den Chanums nochmals Kaffee, Thee und dergleichen annehmen, währenddessen dieselben ihre groben Lederschuhe untersuchten, die Riemen daran auflösten, um die Messinghäkchen von nahem zu besichtigen, ihren Filzhut betasteten, die Taschen umkehrten und deren Inhalt höchlichst bewunderten. Das Taschentuch besonders erregte ihr Erstaunen und sie hielten es für einen Gebetteppich. Als sie dann seine Bestimmung erfahren hatten, mußte ihnen Mme. Dieulafoy wiederholt den Gebrauch des-

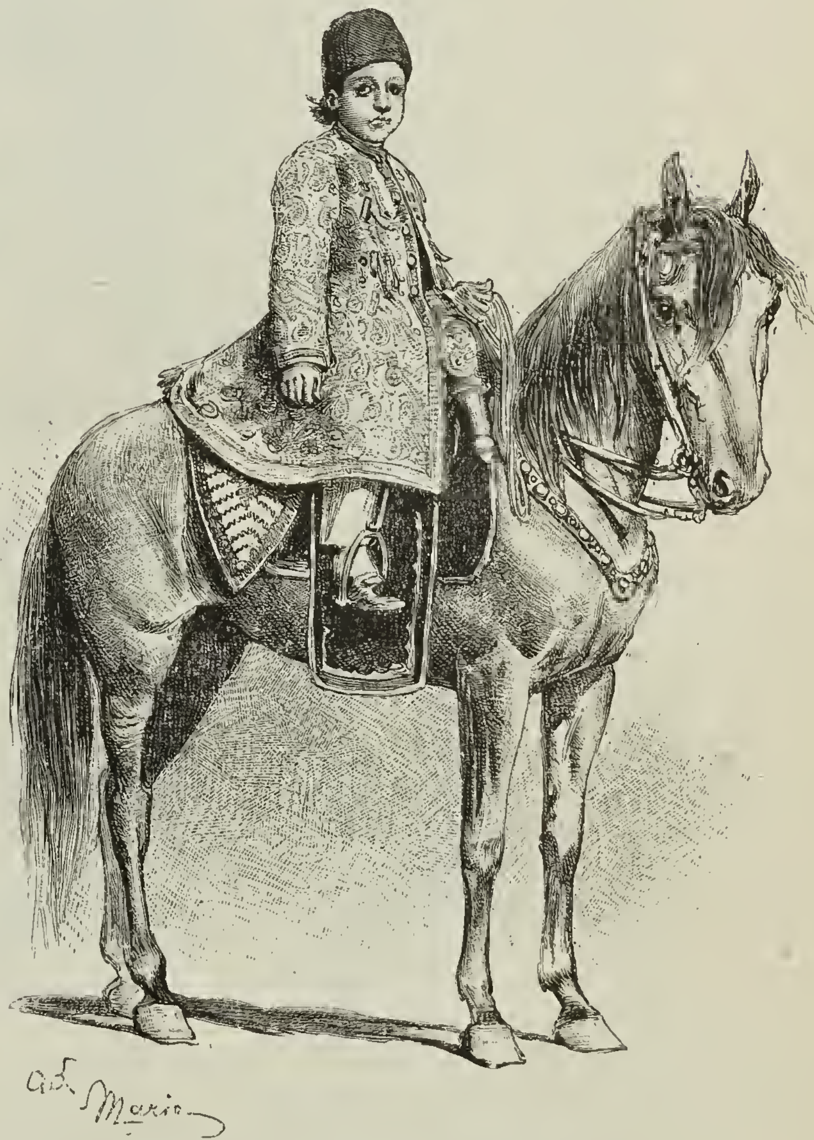
selben vormachen; denn eine Perserin hält es für unmöglich, daß man sich zu diesem Zwecke eines anderen Dinges als der Finger bedienen könnte. Die Tracht dieser Frauen unterschied sich wenig von derjenigen der Ispahanerinnen; nur ist der Rock länger und reicht bis zum Knöchel herab.

In diesem Andernn sowohl als auch Abends in Mr. Blackmaure's Garten hatte die Reisende Gelegenheit, ihre photographische Kunst zu üben; denn als sie heimkehrte, fand sie dort den kleinen Prinzen, der auf Befehl seines Vaters das Fiebernest Schiraz mit den gesunderen Bergen der Nachbarschaft hatte vertauschen müssen. Doch hatte ihn die Neugierde, die Franzosen zu sehen, in das Thal hinabgetrieben, und so war er unter dem Vorwande eines Spazierrittes nach Schiraz gekommen.

Am nächsten Morgen erhielten die Reisenden die gewünschte Erlaubniß, sämmtliche Moscheen der Stadt zu besuchen, und dies trotz des bekannten Fanatismus der dortigen Geistlichkeit und der Bevölkerung. Man würde übrigens fehlgehen, wenn man die besondere Intoleranz der Bewohner von Schiraz etwa einer außergewöhnlichen Frömmigkeit oder einem übertriebenen Respekt vor ihren Gotteshäusern zuschreiben wollte. Der Grund liegt weit weniger tief, nämlich in dem Umstande, daß Farsistan in den letzten Jahrzehnten die Wiege des Babismus geworden ist, einer Religion, welche nicht nur die Grundlagen des Islam untergraben, sondern sich auch gegen die königliche Gewalt aufgelehnt hat. Seitdem tragen die Babis äußerlich einen großen Eifer für die Religion zur Schau, um nicht der Ketzerei und Rebellion zu gleicher Zeit angeklagt zu werden, und die Rechtgläubigen, deren Gluth im Kampfe gegen die Häretiker neu entflammt wurde, suchen mit jenen darin zu wetteifern.



Frauen von Schiraz.



Der junge Gouverneur von Schiraz.

Der Gründer der Sekte, Mirza Mohammed Ali, trat 1843, nachdem er Mekka und die Moschee in Kufa besucht hatte, in seiner Heimath Schiraz als Reformator und Prophet auf; er gab sich für einen Nachkommen Ali's aus, predigte öffentlich gegen die allgemeine sittliche Verwilderung, die Habgier der Beamten, die Unwissenheit der Mollahs und zeigte das Bestreben, die Perser zu der Moral der jüdischen, christlichen oder Gebern-Religion emporzuheben. Seinen Namen vertauschte er mit dem Titel „Bab“, d. h. Pforte, weil man durch ihn zu Gott gelange, und bald sah er sich von zahlreichen Anhängern umgeben, Dank seinem gewinnenden Wesen und seiner eindringlichen Beredtsamkeit. Seinen Schülern gestattete er eine bisher unter Mohammedanern unerhörte Freiheit des

Handelns und Unabhängigkeit; er habe nicht den Auftrag, sagte er, die Kenntniß von der Natur Gottes zu modificiren, sondern solle den Islam einer ähnlichen Fortbildung unterwerfen, wie dieser sie am Christenthum vollbracht habe. Natürlich sahen die Geistlichen diesem Treiben nicht müssig zu, fingen an, mit dem neuen Propheten zu diskutiren und wandten sich, als dieser sie mit Worten besiegt hatte, an den Schah um Hilfe. Dieser kehrte sich wenig an die neue Bewegung, verwies beide Parteien zur Ruhe und befahl dem Bab, sich in seine Wohnung einzuschließen und dieselbe nicht zu verlassen. Diese unerwartete Toleranz führte der Sache neue Anhänger zu, die sich im Hause ihres Chefs versammelten; hier erklärte dieser, daß er nicht selbst, wie er geglaubt und gelehrt habe, Bab sei, d. h. die Pforte, durch die man zu Allah gelange, sondern übertrug diese Würde einem Priester aus Chorassan, Namens Hussein, der von da an der große Missionar des neuen Glaubens wurde, nach Ispahan zog und dort nicht nur viele Leute aus dem Volke, sondern sogar zahlreiche Mollahs und Schüler der Medressen für sich gewann. Dann begab er sich nach Teheran, verlangte Audienz beim Schah Mohammed und erhielt Erlaubniß, ihm seine Lehren vorzutragen und die Bücher des ersten Bab, das Tagebuch der Pilgerreise nach Mekka und den Kommentar zur Koransure Joseph, zu überreichen. Inzwischen war die Bewegung auch in die Anderuns gedrungen und hatte die Frauen für sich zu gewinnen gewußt; stellte sie doch die Abschaffung der Polygamie und des Schleiers in Aussicht und verhieß ihnen eine geachtete Stellung neben, nicht unter dem Manne. Ein Weib aus Kazwin von großer Schönheit und hinreißender Beredtsamkeit, Zerrin Tadsch (Goldkrone) mit Namen, stellte sich an die Spitze und nahm seitdem den Namen Gurret el-Ain (Augentrost) an. Aus priesterlicher Familie stammend, hörte sie täglich religiöse und sittliche Fragen besprechen, lernte Arabisch, betheiligte sich an der Auslegung des Koran und, als der Bab auftrat, setzte sie sich mit ihm in Verbindung und trat für ihn ein, indem sie öffentlich und unverschleiert in Kazwin predigte. Zuletzt verließ sie ihre Vaterstadt, wo ihre Familie ihr den ferneren Aufenthalt verleidete.

Mollah Hussein war inzwischen nach Chorassan gezogen, hatte aber dort in der heiligen Stadt Meschhed einen schlechten Empfang von Seiten der Geistlichkeit gefunden; diese nahm die Sache ernster als ihre Kollegen in Fars und hetzte die Bauern gegen die neuen Sektirer, welche sich nach Mazenderan gewandt hatten. Mollah Hussein verschanzte sich also in dem Grabmale des Scheich Tebersi und schleppte dort Proviant zusammen, um seinen Anhängern Schutz zu gewähren. Gegen diese, deren Lehren und Predigten bereits mehr und mehr auf politischem Gebiete sich bewegten, erklärte sich nun auch die Regierung; der tolerante Mohammed Schah war gestorben, Nasreddin ihm gefolgt, und dessen Minister, Emir Nizam, sandte Truppen gegen die Babis in Scheich Tebersi, welches sich nach viermonatlicher Belagerung ergeben mußte. Die wenigen Ueberlebenden wurden verrätherisch ermordet, in Folge wovon alsbald ein Aufstand ausbrach, und zwar in Zendschan, wo der neue Bab — Hussein war in Tebersi gefallen — zu Hause war. Mehrere Monate lang stand die königliche Armee, 18 000 Mann stark, vor der wohlbefestigten Stadt, ohne einen Angriff auf die Insurgenten, welche ihr an Zahl fast gleichkamen, zu wagen; zuletzt entschieden die Kanonen der Belagerer zu Gunsten dieser. Der Bab fiel bei der Vertheidigung, und der Rest seiner Anhänger ergab sich, um wiederum in treuloser Weise abgeschlachtet zu werden. Die Wuth des durch den heftigen Widerstand gereizten Heeres war so groß, daß man den Leichnam des Bab ausscharrte, an den Schwanz eines Pferdes band und drei Tage lang durch die Straßen Zendschans schleifen ließ, um zuletzt die übrig gebliebenen Fetzen den Hunden vorzuwerfen. Aber diese Grausamkeiten, darunter die Hinrichtung Mohammed Ali's, des ersten Bab, führten dem Babismus nur neue Anhänger zu; ein neuer Bab, ein Jüngling von 16 Jahren, Mirza Jaja, wurde erwählt, bereiste die Städte des Landes, um seinen Anhängern Muth einzuflößen und sie vor einem bewaffneten Aufstande zu warnen, und ließ sich dann aus Gründen der Sicherheit in Bagdad auf türkischem Gebiete nieder, wo er zu den Schiiten, die die heiligen Gräber in Nedschef und Kerbela besuchten, leicht Beziehungen unterhalten konnte. Aber trotz der Warnungen des Bab fand bald darauf ein Angriff einiger Babis auf den Schah selbst statt, welcher die Verhaftung von etwa vierzig Sektirern in Teheran selbst zur Folge hatte, darunter diejenige der berühmten Gurret el-Ain, die man einige Zeit lang aus den Augen verloren hatte. Die Gefangenen wurden summarisch verurtheilt, an hohe Beamte, Mirzas u. s. w. vertheilt und von diesen unter den ausgesuchtesten Martern vom



Babimädchen.

Leben zum Tode gebracht. Seitdem bekennt sich niemand in Persien mehr öffentlich zum Babismus; seine Anhänger — und dieselben sollen nach Millionen zählen — verleugnen ihren Glauben und erklären ungescheut die Babs für elende Betrüger; aber im Geheimen schreiben sie viel, lassen ihre Schriften cirkuliren und bilden eine mächtige Gemeinschaft, mit welcher die regierende Dynastie der Chadscharen eines Tages noch zu rechnen haben wird, wenn sie sich nicht herbeiläßt, die Macht der Geistlichkeit zu beschränken und in der Verwaltung wenigstens etwas Ordnung und Rechtschaffenheit einzuführen. Gegenwärtig lebt der Bab als Flüchtling in Akka (St. Jean d'Acre) in Palästina, wo er vor Nachstellungen sicherer ist, als in Bagdad nahe der persischen Grenze. Dort wird er vielfach von Pilgern aufgesucht, und wie die Babis von Schiraz versichern, sollen viele Schiiten jetzt, anstatt nach Mekka, nach Akka wall-



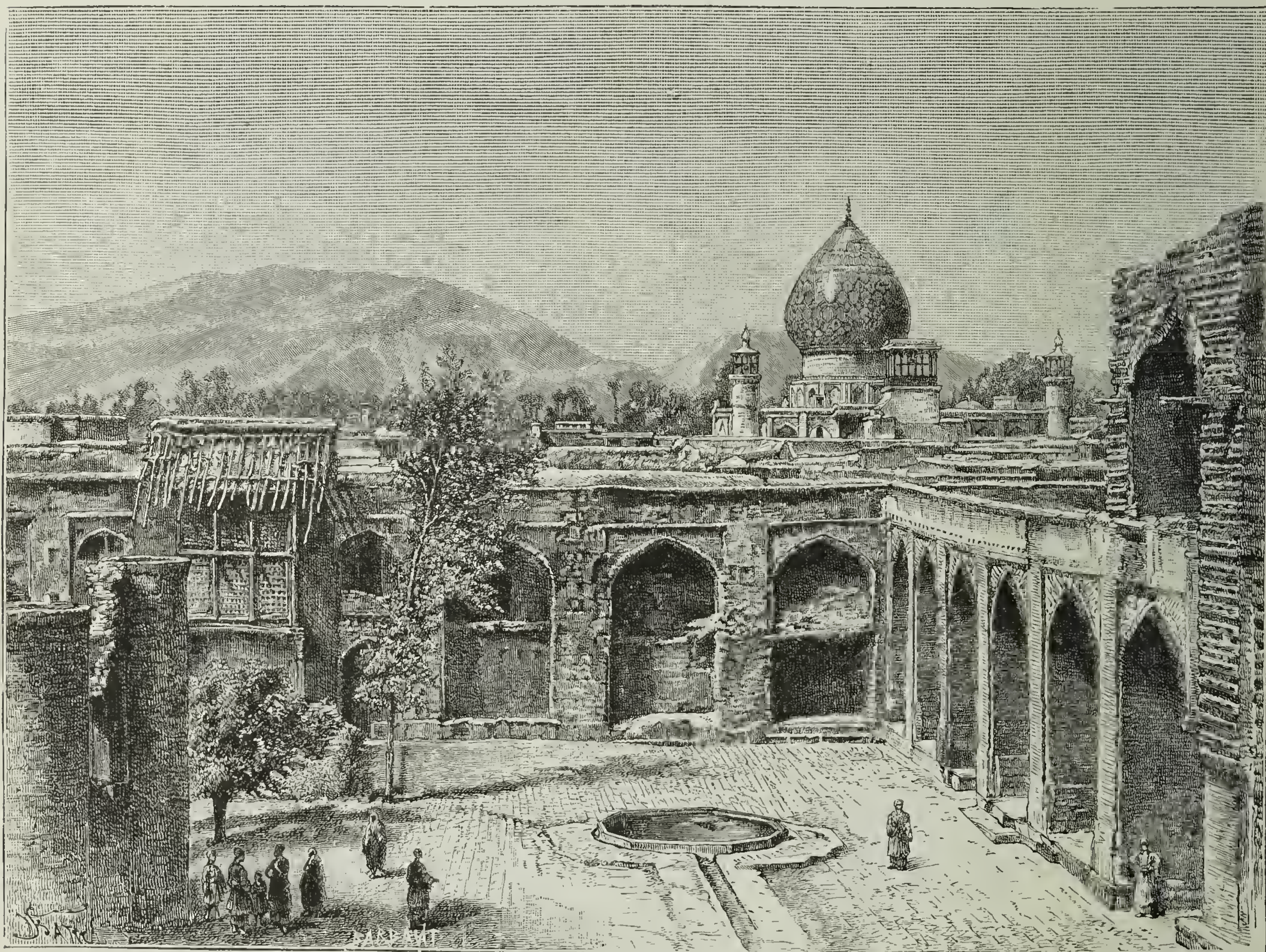
Babimädchen zu Pferde.

fahrten. Im Jahre 1880 sandte Nasreddin, den der stets wachsende Einfluß des Bab erschreckte, einen seiner berühmtesten Imams nach Akka, um durch theologische Argumente und festen Glauben das verirrte Schaf in die Hürde zurückzuführen; aber groß war seine Ueberraschung und sein Unwillen, als das Kirchenlicht bei seiner Rückkehr erklärte, daß Mirza Jaja's Gründe ihn überzeugt und auf den Weg der Wahrheit geleitet hätten. Der Schah verzichtete natürlich darauf, einen zweiten Gesandten abzuschicken.

Die Schriften des ersten Bab enthalten eine sonderbare Verquickung sehr liberaler Vorschriften und ganz reaktionärer Ideen; sie verwerfen die Todesstrafe bei religiösen Vergehen, empfehlen die Ehe als den besten Zustand, verwerfen Polygamie und Konkubinat und gestatten dem Gläubigen nur in einzelnen Ausnahmefällen eine zweite Frau zu nehmen. Ehescheidung und Tragen des Schleiers wird verboten, dagegen von den Männern gefordert, sich gegenseitig in Anwesenheit der Frauen zu besuchen. Ein

Gebet am Morgen soll an die Stelle der fünf von Mohammed geforderten treten, die Dauer der Fasten abgekürzt werden, freundschaftlicher Handel und Verkehr mit den Christen erlaubt sein. Die Abwaschungen und der Bettel werden verboten, doch Almosengeben empfohlen, das gewaltsame Eintreiben von Steuern, die Verhängung von Todesstrafe, Folterung und Bastonnade den Beamten untersagt. Dagegen legt der Bab großen Werth auf Talismane und Amulette, deren Form er genau beschreibt, und fordert die Ausschmückung der Tempel, die Anlage von Kapellen in Privathäusern, pomphafte Gottesdienste u. s. w.; seine Anhänger sollen schöne Kleider tragen, den Bart rasiren, dürfen keine Wasserpfeifen rauchen, das Land nicht verlassen, nicht reisen und, was das schlimmste ist, sich mit keiner menschlichen Wissenschaft befassen, die nicht Bezug zur Religion hat. Aber trotzdem muß man wünschen, daß der Babismus den Sieg davon trage; denn gegen den verknöcherten Islam ist er immerhin ein gewaltiger Fortschritt. Wie seine Wiege, so ist auch noch heute sein Hauptsitz Schiraz, das jeden Augenblick der Herd eines neuen Aufstandes werden kann. Mehr als die Hälfte der dortigen Bevölkerung soll der verbotenen Lehre anhängen.

Obgleich, wie oben gesagt, die Bewohner von Schiraz nach außen großen Fanatismus heucheln, so geht derselbe doch nicht so weit, daß sie zur Erhaltung ihrer Moscheen Geld hergäben; denn dieselben sind sämmtlich mit alleiniger Ausnahme der Moschee des Wakil in wahrhaft jämmerlichem Zustande. Die älteste und interessanteste von allen,

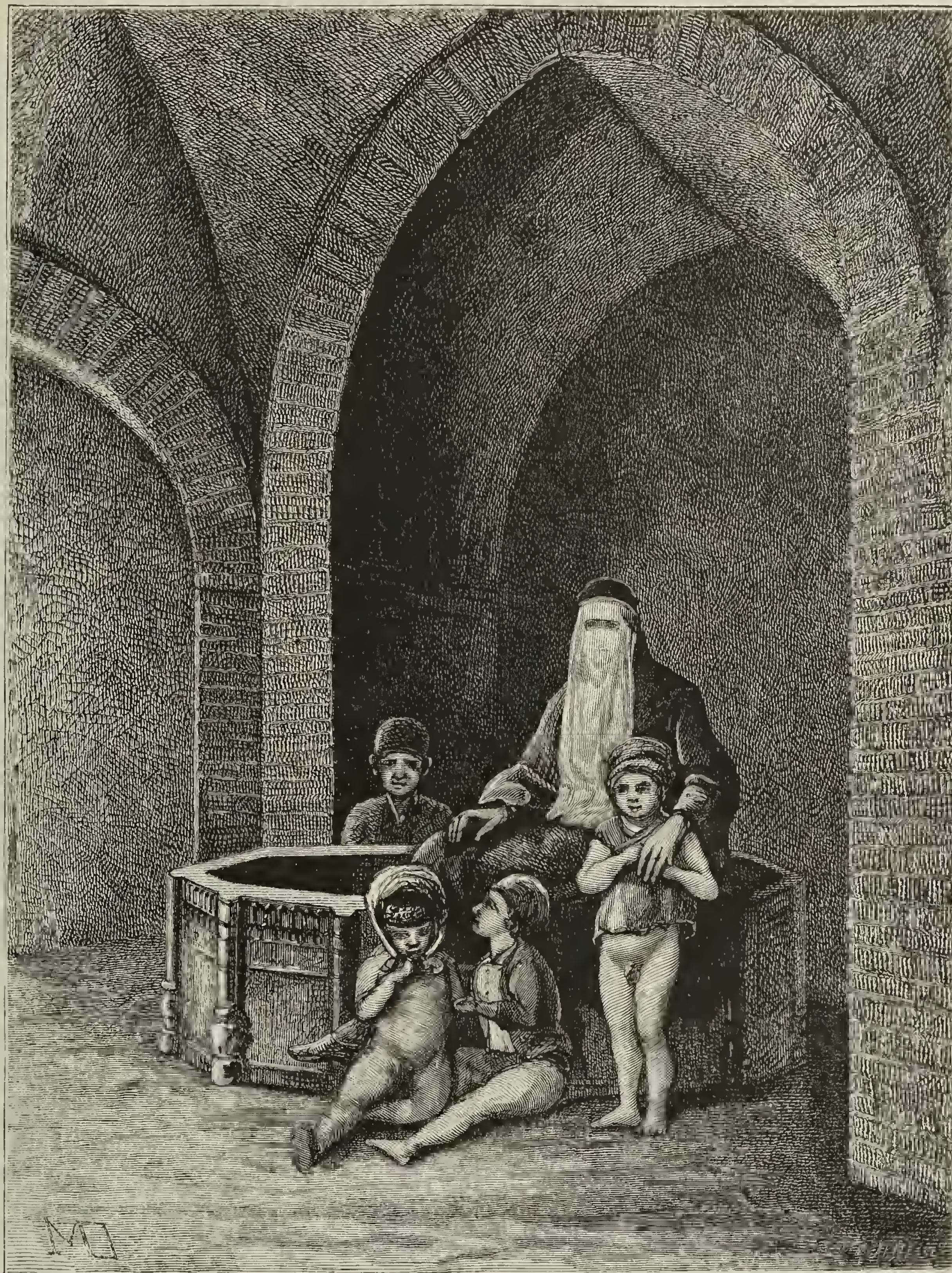


Masdsched Dschuma in Schiraz.

die Masdsched Dschuma, wurde 875 unter Amer ben Leis erbaut, der sich gleicherweise durch seine Frömmigkeit wie durch seine Kriege gegen die Nachfolger des Propheten berühmt gemacht hat. Trotzdem ihre Bogen, Mauern und Säulengänge durch Erdbeben schwer gelitten haben, so ist der alte Tempel doch immer noch von gewaltiger Wirkung. In der Mitte des Hofes, wo sonst die Wasserbecken zu den Abwaschungen sich befinden, steht hier ein kleines viereckiges Gebäude aus Stein, an jeder Ecke mit einem niedrigen Thurme, angeblich eine Nachahmung der Kaaba in Mekka; das Dach fehlt und die Seitenwände sind zum Theile eingestürzt. Nach einer Inschrift von türkisblauem Email, welche sich um die Thürme herumzieht, stammt das Gebäude, Choda Chane (Haus Gottes) genannt, aus dem Jahre 1450; wahrscheinlich aber hat dort schon lange vorher ein Heiligthum gestanden. Denn an der Außenwand des Choda Chane wurde den Reisenden ein großer schwarzer Stein gezeigt, welcher den prosaischen Namen „Kochtopf" führt und eine ähnliche Rolle spielt, wie der schwarze Stein in der Kaaba; derselbe ist ein Porphyrblock, der in Material, Gestalt und Verzierung durchaus den Basen der achämenidischen Säulen in Persepolis gleicht. Es wäre wohl möglich, daß dieser Stein der einzige Rest einer antiken Ansiedelung und daß Schiraz keine so junge Stadt wäre, wie die arabischen Autoren berichten.

Der älteste Theil der Moschee ist ein langer, schmaler Saal, an dessen einem Ende sich ein alter, roh aus Stein gehauener Mirhab befindet; die beiden Seiten desselben sind verschieden

gebildet. Ueber diesen Rest barbarischer Kunst spannt sich aber eine entzückende Mosaikdecke aus Cedernholz und Elfenbein aus, die ein hohes Alter hat und dabei gut erhalten ist. Dicht neben der Eingangsthür steht unter einer ziemlich dunkeln Nische eine schöne zwölfeckige Porphyrschale; jede Seite derselben ist von der anstoßenden durch eine kleine Säule getrennt, deren Basis eine Vase von schönen Verhältnissen bildet. Kurzum, die Masdsched



Porphyrbecken in der Masdsched Dschuma. (Nach einer Zeichnung Dieulafoy's.)

Dschuma ist trotz ihrer Verfallenheit, der vielfachen Verstümmelungen und Zuthaten, welche dem Ganzen seinen einheitlichen Charakter rauben, noch immer eines der interessantesten mohammedanischen Bauwerke Persiens; die Kaaba in der Mitte des Hofes, die achämenidische Säulenbasis an derselben, der alte Saal mit dem Mirhab und der prachtvollen Decke und das vielleicht aus einem antiken Gebäude herrührende Porphyrbecken empfehlen diese Moschee der ganz besonderen Aufmerksamkeit der Archäologen.

Das Rügenwalder Amt.

Von Dr. Zechlin.

II.

Gehen wir nun zur Betrachtung des Wipperthals über. Gleich am Anfang, wo sie in unser Gebiet tritt, liegt die Stadt Schlawe, d. h. die berühmte. Sie ist eine Station der Stettin-Danziger Bahn; von hier zweigt sich eine Sekundärbahn nach Rügenwalde und eine nach Bütow ab. Vom Bahnhofe führt uns eine ziemlich enge Straße durch das gut erhaltene Kösliner Thor auf den Markt, der ein regelmäßiges Viereck bildet und auf dem an den Wochenmärkten ein reger Verkehr ist. An demselben befindet sich das Rathhaus mit offener Halle und einer Wache. Es stand früher, wie die meisten Rathhäuser in kleinen Städten, in der Mitte des Marktes, wurde aber im siebenjährigen Kriege von den Russen verwüstet und daher im Jahre 1768 neu den übrigen Häusern des Platzes eingereiht. Jenseits des Marktes kommt man zum Stolper Thor. Beide Thore sind mit hohen Fensterblenden versehen und stammen aus dem 14. oder 15. Jahrhundert. Von hier aus führt eine Brücke über die Motze und dann eine zweite über die Wipper, außerdem führen noch eine Anzahl Brücken für Fußgänger über den Fluß. Rings um die Stadt zieht sich eine Promenade, die künstlich auf den Wiesen angelegt ist; von derselben erblickt man noch einige erhaltene Mauerreste.

Dicht am Markt befindet sich die Marienkirche, die einzige Kirche, die Schlawe hat. Sie gehört dem gothischen Stil des 14. Jahrhunderts an, aus dessen Mitte sie etwa stammt. Sie ist dreischiffig, aber die beiden Seitenschiffe sind bedeutend niedriger als das mittlere. Die Pfeiler, welche die Schiffe trennen, sind schwer und kompakt, so daß die niedrigen Seitenschiffe einen beengenden Eindruck machen. Sie sind bis zu den Seiten des Thurmes vorgeführt und mit der Halle desselben verbunden. Alle Räume der Kirche sind mit Sterngewölben überspannt. Bemerkenswerth ist ferner das große Altarbild aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Nicht weit von der Kirche nach der Wipper zu steht das Progymnasium.

Die Einwohnerzahl der Stadt hat sich bedeutend vermehrt; im Jahre 1740 hatte sie 1453, 1880 5565 Einwohner; aus hundert Einwohnern des Jahres 1780 sind 347 des Jahres 1880 geworden, sie hat also gerade die durchschnittliche Vermehrungszahl der pommerschen Städte erreicht. Von Fabriken sind verschiedene Oel- und Dampfmühlen, sowie zwei Eisengießereien mit Maschinenbau zu nennen, die Mühlen vermahlen täglich 500 Scheffel Getreide; auch wird starke Leinweberei in Stadt und Umgegend getrieben, wie denn der Schlawer Kreis viel Flachs producirt.

Es zeugt von dem praktischen Blick deutscher Kolonisten, gerade an dieser Stelle eine Stadt gegründet zu haben, denn sie war von Natur eine Festung. Am linken Ufer der Wipper breitete sich ein ebenes, zur Niederlassung geeignetes Terrain aus, an der nördlichen Seite floß die Motze in dieselbe, von der Motze gingen um die Stadt Gräben, so daß sie von allen Seiten von Wasser umgeben war; hinter den Gräben und Flüssen dehnten sich Wiesen und Sümpfe aus. Traten nun die Flüsse aus ihren Ufern, so ragte die Stadt wie eine Insel aus den sie umgebenden Wassern hervor. Schon aus diesem Grunde wurde die wendische Burg Schlawe, die 3 km weiter nördlich an der Wipper liegt, nicht zur Stadtanlage benutzt. Dazu kam noch, daß die uralte Handelsstraße Köslin-Stolp schon damals nicht über den Burgflecken ging, denn nach einer Urkunde[1]) aus dem Jahre 1333 wurde sowohl bei der Wipperbrücke als auch bei der Fuhrt ein Zoll erhoben. Die Brücke befand sich bei der Burg, die Fuhrt aber bei der Stadt, wo erst später eine Brücke gebaut wurde, da, wo heute die Chaussee nach Stolp den Fluß überschreitet. Da nun bei der Fuhrt ebenso ein Zoll entrichtet wurde, so muß man annehmen, daß die Durchfahrenden den Weg über den Burgflecken und die Brücke vermeiden wollten und daß also die Hauptstraße durch die Fuhrt ging. Es wird daher an dieser Stelle schon vor Gründung der deutschen Stadt Schlawe sich eine kleine Niederlassung befunden haben. Diese Niederlassung nun wurde am 22. Mai 1317 zur deutschen Stadt erhoben. Damals waren drei Brüder, Jasko von Schlawe, Peter von Neuenburg und Lorenz von Rügenwalde, Herren des Landes Schlawe, sie waren die Söhne des Grafen Swenzo, Woiwoden von Danzig, eines Mannes, der großes Ansehen bei Herzog Mestwin besaß. Vater und Söhne waren im Jahre 1307 von den brandenburgischen Markgrafen, die vorübergehend das Land Schlawe besaßen, mit diesem Lande und den darin liegenden Schlössern Rügenwalde, Slawe und Pollnow belehnt worden. Vierzig Jahre behauptete diese Familie eine ziemlich unabhängige Stellung; namentlich nennt sich Jasko immer Herr von Schlawe. Sie bewidmeten die Stadt mit Lübischem Recht und gaben ihr zweihundert Hufen für ewige Zeiten zum Eigenthum. Auch Freiheit des Wassers bis in die Salzsee wurde ihr verliehen. Sie wurde bald ein blühendes Gemeinwesen, daß in den vierzig Jahren seines Entstehens seinen Besitz bis zu 1,2 Quadratmeilen vermehrte. Nach dem Erlöschen des mächtigen Geschlechts Swenzo's, welches um 1357 aus der Geschichte verschwindet, zogen die pommerschen Herzöge von der Wolgaster Linie als Oberlehnsherren die Herrschaft Schlawe als erledigtes Lehen ein und schufen aus ihr die Landvogtei Schlawe. Dem Herzog Bogislaw VIII. verschloß die Stadt im Jahre 1402 die Thore, sie war übermüthig genug, zum Streite gegen ihn auszuziehen und das herzogliche Schloß zu Altschlawe mit Feuer und Schwert zu zerstören. Sie mußte dafür büßen. War auch die Stadt selbst hinter ihren Mauern sicher, so waren doch ihre Dörfer und Bürger, sobald sie sich ins Land hinauswagten, den Anfällen der raublustigen Ritter preisgegeben[2]). Erst im nächsten Jahre gewährte ihnen der Herzog Verzeihung: „Wir wollen den Bürgermeistern und dem Rath von

[1]) Becker, Uebersicht der ältesten Geschichte des Landes Schlawe nebst Urkunden. Programm des Progymnasiums. 1875 und 1876.

[2]) Becker, a. a. O., Theil III, 1877, S. 6.

Slaw und Gilden und Werken und der ganzen Gemeinde, Arm und Reich, Jung und Alt, die zu Slaw in der Stadt wohnen, allen Unmuth, Zorn, Haß und Ungunst erlassen. Wir geben ihnen und ihren Erben unsere Gnade und Gunst wieder und nehmen sie zu Gnaden und wollen ihr günstiger, gnädiger Herr sein und sie sollen unsere armen, treuen Bürger bleiben und sollen uns und unsere Erben mit Redlichkeit und Treue lieben." Noch einmal kam die Stadt in demselben Jahrhundert mit den Herzögen von Pommern in Konflikt, 1485 hatte nämlich der dortige Rath einen herzoglichen Lehnsmann, Borchart Winterfeld von Wintershagen, enthaupten lassen. Der Vetter des Hingerichteten, der Abt von Belbuk, erhob bei Bogislaw X. Klage und dessen Hofgericht verurtheilte die Stadt zu 250 rhein. Gulden Buße. Noch empfindlicher war die Strafe, daß sie ihr vom Herzog völlig unabhängiges Stadtgericht verlor. Doch trug die Stadt dem Herzog dies nicht nach; als er sich 1490 mit der Prinzessin Anna von Polen vermählte, schenkte sie ihm als Hochzeitsgeschenk einen „vergüldeten Beker". Weitere allgemein interessante Momente hat die Geschichte der Stadt Schlawe nicht aufzuweisen.

Die Wipper, d. h. Eber, welche bei Schlawe circa 20 bis 25 m breit sein mag, ist ein wasserreicher Fluß. Die ganze Länge ihres Laufes beträgt 150 km. Da Schlawe 24 m über dem Spiegel der Ostsee liegt, hat sie ein ebenso großes Gefälle bis zu ihrer Mündung zu überwinden. Sie fließt zunächst in nördlicher Richtung; etwa 3 km von der Stadt liegt am linken Ufer derselben das Dorf Alt-Schlawe. Unmittelbar am Ufer erhebt sich der Schloßberg; auf demselben stand die landesherrliche Burg Schlawe. Noch jetzt ist an der Bodenerhöhung ihr ehemaliger bedeutender Umfang, der umschließende Graben und Wall, deutlich zu erkennen. Diese Burg war die Residenz der herzoglichen Linie der Ratiboriden, und von hier aus wurde die ganze Kastellanei Schlawe regiert. Auch befand sich in der Burg das Johanniterordenshaus, in welchem einige Priesterbrüder des Ordens unter einem Komthur zusammen lebten. Bald nach Gründung der Stadt Schlawe verließen die Brüder die Burg und bauten sich ein Haus in der Mühlenstraße der Stadt. Wann die Burg zerstört wurde, ist vorher erwähnt.

Dicht hinter dem Dorfe Altschlawe kommt von der rechten Seite der Wipper ein kleiner Mühlenbach zu, an dem das Dorf Freetz liegt. Der Boden ist hier leicht und sandig, daher nördlich von dem Dorfe sich ein Distrikt, die Freetzer Heide genannt, hinzieht, östlich vom Dorfe befindet sich ein Elsbruch, aus welchem der vorher erwähnte Bach kommt. Bei Stemnitz, etwa 5 km von Altschlawe, überschreitet am Wipperkathen die alte Landstraße von Rügenwalde nach Stolp den Fluß. Etwas weiter nördlich nimmt die Wipper an der rechten Seite den Motzbach — nicht etwa mit der Motze zu verwechseln — auf. Er kommt von dem Südabhange des Küstenhöhenzuges und fließt durch das Dorf Peest, welches er in zwei Theile theilt, mitten im Dorf bildet er einen großen Teich, treibt verschiedene Mühlen und fällt dann circa 1000 m vom Dorfe in die Wipper. Peest ist ein großes Dorf von 900 Einwohnern, es ist das alte Stammhaus der Familie von Below, welches Gerd von Below, der gemeinschaftliche Stammvater aller von Below, schon 1335 besaß. Es hat guten Acker und fruchtbare Wiesen. In dem Peester Forstrevier giebt es auch eine Wolfsschlucht, in der noch 1813 mehrere Wölfe gewesen sind. Nicht weit vom Dorfe befindet sich ein circa 1100 Morgen großer See, der Massowsee genannt wird. Der Sage nach soll an dem Ufer des Sees eine Raubritterburg gleichen Namens gestanden haben, die später zerstört und von den Fluthen des Sees bedeckt worden ist.

Bald nach dem Einfluß des Motzbachs tritt die Wipper, durch die Ausläufer des Küstenhöhenzuges gezwungen, die allen deutschen Flüssen eigenthümliche Wendung nach Westen an; auf ihrer linken Seite liegt das Dorf Wilhelmine. Schon der Name dieses und des benachbarten Coccegendorf verräth, daß es Koloniedörfer sind. Beide wurden im Jahre 1749 angelegt. Das Dorf Wilhelmine, welches den Namen der Lieblingsschwester Friedrich des Großen, Wilhelmine, der späteren Markgräfin von Baireuth, trägt, wurde auf einer Radung des Stemnitzer Waldes angelegt und mit 16 Pfälzer Familien besetzt. Durch zwei sich kreuzende Straßen wird es in vier regelmäßige Vierecke getheilt. Coccegendorf, dessen Name an den berühmten Juristen und Minister Friedrich des Großen, Samuel von Coccegi, erinnert, wurde in demselben Jahre auf der wüsten Feldmark Swenzenhagen erbaut. Es gehört zu den Eigenthumsdörfern der Stadt Schlawe und wurde ebenfalls mit Pfälzern besetzt. Noch heute werden solche Dörfer von den älteren Landesinsassen „Neudörfer" genannt, und ihre Bewohner von den übrigen gering geschätzt. Die Bevölkerung obiger Dörfer gehört der reformirten Kirche an, daher predigte der berühmte Theologe Schleiermacher, so lange er in Stolp stationirt war, den Bewohnern dieser Dörfer in der Kirche zu Alt-Krakau „zu einer Zeit, da der lutherische Gottesdienst nicht gestört wurde" [1]).

Die Wipper tritt, nachdem sie noch Kuddezow passirt hat, in das große königl. Forstrevier, welches sich zu beiden Seiten, hauptsächlich aber auf der linken des Flusses erstreckt. Die Ufer desselben sind hier von einzelnen Höhen eingerahmt, welche mit ihrem grünen Baumschmuck einen romantischen Eindruck machen, ungefähr in der Mitte der Forst liegt an der Wipper das vorher erwähnte Dorf Alt-Krakau, dicht dabei die Oberförsterei gleichen Namens; am Ausgang des Waldes das Dorf Kugelwitz auf hohem Ufer. Von hier erweitert sich das Wipperthal zu einem breiten Wiesenthal; sie fließt nun, durch einige Bäche verstärkt, an dem Dorfe Sellen vorbei; dasselbe war Eigenthum der Stadt Rügenwalde, von der es 1325 für 24 Mk. gekauft wurde. Kurz vor der Stadt biegt die Wipper nach Norden um, in der Verlängerung der westlichen Richtung zieht sich ein sumpfiges Thal bis an die Grabow hin; es ist nicht unmöglich, daß hier der ursprüngliche Lauf des Flusses ging oder wenigstens schon hier eine Vereinigung zwischen Wipper und Grabow stattfand.

Rügenwalde liegt am rechten Ufer der Wipper. Man geht vom Bahnhofe aus über die Wipperbrücke an der Hospitalkirche vorbei in die Stadt. Das Schloß bleibt rechter Hand liegen. Die Langestraße geht durch die ganze Stadt bis zum nördlich gelegenen Steinthor, dem einzigen Thor, welches die Stadt aus dem Mittelalter gerettet hat. Ungefähr in der Mitte der Straße liegt der Markt, dessen Ostseite von ihr gebildet wird. Derselbe ist viereckig; an seiner westlichen Seite steht das niedrige Rathhaus, über dessen Eingangsportal eine Inschrift prangt, die zwar nicht in klassischem Latein geschrieben, doch Zeugniß ablegt von den vielen Feuersbrünsten, welche die Stadt verheert haben: haec civitas locata privilegiis adaucta ter ignibus

[1]) Brüggemann a. a. O., S. 840. Daß Schleiermacher in Alt-Krakau gepredigt habe, erzählt Petrich (Pommersche Lebensbilder, Theil II, S. 25); dagegen wurde mir mündlich durch den dortigen Pastor mitgetheilt, daß er nicht in Krakau, sondern in Stemnitz amtirt habe.

cremata toties resuscitata deo ducique grata sis perpetuum beata. Rechts von dem Stadtwappen stehen einige Jahreszahlen, dann folgt: cresce, flore civitas, te deus felicitet, dux diu te protegat. Unter demselben: sed proh dolor flammis iterum devastata anno 1679 et 1722 et hic(!) domus publica noviter exstructa 1722 sit ultimum(!).

Nicht weit vom Rathhause steht die Marienkirche, welche dem gothischen Stile der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts angehört. Der Baustil ist ähnlich dem ihrer Schwesterkirche in Schlawe. Sie ist ebenfalls dreischiffig und hat niedrigere Seitenschiffe. Vor dem großen Altar befand sich das fürstliche Gewölbe, in welchem die Gebeine des Königs Erich, des einzigen Königs, der in Pommern begraben ist, sowie der Fürstin Elisabeth, der Gemahlin des letzten Herzogs von Pommern, und der Fürstin Hedwig, Wittwe von Herzog Ulrich, ruhen; augenblicklich stehen die Särge in einer Seitenkapelle der Kirche. Die bedeutendste Sehenswürdigkeit ist das Altarbild, ein schönes Denkmal der Kunstliebe Philipp's II. Dasselbe besteht aus einer sehr sauber und tüchtig gearbeiteten Barockarchitektur von Ebenholz, die mit einer bedeutenden Anzahl kleiner in Silber getriebener Reliefs geschmückt ist. Die größte dieser Silberplatten ist circa 30 cm hoch und 21 cm breit und stellt den König David dar, zur Harfe singend, umgeben von einem Reigen tanzender Engelknaben. Die übrigen Platten haben Scenen aus der alt- und neutestamentlichen Geschichte zum Gegenstande ihrer Darstellung, namentlich sind noch zwölf Platten mit der Passionsgeschichte Christi erwähnenswerth. Das Bild steht in festem Verschluß in einem hölzernen, schwarzen Schrein, dessen Flügel bemalt sind. Der größte Theil dieses Prachtwerkes, wenigstens die Platten, ist von Johann Körver aus Braunschweig verfertigt, der 1607 über der Arbeit in Stettin starb[1]). Außerdem bewahrt die Kirche noch verschiedene Antiquitäten, z. B. einen Ofen, den in diesem Sommer das Kunstgewerbemuseum in Berlin für 250 Mk. angekauft hat.

Vor dem Steinthor an der Chaussee nach Stolpmünde liegt der Kirchhof. Außer einigen ansehnlichen Erbbegräbnissen befindet sich die zwölfeckige Gertrudskapelle auf demselben. Sie gehört zu den besseren Werken des vierzehnten Jahrhunderts und hat Aehnlichkeit mit der Kapelle in Wolgast. Das Innere besteht aus einem sechseckigen Hauptraume, dem sich die Seitenräume als Umgang anschließen. Der Hauptraum wird durch sechs achteckige Pfeiler gebildet, die durch einfache Spitzbögen verbunden sind. Mittel- und Seitenräume sind durch Sterngewölbe bedeckt. Auch die Kanzel fällt in die Augen, sie stammt eigentlich aus der Schloßkirche und ihr Holzwerk ist von Schnörkeln, Masken, Hermen und Nymphen umgeben. Alle Figuren sind mit fröhlichen Farben bemalt und vergoldet.

Von dem Steinthore führt an der westlichen Seite der Stadt auf dem alten Wall eine hübsche Promenade nach der Wipper; die ganze Stadt liegt auf der abfallenden westlichen Seite eines langgestreckten Hügels, der bei dem vorher erwähnten Thore seinen Höhepunkt erreicht; das Trinkwasser ist wegen des sumpfigen Untergrundes schlecht, daher auf den meisten Pumpen der Stadt der eigenthümliche Anschlag: Kein Trinkwasser.

Die Einwohner ernähren sich von Ackerbau, Handel und Schiffahrt. Da dicht bei der Stadt in den Ziegelgruben blaugrauer Thon aufgeschlossen ist, ist eine Cementfabrik gegründet worden, die in ziemlicher Blüthe steht. Außerdem befinden sich einige Damast- und Segeltuchfabriken am Orte. Schon Friedrich der Große gab im Jahre 1778 über 9400 Thaler zur Unterstützung dieses Rügenwalder Geschäftszweiges. Die Schiffahrt selbst geht immer mehr zurück, obwohl durch die Bahn das Hinterland erschlossen ist. Die Segelschiffe können mit den Dampfern nicht konkurriren; noch im Jahre 1863 liefen 1064 Schiffe mit 32152 Last ein und aus, 1867 nur noch 904 mit 25324 Last, 1875 636 Schiffe, 1882/83 gingen 224 Schiffe von 33858 cbm Raumgehalt ein und 215 Schiffe mit 28773 cbm Raumgehalt aus. Der Bestand der Rhede ult. März 1883 betrug 46 Schiffe (darunter 5 Dampfer), 10837 Reg. Tons enthaltend. Die Ausfuhr erstreckt sich hauptsächlich auf Getreide, Kartoffeln, Eisenbahnschwellen, Brenn- und Stabholz, Leinwand und Tafelglas, die Einfuhr auf Kolonialwaaren, Steinkohlen, Eisen- und Töpferwaaren, Kalksteine und Dachpappe; ins Binnenland hinein wird ein lebhafter Handel mit fetten Gänsen, geräucherten Gänsebrüsten und Lachsen getrieben. Mit dem Rückgange der Schiffahrt hängt auch der Zurückgang oder vielmehr die geringe Zunahme der Bevölkerung zusammen. 1740 hatte die Stadt 1983 Einwohner, 1782 2255, 1880 5442; aus hundert Einwohnern des Jahres 1780 sind 241 des Jahres 1880 geworden, während die durchschnittliche Zunahme der pommerschen Städte 340 Einwohner beträgt. Kantzow berichtet um 1540 von ihr: „Rügenwalde ist eine ziemliche Stadt, hat viele steinerne Häuser, doch nur eine Pfarr. Die Einwohner sind an Art und Sitten denen von Stolp nicht fast ungleich, halten auch was mehr von den Studiis wie andere Städte. Darum hat uns diese Stadt immer auch viele fürnehme Leute gegeben, beide im geistlichen und weltlichen Regiment.“ Ihre Namen verdienen wohl nicht der Nachwelt aufbewahrt zu werden; aus neuerer Zeit ist Rügenwalde als Geburtsort des Litterarhistorikers Koberstein zu merken.

Unzweifelhaft war die Nähe der See die Veranlassung zur Gründung der Stadt. Die Wipper bildet hier eine Insel, auf welcher eine Burg errichtet wurde. An die Burg, welche von allen Seiten durch Wasser geschützt ist, schloß sich die Stadt als Suburbium an. Diese feste Lage fehlte der alten Wendenburg Dirlow, daher siedelten sich die deutschen Kolonisten nicht bei derselben an, sondern wählten sich an einer passenderen Stelle ihr neues Heim. Die Burg besteht aus vier an einander hängenden Gebäuden, die ein Viereck ausmachten und einen geräumigen Hof einschließen, zu dem zwei Thore führten. Diese Gebäude sowie ein Thor sind heute noch vorhanden. Die Burg war bereits im dreizehnten Jahrhundert vorhanden; in diesem wurde sie nach dem 1295 erfolgten Tode des Herzogs Mestwin von Herzog Bogislaw IV. in dem Kriege wider die Polen eingenommen und geplündert.

Wiederholentlich ist das Rügenwalder Schloß der Wohnsitz fürstlicher Persönlichkeiten gewesen. In demselben residirte König Erich. Er war der Großneffe der berühmten Margaretha, der Stifterin der Kalmarischen Union, und war nach ihrem Tode der erste Unionskönig. Da er aber nicht die Liebe seiner Unterthanen sich erwerben konnte und von allen seinen Besitzungen ihm nichts weiter als sein pommersches Erbe übrig geblieben war, zog er sich nach Rügenwalde zurück und verlebte hier die letzten zehn Jahre seines Lebens als König ohne Land. Zuerst wollten ihn die Rügenwalder nicht aufnehmen und verschlossen die Thore vor ihm, aber er lachte ob ihrer Thorheit und ver-

[1]) Eine genaue Beschreibung des Altarwerkes giebt Kugler, Pommersche Kunstgeschichte, S. 241 flg.

gab ihnen ihren Uebermuth. Und lebte danach mit seinen Unterthanen in großer Liebe und Eintracht und kümmerte sich um Weltsachen nicht mehr, sondern war stets zu Buckow im Kloster oder in der Karthaus und diente daselbst in Fried und Stillheit Gotte. Er starb 1459, des Glückes Spielball, wie Kantzow ihn nennt.

Ihn beerbte Sophie, die Gemahlin Herzogs Erich II. Obgleich dieser einer der schönsten Männer seiner Zeit war — ihm wallte das goldgelbe Haar bis auf die Hüfte — so konnten sich doch die Ehegatten nicht vertragen und Sophie zog sich nach Rügenwalde zurück; sie übertrug den Haß, den sie zu ihrem Gemahl hegte, auf seine und ihre Kinder. Sie hatten drei Söhne, Kasimir, Wartislaw und Bogislaw X., außerdem fünf Töchter. Wie sich ihre Kinder in zerissenen Schuhen und zerlumpter Kleidung in den Straßen Rügenwaldes umhertrieben und ihnen von mitleidigen Bürgern Speise gereicht wurde, wie dann der Bauer Hans Lange sich Bogislaw's X. — die anderen Brüder starben bald — annahm, ist in pommerschen Gauen zu bekannt, als daß es noch einmal erzählt zu werden brauchte. Als die Mutter ihn mit einem Butterbrote vergiften wollte, warnte ihn der Hofnarr mit den Worten: „Frett nicht, dar is wat in“; da floh er zu seinem Vetter, mit dessen Hilfe er seiner Mutter das Regiment abnahm. Seine Schwestern, die große und starke Damen waren, wurden theils verheirathet, theils in ein Kloster gesteckt. Wie es ihnen erging, mag hier noch mit den Worten Kantzow's eingeflochten werden. Die eine, Katharina, war mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig vermählt. Ihr reichte der Herzog kaum bis an die Achsel, und da die kleinen Leute bald voll Zornes überlaufen und er auch ein zorniger Fürst gewesen ist und er sie bisweilen hat schlagen wollen, hat sie ihn ergriffen und mit Gewalt niedergesetzt und gesagt: „Lieber Herr, sitzet und zürnet auch so leichtlich nicht“ und hat ihn nicht eher losgelassen, er habe ihr denn Frieden zugesagt, den er oft doch nicht gern hielt. Von derselben Fürstin hat er weidliche große und lange Kinder gehabt, darunter Christoph von Bremen, wohl zehn gewöhnliche Schuh lang. Zwei andere Schwestern, Elisabeth und Maria, waren Aebtissinnen, die eine zu Verchen, die andere zu Wollin. Und wie ich von denen gehört, erzählt Kantzow, der sie gekannt, ist es schade gewesen, daß sie im Kloster gewesen sind, sie sollen oft mit Herzog Bogislaw darum gezürnt haben und gesagt: er hätte sie mehr einem Grafen oder einem Edelmann mögen geben, als daß er sie in das Leichhaus gesteckt habe.

Skizzen aus Algerien.

Von **W. Kobelt.**

3. Durch die Schlucht des Todes.

Der Verkehr von der Hochebene von Setif zum Hafen von Bougie ging früher auf weitem Umwege bergauf, bergab über die sogenannte Route par les Caravanserais durch das obere Gebiet des Uëd bu Sellam und dann den Uëd Amassine hinunter ins Sahelthal. Mit der zunehmenden Besiedelung wollte diese Straße durchaus nicht mehr genügen und man mußte auf eine andere Verbindung denken. Die direkte Linie führte durch das Thal des Uëd Agriun, der etwa vierzig Kilometer von Bougie entfernt am Ostrande des Golfes einmündet, aber für eine Strecke von 8 Kilometern fließt dieser Bergstrom durch eine Schlucht, die damals noch nie der Fuß eines Europäers betreten und die selbst dem Eingeborenen eine unheimliche Stätte böser Geister war, die er nicht umsonst Chàbet el-Akhra, die Schlucht des Todes, nannte. Im Jahre 1864 entschlossen sich ein paar französische Officiere, den Versuch zu wagen; von einer Anzahl Turkos, berggewohnten Kabylen aus der Umgegend, begleitet, drangen sie in den Schlund ein und erreichten nach dreitägigen Anstrengungen glücklich den Ausgang. Ihr Bericht war ermuthigend, Ingenieure folgten ihnen, und im Jahre 1870 rollten die ersten Lastwagen über die neue Route von Setif nach Bougie. Es ist ein Riesenwerk, das die Administration des Ponts et Chaussées da geschaffen, und wenn auch seit der Eröffnung der Bahn von Setif nach Constantine die Straße verödet ist und es geraume Zeit dauern wird, bis die Gegend soweit besiedelt ist, daß sie neues Leben gewinnen wird — die projektirte Bahn Setif-Bougie wird wahrscheinlich der alten Route folgen —, so wird der Tourist der französischen Regierung doch immer von Herzen dankbar sein, daß sie eine der schönsten und imposantesten Partien Algeriens zugänglich gemacht hat. Eine Diligence verbindet gegenwärtig Bougie und Setif und legt die Entfernung in fünfzehn Stunden zurück. Wer die Schönheiten der Schlucht aber recht genießen will, der thut klug daran, unserem Beispiel zu folgen und die Tour in zwei Tagen zu machen; das gute Hotel du Châbet in Kerata, unmittelbar am Ausgange der Schlucht gelegen, ist dazu ganz vorzüglich geeignet; man kann dann am Eingange der Schlucht aussteigen und sie in etwa $1^1/_2$ Stunden bequem zu Fuß durchwandern.

Freilich muß man ziemlich früh aufbrechen — Nachts um zwei Uhr —, aber der erste Theil des Weges ist auch wenig interessant. Als es am Morgen des zweiten Mai zu dämmern begann, durchfuhren wir einen wahren Urwald, prachtvolle hochstämmige Bäume mit undurchdringlichem Unterholz, aus welchem verwilderter Wein bis in die höchsten Wipfel hinaufrankte. Der Boden ist sumpfig, wie gemacht für wilde Schweine und den sie jagenden Panther, dem Menschen heute noch feindlich, fast unbewohnbar. Zerfallene Häuser, wieder halb überwachsene Lichtungen bekunden, daß mehr als ein Kolonist, von der wunderbaren Fruchtbarkeit angelockt, der tückischen Malaria erlegen ist; selbst die Eingeborenen scheuen die Küstenebene, und die Eigenthümer der prächtigen Oelbäume, die sich hier und da an trockenen Stellen erhalten haben, wohnen droben am steilen Berghange in einer Höhe, zu der die giftigen Ausdünstungen nicht hinaufsteigen. Aber gerade so war es einst um Maison Carrée und in der Metidja. Würden die kleinen Flüßchen, die hier münden und das Land versumpfen, regulirt, was gar keine Schwierigkeiten zu bieten scheint, so würde diese Küstenebene bald die üppigen Vegas Südspaniens und selbst die Goldmuschel von Palermo in

den Schatten stellen. Bis jetzt macht freilich die Regierung noch gar keine Anstalten dazu und man sollte wirklich manchmal meinen, die Bewohner von Bougie hätten nicht so ganz Unrecht, wenn sie behaupten, man vernachlässige die Gegend absichtlich, um das Aufblühen ihrer Stadt zu verhindern.

Noch eine Zeit lang bleibt der Strand eben, dann springt das Kap Aokkas, auf dem sich ein Kolonistendorf zu bilden beginnt, scharf in die See hinein vor, noch ein paar ähnliche Vorgebirge werden umfahren; dann öffnet sich ein weites Thal zwischen bewaldeten Hängen und die Straße wendet sich in rechtem Winkel nach Süden landein. Bald hoch oben, bald wieder tief unten am Flußufer folgt sie dem linken Gehänge, beschattet von prachtvollen Korkeichen; krystallklare Bäche und Quellen rieseln überall herab, in den Ecken zwischen Brombeergebüsch und Schlingpflanzen wuchert ein prächtiges Farrnkraut (Pteris longifolia). Die Thalsohle deckt eine wüste Anhäufung von Rollkieseln, zwischen denen der Fluß sich, noch ungebändigt, seinen Weg sucht, wie er will. Gegenüber steht ebenfalls dichter Eichenwald am unteren Hange, darüber auf flacherem Grunde leuchten weiße Kabylendörfer, fast versteckt in Olivenwäldern, und über sie hinweg ragen schroffe nackte Kalkkämme, durch deren Lücken die Schneehäupter des Babor ernst herunterschauen. Es ist eine Landschaft, wie in der Schweiz, aber wo in den Thalwinkeln sich Kolonisten angesiedelt haben, umgeben Orangenwälder und Weinberge die Gehöfte. Das Gebiet östlich von hier bis nach Philippeville, die sogenannte kleine Kabylie, ist vielleicht der schönste Theil Nordafrikas, aber außer einer Route stratégique von Constantine nach Djidjelli durchzieht noch keine Straße das Waldgebiet, und von Bougie aus ist es nur auf einem Saumpfade möglich, nach Djidjelli zu gelangen.

Fast zwei Stunden geht es dem Thale entlang, vorbei an einem einsamen Forsthaus, das von einer reichen Auswahl exotischer Hölzer umgeben ist. Dann erweitert sich das Thal zu einem Kessel, ringsum mit hohen Steilgehängen, und vergeblich sieht man sich nach einem Ausgange um. An einem vorspringenden Bergsporn, der den Kessel in zwei Abtheilungen scheidet, liegt ein ganz neues Dörfchen, von Eukalypten, Kasuarinen und Mimosen umgeben; seine Ziegeldächer sind mit schweren Steinen belastet, wie im Schweizer Hochgebirge, und einzelne entwurzelte und selbst umgebrochene Eukalypten — eine große Seltenheit, denn dieser Baum trotzt wie die Cypresse den schwersten Orkanen — zeigen, mit welcher Heftigkeit hier mitunter Luftströme von den hohen Bergen herabstürzen mögen.

Noch eine kurze Strecke und wir stehen vor einem engen Felsenspalt in senkrechter Wand, in dem Fluß und Straße verschwinden. Am rechten Eingangspfeiler ist die lakonische Inschrift eingemeißelt: Ponts et Chaussées. Setif, Chabet el-Akhra. Travaux exécutés de 1864 à 1870. Gegen tausend Fuß hoch steigen die Kalkfelsen auf beiden Seiten empor und auf mehr als sieben Kilometer ist die Straße in den Felsen gehauen, oft als Galerie, oft durch stehengebliebene Gesteinsmassen nach dem Flusse hin geschützt, ein Riesenwerk. Sie führt rasch ansteigend anfangs dem linken Ufer entlang; hier sind die Wände feucht und an vielen Punkten rieseln Quellen herab. Dann, fast in der Mitte, überschreitet sie auf einer schönen Steinbrücke den Fluß und zieht am rechten Ufer weiter. Hier ist das Gestein schieferiger und kein Tropfen Wasser zu finden; die Wände sind nackt und kahl, nur wo im Winter bei der Schneeschmelze Sturzbäche herunterrauschen und kurze steile Seitenschluchten ausgewaschen haben, hat sich einige Vegetation angesiedelt. Ihren Höhepunkt erreicht die Scenerie am sogenannten Zuckerhut, wo an der Einmündung einer größeren Seitenschlucht ein majestätischer Felskegel sich nackt und senkrecht weit über tausend Fuß erhebt. Hier ist ein Lieblingsaufenthalt der Affen, aber wir sollten auch hier nicht so glücklich sein, eins dieser Thiere in der Freiheit zu erblicken; sie kommen sonst regelmäßig zum Trinken an den Fluß herunter, aber in diesem feuchten Frühjahr fanden sie auch oben noch hier und da Wasser und brauchten sich nicht zu bemühen. Auch sonst ist die Schlucht an Thierleben nicht arm; unter den überhängenden Wänden nisten die Vögel in voller Sicherheit und ganze Scharen von Tauben, Dohlen und Schwalben umflattern den Felsen, unbekümmert um die Thurmfalken, die einzeln unter ihnen nisten. Alle mir bekannt gewordenen Beschreibungen von Chabet el-Akhra stimmen darin überein, daß die Schlucht so eng sei, daß kein Sonnenstrahl zwischen ihren himmelhohen Wänden den Boden erreiche. Da es nun selbst in Bougie noch ziemlich frisch war, hatten wir Winterkleider anbehalten, aber ich rathe meinen etwaigen Nachfolgern auf dieser prächtigen Route, daran zu denken, daß die Schlucht ziemlich genau von Norden nach Süden läuft und demgemäß schon gegen halb zehn Uhr jede Spur von Schatten in ihr verschwunden ist, und daß dann die Sonne mit einer Gluth brennt, die den Mangel von Wasser doppelt schwer empfinden läßt.

Weiter nach oben hin wird der Fels immer schieferiger und brüchiger, und für eine ganze Strecke hat man die Straße überwölben müssen, um die Passanten vor herabstürzenden Steinen zu schützen. Dann weichen plötzlich die Wände auseinander und vor sich sieht man die ersten Häuser von Kerata. Das dicht am Ausgange gelegene alte Wirthshaus ist aber jetzt verlassen, und man hat noch eine Viertelstunde zu gehen, bis man das Hotel in dem neuen Dörfchen erreicht. Kerata verdankt seine Entstehung zwei spekulativen Franzosen, die schon, als noch niemand an eine Straße durch die Schlucht dachte, die mächtige Wasserkraft des Uëd Agriun nutzbar machten und hier eine Mühle anlegten, die den überlebenden Theilhaber — beide waren hartgesottene Junggesellen und hatten sich gegenseitig zu Erben eingesetzt — zu einem reichen Manne gemacht hat. Der bestgepflegte Obstgarten in Algerien umgiebt seine Besitzung; neben Oelbäumen, Karruben, Bambus und Orangen gediehen hier Aepfel, Birnen, Pflaumen, Reineclauden, Pfirsiche, Mandeln, Kirschen und Mispeln; auch Haselnüsse sahen wir, eine Seltenheit in Algerien. Wallnüsse und Magnolien bildeten am Abhange mit Eukalypten und Kasuarinen einen förmlichen Wald. Dazwischen blühte ein Rosenflor, von dessen Ueppigkeit man sich bei uns nur schwer eine Vorstellung machen kann. Trotz der sorgsamen Pflege — der Besitzer läßt an die Bäume keine fremde Hand rühren — kümmerten aber doch viele der Bäume. Mir scheint es nach dem, was ich später in Tunesien beobachten konnte, wo die Nachkommen der andalusischen Mauren einen Theil ihrer Ueberlieferungen bezüglich der Gartenpflege bewahrt und den alten Schnitt beibehalten haben, als eigne sich die französische Schnittmethode nicht recht für den glühenden Sonnenbrand Algeriens und dürfe man dort so wenig wie möglich an den Obstbäumen schneiden. Die Mandelbäume hatten hier seltsamerweise schwer von einem Frost gelitten, der Orangen und Bambus nicht im mindesten geschädigt. Kirschen — der Araber nennt sie Hab el Melek, Königsbeere, der Kabyle, der für alle einheimischen Pflanzen seinen eigenen Namen hat, Ardrim — waren zum Theil schon mit reifen Früchten beladen, aber ein anderer Theil stand noch

in voller Blüthe dicht daneben, für uns ein eigenthümlicher Anblick.

Auch das Hotel gehört dem Besitzer der Mühle, ebenso ein paar Weingüter in der Nähe und ein großes Gut weiter oben, aber sein Beispiel hat bis jetzt auf die Kolonisten noch wenig Wirkung gehabt. Umsonst sah ich mich in der Umgebung des Dorfes nach europäisch bestellten Feldern um, umsonst nach Vieh und Dungstätten, nach Wagen und Pflügen; nur hier und da sah man bescheidene, kaum nennenswerthe Anfänge von Gärten. Es war der unglückselige Zwitterzustand, den man so überaus häufig in Algerien trifft, Kolonisten, die vom Landbau und vom Gartenbau gleich wenig verstehen, und nicht die geringste Lust zum wirklichen Arbeiten haben, die nur auf ihrer Kolonistenstelle, die sie durch irgend welche gevatterschaftliche Begünstigung erhalten haben, wohnen, bis sie die definitiven Besitztitel erlangt haben und sie verkaufen können, und bis dahin knapp von dem Pacht, den ihnen eingeborene Unterpächter (Khrammès) zahlen und von gelegentlichen Nebenverdiensten, wie sie in dem Centrum einer ausgedehnten Commune mixte, wo ein Administrateur wohnt, sich immer finden, leben. Und doch sind das nach Ansicht der Behörden immer noch Colons serieux, denn sie wohnen wenigstens auf ihren Kolonistenstellen. Wenn man die Weinbauern aus Südfrankreich ausnimmt, denen es mit der Ansiedelung wirklich ernst ist, sind mindestens drei Viertel der französischen Ansiedler von demselben oder noch schlechterem Schlage wie die in Kerata. Fremde betrachtet man aber mit Mißtrauen; Deutsche bekommen Kolonistenstellen von der Regierung natürlich überhaupt nicht, aber auch Spaniern und Italienern macht man alle möglichen Schwierigkeiten, und so ist es kein Wunder, daß die Kolonisation Algeriens so langsam voranging, bis in den letzten Jahren die Weinkonjunktur einen hoffentlich dauernden Umschwung brachte.

Das Hotel du Châbet liegt wunderschön; vom Balkon aus hat man gerade gegenüber den Eingang zur Schlucht, an beiden Seiten flankirt von mächtigen Felsenmassen, an denen nur hier und da ein Absatz oder eine Kluft spärlicher Vegetation einen Halt bietet. Auf der rechten Seite erheben sich hohe Bergmassen, von denen eine tiefe Runse, durch das Abstürzen der Blöcke einer leichter verwitternden Schicht entstanden, gerade aufs Dörfchen zuführt und eine nackte Schutthalde bis fast an seine Häuser heran aufgehäuft hat. Davor dehnt sich das Dörfchen im Grünen, allenthalben durchsetzt von Eukalypten und Kasuarinen, beherrscht von dem schloßartigen Wohngebäude des Administrateur der Commune mixte. Hier, wo Kasuarinen und Eukalypten durch einander gepflanzt sind, kann man sich überzeugen, daß erstere den letzteren an Schnelligkeit des Wachsthums kaum nachgeben.

Von Kerata aus folgt die Straße nach Setif noch längere Zeit dem Thale des Uëd Agriun, dann steigt sie in endlosen Serpentinen hinauf zum Col de Takitunt, der von dem gleichnamigen Fort beherrscht wird, und wieder hinunter in ein Seitenthal, vorbei an Takitunt, dem algerischen Selters. Auf der Höhe ist der Boden ein griffeliger Schiefer, fast vegetationslos, ausgenommen, wo er mit Thon ausgefüllte Mulden bildet. Trotzdem hat man oben ein Dörfchen angelegt, bei dem von Gedeihen natürlich keine Rede sein kann. Der Punkt ist eben nur seiner „strategischen Wichtigkeit“ wegen gewählt worden. Im Thale dagegen ist fruchtbarer Boden und liegen ein paar besser gedeihende Ansiedelungen, aber bald geht es wieder hinauf zum 1300 m hohen Maghriz. Hat man die Höhe erreicht, so sieht man vor sich die schwachwellige Hochebene von Setif, die sich in einer mittleren Höhe von ungefähr 1000 bis 1100 m endlos erstreckt. Die Straße führt durch eine schwache Einsenkung, in welcher einer der Quellbäche des Uëd bu Sellam rinnt, der, durch eine Reihe von Gorges, die Chabet el-Akhra an Großartigkeit nicht nachstehen, bei Tizimalt den Sahel erreicht. So flach aber die Mulde ist, so bezeichnet sie doch eine wichtige Grenzscheide; zur Rechten erstrecken sich Getreidefelder, die nichts zu wünschen übrig ließen, auf denen aber Weizen und Gerste nicht weiter entwickelt waren, als bei uns auch im Mai; zur Linken sind, soweit das Auge reicht, nackte trostlose Schiefergehänge, mit einzelnen dickeren Kalkbänken dazwischen, deren Biegungen und Windungen das Auge, unbehindert durch Vegetation, stundenweit verfolgen kann. Kaum daß ein paar Schafe hier nothdürftige Weide finden, und trotzdem hat die Regierung auch hier ein paar Dörfer angelegt, von denen freilich jetzt nur noch Ruinen übrig sind.

Setif präsentirt sich von dieser Seite gerade nicht sonderlich; man kommt an dem städtischen Kehrichtplatze vorüber, wo verkommene Araber, Schweine, Hunde, Raben und Geier sich die Abfälle der Stadt streitig machen. Die erwachsenen Araber und die Schweine sind die Herren hier und wahren sich das Recht der ersten Auslese, Kinder, Hunde und Raben kommen in zweiter Linie, den Geiern bleibt die Nachlese. Weiterhin passirt man den Exercierplatz, dann das Militärviertel, an dessen Kasernendächern Hunderttausende von Schwalben ihre Nester angeklebt haben, und dann erst gelangt man in die Stadt mit ihren geraden baumbepflanzten Straßen. Sie hat von der Herrlichkeit des altrömischen Sitifi wenig genug bewahrt. Wer von Bougie kommt, der sieht hier auf den ersten Blick, daß er sich wieder in Arabergebiet befindet. Dort sah man Eingeborene nur auf dem Markte und bei der Arbeit, hier lungern sie wieder überall truppweise auf den Straßen herum und vor allen Thoren stehen schwarze, zerlumpte Zelte, deren Bewohner sich auf irgend eine mühelose Weise durchs Leben zu schlagen suchen. Dem Touristen bietet die Stadt so wenig wie ihre Umgebung, und so beeilten wir uns, am nächsten Tage Constantine zu erreichen.

Die Umgebung von Setif gilt für fruchtbar, aber von der Eisenbahn aus merkt man nichts davon. Der oben erwähnte schroffe Unterschied zwischen fruchtbarem Lehmboden und dem sterilen Schieferboden dauert auch hier noch fort und die Bahn führt fast ausschließlich über letzteren. Fast drei Bahnstunden lang bleibt die Vegetation höchst kümmerlich, selbst der Asphodill, dieses unvertilgbare Unkraut, ist hier zwerghaft und verkümmert; von Bäumen keine Rede. Nur ein knorriger uralter Dornstrauch stand früher hier, der einzige Baum auf dem Hochplateau, darum heilig gehalten auf weit und breit; wer vorüberzog, riß einen Fetzen von seinem Burnus und hing ihn daran, glückliche Heimkehr von den Dschin, den Dämonen, der Wüste erflehend. Erst an den obersten Anfängen des Rummelgebietes beginnt wieder eine üppigere Vegetation, Gerstenfelder, den Abd en-Nur gehörend, einem Mischstamme, der früher nach Arabersitte die ganze Hochebene nomadisirend durchzog. Seitdem ihnen aber die Franzosen den größten Theil ihrer Ländereien abgenommen, haben sie sich dem Ackerbau zuwenden müssen und feste Dörfer angelegt, in denen Zelte für die Menschen die Arabersitte, Gurbis fürs Vieh die Berbersitte vertreten. Die Felder sind mit einer gelben Crucifere dicht überdeckt; man ist eben energisch am Jäten, aber die gejäteten Felder scheinen durch die Unmassen blühenden Ackermohns in wahre Blumenbeete verwandelt. Disteln sieht man fast keine, aber weiter unten, wo Araber wohnen,

nehmen sie mit ihren breiten Blättern, die kein Getreide aufkommen lassen, vielfach fast die Hälfte der Felder ein und ihre Samen erfüllen stellenweise die Luft fast wie Schneegestöber; sie sind eine der schlimmsten Plagen der Landwirthschaft in diesen Gebieten.

Je näher man Constantine kommt, um so civilisirter wird das Aussehen des Landes; das Thal des Bu Merzug vertieft sich und wird zu einem sumpfigen Wiesengrunde, Landhäuser und Parks treten auf und endlich erscheint in der Abenddämmerung auf einem niederen Plateau zwischen zwei Bergen unser Reiseziel, die alte Königsstadt Mauretaniens, Constantine, von dieser Seite durchaus nicht den imposanten Eindruck machend, wie ihn die Beschreibungen erwarten lassen.

Kürzere Mittheilungen.

Das Protektorat Englands über das südöstliche Neu-Guinea.

Daß am 6. November 1884 in Port Moresby die feierliche Proklamation des englischen Protektorats über das südöstliche Neu-Guinea stattfand, haben wir oben S. 76 berichtet. Außer in Port Moresby wurde das Protektorat noch an anderen acht Orten der Küste, nur mit weniger Ostentation, verkündet; zuletzt in Teste Island und in Milne Bay. Wir entnehmen aus einer Korrespondenz folgende Mittheilungen darüber.

Teste Island (10° 57′ südl. Br. und 151° 5′ östl. L. Gr.) wird von aus dem Meere hervorragenden Felsspitzen umgeben, unter denen der Bell Rock, so genannt wegen seiner Glockenform, der bedeutendste ist. Die Insel umfaßt mehrere englische Quadratmeilen und ist voller Hügel, die mit tropischer Vegetation, namentlich Kokospalmen, bedeckt sind. An der südlichen Meeresküste liegt ein Dorf mit ungefähr 500 Eingeborenen, und hier befindet sich eine Missionsstation.

Milne Bay (10° 17′ südl. Br. und 150° 35′ östl. L. Gr.) gehört der Region des Kannibalismus an. Die dortigen Stämme, mit denen bisher wenig Verkehr von seiten der Europäer stattfand, leben in stetem Kampfe mit einander, und die dabei Gefangenen und Getödteten werden ohne Ausnahme gekocht und gegessen. Sie sind Kannibalen nicht so sehr, weil sie auf Menschenfleisch gierig sind, wiewohl sie aussagen, daß dessen Geschmack für sie viel feiner ist, als der von Schweinefleisch, sondern um ihr unersättliches Gelüste nach Rache zu befriedigen. An dem Morgen des Tages, wo der Commodore Jas. E. Erskine mit der englischen Flotte an den an der nördlichen Küste von Milne Bay gelegenen Killerton Islands vor Anker ging, hatte ein dortiger Stamm der Eingeborenen im Kampfe mit den benachbarten Robis zwei Männer und eine Frau derselben getödtet und sich sogleich daran gemacht, wenigstens die beiden Männer zu verzehren. Als man auch den Häuptling dieses Stammes, genannt Cannibal Jack, auf das Kriegsschiff Nelson holen wollte, um der Aufhissung der englischen Flagge u. s. w. beizuwohnen, war das kannibalische Mahl eben vorüber. Es gelang unserem Korrespondenten, sich über die Vorgänge dabei näher zu informiren, und er berichtet darüber, wie folgt.

Sobald der Körper über Feuer abgesengt ist, wird er vor den Häuptling gebracht, und dieser ordnet die Zertheilung an. Die Portionen werden dann entweder in Töpfen, welche später nie wieder gebraucht werden dürfen, gekocht oder in Bananenblätter gewickelt und auf heißen Steinen geröstet. Die Männer bereiten sich dann für das Mahl vor. Sie scheeren sich einen Theil des Kopfhaares ab und bemalen das Gesicht in scheußlicher Weise — zunächst pechschwarz und darauf wird ein weißer Strich von der Stirn herab über die Nase und um die Augen herumgezogen. Als besondere Leckerbissen gelten Brust und, wegen des Markes, Schienbein. Diese fallen immer den Häuptlingen zu, alles Uebrige, mit Ausnahme des Kopfes, dem Volke. Nachdem der Schädel gereinigt worden, wird er als Trophäe an der Wohnung des Häuptlings aufgehängt. Während dies vorgeht, stehen die Weiber und Kinder in gleicher Aufregung umher, nehmen aber an dem Mahle weiter keinen Antheil.

In der Anrede, welche der Commodore Erskine bei der Verkündigung des Protektorats an die Häuptlinge und die übrigen Eingeborenen, welche in der ungefähren Zahl von fünfzig, zum Theil noch mit ihren kannibalisch gefärbten Gesichtern, auf dem Kriegsschiffe Nelson versammelt waren, hielt, hieß es: „Es ist der ernste Wille Ihrer Majestät der Königin von England, daß hinfort keine Menschenfresserei mehr unter euch stattfinde, und daß ihr in Frieden neben einander und mit einander lebt.“ Nachdem die Worte des Commodore verdolmetscht waren, entgegnete Cannibal Jack, halb verächtlich, halb unterwürfig, daß er alles verstanden habe und es seinem Stamme mittheilen wolle.

Der Commodore ernannte dann noch den anwesenden Häuptling des Varga Varga-Stammes zum Oberhäuptling, durch welchen in Zukunft Wünsche und Beschwerden der Eingeborenen vor den königlichen High Commissioner gebracht werden müßten, und dekorirte ihn, zum Zeichen seiner Würde, mit einem porzellanenen Armbande. Nachdem zum Schlusse allerlei Geschenke vertheilt worden waren, wurde die Schar wieder ans Land geschafft.

Vor einiger Zeit waren an diese Küste von Neu-Guinea 26 Eingeborene von einem sogenannten labour-vessel — Sklavenschiffe, sollte man sagen — eingefangen und auf die Zuckerplantage im nördlichen Queensland geschleppt worden. Der Commodore, davon benachrichtigt, hatte sich dieselben wieder ausliefern lassen und brachte sie nun zu den ihrigen zurück. Dies machte sichtlich einen sehr guten Eindruck auf die Eingeborenen und erweckte ihr Vertrauen auf das Protektorat.

Interessant ist die Schilderung, welche unser Korrespondent von dem Häuptling Cannibal Jack entwirft. Er ist, heißt es, in jeder Beziehung ein sehr schlechter Typus eines Naturmenschen. In seinem Gesichte drücken sich Grausamkeit und Verrath aus. Er hat kleine, glänzende, schwarze Augen, welche unter ungewöhnlich starken Brauen hervorlugen, einen großen Mund und dicke vorgestreckte Lippen, während das Kinn zurücktritt. Die tiefen Furchen der Stirnhaut reichen fast bis auf die Nase herab. Mit Ausnahme eines Gürtels geht er nackend, und seine Glieder sind zwar nicht muskulös, aber sehr gelenkig. Sein schwarzes Haar ist fast wollig und hängt in zwei schmutzigen Bündeln im Nacken herab. Vorn in seinen Haaren bemerkt man eine Art Kamm, zum Zeichen des Friedens; steckte er aber den Kamm zu Seiten des Kopfes, so bedeutete das Kampf. An

seinen Armen trägt er zwei breite, schwarze, aus Gras angefertigte Armbänder, in den Ohren kleinen Schildkrötenschmuck und rothe Muscheln, und um den Hals ein schwarzes Geflecht. Rechnet man dazu noch die kannibalische Bemalung seines Gesichtes, in welcher er erschien, so ist die diabolische Erscheinung fertig. Henry Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Als Vorläufer des in der Osterwoche zu Hamburg sich versammelnden fünften Geographentages sind unlängst die „Verhandlungen des vierten Deutschen Geographentages zu München" (Berlin, D. Reimer, 1884) erschienen, die namentlich für die Freunde der physikalischen Geographie Beachtenswerthes enthalten. Die Vorträge von Neumayer, Koldewey und Börgen behandeln die Polarfrage, die von Bauernfeind, Günther und H. Wagner den einheitlichen Meridian, Eiszeit und Gletscher besprechen Penck, Richter und Gerland.

Ein anderes Zeichen der Thätigkeit der Geographentage sind die „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde", mit deren Herausgabe eine Centralkommission betraut wurde. Von diesen Forschungen liegt jetzt das 1. Heft von 32 Seiten vor, eine Arbeit des Rostocker Professors E. Geinitz „Der Boden Mecklenburgs" enthaltend (Stuttgart, J. Engelhorn).

— Auf Bömmelöen, einer bisher unbewohnten Insel des herrlichen Hardanger-Fjords in Norwegen, sind jetzt zahlreiche englische und norwegische Arbeiter beschäftigt, Häuser für Menschen und Maschinen zu errichten und Stollen und Schächte in die Felsen zu bohren; es handelt sich um die Storhangenmine, welche auf Kupfer bearbeitet, und wo 1882 Gold gefunden wurde, nachdem ein 1862 gefundenes Stück reinen Goldes unbeachtet geblieben war. Nun kaufte eine englische Firma die Grube. Das Gold wird in Quarz gefunden, der in Gängen von nicht mehr als 6 Fuß Dicke vorkommt und unter Chloritschiefer liegt; der Grünstein, aus welchem die Insel besteht, unterscheidet sich von demjenigen in anderen Theilen Norwegens und enthält Glas und verschiedene typische vulkanische Produkte. Das Vorgehen jener englischen Firma, die den Namen „Oscar Gold Mining Company" führt, hat übrigens mehrfach zum Suchen noch Gold in Norwegen angeregt, und bereits werden ähnliche Funde aus Stegen in Norrland, Sween im Bergenamt und aus der Gegend von Stavanger gemeldet.

Asien.

— Mr. Holt Hallett ist Anfangs Februar in Kalkutta eingetroffen, nachdem er etwa ein Jahr lang die Grenzstriche zwischen Britisch-Birma und Siam, namentlich die Thäler des Salwen und Meping, bereist hat, um sich über die Ausführbarkeit der von Mr. Colquhoun projektirten Eisenbahn von Moulmein nach dem mittleren Mekhong ein Urtheil zu bilden. Den größten Theil des von ihm bereisten Landes schildert er als fruchtbar und dicht bevölkert, und die ganze Bevölkerung von Siam und seinen Vasallenstaaten schätzt er auf 7 500 000 Menschen. Die von England zu erbauende Strecke, welche Moulmein mit der dereinst von Bangkok nach dem mittleren Mekhong führenden Bahn verbinden soll, würde etwa 930 000 Pfd. St. kosten, der Verkehr auf derselben enorm sein. Holt Hallett begiebt sich jetzt nach England, um den dortigen Handelskammern Bericht zu erstatten.

— Am 21. December vorigen Jahres ist in Französisch-Cochinchina die erste Eisenbahn eröffnet worden. Dieselbe verbindet die Hauptstadt Saigon mit Mytho am nördlichsten Mündungsarme des Mekhong und berührt die Ortschaften Chelon, Ben-lüc, Tenom und Tom-Hyeg.

Afrika.

— Die neuesten Besitzergreifungen Frankreichs (Tadschura, Sagallo und vielleicht Schech Said) und Italiens (Assab und Beilul) veranlaßten den Präsidenten der Londoner Statistischen Gesellschaft, Sir Rawson W. Rawson zu einer Untersuchung über die Eigenthumsverhältnisse an den Küsten des Rothen Meeres (vergl. Proceedings R. Geogr. Soc. 1885, Februar). Er kommt zu dem Schlusse, daß die Türkei die legale Besitzerin des Rothen Meeres ist; denn 1517 besiegte Selim I. die Aegypter und nahm Besitz von deren Lande und dessen Küsten südwärts bis etwa zum Wendekreise des Krebses, und 1558 vertrieben die Türken die Portugiesen aus dem Rothen Meere, dessen sämmtliche Küsten und Häfen nun ihnen gehörten. Dies ist auch bis in die zweite Hälfte des laufenden Jahrhunderts nie bestritten worden, und bis heute hat die Türkei nie aufgehört dieses ihr Recht, so oft es nöthig erschien, ausdrücklich zu betonen, so zuletzt noch in einem Firman von 1875, durch welchen die Pforte Zeila an ihren Vasallenstaat Aegypten abtrat. Gegen die britische Okkupation von Aden, Perim, der Inseln Muschah und Efat (im Golfe von Tadschura) hatte die Pforte angeblich nichts einzuwenden, da diese Punkte — Perim doch wohl ausgenommen — außerhalb des Rothen Meeres liegen; auch die Besetzung der Insel Kamaran (an der arabischen Küste, zwischen Loheia und Hodeida), behufs Anlage einer Kohlenstation ließ sie 1858 stillschweigend durch England ausführen, welches dagegen 1867 anläßlich seines abessinischen Feldzuges um Erlaubniß bat, türkisches Gebiet an der Annesley-Bai passiren zu dürfen. In demselben Verhältniß zur Pforte, wie die Mehrzahl der britischen Besitzungen, befindet sich die französische Kolonie Obock, welche im April 1862 besetzt wurde, und die Orte Obock, Tadschura und Sagallo an der Nordküste der Tadschura-Bai umfaßt: sie liegen außerhalb des Rothen Meeres und der nominellen Machtsphäre der Türkei. Mit der italienischen Kolonie Assab steht die Sache anders. Dieselbe entstand durch private Landkäufe, welche das Haus Rubattino in den Jahren 1869 bis 1880 machte; 1882 übernahm die italienische Regierung die Kolonie, nicht ohne daß Aegypten protestirte und England, dessen Rechte auf die Insel Kamaran um nichts besser sind, den Protest unterstützte. Die Sache liegt mithin so, daß die Pforte die legale Herrin des Rothen Meeres ist, daß sich aber England, Frankreich und Italien für gewöhnlich um deren Rechte nicht kümmern, und höchstens England türkischen Protesten sekundirt, wenn eine andere Macht sich ebenso viel herausnimmt, als eben England. Das ist sogenanntes „Völkerrecht".

— Die „Weserzeitung" veröffentlicht im allgemeinen Interesse und „zum Wohle aller Auswanderungswüthigen und derer, welche durch die neuerlichen Sirenengesänge Stanley's bethört sind", die Bestimmungen des Kontraktes,

welchen die Association Internationale du Congo mit ihren Angestellten (natürlich nicht mit allen) abschließt und der so hart und unmenschlich ist, daß alles, was die Brüsseler „Réforme" und die „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik" gegen die Association geschrieben haben (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 256 und 384), nur allzu glaubwürdig erscheint. Der Anzustellende verpflichtet sich, 3 Jahre der Gesellschaft zu dienen, kann aber von dieser schon nach einem Jahre entlassen werden; dafür erhält er ganze 1600 Mark jährlich, davon nur die Hälfte baar, während die andere Hälfte in eine Sparkasse gezahlt wird, damit die Gesellschaft stets ein Pfand in der Hand behält. Irgend welche Mittheilungen wissenschaftlicher, kommerzieller oder sonstiger Art über die Angelegenheiten der Gesellschaft zu machen, ist den Angestellten bei 20000 Francs Strafe verboten (daher die Schweigsamkeit der Congoreisenden!); eine gleiche Strafe soll die Verwandten treffen, welche etwa aus hinterlassenen Tagebüchern eines in Afrika Verstorbenen etwas publiciren. Die Gesellschaft verlangt unbedingten Gehorsam, sorgt zwar für Nahrung und Wohnung der Reisenden, aber „nur so weit und in der Weise, wie die Umstände es gestatten" (wie elend die Verpflegung sein kann, wissen wir aus dem Tagebuche des unglücklichen Schaumann). Wer vor Ablauf seines Kontraktes heimkehrt, trägt die Kosten der Rückreise und zahlt 5000 Francs Strafe; wer in Afrika erkrankt, hat auf Pension keinen Anspruch. Wer aus den Diensten der Association in die einer anderen am Kongo interessirten Gesellschaft oder eines Handelshauses übertreten will, darf dies bei 20000 Francs Strafe erst 3 Jahre nach Ablauf seines Kontraktes thun. Die schwarze Sklaverei hat die Konferenz im Congo-Gebiete beseitigen wollen; aber die der Weißen scheint die Association dafür einführen zu wollen. Da verdient Portugal schließlich noch die volle Anerkennung aller Menschenfreunde dafür, daß es der Association das Leben sauer macht.

— Die beiden Reisenden, Dr. E. Passavant aus der Schweiz und Dr. Pauli, hatten den letzten Sommer in Camerun zugebracht, um sich zu akklimatisiren und Sprach- und andere Studien zu machen. Im Oktober hatte dann Passavant in Lagos 80 Neger, meist Mohammedaner, angeworben, wobei ihm die englischen Behörden alle möglichen Hindernisse in den Weg stellten. Nach Camerun zurückgekehrt, wurde er durch die bekannten blutigen Ereignisse am Antritt seiner Reise gehindert, zumal sein Freund King Bell, dessen Verbindungen weit hinauf am Camerunflusse und am Mungo für ihn vom größten Interesse sind, am Mungo aufwärts hatte flüchten müssen. Bereits im vorigen Frühjahre hatten die Reisenden mit King Bell eine Tour mehrere Tagereisen den Mungo aufwärts gemacht und dabei seine Gastfreundschaft genossen; auf jeder Handelsstation steigt derselbe nämlich in seiner eigenen Haushaltung und Familie ab. Bei den Kämpfen gegen die aufständischen Neger leisteten die beiden Reisenden in ihrer Eigenschaft als Aerzte den Deutschen Hilfe. Dr. Passavant hofft, Mitte Januar seine Reise am Mungo aufwärts in das Innere antreten zu können und denkt ein bis anderthalb Jahre auf dieselbe zu verwenden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Angaben über die Ausdehnung des deutschen Protektorates auf Neu-Guinea, welche der „Globus" auf S. 128 dieses Bandes brachte, sind nach dem am 5. Februar d. J. ausgegebenen deutschen Weißbuche dahin richtig zu stellen, daß das Deutsche Reich auf die ganze Nordküste der Insel vom 141. Längengrade an bis zur Ostspitze Anspruch erhebt und die englische Besitznahme des Huon-Golfes (gegenüber von Neu-Britannien) nicht anerkennt. Die englische Regierung hatte selbst am 9. Oktober v. J. beschlossen, ihr Protektorat auf die Südküste mit Einschluß der vorliegenden Inseln zu beschränken, und diesen Beschluß der deutschen Regierung mitgetheilt, dann aber ihre Ansicht geändert und Befehl zur Annexion der ganzen Nordostküste vom Huon-Golfe an ostwärts gegeben, wogegen das Deutsche Reich dann am 26. Januar 1885 protestirte.

Nordamerika.

— Das archäologische (Peabody) Museum in Cambridge hat von dem unermüdlichen Erforscher Centralamerikas, Dr. Earl Flint, vier Tuffblöcke mit eingedrückten menschlichen Fußspuren erhalten, die aus einem Tufflager am Managuasee in Nicaragua, 16 Fuß unter der Oberfläche, geschnitten wurden. Da oberhalb in demselben Lager eine Menge Blattabdrücke gefunden wurden, wird es möglich sein, das Alter des Tuffs zu bestimmen. Herrn Flint's Angaben müssen übrigens mit einiger Vorsicht betrachtet werden; er behauptet, in einer Höhle, die nach ihrer Bildung von tertiärem (!) Sandstein ausgefüllt wurde, nach Entfernung des Sandsteins, Inschriften und eingegrabene Bilder gefunden zu haben. (American Naturalist.)

— Als die hauptsächlichste Folge der spanischen Eroberung von Guatemala ist nach Dr. Stoll (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 270) eine Mischung der verschiedenen Rassen und ein Rückgang der indianischen Rasse zu bezeichnen. Nehmen wir an, daß im Jahre der Eroberung (1524) Guatemala von etwa 1 200 000 Einwohnern von rein indianischer Rasse bewohnt war, so finden wir nach hundert Jahren die indianische Bevölkerung schon sehr zurückgegangen, etwa auf 700 000 Köpfe, während wir etwa 20 000 Spanier und 30 000 Neger zählen. Nach der Volkszählung von 1880 betrug die Gesammtbevölkerung von Guatemala 1 200 000, und es kamen auf 1 Quadratkilometer 10 Einwohner, also siebenmal weniger als in der Schweiz. Unter diesen finden sich reine Weiße 5000, die Neger sind verschwunden; dazu kommen 800 000 reine Indianer und 400 000 Mischlinge. Nach Jahrhunderten werden die Indianer in den Mischlingen aufgegangen sein. Man muß sich aber von diesen nicht die Vorstellung machen, als ob es ein herabgekommener Menschenschlag wäre; vielmehr finden wir die Mischlinge auf allen Stufen der socialen Entwickelung, vom Präsidenten bis zum Hirten herab. Wenn sie geistig noch nicht so entwickelt sind wie wir, so kommt das daher, daß die Noth des Lebens noch nicht ihre Lehrmeisterin geworden ist. Aber auch ihre Zeit wird kommen, und wir dürfen überzeugt sein, daß sie dann den Kampf ums Dasein ebenso kräftig und erfolgreich bestehen werden, wie wir Angehörige der europäischen Civilisation.

(„Neue Züricher Zeitung.")

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVII.



№ 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXII.

Die Masdsched Dschuma scheint übrigens allen Moscheen von Schiraz als Vorbild gedient zu haben, und im Besonderen der Masdsched-i-Nau (Neue Moschee), welche stets mit diesem Namen bezeichnet wird, obgleich sie schon etwa um das Jahr 1300 unter dem Atabeg von Fars, Ali bu Siad, erbaut wurde. Dieses Gebäude, von kolossaler Ausdehnung — es bedeckt mehr als eine Hektare Landes — scheint von den häufigen Erdbeben nicht gelitten zu haben; denn von einigen Rissen in den großen Bogen abgesehen, ist es in ziemlich gutem baulichem Zustande und unterscheidet sich durch seine verhältnißmäßige Reinlichkeit vortheilhaft von der Masdsched Dschuma.

Die Medresse Chan wäre von der Neuen Moschee ziemlich weit entfernt, wenn man sich, wie in europäischen Städten, auf den Straßen dorthin begeben müßte; in der Heimath des Hafiz jedoch kann man einen näheren Weg einschlagen und über die flachen Dächer der Häuser hinweg dorthin gelangen. Gärten sind nämlich im Inneren der Stadt sehr selten, und die ohnehin engen Straßen sind zum Theil überdeckt, so daß es doppelte Verkehrswege giebt: jeder gute Schirazer findet sich auf den Dächern ebenso leicht zurecht, wie unten in den Bazaren und Straßen, und den Staub der letzteren schluckt er nur, wenn er zu Pferde steigt oder schon bei Sonnenaufgang sein Haus verlassen muß. Auf dieselbe Weise wurden die Reisenden von der Neuen Moschee nach der Medresse Chan (Chan-Schule), welche in der Mitte des Gemüsemarktes liegt, über die Dächer geführt. Die in einem Rechtecke aufgeführte Schule ist von gewaltiger Größe; auf den mit prächtigen Bäumen bepflanzten Hof öffnen sich die Zimmer der Zöglinge, vor welchen sich breite Gallerien hinziehen. Alle diese Zimmer stehen leer; Schutt bedeckt den Boden der Gänge, die Fayenceplatten, welche einst die Wände schmückten, liegen auf der Erde und stellenweise sind die Mauern selbst infolge von Erdbeben zusammengestürzt. Wie in der Medresse des Wakil hocken auch hier nur ein paar Jungen auf dem Boden und hören mit halbem Ohre den Worten eines Mollah zu, der vielleicht noch zerstreuter ist als seine Schüler. Der besterhaltene und interessanteste Theil der Medresse ist die Säulenhalle am Eingange, welche älter als das eigentliche Bauwerk zu sein scheint. Vier große von Nischen durchbrochene Bogen aus grauem Stein tragen eine flache Wölbung, welche mit einem schönen, dunkelblau grundirten Fayencemosaik, ähnlich demjenigen in der Moschee von Tabriz, überzogen ist; diese aus sehr kleinen Stücken bestehende Verzierung wird in harmonischer Weise von einem mit Inschriften bedeckten Friese und von dem grauen Stein der Bogen eingefaßt. Das ganze Gebäude mit Ausnahme dieser Eingangshalle und der Minarets zu beiden Seiten des Thores ist, wie eigentlich selbstverständlich, ein Werk des Wakil, und dasselbe ist der Fall mit dem prachtvollen Bazare, durch welchen die Reisenden nach ihrer Wohnung zurückkehrten.

Seit ihrer Ankunft in Schiraz hatten sich Dieulafoy's mit dem Wege beschäftigt, den sie von dort aus nach dem Persischen Meerbusen einschlagen würden. Seit ihrem Mißerfolge in Eklid (siehe „Globus", Bd. 46, S. 258) hatten sie darauf verzichtet, durch das Gebirge der Bachtijaren nach Susiane zu gelangen, in der Hoffnung, vielleicht später auf einem weniger gefährlichen und bequemeren

Wege in dasselbe eindringen zu können. So blieben ihnen noch zwei Routen nach Buschir, eine über Kazerun und Schahpur, welche von allen Karawanen, allen Reisenden und der Post eingeschlagen wird, und eine zweite längere über Firuzabad, welche für sie wegen der gewölbten Bauwerke bei dieser Stadt ein besonderes Interesse darbot. Außerdem konnten sie beim Einschlagen dieser zweiten Route durch einen Umweg von einigen Tagen dazu gelangen, den Palast von Sarvistan, von dem man ihnen schon in Persepolis erzählt hatte, und die Ebene von Darab zu sehen. Sie entschlossen sich also zu derselben, trotzdem sie die Reisedauer um drei Wochen verlängerte und sie größeren Strapazen aussetzte; sie mußten darauf gefaßt sein, daß sie unterwegs keine Hilfsmittel antreffen würden, und sich selbst Maulthiere und Pferde mieten. Um sich nicht großen Verlusten durch Räuber auszusetzen, sandten sie das große Gepäck auf der direkten Straße nach Buschir voraus, behielten nur den photographischen Apparat, das Kochgeräth, Kleider zum Wechseln und ihre Decken bei sich und mieteten zuletzt kräftige Pferde. Dabei zeigte sich jedoch die Verlogenheit der modernen Perser, eines ihrer hervorstechendsten Laster, im hellsten Lichte. Am Morgen des 26. Oktober sollten die gemieteten Pferde sich einstellen, aber erst um 3 Uhr Nachmittags erschienen sie; aber statt der kräftigen Thiere, welche der Vermieter ihnen beim Abschlusse des Geschäftes vorgeführt hatte, waren es elende, magere Klepper, der eine einäugig, der andere lahm, und beide von Packsätteln durchgescheuert. Die beiden starken und gesunden Pferde, welche man den Reisenden zuerst gezeigt hatte, waren von dem Vermieter, der mit dem Diener Dieulafoy's unter einer Decke steckte, nur zu dem Zwecke der Täuschung geborgt worden. Hätten die Franzosen nicht das Verlangen gehabt, das fieberschwangere Schiraz so bald wie möglich zu verlassen, und wäre das Mieten neuer Pferde nicht mit einem Zeitverluste von mehreren Tagen gleichbedeutend gewesen, so hätten sie wohl die schlechten Gäule zurückgeschickt. So aber verabschiedeten sie sich von ihren neu gewonnenen Freunden und machten sich auf den



Masdsched-i-Nau in Schiraz. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

Weg, von zwei Gholams des Untergouverneurs begleitet; diese Soldaten sollten ihnen, den Christen, den Zutritt zu den fanatischen Dörfern und das Einkaufen von Lebensmitteln ermöglichen. An den verfallenen Stadtmauern führte der Weg hin, dann durch die Weinberge, welche den berühmten, aber schlecht schmeckenden, von Juden bereiteten Schirazwein erzeugen, bei der Brücke Pul-i-Fasa vorbei; das erste Nachtquartier wurde in einem reizend gelegenen Pavillon am Eingange eines prachtvollen Gartens genommen, der dem Gouverneur von Fars gehört.

Da der Marsch des nächsten Tages ein ziemlich langer war, und man Kerabad noch vor Eintritt der Hitze erreichen wollte, so hatte man beschlossen, schon um Mitternacht aufzubrechen; aber es wurde wiederum 6 Uhr Morgens, ehe Soldaten, Maulthiertreiber und Diener, die im Einverständniß mit einander waren, ihren Thee getrunken und die Thiere beladen und gesattelt hatten. Schon nach einigen hundert Schritten aber brach das Pferd der Mme. Dieulafoy zusammen, und diese konnte von Glück sagen, daß sie bei dem Sturze ohne anderen Schaden davonkam, als mit einigen Rissen in den Kleidern und einem verbogenen Flintenlaufe. Aber sie wagte es nicht, den Gaul von neuem zu besteigen und tauschte mit dem spitzbübischen Diener Arabet, der ein sicheres, munteres Maulthier ritt, trotzdem dieser in seinem Aerger heftig dagegen protestirte, daß eine so hochgestellte Dame ein so niedriges Thier ritt. Die Karawane setzte sich wieder in Gang und gelangte bald in ein wildes, zum Theil mit knorrigem, verwachsenem Gestrüppe bedecktes Gebirge; überall liefen dort, wie Hühner in einem Gehöfte, zahlreiche rothe Rebhühner umher, die viel mehr durch das Getrampel der Pferde, als durch die Flintenschüsse erschreckt wurden, die der jüngste der beiden Gholams, ein hübscher Junge aus Luristan mit Locken und klugen Augen, ihnen nachsandte. Blindlings verpuffte er das schlechte Pulver Seiner persischen Majestät und benutzte dabei statt feinen Schrotes in vier Theile geschnittene Kugeln.

Nach zwei Stunden Marsches bog der Zug um eine Felsecke herum und befand sich plötzlich einem wunderbaren Anblicke gegenüber: auf dem Grunde eines Kessels, den hohe



Der Bazar des Wakil in Schiraz. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

Berge von majestätischen, strengen Umrissen einschließen, breitet sich ein dunkelblauer See aus; ihn umgiebt ein strahlend weißer Kranz einer Masse, die man im ersten Augenblicke für Schnee zu halten geneigt ist, und der prächtig zu dem finsteren Tone des Wassers und der warmen Färbung der umgebenden Felsen paßt. Es ist der Dariatscha (Kleines Meer; wohl der Mahlujasee oder Darja-i-Nemek mancher Karten), der im Winter, durch seine Zuflüsse vergrößert, die ganze Ebene bedeckt. Im Sommer aber zieht sich sein Wasser langsam zurück und läßt dann beim Verdunsten jene dicke, leuchtend weiße Salzschicht an den Ufern zurück. Die Umgebung des Sees ist natürlich wenig fruchtbar; doch treibt ein kleiner Stamm, der unter Zelten aus Ziegenhaar oder unter Strohmatten, die von einigen Pfählen gehalten werden, haust, dort Tabaksbau; die sammetweichen Blätter der Pflanzen sind das einzige Grün an dem glitzernden Gestade. Wie glückliche Völker hat der See weder eine Geschichte, noch wird eine Legende von ihm erzählt; sein tiefes Wasser hat niemals bei einem Verbrechen mitgewirkt, denn es ist so schwer, daß ein menschlicher Körper auf der Oberfläche schwimmt, und daß kein Unglücklicher jemals in ihm sich hat ertränken können. Dagegen braucht man nur einen Augenblick darin zu baden, um über und über mit weißen Krystallen bedeckt zu werden, wie eine in Streuzucker gewälzte Gummikugel.

Inzwischen war die Hitze unerträglich geworden und die Augen wurden von der von dem Salze reflektirenden Sonne geblendet; da brach das Pferd, welches Mme. Dieulafoy am Morgen geritten hatte, unter einem Sonnenstiche zusammen. Alles Entladen und Prügeln nutzte nichts; es war nicht mehr möglich, das arme Thier bis Kerabad zu bringen, dessen Umfassungsmauern in der Ferne schon zu sehen waren. Die Reisenden ließen ihre Leute bei dem Pferde zurück, um ihm die Hufeisen abzureißen, und ritten nach dem Dorfe voraus, wo sie todtmüde um 7 Uhr Abends eintrafen. Sie hatten an diesem Tage nach Angabe ihres Wirthes acht Farsachs zurückgelegt; aber wie viel Kilometer in dieser weltabgeschiedenen Gegend ein Farsach mißt, sechs, acht oder gar zehn, das wußte niemand. Auch mit dem Abendessen sah es schlecht aus: infolge der großen Hitze war das mitgenommene Fleisch verdorben, und es war schon zu spät, um noch einen Hammel zu schlachten, so daß sie sich mit einigen Gurken und einer großen Schale saurer Milch begnügen mußten.



Soldat aus der Umgebung des Untergouverneurs von Schiraz. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)



Grab des Scheichs Jussef ben-Jakub. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

Das Unglück verfolgte jetzt die Reisenden in ungewöhnlichem Maße. Marcel Dieulafoy nahm am folgenden Tage, weil er sich schwach fühlte und einen Fieberanfall befürchtete, eine zu starke Dosis Chinin, was ihm nach einiger Zeit derartige Schmerzen verursachte, daß er sich zu Boden warf und erklärte, nicht weiter reiten zu können. Aber die Hitze nahm immer mehr zu; es fand sich weit und breit kein Holz, kein Wasser, und so setzten die Diener den Reisenden auf ein Lastthier und schafften ihn so nach einer mit Thürmen besetzten Umwallung, welche aber keine

Häuser umschloß, sondern nur elende Maulwurfshaufen, aus denen ab und zu wilde, zerlumpte Bauern auftauchten. Hier verfiel der Reisende in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst gegen Abend erwachte; dann aber erschien ihm die Umgebung, in welcher er sich befand, so unheimlich, daß er selbst verlangte, noch nach dem etwa 20 km entfernten großen Flecken Sarvistan (Selwistan) zu reiten. Dort empfing sie der durch einen der Soldaten im Voraus benachrichtigte Ortsvorsteher mit grämlicher Miene und wies ihnen als Unterkunft ein schwarz geräuchertes, dunkles Loch an. Das Betragen des Mannes wurde noch unhöflicher, als sich die Schmerzen bei dem Kranken wieder einstellten und sich bei jeder Bewegung steigerten, so daß er weder sitzen, noch irgend welche andere Nahrung, als Reiswasser und Granatensaft zu sich nehmen konnte. Der Grund davon war, daß der vorausgeschickte Soldat eine sehr trübe Beschreibung von dem Zustande des Kranken gemacht hatte, und daß der Ortsvorsteher an dessen baldigen Tod glaubte, worin ihn das schlechte Aussehen des Reisenden nur bestärkte. Nun hatte er sich schon ausgerechnet, wie theuer ihm das Abkratzen, Waschen und Weißen des Hauses, das durch den Tod eines Ungläubigen besudelt worden wäre, zu stehen kommen würde, und die Summe hatte ihn in Wuth versetzt. Direkt zu vertreiben wagte er die Fremden nicht, weil er den Gouverneur in Schiraz fürchtete; aber er suchte sie um jeden Preis aus seinem Hause zu entfernen,



Salzsee Dariatscha. (Nach einer Skizze von Marcel Dieulafoy.)

indem er das Klima und Wasser von Sarvistan in den schwärzesten Farben schilderte. Und als ihm Mme. Dieulafoy die Thür wies, nahm er seine Zuflucht dazu, daß er seinen Dörflern verbot, den Fremden oder ihren Dienern irgend welche Lebensmittel zu verkaufen. Da erfolgte zum Glück ein Umschlag in dem Zustande Marcel Dieulafoy's, und die Wendung zum Besseren wurde nicht wenig dadurch unterstützt, daß einer der Dorfbewohner Kenntniß von den „sehr alten Kuppeln", den Palastruinen nämlich, zu haben erklärte, während bis dahin niemand etwas von denselben wissen wollte. Gleichzeitig änderte sich auch das Benehmen des Ortsvorstehers: er wurde geschmeidig, und Hühner, Eier und Hammel gab es wieder in Menge.

In Sarvistan giebt es, abgesehen von den schönen Blumen- und Baumgärten, nur das verfallene Grabmal des Scheich Jussef ben-Jakub zu sehen, welches im Jahre 1341 erbaut, aber seitdem verändert und vergrößert worden ist. Ein Theil des Bauwerkes besteht aus Stein; um den Grabesraum zieht sich ein schönes Getäfel metallisch glänzender Fayencen, bestehend aus kupferfarbigen Sternen, die durch Kreuze von türkisblauem Email mit einander verbunden sind. Der Gesammteindruck dieser Verzierung ist reizend; wenn man aber die Sterne unter einander vergleicht, so bemerkt man, daß der metallische Schmelz mitunter zu stark, oft aber nicht genug gekocht worden ist, und daß selbst die am besten ausgefallenen Platten nicht die Schönheit der Emaillen von Kaschan oder Weramin haben und einer Periode des vollen Verfalls angehören.

Das Togo-Gebiet.

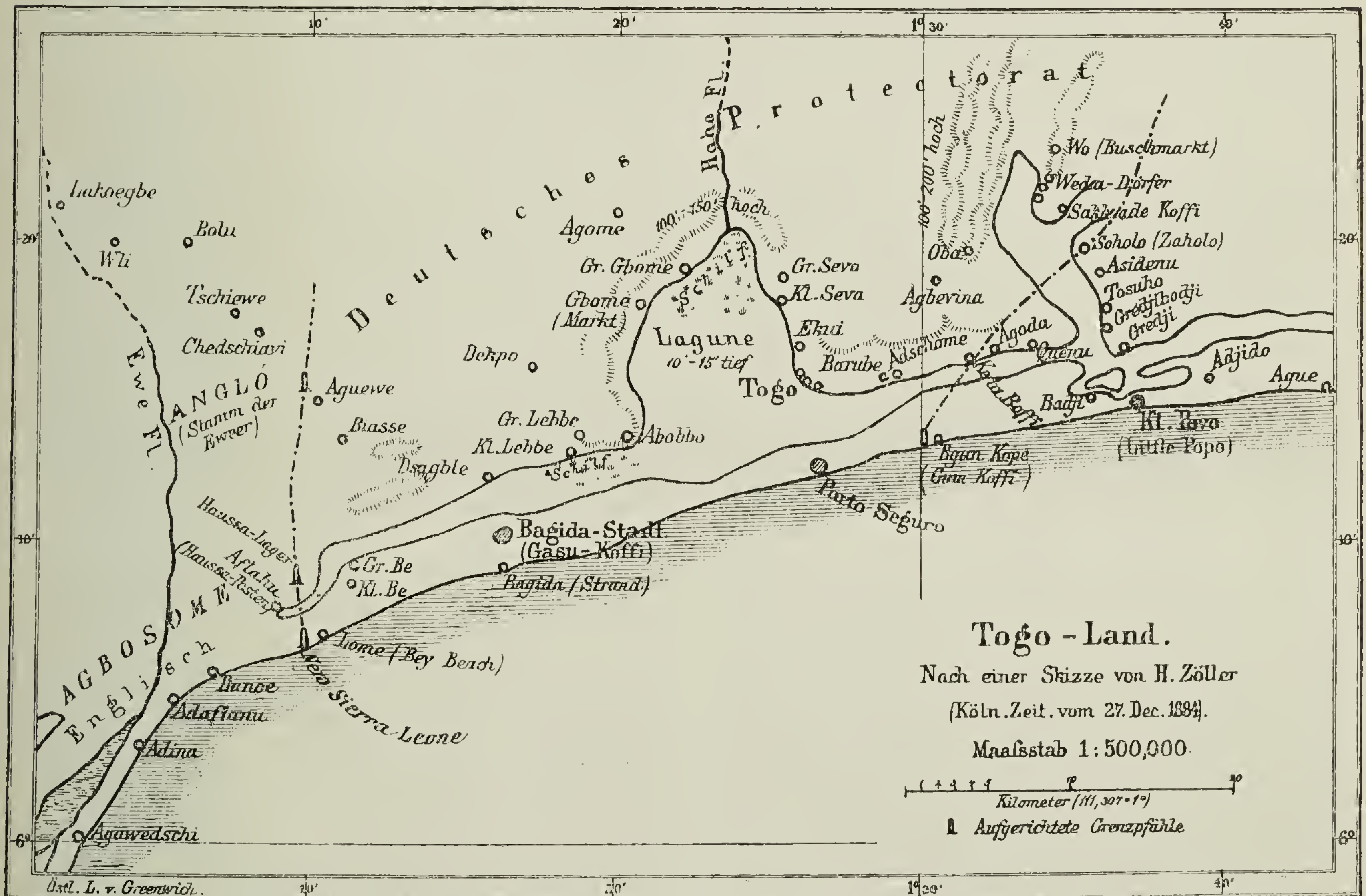
Hugo Zöller, der Weltreisende der Kölnischen Zeitung, veröffentlicht in genanntem Blatte (December 1884 und Januar 1885) eine Reihe von Artikeln über die Westküste von Afrika, die nicht nur augenblicklich Aufmerksamkeit erregen, sondern auch geographische und ethnographische Mittheilungen bringen, die ein dauerndes Interesse beanspruchen dürfen. Wir machen in den folgenden Spalten den Versuch, das Wichtigste aus einer Reihe von Artikeln zusammenzustellen, die er über das Togogebiet geschrieben hat; wenn wir auch das faltenreiche Gewand des Feuilleton natürlich aufopfern mußten, glaubten wir doch nichts Wesentliches übergehen zu dürfen, weshalb der Leser die gedrängte Form entschuldigen wolle, die wir zu wählen gezwungen waren. An der Bai von Benin dehnt sich das unter deutschen Schutz gestellte Togogebiet von 1° 10′ bis 1° 30′ östl. L. Gr. aus, im Inneren des Landes liegt die Grenze noch weiter östlich. Auf der schmalen Nehrung liegt Bagida und hinter derselben parallel mit dem Meere läuft die sogenannte Lagune, die sich namentlich bei dem Hauptorte Togo zu einem Binnensee erweitert, der aber bei weitem nicht die Abmessungen besitzt, welche ihm nach dem Vorgange der englischen Seekarte auch auf deutschen Karten gegeben worden sind. Wie man bisher annahm, bedeckt diese Avon-Lagune beinahe das ganze Togogebiet und macht den Theil des Landes, den sie nicht direkt überfluthet, zu einem ausgedehnten Sumpflande; da Zöller bei verschiedenen Ausflügen ins Innere, auf denen er bis 15 Kilometer weit vordrang, nichts von einer solchen Lagune, wie die Karten sie zeigen, bemerkt hatte, beschloß er, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Wie schon oben bemerkt, zieht sich an der Togo- ebenso wie beinahe an der ganzen Sklavenküste eine Lagune parallel dem Strande hin; die einzelnen Lagunen stehen aber nicht immer mit einander im Zusammenhang, so daß sie auch ihren höchsten und tiefsten Wasserstand zu verschiedenen Zeiten erreichen; die Lagune im Gebiete von Togo zieht sich weit hin bis in das Gebiet von Groß-Popo hinein, wo sie mit dem Meere durch zwei Mündungen Verbindung hat, die außerdem auch durch einige künstliche Durchstiche bei Klein-Popo hergestellt wird. Der Wasserspiegel verändert seine Höhe um 4 bis 5 m. Bei höchstem Wasserstande ein nicht unbedeutender See, bildet die Lagune bei niedrigem Wasserstande ein Gewirre von theilweise sehr flachen Wasserarmen, aus denen mit Schilf und Rohr bewachsene Inseln sich erheben. Bei einem Wasserstande von etwa 3 m war die Fahrt, welche Zöller in Gesellschaft zweier deutscher Kaufleute von Klein-Popo aus unternahm, durch die sich in vielfachen Krümmungen dahin windende Lagune ziemlich schwierig und wurde noch mehr durch die vielen Fischzäune gehindert, an deren Enden sich nur schmale, im Interesse der Schifffahrt angebrachte Oeffnungen befinden; bei dem niedrigen Wasserstande verwickelte das Boot sich häufig in den Schleppnetzen. Beinahe unmittelbar an der Lagune erhebt sich das Ufer wellenförmig bis zu einer Höhe von 15 bis 25 m. Diese Bodenwellen sind dem Togolande eigenthümlich, sie erreichen weiter von der Küste 60 bis 70 m Höhe; nie aber sieht man vereinzelte Berge oder Hügel.

Bei Gredji zweigt sich ein breiter Arm nördlich nach dem Buschmarkte Wo ab; unser Reisender folgte dem anderen Arme nach Westen und kam hinter Agoda, kurz vor der Grenze des deutschen Gebietes an einen Zollzaun, deren es jetzt auf dem Gebiete von Togo und Popo nur noch zwei giebt; sie erinnern an die Flußsperren zur Zeit des Faustrechts; denn auch sie dienen dazu, um mit List oder Gewalt Zölle zu erheben.

Nach längerer Fahrt erreichte man Togo, einen auf einer 13 bis 16 m hohen Wand von dunkelrothem Thon, in den die starken Regengüsse tiefe Rinnen gerissen, gelegenen Komplex von fünf Dörfern, den Hauptort der deutschen Schutzherrschaft. Wie überall im Innern gewähren ganze Wälder von Kokospalmen und anderen Fruchtbäumen den lang ausgedehnten Dörfern ein freundliches Aussehen. Von hier aus sollte die eigentliche Erforschung des sich bei Togo verbreiternden Fahrwassers vor sich gehen; man vermuthete um so eher die bewußte Lagune hier, als auf der erwähnten Seekarte auch angegeben war, daß die Eingeborenen die Avonlagune auch Haccolagune nannten, und man einen ähnlichen Namen (Haho oder Hacho) im Munde der Togoleute gehört hatte. Die Lagune erweiterte sich zu einem auf allen Seiten von niedrigen Höhenzügen umgebenen See, dessen Abmessungen von Nord nach Süd auf 10, von Ost nach West auf 10 bis 11 km geschätzt wurden; es würde sich demnach nur eine Oberfläche von 100 bis 120 qkm (anstatt der auf der Karte angegebenen von circa 2600 qkm) ergeben. Auch in anderer Beziehung scheint die von den Officieren des Avon (1846) verfertigte Aufnahme nicht sehr korrekt; sie geben an, daß die Lagune wahrscheinlich von einem Arme des Volta gespeist werde, was nach der von der Bremer Missionsgesellschaft veröffentlichten Karte des Ewegebiets beinahe unmöglich ist.

Nachdem man Togo etwa drei Stunden verlassen hatte, sah man in nördlicher Richtung dem Lande parallel eine 25 bis 30 m hohe, wellenförmige Bodenanschwellung. Als man in Gbome landete, konnte man allerdings von einem Baume aus in nördlicher Richtung einen nach dem Inneren sich hinziehenden Wasserstreifen entdecken, über welchen die Eingeborenen jedoch keine nähere Auskunft geben konnten. Am anderen Morgen wurde mit vieler Mühe auf dem 30 bis 50 m breiten, sich vielfach krümmenden Wasserarm die Reise fortgesetzt, bis es beinahe unmöglich schien, das Rohr und die Wasserpflanzen weiter zu durchbrechen; die Miasmen wurden unerträglich und wiederholt auftauchende Krokodile machten die Fahrt unbehaglich. Etwa 1 bis $1^1/_2$ km voraus lag festes Land, auf dem sich Höhenzüge so hoch und so geschlossen erheben, daß die Möglichkeit, die Lagune könne sich in nördlicher Richtung weiter ausdehnen, dadurch völlig ausgeschlossen wurde. Man fuhr nun nach dem östlichen Rande des Sees, nach Seva, welches auf den Karten als Insel dargestellt wird; dies ist unrichtig, denn auch bei dem höchsten Wasserstande kann es nicht zur Insel werden. Man mußte alle weiteren Anstrengungen, das nördliche Ende der Lagune zu Wasser zu erreichen, aufgeben und versuchte es nun auf dem Landwege, jedoch zunächst ohne Erfolg, indem man vor Erreichung der Nordspitze der Lagune umkehren mußte. Erst bei einer zweiten Expedition gelang es Zöller und seinen Begleitern, die Lagune ganz zu umwandern und den in ihr nördliches

Ende einmündenden, von Urwald umstandenen Haho-Fluß zu entdecken. Es war ein interessanter, aber anstrengender Marsch, den man unter den glühenden Sonnenstrahlen durch ein nur zum kleinsten Theil bebautes, aber überall mit dichter Vegetation bedecktes Land machte; die kleinen, nur $^1/_4$ bis $^1/_2$ Morgen haltenden Grundstücke sprachen für den Fleiß der Bewohner. Trotzdem das ganze Ackergeräth nur aus einer an einem Stocke befestigten kleinen Eisenplatte besteht, mit der man nur Löcher auswerfen, doch den Boden nicht eigentlich umarbeiten kann, wissen die Neger demselben Kassaven, Mais, Bataten (süße Kartoffeln), hier und da auch Ananas und allerlei andere auf Bäumen und Sträuchern wachsende Früchte abzugewinnen. Nur der kleinste Theil des Landes ist angebaut; das übrige ist entweder mit Rohr und hohem Gras bewachsen, was nicht nur in der Nähe des Wassers, sondern auch 100 m über demselben vorkommt, oder mit dickem, hier und da von einzelnen hohen Bäumen überragtem Buschdickicht bedeckt. Vierfüßiges Wild, mit Ausnahme von Affen, bekam man im ganzen Togogebiete nicht zu Gesicht, hörte aber einmal einen Leoparden. Vielleicht trägt hierzu die Gewohnheit, im Dickicht neben den Wegen Fallen aufzustellen, das ihrige bei; dagegen wimmelt es überall von Flügelwild und der Fischfang giebt einen guten Ertrag. Die Fische werden mit selbstverfertigten Schleppnetzen gegen die oben schon erwähnten Fischzäune angetrieben und durch bis an die Brust im Wasser stehende Männer mit Körben herausgeschöpft. Termitenhügel wurden nicht so vielfach wie z. B. in Australien gesehen. Zunächst der Küste findet man grauen Boden, weiterhin eine dunkelrothe, sehr fruchtbare Thonerde, die übrigens auch Wasser zu führen scheint. Von Steinen giebt es nur Knolleneisenstein bei Togo und Felsen bei Porto Seguro am Meere und Sandstein in der Lagune bei Klein-Popo.



Die Bevölkerung des Landes ist, wenn auch nicht gerade dicht, doch immerhin recht ansehnlich; sie lebt meistens, wohl der Streitigkeiten wegen, in größeren Dörfern, die im allgemeinen etwa eine Stunde von einander entfernt liegen. Da die Küstenlinie auf 36 (auf der Karte sind es $39^1/_2$), die Ausdehnung nach dem Inneren auf 37 km angegeben wird, berechnet sich die Oberfläche des Schutzgebietes auf ca. 1300 qkm, die von etwa 40 000 Menschen bewohnt sein sollen, was eine Bevölkerung von 30 Köpfen per Quadratkilometer ergäbe; die Einwohnerzahl in Togo, Klein- und Groß-Popo wird auf 120 000, die Bevölkerung des Hinterlandes auf eine gleiche Anzahl Seelen veranschlagt.

Ob das Land Togo (Togo heißt „jenseits der Lagune") sich bis zu den Landschaften Ana und Kposo ausdehnt, welche der Bremer Missionar Hornberger durchreist hat, ist nicht bekannt; sicher aber ist es, daß Aschanti und Dahome nicht nördlich vom Togosee an einander grenzen, wie es bisher auf den Karten angegeben ist[1]), sondern daß das Schutzgebiet noch eine ganz ansehnliche Tiefe hat. Daß unsere neuen afrikanischen Mitbürger, namentlich was das weibliche Geschlecht angeht, in ihrer Kleidung etwas sehr primitiv sind und sich größtentheils auf das Allernothwendigste beschränken, ist bekannt, ebenso daß die Frauen etwas leichtsinniger und leichtlebiger Natur sind; der weiße Reisende entgeht oft nur mit Mühe den Anschlägen einer afrikanischen Mama, die ihre Tochter in nähere Berührung

---

[1]) Aus englischen Blaubüchern 2c. ist es schon seit einigen Monaten bekannt, daß das Aschanti-Reich letzthin an Umfang ganz bedeutend abgenommen hat. Nach Brandon Kirby's Karte (Proc. R. G. S., August 1884) liegt jetzt der fernste Punkt des Reiches noch nicht 110 km von der Hauptstadt Kumassi entfernt, während es sich früher nach Westen über den Volta hinaus erstreckte und dort allerdings an Dahome grenzte.
Die Red.

mit dem Europäer bringen möchte. Die Neger der Küste und an den Lagunen, namentlich die Frauen, sind im allgemeinen in Bezug auf ihren Körper, dem sie die Wohlthat eines Bades häufig zukommen lassen, sehr reinlich; weniger sind sie es in Bezug auf ihre Wohnungen und werden in dieser Hinsicht von den Negern des Inneren weit übertroffen. Vielleicht hängt es mit dem häufigen Baden an der Küste zusammen, daß man dort Hautkrankheiten seltener sieht, als im Inneren; am häufigsten ist wohl der unter dem Namen Krockro vorkommende, äußerst ansteckende, aber auch leicht heilbare Flechtenausschlag; manche Kinder sind mit Beulen und Schorf völlig überdeckt. Unangenehmer noch als die Hautkrankheiten sind für die Augen des Fremden die Verunstaltungen des Nabels, welche häufig vorkommen; unter 65 Kindern, die ihn umstanden, zählte Zöller einmal deren 29, welche mit Nabelbrüchen behaftet waren; allerdings scheinen diese Brüche mit vorschreitendem Alter häufig zu verwachsen. Außer dem gewöhnlichen Negertypus findet man, wenn auch nicht gerade häufig, so doch in jedem Dorfe Individuen mit gelber Hautfarbe und rothem Haar (ohne daß man an Beimischung europäischen Blutes denken könnte); daneben kommt eine Erkrankung der Haut vor, bei welcher dieselbe Flecken zeigt, welche ganz so weiß sind, wie die Haut des Europäers. Plakku selbst, der Stabträger des verstorbenen Königs Mlapa, die Autorität der Hauptstadt, hatte derartige große weiße Flecke an Armen und Schenkeln. Es scheint dies die Folge einer allgemeinen Erkrankung zu sein, wiewohl derartige weiße Flecke auch durch örtliche Einflüsse entstehen können; so z. B. bilden sie sich, wenn ein Verbrecher in heißes Oel hineingreifen muß, an der verbrannten Stelle.

Man muß sich hüten, diese Negerstämme als Wilde zu betrachten; dieselben besitzen manche Kunstfertigkeiten und wenn sie auch nicht, wie die Leute von Cape Coast Castle und Accra künstliche Goldgeschmeide zu verfertigen verstehen, so wissen sie doch mit Hilfe der Töpferscheibe kunstreiche Gefäße zu formen, Leder zu gerben und auf selbstgefertigten Webstühlen künstliche, bis zu zweidrittel Fuß breite Zeugstreifen zu erzeugen. Alles dies sind Fertigkeiten, die sich bei den Negern selbst entwickelt haben und nicht etwa von den Europäern erlernt sind; bei den unmittelbar an der Küste wohnenden Schwarzen sind diese Industriezweige beinahe ganz erloschen, da sich diese Leute meistens dem Handel widmen, zu dem der Neger von Natur berufen scheint; jeder König und jede seiner Frauen, jeder seiner Sklaven, ja die Sklaven der Sklaven treiben mehr oder weniger ausgedehnten Handel. Der Hausrath der Häuser ist allerdings einfach genug, umfaßt jedoch immer noch weit mehr, als man sich in Europa manchmal vorstellt. Hübsch geflochtene Strohmatten dienen den Eingeborenen Nachts zum Lager, Kalebassen und andere aus Thon oder Kürbisschalen gefertigte Gefäße in allen Formen und Größen, riesige in langen Reihen eingegrabene Fässer zur Aufnahme des Wassers, ähnlich den antiken Gefäßen, Schwerter, Messer, Dolche, gekaufte und selbstgewebte Stoffe bieten dem Auge Abwechslung; die Civilisation ist vertreten durch halbleere Rumfässer, alte Kisten und leere Blechbüchsen. Die Begierde nach Spirituosen ist leider sowohl bei Männern als auch bei Frauen sehr groß, obwohl der von Hamburg bezogene Gin kein allzu verlockendes Getränk ist. Die Flasche davon kommt den Kaufleuten auf zwanzig Pfennig und ihr Inhalt, wenn man die Auslagen für Flasche, Aufschrift, Farbe, Fracht u. s. w. abrechnet, auf 7 bis 8 Pfennig zu stehen; daß dafür kein ordentlicher Branntwein geliefert werden kann, liegt auf der Hand. Wie man behauptet, enthält der hier verkaufte Gin außer ein ganz klein wenig Alkohol bloß Terpentinöl und Vitriol, welches den durchaus nothwendigen kratzenden Geschmack hervorbringt; übrigens sei es zur Ehre der dortigen Neger gesagt, daß sie, wiewohl sie gern trinken, sich doch nur selten betrinken.

So verschieden in ihrer Bauart die an der Küste gelegenen Ortschaften sind — in der heiligen Stadt Bé sind die Hütten rund, in Bagida und Lome sind sie viereckig, jedoch nur aus Binsen geflochten — so gleichförmig, sowohl was Bauart als auch Reinlichkeit angeht, sind sie im Inneren. Nicht nur werden Straßen und Höfe reinlich gehalten, sondern in der Nähe jeden Dorfes sind große Löcher gegraben, welche allen Unrath und Abfälle aufnehmen und später zugeschüttet werden. Gewöhnlich werden die Wände der Hütten in der Art gebildet, daß man aus der rothen Thonerde, der man durch Zusatz von Stroh und Binsen eine gewisse Haltbarkeit giebt, mächtige Quadern formt, die man aufeinander thürmt; über diese Wände kommt eine mit Reisig gedeckte Balkenlage, die, im Falle ein zweites Stockwerk angebracht werden soll, mit einem Lehmschlag bedeckt wird. Hierüber kommt das schräg liegende, unseren Strohdächern ähnliche Dach; die eigentliche Bedachung von Binsenstroh erhält eine Dicke von etwa 15 cm. Manchmal haben die Häuser kleine Fenster (natürlich ohne Glas). Wenn eine Treppe vorhanden ist, wird entweder jede Stufe auf zwei besondere Stützen gelegt oder man legt die ganze Treppe zwischen vier Balken, die an beiden Enden, je zu zwei, angebracht sind. Wer es einmal versucht hat, eine solche Treppe hinauf- und hinabzusteigen, verliert leicht die Lust, den Versuch zu wiederholen. Da die Häuser gewöhnlich zwei bis drei Zimmer in einem Stockwerke haben, genügen sie meistens nicht für die ganze Familie, wozu aber auch die Sklaven und deren Kinder gerechnet werden; gewöhnlich liegen daher mehrere Gebäude in einem Gehöft, auch wenn dasselbe, was nicht immer der Fall ist, nur von einer Familie bewohnt sein sollte. Umzäunt ist das Ganze mit mehr als mannshohen Geflechten von Maisstroh, zwischen denen die endlos gewundenen Fußwege zum Hause führen. Wie klein ein Negerdorf auch sein mag, es besitzt mehrere öffentliche Gebäude, wie Gerichtshalle, Palaver- und Fetischhäuser. Erstere sind gewöhnlich an der höchsten Stelle des Ortes errichtet und es macht sich in denselben ein gewisses Kunstgefühl, ein Streben nach architektonischen Formen merkbar; die Fetischhäuser sind nur an der Rückseite geschlossen, an der Vorderseite trennt eine etwa 0,30 cm hohe Mauer den heiligen Raum von der profanen Erde; die Wände sind in hellen Farben bemalt, die von dem dunkeln Thongrunde grell abstechen. Der Hauptort Togo zählt etwa 2500 bis 3000 Einwohner, ihm folgt Bé mit circa 2000 Seelen; außerdem werden zehn weitere Orte genannt, deren Bevölkerung die Zahl 1000 erreicht.

Im allgemeinen scheint der Neger dem weißen Manne freundlich gesinnt, sobald er in demselben keinen Sklavenjäger und keinen Konkurrenten in seinen Handelsgeschäften sieht; wenn das der Fall ist, versucht er es zunächst mit passivem Widerstande. Auf einem der Ausflüge z. B., die Zöller unternommen, um möglichst weit zur nördlichen Grenze vorzudringen, konnte er nur das Dorf Agome erreichen; man weigerte sich hier unter allerlei Ausflüchten, ihm Führer nach dem nächsten Orte, Adangbe, mitzugeben; als wahrscheinlichste Erklärung wird mitgetheilt, daß die Häuptlinge für ihr Monopol des Zwischenhandels fürchteten. Die aus dem Innern kommenden Waaren gehen durch viele Hände, ehe sie die an der Küste wohnenden Kaufleute erreichen, und jeder weitere Tagemarsch nach dem Innern

führt zu einer anderen Linie von Zwischenhändlern, die ihre Rechte sorgfältig hüten. Wenn einmal dieser 50 bis 100 km breite Küstengürtel durchbrochen ist, hört diese Schwierigkeit auf, da dann an Stelle der vielen kleineren Staatenbildungen im Küstenlande größere Landstriche treten, die einem Herrn gehorchen, wo also die Verhandlungen leichter sind.

Zöller hält eine Polizeimacht von 50 bis 100 fremden Negern für genügend, um die Ordnung im Togogebiete aufrecht zu erhalten; Leute aus Camerun oder Klein-Popo kommen ihm am geeignetsten vor, da die Haussas zu sehr gefürchtet, die Kruneger wegen der schweren Arbeit, die sie thun, verachtet sind. Ueber den Umgang mit den Negern macht er eine Bemerkung, die gewiß Beachtung verdient. Nachdem er die Stellung des Weißen in den Augen der Neger mit derjenigen verglichen hat, welche die alten Götter Griechenlands in den Augen der Hellenen einnahmen, fährt er fort: „Wer dies natürliche Verhältniß untergräbt, wie die Engländer dies in Sierra Leone thun, der macht aus der den Küstennegern bereits halbwegs aufgepfropften europäischen Kultur ein Zerrbild, der züchtet ein Unkraut, das ihn ins Gesicht schlagen wird, wie der ungerathene Sohn seinen Vater."

Die Erforschung des Inneren von Island.

Von **Thorvaldur Thoroddson.**

(Uebersetzt nach dem „Sydsvenska Dagbl. Snällposten" von Heinrich Martens.)

Die großartige Natur Islands hat schon seit Jahrhunderten die Aufmerksamkeit fremder Nationen erregt, und trotzdem ist die merkwürdige Insel im Auslande nur wenig bekannt. Die höchstbelegenen Theile des Inneren von Island werden von gewaltigen „Jökul" (Gletschern) bedeckt, die zusammen ein Areal von 268 geographischen Quadratmeilen haben. Obgleich eine Untersuchung derselben für die Geologie von größter Bedeutung sein würde, sind sie noch vollständig unbekannt. Besser kennt man die Vulkane Islands, obgleich auch in dieser Hinsicht noch Vieles zu thun übrig bleibt. Island hat in der historischen Zeit Ausbrüche von etwa 30 Vulkanen aufzuweisen, aber es hat ausgebrannte Vulkane zu Hunderten. Die Ausbrüche haben oft die gefährlichsten Folgen für das ganze Land gehabt; ich brauche nur an den Ausbruch bei Skapta im Jahre 1783 zu erinnern, dessen Lavastrom 11 Meilen lang und 3 Meilen breit war und einen Kubikinhalt von der Größe des Mont Blanc hatte. Das ganze Land wurde mit Asche bedeckt, und das Vieh, welchem es infolge dessen an genügendem und gesundem Futter fehlte, starb massenhaft; alsdann traten Hunger und Krankheiten bei den Menschen ein und fast ein Fünftel der Gesammtbevölkerung des Landes starb aus. Der berühmteste Vulkan Islands ist bekanntlich Hekla, von welchem Kaspar Peucerus, ein Schwiegersohn Melanchthon's, zu erzählen weiß, daß man eine Meile von dem Berge entfernt das Jammern, Heulen und Zähneklappern der Verdammten im Inneren desselben hören kann. Vom Hekla kennt man in der historischen Zeit etwa achtzehn Ausbrüche. Längs der Südküste Islands giebt es mehrere Vulkane, welche mit ewigem Eise bedeckt sind. Man kann sich kein furchtbareres Naturereigniß denken, als Ausbrüche dieser Vulkane. Die Jökuldecke schmilzt und plötzlich wird das umliegende Land von gewaltigen Wasserströmen mit Eisstücken von der Größe eines Hauses überfluthet, welche alles wegfegen, was sie auf ihrem Wege vorfinden; so wurden 1360 zwei Kirchspiele mit vierzig Bauerhöfen eines Morgens infolge eines Ausbruches des Oräfajökul buchstäblich fortgespült.

Eine Reise in Island muß zu Pferde geschehen, weil es dort keine anderen Wege als Reitsteige giebt. Die Bauern begeben sich in langen Karawanen von 40 bis 50 Pferden nach den Handelsplätzen, um ihre Bedürfnisse zu holen, und weil eine solche Reise oft zwei bis drei Wochen erfordert, wird sie nicht mehr als einmal im Jahre gemacht. Futter für die Pferde, Zelte, Proviant und manche andere Sachen müssen mitgeführt werden, da man mehrere Wochen jeglicher Verbindung mit der übrigen Welt entbehrt.

Im Jahre 1881 beschloß das isländische „Althing" (Volksvertretung), daß das Innere Islands erforscht werden solle. Man beauftragte mich damit. Im folgenden Jahre durchreiste ich die östlichen Theile Islands, 1883 untersuchte ich die vulkanische Halbinsel Reykianäs und Umgebung, und 1884 die große Lavawüste Odádahraun, oder den Theil des inneren Hochlandes von Island, der sich zwischen den an der Nordküste mündenden Flüssen Skjalfandafljót und Jökulsá bis zum Vatnajökul hinauf erstreckt und der bisher wegen seiner Naturverhältnisse fast vollständig unbekannt war. Von dieser meiner letzten Reise soll in Nachstehendem die Rede sein.

Odádahraun ist Europas größtes Lavafeld. Diese Wüste, welche an einigen Stellen kaum zu Fuß passirt werden kann und an anderen Stellen mit Flugsand bedeckt ist, zeigt nirgends auch nur das geringste Pflanzenleben; der Mangel an Gras und Wasser erschwert in hohem Grade das Vordringen in diesen Gegenden, welche so hoch belegen sind, daß man mitten im Sommer von Schneestürmen oder, was noch gefährlicher ist, von Sandstürmen überrascht werden kann. Dazu kommt noch, daß der Kompaß an mehreren Stellen nicht zuverlässig, weil der Erdboden eisenhaltig ist. Man hat mehrfach Versuche gemacht, diese Wüste zu untersuchen, jedoch ohne das erwünschte Resultat zu erzielen. Der einzige, welcher einen einigermaßen guten allgemeinen Begriff vom Aeußeren derselben gegeben hat, ist der große Kartograph Islands, Björn Gunnlaugsson, welcher dort während der Jahre 1838 und 1839 reiste[1]). Die Bevölkerung Islands knüpft an diese Wüste verschiedene abergläubische Vorstellungen; es sollen hier u. A. grasreiche Oasen zu finden sein, die von Geächteten bewohnt werden. So ganz aus der Luft gegriffen ist dieser Glaube nicht, denn Verbrecher haben sich mehrfach dorthin geflüchtet und sich dort zeitweilig unter unglaublichen Entbehrungen und Leiden aufgehalten, und die Ueberzeugung, daß sich dort

[1]) 1881 haben auch die Engländer Cuthbert E. Peek, Dolmar Morgan und Coles diese Gegenden bereist und darüber berichtet (vergl. Proc. R. Geogr. Soc. 1882, März). Red.

Geächtete befinden, war im Volke noch in der Mitte unseres Jahrhunderts eine so tief eingewurzelte, daß Gunnlaugsson das Gegentheil durch die Zeitungen beweisen mußte.

Auf einer Reise in das Innere Islands, wo man mehrere Wochen ausschließlich auf sich selbst angewiesen ist, muß man eine ziemlich große Bagage mitnehmen, und da alles auf Pferderücken befördert werden muß, ist das Reisen hier sehr theuer. Ich bedurfte auf meiner Reise gewöhnlich 7 bis 10 Pferde und hatte zwei Begleiter. Wir führten ein gewöhnliches norwegisches Soldatenzelt sowie ein Stück gefirnißten Segeltuches mit uns; das letztere, um es auf der Erde unter dem Zelte auszubreiten, weil man sich sonst während der Nachtruhe die Körperwärme nicht erhalten kann. Matratzen hatten wir nicht, sondern wir hüllten uns in Mantel und Reisedecke und bedienten uns des Sattels als Kopfkissen. Unser Proviant bestand aus gekochtem Lammfleisch, Brot, Käse, Kaffee und Fleischextrakt, sowie einigen Flaschen Cognac; unsere Küchengeräthe waren auf die nothwendigsten und einfachsten beschränkt. Auf einer solchen Reise ist nichts dringender geboten, als die Pferde in gutem Stande zu erhalten, denn wenn man die verliert, ist man auch selbst rettungslos verloren.

Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, reiste ich von Oefjord nach dem See Myvattn (nördlich von der Lavawüste Odádahraun) ab, wo ich einige Zeit blieb, um nahe belegene Vulkane und Gletscher zu untersuchen. Am 16. Juli brach ich nach dem Inneren auf, und zwar hatte ich beschlossen, zunächst einige Grasgegenden beim Berge Herdubreid zu besuchen. Unsere Reise ging über den sogenannten Myvattensöknen mit seinen Lavafeldern und Kratern, von welchen einige 1875 gebildet wurden. Das Wetter war rauh und kalt, mit Schnee und Regen, die Landschaft nichts weniger als einladend: häufig eine gelbgraue Flugsandebene. Der geringste Wind setzt diesen Sand in Bewegung, füllt Augen und Ohren und treibt ihn in die Kleidung, Koffer und Instrumente. Hier und da bemerkt man Skelette von Pferden und Schafen, die in dieser Wüste umkamen. Die Nacht verbrachten wir in einer vulkanischen Einsenkung. Obgleich es Mitte Juli war, tobte in der Nacht bei 1 Grad Kälte ein Schneesturm, und das Feld wurde mit einer dicken Schneedecke belegt. Am folgenden Tage war das Wetter nicht besser. Abends erreichten wir nach einer beschwerlichen Reise südwärts längs der Jökulsá unseren Bestimmungsort, die Grasgegenden beim Herdubreid. Hier ist die Vegetation verhältnißmäßig üppig, so daß die Pferde für längere Zeit gute Grasweiden hatten. Die Natur ist hier von einer eigenthümlichen Schönheit. Der nahe 5300 Fuß hohe, riesenhafte Herdubreid gehört zu den herrlichsten Bergformationen, die man sehen kann; im Süden hat man die Schneegegenden des Vatnajökul, im Norden die endlose Ebene, welche am Abend beim Sonnenuntergang eine unbeschreibliche Farbenpracht darbietet und zur Mittagszeit, wenn die Sonne scheint, dem Auge die herrlichsten Fata Morgana-Bilder zeigt: die Ebene scheint dann gleichsam mit kleinen Seen übersäet zu sein, um welche die Steinblöcke sich gleich kleinen Häusern oder langen Karawanen von Lastthieren gruppiren.

Unser erster Ausflug vom Zelte galt einem gewaltigen Vulkane nördlich vom Herdubreid, Namens Dyngja, der niemals zuvor von Menschen betreten worden ist. Er hat eine Höhe von 3600 Fuß und besteht aus auf einander gelagerten Lavaströmen. Nach $4^1/_2$stündigem Ritte über die Lava erreichten wir den Vulkan und begannen den Aufstieg. Die Lava an den Seiten des Berges ist zu den wunderbarsten Gestalten geformt, hohe Pyramiden wechseln mit Lavaröhren, Vertiefungen u. s. w. ab. Auch findet man mehrere Seitenkrater, und die Spitze des Vulkans ist ein gewaltiger Krater von 1500 bis 1600 Fuß im Durchmesser. Während wir den Berg bestiegen, begann es zu schneien, und als wir oben anlangten, war alles mit Eis und Schnee bedeckt; ich mußte, zitternd vor Kälte, anderthalb Stunden bei meinen Instrumenten warten, bis es etwas heller wurde. Dann schritten wir über die Lavaebene des Kraterbodens und standen plötzlich am Rande eines schwindelnden Abgrundes — es hatte sich nämlich ein neuer Krater innerhalb des alten gebildet. Es ist schwer zu beschreiben, wie imponirend dieser Krater ist. Man denke sich einen ungeheuren Kessel von 600 bis 700 Fuß Tiefe, dessen jäh abfallende Wände von oben bis unten mit einer schneeweißen Eiskruste bekleidet sind, so daß das Ganze wie aus Marmor gefertigt zu sein scheint; auf dem Boden erblickt man einige hinabgefallene Steinblöcke, die kleinen schwarzen Punkten auf weißem Grunde gleichen. Südlich von diesem Vulkane befinden sich kleine Tuffberge. Auf einem derselben tritt der Tuffstein in den wunderlichsten Formen auf: der Bergrücken ist mit einer Menge Pfeiler besetzt, die eine Höhe von mehr als 100 Fuß haben, so daß der Berg von weitem einem kolossal großen Stachelschweine gleicht. Außer kleineren Ausflügen machte ich auch eine Untersuchungsreise nach dem Herdubreida-Gebirge, nördlich vom Dyngja, welches zuvor nicht besucht und auch nicht auf der Karte verzeichnet ist. Auf dem Wege dorthin entdeckten wir zu unserer Verwunderung alte Wegezeichen von gleicher Art, wie sie noch jetzt auf Island gebräuchlich sind, und hatten somit einen längst vergessenen Reitsteig gefunden. In der Nähe des Berges mußten wir über einen breiten Lavastrom, welcher zu Pferde unpassirbar war und mit Noth zu Fuß überschritten werden konnte, weshalb wir unsere Pferde am Rande eines Abgrundes festbanden und uns dann auf den Weg begaben. Bei Sonnenaufgang waren wir nach vielen Beschwerden auf der Höhe angelangt, wo wir eine vortreffliche Aussicht hatten und ich meine Vermessungen anstellen konnte. Nachdem wir hier die helle Sommernacht verbracht und häufig auf allen Vieren die jähen Tuffsteinspitzen umkrochen hatten, kehrten wir am Morgen mit zerrissenen Kleidern und ruinirtem Schuhzeug zu unseren Pferden zurück, die uns auf ihrem ungastlichen Halteplatz lange erwartet haben mochten und einen elenden Anblick boten.

Inmitten der Wüste liegt hier der große Vulkan Askja, der 1875 einen der schwersten Ausbrüche hatte, die man auf Island kennt; 17 Bauernhöfe im Osten der Insel wurden zerstört und ganze Kirchspiele wurden mit Asche überschüttet, die sogar in Norwegen und Schweden bemerkt wurde. Nach diesem Vulkane reiste ich am 25. Juli auf einem bisher noch nicht versuchten neuen Wege. Die gewaltigen Lavamassen, über welche wir hinüber mußten, waren vor 1875 unpassirbar, aber die Bimssteinasche hatte jetzt alle Löcher und Rinnen ausgefüllt. Unsere Pferde wurden jedoch durch die scharfen Bimssteinstücke, die meistens eine Größe von mehreren Kubikfuß haben, oft an den Beinen verwundet. Und diese Stücke sind aus einem Vulkane gekommen, der zwei bis drei Meilen entfernt ist! Wir konnten nur bis zur Mündung des Askja kommen, denn in der Nähe derselben verschwand der Bimssteinkies und der Lavastrom war nicht mehr zu passiren. Wir gingen jedoch über den Schnee, der in den Rinnen zwischen den Lavarücken lag, und erreichten schließlich die neuen Krater bei der großen Einsenkung in der südöstlichen Ecke des Askja. Askja ist ein großes Thal, etwa eine Quadratmeile im Umfange und umgeben von steilen Bergen. Der Boden

des Thales ist von Lavaströmen bedeckt, welche den unzähligen Ausbrüchen aus den Seiten des Thales entsprungen sind. Hier, in der 700 Fuß tiefen Einsenkung, befinden sich der große Krater, welcher 1875 die großen Bimssteinmassen über das östliche Island auswarf, sowie verschiedene andere Krater, die etwas früher Ausbrüche hatten; hier bricht an unzähligen Stellen der unterirdische Wasserdampf hervor, und dessen Brausen wird in weiter Entfernung vernommen, gleichsam als ob er aus einer ungeheuren Zahl von Lokomotiven gelassen würde; hier liegt schließlich inmitten der Einsenkung ein warmer See, welcher, nachdem er seit 1876 über seinen ursprünglichen Rand herausgetreten ist, jetzt fast den ganzen Boden der Einsenkung bedeckt. Die Temperatur des Wassers, welche damals 22° war, ist jetzt 14° C. Die ganze Scenerie, die schneebedeckten Berge, die Krater, die unzähligen Dampfquellen (Fumarolen), die Schwefelquellen, die Klüfte und der stille grünliche See, giebt dem Ganzen ein so imponirendes Gepräge, daß es sich nicht beschreiben läßt. Der Vulkanismus arbeitet hier beständig und in großem Maßstabe.

Als wir diese merkwürdige Nachbarschaft in Augenschein genommen hatten und wieder in unserem Zelte anlangten, waren wir ununterbrochen 36 Stunden auf den Beinen gewesen und fast übermüdet.

Nach einigen kleineren Ausflügen legte ich den Rückweg nach Myvatn über den nördlichen Theil der Wüste zurück. Die Reise wurde infolge der vielen Lavaklüfte, die sich in diesen Gegenden befinden, beschwerlich. Nördlich vom Herdubreida trafen wir eine bisher unbekannte Einsenkung von $^1/_4$ Meile Breite und 4 bis 5 Meilen Länge, mit Wänden bis zur Höhe von 150 Fuß. Als diese passirt war, glaubte ich das Schlimmste überstanden zu haben, aber bald gewahrten wir einen neuen, kohlschwarzen Lavastrom, welcher 1875 gebildet wurde, ohne daß Jemand in der nahen Umgebung eine Ahnung davon gehabt hat. Hier wurde uns der Weg durch ein vollständiges Netz von Klüften versperrt, und erst nach zweistündigen Anstrengungen glückte es uns, über dieselben hinweg zu kommen, indem wir die Pferde über einen Theil derselben springen ließen und die anderen auf verrätherischen, aus Steinen hergestellten Brücken passirten. Es war ein seltenes Glück, daß wir keines der Pferde verloren. Ueber den eigentlichen Lavastrom zu kommen, war uns jedoch unmöglich. Wir mußten das südliche Ende desselben umgehen. Aber hier stellte sich uns eine gewaltige Kluft entgegen, die sich ins Unendliche auszudehnen schien. Erst in der Nacht, nach fünfstündiger Anstrengung, passirten wir die südlichen Ausläufer derselben. Es war nothwendig, diese unwirthliche Gegend so rasch wie möglich zu verlassen, denn wir hatten weder Proviant noch Futter für die Pferde. Der Tag war sehr warm gewesen, und wir wurden von einem gefährlichen Durste geplagt; als daher in der Nähe eines Schneehügels, der sich in der Lava angesammelt hatte, eine kleine Wasserpfütze entdeckt wurde, war alle Müdigkeit gleichsam verschwunden. Nach kurzer Weile ging es wieder vorwärts. Wir erreichten am nächsten Tage eine Grasgegend, mußten aber nach wenigen Stunden Aufenthalt vor einem Unwetter flüchten; dann hatten wir einen Sandsturm zu bestehen, gelangten aber doch am Abend nach Myvatn.

Am 12. August, nach längerer Rast, trat ich eine neue Reise an, deren Zweck speciell eine Untersuchung der westlichen und südlichen Theile der Wüste war; diese Reise wurde infolge der hohen Lage der Gegend und der weiten Entfernung derselben von bewohnten Orten noch beschwerlicher. Ich reiste längs des Skjalfandaflusses hinauf nach einem Thale, wo sich etwas Gras befindet, und wo ich einige Tage verweilte, um die Umgegend zu untersuchen. Mein erster Ausflug galt dem großen Vulkane Trolladyngja, einer der größten Lavaquellen Islands. Der Vulkan hat eine Höhe von 5000 Fuß und mißt im Querschnitt am Fuße $2^1/_2$ Meilen. Seine Abdachung ist sehr gering, und als wir am Fuße desselben angelangt waren, beschloß ich, zur Höhe hinauf zu reiten, indem wir, soweit möglich, den Schneeansammlungen folgten. Es ging langsam und mit Vorsicht aufwärts; die Pferde sanken wiederholt bis zum Bauche in den Schnee und hatten Mühe, sich wieder herauf zu arbeiten. Meine Vermessungen, die ich oben anstellte, wurden durch Nebel und Schneefall unterbrochen, der sich während unserer Rückfahrt in strömenden Regen verwandelte. Wir hatten keinen trockenen Faden am Körper, als wir zur Nachtzeit wieder unser Zelt erreichten. Dieser Vulkan scheint in der historischen Zeit keinen Ausbruch gehabt zu haben, dagegen hat er in alter Zeit ungeheure Lavaströme ergossen. Ein solcher Strom z. B. erstreckt sich 16 Meilen nordwärts fast bis zum Meere.

Am folgenden Tage setzten wir die Reise südwärts längs der östlichen Seite des Flusses fort. Die Expedition ging über ein wellenförmiges, von losen Steinblöcken übersätes Terrain. Gras war nicht viel zu bemerken, jedoch fand sich an einigen warmen Quellen, die wir unterwegs antrafen, eine dürftige Vegetation. Diese Gegenden haben ein ganz anderes Aussehen, als man nach der Karte vermuthen sollte. Am Abend erreichten wir einige kleine Seen in Vonarskard, in deren Umgebung sich etwas Graswuchs zeigte; von hier untersuchte ich die Umgegend und fand unter anderem, daß der westlichste Theil des Vatnajökul über 6000 Fuß hoch, somit der höchste Lavakegel auf Island ist. Das Wetter war während der ganzen Zeit rauh und kalt, mit starkem Frost während der Nacht, und höchstens 6 bis 7° Mittags; der scharfe Wind vom Jökul führte eine eisige Kälte mit sich. Ein Thierleben giebt es hier kaum. Drei Möven flogen vorbei, und vier bis fünf Fliegen sah ich im Grase kriechen — das war alles.

Von dieser Station setzten wir die Reise ostwärts längs des Jökulrandes fort. Die Erdoberfläche ist hier durch die Thätigkeit der unterirdischen Kräfte übel zugerichtet: Krater, Lava, Klüfte, Moränen u. s. w. wechseln hier in buntem Wirrwarr. Am Kistefjell hatten wir einige Zeit gegen einen Sandsturm zu kämpfen. Die südlichen Stürme müssen hier eine gefährliche Stärke haben, denn die Felsen sind überall auf der Südseite von dem Sande und den kleinen Steinen, die fortwährend gegen dieselben peitschen, glatt geschliffen. Oestlich vom Kistefjell ist ein gewaltiger Gletscher auf die Sandebene herabgestürzt; derselbe bedeckt ein Areal von 20 Quadratmeilen und ist wahrscheinlich der größte Sturzgletscher auf Island. Von weitem gleicht er einem Kiesfelde oder Lavastrome, da er vollständig von losen Massen bedeckt ist. Erst bei genauerer Untersuchung bemerkt man das Eis. Der sechs Meilen lange Jökulrand wird eingefaßt von großen Moränen, welche mit Steinblöcken überstreut sind, deren Größe nur nach Kubikfaden gemessen werden kann. Der unterste Theil des Jökul ist mit einer Menge Eispyramiden bis zu einer Höhe von 100 Fuß besetzt, welche von klaffenden Abgründen getrennt sind, durch die der Jökulfluß in wilder Flucht herabstürzt. Weiter östlich sind die Eispyramiden nicht so hoch, sondern hier besteht die Oberfläche des Jökul aus unzähligen kiesbedeckten Eisrücken in den wunderlichsten Formen. Wo die Flüsse aus dem Jökulrande herausströmen, giebt es mehrere große Eispforten; sieht man in dieselben hinein, dann scheinen die blaugrauen Farbentöne nach und nach in die schwärzeste Finsterniß überzugehen. Unterhalb des Jökulrandes liegt

eine nackte Lehmebene, von unzähligen weißgelben Flüssen marmorirt, welche nach allen Richtungen darüber hinströmen. Die Reise längs des Jökulrandes war sehr beschwerlich, da die Lehmflächen derart von Wasser durchzogen sind, daß die Pferde jeden Augenblick tief einsinken. Zuweilen bedeckte der Schlamm Lavamassen, welche die Pferde an den Beinen verwundeten, indem sie die weiche Masse durchtraten. Es ging langsam vorwärts, und wir mußten daher die Nacht auf dem Jökulrande selbst zubringen, wo wir unser Zelt in einer Kluft zwischen den Eispyramiden aufschlugen. Wir konnten vor Kälte kaum ein Schläfchen machen und hatten am Morgen kein anderes Wasser zu unserem Kaffee, als das trübe Jökulwasser, welches selbst fast dem Kaffeebodensatz glich und nichts weniger als wohlschmeckend war. Am nächsten Morgen setzten wir die Reise über die versandete Jökulsá fort, welche sich in viele Arme getheilt hat und deren einzige Fuhrt wir passirten. Auf dem ganzen Wege sah ich keinen einzigen Grashalm, nicht einmal einen Moos-hügel. Wir passirten eine vulkanische Gebirgsstrecke, die zu den eigenthümlichsten gehört, die ich auf Island gesehen habe. Sie besteht nämlich aus unzähligen Steinpyramiden von 1200 bis 1500 Fuß Höhe, zwischen welche sich die Lava aus einer Menge Krater hindurchgewälzt hat. Klüfte, Krater, Schlackenhalden, Thäler und Einsenkungen wechselten ohne Ende mit einander ab. Nach unzähligen Umwegen erreichten wir jedoch Nachmittags den Weideplatz Hvannalindir, wo sich Gras genug für unsere Pferde fand, und wo ich auch einige Tage verweilte, um die Umgebung zu besehen. Am Rande eines Lavastromes findet man hier Ueberreste von einigen Hütten; die einzigen Reste, welche daran erinnern, daß Geächtete sich in diesen Gegenden aufgehalten haben.

Mein hauptsächlichster Ausflug von hier sollte der nach dem großen Vulkan Kwerkfjell sein, aber unaufhörliche Schneestürme verzögerten diese Expedition. Endlich verließen wir früh am Morgen unser Zelt und befanden uns nach einem scharfen Ritt inmitten der Steinpyramiden, als ein solcher Schneesturm ausbrach, daß wir nach dem Zelte zurückkehren mußten und uns glücklich preisen konnten, daß wir es rechtzeitig gethan hatten, denn in einem derartigen Wetter wären unsere Pferde auf dem Jökul umgekommen und vielleicht hätten wir selbst das Leben einbüßen müssen. Während der ganzen Nacht tobte dieser gewaltige Sturm bei einer Temperatur von — 4° C., und unser Zelt war jeden Augenblick dem Zerreißen nahe. Einige unserer Pferde hatten Schutz beim Zelte gesucht, und bemühten sich am Morgen vor Kälte zitternd mit den Vorderbeinen die fußdicke Eis- und Schneedecke wegzuscharren, um das darunter befindliche spärliche Gras zu erreichen. Abends als der Sturm sich etwas gelegt hatte, bereiteten wir uns zum Aufbruch am nächsten Morgen vor, weil unsere Lage hier eine vollständig unhaltbare geworden war.

Am 22. August trat ich die Rückreise quer über die Lavawüste an. Es war sehr stürmisch und wir hatten ein drei Meilen langes Flugsandfeld zu passiren. Diese Expedition war die schwierigste der ganzen Reise. Die Luft war so voller Sandstoffe, daß wir kaum 20 Schritt weit sehen konnten, und der Kies peitschte uns derart um die Ohren, daß wir unmöglich hätten weiter kommen können, wenn wir nicht den Wind im Rücken gehabt hätten. Wir jagten wie wahnsinnig dahin und hatten endlich nach Verlauf von $2^1/_2$ Stunden die Sandebene hinter uns; wir waren am Strande eines bisher unbekannten großen Sees unmittelbar unter dem Dynggebirge. Als im Jahre 1880 diese Gegenden besucht wurden, existirte der See noch nicht, sondern ist erst später von Gletscherflüssen gebildet worden, welche sich einen Weg über die Sandebenen gebahnt haben. Als wir die nordöstliche Verzweigung des Dynggebirges erreicht hatten, stellten wir unser Zelt für die Nacht auf und reisten am nächsten Tage längs des Gebirges quer über die Mittelpartie der Wüste weiter. Die Lava ist hier auf dem alten Wege nach Askja eben und leicht zu passiren. Spät am Abend erreichten wir Bardardalen, und damit war die Reise in der Odádahraunwüste beendet. Nachdem ich einige Tage ausgeruht hatte, reiste ich nach Myvatn und untersuchte die wenig bekannten Gegenden nordöstlich von diesem See. Am 4. September kehrte ich nach Oefjord zurück.

Die ganze Reise hatte 10 Wochen gedauert, von welchen ich fünf in unbewohnten Gebirgsgegenden zubrachte. Ich hatte ungefähr 213 Meilen zu Pferde und zu Fuß zurückgelegt und ein Areal von etwa 240 Quadratmeilen untersucht, wovon die Hälfte fast unbekannt war. Die Lavawüste Odádahraun wurde so gut wie möglich vermessen, zu welchem Zwecke ich etwa 200 barometrische Höhenmessungen vornehmen mußte. Die wenigen Pflanzen und Insekten, welche sich vorfanden, wurden eingesammelt, aber das Hauptgewicht wurde doch darauf gelegt, einen allgemeinen geographisch-geologischen Ueberblick zu erhalten. Die hydrographischen Verhältnisse in diesen Gegenden sind nicht so ganz, wie man sich dieselben bisher gedacht hat. Die Jökulsá gilt als der längste und die Thiorsá als der nächst längste Fluß mit resp. 25 und 24 Meilen. In Wirklichkeit ist die Jökulsá nur 24 Meilen, die Thiorsá dagegen fast 30 Meilen lang. Der Skjalfandafluß entspringt östlicher, als man angenommen, und hat eine Masse größerer und kleinerer Nebenflüsse, welche auf der Karte nicht angegeben sind. Mehrere dieser Gletscherflüsse auf Island führen eine große Wassermasse ins Meer, und ich erinnere mich, sehr erstaunt gewesen zu sein, als ich zum ersten Male den Rhein sah und diesen nicht einmal so bedeutend fand, als verschiedene unserer Gebirgsflüsse.

Die ganze Lavawüste ist durch eine Menge Ausbrüche aus unzähligen Kratern zu verschiedenen Zeiten gebildet worden. Der Hauptzug der geologischen Bildung derselben ist sehr einfach und übereinstimmend mit den Vorlanden auf Reykianäs. Der Untergrund besteht überall aus Palagonittuff und Breccia, welche Bergarten neben Basaltlagern sich zugleich in den aufsteigenden Bergknoten zeigen. Die Breccia wird unmittelbar von einer grauen, grobkörnigen Lava bedeckt, die vor der Eiszeit ausströmte, wie man das an verschiedenen sehr deutlichen Merkmalen des Eises sehen kann. Diese Lava ist wiederum von einem mindestens 200 bis 300 Fuß mächtigen Lager moderner Lava bedeckt. Die Vulkane bestehen entweder aus regelmäßigen Kuppen oder Kegeln mit großen Kratern auf der Spitze, oder auch aus kleinen Kratern längs der Seiten des Tuffberges. Im westlichen Theile der Wüste folgen die Krater meistens einer Linie von Südwesten nach Nordosten, im östlichen Theile findet man sie dagegen in Reihen von Norden nach Süden.

* * *

Es giebt auf Island noch ungeheuer Vieles zu untersuchen, und erwünscht wäre es, wenn die Naturforscher in noch höherem Grade als bisher ihre Aufmerksamkeit auf diese Insel richten möchten. Reisen in das Innere Islands sind allerdings kostspielig und beschwerlich, aber es würde von großer Bedeutung für die Wissenschaft sein, wenn die Gletscher und Vulkane des Landes näher untersucht würden.

Nekrologe.

— Dr. Oskar Stroebelt, deutscher Naturforscher, der in Münster studirt und sich Mitte 1884 im Dienste der Association Internationale du Congo nach dem Congo begeben hatte, ist am 21. November 1884 in der Hauptstation Vivi dem tückischen Klima erlegen.

— Peter Christian Asbjörnsen, norwegischer Sagensammler, geboren 15. Januar 1812 in Christiania, gestorben ebenda 6. Januar 1885. Er studirte Medicin und Naturwissenschaften, erforschte dann 1846 bis 1853 verschiedene Theile der norwegischen Küste, studirte 1856 bis 1858 in Tharand Forstwesen und war 1860 bis 1864 Forstinspektor in Drontheim. Dann bereiste er im Auftrage der Regierung Holland, Deutschland und Dänemark, um die Torfgewinnung kennen zu lernen und überwachte nach seiner Rückkehr bis 1876 als Beamter die Herstellung dieses für die norwegischen Bauern so werthvollen Brennmaterials. 1842 gab er mit Moe zusammen die aus dem Munde der Landleute gesammelten „Norske Folke Eventyr“, Sagen, Märchen u. dergl., heraus, welche geradezu eine neue nationale Aera in der norwegischen Litteratur eröffneten. Diesen folgten 1845 der erste Band der „Huldre Eventyr og Folkesage“ oder Feensagen, 1848 der zweite Band derselben und 1871 der zweite Band der Folke Eventyr, die zu den verbreitetsten Büchern der norwegischen Litteratur gehören und zum Theil in andere Sprachen übersetzt worden sind.

— Karl Sonklar Edler von Innstätten, österreichischer General und Geograph, geboren 2. December 1816 zu Weißkirchen, gestorben 10. Januar 1885 in Innsbruck. Er war seit 1832 Lehrer an der Militärschule in Karansebes, von 1839 bis 1848 Officier der Infanterie in Agram, Graz, wo er an der Universität Physik und Chemie hörte, und Innsbruck, 1848 bis 1857 Erzieher des Erzherzogs Karl Victor in Schönbrunn, zuletzt 1857 bis 1872 Lehrer an der Militärakademie in Wiener-Neustadt. Sein Hauptwandergebiet waren seit 1857 stets die Alpen, die er auch besonders in seinen Schriften behandelt hat. Außer militärischen und einer kunsthistorischen Schrift verfaßte er „Reiseskizzen aus den Alpen und Karpathen“ (Wien 1857); „Die Oetzthaler Gebirgsgruppe“ (Gotha 1861; mit Atlas); „Die Gebirgsgruppe der Hohen Tauern“ (Wien 1866); „Allgemeine Orographie oder Lehre von den Reliefformen der Erdoberfläche“ (Wien 1873); „Die Zillerthaler Alpen“ (Gotha 1877). Für die vom Alpenverein herausgegebene Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen verfaßte er den Theil über Orographie, Topographie, Hydrographie und Gletscherwesen (München 1879) und schrieb zuletzt ein auf gründlichen archivalischen Studien beruhendes Buch: „Von den Ueberschwemmungen“ (Wien 1883).

— François Elie Roudaire, französischer Dragoneroberst, geboren 6. August 1836 zu Guéret (Departement Creuse), gestorben ebenda am 14. Januar 1885. Er machte den Krieg 1870/71 mit und wurde bei Wörth verwundet. Später arbeitete er bei der Triangulirung des südlichen Algerien mit und kam auf die Idee, durch Unterwassersetzung der dort konstatirten Depressionen ein Binnenmeer zu schaffen, einen Gedanken, den er zuerst 1874 in einem Artikel der „Revue des deux Mondes“ aussprach. Nun erforschte er 1874 bis 1875 eingehend die Schotts (Salzsümpfe) von Algerien, 1876 die von Tunesien und machte 1878 bis 1879 Sondirungen auf dem Isthmus von Gabes. Sein Projekt fand so viele Gegner und erwies sich als so kostspielig, daß es, trotzdem Lesseps energisch dafür eintrat und die Untersuchungen an Ort und Stelle noch immer andauern, seiner Verwirklichung bisher nicht näher rückte. Der Wissenschaft jedoch verbleibt der Gewinn, daß jenes ganze Depressionsgebiet genau vermessen und nivellirt worden ist (vergl. „Archive des Missions Scientifiques“ 1881, Bd. 7).

— Frederick Gustavus Burnaby, englischer Oberstlieutenant und Commandeur der Royal Horse Guards, geboren 1842, gefallen in der Schlacht bei den Abu Klea-Brunnen in der Bajudawüste am 21. Januar 1885. Er wurde in Harrow und Deutschland erzogen und trat 1859 in das Regiment, als dessen Befehlshaber er gefallen ist. In England war er eine allbekannte Persönlichkeit, beliebt und angesehen wegen seiner Neigung zu athletischem Sport und seines unerschütterlichen Muthes, ja Tollkühnheit. Während des letzten Karlistenkrieges war er militärischer Korrespondent der „Times“ beim Heere des Don Carlos; 1875 unternahm er unter den größten Schwierigkeiten seinen bekannten Ritt nach Chiwa (vergl. sein Buch: „A Ride to Khiva. Travels and adventures in Central Asia.“ London 1876), wobei ihn nur der Argwohn und die Eifersucht der Russen, die seine Rückberufung in England durchsetzten, hinderte, Buchara und Samarkand zu erreichen. 1876 führte er einen Ritt durch die asiatische Türkei nach Persien aus und kehrte längs der Südküste des Schwarzen Meeres nach Konstantinopel zurück (vergl. sein Buch: „On Horseback through Asia Minor.“ London 1877). Auch eine gefährliche Ballonfahrt im März 1882 von Dover nach Envermeau in der Normandie ist unter den Wagestücken zu nennen, die seinen Namen in aller Mund brachten. 1884 gehörte er zum Intelligence Departement des Graham'schen Heeres bei dessen Feldzuge im Sudan und wurde in der Schlacht von el Teb schwer verwundet.

— Martin Ludwig Hansal, geboren 1823 zu Groß-Tajax in Mähren, erschossen bei der Einnahme Chartums durch die Armee des Mahdi am 26. Januar 1885. Er war anfangs Schullehrer, wurde 1853 Sekretär des Pater Ignaz Knoblecher und unterrichtete fünf Jahre lang an den Missionsschulen in Chartum und Gondokoro, von wo aus er verschiedene Exkursionen unternahm, so 1855 mit Kirchner und Peney nach den Rera- und Manderabergen. 1861 begleitete er von Heuglin als Sekretär und Dolmetsch auf dessen Expedition, kehrte jedoch schon von Keren aus zurück, und 1874/75 besuchte er in Marno's Gesellschaft nochmals das nun ganz verlassene Gondokoro. Er war ein guter Kenner des Arabischen und der Bari-Sprache, heirathete auch später eine Araberin und stand mit den Eingeborenen auf gutem Fuße; lange Jahre hindurch war er österreichisch-ungarischer Honorar-Konsul in Chartum, wo er sich auch während der kriegerischen Zeitläufte der letzten Jahre vollkommen sicher fühlte; verschiedene Aufforderungen von Wien aus, die gefährdete Stadt zu verlassen, ließ er unbeachtet. Hansal schrieb zahlreiche Berichte, die in den Mittheilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft, Petermann's Mittheilungen und der österreichischen Monatsschrift für den Orient erschienen, ferner „Briefe aus Chartum in Centralafrika an F. K. Imhof“ (1856). Th. Kotschy veröffentlichte 1858 nach seinen Briefen „Umrisse aus den Uferländern des Weißen Nils“.

— Paul Iwanowitsch Ogorodnikow, russischer Reisender und Schriftsteller, gestorben im Januar 1885 im Alter von 58 Jahren. Ursprünglich zum Officier bestimmt, nahm er angeblich an politischen Umtrieben theil und wurde auf der Festung Modlin internirt. Nach seiner Freilassung wurde er Beamter bei der Eisenbahn und unternahm dann eine Reise durch Europa und Nordamerika, deren Beschreibung er veröffentlichte. Später wurde er Korrespondent der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft im nordöstlichen Persien, über welches er seine interessantesten Bücher verfaßte: „Reisen in Persien und dessen kaspischen Provinzen“ (1868), „Skizzen in Persien“ (1868) und „Das Land der Sonne“ (1881).

Kürzere Mittheilungen.

Das Neujahrsfest in Lhassa.

Ein kurzer Bericht über des Panditen A...k Reisen in Tibet (vergl. oben S. 61) ist jetzt im Februarheft der „Proceedings of the R. Geogr. Soc." erschienen, aus welchem wir nachträglich einige interessante Stellen hier mittheilen. Der Pandit ward bekanntlich ein volles Jahr in Lhassa, der Hauptstadt Tibets, aufgehalten und hatte dort Gelegenheit, die Festlichkeiten des Neujahrs, welches etwa in die Mitte Februars fällt, kennen zu lernen. Man glaubt, daß zu dieser Zeit alle Götter und Göttinnen anwesend sind, und deshalb strömen eine Menge von Tibetern zusammen, um ihnen zu huldigen und für die Wohlfahrt des Landes zu beten. Für einen ganzen Monat lang geht die Regierung der Stadt aus den Händen ihrer gewöhnlichen Oberhäupter in diejenigen eines Lamas aus dem Kloster Daibung über, welcher während dieser Zeit den Titel Dschalno führt und die Pflicht hat, die Lebensweise der Bürger genau zu untersuchen und sie für ihre bösen Thaten zu strafen; zu diesem Zwecke legt er ihnen in oft sehr willkürlicher Weise und mit großer Strenge Geldstrafen auf, deren Ertrag er ganz für sich behalten darf. Wohlhabendere Leute, welche in irgend einer Weise sein Mißfallen erregt haben können, verlassen alsdann die Stadt und wohnen in den Vorstädten, während die Aermeren, welche stets schmutzig sind und nie ihre Kleider wechseln, nun ihre Wohnungen fegen und reinigen, um nicht wegen Unreinlichkeit bestraft zu werden. Am Ende des Monats wird zur Versöhnung der Götter ein stellvertretendes Opfer gebracht, und zwar in Gestalt eines Mannes, der von dem Dschalno speciell dazu bezeichnet wird. Beide würfeln mit einander; gewinnt der Mann, so gilt das als Vorzeichen großen Unheils; andernfalls ist der Jubel groß, da man glaubt, daß die Götter damit ihre Zustimmung dazu gegeben haben, daß der Mann die Sünden aller Bewohner Lhassas auf sich nehme. Dann wird ihm sein Gesicht halb schwarz und halb weiß angemalt, ein lederner Rock übergeworfen und er aus der Stadt geführt, wobei ihm die ganze Volksmenge schreiend und jauchzend folgt; indessen wird er nicht, wie der Sündenbock der Israeliten, in die Wildniß getrieben, sondern in ein entferntes Kloster gebracht, wo er, wenn er es richtig macht, binnen der nächsten 12 Monate stirbt; denn das gilt als günstiges Zeichen. Bleibt er am Leben, so scheint das gutmüthige und mitleidige Volk der Tibeter ihm es nicht nachzutragen, daß er ihre Hoffnungen getäuscht hat, sondern man gestattet ihm, am Ende des Jahres zurückzukehren und nochmals die Rolle des Sündenbocks zu spielen. Nach Beendigung der Festlichkeiten und Ceremonien, welche das neue Jahr einleiten und etwa einen Monat lang dauern, gelten die Bürger als an Seele, Körper und Behausung gereinigt; das Werk, für welches der Dschalno mit temporärer Gewalt bekleidet war, ist beendigt, er kehrt in die Dunkelheit seines Klosters zurück und die Regierung der Stadt fällt wieder an den Radschah und dessen vier Minister, welche die Verwaltung des Landes unter dem Dalai Lama, ihrem geistlichen Oberhaupte, leiten. —

An der Quelle des bei Lhassa vorbeiströmenden Flusses Kitschu fand der Pandit die Nomaden damit beschäftigt, Vieh zu verbrennen, das an einer durch ein Insekt verursachten Krankheit zu Grunde gegangen war. Es scheint das eine Art flügelloser Käfer zu sein, einen halben Zoll lang, mit schwarzem Kopfe und dunkelgelbem Leibe, der in ganz Tibet gemein ist. Derselbe scheint durch sein bloßes Vorkommen die ganze Umgegend zu vergiften; er kommt in Menge unter dem Grase vor, welches auf eine gewisse Entfernung hin so gefährlich wird, daß dort weidendes Vieh sofort von einem Fieber ergriffen wird. Dasselbe wirkt dann ansteckend und ergreift anderes Vieh, die Hirten und Leute, welche von dem Fleische kranker Thiere essen; von den erkrankten Menschen wie Thieren aber genesen nur sehr wenig. Das einzige Mittel, welches die Eingeborenen dagegen anwenden, ist prophylaktisch; sie essen geröstete Käfer, wodurch ihr Körper gegen die giftige Wirkung der lebenden Insekten gestählt wird. Man findet dieselben nicht leicht, da sie sich stets unter dem Grase verbergen; nur im Winter sind die Stellen, wo sie sich gesammelt haben, daran zu erkennen, daß der darüberliegende Schnee rasch fortschmilzt. Dann zündet man ein Feuer über ihnen an und verabreicht die so gebratenen mit Salz an Menschen und Vieh als Prophylaktikum; ein Käfer gilt als genügend für einen Mann. (Schon die Alten, Nikander, Plinius und andere kennen den Käfer Buprestis, der, von Rindvieh gefressen, Entzündung, Aufschwellung 2c. hervorruft, und Belon berichtet Aehnliches vom Berge Athos; diese Käfer, ebenso wie die tibetanischen, gehören wahrscheinlich zu den Mylabridae.)

Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung.

Ueber Kolonien und Kolonialpolitik ist in den letzten drei Jahren ganz außerordentlich viel geschrieben worden, manches Gute, vieles Mittelmäßige. Man könnte eine kleine Bibliothek aus alle den Bänden und Bändchen, Broschüren und Flugblättern zusammenstellen, gar nicht von den zahllosen Aufsätzen zu sprechen, welche die periodische Presse zu Tage gefördert hat. Wir Deutschen sind gerade am allereifrigsten in dieser Vielschreiberei gewesen, hauptsächlich darum, weil alle die Schriften der genannten Jahre Agitationsmittel sein sollten, um eine Stimmung im deutschen Volke hervorzurufen, die allerdings schon früher einmal dagewesen, dann aber infolge von mancherlei Fehlgriffen fast gänzlich verschwunden war, heute aber bereits wieder so lebhaft erwacht ist, daß dieselbe eher eines Dämpfers als einer Ermuthigung bedarf.

Eine große Zahl jener meist schon wieder der Vergessenheit anheimgefallenen Schriften fußte auf dem Buche, das augenblicklich vor uns liegt. Roscher's „Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung" sind seit lange ein standard work der Deutschen gewesen. Auch diejenigen, welche nicht voll und ganz mit dem gelehrten Verfasser in allen seinen Ausführungen zu gehen vermochten, mußten zugestehen, daß hier in nirgends sonst versuchter Weise eine streng wissenschaftliche, unparteiische, klare und durchaus gemeinverständliche Darstellung der beregten Fragen gegeben sei. In seiner neuen, dritten Auflage hat das Werk sehr bedeutend gegen seinen letzten Vorgänger gewonnen. Manche Ansicht hat eine Modifikation erfahren oder ist doch zurückgetreten gegen neue, aus der Entwickelung der Dinge hervorgegangene Anschauungen. Aber noch immer blickt Roscher hoffnungsvoll nach Osten, der, wie er einst sagte, so Gott will, einmal das Erbe Deutschlands werden soll. Freilich erscheint es heute bei dem Anstürmen von Magyaren und Slaven nebst allen ihnen zugehörigen Volkspartikeln, von denen jedes den Mund voll genug zu nehmen versteht, als ob diese Hoffnung in weite Ferne gerückt sei. Doch müssen wir für unser Theil bekennen, daß wir diese Hoffnung voll und ganz theilen, wir

meinen, unser Tag wird schon noch kommen. Bleiben wir nur fest auf unserem Posten und helfen wir anderen, daß sie auf dem ihrigen ebenso fest ausharren können.

Roscher hat sich bei dieser neuen Auflage einen Gehilfen gesucht. Er hat mit Meisterschaft die Naturlehre der Kolonien, d. i. die verschiedenen Arten ihres Entstehens und ihres Charakters, sowie die Kolonialpolitik der verschiedenen Nationen systematisch dargestellt; die Aufgabe aber zu erörtern, wie eine deutsche Kolonialpolitik sich zu bethätigen habe, wie und wohin unsere deutsche Auswanderung geleitet werden müsse, wie endlich Handel und Kolonisation in engster, sich gegenseitig befruchtender Wechselwirkung stehen, lauter Fragen, die jeden patriotischen Deutschen heute aufs Lebhafteste bewegen, hat er einer jüngeren Kraft R. Jannasch übertragen. Seine Arbeit lehrt uns den Verfasser als Theoretiker wie als Praktiker kennen. Wenn in derselben uns etwas besonders sympathisch gewesen ist, so ist es die ruhige, durchaus objektive Behandlung der ihrer befriedigenden Lösung heute immer noch harrenden Fragen. Namentlich seine Ausführungen über die Regelung des Auswanderungswesens möchten wir unseren Staatsmännern und Gesetzgebern auf das Angelegentlichste empfehlen. Nur auf dem von ihm vorgezeichneten Wege werden wir endlich einmal aus einem für ein großes Volk wahrhaft beschämenden Mißstande herauskommen. Mit großer Befriedigung haben wir das gelesen, was Jannasch über das Konsulatswesen sagt. Es ist in jüngster Zeit bei manchen Mode geworden, auf die Abschaffung der Handelskonsuln zu dringen, wo es immer auch sei, und ihre Ersetzung durch juristisch-gebildete Berufskonsuln als das einzig Richtige hinzustellen. Wir haben nach unserer Erfahrung in diesen Ruf nie einstimmen können und wir freuen uns, hier von kompetenter Seite eine Bestätigung unseres Urtheils zu finden. Wenn aber einmal Berufskonsuln vorzuziehen sind, weshalb sollten Aerzte, Naturforscher, Ingenieure, Architekten, Bergleute, welche Jahre lang Gelegenheit hatten, die Zustände überseeischer Länder und den Charakter der Bewohner derselben kennen zu lernen, nicht ebenfalls geeignet sein, Berufskonsulate mit Erfolg zu verwalten? So fragt Jannasch und wir mit ihm. Bekanntlich ist ja die Reichsregierung in jüngster Zeit mehrfach von der alten Praxis abgewichen. Endlich möchten wir noch die am Schluß des Werkes in einer Reihe von Thesen zusammengefaßten Erörterungen über Handel und Kolonisation als die Quintessenz dieses hochwichtigen Kapitels dem Studium des Lesers ganz besonders empfehlen. Sie schaffen über vieles, was heute wirr und dunkel selbst bei Gebildeten umherschwirrt, erfreuliche Klarheit. Diese Klarheit ist überhaupt eine der hervorragendsten Vorzüge des Buches, das allen, die sich für die Kolonialfrage interessiren — und wer möchte sich jetzt von diesem Kreise ausschließen? — warm empfohlen sei.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Spanien will auch seinen Antheil an Afrika haben. Während man früher erwartete, es werde die günstige Gelegenheit benutzen, um Fernando Poo, Annobon und die Corisco-Inseln, die ihm seit Jahren eine unnütze Last sind, los zu werden, macht es jetzt auf einmal große Anstrengungen, um Fernando Poo zu kolonisiren. Missionare sind hingesandt worden, um die Bubies zu bekehren und auf den Canaren wirbt man Ansiedler an, um die Insel zu kultiviren. Da durch den Rückgang der Cochenillezucht und die Reblaus die ohnehin armen Bewohner der Kanaren noch ärmer geworden sind, folgen viele den lockenden Anträgen; man bietet ihnen freie Ueberfahrt, 20 bis 25 Morgen Land — allerdings Urwald, den sie erst umroden müssen — für jeden Arbeiter Ackergeräthschaften und Saatfrucht, sowie drei Jahre lang Verpflegung auf Staatskosten. An Kolonisten wird es somit nicht fehlen; es ist nur die Frage, ob sie das Klima aushalten. Allerdings sind die Spanier und noch mehr die stark mit Berberblut gekreuzten Canarenser widerstandsfähiger als andere Nationen, aber nach den Berichten von Soyaux leiden die Spanier wenigstens sehr vom Klima. Auch ist zu berücksichtigen, daß die Bubies auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtig und gute Schützen sind. Spanien hat zu Ende der fünfziger Jahre, als es die Insel von den Engländern zurückerhielt, schon einmal einen großen Anlauf zur Kolonisation derselben genommen, um sie nach kurzer Zeit völlig sich selbst zu überlassen.

Außerdem hat die spanisch-afrikanische Compagnie an der Saharaküste zwischen Kap Bojador und Kap Branco einige Küstenpunkte besetzt, theils als Fischereistationen, theils aber um einen Handelsverkehr zunächst mit der Oase Adrar und dann weiter über Walata mit Timbuktu und dem Sudan zu eröffnen. Zwischen Adrar, das seither nur zweimal von Europäern besucht wurde (1850 von Panet, 1860 von Vincent) und Timbuktu einerseits und den Stationen am Senegal andererseits besteht schon Karawanenverkehr, und die Araber auf dieser Strecke sind Kaufleute genug, um den Vortheil einer Verbindung zu erkennen, die sie von dem Senegal unabhängig macht und ihnen den langen gefährlichen Marsch durch die Sahara erspart, wo sie im Sus immer Plünderung zu befürchten haben; sie können außer den Sudanwaaren im engeren Sinne besonders Gummi zum Verkauf bringen, das in der ganzen Plateauregion südlich der eigentlichen Sahara in Menge produzirt werden kann. Für die Franzosen ist diese Niederlassung sehr unangenehm, da sie den Verkehr vom Senegal ablenken wird und außerdem offenbar den Zweck hat, einen Keil zwischen Senegambien und Marokko einzuschieben. — Wenn aber die deutsche Kolonialzeitung, der wir vorstehende Notiz entnehmen, aus der „Epoca" ganz gemüthlich abdruckt: „desgleichen errichtet die genannte Kompagnie eine Filiale in Timbuktu", so heißt das denn doch Zukunftsmusik für Thatsache nehmen; bis einmal europäische Filialen in Timbuktu errichtet werden können, mag noch mancher Tropfen Wasser den Niger hinabfließen.

Nordamerika.

— Lieutenant P. H. Ray hat den bei Point Barrow (Alaska) mündenden Meade River etwa hundert Miles weit verfolgt; er konnte hier die Wasserscheide gegen den Kotzebuesund, eine niedere Hügelkette, erkennen, aber seine Führer weigerten sich, weiter zu gehen. Der Fluß fließt durch eine öde, unbewohnte, nur hier und da mit einigen Polarweiden bestandene Ebene, die dicht mit Moos bedeckt ist. Im Sommer kommen mitunter Eskimos aus Nuuuk und Uglamie hierher auf die Renthierjagd.

— Zur Erforschung der Länder zwischen Kanada und der Hudsonsbai sind drei Expeditionen bestimmt; die eine geht vom Lake St. John, in dessen Nähe sich schon zahlreiche Ansiedler niedergelassen haben, aus, die andere folgt dem River Betsiaunts, die dritte geht von

Neufundland aus der Küste entlang und soll an mehreren günstigen Küstenpunkten Ueberwinterungsstationen errichten. Auch die Umgebung des neuerdings so viel genannten Lake Mistassini soll genauer erforscht werden, und wenn die Angaben der Trapper über die Fruchtbarkeit der Gegend sich bestätigen, dürften den Forschern bald Kolonisten folgen.

— Eine Vergleichung der Industriethätigkeit in Kanada für die Jahre 1878 und 1884 weist eine bedeutende Zunahme nach. 1878 wurden 26 764 Arbeiter verwendet, 1884 47 828. Die Löhne stiegen von 7 290 000 Dollars auf 15 189 000, der Werth der Erzeugnisse betrug 32 554 000 und 77 543 000 Dollars und das in den Unternehmungen verwendete Kapital resp. 24 353 000 und 39 488 000 Dollars.

Südamerika.

— Kürzlich trat Everard F. im Thurn auf Kosten der Royal Society und der Royal Geographical Society eine neue Reise in das Innere von Britisch-Guiana an. Wie ein in Kew eingegangenes Telegramm meldet (s. Nature, 12. Febr. 1885), ist demselben gelungen, was seit einem Vierteljahrhundert das erstrebte Ziel botanischer Forschung in Südamerika gewesen ist: die Ersteigung der aus einer 5000 Fuß hoch gelegenen Savanne circa 2000 Fuß hoch senkrecht aufsteigenden Sandsteinmasse des Berges Roraima. Derselbe wurde zuerst von den Gebrüdern Schomburgk 1840 erblickt und beschrieben (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 12); er ist oben tafelförmig abgeflacht. Sein Umfang ist unbekannt, weil bis jetzt noch kein Forscher ihn umgangen hat; dabei ist er von Waldungen bedeckt und von den Seiten ergießen sich zeitweilig ansehnliche Wasserläufe. Bis jetzt wurde der Berg noch nicht erstiegen und ist möglicherweise auch ohne weiteres weder für Menschen noch Thiere besteigbar, so daß angenommen werden kann, daß sich dort oben ein Urtypus von Fauna und Flora unbeeinflußt durch später aufgetretene Formen erhalten hat. — Am 5. December 1884 war im Thurn bereits bis zu einem prächtigen Plätzchen in 5600 Fuß Höhe hinaufgestiegen, einem wahren Garten von Orchideen und anderen prachtvollen und seltenen Pflanzen, und wollte sich dort eine Hütte errichten, um eine Woche oder länger zu botanisiren. Dicht dabei befand sich eine Stelle, wo der Berg ersteigbar zu sein schien.

Polargebiete.

— Ueber die von norwegischen Walfängern gemachte Entdeckung zweier neuer Inseln in dem Meere zwischen Spitzbergen und Franz-Josef-Land liegen nähere Angaben in der „Mail" vom 11. Februar vor. Im vorigen Sommer herrschten dort ganz ungewöhnliche Eisverhältnisse: das sonst von Packeis erfüllte Meer östlich von Spitzbergen war freier als seit langer Zeit, während die Westküste Spitzbergens, welche sonst von Beginn des Sommers an zugänglich ist, durch einen Gürtel von Landeis blockirt wurde. Es war das eine Folge der im Frühling und Sommer bei Spitzbergen herrschenden Südwest-, West- und Nordwinde, welche das Eis an den westlichen und nördlichen Küsten aufhäuften, das Meer im Süden und Osten vom Eise frei machten und es nach der Westseite von Nowaja Zemlja und in das Meer zwischen dieser Insel und Franz-Josef-Land führten (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 254). Diese Verhältnisse waren die Veranlassung, daß mehrere Fangschiffe von dem spitzbergischen Archipel nach Osten fuhren und dort neue Inseln entdeckten. Zuerst fuhr H. C. Johannesen, welcher bei Nordenskiöld's Umsegelung von Asien die „Lena" befehligte, am 15. August von den Ryk-Ys-Inseln (bei Edge-Insel, Südosten von Spitzbergen) ostwärts nach König Karl- oder Wiche-Land, und an dessen Südküste entlang bis 34° östl. L. Gr., 78½° nördl. Br., von welchem Punkte aus er zwei bis dahin unbekannte Inseln sich nach Osten erstrecken sah, soweit das Auge reichte. Sie erschienen ihm als theils kahle, theils mit Schnee bedeckte Tafelberge. Am 21. August kehrte Johannesen um. — Kapitän H. Andreassen, von der Sloop „Elieser", begleitete Johannesen nach König Karl-Land und befand sich am 20. August etwa 22. Meilen vom Lande. Am nächsten Tage steuerte er in nordöstlicher Richtung nach der östlicheren der beiden neuen Inseln, bis er sich in 78° 24′ nördl. Br. und etwa 36° östl. L. genau der etwa 4 Seemeilen breiten Meeresstraße zwischen beiden gegenüber befand. Der Sund zwischen der westlicheren und König Karl-Land wurde auf 12 Meilen Breite geschätzt. Die beiden neuen Inseln bilden mit König Karl-Land eine von SW nach NO oder ONO sich erstreckende Gruppe, welche in der östlicheren der beiden neuen Inseln ihr Ende zu erreichen scheint. Die mittlere Insel, ein einziges domförmiges Hochland, ist nach Andreassen etwas kleiner, die östliche etwa ebenso groß wie König Karl-Land; letztere bildet ein Hochplateau, dessen Ränder nach SW und NO steil abstürzen. Während der nächsten paar Tage umsegelte Andreassen die Westspitze von König Karl-Land und glaubte von dessen Nordseite aus im NO noch eine dritte Insel zu sehen, welche also nördlich von der östlichsten der neuen Inseln liegen müßte und vielleicht mit der sogenannten Weißen Insel identisch ist. — Der (anonyme) Einsender in den „Times" bespricht zuletzt die Namenfrage; er weist nach, daß das 1870 von Th. von Heuglin angeblich neugefundene König Karl-Land bereits 1617 von Engländern entdeckt und Wiches Island benannt worden ist, und schlägt deshalb vernünftiger Weise vor, der westlichsten Insel diese Bezeichnung zu belassen, den Namen König Karl-Land auf die ganze Gruppe zu übertragen und den Norwegern die Benennung der beiden neugefundenen Inseln anheimzustellen.

— Die Untersuchungen und Vermessungen an der Westküste von Grönland sollen auch in diesem Jahre unter Leitung des dänischen Marine-Premierlieutenants Jensen fortgesetzt werden. An der Expedition, die Ende März von Kopenhagen abgehen soll, nimmt außer Premierlieutenant Ryder noch Cand. med. Sören Hansen Theil, welchem letzteren besonders die anthropologischen Untersuchungen übertragen worden sind. Hauptsächlich soll das zwischen Godthaab und Sukkertoppen belegene Küstenland kartirt werden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVII. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXIII.

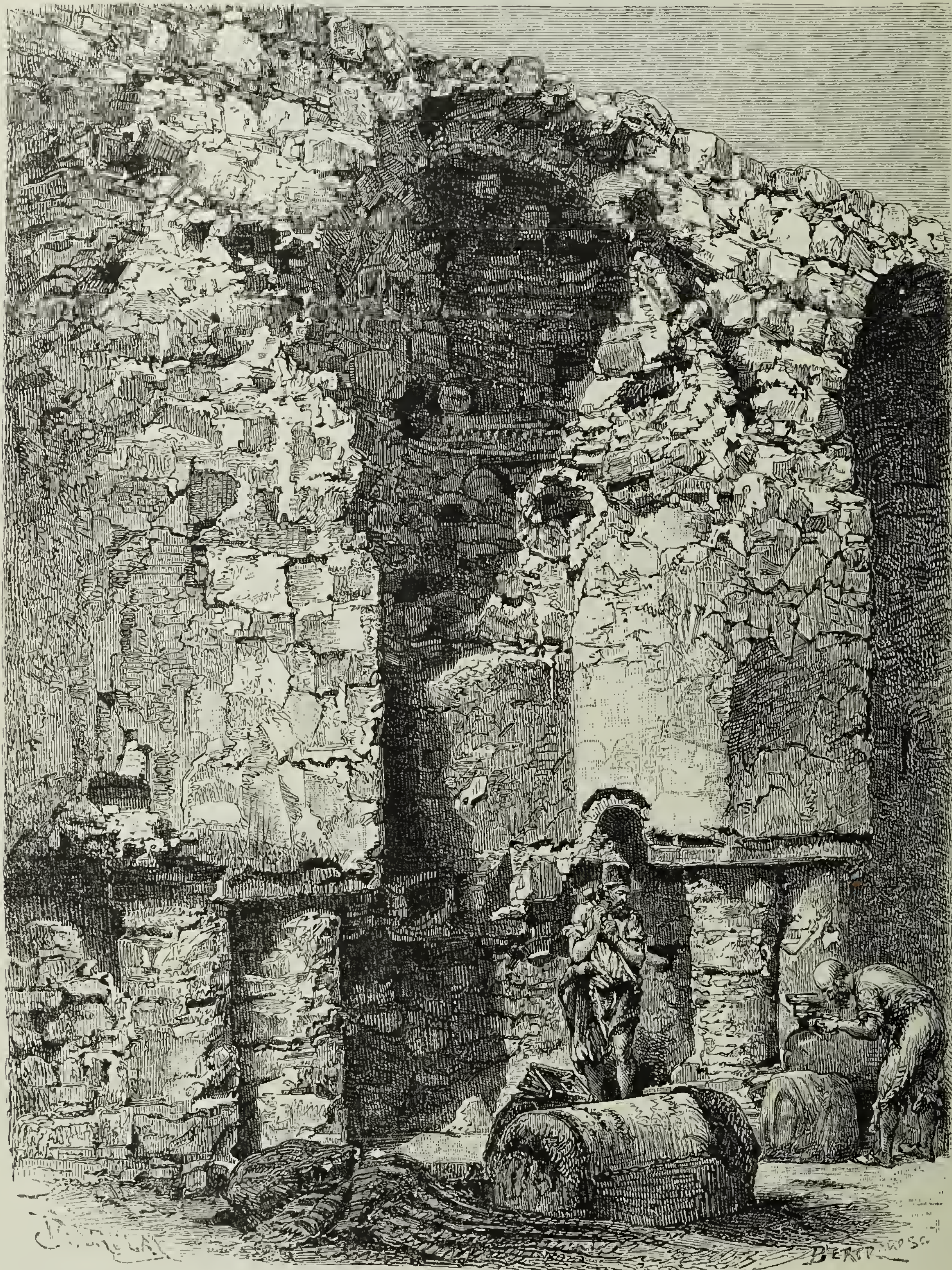
Beim Ausritte aus dem Dorfe Sarvistan hatten die Reisenden den Bergpfad, welcher den stolzen Namen „Alte Straße nach Bender Abbas" führt, verlassen und waren drei Stunden lang in einem wilden Thale hin geritten. Am Ende dieser mit trockenen, harten Gräsern bedeckten Ebene liegen die imposanten Ruinen eines Palastes, dessen Gesammtanblick an die alten Mogul-Moscheen erinnert. Doch modificirt sich dieser Eindruck, wenn man das Innere betritt; die riesigen Ziegeln, welche auf dem Boden umherliegen, der elliptische Umriß der Bogen und der Kuppel und die wenigen Ornamente an den Mauern haben einen sehr ausgesprochenen archaischen Charakter. Der interessanteste Theil des Gebäudes ist unstreitig der große quadratische Saal in der Mitte; der Dom, welcher sich über demselben wölbt, ist von eiförmiger Gestalt und ruht auf vier Strebebogen, welche die Basis der Kuppel mit den senkrechten Mauern des Saales in Verbindung bringen; letzteres eine der bedeutendsten architektonischen Erfindungen der Byzantiner.

Neben diesem centralen Saale ziehen sich lange Galerien hin, die durch von aufgemauerten Säulen getragene Pfeiler in einzelne Nischen getheilt werden. Die Säulen sind schwerfällig, die Pfeiler massig, und das Gesims besteht einzig aus einem Zahnschnitte zwischen zwei Leisten. Die technische Ausführung dieses Theiles des Bauwerkes steht mit der Geschicklichkeit des Architekten, welcher den Plan des Ganzen entworfen, und der Kühnheit der Maurer, welche die Kuppel gewölbt haben, in gar keinem Verhältnisse. Die Bestimmung seines Alters ist ziemlich schwierig; doch scheint es aus vorislamitischer Zeit herzurühren. Einheimische Legenden, denen nicht viel Werth beizumessen ist, schreiben die Erbauung der unterirdischen Wasserleitungen und die Blüthe dieses Theiles von Fars der Achämenidenzeit zu; das ist die einzige Ueberlieferung, an welche man anknüpfen könnte. Wenn man andererseits sieht, daß die Achämeniden stets Fars in Besitz gehabt haben, daß die zahlreichen Festungen auf den Bergen um Schiraz und die tiefen, in den Fels gebohrten Brunnen dort und bei Sarvistan ihr Werk sind, so kommt man wohl auf den Gedanken, daß der Palast zu einer Zeit erbaut worden ist, wo sich Fars großen Wohlstandes erfreute, und die noch vor der Sassanidenzeit liegt. Die Fürsten dieser letzteren Epoche hielten sich stets in Schuster und in den nordwestlichen Provinzen auf, d. h. in der Nähe der von den Römern bedrohten Provinzen, und kümmerten sich nicht um Fars, wie die totale Verödung des achämenidischen Schiraz beweist.

Alles, was die einheimischen Begleiter Dieulafoy's über den Palast zu erzählen wußten, war, daß derselbe einst als Küche gedient habe, und daß in dem Kuppelsaale köstlicher Pilaw zubereitet worden sei; Läufer hätten dann die rauchenden Schüsseln im schnellsten Galopp dem Herrscher gebracht, der sein Hoflager auf einer Burg im nahen Gebirge aufgeschlagen hatte.

Am Nachmittage des 1. November verließ man die Trümmer des Palastes und ritt einen Richtweg nach Miandschangal, der ersten Station in der Richtung nach Darab. Da es schon zu spät war, um in dem Hause des Ket-choda Aufnahme zu verlangen, so richteten sie sich

in einem ganz verfallenen Imamzadeh (Grabkapelle) ein, wo sich schon Bettelmönche niedergelassen hatten. Die Folgen davon zeigten sich bald: sie wurden von massenhaften Läusen heimgesucht, und die Worte, mit welchen sie der eine ihrer Soldaten zu trösten suchte: „Diese Thierchen werden euch Glück bringen, sie kommen von Mekka“, trugen wenig zu ihrer Beruhigung bei. Mit Tagesanbruch verließen sie das unappetitliche Nachtlager. Der Weg führte zuerst durch einen Engpaß, den Tang-i-Karim, senkte sich dann in ein schmales Thal zwischen malerischen Bergen hinab und trat in eine fruchtbare, mit zahlreichen Dörfern bedeckte Ebene. In Nabandagan jedoch, ihrem Nachtquartier, wurde Marcel Dieulafoy wiederum von der Krankheit befallen, welche ihm im Dorfe Sarvistan so schwer zugesetzt hatte, und da es Thorheit gewesen wäre, sich in einem solchen Zustande in ein fast wildes Land zu wagen,



Seitengalerie des Palastes von Sarvistan. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

so gab man die Reise nach dem nicht mehr fernen Darab auf. Trotzdem die Soldaten in der Ferne die Baumgruppen zeigten, in deren Schatten der Ort liegen sollte, so hatte doch Marcel alles Interesse an der Weiterreise verloren und wünschte so rasch als möglich nach Schiraz zurückzukehren, um ärztlicher Hilfe nahe zu sein. Nach einem Ruhetage in Nabandagan legte man am 4. November die beiden Märsche bis Sarvistan zurück, hielt sich dort aber nicht auf, sondern setzte die Reise bis Kundschun fort. Hier besserte sich der Zustand Marcel's so, daß es ihm bitter leid that, umgekehrt zu sein; nochmals aber den Weg nach Darab einzuschlagen, ging nicht gut an, und so entschloß man sich, Schiraz aufzugeben und die südwestliche Richtung nach der Küste über Firuzabâd einzuschlagen.

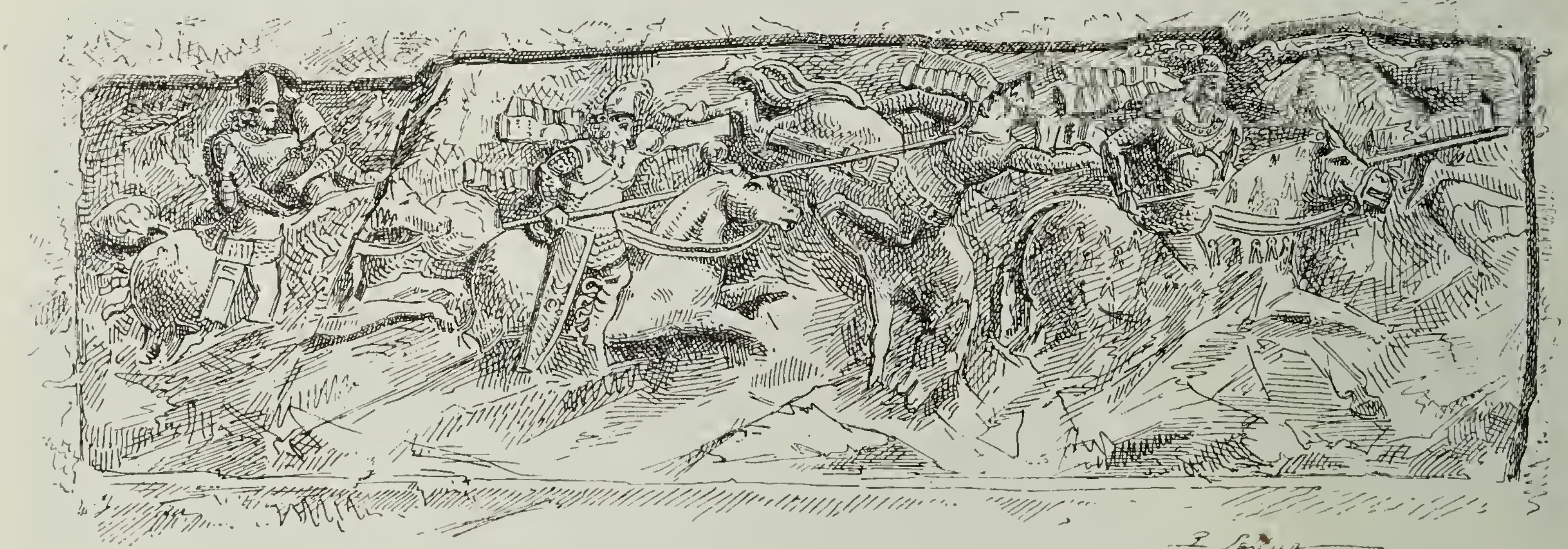
Als man aus dem Gebirge, dessen Oede und Kahlheit sich nicht von denen anderer persischer Gebirge unterschied, herauskam, gelangte man in eine prächtige Ebene von noch größerem Umfange, als die von Sarvistan. Die zum Theil



Kadschaveh der Frau eines Rosenölhändlers. (Nach einer Skizze Marcel Dieulafoy's.)

vor wenigen Tagen besäeten Felder zeigten schon sprossendes Grün; Frauen und Kinder richteten die Bewässerungsgräben her; anderwärts gruben Männer den Boden um und hinter ihnen gingen langsam die Säeleute einher und warfen mit voller Hand das Korn in die Furchen. Seit Weramin hatten die Reisenden kein so reiches und lachendes Stück Ackerlandes gesehen. Zur Nacht blieben sie im Dorfe Kawar, wo die Wege von Schiraz nach Lar und von Schiraz nach Firuzabâd zusammentreffen, und setzten die Reise am frühen Morgen des folgenden Tages fort. Der Weg nach Firuzabâd führt zuerst über einen Berg von Unrath und darauf durch eine enge, schattige Felsschlucht bergauf. Nach mehreren Stunden mühsamen Anstieges war die Paßhöhe erreicht, von wo sich dem Auge ein merkwürdiger Blick darbot. Sonst ist dasselbe gewöhnt, nur auf wilden, kahlen Abhängen und nackten Felsen zu ruhen, hier aber sah es baumartige Gebüsche, Chonar mit Namen, durch welche es die größte Mühe kostete, sich hindurch zu winden, ohne daß die Augen der Reiter und die Ohren der Maulthiere zu Schaden kamen. So knorrig die unter den dichten, bis auf den Boden herabhängenden Zweigen versteckten Stämme sind, ebenso leicht und zierlich ist die Blattbekleidung; das beste an der Pflanze sind ihre Früchte, Beeren von köstlichem Geschmacke, mit weichem, süßem Fleische wie dem der Pflaume. Aber beim Einsammeln derselben mag man Acht geben, daß man sich die Finger nicht zersticht.

Aber solche Vorzüge einer Landschaft gelten nichts in den Augen der Karawanen, welche sie durchziehen. Soldaten, welche auf der Paßhöhe lagerten, theilten den Reisenden mit, daß noch vor Jahresfrist eine regelmäßig organisirte Räuberbande den Berg und die Engpässe unsicher gemacht hätte und dabei so gründlich und umsichtig zu Werke gegangen wäre, daß die Straße zwischen Schiraz und Firuzabâd vollständig von Karawanen vermieden worden wäre. Als dann Sahabi Divan zum Gouverneur von Schiraz ernannt wurde, beschloß er diesem Zustande ein Ende zu machen und sandte Soldaten gegen die Wegelagerer aus. Der Kampf hatte auf beiden Seiten starke Verluste zur Folge; doch wurde eine große Anzahl von Räubern gefangen genommen, mehrere davon erlitten die fürchterliche Strafe des Eingegipstwerdens und Verhungerns und der Rest wurde zersprengt und konnte das Feld nicht länger halten. In dieser wenig bereisten Gegend fielen auch Steinhaufen auf, die an weithin sichtbaren Plätzen errichtet waren und den Namen Muschune führen. Sie dienen dazu, die sonst wenig kenntlichen Wege, deren Spur

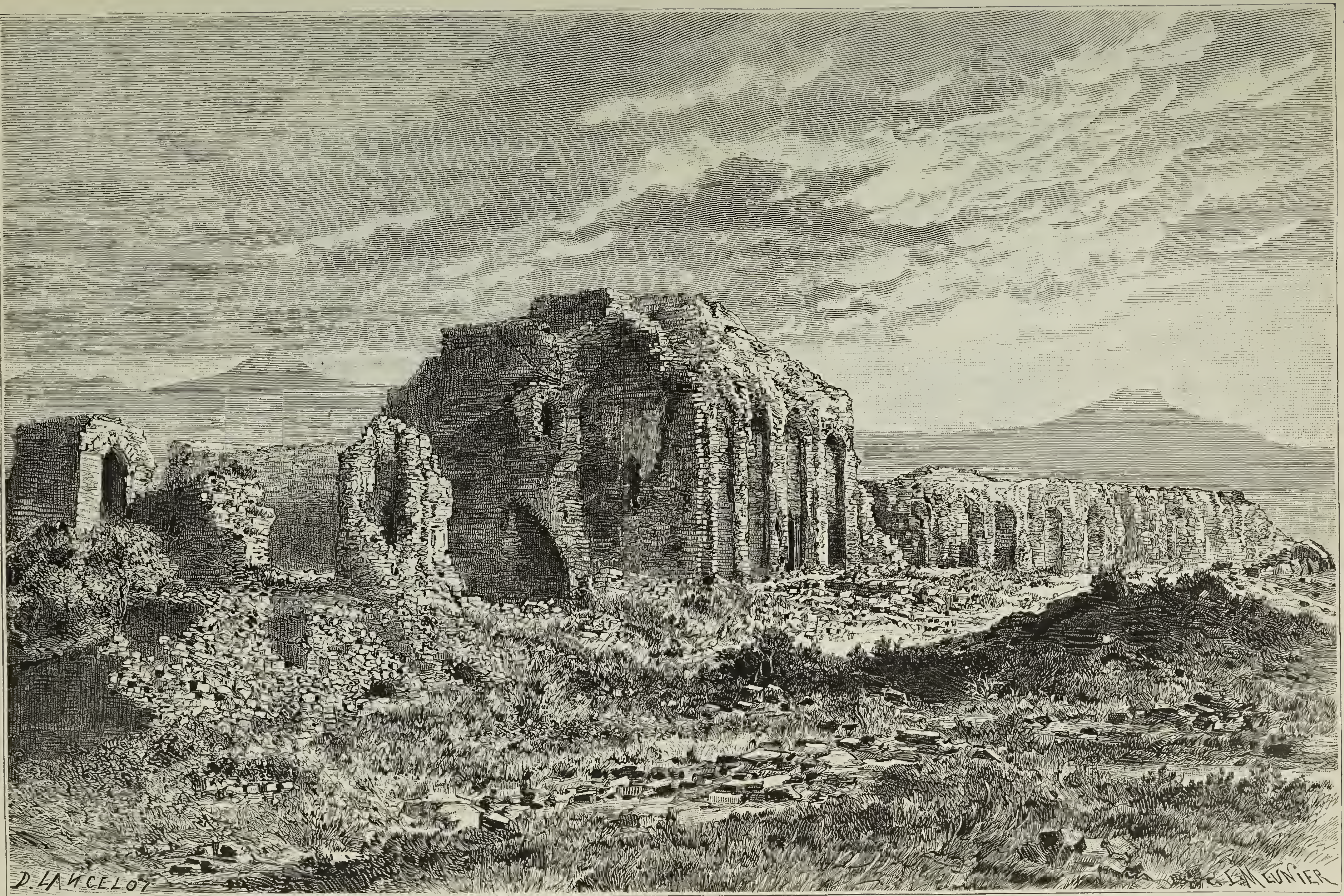


Basrelief von Firuzabâd. (Nach einer Skizze von Marcel Dieulafoy.)

obendrein durch Geröllabstürze mitunter verwischt wird, kenntlich zu machen und Reisende vor der Gefahr des Verirrens zu bewahren.

Weiterhin im Gebirge treten an Stelle der knorrigen Gebüsche Bäume von mittlerem Wuchse, deren kugelrunde Krone auf einem kurzen, runzeligen Stamme ruht. Aus dem dichten und ziemlich hellgrünen Laube leuchten Trauben von schön zinnoberrother Farbe hervor, von welchen Mme. Dieulafoy nicht weiß, ob sie dieselben Früchte oder Blüthen nennen soll. Von weitem sehen dieselben unregelmäßig aus wie ein Schwamm; bei näherer Betrachtung aber zeigt es sich, daß sie aus einer Menge kleiner einzelner Stiele bestehen, welche durch Gestalt, Farbe und Glanz an rothe Korallenzweige erinnern. Die Maulthiertreiber sammelten eine Menge davon und verhießen, daß dieselben, gekocht, eine vorzügliche Speise für die Abendmahlzeit abgeben würden. In der That, je tiefer man abwärts stieg, was seit einigen Tagen der Fall war, um so schöner wurde das bisher so öde und traurige Persien: man sah wieder Wasser, Gießbäche und Kaskaden, und am Ufer derselben eine undurchdringliche Vegetation, bestehend aus Akacien, immergrünen Eichen, Buxbaum mit weißen Büthen, baumartigem Weißdorn, dessen rothe duftige Beeren die Größe einer Kirsche erreichten, und wilden Feigen mit kaum haselnußgroßen Früchten.

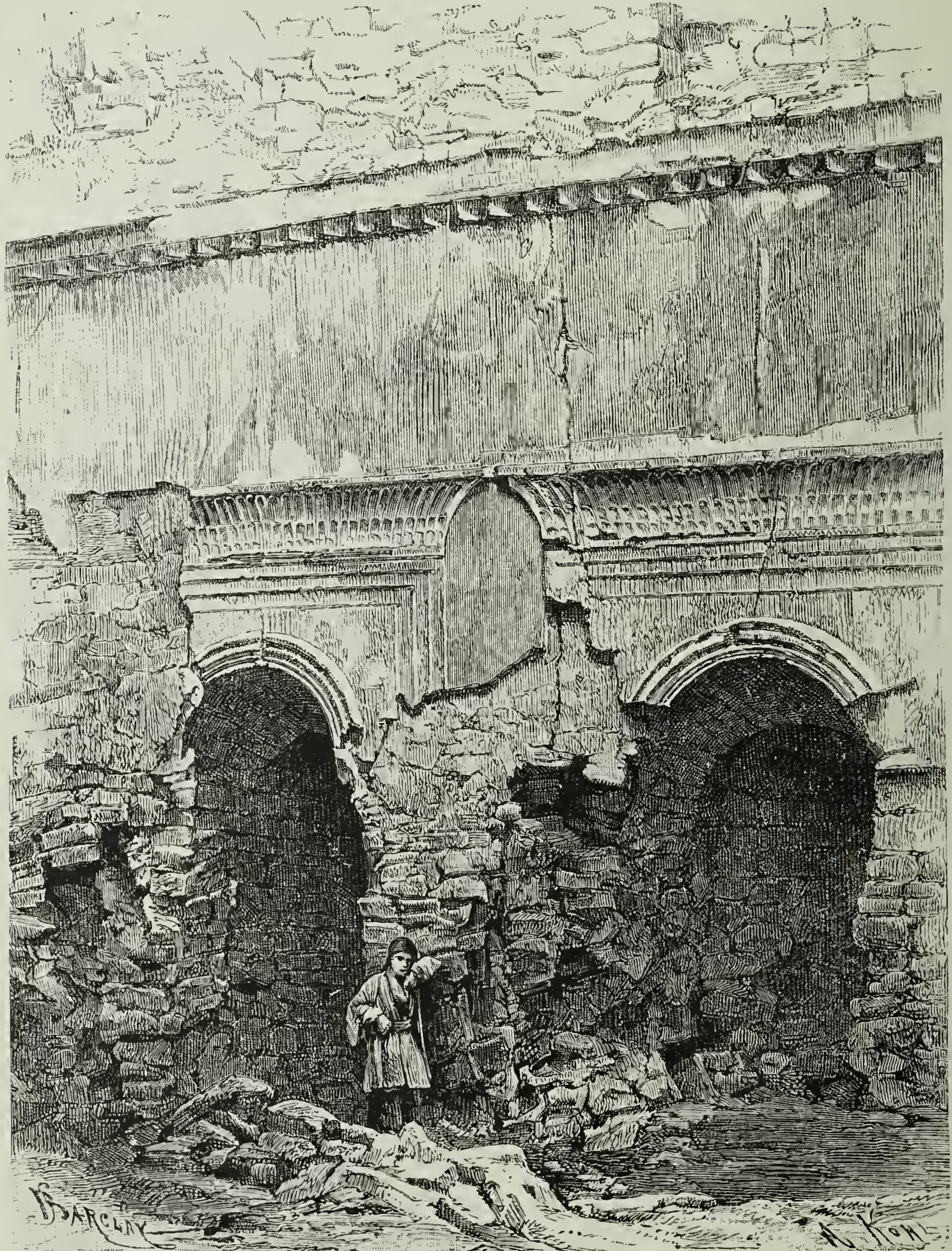
Uebernachtet wurde in Deh Nô, einem Dorfe von ziemlich ärmlichem Aussehen, an dessen Eingange Männer und Frauen damit beschäftigt waren, Reis zu enthülsen. Bei Einbruch der Nacht ertönte von der Terrasse des von ihnen bewohnten Hauses in langsamem Rhythmus ein Gesang von bizarrem Reize, untermischt mit unvermittelt hinter einander ausgestoßenen tiefen und hohen Tönen. Es war ein Diener des Ket-choda von Deh Nô, der diese vom Koran als Allah ganz besonders wohlgefällige Funktion des Mollah erfüllte, und das mit so rührender Ueberzeugungstreue, daß sein „Es giebt keinen Gott außer Allah“ den Reisenden unvergeßlich blieb. Am nächsten Morgen weckte sie derselbe Ruf, und noch vor Tagesanbruch saßen sie zu Pferde. Es war so kalt, daß ihnen die Fingerspitzen erstarrten und sie gern die Gelegenheit ergriffen, sich kaum ein halbes Kilometer vom Dorfe entfernt, an großen Feuern, welche Hirten angezündet hatten, zu erwärmen. Von dort aus konnten sie die vor ihnen liegende Ebene übersehen und bemerkten mit Erstaunen, wie die weiße Linie des Weges plötzlich am Fuße einer Felswand ihr Ende erreichte. Auf Befragen aber verneinten ihre Führer, daß man jene Berge



Die Ruinen bei Firuzabâd. (Nach einer Photographie von Mme. Dieulafoy.)

übersteigen müsse und erklärten, daß der Weg von Deh Nô bis Firuzabâd sich beständig senke. Und in der That, als man jene Felswand erreichte, verschwand der die Spitze bildende Gholam plötzlich hinter einem Vorsprunge, welcher eine enge Spalte vollständig verbarg und ein würdiges Gegenstück zu den Portes de fer in Kabylien oder der Rolandsspalte in den Pyrenäen ist. Bald wird das Thal weiter, der Pfad läuft auf dem linken Bergeshange entlang, führt zum zweiten Male durch ein ähnliches Thor und tritt zuletzt in eine prächtige Schlucht, welche ein wilder, von Ginerium und Oleander eingefaßter Bach durchrauscht.

Gegen 2 Uhr Nachmittags traf man auf eine kleine, von Schiraz kommende Karawane von Eseln; jedes Thier derselben war mit zwei großen Flaschen voll Rosenöl beladen, deren zerbrechliches Glas nur mäßig durch eine dicke Strohdecke gegen etwaige Stöße geschützt war. Es war



Inneres des Hauptraumes im Palaste von Firuzabâd. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

gar nicht nöthig, sich unter den Zug zu mischen, um Wohlgerüche einzuathmen; beim Ausgleiten und Hinstürzen hatten die armen Thiere schon manches Gefäß zerbrochen oder angeschlagen, so daß ihr Fell mit dem duftenden Nasse getränkt war und einen Geruch verbreitete, wie er auf dem Bazar der Drogenhändler in einer Stadt des Orients herrscht. Bei dem Zuge befand sich auch die Frau des Rosenölhändlers, welche die Reise in einem von einem Pferde getragenen Kadschaveh zurücklegte.

Weiterhin kam man in einen letzten, sehr engen Paß, den einst ein Schloß, Kale Dochtar (Mädchenburg) mit Namen, von schwindelnder Höhe aus beherrschte. Der Weg muß in früheren Zeiten viel begangen worden sein, und vielleicht knüpften sich auch an die Vertheidigung des Passes ruhmreiche Erinnerungen, denn auf einer dem Schlosse gegenüber liegenden Felswand, welche rechts vom Wege aufragt, befindet sich ein an 20 m langes sassanidisches Relief mit kämpfenden Reitern, welches leider schon so zer-

stört ist, daß man aus weiterer Entfernung keine Einzelheiten mehr unterscheiden kann, während bei einem nahen Standpunkte dem Beschauer der Ueberblick verloren geht.

Nachdem auch diese Schlucht passirt ist, gelangt man plötzlich in eine grüne Ebene, in welcher sich auf einem natürlichen Hügel auf der rechten Seite des Flusses die großen Ruinen des Palastes von Firuzabâd erheben. Von außen sehen dieselben höchst imposant aus und auf den ersten Blick auch viel massiver, als diejenigen bei Sarvistan. Tritt man hinein, so erstaunt man über die Einfachheit des Planes und den majestätischen schmucklosen Stil. Zuerst gelangt man in eine weite gewölbte Vorhalle, welche durch große Bogen mit vier symmetrisch zu der Axe der Vorhalle und des ganzen Gebäudes angeordneten Räumen in Verbindung steht. Dann folgt ein großer mit einer eiförmigen Kuppel bedeckter Saal und darauf ein mit Schutt bedeckter und mit wilden Feigenbäumen bewachsener Hof. Rechts und links von dem centralen Raume liegen zwei ganz ähnliche, der zur Linken völlig zerstört, wie überhaupt die ganze Seite nach Firuzabâd hin, der zur Rechten dagegen noch vollständig erhalten. Die Thüren, welche zu diesen Sälen führen, und die der Symmetrie halber daneben angebrachten Nischen sind mit Gipsornamenten verziert, welche in allen Einzelheiten den griechischen und ägyptischen Formen der persepolitanischen Palastthore gleichen. Auf dem Hofe hat sich am Ende eines mit einem Halbzirkelgewölbe überdeckten Gemaches die Treppe eines geräumigen Zirzamin erhalten, eines jener Kellerräume, in welchen die Perser noch heute während des Sommers sich aufhalten, und die sie nur Abends verlassen, um auf den Terrassen ihrer Häuser frische Luft zu schöpfen.

Die Ebene rings um den Palast ist mit Erdhaufen und Scherbenhügeln, den letzten Resten einstiger Häuser, übersäet, und vor der großen Vorhalle dehnt sich noch zwischen verfallenen Seitenwänden und Gestrüpp ein künstlicher See aus, dessen Wasser durch eine unterirdische Leitung aus dem Flusse herbeigeführt wurde. Was die Entstehungszeit des in so argem Verfalle daliegenden Bauwerkes anlangt, so möchte sie Dieulafoy wegen seiner sehr alterthümlichen Wölbungen und der griechisch-ägyptischen Thürverzierungen bis in die Achämenidenzeit zurück verlegen.

Als die Nacht hereinbrach, verließen die Reisenden die Ruinen und begaben sich längs des von prächtigen Feigenbäumen und hohen Palmen eingefaßten Flusses zum Uebernachten nach dem Dorfe Firuzabâd gadim (d. i. dem alten), in dessen schlecht gebauten Häusern nur arme Bauern im bunten Durcheinander mit ihrem Vieh hausten, während die reichen Leute der Gegend alle in Firuzabâd no (dem neuen) wohnen, dessen von einer üppigen Vegetation umgebenen Häuser in einer Entfernung von 8 bis 10 km sichtbar waren.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Prshewalski's neue Reise in Nordost-Tibet.

Ueber den ersten Theil seiner neuen Reise in Tibet hat Oberst Prshewalski mehrere Briefe an den Großfürsten-Thronfolger von Rußland gerichtet, welche in der „St. Petersburger Zeitung" vom 27. und 28. December 1884 (8. und 9. Januar 1885) in deutscher Uebersetzung erschienen sind. Die beiden ersten, d. d. Urga, 7. November 1883 und Kloster Tschöbsen, 10. März 1884, behandeln Gegenden, welche unseren Lesern aus den früheren Berichten des Reisenden bereits bekannt sind und deshalb hier übergangen werden. Dagegen geben wir den dritten Brief wieder, welcher die Entdeckung der Quellen des Hwang-ho oder Gelben Flusses (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 335) ausführlich schildert.

Ost-Zaidam, den 8. August 1884.

Mitte März verließen wir das gebirgige Gebiet der Provinz Kan-su und erstiegen das Plateau des Kuku-nor. Die absolute Höhe des Terrains erreichte hier 10 800 Fuß; die Wälder hatten weiten Wiesenflächen Platz gemacht, die eine prächtige Weide für Hausvieh boten. Neben dem Hausvieh weideten auf denselben Steppen große Herden Antilopen und wilder Esel, während der Erdboden durch die zahllosen Schlupfwinkel der Hasenmaus aufgewühlt ist, eines kleinen Nagers von der Größe unseres Eichhorns. Diese Hasenmäuse, welche auch in Nord-Tibet sehr zahlreich sind, fressen das Gras mit den Wurzeln auf und verwüsten das von ihnen unausgesetzt aufgewühlte Land oft auf weite Flächen.

Der Kuku-nor selbst, der 250 Werst im Umfang mißt und ein sehr schöner See ist, war noch mit Eis bedeckt, wiewohl es bereits Ende März war und wir dazwischen auch einige warme Tage gehabt hatten. Uebrigens waren von Schneestürmen begleitete Fröste weit mehr an der Tagesordnung. Das Eis auf dem Kuku-nor barst erst im ersten Drittel des April und wurde in mächtigen Schollen ans Ufer geworfen, wo es, nach Aussage der Landesbevölkerung, gewöhnlich bis Anfang Mai liegt. In Folge der lang andauernden Eisbedeckung des Kuku-nor und des völligen Fehlens geeigneter Futter- und Nistplätze (Schilf, Gebüsch, Moorgrund) nehmen am Kuku-nor nur wenig Zugvögel Aufenthalt; alle, selbst die Wasservögel nicht ausgenommen, eilen ohne Umschau den behaglichen Stätten unseres Sibirien zu. Der See ist sehr fischreich, doch ist die Mannigfaltigkeit der Arten eine geringe. Die Bewohner der Ufersteppen sind Tanguten und Mongolen. Die Tanguten bedrängen die Mongolen schwer, oft in Gemeinschaft mit Räubern, die aus Tibet eintreffen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Mongolen am Kuku-nor in nicht allzu ferner Zukunft von den Tanguten völlig ausgerottet werden dürften. Das gleiche Geschick harrt auch der Zaidam-Mongolen westwärts vom Kuku-nor.

Zaidam repräsentirt ein von Salzmorästen gefülltes Kesselthal von 800 Werst Länge und mehr als 100 Werst Breite, welches in einer verhältnißmäßig nicht sehr fernen geologischen Epoche den Boden eines später ausgetrockneten weiten Sees bildete. Die absolute Höhe des Terrains sinkt hier auf 2900 Fuß, daher ist hier auch das Klima wärmer als am Kuku-nor. Nur ist hier die Luft stets mit dichten Staubwolken gefüllt, welche der Wind von den häufig völlig kahlen, an besseren Stellen aber mit Tamariskenstauden bestandenen Ebenen der Salzmoräste aufweht. Eine Spielart der Tamarisken ist für die Bewohner von Zaidam von großer Wichtigkeit, weil sie ihnen im Herbst in Fülle eine süß-salzige, an unsere Johannisbeere erinnernde Frucht liefert, von der sich die dortigen Mongolen nähren.

Anfang Mai trafen wir am Fuße des gen Zaidam die Vormauer des Hochlandes von Nord-Tibet bildenden Bur-

chan-Budda-Gebirges ein, wo ein neuer Abschnitt unserer Reise begann. Das gesammte überflüssige Gepäck und die Reserve-Kameele ließen wir unter der Bewachung von sieben Kosaken in Ost-Zaidam zurück; wir selbst aber machten uns, 17 Mann stark, auf, um zu den Quellen des Gelben Flusses und darüber hinaus südwärts so weit als möglich vorzudringen. Drei Tage brauchten wir zur Ersteigung des Burchan-Budda, dessen absolute Paßhöhe 15 700 Fuß beträgt. Der Abstieg auf der Südseite ist viel leichter, da sich dort bereits das nordtibetanische Hochland anlehnt, welches 14 000 bis 15 000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt und eine weite im Westen an den Pamir, im Süden an den Nord-Himalaya, im Osten an die Gebirgszüge des eigentlichen Chinas grenzende Fläche bildet. Im östlichen Theile dieses Hochlandes liegen die Quellen der beiden berühmten chinesischen Flüsse — des Gelben Flusses oder Hwang-ho und des Blauen oder Jang-tse-kiang. Trotz der noch vor Beginn unserer Aera von den Chinesen gemachten und sodann im vorigen Jahrhundert von ihnen wiederholten Versuche, die Quellen der genannten Flüsse zu erforschen, ist ihnen das nicht geglückt. Nord-Tibet war bis in die letzte Zeit und ist auch zum Theil heute noch ein der geographischen Wissenschaft völlig unbekanntes Land.

Nachdem wir den Burchan-Budda überstiegen und noch etwa hundert Werst auf wüstem Hochlande zurückgelegt hatten, erreichten wir endlich das ersehnte Ziel — die Quellen des Gelben Flusses. Das Quellengebiet des Stromes liegt auf einer absoluten Höhe von 13 600 Fuß. Die Quellen bilden zwei von Süden und Westen aus den auf dem Plateau verstreuten Bergen entspringende Flüßchen, welche von den zahlreichen Bächlein und Quellen des 60 Werst langen und 20 Werst breiten Odon-Sumpfthales gespeist werden. Der Hwang-ho selbst ist hier noch ein sehr bescheidener, von zwei beziehentlich drei Armen von je 12 bis 15 Faden Breite gebildeter Fluß mit wenig Wasser und zwei Fuß Tiefe an den Fuhrten. Zwanzig Werst von seinem Quellengebiete entfernt, fällt der Gelbe Fluß in einen weiten See, dessen Südseite er mit seinen trüben Fluthen färbt, um sodann ostwärts auszulaufen und bald darauf wiederum in einen gleichen See zu fallen, den er bereits als bedeutender Fluß verläßt. Nach einer scharfen Biegung, mit welcher er den von ewigem Schnee bedeckten Amne-matschin umgeht, durchbricht der Fluß nun mit seiner reißenden Strömung die Quergebirgszüge des Kuën-Lün und eilt den Gebieten des eigentlichen China zu.

Sofort beim Betreten der Berge von Nord-Tibet machten wir die Bekanntschaft eines ganz entsetzlichen Klimas. Wiewohl wir uns in der zweiten Hälfte des Maimonats befanden, umwütheten uns nicht selten rein winterliche Schneestürme und die Nachtfröste steigerten sich bis zu 23 Grad. Das magere Gras dieser Gegend erlag aber der Kälte nicht und selbst nach starken Nachtfrösten erwärmte die Sonne die spärlichen Blumen zu neuem Leben. Allein nicht nur im Mai, sondern selbst im Juni und Juli brachte jede klare Nacht Fröste bis zu 5 Grad; an den Tagen aber regnete es fast regelmäßig, mitunter sogar einige Tage nach einander. Die Menge der Niederschläge, welche der südwestliche Monsun aus dem Indischen Ocean hierher bringt, ist so groß, daß Nord-Tibet sich im Sommer in einen fast ununterbrochenen Sumpf verwandelt. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung dessen, wie schwierig für uns mit unseren beladenen Kameelen das Passiren dieser Sümpfe war, und wie schädlich sich das naßkalte Klima auf diese an Wärme und Dürre gewöhnten Thiere äußerte. Aber diese wilden Wüsteneien von Nord-Tibet, welche für den Menschen so wenig gastlich sind, daß selbst die Nomaden auf einen Aufenthalt in diesem Landstrich fast ganz verzichten — bergen ganze Herden wilder Thiere, und zwar Yaks, Antilopen, Bergschafe und selbst Bären, deren es hier trotz der Waldlosigkeit sehr viele giebt. Täglich begegneten wir einigen und mitunter auch mehr als zehn Bären; erlegt haben wir einige 30 Exemplare. Der hiesige Bär ist sehr feige und ergreift selbst verwundet die Flucht, nur das Weibchen stürzt sich gelegentlich auf den Jäger.

Nachdem wir einige Tage an den Quellen des Gelben Flusses verbracht, brachen wir weiter südwärts auf und zum Blauen Flusse oder Dy-tschju, wie ihn die Tanguten hier nennen. Die Gegend repräsentirte wie bisher ein hügeliges, in seinem größten Theile mit Sümpfen bedecktes Plateau, das mit drahthartem tibetanischem Riedgras bewachsen ist. Die Wasserscheide der beiden großen chinesischen Ströme hat in der von uns passirten Gegend 14 500 Fuß absoluter Höhe. Weiterhin südwärts im Stromgebiet des Dy-tschju verändert sich der Charakter der Landschaft rasch und verwandelt sich in ein gebirgiges Alpenland; doch fehlt es in den Bergen noch an Wäldern, wiewohl die Gräser-Flora ziemlich reich und mannigfaltig ist. Hier nomadisiren auch mit ihren Yak- und Hammelherden die Tanguten des Kam-Stammes, welche uns zwar nicht besonders freundlich, aber auch nicht feindlich empfingen. Nach etwa hundert Werst schwierigen Weges durch Gebirgsland erreichten wir die Ufer des hier auf einer absoluten Höhe von 12 700 Fuß hinfließenden Dy-tschju. Der von Bergen eingeengte Fluß hatte eine Breite von 50 bis 60 Faden, sehr trübes Wasser, ungemein rasche Strömung und große Tiefe. Mit Kameelen einen solchen Fluß zu überschreiten, war unmöglich und der weitere Weg nach Süden somit versperrt. Statt dessen wurde eine Erforschung der großen Seen am Oberlaufe des Hwang-ho beschlossen. Doch brachten wir zunächst eine kleinen Streifzügen in die Umgegend gewidmete Woche am Ufer des Dy-tschju zu. Während eines unserer Streifzüge wurden wir von den Tanguten vom entgegengesetzten Stromufer aus mehrfach beschossen.

Auf dem bisherigen Wege kehrten wir ins Quellengebiet des Gelben Flusses zurück, von wo wir in einer neuen Richtung zu dessen Seen vordrangen. Den Weg suchten Streifwachen auf, da wir keine Führer hatten. Auf Bewohner stießen wir nirgends; die benachbarten Tanguten verfolgten aber unsere Bewegungen und machten am frühen Morgen des 13. Juli mit einer etwa 300 Mann starken Reiterschar einen plötzlichen Ueberfall auf uns. Die ganze Horde hatte sich in der Finsterniß an unsere Lagerstätte herangeschlichen und stürzte sich nun mit wildem Geheul auf uns. Glücklicherweise waren wir bereits wach und rasch zur Gegenwehr bereit. Zuerst fiel der vereinzelte Schuß des die Wache habenden Kosaken, sodann ein zweiter, ein dritter und bald war das Gewehrfeuer in vollem Gange. Unser kleines Lager war in wenigen Augenblicken von einer Feuerlinie umgürtet. Die Räuber, welche uns zu überrumpeln gehofft hatten, hielten unser Feuer nicht aus und kehrten jählings um. Unser Feuer begleitete sie so lange, als wir ihnen treffsichere Kugeln nachzusenden vermochten. Sodann bepackten wir unsere Kameele, gingen nun selbst gegen das Tangutenlager vor, welches wir zerstörten, und jagten die Räuber in die Flucht. Nach diesem Scharmützel wurden wir noch vorsichtiger, als wir es schon bisher gewesen waren, setzten aber unseren Weg längs den Ufern der Seen fort, von denen ich auf Grund des dem ersten Erforscher zustehenden Rechtes den einen Russischer See und den anderen Expeditionssee nannte. Beide

Seen liegen malerisch auf einer absoluten Höhe von 13 500 Fuß, sind von Bergen umgeben und haben jeder einen Umfang von mehr als 120 Werst. Der Fischreichthum ist sehr groß; doch konstatirten wir auch hier eine auffallend geringe Mannigfaltigkeit der Arten. Von Wasservögeln sind nur indische Gänse in großer Zahl vorhanden. An einem kleinen Ufersee trafen wir eine so große Menge Gänse, daß drei Schützen binnen einer halben Stunde 85 Stück erlegten.

Sechs Tage nach dem ersten Scharmützel mit den Tanguten wurde auf uns ein neuer Angriff unternommen, diesmal aber am Tage und vom räuberischesten der am Gelben Flusse hausenden Tangutenstämme. Die etwa 300 Mann zählende berittene Horde ritt von den nächsten Bergen im Trabe bis auf eine Werst auf uns zu und ging dann unter lautem Geheul zum Angriff vor. Dumpf erdröhnten auf dem feuchten Lehmboden die Hufe der Pferde, zu einem Steckenzaun geschlossen flimmerten die langen Piken der Reiter auf, während der Wind die weiten Tuchmäntel und langen schwarzen Haare der Reiter flattern machte. Gleich einer Sturmwolke eilte diese wilde, blutgierige Horde auf uns zu.... Mit jedem Augenblick traten die Umrisse der Pferde und der Reiter schärfer hervor.... Auf der anderen Seite stand vor ihrem Lager schweigend mit gespanntem Gewehr unsere kleine Schar von 14 Mann, für die es jetzt keinen anderen Ausweg gab als Tod oder Sieg. Als sich der Abstand zwischen uns und den Räubern bis auf 500 Fuß verringert hatte, kommandirte ich Feuer — und dem Feinde flog unsere erste Salve entgegen, der nun häufiges Reihenfeuer folgte. Die erste Salve brachte die Räuber nicht zum Stehen; sie ritten weiter auf uns zu, wobei ihr Führer sie mit den Worten aufmunterte: „Stürzt auf sie! Stürzt auf sie! Mit uns ist Gott! Er wird uns helfen!" Als unsere Schüsse aber Menschen und Pferde zu Boden zu strecken begannen, kehrten die Räuber um und zogen sich hinter den nächsten Abhang zurück, wo sie von den Pferden stiegen und aus ihren Steinschloßgewehren auf 300 Schritt Entfernung auf uns ihr Feuer eröffneten. Nun ließ ich meinen Gehilfen, Second-Lieutenant Robarowski, mit fünf Kosaken zum Schutze unserer Lagerstätte zurück, mit den sieben übrigen Kosaken aber brach ich auf, um die Tanguten aus ihrem Hinterhalt zu vertreiben. Die Räuber schossen auf uns nun aus einer geringeren Entfernung, jedoch ohne zu treffen. Als nun erst einer von uns den Abhang erklommen hatte, stürzten die Tanguten schleunigst zu ihren Pferden und ritten davon. Wir verfolgten sie mit unserem Feuer und tödteten wiederum einige Mann. Die Räuber nahmen aber ihre getödteten oder verwundeten Gefährten wie bisher so auch jetzt auf und brachten sie mit sich fort; es blieben nur die Kadaver der Pferde, sowie auch die Leichen einiger Tanguten liegen, welche die Fliehenden nicht mehr aufzulesen vermochten. Außerdem war das Feld mit den in der Verwirrung verlorenen Tuchmänteln und Hüten der Räuber bedeckt. Die Räuber setzten sich in einen neuen Hinterhalt fest und eröffneten wiederum auf uns ihr Feuer, wurden aber von uns auch aus diesem Hinterhalte ebenso erfolgreich vertrieben. Ein Theil der Horde war inzwischen auf unser Lager gestürzt in der Annahme, dasselbe verlassen zu finden, wurde aber wider Erwarten von den zurückgebliebenen Kosaken mit scharfem Feuer begrüßt und vertrieben. Ueberall von Mißerfolg begleitet, begannen die Tanguten sich nun in die Berge zurückzuziehen. Wir verfolgten sie mit unseren Schüssen, so lange es möglich war. In beiden Scharmützeln sind von uns einige 40 Räuber getödtet und verwundet worden, desgleichen auch viele Pferde. Wir selbst haben das große Glück gehabt, alle unversehrt zu bleiben; nur zwei unserer Pferde wurden verwundet. Das zweite Scharmützel endete erst mit Eintritt der Abenddämmerung. Wir durchwachten, in zwei kleinen Scharen zu beiden Seiten unseres Lagers sitzend, die ganze Nacht. Wie um uns zu ärgern, trat das abscheulichste Wetter ein: ein kalter Sturmwind erhob sich und vom Himmel ergoß sich unaufhörlicher Regen, während uns undurchdringliche Finsterniß umfing. Die Tanguten schienen aber von uns im Laufe des Tages so befriedigt worden zu sein, daß sie sich nicht zu einem neuen Angriffe auf uns entschlossen, wiewohl ihnen ein nächtlicher Ueberfall sehr viel Aussicht auf Erfolg bot, da er sie wenigstens auf weitere Entfernung vor der verderblichen Wirkung unserer Gewehre bewahrte.

Der Rückweg von den Seen des Gelben Flusses nach Zaidam brachte keine besonderen Abenteuer, nur setzten uns die häufigen Regen zu, die gelegentlich dem Juli zum Trotze von rein winterlichen Schneestürmen abgelöst wurden. Die Passage über den Gelben Fluß bewerkstelligten wir an der bisherigen Stelle sehr glücklich, da das Wasser erst am Vortage gesunken war. Räuberischen Tanguten begegneten wir nicht mehr. In der Nähe des Südabhanges des Burchan-Budda stießen wir auf einige 30 friedliche Tanguten, welche sich mit Goldwäscherei beschäftigten; ganz Nord-Tibet ist nämlich sehr goldreich. An der von uns besuchten Goldwäscherei gruben die Tanguten die goldhaltige Schicht aus einer Tiefe von nur einem bis zwei Fuß und, wiewohl die Goldwäscherei in der primitivsten Weise geschah, zeigten uns die Tanguten ganze Hände voll Gold in großen Stücken, von denen keines kleiner als eine Erbse war. Unzweifelhaft ließen sich hier bei sorgfältigem Betriebe der Goldwäscherei riesige Schätze heben. Ueberhaupt scheint mir die Prophezeiung nicht zu gewagt, daß Tibet mit der Zeit ein zweites Kalifornien werden, ja sich vielleicht sogar noch reicher an Edelmetallen erweisen wird, die in dem Boden des weiten wüsten Hochlandes ruhen.

Nachdem wir abermals den Burchan-Budda überstiegen, ging es in die Zaidamebene, die uns trotz ihrer Abscheulichkeit nach all dem in Tibet überstandenen Ungemach wie ein gesegnetes Land erschien. Gerade 1000 Werst haben wir während dreier Sommermonate in Tibet zurückgelegt und, wie ich mich wohl rühmen darf, mit den Waffen in der Hand, für die Wissenschaft die Erforschung eines der unbekanntesten Winkel von Centralasien erobert. Jetzt geht unser Weg nach West-Zaidam, wo wir in Gast ein neues Depot errichten und den Winter mit der Erforschung der Umgegend verbringen werden. So sehr es aber auch erwünscht wäre, sogleich nach dem neuen Bestimmungsorte aufzubrechen, so muß doch der Aufbruch bis Ende August hinausgeschoben werden, da wir noch 20 neue Kameele kaufen und sodann bis Herbsteintritt das Verschwinden der den Kameelen äußerst schädlichen Bremsen und Fliegen der Zaidamsümpfe abwarten müssen . . . .

Die „Verwüstung" der Sahara.

Von W. Kobelt.

Daß die 160 000 Quadratmeilen große Wüste Nordafrikas in früheren Zeiten nicht dieselbe Beschaffenheit gehabt haben kann wie heute, daß sie zu einer verhältnißmäßig nicht allzuweit zurückliegenden Epoche reicher an Wasser und somit an Vegetation, Menschen und Thieren zugänglicher gewesen sein muß, ist neuerdings so unumstößlich dargethan worden, daß es kaum noch einer Begründung bedarf. Schon der Umstand, daß zur Karthagerzeit, vor der Einführung der Kameele aus Asien, überhaupt ein Verkehr zwischen Mittelmeer und Sudan möglich war, beweist, daß damals noch mehr Wasser wenigstens in der westlichen Sahara zu finden sein mußte; Herodot's Erzählung von der Entdeckungsreise der nasomonischen Jünglinge zeigt uns die Sahara schon als Wüste, aber für entschlossene und an Strapazen gewöhnte Leute durchwanderbar. Das Vorkommen von Elefanten in Nordafrika noch in historischer Zeit, oder, wenn man das bestreiten will, die Möglichkeit, Elefanten für das karthagische Heer nach Nordafrika zu bringen, sind nicht minder überzeugend, und so dreht sich der Streit eben nur noch darum, von welchen Bedingungen die Verwüstung abhängt.

Kosmische Ursachen, zunehmende Trockenheit der Luft, wie man sie zuerst ins Feld geführt hat, kommen neuerdings immer mehr aus der Mode und dürften auch für die Erklärung des Saharaphänomens durchaus überflüssig sein. Entwaldung der Hoggarberge und der Atlashöhen, wie sie namentlich Lenz betont, haben jedenfalls zur Verschlimmerung beigetragen, dürften aber kaum die alleinige Ursache sein, denn einmal ist die Entwaldung in Algerien wenigstens nicht so furchtbar, wie sie gewöhnlich dargestellt wird, und dann hat der Hochwald in den südlichen Ländern durchaus nicht dieselbe Wichtigkeit für die Regulirung des Wasserabflusses, wie bei uns, da ihm die aufsaugende Bodendecke fehlt. Die Bäume stehen unvermittelt und ohne Unterholz auf dem kahlen Felsboden und das Regenwasser schießt von einem bewaldeten Berghange nicht minder rasch ab, wie von einem nackten, und der verwüstete Buschwald, den der Deutsche gar nicht als einen richtigen Wald anerkennen mag, leistet da vielfach bessere Dienste, als der Hochwald von Strandkiefern oder Korkeichen.

Vielleicht ließen sich einzelne der Erscheinungen, aus denen man auf die frühere Bewohnbarkeit der Sahara schließt, auf andere Weise erklären, und ich theile darum hier eine Beobachtung mit, die sich mir aufdrängte, als ich im vorigen Mai mich am Südrande der Aurès befand. Wir waren auf dem Wege nach Biskra und standen auf dem Col de Sfâ, dem letzten Joch vor dem Beginn der eigentlichen Wüste. Vor uns erstreckte sich das flache Hügelland, welches der Uëd Biskra durchströmt und in welchem sein Wasser den Oasen des Ziban das Leben giebt. Hinter uns lag die Ebene von el Utaja, von demselben Flusse durchströmt, mit der gleichnamigen Oase und der prachtvollen Ferm des Herrn Dufour. Es ist eine völlig wasserrechte Ebene, ziemlich fünf Stunden in jeder Richtung messend, mit gleichmäßigem feinem Thon erfüllt, ohne allen Zweifel der Boden eines Seebeckens. Nur eine enge gewundene Schlucht verbindet dasselbe mit der Wüste und gestattet dem Fluß einen Ausweg; würde diese heute durch eine Barrage gesperrt, so müßte sich alsbald das ganze Becken wieder in einen See verwandeln. Dann hatte aber der Uëd Biskra ein Reservoir, daß ihm auch für den Sommer Wasser genug lieferte, und der Fluß würde wieder, wie früher, das ganze Jahr hindurch bis zum Schott Melrhir gelangen und vielleicht diesen füllend die alte Verbindung mit dem Tritonsee wieder herstellen. Die Vortheile, welche man vom Mer intérieur erwartet, ließen sich vielleicht so viel billiger erlangen.

Aber el Utaja steht nicht vereinzelt. Schon oben, als ich vom Pic des Cèdres aus die ganze Provinz Constantine vom Meer bis zur Wüste überschaute, war mir aufgefallen, daß auch die Hochebene von Batna mit der ganzen tiefen Einsenkung zwischen den Aurès und dem Dschebel Tuggurt ein geschlossenes Becken bildet. Heute zwar fließen die Gewässer von Batna nach den Salzseen der Hochebene ab, aber eine ganz geringe, kaum merkbare Schwelle trennt Batna von den Zuflüssen des Uëd Kantara und somit des Uëd Biskra, und wenn die Menschenhand nicht hindernd eingreift, ist die Zeit nicht mehr fern, wo die Ravins, welche von Jahr zu Jahr näher an Batna heranrücken, die Wasserscheide durchschneiden und wenigstens die Abflüsse des Cedernpiks wieder den Zibanoasen zuführen werden. Früher war hier jedenfalls ein ausgedehnter Hochsee, der von der Wasserscheide des Rummelgebietes bis zum Rande der Wüste reichte und bei el Kantara einen Abfluß hatte, welcher den hemmenden Felsriegel bis zum heutigen Niveau durchnagte und so den ihn speisenden See trocken legte.

Denken wir uns den Nil, wenn er einmal das Becken an der Einmündung des Gazellenflusses ganz ausgefüllt hat und wenn die Wasserfälle zwischen dem Ukerewe und dem Mwutan den Felsen bis zum See zurück durchfressen haben, dann wird Aegypten auch nur ein Theil der Sahara sein und nur wenn die Regen in Abessinien ungewöhnlich stark fallen, wird der alte Nil wieder einmal Wasser bis zum Mittelmeere führen.

Gelänge es, ähnliche Verhältnisse auch an anderen Stellen der Sahararänder nachzuweisen, so brauchten wir kaum noch nach anderen Ursachen für ihre Verwüstung zu suchen. Der Uëd Drâa war noch in historischen Zeiten ein mächtiger Fluß, der jederzeit den Atlantischen Ocean erreichte, gefüllt mit Nilpferden und Krokodilen. Heute führt sein Unterlauf nur noch äußerst selten Wasser und er hat nicht einmal mehr die Kraft, das Seebecken ed Debaja an der Stelle, wo er nach Westen umbiegt, zu füllen. Früher bildete dieses für ihn jedenfalls ein mächtiges Reservoir, aber wahrscheinlich existirte weiter oben noch ein Seebecken im Bereich des Atlas selbst, das ihm gestattete, auch im Sommer das untere Bassin gefüllt zu halten. Die Karten dieses Theiles von Marokko sind leider noch immer hauptsächlich Phantasiegebilde, aber alle stimmen darin überein, daß der Oberlauf des Drâa eine Bergkette durchbricht, und eine Seebildung erscheint mir dort durchaus nicht unwahrscheinlich.

Auch in den Oasen von Tafilalet und Tuat

scheinen die Verhältnisse ganz analog, und wenn ich bedenke, wie ungemein gleichmäßig alle die Flüsse Nordafrikas auf den Nordrand des atlantischen Hochplateaus eingewirkt haben, bin ich sehr geneigt anzunehmen, daß auch am Südrande eine ähnliche Gleichmäßigkeit herrscht und an zahlreichen Stellen in früheren Zeiten Hochseen bestanden und Reservoire für die Flüsse gebildet haben. Das würde aber dann weittragende Perspektiven eröffnen. Von den genannten Oasen aus läßt sich das Bett des Uëd Guir oder Messaoura nach den Erkundigungen, die Sabatier von Leuten aus Tuat, die regelmäßig nach Timbuktu reisen, eingezogen hat, mit einer ganz kurzen Unterbrechung durch Sanddünen bis zu den Hoggarbergen verfolgen; es geht dort in den Uëd Ahenet über und dieser wieder in den Teghazert oder Tirezert, der, identisch mit dem von Barth erkundeten Tirecht, sich bis in die Salzmoräste an der Nigerkrümmung verfolgen läßt. Kam dem Flusse noch eine Verstärkung aus den Hoggarbergen — und sind nicht hier die Krokodilsümpfe de Bary's mit der allerhöchsten Wahrscheinlichkeit die Reste ehemaliger Seen? — so hätten wir ohne Zuhilfenahme irgend einer kosmischen Veränderung eine Wasserstraße vom Niger bis zu den Quellen der marokkanischen Mulnja und brauchten uns den Kopf nicht mehr zu zerbrechen über den Weg, auf welchem die Dickhäuter des Sudan an den Rand des Mittelmeeres gelangt sind.

Es stand ihnen sogar ein doppelter Weg zur Verfügung; auch bei Sinder, unfern der Stelle, wo Barth den Fluß kreuzte, mündet ein von den Hoggarbergen kommendes, heute wasserleeres Wadi in den Niger, und nach der anderen Seite führt der Uëd Igherghar die Verbindung weiter bis in die Nähe des Schott Melrhir.

Ich gedenke in dem demnächst erscheinenden Bericht über meine vorjährige Reise in Algerien auf diese Frage näher einzugehen; vielleicht veranlaßt die vorstehende vorläufige Notiz einen oder den anderen Fachmann, ihr auch einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Das Rügenwalder Amt.

Von Dr. Zechlin.

III.

Doch kehren wir zu dem Schlosse zurück. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wohnte in ununterbrochener Reihenfolge eine große Anzahl pommerscher Herzöge auf demselben; es würde zu weit führen, dieselben alle namhaft zu machen. Bis zum Aussterben des Greifengeschlechts (1637) herrschte hier ein fröhliches Leben; dann hielt hier die trauernde Wittwe des letzten Greifenherzogs Hof, sah die Greuel des dreißigjährigen Krieges und wurde dann neben König Erich in dem Gewölbe der Stadtkirche beigesetzt (1653). Noch in demselben Jahrhundert hielt der erste Hohenzoller seinen Einzug. Friedrich III. kam 1697 nach Rügenwalde und besichtigte Stadt und Schloß.

Das Interesse an der Geschichte der Stadt wird hauptsächlich durch das Schloß in Anspruch genommen; nur einiges bleibt von derselben nachzuholen. Vermuthlich ist sie von Fürst Witzlav II. von Rügen, welcher um 1270 in Besitz dieser Gegend gelangt war, als deutsche Stadt gegründet, sie wird zuerst 1271 genannt, gerieth aber wieder in Verfall, so daß die drei Söhne des Grafen Swenzo, Petrus, Johannes und Laurentius, sie von neuem im Jahre 1312 aufbauten, mit Kolonisten besetzten und mit lübischem Rechte bewidmeten. Sie blühte bald auf und gehörte zu dem Hansabunde, wurde aber im Jahre 1365 von den Vororten aus dem Bunde ausgestoßen, weil sie während des Krieges mit Dänemark trotz des Verbotes den Handelsverkehr mit der Insel Schonen fortgesetzt hatte; nach einiger Zeit wurde sie wieder in denselben aufgenommen. Es klingt heute unglaublich, daß die Stadt eine Fehde mit Amsterdam hatte, und doch ist es so; 1464 wurde dieselbe beigelegt und zwischen beiden Städten ein Traktat geschlossen. Einige Jahre später (1491) hatte sie einen Streit mit der Stadt Helsingör, wobei dem Bürgermeister aus Helsingör, Peter Hansen, ein Schiff weggenommen wurde; dafür bezahlten die Rügenwalder dem Bürgermeister 350 Gulden und machten dann Frieden. Ebenso gerieth sie 1510 in Streit mit den Köslinern, da letztere nach der Meinung der Rügenwalder unbefugt Seehandel getrieben hatten. Auch hatte sie wie Kolberg und Köslin Zollfreiheit im Sunde.

An der linken Seite der Wipper in der Nähe des heutigen Wasserthurmes der Eisenbahn lag das Karthäuserkloster Marienkron, welches im Jahre 1394 von Adelheid, der Gemahlin Bogislav's V. in Lanzig gestiftet worden war, aber 1407 hier an den Gartgraben, einer Verbindung zwischen Grabow und Wipper, verlegt wurde. Es ist keine Spur mehr davon übrig geblieben, nur die Klosterwiesen bewahren die Erinnerung an die Stätte, wo die Mönche gewohnt haben. Schöttgen[1], der, wie das ganze achtzehnte Jahrhundert, nicht gut auf die Mönche zu sprechen ist, nennt sie Zehrbienen und giebt ein Inventarium ihres Besitzes und Haushaltes, um zu zeigen, wie theuer sie dem Lande zu stehen kommen. Unter der Rubrik: Getränke führt er an: $14\frac{1}{2}$ und 93 Stübgen Wein, 239 Tonnen Bier, 3 Tonnen schwach Trinken, $3\frac{1}{2}$ Tonnen Meth.

Dicht bei den ehemaligen Ruinen des Klosters befindet sich der mit großen Kosten hergestellte Winterhafen, in welchem zahlreiche Schiffe überwintern, denn die Wipper ist von hier aus für Schiffe mit geringem Tiefgang passirbar und ihr Strombett wird durch fortwährendes Baggern vor Versumpfungen und Versandungen geschützt. Von der Stadt vermittelt ein kleiner Dampfer die Verbindung mit der Münde, außerdem führt eine 3 km lange Chaussee dorthin. Kurz vor ihrem Einfluß in die See nimmt die Wipper die Grabow auf, mit der sie zusammen ein weites Wiesenthal bildet. Die Wiesen zeichnen sich durch die Güte ihres Heues aus, denn die Vegetation ist durch die salzigen Niederschläge bevorzugt, und auch geringe Gräser werden dadurch gesunder und genießbarer, sind aber in besonders wasserreichen Jahren häufig der Ueberschwemmung aus-

---

[1]) Altes und neues Pommerland 1727.

gesetzt. Auch klimatisch sind diese Gegenden bevorzugt; ist die Ernte auch 14 Tage später wie auf dem Landrücken, so ermöglicht doch das gleichmäßige Klima das Gedeihen von Gewächsen, welche in dem südlich davon gelegenen Höhenzuge nicht mehr fortkommen, z. B. das der Walnußbäume. Allerdings verursacht die See durch das kühle Frühjahr und die kühlen Abende häufig katarrhalische Krankheiten unter den Einwohnern.

Rügenwaldermünde ist ein Dorf, auf beiden Seiten der Wipper gelegen, die durch eine Schiffbrücke verbunden werden. Die Wipper, welche hier rasch fließt und 50 bis 60 Schritte breit ist, mündet in ein großes Hafenbassin, das von Molen eingerahmt ist. Der Hafen ist einer der größten Pommerns, wohl zu groß für den geringen Verkehr; er war früher 3 m tief, hat aber durch neue Baggerungen eine Tiefe von 5 m erreicht, so daß schon große Schiffe einlaufen können. Die Westmole ist 1882 fertig geworden, die Ostmole noch in Arbeit, außerdem wird noch eine Seitenmole, die parallel mit dem Strande geht, gebaut zum Schutz der dahinter liegenden Häuser. Westlich und östlich von den Hafenmolen befinden sich Badeanstalten, diejenige am östlichen Ufer besteht schon seit 60 bis 70 Jahren; hier badete am 25. Juni 1822 Friedrich Wilhelm IV. und gerieth beim Baden in Lebensgefahr, er wurde von dem Bademeister Ehlert herausgeholt und zur Erinnerung daran das Bad Friedrichsbad genannt. An dies Bad schließt sich ein Wäldchen an, an dessen westlichem Ausgange, an der vorerwähnten Chaussee, sich ein artesischer Brunnen befindet, der noch insofern von Interesse ist, als man hier die größte Dicke des Diluviums in Norddeutschland gefunden hat. Die Mächtigkeit desselben beträgt hier 134 m; die Bohrung, welche die Hafenverwaltung hatte ausführen lassen, durchsank im Ganzen 167 m, und zwar 1 m aufgefüllten Boden, 1,5 m Jung-Alluvium, 3,5 m unbestimmte Sande, 128,0 m unteres Diluvium, 0,7 m zerstörtes Tertiärgebirge, 32,3 m Mukronatenkreide. Daher hat auch das Wasser des Brunnens einen entschieden schwefligen Geschmack, der sich erst bei längerem Stehen desselben verliert.

Die Dünenbildung ist sowohl hier, wie an der ganzen Küste bis zu der Grenze des Misliner- und Stolperkreises eine höchst unbedeutende, die Dünen sind sehr niedrig und nirgends finden sich mehrere Reihen hinter einander; die Flora ist die gewöhnliche der Dünen, namentlich wächst hier Anthyllis maritima, Elymus arenarius und Cakile maritima, doch habe ich auch im tiefen Dünensande, allerdings auf gedüngtem Boden, schöne Kartoffeln getroffen. Am Strande findet man die hauptsächlichsten Bestandtheile der erratischen Geschiebe. Der Sand besteht aus abgerundeten Körnern eines gelblichen, durchsichtigen Quarzes, zwischen denen Körner von rothem Feldspath liegen. Der Granit ist gewöhnlich mit röthlichem Feldspath oder mit schwarzem Glimmer verbunden, daher sieht man so viele rothe und schwarzweiße Gesteine am Ufer liegen. Ferner Kiesel- und Glimmerschiefer, Quarz, Feuersteine in den verschiedensten Farben, Kalk- und Sandsteine. Bernstein wird nicht häufig gefunden, die ganze Strecke von Järshöft bis Neuwasser über 22 km lang, ist vom Fiskus für 152 Mark verpachtet, und nie würde der Pächter auf die Kosten kommen, wenn er nicht Interimsscheine von 3 bis 6 Mark an Leute ausgegeben hätte, welche zum Vergnügen Bernstein suchten.

Die Bevölkerung der Stadt und der Münde, soweit sie nicht beim Ackerbau und Gewerbe beschäftigt ist, fährt zur See oder treibt Fischfang. Gleich nach der Einsegnung geht der junge Rügenwalder zur See und lernt die Gefahren und Freuden derselben gründlich kennen. Viele bringen es bis zum Käpitän und participiren dann häufig an der Ladung des Schiffes mit Gewinn und Verlust; es sind Segelschiffe, die sie führen, meistens nach England oder Rußland, seltener nach überseeischen Ländern. Im Frühjahr fahren sie aus, zum Winter kehren sie heim, wo sie dann Weib und Kind freudig empfängt; oft aber sind sie ein Opfer ihres Berufs geworden. Das Gewerbe ernährt reichlich seinen Mann und die meisten erwerben sich ein kleines Vermögen, was sie durch Heirathen in der Verwandtschaft zu vergrößern suchen. Es gewährt ein eigenes Vergnügen, sich mit solchen see- und wetterkundigen Leuten unterhalten zu können; die See ist ihr Ein und Alles, sie kennen die meisten größeren und kleineren Seestädte, aber die Hauptstadt des Reiches ist ihnen unbekannt, den Interessen des eigenen Landes sind sie entfremdet.

Minder gefährlich aber kümmerlicher ist der Beruf des Fischers, mit dem sich ein Theil der Bevölkerung auf der Münde und in einigen Dörfern wie Böblin und Vitte ernährt. Der Hering wird im Frühjahr und Herbst gefangen; das Gewerbe ist jetzt einträglicher, da er nach schwedischer Manier gefangen wird, wozu die Regierung zur Anschaffung von neuen Geräthen und Böten den Fischern eine Unterstützung gewährt hat. Die Flundern werden gewöhnlich bei ruhiger See und bei Landwind gefangen; die Netze werden am Abend vorher in die See gebracht und am Morgen mit Flundern beschwert herausgezogen. Doch kann man mitunter vier Wochen am Strande zubringen, ohne eine Flunder gesehen zu haben. Auch die Grabow und Wipper sind fischreich: Forellen, Aale, Neunaugen und Lachse sind in denselben zahlreich anzutreffen. Früher waren Störe, Karpfen und Lachse sogenannte Herrenfische, weil sie nicht verkauft werden durften, sondern nach dem Schlosse gebracht werden mußten. Allerdings so zahlreich wie zu Mikrael's Zeiten werden Lachse nicht mehr gefangen. Derselbe schildert den Lachsfang folgendermaßen [1]): „Es ist eine schöne Lust anzusehn, wie dieser Fisch, wenn er etliche Meilen Weges die frische Wasser hinauf aus dem salzen Meere gegangen und dadurch ein schmackhaftes Fleisch gesetzet, endlich an die Schleusen oder Pfähle kommt, die mitten in der Stolpa und Wipper gestoßen sind, und daselbst das Wasser hindurch rauschen hört und nicht weiter hinaufgehen kann, alsdann sich krümmt, auf den Schwanz setzt und einen Sprung über die Pfähle fasset, der Meinung, er werde noch mehr süße Wasser finden, daran er sich belustigen möge. Belustiget aber die Zusehenden und die, so des Kaufes und Verkaufes halben darauf warten, mehr als sich. Denn er wird alsdann gefangen, wenn er übergesprungen, weil noch andere Reihen Pfähle geschlagen sind, daß er also weder vorne noch hinter sich kommen kann. Und wenn man das Schutzbrett, so an der Schleuse gemacht ist, niederfallen läßt, siehet man alsdann, wie viel Lächse hineingesprungen. Es ist bezeuget, daß zu Rügenwalde allein auf eine Nacht über dreihundert Stück also gefangen sind. Es aber ist dieser Fisch in seinem Springen so eifrig, daß, ob er schon etliche wiederum Male zurückprallet, und nicht überhin kommen kann, er gleichwohl immer mit neuen Kräften wiederum anhält, bis er sein eigener Fischer wird. Sic salmo saltu se capit ipse suo."

Im Osten des Wipperthals, 2 bis 3 km von Rügenwalde entfernt, erhebt sich der Küstenhöhenzug. Er beginnt mit den 69 m hohen Ziezower Bergen, setzt sich in den Hellen-

---

[1]) Johannes Micraelii sechs Bücher vom alten Pommerland. 1723, Buch VI, S. 277.

bergen bei Dörsenthin und in den Masselmitzerbergen bei Masselmitz fort, erreicht in dem Silberberg zwischen Pustamin und Mützenow an der Grenze des Schlawer und Stolper Kreises seine höchste Höhe und fällt dann östlich zur Stolpe hinab. Sowohl südlich als nördlich senkt er sich rasch zur Ebene, nur den Hellenbergen ist noch eine Erhebung vorgelagert, auf welcher das Dorf Rützenhagen liegt, welches in dem Vorgebirge Jershöft endet. An seinem südlichen Abhange begleitet ihn die Chaussee von Rügenwalde nach Stolpmünde, welche die Dörfer Sachshöh, Köpenitz, Carzin u. s. w. berührt. Namentlich in seiner ersten Hälfte ist der Höhenzug sehr fruchtbar und daher von zahlreichen Niederlassungen besetzt; auf seinem Rücken verbindet ein Weg die verschiedenen Dörfer; nach beiden Seiten hin hat man eine prachtvolle Aussicht. Nach Norden über den Vitter See und die Ostsee, aus den lachenden Gefilden, treten die einzelnen Dörfer, namentlich das langgestreckte und hochgelegene Rützenhagen, hervor, den Horizont schließt Jershöft mit seinem Leuchtthurm ab. Nach Süden hin erblickt man das Wipperthal; seine Wiesen dehnen sich weithin aus, sie sind von kleinen Baumpartien, in welchen Wassermühlen liegen, unterbrochen. Aus der fruchtbaren Ebene treten Dörfer mit schlanken Kirchthürmen hervor, den Hintergrund begrenzt die königl. Forst. Wandert man auf der Chaussee, so ist unserem Auge im Norden lange der Kirchthurm von Ziezow, im Süden die Kirche von Kugelwitz sichtbar.

Nach dieser allgemeinen Schilderung betrachten wir nun den Höhenzug in seinen einzelnen Theilen. Gleich am Anfang desselben, da wo sich alluviales und diluviales Gebiet scheiden, lag die alte Wendenburg Dirlow. Man findet den Platz am besten, wenn man von dem Wäldchen bei Rügenwaldermünde den Weg nach Kopahn durch die Niederung bis zur ersten Anhöhe, die schweren Lehmboden hat, verfolgt. Jetzt ist von derselben nichts mehr zu sehen, doch gar häufig pflügt oder gräbt der Landmann Steine aus und nennt noch heute den Ort Darlower Berg. Das Kastrum Dirlow wird zuerst in einer Urkunde des Jahres 1215 als Mittelpunkt eines nach ihm benannten Landes, der Kastelanei Dirlow, erwähnt.

Das erste Dorf, schon lange dem Wanderer an seinem weißen Kirchthurm kenntlich und weithin sichtbar, ist Ziezow. Man gelangt sowohl von der Stadt aus wie von der Münde auf festem schattigem Wege in einer halben Stunde allmählich den Höhenzug hinansteigend, zu demselben. Es ist eine Freude, an einem schönen Julimorgen durch die hohen Kornfelder dahin zu wandern, besonders erregen der hohe Weizen und die prachtvollen Erbsen unsere Bewunderung, auch die Felder mit der schön blühenden Saubohne (Vicia faba), die zum Viehfutter verwandt wird, fesseln unsere Aufmerksamkeit. Das Dorf gehörte zum Eigenthum der Stadt Rügenwalde, welche es im Jahre 1378 kaufte, daher hat noch heute die Stadt Patronatsrechte über die dortige Kirche. Diese, am Anfange des Dorfes gelegen, ist massiv und stammt aus dem Mittelalter. Der Thurm, welcher, wie erwähnt, weithin sichtbar ist, diente den Schiffern als Merkzeichen. Das Innere der Kirche, Orgel, Chor, Kanzel und Bänke sind im Jahre 1622 auf Veranlassung des damaligen Pastors Schrnle restaurirt, eventuell neu angeschafft. Am Chor befindet sich noch eine Inschrift, deren letzter Theil in der Uebersetzung lautet: Der Allmächtige möge Tempel, Sitze und Thurm schützen, damit eine zahlreiche Gemeinde den Tempel besuche. Die Bitte ist in Erfüllung gegangen, der kirchliche Sinn ist ein reger, wie überhaupt im Amte. Bei einer parochialen Bevölkerung von 1300 Seelen nehmen hier 1500 Personen am heiligen Abendmahl jährlich theil, also manche Mitglieder der Gemeinde drei bis viermal in einem Jahre.

Das Dorf ist kreisförmig angelegt und zeigt eine den übrigen Dörfern des Amts ähnliche Bauart, die im wesentlichen die fränkische ist. Letztere unterscheidet sich von der sächsischen, bei welcher alle Wirthschaftsgebäude unter einem Dache sich befinden, dadurch, daß für die verschiedenen Wirthschaftszwecke besondere Baulichkeiten oder wenigstens ganz verschiedene Räume vorhanden sind. Gewöhnlich grenzt den viereckigen Hof von der Straße zu eine Scheune ab, durch welche ein Thorweg führt; gerade gegenüber im Hintergrunde des Hofes liegt das Wohnhaus, an beiden Seiten Ställe, in der Mitte des Hofes ein Dunghaufen. So ist die Bauart in Ziezow, Köpenitz, Kopahn und anderen Dörfern des Amts, während bei der eigentlichen fränkischen Bauart der Giebel des Hauses an die Dorfstraße stößt.

Die Bauern des Dorfes sind wohlhabende, auf ihren Besitz stolze Leute, die meisten haben vier Pferde, trotzdem leben und essen sie mit ihren Leuten zusammen. Der Lohn derselben ist ein verhältnißmäßig hoher, auch werden sie gut verpflegt. Morgens bekommen sie Kaffee und Brot, zum Frühstück Schnaps und Brot, jeden Mittag Fleisch und Gemüse, Abends Kartoffeln und Hering, Brot und Bier. Das Bier wird in den Haushaltungen selbst gebraut, der Bauer braucht jährlich circa zwei Wispel Gerste, welche er auf seiner eigenen Schrotmühle schrotet; alle acht bis vierzehn Tage wird gebraut. Manche Bauern setzen auch dem Gebräu Runkelrüben zu. Um elf Uhr wird Mittag gegessen; als ich $11^1/_4$ Uhr zu einem dortigen Bauern ging, um das Bier zu probiren, war gerade abgegessen, aber bereitwilligst wurde mir eine große Steinkruke Bier aus dem Keller geholt, es schmeckte ganz leidlich. Ueberhaupt befinden sich nur in wenigen Dörfern des Amts Krüge, so daß man auf die Gastfreundschaft der Einwohner angewiesen ist. Vor 30 Jahren war es in Ziezow Sitte, daß jeden Morgen Kohl — eine Art Grünkohl — zum Frühstück genossen wurde. Mein Gewährsmann für diese mir fabelhaft klingende Sitte war der alte biedere Schulmeister des Orts, der im Rügenwalder Amte geboren, fast vierzig Jahre nach seinem eigenen Ausdruck Ziezower Wasser getrunken hat. Im Dorfe Ziezow wurde auch ein geologisches Gebilde aus der Tertiärzeit gefunden. Unter Bedeckung von Diluvialmergel grub man in einer Schichtenfolge braune, sandige Letten zu oberst, darunter dunkelgrüne Glaukoniterde und endlich hellgraublaue Letten aus. Die letzteren beiden Schichten enthielten zahlreiche Phosphoritknollen bis über Faustgröße. Berendt[1]) rechnet dies Vorkommniß zu den glaukonitischen Schichten des marinen Unteroligocän und hält es für eine Fortsetzung der ostpreußischen Bernsteinformation. Auch möchte es mit dem zerstörten Tertiärgebirge in Rügenwaldermünde in Verbindung stehen.

Der Höhenzug ist mit Dörfern besetzt; es folgt in kurzer Entfernung Sachshöh und Drosedow, beide am Südabhange desselben; ersteres existirt noch nicht lange, es ist durch Parcellirung eines größeren Gutes entstanden, die einzelnen Besitzer haben sich auf ihrem eigenen Grund und Boden angebaut, daher besteht es aus einer Reihe einzelner Gehöfte. Letzteres ist in einer drosselreichen Gegend gegründet worden und infolge dessen Drosedow, d. h. Drosselort, genannt worden. Dann folgt Barzwitz; auf dem Wege dorthin hat man eine prachtvolle Aussicht, nördlich auf die See, südlich auf das Wipperthal. Es hat durch

[1]) Zeitschr. d. deutsch. geolog. Gesellsch., Bd. 31, S. 799.

seine Missionsfeste sich einen Ruf im Amte erworben; alljährlich wird dort Mitte Juli ein Missionsfest gefeiert; von weit und breit strömen die Menschen an einem Sonntag Nachmittag zusammen, hören im Freien die beiden Festredner an und erquicken sich dann mit Speise und Trank, die in jedem Hause für Bekannte und Unbekannte reichlich aufgetragen werden. Zu Barzwitz sind Zillmitz und Dörsenthin eingepfarrt, die ebenso wie die vorigen Dörfer wenig oder gar kein eigenes Brennholz haben. Zwischen Dörsenthin und Scheddin liegen die Hellen oder Heiligen, auch Höllenberge genannt [1]). Bei Scheddin selbst ist der Boden sandig und Fichtkusseln wechseln mit Ackerflächen ab. Es folgen dann die Masselwitzer Berge, zu beiden Seiten derselben ist königl. Forstrevier; eine Unterförsterei befindet sich in Masselwitz. Hinter letzterem Orte wird der Höhenzug niedriger. Ein Bach, an welchem in ebener Gegend Kuddezow liegt, entspringt in jenen Bergen. Derselbe wird Klosterbach genannt und fließt bei Lanzig in den Vietzker See. Dann kommen wir zu dem langgestreckten großen Dorfe Penneckow und bald darauf nach Pustamin, welches letztere ca. 1000 Einwohner zählt. Beide sind adelige Güter, alte Below'sche Lehen, und haben fruchtbare Aecker und gute Wiesen. In den Jahren 1772 bis 1775 erhielten beide Güter 10 800 Thaler königl. Gnadengelder, wofür die Besitzer v. Below einen jährlich fixirten Kanon, der jetzt wohl längst abgelöst ist, geben mußten. Aus Pustamin wird viel Weizen und Fettvieh ausgeführt, auch werden auf dem Gute jährlich 4000 bis 4500 kg Butter bereitet [1]). Nördlich von Pustamin in der Richtung nach Marsow liegt an einem kleinen See ein Burgwall, östlich von dem Dorfe an der Grenze unserer Betrachtung die Silberberge, in denen sich weißer Glimmersand findet.

[1]) Letzteren Namen hat Hoyer a. a. O. und die Generalstabskarte von 1845. Ersteren Brüggemann a. a. O. Die Hölle ist wohl nur aus Mißverständniß hineingekommen.

[1]) Pustamin und Penneckow haben den zweit- und drittgrößten Grundsteuerreinertrag im Kreise, nämlich 16 040 Mark und 15 888 Mark jährlich, obgleich sie bei weitem nicht das größte Areal haben (867 bezügl. 953 ha).

Kürzere Mittheilungen.

Grönland im Jahre 1884.

Dem amtlichen Berichte der dänischen Kolonialverwaltung über den Zustand der Kolonie Grönland im Jahre 1884 entnehmen wir Folgendes: Nach den von allen Handelsplätzen eingegangenen Mittheilungen war das Wetter schon im September 1883 sehr rauh und unruhig, während jedoch die eigentliche Winterkälte erst Anfangs December eintrat und fast bis Ende März 1884 dauerte. In Nordgrönland war das Wetter ziemlich ruhig, aber in Südgrönland machten häufig heftige Winde die Kälte sehr fühlbar. Das Frühjahr war durchgehends kalt und unruhig. Mitte Juli trat in Nordgrönland schönes und beständiges Sommerwetter ein, das bis zum September andauerte; dagegen war das Wetter in Südgrönland den ganzen Sommer hindurch kühl und rauh. Anfangs April zeigte sich das Packeis bei Julianehaab, wo es bald ans Land trieb und so dicht zusammengeschoben wurde, daß während längerer Zeit alle Kommunikation aufhören mußte. Im April erreichte das Packeis auch Frederikshaab und im Mai Godthaab; auf dieser Strecke lag das Eis bis Ende August, wo es von frischen nördlichen Winden in See geführt wurde.

Der Seehundsfang hat in Nordgrönland wegen der ungewöhnlichen Stärke des Küsteneises nur einen dürftigen Ertrag gegeben. In Südgrönland war dagegen der Fang in den Distrikten Julianehaab und Godthaab recht gut. Der Haifischfang war nirgends ergiebig und der Walfischfang bei Holstensborg mißglückte vollständig. Die Jagd auf Füchse, Renthiere, Hasen, Schneehühner und Seevögel war weniger einträglich wie gewöhnlich. Die Winterfischerei auf Rothfisch und Dorsch war sehr gut, dagegen mißglückte die Sommerfischerei auf Dorsch fast ganz. Von Angmassätten (eine kleine Heringsart) wurden bedeutende Quantitäten gefangen.

Der Gesundheitszustand unter der grönländischen Bevölkerung war im allgemeinen recht befriedigend. Ueber die Bewegung der Bevölkerung in Südgrönland fehlen wegen des Ausbleibens eines Schiffes die eingeforderten Daten. Am 31. December 1882 betrug die Zahl der Eingeborenen in Südgrönland 5503, wovon 2537 männlichen und 2966 weiblichen Geschlechts waren. Nordgrönland hatte Ende 1883 eine Bevölkerung von 4278 Personen, davon waren 2036 männlichen und 2242 weiblichen Geschlechts. Die ganze eingeborene Bevölkerung Grönlands betrug mithin am 31. December 1883 ca. 9800. Die Bevölkerung Nordgrönlands hatte sich gegen das Jahr 1883 um 24 Personen vermehrt; durch Unglücksfälle kamen 13 Personen ums Leben, davon 7 durch Ertrinken im Kajak.

Während der Zeit vom 1. April 1883 bis 31. März 1884 hatte der königlich grönländische Handel 10 632 Tonnen Robbenspeck und 1419 Tonnen Fischleber eingekauft gegen resp. 12 620 Tonnen und 1970 Tonnen im Vorjahre.

Im Herbste 1882 herrschte in dem nördlichsten Handelsplatze Grönlands, Tassinssak, eine bösartige Seuche unter den Hunden, welcher ca. 40 derselben erlagen; auch in den Distrikten Upernivik, Umanak und Ritenbenk hatten die Hunde an einer bösartigen Hautkrankheit zu leiden.

Die acht eigenen Schiffe des königlich grönländischen Handels haben im Laufe des vorigen Jahres alle Handelsplätze an der Westküste besucht und sind bis auf ein Schiff, das jedenfalls bei einem Handelsplatze eingefroren ist, glücklich wieder nach Kopenhagen zurückgekehrt. Da viele Klagen über die fremden Fischer und Waler eingelaufen waren, welche sich in den letzten Jahren in immer größerer Anzahl an der Westküste von Grönland einfinden, so wurde von der dänischen Regierung der Kriegsschooner „Fylla", Kapitän Normann, im vorigen Sommer zum Schutze der einheimischen Fischer dorthin gesandt. Das Schiff besuchte die drei nördlichsten Kolonien in Südgrönland, ferner Godhavn und die Kolonien an der Discobucht.

Der Bericht erwähnt schließlich der nordamerikanischen Expedition zur Aufsuchung Greeley's und seiner Gefährten, sowie der Expeditionen unter Lieutenant G. Holm nach der Ostküste und unter Lieutenant Jensen nach der Westküste, worüber in diesem Blatte schon ausführlich berichtet worden ist.

Von dem Kryolithbruche bei Ivigtut sind im vorigen Sommer 19 Schiffsladungen, enthaltend 571½ Kubikklafter Kryolith, expedirt worden; in dem Bruche waren 112 Arbeiter beschäftigt.

W. Finn.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Im Sommer 1883 unternahm der Berliner Geologe Dr. Konrad Keilhack eine wissenschaftliche Reise durch das westliche Island, um Gebiete zu studiren, in denen eine noch heute vorhandene ausgedehnte Eisbedeckung die Entstehung von Diluvialablagerungen, wie sie sich auch im nordeuropäischen Tieflande finden, klar erkennen läßt. Die „Reisebilder aus Island“, welche er in der „Vossischen Zeitung“ darüber veröffentlichte und jetzt gesammelt herausgegeben hat (Gera, A. Reisewitz, 1885), enthalten nun weniger seine geologischen Resultate, wenn sie auch reich sind an wissenschaftlichen Mittheilungen verschiedener Art, als eine Schilderung des wunderbar großartigen Landes und seiner nicht gerade immer sehr liebenswürdigen, sondern zum Theil durch englische Touristen verdorbenen Bewohner. „Island — schreibt Keilhack S. 9 — ist unstreitig das merkwürdigste Land Europas durch die scharfen Gegensätze, die es zeigt; ein Land von der Größe Süddeutschlands, völlig durch vulkanische Thätigkeit aufgebaut, umspült im Norden von den Fluthen des Eismeeres, dessen polare Strömungen Jahr für Jahr das verderbenbringende grönländische Packeis an seine Küsten ablagern, dann aber auch erwärmt durch einen Arm des Golfstromes, der den armen Fischern im Nordlande Brennholz zuführt in Gestalt entrindeter Palmen und edler Hölzer aus den Uferwäldern des Orinoco und Amazonas; etwa 14000 qkm des Landes bedeckt von mächtigem Gletschereis, unter welchem gewaltige Vulkane verborgen sind, deren Thätigkeit durch die Menge des dabei schmelzenden Eises fürchterliche Katastrophen herbeiführt; eine Bevölkerung von 70000 Einwohnern, Abkömmlingen edler, vor 1000 Jahren eingewanderter Norweger, die ihre Sprache, das Altnordische, fast rein erhalten und eine große und schöne Litteratur in dieser Sprache geschaffen haben; beseelt von glühender Vaterlandsliebe, trotzdem sie in hartem Kampfe der kärglichen Natur ihrer rauhen Heimath die Existenzbedingungen abringen müssen: so wirken die Großartigkeit der Natur und die Eigenthümlichkeit der Bevölkerung zusammen, das Land dem Besucher in hohem Grade interessant zu machen.“ Keilhack's Buch gehört entschieden zu den guten Reisebeschreibungen und kann zur Lektüre sehr empfohlen werden.

Asien.

— Die Britische Nord-Borneo-Kompagnie hat nach „London and China Telegraph“ dem Sultane von Brunei den nördlichsten Theil seines Gebietes abgekauft, wodurch ihre Grenze von der Kimanis-Bai (an der Westküste der Insel) südwärts bis zu dem kleinen Sipitongflusse vorgeschoben wird; derselbe mündet in die Brunei-Bai, an deren Ausgange die englische Insel Labuan liegt. Durch diese Erwerbung wächst das Gebiet der Gesellschaft um circa 60 Miles Küste und 4000 Quadratmiles, welche von den Flüssen Kilias und dem über 100 Miles aufwärts schiffbaren Padas durchströmt werden. Erze soll es in Menge geben und der Export von Sago ist bedeutend. Das Gebiet ist dichter bevölkert, als die meisten Theile von Borneo, aber die Eingeborenen sind friedlich gesinnt und sollen den Regierungswechsel mit Freuden begrüßt haben, weil sie nun vor der Bedrückung durch Brunei geschützt seien. (Nebenbei sei bemerkt, daß am 6. März im englischen Unterhause die Erklärung abgegeben wurde, die Regierung betrachte Nord-Borneo nicht als unter britischer Souveränetät stehend.)

Afrika.

— Ueber die Bevölkerung des östlichen äquatorialen Afrikas zwischen 1° nördl. bis 5° südl. Br., sowie dem 34. Grade östl. L. Gr. und dem Indischen Ocean, unter welcher er jüngst sechs Monate lang gelebt hat, sprach H. H. Johnston kürzlich in dem Anthropologischen Institute zu London. Aeußerlich, sagt er, sind die Wataita-Leute, welche das nicht weit von Mombasa liegende Taita bewohnen, nicht gerade einnehmend. Sie sind von mittlerer Größe; der Gesichtsausdruck ist verschieden, manche haben Stumpfnasen beinahe ohne merkbaren Rücken und eine sehr abgerundete, stark vorspringende Stirn, andere besitzen beinahe denselben Gesichtsausdruck wie die rothhäutigen Indianer mit Adlernase, hohen Backenknochen und zurückweichender Stirn. Der Körper ist von Natur stark behaart, die Haare werden jedoch sorgfältig entfernt, sogar die Augen- und Barthaare ausgerissen. Die Hautfarbe ist gewöhnlich rußig schwarz. Glaskorallen sind die Leidenschaft dieses Stammes und werden in ungeheuren Mengen von Männern und Frauen getragen. Man findet nur geringe Spuren von Religion bei ihnen, sie fürchten aber die Geister, welche, wie sie glauben, die großen Bäume bewohnen, in hohem Maße; mit der Sonne verbinden sie den Gedanken an eine allmächtige Gottheit. Die Heirathen werden zunächst als Handelsgeschäft abgemacht; der zukünftige Gatte bezahlt dem Vater den bestimmten Preis, drei oder mehr Kühe. Nachdem dies abgemacht ist, ergreift das Mädchen zum Schein die Flucht und verbirgt sich; sie wird durch den Bräutigam und einige seiner Freunde aufgesucht und zu der Hütte des künftigen Gatten gebracht.

Die Akamba, welche einen großen Landstrich nördlich von Taita bewohnen, sind große Jäger und besitzen im allgemeinen eine angenehme Erscheinung; das etwas straffe Haar und die helle Haut scheinen auf eine Mischung mit Gallablut hinzudeuten. Der schöne Walddistrikt Taveita wird von zwei verschiedenen Kolonien bewohnt, einer aus Kiavoi-Leuten vom Massai-Stamm, und der anderen, mehr ursprünglichen, bestehend aus Wataveita, die in ihrer Sprache und ihren Ansichten besondere Eigenthümlichkeiten erkennen lassen. Sie besitzen eine ansehnliche Größe und sind oft Modelle von Symmetrie und Anmuth. Die Heirath ist auch hier natürlich ein Handelsgeschäft, aber keine Spur einer Nachahmung des Frauenraubes ist zu bemerken. Nach der Heirath sind die Frauen sehr ungebunden. Die Zahl der Wataveita beträgt ungefähr 2000. Der Stamm der Watschaya hat mit den Massai eine eigenthümliche Sitte gemein, Sachen und Personen als Gruß oder Zeichen der Dankbarkeit anzuspucken; ohne gerade viel Gottesdienst zu besitzen, sind sie sehr abergläubisch und fürchten sich vor Zauberei. Man findet bei ihnen sehr geschickte Schmiede, welche alle Arten von Werkzeugen, Waffen und Schmuck aus dem Roheisen schmieden, welches sie aus Usanga erhalten. Am meisten zeichnen sie sich jedoch im Ackerbau aus.

— Von der niederländischen Afrika-Expedition unter Leitung von D. D. Veth ist aus Mossamedes Bericht bis zum 8. Januar eingelaufen. Der Leiter der Expedition hatte einige Ausflüge, u. a. nach Humpata und Huilla, gemacht. Auf seiner Reise hatte er wenig Schwierigkeiten erfahren und die mitgenommenen javanischen Pferdchen hatten sehr gute Dienste geleistet. Veth rühmt die von den portugiesischen Beamten empfangene Unterstützung und lobt die durch von Danckelmann mit schwarzen Farben geschilderten Boers; letztere scheinen den Plan aufgegeben zu haben, nach Transvaal zurückzukehren. Mitte Januar sollte

das Hauptquartier der Expedition nach Humpata verlegt werden, wozu sich Veth bereits einen Ochsenwagen mit 16 Ochsen angeschafft hatte; die weiteren Pläne waren noch sehr unsicher. Alle Mitglieder der Expedition fühlten sich gesund und wohl.

— Die Association Internationale du Congo hat eine neue Station Mbusie am Koango errichtet; dieselbe ist in etwa drei Tagen Schiffahrt von der Mündung des Stromes aus zu erreichen. Die dortigen Eingeborenen gehören zum Volke der Wabuma und sind große Händler und Fischer; ihr Häuptling ist eine Frau, Namens Muakobe, welche die Beamten der Association freundlich empfing und ihnen große Landstrecken zur Anlegung der Station überwies (Le Mouvement Géographique II, Nr. 4).

— In den „Missions Catholiques“ schildern die Missionare Chausse und Holley eine Reise durch das an Dahome grenzende Reich Joruba und bei dieser Gelegenheit den Hof des Königs, welcher zu Ojo residirt. Gleich nach dem Könige, welcher unverletzlich und absolut ist, folgt der Basin oder Obereunuche, eine Art ersten Ministers, welcher sich des vollsten Vertrauens seines Herrn erfreut. Dann erst kommt der älteste Sohn des Königs, der wegen seines Erstgeburtsrechtes Einfluß genießt, während seine jüngeren Brüder und Schwestern nur unverletzlich sind, irgend welchen Einfluß aber nur durch Gunst, Geschicklichkeit oder Popularität erringen können. Unter den Hofchargen ist die merkwürdigste und am wenigsten zu beneidende die des Olokunesin („der, welcher den Zaum des Pferdes hält“). Derselbe ist ein freier Mann und hat sehr große Gewalt, den Leuten Geld abzupressen; man verweigert ihm nichts. Dafür ist er aber auch ein zum Tode Verurtheilter, der am selben Tage wie der König sanft aus dem Leben scheiden muß. Er ist der einzige Günstling, der nie in Ungnade fallen kann, dem alle schmeicheln und dem zahlreiche Privilegien zuerkannt werden. Sobald aber der Tod des Königs im Palaste bekannt wird, läßt der Basin den Olokun-esin davon benachrichtigen, und dieser muß sofort seine irdischen Angelegenheiten in Ordnung bringen und sich zum letzten Schlafe niederlegen, ehe noch die Nachricht vom Tode des Königs sich unter dem Volke verbreitet.

— Mit der ins Unabsehbare wachsenden Zahl der Afrikareisenden nimmt auch die niemals abreißende Reihe von solchen zu, welche theils ganze Reiserouten erfinden, theils ihre wirklich ausgeführten Unternehmungen mit allerhand Zuthaten ausschmücken und aufbauschen. Das zweite diesjährige Heft von Petermann's Mittheilungen geht gleich mit zwei solchen Leuten ins Gericht. Zuerst macht G. A. Krause gegen die Erzählung des Marchese Buonfanti über seine Reise von Tripoli nach Lagos, welche der „Globus“ auf S. 95 und 141 des vorigen Bandes skizzirte, so schwere und zahlreiche Bedenken geltend, daß es dem jetzt im Dienste der Association Internationale du Congo befindlichen Marchese nicht leicht fallen wird, dieselben sämmtlich in genügender Weise zu entkräften. Um nur zwei Punkte hervorzuheben, so lebte Krause zur selben Zeit, als Buonfonti angeblich Tripoli verließ, in dieser Stadt; aber weder er, noch die dortigen Konsuln wissen das Geringste von ihm — und ebenso befand sich E. R. Flegel in Lagos, als Buonfanti dort eingetroffen sein will, und hörte und sah nichts von ihm! — Nicht ganz so schlimm sind Dr. Passavant's Anklagen gegen den deutschfeindlichen Polen v. Rogozinski; er soll die älteren englischen Aufnahmen im Norden des Kamerungebirges, anstatt sie zu verbessern, verballhornt haben. Immerhin wird ihm vorgeworfen, daß er astronomische Positionen bis auf die Sekunden publicirte, ohne — im Besitze von Instrumenten gewesen zu sein. — Auf dem Gebiete der Geographie ist bisher noch jede Flunkerei entlarvt worden; daß aber Lügen wirklich „kurze Beine“ haben, zeigte sich nie rascher und prompter als in der viel reisenden Jetztzeit.

Inseln des Stillen Oceans.

— Bekanntlich lassen die Niederländer den ihnen gehörigen westlichen Theil von Neu-Guinea jetzt jährlich ein oder einige Male durch einen höheren Beamten besuchen. Bei seiner im Juli und August 1884 unternommenen Reise hatte der Resident van Braam Morris sich u. a. die Aufgabe gestellt, auf dem Amberno-(Rochussen-)Flusse so weit wie möglich nach Süden vorzudringen, nachdem er im vorigen Jahre die Fahrrinne an der Mündung aufgefunden hatte; zum Zweck der Vermessung des Flusses war ein Officier der niederländischen Marine detachirt worden. Die Ergebnisse des Zuges nebst zwei Karten sind in den Bijdragen tot de Taal-land-en volkenkunde van Ned. Ind. (4°. Serie X, 1) durch Herrn Robidée von der Aa mitgetheilt und kritisch beleuchtet worden; dieselben lassen sich in Folgendem zusammenfassen: Der Amberno ist nicht der gewaltige Fluß, wie er beschrieben worden ist, die einzige befahrbare Mündung mündet bei der Urvillespitze; von den nach Nordwesten in der Küste beobachteten Einschnitten scheinen einige allerdings mit ihm in Verbindung zu stehen; ein Vorsprung des Gebirges, aus dem der Amberno hervorbricht, scheint die Wasserscheide zwischen ihm und dem Keiflusse, der in die Geelvinksbai mündet, zu bilden. An der Mündung beträgt die Tiefe 5 bis 7 m, die Breite unter 1° 25′ 30″ südl. Br., 137° 55′ 53″ östl. L. Gr. 800 m. Der Fluß hat scharfe Krümmungen und da, wo die Hügel anfangen (circa 2° 10′), ziemlich starken Strom. Es glückte, unter 138° 2′ 3″ östl. L. Gr. die südliche Breite von 2° 20′ zu erreichen, wo man die weitere Fahrt des starken Stromes (4½ Meile) wegen aufgeben mußte; an dieser Stelle war der Fluß noch 400 bis 500 m breit; verschiedene Zeichen schienen darauf hinzudeuten, daß man nicht weit oberhalb jener Stelle auf Stromschnellen oder Wasserfälle stoßen würde.

Mit den wenigen Eingeborenen, die man antraf, bahnte sich ein freundlicher Verkehr an; die Zierrathen, die sie trugen, sind von denen an anderen Stellen der Küste getragenen zum Theil verschieden. Wahrscheinlich ist es, daß in den Lagunen eine ziemlich starke Bevölkerung wohnt, die es des reißenden Stromes wegen vermieden hat, sich an den Ufern des großen Flusses anzusiedeln, da bei den Papuas die Gewohnheit besteht, die Häuser in den Fluß hinein zu bauen. Es dürfte nun wünschenswerth sein, die Flüsse Aiberan und Kei und den wahrscheinlich dicht bewohnten Lagunenstrich östlich und westlich des Amberno durch eine Dampfbarkasse näher untersuchen zu lassen.

Auch van Braam Morris erwähnt, daß die Eingeborenen den Fluß Mamberan (großes Wasser) nennen, ein Name, der seit 1848 wiederholt vorkommt; nach den Mittheilungen van Hasselt's sollte dies eigentlich Mamberaminu heißen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVII. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Amazonas und Cordilleren[1]).

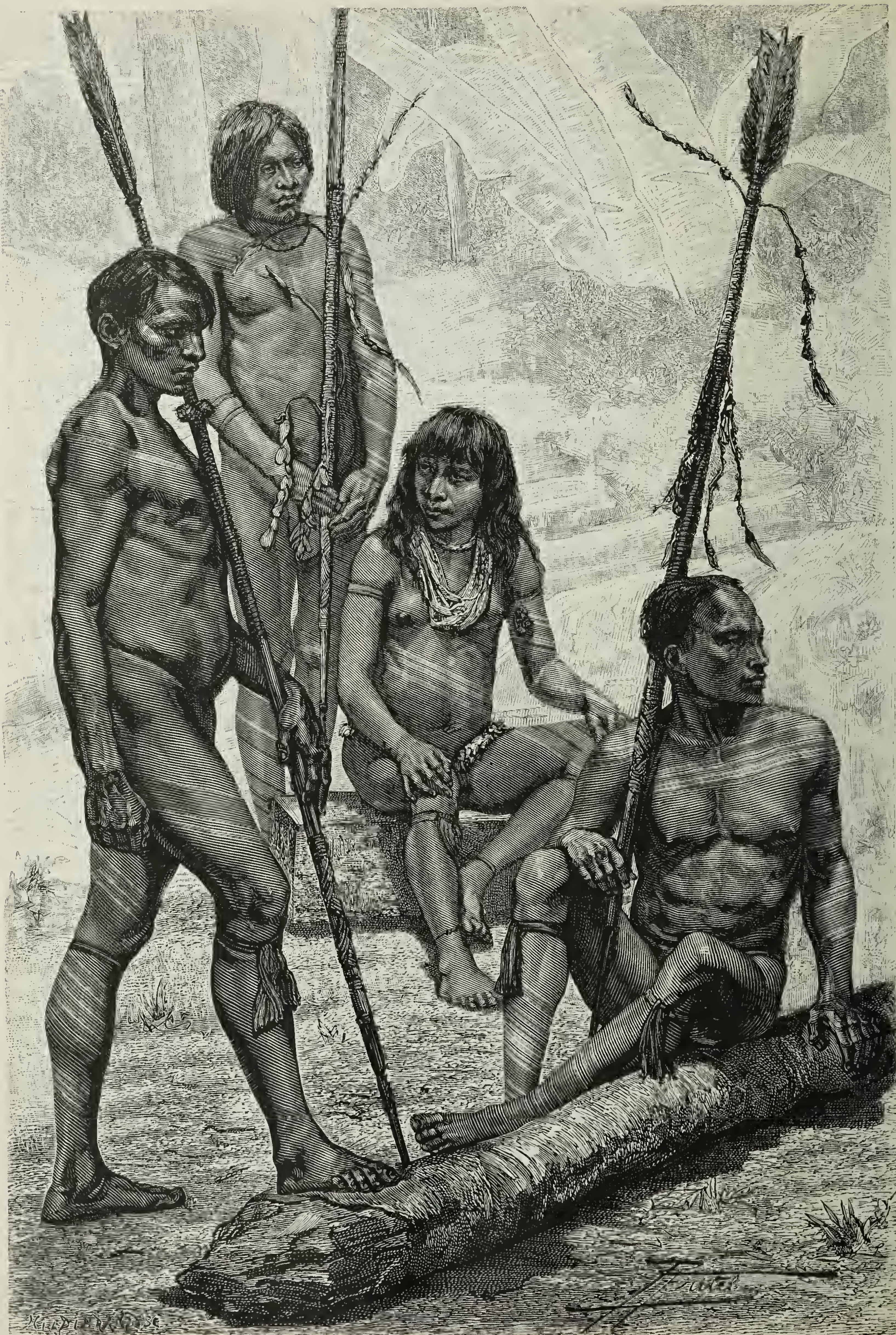
(Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.)

VII.

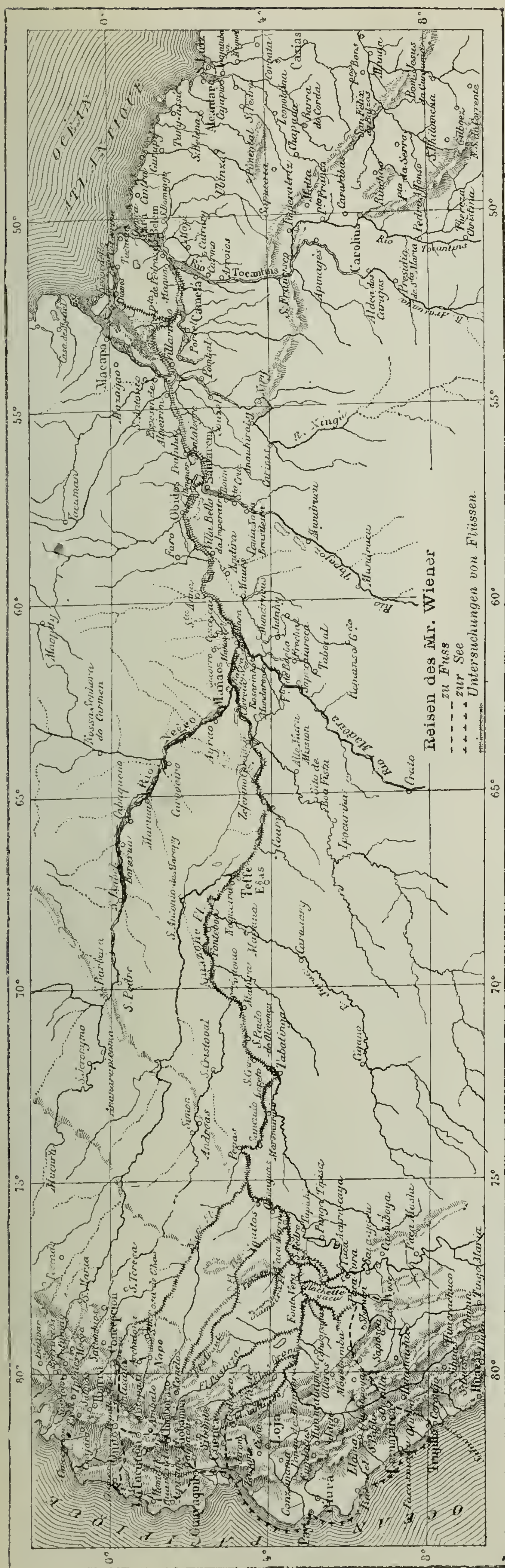
Wie den Lesern des „Globus“ bekannt ist, hatte Herr Wiener sich auf einem von dem Kaiser von Brasilien geliehenen kleinen Dampfer eingeschifft, um auf dem Flusse Morona, der in Ecuador entspringt und unter 77° w. L. Gr. in den Amazonenstrom mündet, Nachforschungen nach dem Herrn von Günzburg anzustellen.

Nachdem er die Fahrt sechs Tage lang fortgesetzt hatte, fand man zuerst einen mit Geröll bedeckten Flußboden, der am folgenden Morgen in Felsen überging; der Weg zwischen den mit prächtigen Bäumen bedeckten Abhängen war herrlich, von den Cordilleren her kam eine frische Brise, welche dem Reisenden nach der drückenden Hitze der letzten Monate wieder einmal frei aufzuathmen erlaubte. Schon am 6. Februar 1881 erreichte der Dampfer die äußerste Grenze der Schiffbarkeit des Morona; man lief auf einer Felsenbank auf, welche sich quer über den Fluß zog. Mit drei Faden Wasser am Hintertheil des Schiffes, kaum einem Meter am Bug, mußte man alle möglichen Anstrengungen machen, um wieder loszukommen. Es war lange vergeblich; das Wasser fiel, das Schiff kam in ernstliche Gefahr; die Lage war um so peinlicher, als Wiener die Ueberzeugung hatte, daß er, wenn irgendwo, Nachrichten über von Günzburg zu Macas, weiter stromaufwärts, erhalten könne und doch das Schiff mit seiner durch Krankheit geschwächten Besatzung nicht verlassen wollte. Deshalb wurde sein Begleiter Michel Parys mit dem Dolmetscher und weiteren acht Begleitern am 7. Februar auf Kundschaft ausgeschickt. Nachdem in der nächsten Nacht die Indianer den Versuch gemacht hatten, das Lager Wiener's zu überfallen, wobei sie einen Todten verloren, kam am 9. Februar der Dampfer durch das Steigen des Wassers frei. Am 16. kehrte Parys, begleitet von mehreren indianischen Pirogues, zurück; er berichtete folgendes über seinen Zug: am Tage der Abreise war man ohne Schwierigkeit weiter flußaufwärts gefahren; der Strom war nicht besonders stark; als man am Abend von den Indianern verlassene Pflanzungen sah, ankerte man, um die Leute, deren Nähe man vermuthete, nicht durch Annäherung während der Nacht in die Flucht zu treiben; am folgenden Tage wurde die Reise fortgesetzt. Am Nachmittage fand man auf dem rechten Ufer frische Spuren von Indianern; die Ermüdung und der schlechte Gesundheitszustand der Mannschaft waren Ursache, daß das Boot bald anlegte und die Besatzung auf dem linken Ufer lagerte. Am dritten Tage kam man an vielen Purmas (Pflanzungen) vorüber; auf dem rechten Ufer bemerkte man drei kleine Zuflüsse, kurze corentades; wirklich schien die Barre, auf welcher der Dampfer gestrandet war, das wichtigste, vielleicht das einzige Hinderniß der Schiffbarkeit des Morona zu sein. Am vierten Tage endlich kam das Boot an den Mangosisca, den rechtseitigen Quellfluß des Morona; man folgte dem Laufe desselben und kam gegen 3 Uhr in die Nähe einer Indianerniederlassung. Die Eingeborenen (Patucas) hatten die Annäherung des Bootes nicht bemerkt; man rief sie an und nach einiger Mühe glückte es, einige,

[1]) Fortsetzung von „Globus“, Bd. 45, S. 167.



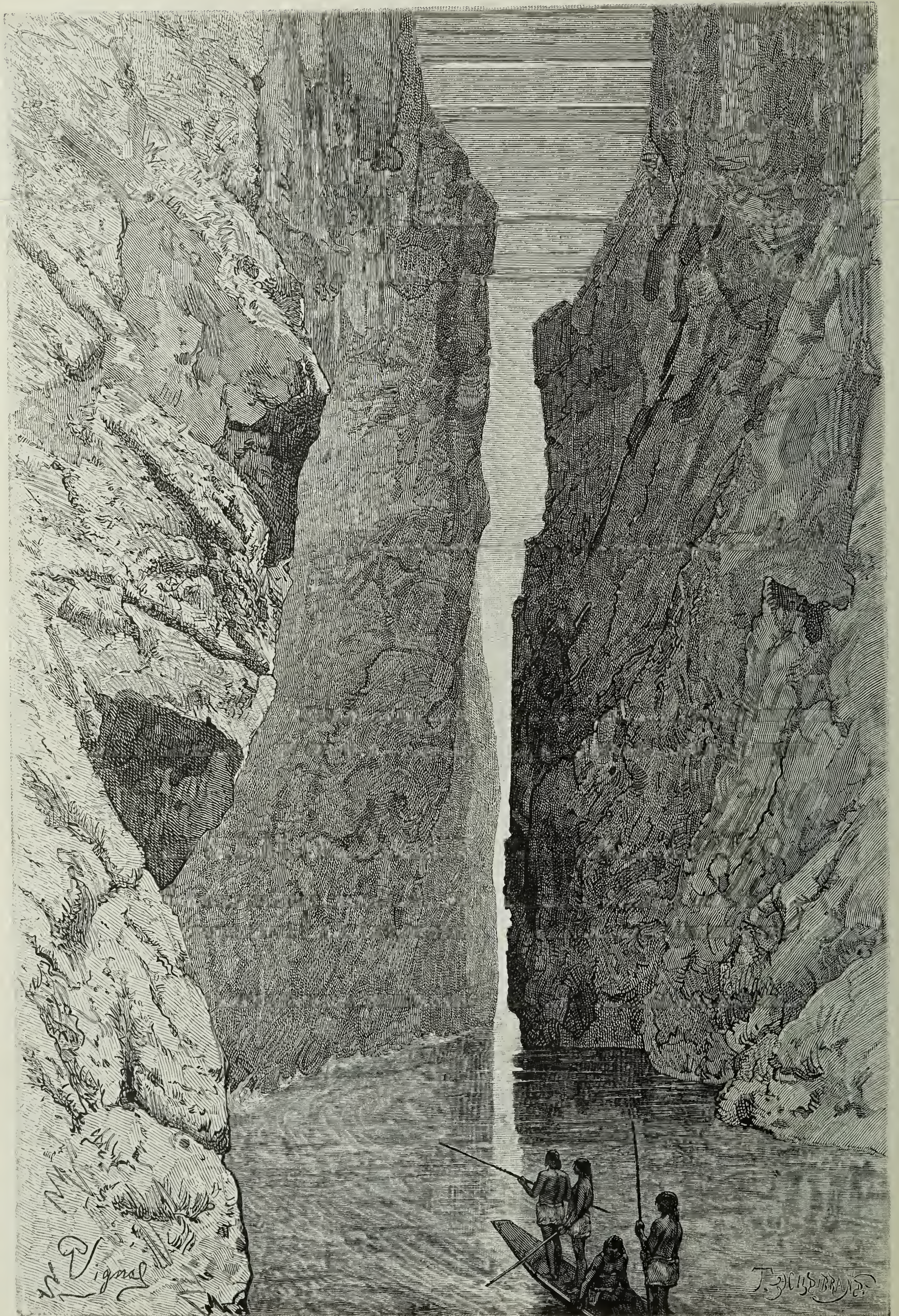
Huambiza-Indianer vom Patuca-Stamme. (Nach einer Photographie.)



worunter den Häuptling, zu bewegen, sich dem Boote zu nähern, worauf der genannte Würdenträger nach dem Zwecke der Reise frug. Die Antwort, die man ihnen gab, wobei auch die Absicht, Briefe nach Macas zu schicken, erwähnt wurde, blieb unverstanden, bis die Wilden durch Geschenke zugänglicher gemacht wurden. Hierauf erfolgte großer Zulauf von Volk und wiederholte Freundschaftsbezeugungen. Der Kern der Frage: „ein Weißer ist von Macas hergekommen, hat aber den Marañon nicht erreicht“, wurde ihnen jetzt begreiflich gemacht; sie konnten jedoch keine weitere Auskunft geben, als daß Weiße vor einigen Monaten nach Macas gekommen und sich nach dem Santiagoflusse begeben hatten, um auf dem Marañon stromabwärts zu fahren; wahrscheinlich sind dieselben am Pongo de Manseriche angelangt, dann aber möglicherweise unter feindliche Stämme gerathen. Parys erhielt von den Indianern Lebensmittel und wurde von einer Anzahl ihrer Boote nach der Stelle, wo er Wiener verlassen hatte, zurück begleitet. Letzterer schloß aus den empfangenen Berichten, daß er alle Hoffnung, von Günzburg zu finden, aufgeben müsse.

Die Patucas gehören zu dem großen Stamme der Huambizas, deren Sprache sie sprechen; im Naturzustande erschienen sie in günstigem Lichte, in den erbettelten europäischen Kleidern boten sie dagegen einen ärmlichen Anblick. Fünf Tage später kam Wiener in Aripari an, nachdem er während der Reise die hydrographische Aufnahme des Morona vorgenommen hatte; nach 24stündiger Ruhe daselbst wurde die Reise nach dem Pongo de Manseriche, dem letzten schiffbaren Punkte des Amazonas und der Stelle, wo derselbe aus den Bergen heraustritt, fortgesetzt; dieselbe ist schwierig zu erreichen, und Admiral Tucker konnte der Strömungen und Klippen wegen auf seiner berühmten Expedition nicht bis dorthin gelangen.

36 Stunden lang setzte Wiener seine Reise fort; der Fluß bleibt oberhalb des Morona breit und ruhig, das Fahrwasser tief, ohne scharfe Krümmungen; die Ufer verändern sich, anstatt des Sandes findet man bald Schotter, dann Kiesel, endlich ziemlich große Rollsteine. Am 21. Februar wurde der Strom viel stärker, die Maschine arbeitete mit Anstrengung und etwas weiter oberhalb traf man auf die unter dem Namen Guzman bekannten Fälle, die man nur mit der größten Anstrengung passirte. Hier sah man Spuren der „Infieles“, die sich am 22., nachdem man den Pongo de Manseriche erreicht hatte, in der Nacht dem Boote näherten, doch sich zurückzogen, als sie sich bemerkt wußten. Vor sich sah die Expedition die Cordillere, die sie von Chachapoyas und Jaen trennte. Ganz in der Nähe befand sich früher eine spanische Kolonie, Borja genannt; die Gründer derselben waren über die Cordillere gekommen, die Schwierigkeit des Verbindungsweges hatte sie jedoch ganz von ihren Landsleuten abgeschnitten. Die alte Niederlassung ist jetzt zerstört und Wald hat die Stelle, wo sie gestanden, eingenommen. Im 16. Jahrhundert trugen die dort befindlichen Goldwäschereien dem Könige mehrere Millionen Duros ein; die Kolonisten verloren aber nach und nach ihre Energie und sind heutzutage weiße Indianer geworden, die sich vor den Autochthonen nach dem Gebiete zwischen den Mündungen des Huallaga und des Ucayali zurückgezogen haben. Nur in geringem Grade mit den wirklichen Indianern vermischt, gehören sie nach Farbe, Körperbau, Haaren und Haltung der weißen Rasse an, sind jedoch in Sprache (Cocama) und Lebensweise ganz und gar verändert und zu Indianern geworden. Sie kennen kein Geld oder edles Metall, sondern lassen sich mit Waaren bezahlen; katholisch sind sie nur dem Namen nach. Alle Eigenschaften des Jägers aber sind bei ihnen im hohen



Engschlucht des Pongo de Manseriche. (Nach einer Skizze Wiener's.)

Grade entwickelt: sie schießen und verfolgen eine Spur in bewunderungswürdiger Weise.

Pongo, ein Quichuawort, bedeutet „Pforte“, und wirklich ist der Pongo de Manseriche die Pforte der Cordillere, durch welche der Rio Amazonas Serrano durchbricht, um dann zum Amazonas der Ebene zu werden. Ehe er die Stelle passirt, nimmt der Fluß, den die Huambizas schon Marañon nennen, der aber geographisch Tunguragua heißt, den Santiago oder richtiger Cannza auf. Das Wasser stürzt sich mit furchtbarer Gewalt durch den Pongo, auf 600 m stromabwärts hat es alle weiche Erde mit fortgerissen und biegt, durch eine Granitwand aufgehalten, in beinahe rechtem Winkel ab. Das Bild des Engpasses ist prächtig, die Wände fallen beinahe so steil wie Mauern ab und widerstehen seit Jahrtausenden dem brüllenden, mächtigen Strome. Um so interessanter war es für Wiener, da er schon 1876 die Quelle des mächtigen Flusses, den See von Lauricocha, besucht und denselben als schwachen Wasserlauf, später als Tunguragua, gesehen hatte, denselben hier am Pongo, wo er in die reiche Ebene eintritt, bewundern zu können. Wenige hundert Meter unterhalb des Pongo fließt der Fluß ruhig dahin. Ein siebenstündiger Marsch auf dem linken Ufer des Marañon führte zu dem Santiago, der oberhalb des Pongo in den großen Fluß mündet. Eine Gesellschaft von etwa 30 Indianern, mit der man Freundschaft schloß, führte Wiener in ihrem Boote den Santiago aufwärts und später mit erstaunlicher Geschwindigkeit durch den Pongo zum Ausgangspunkte zurück. Oberhalb des Pongo hat der Fluß mehr als 250 m, der Pongo selbst nur 80 m Breite, und die aufgestauten Wogen bahnen sich unter furchtbarem Getöse den Weg zwischen den Felsen hindurch; beinahe am Ende der Enge, mitten im Fahrwasser, liegt eine große Klippe. In zwölf Minuten hatte man zu Wasser den Weg gemacht,



Indianerhütten von Ungurahui am Rio Samiria. (Nach einer Photographie.)

zu dessen Zurücklegung über Land man zwei Tage vorher sieben Stunden gebraucht hatte. Dieser Punkt scheint Wiener von der größten Bedeutung für die zukünftige Entwickelung jener Gegend. Er sagt darüber etwa folgendes: „Wie Para das Entrepot für europäische Manufakturen ist, so wird der Pongo eines Tages das Entrepot der zukünftigen Kornkammer des Amazonas der Cordillere sein; doch wird der westliche Schlüsselpunkt des Amazonas sich nicht bei dem alten Borja auf dem linken Ufer des Marañon befinden, denn hinter demselben dehnt sich das Gebiet der Huambizas aus und die Stadt würde hier in der unmittelbaren Nähe der Abhänge der Gefahr ausgesetzt sein, bei dem geringsten Erdsturz verschüttet zu werden; käme dagegen die Stadt auf das rechte Ufer, so wäre letztere Gefahr ausgeschlossen; außerdem öffnet sich hier eine Verbindung mit der civilisirten Cordillere von Peru; sie muß in die Nähe von Chachapoyas kommen, d. h. eines ausgedehnten Thales, welches dem Amazonas Korn und Kartoffeln liefern kann. Der Versuch dagegen, an Stelle des alten Borja ein neues Borja zu gründen, hat zwei Millionen gekostet und ist vollständig mißglückt.“ Man fuhr nun den Marañon wieder hinunter, und etwa zwölf Kilometer oberhalb der Mündung des Morona sah man die Feuer einer Abtheilung Ahuarunas, eines Stammes, der zwischen den halb und den ganz wilden Indianern in der Mitte steht; sie sammeln Sassaparille und Kautschuk, die sie in San Antonio und Aripari gegen Flinten und Pulver vertauschen. Auch hier forschte man nach von Günzburg, ohne jedoch etwas Bestimmtes in Erfahrung bringen zu können. Die Zahl der Indianer betrug etwa 40; die dabei befindlichen Frauen, welche ziemlich angenehme Züge hatten, waren in der Kultur schon genugsam fortgeschritten, um sich bei Annäherung der Europäer mit einem weiten Gewande zu verhüllen; gewöhnlich aber gehen sie nackt.

Nach kurzem Aufenthalte wurde die Reise nach der Mündung des Morona angetreten und, nachdem deren geographische Lage bestimmt war, nach Aripari und San Antonio fortgesetzt; darauf fuhr Wiener nach dem Rio Pastazza. Auf den amerikanischen Karten wird dieser Fluß größer als der Morona dargestellt; ja vor seiner Abreise war dem Reisenden selbst eine englische Karte gezeigt worden, auf welcher bemerkt war: schiffbar bis 130 Meilen von Quito. Er war daher nicht wenig erstaunt, als er an der Mündung des Flusses nur $3^1/_2$ Faden lothete (während der Napo 12 Faden Tiefe hat) und man nach einer Stunde mitten im Fahrwasser auf eine Bank lief, auf der nicht einmal ein Faden Wasser stand und dabei noch an dem Zustande der Ufer sehen konnte, daß der Fluß seinen höchsten Stand hatte. Durch eine Aufnahme des Querprofils wurde eine eigenthümliche Erscheinung nachgewiesen: der Pastazza hat kein eigentliches Fahrwasser; auf seinem Grunde haben sich Höhlungen gebildet, in denen das Wasser Strudel bildet. Es erklärt sich dies aus dem Umstande, daß er kein eigentliches Bett hat, sondern ohne durch scharf gezeichnete Ufer zurückgehalten zu werden, eine große Fläche überfluthet und eine Unzahl Arme bildet; außerdem besteht das Bett aus Triebsand, welcher der geringsten Bewegung des Wassers folgt.

Es blieb nun noch übrig, zwei linksseitige Zuflüsse des oberen Marañon, den Tigre und den Chambira, zu untersuchen.

Von beiden Flüssen kennt man nur die Mündungen; alles übrige, was auf den Karten verzeichnet ist, mag man als Phantasiegemälde betrachten. Einige Stunden, nachdem man den Pastazza verlassen hatte, kam man an die Mündung des Huallaga, deren geographische Lage bestimmt wurde. Am Nachmittage des 10. März erreichte man Parinari, wo Wiener so heftig erkrankte, daß er kaum noch in das Haus des Herrn Reategui gelangen konnte. Es war ein plötzlicher Anfall der tabardillo oder trapiche genannten Krankheit; nervöses Erbrechen, furchtbare Kolik und starkes Fieber strecken den Patienten, der entsetzliche Schmerzen leidet, in unglaublich kurzer Zeit hin; Wiener's Anfall dauerte 14 Stunden, während welcher Zeit er nur zweimal bei Bewußtsein war. Hierauf ließen die Schmerzen nach, das Fieber bekam die Oberhand und er fiel in Schlaf; nach vier Tagen konnte er wieder aufstehen und am nächsten Tage wollte er abreisen; ein Zufall leitete zu einer geographischen Entdeckung unter Umständen, die Wiener folgendermaßen beschreibt.


Inneres einer Indianerhütte am Samiria. (Nach einer Photographie.)

Man hatte einiges Holz nöthig, und während Herr Reategui so freundlich war Wiener zu begleiten, hatte sein Mayordomo, Namens Andrade, die Gelegenheit benutzt, mit einigen Arbeitern seines Herrn seinen eigenen Interessen nachzugehen. Als der Eigenthümer bei den indianischen Frauen Erkundigungen einzog, hieß es, daß Andrade nach der Quebrada Samiria gegangen sei (Quebrada in dieser Gegend, Yacu weiter im Norden, Igarapé in Brasilien bedeuten dasselbe: ein Bach), ein kleiner Wasserlauf ohne merklichen Strom). Wiewohl Wiener sich in Iquito nach allen zum Marañon gehörigen Wasserläufen erkundigt hatte, war ihm der Name des Samiria nicht genannt worden. Herr Reategui wollte Leute in einem Boote ausschicken, um Andrade zu suchen, Wiener beschloß jedoch, dies selbst zu thun, um den Samiria kennen zu lernen. Diese Fahrt, die nur ganz kurze Zeit dauern sollte, dehnte sich weit aus und führte, wie schon erwähnt, zu einer unerwarteten Entdeckung. Die Mündung des von Süden kommenden Samiria liegt etwa eine Stunde stromab von Parinari; man befand sich dort am 5. März Nachmittags. Der Samiria, schwarz wie Tinte, mündet von Süden herein. Man lothete und fand acht Faden Tiefe; als man dies für einen Irrthum hielt und eine zweite Lothung vornahm, fand man neun Faden und eine Stunde darauf mit elf Faden Leine keinen Grund. Während der Nacht wurde geankert, am Morgen aber die Reise fortgesetzt; gegen 5 Uhr Abends fand man Andrade mit seinen Indianern und den gefangenen Fischen; nach und nach bei weiterem Vordringen lothete man sechs, dann fünf Faden.

Am nächsten Morgen kam man an ein Wäldchen von Kautschukbäumen, unter denen zwei Indianerhütten standen; in der interessanten Umgebung boten die beiden von sehr gutmüthigen Eingeborenen bewohnten Hütten durch ihr einfaches und malerisches Innere einen Anblick, der durchaus nicht an die Wildniß erinnerte. Diesen ganzen Tag und auch am folgenden Morgen hatte man etwa 4, am Nachmittage $3^1/_2$ und 3 Faden Tiefe; die Breite des Fahrwassers betrug 7 Faden; noch nie hatte ein Weißer oder ein Indianer dieses Wäldchen von Kautschukbäumen, von den Cocamas Uugurahui genannt, überschritten. Natürlich belebte die Freude, sich auf noch unbetretenem Pfade zu befinden, den Muth Wiener's, dessen Gesundheit übrigens viel zu wünschen übrig ließ. Am 11. März kam er zu der Ueberzeugung, daß der sonderbare Fluß, auf dem man

sich befand, der Abfluß eines Sees sei: der sehr schwache Strom war gleichmäßig, das Barometer unveränderlich, und diese Vermuthung wurde schon am 12. März bestätigt, wo man um 5 Uhr Nachmittags im See Wyse ankam. Wiener hielt sich für vollkommen berechtigt, seiner Entdeckung einen Namen beizulegen, da diese Gegend noch nie durch Europäer oder Indier betreten worden war. Eine allgemeine Bemerkung der Reisenden über die Namen möge hier eingefügt sein: der Name, den man erfährt, wird sich nach der Sprache des Führers richten, der denselben nennt; jedenfalls aber werden sich dieselben Namen wiederholen, da sie meistens der Beschaffenheit der Oertlichkeit oder zufällig mit derselben verbundenen Ereignissen ihre Entstehung verdanken. Hat z. B. ein Indianer einen Puma am Flusse trinken sehen, so heißt die Stelle Puma Playa (Löwenstrand) oder Puma Yacu (Löwenwasser). Aus dem Vorkommen



Wyse-See am oberen Samiria. (Nach einer Photographie.)

und der Verbreitung derartiger Namen irgend welche Schlüsse zu ziehen, würde sehr gewagt sein.

Nirgends Hütten von Eingeborenen, keine abgebrochenen Zweige, keine Spur eines Jägers war zu sehen; die Thiere des Waldes fliehen noch nicht vor den Menschen, zahlreiche Affenfamilien betrachten die Reisenden mit einer Ruhe, als ob sie von der Verwandtschaft mit ihnen überzeugt wären.

Ja, sagt Wiener, dieses äquatoriale Amerika, welches schon seit vier Jahrhunderten entdeckt ist, ist ein sonderbares Land; man findet da noch Wasserläufe von 400 km Länge, die selbst den Eingeborenen des unmittelbar daran grenzenden Landstriches unbekannt sind; übrigens ist der Samiria nicht der einzige noch unbekannte Fluß.

Am 10. März gegen Mittag hatte das Wasser des Samiria keine merkbare Bewegung mehr, die Rhizophoren engten das Fahrwasser immer mehr ein; um 2 Uhr war man buchstäblich unter den Bäumen gefangen. Da man drei Tage lang in süd-südöstlicher Richtung gefahren war,

hoffte man in einer anderen Richtung, als man gekommen war, einen Ausweg zu finden; wirklich traf man einen solchen Kanal, der nach dem Ucayali hinüberführte, aber er war so eng, daß kein Dampfer ihn, außer vielleicht zur Zeit des Hochwassers, befahren könnte. Die Umstände, namentlich die Nothwendigkeit, zu S. Regis Lebensmittel einzunehmen, zwangen Wiener, hier alle weiteren Untersuchungen aufzugeben.

Alle diese unbewohnten Landstriche sind mit Kautschukbäumen und Sassaparille, die in außerordentlicher Menge vorkommt, bedeckt; aus Mangel an Händen verfaulen diese Schätze. Aber welche Zukunft könnte über diesem Lande aufgehen, wie Viele könnten hier eine glückliche Zukunft finden!

Haiti.

Von E. Metzger.

I. Einleitung.

In nicht zu großer Entfernung von uns, drüben in Westindien, in nächster Nähe von europäischen Kolonien und nicht gar weit von dem unter dem Schutze des Sternenbanners stehenden Kontinent liegt die Insel Haiti. Sie hat ihren Namen der auf ihrer westlichen Hälfte liegenden kleineren Negerrepublik gegeben, während der größere, östlich gelegene Mulattenstaat San Domingo heißt; mit der zuerst genannten wollen wir uns hier beschäftigen.

Die Republik Haiti ist äußerlich ein wohl geordnetes Staatswesen, mit einem Präsidenten, dessen Sessel allerdings manchen Schwankungen unterworfen zu sein scheint, mit Ministern, hohen und niederen Gerichtshöfen, mit einem Erzbischof und einem zahlreichen diplomatischen Korps, einer Armee mit Garde- und Linientruppen — mit einem Worte, auf dem Papier scheint alles dort aufs Beste, wenigstens ganz nach europäischem Muster, eingerichtet zu sein, und wenn man mit der Geschichte des Landes bekannt ist, möchte man staunen über die Entwickelung eines Staates, dessen Entstehung vor noch nicht hundert Jahren mit blutigen Zügen in den Annalen verzeichnet wurde, die von Mord, von Greueln aller Art begleitet war, welche die aufrührerischen Neger nach ihrer Empörung am 25. August 1791 gegen die Weißen begingen, gegen ihre ehemaligen Herren, die sie nach der Einnahme von Cap Français in den Tagen vom 21. bis 23. Juni 1793 grausam abschlachteten. Unter Toussaint L'Ouverture, dem kühnen Neger, der durch das Direktorium als Obergeneral aller „französischen“ Truppen auf San Domingo anerkannt worden war, riß es sich von Frankreich los und nach L'Ouverture's Sturz wurde Dessalines, der Napoleon der Neger, Kaiser; dann finden wir einen König, sehen das Land wieder als Republik, bis ein neuer Monarch auftritt, Faustin I. (1849), der zehn Jahre lang das Scepter führte; nach dieser Zeit ist Haiti Republik geblieben, wiewohl man die liebgewordene Gewohnheit der inneren Streitigkeiten und Revolutionen noch nicht aufgegeben hat.

Wie unbeständig die Zustände auch gewesen sein mögen — die eben angeführten wenigen Daten haben es wohl in genügender Weise nachgewiesen — so finden wir dort, wie schon erwähnt, ein äußerlich wohl geordnetes Staatswesen, was gewiß interessant ist, da dasselbe von Söhnen Afrikas gegründet und entwickelt wurde, welche die Grausamkeit des weißen Mannes ihrem heimathlichen Boden entrissen hatte. Welche Stellung man auch dem Neger einräumen will, man wird gestehen müssen, daß ein vertrauenswürdiger Bericht eines ruhigen, gründlichen Beobachters, gerade über diese Negerrepublik und ihre Bewohner einen höchst wichtigen Beitrag für die Erweiterung unseres Wissens liefern muß. Haiti unterscheidet sich nämlich von der Schwesterrepublik San Domingo dadurch, daß man zur Zeit der Stiftung des Staates bei der Ausrottung des weißen Elements noch etwas gründlicher verfuhr, als dort der Fall war; seit jenen blutigen Tagen hat das unvermischte Negerelement fortwährend den größten Einfluß besessen und hat rücksichtslos das weiße und das mischblütige Element zu entfernen gesucht. Das ist ihm geglückt. Mit wenigen Ausnahmen sind die Weißen von der Insel verschwunden, sind ausgerottet oder vertrieben; die Zahl der Mulatten beträgt kaum den zehnten Theil der Bevölkerung, die übrigen Bewohner sind Vollblut-Afrikaner, und man kann sie mit vollem Recht als einen echten Zweig der Negerrasse betrachten, der vom Stamme losgelöst, sich hier unter günstigen natürlichen Verhältnissen weiter entwickelt hat. Günstiger nämlich als das Klima der heimathlichen Guineaküste ist der Himmel Westindiens, und die fruchtbaren, gut bewässerten Niederungen Haitis sind ein ausgesuchtes Fleckchen Erde, selbst in jenen so überaus üppigen Gärten der westindischen Inseln, und bieten dem Bewohner ein viel vortheilhafteres Feld für seine Thätigkeit, als die afrikanische Küste. Gewiß ist es also von mehr als einem Gesichtspunkt aus betrachtet interessant zu erfahren, wie denn jetzt der Zustand der Nachkommen jener aufrührerischen Neger ist, nachdem sie seit drei Menschenaltern unter den oben angedeuteten Verhältnissen gelebt haben und mit großem Interesse haben wir darum das Buch Spenser St. Johns[1]) begrüßt. Der Verfasser hat sich nämlich lange in jenem Lande aufgehalten (zwölf Jahre lang als englischer Geschäftsträger) und hatte Gelegenheit, sich mit den Zuständen desselben bekannt zu machen, dann aber hat er im Ganzen fündunddreißig Jahre lang unter verschiedenen farbigen Stämmen zugebracht und hat kein Vorurtheil gegen Menschen, welche keine weiße Haut haben; dies ist sehr begreiflich, denn, wie er mittheilt, hat er seine Laufbahn unter Sir James Brooke begonnen, dessen unbefangene Ansichten nicht gestatteten, daß in seiner Umgebung auf Rasse oder Farbe begründete Einseitigkeit sich geltend machte; das Urtheil eines Mannes, der in solcher Schule erzogen ist, hat gewiß Anspruch auf volle Beachtung.

Im Vorhergehenden haben wir ungefähr die leitenden Gedanken ausgedrückt, welche uns bestimmten, das Buch Spenser St. John's mit besonderer Aufmerksamkeit zur Hand zu nehmen in der Absicht, aus demselben Material zu schöpfen, um den Lesern des „Globus“ eine Uebersicht von dem gegenwärtigen Zustande jener Republik zu geben; vorher sei es uns aber erlaubt, noch ein paar Worte über

[1]) Hayti, or the Black Republic. By Sir Spenser St. John, K. C. M. G., London 1884.

das Gefühl, welches sich unserer nach Beendigung des Buches bemächtigt hatte, beizufügen. Es lag auf uns wie ein schwerer Traum; immer und immer wieder riefen wir uns alles zurück, was im Stande war, die (übrigens nie angefochtene) Glaubwürdigkeit des Verfassers zu verbürgen; wir sagten uns, daß ein noch im Dienst stehender Staatsmann nicht so furchtbare Anklagen gegen ein Land aussprechen würde, in dem er lange in amtlicher Stellung gelebt, wenn dieselben nicht wahr wären, nicht jeden Augenblick bewiesen werden könnten. Die „Schwarze Republik" lautet der zweite Titel des Buches, passender hätte der Verfasser es die „Kannibalenrepublik" nennen können, denn der brutalste, roheste Kannibalismus spielt unter den Bewohnern Haitis eine blutige Rolle. Gegenüber dieser Beschuldigung, welche, wie wir sehen werden, nur zu gut bewiesen ist, tritt alles andere, was der Verfasser anführt, um die herrschende Anarchie zu brandmarken, um das Nachäffen europäischer Zustände dem Fluche der Lächerlichkeit zu übergeben, in den Hintergrund; man vergißt die Revolutionen im Stil Robespierre's und die monarchischen Intermezzos à la Großherzogin von Gerolstein, mit ihren Grafen und Marquis, wenn auch manchmal ein Herzog Schnaps verkaufte und eine hochadelige Dame an der Waschbütte stand; man vergißt, daß der Militarismus in der lächerlichsten Gestalt sich breit macht und ähnlich wie in Venezuela die eine Hälfte der Armee aus Generalen besteht, welche an Revuetagen in ihren strahlenden Uniformen mit glänzenden Epauletten auf bunt aufgeputzten Pferden paradiren, während die Röcke ihrer Mannschaften kaum hinreichen, ihre Blöße zu bedecken, und die Beinkleider sich in einem Zustande befinden, der hier zu Lande zu einer gerichtlichen Verfolgung der Träger führen würde. Alles dies aber, und noch viel mehr, muß vor dem entsetzlichen Bilde zurücktreten, welches der Verfasser uns von dem auf Haiti herrschenden Kannibalismus entwirft. Wir wollen hier vorläufig nur die schauerliche Thatsache anführen, daß noch 1878 zwei Frauen auf frischer That ertappt wurden, welche im Begriff waren, die blutlose Leiche eines Kindes roh zu verzehren, nachdem sie vorher aus dem noch zuckenden Körper das warme Blut ausgesaugt hatten, und daneben die zweite, daß eine Mutter, die ihre eigenen Kinder verzehrt hatte, dies ruhig eingestand und hinzufügte: „Wer hätte denn mehr Recht gehabt, dies zu thun, als ich? Habe ich sie doch geboren." — Das Buch Spenser St. John's bildet ein furchtbares Dokument gegen die Negerrasse im allgemeinen, aber unserer Ansicht nach auch einen wichtigen Beweis gegen diejenigen, welche die Gleichheit aller Menschenrassen verkündigen. Dasselbe berührt düstere Seiten der menschlichen Natur, doch wie schauerlich Manches, was in demselben vorkommt, auch sein möge, für den Philosophen wie für den Anthropologen findet sich, um mit A. H. Keane[1]) zu sprechen, auch in den Schattenseiten der menschlichen Natur so viel Wichtiges und Belehrendes, daß wir nicht zögern, im Folgenden den Versuch zu machen, demselben eine möglichst vollständige Charakteristik der Leute auf Haiti und der dort herrschenden Zustände zu entnehmen.

II. Die Bevölkerung. (Erste Hälfte.)

Die Bevölkerung von Haiti wird in dem Gothaer Almanach auf 550 000 Seelen angegeben, wesentlich höher schätzt sie Spenser St. John. Er begründet seine Ansicht etwa folgendermaßen: Am Ende des vorigen Jahrhunderts bestand die Bevölkerung aus 46 000 Weißen, etwa 57 000 freien Farbigen und Schwarzen und gegen 510 000 Sklaven von beiden Farben. Madion, dem diese Angaben entnommen sind, erwähnt ausdrücklich, daß es eine Gewohnheit der Pflanzer sei, alle Kinder und alle über fünfundvierzig Jahre alten Sklaven nicht in ihre Listen aufzunehmen, um sich der Bezahlung des für Sklaven festgestellten Kopfgeldes zu entziehen; demnach würde nach Abzug der Weißen die Zahl der Bevölkerung damals auf circa 750 000 Seelen angenommen werden müssen. Derselbe Autor ist der Ansicht, daß bis 1847 die Bevölkerungsziffer keine nennenswerthe Veränderung erlitten habe. 1863 schätzte der damalige Präsident General Geffrard die schwarze Bevölkerung nach den besten Quellen auf 900 000 Seelen; Spenser St. John meint, daß dieselbe seit 1825 sich verdoppelt habe. Selbst wenn man diese Angabe annehmen will, wäre die Bevölkerung schwach zu nennen (Oberfläche beinahe 24 000 qkm); jedenfalls ist sie viel schwächer, als sie sein könnte, denn mit Rücksicht auf die Fruchtbarkeit der Negerinnen darf man wohl annehmen, daß selbst die inneren Streitigkeiten der Zunahme nur geringen Abbruch gethan haben. Wenn man einen Haitier nach der Ursache fragt, meint er, daß die Negerinnen schlechte Mütter seien. Ob der Kannibalismus Einfluß hierauf hat, dürfte wohl kaum nachzuweisen sein; dagegen scheint eine andere Erscheinung (die große Ueberzahl der Frauen) anzudeuten, daß die Sterblichkeit bei dem männlichen Geschlecht abnorm hoch ist. Wenn es nämlich nach dem eben Erwähnten auch nicht gerade leicht sein dürfte, die Gesammtzahl der Bewohner mit einiger Sicherheit anzugeben, so stimmen doch alle Quellen darin überein, daß die Zahl der Frauen viel größer als die der Männer ist; manche behaupten, daß letztere nur den vierten Theil der Bevölkerung ausmachen, andere schätzen ihre Zahl auf ein Drittel derselben. Allerdings ist auch eine ähnliche Erscheinung auf der Guineaküste beobachtet worden. Doch sind die Vorbedingungen nicht gleich. Während nämlich auf der Küste eine starke Auswanderung, zum großen Theil von Männern, stattgefunden hat, muß man für Haiti eine Einwanderung aus der Union und ein Einströmen von freigelassenen Sklaven berücksichtigen, was hauptsächlich der männlichen Bevölkerung zu Gute kam, so daß man eher denken sollte, daß das männliche Geschlecht hier in der Mehrzahl sein müsse. Ob wir zur Erklärung an die inneren Kämpfe allein zu denken haben, oder aber annehmen müssen, daß eine erhöhte Sterblichkeit der Männer — zu erklären durch die Excesse, denen sich dieselben in höherem Maße hingeben — stattfindet, ist eine offene Frage; von europäischem Standpunkte aus möchte man sie vielleicht, wie wir sehen werden, in letztgenanntem Sinne zu beantworten geneigt sein.

Daß etwa der zehnte Theil der Bevölkerung aus Farbigen besteht, ist oben schon erwähnt worden; dieselben nähern sich mehr und mehr dem Negertypus, wie dies aus der großen Ueberzahl der Vollblutneger leicht erklärlich ist; dieser Theil der Bewohner lebt meistens in Städten und Dörfern.

Mackenzie hat von einer Art Buschneger gesprochen, die im östlichen Theile des Landes sich aufhalten und sehr verschlagen sein sollen. Man hat dabei aller Wahrscheinlichkeit nach an die Nachkommen geflüchteter Sklaven zu denken; unser Autor hat sie nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt, sondern von ihnen nur bei einem gelegentlichen Besuch, den er den Bergen abstattete, unter dem Namen Vien-viennent sprechen hören; doch schien ihre Existenz mehr traditionell als durch Thatsachen erwiesen zu sein.

[1]) „Nature" vom 4. Dec. 1884.

Die nächtlichen Ceremonien, bei denen man sie gesehen haben will, dürften auf den Vaudouxdienst zurückzuführen sein.

Ehe wir auf die Neger- und Mulattenbevölkerung im Einzelnen eingehen, dürfte es angemessen sein, zunächst die Verhältnisse einigermaßen aus der Vogelperspektive zu betrachten. Dieselben sind derartig, daß sie nach Spenser St. John die absolute Unfähigkeit der Neger darthun, sich selbst zu regieren und eine unabhängige Stellung zu behaupten. So lange dieselben unter dem Einfluß der Weißen stehen, meint er, geht alles gut; sind sie aber, wie auf Haiti, sich selbst überlassen, so steht ihre Entwickelung nicht nur still, sondern sie sinken in denselben Zustand zurück, in dem sie sich in ihrer Heimath befunden haben. Zu dieser Ansicht wird Jeder kommen, der lange in Haiti gelebt hat, wenn er nämlich die Neger nicht mit der vorgefaßten Ansicht betrachtet, daß alle Rassen gleich befähigt seien, in der Civilisation fortzuschreiten. Ohne Zweifel sind die Mulatten im Ganzen intelligenter und zum Herrschen befähigter, ohne daß sie bis jetzt einen bedeutenden Erfolg zu verzeichnen hätten. Traurig ist es zu sehen, daß sie fast immer von egoistischen Triebfedern geleitet werden; Patriotismus, aufopfernde Thätigkeit für das Allgemeine kennen sie beinahe nicht. An fast allen Verschwörungen und Umwälzungen der letzten Zeit sind sie betheiligt gewesen, aber nur in der Hoffnung, Würden und Schätze zu erlangen. Hierzu kommt das unangenehme Verhältniß zwischen Negern und Mulatten; der Schwarze haßt den Farbigen, der ihm dies mit Verachtung heimzahlt; so wüthen sie unter dem Schutz der Gesetze gegen einander, und wenn die Neger einmal die Oberhand haben, könnten sie wohl die empfangenen Beleidigungen wie zur Zeit Soulouques mit Blut abwaschen. Ein Sprichwort sagt: „Nègue riche li mulatte, Mulatte pauvre li nègue" (der Neger macht den Mulatten reich, der Mulatte macht den Neger arm).

Mancherlei Märchen und Erzählungen über die verschiedenen Rassen existiren im Volksmunde; einige der charakteristischsten wollen wir hier anführen, zum Beweise, daß die Einheimischen einander ziemlich ungünstig beurtheilen. Nach der Schöpfung wurde der weiße Mann, der Mulatte und der Neger vor Gottes Thron berufen und jedem die Erfüllung eines Wunsches zugesagt. Der Weiße verlangte Bücher und Handwerkszeug, der Mulatte gute Pferde und schöne Frauen, der Neger wendete sich in ängstlicher Verlegenheit hin und her und bat endlich um ein Stück Goldtresse. — Wenn ein Weißer, ein Mulatte und ein Neger ins Gefängniß geworfen werden, wird der Weiße — so sagt der Volksmund — Papier, Feder und Tinte fordern, um gegen seine Gefangennehmung zu protestiren, der Mulatte wird sich nach Mitteln zur Flucht umschauen, während der Neger sich sofort schlafen legt, nach vierundzwanzig Stunden aufwacht, gähnt, sich reckt, um, nachdem er sich umgesehen, sich auf die andere Seite zu wenden und weiter zu schlafen. In politischer Beziehung erklärt Spenser St. John die Haitier für hoffnungslos und die Verständigsten unter ihnen erkennen dies vollkommen an; sie gerade sind am meisten geneigt, an der Zukunft zu verzweifeln, wenn sie sehen, wie alle paar Jahre einmal eine Woge der Barbarei über die Insel hereinbricht.

Gehen wir nun zur schwarzen Bevölkerung im Einzelnen über, so müssen wir, von den höheren Ständen abgesehen, sehr genau zwischen den Stadt- und Landbewohnern unterscheiden; erstere sind durch den intimeren Verkehr mit Weißen, die ihnen nicht immer gute Beispiele geben, häufig noch unehrlicher und unverschämter geworden, als sie von Hause aus sind, während, wenn man von einigen Lächerlichkeiten absehen will, die allen Negern in europäischen Augen ankleben, man von der Landbevölkerung im allgemeinen einen günstigeren Eindruck empfängt. Diese kräftigen Geschöpfe haben etwas Sympathisches, trotzdem sie neben den guten Seiten einer wilden Rasse auch alle Fehler derselben haben, denn trotz eines gewissen Firniß, den ihnen der Umgang mit civilisirteren Landsleuten gegeben hat, tragen sie unter Umständen die ganze Wildheit des afrikanischen Charakters zur Schau. Unter einander sind die Neger vom Lande sehr höflich, behandeln einander als monsieur, frère, confrère.

Trotzdem Haiti eine Negerrepublik ist, müssen die Neger im gesellschaftlichen Leben zurückstehen; auf Bällen, in Koncerten, im Theater trifft man nur wenig schwarze Damen an. In einer Gesellschaft bei Präsident Geffrard zählte man drei Schwarze auf etwa hundert Farbige; die schwarzen Herren waren zahlreicher, was sich zum großen Theil aus ihrer dienstlichen Stellung erklärt, die sie zur Theilnahme verpflichtete. Die farbigen Damen weigern sich zuweilen auf Bällen mit Negern zu tanzen, was manchmal zu erbitterten Streitigkeiten führt.

Gegenüber dem Weißen ist der Neger im allgemeinen achtungsvoll und herzlich; trotz allen Widerspruchs kann man behaupten, daß namentlich die niedrigen Klassen den Weißen als ein Wesen höherer Art betrachten. Sie nehmen daher aus diesem Grunde, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte, seinen Gottesdienst an, wiewohl sie darum weder ihre eigene Schlangenverehrung noch ihre Ammenmährchen aufzuopfern, noch viel weniger von ihren Vergnügungen, ihren Leidenschaften zu lassen geneigt sind. Der Vaudoux-Priester ermuthigt sittenlose Tänze, übermäßiges Trinken, den uneingeschränkten Verkehr beider Geschlechter; gleichzeitig aber empfiehlt er Kerzen in den katholischen Kirchen anzuzünden; er hält seinen Gott, eine ungeheure Schlange, in einem Tempel, dessen Wände mit Bildern der Jungfrau Maria und der Heiligen bedeckt sind. Diese unbewußte Unterordnung unter den Weißen zeigt sich auch in anderer Beziehung. Vielleicht wird der Neger einmal unverschämt werden, vielleicht dem Europäer unter dem Ausstoßen des beliebten Fluches f... die Worte entgegenschleudern: „Wir sind alle gleich hier"; die herumstehende Menge mag dem möglicherweise gar Beifall klatschen, aber eine feste, entschlossene Haltung bringt den Schwarzen bald dazu, den Streit aufzugeben und, wenn das geschieht, erreicht die Freude der Umstehenden den höchsten Grad. Der Neger hat eine außerordentliche Ehrfurcht vor einer fremden Flagge; als während innerer Unruhen einmal das englische Konsulat bedrängt wurde, um die Auslieferung einiger Flüchtlinge zu erzwingen, trat der Anführer in drohender Haltung vor den englischen Vice-Konsul, der die Empörer vergebens zu beruhigen versucht hatte. Der Beamte breitete den Union Jack über die Stufen, die zum Hause führten, und sagte zum Anführer: Wenn Ihr den Muth habt, tretet über die Flagge hin und holt die Flüchtlinge. — „Ich nicht", sagte der Häuptling (Acaau), der sonst nicht eben leicht in Verlegenheit gerieth; denn als ihm einst ein Bombardement durch zwei auf der Rhede liegende englische Kriegsschiffe angekündigt wurde, sagte er ruhig: „Gut, an welchem Ende wollt Ihr anfangen? Ich werde die Stadt am anderen Ende in Brand stecken."

Die Bevölkerung[1]) ist auch ihrer Abstammung nach nicht homogen; man merkt dies erst, wenn man im Inneren des Landes reist; man findet einzelne, schöne Leute mit

[1]) Man vergleiche zu dem Folgenden die haitischen Typen im „Globus", Bd. 37, S. 86, 102, 114, 130, 131 u. 133.

offenem Gesicht, andere, welche dem gemeinen Gorilla ähnlich sehen; die Haut mancher Haitier ist so glänzend schwarz, daß sie wie gewichst aussieht, andere haben eine matte Farbe, wie wenn sie krank wären; die einen sind tiefschwarz, andere röthlich angehaucht. Schöne Negerinnen sind selten; im Ganzen jedoch soll der Typus der Haitier über dem der Afrikaner stehen. Eigenthümlich ist es, daß die Schwarzen eine Art scheuer Abneigung gegen Affen zeigen, sie empfinden es unangenehm, daß der Weiße auf den Gedanken kommen könnte, es sei nur wenig Unterschied zwischen einem recht häßlichen Neger und einem hübschen Gorilla. Die Negerdamen fühlen sich namentlich durch das kurze Wollhaar gekränkt und versuchen alle Toilettenmittel, um dasselbe in, wenn auch noch so kurze, Flechten zu zwingen. Manche Stunde Arbeit, manche Bürste und manches Fläschchen Oel wird dabei verbraucht; erst wenn die Frauen mehr als zur Hälfte weißes Blut in den Adern haben, gelingt es ihnen, ihr Haar zu bezwingen; trotzdem aber zeigt dasselbe manchmal noch starke Wellenform; daß der Chignon auch dort eingedrungen ist, erwähnen wir nur der Vollständigkeit halber. Zu den von allen — männlichen und weiblichen — Negern am besten gehaßten Dingen gehört auch der Name, mit dem wir sie hier bezeichnen (den sie allerdings auch unter einander gebrauchen); von Fremden hören sie den Namen gens de couleur lieber; übrigens ist auch der Ausdruck Mulatte nicht beliebt.

Eine besondere Eigenthümlichkeit der Neger ist es, laute Selbstgespräche zu führen; manchmal werden sie heftig und unterbrechen sich dabei; wie es scheint, vergessen sie ganz und gar, daß man sie hört, und plaudern ihre Geheimnisse aus. Uebrigens sind sie auch im Zwiegespräch sehr heftig und gebrauchen ohne Zurückhaltung die schmutzigsten Worte des Kreolen-Französisch; namentlich bei älteren Leuten ist es sehr schwer, diese Gewohnheit zu unterdrücken. Reinlicher sind sie, was ihren Körper betrifft, dem sie die Wohlthat eines Bades ziemlich häufig zukommen lassen, weniger sorgfältig dagegen in ihrer Kleidung. Die Männer ahmen oder äffen ihre europäischen Nachbarn nach, die Frauen tragen ein langes weißes Hemd und darüber ein weißes, bis über die bloßen Füße reichendes Kattunkleid, welches an der Taille zusammengenommen wird. Bei feierlichen Gelegenheiten kleiden sich die jüngeren Negerdamen in Weiß, was gegen die schwarzen Gesichter recht hübsch absticht. Seitdem die Sonntagsmärkte abgeschafft sind, besuchen auch die Frauen der landbauenden Bevölkerung die Kirche und nehmen sich dort die Toilette ihrer höher gestellten Schwestern (europäische Mode) zum Muster; doch kleidet der Hut sie nicht so gut wie das Kopftuch (tignon), welches, wenn es von weißer Farbe ist, Trauer bedeutet. Der meiste Luxus soll mit sehr feinen Unterkleidern getrieben werden und ein reicher Vorrath von Wäsche ist der Stolz der Hausfrau.

Eigenthümlicherweise herrscht bei beiden Geschlechtern eine große Vorliebe für Hausmittel, die man für alle Leiden vom einfachen Zahnschmerz bis zum gelben Fieber hat; die Doktoren müssen dieser Liebhaberei Vorschub leisten und die Apotheker sehen ihren Weizen dabei blühen. Wiewohl der Schwarze häufig seine Lebensgefährtin nimmt, ohne dem Standesamt, ja selbst ohne der Kirche beschwerlich zu fallen (die Meisten sind nur placé), ist er in seinem Familienleben recht gemüthlich. Der wohlgestellte Neger hat übrigens gewöhnlich mehrere Frauen, von denen die jüngeren in einem Nebengebäude leben, während der Familienvater in ihrer Mitte im Hause wohnt. Freitags zieht er dann zum Markt, hoch zu Esel mit dem jüngst geborenen Kinde in seinem Arm, während die Frauen und größeren Kinder unter ihrer Bürde gebückt gehen oder Lastthiere treiben. Diese thatsächliche Vielweiberei, der die französischen Priester vergebens ein Ende zu machen suchten, erklärt sich zum Theil aus der Ueberzahl der Frauen (die selbst den Bemühungen der Missionare entgegentraten), theils aus der stark entwickelten Sinnlichkeit der Neger. Alle Klassen erlauben sich in geschlechtlicher Beziehung große Freiheiten, wozu, wie es heißt, auch das Klima anreizen soll. Der Mangel an Zurückhaltung in Worten und Thaten erklärt es genügend, daß alle Mühe — wenn man sich dieselbe geben wollte — nicht im Stande sein würde, Keuschheit der Seele bei der heranwachsenden Generation zu erhalten; bei dem freien Umgang zwischen beiden Geschlechtern und dem Mangel an anderen Zerstreuungen folgt dann sehr bald ein vertraulicher und sehr uneingeschränkter Verkehr zwischen Männern und Frauen.

Wie leicht und in wie hohem Grade die Sinnlichkeit erregt wird, beweist folgende Geschichte, die uns Spenser St. John mittheilt. Eine französische Operngesellschaft, bei der sich zwei Tänzerinnen befanden, gab Vorstellungen in Port au Prince. Ein Ballet eröffnete die Vorstellung, anfänglich verhielten sich die im Parterre dicht gedrängten Neger ruhig; die unerfahrenen Schwarzen konnten ihren Augen nicht trauen, als sie sahen, wie die weißen Mädchen ihre Reize so ungenirt zeigten; bald aber füllte sich das Haus mit Jubelgeschrei, die den Blicken Aller preisgegebenen Schönheiten erregten die Neger in bedenklicher Weise, und ihre Bewunderung äußerte sich in einer Weise, daß die Tänzerinnen vor Erstaunen und Furcht erblaßten und die Europäer, welche der Vorstellung beiwohnten, froh waren, als dieselbe ohne weitere Störung ablief.

Das Rügenwalder Amt.

Von Dr. Zechlin.

IV. (Schluß.)

Nördlich von dem Höhenzuge breitet sich zwischen Bitter- und Vietzker-See eine tiefe Niederung aus. Der Bittersee hat eine Länge von 5 km und einen Flächeninhalt von 7,3125 qkm. Seine Ufer sind flach, in seinem Schilfe nisten zahlreiche Entenschwärme; er ist durch ein Tief mit der Ostsee verbunden; an seiner südlichen Seite liegt die Domäne Palzwitz, an seinem nordöstlichen Ende das Fischerdorf Bitte. Bei diesem Dorfe soll ein Schloß in den See gesunken sein, von dem man noch bei klarem Wetter auf dem Grunde Steine liegen sieht. Die Sage

erinnert lebhaft an die Steine Vinetas am Fuße des Streckelberges. Thatsache ist, daß Steine aus dem See geholt werden, die man zum Molenbau in Rügenwalde verwendet. Die Niederung selbst besteht aus moorigen Wiesen, durch welche Dämme führen. Auf einer Anhöhe östlich von Vitte liegt das langgestreckte Dorf Rützenhagen. Nachdem wir noch Natzmershagen passirt haben, kommen wir nach dem in pommerschen Landen einen guten Klang habenden Dorfe Lanzig, welches dicht am Vietzker-See liegt.

Das Dorf ist auf einem wiesigen, sumpfigen Terrain angelegt, daher heißt es auch: Sumpfwiese; der Boden, welcher zu dem Dorfe gehört, ist zu naß; nach der südwestlichen Seite ist derselbe leichter, hier ziehen sich Weidestrecken hin, und der Geruch der blühenden gelben Lupinen erinnert uns an den hinterpommerschen Landrücken. Lanzig ist fächerförmig angelegt, mehrere Teiche befinden sich in demselben. Die Kirche liegt ziemlich in der Mitte auf einem von schönen Linden umsäumten Platze, von welchem die Dorfstraßen strahlenförmig ausgehen. Der Thurm der Kirche ist massiv, auf ihm sitzt eine hölzerne Spitze, die wie ein Zuckerhut auf einem schmalen Unterbau herüberragt. Sie ist mit Strebepfeilern versehen, dreischiffig, aber mit flacher Decke; ursprünglich war sie anders gebaut, in drei Dächern, wie eine Inschrift aus dem Jahre 1687 besagt, ist aber unter ein Dach gebracht. Am Altar fällt ein leidliches auf Holz gemaltes Altarbild, Joseph und die Frau des Potiphar darstellend, in die Augen. Ungemein viel Kränze zur Erinnerung an Gestorbene hängen in der Kirche.

Nicht weit von der Kirche an dem Gasthofe vorbei, der mäßigen Anforderungen genügt, kommt man zu dem Hofe, wo vor Jahrhunderten der Beschützer Bogislaw's X., der Bauer Hans Lange, wohnte. Vor dem Gehöfte erfreut uns ein hübscher Blumengarten, hinter welchem sich das Wohnhaus befindet; an dasselbe schließt sich der viereckige Hof an. Es steht nicht mehr an derselben Stelle, wie das Wohnhaus Lange's. 1836 wurde es an der vorderen Seite des Hofes aufgebaut; vordem stand an derselben Stelle eine Scheune mit Thorweg und gegenüber das Wohnhaus. Es ist ein einstöckiges mit Stroh gedecktes Haus. Ueber der Thür ist eine Tafel angebracht, auf der folgende Inschrift in goldenen, großen Buchstaben prangt: „Hans Lang in diesem Hof hat vormals aufgenommen den Herzog Bogislaw, der sonst wär umgekommen, Und ihn mit Speis' und Trank versorget bis zur Zeit, da er gelanget ist zur Kron und Herrlichkeit. Renovatum 1836." Wann die Inschrift entstanden, ist mir nicht bekannt. Doch befindet sich auf einer Bodenkammer der Balken von dem früheren Hause, auf welchem dieselbe Inschrift mit der Jahreszahl 1686 eingeschnitten ist. So ist wahrscheinlich, daß bei dem Neubau im Jahre 1686 die Inschrift verfaßt worden ist. Die Nachkommen Hans Lange's befinden sich nicht mehr im Dorfe, auch haften an dem Grundstücke zum großen Aerger des jetzigen Besitzers keine Gerechtsame. Denn Hans Lange hatte keine Belohnung für sich verlangt, aber, so lange er lebte, stand er bei Herzog Bogislaw in großem Ansehen. Er wurde bei Hofe freundlich aufgenommen und redete den Herzog mit „Du" an. „Und so es an einem Orte", erzählt Kantzow, „etwas nicht richtig zuging, zeigt Hans Lange es Herzog Bogislaw an, damit er es abschaffte, darum ihm die Amtleute nicht gut waren, aber er fragte nichts darnach, denn sie konnten ihm nichts thun. Und oft, wenn Herzog Bogislaw jemand von ihnen absetzen wollte, als einstmals den Amtmann zu Rügenwalde, der von den Strandgütern etliche Zobel, Marder und ander Fellwerk unterschlagen, kamen sie zu Hans Lange, der pflegte zu dem Herzog zu sagen: Du wilt diesen nun absetzen, den wir nun gespicket und schier satt gemacht haben und setzest uns eine hungrige Lus wieder hin, die sauget uns von neuem wieder aus und machet uns gar arm, darum laß uns diesen, den wir ringlicher [1]) halten können. Die Länge, wie er alt wurde, starb er und wurde zu Lautzke begraben, da er nirgends anders zu liegen gewählt hatte. Und wollte stracks nicht, daß seine Kinder sollten frei sein, sondern daß sie sollten nach seinem Tode dienen und Zinsen geben, wie er und seine Vorfahren gethan hätten."

Wiesen trennen das Dorf vom Vietzker-See; interessant ist, daß diesen Wiesen noch der Name Klosterwiesen, sowie dem sich durch sie hindurchschlängelnden Bach der Name Klosterbach anhaftet zur Erinnerung an die kurze Zeit von 1394 bis 1407, in welcher das Kloster Marienkron hier gegründet war und bestand. Der Vietzker See hat seinen Namen von dem auf einer Landzunge liegenden Dorfe Vietzke, er hat eine dreieckige Gestalt und ist 10,6875 qkm groß, sein Areal gehört größtentheils zum Stolper Kreise, an seinen Ufern wächst viel Schilf. Er ist durch einen Ausfluß, die Glawenitz genannt, mit der Ostsee verbunden; an beiden Seiten dieses Baches, der bei der Domäne Neuenhagen den See verläßt, ziehen sich Wiesen hin, so daß noch bis Ende Juli die Leute mit dem Einfahren des Heues zu thun haben. Wandert man, sobald man von Neuenhagen bis zum Aalkaten gelangt, den Weg östlich nach Vietzker Strand, einigen Fischerkaten auf der Nehrung, so gelangt man hinter diesen Gehöften zu einer wandernden Düne, der einzigen, die sich, soviel ich weiß, an der ganzen Küste von der Swinemündung bis Leba befindet. Sie wandert in der Richtung von Westen nach Osten, in ersterer Richtung steigt sie allmählich an, dagegen bildet die östliche Böschung einen ziemlich steilen Winkel, der 24° betragen mag. Um wie viel Fuß sie jährlich wandert, ist noch nicht konstatirt worden; alte ortskundige Leute versichern, daß sie von der Glawenitz ihren Ausgangspunkt genommen hat.

Geht man dagegen vom Aalkaten gerade aus, so gelangt man auf sandigem Wege immer bergauf zu dem Fischerdorf Jershöft; kurz vor dem Dorfe hört der Sand auf und Lehm tritt an seine Stelle. Es liegt auf einem Berge, das Höft genannt, der steil zur Ostsee hinabfällt, circa 30 bis 35 m hoch. An der östlichen Seite des Dorfes landeinwärts, so daß das Dorf sich zwischen ihm und der See befindet, liegt der Leuchtthurm, der aus 160 Fuß Höhe seine Lichtstrahlen nach allen Seiten hin wirft. Von seinem Fuße führen 122 Stufen nach oben. Man hat von hier eine prachtvolle Aussicht auf das Meer, den Vitter- und Vietzker-See, auf das Amt mit seinen zahlreichen Dörfern und Kirchen, im Hintergrunde die großen königl. Forsten, hoch im Nordosten die Stolpmünder Chaussee. Der Leuchtthurm selbst wurde 1837 gebaut; er hat ein Blickfeuer, welches aus fünfzehn Lampen, die mit Scheinblendern versehen sind, strahlt. Immer fünf Lampen zu gleicher Zeit treten in den Gesichtskreis, dann dreht sich das Räderwerk, das durch ein Uhrwerk in Bewegung erhalten wird, und andere fünf Lampen strahlen ihr Licht aus; in sechs Minuten dreht sich das ganze Werk um seine eigene Achse. Das Dorf selbst streckt sich fast 2 km in die Länge und besteht aus freundlichen Häusern; am westlichen Ende liegt der Krug, in welchem man für 50 Pf. ein leidliches Nachtquartier findet. In der Sommerszeit führt eine An-

[1]) geringer.

zahl Badegäste, die größtentheils aus dem benachbarten Schlawe kommen, hier ein beschauliches Leben. Das Lehmplateau geht ungefähr noch tausend Schritte weiter, zahlreiche Stücke sind aus den steilen Abhängen herausgerissen, Schluchten haben sich gebildet, so daß der Fußsteig oben in Windungen entlang führt, einzelne isolirte Kuppen von blaugrauem Thon sind dem Abhange am Strande vorgelagert, welche wohl der nächste Sturm zerstören wird. Tertiäre Schichten sind durch die Eingriffe der See bloßgelegt, glimmerreiche Sande von weißer, gelber, blaugrauer Farbe und charakteristische Formsande wechsellagern mit ähnlich gefärbten Thonen. Die Abhänge sind sehr quellig, und diese Quellen tragen das meiste zur Zerstörung und Verminderung der Lehmwand bei. Die See hilft getreulich, daher stürzen unerbittlich im Frühjahre, wenn die gefrorenen Lehmklumpen aufthauen, große Stücke hinab. So wurden an einer Stelle in diesem Frühjahre circa 50 Fuß weggerissen. Im Jahre 1800 sanken drei Morgen Landes vom hohen Uferrande herab. Früher fand sich zwischen Dorf und See eine Trift, längst hat die See diese fortgespült, und wiederholentlich siedeln sich die Fischer landeinwärts an, nachdem ihr altes Heim die See unwohnlich gemacht hat. Zum Schutz sind Pfähle in die See gerammt, die aber vollständig unvermögend sind, die Gewalt der Wogen zu brechen. Eine ähnliche Stelle findet sich noch bei Horst (Kreis Greifenberg) in Hinterpommern, wenn auch dort die Lehmwand lange nicht ein so zerrissenes Profil zeigt. Unten am Strande am Fuße der Lehmwand wurde ich auf einen Stein mit Gletscherstreifen aufmerksam gemacht. Derselbe war durch das Fortspülen des Lehmes bloßgelegt und zeigte auf der glatten Oberfläche parallel laufende Rillen. Die untere Hälfte war erhöht, gleich als wenn eine Treppenstufe aufgesetzt wäre. In dem rechten Winkel, den die Kante und die obere Hälfte bildete, hörten die Rillen auf, setzten sich aber auf der unteren Seite dann in gleicher Weise fort. Es war ein Granitblock, auf dem eine Gneisschicht lagerte. Südlich von Jershöft ziehen sich Moore hin, westlich ein Wäldchen, durch welches der Weg, nachdem man eine Niederung passirt, nach dem hochgelegenen Rützenhagen führt.

Es erübrigt noch, auf unsere Südgrenze, die alte Landstraße, welche von Köslin nach Stolp führt, näher einzugehen. Es war dies ein Theil der großen Heerstraße, welche von Berlin nach Königsberg ging und welche namentlich seit Beginn des 18. Jahrhunderts die preußischen Könige zu ihren Reisen nach Ostpreußen benutzten. Auf dieser Straße fuhr häufig Friedrich Wilhelm I., um sein Schmerzenskind, Ostpreußen, zu besuchen. Denselben Weg benutzte sein großer Zeitgenosse Peter, als er 1717 Friedrich Wilhelm besuchte. Andere Fürstlichkeiten folgten. So die Landgräfin von Hessen-Darmstadt, Karoline mit ihren Töchtern und in Begleitung des Freundes Goethe's, Merck, um den russischen Hof mit einer Kaiserin zu versorgen. Dann Prinz Heinrich und der spätere russische Kaiser Paul (1776[1]). Als einer der letzten unser Kaiser im Jahre 1817, als er seine Schwester Charlotte zur Hochzeit mit Nikolaus in ihre neue Heimath begleitete. Bald darauf wurde der alte Sandweg in eine feste Chaussee verwandelt, eine der ersten, welche Pommern erhielt; sie wurde 1835 vollendet. Jetzt ist die Poststraße, seitdem die Eisenbahn, welche kurz vor Ausbruch des französischen Krieges vollendet wurde und welche nördlich von der Chaussee geht, verödet.

Beim Eintritt der Landstraße in unser Gebiet liegt Zanow am nordöstlichen Fuße des Gollenberges, 9 km von Köslin. Es besteht im wesentlichen aus einer Straße und hat keinen Marktplatz; ein kleines Bächlein, der Pollnitzbach, welcher sich in den Nestbach ergießt, fließt an der Stadt vorbei, doch sind diese Wässerchen schwerlich Veranlassung zur Gründung gewesen. Der Boden ist mittelgut und die Wiesenflächen sind bedeutend. Die Bewohner ernähren sich von Landwirthschaft und Kleingewerbe. Am bekanntesten ist die Stadt durch ihre beiden Zündhölzerfabriken geworden, die ihre Produkte selbst in überseeische Länder ausführen und in denen viele Einwohner lohnende Arbeit finden. Ihnen hat die Stadt auch ihre rasche Entwickelung zu verdanken. Im Jahre 1740 hatte sie 450 Einwohner, 1880 2517 Einwohner; aus hundert Einwohnern des Jahres 1782 sind 427 des Jahres 1880 geworden.

Schon seit alter Zeit befand sich hier eine Niederlassung, hervorgerufen durch den Verkehr auf der alten Landstraße von Stettin nach Danzig und namentlich durch die Lage am Fuße des Gollenberges veranlaßt. Denn der Gollenberg galt in vergangenen Jahrhunderten für ein großes und hohes Gebirge, welches nach Mikräl, der 1724 schrieb, bis an die Karpathen reichte und das gefährlich war zu passiren. Räuber hausten hier und zur Nachtzeit vermied man ihn gern. So erzählt Hanke[1]), daß noch im vorigen Jahrhundert in dem Dorfe Klus, dicht bei Zanow, der Postwagen 4 Stunden liegen bleiben mußte, weil die Passagiere — drei Juden, die viel Geld bei sich führten — die Nacht nicht durch den verrufenen Gollenberg fahren wollten. Um wie viel mehr wird Jahrhunderte vorher der Gollenberg gefürchtet und gemieden worden sein. Daher fanden sich auf beiden Seiten des Gollenberges frühzeitig Niederlassungen, um den reisenden Kaufmann, der bei Nachtzeit nicht den gefährlichen Berg passiren wollte, aufzunehmen. Und so hat auch ein wendischer Mann Namens Zan hier eine Taberne gegründet und dem Städtlein den Namen gegeben, denn Zanow ist Adjectivum possessivum vom Eigennamen Zan oder Czan. Allmählich wurde der Ort größer. Deutsche Stadt wurde er im Jahre 1343 und von denselben Städtegründern wie Schlawe und Rügenwalde mit Lübischem Recht bewidmet.

Vor der Stadt sieht man noch den Wall, worauf ehemals ein fürstliches Schloß gestanden hat. Der interessanteste und erwähnenswertheste Moment der städtischen Geschichte ist der, daß Bogislaw X. 1480 in diesem Schlosse von den Köslinern überfallen und gefangen nach Köslin geführt wurde. Der nähere Hergang ist folgender. Kaufleute und Krämer aus Köslin fuhren an Zanow vorüber und das Hofgesinde des Herzogs nahm ihnen ohne Wissen desselben ihre Waaren fort. Die Kösliner machten nun großes Geschrei in der Stadt und zogen in hellen Haufen vor das Zanower Schloß. Der Herzog suchte sie zu beruhigen und befahl ihnen, Namen zu nennen. Da sie aber keinen der Uebelthäter kannten und heftig auf die Burg drangen, erhob sich ein allgemeiner Tumult, in welchem viele verwundet wurden. Ein Kösliner hob eine Hellebarde gegen den Herzog auf, um sie ihm auf den Kopf zu treiben, und hätte ihn erschlagen, wenn nicht Adam Podewils, der Hauptmann von Zanow, dazwischen gesprungen und den Bürger niedergeworfen hätte. Zuletzt wurde der Herzog gefangen und im Triumph nach Köslin geführt. Der Stadtdiener ritt voran und rief den Bürgermeistern, die auf dem Markte standen, zu: „All gewunnen, all gewunnen.“ Aber die Bürgermeister erschraken auf die Nachricht von der Gefangennehmung des Herzogs, gingen ihm

[1]) Hanke, Pommersche Skizzen, S. 62 ff.

[1]) A. a. O. S. 64.

vors Thor entgegen und baten ihn um Verzeihung. Der Herzog Bogislaw ließ die Kösliner nicht so leichten Kaufes davon und legte ihnen harte Bedingungen auf. Etliche tausend Gulden war er ihnen schuldig, von welchen weiter nicht die Rede war, dazu mußten sie noch 3000 Gulden geben und einen neuen goldenen Becher. Wenn er nach Köslin käme, sollten sie ihn und seine Gemahlin mit 200 Pferden stattlich verpflegen, das Thor niederreißen und ihn zum Zeichen der Unterwerfung darüber reiten lassen; ferner sollten sie ihm mit der ganzen Klerisei, den Jungfrauen aus dem Kloster, entgegengehen, ihm einen Fußfall thun und ihn um Vergebung bitten, schließlich noch seiner Gemahlin ein Kleinod mit 200 Goldgulden geben. „Und von dieser Geschichte ist entsprungen das Sprüchwort, daß man saget, daß die Köslinschen wohl eine Thorheit thun dürfen und dürfen sie auch wohl bezahlen.“

Im siebenjährigen Kriege hatte die Stadt viel durch die Russen zu leiden, so daß sie bis auf 24 Wirthe ausgestorben war.

Die Zanower haben von jeher viel auf Ehre und Reputation gehalten. Als die Stadt nach der brandenburgischen Besitznahme 1653 durch Urtheil ihrer Immediatwürde für verlustig erklärt und zu einem Amtsstädtlein des Rügenwalder Amts degradirt und ihr Sitz und Stimme auf den Landtagen abgesprochen wurde, appelirte der Rath bei den juristischen Fakultäten zu Wittenberg und Altdorf. Infolge dessen wurde sie in ihrer Eigenschaft als Immediatstadt bei den oben erwähnten Rechten geschützt und erhielt auf dem Landtage den letzten Sitz unter den hinterpommerschen Städten. Trotzdem hat die Stadt in den pommerschen Landen einen Ruf wie weiland Abdera in Griechenland oder Schilda in Sachsen. Manch lustiger Schwank wird von ihren Bürgern erzählt. Doch ähneln diese Geschichten unter einander, nur die Geschichte vom Aal und der dortige Fliegenmarkt sind specifische Zanower Eigenthümlichkeiten. Woher kommen nun die Zanower, die doch so gute oder so schlechte Pommern wie wir alle sind, zu solchem Ruf? Der Volkshumor kennt keine Logik, aber eine gewisse Anlage und ein gewisses Entgegenkommen muß doch vorhanden sein, wenn er emporblühen soll. Zunächst hat der Name selbst viel Schuld. Das Wort Zanow klingt den Bewohnern Pommerns an und für sich lächerlich. Dann trug die Nachbarschaft Köslins ohne Zweifel dazu bei. Dem Kösliner, wenn er auch durchaus kein Großstädter war und ist, mußte die Nachbarstadt klein und unbedeutend vorkommen. War doch seine Stadt fünf- bis sechsmal so groß, war sie doch zeitweilig Residenz eines Fürsten oder Bischofs, dagegen mußte ihm Zanow krähwinkelig und philisterhaft vorkommen und seine Spottlust herausfordern. Es haben daher die Kösliner den Ruf ihrer Nachbarstadt auf dem Gewissen.

Von Zanow aus führt die Chaussee nach Panknin, einem Dorfe, welches ehedem eine bedeutende Posthalterei hatte. Es liegt in einer ebenen Gegend, und sein Boden eignet sich nur zum Roggenbau, in der Nähe befinden sich drei kleine fischreiche Seen. Dann folgt Nemitz in einer anmuthigen Gegend an einem Nebenfluß der Grabow. Fruchtbares Ackerland, große Torfmoore und Wälder, namentlich die ca. 100 m hohen Heidberge im Westen umsäumen das Dorf. Im Orte selbst befindet sich eine Wollspinnerei. An den Gutshof schließt sich ein schöner Park nebst Thiergarten an, in welchem ein starker Stand von Roth- und Damhirschen gepflegt wird. Die Chaussee überschreitet nun das Thal der Grabow und wir gelangen zu dem alten Abteidorfe Malchow, 4 km weiter zu dem adeligen Dorfe Karwitz, jetzt Bahnstation. Es hat den größten Grundsteuerreinertrag im Kreise, nämlich 16 996 Mk. bei 1034 ha Flächeninhalt. Hier zweigt sich die Kunststraße nach Rügenwalde ab. Im Dorfe ist die sehr alte Kirche und die mehrere hundert Jahre alte Bogislawlinde zu erwähnen. Jedoch möchte letztere nicht an Bogislaw X., sondern an Bogislaw XIV. erinnern, der mit seinen Brüdern häufig in den umliegenden Waldrevieren dem Vergnügen der Jagd oblag. Nachdem wir noch das frühere Schlawer Eigenthumsdorf Bewersdorf passirt haben, gelangen wir nach Schlawe selbst. Unweit der Stadt auf offener Kaiserstraße wurde im Jahre 1388 der Herzog von Geldern von 40 Rittern niedergeworfen und geplündert, ein Ereigniß, das weit über die pommerschen Lande hinaus Aufsehen erregte und selbst von französischen Schriftstellern, z. B. von Froissart in seinen „chroniques“, erwähnt wird.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Sitzung des Vereins für Erdkunde zu Halle am 14. Januar d. J. machte Prof. Kirchhoff Mittheilung über moderne Troglodyten am Nordrande des Harzes: im Dorfe Langenstein, 8 km südwestlich von Halberstadt, bewohnen ärmere Familien ganz in den Kreidesandstein des Sargberges eingearbeitete Behausungen, die sie bei Familienzuwachs nach Gutdünken erweitern, und welche sich als ganz gesund und trocken erweisen.

— Seit zwei Jahren schon beschäftigte sich die Sektion für Höhlenkunde des österreichischen Touristen-Klubs mit dem Studium der merkwürdigen hydrographischen Verhältnisse in den Kesselthälern von Krain. Jetzt hat der Klub beschlossen, einen Theil der dort zu lösenden schwierigen Aufgaben durchzuführen, wobei ihn die General-Direktion der Südbahn-Gesellschaft unterstützen wird, und hat mit den technischen und wissenschaftlichen Vorarbeiten ein Comitee unter Vorsitz des Hofraths F. von Hauer betraut. Diesem fällt nun die Aufgabe zu, den unterirdischen Poiklauf von der Piuka-Jama-Höhle aus bis eventuell in die Adelsberger Grotte zu verfolgen und dieses ausgedehnte Höhlensystem, dem auch die Magdalenen-Grotte angehören dürfte, in eine dauernde Verbindung zu bringen, wodurch eine Sehenswürdigkeit geschaffen würde, die ihresgleichen in Europa nicht hat. Diese Arbeiten sollen aber auch den Prüfstein bilden für alle ähnlichen Eröffnungsarbeiten in den unterirdischen Flußläufen von Krain, durch welche dieselben vor den alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen gesichert werden können, deren Entstehungsursache nur in dem ungenügenden Abfluße der zuströmenden Niederschlagsmengen liegt, die bei anhaltenden Regengüssen durch die ausschließlich unterirdischen Gerinne nicht schnell genug entfernt werden können und sich daher zu förmlichen Seen aufstauen.

— Nach einem Berichte der schwedischen Forstverwaltung wurden im Jahre 1883 an Raubthieren in Schweden

getödtet: 18 Bären, 15 Wölfe, 89 Vielfrasse, 25 Luchse, 16 109 Füchse und 18 876 Raubvögel. Die Anzahl der getödteten Krähen wird auf 81 500 Stück geschätzt. Von den Raubthieren wurden im genannten Jahre getödtet: 15 Rinder, 9825 Schafe, 139 Ziegen, 31 Schweine, 2101 Renthiere und 40 687 Stück Federvieh, deren Werth zu 104 993 Kronen angenommen wurde. Bezüglich des nützlichen Wildes wird mitgetheilt, daß das Elenthier in Norder- und Westerbotten an Anzahl zugenommen und sich nach Gegenden verbreitet hat, wo es früher nicht gefunden wurde, z. B. sind sogar in Lappland an mehreren Stellen diese Thiere bemerkt worden. Rehe und Hasen haben sich in den südlichen Theilen des Landes stark vermehrt. An Vogelwild war 1883 auf vielen Stellen ein reicher Bestand, die Rebhühner, welche einige Jahre stark geschont wurden, hatten sich bedeutend vermehrt und die Seevögel waren an einigen Küstenstrecken sehr zahlreich.

— Reptilien und Amphibien fehlen nach Dr. Keilhack („Reisebilder aus Island", S. 141) Island gänzlich, obwohl mit dem Reichthume an kleinen Insekten, mit den wenigstens im Südlande günstigen klimatischen Verhältnissen und mit dem Vorhandensein großer Torfmoore und nie gefrierender Wasserbecken alle Bedingungen für ihre Existenz gegeben sind. Es ist das ein Beweis mehr, daß das geologisch sehr junge Island keine eigene Fauna hervorgebracht hat, sondern ganz auf die Einfuhr derselben von außen angewiesen war, so daß sich dort kein Geschöpf findet, welches nicht durch die Luft oder das Wasser hin gelangen konnte, abgesehen natürlich von dem absichtlichen oder zufälligen Import auf Schiffen.

— Am 13. Februar d. J. ist in Madrid endlich der Vertrag vom spanischen Minister des Auswärtigen und vom französischen Gesandten unterzeichnet worden, welcher die Trace der beiden Pyrenäenbahnen festsetzt. Danach wird die eine von Zaragoza am Gallego aufwärts laufen, Jaca und Canfranc berühren, bei Col de Ladrones in einem Tunnel die Pyrenäen durchbrechen und französischen Boden erreichen, während die andere von Lerida an dem Thale des Segre und der Noguera Pallaresa folgt, die Pyrenäen im Puerto de Salau überschreitet und bei St. Girons (Depart. Ariège) an das französische Bahnnetz anschließt.

Asien.

— „Die Warte des Tempels" (1885, Nr. 9) berichtet über einige Fortschritte in Palästina. Zunächst ist am 27. Januar d. J. die auf Befehl Rauf Pascha's erbaute Gitterbrücke über den Jordan eröffnet worden. Dieselbe ist 35 m lang, 3 m breit, $3^1/_2$ m hoch und liegt etwa zwei Wegstunden oberhalb der Einmündung des Jordan in das Todte Meer, wo der Fluß früher nicht ohne Gefahr durchfurthet werden mußte. Man rechnet auf einen Pachtertrag der Brücke von jährlich mindestens 500 türkischen Pfund; der Verkehr, der noch vor Kurzem wegen der Unbotmäßigkeit der ostjordanischen Beduinen sehr gering war, ist durch deren Unterwerfung gestiegen und besonders nach der Ernte stark, wo täglich 100 bis 200 Kameele und viele Esel über die Brücke gehen werden. In dem früher so armseligen e'-Riha (Jericho) ist ein großes Hospiz und drei Häuser mit Ziegeldächern von russischen Pilgern erbaut worden, eine griechische Kirche befindet sich im Bau und der Pascha hat neue Wasserleitungen von den beiden starken Quellen Nahr el-Kelb und Ain es-Sultan her errichten lassen. — Dasselbe Blatt berichtet einen Zug mittelalterlichen Aberglaubens und Unmenschlichkeit von den Jerusalemer Juden. Dieselben erklärten das diesjährige Ausbleiben der Winterregen für ein Strafgericht Gottes und erbaten und erhielten vom Pascha die Erlaubniß, die der Unzucht beschuldigten jüdischen Dirnen auszuweisen und Wagen und Gewichte der Händler zu kontrolliren. Nun bemächtigten sie sich einer russischen Jüdin, die eine Schenke hielt, überführten sie des strafbaren Umgangs mit einem Manne, der als Strafe Ruthenhiebe erhielt, rasirten ihr die Kopfhaare ab, strichen ihr Gesicht und Hände mit schwarzer Farbe an, setzten sie verkehrt auf einen Esel und führten sie so durch die Straßen, wo der Pöbel sie mit Koth, nassen schmutzigen Lappen 2c. bewarf, sie beschimpfte, anspuckte u. s. w. Ein Kawaß des russischen Konsuls, der sich des Weibes annehmen wollte, wurde mißhandelt.

— Mit Bezug auf eine Notiz über neu entdeckte Schwefellager in Rußland (s. oben S. 63) schreibt Dr. A. Woeikow an „Nature", daß sich dieselben nicht in Westsibirien, sondern in der Turkmenensteppe, die gemeinhin zu Centralasien gerechnet wird, befinden. Schwefellager finden sich im russischen Reiche außer bei Tschirkat in Daghestan noch an mehreren Punkten in der Nähe der Wolga, wo sie durch Zersetzung des Gypses entstanden sind. Zwei davon sind auch bearbeitet worden, nämlich das von Sernaja Gora am rechten Wolgaufer etwas oberhalb Samara im 18. Jahrhundert und das von Sukeewa, 20 Werst von der Stadt Tetjuchi im Gouvernement Kasan, in ganz neuer Zeit.

— Der Chef der Civilverwaltung Kaukasiens hat sich an den Minister der Volksaufklärung gewandt mit der Bitte, eine wissenschaftliche Expedition zur Untersuchung des neu erworbenen Gebiets Transkaspiens und der angrenzenden Theile der persischen Provinz Chorassan auszurüsten und eine Summe von 5000 Rubel (10 000 Mark) dazu anzuweisen. An der Expedition sollen theilnehmen der bekannte Naturforscher Professor Radde, Direktor des Museums in Tiflis, der Botaniker G. M. Smirnow und der Geologe Ingenieur Konschin.

— Ein anmuthiges Buch, das Henri Duveyrier mit einer Einleitung ausgezeichnet hat, ist des jungen und weit gereisten Grafen Raymond de Dalmas „Les Japonais, leur pays et leurs moeurs" (Paris, Plon, 1885). Anspruchslos schildert er seine Eindrücke und Beobachtungen während einer Reise durch das Innere des Landes, und wie uns scheint, mit ziemlichem Scharfblicke. Es sei uns erlaubt, ein Beispiel dafür anzuführen. Kürzlich hat auch, wie das „Nowoje Wremja" mittheilt, der bekannte General Tschernajew Japan besucht, und es hat ihm dort besonders gefallen (wohl im Hinblicke auf russische Zustände), daß die Japaner sich die europäische Wissenschaft zwar aneignen, aber sobald sie erlernt haben, wozu sie Europäer in ihr Land beriefen, sich ihrer Lehrmeister entledigen. Anders und entschieden richtiger faßt Graf Dalmas die Sache auf (S. 135): „Die Anpassung unserer Civilisation an Japan, welche gewisse Leute nur in einer Entfernung von 5000 Wegstunden sehen, erscheint überraschend und ist geeignet, einen hohen Begriff von diesem Volke zu erwecken, indem sie den Glauben erregt, als hätte es sich diese Kultur in so kurzer Zeit zu eigen gemacht. In Wirklichkeit besitzen die Japaner nur einen dünnen Firniß von europäischer Bildung, der von ferne wohl glänzt, aber beim geringsten Kratzen abblättert. Es erinnert das etwas an die Geschichte von jenem Affen, der zugesehen hatte, wie ein Uhrmacher eine Uhr reparirte; er nahm dieselbe ganz auseinander, konnte sie aber nicht wieder zusammensetzen." Der Japaner, sagt Dalmas an einer anderen Stelle (S. 176), hat eine außerordentliche Beharrlichkeit in Anstrengungen, die er in einem gegebenen Momente zu leisten im Stande ist. Er ist vielleicht verhältnißmäßig weniger stark als ein Europäer; aber wenn seine Kräfte zu einer Arbeit von wenigen Minuten hinreichen, so kann er dieselbe auch leicht Stunden lang ohne auszuruhen fortsetzen. Im Gebirge z. B. machen die Kurumai, welche die Jinrikscha (leichte, zweiräderige Wagen) bedienen, unerhörte Anstrengungen, um ihr Gefährt langsam einen sehr steilen Abhang hinaufzubringen. Haben sie die ersten paar Meter glücklich hinter sich, so erreichen sie auch,

ohne anzuhalten und wäre er mehrere Kilometer weit entfernt, den Gipfel, um unmittelbar danach im Trabe weiter zu laufen. An solchen treffenden Beobachtungen ist das Buch, das übrigens keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit macht, reich.

Afrika.

— Sechzehn Topographen-Abtheilungen gingen am 31. Januar von Marseille ab, von denen vierzehn für Algerien, zwei für Tunesien bestimmt waren: dieselben stehen unter der Leitung eines Officiers, eines Ingenieurs und eines Administrativbeamten des Kriegsministeriums und bestehen im Ganzen aus zweiundsiebenzig Officieren, deren jeder von zwei Soldaten und einem eingeborenen Scharfschützen begleitet wird. Instrumente, Gepäck und Zelte eines jeden Officiers werden auf einem Pferde und vier Maulthieren transportirt. Sie sollen ihre Aufnahmen in dem südlichen Theile der drei Provinzen Algeriens anfangen, wo sie sich mitten unter halb unterworfenen Stämmen in ziemlich gefährlicher Lage befinden werden. Gegen Ende Mai werden sie zu Paris zurück erwartet.

— Ueber eine in aller Stille vollzogene Reise nach Ostafrika und deren kolonialpolitische Folgen gelangten Anfangs März die ersten Nachrichten in die Oeffentlichkeit. Im September v. J. entsandte der Ausschuß der Gesellschaft für deutsche Kolonisation den Dr. Carl Peters, Dr. Carl Jühlke und den Grafen Joachim Pfeil nach Ostafrika, welche dort durch 12 Verträge mit 10 Sultanen die zwischen 5^0 und 8^0 südl. Br. gelegenen Landschaften Useguha, Nguru, Usagara und Ukami mit allen Privat- und Hoheitsrechten erwarben. Am 27. Februar d. J. bereits wurden diese Gebiete unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt. Leider ist die Freude über diesen neuen Erwerb keine ungetrübte; denn zur Kolonisirung durch Deutsche, wie eine solche in Aussicht genommen erscheint, eignen sich nun einmal tropische Länder in keinem Falle. Dies führt in sehr vernünftiger Weise der bekannte Reisende Dr. med. Fischer, welcher bereits sieben Jahre in Ostafrika verweilt, in einer Zuschrift an die „National-Zeitung" aus. Das Klima nennt er entschieden ungesund; es herrschen dort die am Kongo so gefürchteten Gallenfieber; die Produktion jener Länder ist einstweilen gleich Null und, was Stanley darüber berichtet, erklärt Fischer für „Phantasiebilder"; es giebt dort weder Elfenbein, noch Zucker, Baumwolle, Orseille, Indigo und Korn. Plantagenwirthschaft wäre eher möglich, wenn nicht die Unregelmäßigkeit der jährlichen Regenmengen dem Ackerbau Hindernisse bereitete; wahrscheinlich kann Kaffee stellenweise mit Erfolg gebaut werden. Schließlich weist Dr. Fischer darauf hin, daß nicht nur die ganze dortige Küste, sondern auch verschiedene Punkte des Inneren (außer Tabora in Unjanjembe noch Kofarani in Usagara und Mamboja in der Landschaft Gedscha) unbestreitbarer Besitz des Sultans von Zanzibar sind, und daß sich auf dem deutschen Schutzgebiete bereits zwei französische Missions- und eine Etappenstation befinden, über welche natürlich der deutschen Gesellschaft keine Verfügung zusteht. Es wird also noch vieler und schwerer Arbeit bedürfen, ehe die neue Erwerbung Früchte tragen wird; daß aber dieselbe geschehen ist, begrüßt auch Dr. Fischer mit Freuden.

Südamerika.

— Die letzte Nummer des Boletin de la Sociedad Geográfica de Madrid — schreibt „Nature" Nr. 798 — enthält den Anfang von Kapitän Eduardo O'Connor's officiellem Berichte über seine Erforschung des oberen Limay (Rio Negro) und des Sees Nahuel-Huapi im nördlichen Patagonien. Es war dies der erste erfolgreiche Versuch, den Rio Negro von seiner Mündung in den Atlantischen Ocean bis zu seinem Ursprunge aus dem romantischen Andessee Nahuel-Huapi zu befahren. Bis zur Konfluenz Collunculá (Catapuliche) konnte die Expedition einen Dampfer benutzen, dann aber mußte sie die Reise in einem offenen Boote fortsetzen, das an vielen Stellen des oberen Limay, des südlichsten Quellflusses des Rio Negro, über die zahlreichen Stromschnellen hinüber gezogen werden mußte. Hier fließt der Strom meist in einem engen felsigen Bette, das stellenweise sich auf 120 und selbst 100 Fuß verengert, und hat eine Geschwindigkeit von 7 bis 9 und selbst 11 Miles in der Stunde. Oberhalb der Mündung des Treful (40^0 42′ südl. Br.) verschwanden die Riffe und anderen Hindernisse, die Geschwindigkeit fiel auf 5 bis 6 Miles und der Fluß ist so tief, daß er hier für kleine Dampfboote bis zum See hin schiffbar ist. Wenn man vom Limay her kommt, bietet der Nahuel-Huapi einen reizenden Anblick; nach rechts hin zeigt sich eine endlose Reihe felsiger Buchten und waldiger Bachthäler, nach links weite, leicht gewellte Grassavannen. Die Berge erheben sich stellenweise zu 700 bis 800 Fuß über die unteren bewaldeten Hänge und bilden scharfe Spitzen, phantastisch gestaltete Klippen und Felsmauern, die hier und da Kyklopenbauten gleichen. In der Ferne begrenzte den Horizont eine lange schneebedeckte Bergreihe, welche gleich den niedrigeren Bergen die seltsamsten und verschiedenartigsten Formen aufwies. Die tiefblauen Gewässer des Sees werden nur durch eine einzige große Insel unterbrochen, die mit dichter Vegetation bedeckt und von regelmäßigen, 300 bis 400 Fuß hohen Bergketten durchschnitten wird. Die Umgegend scheint unbewohnt zu sein, und an stillen Tagen, welche in dieser windigen Region selten sind, liegt Todesstille über der ganzen Natur und kein Hauch kräuselt die spiegelglatte Oberfläche des Sees.

Vermischtes.

— In Bd. 42, S. 32 zeigten wir den zweiten Theil von F. Hirt's Geographischen Bildertafeln an. Einen ausführlichen erläuternden Text zu denselben zu geben, ist nun der nächste Zweck der unlängst in demselben Verlage erschienenen „Landschaftskunde" von Dr. Alwin Oppel. Doch ging derselbe noch einen Schritt weiter und unternahm es, aus der Summe der Einzellandschaften den Gesammtcharakter der Länder und Erdtheile festzustellen, diesen in systematischer Weise auf die örtlich herrschenden Naturbedingungen zurückzuführen, den Einfluß der menschlichen Kultur auf den ursprünglichen Zustand des Bodens nachzuweisen und die gewonnenen Resultate bald in kurzen Skizzen, bald in ausführlichen Charakteristiken darzulegen. So ist es der erste Versuch einer Physiognomik der gesammten Erdoberfläche, der unseres Wissens bisher gemacht worden ist.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVII. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Amazonas und Cordilleren.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.)

VIII.

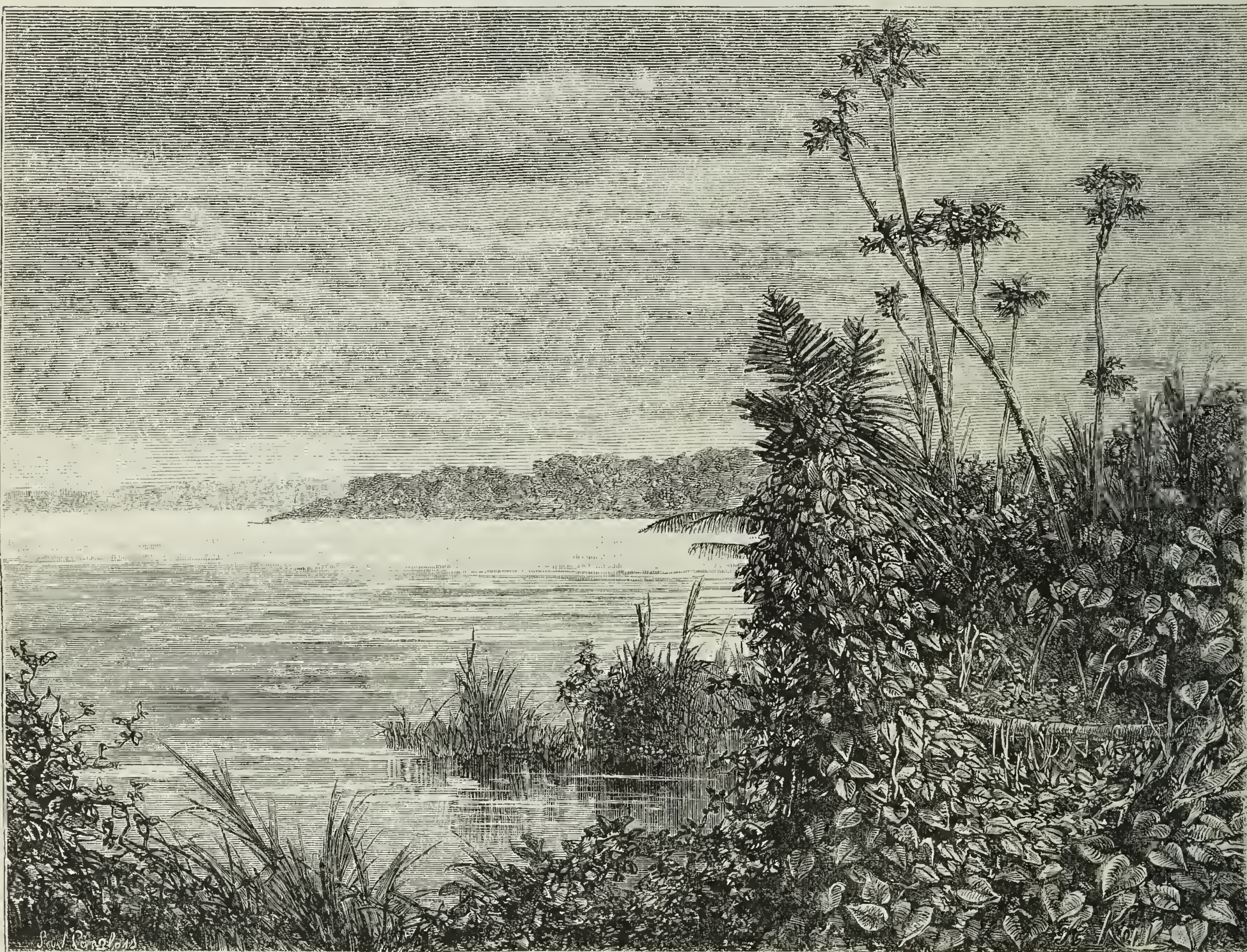
Der Aufenthalt im Wyse-See dauerte bis zum 14. März; die Rückreise war schwierig und in einer Hinsicht unangenehm: bei jeder Krümmung des Flusses streifte man die Bäume, und zahlreiche Ameisen, die auf das Deck geschleudert wurden, rächten sich an den Reisenden wegen dieser Ortsveränderung; wiederholt kam man auch mit Wespennestern in unangenehme Berührung. Wenn man aber von diesen störenden Zugaben absah, hatte man allen Grund, sich der interessanten Reise zu freuen. Die Masten waren niedergelegt, Mannschaften auf allen Punkten des Decks vertheilt, die mit Aexten und Stangen in der Hand die Hindernisse entfernen sollten, welche die Bäume boten; natürlich wurde die Fahrt ohne Dampf gemacht. Ein 22 km vom See entfernter Zufluß von hellem Wasser bildet eigentlich die Grenze der Schiffbarkeit im gegenwärtigen Zustande, d. h. so lange die Bäume nicht aufgeräumt sind. Am 15. Abends passirte man den eigentlichen Samiria und um 8 Uhr Marche-Yacu. Wie schon erwähnt, ist dies Land selbst bei den Indianern so unbekannt, daß sie sich an Wiener wendeten, um die Namen zu erfahren; dieser zögerte auch nicht, den ihm befreundeten Forschern und seinem Verleger Hachette eine Aufmerksamkeit zu erweisen, indem er seine Entdeckungen nach ihnen benannte.

Wenn der Samiria einen Zufluß von hellem Wasser aufnimmt, erhalten seine Fluthen einige Kilometer weit eine schmutzigbraune Färbung, während sie sonst glänzend schwarz sind. Das Wasser, welches in einem Glase eine goldgelbe Farbe zeigt, besitzt einen sehr angenehmen Geschmack; unter dem Mikroskop waren keine färbenden Partikelchen zu bemerken, durch Joseph-Papier filtrirt, behielt es seine gelbe, durchaus nicht schmutzige Farbe. Der Boden des Flusses besteht aus schwarzem, sehr feinem Sande, auf dem oberen Samiria ist derselbe weiß. Am 18. März war Wiener wieder im Marañon in der Nähe von Parinari; nachzutragen wäre noch, daß der Samiria kurz vor seiner Mündung auf dem linken Ufer einen großen See bildet, dessen Abmessungen 300 zu 600 m betragen; er hängt durch einen Kanal mit einem zweiten, kleineren See zusammen, der jedoch nicht besucht wurde; die Tiefe beträgt bis zu 40 m. Zu San Jose de Parinari wohnte Wiener der interessanten Ceremonie der Uebergabe der Vara bei. Es ist dies eine etwa 2 m lange Kiste, das Zeichen der Würde der von den Indianern selbst erwählten Varayos (Rathsleute); an der Spitze des aus ihnen gebildeten Rathes steht der vom Gouverneur ernannte Curaca. Auf einem Tische unter der Veranda stand ein Crucifix zwischen zwei Kerzen von schwarzem Wachs und eine Schüssel mit Weihwasser, davor zwölf Varas. Unter großem Zudrange der Indianer erfolgte die Uebergabe derselben, welche mit einer feierlichen Anrede schloß. Herr Reategui, welcher dieselbe hielt, sagte im Quichuadialekt: „Du empfängst die Vara für dieses Jahr. Gieb, was deine Oberen von dir verlangen, und thue, was sie dir auftragen. Das Dorf sei deinem Schutze anbefohlen“; dann rief er die Varayos, welche niedergekniet waren, einzeln auf; sie empfingen nun die Varas und einen Tropfen geweihten Wassers. Hierauf begann

das Fest. Musik fehlte nicht, und da die neuen Magistratspersonen den nöthigen Branntwein spendeten, entwickelte sich eine Orgie, bei der es nicht an Streitigkeiten fehlte, denen dadurch ein Ende gemacht wurde, daß man die größten Lärmmacher in den Sepo, eine Art Block, einschloß.

Die Indianer in dieser Gegend vereinigen sich gewöhnlich um einen Weißen, der ihnen Arbeit und Nahrung verschafft; ihre Bekehrung zum Christenthume ist ziemlich oberflächlich und der Feiertage erinnern sie sich am liebsten, um Festlichkeiten zu begehen. Dann belustigen sie sich mit improvisirten Liedern und mit Musik in den gewöhnlichen klagenden Tönen der Indianer; sie lieben es, die Gegenstände durch Vergleichungen zu bezeichnen, z. B. Haar wird Blätter des Hauptes, Flinte Blaserohr der Weißen genannt; anstatt „ja“ und „nein“ sagen sie: „dies ist“ und „dies ist nicht“. Viele Eigenschaftswörter werden in ähnlicher Weise ausgedrückt, so z. B. heißt „häßlich“ „nicht schön“. Manchmal verstehen sie zwei Sprachen, Cocoma und Quichua. Sie wissen einen Gegenstand in der einen und in der anderen Sprache zu nennen, aber wenn man sie auffordert, ein Wort, welches sie in der Cocomasprache gesagt haben, in die Quichuasprache zu übersetzen, sind sie dazu nicht im Stande. Die Rasse ist unvermischt, kräftig und arbeitsamer als die Rassen der Suna, Dahua und Ona.

Wiener wendete sich nun zum Tigre, dessen Mündung sieben Stunden unterhalb der Pflanzung San Jose liegt; vergeblich war der Versuch, sich einen Lootsen zu verschaffen: die Indianer weigerten sich, der wilden Iquitos und Zaporros wegen, die Expedition zu begleiten, und ein alter Indier, der an der Mündung des Flusses lebte, sagte, er habe noch nie ein Schiff dort eindringen sehen.



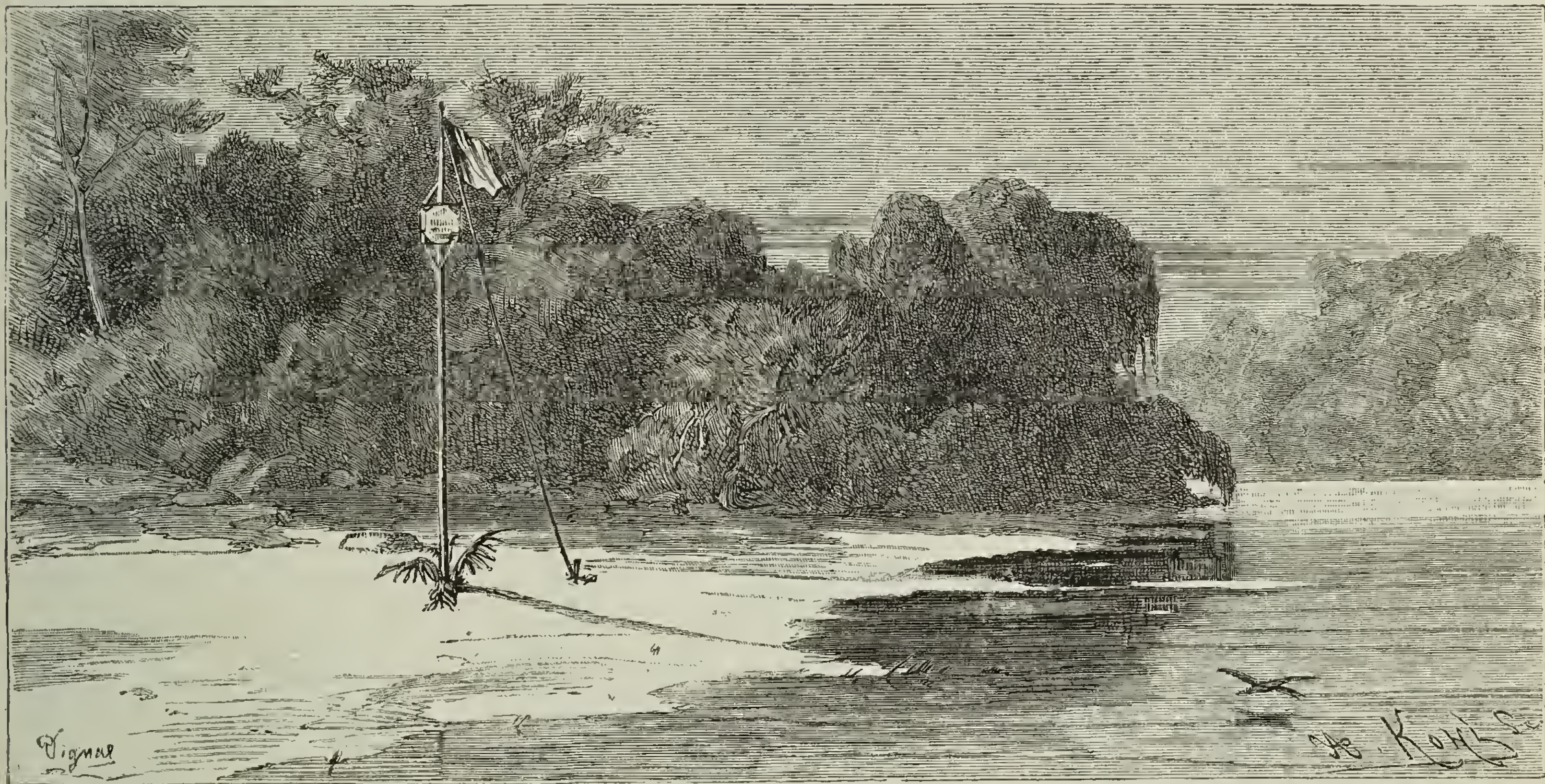
Rio Hachette. (Nach einer Photographie.)

Die Einfahrt war nicht schwierig; am ersten Tage legte man auf einem sechs Faden breiten Fahrwasser 80 und einige Kilometer zurück, und am folgenden Tage glückte es, die Reise trotz eines heftigen Sturmes um eine gleiche Entfernung fortzusetzen; man hatte nun schon drei große Nebenflüsse gesehen; trotz der theilweise ziemlich hohen Ufer konnte man aus dem häufigen Vorkommen der Morete (einer Palmenart) schließen, daß das anstoßende Land sumpfig ist. Am 30. März passirte man einen großen See und gegen Abend kam man an eine Stelle, wo sich verschiedene Flüsse kreuzten; man hielt links an; es schien, als ob der Fluß sich ein neues Bett geschaffen hätte. Hier und da war die Hälfte eines 15 oder 20 m hohen Hügels fortgerissen und die lebhaften Farben des bloßgelegten Erdreiches mit ihrer Umrahmung von glänzendem Grün gaben der Landschaft einen eigenthümlichen Reiz. Trotzdem man bis zum 31. März wiederholt Spuren von der Anwesenheit der Wilden bemerkte, wurde die Eintönigkeit der Fahrt nur hin und wieder durch ein Jagdabenteuer unterbrochen; am 3. April, als man mehr als 100 Lienes von der Mündung entfernt war, fand man steinigen Ankergrund und ein Floß der Indianer am Ufer; man verfolgte eine Stunde, jedoch erfolglos, ihre Spur. Schon am folgenden Tage wurde das Fahrwasser schmaler, man befand sich nahe der Stelle, wo der Fluß aufhört schiffbar zu sein. Am

5. April traf man auf frische Spuren der Zaporros; ihre Hütten waren an dem platten Dache leicht kenntlich. Man hatte nun die Reise acht Tage lang stromaufwärts fortgesetzt und entschloß sich, auch die anderen Zuflüsse zu untersuchen; übrigens stellte sich später heraus, daß man sich auf einem Zuflusse des Tigre, den Wiener About-Yacu nannte, befunden hatte. Als man zu dem Kreuzungspunkte der Flüsse zurückgekehrt war, setzte man die Reise auf einem ungeheuren Flusse, dem eigentlichen Tigre, 340 km weit fort. Am 13. wurde am oberen Tigre eine Tafel aufgepflanzt, auf welcher eine auf die Expedition bezügliche Inschrift angebracht war.

Während man nun flußabwärts trieb und einen Schaden an der Maschine reparirte, sah man am 16. April plötzlich am Ufer ein großes Feuer und eine Menge nackter Indianer um dasselbe, die sich schleunigst entfernten. Man machte am Ufer einen unheimlichen Fund: mehrere Menschenköpfe, die auf in die Erde gesteckten Stöcken an langsamem Feuer trockneten, und in der Nähe am Boden noch einige; von einem war die Haut mit allen Fleischtheilen entfernt und gerade so abgezogen, wie man einen Vogel abbalgt, um ihn auszustopfen. Durch weitere Behandlung der Haut gelingt es, dieselbe auf etwa ein Viertel ihres ursprünglichen Volumens zu reduciren, sie hart und sehr dauerhaft zu machen. Diese Köpfe bilden einen bedeutenden Handelsartikel, welcher durch Vermittelung der halbwilden Indianer an die Weißen vom Amazonas verkauft wird. Der höchstgelegene Punkt, der am Tigre erreicht wurde, befindet sich zwischen dem Ayuano und dem Sarayacu; es giebt also zwei Auswege von Westen her aus der Cordillere, den einen über den Napo, den Weg von Archidona nach Quito, den anderen über Baños nach Riobamba.

Am frühen Morgen des 25. April befand sich der Dampfer wieder im Marañon, wo die Reisenden von den Indianern freundlich begrüßt wurden. Wiener hatte hier Gelegenheit, einer eigenthümlichen Scene beizuwohnen. Ein sonderbares Geräusch, ein tiefes Seufzen, klagende Töne weckten ihn aus dem Schlafe. Die Indianer, in weißen Beinkleidern, übrigens bis zu den Hüften nackt, auf dem Kopfe eine Kapuze von weißer Leinwand, die nur zwei



Landschaft am oberen Tigre. (Nach einer Photographie.)

Löcher für die Augen und eine Oeffnung für den Mund hatte, marschirten hinter einander; sie trugen in der einen Hand eine große Fackel, in der anderen eine Geißel, mit der sie ihren Rücken bearbeiteten. Von den Büßerwerkzeugen sah man zwei verschiedene Sorten, die eine von Stricken, an deren Ende eine mit Glassplittern besetzte Wachskugel angebracht war, die andere aus Lederriemen; die erstere wurde gebraucht, um die Haut für die Schläge der letzteren recht empfindlich zu machen.

Am 28. April erreichte Wiener den Chambira, den man fünf Tage lang befuhr, und dessen Pracht er nicht genug hervorheben kann. Interessant sind die Simarones, die den oberen Lauf des Flusses bewohnen; sie sind berühmt wegen ihrer Holzarbeiten, und die Blaserohre, die sie mit den einfachsten Werkzeugen verfertigen, sind bewundernswerth und sehr gesucht; man schießt aus ihnen mittels kleiner, vergifteter Pfeile. Die Kostüme, welche sie zu verfertigen verstehen, haben Aehnlichkeit mit dem Feiertagsanzuge der Indianer des oberen Napo; besonders zeichnen sich die Frauen durch die Verfertigung von Hängematten aus; die Ränder sind oft mit Fransen und Vogelfedern geschmückt und verrathen wirkliches Kunstgefühl. Die Männer verstehen es, ausgezeichnetes, starkes Seilwerk zu verfertigen. Die von den Weißen erfahrene Unterdrückung hat diesen Stamm leider veranlaßt, seine Wohnsitze zu verlassen und sich weiter in die Wälder zurückzuziehen. Bei guter Behandlung sind die Simarones-Indianer sehr willig und zur Arbeit bereit. Der ganze Stamm leidet am Obero, einer Hautkrankheit, bei welcher die ganze Haut mit Flecken bedeckt wird; die damit behafteten Personen sehen abscheulich aus, sind aber im Uebrigen ganz wohl und essen und trinken wie gesunde Menschen.

Vom Chambira wendete sich Wiener zu dem Huallaga; an der Mündung des Flusses fand man eine Chacra (kleines Gut), und auf derselben sehr viel Kautschuk, dem Wiener eine große Zukunft prophezeit. Einige hundert Meter oberhalb der Mündung des Huallaga ergießt der Aipena[1])

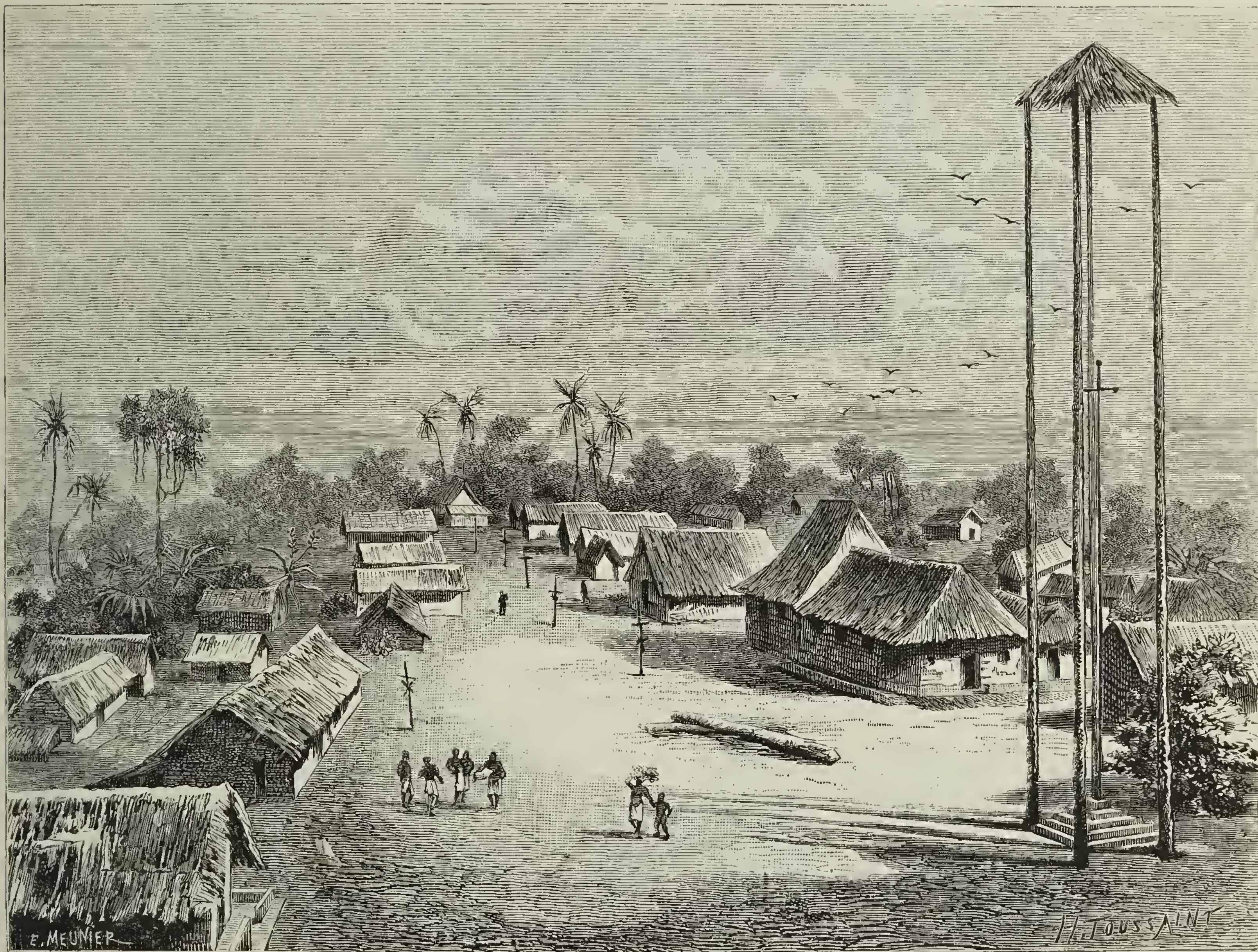
[1]) Aufgenommen von A. Werthemann. Vergl. „Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin“ Bd. XV, Tafel 5.



Simarones-Indianer. (Nach einer Photographie.)

seine schwarzen Gewässer in die rothen Fluthen des mächtigen Nebenflusses des Marañon. Der Huallaga genießt unrechtmäßiger Weise den Ruf, ein sehr reiches Land zu durchfließen; im Gegentheil schien dasselbe recht arm zu sein. 60 Stunden lang setzte man die Reise fort, ohne daß die Gegend viel Abwechselung geboten hätte; hier und da sind die Ufer hoch genug, um eine Niederlassung zu gestatten, welche der Gefahr der Ueberschwemmung nicht ausgesetzt wäre, oder um Kakao und Zucker zu pflanzen; alles ist jedoch unbenutzt, und außer elenden Indianerhütten sah man keine Wohnungen. Wenn man weiter als 120 km auf dem Flusse vorgedrungen ist, werden die Biegungen so scharf, daß die Fahrt schwierig wird. Man ankerte an einem kleinen, am linken Ufer mündenden Zuflusse, und da man auf demselben (er trägt den Namen Rumi-Yacu) eine Gesellschaft von Jeveros ankommen sah, entschloß sich Wiener, in einem Boote eine kleine Entdeckungsreise zu unternehmen, um das erste Maynasbisthum Jeveros zu sehen. Die Fahrt, die 14 Stunden währte, war recht mühevoll; man landete und erreichte den Ort, nachdem man etwa eine Stunde lang einem Fußwege gefolgt war.

Jeveros ist eine alte Jesuitenmission, und diese von der Welt abgeschlossene Stadt hat trotz der Zeit, die verlaufen ist, die unauslöschlichen Spuren ihres Ursprunges behalten. Mit Ausnahme der Kirche sind die Häuser nur schlechte Hütten; die Straßen sind gerade, und nicht nur an den Kreuzwegen, sondern beinahe vor jedem Hause erhebt sich ein mit Blumen geschmücktes Crucifix. Jeveros war



Kirche von Jeveros. (Nach einer Skizze Wiener's.)

lange ein Bischofssitz, bis Bischof Rangel denselben nach Moyobamba verlegte, von wo er später nach Chachapoyas kam.

Die dortigen Frauen tragen als einziges Kleidungsstück die Pampanilla, ein drei Ellen langes, eine Elle breites Gewebe, welches von der Taille an den Körper bedeckt und kaum bis zu den Knien reicht. Die Sprößlinge werden rittlings auf der Hüfte getragen; bis zum Alter von 10 oder 12 Jahren gehen die Kinder vollkommen nackt. Die Ankunft der Fremden erregte großen Schrecken; die Gruppen, die sie mit Neugierde betrachtet hatten, zerstreuten sich bei ihrer Annäherung. Endlich glückte es, sich des Gouverneurs von Jeveros, Pablo Padillo, zu bemächtigen und ihn durch einige Silberstücke zutraulich zu machen. Mit Hilfe dieses 80jährigen Mannes gelang es, die Einwohner zu beruhigen, welche die Reisenden für Beamte gehalten und deshalb die Flucht genommen hatten. Sie beeilten sich nun, Eier, Hühner, Honig und selbst ein kleines Schwein zu bringen. Der alte Padillo spendete einige Cigaretten und erzählte, als ihm einige Schluck Branntwein die Zunge gelöst hatten, von der alten Pracht und dem späteren Verfall von Jeveros. Von früherem Glanze ist wenig zu bemerken, es müßte denn das alte Kreuz unter einem Strohdache sein, welch letzteres von vier 42 m hohen, hölzernen Säulen getragen wird. Zu bemerken ist, daß die Jeveros eine eigene Sprache besitzen und nur ausnahmsweise Quichua sprechen.

Nach einer Stunde verließ Wiener den Ort und fuhr den Rumi-Yacu hinunter, um noch an demselben Tage die Rückfahrt nach dem Huallaga anzutreten und letzterem stromaufwärts zu folgen. Der Fluß ist prächtig; trotz der

zahlreichen Inseln sind die Arme breit und tief; man könnte jeden für den eigentlichen Fluß halten. Hier und da sieht man ein ärmliches Indianerdorf, die Bewohner werden Cocamillas genannt; viele von ihnen wandern, durch den von den Behörden geübten Druck veranlaßt, nach Brasilien aus, trotzdem die Obrigkeit dies zu verhindern sucht; die Mißregierung schadet dem Lande Peru, sie ist groß, jedoch nicht so groß, wie die Nachbarn es darstellen; man kann



Die Farm des M. Bonvoisin. (Nach einer Photographie.)

eben nur sagen, daß man sich da inmitten einer Rasse befindet, die mittelmäßig ist, weil sie schwach ist.

Am 4. Mai kam Wiener in Yurimaguas an, wo er einige Unannehmlichkeiten mit den Behörden hatte; es war dies wohl hauptsächlich eine Folge der ängstlichen Spannung, in welcher man sich infolge des Unglücks, welches Peru erlitten hatte, befand. Zum ersten Male seit dem 1. December 1880, d. h. seit 165 Tagen, glaubte



Kirche auf der Farm des M. Bonvoisin. (Nach einer Photographie.)

der Reisende in einem Feldbette, und zwar entkleidet, schlafen zu können, doch der entstandenen Streitigkeiten wegen fuhr er noch an demselben Tage nach dem Paranapura, der 1200 m unterhalb Yurimaguas in den Huallaga fällt. Derselbe würde befahrbar sein, wenn das Fahrwasser nicht durch Tausende von Baumstämmen versperrt wäre. Das Vorhandensein dieser Hindernisse erklärt sich durch das plötzliche Wachsen des Flusses, wodurch selbst die Fahrt im Canoe schwierig, oft selbst gefährlich wird. Die Gegend ist gesund, das Klima angenehm, das Land fruchtbar. Ein=

zelne Landgüter, z. B. Chambira, Limon und Baradero, scheinen ausgezeichnet gute Resultate zu liefern. In der Nähe von Baradero mündet der kleine Fluß Cachiyacu in den Paranapura; auf ersterem gelangt man nach Balzapuerto, welches, anstatt Yurimaguas, wie man erwarten sollte, die Hauptstadt der Provinz ist.

Zwei Stunden oberhalb der Mündung liegt die Pflanzung eines Franzosen, des Herrn Bonvoisin, wo Zuckerrohr gepflanzt wird; hier wurde Wiener sehr freundlich empfangen und konnte einige Tage in der lieblichen Niederlassung ausruhen, wo sich um den Eigenthümer etwa 30 Indianerfamilien angesiedelt haben. Herr Bonvoisin war im Begriffe, eine kleine Kapelle zu bauen, zu der ihm Wiener während seines Aufenthaltes eine Zeichnung der Façade lieferte, welche, soviel es das gebrauchte Material (Holz) erlaubte, an die Kapellen der Normandie, des Heimathlandes des Eigenthümers, erinnern sollte; wirklich wurde das Gebäude auch nach diesem Plane ausgeführt. Als Wiener erfuhr, daß der Dampfer „Morona" in Yurimaguas angekommen sei, kehrte er dorthin zurück, übergab demselben seine Briefe und setzte auf dem Huallaga die Reise nach Süden in eine Gegend fort, wo noch nie die Schraube eines Dampfschiffes die Gewässer in Bewegung gebracht hatte; doch nicht weit von Quillucaca brach das Ventil, und man konnte nur noch mit 20 Pfund Druck arbeiten, was nicht mehr genügte, die starken Strömungen des oberen Huallaga zu überwinden. Als man in Quillucaca angekommen war, entließ Wiener am 26. Mai das ihm zur Verfügung gestellte brasilianische Dampfboot, nachdem er von der ganzen Besatzung einen herzlichen Abschied genommen hatte, und setzte seine Reise stromaufwärts in einem Boote fort.

Haiti.

Von E. Metzger.

II. Die Bevölkerung. (Zweite Hälfte.)

Mulatten und Neger haben ein feines Ohr für Musik und große Geschicklichkeit im Tanzen; wirklich machen sich die jungen Haitier als Musikanten recht gut, obwohl die Trommel bei ihnen eine hervorragende Stellung einnimmt; die Frau eines Präsidenten, welche Europa besucht hatte, erklärte, daß die Musik in Paris derjenigen in Haiti, namentlich was die Trommeln betreffe, nachstehe. Die Tänze der höheren Stände sind denen, welche in anderen Ländern getanzt werden, gleich; die unteren Klassen erfreuen sich an denjenigen, welche ihre Väter mit aus Afrika gebracht haben.

Es scheint dies ein sehr gefährliches Kapitel; denn wiewohl Spenser St. John selbst solche Tänze gesehen, entlehnt er die Beschreibung aus Moreau St. Méry und giebt sie in französischer Sprache! Wir wollen versuchen, hier wenigstens einiges darüber mitzutheilen. Keine Ermüdung vermag die Neger von einem Tanzfest zurückzuhalten; von weit und breit strömen die Leute zusammen, und die Vorübergehenden, die zum Markte ziehen, legen ihre schwere Bürde nieder, um an dem Vergnügen Theil zu nehmen. Noch größer ist das Interesse, wenn die Tänze von berufsmäßigen Musikanten und Tänzerinnen ausgeführt werden. Gewöhnlich besteht eine Truppe aus einigen Männern, welche die Trommel schlagen, einer dicken Frau, welche die Kassengeschäfte führt, und drei oder vier ihrer Geschicklichkeit wegen berühmten jüngeren Schönheiten. Ein weiter Raum wird zum Schutz gegen die Hitze mit Palmblättern gedeckt; an einem Ende desselben sitzt das Orchester, nur aus Trommeln bestehend, die mit den Knöcheln in verschiedenem Tempo geschlagen werden; Kalebassen, mit Kieseln oder Maiskörnern gefüllt, vertreten die Kastagnetten und die Zuschauer heben einen Gesang an. Eine ausgewählte Tänzerin erhebt sich und beginnt ihre Bewegungen; einer der Zuschauer tritt hervor, um mit ihr zu tanzen, und hält eine kleine Summe in Papiergeld, etwa zehn Pfennige, über dem Kopfe. Wenn die Tänzerin einen anderen Tänzer wünscht, nimmt sie dem ersten das Geld ab, welches sie der Kassendame einhändigt; mit dem Ertrage werden die Musikanten und die Kleider der Tänzerinnen bezahlt. Dieselben tragen weiße Röcke, bunte Kopftücher und Taschentücher, die sie immer in der rechten Hand halten; besonderen Luxus sollen sie hinsichtlich der Unterkleider entwickeln. Wenn die Lust steigt, betheiligen sich wohl auch Mädchen aus dem Publikum. Später wird eine andere Melodie gespielt und es folgt die Chica (oder volksthümlich: Bambula). Nach dem stark ausgeprägten Takt werden Hüften und Lenden künstlich gedreht, während der übrige Körper mit Ausnahme der Arme unbeweglich bleibt; letztere schwenken ein Taschentuch oder den Rock der Tänzerin. Ein Tänzer nähert sich, weicht zurück und fordert sie zu einem verführerischen Kampfe heraus, beide werden lebhafter, sie stellen Gruppen dar, die erst wollüstig erregt, dann unzüchtig sind. Bei der Unmöglichkeit, die Chica eingehender zu beschreiben, genüge es zu sagen, daß der Eindruck, den sie auf die Kreolen und Neger macht, sich nicht in Worte fassen läßt; die glühenden Gesichter, der erregte Ausdruck, die Augen voll von schlecht unterdrückter Leidenschaft zeigen an, was in ihnen vorgeht. Starke Getränke gehen rund und wenn die Nacht kommt, werden einige Lichter angezündet, die den Tanzplatz kaum erleuchten; im Halbdunkel beginnen dann Scenen, über die wir den Schleier fallen lassen müssen. Selten nur werden ordentliche Mädchen aus der ackerbauenden Bevölkerung sich übrigens bei einer solchen Gelegenheit sehen lassen.

Bei der Geburt von Kindern und bei Heirathen werden keine besonderen Feierlichkeiten beobachtet; wenn die Kirche besucht wird, suchen die Betheiligten mit sei es auch geliehenen Juwelen zu prunken. Die glücklichen Besitzer derselben müssen dann auch eingeladen werden, um ihnen Gelegenheit zu geben, ihr Eigenthum fortwährend im Auge zu behalten. Gewöhnlich leben die Neger bis zu einem ehrwürdigen Alter, dessen Beschwerden nicht allzu schwer auf ihnen lasten; ihre prächtigen weißen Zähne behalten sie bis zuletzt, was sie sowohl der großen Reinlichkeit als dem Kauen von Zuckerrohr zuschreiben, auch ihr Haar behält seine Farbe viel länger als das der Weißen, so daß

es schwer ist, ihr Alter zu errathen. Obwohl der Neger Schmerzen sehr gut erträgt, verzärtelt er sich und plagt sich mit eingebildeten Krankheiten. Ebenso wie mancher andere Beobachter hat Spenser St. John die Bemerkung gemacht, daß Negerknaben bis zum Alter der Mannbarkeit oft ihre weißen und farbigen Mitschüler übertreffen[1]), dann aber scheinen sie in ihrem Entwickelungsgange gehemmt zu werden, so daß sie bis zu ihrem Lebensende in der Entwickelung zurück und sorglos wie die Kinder bleiben. Die Sorglosigkeit ist seine hervorragendste Eigenschaft und eine der wichtigsten Ursachen, welche den Stillstand in der Entwickelung des Volkes herbeiführen. Verbrechen sind durchaus nicht so selten, wie vielfach angenommen wird (abgesehen von denen, welche mit den Vaudoux in Verbindung stehen), obwohl dieselben allerdings mit erstaunlicher Gleichgültigkeit behandelt werden. Die handwerksmäßig verübten Giftmorde sind der Polizei wohl bekannt; vor dem Bürgerkriege 1868/69 kamen schwere Verbrechen allerdings seltener vor, doch die demoralisirenden Folgen jener Unruhen werden tief empfunden. Zu ihrem kindischen Wesen paßt auch der Aberglauben in Bezug auf Zombis (Geister), der so entwickelt ist, daß Viele ihr Haus nicht nach Sonnenuntergang zu verlassen wagen, wenn nicht ein stärkeres Gefühl in ihnen erwacht, welches sie häufig genug forttreibt.

Alle Klassen der Neger rauchen, und auch die Frauen geben sich, wenn sie einmal ein gewisses Alter erreicht haben, diesem Genuß sehr gerne hin; schädlicher als der Tabak wirkt der Tafia oder weiße Rum, mit dem die männliche Bevölkerung in hohem Grade Mißbrauch treibt.

Bei den Begräbnissen der Landbevölkerung scheint noch ein eigenthümlicher Ritus zu bestehen, während die der Städtebewohner nichts besonders Auffallendes bieten. Spenser St. John kann aus eigener Anschauung nur von einem Zuge, der die Leiche eines in der Stadt verstorbenen Landbewohners in die Heimath brachte, nicht von der Beisetzung selbst berichten. Eines Abends gegen 10 Uhr hörte man lärmende Stimmen in der Entfernung, bald darauf tauchten Fackeln auf dem Wege auf, etwa hundert Menschen eilten im Laufschritte aus voller Kehle schreiend und lärmend vorbei. An der Spitze kamen die gemieteten Leidtragenden, die mit ihren entsetzlichen Klagen und Trauerliedern später die ganze Nacht hindurch die Luft erfüllen, indem sie neben der Leiche eine wirkliche Todtenwache halten, wobei sie sich in regelmäßigen Zwischenräumen mit Essen und Trinken stärken; namentlich in letzterem Punkte wird recht Tüchtiges geleistet. Prächtige Begräbnißfeierlichkeiten erscheinen dem Neger als etwas sehr Begehrenswerthes, auf Haiti sowohl als auf der heimischen Goldküste; namentlich aber ist es die weibliche Bevölkerung, welche denselben leidenschaftlich gerne beiwohnt, da ja hierbei die Gelegenheit sich bietet, sich in schönstem Putz zu zeigen und die Blicke auf sich zu ziehen. Von einer eigenthümlichen Todtenwache in San Domingo (Stadt) wird noch berichtet; unser Autor ging nach Einbruch der Dunkelheit spazieren, als er aus einem Hause Tanzmusik und den Lärm von Tanzenden hörte. In einem hohen Stuhle befand sich in sitzender Haltung die aufs Beste aufgeputzte Leiche eines Kindes. Die Musik spielte eine fröhliche Melodie, lustig schwangen sich die Tanzenden im Kreise, unter ihnen die Mutter des Kindes, welche bei dem Feste eine Hauptrolle spielte. Auf Befragen erfuhr Spenser St. John, daß die Priester die Mutter gelehrt hatten, nicht zu weinen, sondern vielmehr sich über den Tod des Kindes zu freuen, da es direkt ein Engel werden würde. Man nahm dies nun ganz wörtlich und amüsirte sich mit Musik und Tanz.

(Hierzu müssen wir bemerken, daß eine ähnliche Gewohnheit im ganzen spanischen Südamerika besteht und auch in unserer Volkssage schaden die Thränen der Mutter der Ruhe des verstorbenen Kindes.)

Hiermit nehmen wir von den Negern Abschied, um uns etwas näher mit den Mulatten zu beschäftigen, die, wie wir gesehen haben, der Zahl nach nur einen sehr kleinen Theil der Bevölkerung bilden, doch aber in verschiedener Beziehung eine wichtige Rolle spielen. Der Schlüssel zu ihrem Charakter wird in wenigen Worten gegeben, es heißt: Sie hassen ihren Vater und verachten ihre Mutter; doch könnte man dies auch weiter ausdehnen und sagen: sie hassen alle Weißen und verachten alle Schwarzen. Umgekehrt werden sie von den Weißen verachtet, von den Schwarzen gehaßt, und dadurch wird ihr Charakter verdorben. Wie so viele, wenn nicht alle, Mischrassen haben sie beinahe alle Fehler und nur wenige der guten Eigenschaften ihrer Stammeltern. Die unangenehmste Eigenschaft derjenigen, welche das Land nie verlassen haben, ist eine furchtbare Selbstüberhebung, und von der sie beherrschenden Einbildung kann man sich kaum eine Vorstellung machen; bei denen, welche das Ausland gesehen haben, scheint die höhere Civilisation keinen bleibenden Eindruck zu hinterlassen; gewöhnlich bleibt ihnen kaum ein wenig Firniß übrig. Fremde, welche sie nur oberflächlich kennen lernen, lassen sich häufig durch ihr liebenswürdiges Benehmen zu einem zu günstigen Urtheil bestimmen; um sie wirklich genau zu beurtheilen, muß man lange unter ihnen leben oder für den Lokalverkehr bestimmte Zeitungen lesen. Im Ganzen darf man behaupten, daß gerade ihre Selbstüberhebung eine der entscheidendsten Ursachen ist, welche ihrer weiteren Entwickelung im Wege steht, jedenfalls dem schnellen Fortschreiten derselben hemmend entgegentritt. Allerdings kommen manche der in Europa erzogenen Mulatten den Weißen in jeder Beziehung gleich; sie sind ebenso von lächerlicher Anmaßung wie von Haß gegen die Fremden entfernt.

Daß übrigens die Früchte einer in Haiti ertheilten Erziehung nicht besser sein können, erklärt sich leicht aus den Verhältnissen. Die ungebildete Mutter vermag dem Kinde keine edlen Gefühle einzuflößen; die geringe Moralität, die in Geldsachen herrscht, wirkt verderblich, vielleicht trägt dazu auch der Umstand bei, daß es Nachkommen von Sklaven sind, bei denen Lug und Trug einheimisch war und sich von Geschlecht auf Geschlecht fortpflanzte, und dazu kommt noch die oben schon berührte Unbändigkeit in sexueller Beziehung: kurz alles dieses wirkt zusammen und bringt ein Ganzes hervor, welches gewiß in keinem günstigen Lichte erscheinen kann, so sehr es sich auch gerade in Verbindung mit den erwähnten Eigenschaften Mühe giebt, dies zu thun. Die Lust zu glänzen, die Vorliebe für Prahlerei findet man bei Jung und Alt, bei Hoch und Niedrig; eine beinahe zu zahlreiche Reihe von Beispielen wird von unserer Quelle angeführt, der wir nur einige entnehmen wollen. Ein früherer Staatssekretär sah bei Paris Kavallerie manövriren, meinte jedoch, daß die Truppen in Haiti besser ritten; ein anderer Herr, der lange im Auslande gelebt hatte, sagte

[1]) Filippo Manetta sagt hierüber (La razza Negra nel suo stato salvaggio, Turin 1864): Der Verstand wird wie von einer Wolke bedeckt, ein lebendiges Wesen macht einer Art Lethargie Platz, die frühere Munterkeit weicht starker Indolenz. Daher müssen wir annehmen, daß die weitere Entwickelung des Negers und Weißen in verschiedener Richtung stattfindet. Während bei dem letzteren das Volumen des Gehirns mit der Erweiterung des Schädels zunimmt, wird bei ersterem das Wachsthum des Gehirns durch vorzeitige Schließung der Hirnnäthe, sowie durch seitlichen Druck auf das Stirnbein gehemmt.

zu Präsident Geffrard, er möge doch einige Officiere nach Europa schicken, sie würden gewiß einen prächtigen Eindruck machen. Auch das Gefühl der eigenen Wichtigkeit macht sich geltend. Ein Ex-Staatssekretär wohnte mit einem Freunde dem Rennen von Longchamps in einem Wagen bei, als ein Bekannter des Kutschers zu diesem auf den Bock stieg, um besser zu sehen. „Ich muß den Mann fortschicken", sagte der frühere Minister. „Warum denn", meinte sein Freund, „lassen Sie doch den Mann in Ruhe." „Sie haben gut sprechen", sagte der erste, „Sie sind ein Privatmann, aber was würden die Leute sagen, wenn ich, ein früherer Minister in Haiti, eine solche Vertraulichkeit erlaubte?"

Wenn man auch eine große Anzahl von Mischrassen unterscheiden kann — Moreau de St. Méry zählt 13 Schattirungen auf —, so lassen sie sich doch auf drei Haupttypen zurückführen: Weiße und Mulatten geben die Quadronen, Weiße und Neger die Mulatten, Neger und Mulatten die Greffe. Daß alle diese Mischungen sich dem Negertypus mehr und mehr nähern, ist oben schon erwähnt und der Grund dieser Erscheinung angegeben worden; in San Domingo hat die Gegenwart eines starken spanischen Truppenkörpers (von 1864/65) entschieden mitgewirkt, dem weißen Blute neuen Zufluß zu verschaffen.

Die persönliche Erscheinung der Farbigen ist nicht besonders einnehmend; ihre Stammeltern haben keine große Schönheit besessen und, was die Nachkommen betrifft, kann man nur sagen, daß die Männer häßlich, die Frauen weit von Schönheit entfernt sind. Das Verhältniß der Blutmischung bestimmt hier sehr scharfe Unterschiede; weißes Blut muß bis zur Hälfte vorhanden sein, damit das Wollhaar verschwinde; überwiegt das schwarze Blut, so ist der Haarwuchs wollig wie beim Neger; wir finden dann ferner eine niedrige Stirn, dunkle Augen in gelber Einfassung, großen Mund, platte Nase, gute Zähne, starke Backenknochen, während sich bei großer Annäherung an den weißen Typus die Mischlinge schließlich nur noch durch matte Farben und einige Kleinigkeiten (Nägel, Lippen ꝛc.) von Europäern unterscheiden. Ueber die Frauen ist es schwer, etwas im allgemeinen zu sagen; selten nur kann man sie hübsch, beinahe nie schön nennen. Wenn sie sich den Weißen nähern, haben sie langes, ziemlich grobes Haar, schöne Zähne, schmale, magere Hände und Füße, zarte Formen und manchmal graziöse Bewegungen, was wohl der Länge der unteren Extremitäten zugeschrieben werden muß. Ihre Stimme ist heiser, die Haut finnig oder schmutzigbraun, die Nase platt oder zu fleischig und der Unterkiefer zu groß. Manchmal, jedoch selten nur, sieht man einmal ein wirklich hübsches Mädchen, dem man überall dies Prädikat beilegen würde. Ebenso wie die Neger, namentlich aber die Greffe, haben die Mulatten einen eigenthümlichen Geruch, der besonders dann sich in unangenehmer Weise bemerklich macht, wenn sie in Transpiration gerathen; dann läßt er sich durch keinen Wohlgeruch mehr unterdrücken.

Mit Ausnahme der wenigen Personen, welche von frühester Jugend an im Auslande erzogen wurden, haben bis auf die neueste Zeit die meisten Haitier nur wenig Gelegenheit zu ihrer geistigen Ausbildung gehabt, und man kann ihnen ihrer Unwissenheit wegen eigentlich keine Vorwürfe machen. Dieser Umstand macht sich jedoch in sehr unangenehmer Weise geltend, da sie weder im Stande sind, ihren Kindern den ersten Unterricht zu geben, noch sich selbst mit guter Musik und Lektüre zu unterhalten. Wie wohl alle Frauen in der Welt, verdienen auch die Frauen in Haiti das Lob, gute Pflegerinnen bei Krankheit zu sein, und sie sind gewiß nicht weniger (?) als andere Frauen, welche in den Tropen wohnen, für ihre Kinder, ihren Gatten, ihr Hauswesen besorgt; namentlich aber muß mit Rücksicht auf die Ausschweifungen der Männer rühmlich anerkannt werden, daß beinahe nie etwas vorkommt, was den Blick auf das Privatleben der Frauen ziehen könnte. Ihr größter Fehler ist Mangel an Reinlichkeit im Hause, und selbst, wenn sie nämlich glauben, nicht gesehen zu werden, in ihrer Kleidung; die Schlafzimmer riechen dumpf und muffig — wie die Ställe, sagt ein amerikanischer Autor —, dagegen kommt es auch wieder vor, daß sie in großer Toilette sich in der Küche zu schaffen machen. Auch in anderer Beziehung herrscht Unordnung im Hauswesen; die Essensstunden werden, wie häufig in den Tropen, nicht regelmäßig eingehalten, zwischen den Mahlzeiten verderben sich Frauen und Kinder den Magen mit Süßigkeiten und allerlei Gerichten. Hieran sind jedoch vielfach die Männer Schuld, die dem Trunke ergeben sind und schon früh am Tage mit Zechen anfangen; das geht bis zum Mittagessen fort, wo Viele schon leicht angeheitert sind, und am Abend ist wenigstens eine schwache Majorität aufgeregt, kopfschwer oder ausgelassen. Wie bei den Negern, herrscht auch bei den Mulatten in geschlechtlicher Beziehung große Ungebundenheit; jeder, der es bezahlen kann, hält eine oder einige, gewöhnlich den niedrigen Klassen entstammende Maitressen. Der Präsident besucht die seinigen ganz öffentlich, womöglich von seinen Adjutanten begleitet; ein jeder führt die seinige in Gesellschaft, man sucht Aehnlichkeit zwischen den Kindern derselben und ihrem Vater, manchmal bewegen sich die verheiratheten Töchter mit der unverheiratheten Mutter in demselben Kreise. Die Entschuldigungen, die für derartige Zustände angeführt werden, das Klima, die Ueberzahl von Frauen und die Versuchungen, denen die Männer dadurch ausgesetzt sind, dürften wohl kaum als solche gelten. Der Haß, den die Mulatten gegen die Weißen hegen, gründet sich großentheils auf die Vorliebe, welche die farbigen Frauen für letztere haben. Das Ideal einer jungen Dame in Haiti ist eine Heirath mit einem Europäer, der womöglich ihr gefällt, jedenfalls aber ihr eine Stellung in der Welt giebt und ihr Gelegenheit verschafft, Europa zu sehen oder, noch lieber, für immer da zu bleiben. So manches junge Mädchen, namentlich von denen, welche in Europa erzogen worden sind, hegt solche Hoffnungen, bis ihre Reize anfangen zu schwinden und sie sich aus Vorsicht mit dem hellsten ihrer Landsleute, den sie bekommen kann, zufrieden stellt. In dieser Weise geht manches Samenkorn der Civilisation, welches auf fruchtbaren Boden gefallen, häufig in recht trauriger Weise verloren.

Die Unehrlichkeit, die den meisten von Jugend auf zur Gewohnheit wird, zeigt sich natürlich auch im öffentlichen Leben; sich am Gelde des Staates zu bereichern, wird nicht als Diebstahl betrachtet; unter der Regierung des Kaisers Soulouque traf den Monarchen der Vorwurf, daß er das Staatseigenthum verschwende. General Geffrard, der, bis er auf den Präsidentenstuhl erhoben wurde, in Dürftigkeit lebte, versprach sparsam zu sein. Doch wie that er dies? Er brachte sein Einkommen nach und nach auf 10000 Pfd. St., er leitete die Verwendung von 4000 Pfd. St. für geheime Ausgaben und von weiteren 4000 Pfd. St. für Künste und Wissenschaften. Das dankbare Land beschenkte ihn mit zwei Landgütern, deren Einnahmen in seine Tasche flossen, während der Staat den größten Theil der Ausgaben bestritt. Das Portrait dieses hervorragenden Mannes, wie es durch Spenser St. John in einem (nicht abgeschickten) officiellen Berichte gezeichnet wurde, möge hier als Typus eines Mulatten der besseren Klasse eine Stelle

finden. Wir übersetzen ganz wörtlich, wie wir hier ausdrücklich beifügen. „Ich empfinde Widerwillen, den Charakter des Präsident Geffrard zu analysiren, doch da er die Regierung repräsentirt, ist es nothwendig ihn zu kennen. In seinen Formen ist er höflich und angenehm, beinahe von weiblicher Sanftheit; er besitzt einen sehr angenehmen Ausdruck, ein einnehmendes Lächeln und eine fließende Konversation. Doch bald bemächtigt sich des Zuhörers das Gefühl, daß der Präsident trotz aller seiner liebenswürdigen Eigenschaften eitel und anmaßend, ganz von sich und seiner Ueberlegenheit über den Rest der Menschheit eingenommen ist. Er glaubt, daß er in jeder Wissenschaft Großes leisten kann, obwohl er ebenso wenig unterrichtet als durch Reisen gebildet ist. Ueber alles maßt er sich an, mehr zu wissen, als selbst die Leute, welche Specialitäten in einem Fache sind, wie Advokaten, Aerzte, Architekten und Ingenieure. Er versichert ganz ruhig, daß er die Anwendung des Dampfes durch selbständiges Studium gefunden hat, daß er im Stande ist, die Frage des Perpetuum mobile zu lösen und er, der nie in seinem Leben etwas anderes, als einen mittelgroßen Pony bestiegen hat, glaubt unseren Newmarket-Jockeys Winke in Bezug auf das Reiten geben zu können." Ueber die persönlichen Eigenschaften dieses Präsidenten fügt unser Autor noch Folgendes bei: Geffrard wie so mancher Farbige war über sein wolliges Haar und seine schwarze Farbe sehr betrübt und da er einen sehr hübschen Halbbruder hatte, versicherte er uns, daß er beinahe weiß, mit schlichtem Haare geboren sei, daß er aber unglücklicherweise Monate lang im Sal Tronsluß gebadet habe, wodurch in Folge des stark eisenhaltigen Wassers sein Haar gekraust und seine Haut geschwärzt sei; bei jedem anderen Manne hätte man hierbei an einen Scherz denken können.

So unehrlich wie die Haitier in Bezug auf Geldangelegenheiten sind, sind sie es auch in anderer Beziehung; Treue für den militärischen Eid kennen sie nicht, kaum könnte man einen Einzelnen unter den Officieren nennen, der dem Präsidenten Geffrard seine Treue bei dem Aufstande bewahrt hätte, und ehe es soweit kam, intriguirte jeder Staatsdiener gegen die über ihm stehende Autorität. Im Scherze sagte man, daß Geffrard selbst, nachdem er Präsident geworden war und Konspirationen gegen den Staat ihm demgemäß überflüssig erschienen, gegen seine eigenen Minister intriguirte.

Vielleicht aus der Liebe zum Schein erklärt sich der große Muth, den alle Haitier zeigen, wenn sie auf dem Exekutionsplatze stehen, während die Masse des Volkes den feindlichen Waffen gerne ausweicht; ebenso feige ist sie, wenn ihr Aberglaube ins Spiel kommt.

Leben in den Faktoreien bei Sherbro.

I.

F. S. H. Bei der regen Theilnahme, welche man gegenwärtig im deutschen Vaterlande der Westküste Afrikas schenkt, glaube ich, daß Erlebnisse und Erfahrungen, die ich im vergangenen Jahre während meines neunmonatlichen Aufenthaltes im Hinterlande von Sierra Leone gesammelt habe, von allgemeinem Interesse sein dürften. Als Vertreter einer englischen Handelsgesellschaft schiffte ich mich Ende Januar 1884 auf dem Dampfer „Malemba" von Hamburg aus nach Lavanah, welches unter 7° 5' nördl. Br. liegt, ein. Wir liefen Rotterdam, Plymouth und Madeira an, passirten dann die Kanarischen Inseln mit ihren hohen vulkanischen Gebirgszügen und erreichten nach Umschiffung vom Cap Verde das Tropengebiet. Bei den Stationen Los-Inseln, Freetown, Sherbro liefen wir zur Löschung von Waaren an und langten dann nach vierwöchentlicher Fahrt, die anfangs wohl etwas stürmisch, im Ganzen aber doch sehr glücklich verlaufen war, am 25. Februar an meinem Reiseziele, in der Nähe von Lavanah (etwa 100 km südöstlich von dem britischen Sherbro), an.

An eine ordentliche Hafeneinrichtung ist da natürlich nicht zu denken; der Dampfer liegt in offener See, eine halbe Stunde vom Lande entfernt, und wartet, bis die betreffende Faktorei, für welche man Ladung oder Passagiere an Bord hat, vom Strande Boote sendet, um diese in Empfang zu nehmen. Die Faktoreien, welche viele Stunden, oft Tagereisen weit zerstreut an der Küste liegen, verwenden hierzu mit Kru-Negern bemannte, sogenannte Brandungsboote, welche vermöge ihres kräftigen und doch leichten Baues besonders geeignet sind, durch die Brandung zu dringen. Von der Gesellschaft, in deren Diensten ich stand, kam Herr B., ein Landsmann, an Bord, um mich abzuholen, eine Partie von 4000 Demijohns Rum in Empfang zu nehmen und zugleich den Schiffsdoktor wegen einer Beinwunde zu konsultiren. Aerzte giebt es nämlich nur in den wenigen größeren Küstenplätzen; in den Faktoreien muß sich der Weiße durch mitgenommene Arzneien selbst zu helfen wissen; daher wird denn die seltene Gelegenheit, einen Schiffsarzt zu konsultiren, eifrig aufgesucht.

Der letzte Abend, den ich auf der „Malemba" zubrachte, ließ mich noch die Bekanntschaft eines hier heimischen, aus östlicher Richtung kommenden Wirbelwindes machen, des Tornado, der fast immer von starkem Gewitter und Regenguß begleitet ist und die schwüle Temperatur erheblich abkühlt. Am nächsten Morgen nahm ich Abschied vom Schiffe und bestieg das von neun schwarzen Burschen geruderte Boot. Je mehr wir uns dem Lande näherten, desto stärker wurde der Wellenschlag; jetzt waren wir ganz nahe, noch ein kräftiges Heben der Ruder und ehe die Brandung wiederkehrte, eilten vom Strande ein paar Dutzend schwarzer Füße ins Wasser, das Boot wurde ergriffen, vor Umschlagen und Rückkehr in See gesichert und mich selbst trug man in größter Hast ans Ufer; doch wurde ich trotzdem von dem Gischt der nachfolgenden Welle arg durchnäßt. Der Strand ist mit der Faktorei durch einen 10 Minuten langen Schienenstrang verbunden; ich nahm auf einem offenen, von Negern geschobenen, hölzernen Karren Platz und kam, nachdem wir einmal entgleist und ich unfreiwillig in den zur Seite befindlichen Busch befördert war, ohne weiteren Unfall in Lavanah an.

Dieser Ort, von Negern bewohnt, besteht aus ein paar Dutzend schmutziger Palmhütten, die auf den Namen „town" (Stadt) Anspruch machen, und den mit einem Palissaden-

zaune umgebenen Faktoreigebäuden der Sulimah and Sherbro Trading Comp. Der 20 km weiter südöstlich mündende Sulymah-Fluß, ein Wasser, das während der trockenen Jahreszeit, also von November bis Mai, ziemlich seicht ist, schwillt während der Regenzeit mächtig an und spült dann seine schmutzigen, fieberkeimenden Fluthen fast bis in die Faktorei hinein. Hier leben nun vier Weiße, der Agent und drei Clerks, ein von aller Civilisation abgeschlossenes Dasein, in das nur die allwöchentlich einmal von Sherbro eintreffende Post eine kurze Abwechselung bringt. Das Hauptgebäude ist ein mit Zinkdach versehener, hölzerner, einstöckiger Bau; unten befinden sich nur Lagerräume, während der obere Theil, um den sich eine breite Veranda hinzieht, die Wohnräume der Weißen und den Laden enthält. Statt der Glasfenster haben die Zimmer nur hölzerne Fensterrahmen ohne Scheiben, durch die der Luftzug bei Tage eindringen kann, während man sich Nachts durch Läden vor dem Hereinfliegen von Insekten schützt.

Beiläufig sei bemerkt, daß jeder Weiße die ganze Nacht sein Zimmer durch Licht erhellt, die Eingeborenen dagegen sich nur von Sonne und Mond leuchten lassen und durchaus kein Bedürfniß nach künstlichem Licht empfinden. Alle hier anwesenden Weißen litten bei meiner Ankunft an schmerzhaften Geschwüren an Beinen und Füßen, welche sowohl durch Blutstockungen als durch kleine Insekten (jigger, Sandflöhe) entstehen, die sich gewöhnlich unter den Fußnägeln einnisten und dort brüten, wenn sie nicht rechtzeitig mittels einer Nadel entfernt werden.

29. Februar. In den letzten Tagen machte ich es mir zur Aufgabe, mich möglichst eingehend über die hiesigen geschäftlichen Verhältnisse zu unterrichten. Palmöl und Palmkerne sind die hauptsächlichsten Produkte des Landes; sie werden von der hier wild wachsenden Oelpalme gewonnen und zwar ergiebt sich ersteres aus dem den Kern einschließenden rothen Fleische der Früchte, welche in Form von Traubenbüscheln neben einander sitzen. Das aus dem Fleische gewonnene Oel dient zur Seifenfabrikation, während das Oel, welches später in Europa aus den Kernen gepreßt wird, zu medicinischen Zwecken und zum Versetzen von Olivenöl in den Handel kommt. Genever, Rum, Tabak, Baumwollenwaaren werden gegen diese Produkte ausgetauscht, nebenbei auch Feuersteingewehre, Eisen und Porzellangeschirr, sowie Glasperlen und billiger Korallenschmuck für Frauen. Auch Salz und amerikanischer Reis werden in großen Quantitäten eingeführt und als Tauschmittel verwandt. Der reguläre Preis für Salz ist 5 Mk. pro Centner, so daß also die Schwarzen diesen Bedürfnißartikel, auf dem große Transportkosten ruhen und an dem der Händler außerdem noch 50 Procent verdient, um 5 Pf. pro Pfund, also um die Hälfte billiger einkaufen können, als ihre weißen Menschenbrüder in Deutschland, welche freilich dafür das Recht besitzen, sich die Steuern selbst aufzuerlegen. Eine halbnackte Schöne unter den Käufern fiel mir besonders dadurch auf, daß sie ganz wie im lieben Vaterlande sich vor den Männern durch Feilschen und Unentschlossenheit auszeichnete. Von großer Wichtigkeit bei diesen Tauschgeschäften sind die Geschenke (dash), welche der Neger regelmäßig nach Abschluß derselben erwartet und erhält; geduldig gewährt er dem Weißen beim Handel einen Gewinn von 100 bis 300 Procent, nimmt es aber sehr übel, wenn schließlich das Geschenk seiner Erwartung nicht entspricht, und ist im Stande, aus diesem Grunde jeden ferneren Verkehr abzubrechen und seine Kundschaft einer anderen, wenn auch noch so entfernten konkurrirenden Faktorei zuzuwenden.

1. März. Mein Bestimmungsort ist Mannah Salliejah, und trat ich heute die Reise dorthin in Begleitung von zwei Weißen zunächst nach unserer Faktorei Sulymah an. Da in diesem Tropenklima kein Europäer einen längeren Marsch durch den heißen Sand ohne Gefahr für die Gesundheit machen kann, so hatte jeder von uns sechs Kruleute zur Verfügung, die uns abwechselnd zu tragen hatten. Man liegt nämlich in einer Hängematte, die an einem armdicken, acht Fuß langen Bambustocke befestigt ist, welcher auf den Schultern der Träger ruht. Der Weg lief vier Stunden durch Buschwerk und Palmengehölz hin, ich lag mit Flinte, Revolver und Schirm bewaffnet da und gab Heimathsgedanken Audienz, da ich doch von dem in der Landessprache geführten Geschwätz der tragenden Neger kein Wort verstand. Jede Stunde wurde in einem Dorfe gerastet und getrunken; da kamen denn alle, uns anzustaunen, Männer, Weiber und Kinder. Um fünf Uhr Nachmittags erreichten wir eine Lagune, bestiegen zu 13 Personen und 3 Hunden ein Canoe und fuhren nun $1^1/_2$ Stunden lang an grünen, baum- und vogelreichen Inseln vorbei, dem Meere zu, nach den Strapazen der Landreise eine recht erfrischende Abwechselung. — Vor Erreichung des Salzwassers hatten wir eine Art Strudel (barr) zu passiren; größerer Sicherheit wegen verließen wir das Boot, überschritten eine Düne und ließen das Fahrzeug von den Schwarzen über die gefährliche Stelle hinwegschieben. Mittlerweile war es ganz dunkel geworden; bei Mondschein nahmen wir wieder im Canoe Platz, doch kaum ein paar Bootslängen vom Ufer entfernt, beginnt dasselbe zu schwanken, eine besonders kräftige Strömung erfaßt es und wir alle liegen im Wasser. Da es in der Nähe des Ufers nicht so tief war, auch solch unfreiwilliges Seebad bei afrikanischer Temperatur selbst in der Abendluft nicht gesundheitsschädlich ist, war die Situation mehr komischer als tragischer Natur. Bis über die Hüften im Wasser stehend, sicherten wir zuerst das Boot und fischten dann nach unseren verlorenen Effekten; meine Doppelflinte fand ich wieder, aber Revolver und Regenschirm waren rettungslos verloren. Nachdem wir uns abermals dem Boote anvertraut hatten, langten wir bald ohne weiteren Unfall in der Faktorei Sulymah an, wo wir zuerst die Kleider wechselten und dann mit Appetit an dem Mittagsmahle theilnahmen.

Am 2. März traf ich von Sulymah in Mannah Salliejah ein. Hier werde ich für längere Zeit unumschränkter Gebieter über ein ausgedehntes Terrain sein, bin jedoch als einziger Weißer von all' und jedem gesellschaftlichen Verkehr getrennt und kann Befriedigung nur in regelmäßiger Arbeit, in Erfüllung meines Berufes finden. Die Faktorei liegt am Ufer des Mannah- oder Manohflusses, der sich schon in kurzer Entfernung zu einer Lagune erweitert, und ist die Verbindung dieser mit dem offenen Meere noch dem Auge sichtbar.

Der Raum, welcher mein Wohn-, Schlaf- und Empfangszimmer repräsentirt, ist ein Viereck von 18 Fuß, die Wände weiß gekalkt, Fußboden und Decke mit Bambumatten belegt und das Ganze mit einem Palmblattdache versehen, welches einige Fuß weit über die Wohnung hinaus reicht und so eine Art Veranda bildet, wo man, vor Sonne geschützt, im Freien sitzen kann. Das Mobiliar bestand bei meiner Ankunft nur aus einem breiten eisernen Himmelbett, einem rohen hölzernen Tisch und zwei wackeligen Rohrstühlen. Nach und nach ließ ich mir aus alten Tabakskisten noch einiges nothwendige Hausgeräth anfertigen. — Zum Kommis und Dolmetscher hatte ich einen in Amerika geborenen älteren Schwarzen; ein Englisch

sprechender Eingeborener, auf dessen Unehrlichkeit ich von vornherein aufmerksam gemacht worden war, war mir als Koch und Diener beigegeben.

3. März. Heute habe ich mit der neuen Tagesordnung, welche von weißen Ansiedlern in diesem äquatorialen Strich eingehalten wird, begonnen. Um $5^1/_2$ Uhr erhob ich mich mit den ersten Strahlen der Sonne, ließ die inmitten der Faktorei befindliche große Glocke läuten, wodurch aus dem benachbarten Dorfe die Arbeiter zum Tageswerk gerufen werden, und nahm dann in einer kleinen Bambuhütte ein erfrischendes kaltes Wannenbad. Hierauf wurde die tägliche Ration Reis — ein Pfund pro Mann — an die Schwarzen vertheilt und ich selbst setzte mich zum ersten Frühstück nieder. Von 7 Uhr an wurden schon aus der Umgegend meistens von Weibern kleine Mengen Palmkerne und Palmöl zum Tausch eingebracht und später langten ganze Canoeladungen dieser Produkte auf dem Flusse weiter vom Inneren her an. Mit den Händlern, welche diese bringen, ist gar nicht so leicht fertig zu werden; sie sind viel gewitzigter als der Durchschnittsneger, suchen den Clerk beim Wägen und Messen ihrer Waare zu übervortheilen, bemängeln Preis und Qualität der Tauschmittel und beanspruchen schließlich noch Kredit. Obgleich man nun bei Gewährung desselben mit ziemlicher Sicherheit die betreffenden Summen in den Schornstein schreiben kann, wird doch meistens von gänzlicher Weigerung abgesehen und der Händler dadurch zu wiederholter Zuführung von Landesprodukten veranlaßt, durch deren reichen Verdienst dann der kleine Verlust mehr als reichlich gedeckt wird. Von 11 bis 1 Uhr Mittags ist Frühstückszeit, Nachmittags wird bis $5^1/_2$ Uhr in gleicher Weise wie am Morgen gearbeitet, worauf man durch abermaliges Glockengeläute den Arbeiter zu seinem ersehnten Reistopf und zur Nachtruhe entläßt. Gegen $6^1/_2$ Uhr pflegte ich beim Scheine der Lampe zu diniren, las oder schrieb später noch kurze Zeit, wenn mich die gegen das Licht fliegenden langgeflügelten Insekten nicht gar zu arg inkommodirten, träumte auch wohl kurze Zeit in der vor der Thür befindlichen Hängematte und suchte meistens schon gegen 8 Uhr meine Lagerstatt auf.

Das große Erdbeben in Andalusien.

Von **M. Willkomm.**

I.

Wenn auch in den Zeitungen wiederholt Nachrichten über die furchtbaren Erderschütterungen, von denen die Provinzen von Granada und Malaga am vergangenen Weihnachtsfeste und an den folgenden Tagen heimgesucht wurden, mitgetheilt worden sind, so waren dieselben doch nur aphoristische und meist wohl nur auf Telegrammen beruhende, da sich auf andere Weise die oft bis zur Unkenntlichkeit gehende Verstümmelung der Ortsnamen kaum erklären läßt. Es dürfte daher wohl nicht ohne Interesse für die Leser des „Globus“ sein, eine ausführlichere, den Berichten von Augenzeugen entnommene Schilderung jener entsetzlichen Katastrophe zu erhalten, durch welche Tausende von Menschen das Leben, Hunderttausende ihr gesammtes Besitzthum verloren haben und zwei der blühendsten und reichsten Provinzen Spaniens in die äußerste Nothlage versetzt worden sind. Als Quellen für eine solche Schilderung dienen mir zahlreiche Ausschnitte aus dem in Malaga erscheinenden „Las Noticias“ betitelten Tageblatte, die ich einem mir befreundeten dort domicilirenden Spanier verdanke, und welche den Zeitraum vom 25. December 1884 bis 16. Januar d. J. umfassen. Während dieser 23 tägigen Periode sind fast täglich irgendwo innerhalb des Erschütterungsgebietes Erdstöße erfolgt. Alle Berichte stimmen darin überein, daß die Bewegung des Erdbodens eine wellenförmige gewesen. Manche der einzelnen Erschütterungen dauerten bis 20 Sekunden! — Bevor ich aber zur Mittheilung detaillirter Berichte aus einigen der am härtesten betroffenen Ortschaften schreite, halte ich es des Verständnisses halber für zweckmäßig, in kurzen Umrissen den Lesern ein Bild von dem ausgedehnten, mir aus eigener Anschauung wohl bekannten, weil von mir wiederholt durchwanderten Schauplatze jenes Erdbebens, das an Großartigkeit demjenigen von Lissabon kaum nachsteht, bezüglich seiner Lage, Oberflächengestaltung und geognostischen Zusammensetzung vor die Augen zu führen.

Malaga, nächst Barcelona der bedeutendste Hafen- und Handelsplatz und eine der reichsten und vorgeschrittensten Städte Spaniens, mit einer Bevölkerung von etwa 120 000 Seelen, liegt hart am Fuße einer bis 700 m Höhe anschwellenden, größtentheils mit Weinreben bepflanzten, mit Hunderten von blendendweiß getünchten Häusern, sowie mit zahlreichen, geschmackvollen, von herrlichen Gütern und Parken umgebenen Villen bestreuten Hügelkette, welche sich von der vom Flusse Guadalhorce bewässerten, an den Südwestrand der Stadt grenzenden, größtentheils mit Zuckerrohrfeldern bedeckten Ebene ostwärts längs der Küste 45 km weit bis gegen Nerja hin ausdehnt. Dieses nordwärts von Malaga stufenförmig in immer höher anschwellende, dicht mit immergrünem Gebüsch bedeckte Berge übergehende Hügelland lehnt sich an eine lange Gebirgskette an, welche einen gewaltigen, mit seiner Convexität gen Norden gerichteten Bogen bildet und die Küstenzone von den im Mittel 700 m über das Meer aufragenden Plateaus von Antequera und Granada scheidet. Das westliche, zwischen dem mittleren Laufe des Guadalhorce und Loja befindliche Drittheil dieses Gebirgsbogens streicht von WSW nach ONO, der östliche viel längere Schenkel, welcher sich bis an die Mündung des Guadalfeo und die Küstenebenen von Motril erstreckt, von WNW nach OSO. Die Gesammtlänge des Gebirgsbogens beträgt etwa 120 km. Die westliche Hälfte seines längeren Schenkels begrenzt die Hochebene von Granada, die östliche wird durch das breite, reich bevölkerte Längenthal von Lecrin von dem Riesenwalle der Sierra Nevada geschieden, an deren nordwestlichem Fuße die Stadt Granada liegt, und auf deren untersten Schwelle die Alhambra thront. Das

spaltenförmige Durchbruchsthal des Guadalhorce, durch das die von Malaga nach Cordoba führende Eisenbahn gelegt ist, welche bei Bobadilla (schon jenseits des Gebirges) die über Antequera und Loja nach Granada laufende Zweigbahn abgiebt, scheidet den geschilderten Gebirgsbogen von der wilden und verwickelten Gebirgsgruppe der Serrania de Ronda, die das westlichste Stück des hochandalusischen Gebirgslandes bildet und deren südlichste Kette die Küste zwischen der Ebene von Malaga und der im Norden von Gibraltar befindlichen Mündung des Flusses Guadiaro in einer Länge von circa 90 km umwallt. Das östlichste Glied dieser Kette, die vielkuppige, malerische Sierra de Mijas, an deren Fuße zahlreiche, meist von Orangenhainen umgebene, wohlhabende Ortschaften liegen, unter denen hier namentlich Torremolinos, Churriana, Alhauria de la Torre und Alhaurin el grande, die beliebten Sommeraufenthaltsorte der reichen Kaufleute Malagas, hervorgehoben zu werden verdienen, begrenzt die reizende Ebene von Malaga oder das Becken des unteren Guadalhorcelaufes gegen Süden. Alle diese durch große Schroffheit und groteske Zerrissenheit ausgezeichneten Gebirge sind in der Hauptsache aus metamorphischen Dolomiten und Kalken zusammengesetzt, während das dem beschriebenen Gebirgsbogen vorgelagerte Hügelland vorzugsweise aus metamorphischem Thon- und Grauwackenschiefer (wohl silurischen Ursprungs), zum Theil aber auch aus Tertiärschichten, insbesondere Nummulitenkalk besteht. Unter den die Gebirge bildenden Gesteinen spielt ein sehr krystallinischer, blendend weißer, zuckerähnlicher und massiger Dolomit eine hervorragende Rolle. Aus solchem Dolomit, dessen ungeschichtete Massen auf mich immer den Eindruck gemacht haben, als ob sie durch eine unterirdische Kraft emporgehoben worden seien (in der That erscheinen die Thonschieferschichten des Hügellandes gegen solche Dolomitgebirge stark aufgerichtet), besteht auch die Sierra Tejeda, das höchste, bis 2134 m über dem Meeresspiegel aufragende Glied der langen östlichen Kette jenes Gebirgsbogens, und gerade dieses, einen schroffen, an seinen Hängen wild zerklüfteten Wall bildende Gebirge hat offenbar den Mittelpunkt des Haupterschütterungskreises der Erdbeben gebildet. Denn nicht, wie bei dem Erdbeben von Lissabon, sind die Erschütterungswellen von einem Mittelpunkte, der damals Lissabon selbst war, ausgegangen, sondern es sind offenbar mehrere Erschütterungscentren vorhanden gewesen. Aus den mir vorliegenden Nachrichten ist ersichtlich, daß mindestens fünf derselben, die sich zum Theil in Linien ordnen, bei den andalusischen Erdbeben in Thätigkeit waren, in den meisten aber das Erdbeben am 25. December ziemlich gleichzeitig begonnen hat. Als solche Centren sind zu verzeichnen Antequera, Granada, die Sierra Tejeda, Velez-Malaga und Cortes, ein im westlichen Theil der Serrania de Ronda gelegener Flecken. Die ärgsten Erschütterungen haben zu beiden Seiten der von Loja gen OSO streichenden Gebirgskette, deren hervorragendstes Glied eben die Sierra Tejeda bildet, stattgefunden, sowie in Velez-Malaga (im Küstenstrich). Granada selbst scheint zum Glück verhältnißmäßig gut weggekommen zu sein, ich sage zum Glück: denn wäre diese Stadt so fürchterlichen Erschütterungen ausgesetzt gewesen, wie etwa Velez-Malaga oder auch nur Antequera, so würde die zauberische Alhambra jetzt ein Trümmerhaufen sein. Dieselbe scheint nicht erheblich gelitten zu haben. Bezüglich der Richtungen der Wellenbewegungen des Erdbodens lassen sich folgende Linien unterscheiden: 1) eine Linie von Antequera längs des südlichen Fußes der Gebirgskette über die Ortschaften Alfarnate, Periana, Alcaucin, Canillas de Aceytuno (an der Schwelle der Tejeda), Cómpeta bis Frigiliana, und eine zweite längs des nördlichen Fußes derselben Kette über Alhama, Fayena, Albuñuelas (unweit des Nordfußes der Tejeda) und die Ortschaften des Val de Lecrin und der Sierra de Almijara bis an das Thal des Guadalfeo; 2) eine Küstenlinie von Malaga ostwärts über Velez-Malaga, Algarrobo, Torróx, Nerja, Almuñecar bis Motril, südwestwärts über Churriana, Benalmádena, Fuengirola bis Marbella. Dazu kommen die Erschütterungscentren von Corte im äußersten Westen und von Granada im Osten des gesammten von dem Erdbeben heimgesuchten Areals. Von Corte scheinen sich die Wellenbewegungen strahlenförmig südostwärts gegen die Küste und gegen das untere Bassin des Guadalhorce gerichtet zu haben, die Gegend von Granada vielleicht nur von den von der Sierra Tejeda ausgehenden Wellen in Mitleidenschaft gezogen worden zu sein, in welchem Falle Granada nicht als ein besonderes Erschütterungscentrum anzusehen wäre. Daß eine Zeitungsnachricht, nach welcher die Sierra Nevada in der Nacht vom 25. zum 26. December um mehrere hundert Meter emporgehoben worden sein sollte, eine fette Ente gewesen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Wäre die Sierra Nevada, eine beinahe 4000 m hohe und 40 bis 50 km breite Gebirgskette in einer Nacht auch nur 50 m emporgehoben worden — ein Phänomen, welches beispiellos in der Geschichte der Erde innerhalb der historischen Zeit dastände — so würde weder in Granada, noch in den zahlreichen am Fuße und in den Thälern jenes Gebirges gelegenen Ortschaften ein Stein auf dem anderen geblieben, da würden Berge geborsten und Thäler verschüttet worden sein. Im Gegentheil scheinen die Ortschaften der Sierra Nevada wenig oder gar nicht gelitten zu haben.

Ich will nun einige Specialberichte von Augenzeugen folgen lassen, zunächst einen solchen aus Antequera. Diese von den Römern gegründete Stadt, welche jetzt gegen 30 000 Einwohner zählt und ein sehr gewerbthätiger Ort ist (es giebt dort viele Seiden- und Wollwaarenmanufakturen, Papier- und Seidenfabriken, Färbereien, Gerbereien u. a. m.), liegt unweit des nördlichen Fußes der nach ihr benannten Sierra, eines aus schwarzem Marmor bestehenden Gebirges, an dem Abhange und Fuße eines mit einem umfangreichen Kastell römischen Ursprungs gekrönten Hügels über der breiten Thalmulde des oberen Guadalhorcelaufes an der nach Granada führenden Eisenbahn. Die Stadt besaß viele Kirchen und Klöster und in ihrem älteren oberen Theile eine Menge stattlicher, wappengeschmückter, in castilianischem Baustil erbauter, sehr interessanter Häuser, denn Antequera ist der Sitz oder die Wiege vieler altadeliger Geschlechter, unter deren stolzen, ehrsüchtigen und rauflustigen Nachkommen noch 1846, wo ich dort verweilte, die Blutrache in ganz corsicanischer Weise in Blüthe stand. Unter den Kirchen zeichnete sich besonders die innerhalb des Kastells, dessen Eingang ein imposanter römischer Triumphbogen bildet, gelegene Kirche der Jungfrau durch herrliche gothische Architektur aus. „Am Abend des 25. December — schreibt ein Bewohner dieser Stadt unter dem 5. Januar an den Redakteur der „Noticias“ — als sich die meisten Familien in ihren Häusern befanden, um am wärmenden Kaminfeuer (denn es war sehr kalt) sich den harmlosen Freuden des Weihnachtsfestes hinzugeben, ließ sich plötzlich, gegen halb 9 Uhr, ein fernes dumpfes, Kettengerassel ähnliches Geräusch vernehmen, dem unmittelbar eine furchtbare oscillirende Bewegung des Erdbodens folgte, welche über 15 Sekunden andauerte und von einem entsetzlichen donnerartigen Getöse begleitet war. Unter dem Geprassel umgeworfener Möbeln, zerbrechender Gläser, herabfallender Spiegel und Bilder und einbrechen-

der Decken stürzten die von panischem Schreck ergriffenen Bewohner aus den wankenden Häusern, von denen im nächsten Moment Dutzende unter betäubendem Gekrach zusammenbrachen, auf die Gassen; ein einziger furchtbarer Angstschrei schien gleichzeitig aus allen Häusern zu dringen! Der Anblick der Gassen in jener nächtlichen Stunde spottet jeder Beschreibung. Hier suchten rathlos umherirrende Mütter mit lautem Angstruf einen Sohn oder eine Tochter, dort jammerten zarte Kinder nach ihren Eltern, denn infolge des Verlöschens der Straßenlaternen herrschte tiefes Dunkel in den mit dem Staube der zusammenstürzenden Gebäude erfüllten Gassen. Die ganze Bevölkerung floh entsetzt unter dem Getöse der einstürzenden Häuser, Kirchen und Thürme auf das freie Feld hinaus, um hier jedes Schutzes gegen die immer ärger werdende Kälte baar die Nacht zuzubringen. Sechsmal wiederholten sich die Erdstöße während jener Schreckensnacht! Bei Tagesanbruch überzeugte man sich zwar, daß kein Verlust an Menschenleben zu beklagen war, aber welch einen Anblick bot die Stadt dar! Fast alle Häuser haben mehr oder weniger gelitten, hunderte sind zusammengestürzt. Von den Kirchen liegen acht in Ruinen oder drohen den Einsturz, darunter die schöne Marienkirche im Kastell, von den Klöstern vier, unter diesen auch das Nonnenkloster der Recoletas, welches erst vor Kurzem neu aufgebaut worden ist, um als Schule zu dienen, in welcher arme Mädchen unentgeltlich unterrichtet werden sollten. Seit Weihnachten haben sich die Erderschütterungen öfter wiederholt, wobei eine große Unregelmäßigkeit in der Dauer und Intensität der Wellenbewegung des Bodens zu konstatiren war, und wissen wir nicht, wie lange dieser beängstigende Zustand dauern wird. Deshalb sind auch die aus der Stadt geflüchteten Bewohner, deren Häuser noch unversehrt oder bewohnbar geblieben, nicht zu bewegen, in dieselben zurückzukehren. Die bemittelten Familien wohnen theils in auf den Feldern errichteten Baracken, theils auf dem Bahnhofe in Waggons, die der Stationschef zur Verfügung gestellt hat, aber die Armen befinden sich in einer höchst traurigen Lage, da sie gezwungen sind, ohne Obdach und ohne irgend welchen Schutz gegen die Kälte im Freien zu kampiren. Die von der Regierung der Stadt geschenkten 15 000 Pesetas werden zwar hinreichen, um fürs erste der größten Noth abzuhelfen, aber es werden viel größere Summen bewilligt werden müssen, um den Hausbesitzern die Wiederherstellung ihrer Gebäude zu ermöglichen."

Kürzere Mittheilungen.

Von der Lena-Expedition.

In den letzten Tagen des December v. J. ist der Chef der Lena-Expedition, Nikolai Jürgens, in St. Petersburg eingetroffen. Die Lena-Expedition ist eine derjenigen Expeditionen gewesen, welche im Jahre 1882 zum Zweck magnetischer und meteorologischer Beobachtungen und anderer Untersuchungen nach verschiedenen Gegenden des weiten Nordens ausgesandt worden waren. Rußland hatte zwei Expeditionen ausgerüstet, eine an das Westufer von Nowaja Zemlja, die andere an die Mündung der Lena. Die Aufgaben der Lena-Expedition waren schwieriger, sowohl aus klimatischen Ursachen als auch wegen der weit entfernten Lokalität und der Beschwerden der Reise dahin. Die Glieder der Expedition führten mit glücklichem Erfolge die ihnen zu Theil gewordenen Arbeiten während eines ganzen Jahres aus, ja wünschten sogar noch 10 Monate länger als bis zum Ende Juni 1884 daselbst zu verweilen. Bis zum Schluß des zweiten Jahres konnten die Mitglieder nicht bleiben, weil es nicht möglich gewesen wäre, auf dem Winterwege Personen wie Instrumente und Ausrüstungsgegenstände von der Lena-Mündung nach Jakutsk zu transportiren; es mußte der kurze Sommer zu diesem Transport benutzt werden, um auf dem Wasserwege nach Jakutsk zu gelangen. Am 26. Juni 1884 verließ deshalb die Expedition ihr Lager an der Lena-Mündung. — Der Gesundheitszustand aller Theilnehmer war gut; kein Todesfall ist zu verzeichnen gewesen. Diese Thatsache dient zur Bestätigung dessen, daß der Aufenthalt im hohen Norden ohne besonderen Nachtheil für die Gesundheit möglich ist, aber freilich ist er nicht frei von Entbehrungen und Beschwerden, deren viele auch dieser Expedition zu Theil wurden. Besonders schwierig war die erste Zeit, so lange man mit der Einrichtung der Wohnstätte und mit der Aufstellung der Instrumente beschäftigt war. Vor allem erforderten die magnetischen Instrumente mancherlei Vorkehrungen; dazu hatten sie durch einen Sturm auf der Lena einige Beschädigungen erfahren. — Die Expedition hat keine so niedrige Kältegrade erlebt, als man erwartet hatte, nämlich nicht 50° C. Freilich wären bei völliger Windstille auch eher größere Kältegrade zu ertragen gewesen, aber hier wehten unaufhörlich Winde, bei denen auch geringere Kälte schon sehr empfindlich wurde. Sehr beschwerlich war auch die lange Polarnacht, keineswegs angenehm der feuchte kalte Sommer, während dessen die Sonne fast nie sichtbar wurde und nur einmal die Temperatur auf 12° C. stieg. Unter solchen Bedingungen ist die Vegetation jener Gegend die allertraurigste — man findet daselbst fast nur Moose.

In der Nähe der Insel Sagastyr, auf welcher die Expedition sich niedergelassen hatte, giebt es keine beständig bewohnte Stätte, nur zeitweilig kommen Jakuten des Fischfangs wegen dahin. Als man die Insel Sagastyr zum Beobachtungsorte auswählte, glaubte man, daß dies der nördlichste Theil im Delta der Lena sei; doch zeigten die späteren Aufnahmen, daß noch nördlicher eine Insel Dunay existirt, welche bis zum 74. Grade n. Br. hinaufreicht. Die geographische Aufnahme jener Gegend verändert das bisherige Kartenbild sehr beträchtlich.

Einer der Theilnehmer der Lena-Expedition, Dr. med. Bunge, ist noch in Sibirien zurückgeblieben, um im laufenden Jahre das Gebiet des Flusses Jana und 1886 die Neusibirischen Inseln zu erforschen.

(Nowoja Wrjema Nr. 3171.)

Das Antillenmeer.

In Science (30. Jan. 1885) giebt der Commodore Bartlett einen officiellen Report über die Resultate der Sondirungen im Karibischen Meere, und begleitet denselben mit einer sehr instruktiven Uebersichtskarte der beobachteten Tiefen. Nach derselben ist nicht nur das Karibische Meer von dem Mexikanischen Meerbusen durch flachen Grund geschieden und nur durch eine schmale Rinne von 1150 Faden Tiefe verbunden, sondern auch das Karibische Meer zerfällt noch einmal in zwei Abtheilungen, und das sie trennende Plateau

zwischen Cap Gracias a Dio, Jamaica und Haiti erhebt sich an verschiedenen Stellen (Mosquito-Bank, Rosalinda-Seranilla- und Pedro-Bank) über die Hundertfadenlinie und sinkt nirgends unter 1000 Faden herab. Ein flacher Rücken von durchschnittlich nur 300 bis 400 Faden Tiefe zieht sich von Florida bis Trinidad; nur in der Passage zwischen Cuba und Haiti sinkt er auf 760 Faden und hier trennt nur eine ganz schmale Erhebung die Zone tiefen Wassers, die sich mit Tiefen über 3000 Faden bis in den innersten Winkel des Golfs von Honduras erstreckt, von dem Tiefthal nördlich von Portorico, in welchem bis 4561 Faden gelothet wurde. Eine zweite tiefe Einsenkung bildet der Anegada-Kanal zwischen S. Thomas, das noch auf dem Plateau von Portorico liegt, und Santa Cruz; er hat durchschnittlich 1100 Faden, aber was die Verschiedenheit der Bodentemperatur zu beiden Seiten vermuthen ließ, haben die neuesten Sondirungen des „Albatroß" bestätigt; S. Cruz ist durch einen Rücken von höchstens 900 Faden Tiefe mit Portorico verbunden, und somit auch hier dem kalten Wasser und der Tiefseefauna der Zugang zu dem großen Becken von durchschnittlich 2400 Faden Tiefe, das sich zwischen den Großen Antillen und dem südamerikanischen Festlande erstreckt, gesperrt. Das Karibische Meer hat deshalb auch abwärts von 800 Faden die konstante Temperatur von $39\frac{1}{2}^0$ F. ($= 5,8^0$ C.). — Das Tiefthal zwischen Jamaica und Cap S. Cruz auf Cuba, das sich bis in den Golf von Honduras erstreckt, ist bei höchstens 80 Miles Breite gegen 700 Miles lang, und die größte in ihm gelothete Tiefe betrug 3428 Faden, sie liegt gerade südlich von der Insel Grand Cayman. Eine eigenthümliche Erscheinung ist das tiefe Becken im südlichen Karibischen Meere, das in diesem Winter nach verschiedenen Richtungen genau aufgenommen wurde. Sein Boden zeigt auf ungefähr 200 000 Quadratmiles kaum die geringste Unebenheit. Zwischen Haiti und Cartagena ist die Tiefe überall 2200 Faden, im östlichen Theile des Beckens steigt sie bis zu 2840 Faden. Hier ist die Erhebung besonders bei Los Roques ganz plötzlich, während nördlich der Aufstieg gegen Jamaica hin sehr allmählich ist. Da auch zwischen Cuba und Yucatan, ausgenommen an der schmalsten Stelle, eine ausgedehnte Einsenkung mit 2575 Faden Tiefe liegt, sind die Resultate der Lothungen im Ganzen der Theorie von Wallace, die in der Tertiärzeit einen breiten Landzusammenhang zwischen Nord- und Südamerika erfordert, nicht sonderlich günstig.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Auf S. 59 und 60 dieses Bandes besprachen wir Dr. Höfer's Schrift über den Feldzug des Germanicus im Jahre 16 und theilten zum Schluß mit, daß die Münzfunde von Barenau und Umgegend (etwa 2 deutsche Meilen nördlich von Osnabrück) von einem Sachverständigen (Dr. Menadier) untersucht werden sollten. Dessen Bericht hat nun Theodor Mommsen (Sitzungsberichte der K. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 29. Januar 1885) zu der Ueberzeugung gebracht, daß in jener Gegend die Stätte der Varusschlacht zu suchen ist, was schon 1789 von J. E. Stüve ausgesprochen wurde. Der Münzschatz in Barenau zerfällt in zwei deutlich geschiedene Theile; von den 213 Silbermünzen gehören 181 Denare der späteren Republik und der Augustischen Zeit an; dieselben sind meist gut erhalten und scheinen alle gleichzeitig gegen das Ende der Regierung des Augustus unter die Erde gekommen zu sein. Die übrigen 32 dagegen sind $1\frac{1}{2}$ bis 4 Jahrhunderte jünger, stark abgenutzt, gehören sehr verschiedenen Zeiten an und sind entschieden durch Handelsverkehr nach Germanien gelangt. Ganz einzig dastehend ist das Vorkommen mehrerer älterer Kaiser-Goldmünzen, welche sonst nur an vier Stellen in Germanien gefunden worden sind, während Goldmünzen späterer Kaiser sehr häufig sind; dieses Vorkommen erfordert nach Mommsen auch einen außerordentlichen Vorgang als Erklärungsgrund. Kupfer ist in Barenau so gut wie gar nicht vertreten; dasselbe wurde eben von den Soldaten in Feindesland nicht gebraucht und wegen seiner Schwere nicht mitgeführt, während die Gold- und Silbermünzen als ihre Ersparnisse aufzufassen sind. Mommsen weist dann im Einzelnen nach, daß die Gegend von Barenau und das Große Moor nördlich davon alle diejenigen Bedingungen vereint, welche nach den Berichten der Alten für die Oertlichkeit der Varusschlacht gefordert werden. Damit wäre auch die Frage nach dem Teutoburger Walde entschieden; derselbe ist nicht, wie bisher, im Osning zu suchen, wo sich auf der Grotenburg das Standbild des Arminius erhebt, sondern in dem Wiehengebirge, welches mit der Scharte oder Porta Westphalica beginnt, und seinen nordwestlichen Fortsetzungen (Lübbesche Berge und Osterberge). Weitere Nachforschungen sollen in diesem Sommer unternommen werden.

Asien.

— Auf dem chinesischen rechten Ufer des Amur gegenüber dem russischen, am linken Ufer gelegenen Orte Iguaschino, etwas westlich von Albasin, sind reiche Goldlager entdeckt, welche bereits von russischen Abenteurern ausgebeutet werden. Jüngst meldete ein Telegramm aus Blagoweschtschensk, daß der chinesische Gouverneur von Aigun sich an die russische Obrigkeit mit der Bitte gewandt habe, den Russen das Goldsuchen zu verbieten. Der russische Gouverneur wollte damit nichts zu thun haben und rieth den Chinesen, sich selbst mit den Räubern abzufinden. Wie man hört, sollen in Folge dessen die Chinesen aus Tsitsikar 500 Mann Soldaten zum Schutz der Goldlager abgesandt haben. — Andere Nachrichten aus Nertschinsk melden, daß, sobald die Kunde von den reichen Goldlagern auf chinesischer Seite sich unter der sibirischen Bevölkerung verbreitet hatte, vom Amur, der Schilka und dem Argun die Leute in Masse zuströmten, und seien etwa 5000 Menschen mit Goldsuchen bereits beschäftigt. Die Goldsucher haben ihre Aeltesten, welche auf Ordnung sehen; wer sich nicht fügt, wird bestraft und davon gejagt; der Gesundheitszustand sei befriedigend. Man arbeitet in Gesellschaften („Artell"). Es ist sehr wahrscheinlich, daß mit dem Eintritt des Frühlings die Arbeiten aufhören werden, weil das Aufgehen der Flüsse sowohl die Arbeit erschweren, als auch die Zufuhr der Lebensmittel verhindern wird. („Oestliche Rundschau" 1885, Nr. 5.)

— Potanin's Expedition verließ am 31. Juni Kuku-Choto, befand sich am 4. August am Gelben Fluß und rückte dann nach Ordos vor. Die Glieder der Expedition, welche den dunganischen Fürsten besucht haben, sind nun in der Stadt Boro-Balgaun. Hier fand man abermals einen belgischen Missionar, welcher die Expedition gastfreundlich aufnahm. Das letzte Schreiben ist vom 18. September v. J. Die Theilnehmer der Expedition sind thätig, sam-

meln, machen photographische Aufnahmen, und alle sind bei guter Gesundheit.

— Die Regierung von Japan soll, wie man schon lange hört, sehr unzufrieden sein, daß sie den südlichen Theil von Sachalin an Rußland für die kurilische Inselkette abtrat; sie findet, daß der Tausch für Japan sehr unvortheilhaft gewesen. Der 1875 an Rußland abgetretene Theil Sachalins sei für Gewerbe und Handel geeignet, die kurilische Inselgruppe dagegen öde und zu Ansiedelungen ungeeignet. Namentlich die nördlichen Inseln sind den Japanern lästig, weil sie überflüssige Ausgaben erfordern — zur Ernährung der daselbst ansässigen Bewohner. Nicht im Stande, mit Erfolg gegen die Armuth der Inseln anzukämpfen, hat die japanische Regierung beschlossen, alle Einwohner auf die südlichen Inseln zu verpflanzen. Der Anfang damit ist bereits gemacht und binnen Kurzem werden die nördlichen kurilischen Inseln entvölkert sein. Man erzählt sich sogar, daß die japanische Regierung entschlossen sei, sich vollständig der Inseln zu entäußern. Wer von der Insel Besitz nehmen wird, ist unbekannt. („Nowosti" 1885, Nr. 41.)

Afrika.

— Mitte Februar ist Dr. Schweinfurth von einer dreimonatlichen Forschungsreise nach Kairo zurückgekehrt. Seit Jahren schon durchwandert und erforscht er die Felswüste zwischen Nil und dem Rothen Meere, um dieselbe geologisch aufzunehmen und eine Specialkarte derselben anzufertigen. Unter anderem besuchte er dieses Mal den Dschebel Fatereh, wo die aus den Zeiten Trajan's und Hadrian's datirenden Granitbrüche liegen, und fertigte einen Specialplan dieser Gegend an, der auf die Art und Weise, wie die Pharaonen ihre großen Strafhäuser inmitten der Wüste erbauten und im Stande hielten, ein neues Licht wirft.

— Der schon früher todtgesagte, bekannte König Mtesa von Uganda (Nordufer des Victoria Njanza) ist am 10. October 1884 wirklich gestorben, wie die in seiner Hauptstadt Rubaga verweilenden Missionare an die Church Missionary Society berichten. Ihm folgt ein Knabe, Mwanga mit Namen, der in gewisser Hinsicht unter dem Einflusse der Missionare steht. Niemals haben in Uganda bei einem Thronwechsel so wenig Gewaltthaten und Blutvergießen stattgefunden als dieses Mal. Die Prinzessin, welche zur Würde der „Schwester des Königs" erhoben wurde, gehört zu den 88 von den Missionaren getauften Christen, welche es bis jetzt in Uganda giebt.

— In Manchester hat sich eine British Congo Company aus angesehenen Kaufleuten gebildet, deren Aktienkapital 500000 Pfd. St. (in Stücken zu 5 Pfd. St.) beträgt. Der Werth des Kongohandels wird jetzt auf 56 Millionen Mark jährlich geschätzt.

— Aus Zanzibar, 13. März, kommt die Nachricht, daß die Belgier ihre Stationen in Ostafrika (sie haben dort Mpala und Karema am Tanganjika-See und Kondoa in Usagara) verlassen. Karema wurde den algerischen Missionaren übergeben.

Australien.

— Mr. Harry Stockdale war der Leiter einer aus sieben Personen bestehenden Expedtion, welche sich im Auftrage der Kimberley Investment Association in Melbourne im Oktober 1884 auf dem Dampfer „Whampoa" von Port Darwin, an der Nordküste von Australien, aus nach dem Cambridge Golf in 14° 45′ südl. Br. und 128° 7′ östl. L. von Gr. begeben hatte. Sie wollte von dort aus den unbekannten nördlichen Kimberley-Distrikt in der Richtung auf die King Leopold Ranges in 17° 15′ südl. Br. und 145° 20′ erforschen. Mr. Stockdale traf am 13. Januar 1885 mit einem seiner Reisegefährten wieder an der Katherine-Station des Ueberlandtelegraphen (14° 30′ südl. Br. und 132° 25′ östl. L. von Gr.) ein. Zwei seiner Begleiter hatten sich, trotz aller Gegenvorstellungen, geweigert zurückzukehren; sie wollten, wie es schien, nach Gold suchen. Mr. Stockdale versorgte sie mit Waffen und einigen Lebensmitteln, so viel er konnte. Eine Depesche von der Katherine-Station aus besagt Folgendes: „Ein schöneres Areal von Weideland, wie wir auf den Leopold-Downs fanden, existirt wohl nirgends in ganz Australien. Auf einer 80 Meilen langen Strecke zeigte sich der vorzüglichste Graswuchs, frei vom Scrub (Gestrüpp), aber mit reichlich Wasser in allen Richtungen. Entdeckte zwei neue große Flüsse mit vielen, zum Theil bedeutenden Creeks und an manchen Stellen bis 75 m breit, welche durch den ganzen Distrikt hinlaufen und in den Cambridge-Golf münden. Große Wasserlöcher mit permanentem Wasser häufig. Halte dafür, daß eine Million Schafe hier das ganze Jahr über Nahrung findet. Keine Auslagen für Konservirung von Wasser sind nöthig. Für Einhägungen ist Holz genug vorhanden. Keine Ebenen, das Land fällt allmählich ab und ist für Schafe am besten geeignet. Keine Kletten, keine giftigen Pflanzen, kein geiler Graswuchs. Sehr wenig wilde Hunde, Känguruhs und Emus. Die Eingeborenen schöne, stämmige Menschen und dabei friedfertig. Klima herrlich, möchte hier für immer leben. Hatten niemals heiße Winde. Erfreuten uns auf der ganzen Reise der besten Gesundheit."

Inseln des Stillen Oceans.

— Am 25. December 1884 traf das englische Kriegsschiff „Raven" unter Lieutenant Roß in Port Moresby, an der südöstlichen Küste von Neu-Guinea, ein und begab sich von da, nachdem es den dort stationirten Missionar Rever. Chalmers und einen Eingeborenen als Dolmetscher an Bord genommen, nach der Nordostküste von Neu-Guinea. Hier hißte er zuerst am 1. Januar 1885 an der Porlock Bay in 8° 59′ südl. Br. und 149° östl. L. von Gr., wo keine Eingeborenen gesehen wurden, die britische Flagge; dann am 2. Januar in Caution Bay, wo dem dortigen Häuptlinge eine Flagge in Verwahrung gegeben wurde; am 3. Januar in der Traitor's Bay in 8° südl. Br. und 148° 2′ östl. L. von Gr., wo man wieder keine Eingeborenen sah, und endlich am 5. Januar in der Deaf Adder Bay im Huon Golf in 7° südl. Br. und 147° 10′ östl. L. von Gr. Um ungefähr dieselbe Zeit nahm Kapitän Bridge des britischen Kriegsschiffes „Dart" die Insel Rook in 6° 36′ südl. Br. und 148° östl. L. von Gr. und Long Island in 5° 17′ südl. Br. und 147° 5′ östl. L. von Gr. für England in Besitz. Nur auf der Insel Rook fand man viele Eingeborene (es war eine schöne Rasse), welche von Weißen wenig wußten. Kapitän Bridge hißte damals noch an der Küste von Neu-Guinea in der Nähe von Cape Cretin in 6° 40′ südl. Br. und 147° 50′ östl. L. von Gr., sowie an Tomato Beach die britische Flagge.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Amazonas und Cordilleren.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.)

IX.

Auf der Reise von Quillucaja nach Chasuta auf dem von hohen Bergketten eingeengten Huallaga kam Wiener nur langsam vorwärts, da das Boot mit langen Stangen längs des Ufers fortbewegt werden mußte; erschöpft vom Fieber gelangte er in Chasuta an, wo der Gouverneur ihm keine Träger nach dem sieben Stunden entfernten Tarapoto geben wollte, ihm jedoch auf seine Bitte ein Obdach gewährte. Nach drei Tagen entschloß er sich, Wiener gegen eine enorme Entschädigung Träger zu verschaffen; letztere, Cocamilla-Indianer, von denen eine Gruppe in unserem Bilde dargestellt ist, bekamen jedoch von der Bezahlung nie etwas zu sehen. Die Schilderung, die Wiener von den in diesen Gegenden angestellten Gouverneurs im allgemeinen giebt, ist merkwürdig genug, um hier berührt zu werden. Ein Gouverneur in diesen Gegenden, sagt er, ist mit wenigen Ausnahmen ein Mann, der, wenn er schreiben kann, dies sicher nicht orthographisch thut. Durch den Unterpräfekten ernannt, begiebt er sich mit einem Pack Waaren in seinen Distrikt; bei dem Ausschiffen erlauben sich die Indianer (jener ist gewöhnlich barfuß) die Frage: „Wer ist dieser Weiße?“ „Ich bin der Gouverneur“, lautet die Antwort. „Ah! Was hast du da in deinem Boote?“ Die Bahn ist nun gebrochen, die Neugierde und die Sehnsucht nach den Waaren erregt; dieselben werden jetzt auf Kredit an die Indianer verkauft, welche die Schuld abarbeiten sollen, wobei jedoch die Berechnung so eingerichtet wird, daß dies nie geschieht.

Auch diese Mißwirthschaft trägt dazu bei, daß dem Gebiete des Amazonas nur ein kleiner Theil der Schätze abgewonnen wird, die dasselbe liefern könnte. Der berühmte Agassiz sagte einmal, daß die Schätze, welche da verfaulten, im Stande wären, dem europäischen Pauperismus abzuhelfen; jetzt, meint Wiener, nutzt man etwa den hundertsten Theil derselben aus, aber dieser geringe Theil hat einen Werth von jährlich 60 Millionen Francs. Mit einer verhältnißmäßig kleinen Ausgabe könnte man diesen Reichthum ausbeuten; man brauchte nur jeden Nebenfluß durch eine Dampfschaluppe befahren zu lassen; dies wäre aber auch unbedingt nöthig, denn die Bootfahrt dauert zu lange und ist zu anstrengend. Um von Para nach Tabatinga zu rudern, würde man neun Monate gebrauchen; man macht die Fahrt gegenwärtig unter Dampf in 16 Tagen, es könnte aber sogar in 10 Tagen geschehen. So wie die Sachen jetzt stehen, fängt der Handel an möglich zu werden; auf dem oberen Amazonas sind die Verbindungsmittel jedoch noch ungenügend, und überhaupt müßte das Ganze besser organisirt werden, um sowohl aus dem Aufkauf der Erzeugnisse des Landes als aus dem Verkaufe europäischer Produkte den größten Nutzen zu ziehen.

Wiener trat die Weiterreise, die ihn zum letzten Male über die Cordillere und zum Gestade des Stillen Oceans an seinen Konsulatssitz führen sollte, zu Fuß an; der Weg, wenn man ihn so nennen kann, ist außerordentlich ermüdend und zum Theil gefährlich, aber wunderbar schön. Am zweiten Tage traf der Reisende auf eine Stelle, wo Gießbäche einen Theil des Gebirges mit fortgerissen hatten,

ungeheure Steinblöcke, dazwischen auf einander gehäufte Riesen des Waldes, versperren den Weg und sind zum Theil mit rother Thonerde bedeckt. Der Fußweg steigt treppenförmig an und manche der Stufen sind einen Meter hoch. Wenn man aber nach zweistündigem, angestrengtem Steigen die Höhe erreicht hat, sieht man das Thal von



Bootfahrt gegen den Strom auf dem oberen Huallaga. (Nach einer Skizze Wiener's.)

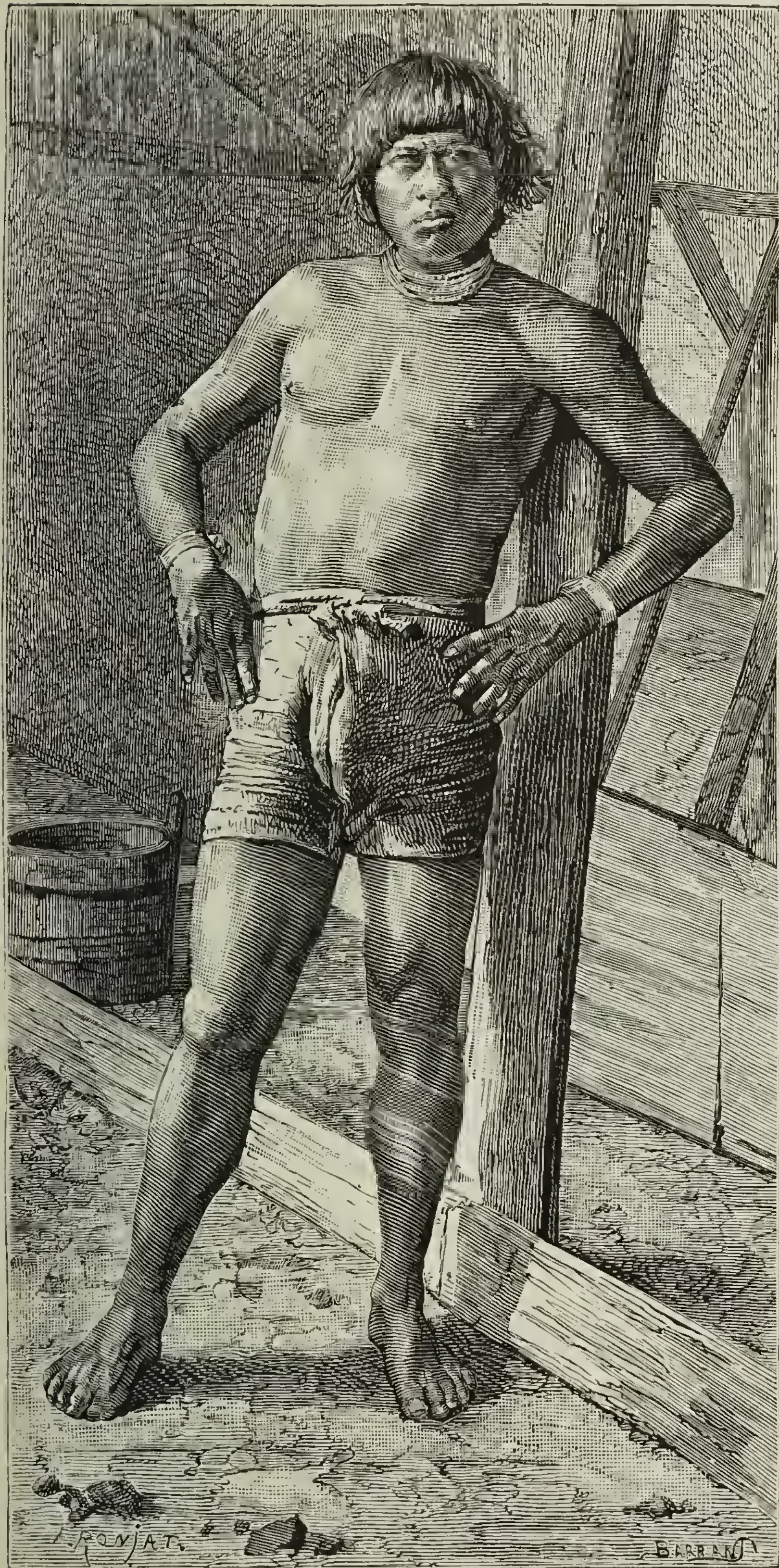
Tarapoto unter sich, in dem der Huallaga sich wie ein indigoblauer Streifen hinzieht und den Mayo aufnimmt; wie eine bewunderungswürdige Reliefkarte liegt die Gegend da; in der Ferne begrenzen die Cordilleren von Moyobamba



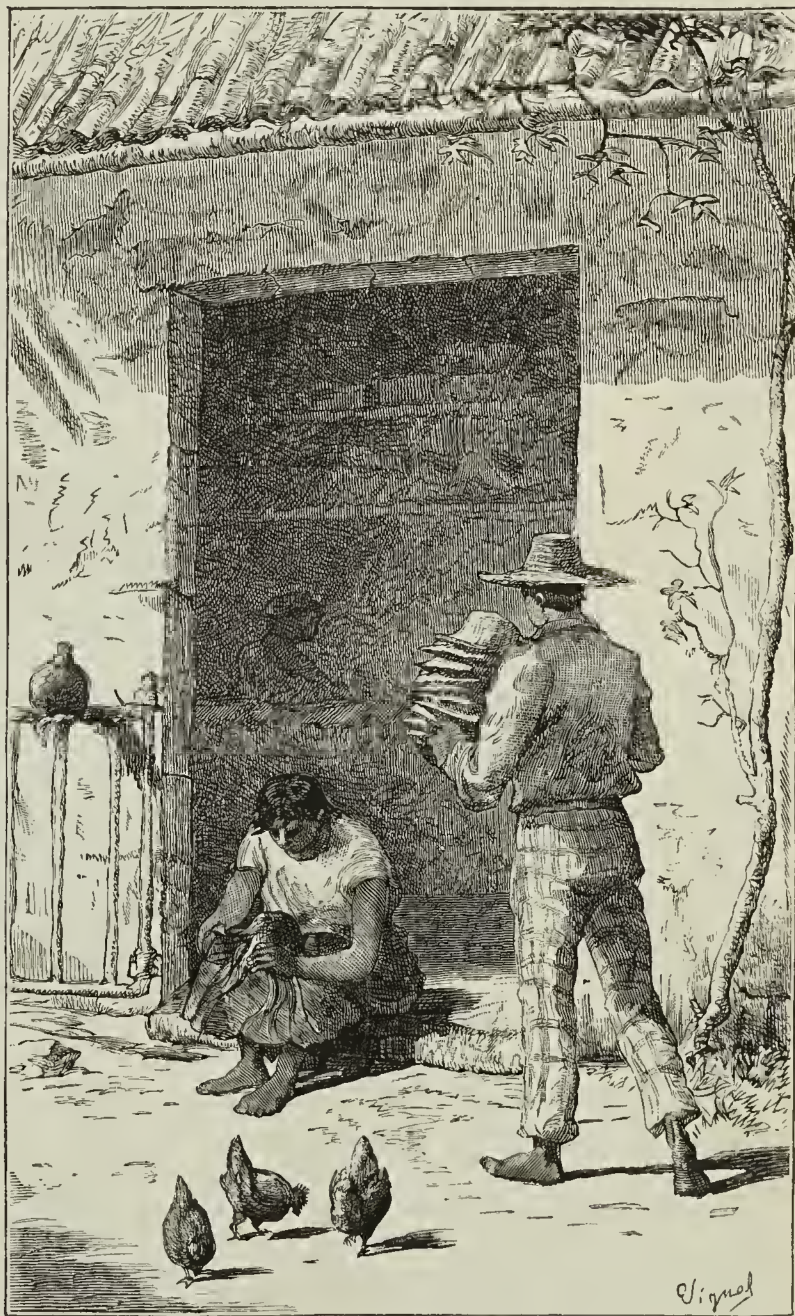
Cocamillas-Indianer. (Nach einer Photographie.)

die Ebene und ihre blauen Grenzlinien verschwimmen am Horizont. Tarapoto wurde an demselben Tage erreicht und nach einem unfreiwilligen elftägigen Aufenthalte — es werden die gewöhnlichen Ursachen, Krankheit und Mangel an Trägern, angegeben — wurde die Reise nach Lamas, einer kleinen, fünf Stunden entfernten Stadt, fortgesetzt.

Die Indianer, welche diesmal den Transportdienst leisteten, waren außergewöhnlich kräftig, eine Folge des kühleren Klimas ihres Landes. In Tarapoto trennte sich auch Parys von Wiener; ersterer hatte die Absicht, soweit es seine Mittel erlaubten, die Kautschukwälder am Amazonas auszunutzen, wobei ihm Herr Bonvoisin, dessen Bekanntschaft wir im vorigen Abschnitte gemacht haben, hilfreiche Hand bieten wollte. Der Abschied war schwer; von den zahlreichen Begleitern, mit denen Wiener die Reise angetreten hatte, blieb nur François bei ihm zurück, mit dem er diese zweite Durchkreuzung Süd-Amerikas vollenden sollte. Der Weg war bergig ohne steil zu sein, zwei Bergrücken waren zu überschreiten, ehe man nach dem 400 m höher gelegenen Lamas gelangte. Dieser Ort ist eigentlich nur ein Indianerdorf; die 70 Häuser, welche Weißen gehörten, sind neuerdings von den Eingeborenen niedergebrannt worden. Gewiß ist diese Handlung nicht zu entschuldigen, wohl aber durch den Druck, der von Lima aus auf die Indianer ausgeübt wird, zu erklären; außerdem hatte der Präfekt aus eigener Machtvollkommenheit eine Steuer auf das Verfertigen von Strohhüten, den einzigen Industriezweig des Landes, gelegt — 12 Realen auf den Hut, zu dessen Vollendung fünf bis sechs Tage erforderlich sind, wobei etwa ein Francs täglich verdient wird. Wenn



Träger von Tarapoto. (Nach einer Photographie.)

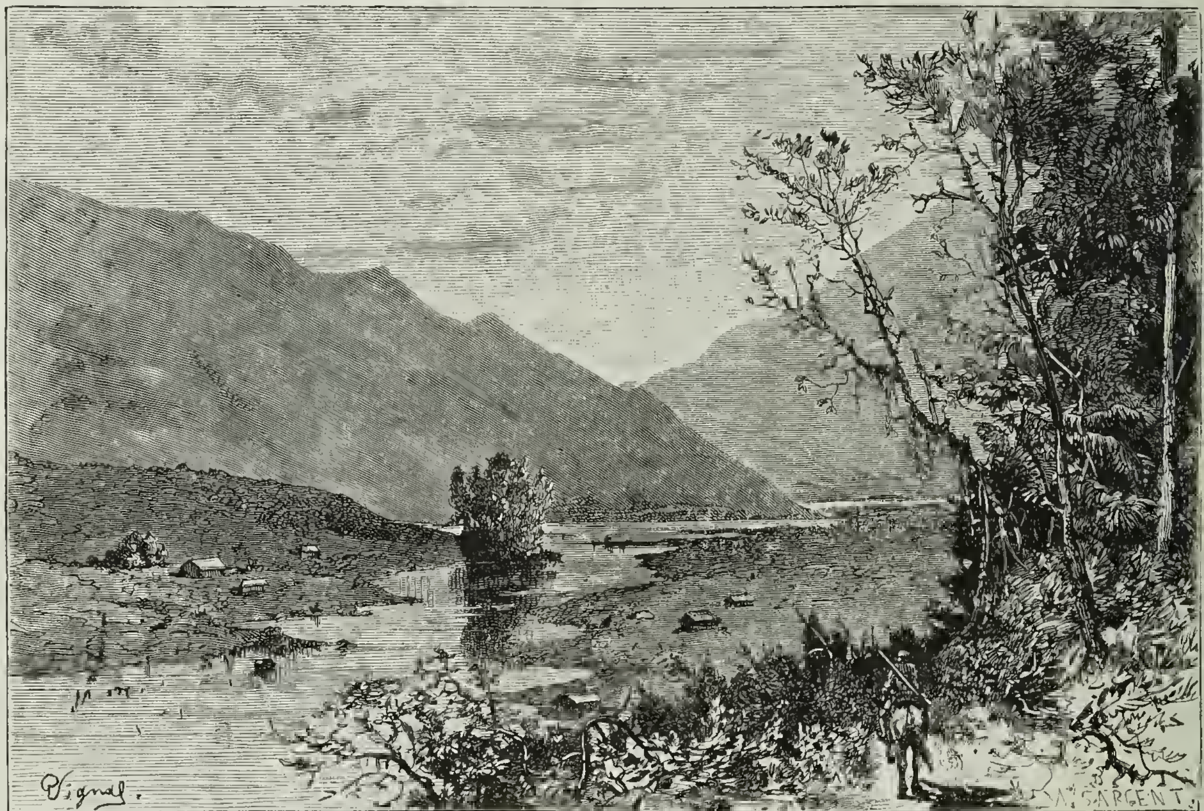


Strohhutflechterei in Moyobamba. (Nach einer Skizze Wiener's.)

man hiermit die ungeheuer hohen Preise vergleicht, die für alle Kaufmannswaaren bezahlt werden müssen, so wird man sich leicht erklären können, warum diese armen Leute nur das Allernöthigste ihr eigen nennen. Es ist ein eigenthümliches Land, in dem der Verkäufer dem Käufer eine Gunst erweist, wenn er ihm ein Paar Pantoffeln um zwölf Francs verkauft; außerdem ist durch die anormalen Zustände beinahe alles Geld verschwunden und man muß daher zum Tauschgeschäft greifen; man kauft Garn und bezahlt mit Eiern, erwirbt Leinwand gegen Schweine und leistet Zahlungen mit Hühnern oder Hüten. Natürlich ist demjenigen, der es versteht, eine schöne Gelegenheit geboten, sich bei derartigen Geschäften zu bereichern.

Nach einigen Irrfahrten, eine Folge der Unbekanntschaft mit dem Wege, kam Wiener Abends um 5 Uhr in Sause an. Dieser Ort liegt wie auf einem grünen Teppich; von der Spitze eines ziemlich hohen Hügels übersieht man die Landschaft, in deren Mitte sich der Mayo hinzieht, der mit

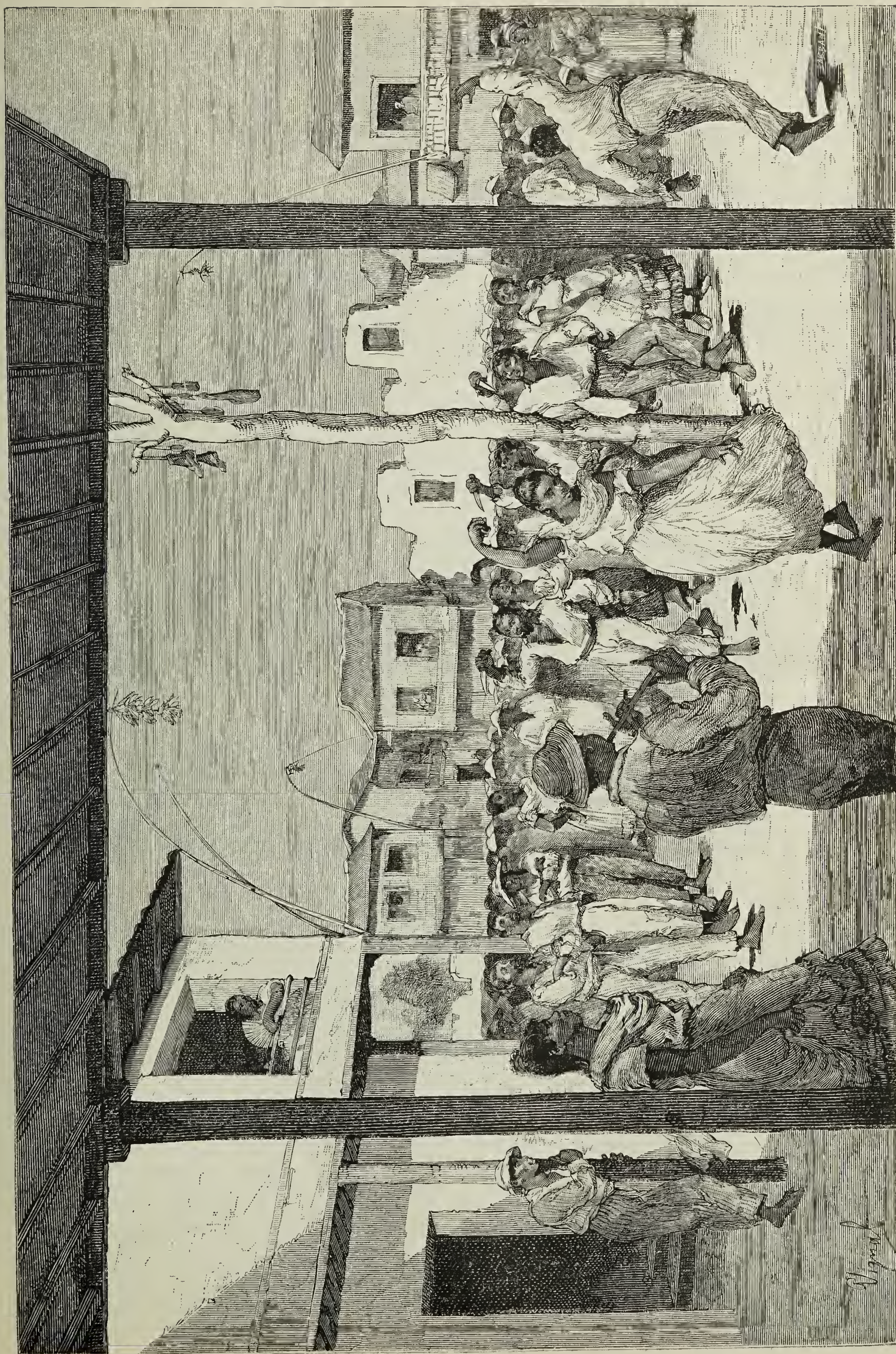
seinen beiden Armen eine kleine, mit malerischem Gebüsch bedeckte Insel umfaßt. Das Dorf zwischen den grünen Bergketten mit seinen kräftigen Männern und niedlichen Frauen, daneben als weitere Staffage ein paar Hunde und andere Hausthiere, machte den Eindruck eines alten Gobelin. Am folgenden Morgen (9. Juni) kam Wiener nach Tavalosos, dem letzten bewohnten Orte zwischen Tarapoto und Moyobamba, eigentlich ein paar Hütten, die sich zwischen ungeheuren Felsblöcken auf einem vom Regen durchwühlten Abhange von rother Thonerde erhoben; am 10. Juni wurde der Potrero, ein ziemlich hoch gelegener Punkt, erreicht, wo der Reisende zum ersten Male seit längerer Zeit Wasser trank, welches eine Temperatur von 21 Grad hatte und ihm gegenüber dem bisher genossenen von 25 bis 29 Grad sehr kühl vorkam. Zwischen dem Potrero und der letzten vor Moyobamba gelegenen Bergkette befindet sich ein tiefes Thal, Gramalote; hier stieß Wiener auf den Präfekten, der sich mit seinen Begleitern nach Iquitos begab. Gegen 5 Uhr erreichte man den Tambo Asansa, wo man die Nacht zubringen wollte; es war nicht leicht, sich einzurichten; der Boden war mit Millionen schwarzer Ameisen von etwa 3 mm Länge bedeckt; ihre noch größeren „Officiere“ zeichneten sich durch eine röthliche Farbe aus und marschirten zur Seite dieser langen Reihen. So interessant der Anblick war, so wurden doch die Palmblätter, welche die Erde bedeckten, in einem Augenblicke in Brand gesteckt und die Indianer schlenderten die Ameisen, welche zu entfliehen suchten, mit ihren langen Haumessern ins Feuer. In zehn Minuten war alles vorbei und die Asche wurde entfernt, doch die schwarze Schar erschien wieder; man mußte eine halbe Stunde lang den Platz mit feurigen Besen aus angezündeten Palmenblättern fegen, ehe man die Feinde besiegt hatte. Am 11. Juni wurde Ramirez, die letzte Station vor Moyobamba, erreicht; am nächsten Tage kam man nach Jera, wo man sich Lebensmittel verschaffen wollte; dies glückte jedoch nur in sehr bescheidener Weise, weil die Leute des Präfekten fast alles, natürlich ohne Bezahlung, weggenommen hatten. Die Indianer nahmen dies übrigens



Dorf im Mayothale bei Sanse. (Nach einer Photographie.)

sehr geduldig auf, da ihnen eine solche Behandlung schon zur Gewohnheit geworden war. Wenn irgend eine militärische oder bürgerliche Autorität reist, requirirt sie eine Anzahl Indianer oder Maulthiere, die ihr acht bis vierzehn Tage lang von Etappe zu Etappe folgen müssen; weder die Menschen noch die Besitzer der Thiere werden bezahlt. Wollte man alle Grausamkeiten und Mißbräuche schildern, die derartige Reisen zu förmlichen Razzias machen, so würde man bei dem Leser kaum Glauben finden; es möge die Mittheilung genügen, daß die Gouverneure ihren Freunden sogar Diener und Arbeiter verschaffen, indem sie Indianer gegen geringen Lohn zu derartigen Leistungen pressen.

Endlich war Wiener in Moyobamba, dem er nicht den Namen einer Stadt zuerkennen will; die Häuser sind halbfertig oder halbe Ruinen; die Dächer bestehen nur zum Theil aus Ziegeln, gewöhnlich aus Palmenblättern, die verwendeten Hölzer sind meistens nicht bearbeitet. Jedes Haus hat einen Laden mit einigen werthlosen Waaren, die auf unangestrichenen Tischen ausgelegt sind. In diesen Lokalen trifft man sich auch, um zu schwatzen, wobei sich natürlich Parteigenossen zusammenfinden; Fremde werden mit Zurückhaltung behandelt, einen Herrn M. San Martos aus Lima, der schon 27 Jahre da wohnte, betrachtete man immer noch als „Ausländer“. Am Abend ist es ruhig, niemand empfängt, die Thüren sind geschlossen. Kein Gasthof, kein Café, kein Speisehaus, keine Promenade! Die Straßen werden nicht erleuchtet, sie dienen außer zu ihrem eigentlichen Zwecke auch zum Aufenthaltsorte einer Schweineherde, die zahlreicher als die Einwohnerschaft selbst ist. Eine Folge dieser Verhältnisse ist der halsbrechende Zustand der Verbindungswege, der durch die Sturzregen nicht verbessert wird. Glücklicherweise sehen die Bürger der Stadt nicht auf solche Kleinigkeiten und sind auch von frühester Jugend an gewohnt, derartige Hindernisse zu besiegen. Alle Leute beschäftigen sich mit dem Flechten von Strohhüten, und am Abend ziehen sie von Laden zu Laden, um sie zu verkaufen. Der Handel verläuft immer in ganz gleicher Weise: „Wie viel kostet der Hut?“ „Vierzehn Realen.“ „Das ist wohl nicht ernstlich gemeint?“ „Nun, dreizehn denn.“ „Aeußerster Preis?“ „Zwölf Realen.“



Unistah-Fest. (Nach einer Skizze Wiener's.)

„Willst du acht?" „Nein!" „Wollen wir uns in die Differenz theilen?" „Zehn Realen?" „Gut, da sind sie." So geht es an einem Abend wohl hundert mal, und dazwischen wird über andere Dinge geschwatzt. Der Handel wird in eigenthümlicher Weise betrieben; er ist vollständig in den Händen zweier Häuser zu Iquitos und Yurimaguas; da die Kaufleute von Moyobamba kein baares Geld besitzen, um ihre Einkäufe zu machen, bezahlen sie mit Hüten und würden bei diesem Geschäft sehr viel verlieren, wenn sie nicht die empfangenen Waaren zu einem unverhältnißmäßig hohen Preise verkauften. So kommt es z. B., daß der Verkaufspreis des gewöhnlichen Baumwollenzeuges zehnmal mehr als der Einkaufspreis beträgt. Genau genommen sind die Handlungshäuser in Moyobamba nur die Geschäftsführer der Großhändler, welche den ganzen Vortheil einstreichen, während erstere die ganze Gefahr zu tragen haben; natürlich würde der Handel vernichtet sein, sobald die Brasilianer die Mode, Strohhüte von Moyobamba zu tragen, aufgäben.

Trotz aller Anstrengungen gelang es Wiener nicht, die erforderlichen Transportmittel zu bekommen, und er konnte, da er zu sehr durch Krankheit geschwächt war, um zu Fuß zu gehen, die Reise nicht fortsetzen; bald hatte der Präfekt die bestellten und bezahlten Maulthiere wegnehmen lassen, bald war es der Unterpräfekt, der sie in seinem Interesse verwendet hatte. Klagen wären nutzlos gewesen; es war doch nur ein Tropfen in dem Meere von Ungerechtigkeit, die hier geübt wurde. Durch diesen gezwungenen Aufenthalt wurde er genöthigt, das Leben in Moyobamba zu studiren, was allerdings insofern nicht schwer war, als dasselbe beinahe ganz aus Festlichkeiten bestand; zwölf Fest- und Feiertage in zwei Wochen, die unser Autor aufzählt, dürften allerdings in anderen Ländern als etwas zu viel betrachtet werden. Und nun gar die Art dieser Festlichkeiten; kein Stil, keine Eleganz, keine Anmuth; sie sind nicht lustig, nicht traurig, nicht leidenschaftlich, nicht malerisch, sie haben nichts anderes, was sie auszeichnet, als daß sie demoralisirend wirken, ruft Wiener aus. Die Menge von Alkohol, welche Frauen



Zuckerrohr-Pflanzung.

sowohl, als Männer bei solchen Gelegenheiten vertilgen, übersteigt die Grenzen des Glaublichen. Bei einer dieser „Abendgesellschaften" erschien einer der „Herren" mit dem Hut auf dem Kopfe, einen großen Stocke unter dem Arme, eine Flasche in der einen, ein Glas in der anderen Hand. Innerhalb zweier Stunden ließ er die Flasche siebenmal füllen, was einen Verbrauch von wenigstens drei Litern Alkohol ergiebt. Die jungen Damen sind durch die Etiquette gezwungen, ein Glas, welches ein Kavalier ihnen anbietet, zu leeren, und so kommt es, daß die durch Spirituosen verursachte Aufregung alle anderen Gefühle beherrscht; die natürliche Würde der Männer, ihr Stolz, die Anmuth und Reize der Frauen, dies Eigenthum der spanischen Rasse, sind denn auch gänzlich verschwunden. Unter den 9000 Bewohnern der Stadt wird es kaum hundert geben, die, wenigstens bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, Schuhe tragen, und gewiß keine fünfzig, welche derartige Kleidungsstücke regelmäßig gebrauchen; die Töchter der ersten Personen in der Stadt gehen zu Hause barfuß. Daß die Füße dadurch zu einem hohen Grade der Entwickelung gelangen, ist begreiflich, aber es macht einen eigenthümlichen Eindruck, dieselben aus modischen, englischen Beinkleidern hervorragen zu sehen.

Ueber das Familienleben läßt sich nicht viel Rühmliches sagen; die Männer sind große Despoten; während sie am Tische sitzen, verzehren ihre Frauen und Kinder in der Küche die Ueberreste, die von der Tafel des Hausherrn ihnen zugeschickt werden. Von eigentlichem Familienleben ist keine Spur und auch das intellektuelle Leben ist sehr gering. Es giebt keine Schulen und es ist schon eine große Ausnahme, wenn man Leute findet, die lesen und schreiben können. Von Büchern und Zeitungen keine Spur, kein Gespräch über litterarische, poetische, geschichtliche und politische Themas. Wenn man sie zum Sprechen bringt, so erfolgen Bemerkungen, welche alle Lust zu weiteren Auseinandersetzungen unterdrücken; so wurde einmal versichert, die Lokomotiven seien durch Napoleon erfunden. Wir wollen Wiener in diesen Betrachtungen nicht zu weit folgen, sondern uns an das mehr Thatsächliche halten und ihm zunächst die Beschreibung einer Tamborado entlehnen. Einige

Tänzer und Tänzerinnen zogen mit einem aus einer Flöte und einer großen Trommel bestehenden Orchester durch die Stadt; sie hielten einige Häuser vor dem von Wiener bewohnten Hause still, wo sich ein „Umishah“ befand. Es ist im östlichen Peru eine volksthümliche Gewohnheit, einen Baum aufzustellen, an dessen Zweigen man einige Taschentücher, ein Paar Schuhe und einige andere Artikel, alles Zeichen eines sehr großen Luxus, aufgehängt hat. Die Männer tanzen um den Baum und geben demselben jedesmal, wenn sie vorbei kommen, einen tüchtigen Hieb mit dem Haumesser; wer demselben den Gnadenschlag giebt, ist der Held des Festes, da ihm die am Baume aufgehängten Früchte der Civilisation zufallen, von denen er mehr oder weniger Gebrauch machen wird, um hinterher seinerseits vor seinem Hause einen Umishah zu errichten und die gewonnenen Gaben an demselben aufzuhängen.



Ochsen mit Lasten auf den Hörnern. (Nach einer Skizze Wiener's.)

Bewundernswerth ist der natürliche Reichthum dieser Gegend; um denselben kennen zu lernen, braucht man nur eine Chacra (Pflanzung) zu besuchen und zu sehen, wie neue Pflanzungen angelegt werden. Während der trockenen Jahreszeit begiebt sich Jemand mit guten Freunden in den Wald, mit Waldmessern wird das Gestrüpp niedergeschlagen, die Knaben klimmen in die Bäume, um die Aeste zu entfernen oder wenigstens ihres Blätterschmuckes zu berauben. Eine Woche lang läßt man alles durch die Sonne austrocknen; dann legt man Feuer an und in wenigen Augenblicken hat man das prächtige Schauspiel eines brennenden Waldes vor Augen; die vom Zufall geschaffene Vegetation verschwindet, um einer neuen Platz zu machen, die dem menschlichen Willen ihr Dasein verdankt. Bald kann man der Erde den Samen anvertrauen und nach kaum zwei Wochen schon genießt man die ersten Früchte, grüne Bohnen, nach einem Monate reife Bohnen, nach 45 Tagen Mais, nach drei Monaten Yucca, nach sechs Monaten

Zuckerrohr, nach einem Jahre Bananen; und dabei dauern hier Yucca, Zuckerrohr und Bananen länger als ein Jahr aus! Es ist traurig, dies zu sehen und dabei sagen zu müssen, daß die Bewohner des östlichen Peru ein so elendes Volk sind, wie man es sich nur denken kann!

Zweiundzwanzig Tage hatte Wiener unter solchen, größtentheils traurigen Eindrücken in Moyobamba zugebracht, als seinem langweiligen Aufenthalt ein Ende gemacht wurde; er erhielt nämlich endlich am 4. Juli die nöthigen Lastthiere und am 5. Juli trat er, von den in der Stadt anwesenden Fremden ein Stück Weges begleitet, die Reise nach Chachapoyas an. Die Straße ist schlecht und sumpfig; an den schwierigsten Stellen hat man sie mit Holz zu verbessern gesucht; da dasselbe jedoch bald wegfault, wird der Zustand nur noch verschlimmert. Einen eigenthümlichen Eindruck machen die Ochsen, welche hier als Lastthiere gebraucht werden; sie tragen ihre Last auf den Hörnern; dieselbe ist in Ochsenfelle eingewickelt, bei denen die behaarte Seite nach außen gekehrt ist, so daß es aussieht, als ob der Pack ein Theil des Ochsen wäre. In Rioja nahm Wiener Quartier und machte die Bekanntschaft eines Händlers aus Cajamarca, der es auch verstand, seinen Vortheil ins Auge zu fassen, indem er um fünf Francs einkaufte, was er um zehn wieder verkaufte.

Am Abend brachte ein Eilbote von Chachapoyas die Nachricht, daß dort eine Revolution ausgebrochen und der Präfekt vertrieben worden sei; wie der Bote sagte, habe es Todte gegeben, unter diesen „zwei werthvolle Maulthiere und einen Kolonel“. Der Präfekt hatte sich klüglich bei Zeiten aus dem Staube gemacht und man beabsichtigte, einen neuen zu wählen, da man keine von der centralen Autorität ernannte Obrigkeit anerkennen wollte. Hiermit war natürlich die Aussicht auf fortdauernde Streitigkeiten eröffnet.

Leben in den Faktoreien bei Sherbro.

II. (Schluß.)

Die Bewohner dieses Territoriums sind Gallinas-Neger und gehören ihrer Abstammung nach zu dem großen Volksstamme der Mandingos, welcher in dem nördlicheren Theile der Westküste heimisch ist. Der Boden des Landes ist sandig und daher wenig fruchtbar, die Hauptmasse der Produkte, welche die in den Flußniederungen und am Meere liegenden Faktoreien eintauschen, kommt aus dem Hinterlande, und dient das hiesige Volk als Zwischenhändler, wie es denn auch in früheren Zeiten als Vermittler beim Sklavenhandel thätig war. Die Gallinas-Neger sind meistens Mohammedaner, doch findet man auch noch viele Heiden, Fetischanbeter, zu welchen unter anderen auch der frühere Souverän dieses Gebietes gehört, auf welchem die Faktorei Mannah Salliejah liegt, und dem wir eine nominelle jährliche Rente von 10 Pfd. St. zahlen. Besagter Souverän, By Bissi mit Namen, empfängt außerdem noch eine Rente von 20 Pfd. St. von der britischen Kolonialregierung für Abtretung des Landes, von der Meeresküste eine englische Meile einwärts. Er residirt kaum 10 Minuten von mir entfernt in seinem Dorfe, das vielleicht noch 100 ihm unterthänige Seelen enthält, und ist ein äußerst harmloser Mensch, der inmitten seiner acht Weiber und in Verehrung des hölzernen Fetisches, sowie der angeblich in die Flußalligatoren gefahrenen Geister seiner Vorfahren, wohl schon 50 bis 60 Jahre ein recht beschauliches Leben geführt hat. Gefolgt von seinem Schwertträger hat mir dieser Monarch fast täglich Besuche abgestattet, doch fand ich wenig Zeit und Lust, mich mit ihm zu beschäftigen, erfreute dagegen sein Herz wohl einmal durch eine Flasche Rum oder ein Pfund Tabak.

Auf dem schmalen Streifen Küstenlandes, welcher unter englischer Oberhoheit steht, existirt dem Gesetze nach selbstverständlich keine Sklaverei mehr, doch ist diese sowie die Vielweiberei hier noch ebenso Gebrauch und Sitte wie im Inneren. Das ganze Leben und Treiben der Neger basirt auf diesen beiden Einrichtungen. Sklaven und Weiber verrichten alle Arbeit, die freien Männer üben sich in Jagd, Fischfang und Nichtsthun, oder gehen zur Abwechselung auf Raub aus; doch ist die Behandlung der Sklaven im allgemeinen eine so gute, daß sie höchst selten ihren Herren entlaufen und den englischen Polizeiposten um Schutz anrufen. Von den Weibern gilt dasselbe, sie sind mit ihrem Loose zufrieden, da sie kein anderes, höheres kennen. Ein Entlaufen nach dem Binnenlande ist deshalb ausgeschlossen, weil die einzelnen Stämme sich streng von einander abschließen, ja in Feindschaft leben. Jedes Mitglied einer Tribus ist an seinen Narben und der Tatuirung kenntlich, und der fremde Eindringling kann noch von Glück sagen, wenn er nicht als Spion angesehen und getödtet, sondern nur wieder zum Sklaven gemacht wird. Die Weiber der Neger haben keinerlei Rechte; als Kinder sind sie Eigenthum des Vaters, der sie manchmal schon in zartem Alter verhandelt, sicherlich aber schon nach eingetretener Mannbarkeit dem ersten besten überliefert, der ein den Verhältnissen angemessenes Aequivalent dafür bietet. Der gewöhnliche Preis einer Negerjungfrau sind 2 bis 3 Pfd. St., also 40 bis 60 Mk., wofür sie dann für ihre ganze Lebenszeit Eigenthum des Mannes wird, vorausgesetzt, daß dieser sie nicht früher wieder fortjagt. Dieses kommt jedoch sehr selten vor, denn nachdem die Liebe verraucht ist, verwendet der Gebieter die Frau als Arbeiterin; durch den so erzielten Gewinn erhält er die Mittel, sich wieder eine neue, jüngere Frau zu kaufen. So kommt es, daß die alten Männer, welche immer auch die angesehensten oder gar Fürsten sind, die meisten, jüngsten und hübschesten Frauen haben. Je größer die Zahl der Weiber, desto reicher und angesehener ist der Mann; daher sind 25 bis 50 Frauen keine so große Seltenheit bei den Fürsten dieses Landes. Als ich eines Tages meinen Diener Jack, welcher der Sohn eines solchen Fürsten ist, fragte, wie viel Frauen sein Vater besitze, antwortete er in niedergeschlagenem Tone: „twelf, that's all“ (nur zwölf!), dadurch gleichsam eingestehend, daß sein Vater nur geringes Ansehen genießt. Ich erwähne bei dieser Gelegenheit einer eigenthümlichen Sitte, die ich durch den in meiner Faktorei beschäftigten schwarzen Küper kennen lernte. Dieser, ein Mann von ca. 35 Jahren, besaß schon zwei Weiber, kaufte sich aber noch zwei kleine Mädchen im Alter von fünf und acht

Jahren, welche er mit eifersüchtigem Auge bewacht, großfüttert und dann auch zu der Ehrenstellung seiner Frauen avanciren läßt.

Der Ehebruch ist hier etwas alltägliches, doch wird derselbe von dem schuldigen Liebhaber durch eine mehr oder weniger große Geldstrafe gebüßt. Ehe England das Küstengebiet annektirte, hatten sich selbst die Weißen diesem Landesgesetze zu unterwerfen, und da von ihnen stets die beste Buße einzuziehen war, sandte mancher schwarze Ehrenmann seine hübschesten Frauen in die Faktoreien, damit sie durch ihre Reize den Weißen bestrickten und zum unbewußten Ehebruche verleiteten. Jetzt ist der Zwang freilich nicht mehr da, aber mancher Weiße wird sich in gleichem Falle zu einer kleinen Buße verstehen, und zwar aus geschäftlichen Rücksichten, wenn die Schöne z. B. einem größeren Fürsten gehört, der bei Verweigerung der Entschädigung seinen Unterthanen verbieten würde, mit der betreffenden Faktorei fernerhin Handel zu treiben.

Ist die Beurtheilung des Ehebruchs schon eine sehr milde, so wird der Diebstahl überhaupt nicht als etwas Entehrendes, als Verbrechen oder Vergehen betrachtet, ja, bei einzelnen Stämmen, z. B. bei den Kru-Negern, gilt die glückliche Ausführung eines solchen als clever trick (gescheidter Streich). — Die Gallinas-Neger und Negerinnen sind sammt und sonders Diebe, eine ehrliche Seele darunter zu treffen, würde viel schwieriger sein, als im deutschen Vaterlande das Gegentheil ausfindig zu machen. Die Faktoreien leiden außerordentlich durch diese ewigen Verwechselungen des Mein und Dein und gehört es zur Hauptaufgabe des Agenten und der Clerks, auf alle Eingeborenen, möge es nun der eigene Diener, Bauer oder Fürst sein, ein wachsames Auge zu haben. Bei den letzteren begnügt man sich im Geschäftsinteresse damit, einfach das gestohlene Gut zurück zu nehmen, alle anderen Neger läßt man jedoch unnachsichtlich an einen kräftigen Baum binden und gehörig durchpeitschen. Solche Lynchjustiz ist immer das beste Mittel, denn die Auslieferung des Attentäters an die schwarze Ortspolizei, mit deren Moral es übrigens auch nicht sonderlich bestellt ist, schreckt viel weniger ab und verursacht auch dem Ankläger große Unannehmlichkeiten. An Ort und Stelle kann nämlich Niemand abgeurtheilt werden; man transportirt die Gefangenen entweder nach Sherbro, oder bei schwereren Sachen gar nach Freetown, damit sie dort Urtheil und Strafe empfangen. Dies ist eine Entfernung von zwei resp. drei Tagen, und muß zur Aufrechterhaltung der Klage nicht nur der Geschädigte selbst oder dessen Vertreter sich dorthin begeben, sondern derselbe hat auch für Anwesenheit seiner Zeugen bei der Gerichtsverhandlung zu sorgen, was beides wegen der Mangelhaftigkeit der Kommunikationswege und der Zeit, welche dabei verloren geht, manchmal undurchführbar, immer aber mit der größten Schwierigkeit verknüpft ist.

Mord ist das einzigste Verbrechen, welches auch das „country-law", der Brauch der hiesigen Neger, mit dem Tode bestraft; da jedoch die meisten Mordthaten vermittels vegetabilischen Giftes, an dem die Tropenpflanzen reich sind, verübt werden und sich daher der wirkliche Thäter schwer ermitteln läßt, so wird der Gerechtigkeit wohl selten Genüge geschehen. Man pflegt sich in einem solchen Falle, der ein Sühnopfer erheischt, vertrauensvoll an den nächsten Hokuspokus treibenden Zauberer zu wenden, und dieser würde sein ganzes Renommee verlieren, wenn er den Thäter nicht ausfindig machte; er liefert also immer eine Person an das Messer, sei es nun der Schuldige oder ein Unschuldiger.

Da Aberglauben aller Art feste Wurzeln im Gemüthe der Eingeborenen geschlagen hat, sind die Zauberer hochangesehene Leute und erlangen durch Verkauf der tollsten Arzneimittel und Amulette stets reichen Verdienst. Da giebt es Medicin gegen Kriegsgefahr, gegen Krankheit, Schlangenbiß und gar eine solche, die den Besitzer vor Entdeckung schützen soll, wenn er auf Diebstahl ausgeht. Dieses Mittel wird natürlich nur im Geheimen verkauft, denn der Weiße versucht, des Betrügers habhaft zu werden und ihn zu bestrafen, da dessen Anwesenheit in der Nähe der Faktorei immer die reine Diebstahlsepidemie im Gefolge hat. Folgende Geschichte hörte ich in Lavanah: „Es verlautete schon seit einiger Zeit, daß im benachbarten Dorfe ein Zauberer sein Wesen triebe, und seitdem wurden immerfort Waaren vermißt, besonders aber dem in Demijohns befindlichen Rum tapfer zugesprochen. Alles Aufpassen wollte nichts nützen. Da kam der Agent auf den Gedanken, die am meisten exponirten Rumflaschen mit einem starken Abführmittel zu versetzen, und siehe da, am anderen Morgen stellte sich nur der dritte Theil der Arbeiter ein, die übrigen hatten heftiges belly-ache (Bauchschmerzen). Diese machte man nun natürlich für alle Verluste verantwortlich, indem man ihren Gehalt, der der Regel nach monatlich ausgezahlt wird, entsprechend verkürzte."

An wilden Thieren giebt es hier eine Art kleiner Affen, Schlangen, Leoparden, Tigerkatzen, wilde Katzen und im Flusse eine Menge Alligatoren. Die meisten dieser Thiere halten sich mehr im Hinterlande auf und zeigen sich selten in der Nähe der Faktoreien, doch verirren sich wohl mal Schlangen in dieselben und finden dann immer in den Lagerräumen oder auch im Aborte reichliche Nahrung an Insekten, Ratten und Mäusen. Bei Bewegen von Waarenballen und Kisten, die in unbewohntem Raume längere Zeit gestanden haben, hat man vorsichtig zu Werke zu gehen, denn solche Plätze sind der Lieblingsaufenthalt dieser Thiere, von deren Arten einzelne sehr giftig sind. Die größte hier lebende Species ist die Pythonschlange, die eine Länge von 18 Fuß erreichen und ungeheure Muskelkraft besitzen soll. Auch der Leopard wagt es wohl einmal Nachts über den Plankenzaun in die Faktorei zu springen; er nimmt junge Schafe, Ziegen oder Hunde mit sich und ist nach Ergreifung der Beute so schnell wieder verschwunden, wie er zuvor erschien. Wilde Katzen wurden vielfach durch die in der Faktorei befindlichen zahmen zur Abstattung von Besuchen verführt und gelang es dann wohl, besonders hübsche Exemplare einzufangen. Schon nach acht- bis vierzehntägiger Einsperrung haben sie ihre Wildheit abgelegt; freigelassen bleiben sie in der Faktorei und unterscheiden sich nur noch von den zahm geborenen Katzen dadurch, daß sie außer auf Ratten und Mäuse auch wohl auf Tauben Jagd machen.

Kontinuirliche Fieberanfälle, die mich sehr geschwächt hatten und meine Gesundheit völlig zu untergraben drohten, zwangen mich, schon Ende September wieder die Heimreise anzutreten. Nach den Erfahrungen, die ich selbst gewonnen habe, und den eingehenden Mittheilungen, die mir von vielen weißen Leidensgefährten, die in anderen Strichen der westafrikanischen Küste thätig waren, gemacht worden sind, kann ich jeden Landsmann nur davon abrathen, meinem Beispiele zu folgen und sich durch den in Aussicht stehenden großen pekuniären Gewinn verlocken zu lassen, die festeste Gesundheit einzubüßen und das Leben selbst in die größte Gefahr zu bringen.

Das große Erdbeben in Andalusien.

Von **M. Willkomm.**

II. (Schluß.)

Folgen wir von Antequera den beiden längs des nördlichen und südlichen Fußes der Tejeda-Kette hinlaufenden Erschütterungslinien, so äußerten sich die Erdbeben desto stärker, je näher die Ortschaften der eigentlichen Sierra Tejeda lagen. Alhama, eine wegen ihrer warmen, schon den Mauren bekannten Schwefelquellen (daher Al-hama, d. h. das Warmbad) als Badeort berühmte, mitten im Gebirge, zwischen unwirthlichen kahlen Felsenbergen eingezwängte Stadt von circa 8000 Einwohnern, ist durch das Erdbeben vom 25. December größtentheils zerstört worden. Gleichzeitig bildeten sich in den zwischen dieser Stadt und dem benachbarten Orte St. Cruz gelegenen, aus Kreidekalk bestehenden Hügeln tiefe Spalten von bedeutender Längenausdehnung; 3 km von St. Cruz und 2 km von Alhama entfernt, öffnete sich in jener Nacht ein tiefer Schlund, aus dem seitdem unter Gasfumarolen, welche einen Schwefelwasserstoffgeruch auf weite Entfernungen verbreiten, eine starke Quelle 40° C. warmen Schwefelwassers in großer Menge gewaltsam hervorströmt. Ob gleichzeitig mit dem Ausbruch dieser Quelle ein Versiegen der vorhandenen Thermalquellen stattgefunden hat, ob überhaupt die Thermen von Alhama während der Erdbeben afficirt worden sind, darüber wird leider nichts berichtet. Am 27. December um halb 10 Uhr Morgens erbebte die Erde dort abermals sehr heftig unter einem kanonenschußähnlichen Knalle.

Noch ärger als Alhama ist der Flecken Albuñuelas zugerichtet worden, den ich 1845 auf meiner Reise von Motril durch das wilde waldreiche Almijeragebirge nach Granada ebenfalls berührt habe. Derselbe liegt unweit des nordöstlichen Fußes der Sierra Tejeda und am Strande des felsigen kahlen gewölbten Plateaus von Padal, über welches die aus dem Val de Lecrin nach Granada führende Straße läuft, und besaß eine stattliche Kirche mit hohem, weithin sichtbarem Thurme. Diese ist in der Nacht des 25. December von der Erde verschlungen worden, indem sich eine tiefe, quer durch den Ort laufende, weit klaffende Spalte bildete, welche neben oder unter der Kirche hinlief. In Albuñuelas sind fast alle Häuser zerstört und hier wie in Alhama, Periana, Canillas de Aceytuno und anderen am Fuße oder in der Nähe des Tejedagebirges gelegenen Ortschaften Hunderte von Menschen unter den Trümmern der Gebäude begraben worden. Leider ist es dort überall nicht möglich gewesen, sofort Rettungsversuche durch Wegräumung der Trümmer zu machen, da die Ueberlebenden von panischem Schrecken erfüllt die Ortschaften verließen und andere Arbeitskräfte nicht zur Stelle waren. Noch drei bis vier Wochen später wurden in Albuñuelas ein Pferd, in Alhama eine Truthenne lebend unter den Trümmern aufgefunden, ersteres in einem nicht ganz zusammengebrochenen Stalle, wo sich zufällig eine mit Gerste gefüllte Krippe befunden hatte, letztere in einem zwischen über einander gestürzten Brettern entstandenen Hohlraume. Da in beiden Ortschaften noch mehrere Tage nach der Katastrophe des 25. December stellenweise dumpfes Stöhnen und starke Klagelaute aus den haushohen Trümmerhaufen vernommen worden sind, so steht zu befürchten, daß so mancher Verschüttete, der bei sofortigem Wegräumen der Trümmer hätte gerettet werden können, elendiglich hat verschmachten müssen. Am 15. Januar, wo, wie schon in den vorangegangenen Tagen, neue heftige Erdstöße in den Umgebungen der Sierra Tejeda erfolgten, brach zugleich ein furchtbarer Orkan aus, dem ein starker, anhaltender Schneefall (!) folgte. Orkan und Schneefall waren selbstverständlich nicht auf das Tejeda-Gebirge beschränkt, sondern erstreckten sich über einen großen Theil von Andalusien. Selbst in Malaga, wo es erfahrungsmäßig im Durchschnitt alle 50 Jahre einmal schneit, blieb der Schnee liegen und sank das Quecksilber unter Null. Um Albuñuelas, Sayalonga und anderen am Nordrande der Tejeda-Kette gelegenen Ortschaften warf der Sturm die auf freiem Felde errichteten Nothbaracken um und führte die Zelte fort, wodurch die darunter geborgenen Flüchtlinge, welche schon vorher die excessive Kälte kaum zu ertragen vermocht hatten, in die äußerste Noth geriethen. Viele sind seitdem an Lungenkrankheiten, von den Armen nicht wenige aus Mangel an Lebensmitteln Hungers gestorben. Auch anderwärts sind unter der im Freien kampirenden Bevölkerung Krankheiten ausgebrochen, welche Hunderte von Opfern gefordert haben.

Am Südrande der Tejeda-Kette sind namentlich die größeren Flecken Periana, Alcaucin und Canillas de Aceytuno hart betroffen, ja fast gänzlich zerstört worden. In Alcaucin waren am 1. Januar kaum noch 20 Häuser bewohnbar, in Periana fast alle in Ruinen, in Canillas, dem höchstgelegenen Orte am Südfuße der eigentlichen Sierra Tejeda, wo ich im Mai 1845 zwei Nächte zugebracht habe, 376 Häuser total zerstört, die übrigen 298 unbewohnbar. In allen drei, wie auch in den übrigen zahlreichen am Südrande der Tejeda-Kette gelegenen Ortschaften sind ebenfalls Hunderte von Menschenleben verloren gegangen. Am 5. und 13. Januar wiederholten sich in allen diesen Ortschaften bis hinab an die Küste (bis Nerja) die Erdstöße und waren dieselben zwar von kürzerer Dauer als die erste Erschütterung, aber zum Theil stärker als jene. Durch diese neuen Erdbeben wurden die meisten der noch stehenden Häuser zum Einsturz gebracht. Von Canillas wird unter dem 13. Januar berichtet, daß das Erdbeben des Erdbodens stark ohne Unterbrechung fortdauerte und namentlich am 12. um $8^3/_4$ Uhr Abends eine furchtbare Erschütternng erfolgte, welche die letzten Häuser niederwarf und die wenigen noch zurückgebliebenen Bewohner zur Flucht veranlaßte. Zugleich herrschte eine intensive, ganz unerhörte Kälte.

Unter den Ortschaften der Küstenzone haben Velez-Malaga und Torróx am meisten gelitten. Velez-Malaga, eine gut gebaute, freundliche und saubere Stadt von beiläufig 15 000 Einwohnern, liegt am gleichnamigen Flusse und am Fuße eines mit einer großen maurischen Burg gekrönten Hügels, 8 km von ihrem Hafenorte Torre de mar und 36 km östlich von Malaga im Schoße einer

weiten, reizenden, mit Fruchtbäumen, Zuckerrohr- und Baumwollenfeldern bedeckten und mit zahlreichen Caserios (einzelnen Häusern) bestreuten Ebene, welche nordostwärts von einem malerischen, rebenbedeckten, reich bevölkerten Hügellande begrenzt wird, das sich stufenförmig aufsteigend an den südlichen Fuß der in der Luftlinie etwa 20 km entfernten Sierra Tejeda anlehnt. Es giebt hier große Zuckerraffinerien und andere Fabriken und gilt Velez-Malaga für einen der wohlhabendsten Orte der Provinz von Malaga. Schon nach dem 25. December war auch diese Stadt beinahe ein Schutthaufen! Ein Korrespondent der „Noticias" schreibt von dort unter dem 1. Januar: „Die Stadt ist von ihren Bewohnern vollständig verlassen, da sämmtliche noch stehende Häuser wegen drohenden Einsturzes unbewohnbar sind und über 300 Häuser in Ruinen liegen. Die Einwohner leben in der Umgegend in gruppenweis zusammengedrängten Baracken, Zelten und Hütten; die größte solche Gruppe befindet sich an dem Paseo viejo (der alten, am Flußufer hinlaufenden Promenade), wo auch ich seit sieben Tagen mit meiner Familie in einer großen, nothdürftig hergestellten Baracke mit beinahe 2000 anderen Personen eng zusammengepfercht wohne. Die Wellenbewegungen des Erdbodens haben sich seit dem 25. December vielmals wiederholt. In der Nacht des 30. December erfolgten zwischen 7 und halb 11 Uhr drei Stöße von 5 bis 6 Sekunden, am 31. December drei von 7 bis 8 Sekunden Dauer, am Morgen des 1. Januar noch einer von geringerer Dauer und Intensität. Ganze Gassen, ja Stadttheile sind auf einmal niedergeworfen worden, alle Kirchen sehr beschädigt, zwei Nonnenklöster gänzlich zerstört. Dasselbe Loos hat mehr als die Hälfte der in der Vega und den Weinbergen umhergestreuten Caserios betroffen. Aller Verkehr, alle Arbeit ruht; es mangelt an Schutzmitteln gegen die Kälte, an Medicin, Verbandstücken und Lebensmitteln. Tausende von Fabrikarbeitern und Tagelöhnern sind aus Mangel an Arbeit ohne Subsistenzmittel und mit ihren Familien dem größten Elend preisgegeben." — Torróx, eine kleine, 15 km östlich von Velez-Malaga, zwischen Rebenhügeln gelegene Stadt von 5000 Einwohnern, wurde auch schon durch das erste Erdbeben am 25. December in Schutt und Trümmer gelegt. Am 3. Januar Nachmittags erfolgten dort zwei neue Erschütterungen, von denen die erste 8, die zweite 17 Sekunden dauerte, worauf bis zum Morgen noch drei schwächere folgten. In der Nacht vom 11. zum 12. Januar gab es wieder fünf starke Erdstöße, und vom Morgen des 13. an, wo eine furchtbare Erschütterung erfolgte, erbebte die Erde fast ununterbrochen 24 Stunden lang. Aehnliches wird von Algarrobo, einem nördlich von Velez-Malaga liegenden Flecken vom 16. Januar berichtet, bis wohin die Einwohnerschaft schon 23 Tage lang im Freien, die Armen ohne alles Obdach kampirt hatten. Ferner von der Küsten- und Hafenstadt Nerja (5500 Einwohner), wo am 5. Januar neue und furchtbare Erdstöße vorgekommen sind, welche den gänzlichen Zusammensturz der schon erschütterten und beschädigten Häuser veranlaßt haben.

Malaga selbst ist zwar auch bedeutend in Mitleidenschaft gezogen worden, doch sind dort keine Verluste an Menschenleben zu beklagen gewesen, und im Verhältniß zur Größe der Stadt die Beschädigungen der Gebäude nicht so bedeutend, wie in den bisher erwähnten Ortschaften. Immerhin beläuft sich laut einer an den Gouverneur gerichteten Vorstellung des Ayuntamiento (Stadtraths) der durch das Erdbeben angerichtete Schaden an Gebäuden und Eigenthum auf mindestens 10 Millionen Pesetas, und sind viele Hauseigenthümer, welche nicht die Mittel besitzen, ihre zerstörten oder beschädigten Häuser wieder aufbauen oder repariren zu lassen, wie auch viele Industrielle, denen durch die Zerstörung der Maschinen, Vorräthe an Rohmaterialien u. s. w. die Fortführung des Betriebes ihres Geschäftes unmöglich gemacht worden ist, in die peinlichste Nothlage versetzt worden. Man bedenke nur, daß Malaga gegenwärtig ein Hauptsitz der spanischen Industrie ist, daß es dort circa 10 000 Fabrikarbeiter und Tagelöhner giebt, von denen vielleicht die Hälfte brotlos geworden sind, und man wird die kritische Lage begreifen, in welche diese bisher so gut situirte Stadt gerathen ist. Von Privathäusern müssen 89 gänzlich, 207 theilweise demolirt werden; unter den öffentlichen Gebäuden haben das Rathhaus, das Gefängniß, das Schlachthaus, die Schulgebäude, Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten (insbesondere die Casa de misericordia, ein großartiges Asylhaus, dessen Insassen delogirt und im Stiergefechtscircus untergebracht werden mußten), die Kirchhofsgebäude und das Instituto provincial am meisten gelitten. Von diesem großen und schönen Gebäude ist ein ganzer Flügel zusammengestürzt und zwar gerade derjenige, welcher die werthvollen Sammlungen des naturhistorischen und agronomischen Museums, das meteorologische Observatorium, die Räume und Bibliothek der Handelsschule und anderes enthielt. Auch die Kirchen sind stark beschädigt worden, doch droht keine den Einsturz und scheint die große schöne Kathedrale unversehrt geblieben zu sein. — Die südlich von Malaga am Fuße der Sierra de Mijas gelegenen, oben namhaft gemachten Ortschaften haben nur wenig gelitten. So sind z. B. in der Villenstadt Alhaurin el Grande durch die am 25. December dort um 9 Uhr 1 Min. erfolgte Erschütterung, welche 13 Sekunden währte, nur unbedeutende Beschädigungen an Häusern verursacht worden. Stärker hat sich das Erdbeben in den ebenfalls schon genannten, südwestlich von Malaga liegenden, mir sämmtlich bekannten Küstenorten geäußert, namentlich in dem Flecken Fuengirola, wo 18 Privathäuser und das Rathhaus so stark beschädigt worden sind, daß sie niedergerissen werden müssen.

Ich habe oben unter den Erschütterungscentren auch die Gegend von Cortes in der Serrania de Ronda angeführt und zwar deshalb, weil, abgesehen von dem ersten, überall verspürten Erdbeben am Abend des 25. December, die dort vorgekommenen Erschütterungen mit denen der Sierra Tejeda in keinem Zusammenhang gestanden zu haben scheinen. Noch am 26. Januar wurden Cortes und die Nachbarorte zwischen 9 und 10 Uhr Abends von einem starken Erdbeben heimgesucht, während im Tejeda-Gebirge und längs der Küste nach dem 15. Januar keine Erschütterungen mehr vorgekommen sind. Cortes, eine kleine Stadt, liegt im Thale des Flusses Guadiaro, 20 km südwestlich von Ronda. Sie ist in der Luftlinie 30 km von der Küste, 120 km von der Sierra Tejeda und 160 km von Motul entfernt. Diese Küstenstadt bildet den östlichen, Cortes den westlichen Grenzpunkt des gesammten Erschütterungsareals des Erdbebens vom 25. December, d. h. desjenigen Areals, innerhalb dessen das Erdbeben bedeutenden Schaden angerichtet hat. Denn sicher ist dasselbe auf einem großen Theile der Halbinsel, vielleicht auch noch in anderen Ländern verspürt worden. Hat doch Prof. Palmieri's Seismograph in Neapel das Erdbeben am Abend des 25. December genau markirt.

Zum Schlusse will ich mir erlauben, eine Uebersicht der in Südspanien beobachteten und aufgezeichneten Erdbeben zu geben. Denn wenn auch das im Vorstehenden geschilderte das großartigste und furchtbarste seit Menschengedenken gewesen ist, so steht dasselbe doch keineswegs ver-

einzelt da. Im Gegentheil sind die Provinzen des Königreichs von Granada, desgleichen die an letzteres ostwärts angrenzenden des Königreichs von Murcia und die zum Königreich von Valencia gehörende Provinz von Alicante schon oft von Erdbeben heimgesucht worden, ja am Cap Roquétas vergeht fast kein Jahr ohne ein solches. Nach den früheren Erschütterungen zu urtheilen, bilden Granada und die Gegend von Torrevieja und Guardamar im Süden von Alicante zwei Hauptcentren der Erdbeben. Von letztgenanntem aus erstreckten sich die Erschütterungen oft längs der Küste bis Malaga. Die heftigsten ereigneten sich in den Jahren 1518 und 1829. Am 9. November des erstgenannten Jahres wurde die Stadt Vera (in der Provinz von Almeria) gänzlich zerstört, im März 1829 die Städte Guardamar und Torrevieja in Schutthaufen verwandelt. An mehreren Stellen entstanden damals Erdspalten und Solfataren. Malaga ist seit einem Jahrhundert schon viermal von Erdbeben heimgesucht worden, nämlich am 16. Oktober der Jahre 1775 und 1777, vom 8. bis 10. Oktober 1790, im Januar, Februar und August des Jahres 1804 und am 4. August 1841. Im Jahre 1802 kamen vom 17. Januar bis 6. Februar wiederholt Erderschütterungen im Torre la Mota und Torrevieja, 1822 am 9. Juli in Cartagena, Murcia und Alicante (binnen 24 Stunden angeblich 200 Erdstöße), 1826 am 27. April und bis in den Juli hinein zahllose Erschütterungen in und um Granada (einen ganzen Monat hindurch täglich 2 bis 4) vor. Die ganze Einwohnerschaft Granadas verließ damals die Stadt und campirte einen ganzen Monat hindurch im Freien, obwohl keine erheblichen Beschädigungen an Gebäuden durch jene Erdbeben veranlaßt wurden. Vom 12. bis 15. September 1828 wurden wieder Torrevieja und Gurdamar von Erschütterungen heimgesucht, worauf 1829 das schon erwähnte große Erdbeben folgte, welches den Zeitraum vom 15. Januar bis 16. April umfaßte, sich über die Provinzen von Murcia, Alicante und Valencia erstreckte und den Einsturz von 3000 Häusern, sowie den Tod von 389 Personen verursachte. Seit diesem großen Erdbeben waren bis jetzt nur unbedeutende Erschütterungen im Süden der Halbinsel verspürt worden, so 1836 am 25. Januar und 19. Februar in Gibraltar und am 21. November in und um Granada, 1841 am 4. August in Sevilla und Malaga (s. oben), 1844 im Oktober in Granada (welches ich selbst mit erlebt habe) und 1845 am 14. April in der Provinz von Murcia. Rechnet man hierzu die zahlreichen Erdbeben, denen der Westen der Halbinsel ausgesetzt und deren Centrum immer die Gegend von Lissabon gewesen ist, woselbst seit dem Jahre 377 vor Christo bis 1840 von bedeutenden Erdbeben 19 verzeichnet worden sind, so wird man zugeben müssen, daß nächst Italien wohl kein anderer Theil Europas so häufig von Erderschütterungen heimgesucht worden ist und noch heimgesucht wird, als der Süden und Westen der Iberischen Halbinsel.

Haiti.

Von E. Metzger.

III. Vaudouxverehrung und Kannibalismus.

(Erste Hälfte.)

Wir werden uns in diesem Abschnitte zunächst mit der eigenthümlichen aus Afrika importirten und sehr häufig (aber nicht immer) mit Kannibalismus verbundenen Schlangenverehrung, dann aber mit dem Kannibalismus der Bewohner von Haiti im allgemeinen beschäftigen.

Im heimathlichen Guinea heißt die Schlangenverehrung Wodan; die Thiere wurden früher, wie Burton erzählt, so hoch geschätzt, daß derjenige, welcher eins durch Zufall tödtete, mit dem Tode gestraft wurde; jetzt wird nur eine schwere Buße für solchen Unfall bezahlt. Die in Dahomey verehrten Schlangen sind unschädlich, etwa sechs Fuß lang und so dick wie ein Mannesarm. Wie die Arada-Neger in Haiti, die zu den treuesten Anhängern dieser Verehrung zählen, berichten, bezeichnet der Name Vaudoux ein allmächtiges und übernatürliches Wesen, von dem alle Ereignisse, die sich in der Welt begeben, abhängen. Dasselbe erscheint in Gestalt der nicht giftigen Schlange und unter diesem Symbol versammeln sich alle die, welche sich zu dieser Lehre bekennen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind der Schlange bekannt, die ihren Willen und ihre Macht nur durch einen von den Glaubensbrüdern erwählten Großpriester und dessen Geliebte äußert. Diese beiden mächtigen Personen, in denen sich die Inspirationen der Gottheit äußern, tragen den erhabenen Namen König und Königin, werden auch wohl Herr und Herrin, oder zärtlicher Papa und Mama genannt. Sie bekleiden ihre Würde auf Lebensdauer und man gehorcht ihnen unbedingt. Der Papaloi, wie er genannt wird, führt ein ziemlich zügelloses Leben, und die Furcht vor ihm ist so groß, daß kaum eine Frau aus den unteren Volksklassen es wagen würde, ihm ihre Gunst zu verweigern, wenn er dieselbe verlangte, ja es scheint, daß man solchem Verlangen zu willfahren als eine Ehre betrachtet.

Neben der Wollust bietet der Rausch dem Neger den höchsten Genuß und daher spenden die Anhänger des Vaudouxdienstes den Priestern reichlichen Stoff. Der Priester und die Priesterin entscheiden, ob die Schlange einem neuen Kandidaten den Eintritt in die Sekte erlaubt; sie schreiben vor, welche Pflichten erfüllt werden müssen; sie empfangen auch die für den Gott bestimmten Opfer und Gaben; ihnen den Gehorsam versagen, heißt dem Gott ungehorsam sein und das größte Unglück muthwillig herausfordern. An bestimmten Tagen versammelt sich die Gemeinde unter Vorsitz des Königs und der Königin; das äußere Ceremoniell haben die Neger aus Afrika mitgebracht, doch die westindischen Gebräuche haben manche Aenderung hervorgerufen und Manches ist auch europäischen Gewohnheiten entlehnt.

Die Versammlungen finden im Geheimen, in mitternächtlicher Stille an einem verborgenen Orte statt und werden jedem profanen Auge entzogen; jeder Eingeweihte

gebraucht Sandalen und befestigt eine kleinere oder größere Anzahl Tücher um seinen Leib, wobei die rothe Farbe vorherrscht. Der König hat deren die größte Anzahl, ein ganz rothes Tuch umgiebt seinen Kopf wie ein Diadem, ein gewöhnlich blauer Gürtel schlingt sich um seine Lenden; auch die Königin zeigt in ihrem einfachen Luxus die Vorliebe für die rothe Farbe, die sie namentlich für Leibbinde und Gürtel wählt. König und Königin nehmen an einem Ende des Gemaches neben einer Art Altar Platz, auf dem eine mit Gitterwerk geschlossene Kiste steht, welche den allen sichtbaren Gott — die Schlange — enthält. Nachdem man sich überzeugt hat, daß keine Uneingeweihten anwesend sind, beginnen die Verehrer den Gottesdienst mit Anbetung der Schlange und betheuern ihre Anhänglichkeit und Unterwerfung; dann wird der Eid der Geheimhaltung in die Hände von König und Königin unter den schrecklichsten Drohungen gegen jeden, der ihn verletzt, aufs Neue abgelegt. Nach dieser Vorbereitung folgt das, was man die Predigt nennen könnte; König und Königin preisen in liebreichem Tone das Glück der Anhänger des Vaudoux, ermahnen die Getreuen, ihnen Vertrauen zu schenken und darum bei allen wichtigen Veranlassungen ihres Lebens um ihren Rath zu bitten. Jetzt löst sich die Versammlung auf und die Einzelnen treten nach ihrem Alter in der Sekte vor, ihre Wünsche vorzutragen; für alles Mögliche wird der Rath des Priesters in Anspruch genommen, der Eine will seine Vermögensverhältnisse verbessern, die Andere einen untreuen Geliebten wieder in ihr Netz ziehen; der verlangt ein Mittel gegen Krankheit oder für langes Leben, jene einen Fluch gegen eine glückliche Nebenbuhlerin; auch das Verbrechen nähert sich, um die Hilfe des Gottes anzurufen. Bei jeder neuen Frage scheint der König der Vaudoux in Gedanken versunken; der Geist kommt über ihn, er setzt die Kiste mit der Schlange auf den Boden und heißt die Königin sich auf dieselbe stellen. Jetzt wird auch die Pythia von dem geheimnißvollen Geiste ergriffen; sie zittert, der ganze Körper geräth in Zuckungen und das Orakel spricht aus ihrem Munde. Bald verspricht sie Glück, bald fließt ihre Rede in drohenden Worten und sie diktirt Befehle, gegen die es keine Berufung giebt. Nachdem das Orakel, manchmal in recht geheimsinniger Weise, allen geantwortet hat, bilden die Anhänger aufs Neue einen Kreis um den Altar und bringen ihr Opfer dar. Von demselben werden die Kosten der Versammlung bestritten und bedürftige Mitglieder unterstützt; darauf werden Pläne für die Zukunft festgestellt, die häufig auf Erregung von Unruhen abzielen, und zum zweiten Male wird ein ebenso furchtbarer Eid wie der erste abgelegt, indem Geheimhaltung und Mitwirkung gelobt wird. Hieran schließt sich der Genuß des warmen Blutes. In dieser Ceremonie nun liegt der Unterschied der beiden Arten von Vaudouxverehrung; die eine Sekte, vielleicht die am wenigsten zahlreiche, opfert auch „Ziegen ohne Hörner“ (Menschen), während die andere derartige Opfer verabscheut und sich mit der „weißen Ziege und dem weißen Hahn“ begnügt. Die zuletzt erwähnte Sekte erfreute sich zeitweise großer Duldung und konnte ihre Festlichkeiten dann selbst in Port au Prince ziemlich öffentlich begehen. In den ländlichen Distrikten nennen die Mitglieder sich, wie die katholischen Priester mittheilen, les Mystères und in ihren Ceremonien sollen Vaudoux und christliche Gebräuche in sonderbarer Weise vermischt sein. Vielfach ist die Ansicht verbreitet, daß ohne die Mitwirkung dieser Sekte, deren Anhänger die kannibalischen Vaudoux-Bekenner glühend hassen, es der Regierung unmöglich sein würde, die letzteren einigermaßen in Schranken zu halten. Außer dem Hahn und der Ziege soll auch zuweilen ein Lamm geopfert werden, welches sorgfältig gewaschen, gekämmt und geschmückt wird. Ueber das Menschenopfer werden wir noch weiter unten Gelegenheit zu sprechen haben, vorläufig wollen wir die weiteren Vorgänge bei den Festen der Vaudoux-Sekte betrachten.

Auf das Opfer folgt der Tanz, eingeleitet durch die Aufnahme neuer Jünger. Der König zeichnet mit schwarzer Farbe einen Kreis, in welchen der Neophyt gestellt wird; in seine Hand wird ein Päckchen mit Kräutern, Pferdehaaren, Hornstücken und anderen kleinen Gegenständen gelegt. Dann berührt der König den Kopf des Aufzunehmenden mit einem Stabe und läßt einen wilden afrikanischen Gesang ertönen, dessen Refrain von den außerhalb des Kreises stehenden Personen wiederholt wird; der Neuling fängt an zu zittern und zu tanzen, was man „Vaudoux üben“ heißt. Wenn er den Kreis verläßt, wird der Gesang unterbrochen und König und Königin wenden den Rücken, um die böse Vorbedeutung abzuwenden. Der Tanz wird fortgesetzt, bis der König durch Berührung mit seinem Stabe oder, wenn dies nicht genügt, mit einem tüchtigen Schlage ihn aus seiner Betäubung weckt. Hierauf legt er den Eid ab und gehört nun zur Sekte.

Nachdem die Aufnahme der neuen Mitglieder beendet ist, berührt der König die Kiste, in welcher die Schlange sich befindet und geräth nun selbst in Verzückung. Er theilt dieselbe der Königin mit und nach und nach geräth der ganze Kreis in heftige Bewegung, wobei er den ganzen Oberleib, besonders Kopf und Schultern, in den tollsten Verrenkungen bewegt. Namentlich die Königin befindet sich in der heftigsten Aufregung; in gewissen Pausen nähert sie sich der Schlange, um ihre Verzückung zu steigern, schüttelt die Kiste und bringt die an derselben befestigten Schellen zum Tönen, wodurch die allgemeine Erregung noch zunimmt; hierzu trägt allerdings der übermäßige Gebrauch spirituöser Getränke sehr viel bei. Bei den Einen stellen sich Ohnmachten ein, bei den Anderen eine Art Wuth; ein nervöses Zittern, welches sie, wie es scheint, nicht unterdrücken können, ergreift alle. Sie laufen im Kreise, sie zerreißen ihre Kleider, manche beißen in ihr eigenes Fleisch, andere stürzen zur Erde, ganz ihrer Sinne beraubt, und andere werden in einen anstoßenden dunklen Raum geschleppt, der oft der Schauplatz der ekelhaftesten Prostitution wird. Endlich macht die Ermüdung diesen abscheulichen Scenen ein Ende, welche sich an einem vorher festgesetzten Tage wiederholen. Im allgemeinen ist die Praxis in neuerer Zeit insofern lax geworden, als man auch uneingeweihten Schwarzen erlaubt, den Vorgängen beizuwohnen; häufig genug ist es vorgekommen, daß auch Weiße die Ceremonien beobachtet haben, wiewohl es ziemlich gefährlich wäre, sich dabei auf frischer That antreffen zu lassen und es im allgemeinen am gerathensten für sie ist, die gefährliche Nähe sobald als möglich ganz und gar zu verlassen. Die meisten direkten Beweise für den bei der Opferhandlung gepflegten Kannibalismus stammen aus solcher Quelle. Ein katholischer Priester, der sich unter seine Gemeindeglieder gemischt hatte, um die Vorgänge bei einer solchen Festlichkeit zu beobachten, es war in der Zeit Salnave's, wo die Vaudouxpriester sich eines sehr nachdrücklichen Schutzes erfreuten, daß sie ihre Festlichkeiten beinahe mit gar keinem Schleier zu umgeben suchten, macht eine Beschreibung derselben, die mit dem oben Angeführten ganz genau übereinstimmt. Der weiße Hahn und die weiße Ziege wurden getödtet und der Bund der Anhänger des Vaudoux mit demselben aufs Neue besiegelt; dann aber trat ein gigantischer Neger vor, kniete vor der Oberpriesterin nieder und sagte: „Mama, ich habe eine Gunst zu erbitten.“ „Was ist es mein Sohn?“ „Gieb

uns, um das Opfer vollständig zu machen, die Ziege ohne Hörner.“ Sie gab ein Zeichen der Zustimmung, der Haufen der Zuschauer theilte sich und man erblickte ein Kind, welches mit gebundenen Füßen da saß; in einem Augenblick wurde es an einem Strick in die Höhe gezogen und der Priester näherte sich demselben mit einem Messer; der laute Schrei des Schlachtopfers erweckte den Franzosen aus seiner Betäubung; er rief laut: „Schonet das Kind“ und wollte auf die schauerliche Scene zustürzen, wurde jedoch von seinen Freunden, die für ihn und für sich selbst fürchteten, mit fortgerissen. Vergebens nahm er die Hilfe der Polizei in derselben Nacht in Anspruch; am anderen Morgen erst begleitete sie ihn nach dem Schauplatz der schaurigen nächtlichen Scene, wo man die Spuren des Festes fand; neben dem Schuppen lag der gekochte Schädel eines Kindes.

Die Tempel der Vaudoux, Humfort genannt, findet man in jedem Distrikt des Landes; im allgemeinen sind sie klein, wiewohl Spenser St. John einen antraf, der ziemlich geräumig war; man hatte denselben mit Bildern aus den Illustraded News tapezirt, an den Wänden hingen Bilder der heiligen Jungfrau und der Heiligen, und ähnliche Bilder fand er in jedem dieser Heiligthümer. In einem der größten hat ein katholischer Priester bei seiner Durchreise öfter Messe gelesen; allerdings hegte er Verdacht, daß in seiner Abwesenheit der Vaudouxdienst dort geübt wurde. Er besaß einige polirte Steine von merkwürdiger Form, die er von einigen seiner Gemeindemitglieder empfangen hatte; darunter befand sich auch eine Steinaxt in Form eines Halbmondes, die, wie es hieß, aus Afrika mitgebracht worden war und einen Gegenstand der Verehrung bildete. Der Priester zerstörte alle diese Sachen, um zu verhüten, daß sie wieder in die Hände der Neger kämen. Außer verschiedenen christlichen Sinnbildern fand unser Autor auch in einem der Tempel eine Flagge von rother Seide, auf der folgende Worte standen: Société des Fleurs la Dahomien, deren Bedeutung unsicher ist; es hieß, diese Fahne sei ein Geschenk der Kaiserin, der Gemahlin Soulouque's. Der eigentliche Tempel ist gewöhnlich nur klein, doch zum Gebrauch der Menge befinden sich Schuppen in der Nähe und auch das Haus des Wächters dient ihnen als Obdach und als Schauplatz ihrer wilden Vergnügungen. Die Papalois erkennt man an dem eigenthümlichen Schnitt ihres krausen Wollhaars und dem überreichen Schmuck.

Man wird geneigt sein, die Frage aufzuwerfen, wer denn eigentlich zur Vaudoux-Sekte gehört; richtiger wäre es, meint Spenser St. John, zu fragen, wer gehört denn nicht dazu, wenigstens nicht zu der Sekte, die sich nicht des Kannibalismus schuldig macht. Bekannt ist es, daß der Kaiser Soulouque ein treuer Anhänger der Vaudoux-Verehrung, der Mulattengeneral Theolonge einer ihrer Priester war, der in seinen jüngeren Jahren in einer Scharlachrobe zu erscheinen und allerlei Possen in den Bäumen auszuführen pflegte; auch ein früherer Premierminister, dessen blutige Thaten immerwährende Schmach auf sein Andenken werfen werden, war, wie es hieß, ein Oberpriester der Sekte. Mit Ausnahme des eben genannten Theolonge und des Generals Salnave soll übrigens kein Mulatte und kein in Europa erzogener Neger der Sekte angehört haben.

Präsident Salnave (1867), der zuerst Lust hatte, den gebildeten Klassen den Hof zu machen, um sich ihrer Unterstützung zu versichern, hielt sich von den Vaudoux-Geheimnissen ganz zurück; als er aber sah, daß seine Annäherungsversuche zurückgewiesen wurden (denn die groben Ausschweifungen, die in seinem Palast eine Stätte fanden, hielten alle anständigen Leute zurück, denselben zu betreten) und das Kriegsglück sich im Bürgerkriege gegen ihn wendete (1869), begab er sich, sei es vom Aberglauben getrieben, sei es um sich so die Gemüther der großen Masse zu gewinnen, zu einem wohlbekannten Priester, der in der Nähe von Marquissant bei Port au Prince lebte, und machte dort alle nöthigen Ceremonien durch. Er badete sich im Blute der Ziege, machte den Priestern und Priesterinnen ansehnliche Geschenke und feierte das Fest mit der ganzen Versammlung, die sich danach den niedrigsten Ausschweifungen ergab und dies so lange fortsetzte, bis selbst die eiserne Natur des Präsidenten erschöpft war und er sich genöthigt sah, viele Tage lang das Bett zu hüten. Aber das Kriegsglück blieb ungünstig; wieder befragte er den Papaloi, der darauf bestand, daß der Präsident nun die höchsten Feierlichkeiten durchmachen müsse; die „Ziege ohne Hörner“ müsse geschlachtet und er mit ihrem Blute gesalbt werden; wenn er sich hiermit einverstanden erkläre, solle er des Sieges sicher sein. Ob Salnave diesem Verlangen nachgab oder nicht, wagt unser Autor nicht zu entscheiden; er sagt wörtlich: Seine Feinde aus allen Klassen der Gesellschaft sagten, er habe es gethan; seine Freunde, die den unteren Klassen angehörten, bestätigten die Geschichte, aber die wenigen Anhänger, die er unter den besseren Klassen hatte, leugneten natürlich die Wahrheit derselben. Ich glaube, das Gewicht der Beweise sprach eher gegen ihn als zu seinen Gunsten. — Selbst in der Zeit von Geffrard, dem erleuchtesten Herrscher, den dieses unglückliche Land seit Boyer's Zeiten hatte, zeigte es sich deutlich, daß die Fetisch-Anbetung der afrikanischen Neger durch ihre Nachkommen nicht vergessen war. Während seiner Regierung trug sich folgender Vorfall zu, den wir mit einiger Ausführlichkeit folgen lassen, da die Einzelheiten der schauerlichen Geschichte für die Charakterisirung der Zustände wichtig sind.

Einige Meilen westlich von Port au Prince im Dorfe Bizoton lebte ein Mann, Congo Pellé genannt. Er hatte allerlei Beschäftigungen versucht, es aber seiner Faulheit wegen zu nichts gebracht; jetzt wollte er ohne Anstrengung seinerseits seine Lage verbessern. Er wendete sich darum an seine Schwester Jeanne, welche lange mit den Vaudoux in Verbindung gestanden hatte — sie war die Tochter einer Priesterin und selbst eine wohlbekannte Mamanloi — und kam mit ihr überein, gegen das neue Jahr ein Opfer darzubringen, um die Schlange günstig zu stimmen; da er Großes erreichen wollte, griff man gleich zu den großen Mitteln, man berieth mit den beiden Papaloi, Julien Molas und Floréal Apollo, und kam zu dem Entschluß, ein kleines Mädchen, die Nichte von Jeanne und Congo, zu opfern.

So wurde die Sache vor Gericht erzählt; es scheint jedoch, daß Menschenopfer regelmäßig zu Ostern, Weihnachten, am Sylvesterabend und besonders am Feste der heiligen drei Könige gebracht werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Bergwerksverwaltung in St. Petersburg wird gegenwärtig eine Expedition zur Untersuchung der nördlichen Ausläufer des Urals ausgerüstet. Der Hauptzweck derselben sind mineralogische Untersuchungen; man vermuthet nämlich, daß im nördlichen Ural Fundstellen edler Metalle, besonders von Gold und Platin, vorkommen müssen. Das Platin wurde bekanntlich 1822 im Ural in den Privatbergwerken von Nishne-Tagilsk und später in den Kronbergwerken von Blagodatsh entdeckt. Die Entdeckung war die Veranlassung, daß Alexander v. Humboldt Rußland und den Ural besuchte; er machte damals schon in Rücksicht auf den geologischen Bau des Ural die Bemerkung, daß in dem nördlichen Theile des Gebirges viel beträchtlichere mineralogische Schätze existiren müßten, als im mittleren und südlichen. Abgesehen von dem Suchen nach Edelmetallen hat die Expedition ferner die Aufgabe, geologische Forschungen anzustellen, nach Eisen-, Kupfer- und Bleierz und Kohlenlagern auszuschauen, den Einfluß des Bergbaus auf die Waldcultur, die Lage der Bergwerksarbeiten u. a. mehr zu bestimmen. („Nowosti" 1885, Februar.)

— In der Sitzung der K. R. Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg hat am 21. Februar K. D. Nossilow einen Vortrag gehalten über seine Untersuchung der Pässe des Urals in Hinsicht auf eine projektirte Vereinigung des Petschora- und des Ob-Bassins. Seiner an die „Nowosti" (1855, Nr. 55) gerichteten brieflichen Mittheilung darüber entnehmen wir Folgendes: Er hat im Laufe der letzten zwei Jahre 7 verschiedene Pässe des Ural zwischen dem 64. und 67. Grade nördlicher Breite mit Rücksicht auf die Möglichkeit einer Verbindung der Petschora mit dem Ob-Bassin untersucht. Einer dieser Uralübergänge verbindet den Ob durch Vermittelung seines Nebenflusses Woikov mit dem in die Petschora fallenden Flusse Ussa; der Paß, 1650 Fuß (495 m) hoch, hat eine Länge von 155 Werst (km). Ein anderer Paß verbindet die schiffbare Sygwa, einen Zufluß der bei Beresow in den Ob fallenden Sosswa mit dem Schtschugur, einem Nebenflusse der Petschora; der Paß hat eine absolute Höhe von 1450 Fuß (435 m) und eine Länge von 100 Werst (km). Beide Uebergänge sind durchaus zum Bau einer Eisenbahn geeignet und eine solche wäre mit Rücksicht auf die herzustellende Wasserverbindung zwischen Ob und Jenissei unbedingt nöthig. Es giebt in Sibirien eine große Menge Waaren, welche den theuren Transport auf der Tjumen-Uralischen Eisenbahn nicht ertragen und welche sich daher längst einen anderen Ausweg, bisher durch das Karische Meer, gesucht haben; dieser Ausweg hat sich aber nach vielen kühnen Expeditionen als Handelsstraße nicht brauchbar erwiesen.

Asien.

— Herr Golochwastow, welcher eine Eisenbahnverbindung zwischen dem Ob-Becken und einem Hafen des Nördlichen Eismeeres projektirt, hat im Laufe des verflossenen Sommers (1884) eine große Reise durch Sibirien gemacht, um sich an Ort und Stelle mit den Produktionskräften des Ob-Bassins und den Bedingungen des sibirischen Handels bekannt zu machen. Golochwastow beabsichtigt durch seine projektirte Bahnverbindung die Handelsbeziehungen Sibiriens mit den europäischen Märkten sicher zu stellen und dadurch die äußerst gewagte, oft ganz unmögliche Fahrt durch das Karische Meer nach den Mündungen der sibirischen Flüsse zu vermeiden. Er hat als Endpunkte seiner projektirten Linie gewählt: den Chaipudirsk-Busen des Nördlichen Eismeeres (Gouvernement Archangel) und die Mündung des Flusses Woikara in den Ob. In der Omsker Sektion der K. Russ. Geogr. Gesellschaft hat Golochwastow bereits über sein Unternehmen berichtet, und dadurch sehr lebhafte Debatten über den Einfluß der projektirten Bahn auf die ökonomischen Verhältnisse des Landes hervorgerufen. Die langjährigen Arbeiten Golochwastow's in dieser Angelegenheit werden von vielen gelehrten Autoritäten unterstützt, welche sich für die Möglichkeit einer Bahn durch jene Sumpfgegend aussprechen. Golochwastow hatte die Absicht, die ganze Strecke, durch welche die Bahn gelegt werden soll, mit Renthieren zu befahren. Die Entfernung zwischen der Mündung der Woikara und dem Chaipudirsk-Busen beträgt 360 Werst (km); der Bau der Bahn käme etwa auf 25 Millionen Rubel (ca. 50 Millionen Mark), d. h. etwa 70 000 Rubel (140 000 Mark) für die Werst zu stehen. Zur Voruntersuchung sind 50 000 Rubel (100 000 Mark) nothwendig; die Summe ist dem Herrn Golochwastow schon durch einige Kapitalisten zur Verfügung gestellt. („Nowosti".)

— Der Gelehrte und Reisende J. S. Poljäkow ist nach dreijähriger Abwesenheit in den ersten Tagen Februar in St. Petersburg wieder eingetroffen. Er hatte bekanntlich den Auftrag, Sachalin eingehend zu erforschen: mit reichen Materialien ist er heimgekehrt.

— Die Birmanen sind wieder in den Besitz der von chinesischen Banden eroberten Stadt Bhamo am oberen Irawadi gelangt, wobei es in echt orientalischer Weise zugegangen ist. Die Chinesen, denen es an Lebensmitteln fehlte, sandten an den heranziehenden birmanischen General Botschaft, und dieser bot ihnen 6000 Rupien und die Erlaubniß, ihre Beute mitzunehmen, wenn sie die Stadt räumen und ihre beiden Anführer ausliefern wollten. Die Chinesen erklärten, letztere lebend auszuliefern ginge nicht an; sie wollten sie aber tödten und die Leichen herausgeben, und als dies angenommen wurde, nahmen sie die Leichen zweier am Fieber gestorbener Chinesen, geißelten dieselben, so daß es aussah, als seien dieselben eines gewaltsamen Todes gestorben, und sandten sie an die Birmanen. Dann zogen sie ab. Die Birmanen schlugen zuerst die beiden Leichen ans Kreuz und hielten dann ihren Einzug in die Stadt, wo sie nichts eiligeres zu thun hatten, als die von den Chinesen verschonten Häuser der Missionare zu plündern.

— Anfang März ist ein englisches Blaubuch über Korea (Nr. 1) veröffentlicht worden, welches einen Bericht über den Handel des Landes enthält, der aussichtslos genug klingt. „Nature" (Nr. 802, S. 441) faßt den Inhalt in folgende Worte zusammen: Handel giebt es dort nicht, aber auch keine Wahrscheinlichkeit, daß er sich in Zukunft entwickeln wird.

Afrika.

— Gelegentlich unseres Berichtes über Sachau's Reisewerk („Globus", Bd. 45, S. 299) haben wir auf die nur von der Gazellenjagd lebenden Slebi's der Syrischen Wüste aufmerksam gemacht, von denen der Reisende einige Individuen sah. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, daß der General Daumas im Gebiet von Eschul in der algerischen Sahara einen Stamm erwähnt, der ebenfalls ausschließlich

aus Gazellenjägern besteht, und dessen Name, el-Lib, offenbar derselbe ist, wie der des syrischen Stammes. Sie haben weder Schafe noch Pferde, und leben so ausschließlich von Gazellenfleisch, daß schon kleine Kinder damit gefüttert werden; auch Zelte und Kleider bestehen aus Gazellenhaut. Wenn eine Partie auf die Jagd auszieht, nimmt sie mit Salz beladene Esel mit; die erlegten Thiere werden ausgeweidet, innen tüchtig mit Salz ausgerieben und dann zum Trocknen auf einen Dornbusch gehängt. So ziehen sie durch die Wüste, bis alles Salz verbraucht ist und erst dann kehren sie um und suchen die getrocknete Jagdbeute zusammen. — Daumas sagt übrigens nicht, daß die el-Lib körperlich irgendwie gegen die anderen Araber zurückstehen, während Sachau die von ihm beobachteten Slebi's als eine ganz verkommene und verachtete Rasse schildert.

— In Anbetracht der in Ostafrika jetzt herrschenden Hungersnoth und der Unmöglichkeit, Träger und Soldaten in genügender Zahl anwerben zu können, hat die Association Internationale beschlossen, die Expedition unter Lieutenant Becker (vergl. vorigen Band, S. 288) einstweilen nicht abgehen zu lassen. Lieutenant Becker hat bereits die Rückreise nach Europa angetreten, während seine Gefährten noch in Zanzibar bleiben.

— Dr. Pechuel-Lösche hat (nach „Petermann's Mittheilungen", 1885, S. 101) während seiner jüngsten Reise im Hererolande von Händlern, die aus dem Inneren kamen, Nachrichten erhalten, wonach die dortigen hydrographischen Verhältnisse in letzter Zeit bedeutende Veränderungen erlitten haben. „Der Ngami-See ist ausgetrocknet, verschwunden; das Gethier ist ausgewandert oder verdorben, die Vegetation vernichtet. Der Okavango fließt in den Zambesi, desgleichen der Tamalakan. Näheres wird mir ein Boer berichten, welcher jetzt seines Weges zum Zambesi zieht."

— Im Mai gedenkt Dr. Oskar Lenz im Auftrage der „Wiener Geographischen Gesellschaft" eine Reise nach den Stationen am mittleren Congo und von dort nach der Wasserscheide zwischen Nil und Congo anzutreten, wo er neben dem geographischen Zwecke auch denjenigen verfolgen will, Nachrichten einzuziehen über jene vier europäischen Reisenden, Dr. Junker, Dr. Schnitzler (Emin-Bei), Casati und Lupton-Bei, welche durch den Aufstand des Mahdi an der Rückkehr aus dem Sudan nach Aegypten gehindert wurden. Die Kosten der Reise sollen zum Theil von der Geographischen Gesellschaft, zum Theil von der Regierung und durch private Beiträge gedeckt werden. Ferner soll Dr. G. A. Fischer im Auftrage von Dr. Junker's Bruder dem verschollenen Reisenden nachspüren.

— Lieutenant Massari ist von seiner Recognoscirung des unteren Kuango nach Leopoldville zurückgekehrt. Er wurde überall von den friedlichen Einwohnern gut empfangen, hat in Mbusie eine Station errichtet und den Fluß bis 4° südl. Br. befahren. Da Major von Mechow denselben von Süden her bis etwa 5° südl. Br. verfolgt hat, so bleibt nur noch das Stück zwischen 4° bis 5° zu erforschen.

Australien.

— Die australische geographische Konferenz, die in Melbourne abgehalten worden ist, hat beschlossen, vor nächstem Mai eine wissenschaftliche Expedition nach Neu-Guinea zu schicken; eine weitere Expedition soll die Spuren von Leichhardt und seinen Begleitern aufsuchen.

— In dem Jahre vom Juli 1883 bis dahin 1884 exportirten die australischen Kolonien 2 112 280 Ballen Wolle. Davon entfielen 329 829 auf Victoria, 319 477 auf Neu-Süd-Wales, 228 000 auf Neu-Seeland, 121 917 auf Südaustralien, 74 018 auf Queensland, 27 000 auf Tasmanien und 11 439 auf Westaustralien. Nur ein kleiner Theil im Werthe von 36 635 Pfd. St. ging im Jahre 1884 nach Belgien (33 092 Pfd. St.), Frankreich (1875 Pfd. St.) und Deutschland (1668 Pfd. St.), alles übrige nach England.

— Früher hieß Südaustralien die Kupferkolonie. Die Kurra-Kurra-, die Moonta-, die Wallaroo- u. s. w. Kupferminen mit ihren reichen Erträgen sind bekannt genug geworden. Das hat sich aber geändert. Seitdem die Tonne Kupfer auf 59 Pfd. St. 10 Sh. gefallen ist, sind die Arbeiten in den meisten Minen eingestellt worden und die, welche noch fortarbeiten, lassen keinen Gewinn mehr übrig.

— Die Regierung der Kolonie Queensland hat vor dem dortigen Parlamente die Erklärung abgegeben, daß, wenn das Anwerben von Polynesien zu Arbeitern auf den Zuckerplantagen im nördlichen Queensland nicht ohne Kidnapping (gewaltsamen Raub), wie in letzter Zeit wiederholt geschehen sei, abgehen könne, sie Willens sei, die Einführung von Kanakas in Queensland gänzlich zu verbieten. Dagegen werde sie die freie, resp. assistirte Einwanderung von Arbeitern aus Europa in jeder Weise fördern. In der großen Anleihe, welche die Kolonie jetzt wieder, meist für Eisenbahnen, auf dem Londoner Geldmarkte kontrahiren will, befindet sich auch ein Posten von 750 000 Pfd. St. für Einwanderung aus Europa. Die Kolonie ist bereits mit einer öffentlichen Schuld von 1037 Mark pro Kopf der Bevölkerung belastet, und diese Höhe erregt um so mehr Bedenken, wenn die Anleihen auch für unproduktive Zwecke, wie Einwanderung, verwendet werden. Im Jahre 1883 trafen auf Kosten der Kolonie 26 725 Emigranten aus Europa in Queensland ein.

Inseln des Stillen Oceans.

— Das deutsche Schutzgebiet auf der Nordostküste von Neu-Guinea hat amtlich den Namen Kaiser-Wilhelms-Land erhalten; ein neu entdeckter Hafen unter $5\frac{1}{2}$ Grad südl. Br. in der Astrolabe-Bai wurde Friedrich-Wilhelms-Hafen und eine Bucht in dessen Nähe Prinz-Heinrichs-Hafen getauft. Ersterer war bisher unbekannt, da eine vorliegende Insel seine Einfahrt verdeckte; diese, jetzt „Dallmannfahrt" genannt, wurde am 18. Oktober 1884 von dem der „Deutschen Neu-Guinea-Gesellschaft" gehörigen Dampfer „Samoa" zum ersten Male passirt. Die Vegetation an jenen beiden Häfen wird als überaus üppig geschildert; das Klima jedoch ist, wie begreiflich, für Nordeuropäer im hohen Grade ungesund. Inzwischen ist in London auch die Grenze des deutschen Gebietes im Inneren der Insel vereinbart worden. Danach bildet der 141. Längengrad von der Humboldt-Bai an bis zum 5. Grad südl. Br. die Grenze zwischen deutschem und niederländischem Besitze. Dort schließt sich die englisch-deutsche Grenze in einem stumpfen Winkel an bis zu dem Punkte, in welchem sich 8° südl. Br. und 147° östl. L. Gr. schneiden, und läuft von dort längs dem 8. Grade südl. Br. bis zur Nordostküste bei der Herkules-Bai. Danach wäre der deutsche Antheil an Neu-Guinea nahezu so groß, wie der englische, während der niederländische beide übertrifft.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVII. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Amazonas und Cordilleren.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.)

X.

Am 7. Juli trat Wiener die Reise von Rioja nach Yumbite an. Der Weg führt durch den westlichen Theil des gut bewässerten Moyobamba-Thales, eine üppige Vegetation verräth, welche Schätze hier im Schoße der Erde ruhen und des Augenblicks harren, daß der Mensch sie hebe. Am Rio Negro fand man noch die deutlichen Spuren einer Ueberschwemmung, und es schien unerklärlich, wie ein so ruhiger Bach so ungeheure Verheerungen hatte anrichten können: auf einer Länge von einigen Dutzend Kilometern hatte er das Land mehr als eine halbe Meile in der Breite ganz überfluthet und der Strom hatte eine solche Gewalt besessen, daß er Anpflanzungen verwüstet und Häuser mit fortgerissen hatte. An dem Flusse befand sich ein kleiner Indianerposten; einer der Leute verlangte den Paß Wiener's zu sehen, beruhigte sich jedoch, als ihm einige unschuldige Notizen vorgezeigt wurden. „Ihre Papiere sind in Ordnung", hieß es, „Sie können ihre Reise fortsetzen." Nicht weit von dieser Stelle befindet sich der große Anstieg La Ventana. Man ersteigt ihn, indem man länger als anderthalb Stunden auf einer zickzackförmigen Felswand den natürlichen Krümmungen des Abhanges folgt; wo der natürliche Zusammenhang fehlt, haben die Indianer aus Baumzweigen kleine Brücken gebaut; zum großen Theile ist der Weg treppenförmig, nur hier und da giebt es zwischen diesen übermäßig hohen Stufen horizontale oder wenig geneigte Strecken. An einzelnen Stellen ist der Granit durch Thonlagen unterbrochen; in diesem Theile läuft der Weg zwischen zwei 5 bis 6 m hohen Wänden, die kaum einen Meter von einander entfernt sind, so daß man nur eben hindurchkommen kann. Um 5 Uhr hatte Wiener die Höhe erreicht, wo er seine Maulthiertreiber erwartete, die aber nicht kamen, so daß er die Nacht, von allem entblößt, im Freien lagern mußte; Grund genug, am anderen Morgen früh aufzubrechen. Der Weg führte durch das Thal von Yumbite in die Schlucht von Pucatambo, hier wurde der Reisende von seinen Maulthiertreibern, die der Bequemlichkeit wegen in Visitador, am Fuße der Höhe von Ventana, Halt gemacht hatten, endlich eingeholt.

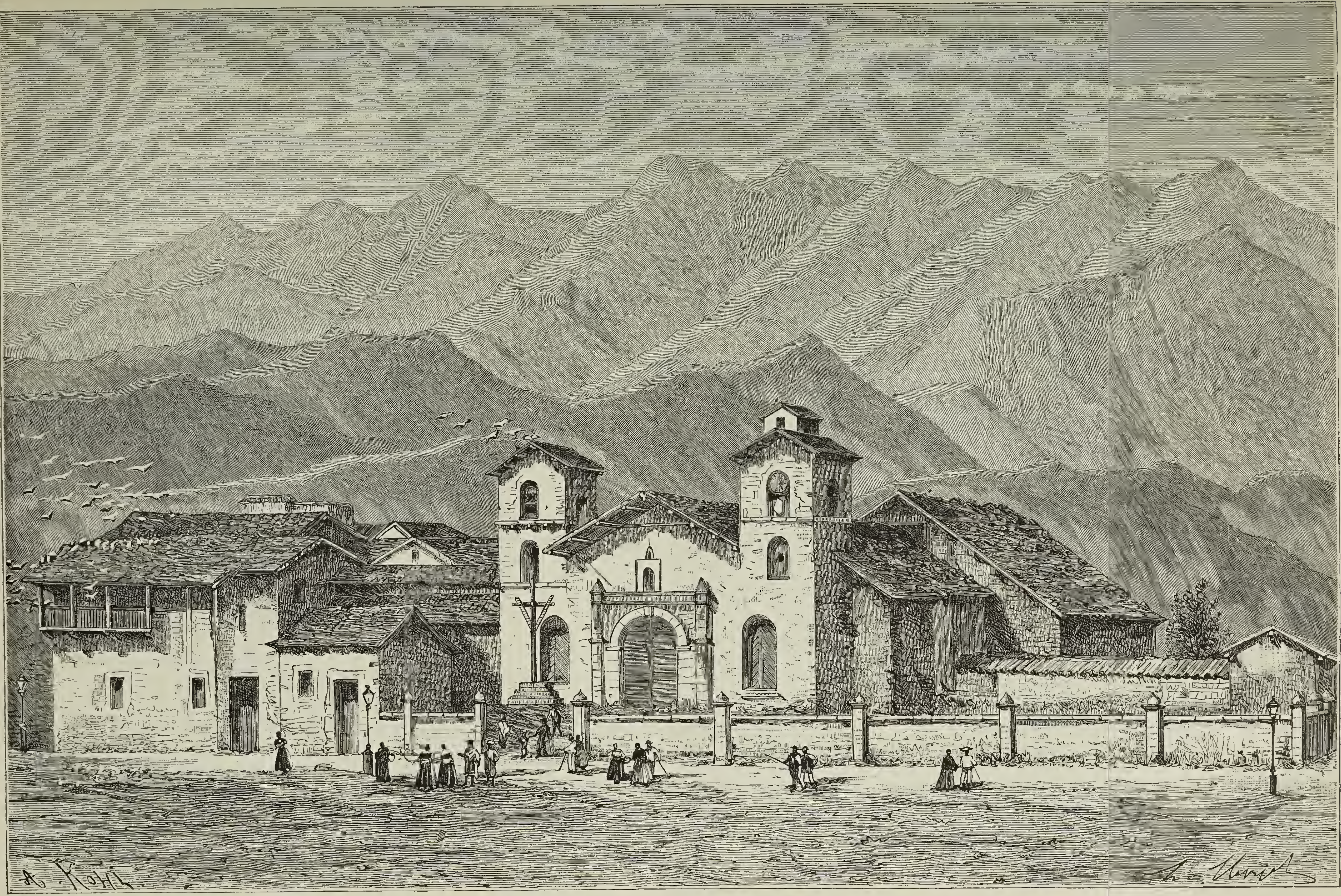
Am 9. Juli wurde die Reise bis zu der Escalera del Almirante fortgesetzt, wo in einem schlechten Logirhause Quartier genommen wurde. Der Regen, der schon die Nachtruhe gestört hatte, dauerte am nächsten Tage fort; der Rio Salas war hierdurch so angeschwollen, daß er eine Brücke weggerissen hatte, deren Herstellung einigen Aufenthalt verursachte. Dieser Fluß, der sich zwischen den Granitwänden, aus denen die Masse des Tingoramos besteht, in zahlreichen Krümmungen hinwindet, mußte dreimal überschritten werden, und gegen 7 Uhr Abends erreichte man das nicht weit von seiner Quelle gelegene Hochthal von Bagassan. Es war hier empfindlich kalt, das Wasser des Salas, welches bei Almirante noch 13° warm war, hatte hier nur noch 10°; die Lufttemperatur betrug um 11 Uhr Abends 5° und Morgens 4 Uhr nur + 1°. In diesem Thale befinden sich einige Hütten, in welchen die aus Moyobamba und Chachapoyas Verbannten eine Zuflucht gefunden haben. Bei einem dieser Flüchtlinge, der mit seiner Familie

und einigen Hunden in einer Grotte lebte, fand Wiener für die Nacht ein Unterkommen. Früh am nächsten Morgen erfolgte der Aufbruch, um die Cordillere, welche die Pässe von Bagassan und Ventilla trennt, zu überschreiten. Zunächst wurde der ungeheure Abhang von Cuipuquio erstiegen und dann führte der Weg über die Höhe Pucaladrillo und die Puna von Pichcusacha nach der Hochfläche Pichcuhaiñuscan, d. h. dem „Orte, wo die Vögel sterben". Auf der ganzen Fläche kommt nicht der geringste Pflanzenwuchs vor, da die furchtbaren Stürme denselben nicht aufkommen lassen; hin und wieder erheben sich Kreuze zur Erinnerung an Reisende, welche den Anstrengungen oder dem Wetter erlegen sind. Als man das letzte Kreuz hinter sich hatte, senkte sich der Weg über eine Reihe von Hochflächen nach Guacanma, Tiutin und Despacho abwärts, und Wiener kam sehr ermüdet gegen 2 Uhr im Thale von Ventilla an,



Indianer von Molinopampa. (Nach einer Skizze Wiener's.)

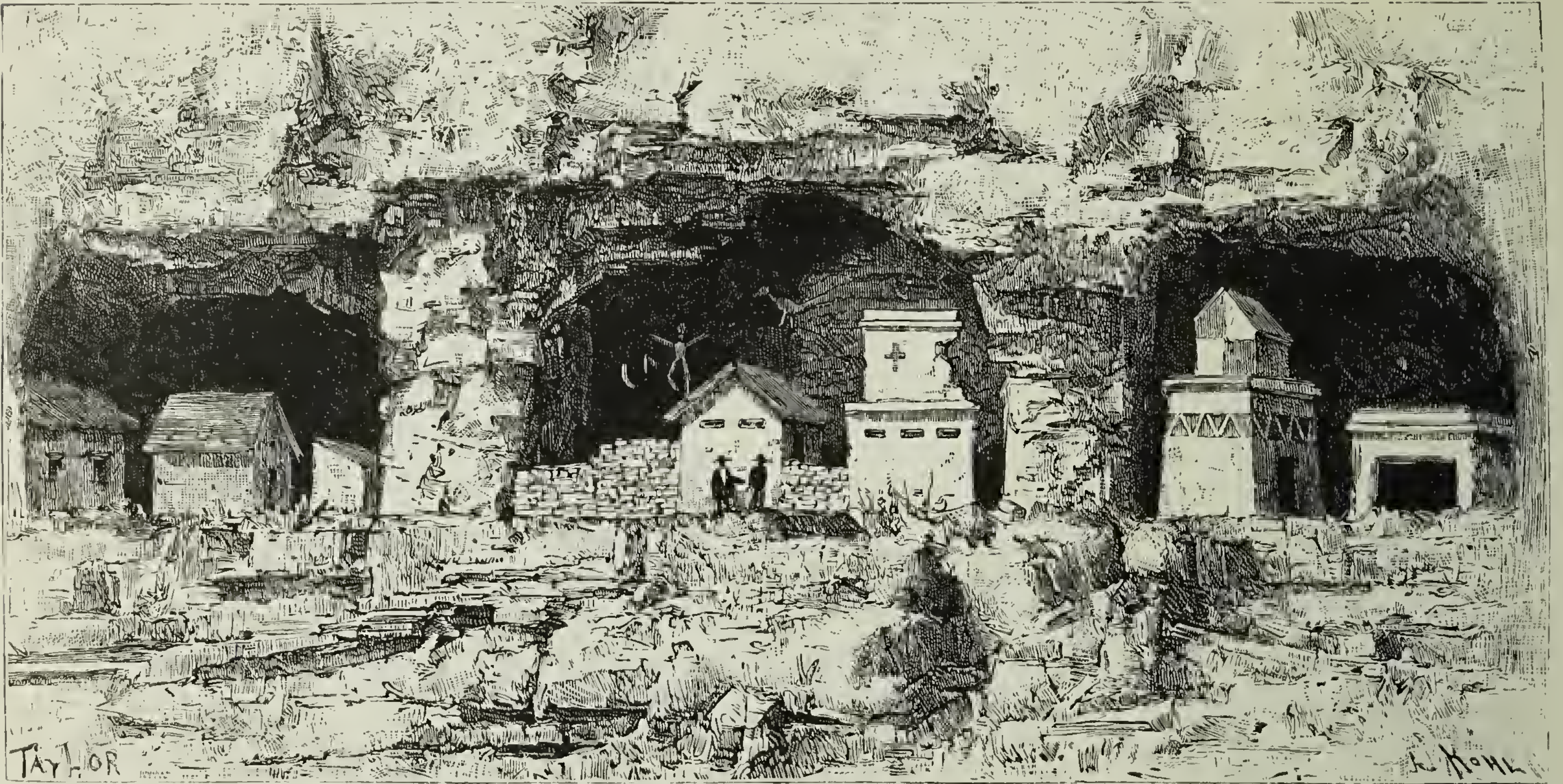
wo es immer noch ziemlich kühl war und Reif die Weiden bedeckte. Weniger angenehm waren die Garrapatos, kleine Zecken, welche das Blut aussaugen und an der gebissenen Stelle ein empfindliches Jucken verursachen; wenn man demselben durch Kratzen abzuhelfen sucht, läuft man Gefahr, unangenehme Wunden zu bekommen. Von Ventilla führt der Weg über einen letzten Berg und dann über ausgedehnte Pampas zwischen Felsen, die ungeheuren erratischen Blöcken gleichen; um 5 Uhr kam der Reisende nach Molinopampa. Dies ist der letzte Ort, ehe man Chachapoyas erreicht; auf einer ausgedehnten, mit üppigem Grün bedeckten Fläche erheben sich drei Kirchen und einige fünfzig mit Stroh gedeckte Hütten; einige hundert Pferde und Maulthiere, Herden von Schafen und Schweinen und verschiedene, sehr schmutzige Indianer tragen dazu bei, das Ganze zu einem typischen Andenbilde zu machen. Schöner noch ist der Anblick auf das nahe Dorf Taolia, das auf den Höhen, welche die Aussicht nach Südwest begrenzen,



Hauptkirche von Chachapoyas. (Nach einer Skizze Wiener's.)

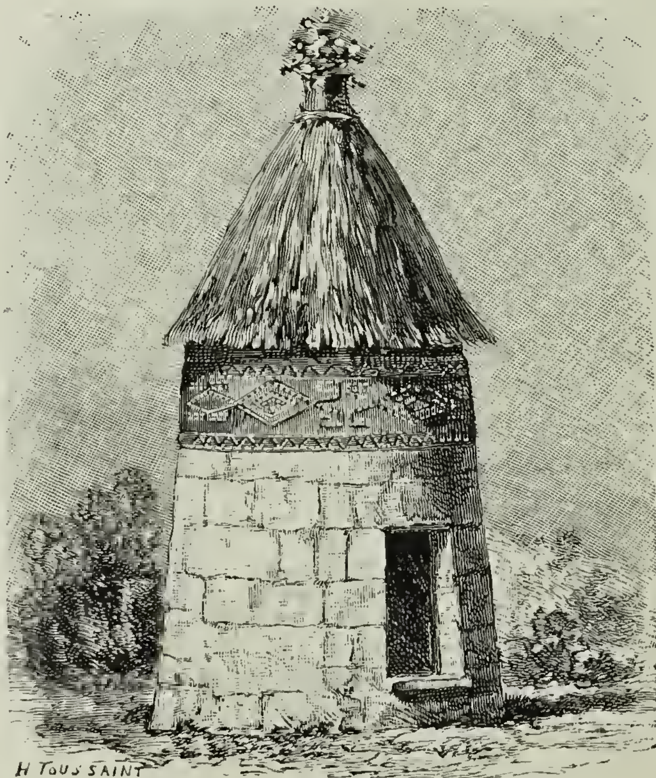
liegt. Ein Fußweg, der mit seinen rothen Zickzacklinien sich sehr auffallend von dem grünen Gelände abhebt, führt da hinauf; gegenüber der großartigen Natur aber verschwindet das Werk der Menschenhand.

Auch hier entstanden wieder Schwierigkeiten hinsichtlich der Transportmittel, und es kostete ein ziemlich bedeutendes Geldopfer, um den Gouverneur zu thätiger Hilfe zu veranlassen. Der Weg nach Chachapoyas führt durch eine wunderbare Gegend; er schlängelt sich an senkrecht abfallenden Felswänden hin und aus der Tiefe des Abgrundes



Gräber bei S. Tomas. (Nach einer Photographie.)

ertönt das Brüllen des Gießbaches, aber der Pfad ist gefahrlos und wenn man frühzeitig aufgebrochen ist, kommt man vor Einbruch der Dunkelheit ans Ziel der Reise. Wenn man in Chachapoyas eintritt, glaubt man sich einige Jahrhunderte zurückversetzt; die fieberhafte Thätigkeit, die man überall an den Küsten findet, scheint nicht im Stande gewesen zu sein, die Cordilleren zu überschreiten. Auf Verandas aus künstlich geschnitztem Holze sieht man schöne Mädchen, aus deren Manta ein träumerisches Auge dem Vorüberziehenden nachschaut; in den öden Straßen erweckt der Huf des Maulthieres ein Echo wie in einer Kirche, hier und da ist an einem Hause ein Pferd angebunden, welches wiehert und sich schüttelt, daß die silbernen Glöckchen ertönen, wenn es die Annäherung der Thiere des Reisenden bemerkt, und aus der Ferne ertönt der sonore Kirchengesang, während man noch den Weihrauchduft athmet, ein Zeichen, daß ein Priester, welcher unterwegs war, um einem Sterbenden das Viaticum zu reichen, hier vorübergegangen ist.

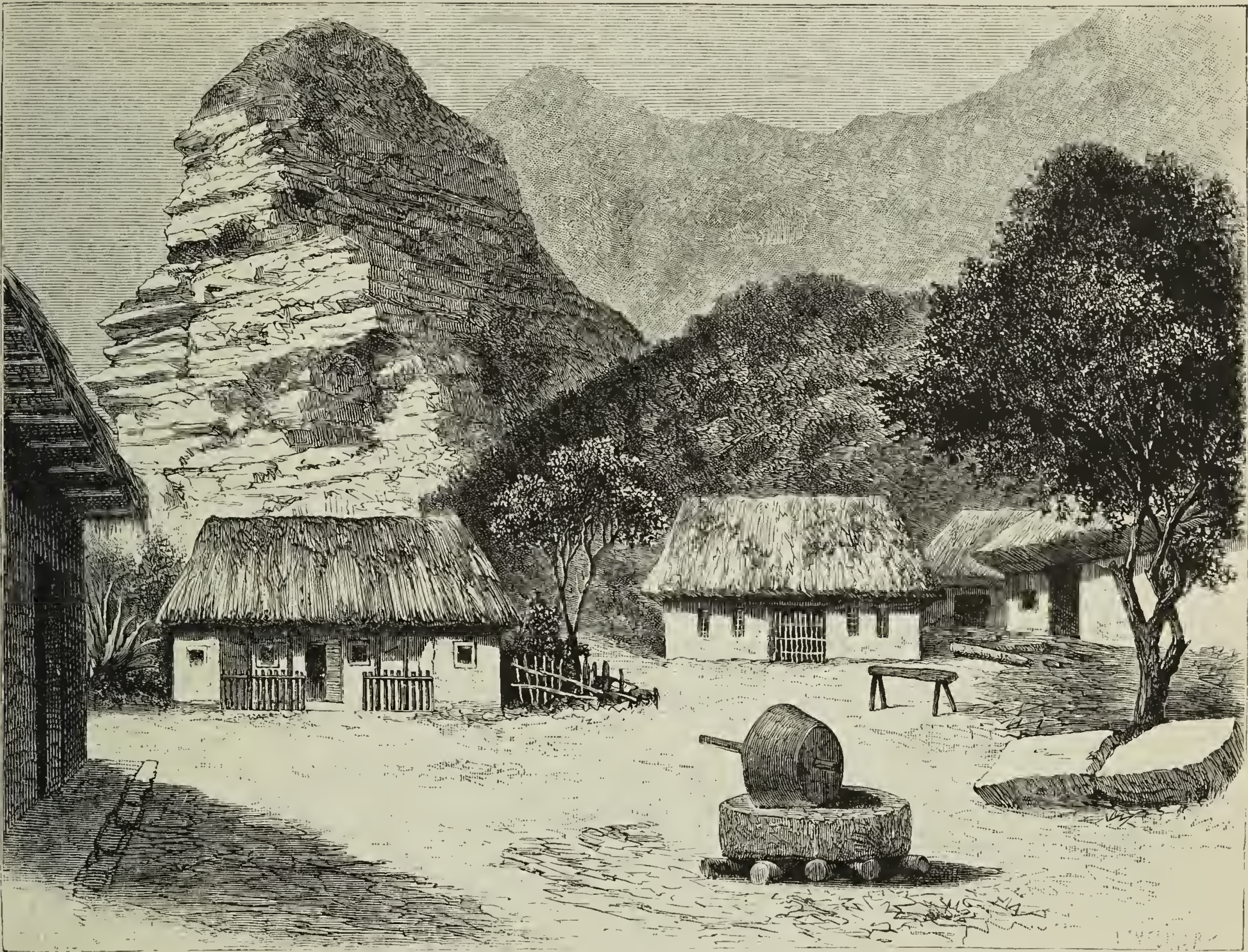


Altes Haus in Jalca. (Nach einer Skizze Wiener's.)

Und doch litt diese friedliche Stadt unter den Unruhen des Krieges und unter dem fortwährenden Wechsel der Obrigkeit. Uebrigens zeigte man viel Theilnahme für Wiener's Reise, der dagegen die Interessen der guten Stadt Chachapoyas zu fördern versprach, so daß man ihm nicht nur die für die Weiterreise nöthigen Transportmittel lieferte, sondern auch für den guten Erfolg derselben in der Hauptkirche ein Te Deum sang. Die Rede, welche in Vertretung des abwesenden Bischofs einer der Canonici, P. Amaro, hielt, wurde einige Monate später in verschiedenen peruanischen und ecuatorianischen Zeitungen veröffentlicht; sie schilderte die Zustände im östlichen Peru und athmete warme Sympathie für Frankreich; ja man ging sogar so weit, an den französischen Gesandten in Lima eine Adresse ähnlichen Inhaltes zu richten. — Jetzt besitzt die Stadt bereits die gewünschte Verbindung mit der Außenwelt, Dank der Anstrengung ihrer Bewohner; diese Mittheilung, sowie eine andere, daß ein neuer Hafen an einem schiffbaren Nebenflusse des Amazonas, dem Calmapanas, im Anschluß an den Weg angelegt worden sei, gelangte 1883 direkt an das auswärtige Ministerium in Paris. Nachdem Wiener in Chachapoyas noch den Anblick einer Schar von sogenannten Freiwilligen gehabt hatte, die gezwungen zur Armee stießen, brach er auf, besuchte zunächst die Ruinen von Cuelap und dann ein Bergwerk, welches unter der Leitung eines Schweizer Ingenieurs, des Herrn Wertheman, steht.

In der Nähe der Wohnung desselben befinden sich die Gräber der Erbauer von Cuelap; diese Erinnerungen an eine lange vergangene Zeit bilden einen auffallenden Gegensatz zu dem heutigen Zustande des Santo Tomas genannten Ortes, welchem durch die Thätigkeit des genannten Herrn eine glänzende Zukunft vorbehalten zu sein scheint.

Die erwähnten Gräber gleichen wirklichen Häusern; sie haben bis zu sechs Meter Höhe und manche besitzen zwei Stockwerke; in den Mauern sind Fenster und Thüren angebracht. Meist befinden sie sich in künstlichen Grotten. Die Fußwege oder Treppen, die früher zu denselben führten, sind zerstört worden, kein einziger Zugang besteht mehr. Mit vieler Mühe glückte es, eines dieser Gräber, welches der Villa Santo Tomas gegenüber liegt, zu ersteigen; auf den Wänden, die auf der äußeren Seite mit einer Art gelblichen Stuckes bekleidet sind, befinden sich gut erhaltene Malereien in rother Farbe; das Steindach neigt sich, wie bei den meisten, nach beiden Seiten; die Fugen sind mit sehr hartem Mörtel ausgefüllt, Thür und Fenstergesimse aus einer Holzart verfertigt, die man aus den wärmeren Thälern herbeigeschafft hat, und vollständig erhalten. Im Hintergrunde der Grotten findet man, unter Moos und Gestrüpp verborgen, Malereien in rother Farbe, Arabesken und Darstellungen von Thieren, wie sie auch auf den Mauern vorkommen. In der Nähe, nur ungefähr zwei Meilen ostnordöstlich von Santo Tomas, findet man das kleine Dorf Jalca, welches auch Reste der Vergangenheit bewahrt hat:



Bergwerk des Herrn Wertheman bei S. Tomas. (Nach einer Photographie.)

es sind dort alterthümliche Gebäude gut erhalten. Die heutigen Indianer bewohnen diese Häuser; dieselben sind rund und haben drei Meter im Durchmesser; die Mauern sind vier Meter hoch. Einen halben Meter über der Erde befindet sich eine Oeffnung, die als Thür und Fenster zugleich dient; sie ist ungefähr zwei Meter hoch und achtzig Centimeter breit. Die Wände, die nach oben schwächer werden, sind nicht senkrecht und der obere Durchmesser beträgt etwa zwei und dreiviertel Meter. Drei Meter über dem Boden läuft ein sechs bis sieben Centimeter hoher Fries um das Haus herum. Unter den ziemlich einfachen Ornamenten desselben nimmt die Mäanderlinie die erste Stelle ein. Das Ganze ist mit einem kegelförmigen Strohdache gedeckt, auf dessen Spitze sich blühende Blumen in einem Topfe aus gebranntem Thon befinden. Es war dies das erste Mal, daß Wiener während seiner Reisen Denkmäler einer längst verflossenen Zeit fand und der Anblick einer großen Vergangenheit ließ ihn auf einen neuen Aufschwung der Civilisation in dieser Gegend hoffen.

Auf den ersten Blick scheint Santo Tomas gar nicht von anderen Indianerdörfern verschieden zu sein, aber ein kurzer Aufenthalt genügt, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Eingeborenen hier arbeiten. Santo Tomas liegt auf einer Terrasse; ein Bach, der in der Nähe von den Felswänden sich herabstürzt, liefert die Triebkraft für die Stampfwerke. Das Gestein ist nicht nur reich an Gold und Silber, sondern auch an Zinnober. Herr Wertheman hat es verstanden, durch sein Talent die

fehlenden Hilfsmittel zu ersetzen; so hatte er eine Telephonleitung angelegt, mittels deren man sich auf sechs Kilometer Entfernung verständigen konnte, und hatte eine elektrische Uhr verfertigt; seine Arbeiter aßen von galvanisch versilberten Tellern — ein starker Kontrast gegen die schmutzigen Holzgefäße, deren sich die Indianer gewöhnlich bedienen — mit einem Worte, Wiener traf hier einen Einsiedler, der über alle Hilfsmittel der Wissenschaft verfügte. Die nächsten Tage boten zunächst nur die allen Reisen dieser Art eigene Gleichförmigkeit. Man mußte den Räubern gegenüber, welche, wie man erfahren hatte, dies Land unsicher machten, sehr auf der Hut sein; diese „Montoneras“ (d. h. Francs-tireurs) suchten Lösegeld von den Reisenden und den Einwohnern zu erpressen und verübten alle Arten von Grausamkeiten. Das Leben derjenigen, welche sie überraschten, zählten sie für nichts, sie tödteten auf einen Verdacht hin. Auch Wiener suchten sie zu überfallen; einige Kugeln wurden gewechselt; doch durch den Widerstand überrascht, zogen sich die Montoneras zurück, nachdem sie zwei ihrer Gegner verwundet hatten; wüthend hierüber setzten ihnen die Begleiter Wiener's nach und es glückte ihnen, einen Anführer der Banditen zu fangen, dem man fünfundzwanzig Stockprügel gab und nachher wieder laufen ließ.

Der Weg zwischen Santo Tomas und Cajamarca gleicht allen anderen Wegen in den hohen Cordilleren; man kann einen solchen Weg nicht eigentlich malerisch nennen; die Einförmigkeit in dieser unermeßlichen Welt überrascht zuerst, doch das Auge ermüdet durch die anhaltende starre Eintönigkeit dieser unfruchtbaren Gebiete; man findet höchstens einmal einen elenden Weiler und sieht keinen Menschen, keine menschliche Wohnung mehr, bis man das Thal des Marañon erreicht, den man etwa sieben Meilen von der Stadt Celendin überschreitet.

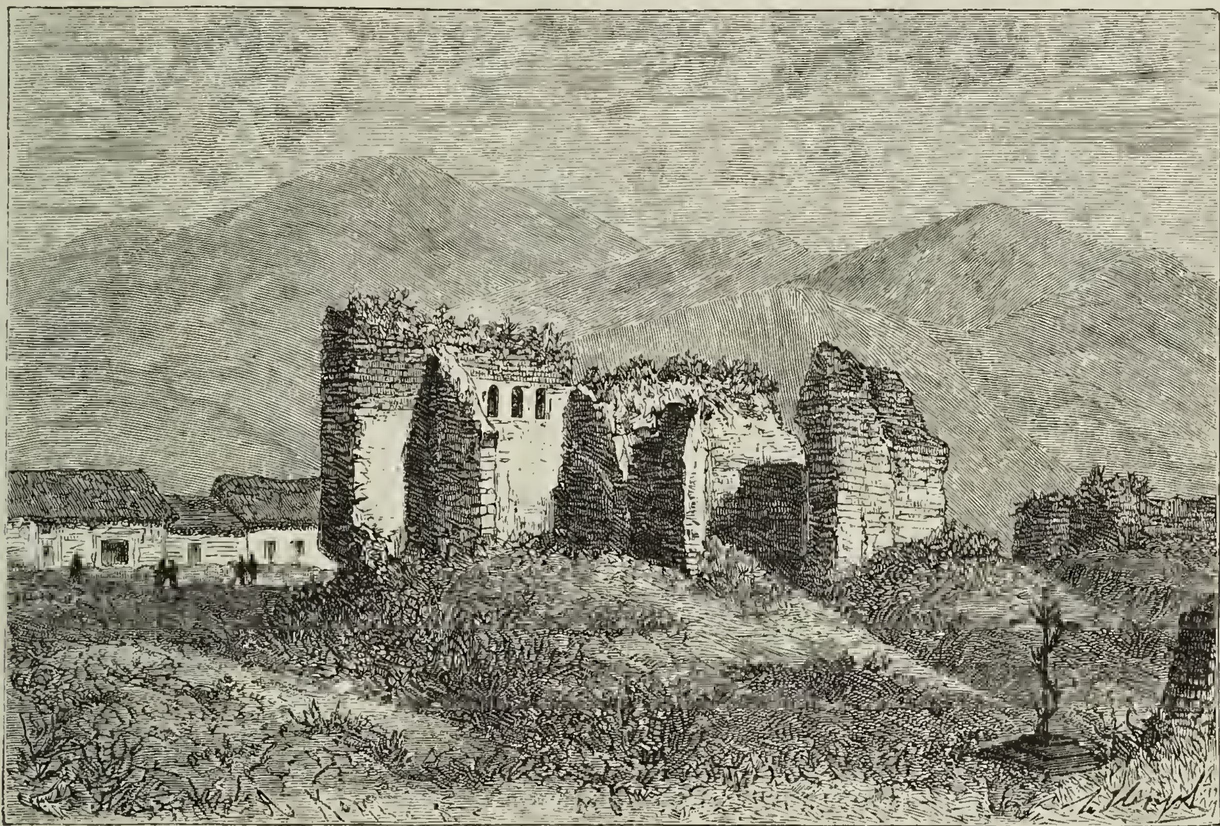


Balsa-Floß. (Nach einer Skizze Wiener's.)

Vor seinem Eintritt in die Ebene ist der Marañon oder Amazonas zwischen zwei gewaltigen Ketten der Cordilleren eingezwängt. Das Niedersteigen von den Bergen, welche den Strom gegen Osten begrenzen, dauert wenigstens sieben Stunden und während dieser Zeit sieht man in dem gähnenden Schlunde den Fluß, der sich zwischen zwei sandigen Ufern, deren Einförmigkeit hier und da durch eine mächtige Vegetation unterbrochen wird, wie ein Metallband hinschlängelt. Ueberraschend ist es, in verschiedener Höhe die wechselnden Pflanzenzonen zu beobachten, in denen die Gewächse einander folgen, wie wenn man aus den nördlichsten Theilen Schwedens nach dem Centrum von Afrika versetzt würde; auf der Hälfte des Abhanges angekommen, kann man mit einem guten Fernglase auf der gegenüberliegenden Cordillere die gleiche Erscheinung beobachten und bewundern. Gegen drei Uhr Nachmittags kam man auf zickzackförmigen Wegen, die bald zwischen Kaktuspflanzen hinliefen, bald sich um eigenthümlich geformte Felsblöcke schlängelten, auf dem Boden der Schlucht an. Das Wasser des Marañon war sehr niedrig, gleichmäßig geneigte Sandbänke dehnten sich an beiden Ufern ungeheuer weit aus. Eine zahllose Menge großer und kleiner Rollsteine, sowie grobkörniger Kies zeugen von der Gewalt des Stromes in der Regenzeit. An einer Stelle erweitert sich das Thal bis zu einer Breite von etwa drei viertel Weg-

stunden und an dieser Stelle liegt auf dem rechten Ufer der Weiler Balsa, auf dem linken Ufer gegenüber eine Zuckerplantage, die den gleichen Namen führt. Eine barfüßige Dorfautorität erschien hier, mit einem ungeheuren Stocke in der Hand, um Wiener seinen Paß abzufordern. Der Name Balsa ist einer Holzart entlehnt, von der man Flöße macht. Der Uebergang von einem Ufer zum anderen findet in der einfachsten Weise statt, die man sich nur vorstellen kann; Balken von Balsaholz werden an einem Ende an einander befestigt, an dem anderen Ende durch dazwischen gefügte Hölzer fächerförmig aus einander gehalten; auf diesen gebrechlichen Fahrzeugen wagen sich etwa zehn Personen in den starken Strom des Marañon; drei Flößer handhaben lange Stangen, um das Fahrzeug zu steuern. Während der Regenzeit werden auch die Lastthiere in dieser Weise übergesetzt, in der trockenen Jahreszeit führt man dieselben durch eine Fuhrt.

Am nächsten Morgen früh wurde die Reise fortgesetzt und um zwei Uhr erreichte man die kleine Stadt Selendin. In der Mitte der Dorfstraße befindet sich die malerische Ruine einer von den Spaniern auf dem alten Kirchhofe erbauten Kirche. Die neue Kirche, die viel weniger hübsch ist, steht auf einem übermäßig großen Platze und ist von Häusern umgeben; ein trauriger Ort übrigens dieses Selendin trotz seiner breiten Straßen, seines herrlichen Klimas und der prächtigen grünen Ebene, in der es liegt. Am folgenden Tage schon brach Wiener nach Cajamarca auf und gelangte an demselben Tage dorthin, an welchem er, fünf Jahre früher, die Stadt verlassen hatte. Die letzten zweiundfunfzig Lieues nach der Küste legte er in eben so



Trümmer der Kirche von Selendin. (Nach einer Skizze Wiener's.)

viel Stunden zurück, was mit Rücksicht auf die Verhältnisse eine sehr große Geschwindigkeit genannt werden darf; am darauf folgenden Tage brach er von Ascope auf und erreichte mit der Eisenbahn in zwei Stunden Trujillo. Hier wurde er von den chilenischen Officieren sehr freundlich empfangen, Festlichkeiten zu seiner Ehre veranstaltet und ihm große Aufmerksamkeit erwiesen: man verschaffte ihm die Gelegenheit, auf einem Transportschiff die kleinen Stationen an der Nordküste von Peru zu besuchen und so Pacasmayo, Eten, Lambayeque, Tereñafe, Sechura, Payta und Piura kennen zu lernen. Alle diese kleinen Orte, die sich auf Sandflächen erheben, sehen einander sehr ähnlich; überall sieht man niedrige Häuser, flache Dächer, Wände aus Luftziegeln oder mit Lehm bedecktem Rohr; weiße, verfallene Façaden und Kirchen mit platten Kuppeln. Die größtentheils schwarzen Bewohner sind mürrisch und sorglos.

Nach neunzehn Monaten kehrte Wiener nach Guyaquil zurück, nachdem er während dieser langen Zeit beinahe ganz ohne Nachrichten von seiner Familie und seinen Bekannten geblieben war; er fand ungefähr zweihundert Briefe vor und vernahm, daß Herr von Günzburg, den er von den Huambizas am Morona ermordet glaubte, sich sehr wohl befand und ruhig in Paris lebte, während er etwa dreitausend Wegstunden zurückgelegt hatte, um eine Spur von demselben zu finden. Eine Familiennachricht, die Herrn von Günzburg erreicht hatte, als er im Begriff gewesen war, vom Rio Bamba nach dem Morona aufzubrechen, hatte ihn veranlaßt, alle weiteren Pläne aufzugeben und nach Europa zurückzukehren. Dieser Zufall war also die Veranlassung, daß Wiener die von jenem geplante Reise zur Ausführung brachte und viel weiter ausdehnte; die Untersuchung von acht weiteren Flüssen und das Studium der Verhältnisse der durchwanderten Gegend hatten beinahe zwei Jahre gedauert.

Haiti.

Von E. Metzger.

III. Vaudouxverehrung und Kannibalismus.

(Zweite Hälfte.)

Am 27. December 1863 lud Jeanne ihre Schwester, die Mutter von Claircine, ein, sie nach Port au Prince zu begleiten und das Kind, ein Mädchen von zwölf Jahren, blieb mit Congo zu Hause; sofort, nachdem die Mutter weggegangen, wurde Claircine zum Hause Julien's und von da zu Floréal gebracht, wo man sie band und unter dem Altar eines benachbarten Tempels versteckte. Die Mutter, welche am Abend nach Hause kam, forschte nach dem Kinde; man sagte ihr, es habe sich verlaufen, worauf sie einen Papaloi um Auskunft bat. Der sagte ihr, der Maître d'Eau, der Wassergeist, habe ihre Tochter entführt, werde sie jedoch in Kurzem wieder zurückgeben. Die Mutter glaubte das oder schien es wenigstens zu glauben und zündete auf Anrathen des Vaudouxpriesters auf dem Altar der Jungfrau Maria einige Kerzen an, auf daß ihr Sprößling bald zurückkehre.

Am Abend des 31. December versammelte sich eine zahlreiche Gesellschaft im Hause Jeanne's, um die Ankunft des Kindes zu erwarten, welches vier Tage lang gebunden unter dem Altar gelegen hatte. Als die Henker in den Tempel kamen, um sie zu holen, ahnte die Kleine das ihr bestimmte Loos und stieß einen durchdringenden Schrei aus, der bald unterdrückt wurde; man knebelte und band sie und trug sie zu Jeanne's Haus, wo Vorbereitungen für das Menschenopfer gemacht wurden. Sie wurde auf die Erde geworfen, ihre Tante hielt ihre Hände, der Papaloi drückte ihre Kehle zu, die Anderen hielten ihre Füße; ihr Widerstand war bald besiegt, da Floréal sie würgte. Darauf gab Jeanne ihm ein großes Messer, mit welchem er den Kopf Claircine's abschnitt; das Blut wurde in einem Kruge aufgefangen, dann soll Floréal die Haut mit einem Instrument gelöst haben. Nachdem man dieselbe dem Opfer abgezogen hatte, wurde das Fleisch von den Knochen geschnitten und in große hölzerne Schüsseln gelegt, Eingeweide und Haut wurden in der Nähe des Dorfes vergraben; dann ging man nach dem Hause Floréals, wohin man die Ueberreste des Opfers mitnahm. Bei ihrer Ankunft setzte Jeanne eine kleine Schelle in Bewegung, man bildete eine Procession, das Haupt der Gemordeten wurde ihr vorangetragen und ein religiöses Lied gesungen; hierauf wurden alle Vorbereitungen zu einer Festlichkeit getroffen. Durch den Lärm waren eine Frau und ein Kind, welche in einer anstoßenden Kammer schliefen, erweckt worden; neugierig spähten sie durch einige Ritzen in der Wand und sahen alles, was vorging. Jeanne kochte das Fleisch mit Congobohnen, die klein und ziemlich bitter sind, während Floréal den Kopf mit Yams in einen Topf that, um daraus Suppe zu bereiten. Während die Anderen in der Küche beschäftigt waren, schnitt eine Frau, Roséide Sumera, welche ihren Heißhunger nicht bändigen konnte — sie hat es später in öffentlicher Gerichtssitzung bekannt — ein Stück Fleisch von der Hand des Opfers ab und aß es roh. Nachdem das Essen gar war, wurden die Portionen unter die Anwesenden vertheilt, ebenso die Suppe, welche mit Begierde geschlürft wurde. Die Nacht wurde unter Essen, Trinken und Ausschweifungen verbracht. Am Morgen wurden die Reste des Mahls aufgewärmt und die beiden Zeugen zur Theilnahme an demselben aufgefordert; die junge Frau kam dieser Einladung nach; das Mädchen weigerte sich es zu thun. Doch hiermit war die Begierde der Kannibalen noch nicht gesättigt; der Priester ließ nun das junge Mädchen, welches in der Nacht die Vorgänge bespäht hatte, binden und in den Tempel bringen, um sie am Drei-Königstage zu opfern. Es ergab sich, daß sie zu diesem Zweck in das Haus, wo das schaurige Mahl gehalten wurde, gelockt worden und unter Obhut der jungen Frau gestellt worden war. Glücklicherweise für das zweite Opfer war durch die Nachforschungen, welche Claircine's Mutter angestellt hatte, und das Verschwinden eines zweiten Kindes die Aufmerksamkeit eines Polizeibeamten erregt worden; Nachforschungen wurden angestellt; den frisch gekochten Schädel des ermordeten Mädchens fand man im Gebüsch neben Floréal's Hause und auch das gebundene unter dem Altar versteckte Kind sowie die Ueberreste Claircine's wurden entdeckt. Vierzehn Personen wurden festgenommen, gegen acht derselben waren die Beweise stark genug, um sie vor Gericht zu stellen. Die Gerichtssitzung fing am 4. Februar 1864 an und dauerte zwei Tage. Acht Personen, vier Frauen, vier Männer vom gewöhnlichen haitischen Typus, wurden vor die Schranken geführt. Einige von ihnen hatten im Dienste von Ausländern gestanden, andere waren Gärtner oder Waschfrauen. Die Gefangenen wurden, wie unser Autor, der natürlich die Gelegenheit benutzt, um sich für das englische Verfahren auszusprechen, bemerkt, mit allerlei Fragen gequält und eingeschüchtert, um das, was sie in der Voruntersuchung ausgesagt hatten, in öffentlicher Gerichtssitzung zu bestätigen. „Ja“, rief die jüngste der angeklagten Frauen dem öffentlichen Ankläger zu, „ja, ich habe gestanden, was Sie sagen, aber erinnern Sie sich, wie grausam ich geschlagen wurde, ehe ich ein Wort sagte.“ Wirklich hatten anfänglich die Gefangenen jede Antwort verweigert, weil sie auf den Schutz der Vaudoux rechneten, und man hatte häufigen Gebrauch von der Keule der Wächter gemacht, um ihnen diesen Glauben auszutreiben und ihre Zunge zu lösen. Uebrigens sind in Haiti wohl schon weniger gegründete Geständnisse durch Martern erzwungen worden, als in dieser Sache der Fall war; auf dem Tische vor dem Richter lag der Schädel Claircine's, in einem Kruge befand sich der Rest der Suppe, die Knochen lagen da und die Aussagen der Zeugen waren zu genau und umständlich, um irgend welchem Zweifel an der Wahrheit des Geständnisses Raum zu geben. Die wichtigste Zeugin war das junge Mädchen, welches die Ceremonie mit angesehen hatte und zum zweiten Opfer bestimmt war. Der Richter rief es an seine Seite und forderte es auf, die Vorgänge, die es mit angesehen, zu erzählen; aber mit entsetztem Blick fuhr

es auf und brach in Thränen aus, denn die Gefangenen hatten es durch teuflische Grimassen zu erschrecken gesucht. Der Richter (dem wegen der geschickten und würdigen Leitung der Verhandlung hohes Lob gespendet wird) rief die Kleine zu sich, und seiner Freundlichkeit gelang es, sie zu beruhigen; sie erzählte die Geschichte mit allen schrecklichen Einzelheiten, dann aber verließen sie die Kräfte, so daß sie nicht im Stande war, weitere Fragen zu beantworten und man sie aus der Sitzung entfernen mußte.

Hierauf folgte die Aussage der jungen Frau, welche am Morgen nach dem Feste sich am Mahle betheiligt hatte, die Erklärung der Mutter des Opfers und andere Zeugen, und endlich auch machte eine der Angeklagten, in der Hoffnung Gnade zu erwerben, die umfassendsten Mittheilungen. Jeanne hatte während der Sitzung ihre vollkommene Ruhe bewahrt, am Schluß bat sie um Gnade: sie habe nur gethan, was ihre Mutter sie gelehrt habe; es sei die Religion ihrer Voreltern. Warum sie doch getödtet werden solle? Sie habe nur den alten Gewohnheiten nachgelebt.

Alle acht Angeklagten wurden zum Tode verurtheilt und die Strafe wurde am 13. Februar, einem Markttage, vollzogen. Alle, in weiß gekleidet (wie die Vatermörder), wurden zur Richtstätte geführt, wo die umfassendsten Vorkehrungen gegen etwaige Befreiungsversuche (mit denen man gedroht hatte) getroffen waren; alle starben muthig, ohne Zittern, ohne Schmerzensschrei; eine der Frauen, die noch nicht todt war, winkte den Soldaten näher zu treten, ergriff einen Musketenlauf und setzte sich selbst die Mündung auf die Brust. Trotzdem starke Wachen aufgestellt waren, wurden einige der Körper in der nächsten Nacht gestohlen.

Geffrard hatte sich in dieser Sache energisch geweigert, Gnade zu gewähren, trotzdem er sehr wohl wußte, daß er dies auf Kosten seiner Popularität thue. Es glückte ihm, die Vaudoux etwas vorsichtiger zu machen; aber unter seinen Nachfolgern erhob die Sekte ihr Haupt wieder, und jetzt scheint man solche Sachen nicht sehen zu wollen, ja ein gegen die Vaudoux-Verehrung erlassenes Dekret ist wieder zurückgenommen worden.

Wir können hier nicht weiter auf diese Art des Kannibalismus eingehen — das Buch Spenser St. John's enthält zahlreiche Beispiele —, sondern müssen eine andere, wo möglich noch abscheulichere erwähnen: die reine Menschenschlächterei als Handelsgeschäft.

Daß ein solcher Handel mit (nicht lebendigem) Menschenfleisch auf der Küste von Afrika vorkommt, ist bekannt[1]), und auch diese Gewohnheit hat man nach Haiti verpflanzt. Eine Dame, die Wittwe eines Missionars, hatte nach dem Tode ihres Gatten wegen des Aufstandes, der in der Umgegend tobte, im Inneren der Insel sich aufhalten müssen; sie erklärte, daß nicht nur fortwährend Menschenopfer gebracht wurden, sondern daß man auch Menschenfleisch öffentlich verkaufte; ähnliche Sachen kamen auch unter Soulouque's Regierung vor und sind so gut verbürgt, daß kein Grund besteht, an den eben erwähnten Mittheilungen zu zweifeln. Ein angesehener französischer Kaufmann sah, daß Polizeisoldaten, welche einen Gefangenen eskortirten, denselben mit ihren Keulen stark mißhandelten. Er fragte nach dem Grunde; statt aller Antwort hießen sie ihren Gefangenen den Korb, den er trug, öffnen und er sah nun den kunstgerecht zerlegten Körper eines Kindes. Ein sehr angesehener Bürger aus Haiti erzählte unserem Autor folgende Geschichte aus der Zeit der Regierung Soulouque's. Einer seiner Bekannten war mit seiner Frau auf dem Lande; sie wurde unwohl und beide bestiegen ihre Pferde, um nach der Stadt zurückzukehren. Bei Sonnenuntergang brach ein furchtbarer Sturm los, der sie zwang, in einer nahen Hütte ein Obdach zu suchen, wo sie zwei Männer und eine Frau antrafen. Das Unwohlsein der Reisenden steigerte sich, ihr Mann entschloß sich, Hilfe herbeizuschaffen, doch es dauerte lange, ehe er zurück kam. Er traf seine Frau nicht mehr in der Hütte und die Bewohner, die er befragte, erklärten: unruhig über seine lange Abwesenheit habe sie sich auf den Weg gemacht. Er sagte kein Wort weiter, sondern begab sich nach der nächsten Polizeistation, deren Mannschaft er um Beistand bat; die Hütte wurde umzingelt, die Bewohner arretirt und das Haus durchsucht; in einem Schuppen fand man in einem Faß den zerstückelten, schon mit einer dicken Salzlage bedeckten Körper der Frau. In einem der Lokalblätter las Spenser St. John folgende Geschichte: In Jacquet an der Südküste lag eine alte Frau, eine Hebamme, auf dem Todtenbett; die Nachbarn umstanden sie und verwunderten sich über den langen Kampf, die Alte schien nicht sterben zu können. Endlich sagte sie: „Ich kann nicht ruhig heimgehen; stellt mein Bett zur Seite und grabt nach.“ Das that man und fand eine große Zahl kleiner Skelette, welche, wie die Alte sagte, die Ueberreste von Kindern waren, die sie gegessen hatte. Daß solche Greuel bis in die letzte Zeit vorkommen, haben wir schon in der Einleitung erwähnt. Die loups garrous, die Werwölfe, vor denen die Haitier eine abergläubische Furcht haben, entpuppen sich häufig als alte Neger, die Kinder stehlen — gewöhnlich nur Kinder von Einheimischen, doch kommen auch Fälle vor, daß Kinder von Weißen angegriffen werden. Gegenüber solchen Verbrechen erscheinen andere, unter denen namentlich der Giftmord eine große Rolle spielt, relativ klein; häufig aber kommen Vergiftungen auch im Interesse des Kannibalismus vor. Eine Dame hörte, daß ein Kind in ihrer Nachbarschaft krank war; sie ging hin, sich von seinem Zustande zu überzeugen, und fand es betäubt in seiner Mutter Schoß. In der Dame erhob sich ein Verdacht, sie befragte die Mutter eindringlich, erhielt jedoch nur ungenügende Antworten, weshalb sie sich entschloß, die weiteren Vorgänge genau zu beobachten. Am Abend sprach sie wieder vor, das Kind war todt. Sie bestand darauf, die Leiche zu sehen und beobachtete, daß, obwohl Herzschlag und Athembewegung nicht zu bemerken waren, das Kind nicht das Aussehen einer Leiche hatte; eine Aeußerung, die sie in dieser Beziehung machte, wurde von den Umstehenden zurückgewiesen; „ja, es ist todt“, hieß es. Am anderen Tage, als die Dame mit ihrem Mann zurückkehrte, war das Kind begraben; sie ließen das Grab öffnen und fanden den Sarg ohne Leiche. Durch solche Mittel sollen die Papalois sich oft Opfer verschaffen, die sie nämlich durch ein Gift scheintodt machen, um hinterher den Körper für ihre Zwecke aus dem Grabe zu rauben.

Man hört häufig auf Haiti die Bemerkung „Li gagné chagrin“, welche manchmal sich auf eine bekannte Ursache bezieht, öfter aber auf eine unbestimmte „Anämie des Geistes“ angewendet wird, auf eine Person, die theilnahmlos sich weder um ihre Umgebung noch um sich selbst zu kümmern scheint. Wenn man fragt, was mit dem Patienten geschehen sei, wird man gewöhnlich hören, daß die Umgebung es nicht weiß; inquirirt man aber unter vier Augen schärfer, so folgt wahrscheinlich die Antwort, daß der Betreffende Wanga — ein allgemeiner Name für Gift, Liebestränke und Zaubermittel — bekommen hat.

Die Anzahl der auf der Insel vorkommenden Giftpflanzen ist sehr groß und es ist ganz gewiß, daß die Papalois in ihrer Praxis einen ausgedehnten Gebrauch von

[1]) Siehe Hutchinson's Aufsatz in Transactions of the Ethnological Society. Neue Folge. I, 338.

denselben machen. In französischen botanischen Werken sind Angaben über diese Pflanzen veröffentlicht und ein weiteres Studium derselben würde mit Rücksicht auf ihre Wirkung gewiß Empfehlung verdienen. Warum sollen die Papalois nicht ebensowohl die Wirkung der Pflanzen von Haiti kennen, als die Indianer von Peru und Bolivia mit der specifischen Wirkung der Cinchonarinde und der Cocablätter bekannt sind?

Skizzen aus Algerien.

Von **W. Kobelt.**

4. Konstantine.

Wenige Städte haben eine so eigenthümliche Lage, wie die alte Herrenstadt des östlichen Algeriens, und wenige sind so verschiedenartig und vielfach so unrichtig geschildert worden. Ein Adlerhorst auf schwindelnder Höhe, eine in den Aether hinausgeschobene Halbinsel, eine Säule sogar, die man, um das Umfallen zu verhüten, durch ein schmales Landband an das feste Gebirge befestigt hat, das sind die gewöhnlichen Ausdrücke, durch welche enthusiastische Touristen die Situation von Konstantine zu verdeutlichen streben. Sie haben eine gewisse Berechtigung, wenn man die Stadt von den ihr nördlich gegenüberliegenden Hügeln jenseits des Rummelthales betrachtet, denn dann sieht man vor sich eine ungeheure Felsenmasse, senkrecht wohl 1000 Fuß aufragend, am Rande von den Mauern der Kasbah gekrönt, dem einzigen Theile der Stadt, den man sieht; aber zur Linken geht diese Felsenmasse ganz unmerklich über in die hohen aufsteigenden Lehmhügel von Koudiat Ati, zur Rechten wird sie von der ebenfalls beträchtlich höheren Felsmasse von Sidi Mecid allerdings durch den tiefen Spalt des Rummel geschieden, aber dieser ist so schmal und das Auge dringt so wenig tief in ihn hinein, daß er die Einheit der Felsenmasse nur unmerklich unterbricht und auch von hier aus die Stadt auf einem Felsenplateau gelegen erscheint, das an beiden Seiten von höheren Bergen flankirt wird. Kommt man von Süden, den Rummel herunter, so ist dieser Eindruck noch viel auffallender, denn hier ist der Felsen viel niedriger; kommt man mit der Bahn, so erscheint die Stadt auf einer ansteigenden Hochebene in gleicher Höhe gelegen und erst, wenn man unmittelbar an der Rummelschlucht steht, erkennt man die grausige Tiefe, welche die Stadt von den Höhen von Sidi Mecid trennt.

Konstantine liegt auf einer der Kalkmassen, wie sie, der Kreidezeit angehörig, im westlichen Nordafrika so zahlreich sind. Ihre Schichten fallen stets nach Süden ein und brechen in Folge der Wegspülung der leichter verwitternden Schiefer oder Mergel nach Norden wie nach Süden steil ab; ein grün bewachsener Schuttkegel reicht meist bis zu beträchtlicher Höhe an ihnen empor; die Nordseite ist dem Fallen der Schichten entsprechend beträchtlich höher als die Südseite. Das Gestein ist nur selten gleichmäßig, weichere Schichten und Adern ziehen sich hindurch, für den Schneckensammler leicht zu erkennen, denn an ihnen macht er stets eine reichere Ausbeute, als an den marmorartig harten Partien. Hier legt sich die Kalkmasse gerade quer vor das Thal des Rummel, die Bergmassen des Dschebel Uasch und des Schettaba verbindend, und sperrt den Wassern, die von der Hochebene kommen, den Ausgang. Ein See mußte sich hier bilden, dessen Wasser immer höher stieg, bis es an einer Einsenkung zwischen dem Dschebel Mecid und dem Felsen, der die Kasbah trägt, einen Ausweg fand und als mächtige Kaskade über den Nordrand des Felsriegels hinabstürzte. Das ist schon lange her, denn in den Schichten, welche dieser See absetzte, finden sich nur Landschneckenarten, die mit der heutigen algerischen und europäischen Schneckenfauna nichts gemein haben und deren nächste Verwandten heute anscheinend in Westindien leben. Sie gehören vermuthlich dem Ende der miocänen oder dem Anfang der pliocänen, jedenfalls aber der tertiären Epoche an und sind älter, als die jüngeren Tertiärschichten der Sahara, welche dem französischen sogenannten Saint-Prestien entsprechen. Schon damals begann natürlich die Kaskade in den Felsen einzuschneiden. Vielleicht traf sie hier auf eine weichere Schicht, vielleicht sogar auf Höhlenbildungen, welche ihr die Arbeit erleichterten, kurzum, sie sägte den Felsen nach und nach so tief durch, daß die Gewässer des Sees ablaufen konnten und die schaurige Schlucht entstand, welche heute die Stadt vom Bahnhofe trennt.

Eine ganz ähnliche Bildung können wir in dem andalusischen Ronda beobachten. Auch diese Stadt liegt, wenn man das Thal heraufkommt, auf einem 1000 Fuß tief senkrecht abstürzenden Felsen, der durch eine schmale Kluft, den Tajo di Ronda, gespalten ist, aber von der anderen Seite betritt man die Stadt zu ebener Erde, auf einer Hochebene hingehend, welche der wasserreiche Guadalvin friedlich durchfließt. Erst in der Stadt stürzt der Fluß in schäumender Kaskade durch den engen Spalt, den er selbst in den Konglomeratfelsen gegraben, hinunter, großartiger noch als der Rummel, denn das Auge kann mit einem Blick die schäumende Wassermasse vom Beginn des Tajo bis hinunter zum letzten hohen Wasserfall am Ausgange überschauen. Der Unterschied von Konstantine liegt nur darin, daß die Hochebene von Ronda in ihrer geologischen Beschaffenheit gleichmäßiger ist, als das nordafrikanische Hochplateau, und sich darum kein Seebecken hinter dem hemmenden Riegel bildete. Vielleicht ist auch die Rummelschlucht älter, als der Tajo di Ronda, oder ist das Gestein an dem letzteren widerstandsfähiger; jedenfalls wird mit der Zeit der Guadalvin sich auch noch tiefer einfressen und dann die Lage von Ronda der von Konstantine noch ähnlicher werden.

Aus Vorstehendem geht auch hervor, daß Konstantine als uneinnehmbare Festung nur gelten konnte, so lange keine Artillerie ins Spiel kam; damals war die Stadt freilich von drei Seiten völlig sturmfrei und die schmale Landverbindung nach Kudiat Ati hin leicht zu vertheidigen. Trotzdem ist sie häufig genug eingenommen worden; seit der Erfindung des Schießpulvers aber ist die von drei Seiten her aus nächster Nähe von überragenden Höhen

beherrschte Stadt absolut unhaltbar geworden, und nur dem mohammedanischen Fanatismus konnte es eigentlich einfallen, sie gegen einen mit überlegener Artillerie versehenen Feind, welcher die Anhöhen von Kudiat Ati und Mansurah besetzt hatte, zu vertheidigen. Jetzt freilich, wo diese beiden Höhen sowie Sidi Mecid von Festungswerken gekrönt werden, bietet Konstantine wieder eine ganz respektabel feste Position, die nur durch eine langwierige reguläre Belagerung genommen werden könnte.

Ein prächtiger Blick bietet sich dem Besucher Konstantines von der Brücke aus, welche dicht neben der Stelle des altrömischen Steinbaues, der, von den Arabern unvollkommen restaurirt, in 1857 zusammenbrach, die Ufer der Schlucht verbindet. Zwischen den beiden gewaltigen Felsenpfeilern am Ausgange hinaus sieht man hinab in das mit grünen Baummassen erfüllte Rummelthal und darüber hinweg über das Hügelland bis zum Col des Oliviers, ein wunderbarer Gegensatz zu den nackten weißgrauen Felsen ringsum. Schaut man aber über die Brüstung hinunter, so sieht man mit Erstaunen in geringer Tiefe unter sich grünen Rasenboden, eine der natürlichen Brücken, welche die Rummelschlucht nach ihrem Ausgange zu überspannen, entweder Reste eines früheren Höhlendaches, oder auch festere Schichten, unter denen schwächere hinweg gespült wurden, ehe das Wasser ihr hartes Gestein hatte durchsägen können. Auf der anderen Seite der Brücke dagegen taucht der Blick bis hinunter in die trüben Wasser des Rummel — falls solche noch vorhanden — gegen sechshundert Fuß tief und kann weithin der Schlucht folgen, deren Rand entlang die Lohgerber Konstantines ihr übelriechendes Handwerk treiben und die bunten Geier unaufhörlich und ruhelos auf und ab fliegen. Auch hier erkennt man, daß das Wasser nicht immer gleichmäßig auf den Felsen gewirkt hat; ein schmaler Absatz zieht sich wohl in der Hälfte der Tiefe an beiden Seiten der Schlucht entlang und der tiefere Theil ist kaum halb so breit wie der obere. Von einem „nächtlichen Dunkel, an welches das Auge sich erst gewöhnen muß und in welchem Eulen umherflattern“, wie das einer der neuesten deutschen Schriftsteller über Algerien hier beobachtet hat, ist in einer von Norden nach Süden laufenden Schlucht selbstverständlich keine Rede.

Wer nur kurze Zeit auf Konstantiné zu verwenden hat, der kann in einer einzigen halbtägigen Exkursion die Stadt von allen Seiten betrachten. Man wendet sich von der Brücke aus links bergan, dem mächtigen Bauwerke zu, das als Collège franco-arabe errichtet worden ist, aber bei dem Mangel arabischer Schüler eben als Hospital dient. Die ganze Mulde zwischen den Höhen von Mansurah und Sidi Mecid ist mit einem erst seit wenigen Jahren angepflanzten Walde erfüllt, der auch nach beiden Seiten die Höhe hinaufklettert; im Schatten der schon ziemlich hoch aufgeschossenen Strandkiefern kommen nun auch Eschen und Eichen gut fort; während unmittelbar daneben derselbe Felsboden zwischen den Kaktushecken vollkommen nackt ist, hat er sich im Walde schon mit einer dichten Grasdecke überzogen und liefert wieder den Beweis, wie leicht es wäre, selbst unter anscheinend ganz ungünstigen Verhältnissen, in den Mittelmeerländern wieder Wald aufzubringen. Nach kurzem Steigen steht man am steilen Absturz nach dem reizenden Thalwinkel von Sidi Mecid. Zu beiden Seiten bilden die Schichtenköpfe, ungleich abbrechend, Riesentreppen, die nach den Forts, welche die Höhen krönen, emporsteigen; auf ihren Stufen kann man zur Linken fortgehen, bis man sich urplötzlich an der scharfen Ecke sieht, wo die Rummelschlucht einschneidet. Gegenüber stürzt von der Kasbah die senkrechte Felsenwand über tausend Fuß hinab, auch unter uns ist die Tiefe nicht viel geringer, und der mächtige Dampfschlot der Moulin Lavie erscheint wie ein Spazierstock, den man dahingesteckt, nur leise tönt das Rauschen der Rummelkaskade herauf. Wer schwindelfrei ist, kann unbedenklich seinen Weg in die Schlucht hinein fortsetzen; dem Felsenbande folgend, gelangt er auf die natürlichen Brücken und findet nahe der Brücke el Kantara einen Pfad, der ihn wieder ins Freie hinaufführt.

Wer das nicht will, kehrt wieder zurück zur Einsenkung und steigt auf steilem, aber nicht unbequemem Zickzackpfade hinunter in die Mulde, welche sich hinter den Felsen schmiegt. Hier, abgeschieden von der Welt, nach allen Seiten geschützt, entspringen die warmen Quellen von Sidi Mecid, aus denen die Fürsorge des Herrn Ledoux-Drot ein reizendes Wildbad geschaffen hat. An einer ganzen Menge Punkten rieselt warmes Wasser von durchschnittlich 33° C. aus dem Felsen hervor. Die Hauptquelle hat die Stärke eines kleinen Baches und füllt ein halbkreisförmiges Bassin von 40 m Durchmesser, das, von hohen Bäumen umschattet, ein herrliches Schwimmbad bietet. Schwächere Quellen haben Grotten in dem Felsen gebildet und sind durch einige Nachhilfe in die reizendsten Badezimmerchen umgewandelt worden. Die Krone des Ganzen ist aber das Damenbadebassin. Nie habe ich ein Plätzchen gesehen, daß so den Eindruck eines Nymphenheiligthumes macht. Ein riesiger Feigenbusch, dicht an den Fuß des Felsens angedrückt, überschattet mit seinen großen glänzenden Blättern ein Becken, das, zur Hälfte in den Felsen hineingearbeitet, ganz wie eine natürliche Grotte aussieht; emporrankende Schlingpflanzen und aus den Felsspalten nickende Farrnkräuter vollenden die Täuschung und das bläulich schillernde, leicht nach Schwefel riechende Wasser ist so wunderbar klar, daß man jedes Steinchen auf dem Boden erkennt und sich erst durch Messen mit dem Stock überzeugt, daß die Tiefe vier Fuß beträgt.

Aber nur die Französinnen frequentiren dieses Bad; für die Jüdinnen und Maurinnen hat ein anderes mehr Anziehungskraft, das wenige Schritte davon ganz in dem Felsen drin liegt. Die Quelle, Burmal er Rabba genannt, steht seit uralter Zeit in dem Rufe, der Unfruchtbarkeit der Frauen, diesem gefürchtetsten Unglück im Orient, abhelfen zu können, und so kommen an mehreren Wochentagen die eingeborenen Damen aus Konstantine herab nach Sidi Mecid, schlachten vor der Thür der Grotte ein schwarzes Huhn, opfern im Inneren noch eine Wachskerze und einen Honigkuchen, nehmen ein Bad und sind dann sicher, daß ihre Wünsche bald in Erfüllung gehen. Der Gebrauch ist jedenfalls altheidnisch, wenn auch die Mohammedaner ihn an einen obskuren Heiligen, von dem Berg und Quellen jetzt den Namen tragen, knüpfen, denn solche Thieropfer sind dem Islam fremd, uralte Berbersitte[1]). Römerreste sind merkwürdiger Weise hier noch kaum gefunden worden. Von Sidi Mecid aus führt ein bequemer,

---

[1]) Hooker und Ball in ihrem köstlichen, leider in Deutschland wenig bekannten Reisebericht aus dem Atlas erzählen von den Scheluh ähnliche Gebräuche. Als Hooker gegen den Willen seines Führers zu dem Kamm des Tagherut-Passes emporstieg und sich ein schwerer Sturm erhob, schlachtete der Führer einen eigens deshalb mitgenommenen Hahn, um die erzürnten Dschin zu beschwichtigen. — Später kam in Arround ein Trupp Berberfrauen zu den Reisenden und schlachtete vor ihren Füßen einen Hammel, um ihre Fürsprache für die in Marokko gefangen gehaltenen Männer zu erflehen. Ebenso opfern nach Sabatier die freien Scheluh vom Stamme der Aït Hamid einem Flußdämon alljährlich zwei Stiere und eine Schüssel Kuskussu, damit er von ihnen das perniciöse Wechselfieber abhalte.

zum Theil in den Felsen gehauener Pfad dem steilen Absturz entlang zum Ausgange der Rummelschlucht. Der Fluß hat hier den größten Theil seines Wassers für den Mühlgraben der Moulin Lavie abgeben müssen und füllt nur noch ein paar Rinnen, von denen die größte durch eine kleine Brücke überspannt wird. Das Flußbett wird von einer horizontalen Kalkschicht gebildet, die, härter als der Rest des Felsens, dem nagenden Wasser bis jetzt siegreich widerstanden hat. Wenige Schritte weiter stürzt sie senkrecht ab und über sie tost der Rummel vielleicht fünfzig Fuß tief hinab in ein Becken, dem auch von der anderen Seite her das Wasser des Mühlgrabens als schäumende Kaskade zuströmt. In die schaurige Kluft kann man, wenn der Fluß nicht gerade ungewöhnlich wasserreich ist, bequem vordringen bis unter der ersten natürlichen Brücke hindurch; da aber dem Rummel alle die Abflüsse der Konstantiner Kloaken zufließen und alle Abfälle der Gerbereien in die Schlucht geworfen werden, ist der Spaziergang in die Schlucht hinein mehr interessant als angenehm. Gerade am Ausgange liegt zwischen Felsblöcken ein Fischerhäuschen; der Rummel gehört zu den wenigen Flüssen Algeriens, welche das ganze Jahr hindurch Wasser führen und deshalb auch Fische beherbergen. Es ist freilich nur eine nicht sonderlich wohlschmeckende Barbenart (Barbus Callensis Cuvier). Die Flußfauna Algeriens ist ja überhaupt an Fischen ungemein arm; außer dieser Barbe findet sich hier und da noch der Aal und in einem kleinen Flüßchen zwischen Stora und Collo eine eigenthümliche Forelle (Salmo macrostigma). Sonst geht nur noch der mittelmeerische Maifisch (Alosa finta Cuv.) und der gemeine Mulat (Mugil cephalus) bis zu den Katarakten der Flüsse hinauf. In der Metidscha und auch hier bei Sidi Mecid hat man auch Karpfen und Goldfische eingesetzt, aber den Aufschwung der künstlichen Fischzucht verhindern die massenhaft vorkommenden Schildkröten, welche die jungen Fischchen wegschnappen.

Viel gewaltiger, weil überraschender und ganz unvorbereitet kommend wirkt übrigens der Anblick der Rummelschlucht, wenn man von der anderen Seite her kommt. Man verläßt alsdann Konstantine durch das Thor de la Brêche, überschreitet die in einen schattigen Garten verwandelte Place Valée, auf der unter freiem Himmel das Wenige aufgestellt ist, was von dem römischen Cirta übrig blieb, und steigt durch das Village arabe ins Thal hinab, der bequemen Fahrstraße folgend, welche zu der großen Dampfmühle führt, oder auch einen steilen Richtpfad einschlagend. An dem Fuße des Felsens hin zieht ein oft in ihn hineingearbeiteter Steig, vorbei an dem Tunnel, durch welchen der Mühlgraben hindurchgeleitet ist; dann durchschreitet man auch einen kurzen Tunnel, und wenn man heraustritt, steht man ganz unerwartet zwischen den beiden Riesenpfeilern, die den Ausgang der Rummelschlucht einfassen, ein großartiger, überwältigender Anblick. — Von Sidi Mecid aus kann man dafür einen anderen Heimweg einschlagen, der allerdings weit umführt, aber dafür manchen Genuß gewährt, indem man nämlich dem obersten Bewässerungskanale folgt, welcher das Rummelwasser den Gärten an seinen Thalseiten zuführt. Es ist freilich nur ein schmaler, ziemlich beschwerlicher Pfad, aber nur von ihm aus erscheint der Felsen von Konstantine in seiner vollen Majestät, bis zur Sohle hinab gespalten von der Rummelschlucht. Eine üppige Masse von Grün erfüllt den Thalkessel, aber man schreitet gerade an ihrem Rande hin und kann sich, wenn irgendwo, davon überzeugen, welche Rolle das Wasser in diesen Ländern des Südens spielt; unterhalb des Grabens ein geschlossener Wald von Obstbäumen, von Reben durchrankt, die oft mehr Blüthengescheine als Blätter zu tragen scheinen, unter den Baumkronen reiche Gemüsegärten, über dem Graben dürre, steinige Felder, auf denen nur in feuchteren Jahren kümmerliches Getreide gedeiht. Vielleicht wird man sich in der Zukunft einmal entschließen, den Rummel höher oben, am Eintritt in die Schlucht, aufzustauen und durch die Felsen hin zu leiten, dann würden auch diese sterilen Hänge sich in wenigen Jahren mit prangenden Gärten bedecken.

Ziemlich anderthalb Stunden lang muß man dem Außenrande der Gärten entlang gehen, bis sich endlich ein Pfad nach dem Thale senkt; in Pont d'Aumale erreicht man die Chaussee, überschreitet auf einer schönen Brücke den Rummel und kann dann auf bequemer Straße zur Stadt hinaufsteigen. Die Entfernung beträgt aber immerhin noch drei Kilometer, und man bekommt hier einen rechten Begriff davon, wie hoch Konstantine eigentlich liegt.

Die Stadt selbst bietet außer ihrer Lage nicht sonderlich viel Interessantes. Das Leben ist freilich viel fremdartiger und eigenthümlicher als in Algier, oder gar in dem fast ganz europärisirten Oran, aber die zahlreichen Araber, die man auf der Straße sieht, sind meistens schmutzig und verkommen und die eingeborene Bevölkerung ist auch hier entschieden im Rückgange begriffen. Konstantine hatte noch lange nach der französischen Eroberung eine bedeutende Industrie; seine Gerbereien und seine Lederwaarenfabrikation sind auch heute noch nicht ganz unbedeutend, aber umsonst sieht man sich in den Bazaren nach Eigenthümlichem und Originellem um, nur europäischer Schund macht sich breit. Aber an den alten Sitten und Gebräuchen hält man hier noch streng fest, und da die Eingeborenen in der Ueberzahl sind, sieht man davon auch noch mehr auf der Straße als in Algier. Hochzeiten und Leichenbegängnisse werden noch mit dem alterthümlichen Pomp vollzogen, und die Frauen, die hier blaue Ueberwürfe und gelbe oder blaue Schleier tragen, verhüllen sich viel sorgsamer und erscheinen viel seltener auf der Straße, wie die Moresken in Algier. Auch die Juden halten hier noch zäher an der alten Tracht fest; die Frauen tragen ein spitzes Sammetmützchen auf dem Kopfe und die Arme bloß bis zur Schulter. Am interessantesten ist noch der Gemüsemarkt, zu welchem die Kolonisten und die Eingeborenen der Umgebung ihre Produkte bringen, doch ist auch hier im Mai nicht viel Auswahl; Orangen und Mandarinen waren hier oben schon vorbei — in Bougie hatten wir wenige Tage früher noch ganz köstliche bekommen, aber sie vertragen um diese Zeit den Transport nicht mehr —, die japanesischen Mispeln waren noch herzlich sauer, von Kirschen kamen eben die ersten auf den Markt, an Stäbchen gebunden, wie bei uns auch, und so waren wir fürs Dessert im Wesentlichen auf die unreifen Mandeln und auf die hier in großen Quantitäten zu Markte kommenden Erdbeeren beschränkt.

Konstantine hat durch die hier mündenden Eisenbahnen von Bona-Guelma, von Batna, von Setif und von Philippeville her eine bedeutende Wichtigkeit als Verkehrscentrum erlangt; aber trotz dieser günstigen Lage und der Fruchtbarkeit des Rummelthals hat mir die Stadt nicht den Eindruck gemacht, als sei sie in besonderem Aufschwunge begriffen und auch von der Umgebung kann ich das nicht sagen. Die zwei oder drei Ortschaften unmittelbar oberhalb ausgenommen, welche aus der Quelle des Bu Merzug bewässert werden, zeigen die neuen Kolonistendörfer durchaus kein besonders fröhliches Gedeihen und viele können, ohne ihnen Unrecht zu thun, mit den Potemkin'schen Dörfern in der südrussischen Steppe auf eine Linie gestellt werden, denn ihre Häuser haben durchaus keinen anderen

Zweck, als die Regierung zu täuschen, bis der Kolonist seine definitiven Besitztitel erhalten hat und das erschlichene Land verkaufen kann. Den Ackerbau besorgen immer noch, wie früher auch, die Eingeborenen als Khrammès, Pächter gegen einen Antheil am Ertrag; die Herren Kolonisten widmen sich mehr dem Absynth und schimpfen in allen Tonarten über die Regierung, die nicht genug für Algerien thut. Wie die Sachen jetzt liegen, dürfte Bona möglicher Weise schon bald die jetzige Provinzialhauptstadt überflügeln.

Die Goldgruben an der chinesisch-russischen Grenze.

Ueber die reichen Goldlager am rechten (chinesischen) Ufer des Amur schreibt ein „Augenzeuge“ an die Zeitung „Sibir“ (1885, Nr. 5) wie folgt: Die Goldwäscherei „der freien Arbeiter“ oder, wie einige sie nennen, „Neu-Kalifornien“, befindet sich am Flüßchen Sheltuga ca. 15 Werst (1 Werst = 1,067 km) oberhalb der Mündung des Flüßchens in den Amur und hat eine Ausdehnung von etwa 6 Werst. Das kleine, von rechts, d. h. von Süden her in den Amur fallende Flüßchen Sheltuga ist an der Mündung recht breit; seine Länge ist nur gering und beträgt etwa 25 Werst; die Breite des Flußbeckens dort, wo Gold gewaschen wird, ist etwas über 2 Sashen (4,2 m). Goldhaltiger Sand findet sich noch 5 Werst weiter über den Arbeitsplatz hinaus an einem bis 100 Sashen (210 m) breiten Platze. Von der russischen Amurstation Amasar und der Station Ignaschina führen leidliche Wege dorthin; die Entfernung bis Amasar beträgt 20, bis Ignaschina 35 Werst.

„Als ich — schreibt der Berichterstatter — in die Nähe der Goldwäscherei kam, rechnete ich darauf, betrunkenen und lärmenden Arbeitern zu begegnen; allein als ich Abends in der Goldwäscherei eintraf, waren die Tagesarbeiten schon beendigt und ich war von der großen daselbst herrschenden Stille auffallend überrascht. Ich schrieb diese Erscheinung dem Umstande zu, daß wahrscheinlich kein Branntwein vorhanden sei, allein ich täuschte mich: in dem Gebäude der Arbeiterverbindung Chlebnikow sah ich große, flache Flaschen und auch ein Faß, alles gefüllt mit Branntwein. Ich erfuhr auch, daß überall Branntwein reichlich vorhanden sei, daß es aber keinerlei Unordnungen gäbe, weil derartige Ausschreitungen durch das Statut der freien Arbeiter streng geahndet würden: die Regeln des Statuts werden von allen pünktlich beobachtet. Für jede Störung der allgemeinen Ruhe oder des Friedens wird eine Körperstrafe verhängt, und daß es hiermit ernst gemeint wird, mögen folgende zwei Fälle beweisen. Der Bevollmächtigte einer soliden Firma aus Blagoweschtschensk wurde für einen Revolverschuß mit 200 Ruthenstreichen bestraft. Ein anderes Subjekt, welches an die Chinesen in betrügerischer Weise Gold verkauft hatte, wurde sofort gebunden und von einigen Mitarbeitern recht streng gezüchtigt; freilich erhielten die letzteren für die willkürlich verschärfte Strafe von dem Vorstande der Arbeiter einen Verweis, aber der Spitzbube wurde sofort weggejagt. Zur Zeit bildeten acht Aelteste, vier Russen und vier Chinesen, den Vorstand. Das Statut der freien Arbeiter, welches an einem allen sichtbaren Orte aufgehängt ist, enthält neun Paragraphen; einer derselben lautet: Jeder Artel (d. i. Arbeiterverbindung), welcher sich auf der Goldwäscherei einfindet, hat das Recht, einen noch freien Platz sich zu nehmen, jedoch darf der Platz nicht größer als 10 Quadratsashen (45,5 Quadratmeter) sein. Wenn aber ein Artel eine neue Lokalität entdeckt, so kann jedes einzelne Mitglied einen ganzen Platzantheil, d. h. 10 Quadratsashen (45,5 Quadratmeter) sich zueignen.“ Ferner: „Keine der auf der Goldwäscherei befindlichen Personen hat die Erlaubniß, in betrunkenem Zustande zur Arbeit zu gehen.“ Es ist schwierig, die Zahl der daselbst beschäftigten Goldgräber sicher zu bestimmen; nach den bearbeiteten Strecken zu schließen sind etwa 300 Mann, darunter 200 Chinesen, anwesend; doch wächst die Zahl alltäglich durch neue Ankömmlinge. Die Arbeiten werden längs dem Flusse vorgenommen; die Breite der Arbeitsplätze beträgt 20 bis 30 Sashen (42 bis 63 m). In 100 Pud (1600 kg) Sand ist bis zu einem Pfund (400 g) Gold vorhanden; bei einem Gehalte von 5 Solotnik (etwa 20 g) ist die Arbeit nicht mehr lohnend. Einige Arbeitervereinigungen (10 bis 12 Menschen) gewinnen beim Auswaschen von 100 Tonnen Goldsand (etwa 200 Pud = 3200 kg) bis 150 Solotnik (1 Pfd. 54 Sol. = ca. 700 g) täglich. Das Auswaschen des Goldsandes geschieht auf amerikanische Weise. Die Mächtigkeit der goldhaltigen Sandschicht beträgt nach Aussagen der Goldgräber etwa 40 bis 48 Werschok (175 bis 211 cm). Täglich werden mindestens 30 Pfd. (12 kg) gewonnen — bis 200 Pud (3200 kg) waren augenblicklich vorräthig; das Uebrige war zum Theil in Gold, zum Theil in Lebensmittel umgesetzt. Am 10./22. December 1884 waren die Preise: 1 Pud (16 kg) Fleisch oder Zwieback, oder eine Tonne Branntwein galten 7 Stück oder 7 Solotnik Gold; ein Paar Stiefel kosteten ein Stück und eine Karte, d. h. $1^1/_4$ Solotnik Gold. Das Gewicht einer gewöhnlichen Spielkarte, von denen vier auf ein Solotnik gehen, gilt als Bruchtheil eines „Stückes“.

Arbeitsplätze von 9 Quadratsashen (40,9 qm) werden von solchen Arbeitervereinigungen, welche bereits sich genug erworben haben, zum Preise von 100 bis 2000 Rubeln (200 bis 4000 Mark) verkauft; einzelne Antheile kann man für 10 bis 300 Rubel (20 bis 600 Mark) haben. Tagesarbeiter, welche keinen Antheil haben und nicht zu einem Artel gehören, erhalten bei vollkommen freier Station 3 bis 5 Rubel (6 bis 10 Mark) täglich. Das Gold wurde gegen baares Geld um 3 Rubel 60 Kopeken bis 3 Rubel 80 Kopeken für einen Solotnik (ca. 4 g) verkauft.

Einige Artel hatten Personen ausgeschickt, um die nächste Umgebung des Flüßchens Sheltuga zu erforschen; während meines Aufenthaltes war die Nachricht eingegangen, daß 8 Werst von der Sheltuga an einem kleinen Flüßchen Saposchka ein reichhaltiges Goldlager entdeckt worden sei. Ferner hieß es, daß auch bei Albasin Gold gefunden worden sei, und daß dort bereits gearbeitet werde.

Die Arbeiten sollen nicht über den Monat März hinaus ausgedehnt werden, weil man es für unvortheilhaft hält, im Sommer zu waschen. Es müssen nämlich, um die Erde herauszuholen, Schächte gegraben werden; im Winter ist das bequem, im Sommer aber bei aufgethautem Boden müßten die Wände der Schächte gestützt werden, was viel Arbeit macht.

Am Arbeitsplatze existiren zwei Feldscherer; man beabsichtigt auch ein Hospital zu erbauen; schwere Krankheitsfälle hat es bis jetzt nicht gegeben; im Sommer ist ein einziger Todesfall vorgekommen. Es giebt auch ein Gasthaus dort, woselbst allerlei Sorten Weine und fremde Früchte zu haben sind. Der Umsatz beträgt täglich bis 400 Rubel (800 Mark in Gold); Baargeld ist wenig zu sehen; russische Papierscheine sind sehr begehrt. Ferner existiren zwei Badstuben; für ein Bad wird 50 Kopeken (ca. 1 Mark) gezahlt.

Auch für Belustigung aller Art ist gesorgt; ein Taschenspieler, ein Akrobat und ein abgerichteter chinesischer Affe sind am Platze; an musikalischen Genüssen giebt es eine Drehorgel, Ziehharmonika und Balaleiken (eine Art Guitarre mit drei Saiten). Die Wohnungen sind leidlich; es sind Hütten mit einer Dachlage aus Balken, mit Thüren und Fenstern, einige sogar mit gedielten Fußböden; überall sind eiserne Oefen zum Schutze gegen die Kälte vorhanden. Viele Arbeiter, welche schon reichlich Beute gewonnen, sind bereits nach Hause gegangen. Es giebt keine Trunkenen und keine Todtschläger, ebenso keine Diebstähle, obgleich alle Vorräthe offen daliegen. Ich dachte nicht im entferntesten, daß das viel verschrieene Volk der Goldsucher sich so gut beherrscht, so gut seine Leidenschaften zähmen könne, wie das hier geschieht. Wenn dasselbe Volk sich auf anderen Goldwäschereien in anderer Weise benimmt, so ist die Ursache davon gewiß nur in der Art und Weise der Verwaltung zu suchen.

Auch zwei Geistliche hatten sich daselbst eingefunden, einer aus Tschika, der andere aus der Stanitza Pokrowskaja; jeder hatte bis 3000 Rubel (6000 Mark) für seine Kirche zusammengebracht.

Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die chinesische Regierung werde aus Aigun eine Armee senden, um die Arbeiter von den Goldgruben zu verjagen. Infolge dessen trat der Rath der Aeltesten unter dem Vorsitze des Bergwerks-Aufsehers Sacharow zusammen und es wurde beschlossen, einen gewissen Stein zum Bevollmächtigten zu wählen, ihm 1000 Rubel (2000 Mark) zu geben und ihn nach Albasin zu senden, damit er dort in Erfahrung bringe, in wie weit jenes Gerücht begründet und wie stark die chinesische Armee sei, wie die russische Regierung über diese Angelegenheit denke u. a. m. Dann soll entschieden werden, ob man der feindlichen Macht Widerstand leisten oder ihr weichen solle.

Kürzere Mittheilungen.

Finnlands Kultur.

— Eine Literatur über Finnland hat es bisher kaum gegeben. Außer den etwas veralteten, wenngleich noch immer interessanten Arbeiten von Acerbi (Reise durch Schweden und Finnland bis an die äußersten Grenzen von Lappland in den Jahren 1798 und 1799. Aus dem Englischen übersetzt. Berlin 1803) und von Rühs (Finnland und seine Bewohner. Leipzig 1809), sowie einigen wenigen Reisebeschreibungen, die jedoch geringe Verbreitung gefunden haben, besaßen wir in Deutschland bis vor Kurzem nur die Uebersetzung des trefflichen, künstlerisch schön ausgestatteten, leider aber gleichfalls noch wenig verbreiteten Werkes: Eine Reise in Finnland (Leipzig, Weigel 1874) von dem finnischen Dichter Z. Topelius. Dazu ist in neuerer Zeit (1883) der Abschnitt Finnland in Bädeker's Rußland gekommen, der in der zweiten Auflage, wie wir hören, noch wesentlich verbessert werden soll, und mit Freuden begrüßen wir jetzt das Erscheinen eines Werkes von G. Retzius, Professor in Stockholm, das unter dem Titel: Finnland, Schilderungen aus seiner Natur, seiner alten Kultur und seinem heutigen Volksleben, kürzlich von C. Appel ins Deutsche übertragen worden ist (Berlin, G. Reimer 1885). Das Buch zerfällt in drei Theile; der erste entwirft ein gedrängtes Bild von der allerältesten Kultur des finnischen Volkes, wie sie uns besonders in dem finnischen Nationalepos, der Kalewala, also in den Zeiten noch vor der Eroberung und Christianisirung des Landes durch Schweden (12. Jahrh.) entgegentritt; der dritte zählt die gegenwärtigen Bestandtheile der Bevölkerung (Lappen, Zigeuner, Deutsche, Russen, Schweden und Finnen) kurz auf und giebt die Merkmale des finnischen Rassencharakters an, wobei zwischen dem tavastländischen und dem karelischen Typus unterschieden wird. Aus dem zweiten und Haupttheile, in dem der Verfasser den Ueberresten der alten Kultur nachgeht, die noch heute im Lande fortleben, dürfte der mit besonderer Liebe ausgearbeitete Abschnitt über die Wohnungen am meisten interessiren. Die älteste, höchst primitive Art derselben, Kota genannt, die den Finnen schon vor ihrer etwa im 8. Jahrhundert erfolgten Einwanderung in Finnland eigen war, bestand aus Baumstämmen oder Stangen, in Form eines Kegels an einen Baumstamm oder gegen einander gelehnt. Ein solcher Raum hatte weder Fußboden noch Fenster; das Licht fiel durch die Thüröffnung und durch den Rauchfang herein, der sich über der aus losen Steinen gebildeten Feuerstelle befand. Noch heutigen Tages dienen dergleichen Konstruktionen den Lappen als Wohnung, bei dem finnischen Landvolke sind sie nur noch hier und da als eine Art Extraküche in Gebrauch, während als eigentliches Wohnhaus schon in der Kalewala die Pörte genannt wird. Die Pörte ist ein viereckiges, aus grober behauenen Kieferstämmen gezimmertes Haus mit kleinen, durch Vorschiebebretter verschlossenen Luken statt der Fenster. Ihr charakteristisches Kennzeichen besteht darin, daß der Rauch des großen, in einer Ecke stehenden, aus Steinen zusammengefügten Ofens nicht unmittelbar durch einen Schornstein geleitet wird, sondern sich frei in dem Raume verbreitet, sich in dem oberen Theile desselben, der durch keine Decke abgetrennt ist, als dichte Wolke lagert und von da durch eine Dachöffnung und den hier befindlichen Schornstein allmählich hinauszieht. Die ursprüngliche Pörte enthielt, abgesehen von dem jämmerlichen Entree, nur einen einzigen Raum. In ihm lebte der Bauer nicht nur mit seiner gesammten Familie, mit den Hausgästen (schwed. Inhysingar), die einen festen Bestandtheil des Haushaltes bildeten, und den nie ausbleibenden Bettlern, sondern auch mit seinen Hausthieren, insbesondere mit dem Pferde, das einen eigenen Verschlag an der einen Seite der Thür hatte, und den Hühnern. Die innere Ausstattung entsprach dem natürlich. Der Ofen, zugleich der Lieblingsaufenthalt der Bewohner, ferner zwei in der Ecke zusammenstoßende Bänke, ein Tisch und einige in die Fugen der Wand eingelassene Halter für die Kienspäne, vermittels deren der Raum spärlich erhellt wurde, — das war so ziemlich alles. Pörten von dieser ursprünglichen Beschaffenheit fand Retzius allerdings nur noch in einigen abgelegenen

Gegenden. An den meisten Orten waren sie schon in der einen oder anderen Weise modernisirt und auch durch größere Zu- und Umbauten erweitert worden. Wir müssen es uns versagen, auf die Schilderung der sonstigen, zu einem Bauernhofe gehörigen Gebäude, des nirgends fehlenden und noch jetzt den Finnen unentbehrlichen Badehauses, der zum Trocknen des Getreides bestimmten Darre, der Vorrathsbuden u. s. w. näher einzugehen. Kurz hingewiesen sei nur noch auf die Bemerkungen über die weit verbreitete Birkenrindenindustrie, über Ackerbau, Jagd und Fischfang, die Hauptbeschäftigungen der Finnen, über die früher sehr gewöhnliche Verfertigung des Brotes aus Borkenmehl, sowie über die lyrische und epische Poesie, von der einige wunderbar schöne Proben mitgetheilt werden, über den eigenthümlichen Vortrag der Runen und das der Harfe ähnliche Nationalinstrument, die Kantele. Wir sind überzeugt, daß kein Leser unbefriedigt und ohne mannigfache Anregung empfangen zu haben, von dem Buche scheiden wird. Die Darstellung ist, wenn wir die begeisterte, aber wahrlich nicht übertriebene Schilderung von den Schönheiten der Natur Finnlands ausnehmen, durchweg einfach, aber ungemein klar, und wird durch eine reiche Anzahl von Holzschnitten, meist Abbildungen der vom Verfasser von einer Reise nach Finnland im Jahre 1873 mitgebrachten und dem Nordischen Museum in Stockholm einverleibten ethnographischen Gegenstände, belebt. An die letzteren anknüpfend möchten wir schließlich noch auf eine andere Sammlung finnischer Alterthümer aufmerksam machen, die, wie es scheint, von Retzius noch nicht benutzt wurde, die aber gegenwärtig an Reichhaltigkeit die Stockholmer bereits entschieden übertrifft. Wir meinen das ethnographische Museum des Studentenkorps in Helsingfors. Kein Fremder, der in der anmuthigen Hauptstadt Finnlands weilt, möge versäumen, ihm einen Besuch abzustatten. E. A.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die deutsche Eisenproduktion ist von 2200000 Centner im Jahre 1834 auf 68400000 Centner im Jahre 1884 gestiegen; sie betrug (in Tausenden von Tonnen):

1834 . . .	110	1878 . . .	2148
1844 . . .	171	1880 . . .	2728
1854 . . .	369	1881 . . .	2914
1864 . . .	905	1882 . . .	3381
1874 . . .	1906	1883 . . .	3420.

Diese Zahlen zeigen, — schreibt „The Chamber of Commerce Journal“ (IV, Nr. 37) — wie wichtig es für das Deutsche Reich ist, fremde Märkte für diese Industrie zu finden, deren Produktion den heimischen Bedarf weit übersteigt; doch sind die Schwierigkeiten wegen der starken englischen Konkurrenz anerkanntermaßen sehr groß.

— Bei Orell Füßli u. Co. in Zürich ist soeben als werthvolle Fortsetzung der Sammlung „Europäische Wanderbilder“ ein Bändchen über Budapest erschienen. Es wird dasselbe besonders den Besuchern der diesen Sommer in Budapest stattfindenden „Ungarischen allgemeinen Landesausstellung“ eine willkommene Gabe sein. Einen zuverlässigeren und unterhaltenderen Führer durch die ungarische Hauptstadt können sie sich nicht wünschen. Der Verfasser, ein angesehener ungarischer Staatsmann, kennt die Stadt von Grund aus und weiß uns dieselbe, unter weiser Beschränkung auf das Wesentliche und Charakteristische, so zu schildern, daß wir ein lebensvolles und umfassendes Bild derselben gewinnen. Die 49 Illustrationen, welche das Bändchen schmücken, sind, wie immer, ausgezeichnet. Durch einen Stadtplan und einen Situationsplan der Ausstellung werden der Text und Illustration des Büchleins in zweckmäßigster Weise unterstützt.

Asien.

— Die neue Telegraphenlinie von Katykurgan nach Buchara ist jetzt für den internationalen Verkehr eröffnet worden. Dieselbe ist 180 Werst lang, wovon nur 30 Werst auf russischem Gebiete liegen, und wird auf Kosten der bucharischen Regierung von russischen Telegraphisten bedient. Der Emir hat sich verpflichtet, zwölf Jahre lang die Kosten für Erhaltung der Linie zu tragen. Ende März ist auch eine telegraphische Verbindung zwischen Askabad, Serachs und Merw eröffnet worden.

— Vor zwei Jahren — schreibt „The Chamber of Commerce Journal“ (Vol. IV, Nr. 37) — erließ General Millot einen Zolltarif für Tongking, wonach von allen Waaren aus den anderen französischen Besitzungen in Hinterindien 2½ Procent, von solchen aus Frankreich 5 und von solchen aus fremden Ländern 20 Procent erhoben werden sollten. Nun ist in London die Nachricht eingetroffen, daß Frankreich einen hinterindischen Zollverein, welcher Tongking, Annam, Französisch-Cochinchina und Cambodja umfaßt, errichtet hat; in Zukunft soll von allen aus Frankreich und seinen Kolonien stammenden Waaren nur der vierte Theil der nominellen Zölle erhoben werden, von allen fremden aber der volle Betrag — mit anderen Worten, Frankreich schützt seine in jenen Zollverein eingeführten Manufakturen durch Differentialzölle, welche für fremde Erzeugnisse bis auf 300 Procent steigen.

— In letzter Zeit hat der Telegraphenbau in China bedeutende Fortschritte gemacht. Vor vier Jahren gab es dort nur eine einzige Linie, nämlich von Schanghai zum Meere. Jetzt ist Canton einerseits mit Peking, andererseits mit der Grenze von Tongking durch Drähte verbunden, so daß von der Hauptstadt des Reiches im Norden bis zur südlichen Grenze eine ununterbrochene telegraphische Verbindung besteht.

Afrika.

— Die französische Regierung hat einen Kontrakt abgeschlossen betreffs Legung eines Kabels von Zanzibar nach Mayotte, Nossi Bé, St. Mary's und Tamatave. Die betreffende Gesellschaft will dann das Kabel bis Réunion und Mauritius verlängern.

— Einer Nachricht zufolge, welche ein arabischer Händler vor Kurzem aus dem centralafrikanischen Seegebiet nach Zanzibar gebracht hat, sind im Laufe des vergangenen Sommers zwei Weiße, vom Moëro-See kommend, in Niangwe am Lualaba (oberen Kongo) eingetroffen und haben nach kurzem Aufenthalt an diesem Orte ihre Reise nach der Station des Kongostaates bei den Stanley-Fällen fortgesetzt. Es dürfte kaum einem Zweifel unterliegen, daß diese beiden Weißen die von der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland ausgesendeten Herren Dr. Boehm und Reichard sind, von denen seit länger als achtzehn Monaten jede Nachricht fehlte. Hierdurch dürften aber auch die

an das lange Ausbleiben von direkten Mittheilungen geknüpften Besorgnisse beseitigt sein.

— Am Benin-Meerbusen hat die Hamburger Firma G. L. Gaiser neuerdings einen Küstenstrich von circa 55 km Länge erworben und unter den Schutz des Deutschen Reiches stellen lassen. Derselbe erstreckt sich von 5° 46′ bis 6° 20′ nördl. Br. und von 4° 32′ bis 5° 2′ östl. L. von Gr. und grenzt nach Südosten hin an ein kürzlich erst von England in Besitz genommenes Gebiet, wo die Flüsse oder Nigerarme Escardos, Forcados und Ramos münden, nach Nordwesten hin an die englische Kolonie Lagos. Landeinwärts liegen die größeren Orte Agboto, dessen Häuptling einen Theil des Gebietes abgetreten hat, und Benin; wie alle jene Küstenländer ist auch dieses von zahlreichen Wasserläufen (Creeks) durchschnitten und darum, wenn auch für den Handel, so doch nicht für eine Ackerbaukolonie geeignet. Die deutsche Besitznahme wird übrigens durch England als unberechtigt angegriffen.

— Nr. 7 des diesjährigen „Mouvement Géographique" bringt die ersten authentischen Nachrichten über die Expedition des Lieutenant Wißmann, welche im Auftrage der Association Internationale den Kassai, den größten Zufluß des Kongo, erforschen soll. Wißmann verließ Europa im November 1883, und einen Monat später folgten ihm die beiden Brüder Müller, gleichfalls Lieutenants, und Dr. Wolff. Im Februar 1884 befanden sich alle in Malange, wo der Büchsenmacher Meyer an Dysenterie starb. Zur selben Zeit traf Pogge, aus dem Inneren kommend, in Malange ein; es war das insofern ein Glück, als deren Träger und auch die beiden Dolmetscher alsbald bei der neuen Expedition Dienste nahmen. Anfangs Juli 1884 waren 400 Träger angeworben und die Expedition organisirt; Mechaniker und Zimmerleute vervollständigten das weiße Personal, darunter Bugslag, welcher 1878 bis 1881 mit Major von Mechow am Kuango gereist war. Am 17. Juli erfolgte der Aufbruch zum Kassai auf demselben Wege, den früher Schütt und Buchner eingeschlagen hatten. Am Luschiko-Flusse (20° östl. L. Gr.) angelangt, theilte sich die Expedition: ein Lieutenant Müller folgte mit 12 Mann dem Luschiko abwärts, um den, etwa einen Breitegrad nördlicher residirenden Muata Kumpana zu besuchen, während das Gros in nordöstlicher Richtung nach Muene-Tombe am Tschikapa zog. Von dort, 12. Oktober 1884, ist Wißmann's letzter Brief datirt. Er gedenkt den Kassai abwärts zu ziehen bis zum Einflusse des Lulua, dort mit dem Bakuba-Häuptlinge Lukengo einen Vertrag zu schließen, eine Station zu errichten und dieselbe mit drei Weißen zu besetzen, von den Zimmerleuten eine Anzahl Boote bauen zu lassen und in denselben den Kassai bis zu seiner Mündung in den Kongo hinabzufahren. Dort hoffte er Anfangs April 1885 einzutreffen. Schon seit Februar kreuzt vor den Mündungen des Ruki und Lulengu, deren eine für den Ausfluß des Kassai gehalten wird, einer der kleinen Dampfer der Association, um bei der ersten Benachrichtigung der Wißmann'schen Expedition zu Hilfe zu eilen.

Australien.

— Dr. R. von Lendenfeld war, wie er aus Sydney unter dem 24. Januar 1885 schreibt („Nature" Nr. 803), von dem Geological Survey Department der Kolonie mit wissenschaftlichen Untersuchungen im centralen Theile der Australischen Alpen betraut worden und war von dort wenige Tage zuvor zurückgekehrt. Er hat gefunden, daß der Mount Kosciusko (7170 Fuß), welcher bisher als der höchste Punkt derselben angesehen wurde, es nicht ist, sondern von einem südlicher gelegenen Berge, dem Mount Clarke (7256 Fuß), an Höhe übertroffen wird. Auch entdeckte er unter anderem unzweifelhafte Spuren von prähistorischen Gletschern in einer Höhe von über 5800 Fuß.

Nordamerika.

— Die Eröffnung einer schiffbaren Verbindung für Nord-Canada und Manitoba durch Errichtung einer regelmäßigen Verkehrslinie nach den Häfen der Hudsonsbai erscheint immer wünschenswerther und die Regierung von Canada ist entschlossen, nichts zu unterlassen, um die Durchführung des Unternehmens zu sichern. Sie hat im Jahre 1884 den Lieutenant Gordon, stellvertretenden Direktor des Dominion Meteorological Service mit dem Neufundländer Dampfer „Neptun" ausgesandt, um die Bai zu erforschen und eine Anzahl Beobachtungsstationen zu errichten, welche sich in erster Linie mit den meteorologischen und Eisverhältnissen der Hudsonsstraße zu beschäftigen haben (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 353). An dieser wurden vier Beobachter stationirt, dann ging der Dampfer quer durch die Bai, besuchte Fort Churchill, wo die Hudsonsbaigesellschaft eine Niederlassung hat, dann York Factory, die zum Hauptausfuhrhafen des Winnipeggebietes bestimmt war, aber so ungünstige Küstenverhältnisse bietet, daß der Dampfer 18 englische Miles von der Küste ankern mußte. Am 12. September ging es weiter nach Digges Island, wo eine Station errichtet und ein guter Hafen gefunden wurde; Resolution Island und Savage Island zeigten dagegen keinerlei Ankerplatz, und so mußte die sechste Station am Eingange von Nachvak Bay errichtet werden. Auf jeder Station wurde ein Officier mit zwei Assistenten zurückgelassen und ihm ein Häuschen von 16 zu 20 Fuß errichtet mit doppelten Wänden; sie sind, da die Stationen jedes Jahr zugänglich sind, nur auf zwölf Monate verproviantirt.

Der „Neptun" fand auch in der Hudsonsstraße keine ernstlichen Schwierigkeiten, obschon die Eskimos wie die Beamten der Hudsonsbai den vorigen Sommer für außergewöhnlich ungünstig erklärten. In der Bai selbst wurden Eisberge überhaupt nicht angetroffen, dagegen in der Straße einige, welche durch Fox Passage gekommen waren; doch boten auch diese der Schiffahrt kein ernstliches Hinderniß. Nur an Nottingham Island, wo die Hudsonsstraße ihre Biegung hat und Fox Passage einmündet, fand sich ein festes Eisfeld, das ein paar Walfischfänger und ein Schiff der Hudsonsbai-Compagnie eingeschlossen hatte und nicht forcirt werden konnte. Jedenfalls ist der Eingang zur Bai in gewöhnlichen Jahren etwa vom 15. Juni bis Mitte November passirbar, die Bai selbst aber für einen viel längeren Zeitraum. Die Beobachtungen sollen wenigstens auf einigen Stationen zwei und vielleicht sogar drei Jahre fortgesetzt werden. Für 1885 ist eine neue bedeutende Expedition in Aussicht genommen, welche die Ostküste aufnehmen und an gefährlichen Stellen Seezeichen errichten soll. — Der für den kanadischen Handel entspringende Vortheil würde sehr bedeutend sein; vom Winnipeg, dem Sammelplatze des zu verschiffenden Getreides, beträgt die Entfernung nach Montreal auf der Canadian Pacificbahn 1430 Miles, nach York Factory kaum die Hälfte, während der Seeweg nach England von beiden Häfen beinahe gleich ist. — „Science", der wir diesen Bericht entnehmen, bringt auch eine sehr genaue Karte der Hudsonsbai und des nördlich anstoßenden Archipels.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVII.



№ 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Amazonas und Cordilleren.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.)

XI. (Schluß.)

Nachdem Wiener nach Guayaquil zurückgekehrt war, ließ es ihm dort keine Ruhe; der Wandertrieb, der Wunsch, seine Untersuchungen zu vervollständigen und das Gebiet zwischen der genannten Hauptstadt, dem Meere und der Provinz Esmeralda zu bereisen, veranlaßten ihn zu weiteren Zügen; wir müssen jetzt, um nicht zu ausführlich zu sein, die früher und später erhaltenen Ergebnisse hier zusammenfassen. Schon im Monat März 1880 hatte Wiener angefangen, sich mit dieser Aufgabe zu beschäftigen, indem er zunächst den Weg von Manabi untersuchte. Die Frage, die hier zu lösen ist, ist ziemlich einfach: Die Küste des Stillen Oceans ist der Luftlinie nach etwa 100 km von Quito entfernt; kein Fußweg verbindet die Hauptstadt des Landes mit dem im Flachlande gelegenen Hafen. Wenn ein thätiges, für seine eigenen Interessen besorgtes Volk Herr dieser Gegenden wäre, würde es nichts Einfacheres geben, als den Bau einer Straße nach dem Chonesflusse; wie die Verhältnisse jedoch jetzt liegen, wird die Ausführung dieses Gedankens gewiß noch lange zu den frommen Wünschen gehören, und der einzig mögliche Weg wäre der, den Landweg möglichst zu verkürzen, um dagegen von einem längeren Wasserwege Gebrauch zu machen. Zunächst also machte sich der französische Forscher auf, um die Straße zu untersuchen, deren Bau der Diktator Garcia Moreno in der Richtung der Provinz Manabi angefangen hatte; er beschreibt den zurückgelegten Weg folgendermaßen: 25 km von der Hauptstadt, $^1/_2$ km von dem Weiler Tambillo folgt man in westlicher Richtung der Einsenkung zwischen den Gipfeln des Corazon und der Vindita und erreicht auf langsam ansteigendem Wege eine Hochfläche, die im Passe Pongo endet. Hier verändert sich die Natur der Anden mit ihren verhältnißmäßig sanften Abhängen, wie sie zwischen den Cordilleren sich zeigt, ganz plötzlich. Die ecuatorianischen Anden im Westen sind in einzelne, gewaltigen Strebepfeilern gleichende Bergrücken mit senkrechten Wänden und schmalen Rücken, welche bis zum Meere hinlaufen, zerschnitten. Wie es scheint, ist dort schon 1875 ein brauchbarer Fußweg durch den amerikanischen Ingenieur Rogers angelegt worden, den man nach dem Tode Moreno's jedoch verfallen ließ und der 1880 in Folge der Witterungseinflüsse wieder ganz verschwunden war. Unzählige Zickzacks führen über den stark bewaldeten Abhang, und nachdem der Weg mehrere in den Rio Pilaton oder San Lorenzo mündende Wildwasser überschritten hat, erreicht man den Fluß; auf der linken Seite befindet sich eine 300 bis 400 m hohe Felswand, und auf einer vorspringenden, etwa 40 cm breiten Leiste legt man in einer Höhe von 60 bis 80 m über dem Wasser einen Weg von drei Wegstunden zurück. Hinter den Peñas von San Nicolas senkt sich das Terrain stark nach der Ebene, wo sich eine kleine Niederlassung, die Hacienda von Tanti, befindet; wenn man noch fünf Meilen zurückgelegt hat, kommt man nach Santo Domingo und nach einem weiteren halben Tagemarsche nach San Miguel, im Gebiete der Colorado-Indianer. Einige Europäer und ein paar Dutzend Neger leben unter den Eingeborenen, welche merkwürdiger Weise ihre eigenthümlichen Gewohn-

heiten bewahrt haben, trotzdem sie in der Nähe der Hauptstadt nur wenige Kilometer von der Küste entfernt wohnen, wo seit vielen Jahren die aus Europa kommenden Schiffe anlegen. In ihrer eigenen Sprache heißen diese Indianer Sacchas, und den spanischen Namen haben sie wegen ihrer Gewohnheit, sich von Kopf bis zu Fuß ziegelroth anzustreichen, erhalten. Ebenso wie ihre vermuthlichen Voreltern, die Yungas, bilden sie eine beinahe weiße Rasse von der Farbe des gelblichen Elfenbeins. Gesicht und Arme werden manchmal durch Zeichnungen entstellt. Sie besitzen einen sanften Charakter und eine verhältnißmäßig sehr entwickelte Intelligenz. Während die Autochthonen vom Amazonas sich nicht über den allergröbsten Materialismus erheben, besitzen die Sacchas religiöse Gewohnheiten, den festen Glauben an ein geistiges Leben über die thierische Existenz hinaus, ja eine Art Kultus des Unsterblichen im sterblichen Menschen. Wenn einer aus ihrem Stamme stirbt, kleidet man ihn in seine besten Kleider und legt ihn in seiner Hütte nieder; man befestigt einen Strick an seinem Gürtel und zugleich im Dache. Der ganze Stamm tanzt nun um die Hütte und jeder, der an einem Pfosten vorbeikommt, haut mit seinem Waldmesser nach demselben, bis die Hütte einstürzt und die Leiche unter den Trümmern der eigenen Wohnung begräbt.

Mit jedem neuen Monde wird an dem Strick gezogen, welcher die Leiche des Todten mit dem Dach der Hütte verbindet; so lange er noch nicht nachgiebt, ist die Seele noch mit dem Körper vereinigt; wenn es aber gelingt, den Strick herauszuziehen, hat die Seele in einer anderen Welt unter den Seelen der Sacchas auf einem Throne von massivem Golde Platz genommen. Die überlebenden Waisen genießen Vorrechte; sie können ihre bessere Hälfte aus dem ganzen Stamme wählen, ohne daß sich Jemand ihrer Wahl widersetzen dürfte. Die Heirath giebt zu manchen Festlichkeiten Veranlassung, die noch schöner wären, wenn nicht bei solchen Gelegenheiten der Mißbrauch geistiger Getränke allerlei unangenehme Scenen hervorriefe. Die Colorado-Indianer tragen Federkronen, metallene Armbänder, wie



Hacienda Tanti. (Nach einer Photographie.)

man sie bei den peruanischen Mumien antrifft, kleine Ponchos, die ebenfalls denen, welche in den alten Begräbnißstätten gefunden werden, vollkommen ähnlich sind; Halsbänder aus Körnern, Vogelknochen und von den Weißen gekaufte Glasperlen vervollständigen ihre Kleidung. Es giebt unter ihnen eine gewisse Anzahl Albinos mit hellrothem Haar und blauen Augen; sehr groß ist die Anzahl jugendlicher Schönheiten unter den Frauen, die jedoch früh altern und mit 25 Jahren schon verblüht sind. Ausgezeichnete Waldläufer, in jeder Bedeutung des Wortes, unterstützen sie die Weißen und Neger in der Ausnutzung der Kautschukbäume, betreiben dies Geschäft wohl auch selbständig; sie werden übrigens gewöhnlich dabei angeführt, denn man bezahlt ihnen in schlechten Waaren kaum den hundertsten Theil des Werthes ihrer Produkte. Die Ausfuhr findet wegen Mangel an Verkehrswegen nicht nach der Seite des Stillen Oceans hin statt; man bedient sich jetzt des Wasserweges und verschifft die Produkte auf Flößen, die ohne große Gefahr die Gebirgsflüsse Peripa und Pupusa passiren, nach dem Weiler Balzar auf dem linken Ufer des Daule, bis wohin die Dampfer von Guayaquil ziemlich regelmäßig kommen, um Ladung einzunehmen. Uebrigens meint Wiener, daß trotz aller Hindernisse, die er zu überwinden hatte, es keine Schwierigkeit haben würde, einen brauchbaren Weg zwischen dem Rio Chones und den Cordilleren anzulegen. Er beschreibt die Richtung und Steigung desselben folgendermaßen: der erste Theil würde mit einer Neigung von $^{1}/_{500}$ von der Endstation am Rio Chones nach dem Rio Lelias führen; die zweite Sektion bis zum Pongo um $^{3}/_{100}$ steigen, die dritte Abtheilung sollte mit einer Neigung von 30° (??) die Paßhöhe ersteigen und die letzte Sektion von dort in beinahe horizontaler Richtung nach der Hauptstadt führen; man müßte dann dem westlichen und nordwestlichen Abhange der Vindita folgen, um auf den östlichen Abhang des Pichincha, auf dem die Hauptstadt Quito liegt, zu gelangen; in dieser Weise würde man einige sehr unbequeme Terrainhindernisse umgehen. Man hat, ohne das Terrain zu kennen, auch von dem Bau einer Eisenbahn gesprochen; wenn nun auch nach dem heutigen Standpunkte der Technik eine solche möglich ist, so dürfte

doch die finanzielle Seite eines solchen Unternehmens eine sehr gründliche Ueberlegung erfordern. Augenblicklich werden nach der Berechnung Wiener's 3000 Maulthiere für den Transport verwendet, deren Werth etwa 450 000 Francs beträgt. Die Unterhaltungskosten berechnen sich wie folgt: Futterkosten per Tag und Thier zu einem Real, vier Realen für den Maulthiertreiber (je einer für fünf Thiere), was nach dem Tagescours berechnet, eine Summe von 1 259 200 Francs ergiebt. Anschaffungs- und Unterhaltungskosten (wenn erstere auf einmal neu zu machen wären), belaufen sich auf 1 800 000 Francs und dieser Summe stehen 36 000 Maulthierladungen im Jahre, entsprechend einem Betrage von 144 000 Francs als Einnahme gegenüber, die Rente ist also nur 8 Proc. Nach den Anschlägen würden die Kosten einer Eisenbahn von Guayaquil nach Quito 50 Millionen betragen, in Wirklichkeit würde diese Summe aber wohl um den vierfachen Betrag überschritten werden. Doch auch, wenn man das zuletzt Gesagte nicht berücksichtigt, wird man einsehen, daß ein Kapital von 50 Millionen keine nennenswerthen Zinsen tragen kann, wo sich ein fünfundzwanzigmal geringeres Kapital mit kaum 8 Procent verzinst. Allerdings würde die Anlage einer neuen Eisenbahn, in Europa wenigstens, dem Verkehr größeren Aufschwung geben, im tropischen Amerika darf man hierauf jedoch gar nicht, oder doch nur sehr wenig rechnen. Gute Maulthierwege und wo möglich fahrbare Straßen sind dasjenige, dessen man am meisten bedarf.

Diese Untersuchung zu vervollständigen, besuchte Wiener im Februar 1882 nun auch den Wasserweg und begab sich in einem kleinen Dampfer auf dem Daule nach Balzar, welches nur 98 m höher als Guayaquil liegt, während der Abstand 50 Stunden beträgt; auf beinahe ein Drittel des Abstandes machen sich die Gezeiten noch fühlbar. Das kleine Dorf Daule liegt sechs Stunden oberhalb der Mündung; oberhalb des Ortes werden die Ufer höher; Balzar liegt auf einem kleinen Plateau, etwa 15 m über dem Hochwasser; es ist ein miserabler Ort, der, wenn er in Nordamerika läge, sich bald in ein wichtiges Entrepot verwandeln würde. Anstatt, daß man also jetzt 10 bis 12 Tage auf der Reise von Guayaquil nach Quito zubringt, könnte man diesen Ausschiffungsplatz am Daule in 24 Stunden erreichen und von hier am ersten Tage nach S. Miguel und in weiteren zwei oder zwei und einem halben Tage nach Quito kommen. Jetzt scheint noch Niemand die Wichtigkeit des Punktes am Daule zu begreifen. Die Neger von Pasto, welche Kautschuk gewinnen, haben hier ihr Hauptquartier aufgeschlagen und verschwenden den leicht erworbenen Verdienst in Orgien.

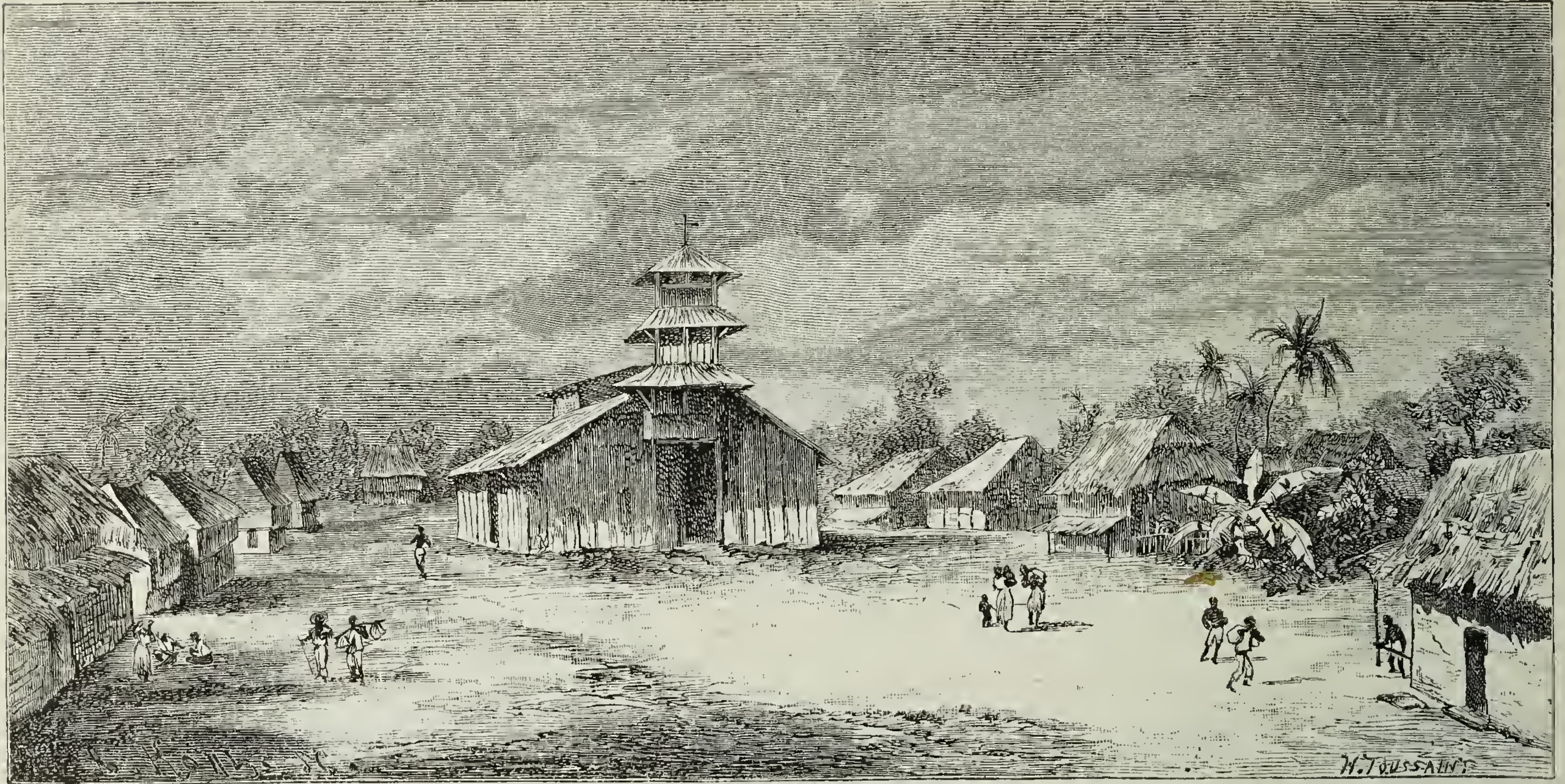
Ein anderer Ausflug Wiener's richtete sich nach dem südwestlichen Theile des Landes; mit den nothwendigen Meßinstrumenten ausgerüstet, reiste er am 8. April 1882 in einer Schaluppe nach dem kleinen Hafen Santa Rosa ab. Die Fahrt bis zur kleinen Insel Puna verlief ganz ausgezeichnet; hier jedoch kam ein Hinderniß, man mußte quer über die breite Mündung des Flusses, in welche die Wogen des Stillen Oceans hineinschlugen, setzen, was mehr als fünf Stunden erforderte. Endlich elf Stunden nach der Abreise von Guayaquil lief Wiener in den Santa Rosa ein, einen vielfach gekrümmten Fluß, der nur zur Zeit des Hochwassers befahrbar ist. Man berechnet die Entfernungen auf demselben nach der Anzahl der Flußkrümmungen, und der Weiler Santa Rosa liegt an der 22. Krümmung, oder aber acht Kilometer von der Küste. Der letzte Theil der Reise mußte in Booten zurückgelegt werden. Die Häuser oder vielmehr Hütten von Santa Rosa sind, wie in allen Orten an der Küste, auf Pfählen erbaut. Es ist ein trauriger Ort, von traurigen Menschen bewohnt; keine Zerstreuung, kein Vergnügen. Ein sehr gewinnbringender Kleinhandel giebt die Mittel an die Hand, der Eitelkeit und der Trunksucht zu fröhnen. Man beschäftigt sich mehr mit Revolutionen als mit der Arbeit; man sucht Stellen zu erhaschen, giebt sich aber nicht die Mühe, etwas zu lernen, um sie würdig auszufüllen. Alles scheint sich in einem körperlich wie geistig atrophischen Zustande zu befinden, ersteres vielleicht eine Folge des übertriebenen Genusses der wenig nährenden Banane. Am folgenden Morgen wurde die Reise zu Maulthier nach Zaruma fortgesetzt, welches kaum 18 Stunden vom Meeresufer auf einem der Ausläufer der Küstenkette der Anden liegt. Die Regenzeit war eben beendet, und der Weg ziemlich unbrauchbar; das magere Maulthier sank bei jedem Schritte in den weichen Grund. Beim Ansteigen ging es noch ziemlich gut, aber da, wo der Weg sich senkte, war derselbe voller Gefahren, und häufig schien es unbegreiflich, wie das Thier denselben zurücklegen konnte; die Maulthiere setzen eben bei solchen Gelegenheiten die vier Füße gegeneinander und lassen sich hinuntergleiten. Nach einem Marsche von ungefähr 14 Stunden wurde Zaruma erreicht, welches malerisch am Fuße der goldführenden Berge von Sesmo in einem verhältnißmäßig kühlen und angenehmen Klima liegt. Hier herrschte wegen des Erfolges, den die englischen Bergwerksunternehmer gehabt, ein förmliches Goldfieber; ein Jeder sah sich bereits als mehrfachen Millionär; die Armen beneideten die Reichen, welche mit großem Kapital, daher mit mehr Vortheil arbeiteten, und schrien über die Ungerechtigkeit des Himmels und der Menschen, wenn man ihnen gegen hohen Lohn Arbeit anbot. Die betheiligte Gesellschaft half sich jedoch, indem sie von San Francisco einige Abtheilungen chinesischer Arbeiter kommen ließ, welche für wenig Geld viel leisteten. Jetzt war der Aerger der Eingeborenen noch größer, Wuth und Verzweiflung erfüllten sie; kurz, Zaruma war eine wahre Hölle.



Colorado-Indianer. (Nach einer Photographie.)

Inzwischen hatte die Bergwerksgesellschaft sich in den schnell errichteten kleinen Häuschen niedergelassen und hatte einen Anfang gemacht, goldführenden Quarz und anderes kostbares Gestein graben zu lassen. Die Adern versprachen ein günstiges Resultat, wiewohl die Gewinnung des Erzes in etwas primitiver Weise vor sich ging; einige hektische Maulesel und blinde Pferde setzten die Mühlen in Bewegung, man wusch in sehr einfachen Schwingen; das Wasser wurde mit Hilfe eines schnell gegrabenen Kanals 10 km weit herbeigeschafft, überall suchte man im Lande nach neuen Gruben. Die Bergleute lebten herrlich und in

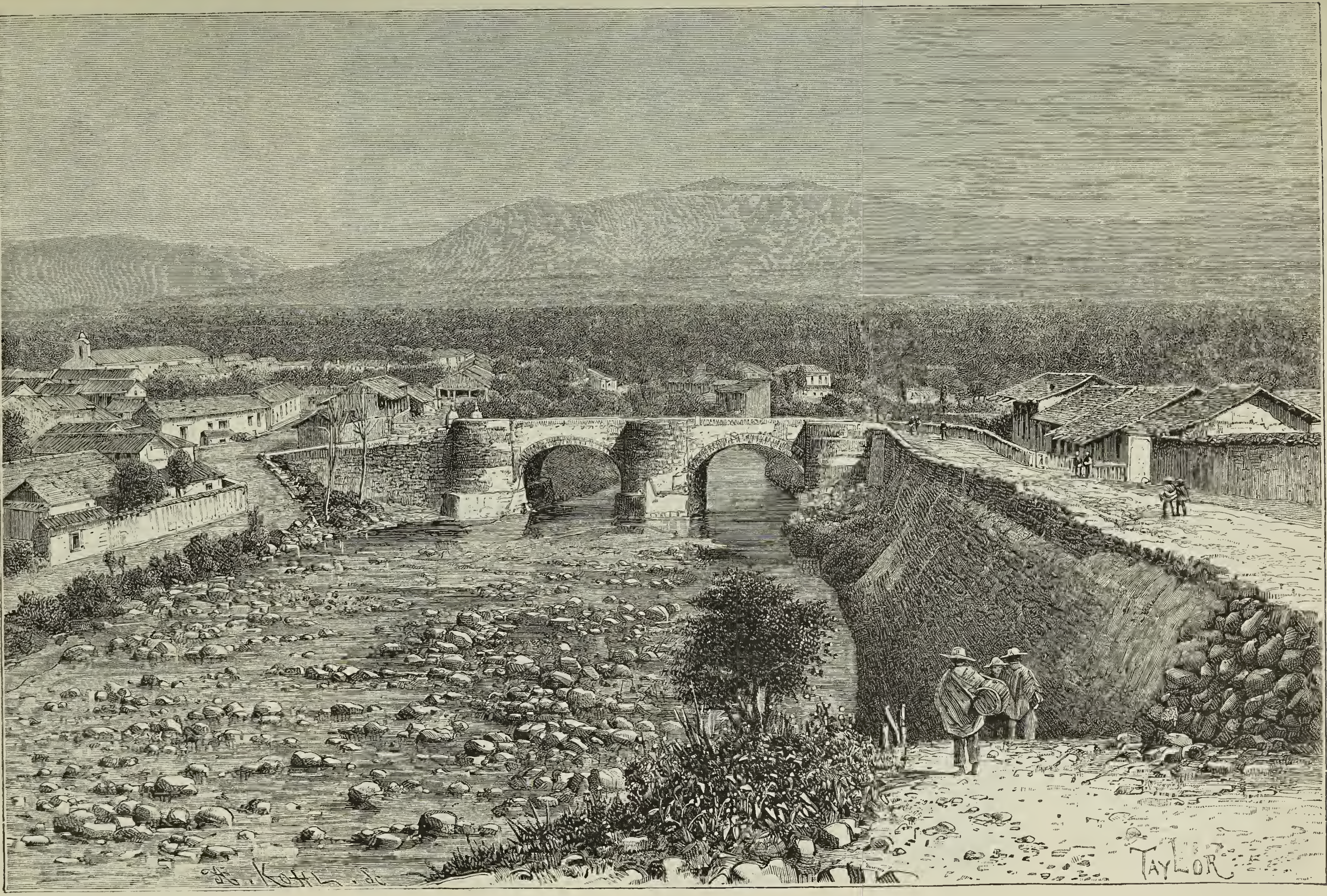
Freuden, aber etwas unregelmäßig; Gänseleberpasteten und Biskuits, Pale-Ale, Brandy und ein abscheulicher in San Francisco fabricirter Champagner spielten eine große Rolle; selten nur hat wohl die Welt eine Gesellschaft gesehen, die



Platz und Kirche des Weilers Balzar. (Nach einer Skizze Wiener's.)

Zaruma und der Berg Sesmo. (Nach einer Photographie.)

fieberhafter arbeitete, mehr von Kraft und Thätigkeit strotzte, vertrauensseliger, aber auch lustiger war, als die Direktoren und Beamten der Great Zaruma Gold Mining Company limited. Die bedeutendste Grube war der Sesmo.



Cuenca in Ecuador. (Nach einer Photographie.)

Die Spanier, welche mit Schwert und Kreuz eroberten, erfreuten sich eines sicheren Instinktes, der sie die reichsten Orte finden ließ; auch Sesmo war ihnen nicht entgangen, und sie hatten da eine Galerie gegraben, die kaum einen Meter hoch und achtzig Centimeter breit war; in dieser engen Röhre hatten die Bergleute nur sitzend arbeiten können und man kann sich die Leiden der Indianer vorstellen, welche in diesen Gräbern, denen die Luft fehlte, zu arbeiten gezwungen wurden; sie verloren den Gebrauch ihrer Glieder, wenn sie nicht durch Erdstürze oder Ueberschwemmungen ihr Leben einbüßten. Trotz der besten Wünsche, die Wiener für die Unternehmung hegte, war seine Hoffnung auf Erfolg derselben doch nur gering.

Der anfängliche reiche Gewinn der Bergwerke von Zaruma hatte das ganze südwestliche Gebiet von Ecuador in eine gewisse Aufregung versetzt. Ueberall entdeckte man neue, angeblich erstaunlich reiche Minen, aus allen Gegenden brachte man Wiener neue Gesteinsproben zum Untersuchen. Diese Epidemie erfaßte auch die mitten in der Cordillere von Loja, 15 Stunden von Zaruma gelegene Stadt gleichen Namens, welche merkwürdig ist wegen der großen Zahl Advokaten, die sie beherbergt. Daß es da nicht an Processen fehlt, ist leicht erklärlich und so sind denn sehr eigenthümliche Zustände dort entstanden; die Arbeit hält man eines Rechtsgelehrten für unwürdig und der Handel ist den Bewohnern ziemlich erschwert, da sich die Nachbarn hüten, diesen in allen Kniffen erfahrenen Gesetzeskundigen Kredit zu gewähren, ja beinahe überhaupt Geschäfte mit ihnen zu machen. Einige Tage später begab sich Wiener mit einem der Direktoren von Zaruma nach Cuenca, welches etwa 35 Stunden entfernt ist. Der Weg führt durch eine im höchsten Grade öde und wüste Gegend mit wenigen kleinen Weilern, von deren Bewohnern die Reisenden mehr schöne Worte als Nahrungsmittel erhielten. Am fünften Tage erreichte man eine Hochfläche, von wo aus man am Ende des Grenzgebirges zur Linken auf einem isolirten Kegel eine gemauerte Pyramide, ein Andenken an die Triangulation la Condamines erblickt. Zwei Stunden später ritten sie in Cuenca ein.

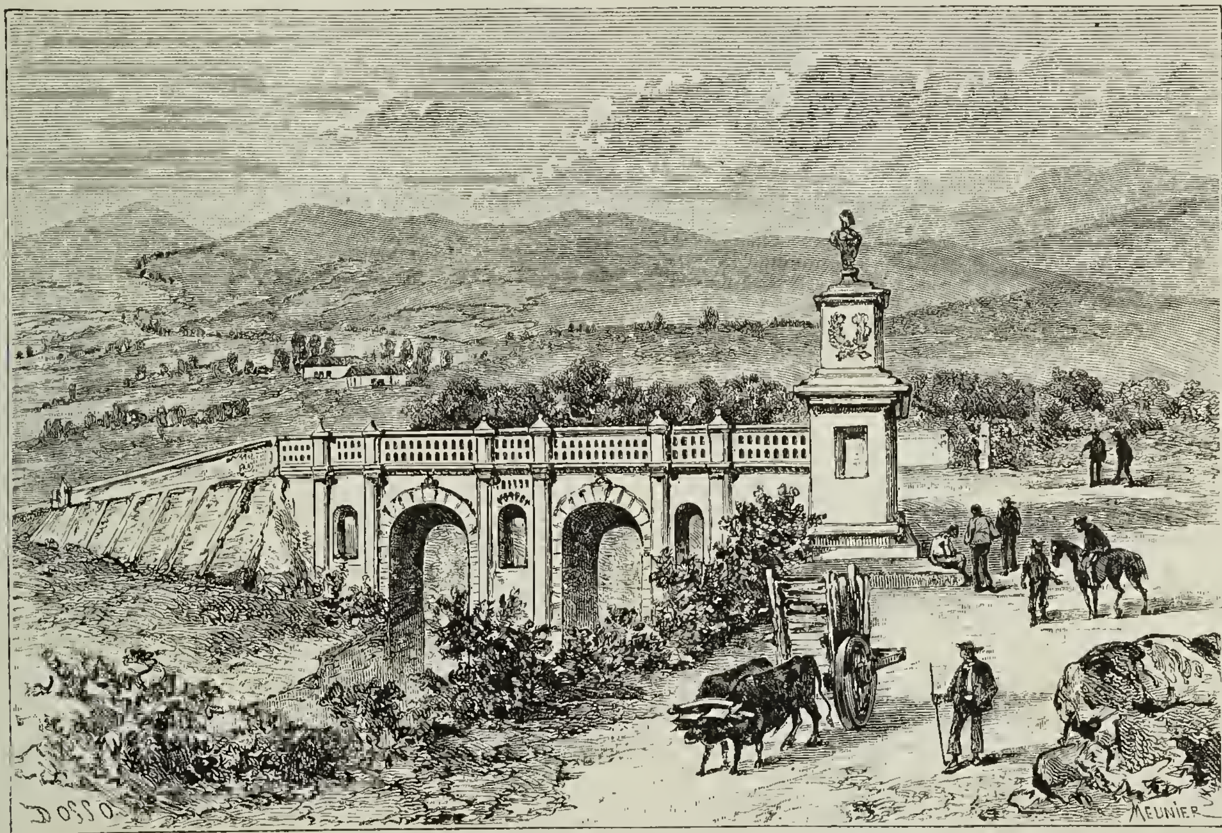


Hauptplatz von Gualaceo. (Nach einer Photographie.)

Cuenca liegt wie in einem Circus; die Stadt ist auf allen Seiten von Cordilleren umgeben, deren Ruhe noch durch keine moderne Erfindung gestört wird; es scheint, wie wenn die Einwohner Automaten wären; das Kirchliche herrscht hier vor, die Laien scheinen in der Minderzahl zu sein. Sie zählt ungefähr 25 000 bis 30 000 Seelen, obwohl die Bewohner des Landes ihr 60 000 geben möchten. Noch muß erwähnt werden, daß hier eine Druckerei existirt; sonst aber herrscht große Abneigung gegen alle Arbeit, daneben jedoch ein brennender Ehrgeiz. Beinahe alle bemittelten Leute besitzen Pflanzungen in der Nähe, darunter einige, wo Zuckerrohr gedeiht. Durch die Stadt Cuenca fließt ein Gießbach, der Rio Machangra, der sich einige Meilen südlich in den Pautefluß stürzt; von hier aus strömt letzterer in einem tief eingeschnittenen Thale zwischen senkrechten Felswänden hin, an denen ein kaum achtzehn

Zoll breiter Fußweg beinahe in der Luft zu schweben scheint. Drei Stunden lang hört der Wanderer den Fluß unter sich rauschen und tosen, ohne ihn ein einziges Mal zu erblicken, da derselbe wohl 600 m tief unter dem Pfade hinströmt. Endlich erweitert sich die Schlucht und wird flacher, der Weg führt dann durch Pflanzungen weiter in die sanft geneigte Ebene des Amazonenstromes. — Neun Stunden von Cuenca befindet sich ein Hügel, von dem man das ganze Thal übersieht; an seinem Fuße liegt das kleine Dorf Paute, wo der Gießbach zum Flusse wird. Weiterhin stieß Wiener auf Huambizas, deren Verwandte er am Morona getroffen hatte, und kam bis zum Santiago, dessen Mündung ihm früher am Pongo de Manseriche bekannt geworden war; so hatte er also jetzt eine dritte Reiseroute quer durch den südamerikanischen Kontinent zum Abschluß gebracht.

Auf der Rückreise nach Cuenca wurde ein Umweg gemacht, um die kleine Stadt Gualaceo zu besuchen. Auch sie ist ein Ueberrest aus dem 17. Jahrhundert, ein Denkmal der alten kastilianischen Zeit, bewohnt von Menschen, welche trotz ihrer modischen Kleidung in die Zeiten der Kreuzfahrer zu gehören scheinen, wie die Mönche leben und wie Einfaltspinsel handeln. Wenn sie gehen — um nur einiges anzuführen — tragen sie die Schuhe in der Hand; anstatt zu pflügen, arbeiten sie den Boden mit einem spitzen Stocke um rc. Am Morgen der Abreise von Gualaceo überschritt Wiener die Bolivar-Brücke, eines der letzten von den Spaniern ausgeführten Bauwerke, und kam nach Cuenca, von wo er mit frischen Maulthieren sich auf die Reise nach Guayaquil begab; zwei Tage später schiffte er sich in Maranyal ein und erreichte seinen Bestimmungsort in 12 Stunden, seine Reisen waren hiermit abgeschlossen und der von seiner Regierung ihm ertheilte Auftrag erfüllt; er fand in Guayaquil mit leicht erklärlicher Befriedigung die Ermächtigung, nach Frankreich zurückzukehren.



Bolivar-Brücke. (Nach einer Photographie.)

Haiti.

Von C. Metzger.

IV. Der Staat und seine Einrichtungen.

(Schluß.)

Der Leser, der den bisherigen Ausführungen gefolgt ist, wird sich selbst schon gesagt haben, daß die Einrichtungen der Republik ihrem stolzen Symbol, der Kohlpalme (Palma nobilis), wenig entsprechen und doch drückt auch das Wappen gewissermaßen die im Lande vorkommenden Gegensätze aus: auf der Spitze des Baumes thront lächerlicherweise die Freiheitsmütze und um den Schaft sind malerisch allerlei Waffen gruppirt, die durchaus kein Attribut des gar nicht kriegerischen Volksgeistes sind. Der Staat ist der Form nach eine Republik, dem Wesen nach wird er despotisch regiert. Dem Präsidenten stehen Staatssekretäre, ein Senat, ein Abgeordnetenhaus zur Seite; unter Geffrard hatten alle diese Faktoren der konstitutionellen Republik wenig Einfluß, und ein Versuch, ihre Stellung zu wahren, wurde von ihm energisch zurückgewiesen; ja während des folgenden Bürgerkrieges zeigten die Machthaber eine große Neigung, ganz despotisch zu herrschen und zu den Greueln von 1793 zurückzukehren. Wir wollen

die späteren Vorgänge nicht im Einzelnen berühren, es genüge zu bemerken, daß vor kurzer Zeit (am 23. Oktober 1884) erst wieder eine Amnestie für die im April 1882 verurtheilten Staatsverbrecher erlassen wurde. Erwähnt muß jedoch noch werden, daß eine despotische Regierung dem Charakter der Eingeborenen mehr entspricht; den konstitutionellen Apparat bezeichnen sie durch den Ausdruck tas de voleurs und erklären, nicht von einem solchen bestohlen werden zu wollen. Daß bei einem so sehr zur Unbeständigkeit hinneigenden Volke die Konstitution verschiedene Auflagen erlebt hat, ist nur natürlich. Wir müssen es uns versagen, die nach und nach eingetretenen Veränderungen näher anzuführen und wollen nur bemerken, daß die jetzige, vom Jahre 1879 datirende Verfassung die neunte ist, deren die Republik sich erfreut. Sie enthält 205 Artikel. Im allgemeinen ist dieselbe sehr freisinnig, doch besteht wohl ein großer Unterschied zwischen der Abfassung der Artikel und ihrer Ausführung. Art. 24 z. B. sagt, daß für politische Vergehen die Todesstrafe abgeschafft ist und durch lebenslängliche Einschließung in einem Gefängniß ersetzt werden soll. Nichts könnte besser zeigen, wie ungereimt es ist, von Gesetzen und von einer Konstitution in Haiti sprechen zu wollen, sagt unser Autor; die Feder, welche diese Konstitution unterzeichnet hatte, war kaum trocken, als politische Proscriptionen begannen, und kaum giebt es in Haiti eine Stadt, die nicht roth ist vom Blute der Männer, welche man anklagte oder verdächtigte, gegen die Regierung General Salomons, des gegenwärtigen Präsidenten, konspirirt zu haben. Wir wollen uns mit den Bestimmungen der Verfassung nicht weiter beschäftigen und nur beifügen, daß aus der langen Reihe der Personen, welche unter verschiedenen Titeln an der Spitze des Staates standen, nur zwei (Präsidenten) ihre Regierung bis zu dem verfassungsmäßigen Ende derselben führten. Das Land ist nach französischem Vorbilde in Departements (5), Arrondissements (23) und Kommunen (67) eingetheilt.

Die Regierungsgewalt wird jetzt in folgender Weise ausgeübt: An der Spitze des Staates steht der für sieben Jahre gewählte Präsident, neben ihm vier oder fünf Staatssekretäre (Minister), die unter einem kräftigen Haupte nur dessen erste Schreiber sind; dreißig (besoldete) Mitglieder bilden den Senat, der gewöhnlich dem Einfluß von oben sehr zugänglich ist; sechzig (ebenfalls besoldete) Mitglieder der zweiten Kammer verursachen dem Staatsoberhaupte, welches Macht über Leben und Tod besitzt, nur geringe Schwierigkeiten. Die bedeutendste Stütze der höchsten Gewalt, aber auch die größte Gefahr für dieselbe, liegt in der Armee. Der gegenwärtige Präsident widmet derselben besondere Sorge, erhält sie auf der genügenden Stärke und kann, so lange es ihm glückt, die Anführer zufrieden zu stellen, seine Feinde ruhig herausfordern. Im allgemeinen besteht das Heer aus Negern, die ein schwarzes Staatsoberhaupt als ihren rechtmäßigen Herrn betrachten; einem Farbigen gehorchen sie nur ungern, und murren gegen die von ihm aufgelegten Strafen, während ein schwarzer General einen Mann zu Tode prügeln lassen kann, ohne Unzufriedenheit zu erregen. Wie sich dies nicht anders erwarten läßt, ist auch der Gottesdienst, das Erziehungswesen und die Rechtspflege von Staatswegen geregelt; wie sich diese Zweige der Verwaltung aber in der Praxis gestalten, wollen wir jetzt etwas näher betrachten. Unter Geffrard erst wurden einige der wichtigsten Punkte des mit Rom geschlossenen Concordats zur Ausführung gebracht; bis dahin war der katholische Clerus in Haiti sprichwörtlich gewesen. So z. B. gab es einen Priester im Süden (dem am meisten zurückgebliebenen Theil des Landes), der als lustiges Haus bekannt war und ein gutes Leben liebte, dabei aber darauf bedacht war, Schätze zu sammeln; er zog jede Woche aus der Stadt, um unter der Dorfbevölkerung zu sammeln. Wenn man ihm nur seine Belohnung gab, so war es ihm vollständig gleichgültig, wofür man seinen Segen verlangte. Er sprengte sein Weihwasser mit derselben Würde über ein neugebautes Haus, wie über einen dem Vaudouxdienst geweihten Tempel oder einen der Fetische, welche die Voreltern der Dorfbewohner aus Afrika mitgebracht hatten; in ein paar Jahren hatte der Mann durch ein englisches Haus 12 000 Pfd. St. (240 000 Mark) nach Europa remittirt. Um übrigens allen Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, führt Spenser St. John einige Worte von Msgr. A. Guilloux, dem Erzbischof von Port au Prince, an, die wir hier folgen lassen: „Wir leben nicht mehr in der Zeit, wo wenige, vereinzelte Pfarrer, die hier und da in den Gemeinden der Republik zerstreut wohnten, sich ungeheure Vortheile, leider oft durch Mittel verschafften, welche das Gewissen und die Kirchengesetze verbieten. — Wozu sollte ich die traurigen Erinnerungen der Kirche in Haiti aus der Vergangenheit heraufbeschwören? Ich bin Priester und ich wünschte, es wäre zur Ehre des Priesterstandes in meiner Macht, seine Schande mit meinen Thränen abzuwaschen und sie in ewige Vergessenheit zu versenken. Aber es hängt nicht von mir und von keinem Anderen ab, diese traurigen Erinnerungen zu verwischen.“ Und an einer anderen Stelle sagt derselbe hohe Würdenträger der Kirche: „Genügt es übrigens nicht, die Dörfer und Flecken der Republik zu durchlaufen, um jetzt noch die lebenden Zeugen beispielloser Ausschweifungen anzutreffen?“

Es liegt gewiß nicht in unserer Absicht, gerade in dieser Beziehung eine Auswahl von Skandalgeschichten zusammenzustellen, einige zur Charakterisirung der dortigen Verhältnisse wichtige Vorgänge müssen wir jedoch mittheilen. In der Nähe der Hauptstadt lebte ein Priester, den der Erzbischof entlassen hatte, weil er in demselben Hause mit seiner zahlreichen Familie lebte und außerdem allerlei Handelsgeschäfte trieb; ja er hatte sogar bei der Regierung darauf gedrungen, den unwürdigen Priester aus dem Lande zu entfernen. Der Priester bat die französische Gesandtschaft um Schutz, indem er sagte, er würde vollständig ruinirt sein, wenn er gezwungen würde, plötzlich das Land zu verlassen. Der Vertreter Frankreichs, welcher auch der Ansicht war, daß es billig sei, ihm Zeit zu lassen, seine Angelegenheiten zu ordnen, trug die Sache dem haitischen Kultusminister vor und der meinte: „Nun, er ist vielleicht ein schlechter Priester, aber ein guter Familienvater.“ Herr Valmy Lizaire, der 1863 Kultusminister war, schreibt über diesen Punkt u. A.: „Es genügt zu sagen, daß vielleicht nirgends in der Christenheit der Clerus die Priesterwürde, mit der er bekleidet ist, so herabgewürdigt hat, wie in Haiti.“ Da die Zustände schließlich ganz unhaltbar wurden, kam das im Jahre 1860 unterzeichnete Concordat zu Stande und der Papst schickte Msgr. Testard de Cosquer als Delegirten ab, um dasselbe zur Ausführung zu bringen. Dieser würdige Mann kam in Begleitung einer Anzahl französischer Priester in Haiti an; letztere wurden nach und nach in die Pfarrgemeinden versetzt, nicht jedoch, ohne daß es vorher zu manch heftigem Streit mit ihren unwürdigen Vorgängern gekommen wäre. Die hauptsächlichsten Bestimmungen des Concordats waren folgende: Port au Prince wurde der Sitz eines Erzbischofs; drei vom Staate besoldete Bischofssitze sollten so schleunig wie möglich errichtet werden; die Bischöfe sollten vom Prä-

sidenten ernannt, die Erneuerungen jedoch der Genehmigung des päpstlichen Stuhles unterworfen werden. Der ganze Klerus hatte der Regierung den Eid der Treue zu leisten; die Ernennung der Priester sollte durch die Bischöfe oder andere durch die Regierung ermächtigte Personen erfolgen.

Wiewohl die katholische Religion Staatsreligion ist (übrigens sind alle anderen christlichen und nichtchristlichen Bekenntnisse vollkommen frei), ist sie in Haiti nie populär geworden; unter den höheren Ständen herrscht Unglaube, unter den niedrigen der Einfluß des Vaudoux. Namentlich ihr heftiger Widerstand gegen die Freimaurerei hat der katholischen Kirche im Wege gestanden, das Vertrauen und die Neigung der Nation zu gewinnen; selbst auf die Frauen ist der Einfluß der Priester viel geringer als in den meisten anderen Ländern. Zeitweise haben einzelne Würdenträger als politische Maßregel auch den Protestantismus begünstigt, jedoch haben solche Versuche regelmäßig nicht lange gedauert. Die Regierung zahlt dem Erzbischof jährlich 800 Pfd. St., zwei Bischöfen jedem 480 Pfd. St. und so in Abstufungen bis zu 67 Pfarrern, deren jeder 48 Pfd. St. jährlich empfängt. Außerdem muß der Staat die Wohnungen für die Priester beschaffen. Manche andere Einnahmen fließen noch den Priestern zu, jedoch macht der Staat hin und wieder den Versuch, dieselben an sich zu ziehen; beide Parteien klagen dann über Verletzung des Concordats.

Oben schon ist erwähnt worden, daß der heftige Widerstand, den die katholische Kirche der in Haiti ziemlich unschuldigen Freimaurerei bietet, ihr selbst den Weg zu den Herzen der Einwohner versperrt. Die Haitier nämlich lieben die Freimaurerei mit ihren Ceremonien und versäumen es namentlich niemals, bei dem Begräbniß eines Bruders den ganzen Pomp des Ordens zu entfalten. Wenn man aber die kirchliche Weihe für den Verstorbenen begehrt, müssen alle Zeichen des Ordens vorher sorgfältig entfernt werden und es kommt da manchmal zu recht unangenehmen Scenen. Ein General, der einen hohen Grad in der Loge bekleidete, war gestorben, die Freimaurer ordneten ein prächtiges Begräbniß an, welches Präsident Domingue mit seiner Gegenwart beehren wollte. Als der Zug im Begriff war, nach der Kathedrale aufzubrechen, ließ der Vicar sagen, er werde den Zutritt zur Kirche nicht gestatten, wenn nicht die Procession der Freimaurer unterlassen würde. Der Präsident war wüthend, und bei seinem heftigen Charakter war er im Begriff, ein Bataillon anrücken zu lassen, um dem Begräbniß den Weg zur Kirche zu bahnen, als einer seiner Rathgeber, der sein kaltes Blut nicht verloren hatte, zu Domingue sagte: „Die Protestanten haben nichts gegen die Freimaurerei, wir wollen uns an den protestantischen Bischof wenden und ihn ersuchen, die Einsegnung vorzunehmen.“ Das geschah denn auch; der ganze Zug mit entfalteten Fahnen und allen freimaurerischen Zeichen zog zur protestantischen Kirche, trotzdem beinahe alle Theilnehmer katholisch waren. Den größten Abbruch aber thut der Vaudouxdienst der katholischen Religion, trotzdem durch diesen Dienst Tausende in die Kirche geführt werden, welche ohne denselben nie an kirchlichen Ceremonien theilnehmen würden. Die Papalois, die Priester der Vaudoux, sind ja gar nicht abgeneigt, ihre Jünger anzuweisen, die eigenen Ceremonien mit denen der Christen zu vermischen, sie brennen Kerzen vor den Kirchthüren, und alle die Knochen und Haare, die bei ihnen eine Rolle spielen, legen sie dort nieder, sie haben aber auch in ihren Tempeln, wie schon oben bemerkt, Bilder von der Jungfrau Maria und von Jesus Christus.

Durch die ungeheure Verbreitung des Vaudouxdienstes würde er ohne diesen Umstand dem katholischen Gottesdienst noch mehr Abbruch thun, um so mehr, da die katholischen Priester nur gering an Zahl sind und außerdem der Eifer derselben nicht durch den Wettstreit mit einer neben ihnen bestehenden protestantischen Kirche angeregt wird. Trotz der vielen Anekdoten, die auch jetzt noch über die Priester erzählt werden, giebt Spenser St. John der Sittlichkeit derselben das beste Zeugniß; dagegen wirft er ihnen Mangel an Eifer, namentlich aber große Herrschsucht vor. Während der Zeit, daß er in Haiti lebte, schlug ein Priester in der Kirche einer Dame ins Gesicht, weil sie einen Fehler gegen das Ceremoniell begangen hatte. Die Protestantengemeinschaft hat nicht einmal tausend Mitglieder, die Wesleyaner zählen etwas mehr Anhänger, alles zusammengenommen mag die Zahl der nichtkatholischen Christen etwa 3000 bis 4000 betragen.

Ehescheidungen sind durch das Gesetz erlaubt, werden aber von der katholischen Kirche nicht anerkannt, auch dies trägt nicht dazu bei, die Stellung der Kirche der Bevölkerung gegenüber zu verbessern, obwohl dies im Interesse der Civilisation und für einen erfolgreichen Kampf gegen die Barbarei sehr zu wünschen wäre; äußerlich allerdings sind die Zustände verbessert, die Zahl der Erstkommunicirenden nimmt zu; um das Bedürfniß an Priestern zu decken, hat man schon 1864 ein haitisches Seminar in Paris eingerichtet, welches allerdings wegen Mangel an Geld geschlossen werden mußte, später jedoch wieder eröffnet werden konnte.

Auch der Unterricht läßt sehr viel zu wünschen übrig. Präsident Geffrard, der bis 1867 an der Spitze des Staates stand, suchte so viel wie möglich im Interesse desselben zu wirken, doch aber besuchten in seiner Zeit kaum ein Zehntel der Kinder die Schule; 1875 (und seitdem werden sich die Verhältnisse wenig geändert haben) besuchten 19 250 Zöglinge die verschiedenen Schulen, darunter vier Lyceen mit 543, sechs höhere Mädchenschulen mit 563, fünf Secundärschulen mit 350, eine Medicinschule mit 25 und eine Musikschule mit 46 Zöglingen; 165 Elementarschulen wurden von 11 784, 200 ländliche Schulen von 5939 Schülern besucht. Dazu kamen noch die Schulen der christlichen Brüder und die der Schwestern von Cluny. Ueber den Zustand der Schulen ist es ziemlich schwierig, sich ein Urtheil zu bilden. Doch werden selbst in dem officiellen Rapport für das Jahr 1878 viele Mängel eingestanden. Für die Lehrer ist ungenügend gesorgt; infolge dessen erschlafft ihr Eifer, für Unterrichtsmittel fehlen die nöthigen Gelder und endlich schickt namentlich die Negerbevölkerung die Kinder so spät wie möglich zur Schule und entzieht sie derselben, so bald sie kann, weil sie die Arbeit derselben im höchsten Grade ausnutzen will. Die Schulen befinden sich größtentheils in Händen von geistlichen Orden. Man sagt von denselben, daß sie im allgemeinen die Intelligenz der Schüler nicht entwickeln; wie es scheint, wird sehr viel Zeit mit überflüssigem Religionsunterricht verloren, die Mädchen müssen eine Menge Hymnen an die Jungfrau lernen und das Leben der Heiligen studiren; wenigstens äußern sich die Verwandten der Zöglinge in diesem Sinne. Auch in moralischer Beziehung werden Klagen laut, die schlimme Umgebung macht ihren Einfluß auf die Schulen merkbar. Ein Herr erzählte, daß er seine Nichten in der Nähschule aufsuchte und sie da ein sehr unanständiges Lied in der Kreolensprache singen hörte, dessen Bedeutung sie höchst wahrscheinlich nicht verstanden, und auf Befragen erzählten sie, daß sie das Lied von den Dienstboten der Schule gelernt hätten. Noch schlimmer scheint

es bei den Lyceen auszusehen; in seinem Bericht über eins derselben sagt der Minister des öffentlichen Unterrichts: „Was die Studien und die Disciplin der Schüler und Lehrer betrifft, ist das nationale Lyceum in einen schmählichen Zustand verfallen. Theilweise muß dieser Verfall der oberen Leitung zugeschrieben werden. Dieselbe hat sich soweit vergessen, den Professoren und Zöglingen schändliche Beispiele zu geben, welche beweisen, daß der Anstand und die gewöhnliche Zurückhaltung, welche der Lehrer in Gegenwart jüngerer Leute im Auge behalten sollte, nicht beachtet wurde." Am ärgsten aber macht es folgender Erlaß, den wir, dem Beispiele Spenser St. John's folgend, der ihn als Sprachprobe des officiellen Französisch anführt, in der Ursprache hierher setzen. Attendu que le Général F. Geffrard assasine et empoisonne les citoyens les plus éminents d'Haïti: attendu qu'il entretient à l'étranger un très grand nombre d'espions et d'empoisonneurs à un prix exorbitant: attendu que toutes les écoles de filles de la république, notamment celles de Port au Prince, ont pour maîtresses des femmes d'une vie disolue, a fin de faire de ces établissements des maisons de séduction à son profit etc. etc. Ob diese Vorwürfe gegen den Ex-Präsidenten nur vom Parteihaß diktirt waren, müssen wir unentschieden lassen.

Gewiß können wir daher sagen, daß wenig für den Unterricht geschieht, und doch wird dies Wenige noch durch Unruhen und Streitigkeiten manchmal auf Nichts reducirt; ja selbst in ruhigen Zeiten werden die heiligsten Interessen der Politik untergeordnet, manche Lehrerstellen werden nicht mit befähigten, sondern mit politisch angenehmen Personen besetzt.

Ueber die guten Anlagen der Negerknaben haben wir oben bereits gesprochen, noch mehr werden die jungen Mulatten namentlich ihres Gedächtnisses wegen gerühmt. Gegen die Erziehung der Kinder in Europa macht sich auch eine starke Strömung fühlbar; man fürchtet dadurch französische Ideen und Sympathien im Lande zu erwecken und so die Unabhängigkeit zu gefährden. Auch in anderer Beziehung kann natürlich eine gute in Europa erhaltene Erziehung zum Fluch werden, wenn diejenigen, welche sie genossen haben, gezwungen sind, in Kreisen zu leben, über die sie weit hinausgeführt worden sind.

Die Justizverwaltung befindet sich ebenfalls in einem traurigen Zustande; wenige Personen nur setzen Vertrauen in den Ausspruch der Richter; letztere werden zu oft durch geldliche und politische Rücksichten beeinflußt, und der weiße Fremde, der nicht gut zahlt, hat nur wenig Aussicht, zu seinem Rechte zu kommen; vor dem Polizeigericht ist sein Schicksal schon vor der Verhandlung bestimmt. Während Spenser St. John sich in Port au Prince aufhielt, suchten die meisten Fremden dieser Behörde aus dem Wege zu gehen; doch zu ihrem Unglück war das nicht immer möglich. Ein älterer Franzose z. B. wurde vor den Friedensrichter vorgeladen, er sollte einen Schwarzen angegriffen haben; die Sachlage war für ihn so günstig, daß sogar der schwarze Friedensrichter ihn freisprechen wollte; da erhob sich aber aus allen Ecken des Saales ein lautes Geschrei und warf dem Mann des Gesetzes vor, er habe für den Weißen Partei genommen, und die Folge war, daß der Franzose verurtheilt wurde. Einen so augenscheinlichen Mißbrauch der Justiz konnte man nicht mit Stillschweigen übergehen und die Autoritäten, welche fürchteten, der Ausspruch möchte durch eine höhere Instanz vernichtet werden, ließen die Sache im Sande verlaufen, ohne die auferlegte Strafe einzufordern.

Zwei Brüder waren angeklagt, einen Franzosen, ihren Wohlthäter, ermordet zu haben; die Umstände sprachen zu deutlich gegen sie, und ihr Advokat, durch und durch ein grober, roher Mensch, suchte vergebens nach Argumenten, auf welche er seine Vertheidigung stützen könnte. Endlich sah er sich im Gerichtshofe um und wendete sich grinsend an die Jury mit den Worten: „Nun, Alles in Allem ist es ja nur ein Weißer weniger." Der schlechte Witz rief Gelächter hervor und die Beschuldigten wurden mit allen Ehren freigesprochen, wiewohl die Volksstimme sie für die Mörder erklärte und noch jetzt ein darauf bezügliches Lied singt, dessen Refrain lautet: „Moué par tué p'tit blanc là." (Ich habe den kleinen weißen Mann nicht getödtet.) Bei Civilklagen spielt die Bestechung der Richter eine offenkundige Rolle. Dieselben werden nur selten aus den Juristen gewählt; die Regierung kann, wen sie Lust hat, zu solchen Stellen ernennen und benutzt dies, um Dienste, die ihr auf politischem Gebiete geleistet worden sind, zu belohnen; daher sehen sich die glücklichen Besitzer solcher Aemter als vollkommen berechtigt an, einen möglichst großen Nutzen aus denselben zu ziehen; ihr geringes Einkommen dient ihren Frauen als Vorwand, um Handelsgeschäfte zu treiben, wozu sie allerdings sehr viel Lust und eine angeborene Anlage besitzen. Die Advokaten sind vielfach ebenfalls ohne besondere Fähigkeiten, wiewohl es allerdings unter ihnen auch sehr tüchtige Leute giebt. Im allgemeinen muß bei ihnen der Schein sehr viel wirken, um das Publikum über ihre Fähigkeiten zu täuschen; im Gerichtssaal umgeben sie sich mit Haufen von Büchern und lieben es, Bruchstücke aus den Reden der besten französischen Advokaten zum Besten zu geben. Ein großer Theil dieser Gesetzkundigen genießt in Geldsachen kein Vertrauen: An den Gesetzen und Verordnungen des Landes liegt das freilich nicht, dieselben sind ebenso bis ins Einzelne ausgearbeitet, wie die anderer Länder, und die Bücherbretter einer Bibliothek würden, wie unser Autor sagt, unter ihrem Gewichte seufzen. Die jungen Leute erhalten ihre Ausbildung zum Juristen zuweilen in Frankreich, die meisten jedoch studiren zu Hause; nachdem sie ein Examen abgelegt, empfangen sie die Berechtigung, eine „Etude" auf eigene Rechnung zu eröffnen. Mit Ausnahme der Friedensrichter ist der ganze Richterstand unabsetzbar, eine Bestimmung, die natürlich im Taumel der Revolutionen nur einen theoretischen Werth besitzt. Auf die Einzelheiten der Gesetzgebung einzugehen, können wir um so mehr unterlassen, als dieselben den französischen Einrichtungen nachgebildet sind.

Dem dunklen Bilde, welches wir Spenser St. John folgend bis hierher gegeben haben, soll auch eine halb komische Seite nicht fehlen; es ist dies die Schilderung, welche von der Armee entworfen wird. Ein großer Theil der Einkünfte des Landes wird verwendet, um eine auf dem Papier zahlreiche, in Wirklichkeit aber unbedeutende Armee zu unterhalten. Mit Ausnahme von einigen hundert gut disciplinirten Truppen bestand die Armee immer aus undisciplinirten, dem Bauernstande entnommenen Massen, kommandirt von eben so unwissenden Officieren. Ein Bataillon zog zur Parade mit zehn Officieren, dreizehn Soldaten und sechs Trommelschlägern; die anderen Leute erschienen gewöhnlich nur am Zahltage. Als ein französischer Admiral einmal die Erlaubniß erhalten hatte, einer Sonntagsrevue beizuwohnen, bei der ein Kavallerieregiment in entsprechender Stärke, wie das eben erwähnte Bataillon, auftrat, wendete sich der Präsident mit Würde zu seinem Gast und sagte: „Das Regiment hat im letzten Kriege viel gelitten." In der Einleitung haben wir be-

reits ein paar Worte über die äußere Erscheinung der Generale und Soldaten gesagt, so daß wir diesen Punkt füglich übergehen können; bemerken wollen wir jedoch, daß der Neger im allgemeinen ein schlecht gebauter, schlapper Bursche ist, der selten gut in der Uniform aussieht und den Dienst verabscheut, obwohl man, um denselben weniger ermüdend zu machen, den Schildwachen Stühle verabreicht. Dabei sind die Haitier nicht wenig stolz darauf, die Franzosen und Engländer vertrieben zu haben und halten sich für eine kriegerische Nation.

In früheren Jahren, unter General Boyer's Präsidentschaft, berechnete man die Stärke der Armee auf 30 000 Mann; einige Monate nach dem Fall des Generals Geffrard (1867) betrug dieselbe 6500 Generale und Officiere ohne Truppen, 7000 eingetheilte Officiere und 6500 Mannschaften, nach den neuesten Angaben soll sie etwa 16 000 Mann, worunter 1500 Divisionsgenerale, betragen. Die große Anzahl der Generale erklärt sich dadurch, daß die höheren militärischen Würden eine Belohnung für politische Dienste sind, so daß jede neue Revolution einen bedeutenden Nachschub an Generalen und Obersten bringt. Ein Kriegsminister, der einer gefälligen Dame auch seinerseits gefällig zu sein wünschte, schenkte ihr ein unausgefülltes Patent, und sie verkaufte dasselbe für etwa fünf Pfund. Präsident Salnave erhob einen gewöhnlichen Arbeiter zum Range eines Brigade-Generals. Da derselbe kein Geld besaß, um eine Uniform zu kaufen, stahl er vorläufig ein Paar goldgestickte Beinkleider aus einem Kleiderladen, wobei er zu seinem Unglück entdeckt wurde; er flüchtete in das Zimmer des Präsidenten, wurde jedoch durch denselben der Polizei übergeben. Die gestohlenen Beinkleider wurden ihm um den Hals gebunden, ein Strick machte sein Weglaufen unmöglich und in diesem Aufzuge wurde er erst durch die Stadt geführt und, als er zu ermüdet war, auf einen Esel gesetzt, um seinen Umzug zu vollenden, wobei er manchen Schlag von der ihn bewachenden Mannschaft empfing.

Was oben über den Muth gesagt wurde, bezieht sich nur auf die Masse des Volkes; die Anführer dagegen zeichneten sich persönlich in hohem Maße aus, namentlich in dem Kriege von 1868 bis 1869. Der Neger der Revolutionszeit, der durch die Ausschreitungen seiner Herren zur äußersten Wuth gestachelt war, hat zwar brav gefochten, seit der Zeit aber sind seine guten militärischen Eigenschaften verschwunden; er ist noch ein guter Fußgänger, ist geduldig und enthaltsam, aber der unglückliche Feldzug Soulouques in San Domingo beweist, daß der Haitier nicht fechten will. Eine Menge einzelner Züge werden über die Armee mitgetheilt, deren jeder einzelne im Stande ist, dieselbe noch mehr in der guten Meinung herunterzudrücken, als dies nach den bisherigen Mittheilungen bereits der Fall sein dürfte. Als Beweis für die Unwissenheit der Officiere führen wir folgendes an: Ein General sah ein Boot mit der spanischen Flagge in den Hafen zu Port au Prince einlaufen. Er begab sich selbst nach dem Hafen und fragte die Officiere, zu welcher Nation sie gehörten. „Spanier", war die Antwort. „Spaniolen", schrie er, „dann seid ihr Feinde." Er wollte sie arretiren lassen, weil er von dem Gedanken ausging, daß sie aus San Domingo kamen, mit dem Haiti sich damals auf dem Kriegsfuße befand. Es bedurfte der nachdrücklichen Vermittelung des französischen Konsuls, um Gewaltmaßregeln zu verhüten; der Negergeneral hatte nie von Spanien gehört, obwohl Cuba im Gesichtskreise der Küste von Haiti liegt.

Nach dem Gesetz wird die Armee durch Conscription ergänzt; die Conscribirten dienen sieben, Freiwillige nur vier Jahre. Diese Bestimmungen scheinen jedoch nur dem Namen nach zu bestehen; die Praxis faßt die Sache ganz anders auf. Spenser St. John erzählt, daß während seines Aufenthalts in Haiti die Rekrutirung unabänderlich so vor sich ging, daß jeder Regimentschef Mannschaften in die Straßen ausschickte, welche alle Leute aufgriffen, die ihnen für den Dienst geeignet vorkamen. Die auf diese Weise eingereihten Mannschaften hatten Mühe, wieder los zu kommen, und es kam vor, daß auf diese Weise Deputirte und Senatoren in die Kaserne zur Einkleidung geschleppt wurden. Wenn solche gewaltsamen Werbungen stattfinden, halten sich die Männer klüglich zu Hause, und nur die Frauen kommen vom Lande nach der Stadt. Dabei wurden diese gezwungenen Soldaten wie zum Hohne als Freiwillige angeredet; Geffrard, zu dessen Sturz diese gewaltsamen Werbungen die direkte Veranlassung gaben, liebte es, sie anzureden, als ob sie voll von Enthusiasmus wären, sich der Armee anzuschließen, und die armen Schlachtopfer standen mit verbissener Wuth da, gut bewacht von den Leuten, welche sie eingefangen hatten. Die Armee wird schlecht bezahlt, ein Divisionsgeneral empfängt 140 Pfd. St. im Jahre, ein Soldat 2,10 Pfd. St. Außerdem erhalten die Mannschaften Lebensmittel, jedoch nur so lange sie im Dienst sind; die Garden bestehen großentheils aus Handwerkern, die gerne dem Chef eine gewisse Summe in der Woche bezahlen, um ihrem Berufe nachgehen zu können. Die Mannschaften der anderen Truppen erscheinen gewöhnlich nur an den Zahltagen; doch viel ärgere Mißbräuche noch werden berichtet. So erzählt unser Autor folgende Anekdote, die wohl mitgetheilt zu werden verdient, weil sie sowohl einen interessanten Beitrag zur Beurtheilung militärischer Zustände als auch den Beweis liefert, wie vorsichtig man in Haiti mit seinen Worten sein muß. Eines Tages, als er zum Diner eingeladen war, wurde vor dem Essen erzählt, daß der die Wache befehligende Kapitän abgefaßt worden sei, als er das Zollhaus beraubt hatte; die Erzählerin, eine in England erzogene und mit einem Engländer verheirathete Dame, theilte ferner mit, daß der Präsident dem Schuldigen habe die Epauletten herunterreißen lassen. Darauf habe er sich abgewendet, doch gleich nachher gefragt, ob der Unglückliche todt sei. „Todt?" habe der Adjutant gefragt, worauf der Präsident sich dahin geäußert habe, daß ein Officier, der so in der Oeffentlichkeit mit Schande bedeckt sei, doch wohl seinem Leben sofort ein Ende gemacht haben würde. Die Geschichte rief ein herzliches Gelächter hervor, einmal wegen der Aeußerung des Präsidenten, dann wegen des Gedankens, daß ein Officier in Haiti sich wegen einer solchen Kleinigkeit das Leben nehmen könne. Spenser St. John aber machte gegen seine Nachbarin die Bemerkung, daß der Präsident besser thun würde, anstatt der kleinen Diebe die großen, wie z. B. Herrn X., zu strafen. Bei diesen Worten drehte sich die Dame ruhig nach ihm um und sagte: „Es scheint, Sie wissen nicht, daß Herr X. mein Bruder ist." Man kann sich den Schrecken unseres Autors denken; aber die Dame war nicht einmal böse, sondern forderte ihn beim Essen auf, mit ihr anzustoßen. Dieser Herr X. hatte nämlich etwa 70 000 Dollars veruntreut, brachte es jedoch hinterher noch zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten; einen nichtswürdigeren Mann hätte selbst Haiti schwerlich hervorbringen können, sagt der Autor.

Wie die Polizei beschaffen ist, kann man sich vorstellen. Jeder Beschuldigte wird angesehen, als ob er schuldig wäre, und die cocomacaque, die Keule, mit der man anstatt der durch alte Erinnerungen mißliebig gewordenen Peitsche die Polizeidiener bewaffnet hat, spielt auf seinen Schultern; es kommt vor, daß der Uebelthäter unter

den wuchtigen Schlägen liegen bleibt. Für die Aufspürung von Verbrechern besitzen diese Leute keine Geschicklichkeit; Verbrechen, die mit der größten Brutalität begangen werden, bleiben oft lange ungestraft. In Bezug auf die politischen Vergehen verläßt sich die Regierung mehr auf Verräther als auf die Polizei. Selbst die Gesandten werden belauert und Geffrard ließ sie öfter hören, was sie gesagt hatten, so daß es ihnen leicht wurde zu entdecken, wo die Spione zu suchen waren; sie benutzten dies nun später, um ihn auf diese Art das hören zu lassen, was sie zu seiner Kenntniß bringen wollten, ohne es ihm doch direkt mittheilen zu können. Unter Soulouque war es noch ärger; ein Bettelweib, welches einige Officiere, die vor dem Palast eine Gruppe bildeten, vergebens um ein Almosen angesprochen hatte, fing an laut zu rufen, daß eine Verschwörung gegen den Kaiser gebildet würde; die Officiere beeilten sich, ihr den Mund mit Banknoten zu stopfen und lachend ging sie weg. Die Gefängnisse befinden sich in einem sehr traurigen Zustande, vergebens haben sich selbst die Gesandten bemüht, die Regierung zu veranlassen, Verbesserungen hierbei einzuführen.

Dem blutdürstigen Pöbel zu genügen, wird oft die fürchterlichste Ungerechtigkeit verübt; der Präsident Salnave hatte einmal einen von fünf zum Tode verurtheilten Verbrechern begnadigt, das Volk war hiermit nicht zufrieden und der Präsident ließ einen anderen, dem er erst am Tage vorher Gnade geschenkt, zum Tode führen; bis in die neueste Zeit hat das Volk oft in blutiger Weise seinen Willen geltend gemacht. Daß bei solchen Zuständen die Polizei auch der Bestechung in hohem Maße zugänglich ist, kann weiter keine Verwunderung erregen; wie weit dies aber geht, möge folgende kleine Geschichte zeigen. Ein diebischer Diener hatte Spenser St. John und seinem spanischen Kollegen 18 Dutzend Flaschen Bordeaux gestohlen; die Polizei, deren Hilfe die beiden Herren nachgesucht hatten, brachte nach und nach zwei Dutzend und weitere sieben Flaschen zurück. Einige Tage später sahen die beiden Gesandten einen Herrn aus Haiti zum Frühstück bei sich, der, als er das Etikett: Château Giscours, de Luze Bordeaux sah, lachte und sagte: „Jetzt verstehe ich eine Bemerkung des Ministers des Inneren über den ausgezeichneten Wein, den der englische Gesandte importirt.“ Bei näherer Nachforschung ergab sich folgendes: vier Dutzend Flaschen von dem gestohlenen Wein hatte ein guter Freund des Gesandten gekauft, vierzehn Dutzend hatte die Polizei angehalten und davon elf Dutzend und fünf Flaschen an verschiedene Würdenträger vertheilt!

Die gewöhnliche Sprache des Volkes ist das Kreolische, die Amtssprache das Französische. Ersteres ist verdorbenes Französisch und Afrikanisch, das ein Franzose nicht direkt verstehen kann; übrigens ist es dieselbe Sprache, welche in ganz Westindien gesprochen wird. Bis jetzt kann man von einer eigentlichen Nationallitteratur kaum sprechen, da das Französische noch zu großen Einfluß besitzt; am eigenthümlichsten stellt sich der Volksgeist in den Sprichwörtern dar[1]), die vom Französischen sehr abweichen und vom Volke immerfort im Gespräch angewendet werden. Die gesprochene Sprache ist noch undeutlicher als die geschriebene, da die Neger ihre Sätze sehr verkürzen. Im officiellen Französisch machen sich allerlei ständige Phrasen geltend; eine Probe dieses Stils haben wir oben bereits gegeben. Die Schriftsteller sind größtentheils Mulatten, und einzelne verdienen namentlich als Dichter genannt zu werden, wiewohl sie das überschwängliche Lob, das ihnen Edgar la Selve spendet, sicher nicht verdienen. Im allgemeinen kann man sagen, daß in der Poesie weniger Originelles geboten, als vielmehr französische Dichter, namentlich Lamartine, wiedergegeben werden; die Gedichte besitzen nur ausnahmsweise eine Lokalfärbung, und die Poesie geht ebenso wie das Volk dem Verfall entgegen.

Ehe wir schließen, wollen wir noch ein Wort über die wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes beifügen. Vergebens hat man auf die hohe Bedeutung des Ackerbaues hingewiesen, für den Haiti, wie kein anderes Land geeignet ist; in dem Flachlande findet man noch große Landgüter; im Gebirge ist der Grundbesitz sehr zersplittert; die Staatsdomänen sollten 1877 verkauft oder für neun Jahre verpachtet werden; in genanntem Jahre waren 230 000 Acker Staatsländereien (für durchschnittlich 2 Schilling) verpachtet. Der Kaffee gehört mit zu den wichtigsten Produkten; er ist sehr gut, wird aber nicht sorgfältig genug behandelt; seit 1824 ist der Ertrag etwa stationär geblieben, erreicht aber den Ertrag von 1789 kaum zu fünf Achtel; größtentheils verrichten die Frauen die Arbeit. Zuckerrohr wird immer noch viel und unter günstigen Vorbedingungen gepflanzt; man bedient sich einfacher Maschinen, da wenige Haitier, welche Kapital besitzen, geneigt sind, dasselbe in industriellen Unternehmungen anzulegen. Während des Krieges in den Vereinigten Staaten hat man die Baumwollenkultur zu entwickeln gesucht, was jedoch durch die unzweckmäßige Ausführung der genommenen Maßregeln nicht erreicht wurde. Die ganze Ausfuhr betrug 1790 11 Millionen Pfd. St., seit der Unabhängigkeitserklärung höchstens 2,3 Millionen Pfd. St.

Das Einkommen der Republik ist großentheils (wie bei den meisten amerikanischen Republiken) ein Erträgniß der Zölle; die Finanzen waren durch die im Jahre 1825 an die französischen Kolonisten bewilligte Entschädigung von 6 Millionen Pfd. St. in einen sehr schlechten Zustand gekommen; seitdem hat man hier und da den Versuch gemacht, Verbesserung in diesen Zustand zu bringen. Das haitische Papiergeld hat im Laufe der Zeit sehr verschiedene Werthe gehabt; 1863 stand es zum Silber wie $12\frac{1}{2}:1$, 1865 wie 17 : 1; das Papier, welches die Regierung Salnave's ausgegeben hat, wurde im Verhältniß von 1 Dollar Silber gegen 6500 Papierdollar eingewechselt!

Wir nehmen hier Abschied von Haiti und dem Buche Spenser St. John's, dessen Lectüre wir, trotzdem wir von ihm (mit Ausnahme des Geschichtlichen) eine vollständige Uebersicht zu geben versucht haben, der sehr vielen interessanten Details wegen nicht genug empfehlen können. Erwähnen wollen wir noch, daß ein Eingeborener von Haiti, Dr. Janvier, in zwei in französischer Sprache geschriebenen Werken[1]) ein viel günstigeres Bild von seinem Vaterlande zu entwerfen sucht. Das französische Publikum, sagt er, kennt nur die Regierung des Kaisers Soulouque, den man aus Haß gegen einen anderen Kaiser lächerlich zu machen gesucht hat. In geistiger Beziehung nennt er Haiti eine französische Kolonie, die mehrere ausgezeichnete französische Dichter hervorgebracht hat. Die Regierung des Generals Salomon (der beiläufig gesagt eine Vollblutfranzösin zur Frau hat) sucht in jeder Beziehung das Gute zu fördern. Er muß jedoch zugeben, daß die Revolte von 1883 „wie alle Bürgerkriege durch bedauernswerthe Excesse sich auszeichnete“. Ueber Kannibalismus und Vaudouxdienst schweigt er.

[1]) Recueil de Proverbes Creoles. Port au Prince 1877.

[1]) La république d'Haïti et ses Visiteurs (1882) und Les affaires d'Haïti (1885).

Ein neuer Handelsweg nach Sibirien.

Die „Oestliche Rundschau“ („Vostotschnoje Obosrenije“) des laufenden Jahres veröffentlicht in der Nr. 1 und 8 zwei Briefe, welche A. Sibiriakow an die Redaction gerichtet. Der erste lautet:

In Hinsicht auf die verschiedenen Gerüchte über meine mit dem Dampfschiff „Nordenskiöld“ im Sommer des Jahres 1884 nach Sibirien ausgeführte Reise habe ich die Ehre, Folgendes mitzutheilen: Nachdem ich das Dampfschiff „Nordenskiöld“ an der Mündung der Petschora nahe der Barre nach Archangel[1]) abgefertigt hatte, bestieg ich den Dampfer „Ob“ und fuhr mit demselben die Petschora stromaufwärts. Ich bemerke dabei, daß die Mündungsbarre der Petschora durch keinerlei Marke gekennzeichnet ist; deshalb ist das Passiren derselben auch für kleinere Fahrzeuge schwierig: wenn ein dem „Ob“ voranfahrendes Boot nicht immerfort uns den Weg gewiesen hätte, so hätten wir leicht auf eine Sandbank gerathen können. Trotzdem alle Waaren ausgeladen waren, konnten wir nicht einmal bis Ust-Tsylma gelangen, nicht weil zu wenig Wasser im Flusse war, sondern wegen der vielen Sandbänke, welche nicht bezeichnet sind. Am 30. August gerieth das Schiff 20 Werst vor Ust-Tsylma auf eine Sandbank, wurde aber bereits nach einigen Stunden flott; ich ließ daher den „Ob“ nach Chabaricha, 40 Werst unterhalb Ust-Tsylma, ins Winterlager gehen, ich selbst aber bestieg ein Boot und langte mit demselben am 8. September im Dorfe Oranetz (etwas südlich vom 65. Breitengrade) an. Von dort reiste ich am 15. September auf Renthieren zum Ural. Am anderen Tage traf ich in der Nähe des Berges Sabljä Herrn Nossilow und reiste mit ihm gemeinschaftlich über den Ural. Der Winterweg über den Paß von Schtschekurinsk ist bereits von Herrn Nossilow im zweiten Hefte der „Nachrichten der K. Russ. Geogr. Ges. 1884“ beschrieben worden; der Sommerweg unterscheidet sich wenig davon. Er geht von Oranetz über eine sumpfige Ebene bis zum Berge Sabljä (mehr als 40 Werst), dann wendet er sich zum Flusse Patek (etwa 20 Werst) und folgt diesem bis zu seinem Ursprunge aus einem kleinen, etwa eine Werst langen See. Dieser See — eigentlich sind es zwei durch ein Flüßchen vereinigte Seen — liegt gerade auf der Wasserscheide. Nachdem eine abschüssige Höhe, welche die Wasserscheide der beiden Stromgebiete des Ob und der Petschora darstellt, und von welcher aus sowohl der See, als auch der Fluß Schtschekurja sichtbar sind, passirt ist, senkt sich der Weg zu letzterem, welcher vom Fuße des Berges herkommt, und folgt demselben bis zu der sog. Ostjäkenstraße, welche gut ausgehauen und so bequem ist, daß ich das nächste Mal die Reise mit Pferden zu machen beabsichtige. Die Ostjäkenstraße führt zum Ursprunge des Flüßchens Poljä, einem Nebenflusse der Schtschekurja und folgt demselben bis zum Hause des Herrn Schischkin, welcher einst an der Poljä eine Goldwäscherei hatte. Das Haus liegt 25 bis 28 Werst von dem Dorfe Schtschekurinsk, von wo ab der Sommerweg mit dem Winterwege zusammenfällt. Der Weg verläßt die Poljä und kommt auf eine sumpfige Ebene heraus, 15 bis 17 Werst vom Dorfe. Im Winter sind die Sümpfe bequem passirbar, im Sommer aber sehr schwierig; es ist daher besser vom Hause Schischkins einen anderen Weg einzuschlagen, nämlich dem Flüßchen Poljä bis zur Einmündung in den Fluß Schtschekurja nahe am Dorfe zu folgen; hier soll auch eine durchgehauene Ostjäkenstraße existiren. Im Dorfe Schtschekurinsk traf ich am 27. September ein, also 12 Tage, nachdem ich Oranetz verlassen, doch hatte ich davon drei Tage unterwegs ausgeruht. An demselben Tage fuhr ich dann auf einem Boote zu den Syrjänschen Jurten und weiter nach Beresow am Ob, das ich am 1. Oktober erreichte; am 18. Oktober war ich in Tobolsk. Was die Dampfschiffverbindung auf der Petschora einerseits und auf der Sygwa und Sosswa andererseits betrifft, so giebt es auf der Petschora bis Oranetz für flachgehende Dampfboote keine Hindernisse; es befahren bereits 3 Dampfer die Petschora vom Hafen Jakschi, 600 Werst oberhalb Oranetz bis zur Mündung. Die Sosswa und Sygwa sind beide durchaus schiffbar, meine Waaren sind in diesem Sommer auf einem Dampfboote aus Tobolsk dahin befördert worden. — Ich bin der Ansicht, daß der Uralpaß von Schtschekurinsk, welcher nur 170 Werst lang ist und der Anlage einer Sommerstraße keinerlei Schwierigkeit bereitet, für den Waarentransport zwischen Sibirien und Europa von großer Bedeutung werden kann: Waaren, welche zur See in die Mündung der Petschora geschafft werden, können noch in derselben Navigationsperiode Sibirien erreichen.

Was die Seefahrt bis zur Petschoramündung betrifft, so ist ganz unzweifelhaft der Weg in jedem Sommer frei; sogar in diesem Jahre 1884, wo eine so große Eismasse sich am Südufer des Murmanischen Meeres angehäuft hatte, war der Zugang zur Petschora frei, man muß nur von der Insel Kolgujew soviel als möglich zum Petschorabusen halten. Ein unerfahrener Kapitän könnte leicht vor den im Busen herumschwimmenden oder auf den Sandbänken lagernden Eismassen zurückschrecken; doch sind die Eismassen sehr zerstreut und bieten der Fahrt so freien Spielraum, daß sie als völlig unschädlich gelten können.

Der zweite Brief lautet:

Der während der vorigen Navigationsperiode (1884) glücklich gelungene Waarentransport durch die Petschoramündung nach Archangel hat in mir die Idee auftauchen lassen, eine Handelsverbindung zwischen Europa und Sibirien ausschließlich durch die Petschora einzurichten. Die Möglichkeit derselben erkenne ich an, ebenso den großen Nutzen derselben insbesondere für die Bewohner des Petschoralandes, weil an jene Verbindung sich die Einrichtung eines bequemen Landweges über den Ural schließt und damit ein großer Theil an solchen Vorräthen aus Sibirien herbeigeschafft werden kann, welche jetzt von der Kama aus zur Petschora gelangen — — trotzdem bleibe ich bei meiner Ueberzeugung, welche ich so oft ausgesprochen, daß eine directe Seefahrt durch das Karische Meer nach Sibirien möglich sei. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß das Karische Meer zu einer bestimmten Zeit des Jahres schiffbar ist, leider aber nur unter gewissen Bedingungen, welche bis jetzt noch zu wenig erforscht sind.

Eine nicht geringe Bedeutung hat bei der direkten Seeverbindung mit Sibirien die Errichtung von Stationen,

[1]) Das Schiff ist am 28. August daselbst eingetroffen.

in welchen das Dampfschiff in besonderen Fällen überwintern kann, oder wo es wenigstens die Möglichkeit hat, abzuwarten, bis die Eismassen unter dem Einflusse der Strömungen, der Winde und des Schmelzens eine solche Gruppirung annehmen, daß sie dem Schiffe eine freie Fahrt durchs Meer lassen. Solche Stationen wären etwa zu errichten am Jugorski Schar für die von Europa nach Sibirien gehenden Schiffe, und an der Westseite der Halbinsel Jalmal für die in umgekehrter Richtung gehenden Fahrzeuge. In Hinsicht der erstgenannten Station ist der Ljämtschinbusen schon längst als ein günstiger Ankerplatz für Schiffe bekannt; an der Westseite der Halbinsel Jalmal dagegen ist bis jetzt noch kein geeigneter Hafen entdeckt, während doch früher, wie Professor Nordenskiöld mittheilt, hier ein bequemer unter dem Namen Port Nassau bekannter Hafen existirt haben soll; doch weiß man heute nicht, wo Port Nassau lag.

Wenn man an jenen Stationen Kohlenvorräthe anlegte, Lebensmittel aufhäufte, wenn man Gebäude daselbst errichtete, so würden die Stationen nicht nur einen sehr guten Zufluchtsort für die Schiffe abgeben, sondern auch zu Winterquartieren dienen können; damit würden die Bedingungen der direkten Seeverbindung mit Sibirien unzweifelhaft sich bessern und die Fahrten würden nicht so gewagt erscheinen, wie heute.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Vor einiger Zeit verlautete, daß auf Anregung der Gesellschaft zur Unterstützung des russischen Handels in den Ministerien der Marine und der Finanzen aufs Neue die Frage aufgeworfen sei, ob es nicht zeitgemäß, eine gelehrte Expedition zur Untersuchung der Ob-Mündung und des Ob-Busens auszurüsten. Die Geschichte dieser für den sibirischen Handel wichtigen Angelegenheit ist in Kürze folgende: Der russische Kaufmann M. K. Sidorow setzte im Jahre 1869 eine Prämie von 2000 Pfd. St. demjenigen Schiffe aus, welches vom Eismeere aus die Mündung des Ob und des Jenissei erreichen würde. Der englische Kapitän Wiggins fuhr im Jahre 1874 mit seinem Dampfer „Diana" bis zur Ob-Bucht und zur Weißen Insel (Belij ostrow), wagte aber nicht in die Ob-Bucht hinein zu schiffen. Wiggins lieferte nach seiner Rückkehr eine Beschreibung seiner Reise und zeichnete eine Karte. Hierdurch wurde es dem Professor Nordenskiöld möglich, mit einem Segelschoner „Pröven" aus dem Karischen Meere in den Jenissei hineinzufahren. So war im Jahre 1875 der direkte Weg von Europa nach der Ob-Bucht und zur Jenissei-Mündung entdeckt. Allein der Weg war äußerst gefährlich. Im Jahre 1880 wurde eine Summe von 63 820 Rubel angewiesen, um die Ob-Mündung hydrographisch zu untersuchen. Die unter dem Befehl des Obrist im Steuermannkorps Moissejew stehende Expedition hatte wenig Erfolg. An der Expedition hatte die sibirische Kaufmannschaft sehr regen Antheil genommen. Man hegte nun den Wunsch, im Frühjahre 1885 eine neue Expedition, deren Unkosten etwa 60 000 Rubel betragen sollten, vorzubereiten, die sibirischen Kaufleute sollten zur Ausrüstung der Expedition beisteuern. Dieselben erklärten sich bereit, die Organisation der Expedition zu fördern, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß sich die sichere Ueberzeugung gewinnen ließe, es sei das Karische Meer thatsächlich zu einer bestimmten Zeit des Jahres schiffbar und zugänglich. Die Fahrt des „Pröven" unter Nordenskiöld hatte sie von der Schiffbarkeit des Karischen Meeres nicht vollständig überzeugt. Dazu kommt, daß Baron Knop, Chef eines großen Handelshauses in St. Petersburg, erklärt hat, daß er von einem Seehandel mit Sibirien durch das Karische Meer abstehe und sein Komptoir in Jenisseisk schließen werde. Eine genaue Untersuchung der Mündungen der Flüsse Ob-Jenissei, sowie der dazu gehörigen Meerbusen, ist freilich unbedingt nothwendig. Die Untersuchungen hätten zu beginnen mit der Errichtung beständiger meteorologischer Stationen auf der Insel Waigatsch, am nordöstlichen Ende der Matotschkin Schar und am Südende von Nowaja-Zemlja, auf der Insel Beloje an der Einfahrt in den Ob-Busen und am Ende des Jenissei-Busens bei Monastyrskoje. Vor allem müßten genaue Beobachtungen über die Bewegungen des Eises im Karischen Meere angestellt werden[1]. (Nowosti.)

— In der Decembersitzung der ethnographischen Sektion der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg machte D. L. Iwanow einige Mittheilungen über die Alterthümer im Turkestaner Gebiet. Besonders interessant sind die Ruinen „Achyr-tasch" (d. i. steinerne Krippe), welche 40 Werst (Kilom.) östlich von der Stadt Aulieata am Nordabhange des Alexandrow-Gebirges liegen. Es werden diese Ruinen bereits 1224 in den Aufzeichnungen des Mönches Tschan-Tschun erwähnt, auch Lerch berichtet in Kürze über dieselben; er meint, daß es die Ruinen eines alten buddhistischen Klosters seien. Iwanow zweifelt an dem buddhistischen Ursprunge dieses großartigen Tempels, weil sich an demselben Zeichen des maurischen Stils finden und weil die Tradition der dort lebenden Kirgisen von alten mächtigen Helden eines Kaiserhauses erzählt, welche Half oder Chalf geheißen und jene Bauwerke errichtet hätten. Jener Name weist eher auf die Zeit der Chalifen. Nach historischen Zeugnissen dürften die Ruinen einem Bauwerke aus der Zeit des 8. bis 12. Jahrhunderts angehören. Iwanow erläuterte seinen Vortrag durch Skizzen und Zeichnungen der Ruinen. — Am Nordufer des Issyk-Kul-Sees fand Iwanow zwei steinerne Baben aus Granit und einen sehr interessanten mohammedanischen Begräbnißplatz mit einigen zehn kufischen Grabinschriften. Eine Inschrift gehört in das 14. Jahrhundert. — Ein größeres Interesse nehmen reihenweise gestellte Hügel am Flusse Kurmeuta in Anspruch; je weiter entfernt vom Flusse, um so niedriger sind die Hügel. Ferner meldete Iwanow von einer großen Steinkiste (Tasch-Achyr) bei der Stadt Usgent, an welche sich der Name Ali knüpft, von Höhlen (in einer wurden Kalmückentempel gefunden) und von Münzen mit mohammedanischen Inschriften, welche bei Taschkent in künstlich aufgeworfenen Hügeln gefunden sind. — („Oestliche Rundschau" 1884, Nr. 50.)

— Die 1870 durch die Bemühungen des Herrn Charles Netter gegründete jüdische Ackerbauschule in Jaffa befindet sich nach Mittheilungen in der Jubiläumsschrift der Alliance israélite universelle im besten Gedeihen. Nach dem Berichte des Herrn Veneziani, welcher sie 1883

[1] Die Gesellschaft zur Unterstützung des russischen Handels gedenkt die Summe von 30 000 Rubeln (60 000 Mark) beim Ministerium der Finanzen zu der beregten Ob-Expedition zu erbitten.

visitirte, sind die Gebäude in gutem Zustande; man hat drei Wasserhebemaschinen (Norias) mit den zugehörigen Wässerungsbassins angelegt und trifft eben die Vorbereitungen zum Bohren eines artesischen Brunnens; es werden etwa 20 Stück Rindvieh, 150 Schafe, sowie die nöthigen Pferde und Maulthiere gehalten. Die Orangengärten gestatteten 1883 den Verkauf von 150000 Stück Orangen; die Cedratbäumchen, welche die Esrogim liefern, versprechen für die nächsten Jahre schöne Erträge. Auch der Weinstock gedeiht ausgezeichnet und liefert einen guten weißen Wein, für dessen Aufbewahrung ein geräumiger Felsenkeller errichtet ist. Die Zahl der Schüler beträgt 30 bis 33, welche zu Gärtnern, aber auch zu Handwerkern ausgebildet werden. Einen ganz besonderen Aufschwung hat die Baumschule genommen, welche jetzt schon ganz Syrien mit Bäumchen versorgt. Die ganze Anlage, deren Kosten zum weitaus größeren Theile Herr S. H. Goldschmidt bestritten hat, hat eine Oberfläche von 240 ha, von der allerdings gegenwärtig erst ein kleiner Theil angebaut ist.

— Der Gouverneur von Cochinchina hat dem kolonialen Rathe eine auf das Jahr 1884 bezügliche Mittheilung über die Finanzlage der Kolonie gemacht, welche beweist, daß dieselbe sich in einem besseren Zustande befindet, als je vorher der Fall war. Man berechnet die Einnahmen wie folgt: Pachten: Opium 179547 Dollars; Alkohol (Reis) 97633 Dollars; Reisausfuhrzoll: 442780 Dollars. Allgemeine Einnahmen (Steuern) 754511 Dollars. Die Gesammteinnahmen wurden auf 1097000 Dollar geschätzt. Der Reservefonds, der am Ende des vorigen Dienstjahres 429200 Dollars betrug, beläuft sich jetzt auf 897517 Dollars und wird vermuthlich bis zum 30. Juni 1885 sich auf zwei Millionen belaufen. Hinzugerechnet müssen noch werden: 1000000 Dollars, die an Kambodscha vorgeschossen, und 60000 Dollars, die ausgegeben wurden, um die Regie in dem Königreiche einzuführen. 578817 Dollars müssen noch durch Annam für die an Spanien bezahlte Entschädigung zurückerstattet werden.

Afrika.

— Dr. Aurel Schulz, der Sohn eines deutschen Ansiedlers in Natal, ist von einer interessanten Reise im Inneren von Südafrika nach der Küste zurückgekehrt. Er ging von Pandamatenka (etwas südlich von den Victoriafällen des Zambesi) 410 engl. Meilen den Tschobe-Fluß aufwärts, wo er am Einflusse des Liana durch bewaffneten Widerstand der Eingeborenen gezwungen wurde, westwärts zum Cubango zu ziehen. Nach 17tägigem Marsche durch Sandwüsten erreichte er denselben, wurde aber dort ausgeraubt und mußte nach dem Ngami-See umkehren, wo er beinahe von den argwöhnischen westlichen Bamangwato ermordet worden wäre. Dann kehrte er durch das Land der östlichen Bamangwato und Transvaal nach Natal zurück. Von besonderem Werthe ist bei dieser Reise, daß die bisher nie besuchten Mittelläufe des Tschobe und Cubango erforscht worden sind.

Australien.

— Der Reisende Miklucho-Maclay hat an die Kaiserl. Geogr. Gesellschaft in St. Petersburg über seine nächsten Pläne und Arbeiten berichtet. Diesem in der „Nowosti" (1884, Nr. 336) abgedruckten Briefe, welcher aus „Wyoming" Snails Bai bei Sydney, 28. September n. St. 1884 datirt ist, entnehmen wir Folgendes: Ich beabsichtige meinen Reisebericht in zwei ungleiche Theile zu zerlegen. Der erste Theil wird umfassen: erstens eine Darlegung der für jede einzelne Reise gestellten Aufgaben, zweitens eine ausführliche Schilderung der Reiseerlebnisse selbst, drittens eine Auseinandersetzung der wissenschaftlichen Resultate jeder einzelnen Reise. Der zweite Theil wird nur wissenschaftliche Ergänzungen zur Anthropologie, Ethnologie, Zoologie und vergleichende Anatomie sowie Meteorologie umfassen. — Seit meiner im Juni 1883 nach Sydney erfolgten Rückkehr bin ich, neben dem allgemeinen Ordnen meiner Tagebücher und Notizen, vor allem mit der Bearbeitung meiner zoologischen Sammlungen aus Neu-Guinea beschäftigt; dabei sind mir das Australische Museum und das Maclay-Museum in Sydney, welche ein sehr reiches Material enthalten, zum Vergleich von sehr großem Nutzen. In Betreff der Anthropologie setze ich meine Studien über die vergleichende Rassen-Anatomie des menschlichen Gehirns fort; dazu dienen mir die Hirne, welche ich bereits seit 1873 von Australiern, Papuas, Polynesiern, Malaien sammelte. — Der Ort, wo ich meinen anatomischen Arbeiten nachgehe, ist die biologische Station in Watson-Bai, welche leider mehr als eine Stunde Weges von meiner Wohnung entfernt liegt. — Sobald ich mit meinen zoologischen Arbeiten, mit der Anatomie des Gehirns und mit der Anfertigung von Abbildungen fertig bin, gedenke ich meine kraniologische Sammlung eingehend zu studiren und eine Beschreibung der besonders interessanten Exemplare des Sydney-Museums vorzunehmen. Nach meiner Rückkehr in die Heimath wird meine Hauptarbeit sein, mein Manuskript druckfertig zu machen.

Nordamerika.

— Die Erforschung von Alaska soll auch im Jahre 1885 eifrig fortgeführt werden. Nach einer Mittheilung in „Science" ist eine Expedition, deren Leitung wahrscheinlich der durch die Beobachtungen am Point Barrow bekannte Lieutenant Ray übernehmen wird, bestimmt, die noch ganz unbekannte Region zwischen Cooks Inlet und der Wasserscheide des Tanonah zu erforschen; es ist noch nicht entschieden, ob die Expedition in einer Dampfschaluppe den Jukon hinauf oder von Cooks Inlet aus und den Jukon hinabgehen soll. — Eine zweite Expedition unter Lieutenant Allen ist bereits Ende Januar nach dem Copper River oder Atna aufgebrochen. Hier mußte im vorigen Jahre Lieutenant Abercrombie umkehren, weil die Eingeborenen sich weigerten, ihm bei Ueberschreitung eines Gletschers, welcher den Fluß etwa 60 Miles vom Meere verstopft, zu helfen. Allen nimmt Indianer von Sitka aus mit und hofft von dem oberen Atna aus einen Zufluß des Jukon zu erreichen und diesen hinabzufahren; die Expedition ist auf zwei Jahre verproviantirt. — Endlich wird Lieutenant Stoney seine Forschungen am Kowak fortsetzen, bis zu der Quelle vordringen, nöthigenfalls überwintern und die Wasserscheide nach dem Colville zu überschreiten versuchen, um über Point Barrow zurückzukehren. Seine Expedition soll aus 16 Personen bestehen. Ko.

— Eine Forschungsexpedition soll nach dem Frances-Lake in Britisch-Columbia abgehen, um zu untersuchen, ob er wirklich zwei Ausflüsse nach verschiedenen Richtungen hat. Der erste Entdecker, R. Campbell, erreichte ihn vom Liard-River aus und damals floß die Hauptmasse des Wassers durch diesen dem Mackenzie zu; Campbell fand aber auch eine Verbindung mit dem Pelly River, also dem Yukon-Gebiet; sie fungirte damals nur bei Hochwasser, aber nach Berichten der Internationalen Telegraphen-Expedition soll es nun umgekehrt sein und der Ausfluß nach dem Liard für gewöhnlich trocken liegen. Eine genaue Untersuchung dieses merkwürdigen Verhältnisses wäre allerdings sehr interessant. („Science.")

— Ueber die Aufständischen in Britisch-Nordamerika geben die „Times" folgende Aufklärung. Als im Jahre 1870 die Hudsonsbai-Compagnie das Nordwest-Territorium an die Regierung der Dominion abtrat, zählte die eingeborene weiße Bevölkerung jener Gegend nahe an

10 000 Seelen. Diese werden gewöhnlich „Mischlinge“ (half-breeds) genannt, auch wenn sie gar kein oder nur wenig indianisches Blut in ihren Adern haben, so daß die Bezeichnung derjenigen der Creolen in Spanisch-Amerika analog ist. Von diesen 10 000 sind etwa 47 Procent Protestanten und 53 Procent Katholiken; erstere entsprechen ungefähr den Nachkommen jener Schotten, welche die Selkirk-Niederlassung bildeten, letztere den Abkömmlingen der französisch-kanadischen Voyageurs. Der jetzige Aufstand beschränkt sich auf letztere, also ein Element der Bevölkerung von Manitoba und dem Nordwesten, welches gegenwärtig nicht mehr als 6000 Köpfe zählen kann. Allerdings hat die Empörung neuerdings durch den Anschluß vieler Indianer an Ausdehnung gewonnen.

— Die Guanolager der Bahama-Inseln. In den Proceedings der Bostoner Society of Natural History berichtet Mr. Sharples über seinen Besuch auf den sogenannten Caicos behufs Untersuchung der dortigen Guanolager. Von Turks Island aus, das durch seine Lage an der einzigen weniger gefährlichen Passage durch das Bahama-Riff wichtig ist, dessen Bewohner aber nach dem furchtbaren Hurrican, welcher vor einigen Jahren die Kokospalmen der Insel verwüstete, nun ausschließlich auf die Salzgewinnung und die Plünderung der zahlreichen Wracks angewiesen sind, fuhr er in einem kleinen Schoner nach Breezy Point, einer 20 Miles entfernten Insel, welche prachtvoll entwickelte Korallenphänomene zeigt. Ein Strandriff zieht der Küste entlang; dahinter gestattet ein Kanal für kleinere Fahrzeuge sichere Fahrt; an die Lagune stößt eine Dünenreihe mit Sabal palmetto bewachsen, der Rest der Insel ist flach bis auf einen niederen Hügelzug von höchstens 150 Fuß Höhe, den man Flamingo Hills nennt, weil in einem Teiche an seinem Fuße der Flamingo sich häufig aufhält. In dieser Kette liegen die Guanohöhlen. Sie sind offenbar vom Meere ausgewaschen; heute liegen sie freilich eine halbe Meile davon. Doch hat offenbar keine starke Hebung stattgefunden, vielmehr ist durch angeschwemmtes Land dem Wasser der Zugang gesperrt worden; man sieht deutliche Fluthmarken und in einer der größten Höhlen sind Ebbe und Fluth noch zu spüren, obschon ihr Wasser nicht nachweisbar mit dem Meere zusammenhängt. Die Decke aus solidem Kalkstein ist meist nur wenige Fuß dick, die Wurzeln der Feigenbäume sind vielfach hindurchgedrungen und nur durch die von diesen gesprengten Löcher kann man, da die ursprünglichen Eingänge verschüttet sind, hineingelangen. Tropfsteinbildungen sind sehr spärlich. Man muß an den Wurzeln hinabklettern; trotzdem zeigen einzelne Kammern, daß sie früher bewohnt waren; die Wände sind von Rauch geschwärzt, hier und da gewahrt man rohe Zeichnenversuche. Der Boden ist überall mit einer feinen röthlichen Erde bedeckt, bald nur ein paar Zoll hoch, bald bis fast zur Decke, sie ist ein Gemisch von schwefelsaurem Kalk und phosphorsaurem Kalk mit Chloralkalien und etwas organischen Substanzen, in gewöhnlichem Zustande auch mit 30 bis 40 Proc. Wasser. Die Entstehung der Ablagerung ist sehr schwer zu erklären. Vögel und Fledermäuse können nicht in Betracht kommen; letztere finden sich zwar einzeln in der Höhle, aber die Guanolager enthalten durchaus keine Insektenreste. Hier sind überhaupt erkennbare Organismenreste selten, aber auf einer benachbarten Insel finden sich häufig Knochenfragmente und besonders Wirbel von Fischen darin. Auch Herr Sharples löst das Räthsel nicht; seine Erklärung, die Lager seien „ganz einfach fossiler Guano, aus welchem durch Einwirkung von Luft und Feuchtigkeit aller Ammoniakgehalt verschwunden sei“, wirft auf die Bildung durchaus kein Licht. Vielleicht kommt Dr. Liebig der Wahrheit am nächsten mit der Annahme, daß der Bahamaguano ausschließlich aus organischen, vom Meere ausgeworfenen Substanzen entstanden sei, die durch unendliche Zeiträume in diesen Höhlen zusammengeschwemmt wurden. Die größte Höhle ist noch mit Meerwasser erfüllt; ihren Guanoinhalt schätzt man auf etwa 300 000 Tonnen. Neuerdings sind noch verschiedene Höhlen entdeckt worden, und manche mögen noch unbekannt sein, da das Gebiet, in welchem sie liegen, mit Kaktus, Euphorbien und dornigen Sträuchern so dicht bewachsen ist, daß man nur mit dem Jagdmesser hineindringen kann. Die Entdeckung erfolgte erst vor ein paar Jahren durch einen Mr. Reynolds, welcher die Insel von der Regierung in Jamaika als Weidegrund gepachtet hat und auch die ersten Proben der Phosphoriterde — denn Guano kann man sie ja doch eigentlich nicht nennen — nach Boston brachte.

Südamerika.

— Die Expedition, welche die argentinische Regierung unter dem Major Feilberg zur Untersuchung des Rio Pilcomayo im vorigen Jahre auf zwei kleinen Dampfern und zwei Schuten ausgesandt hatte (vergl. „Globus“, Bd. 46, S. 160) ist zu Anfang Januar wieder in Asuncion eingetroffen. Sie ist den Strom etwa 80 Lieues hinaufgefahren; doch liegt ihr fernster Punkt wegen der vielen Flußkrümmungen in der Luftlinie nur etwa 45 Lieues vom Ausgangspunkte entfernt. Die erste Hälfte der Fahrt ging bequem von statten, dann wurde sie durch viele Baumstämme erschwert und schließlich durch Stromschnellen unmöglich gemacht. Etwa 60 Lieues von der Mündung des Pilcomayo ergießt sich in denselben von WNW her ein bisher unbekannter Zufluß, der bedeutender als der Pilcomayo selbst zu sein scheint, aber durch zahllose Baumstämme versperrt wird. Als Verkehrswege zwischen Paraguay und Bolivia können also beide nicht dienen. Dagegen sind beide Ufer des 70 bis 90 m breiten Rio Pilcomayo reich an großen Wäldern und fruchtbaren Weidestrecken, deren Ausbeutung sich verlohnen dürfte.

Vermischtes.

— Die 9. Lieferung von Hölzel's Geographischen Charakterbildern enthält drei sehr gelungene Ansichten von Hafenstädten und Buchten, nämlich von den Bocche di Cattaro, Hammerfest und der Capstadt, unter denen wohl letzterer der Preis gebührt. Alle drei sind von einem sehr geschickt gewählten Standpunkte aus aufgenommen und geben den landschaftlichen Charakter des betreffenden Erdenflecks vorzüglich wieder: das erste Blatt die Karstnatur und vielfach zerschnittene Ostküste des Adriatischen Meeres; das zweite die Hochplateau-Bildung Norwegens mit ihren Schneefeldern und Mooren und die unendlich mannigfaltige Küste mit dem vorgelagerten Skjärgaard und den tief eindringenden Fjorden; das letzte endlich den majestätischen Tafelberg und die Stadt und Bucht zu seinen Füßen, ein Bild von großem landschaftlichem Reize und von einer besonders zarten, duftigen Ausführung. Als Anschauungsmittel verdienen diese neuesten Blätter entschieden warme Empfehlung.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVII. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

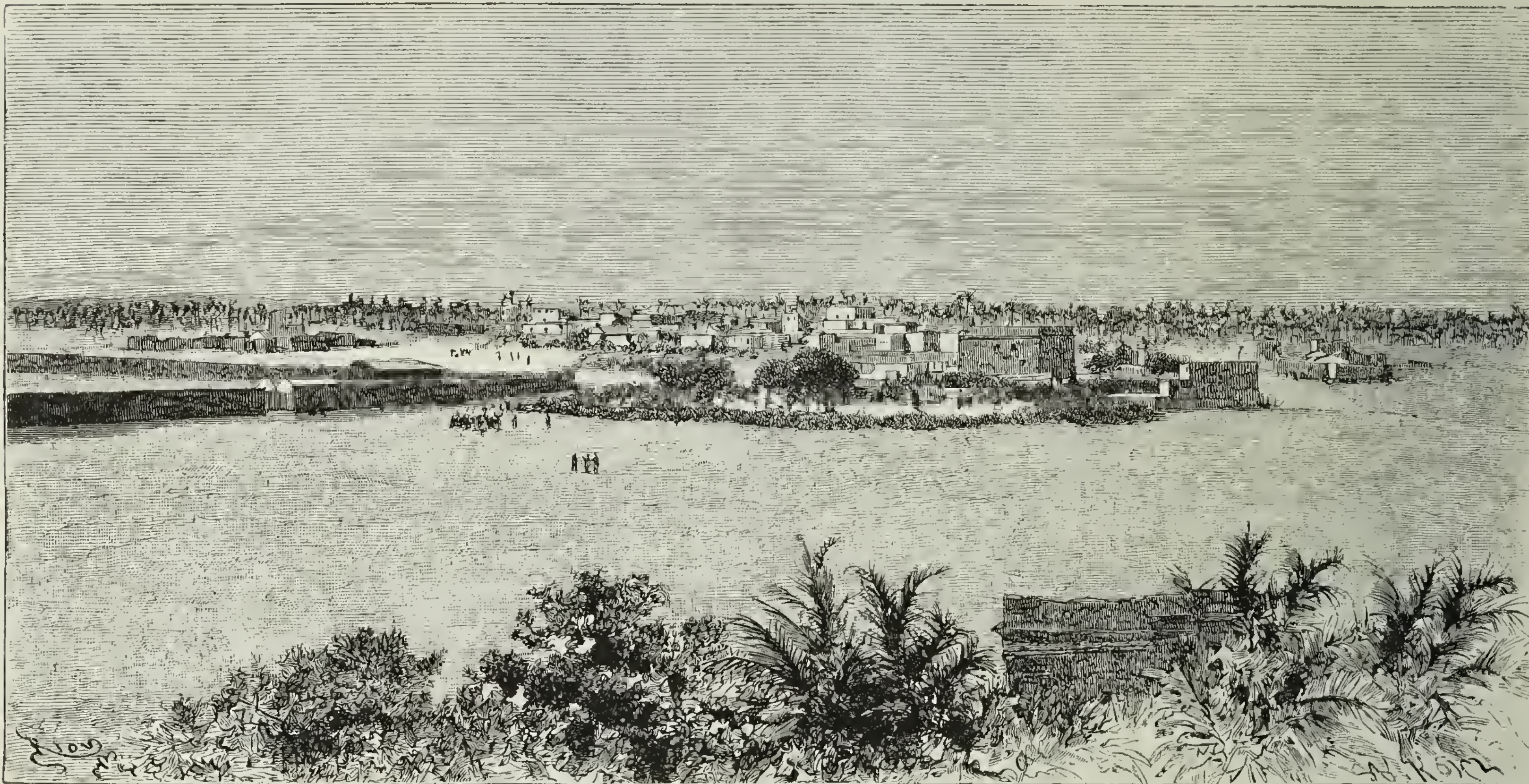
I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Als Révoil im Jahre 1882 sich zu einer zweiten Reise nach dem Somali-Lande rüstete, veranlaßte ihn die Erinnerung an seine traurige und leidenvolle Einsamkeit während seiner ersten Expedition 1877, sich nach einem europäischen Gefährten umzusehen, dessen Begleitung Eingeborene niemals zu ersetzen vermögen. Er wählte dazu einen braven Fischer aus Cassis im Departement Bouches-du-Rhône, Namens Julian Teissère, dessen Muth und Thatkraft er kennen gelernt hatte. Mit diesem schiffte er sich in Marseille auf dem „Peï-Ho" nach Aden ein und hatte das Glück, unter seinen Reisegenossen den bekannten Kaufmann Henri Greffulhe zu treffen, der schon länger als 17 Jahre in Zanzibar ansässig war und mit dem Sultan Saïd Bargasch auf freundschaftlichem Fuße stand; dessen Kredit und Einfluß mußten Révoil's Plänen entschieden zu Statten kommen. Als der „Peï-Ho" nach zwölftägiger Fahrt in Aden den Anschluß an das englische, nach Zanzibar gehende Schiff verfehlte, und dem Reisenden ein dreiwöchentliches Verweilen daselbst in Aussicht stand, war ihm dies mit Rücksicht auf den angenehmen Aufenthalt im gastfreundlichen Hause des Herrn C. Tian und auf eine geplante Reise nach der Stadt Lahedsch nicht ganz unangenehm; aber Greffulhe, dessen Anwesenheit in Zanzibar dringend nothwendig war, telegraphirte an den Sultan von Zanzibar, der alsbald antwortete, daß in spätestens 10 Tagen einer seiner Dampfer ihn von Aden abholen werde. So mußte freilich der größere Ausflug unterbleiben, doch blieb Zeit genug zu einem Besuche des nahen Dorfes Scheich Othman, wo sie in dem ihnen zur Verfügung gestellten Landhause des reichen Arabers Hassan Ali Schatten und Kühlung suchten. Scheich Othman ist der gewöhnliche Sammelplatz der Nimrode von Aden, welche stundenlang bei einer Temperatur von 45° und einer bleiernen Sonnengluth einem unglücklichen Hasen oder einer Gazelle nachjagen, ein Vergnügen, auf welches Révoil gern verzichtete. Weit interessanter erschien es ihm, die langen Karawanen zu mustern, welche täglich hier vorbeikommen, um den Markt von Aden mit Holz, Gras und Wasser zu versehen. Man wird sich schwerlich ein wunderbareres Durcheinander von Typen und Farben vorstellen können, als in diesen Zügen, in welchen Männer und Weiber, ebenso sonderbar wie verschiedenartig gekleidet, langsam ihren feierlich und gemessen daherschreitenden Kameelen folgen. Mitunter sammeln sich diese Karawanen von Tagesanbruch an vor den Thoren der Stadt zu einem kompakten Haufen, um sich bald darauf durch die geöffnete Pforte in das moderne Babel — dieser Name paßt recht eigentlich für diese englische Festung mit ihrer bunt gemischten Bevölkerung — zu ergießen.

Früher war Scheich Othman nur ein elendes Dorf, das aus einigen Lehmhäusern und einer ebensolchen Moschee, zum Gedächtniß eines verehrten Scheichs Othman erbaut,

bestand. Nach der Volkszählung von 1880 beschloß die englische Regierung, sich der fluktuirenden Somali-Bevölkerung, welche damals im Dorfe Mala hauste, zu entledigen und wies derselben als Wohnort Scheich Othman an, das sie zu diesem Zwecke vom Sultan von Lahedsch gekauft hatte. Nach ein paar Monaten schon war das Dorf fast zu einer Stadt angewachsen und hatte reinliche und gerade Straßen; man unterließ nichts, um sein Gedeihen und



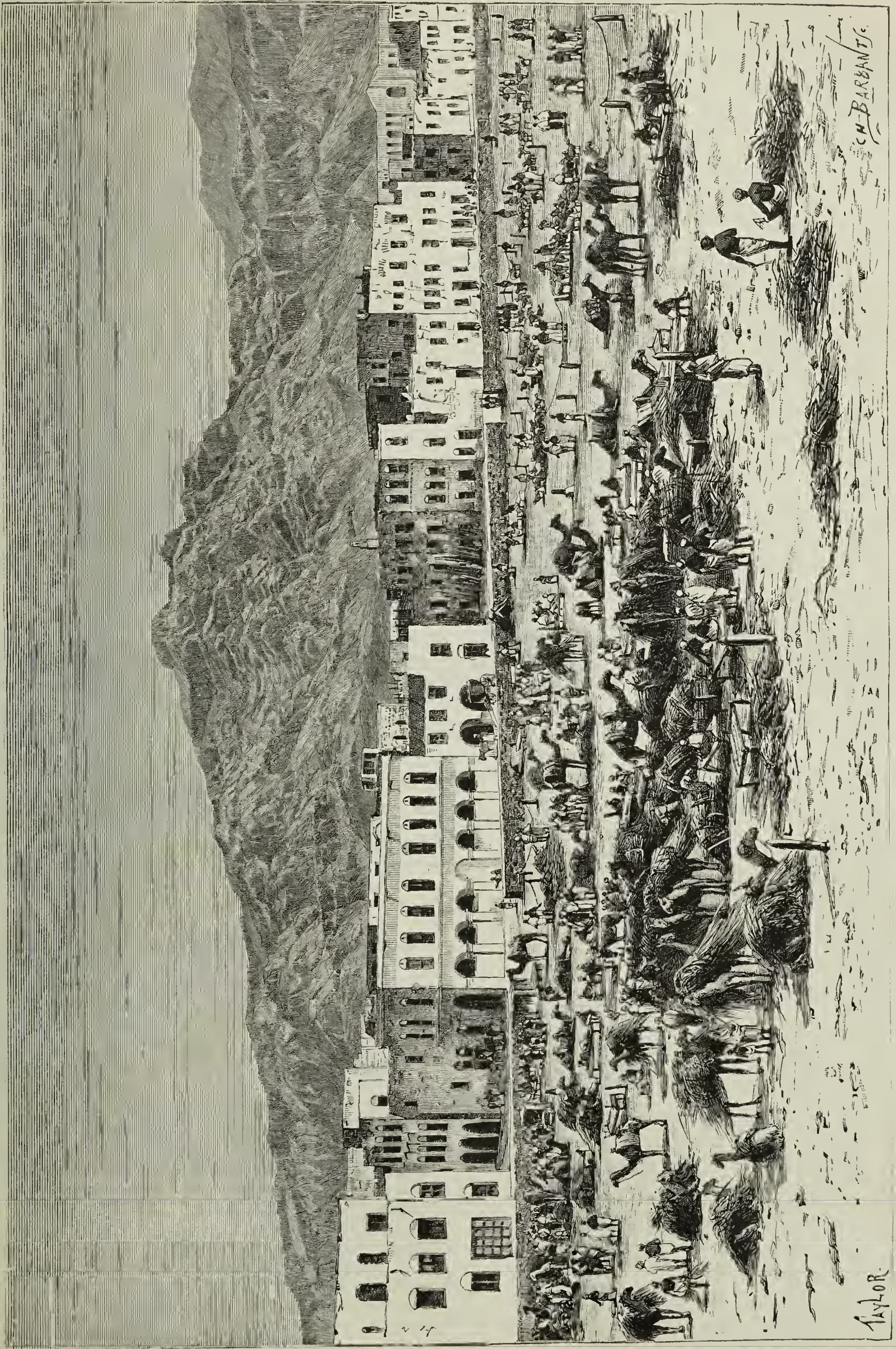
Das Dorf Scheich Othman bei Aden.

Anwachsen zu befördern. Darunter spielte Wasser die Hauptrolle; Pumpen und ohne Unterlaß sich drehende Norias versorgten schon die Stadt Aden selbst. Als man dann eine unterirdische Wasserleitung auffand, welche einst das kostbare Naß direkt von Lahedsch nach Aden brachte, hoffte man durch deren Wiederherstellung den kostspieligen Transport zu vermeiden. Die Arbeit wurde begonnen; aber das Unglück wollte, daß eine Erdwand einstürzte und



Moschee von Scheich Othman.

drei arabische Arbeiter begrub, worauf die übrigen voll abergläubischer Furcht davon liefen und nicht wieder zur Fortsetzung der Arbeit zu bewegen waren. Nach diesen Ruinen lenkte Révoil seine Schritte und fand dort unweit der Moschee Haufen von Schlacken, Glasscherben und Theile von Gefäßen, Glasperlen u. s. w., deren Stil auf arabischen Ursprung hinwies. Eine nähere Untersuchung oder Ausgrabung, um mehr Klarheit über Ausdehnung und Alter



Marktplatz in Aden.

dieser interessanten Industrie zu erhalten, war leider nicht möglich, und als Révoil seine Entdeckung einem englischen Beamten mittheilte, um zu weiteren Forschungen anzuregen, meinte dieser, daß es seine Regierung weit mehr interessiren würde, wenn ihr ein Mittel angegeben würde, um an jener Stelle Getreide zu bauen.

Am 31. Januar verließ der Reisende auf dem Dampfer „Avoca" Aden, und da ein sehr frischer Nordost-Monsun wehte, der die Fahrt beschleunigte, so langte er schon am 8. Februar Abends 9 Uhr in Zanzibar an. Wenige Minuten später befand er sich im Hause des Herrn Greffulhe, wohin bald allerlei Besucher zusammenströmten; auch der Sultan unterließ es nicht, durch seinen Geheimsekretär, den alten trefflichen Abed ben-Aod, die Ankömmlinge zu begrüßen und ihnen saftige Früchte jeder Art zu übersenden.

Seitdem Zanzibar der Ausgangspunkt für alle Forschungsexpeditionen im östlichen Aequatorialafrika geworden ist, ist es oft genug beschrieben worden, so daß wir hier nicht darauf zurückkommen wollen; aber erwähnenswerth ist der Fortschritt und die stetige Umwandlung, welche die Stadt durchmacht, und welche sie der Intelligenz ihres Herrschers Saïd Bargasch verdankt. In Europa — und in Frankreich resp. Paris ganz besonders — sind über das große ostafrikanische Emporium nur sehr vage oder gar falsche Anschauungen verbreitet; Zanzibar ist kein halbwilder Ort mit einer Negerbevölkerung in Strohhütten, sondern eine große, halb europäische, halb arabische Stadt von 80 000 Einwohnern, überragt von einem hohen Thurme mit Uhr und elektrischem Lichte, mit der übrigen Welt durch ein Telegraphenkabel verbunden, mit Konsulaten aller Nationen, großen Kaufmannshäusern, deren erste schon seit einem halben Jahrhundert dort etablirt sind, einem großen Hotel, einem Zollamte, einer ziemlich gut organisirten Armee und einer Flottille schöner Dampfer, welche mit Bombay und Calcutta regelmäßige Verbindung unterhalten und auch zuweilen Aden anlaufen. Prächtige Chausseen durchschneiden die Insel und führen zu den herrlichen Landhäusern des Sultans, der sogar mit dem Baue einer kleinen Eisenbahn umgeht. Révoil preist den jetzigen Herrscher ungemein; aber sein Lob scheint nicht übertrieben zu sein [1]), und da Zanzibar (beide z werden wie im Französischen, also wie weiche s ausgesprochen) jetzt auch für uns Deutsche im Vordergrunde des Interesses steht, so wollen wir näher auf seine Charakteristik eingehen.



Zanzibar.

Das Wesen des Sultans ist sehr einnehmend, edel, aber nicht hochmüthig, und sein freundliches Entgegenkommen bewirkt, daß jeder Besucher sofort ungezwungen mit ihm verkehrt. Sein wohlwollendes Gesicht paßt gut zu seinem offenen Charakter; seine Unterhaltung ist verständig, und er sucht sich stets zu unterrichten, um auch seine Umgebung, die ihm an Uneigennützigkeit nicht gleichkommt, aufzuklären. Er ist von hohem Wuchse und langsamem Gange; wenn er auch mitunter streng sein muß, so verabscheut er doch die Grausamkeiten, und obwohl gläubiger Mohammedaner, ist er doch nicht fanatisch und sucht die religiösen Sekten von Intoleranz abzuhalten. Er ist freigebig und gastfreundlich, durchreisenden Fremden gegenüber nach Kräften gefällig, und an seine Besucher vertheilt er Goldschmuck, Teppiche, Juwelen und dergleichen. Auch seine Statthalter auf dem gegenüberliegenden afrikanischen Festlande sind angewiesen, Fremden mit Geschenken aufzuwarten, und wenn sie dieser Pflicht nicht nachkommen, werden sie ohne Gnade abgesetzt. Den Geschäften widmet der Sultan viel Zeit. Er steht um 4 Uhr auf, spricht sein Gebet und läßt sich bis gegen 7 Uhr auf der Veranda Vortrag halten über

[1]) So schreibt auch Dr. Wilhelm Joest, ein scharf beurtheilender und kritischer Beobachter, in seinem eben erschienenen „Um Afrika", S. 274: „Vor dem Harem mündet die Wasserleitung, welche von dem jetzigen Sultan, einem Manne, der wirklich alle Eigenschaften eines gütigen, weisen und gerechten Herrschers und Menschen in sich vereint, vor wenigen Jahren vollendet ist und durch welche Sansibar reichlich mit gutem Wasser versorgt wird. Seitdem bessert sich der Gesundheitszustand der Stadt, der bis vor Kurzem ein sehr bedenklicher war, von Jahr zu Jahr, so daß Sansibar heute entschieden ein gesunderer Aufenthalt als die meisten übrigen Plätze der Ostküste, vielleicht als der gesundeste von allen bezeichnet werden kann."



Fruchtmarkt in Zanzibar.

die Vorgänge während der Nacht. Von 7 bis 9 Uhr hält er „Barza“, d. h. er empfängt jeden, der ein Anliegen hat, und von 9 bis 10 Uhr speist er mit angesehenen Arabern oder Indiern, wobei die Zahl der Gäste mitunter 200 übersteigt. Am Nachmittage findet Gerichtssitzung statt: auf dem Platze sind 20 Kadis vertheilt, welche die Kläger anhören, aber vor Abgabe ihres Urtheils die Ansicht des Sultans, welcher von einem Balkone aus das Ganze überwacht, einholen. Bei Sonnenuntergang begiebt sich der Sultan auf einige Zeit zu seinen Kindern (sein Harem zählt nach W. Joest etwa 90 Insassinnen, und er läßt ihn sich etwas kosten) und liebt es, sich am offenen Fenster mit ihnen zu zeigen und sie auf seinen Knien tanzen zu lassen. Abends unterhält er sich mit den Notabeln über innere und äußere Politik und zieht sich, wenn nicht Aegypter oder Akrobaten auf dem Platze eine Vorstellung geben, Punkt



Mbarak Mohammed.

10 Uhr in seine Gemächer zurück. Neben der Politik beschäftigt er sich mit dem Ausbaue seines Palastes, mit dem Zollwesen u. s. w., kennt den Werth der Zeit, ist unablässig thätig und, selbst wenn er sich auf dem Lande befindet, hält er seinen alten Sekretär mittels des Telephons beständig in Athem. Europäern gegenüber ist er stets zuvorkommend, stellt ihnen seine Pferde zur Verfügung und versorgt sie täglich mit Eis, das er durch seine Dampfmaschinen fabriciren läßt. Täglich spielen zwei Musikkorps, ein ägyptisches und ein portugiesisches aus Goa, und wenn ein Diplomat anlangt, so veranstaltet der Sultan in seinem Palaste sehr schöne Empfänge. Alle Kulte genießen gleiche Rechte, und die christlichen Missionare erfreuen sich seiner thatkräftigen Hilfe; denn er weiß ihren Einfluß auf die Verbreitung der Civilisation zu schätzen. In diesem Sinne sucht er mit den alten Quartieren der Stadt aufzuräumen; schon ist ein Flügel des alten, von vier Thürmen flankirten arabischen Forts, das einst den Sklavenhandel schützte,

niedergerissen; an Stelle der Befestigung werden später große Waarenlager erbaut werden, da das jetzige Zollhaus nicht mehr zureicht. Mittlerweile dient der Platz zum Abhalten des Fruchtmarktes, den Joest (a. a. O., S. 279) so beschreibt: „Auf verhältnißmäßig engem Raume sind hier Hunderte von kaufenden, feilschenden oder ihre Waaren anpreisenden Menschen in allen nur denkbaren Trachten zusammengedrängt: da knien kunstfertige Barbiere und rasiren der Gläubigen Schädel; in langen Reihen hocken Negermädchen und bieten Mandioka, Betel und Arekanüsse, saftiges Zuckerrohr, diese Lieblingssüßigkeit aller Naturkinder der Tropen, oder Orangen und grüne Kokosnüsse feil; dazwischen treibt ein schwarzer Hirt seine Herde Ziegen quer über den Markt mitten durch Käufer und Verkäuferinnen hindurch, zum Entsetzen der letzteren, deren Waaren unter dem Appetit der schnuppernden Thiere bedenklich zu leiden scheinen. Gegen das Fort gelehnt stehen Dutzende fertig geschnitzter Hausthüren zum Verkaufe, und mindestens 30 Schneider oder Händler mit alten Kleidern bieten schreiend und zudringlich dem Vorübergehenden einen Maskatanzug nach neuester Mode an.“

Die ersten Tage von Révoil's Aufenthalt in Zanzibar wurden mit Besuchen bei dem französischen Konsul Ledoulx, dem Sultan, der ihn sehr vor den Somali warnte, u. s. w. zugebracht, dann wurden die astronomischen und photographischen[1]) Instrumente geprobt und mit dem naturwissenschaftlichen Sammeln begonnen. Um letzterem Zwecke besser gerecht werden zu können, nahm er die Einladung des reichen Mbarak Mohammed an, der ihn und seinen Begleiter auf seine Pflanzung Nyamanzi brachte, wo sie drei Wochen lang unter trefflicher Pflege sehr erfolgreich sammeln konnten. Ihr Wirth selbst, der verhältnißmäßig gut französisch sprach, nahm an ihren Ausflügen theil und ordnete dieselben an. Nicht am wenigsten interessant war die Jagd auf Popos oder Vampyre (Pterocyon stramineus), von denen Tausende, zu kompakten schwärzlichen Massen vereint, an den vollständig kahlen Zweigen riesiger Mangobäume hingen. Sie verursachten einen betäubenden Lärm; der Boden war mit ihren Exkrementen bedeckt und die Luft mit ihrem ekelerregenden Gestanke erfüllt. Der erste Schuß holte an zwanzig der Thiere herab; sobald die aufgescheuchten Cheiropteren sich wieder auf den Zweigen niedergelassen hatten, erfolgte eine neue Salve zur größten Freude der umwohnenden Grundbesitzer, deren Obstbäume von den Thieren geplündert wurden. Insgesammt wurden nicht weniger als 520 derselben erlegt, außerdem eine prächtige Boa. Ein Schiff des französischen Hauses, das nach Marseille abging, nahm die zoologische Ausbeute dieses Landaufenthaltes in die Heimath mit.

Nach Zanzibar zurückgekehrt, hatte Révoil, wie sein Begleiter Julian, einen heftigen, zweiwöchentlichen Fieberanfall zu bestehen, und die Nachwirkungen des vielen genossenen Chinins in Gestalt von Ohrensausen, Schwindel und kaltem Schweiße auszuhalten; als aber die Zeit ihrer Abreise herankam, konnten sie sich doch als leidlich hergestellt ansehen.

[1]) Die Abbildungen zu diesem Reiseberichte sind sämmtlich nach Photographien hergestellt und deshalb bis in die geringsten Einzelheiten von absoluter Genauigkeit.

Skizzen aus Algerien.

Von W. Kobelt.

5. Hammam Meskhoutin, das Bad der Verfluchten.

Es war früher eine ziemlich mühsame und umständliche Reise, wenn man von Constantine aus die berühmten heißen Quellen von Hammam Meskhoutin besuchen wollte. Heute führt die Bahn nach Guelma und Bône dicht am Bade vorüber, und der Tourist, dem die Zeit knapp ist, kann die Hauptwunder im schlimmsten Falle sogar von der Bahn aus im Vorüberfahren betrachten. Wir hatten es zum Glück nicht so eilig, denn ein Freund, der uns nach Biskra begleiten wollte, hatte den Tag seiner Ankunft erst auf den 24. Mai festgesetzt und so blieb uns reichliche Zeit zu einer Tour nicht nur nach dem Bade, sondern auch bis Bône, das wir, weil wir bei der Rückkehr aus der Wüste direkt über Suk Ahras nach Tunis gehen wollten, sonst nicht zu sehen bekommen hätten.

Am 13. Mai fuhren wir schon früh mit dem ersten Zuge nach Kroubs, obwohl dieser keinen Anschluß nach Guelma hin hatte; wir wollten aber die uns bleibenden vier Stunden zu einem Vorstoß gegen die Montagne noire verwenden, um dort nach einer seltenen Schnecke und nach Dolmen auszuschauen, die ungefähr eine Stunde von der Station entfernt zu finden sein sollten. Aber in beiden Beziehungen wurden unsere Wünsche nicht erfüllt, und wir mußten schließlich noch in der glühenden Sonnenhitze aus Leibeskräften rennen, um rechtzeitig den Bahnhof zu erreichen.

Die Bahn führt in derselben Richtung, in welcher wir gegangen waren, durch ein kleines Seitenthal des Bu Merzug der Montagne noire zu, der sich aus einem weiten Kalkfelsengebiet erhebt, das den Garrigues der Provence an Trostlosigkeit und Oede kaum nachgiebt. Hier haben frühere Generationen mit Vorliebe ihre Todten bestattet und auch von der Bahn aus sieht man eine ganze Menge Dolmen, jeder anscheinend nur für eine Person bestimmt oder höchstens für zwei Raum bietend. Auf dem Kalkplateau, das sich von der Quelle des Bu Merzug bis zum Dschebel Thaya erstreckt, stehen Tausende solcher Steingräber beisammen; allem Anschein nach hat man es bequemer gefunden, die Todten zu den Steinen zu bringen, als die schweren Steinplatten auf größere Strecken zu transportiren. Hier, wo die unglückseligen Kelten nicht in Frage kommen — denn die Theorie, daß die Dolmen von armorikanischen Söldnern, deren Anwesenheit in Nordafrika allerdings urkundlich bezeugt ist, herrühren, hat selbst ihr Urheber Mac Carthy angesichts der Unzahl von Steingräbern aufgegeben —, ist die Frage nach ihren Errichtern leicht zu beantworten. Daß es die Vorfahren der

heutigen Kabylen waren, kann um so weniger in Zweifel gezogen werden, als Kabylenstämme selbst noch in der Neuzeit megalithische Denkmäler errichtet haben und hier niemals eine andere Rasse gehaust hat. Daß man in manchen Dolmen römische Münzen (z. B. eine Medaille der Faustina) gefunden, hat darum gar nichts Wunderbares, denn die Berber lassen so leicht nicht von ihren alten Sitten, und erst nach und nach ist es dem Islam gelungen, sie in manchen Beziehungen umzubilden. Findet man ja auch in den Grabmälern höheren Ranges, den Basinas und den Chouchas — die höchste Ausbildung mit griechischem Säulenschmuck und riesigen Dimensionen stellen die beiden Königsgrüfte Kubb-er-Rumia und Medrassen dar — in ihren Bestandtheilen Trümmer von Römerbauten und wurden also solche noch nach dem Untergange der Römerherrschaft errichtet.

Zwischen den kahlen Steinfeldern hindurch schlängelt sich ein enges Thal, in welchem das Dörfchen Bu Nuara liegt. Hier beginnt ein Gebiet, das den Durchreisenden lebhaft an die gemalten Dörfer in den südrussischen Steppen erinnert, welche Potemkin der Kaiserin Katharina vorführte. Die Société générale algérienne erhielt nämlich seiner Zeit dieses ganze Thal, sowie das des der Seybuse zuströmenden Uëd Zenati, welches die Bahn in ihrem weiteren Laufe durchschneidet, unter der Bedingung, hier eine Anzahl Dörfer zu erbauen und diese mit Kolonisten zu besetzen. Die Dörfer sind erbaut worden, aber mit den Kolonisten hapert's, denn wenn sich einer meldet, werden ihm Bedingungen gestellt, deren Annahme ihn zum weißen Sklaven machen würde. So behält die Gesellschaft das Land und verpachtet es gegen einen Theil des Ertrages an die früheren Eigenthümer, denen man es erst zu Gunsten der Kolonisation expropriirt hat; sie giebt ihnen Vorschüsse und übernimmt dafür die Ernte, und da sie die einzige Käuferin ist, sorgt sie schon dafür, daß sie keinen Schaden hat. An jeder Station erhebt sich ein Silo, ein massiver Keller, überirdisch, aber sonst ganz den unterirdischen Fruchtmagazinen der Araber entsprechend. Ueber eine bequeme Steige können die Maulthiere auf die Plattform gelangen; dort steht eine Windfege zur höchst nothwendigen Reinigung des Getreides von der beigemengten Erde und eine Wage; die Vorderseite des Silo stößt aber unmittelbar ans Bahngeleise und so kann die Frucht direkt in die Waggons hineinlaufen. Die Gesellschaft macht dabei einen hübschen Profit, aber ihre anderen Unternehmungen lassen sie auf keinen grünen Zweig kommen, und der Hauptgrund, warum die Regierung nicht auf Erfüllung der eingegangenen Bedingungen drängt, soll darin liegen, daß man aus Furcht vor den Folgen eines Kraches überhaupt nicht an die Gesellschaft rühren will.

Die sauberen, zum Theil von Eukalyptuspflanzungen umgebenen Dörfer sind darum nur von den Beamten der Gesellschaft bewohnt; nur Uëd Zenati, wo die Straße von Ain Beida und Tebessa her einmündet, zeigt regeres Leben und sogar die Anfänge einer Industrie. Die Berge bleiben aber immer gleich steinig bis nach Bordsch Sabath. Hier ändert sich das Bild, alle Abhänge bedecken sich mit Oelbäumen, die sich endlich zu förmlichen Wäldern zusammenschließen. Hier sind freilich die meisten noch unveredelt und bringen nur kleine bittere Früchte, aber weiter hin, wo die Bahn mit dem Fluß durch eine enge Kluft zu einer tieferen Thalstufe hinabsteigt, werden die veredelten immer zahlreicher und bilden den Hauptreichthum der Gegend von Guelma. Vor uns erhebt sich nun der prachtvolle Kalkkamm des Dschebel Thaya, dem wir auch einen Besuch zugedacht haben; wir passiren, immer noch im engen Thale bleibend, die einsame Station Thaya, dann weichen die Berge aus einander und wir sind in dem Kessel von Hammam Meskhoutin. Ein schweres Gewitter war mittlerweile heraufgezogen — die Kröten, die trotz der Gluthhitze seelenvergnügt auf den Kalksteinen saßen, hatten es uns schon am Morgen bei Kroubs angemeldet —, aber ein offenes Kärrnchen, das als Badeomnibus fungirt, brachte uns noch trocken in das Hotel. Wir hatten aber mit dem Festhalten an unserem wackeligen Sitz so viel zu thun, daß wir der eigenthümlichen Scenerie keine Aufmerksamkeit schenken konnten, und erst am anderen Morgen kamen wir dazu, die Wunder des „Bades der Verfluchten" in Ruhe zu betrachten.

Es giebt wenig so eigenthümliche und interessante Punkte auf der Welt, wie Hammam Meskhoutin. Zwar an landschaftlicher Schönheit wird es von vielen anderen Punkten übertroffen; die Gegend ist eine flache, grüne Mulde, von wenig bedeutenden Höhenzügen eingefaßt, nur nach Westen hin geben die Ausläufer des Thaya ihr einen etwas großartigeren Zug, während nach Osten hin die Thalfläche allmählich in die Hochebene von Guelma übergeht. Der Uëd bu Hamdan durchzieht das Thal in einer engen, mit üppiger Vegetation erfüllten Schlucht; von Süden her fließt ihm der kleine Uëd Chedakra zu, und in dem Winkel zwischen beiden auf dem Ostufer des kleinen Baches sprudeln die Quellen. Ein ganzer Strom heißen Wassers bricht hier aus dem Boden, ein geringer Theil einer einzigen Quelle genügt, um das Bedürfniß der Badeanstalten zu decken, der Rest fließt frei ab in den Chedakra, dessen Lauf noch bis über die Einmündung in den Bu Hamdan hinaus an den aufsteigenden Dampfwolken erkennbar ist. Die Quellen gehören zu den heißesten der Erde; ihre Temperatur beträgt 95° C., was nur wenig unter dem der Höhenlage entsprechenden Siedepunkte ist. Eine ganze Gruppe von Quellen entspringt zusammen auf einem kleinen Plateau, das sie selber aufgebaut, und ihr Wasser stürzt über den Rand hinunter in den heißen Bach. Plateau und Abhang bestehen aus Travertin, welchen das Wasser beim Erkalten ausscheidet. Es ist ein wunderbarer Anblick, den dieser steinerne Wasserfall bietet, wenn man ihn von der gegenüberliegenden Thalseite aus, wo das alte Bad steht, betrachtet; auf dem schneeweißen Travertin sieht man die dünne Wasserschicht kaum und so macht der ganze Abhang wirklich den Eindruck einer zu Stein gewordenen, dampfenden Kaskade. Ein Theil des Gesteins ist gelblich gefärbt, weil die Bewohner der Umgegend ihren Flachs hier rösten. Unten schiebt sich ein niederer Fuß in den Bach hinein vor und bildet die sonderbarsten Gestalten. Der Travertin bildet sich ziemlich rasch; Tchihatcheff glaubt, aus den Erscheinungen, welche an einer anderen Stelle zu beobachten sind, die Zunahme sogar auf 60 cm jährlich veranschlagen zu können, aber das ist offenbar ein großer Rechenfehler, denn die ganze Kaskade ist, das Plateau eingeschlossen, kaum 20 m mächtig, und wenn auch die Quellen jetzt wohl nicht mehr an derselben Stelle entspringen wie zur Römerzeit, und sogar vielleicht mehrfach ihren Ursprungsort gewechselt haben, so müßte doch die Hauptquelle, auch wenn sie nur seit der Franzosenzeit an ihrem heutigen Platze sprudelte, längst ihre Ablagerungen über den Bach hinüber vorgeschoben haben und hier eine natürliche Brücke existiren, wie bei Pambuk Kalessi, dem Baumwollenschloß, in Kleinasien. Tchihatcheff gründet seine Rechnung auf die Stelle, wo bei dem Eisenbahnbau durch einen Durchstich die altrömische Piscine, die bis dahin noch immer mit Wasser gefüllt gewesen war, angeschnitten wurde und so

eine neue kleine Kaskade entstanden war. Das war zwei Monate vor seiner Anwesenheit im Mai 1878 geschehen und in dieser Zeit hatte sich bereits eine Travertinschicht von 10 cm Dicke gebildet, das gäbe allerdings 60 cm fürs Jahr, aber dann hätte bis zum Mai 1883 die Schicht drei Meter Dicke haben müssen, und die Bahnverwaltung würde genöthigt sein, sie in regelmäßigen, nicht allzu langen Zwischenräumen entfernen zu lassen. Das geschieht aber nicht, und trotzdem sind die reizend geformten Inkrustationen an der Bahnböschung höchstens einen Viertelmeter stark. Auch am steilen Rande der Schlucht des Bu Hamdan sind die von dem hinabstürzenden heißen Wasser gebildeten Absätze nicht stärker, und die offenen Gräben, in denen das Wasser zum Badehause geführt wird, werden, wie mir der Bademeister sagte, nur alle zwei Jahre gereinigt; der aus ihnen ausgebrochene Travertin war aber nur 5 bis 6 cm stark. Allem Anschein nach erfolgt der Niederschlag nicht in gleichmäßiger Stärke, wohl im Anfange auf rauher, fremdartiger, kalter Unterlage rascher als später, wo das Wasser über die gleichartigen, glatten, durchwärmten Travertinschichten fließt. Man sieht, wie vorsichtig man mit dem Generalisiren von Einzelbeobachtungen sein muß und wie leicht man daraus zu falschen Schlußfolgerungen kommen kann.

Daß die Quellen vielfach ihren Lauf verändert, beweisen die kegelförmigen Felsen, um deren Willen Hammam Meskhoutin besonders in der Geologie genannt wird. An vielen Stellen, in dem Winkel zwischen den beiden Bächen, in gleichem Niveau mit der heutigen Hauptquelle und etwas tiefer, aber auch oberhalb, erheben sich eigenthümliche isolirte Felsen, bald rein kegelförmig, bald mehrere mit einander verschmolzen. Ueber hundert stehen umher, und sie bieten Abends im Dämmerlicht, wenn sie von den Rauchwolken der großen Kaskade umzogen werden, einen so gespenstigen, unheimlichen Anblick, daß man es nur ganz natürlich findet, wenn die Araber eine grausige Sage an sie geknüpft haben.

Einst war, so erzählen sie, das ganze Thalbecken von Hammam Meskhoutin ein Paradies von üppiger Fruchtbarkeit, bewohnt von einem Araberstamme, dessen Kaid der reichste und mächtigste Mann im Lande war. Er hatte eine Schwester von wunderbarer Schönheit, und da er sie keinem anderen Manne gönnte, beschloß er, göttlichen und menschlichen Gesetzen entgegen, sie zu seiner eigenen Frau zu machen. Umsonst mahnten die Akel, die Alten des Stammes, umsonst widersetzten sie sich offen. Eblis hatte ihn verblendet; er trat jeden Widerstand mit blutiger Gewalt nieder und der Tag der Hochzeit war gekommen. Alle Nachbarstämme waren geladen, aber nur wenige Gäste, durch seinen Reichthum verführt, erschienen; die Gläubigen blieben dem frevelhaften Feste fern. Aber der Kaid ließ sich nicht beirren, und als der Abend kam, geleitete er in prunkendem Zug die Neuvermählte zu seinem Zelte. Da bebte die Erde, Flammen und siedendes Wasser brachen hervor, Blitze zuckten und der Donner grollte, und als der Morgen kam, standen Braut und Bräutigam, zu Stein geworden, da, wie man sie noch heute sieht. Noch sprudelt das kochende Wasser, noch hört man bisweilen unter der Erde die Hochzeitsmusik, und die Quellen werfen in Stein verwandelte Körner des Kuskussu aus, mit dem die Gäste bewirthet wurden. Hammam Meskhoutin, das Bad der Verfluchten, heißt die Stätte seitdem, und sie ist immer unheimlich geblieben. Kein Araber wird sie um Mitternacht betreten, denn in der Geisterstunde bekommen die Felsen wieder Leben, die Musik erschallt wieder, die Festlichkeiten beginnen von Neuem, der Neugierige muß Theil nehmen, und am anderen Morgen steht ein neuer Kegel bei den alten.

So steht Hammam Meskhoutin in schroffem Gegensatz zu allen anderen Warmbädern, an die sich die Legenden wohlthätiger Marabuts knüpfen, und darum sind auch die Aquae tibilitanae verlassen und verödet geblieben und der Malaria verfallen. Der Geologe braucht freilich kein Wunder, um die Bildung der Steinkegel zu erklären, er kann sogar ihre Entstehung hier in allen Phasen verfolgen, von flachen, schildförmigen, kaum wahrnehmbar erhobenen Travertindecken bis zu Kegeln von 4 bis 5 m Höhe. Sie alle sind vom Wasser selbst aufgebaut, Dank dem Naturgesetz, daß heißes Wasser mehr feste Bestandtheile gelöst enthalten kann als kälteres. Sobald das hervorsprudelnde Wasser den Boden berührt, wird es abgekühlt und läßt einen Theil der gelösten Bestandtheile fallen. Diese bilden anfangs einen Ring um die Quellenmündung, dann einen flachen Kegel mit becherförmiger Vertiefung an der Spitze und dieser wird immer höher, bis endlich das Wasser nicht mehr Kraft genug hat, um den Rand zu übersteigen, und sich am Fuße des Kegels oder weiter unterhalb einen neuen Ausweg sucht.

Genau in derselben Weise sind auch die übrigen Felsen entstanden, welche nackt und kahl aus dem Grün am Abhange des das Bad beherrschenden Hügels hervorschauen. Sie alle bestehen aus demselben Gestein wie die Kegel, und enthalten wie diese hier und da Schwefelkiesknollen. Besonders interessant ist der Felsenzug, welcher sich gerade von der neuen Badeanlage hinaufzieht zum unterirdischen See. Hier sprudelte offenbar in vergangenen Zeiten die Hauptquelle und bildete eine Kaskade, welche sich vom Gipfel des Hügels langsam bis hinunter vorschob und einen schmalen, hohen, nach beiden Seiten senkrecht abfallenden Kamm baute, bis endlich bei irgend einer Katastrophe die heißen Wasser weiter unten durchbrachen. Der unterirdische See mag ziemlich genau da liegen, wo die Quelle zuerst entsprang; die Verwitterung hat hier unter der Travertindecke eine ziemlich geräumige Grotte gebildet, die mit klarem Wasser erfüllt ist. Sie liegt nur eine gute Viertelstunde vom Bade entfernt und bietet einen lohnenden Spaziergang durch grüne Wiesen und Felder und einen förmlichen Wald veredelter Oelbäume.

Hammam Meskhoutin hat Dank dem Aberglauben der Araber — sollte er nicht vielleicht die Erinnerung an eine wirkliche Katastrophe, vielleicht an dieselbe, welche den Durchbruch der Hauptquellen an ihrer heutigen Stelle begleitete, bewahren? — seit Jahrhunderten völlig verlassen gelegen und wurde bis zur Eröffnung der Eisenbahn nur sehr selten einmal von dem benachbarten Guelma aus durch einen neugierigen Touristen besucht. Nur der Kaskade gegenüber auf dem linken Ufer des warmen Baches hatte die französische Regierung eine Militärbadeanstalt errichtet, die nur vom 15. April bis zum 1. Juni geöffnet war, aber, wenn Raum vorhanden, auch Civilisten aufnahm. Komfort war freilich wenig genug vorhanden und Europäer kamen nur selten als Badegäste. Seit der Eröffnung der Eisenbahn scheinen aber bessere Zeiten kommen zu sollen. Die Regierung hat wie in Hammam Rirha, so auch hier die Quellen und eine genügende Landfläche einem Unternehmer überlassen, und so findet der Besucher jetzt hier behagliches Unterkommen und ausgezeichnete Verpflegung für relativ billigen Preis (10 Francs den Tag, alles einbegriffen). Die einstöckigen Badegebäude liegen um einen geräumigen viereckigen Platz herum, der zu einem Blumengarten angelegt ist. Oben quer vor steht das ältere Gebäude mit kleinen, wenig freundlichen Zimmern,

die eben nur noch als Reserve für den Nothfall dienen; in einem angebauten Flügel befinden sich die Gesellschaftsräume, die freilich ziemlich bescheiden sind, und das Speisezimmer. Den ganzen Raum zwischen den beiden Flügeln beschattet aber einer der schönsten Bäume, die ich in meinem Leben gesehen, eine Pistazie, unter deren breiter Krone mindestens hundert Personen Schatten finden können. Es ist die eschenblätterige Varietät, und sie gleicht so täuschend einer Esche, daß man die Verschiedenheit nur bei ganz genauer Vergleichung mit einem eigens deshalb daneben angepflanzten Exemplare erkennt.

Gegenüber am unteren Ende des Platzes steht das neue Logirgebäude, ebenfalls einstöckig, aber mit geräumigen, freundlichen, sauberen Zimmern, aus deren Fenstern man in das kleine Olivenwäldchen hineinsieht, das den Abhang zur Hauptquelle hinab bedeckt. Die Langseiten des Platzes sind noch frei bis auf zwei Pavillons, in deren einem der Badedirektor und ein für die Dauer der Saison hierher kommandirter Militärarzt wohnen. Die ganze Umgebung ist mit prächtigen Oelbäumen bewachsen, die nun fast sämmtlich veredelt sind; sie und ein paar ebenso alte Karruben geben Schatten genug, bis einmal die neu gepflanzten Bäume herangewachsen sein werden, was ja im glücklichen Klima Algeriens nicht viele Jahre erfordert. In geringer Entfernung liegt ein zugehöriger Oekonomiehof. Dank der dort unterhaltenen stattlichen Viehherde kann man hier Kuhmilch und frische Butter haben, sonst eine ziemliche Seltenheit im Süden.

Die Bäder für die europäischen Badegäste — der verschiedenen Ansichten über die Parasiten im Allgemeinen und der Pediculus vestimenti im Besonderen wegen kann man die Eingeborenen nicht mit ihnen zusammen baden lassen — liegen nahe der großen Kaskade, nur wenige Schritte vom Logirhause und sind unbestreitbar noch einiger Verbesserung fähig. In dem kleinen Gebäude sind vier Badewannen, jede mit einem Ankleidezimmer einfachster Art; Schwitzzimmer und Ruhebetten sind hier noch fromme Wünsche, werden aber mit der Zeit schon kommen. Das Wasser wird zu jedem Bade vollständig gewechselt; das heiße läuft durch eine offene Rinne zu und kann durch eine eiserne Kelle abgesperrt werden, kaltes läßt man nach Belieben durch einen Hahn ein. Die gewöhnliche Badetemperatur ist 35 bis 40° C. Außerdem sind in gesonderten Räumen noch ein Dampfbad und ein Douchebad eingerichtet.

Die Wasser von Hammam Meskhoutin haben eine ganz ausgezeichnete Wirkung auf alte Rheumatismen, Lähmungen, Verhärtungen und manche Hautkrankheiten, aber Hammam Rirha gegenüber fehlen ihm die Vorzüge der Höhenlage, und von einer Sommersaison, sonst überall die Hauptsache, kann keine Rede sein, da von Juni ab die Malaria den ohnehin schon heißen Thalkessel ganz unbewohnbar macht. Es ist merkwürdig, daß hier, wo doch stehendes Wasser und Sümpfe vollständig fehlen, das Wechselfieber so verderblich auftritt, wie irgendwo in den sumpfigen Küstenebenen; ich kann es mir nur aus der Durchtränkung des Bodens mit warmem Wasser erklären, aber warum beobachtet man nicht auch ähnliche Erscheinungen in der Umgegend anderer Warmbäder? Im Winter und Frühling ist aber Hammam Meskhoutin so gesund wie irgend ein anderer Ort in Algerien und es lassen sich für den Naturfreund schon einmal ein paar Wochen hier recht genußreich verbringen. Der Alterthumsforscher kann die Ruinen der alten Römerbauten erforschen und sehen, ob er nicht noch mehr Reste der Aquae tibilitanae findet, als dem flüchtigen Touristen auffallen; er hat außerdem im Bereich einer Tagesexkursion auf dem Plateau von Roknia eine der ausgedehntesten und interessantesten Ansammlungen von Dolmen, die in Nordafrika existiren. Ferner kann man von hier aus in einem Tage ganz gut die berühmte Tropfsteinhöhle des Thaya besuchen; der erste Zug bringt einen schon in ganz früher Morgenstunde nach der gleichnamigen Station und von dort erreicht man zu Maulthier in fünf Viertelstunden das Antimonbergwerk, wo man bei dem Herrn Medeville gastlicher Aufnahme und freundlicher Unterstützung bei dem freilich nicht allzu bequemen Besuch der Höhle sicher ist. Für den Bergmann ist das Vorkommen von Antimon und Quecksilber in den Kalken des Thaya und in den Tropfsteinen seiner Höhle hoch interessant, und der Paläontolog findet in den Klüften des Berges eine reiche Ausbeute an Resten ausgestorbener Thiere [1]). Der Jäger endlich trifft in der Umgebung von Hammam Meskhoutin reiche Jagdbeute, freilich nur an Hasen, Kaninchen, Rebhühnern und etwa Wildschweinen; die großen Raubthiere sind lange verschwunden, und selbst die Hyäne ist so selten geworden, daß der bekannte Nimrod, Herr von Berlepsch, der im vorigen Winter zwei Monate im Bade zubrachte, auch nicht eine zum Schuß bekommen hat.

[1]) Die Ausgrabungen des General Faidherbe haben 21 Arten von Säugethieren ergeben, darunter mehrere eigenthümliche (?) Bärenarten. — Die Angaben des Herrn Bourguignat sind übrigens, wie man mir sowohl im Bade wie oben am Bergwerk versicherte, mit einiger Vorsicht aufzunehmen.

Joest's „Um Afrika".

Im Jahre 1884 umfuhr der wohlbekannte Weltreisende Dr. Wilhelm Joest aus Köln die Küsten Afrikas — die geplante Bereisung Madagaskars mußte er aus Gesundheitsrücksichten leider aufgeben — und sandte von dieser Fahrt, während welcher er auch das Innere der Kapkolonie, des Oranje-Fluß-Freistaates, Natals und Zululandes bereiste, Berichte an die „Kölnische Zeitung", die er jetzt gesammelt unter dem Titel „Um Afrika" (Köln 1885. Du Mont-Schauberg. Mit 14 Lichtdruckbildern und zahlreichen Illustrationen nach Original-Aufnahmen des Verfassers) herausgegeben hat. Wer des Verfassers erstes Reisewerk „Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien" gelesen hat (s. „Globus", Bd. 42, S. 366), für den bedarf es bei diesem zweiten keiner Empfehlung; unseren anderen Lesern aber glauben wir es schuldig zu sein, sie auf dieses Buch aufmerksam zu machen, das in anmuthiger und höchst unterhaltender Weise eine Fülle wissenswerther Mittheilungen über die politischen, socialen und Handelsverhältnisse im südlichen und östlichen Afrika bietet. Dieser Umstand allein wird genügen, um dem Buche in jetziger Zeit einen weiten Leserkreis zu sichern. Wen sollte es nicht interessiren, Genaueres zu erfahren über die vor-

jährige Handelskrisis in der Kapkolonie, den Gründungsschwindel und Krach in den Diamantminen und in der Straußenzucht, über die englische Kolonialpolitik u. s. f.?

„Südafrika, — schreibt Joest, S. 37 — auf sich selbst angewiesen, würde in bestimmt auszurechnender Zeit ausgehungert sein; dieses große, in mancher Beziehung so reiche Land — wie arm ist es nach anderer Seite hin! Diamanten, Straußfedern, Gold und Kupfer, Erze und Elfenbein: wohl rechnet man sie zu den Schätzen der Könige unserer Erde, wohl tragen sie stolze Namen — aber satt essen kann sich keiner daran... Südafrika, dieses Land, das seit zehn Jahren für 600 Millionen Mark in Diamanten ausführt, ist, trotzdem seine ursprüngliche Bevölkerung eine Landbau und Viehzucht treibende war, zu arm, um seine weißen Bewohner zu ernähren... Alles, was man hier verzehrt, alles, was wir um uns haben und vor uns sehen, alles wird eingeführt: das Mehl kommt von Australien, der Mais, dieses echt afrikanische Lebensmittel, von Südamerika (im Jahre 1882 wurden in Kapstadt allein für 12 Millionen Mark Brotstoffe eingeführt), man wohnt in Häusern aus schwedischem Holz, englischem Eisenblech und englischen Ziegelsteinen, man brennt Gas aus englischen Kohlen, in einem Lande, wo Steinkohle auf der Oberfläche liegt, ja, in manchen Orten trinkt man importirtes Wasser. Früchte gedeihen im Ueberfluß, aber dennoch stellen sich ausländische Conserven, Gelées u. s. w. viel billiger, als in Afrika selbst gewonnene; in diesem Lande der Viehzüchter giebt es nur selten frische Butter, Milch oder Käse, die man viel billiger aus Dänemark oder Amerika bezieht — Millionen leerer Flaschen werden dagegen wiederum als nutzlos fortgeworfen, Millionen von Blech- und Zinnbüchsen liegen um jeden größeren Ort gehäuft, Hunderte von Centnern Eisen in jeder Gestalt rosten und verderben auf den Straßen und am Meeresstrande; in Kapstadt, auf einer Strecke, vielleicht so lang wie die Linden in Berlin breit, fand ich 65 weggeworfene Hufeisen — kein Mensch nimmt sich die Mühe, das Wrack eines Dampfers, das Skelett eines Seglers sich anzueignen!"

Den Grund dieser wirthschaftlichen Schwäche und Unselbständigkeit der Kolonie glaubt Joest darin zu finden, daß es an einer regelmäßigen Bewässerung fehlt, daß bald gewaltige Regengüsse niederfallen und den Boden verwüsten, anstatt ihn nachhaltig zu befruchten, und bald entsetzliche Dürren herrschen. „So lange nicht die Farmer sich vereinigen und, im Nothfall mit Unterstützung der Regierung, Dämme und Reservoirs bauen, so lange hat Südafrika keine wirthschaftliche Zukunft. Der Farmer, der nie weiß, ob der Samen, den er gesäet, auch aufgehen wird, der stets erwarten muß, daß ihm die Hälfte seines Viehes in einer Saison verhungert, das heißt, der heute reich, morgen ein Bettler sein kann, wird nie auf einen grünen Zweig kommen. Man versorge Südafrika mit Wasser, und es wird einer der fruchtbarsten Landstriche der Erde werden, mit Kalifornien und Australien wetteifern können. Ohne regelmäßige Bewässerung dagegen, so wie es heute ist, hat das Land ganz entschieden keine Aussicht, mehr Menschen als die wenigen, die heute darauf angesiedelt sind, ernähren zu können." (S. 62 f.)

Von besonderem Interesse ist ferner, was Joest über die empörende englische Politik — wenn man anders dieses Wort für brutale Gewalt brauchen will — gegenüber den Eingeborenen, wie den Basutos und Zulus, und den Boeren mittheilt (S. 124, 168, 205). Von letzteren entwirft er (S. 100 ff.) eine nicht gerade günstige Schilderung, die vielleicht etwas von einigen unangenehmen persönlichen Erfahrungen beeinflußt ist. Vor allem tadelt er ihre große Unreinlichkeit, ihre elenden Wohnungen, ihr Ungeziefer, ihre grobe Ungeschliffenheit, die Trägheit der Frauen, die in ihren Lehnstühlen zu kolossalem Leibesumfange anschwellen; ja selbst die von anderen Seiten gerühmte Gastlichkeit spricht er ihnen ab. Dagegen lobt er ihre Frömmigkeit, ihre Mäßigkeit, ihr vorzügliches Schießen, die Ehrlichkeit und Einfalt, die so häufig und so arg mißbraucht worden ist, daß der Boer zuletzt mißtrauisch geworden ist. Faßt man aber die Niedertracht ins Auge, mit welcher England ohne Unterlaß die freiheitliebenden Boeren gedrangsalt und wiederholt zur Auswanderung getrieben hat, so kann man sich nur wundern, daß dieselben im harten Kampfe um ihre Existenz noch einen solchen Grad von Kultur sich bewahrt haben; liebenswürdig kann ein geschundenes Volk schwerlich sein.

An der Ostküste Afrikas besuchte Dr. Joest eine Reihe portugiesischer Hafenplätze, wie Lourenço Marques, Inhambane, Quelimane, Moçambique und Ibo, und hier nimmt er Gelegenheit, für eine gerechtere Beurtheilung portugiesischer Kolonialwirthschaft, als sie namentlich bei englischen Schriftstellern gang und gäbe ist, ein Wort einzulegen, wie das unlängst Dölter in Hinsicht auf die portugiesischen Kolonien in Senegambien gethan hat. Diejenigen an der Ostküste sind nach Joest die allerschlimmsten unter den am ungünstigsten gelegenen und ungesundesten Punkten der Erde — und Portugals Schuld ist es nicht, daß dort nicht alles so ist, wie es sein sollte; aber besser als dort steht es mit der moralischen und physischen Gesundheit z. B. auch nicht in den Städtchen am unteren Mississippi, in dem niederländischen Atjeh, an vielen Orten Britisch-Indiens, im spanischen Havannah oder im französischen Numea oder Cayenne. Portugal läßt sich zudem seine ostafrikanischen Kolonien viel mehr kosten, als man im Allgemeinen glaubt; so zahlt es z. B. der englischen Telegraphengesellschaft für zwei Stationen in Lourenço Marques und Moçambique jährlich 100 000 Mark und der Castle Mail P. Co., welche monatlich einmal von Natal der Küste entlang bis Moçambique fährt, und das mit recht kleinen und schlechten Schiffen, jährlich 320 000 Mk. Der Vorwurf, daß Portugal Verbrecher nach seinen Kolonien transportire, trifft in derselben Weise Frankreich hinsichtlich Neu-Caledoniens, nur mit dem Unterschiede, daß die portugiesischen Sträflinge keiner benachbarten Kolonie einer anderen Nation lästig fallen, während dies mit den aus Neu-Caledonien nach Australien entweichenden Deportirten der Fall ist. Und daß sich die Portugiesen am Sklavenhandel betheiligen, bestreitet Joest entschieden; derselbe liegt vielmehr in den Händen der Negerhäuptlinge und Araber — und wer sind die Abnehmer dieser menschlichen Waare? Abgesehen von den Mohammedanern Afrikas, Madagaskars und der Comoren nur die englischen Zuckerpflanzer auf Mauritius und die Franzosen auf Réunion, wobei es in Wirklichkeit keinen Unterschied macht, daß dieselben die Schwarzen nicht „kaufen", sondern „als freie Arbeiter engagiren". Aber wenn Joest so die portugiesischen Kolonien gewissermaßen in Schutz nimmt, so ist er doch himmelweit davon entfernt, die ostafrikanische Küste irgendwie zu empfehlen. Was er in dieser Hinsicht S. 214 f. sagt, sind beherzigenswerthe Worte. „Möge doch kein Deutscher durch irgend welche Berichte sich verführen lassen, nach dem tropischen Afrika auszuwandern. Wenn es reichen Privatleuten Vergnügen macht, ihr Geld in Ost-, West- oder auch Südafrika anzulegen und möglicherweise los zu werden, so ist das ja vollkommen Privatsache der betreffenden Leute — der kleine Mann aber, sei er Bauer oder Arbeiter, hat an

der ganzen Ostküste heute noch nicht die geringste Aussicht weiter zu kommen. Jeder deutsche Konsul wird ihm bei seiner Ankunft in Afrika denselben Bescheid geben: „Wenn Sie Geld haben, dann können Sie das hier sehr schnell los werden, und wenn Sie keins haben, dann werden Sie sehr bald betteln oder verhungern müssen; auf jeden Fall thun Sie gut, so rasch wie möglich in Ihre Heimath zurückzukehren." — Es klingt beinahe wie Hohn, wenn — wie dies vor Kurzem geschehen — zur Empfehlung des Kongobeckens den Einwanderern gerathen wird, „Orangen oder Reis zu bauen". Was sollen denn die Leute mit den Orangen machen? Sich satt daran essen? Sie verkaufen? Wohin? An wen? Wie kann man ferner einem Europäer rathen, im äquatorialen Afrika Reis zu bauen! Erstens ist Reisbau so ziemlich die schwierigste aller Kulturen, dann aber auch gewiß die dem Arbeiter gefährlichste.

Der Handel der portugiesischen Ostküste ist ganz in Händen von Nichtportugiesen, nämlich von Franzosen, Schweizern, Deutschen und Niederländern; Engländer giebt es sehr wenige dort. „Dieselben können sich nun einmal nicht mit den Romanen vertragen und sind darum hier ebenso unbeliebt, wie in manchen anderen Theilen der Welt." Alle Plätze der Ostküste, an welchen die Portugiesen ihre Macht aufrecht zu halten trachten, sind entweder Inseln oder sie liegen an Flüssen nahe deren Mündung; auf dem Festlande haben sie meist wenig zu sagen. So bezahlt z. B. der Gouverneur von Chiloane den Eingeborenen der gegenüberliegenden Küste jährlich eine bestimmte Summe für die Erlaubniß, sein Vieh dort weiden lassen zu dürfen.

Als ein längeres Beispiel aus Joest's Buch, das wir eindringlich als ein gutes zum Lesen empfehlen, geben wir zum Schluß einige Abschnitte aus seiner Schilderung der Kapitale des portugiesischen Ostafrika, der „bedeutenden und aufblühenden Handelsstadt" Moçambique. „Wenn die Stadt vom Wasser aus keinen günstigen Eindruck macht, so überrascht sie dagegen durch ihre Originalität und Schönheit, sobald man den Fuß ans Land gesetzt hat. Moçambique zeigt uns heute noch den reinsten Typus einer kolonialen Hauptstadt der vorigen Jahrhunderte, wie er jetzt nur noch selten in der Welt zu treffen ist; manche Theile und Straßen erinnerten mich lebhaft an Lima oder Mexico, und wenn Goa oder Macao aus ihren Trümmern erstehen könnten, dann würden sie gewiß Moçambique ähnlich sein.

Die Straßen aus natürlichem, nur glatt gehauenem Korallenfels sind eng und winkelig, aber auffallend sauber; die meisten Häuser erscheinen unbewohnt, hohe Mauern grenzen sie nach der Straße hin ab und die wenigen Fenster sind stets verschlossen; im Inneren aber, im Hofe, unter Palmen und zwischen plätschernden Brunnen, liegt die Dame des Hauses im Schaukelstuhl und träumt von Intriguen und Liebesabenteuern — zuweilen auch prügelt sie ihre Negerinnen.

Grell roth, blau oder gelb sind alle Häuser angestrichen, auf allen Plätzen aber und zumal auf der die ganze Insel der Länge nach durchziehenden Straße bieten Alleen und parkartige Anlagen von Ficus, Tamarinden oder Palmen wohlthuenden Schatten und Kühlung. Wenngleich im übrigen die Hitze bei Tage manchmal grauenhaft ist, so macht sie sich im Inneren der Wohnungen und zumal in den Bureaus und Häusern der fremden Residenten, die in den luftigsten Steinbauten, welche ich je gesehen, leben, kaum bemerkbar. Die Front jener ursprünglich von den Sklavenhändlern erbauten Paläste schaut nach der See, und vor denselben bis dicht ans Ufer oder bis ins Meer hinein dehnt sich ein von geräumigen Gebäulichkeiten umgebener Hof aus. Eine Treppe oder Landungsbrücke erlaubt kleineren Seglern oder Leichterschiffen, direkt hier anzulegen. Hinter den Faktoreien zieht sich eine der Hauptstraßen Moçambiques hin und von hier aus tritt der Besucher, der sich in der Tragbahre von vier schnellfüßigen Schwarzen durch die engen Gassen der unteren Stadt hat schleppen lassen, in eine geräumige Vorhalle, wo ihn der meist nach Zanzibar-Art gekleidete Pförtner in langem weißem Hemde und kleiner rother Mütze empfängt. Mächtige Treppen führen aus der Vorhalle nach dem ersten und einzigen Stock des Hauses, dessen drei oder vier Zimmer, welche die volle Breite des Hauses einnehmen und die theils zu Bureaus, theils zu Wohnzimmern benutzt werden, sämmtlich von der Größe europäischer Tanzsäle sind. Schwere kaum behauene Balken tragen die Decke, die Thüren aus eisenbeschlagenen Planken erinnern an Festungsthore, die Wände sind oft mehrere Fuß dick, die Balkone und Verandas nach dem Meere hin meist aus massivem Stein aufgeführt und selbst die Dächer sind theils gewölbt, theils aus Stein und Cement gebaut, kurz, solche Faktorei macht ganz den Eindruck eines Privatkastells, die Schöpfung gediegensten Reichthums.

Die ursprünglichen Besitzer dieser Paläste sind heute, nachdem der Sklavenhandel unterdrückt wurde, zwar verarmt, die jetzigen Bewohner aber haben es verstanden, den Handel in legitime Bahnen zu lenken, wobei sie bedeutende Gewinnste erzielen. Ein- und Ausfuhrartikel sind ganz dieselben wie in den südlichen Häfen (Kopra, Erdnüsse, Kautschuk, Bienenwachs, Kopal, Sesam, Elfenbein werden von Chiloane und Quelimane aus exportirt). Auch hier finden wir wieder die Banianen, die, ohne sich weit ins Innere zu wagen, meist weißen Kattun (derselbe wird später von den Negern gefärbt) oder Glasperlen (aus Venedig) gegen Elfenbein und Kautschuk eintauschen.

Die ganze Insel Moçambique ist kaum $1\frac{1}{2}$ Meilen lang und an der breitesten Stelle vielleicht 500 Schritte breit; die Zahl der Bevölkerung mag 150 Weiße, mehrere hundert Banianen, einige Chinesen und Araber und 4000 bis 5000 Eingeborene bezw. Makuas vom Festlande betragen. Die Wohnungen dieser letzteren sind nicht gerade malerisch: dicht drängen sich viereckige Palmhütten an einander, deren Reinlichkeit manches zu wünschen übrig läßt; aber die herrliche Natur, die Heiterkeit aller Creatur, das vollständige Sichgehenlassen derselben in Kleidung und Verkehr versöhnt mit allen Schattenseiten, so daß man diese Menschen, die, beinahe vollkommen bedürfnißlos, nur einen Tag in der Woche arbeiten, um den Rest der Zeit damit zuzubringen, der jeweiligen Geliebten ihres Herzens den Hof zu machen, fast beneiden könnte.

Neben den Eingeborenen sind es die indischen Banianen, die manchen Straßen der Stadt ihr eigenthümliches Gepräge verleihen. Zumal Abends konnte man sie beobachten, wie sie in ihren Gewölben beim Scheine bronzener Ampeln ihr Geld zählten und des Tages Gewinn berechneten, oder wie sie auf breiten gepolsterten Sophas, die ihnen zugleich als Bett und Schreibtisch dienen, zusammenhockend plauderten. In den Händen dieser Banianen ruht das ganze höchst bedeutende Geschäft von Moçambique mit Indien; Hunderte von Segelschiffen kommen mit jedem Nordostmonsun von Bombay, um mit wechselndem Passate nach Indien zurückzukehren. Haupteinfuhrartikel sind indische Gewebe, die werthvollste Rückfracht bildet Elfenbein.

Nur wenige Araber und Chinesen leben in Moçambique; letztere sind meist Handwerker, während erstere sich

hauptsächlich mit Sklavenhandel beschäftigen, und so lange diese Leute ihr schwarzes Elfenbein in Madagaskar, den Comoren oder Arabien mit viel Verdienst absetzen können, so lange wird dieses Geschäft auch weitergehen. Die schwarzen Häuptlinge der Küste werden sich stets ein Vergnügen daraus machen, Kriegsgefangene oder auch ihre eigenen Unterthanen an irgend einem Platze der Küste, über den man vorher übereingekommen ist, zusammenzutreiben. Der arabische Kapitän klarirt sein Schiff unter irgend einem beliebigen Vorwande, in dunkler Nacht nähert er sich der Küste, wo ihn dichtes Gebüsch mit Leichtigkeit verbirgt, und sobald die schwarze Ladung an Bord ist, segelt er schleunigst nach seinem Bestimmungsorte. Diesen Handel ganz zu unterdrücken, gelingt den portugiesischen Kriegsschiffen ebenso wenig, wie es einst den Engländern gelang.

Materiell lebt man recht gut in Moçambique, auch giebt es dort mehrere große Läden mit allen möglichen europäischen Waaren. Der Aufenthalt in der Hauptstadt würde überhaupt, abgesehen von der Hitze, wiederum ein ganz angenehmer sein, wenn nur das Klima auch hier nicht so ungesund wäre. Eine Erklärung dieses Umstandes ist schwer zu finden, denn die kleine Koralleninsel wird stets vom Seewind bestrichen und der Europäer trinkt — wenn überhaupt — nur filtrirtes Regenwasser, das von den flachen Dächern in großen gemauerten Behältern zusammenströmt. Der Schmutz des Negerviertels aber und manche Gewohnheiten seiner Bewohner mögen hauptsächlich dazu beitragen, Fieber und Malaria stets auf der Insel herrschen zu lassen. Aller mögliche Schmutz und Unrath wird am Meeresstrande zusammengetragen, und der Geruch, zumal bei Ebbe, ist hier unerträglich. Kanalisation kennt man nicht und viele Fieber werden wohl auch vom Festlande eingeschleppt, kurz, die Eingeborenen sterben häufig in erschreckendem Maße und von den 150 hiesigen Europäern (mit den Portugiesen) war kurz vor meiner Ankunft während einer Woche täglich einer gestorben."

Hochzeitsbräuche im Altai.

Folgende Schilderung entnehmen wir dem kürzlich erschienenen höchst interessanten Werke von Professor Dr. Wilh. Radloff („Aus Sibirien". Lose Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Linguisten. Leipzig, T. O. Weigel, 2 Bde.).

„Die Hochzeitsbräuche bei den Altajern sind folgende: Der Jüngling sucht sich meist selbst die Braut aus, die ihm gefällt, und bittet seinen Vater, um dieselbe zu werben. Bei Armen reitet der Vater selbst zur Werbung aus, bei wohlhabenden Leuten werden gewöhnlich zwei nahe Verwandte als Brautwerber (Kuda) ausgeschickt. Wenn die Brautwerber eintreffen, steigen sie in einiger Entfernung von der Jurte vom Pferde und nähern sich dann mit langsamen Schritten derselben. Sobald sie durch die Thür eingetreten sind, bleiben sie stehen und der eine stopft stehend seine Pfeife, der andere schlägt Feuer an und entzündet ein Stück Schwamm, das er in der Hand hält, dann treten sie auf den Vater der Braut zu, knien auf das linke Knie nieder und verneigen sich tief; darauf spricht der erste Brautwerber:

„Vor der Schwelle deines Hauses
Neige ich jetzt meine Knie,
Bin zu deinem Haus' gekommen,
Freuend hier mich deines Reichthums,
Bin gekommen zu der Jurte,
Um der Jurte Haupt zu bitten.
Mög' für immer unzertrennlich
Uns Gevatterschaft verbinden!
Wie die Wangen unzertheilbar,
Wie am Panzerhemd der Kragen,
Mög' Verwandtschaft uns verbinden!
Fest wie Birkenrindenschichten,
Dicht wie feine Doppelnaht!
Will den Stiel des Messers fordern!
Bitten um des Kessels Henkel!
Hat der Krieg geherrscht seit Langem,
Hat zerrüttet neun Geschlechter,
Frieden schließen will ich jetzt,
Will Verwandtschaft jetzt begründen,
Gieb uns jetzo deine Antwort!"

Während er diese Worte spricht, hält der erste Brautwerber die Pfeife dem Vater hin, während der andere den Schwamm bereit hält, um sogleich dieselbe anzuzünden, sobald jener die Hand danach ausstreckt, was als ein untrügliches Zeichen gilt, daß er die Werbung günstig aufzunehmen gewillt ist. Gewöhnlich ergreift der Vater sogleich die Pfeife, da man meist schon vor der officiellen Werbung im Geheimen hat anfragen lassen. Geschieht das aber nicht, so bittet er die Brautwerber etwas zu verziehen, er habe sich mit der Mutter der Braut und den Verwandten noch zu berathen. Dann treten diese Familienglieder in eine benachbarte Jurte und halten Rath. Der Vater kehrt nun zur ersten Jurte zurück und ergreift die Pfeife, die im selben Augenblicke vom zweiten Freiwerber angezündet wird, sobald der Brautvater sie zum Munde führt. Jetzt beginnt die Besprechung über den Kalym (das Geld oder das Vieh, welches der Bräutigam dem Vater der Braut zu zahlen hat) und die Mitgift (endji-kondjy). Wenn die Geldangelegenheiten geordnet sind, so setzen sich alle im Kreise um das Feuer und beginnen ein lustiges Zechgelage. Der Brautvater reicht die ersten beiden Schalen mit Branntwein den Brautwerbern. Hierauf verlassen diese die Jurte des Brautvaters und reiten zum Bräutigam zurück, dem sie unter fast gleicher Ceremonie die Bedingungen des Brautvaters mittheilen. Hier wird nach Annahme der Bedingungen ebenfalls tapfer gezecht. Dabei wird nicht nur die Höhe des Kalyms, sondern auch der Zahlungstermin festgesetzt.

Von dieser Zeit an werden die jungen Leute als Verlobte angesehen. Der Bräutigam (Koltu) darf die Braut (Syrgali) besuchen, hat aber nur das Recht, sich bis zum Abend in der Jurte aufzuhalten. Sobald die Zahlung an den Brautvater erfolgt ist, wird Hochzeit gemacht. Der Vater des Bräutigams baut seinem Sohne eine neue Jurte und übergiebt ihm einen Theil seines Vermögens (ändji).

Am Hochzeitstage begiebt sich dann der Bräutigam in Begleitung zweier junger Leute zur Jurte der Braut. Etwa hundert Schritte vor der Jurte halten sie an, steigen vom Pferde und schreiten, Hochzeitslieder singend, auf die Jurte zu.

Was ist Werthvolles im Walde?
Werthvoll ist der schöne Zobel.
Was ist Werthvolles beim Volke?
's ist das Mädchen mit sechs Zöpfen!

Was ist Werthvolles im Walde?
's ist der Zobel, der vierfüß'ge.
Was ist Werthvolles im Volke?
's ist das Mädchen mit vier Zöpfen!

Der da rupft das weiße Kraut,
Weißer Schimmel, sag': wo bist du?
Deren Haar im Nacken gelb ist,
Bräutchen, sage mir, wo bist du?

Der da rupft das blaue Kraut,
Blauer Schimmel, sag': wo bist du?
Deren Haar im Nacken schwarz ist,
Bräutchen, sage mir, wo bist du?

Die Eltern der Braut treten aus der Jurte und empfangen den Bräutigam vor der Thüre. Hierauf wird er feierlichst in die Jurte geführt und mit Branntwein bewirthet und nun ihm vom Schwiegervater die Braut übergeben. Alsdann begiebt sich das junge Paar mit allen Verwandten zur Jurte des Bräutigams. Die Braut reitet auf einem eigenthümlich aufgezäumten Pferde, zwischen den beiden Begleitern des Bräutigams, von denen jeder einen kleinen Birkenbaum vor sich im Sattel hält, an welchem ein Vorhang befestigt ist, den sie vor die Braut halten. Sie darf während des ganzen Rittes weder den Weg noch die neue für sie hergerichtete Jurte sehen, ehe sie in dieselbe eintritt. Dieser Brautzug wird von einer großen Menge von Anverwandten und Freunden begleitet. Die Jurte des Schwiegervaters ist von Verwandten und Freunden gefüllt. Beim Abschiede segnen die Eltern die Braut und geben ihr den Rath, wie sie in der Fremde leben soll. Wenn dieselbe in die Jurte des Schwiegervaters getreten ist, so verneigt sie sich bis zur Erde vor der Feuerstelle. Darauf richtet der Schwiegervater oder ein Anverwandter folgenden Segensspruch an die Braut:

Möge Gottes Auge auf dir ruhen,
Treffen dich der alten Leute Segen,
Auf dir ruhn des hohen Gottes Auge!
Dich erreichen hoher Menschen Segen!
Reich an Asche sei dein Wohnplatz!
Zahlreicher als Schaf- und Lämmerherden
Mögen deine Nachkommen dir wachsen,
Zahlreicher noch als des Auerhahns Brut
Mög' erwachsen dir der Kinder Menge!
Dichter noch als das Gestrüpp von Weiden!
Dichter als die Saat im Acker aufsprießt!
Möge vor dir stets der Mond erglänzen!
Scheinen hinter dir die helle Sonne!
Vor dir auf den Rockschoß mögen Kinder geh'n!
Hinter dir des Viehes Menge folgen!
Die dreijähr'gen Pferde mögen Füllen werfen!
Saumen haben deine vierjährigen Pferde!
Möge rein stets bleiben deine Kleidung!
Ab nicht magern deine Pferdeherden!
Möge dir der Rücken ja nicht faulen!
Lange währen deine Lebenszeit!
Ewig währen deine Lebenstage!
Nehmen mögst du da, wo nichts mehr ist zu nehmen!
Halten da, wo nichts mehr ist zu halten!
Flink mög' immer dein Verstand sein!
Leicht erfassen deine Geisteskräfte!
Der Bewangte möge niemals mit dir zanken!
Dich bedrücken nicht der Achselträger!
Fest wie Eisen sei der Boden unter dir!
Sei wie Eisen gegen den dich Tretenden!
Fest sei stets dein Dreifuß, wie von Stein,
Einen Haufen bild' dein Aschenmehl!
Warm sei stets dein Lebensort!
Hitze möge stets dein Feuer strahlen!
Nahrvoll möge deine Nahrung sein!
Reichlich möge dir die Speise fließen!
Zahlreich sei die Kleidung dir im Hause,
Schön das Haus, das du betrittst!
Möge Gott den Willen dir befest'gen!
Mögst du einen Nachfolger gebären!
Mög' dein Arm dir nie erkranken!
Deine Achselhöhle nie dir schmerzen!
Stattlich möge sein dein Söhnlein!
Viel Gelage mögest du bereiten!
Hundert, hundert Jahre sollst du bleiben!
Einen schnellen Renner sollst du reiten.

Nach diesen Worten reicht der Schwiegervater dem jungen Paare eine Schale Branntwein. Sind alle Anwesenden bewirthet, so wird das Brautpaar feierlich in seine neue Jurte geführt. Vor ihnen her trägt man abermals den zwischen zwei Birkenstämmen ausgespannten weißen Vorhang. Nach ihrem Eintritte in die Jurte verneigt sich die junge Frau vor der Feuerstelle, wirft alsbald ein Stückchen Fleisch ins Feuer und schüttet einige Tropfen Kumys hinein. Hierauf wird der weiße Vorhang vor das Bett der Neuvermählten gehängt und wenn dies geschehen, so nimmt das Brautpaar seine Plätze als Wirthe der neuen Jurte ein. Die Feierlichkeit schließt mit einem Gelage, das bei reichen Altajern mehrere Tage dauert. Da die Jurten gewöhnlich nicht die Menge der Gäste zu fassen vermögen, so werden an mehreren Stellen im Freien große Kessel aufgestellt und um jeden Kessel schart sich ein dichter Kreis von Gästen. Ein solches Gastmahl soll besonders des Abends einem Feldlager ähnlich sein."

Kürzere Mittheilungen.

Diamantgruben in Neusüdwales.

Ganz vor Kurzem sind in Neusüdwales Entdeckungen von Diamantgruben gemacht worden, welche die Kolonie in nicht geringe Aufregung versetzt haben. Bekanntlich hat Australien sich bisher an edlen Steinen nicht reich erwiesen. Allerdings sind schon seit geraumer Zeit Diamanten in verschiedenen Theilen von Neusüdwales gefunden worden, und man versprach sich früher große Dinge von denselben, aber die Resultate lohnten die aufgewandten Anstrengungen und Kapitalien keineswegs. In allerjüngster Zeit gelangten aber einige Steine nach London, die anfangs den Schleifern in Amsterdam viel Mühe machten und nicht die rechte Beachtung finden wollten, nach Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten aber für äußerst werthvoll erklärt wurden.

Der Fundort befindet sich im Norden von Neusüdwales auf halbem Wege zwischen der Hauptstadt und der Queensländer Grenze in öder, wasserloser Gegend. Das Diamantenfeld Bingera liegt in der Grafschaft Murchison in Neusüdwales, führt den Namen nach dem nahen Städtchen Bingera, und ist leicht von Tamworth und Glen Innes aus zu erreichen, die beide nördlich von Sydney gelegen sind. Schon seit langen Jahren waren kleine Diamanten daselbst zufällig gefunden worden, auch einzelne Diamantengräber hatten Versuche gemacht, sie auszubeuten; indeß da man die gefundenen Steine für weniger werthvoll als die brasilianischen und die Kapsteine hielt, und die Ausbeute mit einigen Schwierigkeiten verknüpft ist, die zu überwinden große Mittel für Einzelne erfordert, auch die Kenntniß erfahrener Gräber fehlte, so fand Bingera nicht sogleich die allgemeine Beach-

tung. Erst seitdem Diamantengräber von Kimberley in Südafrika, zwar getäuscht, jedoch mit Erfahrungen zurückkehrten, stellten sich solche in Bingera in größerer Zahl ein, und die somit häufigeren Funde führten endlich zur Bildung einer Gesellschaft, die unter dem Namen „Australische Diamanten-Minen-Kompagnie" vor etwa einem Jahre 40 Acker Land bei Bingera zum Preise von mehreren Tausend Pfd. St. kaufte und eine regelrechte Bearbeitung derselben unter Leitung eines erfahrenen Verwalters, den sie vom Kimberley-Diamantfelde gewonnen hatten, begann. Er studirte das dortige Feld sehr sorgfältig und ließ in Melbourne nach seiner Angabe die nöthigen Maschinen bauen, die zum Auswaschen der Edelsteine aus dem Diamantendrift nöthig sind, und vor deren Vollendung und Aufstellung ließ er an verschiedenen Stellen nach Wasser graben und bohren, da kein Oberflächenwasser daselbst vorhanden ist, und in dem Mangel desselben bis jetzt die Hauptschwierigkeit einer Ausbeute bestand. Bis jetzt ist es leider noch nicht geglückt, eine genügende Wassermenge für einen flotten Betrieb zu erhalten, und die Kompagnie hat sich jetzt entschlossen, eine Eisenbahn nach dem etwa drei Meilen entfernten Flusse Gwydir zu bauen, der das ganze Jahr hindurch genügende Wassermengen bietet, die einen großen und fortgesetzten Betrieb sichern. Auf dieser Bahn soll der Waschdrift zum Flusse geschafft, die Maschinerie dort aufgestellt und die Auswäsche vollzogen werden. Die Anlage einer solchen Bahn ist leicht und der Terrainfall so günstig, daß die beladenen Wagen ohne jede Schwierigkeit bis zum Ufer des Gwydir laufen können. Ist sie vollendet, so erwartet man einen Aufschwung dieses Feldes, wie er niemals größer in Südafrika war. Seither sind Versuchsausbeutungen und Auswaschungen an verschiedenen Stellen mit den glücklichsten Erfolgen unternommen worden, und in kurzer Zeit konnte die Kompagnie die erste Diamantensendung nach Europa abgehen lassen, der bald zwei andere und größere folgten. Die günstige Aufnahme und die vortheilhafte Beurtheilung, die sie bei den ersten Kennern und Käufern fanden, veranlaßte die Aufstellung einer verbesserten Maschine, auf der täglich 200 Ladungen Waschstoff gewaschen werden können; indeß trotzdem ist der Betrieb wegen Mangels am nöthigen Wasser auch jetzt noch kein schwunghafter. Ein Fangdamm ist aufgeführt und ein Brunnen liefert nur für einige Tage Arbeit Wasser. Nach den dabei gemachten Erfahrungen gewann man hinter einander aus 40 Ladungen Waschstoff 58 Diamanten im Gewichte von 10 Karat, aus 20 Ladungen 190 Diamanten von $39^3/_4$ Karat, aus 27 Ladungen 159 Diamanten von 35 Karat, aus 21 Ladungen 127 Steine von $25^1/_2$ Karat und aus 27 Ladungen 98 Steine von 20 Karat. Im letzten Waschen wurden aus 81 Ladungen 282 Steine im Gewichte von $56^1/_4$ Karat gewonnen. Größere Diamanten hat man bis jetzt nicht gefunden; indeß sind diese überall selten und in den berühmten Kimberley-Minen kommt nach gemachter Erfahrung auf 10 000 kleine Steine nur ein größerer. Erst mit größerer Tiefe möchte die Größe der Steine zunehmen. Man rechnet, daß bei $^1/_2$ Karat Ausbeute von einer Ladung der Abbau im Kimberley-Distrikte noch vortheilhaft ist, um so mehr in Bingera, wo die Steine fast 50 Proc. werthvoller sind. Man rechnet hier die Kosten einer Ladung Waschstoff auf 2 sh 6 d, und wird auch nur $^1/_2$ Karat daraus gewonnen, so beträgt der Gewinn mindestens 17 bis 18 sh per Ladung. Den Ansichten des bekannten Geologen Wilkinson zufolge wird die Ausbeute von Diamanten in Neusüdwales in kurzer Zeit eine sehr bedeutende Rolle spielen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In Band 31 des Sammelwerkes „Das Wissen der Gegenwart" giebt einer der besten Kenner der Pyrenäenhalbinsel, Prof. M. Willkomm in Prag, die Schilderung des Centrums und Nordens von Spanien, die ungefähr in derselben Weise gehalten ist, wie der betreffende Abschnitt in Wappäus' Handbuch der Geographie und Statistik. Von besonderem Interesse sind die Kapitel über physische Kultur, Industrie, Handel u. s. w., welche die in den letzten Jahrzehnten gemachten Fortschritte dieses wenig bekannten Landes recht erkennen lassen, aber auch die Mängel, namentlich im Unterricht, hervorheben.

— Vor einigen Jahren wurde von russischer Seite viel Aufhebens von dem raschen Aufblühen des Hafenplatzes Libau in Kurland gemacht, und dasselbe war auch unverkennbar. Aus- und Einfuhr daselbst hatten in den letzten Jahren folgende Werthe:

1880	35 670 000 Rubel
1881	39 460 000 „
1882	44 390 000 „
1883	64 791 239 „
1884	52 989 590 „

Das Jahr 1884 zeigt also eine beträchtliche Abnahme gegenüber dem vorhergehenden, nämlich 2 784 457 Rubel im Import und 9 017 192 Rubel im Export. Ebenso hat der Schiffsverkehr abgenommen: 1884 betrug derselbe 1773 Schiffe gegen 1817 im Jahre 1883. Obwohl der Handel im vergangenen Jahre immerhin der bedeutendste des Platzes, 1883 ausgenommen, gewesen ist, so sind doch die Krisis im russischen Kornhandel, eine Folge der amerikanischen und indischen Konkurrenz, und das beträchtliche Sinken der Ausfuhr schlimme Zeichen. Der Wohlstand Libaus steigt und fällt mit dem russischen Kornhandel, in welchem es nach St. Petersburg und Odessa die dritte (im Export von Roggen und Hafer allein sogar die erste) Stelle einnimmt.

Asien.

— Eine sehr gründliche Abhandlung über die Beschneidung bei den Völkern des Indischen Archipels von Dr. G. A. Wilken ist in Bydragen tot de Taal-Land- en Volkenkunde von Nederl. Indie X, 2 enthalten.

— Anfangs April haben die Engländer sich eine Marinestation auf der Insel Kö-mun-do (Port Hamilton) gesichert, welche unter 34° nördl. Br. etwa 50 km südlich von der Südküste Koreas liegt und die südliche Einfahrt in das Japanische Meer, die Broughton-Straße, beherrscht. Sie liegt so recht in der Mitte zwischen Japan, Korea und dem nördlichen China, ist also zu dem angegebenen Zwecke vorzüglich geeignet. Daß Port Hamilton von den Tagesblättern auf der großen Insel Quelpart gesucht wird, ist ein Irrthum.

Afrika.

— Eine von der französischen Regierung ernannte Kommission hat die Wälder Tunesiens untersucht und kürzlich darüber berichtet. Südlich von dem Hauptstrome Medscherda bestehen die sogenannten Wälder nur aus Gebüsch von Cal-

listus, Wachholder, Aleppofichten und kleinen Eichen; der Wald ist zur Erlangung von Ackerland und Weiden ausgerodet worden und nur stellenweise haben sich Gruppen größerer Bäume, wie Aleppofichten und Oelbäume, erhalten: Hier ist also nichts mehr zu erhalten, und eine Aufforstung würde sehr bedeutende Kosten erheischen. Eine ganz andere Erscheinung bieten die Berge der Krumir im Norden; dort giebt es prächtige Wälder von alten mächtigen Kork- und weißen Eichen (Quercus Mirbeckii) mit 3 bis 4 m im Umfange haltenden Stämmen, deren unterste Zweige 10 bis 15 m über dem Erdboden sich befinden. Ein Wald bedeckt 100 000 h und enthält außer den oben genannten Bäumen noch Erlen, Weiden, wilde Kirschbäume, Buchen, Pappeln, Stechpalmen, Lorbeerbäume und Tamarisken. Dieser und einige benachbarte Wälder sollten erhalten werden und würden die aufgewendeten Kosten reichlich decken. („Nature.“)

— Von der holländischen Afrika-Expedition ist ein weiterer Bericht bis zum 31. Januar eingelaufen; als derselbe abgeschickt wurde, hatte man Humpata noch nicht erreicht. Die Reise von Mossamedes war am 15. Januar angetreten worden und war für die schwer beladenen Karren mit größeren Schwierigkeiten verbunden, als man vermuthet hatte. Die Oberfläche des Bodens bestand aus tiefem Sande, der mit gewaltigen Steinstücken wie besäet war; der Weg führte über hohe, durch tiefe Schluchten von einander getrennte Bergrücken; nur an wenigen Punkten hat man Bauten ausgeführt, um den Uebergang bequemer zu machen. Ueber Tag ist es unbeschreiblich heiß, während die Nächte empfindlich kalt sind. Die größte Schwierigkeit bietet aber das Ueberschreiten des letzten Rückens, der Serra de Chella, welche das Küstengebiet von der Hochfläche scheidet, auf welcher Humpata liegt. Die Gesundheit der Reisenden hatte viel zu leiden; Goddefroy, namentlich aber Veth waren krank, nur van der Kellen war ganz wohl. Die Nachtruhe wurde durch allerlei Raubzeug gestört, dem drei oder vier der mitgenommenen javanischen Hunde als Opfer fielen. Am 30. Januar hatte man mit vieler Mühe den höchsten Punkt der Serra de Chella erreicht und befand sich am folgenden Tage auf dem nach Humpata zu gelegenen Abhange, als sich Gelegenheit zur Absendung des Berichtes bot.

Nordamerika.

— Das Schuldepartement in Washington veröffentlicht soeben einen Bericht über die Zahl der Colleges und Universitäten in den Vereinigten Staaten, die Zahl der Studirenden und die finanziellen Verhältnisse dieser Institute. Danach stieg in dem elfjährigen Zeitraume 1872 bis 1882 die Zahl der genannten Institute von 298 auf 365, die Zahl der Lehrer von 3010 auf 4413 und die Zahl der Studirenden von 45 617 auf 64 096. Von dieser letzten Zahl befanden sich aber nur 32 258 in den eigentlichen Colleges, die übrigen in den Vorbereitungsanstalten. Das Einkommen dieser Lehranstalten rührt aus zwei Quellen her, aus dem Ertrage der ihnen von den einzelnen Staaten zugewendeten Ländereien und aus den Zahlungen der Studirenden. Das erste Einkommen bezifferte sich auf 2 661 692 Dollars; einzelne Staaten haben ganz bedeutende Dotationen, aus welchen New York 469 317, Massachusetts 292 812, Pennsylvanien 242 822, Maryland 229 734, Ohio 202 510, Kalifornien 101 650 Dollars bezog. Die Zahlungen der Studirenden beliefen sich auf 2 126 664 Dollars. Es befanden sich in allen 365 Universitäten und Colleges 2 514 585 Bände, von denen auf New York mit 28 Colleges 313 316, auf Massachusetts mit 7 Colleges 303 126, auf Pennsylvanien mit 28 Colleges 184 353 Bände kommen u. s. w. Das gesammte, allen diesen Lehranstalten an Grund und Boden, Baulichkeiten und Lehrmitteln zugehörige Vermögen wird auf die stattliche Summe von 43 485 330 Dollars berechnet. Zu gleicher Zeit bestanden in den Vereinigten Staaten 145 theologische Seminare mit 712 Professoren und 4921 Seminaristen, wovon die deutschen Lutheraner 16 Seminare mit 74 Lehrern und 525 Studirenden besaßen.

Südamerika.

— Vor vierzehn Jahren sandte die Londoner Firma Waring Brothers, einem Vertrage mit der argentinischen Regierung gemäß, unter Führung von Robert Crawford eine Expedition nach der Argentina, um eine Trace für die transandinische Eisenbahn nach Chile aufzunehmen. Die Reise wurde 1871/72 ausgeführt; das Buch Crawford's, worin sie beschrieben wird („Across the Pampas and the Andes“, London 1884), ist erst kürzlich erschienen, führt uns aber noch Zustände vor, die jetzt glücklicher Weise der Vergangenheit angehören. Damals hatte die Expedition, so lange sie zwischen 33° und 35° südl. Br. die Pampas durchzog, noch fortgesetzt mit den Einfällen der ungebändigten Indianer zu rechnen, über welche interessante Details mitgetheilt werden; heute ist durch die erfolgreichen Operationen des Generals, späteren Präsidenten, Roca die Grenze um 4 bis 5 Breitengrade nach Süden vorgeschoben, weite Landstrecken sind für die vorschreitende Kultur gesichert worden, und die Bahnen, welche damals nur kurze Strecken landeinwärts reichten, werden bald Bahia Blanca im Süden und Mendoza im Westen, am Fuße der Anden, erreicht haben. Crawford's Buch ist eine unterhaltende Beschreibung der Reise mit ihren täglichen Leiden und Freuden, enthält viele Jagdgeschichten und Notizen über das Thierleben in den Pampas (Hasen, Strauße, Hirsche, Rebhühner, wilde Pferde, Viscachas, Pumas, Flamingos) und Anden (Condors, Guanacos), im Anhange aber (S. 281 ff) nützliche Daten sowohl über die bereits existirenden Eisenbahnen der argentinischen Republik als auch über die projektirte transandinische Linie.

Vermischtes.

— Von H. J. Klein's Lehrbuch der Erdkunde für höhere Lehranstalten (Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn), das wir in Bd. 38, S. 16 ausführlich angezeigt haben, ist jetzt die zweite verbesserte und vermehrte Auflage erschienen (Preis 2 M. 80 Pf.). Wir dürfen das wohl als einen erfreulichen Beweis dafür betrachten, daß die alte Weise, die Geographie auf unseren Schulen als ein Anhängsel des Geschichtsunterrichtes nebenher abzumachen, mehr und mehr verschwindet, daß das topographische Detail und Zahlenwesen zurücktritt gegenüber der Darstellung der großen natürlichen Verhältnisse und des gesetzmäßigen Wirkens von Luft, Wasser rc. In richtiger Würdigung des Nutzens, den die Anschauung vor der Beschreibung voraus hat, ist die Zahl der landschaftlichen Ansichten vermehrt und gewisse Städtetypen zur Darstellung gebracht worden. Möge das Buch in seiner neuen Gestalt fernerhin Gutes wirken.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVII. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

II.

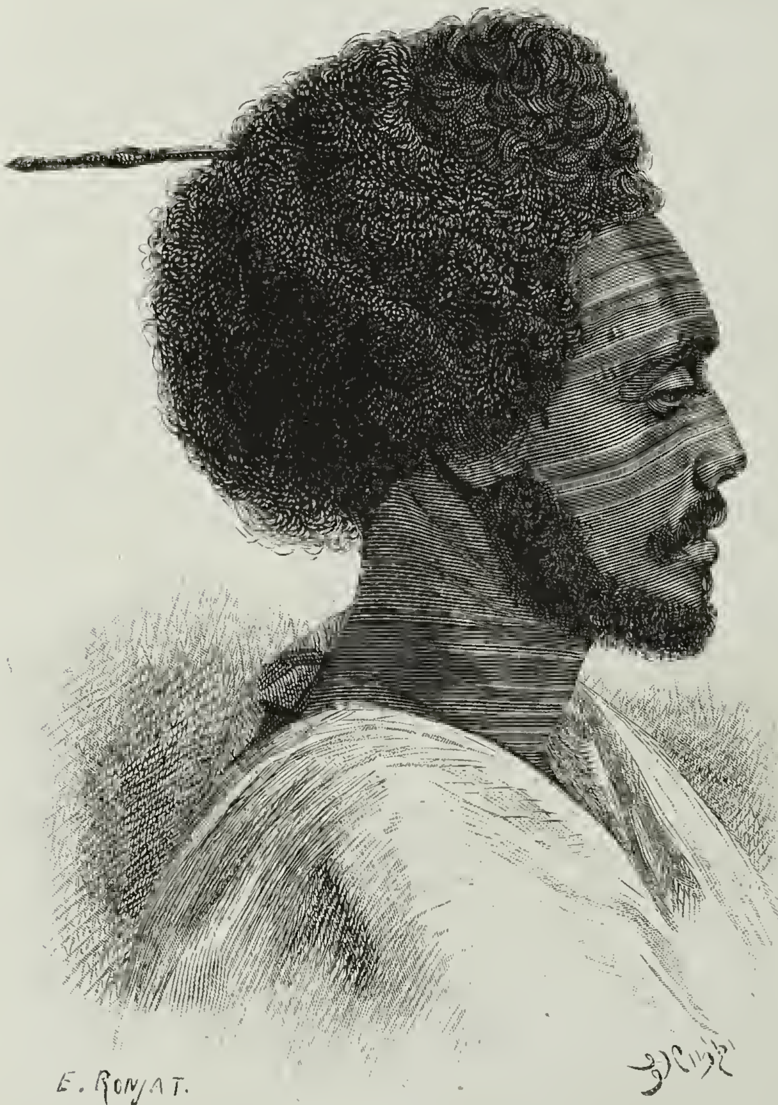
(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Es nahte jetzt die Zeit heran, wo die Barken der Somali und Araber, längs der Küste herabkommend, die Rhede von Zanzibar besuchten und Leute aus jenen Gegenden, welche Révoil zu erforschen vorhatte, mit sich führten. Sein am Landeplatze gelegenes Haus wurde bald zum Sammelplatze dieser Ankömmlinge. Darunter befanden sich einige Eingeborene aus der Gegend des Kap Guardafui, deren Bekanntschaft der Reisende schon früher gemacht hatte; ihre Ansichten über dessen Plan waren wenig ermuthigend und bestätigten nur die Befürchtungen, welche Sultan Said Bargasch diesem gegenüber bereits ausgesprochen hatte. Unter anderen kamen auch Häuptlinge verschiedener Ortschaften der Benadir — so heißen die Bewohner des dem Sultan von Zanzibar unterworfenen Theiles der Ostküste Afrikas vom Aequator bis Mruti; die wichtigsten Orte desselben sind Kismaju, Brawa, Mörka und Mogduschu. Um sich bei diesen einen guten Empfang zu sichern, nahm Révoil sie sehr freundlich auf und ließ keinen mit leeren Händen davongehen. Jeder Bakschisch trug ihm prächtige Versprechungen ein, welche die Eingeborenen auch nicht Anstand trugen, auf Verlangen vor dem französischen Konsul zu wiederholen. Soviel aber stellte sich dabei klar heraus, daß alle diese Häuptlinge, die verschiedenen Stämmen angehörten, unter einander feindlich waren, und daß sie nur auf dem neutralen Boden Zanzibars Ruhe halten mußten, um so mehr, da ihre Anwesenheit daselbst meist mit der Regelung irgend eines Vergehens gegen des Sultans Gouverneure oder Garnisonen zusammenhing. Von besonderem Interesse waren die Häuptlinge verschiedener Tribus von Mogduschu, welche gegen Ende des Nordost-Monsuns auf derselben Barke eintrafen, wie Salem Amari ben-Aod, der Bruder des Geheimsekretärs des Sultans und seit mehr als einem Vierteljahrhundert Agent der französischen Häuser von Zanzibar bei den Benadir; auf ihn und seine Unterstützung hatte Révoil ganz besonders gerechnet. Willig gingen die Häuptlinge auf alle Fragen des Reisenden ein und billigten es, daß derselbe zum Anführer seiner zukünftigen Karawane den Hadschi Ali gewählt hatte. Derselbe war groß, schlank gewachsen, von ausdrucksvollem und beweglichem Gesichte, das von einem dünnen Barte und einem mächtigen krausen Kopfhaare in Gestalt einer Kugel eingerahmt war, und schien in Zanzibar, dessen Markt er regelmäßig alljährlich besuchte, sich eines gewissen Ansehens zu erfreuen. Mit Révoil konnte er sich durch Arabisch verständigen. Zweiter im Kommando war Fage vom Stamme der Bimal, dessen sanftes friedliches Wesen mit dem aufbrausenden Charakter Hadschi Ali's seltsam kontrastirte. Fage war noch nie im Inneren der Somali-Länder gereist, während Hadschi Ali oftmals in den Galla-Ländern nördlich vom Dschub Elfenbein eingehandelt hatte; er wußte auf den Verkehrsstraßen jener Gegend ebenso genau Bescheid, wie auf den Märkten der Küste. Fage

dagegen hatte dem Reisenden während dessen Krankheit einige Freundlichkeiten und Dienste erwiesen und bei ihm gewacht, so daß Révoil hoffte, daß sich beide in Folge ihres verschiedenen Charakters in glücklicher Weise ergänzen würden. Salem dagegen, der Bruder des Geheimsekretärs, zeigte sich weniger zufrieden, gab aber seiner Anschauung nur in den Worten: „Somali sind immer dieselben", Ausdruck; das sollte so viel heißen, als daß es nichts Unverständlicheres giebt, als den Charakter dieses Volkes, der eine Mischung aller möglichen Laster und guten Eigenschaften darstellt. Schließlich aber beharrte Révoil bei seiner Wahl, was die beiden Männer mit Stolz erfüllte.

Starke Regengüsse, sichere Anzeichen des Monsunwechsels, trieben nun den Reisenden zur Vollendung seiner Vorbereitungen an. Geschenke für die Eingeborenen wurden angeschafft und mit dem Nahuda (Kapitän) einer nach Mogduschu gehörigen Barke Verhandlungen angeknüpft. Dieselbe, kaum 30 Tonnen fassend, wurde mit Révoil's Gepäck und den Waaren, mit welchen Salem seine Faktoreien längs der Küste zu versehen hatte, dermaßen vollgestopft, daß der sachkundige Julian von der Verstauung wenig erbaut war. Schließlich wurde zum Schutze der Ladung ein Strohdach angebracht, wodurch die Barke das primitive Aussehen einer Arche Noah erhielt.

Der Sultan, von welchem sich Révoil am 30. April Abends verabschiedete, ließ ihm durch seinen Sekretär Abed warme Empfehlungsschreiben an alle Gouverneure längs der Küste, sowie an die Somali-Häuptlinge von Gelidi



Hadschi Ali.



Fage.

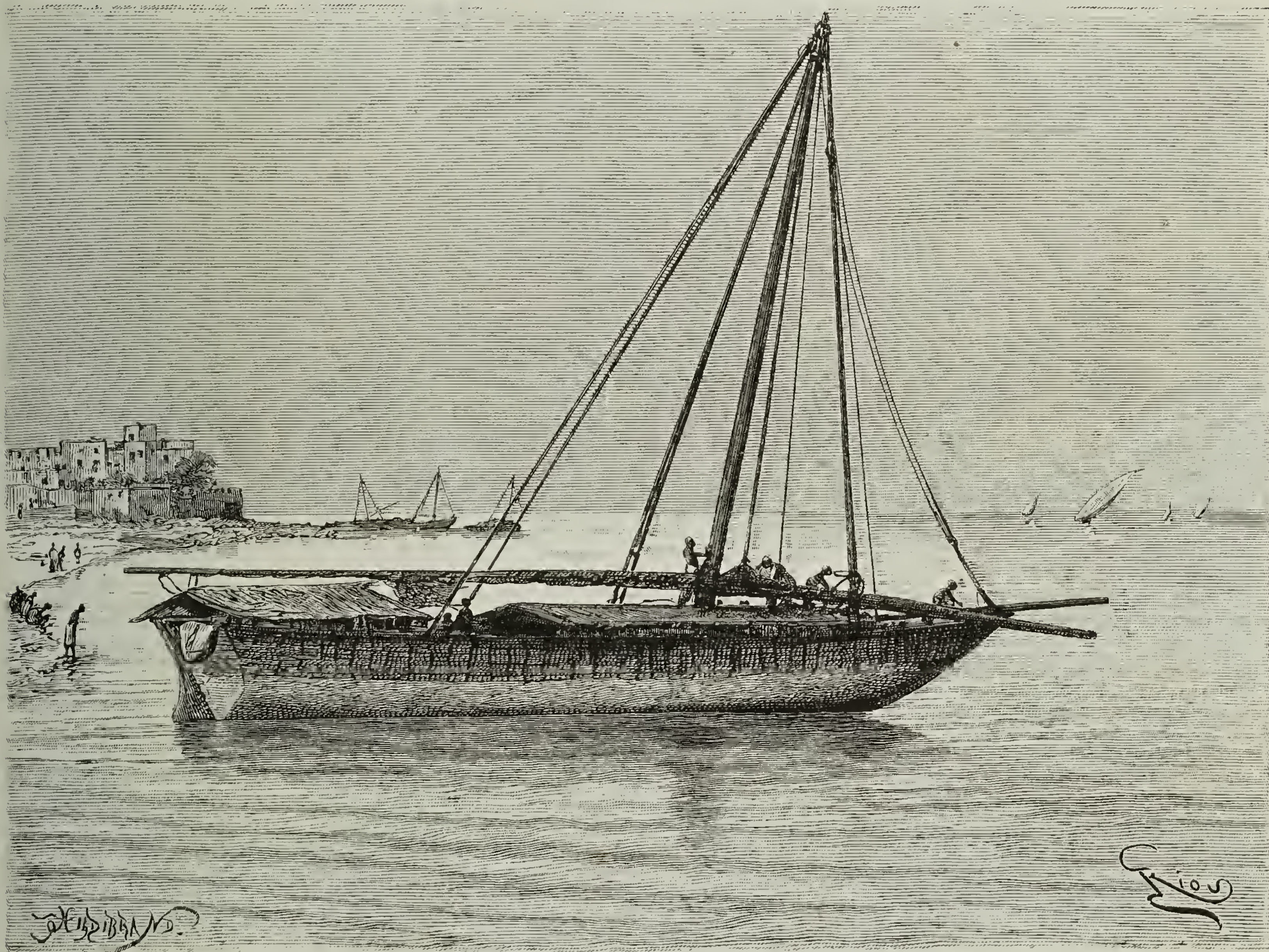
und am oberen Dschub ausstellen, und am Morgen des 1. Mai ließ sich Révoil an Bord seiner draußen auf der Rhede ankernden Barke rudern. Noch in der letzten Stunde waren so viel Früchte, Zuckerrohr und Proviant eingeladen worden, daß Révoil zwischen allen Passagieren und Gepäckstücken kaum einen Platz fand, um sich auszustrecken; die Aussicht, sechs bis acht Tage unter solchen Verhältnissen zubringen zu müssen, hatte durchaus nichts Verlockendes.

Die Barken reisen selten allein, sondern bilden entweder kleine Flotten oder vereinigen sich wenigstens zu je zweien, um sich wechselseitig Hilfe leisten zu können. So hatte sich auch Révoil's Schiff bis Mörka hin mit einer großen „Bagala" von dem doppelten Rauminhalte zusammengethan. Dieselbe war nur zur Hälfte beladen und von nur 40 Mann besetzt; ihr Kapitän forderte deshalb Révoil auf, dem Gedränge seiner Barke zu entfliehen und auf die Bagala überzusiedeln, einen Vorschlag, den er zum Glücke nicht annahm, weil ihm Salem rieth, sich nicht von seinen Leuten zu trennen. Am 2. Mai 5 Uhr Morgens wurde endlich der Anker gelichtet. Bis zum Abend ging alles gut, aber dann, als sie sich Pemba gegenüber befanden, erhob sich ein Sturm, der an Heftigkeit beständig zunahm, und die Barke vollständig zu einem Spielzeuge der Wogen machte. Vor ihren Augen wurde am nächsten Morgen die große Bagala mit Mann und Maus vom Meere verschlungen, ohne daß sie der Besatzung die geringste Hilfe leisten konnten; sahen sie doch selbst ihren Tod jeden Augenblick vor Augen. Mehrere Tage lang dauerte diese kritische Lage, und erst am 6. Mai Morgens, als sie sich Brawa gegenüber befanden, durften sie sich als gerettet ansehen.

Die schwere Belastung der Barke war ihre Rettung gewesen.

Der Anblick des Landes verwischte bald die Erinnerung an die erlittenen Strapazen; auf Révoil's Bitten hielt der Nahuda das Schiff so nahe an der Küste, daß er deutlich die Nomaden sehen konnte, wie sie auf den röthlichen Sandhügeln zwischen sonnenverbranntem Gesträuch ihr Vieh hüteten. So passirte man Agaren, wo sich, fast vor den Thoren von Mörka, ein ansehnliches Somalilager befindet. Dort war die Gegend schon belebter: zwischen Mimosen waren etwa 200 Hütten von der Gestalt spitzer Bienenkörbe zerstreut, und deutlich konnte man von der Barke aus das Hin- und Herlaufen der Neugierigen beobachten, welche die Felsen und den Strand erfüllten, um das Schiff vorbeifahren zu sehen. Inmitten dieser Dünen zwischen Agaren und Mörka hatte vor einigen Jahren ein schrecklicher Kampf zwischen Achmed Jussuf und seinem Bruder Abu Bekr, die beide an der Spitze von rivalisirenden Stämmen dieser Gegend standen, stattgefunden, und die Nachricht davon war bis zu Révoil gedrungen, welcher damals in der Nähe des Kap Guardafui verweilte.

Bald zeigte sich auch das bis dahin durch ein schwarzes Felsenkap verborgene Mörka mit seinen glänzend weißen Häusern, dunklen Hütten und Trümmern; es lehnt sich an den Bergabhang, dehnt sich über ein kleines Vorgebirge aus und besitzt in Folge dieser Lage eine gegen Nordwesten ziemlich gut geschützte Rhede, die indessen durch eine Barre fast gesperrt wird. Die Barke warf kaum zwei Kabellängen vom Strande entfernt Anker; dort drängte sich schon eine neugierige Menge, welche aus der französischen Fahne, die am Hintertheile des Schiffes neben derjenigen des Sultans von Zanzibar wehte, auf die Ankunft eines Fremden schloß. Dieser hatte Sehnsucht, wieder einmal festen Boden unter seinen Füßen zu fühlen, und da Salem durch Geschäfte einige Tage in Mörka fest gehalten wurde, so traf er seine Anstalten, um ohne Unfall sich ausschiffen zu lassen. Salem wiederholte seine früheren Rathschläge und empfahl ihm große Zurückhaltung den Eingeborenen gegenüber. Vor allem legte also Révoil die Tracht eines Arabers von Aden an, welche er sich verschafft hatte, und nahm sich vor, sobald er eine Unterkunft gefunden haben würde, seine Toilette zu vervollständigen, d. h. Haare und Bart nach arabischer Sitte sich scheeren zu lassen. Julian blieb zunächst an Bord zurück und Révoil begab sich in das kleine Boot, durchaus gefaßt auf eine unvermeidliche Taufe durch die Wogen, welche sich heftig am Strande brachen; das unangenehme Bad, welches er 1878 bei seiner ersten Landung in Mörka hatte nehmen müssen, war ihm noch lebhaft in der Erinnerung. Diesmal waren indessen die rudernden Neger sehr geschickt und brachten ihn glücklich an das Ufer, ohne daß der geringste Wassertropfen seine Kleider, die er übrigens in ein Packet zusammengelegt auf der Spitze einer Lanze trug, benetzt hätte. Unter der Volksmenge am Strande fand Révoil seinen Diener Fage, der einige Tage vor ihm abgereist war, und die meisten Somalis von Mörka, die er in Zanzibar bewirthet und



Barke von Mogduschu.

beschenkt hatte, wieder; doch führte ihn Salem, um ihn der Zudringlichkeit derselben zu entziehen und ihm einige Ruhe zu verschaffen, zu einem liebenswürdigen alten Manne, dem Scherif Amin, der ihn gastfreundlich aufnahm. Alsbald wurde dem Ankömmlinge ein treffliches Mahl vorgesetzt, das besonders aus Milch und Reisbrod bestand, wozu nach Landessitte in Fett gebratene und mit Honig übergossene Kaffeebohnen und geröstete Maiskörner aufgetragen wurden. Sobald Révoil seinen Hunger gestillt hatte, eilte er, begierig seine Nachforschungen zu beginnen, zum Gouverneur, der schon von seiner Ankunft benachrichtigt worden war.

Die Reinlichkeit im Hause des Scherif Amin stand in schroffem Gegensatze zu den Ruinen und traurigen Hütten längs der kothigen und mit Unrath erfüllten Straßen, die er bis zum Fort, wo der Wali des Sultans, Soliman ben-Hamed, residirt, zu passiren hatte. Derselbe ist ein weißbärtiger Alter, der schon länger als zehn Jahre im Dienste des Said Bargasch steht. Unter seinem Befehle stehen 200 arabische Söldner, welche in der Citadelle und den kleinen, durch eine Mauer mit einander verbundenen Befestigungen im Nordwesten der Stadt wohnen und im Falle eines lokalen Aufstandes oder bei einem Angriffe der Beduinen des Inneren dort Zuflucht finden. Die armen Soldaten des Sultans, deren Monatslohn kaum 12 Francs beträgt, und welche damit ihre sämmtlichen Ausgaben bestreiten müssen, haben auf dem Platze vor der Citadelle einen sehr merkwürdigen Bazar eingerichtet. Da sieht man unter freiem Himmel eine Schmiede in Thätigkeit, wo



Mörka.

besonders die kleinen Hacken und Karste, deren sich die Beduinen zur Bestellung ihrer Maisfelder bedienen, hergestellt werden; anderwärts stellt ein Kleinkram amerikanische Gewebe und Stoffe von schreiender Färbung zur Schau und giebt sie im Tausche gegen Hirse und Sesam fort. Der Platz ist von einer lärmenden bunten Menge erfüllt und hat an malerischen Details keinen Mangel. Hier hocken Frauen hinter kleinen Haufen wohlriechenden Holzes, dessen sich die Somali zu ihren Räucherungen bedienen, und harren geduldig ihrer Kunden; dort sind mächtige Heubündel für das Vieh und Reisighaufen aufgethürmt. Anderwärts werden noch andere Sachen verkauft, und dazwischen Araber, Neger, Beduinen, die in den verschiedensten Idiomen und mit den heftigsten Geberden tauschen, kaufen, verkaufen, sich zanken, betrügen und beschimpfen. Doch konnte Révoil dem allen nur einen flüchtigen Blick widmen, denn Musketensalven, die ihm zu Ehren abgefeuert wurden, zeigten ihm an, daß der Gouverneur seiner warte.

Unmittelbar am Eingange des Forts liegt ein großer niedriger Saal, in welchem der Gouverneur, von den Aeltesten des Ortes und den geistlichen Oberhäuptern umgeben, zweimal des Tages Barza (Empfang) abhält und öffentlich die ihm unterbreiteten Streitigkeiten schlichtet, während dessen ein Sklave allen Anwesenden Kaffee anbietet. Der Wali war gegen den Reisenden sehr zuvorkommend; aber der Respekt gegen sein hohes Alter erlaubte Révoil nicht, ihn allzu lange auszufragen. Außerdem hatte derselbe mit Salem, welcher mehrere Briefe vom



Der Marktplatz von Mörka.

Sultan zu überbringen hatte, zu konferiren. So verabschiedete sich der Reisende bald, um unter Fage's Führung seine Wanderung durch Mörka fortzusetzen; das Anerbieten einer Eskorte von zwölf Mann hatte er dankend abgelehnt, obwohl die wenig Vertrauen erweckenden Gesichter der ihm begegnenden Beduinen eine solche wohl zu rechtfertigen schienen. Diese hoch gewachsenen Leute waren in lange Tücher gehüllt, die aus zwei Streifen amerikanischen Baumwollenzeuges oder groben, im Lande selbst fabricirten Geweben bestanden, und mit Lanzen und Schilden, wie die Eingeborenen am Kap Guardafui, bewaffnet. Manche trugen auch Bogen und vergiftete Pfeile, deren Spitzen mit Lappen umhüllt waren, damit das Gift sich nicht abscheuerte, und sie selbst sich nicht verletzen konnten. Zu den vorgeschriebenen Abwaschungen dient ihnen statt der Kürbisschale, welche die Somali am Meerbusen von Aden führen, eine Kalebasse, die in einem kleinen baumwollenen Sacke getragen wird. Die Frauen waren sämmtlich von Kopf bis Fuß in derselben Weise gekleidet: ein durch einen Gürtel zusammengehaltenes Gewand, eine Art Unterjacke, eine Binde auf dem Kopfe, Gamaschen um die Beine und einige aus Muscheln hergerichtete Halsbänder und Amulette war alles. Unterwegs begegnete Révoil auch der Frau eines Metawa oder Degri, d. h. eines religiösen Fanatikers; außer der gewöhnlichen Tracht hatte sie noch das Gesicht von einem dicken Schleier verhüllt, in welchem nur für die Augen zwei Löcher gelassen waren, so daß sie ganz wie ein grauer Büßermönch aussah. Diese sonderbare Sitte scheint erst neuerdings Eingang gefunden zu haben, seitdem einige Zaujas oder Klöster hier errichtet wurden, deren Insassen durch Predigten den religiösen Eifer der Mohammedaner anzuschüren die Obliegenheit haben.



Frau eines Metawa.

Ehe Révoil den Marktplatz verließ, hielt er sich noch einige Augenblicke vor einer Hütte auf, in welcher eine Anzahl Somali hockten und das Tasse- oder Fliegenspiel spielten. Jeder Spieler hatte vor sich ein Ei in den Sand gepflanzt, das sein Einsatz war, und wartete nun schweigend und unbeweglichen Blickes, daß eine Fliege sich auf einem der Eier niederlasse; der Besitzer des so bezeichneten Eies gewann damit alle übrigen. Nur die Hände hatten genug zu thun, um bald hier, bald da dem Beißen eines Parasiten Einhalt zu thun. So primitiv dieses Spiel erscheint, so sollen doch dabei Betrügereien vorkommen, worauf es dann meist zum Blutvergießen kommt. Wer den Charakter der dortigen Eingeborenen näher kennt, dem wird das nicht unwahrscheinlich vorkommen.

Ruhig ging nun Révoil den tiefer gelegenen Quartieren in der Nähe des Meeresstrandes zu, indem er unterwegs an Kinder und Arme kleine Münzen vertheilte, als plötzlich ohne irgend welchen Anlaß ein Eingeborener auf ihn zukam und ihm den Säbel, den er in der Hand trug, zu entreißen versuchte. Hadschi Ali und Fage warfen sich dazwischen, geriethen in Zorn und greifen schon nach ihren Dolchen; in einem Augenblicke hatte sich eine ansehnliche Volksmenge um die Streitenden gesammelt, und schon kamen auch Soldaten des Wali mit Flinten und brennenden Lunten herbeigelaufen. Révoil bemühte sich zuerst, seine Führer zu beruhigen, überhäufte seinen Angreifer, der sich schon zu schämen und zu ärgern anfing, mit Vorwürfen, hinderte die Soldaten daran, ihn in die Citadelle abzuführen, wo die Bestrafung nicht hätte auf sich warten lassen, und reichte ihm zuletzt zur Versöhnung die Hand, wodurch er nur noch mehr verwirrt wurde.

Unter dem Volkshaufen, den dieser kleine Zwischenfall versammelt hatte, befanden sich auch mehrere Beduinen mit merkwürdiger Haartracht. Dieselbe erscheint von vorn dreieckig, wie diejenige eines Clown, von hinten gleicht sie einem Herzen, dessen Spitze nach oben weist; gehalten wird diese Frisur des dichten gekräuselten Haares durch einen zwei- oder vierzinkigen Kamm, der senkrecht darin steckt, und durch einen dicken Ueberzug parfümirter Kastanienpomade. Mit letzterer oder mit Sandelholzpaste beschmieren sich auch die Frauen das Gesicht.

Während noch Révoil diese sonderbaren Typen afrikanischer Mode näher musterte, wurde er zu einem Kranken abgerufen; er willfahrte der Bitte und begab sich nach der

ihm bezeichneten Gegend, die ganz im Norden der Stadt lag. Dieses Quartier bestand ganz aus Hütten; zwischen den konischen, bienenkorbähnlichen Behausungen, deren Spitzen mit dem Boden von Flaschen oder leeren Petroleumkannen verziert waren, ließen sich die runden Hütten der Medschurtin-Somali leicht herauserkennen. Diese Leute wandern aus ihrer Heimath nach der ganzen ostafrikanischen Küste bis Lamo hin aus, was leicht begreiflich erscheint, wenn man die wilden, gesetzlosen Zustände ihres Vaterlandes kennt. In den Ländern der Somali — sagt



Das Tasse- oder Fliegenspiel.

Révoil — ist das einzige Feld, welches man anbaut, das Schlachtfeld. Die ewigen Kämpfe und Mordthaten treiben die Leute aus der öden Umgebung des Kap Guardafui südwärts nach den fruchtbaren Gebieten am Dschub und den von Kaufleuten besuchten Küstenplätzen. Diese Auswanderer haben ihre kleinen Industrien mitgebracht; namentlich beschäftigen sie sich mit der Herstellung von Matten und Schuhwerk; dagegen haben sie noch nicht gelernt, wie die Benadir jene eigenthümlichen Stoffe zu weben, die wir noch näher kennen lernen werden.

Als Révoil in sein Haus zurückkehrte, hatte sich sein Begleiter Julian inzwischen ausgeschifft; doch war das Meer noch immer so bewegt, daß derselbe nicht gewagt hatte, die photographischen und sonstigen Instrumente mit sich zu nehmen, sondern sie einstweilen an Bord gelassen hatte.

Ueber die Herstellung einer Wasserstraße zwischen Ob und Jenissei[1]).

(Mit einer Kartenskizze.)

Chr. H. Bereits im Jahre 1883 wurde mit der Herstellung eines Kanales zwischen den Flußgebieten des Ob und des Jenissei begonnen; im August 1884 waren die Arbeiten auf der Höhe der Wasserscheide des Kanales in vollem Gange; — es ist daher wohl zeitgemäß, eine kurze Schilderung des betreffenden Wasserweges nebst einigen einleitenden Worten über die Bedeutung desselben zu geben.

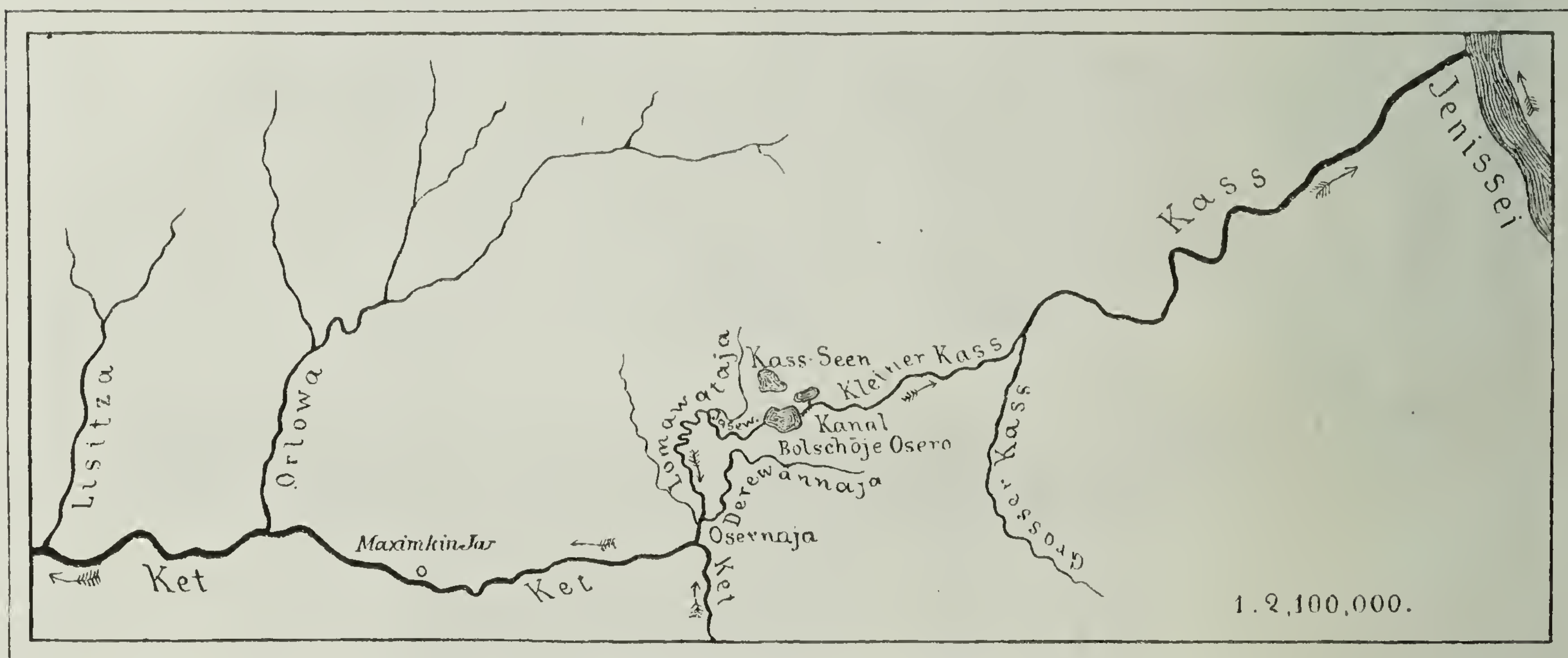
Gegenwärtig werden alle Waaren von Irkutsk nach Tomsk (1558³/₄ Werst; 1 Werst = 1,067 km) und

[1]) Nach dem Russischen („Prawitelstwenny Westnik" 1884, Nr. 274, 275 und 276).

zurück entweder zu Wagen oder zu Schlitten transportirt und zwar über Nishnendinsk, Kansk, Krasnojarsk, Atschinsk und Mariinsk. Die großen Unkosten, wie die sonstigen Unbequemlichkeiten eines derartigen Transportes haben längst auf die Nothwendigkeit eines bequemeren und billigeren Weges zwischen Ost- und Westsibirien hingewiesen. Da nun die Angara (Obere Tunguska) eine natürliche Wasserverbindung zwischen dem Baikal-See und dem Jenissei darstellt, so liegt der Gedanke sehr nahe, diese Wasserstraße fahrbar zu machen, und gleichzeitig zur Verbindung des Jenissei mit dem Ob die Nebenflüsse dieser Ströme zu benutzen, indem man die sie trennende Wasserscheide [1]) durchgräbt.

Zu verschiedenen Zeiten nun wurden entsprechende Voruntersuchungen gemacht und zwar an verschiedenen Stellen, so längs der Flüsse Wach und Jelaguy; — Tym und Sym, Ket, Sogur und Anziferowka; — Tschulym und Kem. Aber alle diese Richtungen mußten aufgegeben werden; die nördlichen wegen des rauhen Klimas, die südlichen deswegen, weil hier kolossale hydrotechnische Bauten nothwendig erschienen.

Weil aber immerfort auf die Verbindung zwischen Ob und Jenissei hingewiesen wurde, so rüstete im Jahre 1873 der Jenisseisker Kaufmann Funtussow auf eigene Rechnung eine Forschungs-Expedition aus, welche zu folgendem Resultate gelangte: Mit Benutzung der von Westen in den Jenissei fallenden Flüsse, des Großen und des Kleinen Kaß und mit Benutzung der Flüsse Osernaja, Lomawataja und Jasewaja, d. h. der Nebenflüsse des in den Ob von Osten her fallenden Ket, sei es nur nöthig, auf der Wasserscheide einen Verbindungskanal zu graben, um ohne große Kosten und ohne besondere Schwierigkeiten beim Schiffbarmachen der betreffenden Flüsse die geplante Wasserstraße herzustellen. — Funtussow setzte zugleich eine Prämie von 10 000 Rubel (20 000 Mk.) für das erste Dampfschiff aus, welches den Kanal passiren würde. Weiter wurde dann im Jahre 1875 auf kaiserlichen Befehl eine Expedition ausgerüstet, um die Gegend der projektirten Wasserverbindung zu rekognosciren. Die Expedition bestand aus den Ingenieuren Baron Aminow, Moschkow und Lipin und der Marineofficiere Tschalijew und Sidensner; zu den Kosten der Expedition lieferte die Geographische



Die Kanalverbindung zwischen Ob und Jenissei.

Gesellschaft einen Beitrag von 2000 Rubel, welche Sibiriakow gespendet, und der Kaufmann Funtussow gab 10 000 Rubel. Die Untersuchungen der Expedition, welche während zweier Jahre, 1875 und 1878, gemacht wurden, zeigten, daß eine Wasserverbindung vom Baikal bis zur Mündung des Flusses Ket in den Ob beim Dorfe Kolpaschew möglich sei, und zwar auf der Angara, dann auf dem Jenissei (von der Mündung der Angara bis zur Mündung des Großen Kaß) und dann auf dem Kaß durch den projektirten Kanal in den Ket und von hier in den Ob. Die Kosten des Baues wurden auf 10 Millionen Rubel veranschlagt, jedoch unter der Voraussetzung, daß die Regierung das Bauholz aus den Kronwaldungen liefere und gleichzeitig während des Baues die Kosten der Administration trage.

Auf der ganzen Strecke vom Baikal bis zur Mündung des Kaß in den Jenissei erfordert nur der Lauf der Angara von Bratskij Ostrog bis zum Jenissei eine genaue Regulirung wegen der hier in der Angara befindlichen Stromschnellen (etwa 1015 Werst). Der Jenissei ist zwischen der Mündung der Angara und der Mündung des Großen Kaß auf einer Strecke von 320 Werst, ebenso die Angara von Irkutsk bis zum Bratskij Ostrog (600 Werst) durchaus schiffbar, auch für Dampfböte.

Was den eigentlichen Verbindungsweg zwischen Ob und Jenissei betrifft, so besteht er aus zwei Theilen: der eine benutzt die Flüsse Ket, Osernaja, Lomawataja und Jasewaja bis in den See „Bolschoje" (d. h. der Große See); der andere den Kleinen und Großen Kaß. Der erste Theil fällt zum Ob, der andere zum Jenissei ab; zwischen beiden befindet sich eine Wasserscheide. Einige Seen, der Bolschoje Osero (Großer See) und die Kaß-Seen liegen gerade in der Gegend der Wasserscheide und zwar auf dem höchsten Punkte derselben; die Seen sind von einander durch Sümpfe getrennt. Der Wasserspiegel der Seen liegt um 9,36 Sashen (ca. 20,6 m) über dem Niveau des Flusses Osernaja an der Mündung in den Ket, und um 25,79 Sashen (ca. 54,1 m) über dem Niveau des Großen Kaß an seiner Mündung in den Jenissei.

[1]) Die zwischen zwei nahe an einander liegenden Flüssen befindliche Landstrecke heißt auf Russisch „Wólok". Es giebt kein deutsches Wort, das dem Russischen entspricht: Wólok hängt zusammen mit dem Zeitworte „ziehen" und bedeutet die Strecke, auf welcher die Boote oder Schiffe aus einem Strome in den anderen gezogen wurden. Es braucht daher ein „Wólok" keineswegs immer eine Wasserscheide zu sein.

Der Fluß Ket ist schiffbar und es sind nur ganz unbedeutende Verbesserungen im oberen Abschnitte desselben nöthig. Die Hauptkosten aber erfordert die Strecke zwischen dem Ket und dem Jenissei. Hier ist Folgendes projektirt: 1) Zwischen dem Bolschoje Osero und dem Flusse „Kleiner Kaß“ einen Kanal von 7,35 Werst Länge und 9 Sashen (19,2 m) Breite zu graben; doch soll der Kanal etwas unterhalb des Ursprunges des Kaß in den Fluß einmünden, weil der Ursprung des letzteren zu schmal ist. 2) Die Flüsse zwischen dem Ket und dem Jenissei müssen vom Schilf gereinigt und ihr Lauf insoweit regulirt werden, daß die vielen Krümmungen beseitigt und dadurch die Wegstrecke um etwa 122 Werst verkürzt wird. 3) Abgesehen von den nöthigen Gebäuden sind 28 Dämme und 29 Schleusen zu erbauen, davon 8 Schleusen zum Ob, 21 Schleusen zum Jenissei hin. Zur Ausführung aller der projektirten Arbeiten würde die Zeit von etwa sieben Jahren erforderlich sein.

Da die Bestätigung aller projektirten Arbeiten nicht so schnell zu erwarten war, so wünschte das Ministerium für Wege- und Wasserkommunikation schon 1881 mit der Herstellung des Verbindungskanales zwischen dem Bolschoje Osero und dem Kleinen Kaß den Anfang zu machen. Es machte dem entsprechend eine Eingabe an den Reichsrath; im Juni 1882 wurde dieselbe genehmigt und gleichzeitig 600 000 Rubel bewilligt, damit die Arbeiten endlich im Jahre 1883 ihren Anfang nehmen sollten. Zu Ende März 1883 wurden die Ingenieure Baron Aminow als Chef, Bobynski und Tschernjow als seine Gehilfen nach Sibirien abkommandirt, um die Arbeiten zu beginnen.

Im Jahre 1883 wurden dann die kleinen Flüsse vom Schilfe gereinigt, einige sehr starke Krümmungen beseitigt und die nothwendigsten Hilfsbauten errichtet. 1884 schritt man zur Herstellung des eigentlichen Verbindungskanales, zur Errichtung einer Schleuse im Flusse Jasewaja und rekognoscirte so genau als möglich das ganze Terrain zwischen Ket und Jenissei. Im Juli 1884 wurde dann der Ingenieur Awgustowskij abgesandt, um dem Ministerium über den Stand der Arbeiten an Ort und Stelle Bericht zu erstatten. Awgustowskij traf mit seinen Begleitern am 22. August 1884 im Dorfe Kolpaschewo am Ob ein, bestieg sofort ein bereitliegendes Dampfboot und fuhr den Ket aufwärts bis zur Mündung des Flusses Osernaja, woselbst er am 26. August anlangte; weiterhin benutzte er ein Ruderboot, weil der Wasserstand ein sehr niedriger war. Aus dem Berichte Awgustowskij's ist Folgendes zu ersehen.

Das Flußbett des Lomawataja ist bereits an 20 verschiedenen Stellen gereinigt worden; Schilf, Baumstämme und Baumwurzeln machten auch eine Bootfahrt unmöglich. An sechs verschiedenen Stellen sind bereits Durchstiche gemacht, davon fünf an der Lomawataja und einer an der Jasewaja, um die außerordentlichen Krümmungen der genannten Flüsse auszugleichen; die Durchstiche haben eine Breite von 2 bis 4 Sashen (4,2 bis 8,5 m) und sind 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß (0,30 bis 0,45 m) tiefer als das Flußbett selbst; man erwartet, daß die Frühlingswässer infolge ihrer starken Strömung diese Durchstiche noch erweitern werden. Die eigentlichen Erdarbeiten sind an zwei Stellen in Angriff genommen worden; außerdem ist ein Theil des Bauholzes bereits zugerichtet; eine Anzahl Baulichkeiten zum Wohnen für die Ingenieure, Arbeiter u. s. w. errichtet: 16 Baracken, 2 Häuser, Eiskeller, Scheunen, Küchen, eine Bäckerei u. s. w., auch ein Hospital mit 50 Betten an einer Stelle, 5 Baracken, 2 Häuser und die entsprechenden Nebengebäude an einer anderen Stelle.

Was die Arbeiter selbst betrifft, so sind es vorzugsweise Einwohner der beiden Gouvernements Tomsk und Jenisseisk. Die Einwohner des Gouvernements Tomsk werden im Frühlinge in Barnaul, Kolywan, Tomsk und in anderen Städten geworben; der Hauptsammelplatz ist Tomsk. Die hier angeworbenen Arbeiter, sowie die nöthigen Lebensmittel und Vorräthe aller Art werden auf großen (überdachten) Lastschiffen, welche von Dampfschiffen geschleppt werden, auf dem Tom, Ob, Ket mindestens bis zur Mündung der Osernaja geschafft (ungefähr 900 Werst); mitunter bei gutem Wasserstande können die Schiffe noch 40 Werst weiter fahren. Dann verlassen die Arbeiter die großen Lastschiffe und besteigen kleine Ruderboote, in welchen auch die Lebensmittel und Vorräthe verladen werden. Die Jenisseisker kommen von der Quelle des Ket auf kleinen Booten bis zur Osernajamündung und fahren dann auf der Osernaja und Lomawataja weiter bis an ihren Bestimmungsort. In der zweiten Hälfte des September kehren alle Arbeiter bis auf wenige, welche an Ort und Stelle überwintern, auf demselben Wege, den sie gekommen, zurück. Während des ganzen Sommers unterhalten die Dampfboote eine regelmäßige Verbindung zwischen Tomsk und den Hauptstandquartieren an der Osernaja; im Winter soll eine direkte Verbindung durch die Wälder und über die Sümpfe weg (400 Werst) bis nach Tomsk hergestellt werden. Die Bauern aus Tomsk sind vorzüglich mit Erdarbeiten, die Jenisseisker mit Zimmermannsarbeiten beschäftigt. Um die Arbeiter mit allen zum Leben nothwendigen Gegenständen zu versehen, ist ein Laden eingerichtet, woselbst alles zu Tomsker Preisen verkauft wird. Die Arbeiter erhalten 16 bis 22 Rubel (32 bis 44 Mark) monatlich bei freier Wohnung und Kost (Essen, Brot, auch Branntwein). Die Zahl aller beim Baue beschäftigten Personen, der eigentlichen Arbeiter, dazu der Beamten, eines Arztes, eines Feldscheerers, eines Geistlichen u. s. w. betrug im Sommer 1884 insgesammt 2400.

Man beabsichtigt, den Ob-Jenissei-Kanal nicht für kleine, sondern für große Fahrzeuge schiffbar zu machen; daher soll so bald als möglich zur Regulirung des Flußbettes der Angara geschritten werden, damit nach Erbauung der Bahn von Tjumen ein ungehinderter Waarentransport aus dem Wolga- zum Ob-Bassin stattfinden kann. Die Bedeutung des Wasserweges zwischen Irkutsk und dem Ob wird noch größer werden, sobald eine Wasserverbindung zwischen dem Chilok oder der Oberen Uda (rechtsseitige Nebenflüsse der Selenga) und der Schilka (Nebenfluß des Amur) hergestellt sein, oder sobald eine Bahn den zwischen jenen Flüssen befindlichen Bergrücken durchschnitten haben wird.

Die von der Ob-Jenissei-Verbindung zu erwartenden Vortheile sind: die Vermehrung des Theetransportes und der Einfuhr anderer chinesischer Erzeugnisse von Kiachta aus; die Ermäßigung der Frachtkosten für alle von Europa nach Ostsibirien und umgekehrt gehenden Waaren; die Möglichkeit, Truppen und Kriegsmaterial leicht an die chinesische Grenze zu schaffen. Alle an und in der Nähe des Wasserweges befindlichen Landstrecken werden größeren Werth erhalten. Die nach Ostsibirien abgehenden Verbrechertransporte werden unter Benutzung des Wasserweges der Regierung bedeutend geringere Unkosten als bisher verursachen. Die Getreidepreise in Sibirien werden ausgeglichen werden und namentlich für Ostsibirien sinken, weil die Möglichkeit gegeben sein wird, aus dem reichen Westsibirien in bequemer Weise Getreide nach dem armen Ostsibirien zu transportiren.

Die medicinischen Kenntnisse der Eingeborenen der Insel Luzón.

Nach dem Französischen des T. H. Pardo de Tavera[1]).

Die Arzneikunst der straffhaarigen Indier[2]), welche die Ebenen Luzons bewohnen, ist mehr ausgebildet, als jene der wollhaarigen Aëtas oder Negritos, welche zwar die Ureingeborenen dieses Landes sind, sich aber in der Gegenwart in die Bergwildnisse zurückziehen mußten. De Rienzi berichtet uns in seiner Voyage en Océanie von den letzteren folgendes: „Sie (ihre Aerzte) haben diesen Wilden die Meinung beigebracht, daß sie gewißlich von allen ihren Gebrechen geheilt würden, wenn sie ihnen folgten; so sieht man denn ihre Hippokrates' häufig von einem stattlichen Gefolge von Individuen umgeben, welche ängstlich bestrebt sind, den erhaltenen Rathschlägen gemäß ihre Lebensweise einzurichten."

Die Arzneiwissenschaft der Malaien des Flachlandes verdient schon einige Beachtung, doch darf man keineswegs sich dem Glauben hingeben, ihre Behandlungsweise der Kranken wäre mit der Ankunft der Europäer eine andere geworden oder sie hätte sich dem europäischen Einflusse nicht entziehen können: es ist im Gegentheil alles so geblieben, wie es zu den Zeiten üblich war, als die Spanier sich in den Besitz des Landes setzten.

Die Indier erachten die Luft als den wichtigsten Krankheitserreger; ihr Aberglauben nimmt ferner an, daß bei Erkrankungen Behexungen die erste Rolle spielen, indem in den Körper ein mehr oder weniger böser Geist eindringt, sei es aus eigenem Entschlusse oder auf Geheiß eines Feindes, welcher den Geistern ausschließlich zu gebieten hat, der somit ein Zauberer ist. Auch die chinesische Theorie von der Kälte und Wärme spielt bei ihnen eine große Rolle: Diese beiden Elemente sollen im menschlichen Körper sich das Gleichgewicht halten; geschieht dies, so ist man gesund; sobald aber die Wärme die Kälte überwiegt, treten nach ihrem Glauben Dysenterie, Hämorrhagien, Fieber und entzündliche Krankheiten als Folge hiervon auf. Ueberwiegt aber die Kälte, dann packen einen Wassersucht und alle jene Krankheiten, denen Fiebererscheinungen fremd sind. Für die Krätze nehmen sie als fünften Krankheitserreger den Cagao an; so nennen sie nämlich die Krätzmilbe, welche sie dank der außergewöhnlichen Schärfe ihrer Augen, ohne eine Lupe zu Hilfe zu nehmen, deutlich erkennen. Lange schon, bevor noch die Spanier ins Land kamen, behandelten die Indier diese Krankheit, indem sie mit einer Nadel die Milben entfernten und die Geschwüre mit einem Dekokt von adstringirenden Kräutern auswuschen. Diese Operation, während welcher die sprichwörtliche Geduld des Indiers hart auf die Probe gestellt ist, wird mehrere Tage hindurch fortgesetzt, doch gelingt damit auch die Heilung. Wie erklären sie sich aber nun die Entstehung der Krätze? Das Blut ist übermäßig erhitzt, was die Erzeugung böser Säfte nach sich zieht, welche ihrerseits wieder den Cagao hervorbringen.

Es ist wohl zu bemerken, daß sie nicht die geringste Kenntniß der Anatomie noch der Physiologie besitzen, sie erklären sich den Tod heute, wo die katholischen Missionare ihnen an der Hand der Evangelien über diese Erscheinung genügend Belehrung ertheilt haben, auf eine sehr einfache Weise. Die Seele trennt sich vom Körper, wenn Gott es will, und der Körper, unvermögend, ohne die Seele weiter zu funktioniren, stirbt, sowie die Dampfmaschine die Arbeit einstellt, wenn das Feuer des Heizofens erlischt.

Das Weib eines Bauern, der einige Grundstücke in der Umgebung Manilas von uns gepachtet hatte, kam regelmäßig jeden Monat in Geschäftsangelegenheiten zu uns; es war eine hübsche Tagalin von einem außerordentlich sanften und naiven Wesen. Als einmal zwei Monate verstrichen, ohne daß sie ihren gewöhnlichen Besuch bei uns gemacht hätte, fiel es uns ein, zu ihr selbst zu gehen. Wir fanden, an Ort und Stelle angelangt, den Gatten entstellt und abgemagert im Bette liegen, sein Kopf war mit großen, beinahe schon vernarbten Wunden bedeckt. Er erzählte uns, es wäre eines Abends der Bruder seiner Frau zu ihm gekommen, um seine Schwester, welche von ihm, dem Gatten, behext gewesen sei, zu suchen und hätte nach einem kurzen Gespräche ihn mit dem Messer angefallen und ihm eine große Anzahl von Wunden beigebracht. Allen seinen Reden war zu entnehmen, daß er steif und fest daran glaube, sein Schwager hätte ganz recht gehandelt und er selbst hätte unter dem Einflusse eines bösen Dämons oder Zaubers gestanden, der wider seinen Willen auf seine Frau übergegangen wäre. Diese Unglückliche war nun, nachdem sie einmal bei ihrem Bruder sich befand, allen Mißhandlungen ausgesetzt. Wir begaben uns sofort zu ihr und fanden sie als eine Irrsinnige vor, während ihr Bruder uns auseinandersetzte, daß er Hoffnung auf Genesung hätte. Wir wissen nicht, ob seine Kur von Erfolg hätte sein können, denn wenige Stunden später befand er sich auf unsere Veranlassung in den Händen des eingeborenen Bürgermeisters[1]).

[1]) La médecine a l'île de Luçon (Journal de médecine de Paris. 4. Année, T. VI, Nr. 22, p. 1049—1073).

[2]) Die Malaien der Philippinen werden von den Spaniern „Indios" genannt und zwar vorwiegend die Christen, seltener die Heiden, beinahe gar nicht die Mohammedaner, die stets „Moros" heißen. (Anm. d. Uebers.).

[1]) Dieser Vorfall erinnert an eine Notiz in der „Oceania Española" vom September 1884. „Der Mangcoculam ist eine von einem bösen Dämon besessene Person. Sie besitzt eine Puppe, welche ihr als Instrument dient, ihren Feinden zu schaden, denn will sie diesen einen unerträglichen Schmerz im Kopfe, am Bauche oder anderswo bereiten, so sticht sie mit einer Nadel nur die Puppe in den Kopf, Bauch zc. Wenn im Pueblo Malabon jemand irrsinnig wird, so schreibt man es jedesmal dem Mangcoculam zu. Es giebt eigene Individuen, welche sich mit der Bekämpfung des Mangcoculam befassen, sind aber nichts Anderes als herzlose Barbaren, welche den Patienten gewaltig quälen, indem sie behaupten, nicht der Kranke, sondern der Mangcoculam habe unter ihrer Behandlung zu leiden. Ein lediges Frauenzimmer wurde einmal irrsinnig, man führte diesen Vorfall auf den Mangcoculam zurück und es eilten denn auch sofort die Geisterbeschwörer herbei, die von der Familie der Erkrankten ebenfalls consultirt wurden. Die Beschwörer einigten sich dahin, die Leidende zu martern, weil nicht sie die Folter empfände, sondern der Mangcoculam, den man so aus dem Körper der Irren leicht heraustreiben könnte. Die Familie der Erkrankten gab die Erlaubniß zur Durchführung dieser Kur. Nun wurde die Unglückliche festgebunden und unbarmherzig so gepeitscht und gemartert, daß sie unter den Händen ihrer Peiniger starb." Die Hinterbliebenen klagten nun bei

Der Patianac tritt als ein böser Geist auf, welcher den Abortus und die schlimmen Geburten veranlaßt. Er läßt sich nieder auf einem Baume, der in der Nähe der Hütte steht, worin die kreisende Frau sich befindet; hier beginnt er nun jene monotonen Lieder anzustimmen, welche die Flußschiffer zu singen pflegen und wenn der Gatte nicht sofort, nachdem die ersten Töne sein Ohr getroffen, seine Vorsichtsmaßregeln trifft, so ist sein Weib verloren. Sobald der Mann erkannt hat, daß der Gesang vom Patianac herrühre, verschließt er sorgfältig Thüren und Fenster und verstopft jede auch die kleinste Ritze, hierauf salbt er seine Haut mit Kokosöl ein und stellt sich splitternackt, mit Lanze oder Waldmesser bewaffnet, vor seiner Hütte auf, um durch fingirte Angriffe und Deckungsmanöver, durch Hiebe nach rechts und links, durch Hin- und Herlaufen, Grimassenschneiden und Körperverdrehungen den Patianac vom Eindringen in sein Haus zurückzuscheuchen. Da gerade in der Nacht dieser Dämon seine Umtriebe anstellt, so setzt, wenn die Geburt sich bis zum Morgen verzögert, der Ehemann nicht einen Augenblick eher seine Manöver aus, als bis mit der Finsterniß auch die Kühnheit des Patianac vor den ersten Strahlen des Sonnengestirns entweicht. Dann erst sinkt der Gatte erschöpft und todmüde nieder, seine Frau aber ist gerettet.

Der Asuañg ist wieder den Neugeborenen gefährlich. Der kleine Vogel Tictic ist sein Späher. Dieser pflegt jenen zu benachrichtigen, wenn ein Kind zur Welt kommt, um ihn dann auf seinem Rücken auf das Dach des Hauses zu tragen, wo das Weib niederkommt. Dort angelangt, verlängert der Asuañg seine fadendünne Zunge so weit, bis selbe den After des Kindes erreicht, um die Eingeweide demselben herauszureißen. Er nimmt oft die Gestalt einer Katze oder eines Insekts an, um unter dieser Maske besser sein Vorhaben ausführen zu können [1]).

Die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit dieser naiven Insulaner geht so weit, daß sie steif und fest behaupten, den Patianac und Asuañg selbst erblickt zu haben, wie sie unter verschiedenerlei Gestalt ihr Unwesen, dem die menschliche Kraft zu steuern nicht vermag, trieben.

Ein chinesischer Arzt erklärte mir, daß die Luft nicht der ursprüngliche Krankheitserreger wäre, die Indier Luzons täuschten sich, denn die Luft wäre ja selbst nichts Anderes als das Resultat des gestörten Gleichgewichts von Kälte und Hitze. In der That, sagte er, wenn die Hitze eine bestimmte Grenze überschritten hat, bildet sich sofort im Fleische eine große Menge Luft, welche man irrthümlich als den Urheber der Krankheit bezeichnet, während sie doch nur der erste Effekt der übermäßigen Wärmeentwickelung ist. Ich wollte von diesem Heilkünstler des himmlischen Reiches noch mehreres über die Genesis der Krankheiten erfahren, aber er vermochte sich weder im Spanischen noch im Tagalischen uns so verständlich zu machen, daß wir über dieses interessante Objekt belehrt werden konnten. Es darf freilich nicht verschwiegen werden, daß wir seinen Ausführungen nicht mit großem Glauben und Vertrauen folgten, denn dieser in Manila lebende chinesische Arzt, sowie alle seine hier ansässigen Kollegen sind, wie allgemein bekannt, die größten Ignoranten ihrer Kaste, welche, nachdem sie in ihrem Vaterlande keine Klientel gefunden, nach den Malaienländern auswandern, um dort ihren Unterhalt zu suchen. So sind sie denn keine Perlen von Aerzten, und wenn sie auch Puls fühlen und vorgeben, alle Krankheiten heilen zu können, so sind sie trotzdem nicht einmal in der Theorie fest.

Ueberall auf der Insel findet man unter den Indiern Volksärzte, welche Mangagamot genannt werden und denen die europäischen und kreolischen Aerzte einen erbitterten Krieg angesagt haben, so daß sie durch deren Umtriebe gehindert sind, ihre Praxis in den großen Städten auszuüben. Die Indier aber, ja sogar selbst eine große Anzahl von Spaniern, bringen ihren Heilmitteln gläubiges Vertrauen entgegen, ja in der Provinz und in den kleinen Städten bleibt nichts Anderes übrig als zu ihnen seine Zuflucht zu nehmen, außer man wollte sterben, ohne bei jemand anderem als dem hierzu stets bereiten Priester Hilfe gesucht zu haben.

Diese Heilkünstler geben vor, den Krebs kuriren zu können, wovon sie fest überzeugt sind und zwar, weil sie manche Mißbildung, die mit einem Krebsgeschwür nichts zu thun hat, für ein solches halten; dagegen bekennen sie ganz offen, daß sie gegen die Lungenschwindsucht ohnmächtig wären. Andererseits erfreuen sie sich des Rufes, die Dysenterie und die Krankheiten der Speise- und Verdauungsorgane heilen zu können.

Die Arzneien werden nach den Eigenschaften, welche ihnen von den Mangagamot zugeschrieben werden, in vier Gruppen eingetheilt; nämlich in trockene, warme, feuchte und kalte. Ingwer, Knoblauch, Alaun, Schwefel, Honig und Tabak zählen sowohl zu den trockenen wie auch (gleichzeitig) zu den warmen Heilmitteln; Milch und Gewürznägel gehören zu den warmen, Zwiebel, Eidotter und Fette zu den gleichzeitig kalten und feuchten Medikamenten, während der spanische Pfeffer und Tamarindenfrüchte als kalt und trocken gelten. Wir wissen nicht, wie sie zu dieser wunderlichen Eintheilung gekommen sind, welche wenigstens den Vortheil bietet, leicht vom Gedächtniß behalten (wenn auch nicht vom Verstande begriffen) zu werden. Dabei ist zu bemerken, daß nach dieser Klassifikation und bei ihrer Auffassung von dem Wesen der Krankheiten sie nicht wenige von den Heilmitteln anwenden, welche wie die Tamarinde, der Tabak, der Stechapfel u. s. w. auch in der europäischen Pharmakopoe Platz gefunden haben.

Der Glaube an Bezauberung und Hexerei ist auf Luzon ziemlich verbreitet, wenn man auch bestrebt ist, mit Hilfe der sich immer mehr ausbreitenden Civilisation ihn zu beseitigen. Die Behexung wird nicht durch Gebete, Opfer oder gewöhnliche Arzneimittel aufgehoben, man bedient sich hierzu vielmehr ungemein heftig wirkender ableitender Mittel. Ein bisher ganz gesundes Weib wird plötzlich siech, ihre Krankheit offenbart sich durch große Abspannung, Verlust des Appetits, sie wird traurig und fühlt heftige Schmerzen,

den Gerichten, und die Beschwörer mußten ihr Verbrechen mit dem Kerker büßen. —

Der Mangcoculam kann niemandem ins Auge schauen, seine röthlichen Augäpfel erscheinen wie mit einer Wolke oder einem Schleier bedeckt." (Anm. d. Uebers.)

[1]) Eine abweichende Sage finden wir in der eben citirten „Oceania Española": „Man sagt, der Asuañg wäre ein Bisaya (Bewohner der zwischen Luzon und Mindanao befindlichen Inseln), der mit dem Teufel einen Pakt abgeschlossen hat. Er betritt weder Kirchen noch andere heilige Orte; unter der Achselgrube besitzt er eine Drüse voll Oel, das ihm ermöglicht, überallhin zu fliegen, wohin er will; er hat ferner große Krallen und eine unendlich lange Zunge von schwarzer Farbe und seidenartiger Weichheit und glänzt. Seine Hauptaufgabe besteht darin, den Schwangeren den Fötus aus dem Leibe zu reißen; dies geschieht, indem er (mit der Zunge) den letzteren berührt, wodurch der Tod der Schwangeren veranlaßt wird, so daß der Asuan den Fötus nun ruhig aufzehren kann. — Im allgemeinen pflegt man mit dem Worte Asuan soviel wie „Gespenst" zu meinen. Ein von den Tagalen Tictic genannter Nachtvogel kündigt den Asuan an. Wenn daher der genannte Vogel singt, so ist dies ein Zeichen, daß in der Umgebung sich ein Asuan herumtreibt. Eine Folge hiervon ist, daß der Vogel und der Asuan Todfeinde sind; letzterer verfolgt den ersteren." (Anm. d. Uebers.)

ohne daß sie im Stande wäre, genau anzugeben, wo; mit einem Worte, sie ist einfach hysterisch, oder in den meisten Fällen haben wir es mit einer schwachsinnigen Person zu thun, welche, nachdem sie ein gewisses Alter erreicht hat, einzusehen beginnt, daß es ihr unmöglich ist, das Lesen zu erlernen und dem Haushalte vorzustehen. Der Volksarzt kommt nun, die Familie befragt ihn und seine Diagnose lautet auf Behexung, es muß daher der böse Geist, der die Störungen im Körper verursacht, aus diesem hinausgejagt werden. Die Kranke, von der Richtigkeit der Diagnose völlig überzeugt, sucht nun mit Beihilfe des Medicinmannes und ihrer Familiengenossen in ihrem Gedächtniß nach und findet richtig, daß ihr einmal die unheimliche Erscheinung eines Greises oder eines alten Weibes aufgefallen wäre, eine Erscheinung, welche ihr einige Zeit hindurch gefolgt war, um dann hinter einer Hecke oder in der Nähe der Kirche zu verschwinden. Ein andermal ist es eine bestimmte Person aus dem Bekanntenkreise oder gar eine ganze Familie, welche die Behexung vornahm, so daß mitunter Racheakte, ja Verbrechen die Folge solcher traurigen Wahnideen sind.

Hat so die Diagnose ihre Bestätigung gefunden, so unterwirft sich die Kranke ruhig der Behandlung. Diese besteht darin, daß der Patient, gleichzeitig ob Mann oder Weib, täglich eine gehörige Anzahl von Hieben aufgemessen erhält, welche Dosis allmählich immer anwächst, gleichwie um ein Beispiel anzuführen, die Zahl der Tropfen bei Anwendung der Fowleressenz allmählich vermehrt wird. Als Prügelinstrumente dienen Rotang und der Schwanz eines Fisches Pagui (Raja pastenaia). Dieser außerordentlich harte und feste Schwanz behält seine Elasticität und Festigkeit selbst in getrocknetem Zustande noch lange Zeit bei. Seine schuppige Haut ist so hart und widerstandsfähig, daß die Indier aus ihr Feilen bereiten, welche selbst das Eisen angreifen. Aus der polirten und bearbeiteten Haut dieser Rochen-Art bereitet man in Paris jene hübschen Geld- und Brieftaschen und Möbelverzierungen, welche in der Kaufmannswelt als Peau-de-requin-de-Chine bekannt sind. Die Indier glauben, daß Schläge mit dem Paguischwanze Thiere und Menschen brustkrank machen, deshalb hüten sie sich, damit ihre Pferde zu schlagen, dagegen halten sie ihn für ein Specifikum gegen alle Behexungen. Die Regierung verbietet, wie man dies hervorheben muß, die Anwendung dieses barbarischen Mittels, und oft sieht das Gericht sich genöthigt einzuschreiten, wenn die Geißelung den Tod der angeblich besessenen Person nach sich gezogen hat.

Ueber die Proceduren bei Entbindungen berichtet M. Mallat folgendes: „Das Weib liegt auf einer Matte, welche die Sahi, d. h. den Bambuboden des kleinen Gemaches bedeckt, der Mann nimmt zu ihren Häupten Platz und drückt mit voller Wucht gegen die Gebärmutter, um so das Herausgelangen des Kindes zu beschleunigen: es ist unnöthig, auf die schweren Nachtheile besonders aufmerksam zu machen, welche eine Folge solcher Maßregeln zu sein pflegen. Die Hebammen trennen nicht eher das Kind von der Mutter, als bis die Entbindung vollständig vor sich gegangen ist, auch pressen sie den Fuß gegen die durch den Austritt des Kindes geöffnete Körperstelle, um das Eindringen der Luft in das Innere des Leibes zu verhüten. Tritt bei der jungen Mutter eine Ohnmacht oder Gebärmutterblutung ein, dann wird sie von den Wehmüttern an den Haaren in die Höhe gezogen. Ich hatte Gelegenheit, mich selbst von der Wirksamkeit dieser Methode zu überzeugen. Eines Tages holte man mich zu einer Frau, welche in Kindesnöthen darniederlag, sie wand sich in Krämpfen, welche an epileptische Anfälle erinnerten; in Erwartung meiner Ankunft hatte man sie mit den Haaren am Tischbeine festgebunden und ich sah sie dann zu sich kommen, ohne daß ein anderes Hilfsmittel in Anspruch genommen worden wäre."

Ich erlebte einen ganz anderen Fall bei der Frau eines unserer Diener. Ich fand sie als eine Leiche vor; sie hing mit den Haaren an der Decke befestigt wie eine Hängelampe und unter ihr war ein Meer von Blut: der Gatte starrte ganz verstört zu ihr empor, während die Hebamme, deren Dummheit dieses Unglück verschuldet hatte, damit beschäftigt war, den Nabel des Neugeborenen mit Kokosöl und Tabaksasche einzuschmieren.

Um die Geburt zu beschleunigen, legt man heiße Ziegel auf den Bauch; nach der Entbindung wird auf den Unterleib ein dicker Charpiebausch mit einem dicken — Bisquis genannten — Bande befestigt. Das Weib bleibt durch acht Tage liegen, wobei ihr zur Nahrung in Wasser gekochter Reis dient; wenn es die Mittel gestatten, kommt auch ein Huhn auf den Tisch. In letzterem Falle wird das Huhn im Wasser ersäuft, um so alle Luft, die (nach ihrem Glauben) in besonderer Menge in dem Körper und dem Fleische dieses Thieres sich vorfindet, herauszutreiben; sonst könnte die Wöchnerin Schaden erleiden.

Die Wilden der Bergdickichte, von denen Rienzi erzählt, daß sie ihre Heilkünstler stets begleiten, um sich im Besitze ihrer Gesundheit zu erhalten, verfahren auf eine ganz andere Weise: Dort wo die Wehen ein Weib überfallen, bringt es ruhig sein Kind zur Welt und schneidet mit einem Muschelscherben oder einem Bambusplitter die Nabelschnur so geschickt ab, daß nicht ein Tropfen Blut verloren geht. Einige Stunden nach der Entbindung nimmt das Weib das neugeborene Wesen auf den Rücken und marschirt mit ihm im glühenden Sonnenbrande oder strömenden Regen weiter.

Die Indier befassen sich weniger mit der Chirurgie; sie gleichen hierin den Chinesen, von welchen sie, wie mir scheint, viel gelernt haben. De Rienzi erzählt, daß die Bewohner von Tahiti und den Tongainseln einzelne chirurgische Operationen mit Bambusplittern oder Muschelscherben vornehmen. Die philippinischen Eingeborenen amputiren selbst Finger oder einzelne Glieder derselben, bedienen sich aber hierbei allerdings soliderer Instrumente.

Die Wunden salbt man mit Kokosöl und einer großen Anzahl verschiedenartiger Balsame, Säfte und Dekokte, welche von aromatischen und adstringirenden Pflanzen gewonnen werden. Die Dekokte werden gewöhnlich bei Geschwüren und alten Wunden in Anwendung gebracht. Die Verwundeten werden nie an die frische Luft gebracht, da man befürchtet, sie könnten sonst vom Starrkrampf befallen werden. Aus demselben Grunde unterläßt man jede Berührung der Wunde mit Wasser, es wäre denn unmittelbar nach der Verwundung; später darf dies absolut nicht mehr geschehen. Beim Salben der Wunde werden die Fenster fest verschlossen, bei feuchter Witterung wird sogar das verwundete Glied einige Zeit beräuchert, um demselben alle Feuchtigkeit zu entziehen. Aehnlich berichtet De Rienzi, daß im Tongaarchipel es einem von einer spitzigen Waffe verwundeten Manne verboten war, sich zu waschen oder die Haare und Nägel sich zu schneiden, so lange er nicht außer Gefahr war, weil er sonst dem Gita oder Starrkrampf ausgesetzt war.

Diese letztere Krankheit ist in Luzon sehr verbreitet, sie tritt häufig spontan ein; die Indier haben deshalb eine große Furcht, wenn sie erschöpft und schweißbedeckt sind, durchnäßt zu werden. Wenn sie der Regen bei der Feld-

arbeit überrascht, so setzen sie ihr Tagewerk mit großem Eifer fort, um wieder in Schweiß zu kommen. Sie betrachten als Ursache des Tetanus das Eindringen einer bösen Luft in das Innere des Körpers; sie machen deshalb auch ihrem Grolle gegen Feinde mit dem Fluche Luft: „tinaman quitá ñg hañgin" (d. h. möge die böse Luft dich packen). Sie behandeln diese Krankheit mit Schwitzbädern, welche mit Hilfe aromatischer Kräuter bereitet und so lange fortgesetzt werden, bis die Genesung eintritt; letzteres findet selten statt. Sie wenden auch einen Aufguß von Ignatiusbohnen an, doch sind einige Male hierdurch Vergiftungen hervorgerufen worden, da die Indier die Dosis nicht regelrecht einzutheilen verstehen. Gemeiniglich wird auf eine Kaffeeschale Wasser eine Bohne gerechnet und der Aufguß nur so lange über dem Feuer gelassen, bis das Wasser zu brodeln beginnt. Der gesammte Körper wird mit Kokosöl eingerieben, in welchem man etwelche Ignatiusbohnen aufgelöst hat. Letztere, welche hier Catbaloñgan heißen, weil sie von diesem Hafen der Insel Sámar nach Luzon kommen, stehen bei den Indiern in großem Ansehen und werden als Universalmittel gegen alle von der Luft (nach ihrer Theorie) herrührenden Krankheiten hoch geschätzt.

Geschwüre und Beulen heilen sie durch Auflegen von Pflastern aus ungelöschtem Kalke. Zu demselben Zwecke wenden sie auch Kompressen an, ohne aber zu ahnen, daß diese und nicht die hierbei benutzten Bleiplatten die Heilung bringen.

Ihre Theorie von der bösen Luft veranlaßt sie bei jeder Gelegenheit, Schröpfköpfe in Verwendung zu nehmen. Sie haben von den Europäern gläserne und irdene Schröpfköpfe kennen gelernt, ihr nationales Instrument bleibt aber der Tandók. Dieses besteht aus einem abgestutzten Büffelhorn, dessen breite Oeffnung an die Haut des Patienten gedrückt wird, während an der schmäleren der Mund des Heilkünstlers die Luft heraussaugt. Ist das Horn luftleer geworden, so wird die obere Oeffnung mit einem Stück Schweinsblase oder Leder verstopft und das Instrument so lange am Leibe des Kranken gelassen, bis es von selbst abfällt.

Bei Cholераerkrankungen werden die Patienten mit dem Rande von Kupfermünzen stark gerieben, um die Hautkälte zu verscheuchen. Ebenso pflegen sie neugeborenen vom Starrkrampf befallenen Kindern große warm gemachte Geldstücke auf die Haut zu legen.

Die Massage der hinteren Genickmuskeln wird als ein sicheres Mittel gegen Migräne angesehen. Die Indier besitzen im allgemeinen eine überaus große Fingergewandtheit und so geben sie denn auch ausgezeichnete Masseure ab, deren Hände sowohl kräftig, wie auch zugleich sanft zugreifen. Sie schmieren sich, um die Haut des Patienten nicht aufzureiben, mit Kokosöl ein, welches überhaupt bei allen ihren Heilungsversuchen eine wichtige Rolle spielt.

Von den vegetabilischen Stoffen, welche ihre Arzneikunst anwendet, sind die Tamarindenfrucht, die Carica-Papaya, die Ignatiusbohnen u. a. m. auch in Europa officinell. Die europäischen Aerzte, welche in Luzon ihre Praxis betreiben, sehen mit Geringschätzung auf die Medikamente der Indier herab, ohne je von ihnen einmal Gebrauch zu machen. Wenn auch die Heilmethoden und Praktiken der Eingeborenen nur auf der Erfahrung und wenig wissenschaftlichen Schlußfolgerungen beruhen, so muß es doch nicht minder wahr sein, daß die von der neuen Welt nach Europa gebrachten (bei den Eingeborenen jenes Erdtheils erst bekannt gewordenen) Pflanzen der Menschheit einen reellen Nutzen gewähren; so wäre auch hier noch manches nicht zu verwerfen. Ob die Eigenschaften der heilkräftigen Pflanzen wissenschaftlich erklärt oder empirisch in Erfahrung gebracht worden sind, das Resultat wird immer das gleiche bleiben.

Beim intermittirenden Fieber wendet man während des Anfalls oder vorher als Heilmittel ein Gläschen Branntwein an, in welchen man einige zerriebene Pfefferkörnchen wirft. Der höllische Trank verursacht dem Patienten einen brennenden Durst, den er durch reichliches Wassertrinken löscht, worauf starker Schweiß ausbricht. Diese Kur erfreut sich großer Beliebtheit und wird, wenn ich nicht irre, auch in Sumatra und Borneo angewendet.

Unter den auf Luzon gebräuchlichsten Heilmitteln verdient zunächst die Frucht der Carica-Papaya oder des Melonenbaumes alle Beachtung; sie wird gegen alle Verdauungsstörungen, speciell aber gegen die Magenruhr genommen, wie denn sowohl die Frucht als auch die Blätter dieses Baumes auch bei anderen Krankheiten Verwendung finden. Bei Gelenkrheumatismus werden die zerweichten Blätter fest um die leidenden Körperglieder gebunden; die Haut bedeckt sich zwar mit einem Ausschlage, doch zeigt dieses die Genesung an. So lange die Frucht noch grün ist, macht man Einschnitte in dieselbe, worauf ein klebriger Saft von weißlicher Farbe herausquillt. Diesen ungemein ätzenden Saft mischt man in sehr kleinen Dosen mit Milch, um mit diesem Tranke die Eingeweidewürmer zu tödten. Das Fleisch der reifen Frucht dient als Schönheitsmittel, besonders um Sommersprossen zu vertreiben. Nebenbei gesagt wird auch die Wäsche sehr sauber und glänzend weiß, wenn man in das Wasser einige zerquetschte Blätter dieses Baumes thut, so daß selbe auf dem Lande statt der Seife benutzt werden.

Als wurmabtreibende Mittel gelten die Spinosa-Species (Niog-niogañg), deren Frucht Aufstoßen verursacht, und die Ampalaya (Momordica balsamina), welch letztere auch die Menstruation befördern soll. Abgesehen von vielen anderen Pflanzen, deren Aufzählung ermüden würde, ist noch die Cassia alata oder Cortanda zu erwähnen, welche die Hitzblattern heilt, dann der Malúñgay (Moringa pterygosperma Gaertner), welchem man ein ätzendes, drastisch wirkendes Oel abgewinnt, während die zerquetschten Wurzeln das Senfpflaster vertreten. Die Rinde des Taliitan (Turaea virens) liefert ein heftiges Brechmittel.

Der Heilkünstler unter den Indiern bedarf keiner Apotheke noch eines Bandagisten; er selbst bereitet die Arzneien, die er ordinirt, er selbst fabricirt die Instrumente, die er bei seinen Kuren benöthigt. Es ist auch nicht die Stadt, wo er seine Medikamente und chirurgischen Hilfsmittel sucht, es sind dies vielmehr der Wald und das offene Feld, wo er selbe findet: aus dem Bambu schnitzt er sich die Schienen für Bein- und Armbrüche und Spritzen, aus demselben Bambu bereitet er sich mit zwei Messerhieben die Büchse, in denen er seine heilbringenden Kräuter verwahrt, während die Bananenblätter ihnen anstatt Wachstuch oder zu Umschlägen oder auch als Teller dienen, auf dem er seine Mixturen und Salben verfertigt. Die Kokospalme liefert ihm eine Art Zündschwamm, mit dem er Blutungen stillt. So weiß er überall in der Natur in der üppigen Vegetation jene Medikamente zu finden, die den Kranken Genesung bringen sollen.

Kürzere Mittheilungen.

Die naturalisirten Pflanzen der Provinz Auckland.

Eins der auffallendsten Beispiele für die Verdrängung einer ursprünglichen Flora durch europäische Einwanderer bildet die Insel Neu-Seeland. Die Pflanzen der Weideplätze, Wiesen und unbebauten Orte, die Unkräuter, welche Felder und Gärten in Europa befallen, — alle trifft der Fremde bei seiner Ankunft in der Kolonie wieder. Am geeignetsten für das Studium dieser Erscheinung ist, wie Herr Cheeseman, Curator des Auckland-Museums, hervorhebt, der Provinzialdistrikt Auckland. Die Zahl der hier eingewanderten und naturalisirten Pflanzenarten beträgt 387. Es ist charakteristisch, daß hiervon nur 10 Arten aus dem benachbarten Australien stammen, während 280 in Europa einheimisch sind. Die meisten sind krautartige Pflanzen, von Bäumen und Sträuchern finden sich nur 31 Species. Die 387 Arten sind unter 233 Gattungen (!) vertheilt, welche in 60 Familien stehen. Die große Zahl der Gattungen zeigt, daß die naturalisirte Flora von Auckland einen sehr verschiedenartigen Charakter besitzt; und die Thatsache, daß die meisten der Gattungen keine daselbst einheimischen Arten haben, beweist, daß naturalisirte Pflanzen, um in einem Lande mit Erfolg zu gedeihen, keine nähere Verwandtschaft mit den vor ihnen existirenden Bewohnern zu haben brauchen.

Was ist nun der Grund, daß die einheimische Pflanzenwelt den eindringenden Fremdlingen nicht Stand zu halten vermochte. Zieht man in Erwägung, daß vor der Besiedelung die Kultivirung des Landes eine sehr unbedeutende war, daß die Maoris überdies eine und dieselbe Stelle nicht anhaltend bebauten, sondern dieselbe verließen, wenn der Boden erschöpft war, so wird es erklärlich, daß sich in Neu-Seeland keine Pflanzen entwickeln konnten, die, wie z. B. unsere Getreideunkräuter, den durch die Kultur veränderten Lebensbedingungen in vortheilhafter Weise angepaßt sind. Bisher gedeihen die eingeführten Unkräuter, die im Laufe der Jahrtausende, während deren sie die Kulturplätze der Menschen befielen, eine äußerst zweckmäßige Konstitution erlangt haben, während die einheimischen verschwinden, weil sie die Konkurrenz mit jenen besser angepaßten Pflanzen nicht aushalten können. Aehnlich verhält es sich mit den Weidekräutern. Denn da es ursprünglich auf der Insel keine pflanzenfressenden Thiere gab, welche die Vegetation abgeweidet hätten, so entstanden auch keine zweckmäßigen Formen, welche das wiederholte Abfressen der jungen Triebe zu ertragen vermochten. Unsere Gräser können dagegen, ohne Schaden zu leiden, wiederholt abgeweidet werden, und verbreiteten sich daher rasch im Verein mit solchen Pflanzen, welche, wie z. B. die Distel, durch ihre Ungenießbarkeit der Vernichtung entgehen. Einige wenige einheimische Arten Aucklands, z. B. einzelne Gräser, zeigen sich allerdings widerstandsfähiger als ihre Genossen, und sind daher auch bestrebt, ihren Verbreitungsbezirk beständig zu erweitern.

Man findet nun aber unsere Einwanderer auch tief im Inneren des Landes, wohin weder Ackerbau noch Viehzucht vorgedrungen sind, wo also die Verhältnisse noch unverändert vorliegen. Die oben dargelegten Gründe reichen mithin zur Erklärung der Ausbreitung naturalisirter Pflanzen in Neu-Seeland nicht aus. Wir erinnern uns hier an die Bemerkung Darwin's, daß die einheimischen Pflanzen irgend eines Gebietes nicht nothwendigerweise auch die geeignetsten für dasselbe sind. Es ist bemerkenswerth und trägt zum Verständniß der hier erörterten Erscheinung bei, daß fast alle jene Eindringlinge in ihrem Vaterlande häufige und weit verbreitete Arten sind, die also jedenfalls eine zähe Konstitution und die Fähigkeit erworben haben, sich den verschiedenartigsten Verhältnissen anzupassen. Auf der südlichen Hemisphäre konnten sich solche Formen weniger gut entwickeln als auf der nördlichen, welche eine weit mächtigere Ausdehnung der Kontinente zeigt, und wo daher die Konkurrenz der Arten eine bedeutendere gewesen ist (Cheeseman, Die naturalisirten Pflanzen des Provinzialdistrikts Auckland. Engler's Bot. Jahrbuch Bd. VI, 2. Heft, 1885).

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Im November wurde es ein Jahr, seit in Taschkent ein Ambulatorium für eingeborene Frauen eingerichtet worden ist, welches von weiblichen Aerzten geleitet wird. Die Resultate der Thätigkeit dieser Aerztinnen sind nicht ohne Interesse. Unter der mohammedanischen Bevölkerung Taschkents steht die Heilkunst noch auf sehr primitiver Stufe: die Geistlichen oder Zauberer, welche Gebete lesen oder besprechen, leisten medicinische Hilfe; nur in seltenen Fällen werden Eingeborene, welche wegen ihrer Bekanntschaft mit der arabischen Medicin auf den Titel eines Arztes Anspruch machen, zu Rathe gezogen. Aber auch dieser Hilfe müssen die mohammedanischen Frauen entbehren — eine rechtgläubige Mohammedanerin wird eher sterben, als einen männlichen Arzt bei sich empfangen und mit ihm wegen ihrer Krankheit sprechen. Für die mohammedanische Welt hat daher das Studium der Medicin durch Frauen eine ganz andere Bedeutung, als für Rußland und den Westen Europas. In Taschkent knüpfte sich die Eröffnung einer Ambulanz für Frauen an einen glücklichen Umstand. Vor zwei Jahren trafen in Taschkent drei Aerztinnen ein, welche ihre dahin in dienstlichen Angelegenheiten versetzten Ehemänner begleiteten. In Folge dessen erlangten sie die Erlaubniß, eine Ambulanz für kranke Frauen der Eingeborenen zu eröffnen. Anfangs zeigten sich die Frauen etwas mißtrauisch gegen die „Urussi", allein die Kunde von dem unbestreitbaren Vortheil, den einzelne Frauen aus dem Besuch der Ambulanz zogen, zerstreute bald das Mißtrauen. Die Frequenz der Ambulanz wuchs von Monat zu Monat, wie aus den beigefügten Zahlen zu ersehen. Die Zahl der das Ambulatorium besuchenden Frauen und Kinder betrug im

December	1883	100	206	Einzelbesuche
Januar	1884	153	410	„
Februar	„	233	629	„
März	„	441	927	„
April	„	366	898	„
Mai	„	378	1025	„

Was die zur Behandlung gelangenden Krankheiten betraf, so gehörte ein großes Proc. (10 Proc.) selbstverständlich in die Kategorie der Frauenkrankheiten, weiter zeigten sich Syphilis, Scropheln, chronische Hautleiden und solche der Schleimhäute. („Oestliche Rundschau" 1884, Nr. 51, 52.)

— Nach der letzten Zählung von 1881 waren von den 253 891 821 Einwohnern Britisch Indiens 188 121 772 Hindu, 50 121 585 Mohammedaner, 3 418 884 Buddhisten, 1 862 634 Christen, 1 221 896 Dschaina, 85 397 Parsi und 12 009 Juden. Die Hindu sind am stärksten zu finden in Bengalen (45 452 806), in den Nordwestprovinzen und Audh (38 555 121) und in Madras (28 497 678), die Mohammedaner in Bengalen (21 704 724) und im Pandschab (11 662 434), die Christen in Madras (771 080) und Travancore (498 542), die Parsi und Juden in Bombay (von ersteren 72 973, den zweiten 9023). Die Christen zerfallen in zahlreiche Sekten; am stärksten sind die römischen Katholiken (963 058), nächstdem die Anglikaner (353 713) und die Anhänger der syrischen Kirche (304 410); die Zahl der Lutheraner betrug 15 041 (davon 11 889 in Bengalen und 2310 in Madras), die sämmtlicher Protestanten 533 390. Von den 1 862 525 gezählten Christen waren 142 612 in Europa geboren, 62 085 waren Eurasier, 893 653 waren Indier und 764 172 hatten anderswo ihren Geburtsort.

— Die Stadt Kuldscha mit ihren Tarantschen, Chinesen und Dunganen — schreibt ein Correspondent der Oestlichen Rundschau (1885, Nr. 2) — unterscheidet sich durchaus von Taschkent und den anderen mittelasiatischen, von Sarten bewohnten Städten. Ich schildere hier nur das, was der Stadt Kuldscha ihren eigenthümlichen Charakter giebt: die chinesischen Tempel. Man betritt zuerst eine Art Vorhalle, zu beiden Seiten stehen Trommeln und in Mannshöhe hängen eiserne gegossene Glocken, welche Einschnitte am Rande und darüber Löcher haben. Die Glocken haben keine Zunge (Schlägel); statt derselben dient der Oberschenkelknochen eines Esels, welcher in einem Loche der Glocke steckt, offenbar damit er nicht am Boden liege. Jeder, der um zu beten eintritt, giebt dem anwesenden Tempeldiener, dem Bonzen, ein Geldstück und schlägt mit dem Eselsknochen entweder auf die Glocke oder auf die Trommel. Aus der Vorhalle führt eine Thür in den Tempel selbst. Zuerst passirt man einen langen und engen Korridor, an dessen Seiten sich je drei kleine Kammern befinden. Wir öffnen die Thür einer derselben und blicken in eine Küche, man schmort und backt etwas darin. Wir blicken in eine andere, es ist ein Raum zum Beten; da stehen Buddha-Figuren (Burchane), vor diesen auf Tischen allerlei Opfergaben, Speisen in Schalen; in anderen mit Sand gefüllten Schalen stecken brennende Lichter. Diese Lichter werden aus vermodertem Holz gefertigt und in Läden verkauft. Der gläubige Chinese fällt nieder auf die Knie und betet. In demselben Korridor, trotzdem daß derselbe sehr eng ist, sitzen an zwei kleinen Tischen Chinesen und spielen Karten oder Würfel, andere stehen oder sitzen daneben, rauchen ihre Pfeife, wie zu Hause oder im Klub. Einer sitzt da, raucht und schaut den Spielenden zu — jetzt erhebt er sich, geht in das Betzimmer und betet; dann kehrt er zurück, setzt sich wieder an den Tisch und schaut dem Kartenspiel zu. — Ich hatte den Eindruck, als sei das Gebäude nicht allein ein Tempel, um zu beten, sondern auch zugleich ein Klub, um sich zu unterhalten. — Der Korridor führt zum mittleren Tempelraum, welcher, nach oben offen, keine Decke hat. Dahinter ist eine Vertiefung, etwa dem Altarraum einer Kirche entsprechend — hier ist wieder eine Decke vorhanden. Auch hier stehen wiederum Buddha-Figuren. Nebenbei lag ein mittels eines Strickes befestigter Hund, welcher offenbar die Rolle eines Wächters hatte — gewiß recht praktisch, aber jedenfalls an dieser Stelle auffallend.

Afrika.

— Die internationale Suez-Kanal-Kommission schlägt vor, daß der Kanal durchgängig auf eine Tiefe von 9 m unter Niederwasser gebracht werden solle; weiter spricht sie sich für folgende Breiten aus, die dem Kanal zu geben wären: zwischen Port Said und den Bitterseen 65 m in den geraden Strecken, 75 m in den Kurven mit mehr als 2500 m Radius, 80 m in den Kurven mit kleinerem Halbmesser. Zwischen Suez und den Bitterseen, wo durch den Einfluß von Ebbe und Fluth ein Strom besteht, soll nach dem Vorschlage der Kommission die Bodenbreite in den geraden Strecken 75 m, in den Kurven, die hier alle mehr als 2500 m Radius haben, 80 m betragen. Weiter wird angedeutet, daß die Ufer entweder durch Anpflanzung von Sträuchern oder, wo dies nicht angängig ist, durch Steinsetzungen gegen Unterwaschung verstärkt werden müssen. Was die Hafenanlagen, die Leuchtfeuer und Bojen betrifft, hat die Kommission keine Verbesserungen in Vorschlag zu bringen.

— Die Italiener haben Arafali, einen Platz am Südende der Annesley-Bai (von welcher aus die Engländer 1867 ihren Vormarsch gegen Magdala antraten) besetzt und dort ihre Fahne neben der ägyptischen aufgezogen.

— Englands Interessen an der Suahelikuste sind keine geringen, und das deutsche Vorgehen in Zanzibar und auf dem Festlande hat dieselben empfindlich berührt. Nach einem Berichte des englischen Konsuls Holmwood gab es 1884 in Zanzibar 6619 britische Unterthanen, darunter 89 geborene Briten, 39 Franzosen, 13 Deutsche, 8 Amerikaner, 5 Belgier und 2 Italiener. Gleich nach der Abschaffung der Sklaverei im Jahre 1873 sank der Handel etwas, hat sich seitdem aber verdoppelt; der mit Indien allein ist von 428 800 Pfd. St. im Jahre 1879 auf 755 858 Pfd. St. im Jahre 1883 gestiegen. Namentlich auf das Kilimandscharo-Gebiet macht Holmwood aufmerksam, als auf eines, das zur landwirthschaftlichen Ausbeutung wie zur Anlegung von Sanatorien vorzüglich sich eigene; dieselbe Ansicht vertrat am 14. April H. H. Johnston in der „Society of Arts" in London. — Dr. Joest in seinem Buche „Um Afrika" (S. 261) weist darauf hin, daß England im vorigen Jahre in Lindi, Kilwa, Mombasa und Lamu Konsulate resp. Vicekonsulate errichtet hat und diese vier Küstenplätze des Sultanats Zanzibar regelmäßig von Dampfern anlaufen läßt, und glaubt, daß England starkes Verlangen nach dieser Küste trage. Die Instruktion jener Konsuln lautet dahin, vor allem ihr Augenmerk auf die Unterdrückung des Skavenhandels zu richten, dann den Banianen und anderen Indiern den Schutz der Kaiserin angedeihen zu lassen und dafür zu sorgen, daß der Handel des Inneren erschlossen werde und sich Auswege nach der Küste, zumal nach den oben genannten vier Punkten hin, suche. Vorläufig haben sie noch wenig zu thun, ihre Arbeit beschränkt sich auf Gerichtsverhandlungen bei Streitigkeiten zwischen Eingeborenen und englischen Unterthanen; dafür aber unternehmen sie abwechselnd bedeutende Reisen, deren Ergebnisse ebenso der Wissenschaft, wie dem politischen Einflusse Englands zu Gute kommen.

— In einer Notiz im „Antananarivo Annual" (Nr. 8) berichtet Rev. J. Sibree, daß im vergangenen December eine Anzahl kleiner Stücke Bimsstein von Tamatave, wo sie kurz vorher an den Strand gespült worden waren, nach der Hauptstadt Antananarivo geschickt wurden. Man vermuthet, daß diese vom Wasser abgerundeten Stücke von der Sundastraße her über den Indischen Ocean gekommen sind und wahrscheinlich vom Krakatau-Ausbruche herrühren. Ist diese Annahme richtig, so bietet sie uns nicht nur ein interessantes Beispiel für die Entfernungen, auf welche vulkanische Produkte von Meeresströmungen vertrieben werden können, sondern wirft auch nach Sibree's Ansicht Licht auf die dunkele Frage, wie die malaisch-polynesischen Vorfahren der Malgaschen die 3000 engl. Meilen Seeweges, welche

den südostasiatischen Archipel von Madagaskar trennen, überwunden haben mögen. Es müssen eben in dieser Richtung Meeresströmungen existiren, welche den Bimsstein herüberbrachten, und so mögen auch in prähistorischen Zeiten einzelne Praus oder sogar eine ganze Flotille von solchen durch Stürme nach Westen verschlagen und von jener Strömung weitergeführt worden sein, bis sie schließlich auf irgend einem Punkte der fast 1000 engl. Meilen nordsüdlich sich erstreckenden Ostküste von Madagaskar strandeten.

— In Wiesbaden ist aus Zanzibar folgende Trauernachricht eingetroffen: „Die Expedition der Afrikareisenden Böhm und Reichard ist verunglückt; Böhm ist todt, Reichard ist gerettet in Zanzibar angekommen". Damit wird die Vermuthung (s. oben S. 271), unsere beiden Reisenden seien mit jenen in Njangwe eingetroffenen Weißen identisch, in betrübender Weise widerlegt. — Auch die Association Internationale hat einen neuen Verlust zu verzeichnen: am 1. März starb in Leopoldville am Wechselfieber Edward Spencer Burns, welcher im Winter 1883 bis 1884 das Land zwischen Kwilu und Congo erforschte und später in Manjanga befehligte.

— Ein neues Opfer des Klimas am Congo! Lieutenant Eduard Schulze, der Führer der deutschen westafrikanischen Expedition (s. oben S. 78 und 128), ist am 15. Februar in San Salvador gestorben. — Von einem Mitgliede derselben Expedition, dem Botaniker Dr. Büttner, sind Berichte über Ausflüge in der Umgebung von San Salvador in Berlin eingetroffen.

— Wir haben schon oben S. 182 ff. auf den dauernden Werth der Berichte Hugo Zöller's, welche er über das Togo-Gebiet in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlicht hat, hingewiesen; sein Name ist dann durch die kriegerischen Vorgänge in Kamerun und deren Schilderung allgemein bekannt geworden. Jene ersten Berichte sind jetzt erfreulicher Weise zusammen gedruckt worden und bilden unter dem Titel: „Das Togoland und die Sklavenküste" (W. Spemann, Stuttgart 1885) den ersten Band einer Serie, welche alle deutschen Besitzungen in Westafrika behandeln soll. Da Togoland bis jetzt eine völlige terra incognita war, so ist Zöller's Buch, welches Leben und Sitten der Eingeborenen, Natur, Klima und kulturelle Bedeutung des Landes, dessen Handel und die deutschen Faktoreien nach eigener Anschauung schildert, ein unentbehrliches Quellenwerk für jeden, der nach Auskunft über unsere Protektorate (Kolonien kann man sie ja eigentlich nicht nennen) verlangt.

Südamerika.

— Auf S. 192 des laufenden Bandes haben wir bereits die Nachricht von der Ersteigung des Berges Roraima durch Everard F. Im Thurn gebracht; heute sind wir im Stande, diesem Berichte einige Einzelheiten aus den Proc. R. Geogr. Soc. hinzuzufügen. Am 7. December erreichte der Reisende mit seinen Begleitern die halbe Höhe des Berges, wo vier Hütten erbaut wurden. Bis zu einer Höhe von 5500 Fuß bestehen die Seiten des Berges aus grasbewachsenen, wellenförmigen Abhängen, auf denen sich vereinzelte Baumgruppen und breite Streifen von Geröll befinden. Neben einem grasbewachsenen Sumpfe, bis zu welchem Schomburgk und frühere Reisende gelangt waren, wurden die Hütten aufgeschlagen. Von hier an werden die Abhänge steiler und sind mit niedrigen Bäumen, namentlich Palmen vom Genus Geonoma, dicht besetzt; diese Vegetation reicht bis zum Fuße der Felsenklippen, wo ein breiter Streifen Brombeeren (Rubus Schomburgkii) und Farnkraut sich findet, der durchaus an englische Vegetation erinnert. Die Klippen erheben sich senkrecht etwa 2000 Fuß über diesem Streifen, mit Ausnahme einer Stelle, wo eine Leiste diagonal bis zur Spitze läuft. Die ersten zwei Drittel der Leiste sind mit ungeheuren Steinblöcken bedeckt, die durch ein dichtes Gewebe von Baumwurzeln verbunden sind; hierauf stößt man auf einen Fluß, der von der Klippe herabstürzt und eine tiefe Schlucht in der Leiste ausgewaschen hat und von da in einer Reihe von Wasserfällen dem Thale zueilt. Wenn einmal diese Schwierigkeit überwunden ist, wird das letzte Drittel durch die niedrigen Pflanzen, die da wachsen, nicht nur bequemer, sondern auch interessanter. Große grobe Gräser und agaveähnliche Pflanzen sind die wichtigsten Arten, welche hier vorkommen, daneben findet man aber auch prächtige Blüthen. Am 18. December wurde die Ersteigung des Berges in vier Stunden ausgeführt; auf der Spitze genießt man einen wunderbaren, aber eigenthümlichen Anblick. Das Plateau ist mit Felsblöcken von den sonderbarsten Formen bedeckt, welche in Haufen auf einander liegen, deren höchste 80 Fuß Höhe erreichen; einzelne niedrige Pflanzen von einem ganz anderen Charakter, als dem der sonstigen Vegetation von Guyana, wurden da gefunden. Die Wolken, welche um den Berg hin in fortwährender Bewegung sind, lagern hier sehr viele Feuchtigkeit ab, so daß alles von derselben durchdrungen ist; so bilden sich kleine Bassins, aus denen unbedeutende Bäche nach dem Rande der Klippen strömen und sich als Wasserfälle in die Tiefe stürzen. Kein anderes Thier als ein ziemlich gewöhnlicher Schmetterling wurde gesehen. Von der Spitze aus erblickt man ähnliche Berge, die sich bis in weite Ferne hin immer wiederholten; einer von ihnen, mit dunkler flacher Kuppe und schmaler Basis, fiel darunter besonders auf. Namentlich in botanischer Beziehung war die Ausbeute reich; am 31. Januar kehrte Im Thurn nach Demerara zurück, er hatte stark am Fieber gelitten, war jedoch auf dem Wege der Besserung. Uebrigens ist zu erwarten, daß sein Reisebericht auch in ethnographischer Beziehung wichtige Mittheilungen bringen wird, wenn man wenigstens aus einzelnen Mittheilungen, die seine Briefe enthalten, einen Schluß ziehen darf. So schreibt er über den Erfolg der Mission bei den Indianern in der Savannah, zwischen Ireng und Cotinga: jedes Dorf hat selbst eine Kirche gebaut, in welcher Männer, Frauen und Kinder an Wochentagen sechs, an Sonntagen acht Stunden zubringen und den Glauben, das Gebet des Herrn und die zehn Gebote hersagen, dabei aber die täglichen Pflichten des Lebens vernachlässigen, so daß man bei ihnen beinahe nichts zu essen bekommen kann.

— A. W. Sellin, ehemaliger Koloniedirektor in Brasilien, hat in Bd. 36 und 37 von Freytag's „Das Wissen der Gegenwart" „Das Kaiserreich Brasilien" geschildert auf Grund von eigenen Erfahrungen, einer reichen Litteratur und, was die wirthschaftlichen Verhältnisse anlangt, von schwer zugänglichen officiellen Daten, welche ihm der brasilianische Gesandte in Berlin zur Verfügung stellte.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVII. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

III.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Als Révoil sein Haus erreichte, fand er seinen Wirth im Gespräche mit zwei Bimal-Häuptlingen, Brüdern des einflußreichen Ismaël Abdallah, der seit der oben erwähnten Schlacht bei Agaren geschworen hatte, Mörka nicht wieder zu betreten. Der Gouverneur der Stadt selbst achtete diesen Schwur in der Weise, daß er jedesmal, wenn er mit dem Bimal-Chef zu verhandeln hatte, ihm eine Zusammenkunft vor den Mauern Mörkas bewilligte. Ismaël Abdallah hegte den Wunsch, den Reisenden zu sprechen, und ließ ihn durch seine Brüder in sein Gurgi (Hütte) auf den Höhen bei Agaren einladen; die beiden Brüder, Hadschi Ali und Fage, würden ihm als Begleitung genügen. Sowohl Scherif Amin, als auch Salem riethen dazu, dieser Einladung zu folgen, und meinten, daß unter den Stämmen der Somali der Schutz des Ismaël Abdallah besser und wirksamer sei, als eine Begleitmannschaft des Gouverneurs, zumal dessen Soldaten kaum in der Stadt ihres Lebens sicher sind und, sobald sie deren Ringmauer verlassen sollten, mit Bestimmtheit auf einen Lanzenstich oder vergifteten Pfeil rechnen können.

Früh am folgenden Morgen machte sich Révoil auf den Weg, begleitet von seinen beiden Dienern, die von Kopf bis Fuß bewaffnet waren. Da die zurückzulegende Entfernung nur 3 km betrug, so konnte sich der Reisende des Lächelns nicht erwehren; aber seine Diener entgegneten: „Zu viel Vorsicht schadet nie, und wenn du erst die Beduinen dieser Gegend besser kennst, wirst du auch weniger zuversichtlich sein.“ Das war entschieden vernünftig gesprochen, und so steckte auch Révoil einen Revolver in den Gürtel, nahm aber statt des Säbels nur den harmlosen Sonnenschirm mit. Am Strandthore, das zu dieser Stunde noch geschlossen war, wollten die Soldaten ihn kaum passiren lassen; draußen, vor der Moschee des Scheich Othman (desselben, nach dem das früher erwähnte Dorf bei Aden seinen Namen trägt und der hier bei Mörka begraben liegt) warteten schon Abdallah's Brüder, die nur Stock und Kürbisschale, keine Waffen trugen. Die Somali, die schon in großer Anzahl versammelt waren und auf das Oeffnen der Stadtthore warteten, drehten beim Vorübergehen Révoil's kaum den Kopf nach ihm um, anstatt ihn, wie Tags zuvor bei seiner Landung zu belästigen, und die, welche ihm entgegen kamen, wichen ihm nach den üblichen Begrüßungen aus. Als man dann das Schlachtfeld von Agaren erreichte, welches noch mit gebleichten Skeletten und Schädeln der von den Bimal Getödteten — es sollen an jenem Tage 822 Somali gefallen sein, eine enorme Zahl für jenes Land — bedeckt war, ließ sich der Reisende die Vorgänge jenes blutigen Tages erzählen. So vergingen anderthalb Stunden, ehe das nahe Auin, wo Abdallah's Gurgi entfernt von allen anderen stand, erreicht war. Es war eine geräumige runde Hütte aus Holzreifen, die von einem mit groben Skulpturen versehenen Mittelpfahle, dem Udub, getragen

wurden; über den Reifen lagen große, aus Rinde bestehende Matten, die mit Zeichnungen bedeckt waren. Daß der Fremde erwartet worden, zeigte die Reinlichkeit in der Behausung. Die Waffen des Häuptlings, Schild und Lanzen, Kalebassen und die Körbe, in welchen man die Lebensmittel aufbewahrt, hingen symmetrisch an der Wand. Die Ausstattung war sonst höchst einfach: ein Bett, bestehend aus einer ausgespannten Ochsenhaut, vier ebensolche Sessel und als Fußboden feiner, gut abgekehrter Sand, das war alles. Als Révoil eintrat, lag Abdallah, der unwohl war, setzte sich aber aufrecht und begrüßte ihn mit „Nabad, faïda" (Guten Tag. Wie geht es?). „Guten Tag. Was machst du?" war die Antwort. „Tritt ein!" und, dann sich zu seiner Frau wendend, sagte Abdallah: „Gieb einen Stuhl!" Nach den üblichen Begrüßungen dankte er dem Franzosen, daß er ihn besuchte und erklärte, er habe gehört, daß dieser über Gelidi nach dem oberen Dschub und zu den Ugadin, ja bis Berbera reisen wolle; sein hier anwesender Bruder habe diesen Weg, als er von Mörka nach Mekka gepilgert sei, in 32 Tagen gemacht. Sein Plan sei kühn, aber ausführbar; doch müsse er nicht über Gelidi gehen, sondern den Stamm der Wadan vermeiden und von Mörka aufbrechen. Schließlich versicherte er ihn seines Schutzes und ließ ihm durch seine Kinder geröstete Kaffeebohnen, Milch und Mais vorsetzen. Zum Abschiede schüttelte er ihm die Hand und grüßte ihn mit dem mohammedanischen Segensspruche: „fi aman illah u rasul" (Möge Gott und sein Prophet dich schützen!); und gleichzeitig brachte die Frau



Der Gurgi Ismaël Abdallah's.

des Hauses ein Rauchfaß und beräucherte damit die Kleider des neuen „Dumasch" (guten Freundes), der ihr zum Danke ein prächtiges Halsband aus Karneol verehrte.

Bei näherer Ueberlegung jedoch rieth Salem dem Reisenden, auf Abdallah's Rath, den ihm lediglich seine Feindschaft gegen die Leute von Gelidi eingegeben haben mochte, nicht zu hören, sondern sich diesen letzteren anzuvertrauen, weil diese die Straße nach dem oberen Dschub weit mehr beherrschten als die Bimal.

Die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Mörka benutzte Révoil zu einigen photographischen Aufnahmen. Inzwischen hatte Salem seine Geschäfte beendigt und das Meer sich beruhigt, so daß die Weiterfahrt angetreten werden konnte; trotz aller Vorsichtsmaßregeln, um eine Ueberzahl von Passagieren abzuwehren, hatten sich doch noch mehr als 60 Personen auf der Barke eingefunden, die wegen Mangel an Kähnen hinübergeschwommen waren. Darunter befand sich auch ein weit bekannter Fanatiker, der Scheich Awes von der den berüchtigten Senussi affiliirten Sekte des Abd el-Kader el-Ghilani von Bagdad, der bereits mehrere Zaujas (Klöster) gegründet hatte. Aus Klugheit mußte Révoil dieser angesehenen Persönlichkeit, deren Flagge neben der seinigen auf der Barke gehißt wurde, mit größter Zuvorkommenheit begegnen; doch sollte ihm das wenig nutzen, denn diesem Manne und seinen Umtrieben hatte er später das Scheitern seiner Pläne zuzuschreiben.

Rasch ging es vorbei bei den Hütten von Dschilip und bei den zerstörten Orten Gondörscheik und Goriale, die auf

Felsvorsprüngen liegen; sie bieten dem Auge nichts als geschwärzte Mauern, hinter denen sich einige armselige Hütten verbergen; doch beleben Palmengruppen die Landschaft. Dann folgt Dschesire mit der Moschee des Scheich Assan Burali, in dessen Nähe auf einem großen, schwarzen, steilen Felsen das Grab des Au Mekka und die Station Walo liegen, dann Danane mit lauter bienenkorbförmigen Strohhütten und einem einzigen Steinhause, wo einst ein Gesandter des Sultans Saïd Bargasch mit 40 Soldaten ermordet wurde. Endlich erschien Mogduschu, und dieser Anblick brachte neues Leben unter die Mannschaft, die bisher auf Antreiben des Scheich Awes ihre Zeit damit hingebracht hatte, Koranverse herzusagen und sich durch das ewige Wiederholen der Worte „Allah akbar" (Gott ist groß) in einen Zustand des Hypnotismus zu versetzen. Jeder griff nach Petroleumkannen, Kochtöpfen, Präsentir-



Junge Abösch-Dienerin.



Beduinenfrau, Gras auf den Markt von Mogduschu bringend.

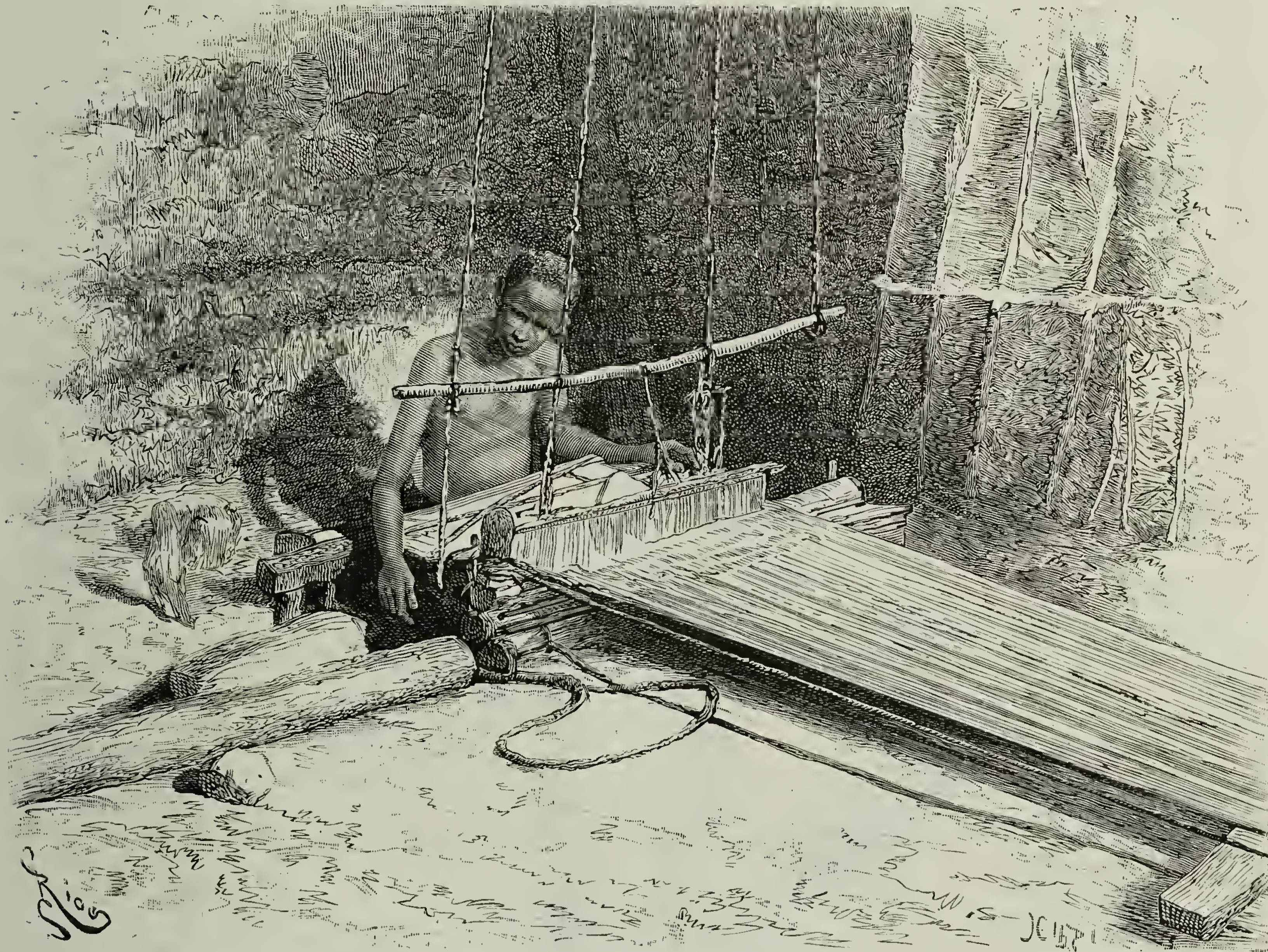
brettern und sonstigen Gegenständen, mit denen man Lärm erzeugen konnte, und begann darauf zu tosen, Flintenschüsse wurden abgefeuert und, als darauf hin zahlreiche Leute am Ufer zusammenliefen, wurden sie von den Matrosen im Uebermaße ihres Entzückens mit Apfelsinen und Kokosnüssen, die man von Zanzibar mitgebracht hatte, bombardirt, was die Menge mit frenetischem Geschrei beantwortete. So groß war der Enthusiasmus und die Freude, den heimathlichen Hafen erreicht zu haben, daß fast keiner sich um das Schiff kümmerte, und dasselbe beinahe durch eine besonders starke Woge an die Küste geworfen worden wäre. Doch kam man glücklich bei Hamarwin und Schingani, den beiden Quartieren des heutigen Mogduschu, vorbei und erreichte den gegen die Wellen geschützten Ankerplatz, Chori (Kanal) mit Namen, der nordöstlich von Schingani und dem Minaret der Moschee Abdul-Aziz gegenüber liegt. Wegen der Fluth konnte die Ausschiffung aber erst gegen 10 Uhr Abends stattfinden. Révoil begab sich dann sofort



Das Spinnen und Leimen der Baumwolle in Mogduschu.

zum Gouverneur und suchte darauf vorläufige Ruhe im Hause Salem's, des angesehenen Günstlings des Sultans von Zanzibar. Es war das zweite Mal, daß er die Stadt besuchte; aber 1877 hatte ein ungeschickter Gouverneur ihn an freier Bewegung gehindert. Unter günstigeren Verhältnissen wollte er jetzt das damals Versäumte nachholen. Vollkommen als Araber gekleidet, trat er am nächsten Morgen seine Wanderung durch den Ort an.

Zuerst besuchte er die Aeltesten der vier Somalitribus von Hamarwin, mit welchen er schon in Zanzibar Verbindungen angeknüpft hatte. Alle versprachen ihm natürlich Wunderdinge; aber er hatte schon gelernt, auf solche Worte nichts zu geben. Dann beehrte er den Scheich Mumen, das Haupt der ältesten und zahlreichsten Familie von Mogduschu, deren Mitglieder in dem ganzen Becken des Webi und oberen Dschub Handel treiben. Bei all diesen Besuchen mußte er Milch, Mais, gerösteten Kaffee 2c. genießen und beim Verabschieden wurde jedesmal ein langes Gebet gesprochen, welches Révoil zum Erstaunen der Anwesenden stets geläufig mitmurmelte. In der Zwischenzeit brachte Julian das Gepäck an Land, und dann miethete sich Révoil ein eigenes Haus, das in die Westmauer von Hamarwin eingebaut war und einen versteckten Ausgang zum freien Felde hin besaß. Dasselbe hatte einen eigenen Brunnen, einen kleinen Garten mit Kokospalmen und einen großen Hof, auf welchem sich später die zu erwerbenden Kameele tummeln konnten. Der Wali sandte eine Wache von vier, später von zehn Soldaten; ein großer



Baumwollweber in Mogduschu.

Saal, wo auch Besucher und Kranke empfangen wurden, diente ihnen zum Wachlokal.

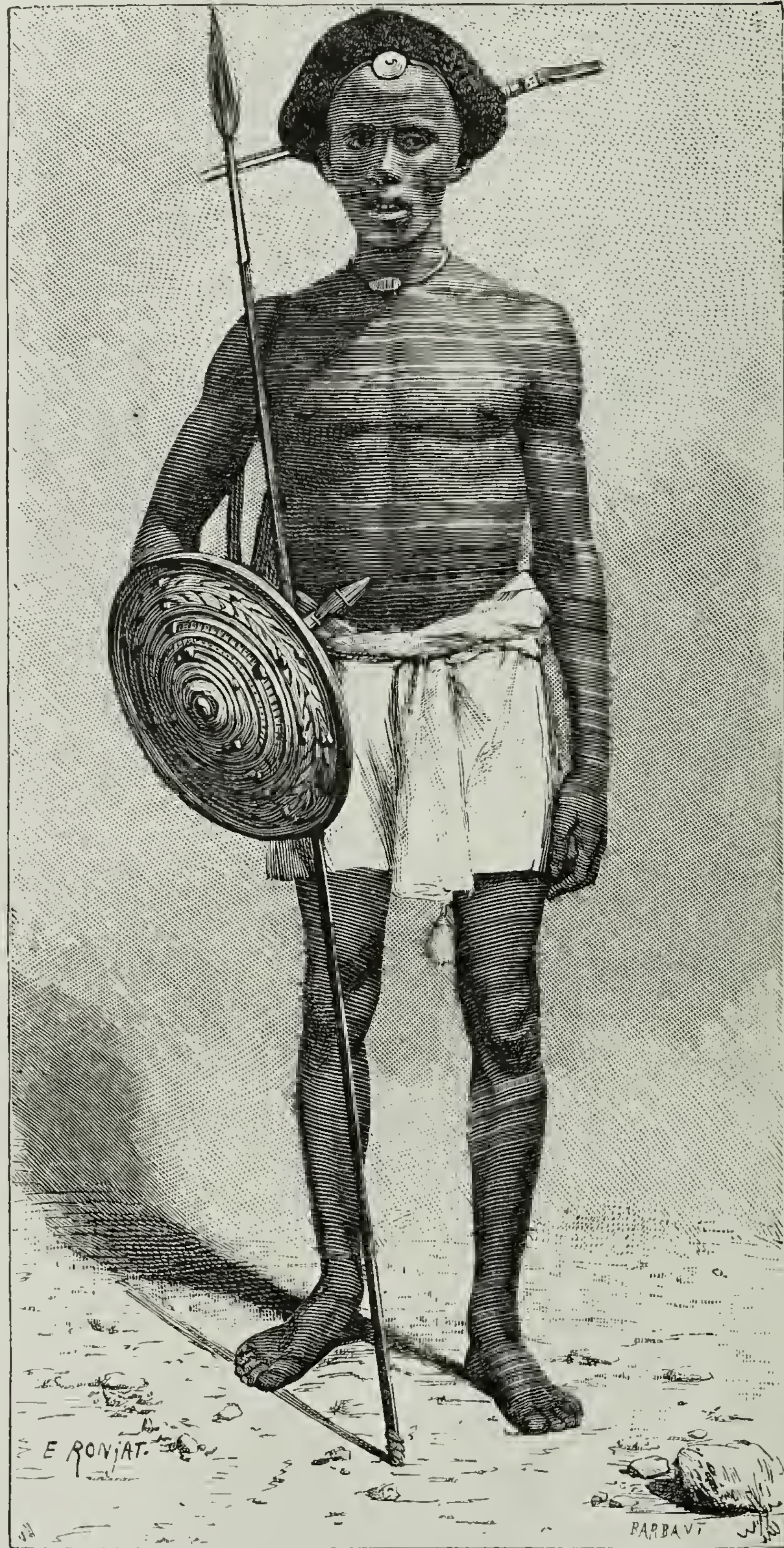
Während nun mit den Leuten von Gelidi Verhandlungen angeknüpft wurden, benutzte Révoil seine Muße dazu, die Stadt kennen zu lernen.

Mogduschu kann an Schmutz fast mit Mörka wetteifern; die Straßen sind mit Abfall bedeckt und die überall frei umherlaufenden Kühe vermehren nur die Unreinlichkeit. Die Häuser sind alle einander gleich, viereckig und mit flachem Dache; nur die Holzfenster sind geschnitzt und ab und zu findet sich ein mit Arabesken oder einer Inschrift versehener Stein. Das Nebeneinander von geschwärzten Hütten, verfallenen Mauern, Palmengruppen, mit Kalk geweißten Häusern und Minarets erinnert an Palästina. An die Steinhäuser lehnen sich mitunter Hütten der Aböſch, d. h. der Nachkommen einstiger Sklaven; ja sie finden sich sogar in den Höfen derselben. Jedes Quartier besitzt seine Moschee. — Unter den Vorstehern der Klöster (Zanjas) wußte Révoil denjenigen eines kleineren, den Scheich Sophi, für sich zu gewinnen, indem er ihm die sämmtlichen Empfehlungsbriefe von mohammedanischen Scheichs, die er besaß, darunter einen von Mohammed el-Chodscha von Tunis, vorlegte. Sophi verlas dieselben in mehreren Versammlungen und empfahl den Reisenden dem besonderen Wohlwollen seiner Anhänger. Von da an verschwand die Abneigung der Bewohner von Hamarwin gegen den „Ungläubigen“ nach und nach; diejenigen des rivalisirenden Quartiers Schingani beruhigte er durch Besuche bei ihren

Scherifs, und schließlich riefen ihm nur noch Beduinen oder Straßenjungen „Kufar“ (Ungläubiger) nach, und selbst die größten Fanatiker hielten sich nicht mehr die Nase zu, wenn er vorüberging. Sein Haus war nicht länger verrufen, und die junge Abösch-Dienerin, welche dasselbe mit Wasser zu versehen hatte, brachte auch manchmal Frauen vom Lande mit, welche Eier oder Gras für die Ziegen zu verkaufen hatten. Diese waren scheuer, als die Krieger von Mogduschu und ließen sich nicht herbei, wie jene, vor dem photographischen Apparate zu stehen. Nur eine oder zwei ließen sich durch rothseidene Kopftücher, die hier hochgeschätzt sind, dazu bestechen.

Mehr Gegenstände für seine Kunst fand er in den Gebäuden und Straßen der Stadt, die er indessen auf Wunsch des Gouverneurs und Salem's nie ohne seine vier Soldaten betreten durfte; dazu nöthigte die Anwesenheit so vieler bis an die Zähne bewaffneter Beduinen, die stets zum Blutvergießen bereit sind, um irgend eine alte Feindschaft oder auch nur Beleidigung zu rächen. Selbst die arabischen Kaufleute müssen stets auf ihrer Hut sein; denn es ist der Fall vorgekommen, daß ein solcher von einem Somali aus keinem anderen Grunde ermordet wurde, als um zwischen den Stadtbewohnern und dem Gouverneur einen Konflikt hervorzurufen.

Mogduschu, in 2° 2′ 10″ nördl. Br. gelegen, soll ursprünglich Megaad el-schata (Hafen des Schafs) geheißen haben; so heißt noch heute die Moschee beim Grabe des Scheich Awes el-Garni, welcher dort eine Vision gehabt hatte. Später nannten die Araber sie Mogdischu oder Mogduschu, woraus die Portugiesen Mogadoxo und Mogadixo machten. Die Sklaven eingerechnet, giebt es dort 4000 Einwohner, bestehend aus Somali, einigen seit dem 3. Jahrhunderte der Hedschra ansässigen arabischen Familien, und ab- und zureisenden indischen und arabischen Kaufleuten. Einst war die Blüthe der Stadt sprichwörtlich; damals bedeckte sie einen zehnmal größeren Flächenraum als heute und zählte 101 Moscheen; Reste von zahlreichen Monumenten sind allein davon übrig. Innerer Hader und Krieg haben den Verfall herbeigeführt. Allmählich bildeten sich zwei Quartiere, Hamarwin und Schingani; die zwischen ihnen liegenden Gebäude verfielen nach und nach, und jetzt erhebt sich an deren Stelle das Fort. Noch größer wurde die Kluft zwischen beiden, als nicht mehr sämmtliche Einwohner mit gleicher Einmüthigkeit das Fest des Scheich Awes el-Garni feierten. Hamarwin geht heute seinem gänzlichen Verfalle entgegen; Häuser, Minarets und Moscheenkuppeln stürzen eines nach dem anderen zusammen, und der Sand hüllt nach und nach die Trümmer ein; bewohnt werden dort nur noch Strohhütten.



Wadan-Krieger.

Mogduschu gehört zum Gebiete der Hawias; an der Küste bis nach Mruti und Obbia im Nordosten wohnen besonders die Abgals, und unter den Besuchern des Marktes, welchen die Karawanen vom oberen Dschub mit Elfenbein, Straußenfedern und Häuten versehen, sind besonders die Wadan, Ilbi, Daut, Mursude, die Bewohner von Gelidi und die Rawin zu nennen. In Mogduschu wie in Mörka bestand die einzige Industrie der Einwohner im Weben von Baumwolle, womit sie nicht nur die arabischen Faktoreien an jenen Küsten, sondern auch die Häfen des Rothen Meeres und des Persischen Golfes versahen. Diese Industrie begann zu sinken, als die Portugiesen sich der arabischen Kolonien an der Küste und der Verkehrswege nach dem Inneren bemächtigten; die Einfuhr amerikanischer Gewebe gab ihr fast den Todesstoß, und heute bewegt sie sich nur noch in bescheidenen Grenzen. Das Weben der Baumwolle ist eine Arbeit der Abösch und Sklaven, die sich von Mogduschu aus über das ganze Becken des Webi und Dschub verbreitet hat; von dort bringen Beduinen sowohl rohe Baumwolle, als auch grobe, aber feste Gewebe. Die Baumwolle wird zuerst zwischen zwei hölzernen Cylindern von den Körnern und Kapseln gereinigt, dann wie Filz geklopft, in Strähnen getheilt und von den Frauen mittels eines sehr primitiven Spinnrades gesponnen. So gewinnt man vier Faden von verschiedener Stärke, aus welchen Gewebe von sechs verschiedenen Qualitäten, aber von fast gleicher Größe hergestellt werden. Männer und Kinder bringen die Faden zuerst in Strähnen; das Kind hält dabei die Spule in der Hand und wickelt den Faden mittels einer kleinen hölzernen Gabel in Form einer 8 auf.

Dann werden die Strähnen mit Maismehl geleimt, um sie steif zu machen, mit einem großen Pinsel aus Quecken gebürstet und auf den Wirkerstuhl gebracht, der dicht über der Erde sich befindet, während der Arbeiter in einem Loche sitzt. Ein tüchtiger Arbeiter kann täglich ein Stück gewöhnlichen Zeuges von 3 m Länge und 65 cm Breite liefern. Die farbigen Gewebe erhalten ihre Vollendung bei den Kaufleuten von Zanzibar oder Bombay. Beim Färben wird viel Gelb verwendet, das man aus der Blüthe des am Webi in großer Menge vorkommenden Saflor gewinnt.

An sonstigen Gewerben wäre noch das Zermahlen von Sesamkörnern zu Oel und das Schmieden von Waffen, wie Lanzen, Dolchen, Pfeilspitzen, sowie von groben Angelhaken, Nadeln, Pfriemen u. s. w. zu nennen. Markt wird in Mogduschu an drei Stellen gehalten, der hauptsächlichste vor dem Fort, wo die Soldaten ihre Buden haben, und die Bewohner beider Stadthälften als an einem neutralen Platze verkehren. Karawanen vom oberen Dschub oder aus dem Lande der Ugadin trifft man dagegen dort nicht; vielmehr begeben dieselben sich zu ihrem „Aban" (Beschützer). Die Wadan, Ilbi und Daut besuchen vornehmlich den Markt von Hamarwin, die Abgal und Mursude den von Schingani, wo sich auch die Residenz ihres Häuptlings Mahmud befindet. Vieh wird meist an den Strand beim Fort getrieben. Außerdem findet in verschiedenen Straßen beider Stadthälften täglich Verkauf von Fischen, in Wasser gekochten Gemüsen, wie Bohnen, Akazienschoten, Mais 2c. statt; dort verkaufen auch Beduinenweiber Stricke aus Aloëfasern, eine eßbare Erde, die von schwangeren Frauen sehr gesucht ist, und große Rüben, deren Saft, mit Kameelsmist gemischt, zum Reinigen der Wäsche dient, ferner Hühner und Gazellen. Der Verkauf von Fleisch wird nur von Männern besorgt.

Thomson's Reise ins Land der Massai.

I.

Um sich ohne viel Studium eine flüchtige Uebersicht über die Erweiterung unseres Wissens von der Oberfläche unseres Planeten zu verschaffen, giebt es wohl kein einfacheres Mittel als die Vergleichung der neuesten Karte eines fremden Erdtheils mit einer älteren desselben Kontinents. Der geneigte Leser nehme z. B. eine Karte von Afrika aus dem Jahre 1859 und eine solche aus dem Jahre 1884 zur Hand und lege beide neben einander; er wird dann sehen, wie die weißen Stellen, die auf der erstgenannten beinahe die ganze Oberfläche des dunklen Erdtheils bedecken, auf der neuesten Karte mit Ausnahme einiger, „besonders echt gefärbten" Stellen, fast ganz verschwunden sind. Im östlichen Afrika, wohin wir jetzt den Reisenden begleiten wollen, dessen Name an der Spitze dieses Aufsatzes steht, hat dies verhältnißmäßig lange gedauert; allerdings ist es bereits über dreißig Jahre her, daß man die ersten Nachrichten von schneebedeckten Gipfeln im östlichen Afrika erhielt, eine Wundermähr, über welche damals Mancher den Kopf geschüttelt hat, doch erst seit den siebziger Jahren wurde gerade von der Ostküste, von Zanzibar her, ziemlich häufig der Versuch gemacht, in das Innere des Landes vorzudringen.

Wenn man die Leistungen nach dem Erfolge beurtheilen will, steht unter den Entdeckern der Neuzeit Joseph Thomson, wenn auch nicht an der Spitze, doch jedenfalls im ersten Treffen. — Kaum sechsundzwanzig Jahre alt — er ist 1858 zu Thornhill, Dumfriesshire, Schottland, geboren —, ist er schon durch die Royal Geographical Society für zwei wichtige Reisen im östlichen Afrika mit einer goldenen Medaille geehrt worden und hat viel für die Erweiterung unseres Wissens gethan. Thomson scheint — was ihm bei seinen Unternehmungen sehr zu statten kam — in seltenem Maße das Talent zu besitzen, mit den Eingeborenen zu verkehren und aus verlotterten Strolchen tüchtige und zuverlässige Arbeiter zu machen; daß eine der wichtigsten Bedingungen für einen guten Erfolg eines solchen Unternehmens die gute Organisation, die gute Ordnung der Expedition ist, liegt zu deutlich auf der Hand, als daß wir bei diesem Punkte verweilen sollten. Daß er aber seine Leute nicht nur gut behandelte, sondern auch strenge Disciplin unter ihnen aufrecht hielt, ergiebt sich aus seinem Buche; er brauchte hierzu nicht nur Worte, sondern, wie er allerdings etwas schüchtern einräumt, auch den Stock bei solchen Maßregeln zu nehmen. Vielleicht haben die Erfahrungen seiner ersten Reise mit dazu beigetragen. Er hatte da die Prügelstrafen für kleine Vergehen ganz abschaffen und Geldstrafen an ihre Stelle setzen wollen; um sie diesem Vorschlage geneigt zu machen, erzählte er seinen Leuten, daß nach europäischen Begriffen die Prügelstrafe schmählich sei und die Menschen entwürdige. Die Sache leuchtete jedoch den biederen Afrikanern durchaus nicht ein, sie widersetzten sich der Neuerung ganz ernstlich und meinten, an Prügel seien sie gewöhnt, Geldstrafen seien für sie nicht annehmbar, erstere wären in einem Augenblick überstanden und dann sei alles wieder in Ordnung; wenn sie aber eine weite Reise machten und vielleicht viele Geldstrafen zu zahlen hätten, würden sie am Ende bei ihrer Rückkehr gar nichts empfangen; Thomson's Absicht möge für Europäer ganz gut sein, sei es aber nicht für Afrikaner.

Im Jahre 1879 wurde Thomson als Geologe Keith Johnston beigegeben, um ihn auf seiner Reise nach dem Nyassasee zu begleiten. Nachdem der Führer der Expedition gestorben war, übernahm der junge Gelehrte den Oberbefehl, und erreichte den Tanganyikasee, um dessen Südende hin er den Heimweg antrat. Er kehrte nach Zanzibar zurück, ohne nur einen einzigen Mann von seiner über 150 Leute zählenden Karawane verloren zu haben. Daß das Glück ihm günstig war, ist gewiß; ebenso gewiß aber ist es, daß er dasselbe zu benutzen verstand; der Erfolg, den er errungen hatte, erwarb ihm das volle Vertrauen der geographischen Gesellschaft, die ihm trotz seiner Jugend im Jahre 1882 die Leitung einer neuen, wichtigen und kostspieligen Forschungsreise auftrug. Seine Aufgabe war folgendermaßen gestellt: er sollte den Versuch machen, einen brauchbaren, direkten Weg für europäische Reisende zu finden, der von der Ostküste Afrikas ausging und in westlicher Richtung durch das Land der Massai zum Victoria Nyanza führte. Eine specielle Untersuchung des

Keniagebirges war vorgeschrieben, ferner die Sammlung aller zum Entwurf einer Karte nöthigen Materialien, endlich meteorologische, geologische, naturwissenschaftliche und ethnologische Forschungen in den zu besuchenden Gegenden. Wie er seinen Auftrag ausgeführt hat, werden wir weiter unten im Einzelnen kennen lernen, für jetzt wollen wir das Resultat nur ganz im Allgemeinen besprechen. Ob Thomson den ersten Theil seines Auftrages erledigt hat oder nicht, darüber ließe sich, wenn man Sophismen anwenden wollte, streiten. Daß er auf dem vorgeschriebenen Wege das vorgesteckte Ziel erreicht und noch viel mehr Arbeit gethan hat, als man erwarten konnte, ist eine Thatsache, die allgemein anerkannt wird und anerkannt werden muß, wie die einfache Mittheilung der Vorgänge, die wir nachher folgen lassen, ergeben wird. Zweifeln aber darf man, ob der von ihm gefundene Weg ein brauchbarer und direkter Handelsweg genannt werden kann. Thomson hat unter ganz besonderen Umständen und unter den größten Anstrengungen und Entbehrungen für sich und seine Leute einen Weg durch das Land der Massai gefunden und zwar ist er, wie es scheint, der erste Weiße, dem das geglückt ist. Leichter gemacht ist allerdings für seine Nachfolger das Vordringen in jene Gegenden, wenn sie nämlich es ebenso wie er verstehen, sich mit den Eingeborenen auf guten Fuß zu stellen; darum aber glauben zu wollen, daß er eine brauchbare Handelsstraße eröffnet habe, hieße die Frage gar zu optimistisch behandeln; von jeher haben die Karawanen die Reise durch das Massailand für gefährlich gehalten; kaum eine hat diesen Weg gemacht, ohne bedeutende Verluste zu erleiden.

Auf seinem Wege sollte Thomson auch die Materialien für eine Karte des durchwanderten Gebietes sammeln; der Reisende, dessen frühere Arbeit in dieser Beziehung nicht gerade gerühmt wird, scheint die Zeit, in welcher er sich zwischen der ersten und zweiten Expedition (die aber unterbrochen wurde durch eine Reise nach Zanzibar, welche er im Auftrage des Sultans unternahm um, allerdings vergebens, nach Kohlen zu suchen) gut ausgenutzt zu haben, denn auf der letzten Reise hat er recht tüchtig gearbeitet. Seine eigenen, natürlich mehr oder weniger flüchtigen Wegeaufnahmen und die von den Eingeborenen empfangenen Mittheilungen hat er brauchbarer zu machen verstanden, indem er denselben durch astronomische Ortsbestimmungen eine bessere Grundlage gab. Außer einer großen Anzahl Höhen von Sonne und Sternen für Breitenbestimmung und Korrektion des Uhrwerks, hat er auch einige Azimuthbestimmungen sowie absolute Längenbestimmungen gemacht. Distanzen zwischen dem Monde und anderen Himmelskörpern wurden zu diesem Zwecke gemessen und auch Verfinsterungen der Jupitertrabanten beobachtet. Die Höhenbestimmungen beruhen auf 123 Ablesungen der Aneroide, 37 Ablesungen des Quecksilberbarometers und 48 hypsometrischen Beobachtungen. Die Höhen der Himmelskörper wurden mit einem sechszölligen Sextanten unter Benutzung eines künstlichen Horizonts bestimmt.

Wir geben im Folgenden zunächst eine Uebersicht der wichtigsten Vorgänge während der Reise. Am 13. December 1882 verließ Thomson England und kam über Suez nach Zanzibar. Mit Rücksicht darauf, daß Dr. Fischer kurz vorher nach derselben Gegend abgereist war, wohin der Auftrag der Royal Geogr. Society ihn wies, war die Organisation der Karawane besonders wichtig, aber auch in Folge dieses Umstandes mit einigen Schwierigkeiten verknüpft. Am meisten kommt es, wie man leicht ermessen kann, auf die Wahl der Führer an; sagte doch der Dolmetsch Ed. R. Flegel's diesem Reisenden auf der Sokotoreise mit Recht: Kai kamar makaho tafia, wanan ba naka ne ba, nawa (du bist wie ein Blinder, diese Reise — der Ruhm derselben — ist nicht die deine, sie ist die meine) und Flegel, der dies anführt, setzt hinzu: So unverschämt das klingt, so wahr ist es; der Reisende ist eben in jeder Art von den Führern abhängig. Einige Veteranen der Reise Stanley's, ein alter Träger Thomson's, Brahim oder Ali Nyombe (Ali der Stier), ihm von seiner ersten Expedition her bekannt, und Msi Uledi, ein sehr erfahrener Händler, waren die Würdenträger, die unter seiner Leitung an der Spitze der verschiedenen Verwaltungszweige stehen sollten. In der elften Stunde noch entschloß sich Thomson, einen Malteser Matrosen, James Martin, in Dienst zu nehmen. Wie so viele Europäer, welche die Gabe besitzen, mit Eingeborenen gut umzugehen, hatte Thomson auch darauf verzichten wollen, ein europäisches Zwischenglied zwischen sich und seine Träger einzufügen, schließlich aber hatte er den Bitten Martin's nachgegeben, was er, wie der Erfolg lehrte, nie zu bereuen hatte. Vielleicht dankt er es seinem Ablatus, daß er lebend zurückgekommen ist. Die Anwerbung von Trägern verursachte große Schwierigkeit; Thomson entschloß sich, Leute von Zanzibar zu nehmen, die an den Umgang mit Europäern und ihre Art von Reisen sowie an Ordnung gewöhnt waren, aber auch sowohl allgemein als individuell starke Schattenseiten hatten, denn wie er selbst bekennt, hatte er sowohl in physischer wie in moralischer Beziehung ziemlichen „Ausschuß" bekommen. Die geographische Gesellschaft hatte gewünscht, daß Thomson mit einem Minimum von Leuten, wo möglich unbewaffnet, den Zug unternehmen solle; man schien unwillkürlich noch an die Zeiten gedacht zu haben, wo das Aufspannen eines Regenschirms besser als Flintenschüsse die Eingeborenen in die Flucht trieb. Doch die Zeiten sind vorbei und der Reisende entschloß sich, möglichst viele und gut bewaffnete Leute mitzunehmen. Am 2. März konnte die ganze Gesellschaft von Zanzibar nach Mombas abgehen, wo noch der Dolmetsch Muhinna in Dienst genommen wurde. Außer dem genannten Personal bestand die Karawane noch aus der Soldatenabtheilung von 10 Mann (Askari), die aus den zuverlässigsten Leuten zusammengesetzt war, welche als Wächter, als Polizei, als Jäger und Beistand der Anführer auftraten. Bei der ersten Expedition, bei welcher sich keine Askaris befanden, hatte sich deren Mangel dringend fühlbar gemacht und diesmal wäre die Sache wohl nicht ohne sie gegangen. Unablässige Wachsamkeit war nöthig, um das Weglaufen der Träger zu verhüten und während der Nacht Wache zu halten; außerdem fiel den Askaris die erste Einrichtung des Lagers und die erste Arbeit in demselben zu, was den ermüdeten Trägern nicht zuzumuthen war.

Es interessirt vielleicht auch, die Vertheilung der mitgeführten Waaren auf die Träger kennen zu lernen. 29 waren mit Perlen, 34 mit Eisen-, Messing- und Kupferdraht, 14 mit Tuch, 15 mit persönlichen Vorräthen, 9 mit Kleidern, Stiefeln, Büchern, 5 mit Munition, 6 mit wissenschaftlichen Instrumenten und photographischen Apparaten, Zelten, Zeltgeräth und Kochgeschirr beladen; diesen Leuten schlossen sich noch ein Gewehrträger, ein Eseljunge, Koch und Bedienter an. Da man in der ersten Zeit keine Lebensmittel längs des Weges kaufen konnte, so mußten besondere Träger für den Transport derselben angeworben werden; man engagirte 30 Wateita-Leute, welche den Reis in Säcken von nicht mehr als 40 Pfund an einem um die Stirn befestigten Riemen auf dem Rücken trugen.

Am 15. März endlich kam die Karawane in Bewegung; am dritten Tage schon hatte man die bewohnten Landstriche

hinter sich und am fünften Tage hörten die mit Gesträuch bedeckten Terrainwellen auf. Gespensterhafte Dornsträucher, knorrige verkümmerte Bäume erhoben sich aus dem grellen, rothen, unfruchtbaren Sande; kein Tropfen Wasser außer solches, was in Tümpeln von früheren Regengüssen übrig geblieben war! Das ist die Wildniß, welche die Berge von Teita umgiebt und sich von Usambara bis nach Ukambani im Süden und den Ländern der Galla im Norden, von Duruma im Osten bis zum Kilima-Ndscharo im Westen erstreckt. Am 6. Marschtage kam man wieder ins Gebirge zu isolirten Bergen, die sich inselartig bis zur Höhe von 3000 bis 7000 Fuß erheben. Eine Besteigung des Ndara (5050), ein Besuch bei Herrn Wray, der sich hier auf dem äußersten Missionsposten befindet, mögen noch erwähnt sein. Nach Uebersteigung der Hügelkette von Bura folgten zwei weitere Märsche durch die Wüste und am 1. April gelangte die Karawane ganz plötzlich aus dem trostlosen Sande nach dem schattigen Taweta. Die „wonnige Erlösung", die man hier empfand, ist nicht zu beschreiben; die Gegend ist eine Perle in den Tropen, ein Ideal, wie es kaum schöner gedacht werden kann; neben der herrlichen Natur kann man auch die menschliche Thätigkeit bewundern, die durch die gute Bewässerung des Landes unterstützt wird; über der Landschaft erhebt sich der schneebedeckte Gipfel des Kilima-Ndscharo. Der Friede, der auf der Gegend ruht, scheint seinen Einfluß auch auf die Bewohner geltend zu machen. Kein Wunder, daß die nach Massailand bestimmten Karawanen dies Arkadien zum Ruhepunkte wählen, um sich zu erholen und ihre Ausrüstung zu ergänzen. Auch Thomson's Expedition hatte hier manches zu thun; während die Leute sich beschäftigten, Perlenschnüre zu machen und Kriegsgewänder für die Massais zu verfertigen, wie es der Geschmack dieses kriegerischen Stammes erfordert (die Massais sind nebenbei gesagt so verwöhnt, daß sie keine Geschenke an Tuch, sondern nur fertige Kleider annehmen wollen), machte Thomson Ausflüge in der Umgegend.

Die Gegend um den Kilima-Ndscharo ist zu oft beschrieben, als daß wir uns hier näher mit derselben beschäftigen sollten. Am 18. April erfolgte der Aufbruch; Thomson beabsichtigte auf der Südseite um den Berg hin zu ziehen und dann längs der Westseite desselben in das Land der Massai einzudringen; schon nach sechs Tagen befand man sich einer Abtheilung Krieger gegenüber; es blieb nichts anderes über, als sich sorgfältig zu verbergen und zwar in der Nähe des Häuptlings Mandara, mit dem man auf ganz gutem Fuße stand, wenn auch die Freundschaft hinterher etwas sehr „theuer" wurde. Thomson erstieg den Kilima-Ndscharo bis zu einer Höhe von 8777 Fuß; als er zurückkehrte, vernahm er zu seiner Beruhigung, daß die Massai vorübergezogen und der Weg frei sei, worauf er sofort aufbrach. Nachdem man vier Tagereisen in diesem herrlichen Lande zurückgelegt hatte, kam man endlich, westlich vom Kilima-Ndscharo, an eine, Kibonoto genannte, Stelle, welche als Grenzposten der Massai betrachtet wird; hier traf man auf die Spuren von Dr. Fischer's Karawane und, was noch unangenehmer war, vernahm, daß hier ein Kampf mit den Massai stattgefunden habe, wodurch das ganze Land in Aufregung versetzt worden sei; die Lage war nichts weniger als angenehm. Trotzdem rückte man weiter vor und bis zum dritten Tage ging alles gut; gegen die nöthigen Geschenke bewiesen sich die Massai ganz gutmüthig, dann aber fingen Feindseligkeiten an, und der Rückzug mußte angetreten werden, da für den nächsten Tag ein Angriff durch eine überlegene Macht drohte. Nach einem Nachtmarsche in der Nähe des feindlichen Lagers und an demselben vorbei kam die Karawane endlich nach einigen Tagen nach Taweta zurück. Hier blieb der größere Theil der Kolonne zurück, Thomson selbst begab sich mit zehn auserlesenen Leuten in Eilmärschen (6 Märsche à 30 bis 40 Meilen, einmal beinahe 70 engl. Meilen in 24 Stunden!) nach der Küste, um dort neue Träger zu werben und seine stark verminderten Vorräthe zu ergänzen. Als er nach Taweta zurückkehrte, vernahm er, daß alles aufs Beste ging; Mandara hatte möglichste Hilfe geleistet und Martin mit seinen Leuten aufs Beste unterstützt; doch was für die Weiterreise das Wichtigste war: eine große Karawane war von Pangani eingetroffen. Jetzt war sie auf dem Punkte, die Reise nach dem Massailande fortzusetzen und Thomson mit seinen Leuten konnte sich ihr anschließen; zu derselben Zeit erhielt der letztere auch die Beweise, daß sein Dolmetsch Muhinna und der Führer Sadi ihn verrathen hatten (Verdacht hatte er schon lange gehegt) und noch anhaltend verriethen; wahrscheinlich waren sie dazu vom Gouverneur von Mombas aufgestachelt worden. Doch trotz alledem kam es zur Weiterreise, die östlich vom Kilima-Ndscharo angetreten wurde; allerdings war dieser Weg, alter Streitigkeiten wegen, lange nicht mehr betreten worden, doch die vereinigte Mannschaft fühlte sich stark genug und am 17. Juli stand man auf dem Gebiete der Massai, am zweiten Tage wurde der Useri erreicht, der mit einigen anderen Flüssen am Fuße des Kilima-Ndscharo entspringt. Nach Norden zu steigt das Terrain an und es erreicht in der Nähe von Kimangelia als breiter, flacher Rücken eine Höhe von 5000 Fuß; der Marsch wurde vielfach verzögert, indem Lebensmittel herbeigeschafft und Kranke nach Taweta zurück transportirt werden mußten.

Am 11. August brachen die vereinigten Karawanen (Thomson zum vierten Male) nach dem Lande der Massai auf; man vernahm bald die gute Nachricht, daß ein großer Theil der Krieger nach der Küste gezogen sei, um dort Vieh zu erbeuten; hierdurch wurde viel Gefahr und Verdrießlichkeit vermieden, viele Ausgaben erspart. In den nächsten Tagen führte der Weg durch die Ndschiri-Ebene, die etwa 1000 m über dem Meere liegt, und die früher mit Wasser bedeckt gewesen ist. In der Mitte der Ebene erblickt man keinen einzigen Grashalm, da der mit Salz durchtränkte Sandboden jedes Wachsthum erstickt; hier und da sieht man am Horizonte einen Wassertümpel und in dessen Nähe einige zerstreute Bäume und kümmerliches Gebüsch; daneben breiten sich weite, mit einer reinen weißen Kruste von Natron und Salpeter bedeckte Strecken aus; die Quellen, die hier entspringen, sind mit Salz geschwängert, das sie wieder absetzen. Die weißen Flächen erscheinen dem Auge wie frisch gefallener Schnee oder wie Seen mit spiegelblankem Wasser, und wenn die Sonne auf sie scheint, gleichen sie glänzend polirtem Silber; über der Landschaft hängt ein zauberischer Nebel, der dieselbe halb verhüllt, während eigenthümliche Luftspiegelungen Veranlassung zu seltsamen Täuschungen geben, so daß man sich zuletzt in einem Traume zu befinden glaubt. In dem Nebel erhebt sich die Masse des Kilima-Ndscharo, die Pyramide des Meru, die Doppelspitze des Ndapduk und die schwarzen Höhen des Doenje-Erok. Die Wüste wird belebt durch eine Menge Wild; Giraffen, Gnus, Zebras, Hyänen und Löwen finden sich dort und man fragt sich erstaunt, wie die Thiere unter den dort bestehenden Umständen leben können; übrigens kam der Reichthum an Wild sehr gelegen, da die Karawane anfing, Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Vier Tage lang dauerte der Zug durch diese Fläche, dann stieß man auf Massai-Leute und nun entstanden erst recht Schwierigkeiten. Thomson sagt darüber Folgendes: Es ist unmöglich, das elende Leben zu beschreiben, welches wir unter diesen gewissen-

losen und anmaßenden Leuten führten; sie betrachteten alle anderen Stämme in Afrika als unter ihnen stehend; selbst wir mit unserer großen Karawane waren gezwungen, uns mit der Geduld und Unterwürfigkeit von Märtyrern jeder erdenklichen Erniedrigung zu unterziehen. Die weitere Beschreibung, die er von den herrschenden Verhältnissen giebt, ist halb komisch, halb traurig und zeichnet in kräftigen Zügen die Lage einer Karawane gegenüber einem mächtigen Stamme; weiterhin hatte man noch eine Wüste zu passiren, worauf man auf der sich daran anschließenden Hochfläche in der Höhe von 6150 Fuß Ngongo-a-Bagas erreichte. Hier genoß die Karawane eine wohlverdiente, vierzehntägige Ruhe.

Nachdem der Lebensmittelvorrath ergänzt war, wurde die Reise fortgesetzt; aber die erste Nacht schon brachte Abenteuer, bei denen zwei Träger und mehrere Wakikuju getödtet wurden; die nächste Nacht war wo möglich noch unruhiger; Löwen tödteten einige der Esel und die Leute liefen in panischem Schrecken davon. Am zweiten Tage erreichte man einen erloschenen Vulkan, Doenje-Longonot oder Suswa, der sich bis zu einer Höhe von 9000 Fuß erhebt; der Berg hat die Gestalt eines abgestumpften Kegels, der Krater, der etwa zwei Meilen im Durchmesser hat, ist viele hundert Meter tief, sein Rand ungemein scharf. Die Aussicht von dem Berge ist wunderbar; im Süden erhebt sich aus der großen Wüste ein zweiter Krater, Doenje-la-Njuki, im Osten die Berge von Kapté und dahinter die Kette von Settima. Nördlich liegt der Naiwascha-See, und bald war das Nordufer desselben erreicht, wo man erfuhr, daß man nun schon zum zweiten Male Dr. Fischer's Route kreuzte. Der Süßwasser-See liegt etwa in der Höhe von 6000 Fuß, ist 9 Meilen lang und 5 breit; um denselben zeigen sich die verhältnißmäßig frischen Spuren vulkanischer Thätigkeit, worunter heiße Quellen. Nachdem die Karawane zehn Tage lang von den Massai beinahe ausgeplündert worden war, glückte es ihr, sich einen Weg zu bahnen; dann entschloß sich Thomson, einen gefährlichen Abstecher zu machen, um den Kenia zu sehen; mit dreißig Mann begab er sich am 6. Oktober auf die Reise, während Martin die Aufsicht über die mit der Karawane weiterziehenden Träger hatte. Man stieg wieder zu 6400 Fuß Höhe hinauf zu der hier Leikipia genannten Hochfläche, welche mit Wakwafi, einem Stamme der Massai, dicht bevölkert ist; hier kam man in eine ganz nordeuropäische Landschaft. Man erfuhr viele Schwierigkeiten, deren Größe sich daraus ermessen läßt, daß der auf zehn Tage veranschlagte Abstecher dreißig Tage dauerte; doch war die Sache der Anstrengung werth; der Weg führte durch Coniferen-Waldungen, über Heiden und zwischen Kalodendron hindurch, über Hügel und dann wieder über baumlose aber gut bewässerte Flächen, deren Wasserläufe sich in den geheimnißvollen Guaso-Njiro ergießen. Einer Bergkette, die überschritten wurde, gab Thomson den Namen des Präsidenten der Geographischen Gesellschaft, Lord Aberdare; die Höhe derselben beträgt ungefähr 14000 Fuß; endlich als beinahe alle Waaren weggegeben und die Leute durch die fortwährende Wachsamkeit ganz erschöpft waren, befand man sich gegenüber dem gigantischen Kenia. Er erhebt sich als ein kegelförmiger Berg, dessen Basis etwa dreißig Meilen Durchmesser hat, aus einer mit Dornen bewachsenen 5700 Fuß hohen Ebene. Bis zur Höhe von 15000 Fuß sind seine Abhänge ziemlich sanft; von da an hat der Berg ungefähr die Form eines Zuckerhutes, der sich noch 3000 Fuß erhebt; die glänzenden Schneestreifen, die an demselben herablaufen, erhöhen die Aehnlichkeit; die Böschungen des oberen Theiles sind so steil, daß der Schnee nicht liegen bleiben kann. Thomson blieb nicht viel Zeit, sich am Anblick des Berges zu erfreuen, die Massai wurden immer zudringlicher, zu verschenken hatte er nichts mehr als einige falsche Zähne und etwas Brausepulver, beides Artikel, die keine besondere Anziehungskraft bewährten, aber noch ärger war der Mangel an Nahrung, da eine Viehseuche die Herden der Massai heimgesucht hatte, so daß, wie Thomson sagt, um weiter vordringen zu können, man sich die Nase zuhalten mußte. Es blieb nichts anderes übrig, als die Reise so schnell wie möglich fortzusetzen, wobei dafür gesorgt wurde, seine Spur nicht zu verrathen; nach einem vierundzwanzigstündigen Gewaltmarsche war man außer dem Bereich der Feinde, befand sich jedoch in einer sonderbaren Lage: man wünschte den Baringo-See zu erreichen, wußte jedoch nicht, in welcher Richtung er lag. Aber das Glück war den Reisenden hold; am sechsten Tage lag der Baringo-See zu ihren Füßen, einige tausend Fuß niedriger als ihr Standpunkt. Das ganze Bild war herrlich; von der Leikipia-Hochebene übersieht man das Land bis zum Naiwascha-See; im Westen erhebt sich die schmale, steile Kette von Kamasia, im Rücken der Elgejo, dessen Schatten über die baumlose Ebene des Flusses Guas'-Ngischu fällt; im Norden endlich wird das Bild abgeschlossen durch den Doenje-Silali und die hohe Kette der Suk-Berge. Am folgenden Tage erreichte Thomson die Karawane und traf sofort seine Maßregeln zur Reise nach Kawirondo am Victoria-See, einer, wie es schien, gefährlichen Unternehmung; hatte doch die letzte Expedition, welche dort eindrang, über hundert Mann verloren, beinahe mehr, als die Zahl der Leute betrug, über welche Thomson verfügen konnte. Am 16. November brach er, unter Zurücklassung der Kranken, in beinahe westlicher Richtung auf. Zunächst überstieg die Karawane die Kamasia-Berge und klomm dann die Abhänge des Elgejo bis zu einer Höhe von 7750 Fuß hinauf, worauf sie auf die baumlose, ausgedehnte Fläche von Guas'-Ngischu kam; im N. W. sah man einen hohen Berg, Donjo-Lekakisera, der zeitweise mit Schnee bedeckt sein soll; die Bewohner, wiewohl den Massai verwandt, unterscheiden sich von ihnen dadurch, daß sie feste Niederlassungen besitzen und Ackerbau treiben. Endlich nach fünf Tagen erreichte man Kawirondo, wo man sich erholen konnte. Die Bewohner waren, wiewohl gefährlich im Rausch und in der Aufregung, sonst recht gute, sanfte Menschen. Das Land erstreckt sich bis auf 40 Meilen vom Nil; am 10. December endlich trank Thomson das Wasser des Victoria-Nyanza, etwa 45 Meilen von der Stelle, wo der Nil austritt. Eine Ausnahme unter den afrikanischen Binnenseen, ist dieser See nicht von Bergen eingeschlossen, sondern hat ein niedriges, zum Theil sumpfiges Ufer, welches sich allmählich erhebt. Auf dem Wege, einen Vorstoß nach dem Nil zu machen, erkrankte der Reisende und das Glück, welches ihm so lange treu geblieben war, schien ihn verlassen zu wollen; als er nun Weihnachten sich etwas besser fühlte, entschloß er sich, den Rückweg über den Berg Elgon und den Baringo-See anzutreten. Zu bemerken sind am Elgon die künstlichen Höhlen; sie sind außergewöhnlich zahlreich und geräumig; im vulkanischen Gestein eingeschnitten, liegen sie alle in einer Ebene in der Nähe der Basis des Berges und viele von ihnen werden von einer zahlreichen Bevölkerung mit ihren Herden bewohnt. Uebrigens war dies nicht ihre ursprüngliche Bestimmung; es scheint, als ob sie dem Bergbau gedient hätten, doch das Wann und Wie und Wem bleibt unbeantwortet. Eine Begegnung mit einem wilden Stier am Sylvesterabend machte es Thomson einige Wochen unmöglich zu marschiren, dann aber untersuchte er das Land um den Baringo-See

und veranstaltete eine Elefantenjagd. Auf dem Rückwege nach der Küste war man kaum wieder in das Massailand eingetreten, als auch die Dysenterie bei ihm zum Ausbruch kam; ganz erschöpft und beinahe sterbend langte er am Naiwascha-See an; es war unmöglich, die Reise fortzusetzen; Ruhe war aber auch das einzige, was er sich auf kurze Zeit bieten konnte; die Vorräthe mit Ausnahme von Thee waren ganz erschöpft, selbst Salz war nicht mehr vorhanden. Auch die Vorräthe der Leute waren aufgezehrt, so daß die höchste Noth bald zur Fortsetzung der Reise zwang. Schon in Ngongo-a-Bagas befand sich Thomson besser, wiewohl er immer noch sich tragen lassen mußte; doch es hieß vorwärts, vorwärts, denn das Gespenst der Hungersnoth begleitete die Karawane noch immer; die Leute waren ganz wie verwandelt; sie hielten aus und strengten sich aufs Aeußerste an. Unverdrossen setzten sie den Weg vom Morgen bis zum Abend fort, häufig mit weniger als der halben Ration. So überschritt die Expedition die unfruchtbare Ebene von Kikumbulin und verrichtete Kraftstücke im Marschiren, wie solche wohl nie vorher von einer so starken Karawane geleistet worden sind. Am 26. Mai lagerte man wieder am Fuße des Ndara und am 2. Juni hatte man die Wildniß hinter sich und begrüßte die Freunde in den Missionsniederlassungen zu Rabai.

Dies ist in allgemeinen Zügen die Geschichte der Reise Thomson's, wie er sie vor Kurzem in einem größeren Werke erzählt hat; natürlich konnten wir nur auf die Hauptsachen eingehen, werden jedoch in einem zweiten Artikel einige Einzelheiten folgen lassen. Eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel: „Durch Massai-Land. Forschungsreise in Ostafrika zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndscharo und Viktoria-Njansa in den Jahren 1883 und 1884. Von Joseph Thomson." ist soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen. Durch zwei Karten und eine Anzahl Illustrationen erläutert, liefert dasselbe einen schönen Beitrag zur Litteratur der Reisen und Entdeckungen. Ueber die Ausstattung ein Wort beizufügen, scheint mit Rücksicht auf den Namen des Verlegers überflüssig, jedoch möchten wir besonders darauf aufmerksam machen, daß die Uebersetzung W. von Freden's sich leicht und fließend liest.

Das Feuerland und seine Bewohner.

Ch. N. Die argentinische Regierung hat jetzt auf die im letzten Congreß erhobenen Reklamationen hin die Oberhoheit der Republik über das Feuerland durch die Einsetzung einer Unterpräsektur dokumentirt. Einem Berichte des Superintendenten der englischen Missionsstation Ooshooia, F. Bridge, der dieses Territorium seit 15 Jahren bewohnt, entnehmen wir folgende Daten:

Im Feuerlande herrscht eine große Verschiedenheit betreffs Klima, Pflanzenwuchses, animalischen Lebens und der Bevölkerung. Der westliche Theil hat ein bemerkenswerth mildes, feuchtes und stürmisches Klima. Der Boden ist felsig und bergig, daher werthlos, und nirgends findet man einen trockenen Ort. In einigen Strichen regnet es fortwährend, doch trifft man an geschützten Plätzen dieses Distriktes sehr üppigen Pflanzenwuchs an. Die Fuchsia gedeiht prachtvoll, ebenso die herrliche luxifolia. Hier ist auch der Wald ausschließlich zusammengesetzt aus der immergrünen Buche, der Wintersrinde, der Feuerlandcypresse, dem Leñaduragebüsche, Berberitzen, Stechpalmen und Johannisbeeren. Gras kommt nur sparsam an den Ufern vor. Die einzigen Landthiere sind Mäuse, eine große Art Ctenomys und vielleicht Füchse. Schalthiere vom feinsten Geschmacke kommen im Ueberflusse vor. In diesem Landestheile ist der Himmel beinahe immer bewölkt, die Sonne kommt selten zum Vorschein und Frost ist sozusagen unbekannt. Von der Bevölkerung weiß man sehr wenig. Es mögen verschiedene Stämme existiren, aber in dem südöstlichen Theile dieses Distriktes herrscht der Alaculoofstamm vor. Wir haben etwa 1000 Wörter von seiner Sprache aufgezeichnet, die höchst schwierig auszusprechen sind. Wie weit dieser Stamm verbreitet ist (Fitzroy nennt ihn Alakoolip), wissen wir nicht. Unserer Schätzung nach beläuft sich die Zahl dieser Indianer auf ungefähr 1000 Seelen. Ihre Sprache ist von derjenigen der Wua- und Yaghanstämme gänzlich verschieden. Die Alaculoofs besitzen Kanoes aus Holz, die sie größer und stärker als andere Indianer machen, um die Jagd auf Seehunde nach entfernteren Klippen auszudehnen. Sie sind eine kräftige und entschlossene Rasse und bedienen sich der Bogen und Speere.

Der zweite Distrikt ist weder so feucht als die westliche, noch so trocken als die östliche Küste. Hier besteht die Krume des platten Landes hauptsächlich aus Lehm oder Sand und ist gut mit Gras bewachsen. Die Abhänge der Berge sind dicht bewaldet; der Untergrund ist felsig. Die Wälder bestehen vorzugsweise aus der blattwechselnden Buche und das schöne Immergrün, die Wintersrinde und die Leñadura fehlen ganz. Die Philesia und Fuchsia sind unbekannt, ebenso die Cypressen. Die immergrüne Buche tritt seltener auf. Man trifft das Guanaco, den Fuchs, sowie verschiedene Arten von Mäusen an, und die Eingeborenen sind Kanoeindianer, die Yahgans genannt werden.

Diesen Stamm kennen wir sehr genau, da wir mit ihm seit 1858 gelebt haben. In jenem Jahre wurden mehrere Familien zum Unterricht von der Buttoninsel in Centralfeuerland nach der Keppelinsel in der Falklandsgruppe gebracht, wo die südamerikanische Missionsgesellschaft ihre erste Station einrichtete. In wenig Jahren wurde jene schwierige Sprache erlernt, genau geschrieben und ihre Struktur in einer Grammatik niedergelegt. Diese Arbeiten existiren einstweilen aber bloß in Manuskriptform. Neuerdings haben wir drei Bücher des Neuen Testaments übersetzt, wovon zwei unter der Presse sind. Das Yahgan besitzt wenigstens 30 000 Wörter und einen sehr regelmäßigen und interessanten Redebau. Es ist verbindend und biegsam, reich an einer Anzahl von Tönen und hat durchaus nichts Hartes. Die meisten Silben bestehen aus einem Vokal oder einem Konsonanten und einem Vokal.

Die Yahgans sind, ihrem Aussehen und ihrer Lebensweise nach, den Alaculoofs sehr ähnlich; als Waffen haben sie Speere, Schlendern und Keulen und ihre Nahrung, wie die ihrer westlichen Nachbarn, besteht hauptsächlich aus Schalthieren und Fischen; aber sie wird häufig durch Vögel,

Seehunde, Ottern, Meerschweine, Walfische, Eier und eine große Zahl verschiedener Baumschwämme und Beeren, sowie einige Wurzeln und Löwenzahn (taraxacum) bereichert.

In diesem Centraldistrikt — er schließt beide Ufer des Beaglekanals, von der Moatbai bis zur Boundarybai, ein, ferner beide Ufer des Ponsonbysunds, dann die Packseadleinsel, die ganze Navarininsel und die Wollastoneinsel — herrscht während vier Monaten ein scharfer Frost. Die niedrigste Temperatur, die beobachtet wurde, ist — 12° C. Der Regenfall ist reichlich, aber nicht übermäßig; große Flächen Landes sind mit ausgezeichnetem Grase bedeckt. Ueberall sind die Anhöhen mit Wald bewachsen, der aus zwei Arten der das Laub erneuernden Buche und der seltener auftretenden immergrünen Buche besteht, welch letztere indessen vollständig auswächst und in großen Exemplaren angetroffen wird.

Der dritte Distrikt ist unstreitig patagonisch, in Klima, Pflanzenwuchs und thierischem Leben. Die Eingeborenen sind auch wirkliche Patagonier, wie es ihre Sprache unzweifelhaft beweist. Dieser Stamm wird Wua genannt und nach ihm nennen die Yahgans den Beaglekanal „Wu'ashaga", d. h. den Wuakanal; die Hauptinsel wird „Wu'isin" genannt, d. h. Wualand, und die Küste vom Kap Good Succeß bis zur Brecknockhalbinsel nennen sie „Wu'iyoosha", d. h. Wuaküste.

Die Zahl der Wuas mag vielleicht 800 Seelen betragen; sie sind eine feine athletische Rasse. Ihre Waffen sind Pfeil und Bogen, auch Schleuder und Speere. Sie ernähren sich reichlich mit Guanacos, Ctenomys, Ratten, Füchsen, Seehunden, Ottern und Fischen. Ihr Land ist so gut, als das der besten Theile Patagoniens. Das Klima ist verhältnißmäßig trocken und die Gegend meistens unbewaldet; in einigen Theilen findet sich nicht einmal ein Gebüsch vor, so daß das einzige Brennmaterial Guanacomist und trockenes Gras ist. Von den Wuas wissen wir wenig, aber wir sind sicher, daß man sich von dieser Nation etwas versprechen darf.

Die östlichen Yahgans haben von den Wuas einige Worte entlehnt, die westlichen Yahgans noch mehr von den Alaculoof. Aus den Namen der Plätze erhellt vollkommen, wo die verschiedenen Stämme sich abgrenzen, und es kann ferner aus den geographischen Benennungen der sichere Schluß gezogen werden, daß die gegenwärtigen Bewohner die einzigen Besitznehmer des Landes gewesen sind, da keine Spur von einer anderen Sprache in den Benennungen der verschiedenen Plätze oder Punkte wahrzunehmen ist. Auf der anderen Seite weisen die mächtigen Haufen von Küchenabfall auf den langen Aufenthalt einer zahlreichen Bevölkerung hin. Es ist eine sichere Thatsache, daß die Eingebornen gegen früher bedeutend abgenommen haben; in den letzten dreißig Jahren ohne den mindesten Zweifel um zwei Drittel! Eine im Juni 1884 vorgenommene Zählung der Yahgans ergiebt 273 Männer, 314 Weiber und 358 Erwachsene (d. h. Jünglinge und Jungfrauen). Nehmen wir 55, namentlich Kinder, als bei der Zählung übersehen an, so irren wir nicht, wenn wir sagen, daß der Yahganstamm 1000 Seelen stark ist. Die Yahgans essen kein rohes Fleisch, weder Geflügel noch Fische, sondern kochen all ihr Fleisch auf dem Feuer. Den Kannibalismus verabscheuen sie und haben ihn immer verabscheut; ebenso die Blutschande, die gar nicht vorkommt, ungeachtet der Herrschaft jeder anderen Sittenlosigkeit. Die Bigamie war des damit verbundenen großen Vortheils wegen sehr im Schwunge. Die Heirath war ebenso gut als alle anderen Verwandtschaftsgrade anerkannt, für welch alle sie ihre bestimmten Ausdrücke haben. Gewöhnlich beerdigten sie ihre Todten, aber häufig verbrannten sie dieselben. Die Trauer wurde streng beobachtet; ihre äußeren Zeichen waren ein knapp abgestutzter Pfahl und das mit Kohle geschwärzte Gesicht. Weiß war die in Flecken und Streifen aufgetragene Farbe der Rache für Mord und Roth war das Emblem der Freundschaft und Freude. Die Pflichten der Rache wurden streng durchgeführt. Die Theilung der Arbeit war billig und vernünftig, und die Weiber wurden in keiner Weise unterdrückt, sondern führten ein behaglicheres und glücklicheres Leben als die Männer, und erreichten wie überall ein größeres Alter. Alte und hoffnungslos kranke Personen wurden selten vor ihrem wirklichen natürlichen Ende beseitigt; wenn alles Gefühl von Sprache, Gesicht und Bewegung verloren war, dann, wenn der Fall ein lang dauernder war, wurde die sterbende Person erdrosselt und so ihr Ende für sie und ihre Angehörigen auf barmherzige Weise beschleunigt. Was die Religion anbelangt, so können wir sagen, daß sie keine hatten. Sie hatten keine Vorstellung von einer zukünftigen guten oder schlechten Existenz, noch von dem Vorhandensein eines Geistes im Menschen, der den Körper überlebt; durch keine gottesdienstliche Handlung gaben sie zu erkennen, daß der Begriff von einem höheren Wesen, sei es gut oder böse, in ihnen aufgestiegen war. Sie hatten keine Kenntniß von der Vergangenheit, da sie keine Hoffnung auf die Zukunft hatten. Ihr kleines Land war ihnen die Welt, deren Rest eine völlige Oede war. In ihrer eigenen Schätzung waren sie stärker und weiser als die Bleichgesichter. Die Bezeichnung, die sie für Fremde gebrauchen, ist „Patalsala", was die „Geschickten" oder das „unverständliche Volk" besagen will, ein Ausdruck, der sich auf die Geheimnisse unserer mechanischen Arbeiten jeder Art bezieht.

Obwohl die Yahgans keine Religion hatten, so hatten sie doch manchen Aberglauben. Sie glaubten an Geister, welche die Form von Menschen, aber nicht deren Wesen hatten. Diese lebten, wie sie sich einbildeten, in Höhlen in den Wäldern und haßten und tödteten ihrer Meinung nach jeden, der ihnen zu nahe kam. Sie nannten dieselben „Cashpick", ein Name, den sie auch Leuten gaben, die lächerlich waren oder einen schlimmen Charakter hatten, und war dies eine große Schmähung. Sie glaubten ferner an das Vorhandensein von Wahnsinnigen in den Wäldern, welchen sie überirdische Kräfte und die größte Feindschaft gegen das menschliche Geschlecht zuschrieben. Vor diesen hegten sie eine sehr große Furcht und nie wagten sie sich allein auf große Entfernungen in die Wälder. Sie stellten auch halb dramatische, halb religiöse Verkörperungen verschiedener schlimmer Mächte dar; diese Aufführungen aber, die für sie eine Quelle von Aufregung und Vergnügen waren, fanden nur statt, wenn eine große Zahl von ihnen versammelt war. Die Verkleidung der Vorsteller ging in besonderen Baulichkeiten vor sich, welchen sich die Weiber und Kinder nicht nähern durften, und man erwartete von ihnen, daß sie eine große Furcht vor jenen Dingen an den Tag legen würden, welche der Dämon vor ihnen aufführte, indem er sie mit allen möglichen Arten von Gewaltthätigkeiten bedrohte. Beinahe jeder ältere Mann war ein Zauberer, und diese machten sich den Kopf jeden Morgen mit Kreide weiß und stimmten viele und lange Zaubergesänge an, wenn sinnloses und einförmiges Geräusch und andauerndes Hin- und Herwiegen des Körpers so genannt werden kann. Die Zauberer besaßen, wie man glaubte, eine unbeschränkte Zauberkraft, waren deshalb sehr gefürchtet und übten über andere Gewalt aus, was allen Menschen so begehrlich erscheint. — Die Weiber wurden zur Heirath

gegeben, in vielen Fällen auch nach einer gewissen Regel verkauft. Die Bezahlung geschah in Arbeit oder Geschenken von Fellen ꝛc. Die beanspruchte Leistung stand im Verhältniß zur Bedeutung der Parteien. War der Schwiegersohn stark und die Verwandtschaft des Weibes schwach, so gab er wenig oder nichts; und viel, wenn es sich umgekehrt verhielt. Die einzige Regel war die Convenienz oder die Uebereinstimmung der Interessen.

Unter den Yahgans war Laster jeder Art, der übeln Folgen wegen, verdammt, und die Tugend, ihrer guten Resultate wegen, empfohlen. Indeß, obgleich Sünde jeder Art verpönt war, weil sie Schaden brachte, so wurde sie doch von allen entschuldigt, weil sie sich angenehmer dabei befanden. So ist eben in jedem Lande Theorie besser, als Praxis, und das Ideal des Lebens steht über der Wirklichkeit.

Die Hochzeitsceremonie war ganz unbedeutend; da war kein Vertrag, keine Versammlung von Freunden, kein Fest, sondern man bemalte einfach das Gesicht der Braut und schickte sie ihrem künftigen Gemahl in dem besten Aufzuge, den man sich gestatten konnte. Das eheliche Band war schwach, bis es durch Kinder gestärkt wurde, und im Ganzen fehlte ihm ebenso sehr das Glück als die Festigkeit.

Im Jahre 1868, nachdem uns eine lange Erfahrung von der Unnützlichkeit der vorherigen Missionsstationen Wulia und Linia überzeugt hatte, entschlossen wir uns, nach Ooshooia überzusiedeln. Unser Superintendent, der Rev. W. Stirling, machte sich muthig allein ans Werk. Während sechs Monaten lebte er mit den Eingeborenen, nicht ohne Gefahr für sein Leben und Eigenthum. Er brachte sie dazu, sich mit nothwendigen und nützlichen Arbeiten zu beschäftigen, und unter seiner Anleitung machten sie entschiedene Fortschritte, wie mir ihre Schreibbücher bezeugten. Mit zwei Katechisten übernahm ich das Werk im Jahre 1871, und schlugen wir unsere Residenz in Häusern auf, die wir selbst errichteten. Seitdem sind die Eingeborenen täglich in nützlichen Kenntnissen und in Künsten des civilisirten Lebens unterrichtet worden. Sie sind Viehzüchter, bebauen den Boden und befolgen willig die Gebote eines christlichen Lebens. Mit keiner anderen Gewalt, als derjenigen der moralischen Ueberredung und der Gewöhnung an Arbeit, ist es uns möglich gewesen, diese 13 Jahre in vollkommener Sicherheit unter ihnen zu leben, obwohl zu Zeiten drei- bis vierhundert Personen zugleich in Ooshooia gewesen sind, und es das Jahr hindurch von einigen siebenhundert verschiedenen Personen besucht wird. Alle Besucher legen von der großen, im Charakter der Eingeborenen stattgefundenen Besserung Zeugniß ab; überall in Südfeuerland verstehen sie jetzt viel Englisch, sind ganz vertrauenswürdig, auch im Stande, in irgend einer Weise den Besuchern Dienste zu leisten, und thun es für eine kleine Entschädigung sehr gern. Sie sind jämmerlich arm und ohne die südamerikanische Mission würden sie ganz nackt gehen. In den letzten Jahren haben Amerikaner und andere Robbenfänger die Seehunde vertilgt, auf welche dieses arme Volk für Nahrung und Kleidung angewiesen war. Sie erbeuten jetzt nicht 3 Proc. von den Seehundsfellen, die sie sich vor 18 Jahren verschaffen konnten.

Im Jahre 1863 machte ich mit Mr. Stirling meinen ersten Besuch im Feuerland, nachdem ich während der zwei vorhergehenden Jahre die Sprache erlernt hatte. Als die erstaunten Eingeborenen mich geläufig zu ihnen in ihrer eigenen Sprache sprechen hörten, waren sie sehr erfreut und sprachen von mir als einem „Yamanoowa“, ein Ausdruck, mit dem sie sich selbst bezeichnen.

Die Eingeborenen (Yaghans) schätzen das Missionswerk sehr hoch; ihre Ideen sind ganz andere geworden, und Zauberei, Unwissenheit und viele Uebel sind verschwunden, deren eines der Kindesmord war. Ihr Fortschritt, obwohl langsam, ist sicher, und in ihrem körperlichen Aussehen kann, Dank der Gewöhnung an thätiges Leben, regelmäßiger Nahrung und bequemer Wohnungen, eine ungemein günstige Aenderung nachgewiesen werden. Wir haben mit Erfolg Rindvieh eingeführt, das so gut wie irgendwo gediehen ist und uns in den letzten acht Jahren Milch und Fleisch im Ueberfluß gegeben hat. Wir haben jetzt an drei verschiedenen Orten einen Viehstand von über 200 Köpfen, und einige funfzehn Eingeborene besitzen eigenes Vieh, im Durchschnitt 7 Stück jeder. Sie machen Butter, verkaufen Milch, ziehen Kartoffeln, Rüben und andere Gemüse, und verwenden einheimische Arbeitskräfte, welche sie in Nahrung und verschiedenen anderen Artikeln bezahlen. Sie kennen den Werth des Geldes sehr gut und wissen die Zeit zu berechnen. Ein unwirthliches Klima indessen lastet auf dieser Thätigkeit und verringert deren Früchte in einem sehr entmuthigenden Grade, so daß wir nie sicher sind, selbst eine mittelmäßige Ernte zu haben. Was Körnerfrüchte anbelangt, so ist es unmöglich, sie zur Reife zu bringen. Weideplätze, die sich gut für Schafe oder Rindvieh eignen, sind in einigen Distrikten im Ueberfluß vorhanden. Schafe haben wir nicht eingeführt, weil es der eingeborenen Hunde und der großen Ausdehnung der Wälder wegen zu schwierig wäre, sie zu halten. Die Eingeborenen haben einiges Vieh und Ziegen getödtet und stehlen Früchte von den Feldern; man muß sich aber über die geringe Ausdehnung ihrer Diebstähle wundern, wenn man den Zustand von halber Hungersnoth, in dem sie leben, in Betracht zieht. Und doch schweift unser Vieh ohne alle Aufsicht weit herum und wird bloß gelegentlich hereingetrieben. Was sie zurückhält, ist mein öffentlicher Tadel in der Schule. Bis jetzt kennt man Trunkenheit in Südfeuerland (Yaghaland) nicht, und mit guter Hoffnung kann die Zukunft dieser Stämme ins Auge gefaßt werden, die durch das zeitige Eingreifen unserer christlichen Mission glücklich darauf vorbereitet sind, von der Berührung mit der Außenwelt Vortheil zu ziehen. Durch ihre Verständigkeit und gute Aufführung haben sie ein Anrecht auf die beste Unterstützung der civilisirten und einsichtigen Regierung, die ihr Land als einen Theil seines Territoriums in Anspruch nimmt.

Am 10. Oktober wurden zwei vorzügliche Strandlichter aufgestellt, das eine auf unserer Station, das andere auf der Präfektur (durch Oberst Lasserre im Oktober erbaut). Beide sind ausgezeichnete Führer zu unserem Hafen und werden deutlich einige Meilen weit von der See aus gesehen.

Italienische Kolonisation in Rio Grande do Sul.

Von Dr. Wilhelm Breitenbach.

Die blühenden deutschen Kolonien in der Provinz Rio Grande do Sul haben in der jüngsten Zeit in Deutschland mehr und mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Nach langjährigen, zum Theil recht harten Kämpfen von Seiten der Freunde und Kenner Süd-Brasiliens bricht sich endlich die Erkenntniß Bahn, daß hier, im Süden des großen südamerikanischen Kaiserreiches, in den Provinzen Rio Grande do Sul und Santa Catharina, ein sehr geeignetes Feld für deutsche Ackerbau-Kolonien ist, vielleicht das beste, welches es giebt. Nachdem man erkannt hat, daß es nicht mehr rathsam ist, die große Masse unserer Auswanderer nach Nordamerika gehen zu lassen, da sie dort dem Vaterlande und der heimischen Industrie national und wirthschaftlich in kürzester Zeit verloren gehen, ja wohl selbst Konkurrenten der deutschen Industrie werden, seit dieser Zeit ist die Propaganda für Süd-Brasilien lebhafter denn jemals geworden. Hier bewahren die ausgewanderten Landsleute ihr Deutschthum reiner und treuer wie irgendwo auf der Welt, auch gehen sie uns nicht wirthschaftlich verloren, sondern bleiben Käufer unserer Industrieprodukte. Von Jahr zu Jahr kann man eine Steigerung des deutschen Exportes nach Süd-Brasilien wahrnehmen. Fast der ganze Großhandel der Provinz Rio Grande do Sul ist in deutschen Händen. Englische, französische und nordamerikanische Waaren sind mehr und mehr durch deutsche ersetzt worden. Der deutsche Export nach Rio Grande do Sul mag sich schon jetzt auf etwa 30 Millionen Mark belaufen. Die zahlreichen deutschen Kolonien sind zum großen Theile in blühendem Zustande und tragen alle Vorbedingungen zu einer gedeihlichen Weiterentwickelung in sich.

Gerade in den letzten Jahren und ganz kürzlich sind einige Specialwerke über Rio Grande do Sul und seine deutschen Kolonien erschienen, so von Dr. Henry Lange, Dr. H. v. Ihering und mir; außerdem sind kürzere Abhandlungen und Notizen in verschiedenen Zeitschriften publicirt worden, namentlich im „Export“, dem Organ des „Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande zu Berlin“. Hierdurch sind die Verhältnisse der deutschen Kolonisation in Rio Grande do Sul auch in weiteren Kreisen bekannt geworden, und wenn man heute von jener Provinz spricht, so denkt man in erster Linie eben an die daselbst befindlichen deutschen Kolonien. Viel weniger bekannt, ja den meisten wohl kaum dem Namen nach, sind die schnell emporblühenden italienischen Kolonien in Rio Grande do Sul, die gewissermaßen als Konkurrenten der deutschen aufgefaßt werden müssen. Es mag daher am Platze sein, gerade jetzt, wo so viel über die deutsche Kolonisation in Rio Grande do Sul gesprochen wird, einmal die italienische mit kurzen Worten zu beleuchten.

Ueber diese italienischen Kolonien liegt uns ein authentischer Bericht des italienischen Konsuls in Porto Alegre, des Herrn Dr. Pascale Corte, vor, der im vergangenen Jahre genaue statistische Erhebungen angestellt hat. Dr. Corte gilt als die erste italienische Autorität in Auswanderungsfragen, und daß die italienische Regierung einen solchen Mann gerade nach Süd-Brasilien gesandt hat, scheint deutlich genug zu sagen, welchen Werth sie auf die Kolonisation daselbst legt. Dies geht auch noch daraus hervor, daß die Regierung im Februar des verflossenen Jahres die Provinz Santa Catharina durch ihren Generalkonsul Conte da Gloria bereisen ließ, augenscheinlich, um sich nach für eine italienische Ansiedelung geeigneten Ländereien umzusehen.

Die italienische Einwanderung in Rio Grande do Sul begann im Jahre 1875 mit der Gründung der Kolonien Caxias, Conde d'Eu und Donna Isabel, zu denen dann später die Kolonie Silveira Martins hinzukam. In meiner Schrift: „Die Provinz Rio Grande do Sul und die deutsche Auswanderung dahin“ [1]), welche im Sommer 1883 während der Seereise von Rio Grande nach England niedergeschrieben wurde, sagte ich bereits, daß die Zahl der Italiener in Rio Grande do Sul 30 000 bis 40 000 Seelen betrage. Durch die Angaben Dr. Corte's wird diese Zahl bestätigt, denn nach den statistischen Erhebungen desselben beläuft sich die Zahl der Italiener auf 37 101 Seelen, die sich in folgender Weise auf die einzelnen Kolonien vertheilen: Caxias 13 680; Conde d'Eu 6287; Donna Isabel 9595; Silveira Martins 6001; dazu kommen dann noch 1531 Italiener, welche sich auf verschiedenen deutschen Kolonien niedergelassen haben.

Die Kolonie Caxias besitzt 3866 Kolonieplätze; von diesen sind nur noch 193 unbesetzt. Die Kolonie zählt bereits 3373 Wohnungen. Der augenblickliche Viehstand der Kolonie ist folgender: Maulesel 4800, Pferde 5900, Kühe 3500, Schweine 12 000, Ziegen 1500.

Im Jahre 1883 belief sich die Ernte auf folgende Quantitäten: Roggen 1 200 000 kg, Hafer 600 000 kg, Bohnen 1 600 000 kg, Mais 3 200 000 kg, Wein 2 900 000 l.

Unter der Bevölkerung von Caxias befinden sich nach Dr. Corte 62 Franzosen und 315 Deutsche.

Die Kolonie Conde d'Eu besitzt 819 Kolonieplätze, welche bereits sämmtlich besetzt sind und zwar mit 1395 Wohnungen. Der Viehbestand der Kolonie ist folgender, Maulesel 1046, Pferde 686, Kühe 701, Schweine 8422: Ziegen 547.

Die Ernte betrug im Jahre 1883: Roggen 791 500 kg, Hafer 1 433 000 kg, Bohnen 1 608 600 kg, Mais 3 556 400 kg, Reis 42 000 kg, Wein 2 759 600 l.

Unter der Bevölkerung befinden sich 404 Deutsche, 56 Franzosen, und 128 gehören verschiedenen anderen Nationalitäten an.

Die Kolonie Donna Isabel hat 1323 Kolonieplätze, wovon nur 40 unbesetzt sind. An Vieh ist vorhanden: Maulesel 5700, Pferde 6000, Kühe 3800, Schweine 12 000, Ziegen 8000.

---

[1]) Heidelberg, C. Winter's Universitätsbuchhandlung, 1885. Dieselbe schildert die Verhältnisse in jener Provinz, soweit sie mit der deutschen Einwanderung und Kolonisation zu thun haben; der Verfasser beschränkt sich dabei lediglich auf sein eigenes, ganz selbständiges und interesseloses Urtheil, wie er es sich während eines mehrjährigen Aufenthaltes im Lande gebildet hat.

Im Jahre 1883 wurde geerntet: Roggen 1 444 800 kg, Hafer 1 384 000 kg, Bohnen 1 736 400 kg, Mais 3 011 000 kg, Reis 44 000 kg, Wein 4 986 000 l.

Unter den Bewohnern der Kolonie sind zwei Franzosen, aber kein Deutscher.

Die Kolonie Silveira Martins zählt 991 Kolonieplätze, welche sämmtlich besetzt sind. Auf der Kolonie giebt es 750 Wohnungen. Der Viehbestand ist folgender: Maulesel 500, Pferde 1500, Kühe 1000, Schweine 10 000.

Die Ernte belief sich im Jahre 1883 auf: Roggen 1 200 000 kg, Hafer 600 000 kg, Bohnen 1 600 000 kg, Mais 3 200 000 kg, Reis 200 000 kg, Wein 2 900 000 l.

Unter der Bevölkerung befinden sich keine Deutsche, dagegen 56 Russen.

Für dieses Jahr werden etwa 12 000 weitere Italiener in Rio Grande do Sul erwartet, so daß nach kaum zehn Jahren ungefähr 50 000 Italiener eingewandert sind. Die deutsche Kolonisation in Rio Grande do Sul besteht seit 60 Jahren, und nach Karl von Koseritz sind in diesem ganzen Zeitraume nur etwa 25 000 (vielleicht auch etwas mehr) aus Deutschland eingewandert. Diese Zahlen beweisen wohl deutlich genug, wie energisch und schnell die Italiener vorgehen, um sich in Rio Grande do Sul festzusetzen. Die Italiener und ihre Regierung haben eingesehen, daß eine ausgedehnte Kolonisation in Süd-Brasilien ihnen wirthschaftlich nur von Nutzen sein kann. Bis jetzt ist der Handel Rio Grande do Suls zum größten Theile in deutschen Händen, Dank dem Umstande, daß das kaufkräftige Hinterland von deutschen Kolonisten besetzt ist. Wie aber wird das werden, wenn (was wir nicht hoffen wollen) dereinst die Italiener die Deutschen überflügelt haben? Es ist das leicht möglich; denn wenn die italienische Einwanderung in dem jetzigen Maße weitergeht und wenn die deutsche, die sich jährlich nur auf wenige hundert Köpfe beläuft, nicht stärker wird, so müssen die Italiener in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Deutschen an Zahl übertreffen. Und wenn das der Fall ist, so wird auch der jetzt vorwiegend in deutschen Händen liegende Großhandel nach und nach an die Italiener übergehen, und an Stelle der deutschen Waaren treten vielfach italienische, oder der Deutsche bekommt doch seine Waaren erst durch die Vermittelung des italienischen Kaufmannes.

Angesichts der starken italienischen Einwanderung in Rio Grande do Sul sollte man doch endlich auch in deutschen Regierungskreisen zu der Einsicht kommen, daß es für das Fortbestehen und die Weiterentwickelung der deutschen Niederlassungen daselbst unumgänglich nothwendig ist, die Schwierigkeiten, welche der Auswanderung nach Brasilien im Wege stehen, baldigst zu beseitigen. Denn wenn die deutschen Kolonien nicht größeren Zuschuß aus dem Stammlande erhalten, so ist es unausbleiblich, daß ihnen die rührigen und fleißigen Italiener den Rang ablaufen, und damit wird dann schließlich die ganze schöne Schöpfung der deutschen Kolonien in Frage gestellt. Es wäre doch traurig, wenn wir auch dieses herrliche Kolonisationsgebiet, auf dem ein so hoffnungsvoller und vielversprechender Anfang gemacht ist, schließlich wieder verlieren sollten. Ich möchte daher die allgemeine Aufmerksamkeit auf die italienische Kolonisation in Rio Grande do Sul lenken; es erwächst uns da eine nicht ungefährliche Konkurrenz, der wir aufs Entschiedenste begegnen müssen.

Die italienischen Kolonien haben sich auffallend schnell entwickelt und sind schon jetzt fast durchgängig in recht blühendem Zustande. Die Bewohner, Norditaliener und Welschtyroler, sind sehr fleißige, strebsame, dabei äußerst solide und genügsame Leute, die sich wohl alle in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein sorgenfreies Dasein verschaffen werden. Industrielle Etablissements aller Art, Mühlen, Brauereien, Holzschneidereien ꝛc. sind bereits in stattlicher Zahl entstanden. Während auf den deutschen Kolonien zum Theil noch importirtes Mehl verbacken wird, bauen sich die Italiener ihren Roggen und Weizen selbst, und sie würden ohne Zweifel den Import von amerikanischem oder Triester Weizenmehl schon vernichtet haben, wenn die Abfuhrwege von den Kolonien nach Porto Alegre nicht so unbequem und schlecht wären. Die Weinproduktion ist, wie aus den oben mitgetheilten Zahlen hervorgeht, schon eine sehr beträchtliche, und sicher hat in den geübten Händen der Italiener der Weinbau in Süd-Brasilien noch eine große Zukunft. Auch Seidenzucht wird auf den italienischen Kolonien schon vielfach mit recht gutem Erfolge getrieben. Tabak und viele andere Nutzpflanzen werden ebenfalls gebaut, kurz, die Italiener erweisen sich als äußerst rührige Leute, die viel zum Fortschritt und zur Kultivirung des Landes beitragen werden.

Viele Italiener haben sich schon naturalisiren lassen und es wird wohl nicht mehr lange dauern, dann senden sie auch ihren eigenen Vertreter in den Provinzial-Landtag und emancipiren sich dadurch von den deutschen Deputirten des Kolonie-Distriktes, der bis jetzt ihre Interessen, die ja denen der deutschen Kolonisten völlig gleich sind, vertreten hat. Seit einiger Zeit erscheint auch in Porto Alegre eine italienische Zeitung, die sich die Vertretung der italienischen Interessen zur Aufgabe gemacht hat. Zu dieser eigenen Rührigkeit der italienischen Bevölkerung kommt dann noch das rege Interesse, welches die italienische Regierung an den Kolonien nimmt, wie besonders die Entsendung des Dr. Corte als Konsul nach Rio Grande do Sul und dessen neuestes Buch über die Kolonien beweist. Eine so eingehende, officielle Arbeit wie die Dr. Corte's über die italienischen Kolonien besitzen wir über die deutschen Kolonien nicht. Leider hat sich ja die deutsche Reichsregierung den deutschen Niederlassungen in Süd-Brasilien gegenüber bisher völlig passiv verhalten — ganz unerklärlicher Weise, seitdem von allen Reisenden und Kennern des Landes einstimmig Süd-Brasilien als ein äußerst geeignetes Feld für deutsche Ackerbau-Kolonien bezeichnet worden ist. Es sollte meiner Meinung nach eine der vornehmsten Aufgaben unserer Kolonial-Vereine sein, sich eingehend mit der Frage der deutschen Kolonisation in Süd-Brasilien zu befassen, damit endlich dem viel verleumdeten Lande Gerechtigkeit widerführe und der deutschen Auswanderung ein Land erschlossen würde, wie es ihr nicht wieder geboten wird.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Ein wahrhaftes Verdienst hat sich Dr. G. A. Fischer, der bekannte Arzt und Afrikareisende, durch seine Broschüre „Mehr Licht im dunklen Welttheil. Betrachtungen über die Kolonisation des tropischen Afrika unter besonderer Berücksichtigung des Sansibar-Gebiets“ (Hamburg, L. Friederichsen u. Co., 1885) erworben. Es ist wie ein kalter Wasserstrahl auf die unverständigen Afrikawüthigen, die in dem dunklen Erdtheile schon jetzt alles Heil für das nothleidende Europa erblicken möchten. Ob die Warnung nutzen wird? Dr. Fischer ist kein Gegner der Kolonisation, sondern im Gegentheil deren warmer Fürsprecher; aber er ist ein Feind der übertriebenen Erwartungen, die nur aus Unkenntniß, wenn nicht Schlimmerem, entspringen. Daß der Handel, namentlich im Osten, einer besonderen Steigerung fähig sein sollte, ist nicht wahrscheinlich; vielmehr ist in gewisser Beziehung ein Rückgang zu befürchten. Denn infolge des Verbots der Sklaveneinfuhr fehlen für manche Unternehmungen die Arbeitskräfte, und der Elfenbeinhandel, der „Krebsschaden Afrikas“, muß durch die Ausrottung der Elefanten abnehmen. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist nur stellenweise groß, und selbst dort ist die Unregelmäßigkeit in der Regenmenge ein großes Hinderniß; auch sind die bisher in dieser Hinsicht gesammelten Erfahrungen noch durchaus unzureichend. Von einer Acclimatisirung des Europäers im Tropengebiete kann ferner nicht die Rede sein; er kann sich dort nicht fortpflanzen, ohne zu degeneriren, und ebenso wenig vermag er dort den Boden zu bebauen. Denn in den Tropen sind eben die gesunden Gebiete die unfruchtbaren und die fruchtbaren sind die ungesunden. Dr. Pogge, welcher behauptete, der deutsche Bauer könne am Kassai ebenso gut sein Land bestellen wie daheim, ist selbst nach verhältnißmäßig kurzer Zeit dem Klima erlegen. Die Malaria wird stets das Haupthinderniß für die Wirksamkeit des Europäers in Afrika bleiben; nur der Neger ist dort zu verwenden, und derselbe ist auch nach Fischer bildungsfähig und zu den mannigfachsten Arbeiten tauglich, zu denen er sich freilich nicht ohne Zwang verstehen wird. Der Zwang allerdings, welchen die englischen Missionen den Eingeborenen gegenüber zum Theil in schändlicher Weise (vergl. S. 59) anwenden, hat bis heute nicht das Geringste genutzt; ihm ist sogar die Sklaverei, wie sie die Mohammedaner ausüben, bei weitem vorzuziehen. Die Neger in schonender, verständiger Weise zur Arbeitsleistung heranzuziehen, darin wird die große Kunst derer, die Afrika „civilisiren“ wollen, sich dereinst zeigen; denn in der unerschöpflichen Arbeitskraft der Eingeborenen besteht allein der große Schatz, den dieser Erdtheil birgt. Wie das zu geschehen hat, darüber giebt Fischer manchen nützlichen Wink, und es ist gewiß richtig, wenn er es für überflüssig erklärt, in neu erworbenen Gebieten, welche von friedfertigen Stämmen bewohnt werden, alsbald Gesetze für die Eingeborenen zu erlassen. Solche sind nur für die sich niederlassenden Europäer nothwendig. Fischer empfiehlt Anlage von „Kulturmissionen“ und zwar besonders in solchen Gebieten, wo Boden und Eingeborene sich zur Plantagenwirthschaft eignen. „Sind erst die Europäer die herrschende Klasse geworden, dann werden den Missionaren die Früchte, deren Erlangung ihnen jetzt so schwer wird, von selbst zufallen; dann wird der Neger Christ werden, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Großthuerei und Eitelkeit. Er wird so mit der Zeit ein Vererbungs- und Gewohnheitschrist, wie so mancher andere auch ist. Er wird ein christlicher Kulturmensch; deshalb wird er nicht glücklicher, auch nicht moralischer.“ Besonders räth der Autor auch, für unser ostafrikanisches Schutzgebiet eine Verbindung mit dem Victoria-Nyanza herzustellen und vom Congobecken abzusehen.

Das sind so einige der leitenden Gedanken in der vortrefflichen Schrift; wollten wir alles, was uns in derselben der Beachtung werth erscheint, berühren, so wäre der dreifache Raum nicht ausreichend. Aber betonen wollen wir doch, daß soeben ein anderer Afrikareisender, Victor Giraud, welcher das Gebiet zwischen den vier Seen Njassa, Bangweolo, Moëro und Tanganyika durchwandert hat, ungefähr dieselben wenn nicht gar schärfere Ansichten wie Dr. Fischer über den geringen Werth Centralafrikas ausgesprochen hat (s. Société de Géographie. Compte rendu des séances. 1885. No. 7 et 8. p. 241 ff.)

— Von Lieut. Wißmann (vergl. oben S. 272) ist ein neuer Brief, datirt Luluaburg, 1. December 1884, in Brüssel eingetroffen. Danach langte derselbe am 10. November in Lubuku, der Residenz des Kalamba-Mukenge unweit des Lulua (ca. 6° s. Br.) an, und sechs Tage später kam auch Lieut. Müller von seinem Abstecher zum Lunda-Fürsten Muata Kumpana nach dort. Wißmann fand bei seinem alten Bekannten Mukenge freundliche Aufnahme und legte eine Tagereise von dessen Dorf entfernt, am linken Ufer des Lulua unter 5° 58′ südl. Br. und 22° 20′ östl. L. Gr. eine Station an, die er Luluaburg taufte, wo er drei Monate verweilen wollte. Dann soll Lieut. Müller das Kommando daselbst übernehmen, während Lieut. Wißmann die Thalfahrt auf dem Kassai antritt, auf welcher ihn Mukenge selbst mit 200 Kriegern bis zum Congo begleiten will. Von letzterem Umstande verspricht sich Wißmann großen Erfolg hinsichtlich der „Civilisirung“ der Baluba-Neger. — Dr. Wolf rüstete sich zu einer mehrmonatlichen Reise zum Häuptling Lukengo (nördlich von der Station), in dessen Lande noch arge Barbarei herrscht; so sollen beim Tode von Lukengo's Vater nicht weniger als 2000 Menschen auf dessen Grabe geschlachtet worden sein.

— Eine Gesellschaft Antwerpener Kaufleute, an deren Spitze der Fabrikant de Roubaix steht, hat eine Expedition unter Leitung von Dr. Chavanne nach dem Congo gesendet, um dort eine Pflanzung und eine Faktorei zu errichten. Zu derselben gehört ein holländischer Landwirth, welcher lange Zeit eine Kaffeeplantage in Ostindien geleitet hat.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVII.



№ 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

IV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Allmählich hatte sich die Bevölkerung von Mogdischu daran gewöhnt, daß Révoil in der Stadt umherging, Fragen stellte und sich Notizen machte, und wurde zuletzt so zutraulich, daß ihm die vielen Händedrücke, die er auszutauschen hatte, lästig wurden. Dabei trug er Sorge, eine vollständige Neutralität zu bewahren, um die Empfindlichkeit der beiden feindlichen Parteien im Orte zu schonen. Wenn es in dem Audienzsaale des Gouverneurs oder Salems oder sonst wo zu einer Diskussion kam, hielt er sich bei Seite, ebenso als der Zufall es wollte, daß in seiner Gegenwart Zänkereien und selbst Kämpfe vorfielen; dagegen war er stets bereit, den bei solchen Gelegenheiten Verwundeten ärztliche Hilfe zu leisten. Diese Handlungsweise hatte er seit seiner Landung in Mogdischu sich zur Pflicht gemacht, und seinen Nachfolgern in der Erforschung des Somali-Landes räth er ein Gleiches an. Durch Salem war er in diese Lokalkämpfe eingeweiht worden; ohne jemanden vorzuziehen oder einen Unterschied zu machen, stattete er den einflußreichen Leuten beider Parteien Besuche ab und entschuldigte sich auch bei dem Iman Mahmud, dem Haupte von Schingani, daß er nicht bei ihm abgestiegen wäre, wie vor Jahren die Officiere des französischen Schiffes „Duconédic“ bei dessen Vater. Dabei hätte ihn vielleicht Mahmud und seine Familie besser unterstützt, als die Häuptlinge von Hamarwin, welche die in Zanzibar empfangenen Wohlthaten ganz vergessen zu haben schienen.

Scheich Sala, der Gouverneur von Mogdischu, hatte auf seine Umgebung einen ganz anderen Einfluß, als der alte Soliman ben-Hamed in Mörka. Révoil unterließ es nie, seinen Freitagsaudienzen beizuwohnen, wobei ihm stets mit größter Zuvorkommenheit der Ehrensitz angeboten wurde. Sobald des Reisenden Ankunft dem Gouverneur gemeldet wurde, stieg dieser stets die Stufen des Divan, auf welchem er, von seinen Soldaten umgeben, saß, herab und ging ihm entgegen. Er liebte es, das Gespräch auf die Politik zu bringen und erkundigte sich öfters sorgenvoll nach der Lage des Sultans in Konstantinopel und seinem Verhältnisse zu den europäischen Mächten; dann hörten die alten Scheichs der Stadt aufmerksam zu, trotz des Lärms, den der „Lelam“ (Auktionator) verursachte, indem er alle Arten von Ausrüstungsgegenständen meistbietend verkaufte. Oefters mußte auch Révoil seine Präcisionswaffen mitbringen und deren Wirkung zum Erstaunen der Anwesenden von den Zinnen des Forts aus probiren.

Das Stadtvolk hatte bald von den Knaben, die der Reisende als Insekten- und Pflanzensammler verwendete, seinen und seines Begleiters Namen gelernt; aber während es „Julian“ leicht behielt und nur in Sulian verdrehte, bezeichnete es Révoil lieber als Hakim (Doktor) und verlieh ihm sogar den Scheich-Titel, nachdem Scheich Sophi demselben den Turban nach mohammedanischer Weise zurecht gefaltet hatte. Als „Scheich Hakim“ ist denn auch Révoil

heutigen Tages an der ganzen Ostküste Afrikas von Aden bis Zanzibar hin bekannt.

Von besonderem Interesse waren die Tänze der Abösch (freie Nachkommen einstiger Sklaven) oder der Sklaven bei Mondschein. Die Zahl der ersteren ist in Mogduschu ziemlich beträchtlich, indem sie fast zwei Drittel der ganzen Bevölkerung ausmachen; meist wohnen sie in Strohhütten, aber einige haben es schon zu Steinhäusern gebracht. Wenn der Abend hereingebrochen ist, stellen sich Männer und Weiber im Halbkreise einander gegenüber; zwei Männer geben auf zwei langen, verschieden gestimmten Trommeln den Takt an, nach welchem sich die Tänzer auf den Beinen zu wiegen anfangen. In der Mitte steht ein Kreis von Kindern, welche um die Fußknöchel Schelën-schelën tragen, d. h. Ringe von kleinen, hohlen, mit Steinchen gefüllten Kürbissen, die als Schellen dienen. Mitunter sind es auch nur trockene Früchte der in Mogduschu sehr häufig vorkommenden Datura stramonium. Auf ein Hornsignal beginnen sich die Kinder nach dem Takte zu drehen, während die Frauen mit einförmiger, trauriger Stimme singen. Allmählich werden die Bewegungen der Tanzenden schneller; der Kreis der Kinder geht aus einander, sie hüpfen auf die Frauen zu, welche sich erheben, und halten dabei die Zipfel ihrer Futas, kleiner Schürzen, die ihre ganze Bekleidung ausmachen, mit beiden Händen in die Höhe. Diese Tour, bei welcher die sonderbarsten Körperverdrehungen ausgeführt werden, ähnelt dem Avant-deux in der Quadrille. Auf ein zweites Hornsignal hört der Tanz plötzlich auf. Der



Der Schelën-schelën-Tanz. (Nach Angaben Révoil's.)

langsame Rhythmus, welcher beim Beginne desselben herrscht, stimmt den Zuschauer fast melancholisch; aber schließlich kann er beim besten Willen das Lachen nicht verhalten, wenn er die Negerinnen ihre Entrechats mit aller Grazie, deren sie fähig sind, ausführen sieht.

Die Somalis von Mogduschu dagegen haben einen Gesang, Ajat genannt, dem es durchaus an Lustigkeit gebricht. Der Besitzer des Hauses, in welchem Révoil wohnte, fungirte dabei als Dirigent. Die rings um ihn aufgestellten Sänger halten dabei zwei hohle Stücke Holz etwa von der Gestalt großer Weberschiffchen ohne Spule in den Händen und schlagen dieselben gegen einander, wodurch je nach der Stelle des Instruments, welche getroffen wird, ein größeres oder geringeres Geräusch entsteht. Mit einer Regelmäßigkeit, die an die Bewegungen des Metronom erinnert, schlagen die Leute ihre Hölzer zusammen, wobei sie jedesmal den Körper nach vorn biegen, während die außerhalb des Kreises stehenden Frauen mit klagender Stimme in schleppendem, mattem Rhythmus dazu singen. Der Dirigent müht sich dabei wie ein Besessener ab, um Fortes und Pianos zu erzielen, und zieht mit seinem Orchester von Thür zu Thür, um den einflußreichen Persönlichkeiten der Stadt Ständchen zu bringen. Der Ajat wird übrigens in gleicher Weise bei Hochzeiten wie bei Begräbnissen ausgeführt.

Der Imau Mahmud hatte wegen seines gespannten Verhältnisses zu den Häuptlingen von Hamarwin bisher gezögert, den Besuch Révoil's zu erwidern; endlich entschloß

er sich dazu, wählte aber vorsichtiger Weise seinen Weg über unbebautes Terrain und durch die Hinterpforte von Révoil's Hause. Dieser geleitete seinen Gast nachher nach dessen Wohnung und benutzte die Gelegenheit, von deren hohem Dache aus einige photographische Aufnahmen zu machen. Dann führte ihn der Iman selbst zu dem Thurme Abdul Aziz, welchem gegenüber der Reisende bei seiner Ankunft in Mogduschu gelandet war. Als beide dorthin sich aufmachten, ließ die Eskorte Révoil's dies sofort dem Gouverneur melden, der alsbald zehn Mann Verstärkung sandte, gleich als handelte es sich um eine Reise von einwöchentlicher Dauer. Der Thurm diente wohl einer früheren Moschee, auf deren Ruinen später eine kleinere, jetzt auch ganz verlassene errichtet wurde, als Minaret. Durch eine enge, halb vom Sande verschüttete Thür betritt man den Thurm, auf welchen eine halb verfaulte Wendeltreppe hinaufführt. Die Treppenwände sind mit einem sehr harten Cemente überzogen, auf welchem indessen keine Inschrift zu finden war. Dagegen lassen sich in der benachbarten kleinen Moschee, deren Mauern fast ganz von einer dicken Lage grünlichen Schimmels bedeckt sind, rings um den Mihrab einige Reste von persischen Inschriften unterscheiden, und im Hintergrunde des Mihrab selbst steht eine Säule von weißem Marmor mit einigen Schriftzügen in Relief, unter denen noch der Name von El-Hadschi Jussuf ben Assen und das Datum 667 der Hedschra (1250 nach unserer Zeitrechnung) zu erkennen ist. Aber ob der Hadschi selbst die Moschee erbaut hat oder



Der Ajat. (Nach Angaben Révoil's.)

dieselbe nur zu seinem Gedächtnisse errichtet worden ist, wußte Niemand zu sagen.

Wenn man das Datum 667 der Hedschra auf die Erbauung der älteren Moschee und des Thurmes Abdul Aziz beziehen dürfte, so stammte letzterer aus derselben Zeit, wie das schönste Bauwerk Mogduschus, die Moschee Fekker-ed-Din, über welche weiterhin berichtet werden wird; beide Bauten haben überdies die regelmäßigen Quadern und die persischen Inschriften gemeinsam.

Bei der Rückkehr nach der Stadt wanderte Révoil beständig über Reste einstiger Grabmäler und Wohngebäude, welche schon bis auf die Oberfläche des Erdbodens verschwunden waren. Auch viele Gräber waren vorhanden, welche sämmtlich die Gestalt eines von einer kleinen Kuppel überdeckten Rechtecks hatten; auf den vier oberen Ecken befanden sich meist kleine, an der Außenseite gezähnte Pyramiden. Ihr Inneres besteht gewöhnlich aus zwei Räumen; der eine enthält einen kleinen Mihrab, der andere das eigentliche Grab. Neben diesen Bauten finden sich noch bescheidenere Gräber, die vom Sande und der Zeit, diesen beiden langsam zerstörenden Faktoren, verschont geblieben sind; an ihnen kann man noch heute Ornamente persischen Stils aus dem 12. Jahrhundert im reinsten Geschmacke bewundern.

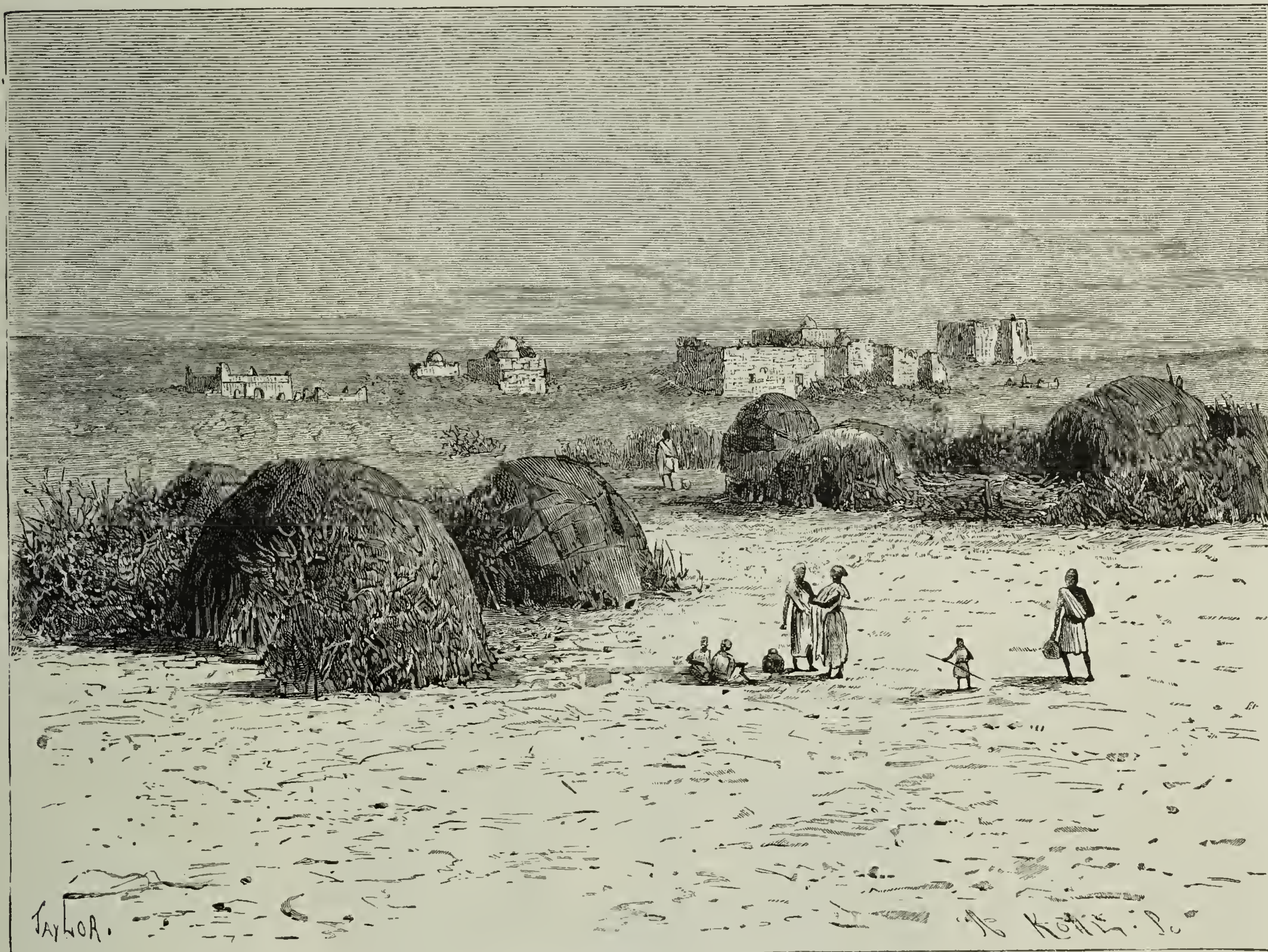
Da Révoil's Augen von dem langen Verweilen im hellen Sonnenlichte ermüdet waren, wünschte er sehr, einige Zeit in einer nahen Hütte auszuruhen, was aber dem Iman zu mißfallen schien. Denn es entsprach nicht seiner



Thurm und Moschee Abdul-Aziz. (Nach einer Photographie.)

Würde, unter dem Dache eines „Ner-Manjo" zu rasten. Er sprach diesen Namen so verächtlich aus, daß ihn Révoil um Auskunft bat und dabei erfuhr, daß dies Auswanderer aus der Gegend der Vorgebirge Guardafui und Hafun wären, die hier vom Fischfange lebten. Der Reisende aber, von früher her mit ihrer Sprache vertraut, machte sich diese Leute durch ein Geldgeschenk rasch zu Freunden; ihre Hütten sind denen der Midgan (Beduinen-Parias im Medschurtin-Lande) ähnlich.

Von seinen früheren Begleitern war Fage in Mörka zurückgeblieben, während Hadschi Ali sich auf Urlaub befand; auch von Zanzibar kam kein neuer Diener, wie Révoil gehofft hatte. So blieb ihm nur Julian, der kein Wort Arabisch oder Somali zu behalten im Stande war. Groß war deshalb seine Freude, als ihn eines Tages ein Mann aus Gelidi, Hadschi Mahdi Nur mit Namen, in verständlichem Französisch anredete und sich ihm als Diener anbot. Derselbe hatte 14 Jahre lang als Heizer auf englischen und französischen Dampfern gedient und hatte gute Zeugnisse aufzuweisen. Er war sehr jung nach Aden gekommen, hatte dort in der früher erwähnten Somali-Kolonie gelebt, dann Dienste bei Europäern genommen, zuletzt mehrere Fahrten zwischen China und Europa gemacht und war erst vor drei Monaten in seine Heimath Gelidi zurückgekehrt. Révoil nahm natürlich diesen ihm durch den Zufall zugeführten Begleiter freundlich auf, beschenkte ihn und nahm ihn in seinen Dienst; denn durch seine Sprachkenntniß war derselbe sehr geeignet, das Personal der Karawane zu überwachen. Auch war es nun möglich, durch ihn eine Botschaft an den Sultan von Gelidi zu befördern und ihn zugleich mit einigen vertraulichen Weisungen zu versehen; ebenso sollte er die nöthigen 25 bis 30 Kameele besorgen, und an solchen war damals auf dem Markte von Mogduschu Mangel.



Grabmäler bei Mogduschu. (Nach einer Photographie.)

Mahdi Nur sparte denn auch nicht mit Versprechungen, treu und ergeben sein zu wollen, und fast bedauerte es Révoil, ihn nicht früher getroffen und zum Chef der Karawane gemacht zu haben; indessen besaß er nicht die Erfahrung Hadschi Ali's, der wiederholt den oberen Dschub besucht hatte, und dessen Klugheit und Fähigkeiten man selbst in Mogduschu rühmte.

Schon in Zanzibar hatte sich der Reisende von dem Dolmetsch des französischen Konsulats unter anderen auch einen Brief an den Sultan von Gelidi, Omar Jussuf, aufsetzen lassen, in welchem er um eine Begleitmannschaft und die Erlaubniß bat, sein Land bereisen und dort Vögel, Pflanzen u. s. w. sammeln zu dürfen. In diesem Schreiben waren nur noch Datum und Unterschrift hinzuzufügen; dann machte sich Mahdi Nur mit ihm und Briefen des Gouverneurs von Mogduschu und Salem's auf den Weg nach Gelidi, versehen mit zahlreichen kleinen Geschenken für die Seinigen.

Er war kaum abgereist, als die Häuptlinge der Wadan in Mogduschu eintrafen, um auf Verlangen des Gouverneurs wegen der Ermordung eines Kaufmanns der Stadt durch einen ihrer Stammesgenossen zu unterhandeln. Seit

dem Abende, an welchem das Verbrechen begangen worden war, hatte sich kein Mitglied jenes Stammes in die Stadt gewagt, da er dort den Soldaten des Gouverneurs hätte in die Hände fallen und von den Somalis von Hamarwin getödtet werden können. Révoil konnte der Verhandlung beim Wali leider nicht beiwohnen. Dieser hoffte die Wadan dahin zu bringen, daß sie ihm den Mörder auslieferten; aber sie weigerten sich dessen, weil sie mit Recht fürchten mußten, daß dann dessen Genossen Unruhen innerhalb des Stammes erregen würden. Dabei aber baten sie inständig um Frieden und Vergessen des Geschehenen, was ihnen auch schließlich bewilligt wurde. Ja, sie erhielten sogar noch Geschenke auf den Weg. Dieses Uebermaß von Nachgiebigkeit seitens des Gouverneurs Scheich Sala schreibt Révoil zum Theil dem Wunsche desselben zu, ihm selbst freien Durchzug bei diesem Stamme zu verschaffen. Vielleicht war aber der Umstand, daß die Wadan wieder freien Zutritt zu Markte forderten, von noch größerem Gewichte. Die Bevölkerung des Inneren hat diejenige der Küstenstädte stets in der Hand; denn erstere beherrscht die Handelsstraßen und kann durch Abfangen der Getreidekarawanen die Verproviantirung der Städte hindern; ihre Feindschaft ist also zu fürchten. Zudem ist es der Wille des Sultans von Zanzibar, daß der Frieden gewahrt bleibe, und deshalb müssen sich seine Gouverneure mitunter ganz demüthigende Bedingungen von den Stämmen des Inneren auferlegen lassen. Die beste Politik für diese Gebiete wäre, die Stämme der Somali gegen einander aufzureizen, so daß sie sich gegenseitig aufrieben und besseren, friedfertigeren Bewohnern Platz machten!



Abgal-Krieger. (Nach einer Photographie.)

Die Aeltesten der Wadan und die Häupter von Hamarwin verließen also, bis auf Weiteres versöhnt, die Audienzhalle des Gouverneurs, und am nächsten Morgen schon erfüllten die Angehörigen jenes Stammes wieder den Markt von Mogduschu, den Mörder ausgenommen, der noch immer vogelfrei war.

Kaum war dieser Zwischenfall beigelegt, so ereignete sich ein anderer: aus irgend einem Grunde brach zwischen den Abgal und Daut Krieg aus. Am 29. Juni Morgens weckten Alarmhörner die ganze Stadt. Von dem Dache seines Hauses aus sah Révoil wohlgeordnete Abtheilungen der Abgal im Laufschritte heruntereilen; es waren ihrer 300 bis 350, fast alle mit Lanzen und Schilden bewaffnet. Einige Minuten später waren sie auf den Hügeln im Süden von Hamarwin ausgeschwärmt und hatten sich auf eine Strecke von $1^1/_2$ bis 2 km vertheilt; dadurch gelang es ihnen, eine Viehherde, die einigen gerade auf dem Markte befindlichen Daut gehörte und nur von einem Kinde bewacht wurde, zu umzingeln. Das Kind wurde der Sitte gemäß, welche auch auf die Frauen Anwendung findet, verschont; ein Somali, der diesem Gebrauche zuwider handelte, gälte für ehrlos und könnte nicht mehr in seinem Stammesverbande bleiben. Nachdem dann die Abgal insgesammt einige Vor- und Rückwärtsbewegungen ausgeführt hatten, ließen sie sich mit der größten Ruhe nieder, schlachteten das Vieh und theilten sich vor den Augen der ganzen Bevölkerung von Hamarwin in die Beute.

Nun begab sich ein Parlamentär, Mohammed Abdi Nur, zu ihnen und erbat sich Aufklärung über den Grund ihres Vorgehens und die Ursache des ganzen Krieges. In der Stadt umringten inzwischen die geschädigten Daut ein Beduinenweib, das jämmerlich schrie, und schwuren, bei erster Gelegenheit sich grimmig zu rächen; ja einer versuchte, trotz der Aussichtslosigkeit seines Vorhabens, seine Freunde zu einem sofortigen Angriffe auf die Abgals zu bewegen. Endlich gelang es dem Einflusse Mohammed Abdi Nur's, letztere zum Abziehen zu bewegen. Durch sein gutes Fernglas konnte Révoil von dem Thurme Bet-Ras aus die geringsten Einzelheiten des Vorganges verfolgen und selbst die sonderbare Tracht einer Anzahl von Kriegern erkennen. Dieselben hatten sich zum Zeichen des Kampfes eine Binde um die Stirn geschlungen und trugen nur einen kleinen Schurz groben blaugestreiften Stoffes, der den Abgal eigenthümlich ist und „Gunfo" heißt.

Die Daut ließen wirklich mit ihrer Rache nicht auf sich warten: unter dem Schutze der Nacht eilten sie in ihre Dörfer, riefen ihre Stammesgenossen auf und die Ilbi zu Hilfe und lieferten schon nach 24 Stunden ihren Feinden

ein Treffen, worin mehrere Krieger fielen und die Abgal den Kürzeren zogen. Letztere flüchteten nun bis zu den Thoren von Schingani, wo sie binnen wenigen Stunden mehrere Hundert der oben beschriebenen und abgebildeten Gurgis errichteten. Ohne Lebensmittel und Geld zogen sie, Männer und Weiber, bettelnd durch die Straßen der Stadt, jeden Augenblick bereit, irgend eine Missethat zu begehen, so daß die geängstigten Bewohner die ganze Nacht unter Waffen und um große Feuer gelagert zubrachten. Die Garnison hielt sich in ihren Befestigungen, die Märkte waren verlassen, die Stadt befand sich gleichsam in Belagerungszustand, und jeden Augenblick erwartete man das Erscheinen der verbündeten Daut und Ilbi, welche diesmal in Schingani eingedrungen wären. Und das alles wegen einiger Stücke Vieh!

Die Lage wurde noch verwickelter dadurch, daß eine mit Orseilleflechten beladene Abgal-Karawane, die vom oberen Webi kam und von dem Ausbruche der Feindseligkeiten keine Ahnung hatte, den Feinden in die Hände fiel. Als die wenigen, welche verwundet entkommen waren, das neue Unheil meldeten, verloren die Abgal allen Muth und flüchteten sofort in die Wälder von Mruti, während die Bewohner Hamarwins die ersten Daut und Ilbi, welche wieder zu Markte kamen, jubelnd empfingen und bewirtheten. Gerade an der Stelle, wo die Abgal das Vieh geschlachtet hatten, wurden neue Freudentänze aufgeführt. Bei den Benadir nämlich hat die Intoleránz und der Fanatismus der mohammedanischen Glaubensprediger es noch nicht, wie bei den nördlicheren Medschurtin, vermocht, die altererbten Sitten, namentlich hinsichtlich der Tänze und des Gebrauches des Tabaks, zu beseitigen. Die südlicher wohnenden Somali haben sich die Lust an diesen weltlichen Vergnügungen bisher bewahrt, und nur wenn sich einmal das Waffenglück für die fanatisch gesinnte Partei entscheidet, werden dieselben unterdrückt, um nach einiger Zeit unter veränderten Verhältnissen wieder neu aufzuleben.

Thomson's Reise ins Land der Massai.

II. (Schluß.)

Der Schwerpunkt der Reise Thomson's scheint uns in seinem Besuch bei den Massai zu liegen, obwohl wir früher schon von verschiedenen Forschern Mittheilungen über den genannten Volksstamm erhalten haben und auch der „Globus“ wiederholt Berichte über denselben gebracht hat. Wir erwähnen von letzteren nur die neueren und größeren Artikel XLIV, S. 251, XLV, S. 11 und S. 379, von denen der zuerst genannte sich mit den allersüdlichsten Stämmen, die beiden letzten aber, denen Dr. Fischer's Berichte zu Grunde liegen[1]), sich mit dem Gebiet westlich vom Kilima-Ndscharo bis zum Naiwascha-See, wo der genannte Forscher zur Umkehr genöthigt wurde, beschäftigen.

Es wird daher unsere nächste Aufgabe sein, Land und Volk nördlich vom Kilima-Ndscharo näher ins Auge zu fassen. Thomson unterscheidet im Massailande zwei deutlich von einander getrennte Theile, den südlichen oder das niedrige Wüstenland und den nördlichen Theil oder das Hochland. Die Meereshöhe des südlichen Theiles ist nicht sehr bedeutend und beträgt nur 900 bis 1200 m. Dieser ganze Landstrich ist dürr und unfruchtbar, obwohl der Boden an sich gut genug ist, aber der spärliche Regen, der nur während dreier Monate fällt, ist kaum im Stande, einigen verkümmerten Gräsern Nahrung zu verschaffen. Nur wenige Pflanzenformen, Akazien und Mimosen, kommen auf dieser trostlosen Fläche vor, die Gräser sprossen meist nur am Fuße der Höhen, längs deren Abfällen Wasserläufe niederrieseln, die sich aber im Sande verlaufen. Kein Fluß murmelt in der Fläche, wohl aber sieht man hier und da Salzkrusten, die in Folge der Verdunstung des mit Natron stark geschwängerten Wassers sich gebildet haben. (Man wolle sich der Beschreibung der Fläche von Ndgiri im ersten Theile dieses Aufsatzes erinnern.)

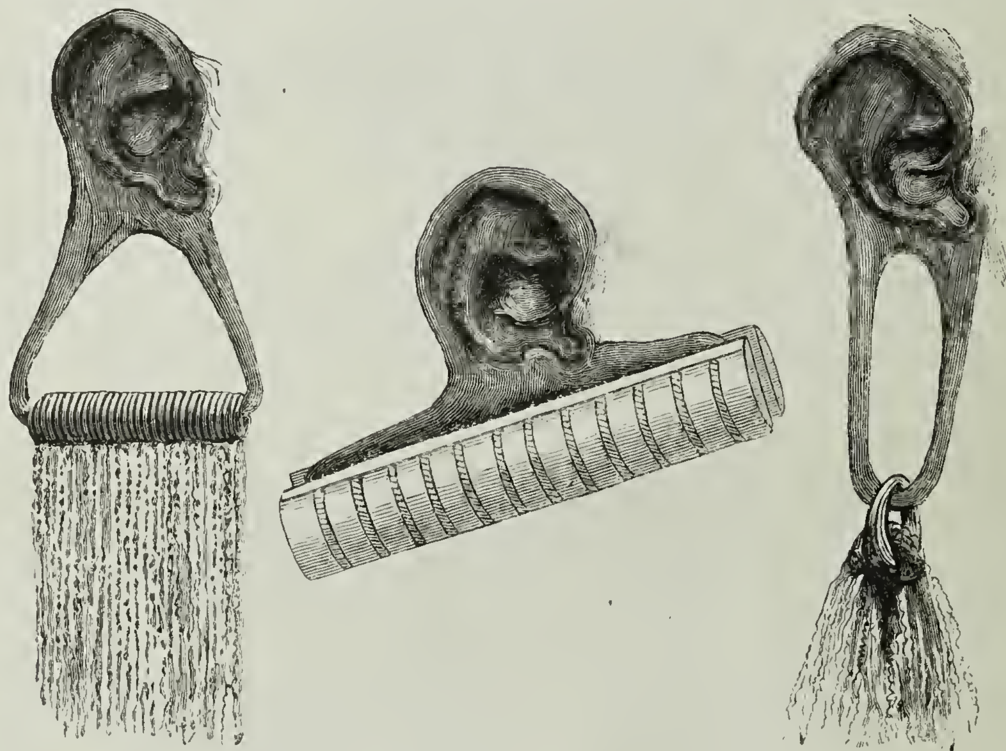
Eine eigentliche Ebene ist übrigens dieser Theil des Landes durchaus nicht; auf allen Seiten begegnet das Auge vielmehr bedeutenden Erhebungen, worunter sich einige der afrikanischen Riesenberge befinden; namentlich im Westen und Norden erblickt man eine bedeutende Anzahl von Vulkanen. Nur in der unmittelbaren Nähe der hohen Berge ist das Land bewohnt, im Uebrigen jedoch wüst und leer; mit Sicherheit trifft man die Massai zu allen Jahreszeiten nur an einigen wenigen, besonders günstig gelegenen Orten. Ueber den Charakter der Gegend sagt Thomson Folgendes: um denselben zu kennzeichnen, muß man die Thatsache festhalten, daß das Land der Schauplatz späterer vulkanischer Thätigkeit gewesen ist, welche in sehr junger geologischer Zeit die bereits erwähnten Berge emporgetrieben hat. Als Folge dieser Thätigkeit ist bis zu einem gewissen Grade auch die Thatsache anzusehen — wenn die Behauptung auch nach einem Kreisschluß auszusehen scheint — daß der untere Theil von Massailand als ein Depressionsgebiet unter das höhere Niveau der seitlich liegenden Tafelländer hinabgesunken ist.

Der nördliche Theil von Massailand bildet das eigentliche Hochland; rechts und links erhebt er sich bis zu 1600, in der Mitte bis zu 2750 m; über die Linie der höchsten Erhebung streicht von der Dogilaniwüste her die meridionale Mulde, welche die Seenkette (Naiwascha, Elmeteita, Nakuro und Baringo) umschließt und sich bei dem zuletzt genannten See nach rechts und nach links erweitert und ein ähnliches Gepräge annimmt, wie es die südliche Ebene zeigt. In der östlichen Hälfte erhebt sich der schneebedeckte Gipfel des Kenia und die Aberdare-Kette, welche der Achse der Bodensenkung beinahe parallel läuft. Dies ist wohl die entzückendste Gegend, die man sich im tropischen Afrika vorstellen kann, die Natur hat sie mit den Schätzen der Pflanzenwelt geschmückt und mit einer reichen Thierwelt bevölkert; überall murmeln Bäche und Flüsse im Schatten der Wälder und befruchten die Erde. Kikuju heißt der höhere Theil der östlichen Hälfte, der durch den Aequator vom nördlichen Theile getrennt wird; einige der höheren Theile sind mit dichtem Bambugebüsch bedeckt. Der größere Theil (und zwar der bessere) von Leikipia ist unbewohnt, namentlich weil die vielen Kriege die Massai so heruntergebracht haben, daß sie es für gerathen hielten, sich aus der

[1]) Mitth. der Geogr. Ges. in Hamburg 1882/83.

gefährlichen Nähe des Stammes der Wasuk zurückzuziehen. Das eigentliche Massailand umfaßt das Gebiet zwischen 1° nördl. und 5° südl. Br. Die Breitenausdehnung des Landes ist nicht überall gleich, man könnte sie im Durchschnitt zu 150 km annehmen; in diesem Gebiete leben jedoch noch einzelne Stämme, die mit den Massai nichts gemein haben, z. B. die ackerbautreibenden Wakwafi. Wie oben schon erwähnt ist, fällt namentlich im Tieflande nur sehr wenig Regen; annähernd schätzt Thomson die Menge desselben auf 38 cm in der unteren Wüstenregion und auf 76 bis 100 cm im oberen Hochlande; in den 14 Monaten, während welcher die Karawane sich in diesen Gegenden befand, ist sie nicht zehnmal vom Regen überrascht worden, in starkem Gegensatz zu den südlicheren Gegenden, wo der Regen manchmal Wochen lang nicht aufhört; weiter nördlich kommt Regen beinahe nur im Februar, März und April vor. Ist dieser Umstand für die Fruchtbarkeit des Landes ungünstig, so ist er dagegen für die Gesundheit recht zuträglich, keine Moräste mit giftigen Miasmen erzeugen da Krankheit und Tod. Die manchmal wohl allzu kalten Nächte bringen Erquickung, nachdem man am Tage bei einer Temperatur von 32° C. tüchtig transpirirt hat; die große Trockenheit macht solch große Unterschiede gar nicht einmal allzu lästig; bei einer Temperatur von 0° schliefen die Träger ohne irgend welche Decke im Freien. Häufige Hagelwetter kommen bei der großen Meereshöhe vor und sind den Karawanen sehr gefährlich, da die nicht daran gewöhnten Leute von der Küste unter dem Einfluß derselben und der sie begleitenden Kälte wie gelähmt zusammenbrechen und keiner Anstrengung mehr fähig sind, um sich zu retten; einen sonderbaren Anblick gewährt es, wenn ein solches Hagelwetter die ganze Gegend in ein weißes Leichentuch gehüllt hat und letzteres die ganze Nacht hindurch liegen bleibt und erst vor den Strahlen der Morgensonne verschwindet.

Das Volk der Massai zerfällt in etwa 12 große Stämme oder Geschlechter, mit vielen kleinen Unterabtheilungen; einige derselben werden für edler gehalten, z. B. die Ngadje Massai, die Molilian, die Leisere und die Letejo. Sie zeichnen sich durch ihre körperliche Entwickelung, namentlich aber durch den wohlgebildeten Kopf (weniger eingedrückte Nase und dünne Lippen) aus. Ohne die hervorragenden Backenknochen und etwas Mongolisches in der Stellung der Augen, ihre chokoladefarbige Haut und das gekräuselte Haar könnte man sie für Europäer halten. Von reinster Herkunft sind die Ngadje Massai am Kilima-Ndscharo, körperlich am stärksten entwickelt die Wakwafi, die eine Beimischung von Negerblut zu haben scheinen. Das ganze Land wird etwa in zehn Hauptdistrikte eingetheilt; die verschiedenen Mitglieder des Stammes werden nach der Gegend, wo sie geboren sind, näher bezeichnet; verschiedene Geschlechter leben manchmal in demselben Distrikt, gewöhnlich aber in verschiedenen Kraals. Jeder Distrikt hat seine eigenen Wappen und Wahlsprüche, die in wunderbar geschmackvoller Ausführung auf den Schilden der Krieger in Schwarz, Weiß, Roth oder Gelb aufgetragen werden. Wiewohl die Massai sehr häufig unter einander auf dem Kriegsfuße sind, vertragen sie sich gut, so lange dies nicht der Fall ist. Am furchtbarsten haben die inneren Fehden zwischen den Massai und den Wakwafi gewüthet und letztere sind dadurch und durch einige andere, gleichzeitig eingetretene Unglücksfälle an den Rand des Unterganges gebracht worden; sie verloren beinahe ihren ganzen Viehstand und mußten, um nicht Hungers zu sterben, zu anderen Stämmen ihre Zuflucht nehmen; so sind sie nach allen Richtungen hin zerstreut und haben sich zum Theil mit anderen Stämmen vermischt, zum Theil eigene Kolonien gebildet. Gewissermaßen hat dies dem Lande zum Segen gereicht; überall sind diese Kolonien Mittelpunkte des Handels geworden und außerdem zeigen diese Vorgänge, welcher Entwickelung die Massai fähig sind. Uebrigens hielt sich ein großer Theil der Wakwafi zusammen und fand theils den Weg nach Leikipia, theils nach dem Hochlande Guas'Ngischu; sie hätten da glücklich leben können, aber vor etwa 15 Jahren griffen sie die Massai wieder an; regelmäßige Schlachten wurden geschlagen, Tausende fielen im Streite; selbst die Weiber nahmen an demselben Theil, sie hielten Wache und stachelten die Krieger zum Kampfe der Verzweiflung auf; zuerst wurden die Massai bis nach Kampte zurückgedrängt; da wendete sich das Blatt, die Wakwafi wurden geworfen, sie verloren ihr Vieh, der Hunger zwang sie, ihre Kinder zu verkaufen, nur noch ein Bruchtheil des Stammes blieb übrig. Endlich glückte es demselben, Frieden zu schließen; doch war er nun auf die Bestellung des Landes angewiesen;



Ohrenstrecker der Massai.

unglücklicher noch waren die Leute von Guas'Ngischu; sie verschwanden vor den Massai, wie Spreu vor dem Winde.

Die Hütten der Massai sind etwa 1 m hoch, 3 m lang und $1\frac{1}{2}$ m breit und werden aus Zweigen gebaut, über die eine Mischung von Dünger und Lehm ausgebreitet wird; in der Regenzeit kommt noch eine Decke von Häuten dazu. Der Eingang ist so klein wie möglich, eine ausgespannte Ochsenhaut dient als Lager. Die Hütten sind im Kreise um eine große Fläche gebaut, auf welche Abends das Vieh zusammengetrieben wird, was, weil keine Reinigung stattfindet, einen etwas unangenehmen Geruch zur Folge hat; nach der Außenseite hin ist das Lager mit einem starken Verhau von Dorngesträuch umgeben. In den Hütten herrscht, wie man sich leicht vorstellen kann, große Unreinlichkeit.

Wir wollen nun, dem Beispiele Thomson's folgend, einen Massai auf seiner Lebensreise von der Geburt bis zum Tode begleiten. Die Geburt geht leicht von Statten, und mit Freuden wird ein Knabe begrüßt, eben weil er kein Mädchen ist; am anderen Tage schon geht die Mutter wieder ihren Geschäften nach, während sie den Kleinen nährt. Wenn derselbe größer wird, fängt er an, seine Zähne an dem zähen Rindfleisch zu probiren, womit er sich dieselben, die ohnehin aus dem blauen Zahnfleische recht sonderbar herauslugen, gründlich verdirbt, d. h. sie soweit nach außen zieht, daß sie wie einzeln stehende Fangzähne erscheinen. So wächst der Kleine mit seinen Altersgenossen unter lustigen Spielen auf; Reinlichkeit scheint keine besonders gepflegte Tugend zu sein und für Kleider brauchen die Eltern nicht zu sorgen, nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten wird er mit einer wohlriechenden Salbe von Fett und Lehm bestrichen, bis er im höchsten Glanze erscheint, auf welchen er nicht wenig stolz ist. Wenn der Knabe heranwächst, erhält er einen wirklichen Bogen mit den dazu gehörigen Pfeilen, ein viereckiges Stück Schaffell wird auf seine Schulter gebunden, die Beine bleiben bloß. Anstatt wie europäische junge Herren den Schnurrbart zu pflegen, dehnt er sich die Ohrläppchen so aus, daß sie beinahe die Schulter erreichen. Erst wird ein kleines Stückchen Holz durch das Ohrläppchen gesteckt, dann folgen immer dickere, bis endlich ein 5 cm langes Stück Elfenbein quer hindurch getrieben werden kann. In Erwartung der Zeit, wo er zum Krieger erklärt wird, beschäftigt er sich damit, die Kühe und Schafe zu hüten, wodurch er sich zugleich einige praktische geographische Kenntnisse seiner Heimath erwirbt, die er dadurch, daß seine Eltern ihren Aufenthaltsort häufig wechseln, noch weiter ausdehnt. Wenn ein solcher Ortswechsel eintritt, trägt der Esel die eine, die Familienmutter die andere Hälfte des Hausraths; letztere erbaut auch die Hütte, in der trockenen Zeit geht es nach dem Hochlande. Nebenher hört der Knabe auch wohl von einem höheren Wesen (Ngai), welches auf dem Kilima-Ndscharo wohnt, und dessen Stimme sich aus dem Doenje Engai, einem noch thätigen Vulkane, vernehmen läßt. Während der Knabe heranwächst, übt er sich im Gebrauch der Waffen, die er jedoch immer nur noch an Thieren des Waldes erproben darf; auch muß er sich mit der Nahrung der Nichtfechter, geronnener Milch, Mais, Hirse und Rindfleisch begnügen. Wenn er 14 Jahre alt geworden ist, sucht er sich ein rohes und wildes Ansehen zu geben; er zieht seine Stirne kraus, er bemüht sich, wüthende Gesichter zu schneiden, wodurch er sich zu einem Gegenstande der Bewunderung für die Knaben, der Zuneigung für die Mädchen macht. Endlich ist die Zeit gekommen, daß er ein Krieger werden soll; die Beschneidung wird an ihm vollzogen und er erhält seine Waffen, d. h. sein Vater macht mit ihm eine Rundreise bei den unterworfenen Stämmen, um ihm, natürlich ohne Bezahlung, Schild und Speer zu verschaffen; letzterer besteht aus einer eisernen Spitze von 76 cm Länge, einem hölzernen Schaft von 38 cm und einem eisernen Unterende von 46 cm. Die eiserne Spitze ist beinahe in ihrer ganzen Länge 5 bis $7\frac{1}{2}$ cm breit, bis sie plötzlich spitz zuläuft. Ein Schwert und ein fürchterlicher Streitkolben vollenden seine Ausrüstung. Auch seine äußere Erscheinung soll andeuten, daß er ein Krieger geworden ist; sein Haar wird in einen Schopf von einzelnen Strängen verarbeitet, wobei diejenigen, welche über die Stirn fallen, kürzer abgeschnitten werden; anstatt des elfenbeinernen Ohrenstreckers trägt er jetzt eine schwere Quaste von Eisenketten; den Hals verziert er mit einem Halsbande von gewundenem Eisendraht, das Handgelenk mit einem breiten Armbande von Perlen. Um die Knöchel werden Streifen von dem schwarzen Fell des Colobusaffen gebunden, eine dicke Lehmschicht, welche durch einigen Zusatz von Fett weicher und geschmeidiger gemacht ist, bedeckt Kopf und Hals. Den Schluß des Ganzen bildet ein allerdings sehr kleines Mäntelchen von Ziegenfell, welches nur Brust und Schultern bedeckt.

Bis dahin hat er für einen Knaben gegolten und hat in dem Kraal der verheiratheten Leute leben dürfen, nun aber zieht er in einen entfernteren Kraal, in welchem lauter junge Leute beiderlei Geschlechts wohnen; einige Rinder giebt ihm sein Vater zu seinem Unterhalte dorthin mit. In diesem Lebensalter hat der den edleren Stämmen angehörige Massai-Jüngling sich meistens gut entwickelt, die meisten erreichen 1,85 m Höhe; sie sind nicht herkulisch gebaut, sondern gehören mehr dem Apollotypus an; viele kann man wirklich schön nennen. Ungünstig wirkt nur die Verunstaltung des Gebisses, von dem die zwei unteren mittleren Schneidezähne ausgezogen sind; Tatuirung kennt man nicht, wohl aber haben die Männer auf dem Lande fünf bis sechs Brandwunden.

Wir müssen, da von jetzt an das Leben beider Geschlechter ein gemeinschaftliches wird, ehe wir weiter fortfahren, einige Worte über die jungen Mädchen beifügen. Zunächst sei die Bemerkung Thomson's an die Spitze gestellt, daß die Massaimädchen die hübschesten sind, die er je in Afrika gesehen habe; nur haben sie, ebenso wie die Männer, dunkles Zahnfleisch und schlecht gestellte Zähne; das Haar ist vollständig wegrasirt. Eine gegerbte Ochsenhaut, von der die Haare abgeschabt sind, wird togaartig über der linken Schulter getragen und geht unter dem rechten Arme durch; ein Perlengürtel hält dieselbe an der Hüfte zusammen, so daß nur ein Bein frei bleibt, manchmal fällt diese Haut von der Schulter und läßt die ganze Brust entblößt. Der eigenthümliche Schmuck erfordert eine eingehendere Beschreibung. Um die Beine wird vom Knöchel bis zum Knie Telegraphendraht in engen Spiralwindungen herumgelegt; ist dieser Schmuck einmal angelegt, so muß er auch liegen bleiben, weil es mehrere Tage schmerzhafter Arbeit erfordert, ihn an Ort und Stelle zu bringen. Er verkümmert übrigens die Entwickelung der Wade, so daß die Massai-Frauen wie auf Stelzen zu gehen scheinen; um den Arm wird ähnlicher Schmuck getragen und das Gewicht einschließlich des vom gleichen Eisendraht gebildeten ungeheuren Halskragens beläuft sich auf etwa 30 Pfund; außerdem werden noch Perlen und Eisenketten um den Hals gelegt. Der Jüngling, der in den Kriegerkraal eintritt, wird bald mit den Geheimnissen desselben bekannt gemacht. Was die Speisen betrifft, so herrscht eine strenge Regel: nur Fleisch von Rindern, Ziegen und Schafen und abwechselnd hiermit Milch ist erlaubt; eine verbotene Speise

genießen heißt sich die Entfernung aus der Kaste zuziehen; es gilt schon als eine ungeheure Beleidigung, wenn man einen Massai nur zum Genuß einer solchen einladet. Im Kraal darf bloß frische Milch genossen werden, und nur, wenn bei einem Krieger der Wunsch nach Fleischnahrung gar zu lebhaft wird, darf er sich, begleitet von einigen Kameraden, einer Köchin und einem Rinde, nach einer einsamen Stelle im Walde zurückziehen. Zunächst müssen dort die Krieger tüchtig purgiren, um alle Milchnahrung aus ihrem Körper zu entfernen; dann erst wird das Rind durch einen Schlag vor den Kopf oder einen Stich in den Nacken getödtet. Hierauf öffnet man eine Ader, um das Blut zu trinken, welches den Massai das für den Organismus nöthige Salz liefert. (Salz in gewöhnlicher Form wird nie genossen.) Binnen weniger Tage ist das ganze Rind verzehrt, worauf die Leute in das Lager zurückkehren. Der Verkehr der beiden Geschlechter ist ein vollkommen freier, ohne daß der Jüngling oder das Mädchen an eine bestimmte Person des anderen Geschlechtes gebunden wäre. Hat der Umgang Folgen, so wird die Frau getödtet. Im gewöhnlichen Leben hat der junge Krieger eigentlich nichts anderes zu thun, als dem schönen Geschlecht den Hof zu machen, alle Arbeiten werden von Dienstboten verrichtet, nur der Wachtdienst erfordert besondere Aufmerksamkeit, da ein Kriegerlager mit keiner Dornenhecke umgeben werden darf. Von Zeit zu Zeit werden allerlei Uebungen vorgenommen und auch Tänze aufgeführt, die jedoch mit dem Lärm, den die Neger bei allen derartigen Gelegenheiten machen, nicht die mindeste Aehnlichkeit haben; auch Musik ist unbekannt, mit Ausnahme der bei Feierlichkeiten ertönenden Gesänge.

Der ganze Kraal steht unter den Befehlen eines erwählten Leitunu oder Hauptmanns, der unumschränkte Gewalt über Leben und Tod besitzt. Er ist Richter und leitet den Krieg, führt aber eigenthümlicher Weise die Mannschaft nicht selbst in der Schlacht an, sondern überläßt dies dem Leigonani, welcher für gewöhnlich der öffentliche Anwalt des Kraals ist und die Verhandlungen bei Streitigkeiten leitet; erst wenn der Kampf zum Aeußersten gekommen ist, stürzt sich der Leitunu mit seiner Leibwache in den Kampf. Außer diesen absoluten Herren, deren Wahl aber widerruflich ist, kennen die Krieger keine weiteren Herrscher. Uebrigens geht es unter ihnen bei allen Versammlungen sehr formell her, namentlich sollen ihre Redekämpfe, mit denen sie die Entscheidung herbeizuführen suchen, ganz bewundernswerth sein. Wenn ein Raubzug nach der Küste beschlossen ist, wird das Unternehmen mit vieler Feierlichkeit in Scene gesetzt, wobei natürlich auch allerlei Zaubermittel eine Rolle spielen. Bei solchen Gelegenheiten wird die Kriegskleidung angelegt; vom Halse abwärts wallt die Naibere, ein etwa 2 Meter langes, $^2/_3$ Meter breites Stück Tuch mit einem längs der Mitte aufgenähten Streifen von bunter Farbe; um den Hals sitzt ein ganz ungeheurer Kragen von Habichtsfedern, der Mantel von Ziegenfell ist um die Taille gerollt, um die Arme frei zu lassen. Das Haar wird in zwei Zöpfen, einer vorn, einer hinten, zusammengebunden, auf dem Kopfe trägt der Massai eine Kappe von Straußenfedern, die einen elliptischen Kranz um das Gesicht bilden. Die Beine sind mit Fellen des Colobus-Affen geschmückt, welche wie Flügel von den Waden abstehen; sein Leib ist mit der gewöhnlichen Salbe von Fett und Lehm eingerieben; Speer, Schild, Schwert und Keule vervollständigen die Ausrüstung. Weit und breit machen die Massai das Land mit ihren Raubzügen unsicher; wir können die Beschreibung eines solchen füglich übergehen und nehmen die Erzählung erst bei der Vertheilung der Beute wieder auf. Ein großer Theil derselben gehört dem Leibon Mbaratien, dem größten Zauberer des Landes, weil er nämlich den Kriegern eine so kräftige Medicin gegeben hat, daß sie im Stande waren, den Gegner zu besiegen; über den Rest der geraubten Gegenstände kommt es oft zum blutigen Streite, so daß manchmal bei der Theilung mehr Menschen getödtet werden, als im Entscheidungskampfe. Ein solcher Todtschlag bleibt übrigens ungeahndet; wenn er aber mit Hinterlist begangen ist, wird er mit 49 Rindern gebüßt. Die im Streite gefallenen Helden werden feierlich bestattet; anders diejenigen, die zu Hause sterben: sie werden den Geiern und den Thieren der Wüste zum Fraß hingeworfen und die Knochen, welche diese übrig lassen, verächtlich mit dem Fuße zur Seite gestoßen. Oft wird der Streit durch Zweikämpfe in größerem Maßstabe entschieden.

So bleibt der junge Mann im Kriegerkraal, bis sein Vater stirbt; der älteste Sohn erbt alle Herden und, da er sich nicht mehr so stark und kräftig wie früher fühlt, entschließt er sich, zu heirathen. Er sucht sich nun eine Schöne aus, die er um den Preis einer gewissen Anzahl Rinder kauft; ehe der Bund aber geschlossen werden kann, muß sie sich einer Operation unterwerfen, und auch nach ihrer Genesung muß die Feierlichkeit bis zur Zeit des Kalbens verschoben werden, da Milch nothwendig zur Feier der Honigmonate gehört. Ihr Haar, welches die Braut seit dem Verlöbniß hat wachsen lassen, wird bei der Hochzeit wieder abgeschnitten. Bei dieser Gelegenheit legen die Neuvermählten einen neuen Ohrenschmuck an, auch steckt sich die Frau von nun an zwischen zwei Häute, von denen eine von den Schultern, die andere von den Hüften herunterhängt, und eigenthümlicher Weise muß der Mann nun die Kleider, welche seine Frau als Mädchen getragen, anziehen und einen Monat lang gebrauchen.

Mit der ehelichen Treue wird es nicht sehr streng gehalten; Hauptzweck der Ehe ist es, möglichst viele Kinder zu bekommen. Nahte sich doch einmal ein ansehnlicher und reicher Massai, begleitet von seiner jugendlichen und hübschen Frau, dem weißen Reisenden und die Schöne äußerte mit Zustimmung ihres ältlichen Gatten denselben Wunsch wie die karthagische Königin dem frommen Aeneas gegenüber, „um sich später noch an den entfernten weißen Reisenden zu erinnern". Namentlich die Ankunft einer Karawane wird mit Hinsicht auf das vorher Gesagte mit Freuden begrüßt, und es sind die Frauen, welche den Verkehr anbahnen und lebhaft unterhalten. Wenn die erste Frau alt und häßlich wird, nimmt der Massai eine zweite und, wenn es nöthig wird, noch weitere; bei dieser Gelegenheit muß die erste Frau allen Eisendraht ablegen, der gebraucht wird, um die neue Gebieterin zu schmücken.

Nächst den Massai wäre der Stamm der Andorobbo (Wandorobbo bei den Suaheli) zu nennen. Derselbe ist über ganz Massailand zerstreut und lebt ausschließlich von der Jagd, da er weder Ackerbau noch Viehzucht betreibt. Antilope, Büffel und Elefant verschaffen ihm Fleisch, namentlich der letztere und gewöhnlich findet man sie nur da, wo derselbe häufig vorkommt. Meistens sind ihre Dörfer nur klein; die Massai schonen sie, da sie die Händler von der Küste an sich locken, wodurch den erstgenannten gewöhnlich eine hübsche Beute zufällt. Auch sind sie selbst die Unterhändler, deren sich die Massai bedienen, um sich die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen. Die Sprache der Andorobbo ist mit der der Massai verwandt; außerdem sind erstere im Stande, sich ganz fließend in der Sprache der letzteren auszudrücken. Im Allgemeinen gleichen sie den unteren Klassen der Massai, sitzen jedoch

fortwährend in ihren regelmäßig gebauten Dörfern; den Massai, von welchen sie als eine Art Leibeigener betrachtet werden, verfertigen sie Schilde für die Krieger und grobe irdene Kochtöpfe für die Weiber. Zur Elefantenjagd bedienen sie sich einer eigenthümlichen Waffe, die äußerlich dem Wischer einer Kanone ähnlich sieht. Am dicken Ende sitzt ein Dorn, einem dicken, kurzen Pfeile ähnlich, der etwa 4 Centimeter lang und an der Spitze mit dem tödtlichen Gift des Murdju eingeschmiert ist. Mit dieser Waffe wird der Elefant aus nächster Nähe angegriffen, der Pfeil löst sich bei dem Stoße ab und bleibt im Körper des Thieres zurück; wenn es nöthig ist, wird eine zweite Spitze eingesetzt und der Stoß wiederholt, gewöhnlich aber stirbt der Elefant bald; ganze Herden sollen in solcher Weise vernichtet werden. Es ist unmöglich, die Geschicklichkeit und Verwegenheit dieser Jäger zu beschreiben.

Die **Wakwafi** stammen ursprünglich gewiß vom Stamme der Massai ab, haben sich jedoch nach dem Verluste ihres Viehes von jenen getrennt. Sie sind jetzt auf die Bebauung des Bodens angewiesen, doch scheint der Vegetarianismus ihnen nicht gut zu bekommen, denn was ihr Aeußeres betrifft, können sie sich nicht neben ihren Stammverwandten sehen lassen; namentlich die Frauen haben die schlanke Gestalt der Massaifrauen verloren und nähern sich dem Negertypus. Die Häuser dieser Leute sind nach Art der Heuschober gebaut, der Flur liegt tiefer als das umgebende Erdreich; übrigens sind die Hütten klein und unansehnlich. Die Verhaue von Dorngesträuch, die auch hier das Lager umgeben, bringen unter Umständen mehr Gefahr als Nutzen, da sie leicht in Brand gesteckt werden können. In ihrem Leben sind sie den Massai ähnlich, doch wohnen verheirathete und unverheirathete Leute in demselben Kraal neben einander, und zwar in beständiger Angst, von den Massai erdrückt zu werden. Ihre Aecker bestehen aus dem fruchtbarsten Boden, der vom Gebirge heruntergewaschen und über eine ziemlich gleichmäßige Ebene im Süden des Landes ausgebreitet worden ist; derselbe wird jedoch infolge der großen Trockenheit der Luft und der sehr geringen Regenmenge hart und unfruchtbar. Diesem Uebelstande zu begegnen, haben sie ein ganz ausgezeichnetes Bewässerungssystem eingeführt, wodurch ihnen die Möglichkeit geboten ist, Hirse und Melonen zu pflanzen. Hierdurch und durch den Ertrag der Jagd und der Fischerei sind sie im Stande, ihren Bedürfnissen zu genügen, im Nothfall essen sie übrigens auch Ratten.

Ebenso wie dieser Stamm sind auch die **Wandjems** ganz besonders ehrlich; einer der bemerkenswerthesten Züge bei ihnen ist die Vertraulichkeit, mit der Frauen und Mädchen sich Thomson näherten; sie waren in seiner Hütte wie zu Hause und untersuchten Alles, ungeniert setzten sie sich auf seine Knie und zwangen ihn, sein sehr bewundertes Kunststück, das Ausziehen und Einsetzen seiner Zähne, zu wiederholen. Ein ähnliches Experiment, mit welchem Martin sich Lorbeeren erwerben wollte, mißglückte und wäre ihm beinahe schlecht bekommen; er hatte nämlich erzählt, man könne ihm einen Finger abschneiden, er sei dann im Stande, denselben wieder anzusetzen. Er hielt dabei einen Finger in die Höhe, doch ehe er sich dessen versah, war derselbe durch einen kräftigen Schnitt beinahe abgetrennt. Auch der Spiegel, dessen Zweck sie bald erfaßten, war den Schönen des Landes eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens; sie fingen bald an, von demselben Gebrauch zu machen, um zu sehen, ob ihre Schmucksachen richtig saßen. Die Photographien europäischer Damen besahen sie mit großem Vergnügen, sie glaubten fest, daß es lebende Wesen seien; Thomson erklärte ihnen jedoch, daß dieselben schliefen oder ausgegangen seien, und diese Erklärung befriedigte sie vollständig.



Töchter des Häuptlings von Massala.

Eine eigenthümliche Erscheinung hat Thomson bei verschiedenen Stämmen gefunden: die Leichtigkeit, mit welcher die Bergbewohner sich selbst auf sehr große Abstände einander verständlich machen können. Einmal sah er einen Mann quer über ein tief eingeschnittenes Thal einem anderen zurufen, der kaum noch zu erkennen war, und doch erhob er seine Stimme durchaus nicht; die Antwort konnte Thomson mit vollkommener Deutlichkeit verstehen.

Die **Wakawirondo** am Victoria-Njanza stechen äußerlich sehr von den Massai ab; sie sind, wie es scheint, mit den Negern verwandt. Ihr Gebiet liegt nicht, wie es die früheren Karten angeben, an der Ostseite des Sees, sondern an der nordöstlichen Ecke desselben; dasselbe dehnt sich ungefähr 30′ nördlich und ebenso viel südlich vom Aequator aus und bedeckt noch einen beträchtlichen Theil des Gebietes, der auf der Stanley'schen Karte als zum See gehörig dargestellt wird. Von allen den Stämmen, die Thomson besucht hat, nannte er sie den gesittetsten, trotzdem sie so wenig Kleider tragen. Sie betrieben an einer Stelle regelmäßigen Bergbau, dessen Produkte in Schmelzwerken verarbeitet wurden; täglich wurden 15 bis 20 Pfund Eisen gewonnen. Das Material wissen sie in sehr geschickter Weise zu verarbeiten und sie verstehen es sogar, viereckigen Eisendraht zu verfertigen, der ähnlich wie bei den Massai zum Schmuck verwendet wird. Trotz anfänglichen Widerstandes kam man mit ihnen auf guten Fuß; Tanzfeste wurden gegeben und die Schönen in die Geheimnisse eines europäischen Walzers eingeweiht; ein kleiner Diebstahl, dessen Objekt durch Gewalt zurückerobert wurde, konnte das Vergnügen nur vorübergehend stören;

im Gegentheil waren die Eingeborenen später so zutraulich, daß sie sich sogar photographiren ließen; eine Probe davon zeigt unser zweites Bild.

Daß Thomson ein großer Jäger ist, haben wir bereits aus dem Berichte über seine erste Expedition vernommen; übrigens war es auch die Nothwendigkeit, welche ihn anhaltend zwang, zur Büchse zu greifen. Denn nur das große Wild verfolgte er, Geflügel und niederes Wild blieben unbeachtet und werden nur so nebenher erwähnt, aber Zebra, Büffel, Rhinoceros, Elefant und Nilpferd fielen seinem Geschoß zum Opfer, meistens um ihm den Braten zu liefern, dessen er und seine Leute so dringend bedurften. Daß die Sache nicht immer gefahrlos war, ist leicht erklärlich. Bald war er in Gefahr, von einem Rhinoceros todt getreten, oder von einem Löwen angegriffen zu werden; dann wieder hatte er sich verirrt in der gefährlichen Einsamkeit und nichts deutete ihm die Richtung an, in welcher er seine Gefährten zu suchen hatte; doch ging er unverzagt auf die Jagd, wenn auch manchmal seine Hand vom Fieber zitterte und der sonst so sichere Schütze sein Ziel fehlte. Am schlimmsten spielte ihm ein wilder Stier mit, der ihn über sich wegschleuderte; von den Folgen der Begegnung haben wir oben schon gesprochen. Aber sonst hat auch bei dieser Expedition das unwandelbare Glück, welches Thomson auf seiner ersten Reise zur Seite stand, ihn nicht verlassen.

Das südwestliche Turkmenien, das Land der Saryken und Saloren [1]).

Chr. H. Der durch seine Reisen im Lande der Turkmenen bekannte Ingenieur Lessar hat in der December-Sitzung des vorigen Jahres der Kaiserl. Russ. Geographischen Gesellschaft ein Memoir über das südwestliche Turkmenien verlesen, dem wir Folgendes entnehmen.

I.

Lessar, der schon in den Jahren 1882 und 1883 zu verschiedenen Malen das von Turkmenen bewohnte Gebiet besuchte (s. „Globus" Bd. 43, S. 101, 123 und 136), hatte damals keine Möglichkeit gehabt, den Landstrich südlich von Merw, das Thal des Murghab, kennen zu lernen. Erst die Unterwerfung der Turkmenen von Merw unter das russische Scepter, wodurch die Saryk-Turkmenen unmittelbare Nachbarn der Russen wurden, gestattete es, ohne Gefahr ins Murghab-Thal zu gelangen. In dem oben genannten Vortrage giebt Lessar nun als Einleitung zuerst eine kurze Schilderung der Vorgänge bei der Besetzung Merws durch die Russen und dann weiter eine Beschreibung seiner damals unmittelbar nach der Besetzung Merws ausgeführten Reise von Merw über Jolatan nach Pende [2]) und zurück. Einiges aus dieser Reiseschilderung mag hier mitgetheilt werden.

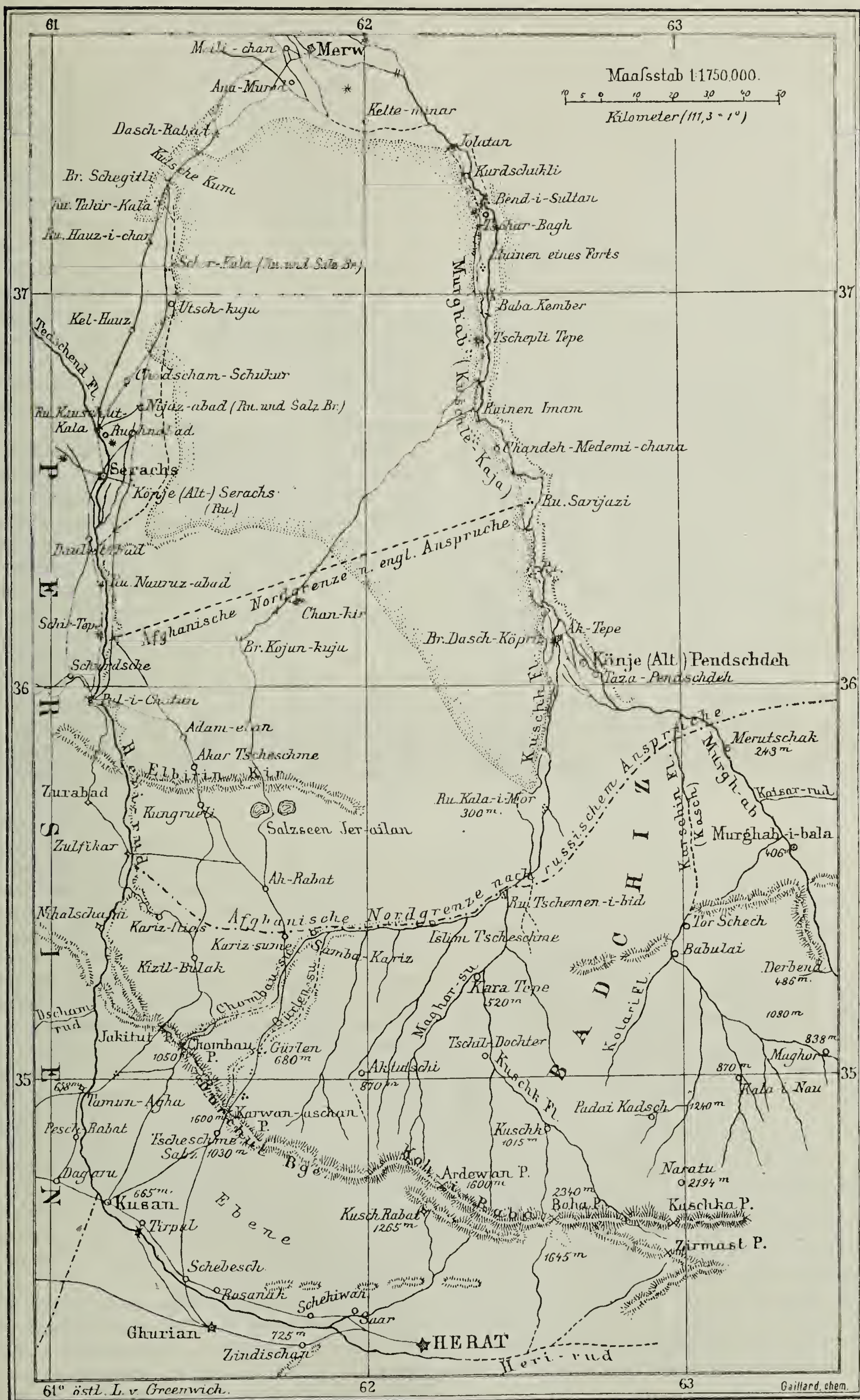
Nachdem am 3. (15.) März 1884 das russische Detachement am linken Ufer des Murghab gegenüber der Teke-Festung Koushut-chan-Kala in der Oase Merw ein Lager aufgeschlagen, machte sich Lessar sofort am anderen Tage auf den Weg. Mit ihm ritten fünf Turkmenen, welche ihn bereits früher begleitet hatten, ein Dolmetscher Chatym und ein Merwer Kary-Jagdy, ein vortrefflicher Kenner aller Steppenwege. Der Weg bis zur Oase Jolatan bietet nichts Bemerkenswerthes. Die Befestigung dieses Namens liegt auf einer Anhöhe des linken Murghab-Ufers; die Einwohner, geführt von einem ihrer Aeltesten, Sary-chan, kamen dem Reisenden entgegen, um ihn unter offenkundigen Freudenbezeugungen zur Festung zu geleiten. Jetzt wurde mit Sary-chan über die Weiterreise nach Pendschdeh verhandelt: man bot dem Reisenden ein Geleit von 12 Reitern an; er schlug es aus und wünschte nur zwei oder drei mit den Wegen der Steppe bekannte Leute bei sich zu haben. Das erschien den Einwohnern von Jolatan zu wenig — endlich gab Lessar nach, daß ihn sechs Saryk-Reiter, darunter zwei erfahrene Steppenführer, begleiten durften. Ehe er Jolatan verließ, sah er sich die Ansiedelung an und besuchte, einer Einladung folgend, die Läden der hier wohnenden Juden. Die Juden haben hier etwa 15 oder 16 stets offene Läden; die Turkmenenhändler dagegen schlagen ihre Läden nur an den Markttagen auf. Um den Reisenden zu begrüßen, versammelten sich alle angesehenen Juden; ihr semitischer Typus hat sich in seiner ganzen Reinheit erhalten. Sie äußerten ihre unverhohlene Freude über die Ankunft der Russen: freilich verfolge man sie nicht wegen ihrer Religion, man fordere auch nicht ihren Uebertritt zum Islam, aber sobald sie nur einen gewissen Wohlstand erreicht hätten, so würden sie unbedingt ausgeplündert, wie es ihnen noch vor Kurzem widerfahren sei. Würden ihnen die Russen helfen? Lessar erwiderte, über das Geschehene könne nicht mehr abgerechnet werden; neue Gesetze und die Macht der Russen seien aber Bürgschaft für eine gesicherte Zukunft. Die jüdischen Kaufleute waren in Buchara, in Samarkand, in Indien gewesen; sie sind in Herat erzogen, woselbst zwei jüdische Schulen existiren; von Europa haben sie eine richtigere Vorstellung als die Turkmenen, wissen etwas von ihren Glaubensgenossen, kennen Rothschild und äußerten, er leihe selbst dem Kalifen Geld. Beim Abschiede theilte ein alter Jude den Reisenden mit, daß schon gestern ein Reiter nach Pendschdeh abgefertigt sei, um daselbst die bevorstehende Ankunft Lessar's zu melden. — Am Abend des 7. (19.) März verfaßten die Turkmenen-Chane eine Bittschrift, die Einwohner von Jolatan in die russische Unterthanschaft aufzunehmen; am andern Morgen sollten die Abgesandten damit ins russische Lager nach Merw reiten.

Am 8. (20.) März, Morgens 9 Uhr, verließ Lessar seine Gastfreunde, nachdem er Sary-chan 50 Kran (ca. 30 Mark) geschenkt hatte, und setzte seinen Ritt nach Kurdschukli fort, woselbst genächtigt wurde. Als er von hier einen Ausflug in der Nähe machte, um die Ruinen eines Dammes zu besichtigen, und sich dabei von zwei Teke und zwei Saryken begleiten ließ, so wollten durchaus alle Teke ihn begleiten, weil sie nicht allein mit den Saryken zurückbleiben wollten; so wenig trauten sie diesen. Lessar aber ließ sie

---

[1]) Nach dem Russischen P. M. Lessar's in den „Nachrichten der Kaiserl. Russ. Geograph. Gesellschaft" 1885, 1. Lieferung, S. 1—80.

[2]) Lessar und nach ihm alle russischen Zeitungen schreiben Pende und nicht Pendsch-deh (oder nach englischer Orthographie Penjde), wie die deutschen Blätter. Letzteres ist etymologisch das bessere; der Name bedeutet „die fünf Dörfer".



Das südwestliche Turkmenien.
(Nach P. M. Lessar und den Aufnahmen der englischen Grenzkommission.)

zurück, gerade, um den Saryken keine Gelegenheit zum Mißtrauen zu geben.

Der Weg ist verhältnißmäßig gut; er zieht sich bald näher, bald weiter vom Flusse entfernt hin. An einer Stelle, Imam genannt, befindet sich ein weit ausgedehnter Begräbnißplatz; daneben die Grabmäler zweier Heiligen mit persischen Inschriften, außerdem Gräber vieler Leute, welche bei Raubzügen umgekommen sind. In früherer Zeit galt der Weg von Merw nach Pendschdeh für den allergefährlichsten der Steppe, und man kann kaum eine Werst weit reiten, ohne auf ein oder zwei Gräber zu stoßen. Stöcke mit daran hängenden Lappen weisen darauf hin, daß hier die Opfer eines Raubzuges (Alaman) liegen, größtentheils Hirten und Kaufleute. Viele Ruinen und Trümmerhaufen lassen schließen, daß die Gegend einst belebter war als jetzt, und man darf erwarten, daß nun nach Wiederherstellung der Ruhe die Straße hier wieder belebter werde, weil die Ufer des Murghab geeigneter zur Ansiedelung sind, als die des Heri-Rud.

In der Nähe von Imam kamen den Reisenden sieben Saryk-Reiter entgegen, welche offenbar von einem Raubzuge (Alaman) heimkehrten; ihr Anführer hieß Ana-nefes vom Stamme Mdschend; ihnen folgten etwa 30 Leute anderer Stämme. Sie gaben vor, nach Seïstan gezogen zu sein und erzählten, der Raubzug sei nicht von Erfolg begleitet gewesen: die Perser waren vorbereitet und die Räuber mußten unverrichteter Sache umkehren. In Pendschdeh hatten sie die Besetzung Merws vernommen und darauf beschlossen, aus einander zu gehen und nach Haus zu ziehen; Ana-nefes mit den übrigen Reitern seien bei der Fuhrt Jungenli zurückgeblieben. Die Teke-Begleiter Lessar's wurden dadurch beunruhigt; sie trauten nicht einmal den mit ihnen ziehenden Saryken und hielten die Nachbarschaft einer Räuberbande von Saryken für äußerst gefährlich. Die Verhandlungen wurden mit großer Vorsicht gepflogen, und die Teke riethen, auf dem Marsche stets bei einander zu bleiben. Doch nicht allein die Teke zeigten Furcht; einige Hirten, welche die Lessar'sche Reiterschar erblickten, ergriffen sofort die Flucht und konnten nur mit Mühe beruhigt werden; sie hatten geglaubt, Räuber aus Merw vor sich zu sehen. Zur Nacht blieben die Teke nicht an der Straße, sondern wählten einen offenen Platz seitlich an derselben zum Nachtlager, um den Blick allseitig frei zu haben; drei Leute wachten abwechselnd die ganze Nacht hindurch. Die Saryken schliefen gleichfalls nicht, weil sie Ana-nefes in der Nähe wußten; andererseits waren sie in Unruhe wegen Lessar's: sie hatten ihn beredet, nach Pendschdeh zu reiten und waren doch nicht sicher, wie man ihn daselbst empfangen würde. Die ganze Nacht hindurch beriethen sie sich; endlich bei Tagesanbruch ritt einer der Saryken, Seis-batyr, welcher in Pendschdeh ansässig war, voraus, um den Empfang vorzubereiten, und bat Lessar, nicht eher über Jungenli hinaus zu gehen, bevor er ihm nicht mit den Chanen von Pendschdeh entgegen käme. Lessar selbst war dagegen in Betreff des Empfanges in Pendschdeh vollkommen beruhigt: die Besetzung Merws hatte einen tiefen Eindruck auf die Steppenbewohner gemacht, das wußte er; solche Begebenheiten verursachen länger oder kürzer anhaltende Furcht und Unentschlossenheit, und unterdeß kann Jedermann ungefährdet sich hinwenden, wohin es ihm beliebt.

Vor Pendschdeh erfuhr Lessar, daß die Saryken in Betreff des nicht gelungenen Raubzuges gelogen hatten; die Räuber hatten ein Grenzdorf überfallen, 12 Perser gefangen genommen und sofort an die Gersek-Turkmenen verkauft. Die letzteren genießen sogar unter den Saryken keines guten Rufes und werden von allen übrigen Stämmen für ausgemachte Diebe gehalten.

Kurz bevor der Fluß Kuschk in den Murghab mündet, überschreitet die Straße den Murghab mittels einer aus alter Zeit stammenden Brücke, genannt Dasch-Köpri; nahe dabei ist zwischen Murghab und Kuschk ein Hügel, Ak-tepe mit Namen. Bald nachdem Lessar mit seiner Schar die Brücke passirt, kamen ihnen die Stammältesten von Pendschdeh entgegen, offenbar reiche, sauber gekleidete Leute auf guten Pferden. — Lessar wurde zunächst von einem der Stammältesten in ein noch ganz neues mit guten Teppichen versehenes Zelt geführt; dann machten sich die Turkmenen sofort daran, einen Holzhaufen anzuzünden, denn so groß auch die Hitze sein mag, das Anzünden eines Feuers gehört einmal zum ehrenvollen Empfange eines Gastes. Der Wirth war nicht unzufrieden, als Lessar sich das Anzünden verbat: das Holz ist nämlich dort sehr theuer und muß von Kala-i Mor und Tschemen-i-bid (am Kuschk-Flusse) her geholt werden.

Man gönnte dem Reisenden nur kurze Zeit zur Erholung; dann begannen die Besuche und Gespräche. Es war interessant, diesen Räubern zuzuhören; nach ihren eigenen Berichten hatten sie niemals andere Leute überfallen, im Gegentheil, sie hatten allerlei zu erdulden gehabt; sie fanden es daher gerechtfertigt, daß der „Weiße Zar" sie beschützen werde und daß, nachdem Merw den Turkmenen abgenommen sei, es nun ihnen, den Saryken, zurückgegeben werde, deren Väter einst jenes Land besessen hätten; dabei hofften sie aber ihre Selbständigkeit sich bewahren zu können, d. h. ihre Nachbarn nach Herzenslust berauben zu dürfen. Lessar antwortete ihnen unter anderem: die Russen wünschten Ruhe und Frieden; die Saryken könnten thun, was sie wollten, unabhängig bleiben oder nicht, doch möchten sie dessen eingedenk sein, daß, wer sich einfallen ließe, zu rauben, strenge bestraft werden würde.

Am anderen Morgen, 12. (24.) März wurden die Besuche fortgesetzt; dann besichtigte Lessar die Ansiedelung der Saryken. Befestigungen sind keine vorhanden, die alten bei Könje (Alt-) Pendschdeh und bei Taza Pendschdeh liegen jetzt in Trümmern. Gelegentlich werden in den Ruinen goldene Münzen gefunden. Als Lessar in Begleitung eines Teke und eines Saryken Pata-Serdar durch die Oase ritt, wurde er überall freundlich empfangen, nur die turkmenische Neugier fiel ihm oft lästig. Aus Jolatan waren Abgesandte nach Pendschdeh gekommen, zugleich war eine Waaren-Karawane eingetroffen: das Kameel an der Spitze derselben trug eine große Glocke und verkündigte schon von weitem die Ankunft der Karawane; die Leute versicherten, daß bisher erst in Dasch-Köpri die Glocke angehängt worden sei; jetzt, seit die Russen Frieden gemacht, töne die Glocke auf der ganzen Strecke von Jolatan ab. Die Saryken wünschten, Lessar sollte längere Zeit in Pendschdeh verweilen, sie wollten eingehend mit ihm verhandeln; er entgegnete aber, zu Verhandlungen sei er nicht bevollmächtigt; wer das wolle, solle nach Aschabad gehen.

Am 13. (25.) März verließ er Pendschdeh und betrat nach kurzem Marsche das Thal des Flusses Kuschk, das auf beiden Seiten von Hügeln begrenzt wird. Der Hügel wegen ist die Bewässerung der Aecker schwierig. Am anderen Tage überschritt er den Kuschk und wandte sich nach Südwesten, einem Nebenfluß des Kuschk, dem Egri-gök folgend, um dann gerade nach Westen auf Ak-Rabat loszugehen, woselbst er bereits im August 1882 gewesen war. Dort wurde das Nachtlager aufgeschlagen. Ak-Rabat liegt in Trümmern; die noch hier und da stehen-

den Mauern sind mit turkmenischen wie mit persischen Aufschriften bedeckt; die Asiaten haben dieselbe Leidenschaft, sich zu „verewigen", wie die Europäer. Außer Lessar hat noch kein Europäer diesen Ort besucht.

Von Ak-Rabat wandte sich Lessar direkt nach Norden; der Weg geht gerade zwischen zwei hier befindlichen Salzseen Jer-ailan oder Dus (Salz) genannt, hindurch, überschreitet einen Bergrücken Elbirin-Kir und tritt dann in eine weite gut bewachsene Ebene bis zu den Brunnen Kojun-kuju. Von hier geht der Weg 95 Werst (Kilom.) durch die Steppe nach Nordwesten direkt zum Murghab zu den Ruinen von Imam. Am 19./31. März erreichte Lessar die Ansiedelung Jolatan wieder, verließ den Ort am 23. März und traf am selben Abend in der russischen Befestigung ein, welche während seiner Abwesenheit bei Konschut-chan-Kala (Merw) angelegt worden war.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Dr. Wilhelm Radloff hat sein neuestes Werk „Aus Sibirien" (2 Bde. Leipzig, T. O. Weigel, 1884), aus welchem der „Globus" bereits auf S. 301 f. dieses Bandes eine Probe brachte, auf dem Titel als „Lose Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Linguisten" bezeichnet. Es ist aber vielmehr die in vollendete Form gebrachte reife Frucht zehnjähriger Reisen und noch längerer Studien, als Tagebuchnotizen, obwohl auch Reiseschilderungen aus dem Altai und der östlichen Kirgisensteppe, von der chinesischen Grenze und der westlichen Mongolei u. s. w. nicht fehlen. Den Haupttheil des ersten Bandes bildet eine ganz vorzügliche ethnographische Schilderung namentlich der Kasak- und Kara-Kirgisen, sowie der östlichen nicht mohammedanischen Türkstämme Westsibiriens — eine hoch interessante Schilderung auch des geistigen Lebens, wie sie eben nur ein mit der Sprache des Volkes Vertrauter zu schreiben im Stande ist. Als Einleitung dazu dient eine Geschichte der Bevölkerung Südsibiriens und der Dsungarei von den ältesten chinesischen Quellen an bis herab auf die russischen Eroberungen und die Jetztzeit, wodurch die heutigen Verhältnisse erst in das richtige Licht gerückt werden. Die Bevölkerung des Altai hält Radloff (S. 285, 371) für verloren; sie muß im stillen Kampfe gegen die vordringenden Russen unterliegen. „Zuerst sinkt ihr Reichthum und ihre sociale Stellung; aus Fürsten werden Dorfälteste, aus reichen Herdenbesitzern wurzelnagende Bettler. Durch die verschlechterte Nahrung wird die Rasse schwächer und stirbt zuletzt allmählich aus. Es mag den Philanthropen schmerzen und jeden guten Menschen betrüben, wenn er die Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten der stärkeren Rasse beobachtet; sie entsprechen aber den Gesetzen der Natur, und aufrichtig muß man bekennen: die herrlichen Altaithäler sind viel zu gut für die Nomaden, die den Reichthum des Landes nicht zu heben wissen." Mit den Steppen ist es anders; ein großer Theil derselben kann, seinen natürlichen Bedingungen gemäß, nur von Nomaden bewohnt werden, und es würde ein unbedingter Rückschritt, eine Entvölkerung eintreten, wenn man die Nomaden in Ansiedler verwandeln wollte. In dieser Hinsicht aber geht die chinesische Regierung, welche den Steppenbewohnern ihre hergebrachten Zustände durchaus beläßt, entschieden richtiger zu Werke als die russische, welche in ihren humanistischen Bestrebungen durch Einengung der den Nomaden nöthigen Freiheit ihrem Wohlstande mehr Schaden als Nutzen gebracht hat.

Der zweite Band wird mit einem Aufsatze „Das Schamanenthum und sein Kultus" eröffnet, der dieses Thema von einer ganz neuen Seite und tiefer auffaßt, als die bisherigen Berichterstatter. Radloff sieht in den Schamanen nicht Betrüger, wie so viele vor ihm, sondern die Träger der ethischen Idee ihres Volkes; „in ihren Gebeten spiegelt sich dieselbe Furcht vor den bösen Mächten ab, dieselbe Hoffnung auf Hilfe der Gottheit des Lichtes, die das Volk bewegt, und zwar in derselben materiellen, wenn ich so sagen darf, ungeistigen Weise. In den Handlungen der Schamanen sind Wahrheit und Dichtung eng gepaart und untrennbar zu einem Ganzen verschmolzen, ebenso wie bei vielen Priestern anderer Religionen. Innerlich ist der Schamane gewiß von der Wahrheit seiner Darstellung überzeugt, er geräth gewiß in wahre Verzückung, und dem Wahnsinn nahe Hallucinationen mögen ihn häufig in einen Zustand vollkommener Bewußtlosigkeit versetzen ...... Daß das Schamanenthum niedriger steht als die es umgebenden und gleichsam einengenden großen drei Religionsgemeinschaften, das Christenthum, der Mohammedanismus und der Buddhismus, dagegen wird Niemand streiten; daß es aber auch gewisse ethische Bestrebungen fördert und enthält, ist nicht weniger wahr."

Dann folgt ein langer Aufsatz mit vielen Abbildungen über „Sibirische Alterthümer", welche Radloff durch eigene Ausgrabungen gründlich kennen lernte, und welche er drei verschiedenen Perioden, einer Bronze- und Kupfer-, einer älteren und einer jüngeren Eisenzeit zuschreibt. Für das Volk der Bronzeperiode hält er die Bilä oder Gelotschi, die zu dem rings um den Altai sitzenden Volke der Jenisseier gehörten, und deren Nachkommen noch bis ins 17. Jahrhundert sich mit Metallarbeiten beschäftigten; ihre jetzt sehr zusammengeschmolzenen Reste heißen Kusnetzi, Schmiedetataren. Ein Theil dieser friedfertigen, ansässigen und gewerbetreibenden Jenisseier, die ihre eigene, nicht zum uralaltaischen Stamme gehörige Sprache redeten, wurde wahrscheinlich durch die Ugro-Samojeden noch vor Beginn unserer Zeitrechnung vernichtet, die westlichen Jenisseier aber einige Zeit später, sicher aber vor dem 6. Jahrhundert von Türkstämmen unterjocht und von denselben absorbirt. Zu den Türken gehört dann auch das Volk der älteren Eisenzeit (II, 132).

Von den letzten drei Abhandlungen dieses Bandes „Streifzüge zur chinesischen Grenze und in die westliche Mongolei und die dortigen Handelsbeziehungen zwischen Mongolen und Russen", „Das Ili-Thal" und „Das mittlere Serasschan-Thal" kann man nur bedauern, daß sie erst jetzt veröffentlicht worden sind, anstatt vor 15 oder 20 Jahren. Referent weiß nichts zu nennen, was das Verhältniß Rußlands zu China und den türkischen Chanaten dem Verständnisse näher brächte, als diese vortrefflichen Aufzeichnungen Radloff's. Wahrhafte Muster von Völkerschilderungen sind die Abschnitte über die buntscheckige Bevölkerung des kürzlich wieder an China abgetretenen Ili-Thales im Jahre 1862, namentlich der tatarischen Ackerbauer oder Tarantschi (S. 331 bis 346), denen er Gutmüthigkeit, Treuherzigkeit und Arbeitsamkeit nachrühmt, und der ganz herabgekommenen und seitdem vernichteten Mandschu (S. 359 ff.) und über die fanatischen Bewohner Samarkands. Wir schließen diese

Anzeige des bedeutenden Werkes, dessen reichen Inhalt wir kaum anzudeuten vermögen, mit folgender Entlehnung (II, 237), die manches bisher Unverständliche erklärt. „Dem unparteiischen Beobachter ist die Gleichgültigkeit, mit der die russischen Machthaber an der Grenze auf diese Störung (sc. der russischen Handelsbeziehungen mit Westchina durch den Aufstand der Mohammedaner) blickten, vollkommen unverständlich. Ruhig ließen sie zu, daß sich an Stelle der für unsere Grenzruhe so vortheilhaften chinesischen Macht hier an dieser Grenze ein uns in jeder Beziehung feindlich gesinntes mohammedanisches Reich bildete, dessen Streben von Anfang an darauf gerichtet war, die mohammedanischen Nachbarn auf russischem Gebiete an sich zu ziehen. Gleichgültig blickte man zu, wie durch den Fanatismus ein reiches Land vernichtet wurde, das uns ein so vortheilhaftes Handelsfeld darbot. Wie voraus zu sehen war, zwang die feindliche Strömung in dem Mohammedaner-Reiche von Kuldscha zuletzt doch die russische Regierung, das Land zeitweise zu besetzen; aber in weiser Vorsicht hat die Regierung ihren früheren Fehler eingesehen und das Ili-Thal den Chinesen zurückgegeben. Die einzigen für Rußland vortheilhaften Nachbarn in Asien sind seit altersher die Chinesen.“ Und in Bezug auf die jetzt brennende Tagesfrage äußert Radloff (II, S. 486): „Dankbar müßte die civilisirte Welt der russischen Krone sein, daß sie jene Ursitze des Fanatismus und Despotismus (die türkischen Chanate) in Schranken hält. Es könnte für England nur von Nutzen sein, wenn Rußland einst sein Nachbar in Afghanistan würde.“

— Von dem Asien-Reisenden Oberst Prschewalski ist aus Osch unterm 18. April folgende Meldung eingetroffen: „Lob-Nor, den 15. März. Während des letztverflossenen Herbstes und Winters haben wir den Weg von Ost-Zaidam zum Lob-Nor zurückgelegt. Der unbekannte centrale Kuen-Lün ist genügend erforscht und der alte Weg aus Chotan nach China aufgefunden und weiter verfolgt worden. Neu entdeckt sind drei mächtige, in ewigem Schnee liegende Gebirgszüge; benannt haben wir den einen „Moskowski“, den anderen „Columbus“-Gebirgszug und den dritten „Sagadotschny“ (Räthselhafter). Der höchste Punkt des ersten ist der Berg „Kreml“, des zweiten „Dshinri“ und des dritten „Schapka Monomacha“ (Monomach's Mütze). Sie liegen mehr als 20 000 Fuß über dem Meeresspiegel. Das an den centralen Kuen-Lün grenzende Tibet-Plateau hat über 4000 Fuß absoluter Höhe. Bewohner trafen wir nur in Süd-Zaidam. Weiterhin westwärts ist die Wüste äußerst arm in ihrer Fauna und Flora. Im December überschritten die Fröste hier den Gefrierpunkt des Quecksilbers. Den Februar und die erste Hälfte des Märzmonats haben wir in Lob-Nor zugebracht. Dieser Tage brechen wir über Tschertschen nach Keria (in Chotan, Ostturkestan) auf. Von dort gedenken wir uns für die drei Sommermonate ins Gebirge von Nord-Tibet zu begeben, wofern uns die Chinesen nicht daran hindern. Zum Herbst geht's dann nach Russisch-Turkestan. Alles ist wohl und wir Alle gesund.“

Australien.

— Wie man aus dem nördlichen Queensland berichtet, existirt in einem dortigen Flusse, genannt Saltwater-Creek, in 18° 59′ südl. Br. und 146° 18′ östlich von Gr. ein kleiner, mit feinen stachelschweinartigen Kielen bedeckter Fisch, welcher sich immer auf dem Grunde des Wassers aufhält. Die leiseste Berührung mit demselben verursacht stundenlang die entsetzlichsten Schmerzen. Der von dem Stiche Betroffene wird sofort wie machtlos und öfters fast wahnsinnig. Das Baden in diesem Flusse ist daher sehr gefährlich.

— Die große Dürre, von welcher Australien im vorigen Jahre zu leiden hatte, hat zu sehr bedeutenden Verlusten in dem dortigen Viehstapel geführt. Aus Neu-Süd-Wales wird darüber berichtet, daß diese Kolonie am 1. Januar 1885 an Pferden 316 915 gegen 326 964, an Rindern 1 408 353 gegen 1 640 753 und an Schafen 31 517 984 gegen 37 334 425 am 1. Januar 1884 besaß. Dieser große Verlust an Vieh während des Jahres 1885 repräsentirt einen Werth von 4 242 791 Pfd. Sterling.

— Wie der „Sydney Mornings Herald“ berichtet, halten sich die um Mount Koscinsko, in Neu-Süd-Wales in 36° 24′ südl. Br. und 148° 8′ östlich von Gr. wohnenden Eingeborenen alljährlich während des Sommers einige Wochen lang auf der Höhe dieses Berges, welchen sie Targan-gil nennen, auf und leben dort dann ausschließlich von einer großen Motte, genannt Cogong. Zur Abendzeit zünden sie ein Feuer an: die Motten, durch das Licht angezogen, kommen aus den Felsen hervor, versengen sich die Flügel und werden so eine leichte Beute der Eingeborenen, welche sie sofort verschlingen.

Nordamerika.

— Packard veröffentlicht im „American Naturalist“ Berichte über eine Sammelreise nach dem südlichen Labrador, die heute noch von Interesse sind, obwohl die Reise schon 1860 stattfand. Er nennt Labrador ein unfertiges Land, das sich heute noch in dem Zustande befindet, welchen Neu-England kurz nach dem Ende der Eiszeit zeigte; die Flüsse bestehen noch aus Reihen von Seen, es sind noch keine Terrassen gebildet und die rauhen Felsen noch nicht durch Anschwemmungen verdeckt. Das Haupthinderniß für die Erforschung des Inneren bildet die Unmasse von Stechfliegen, vor denen man sich nicht schützen kann und vor denen selbst die neufundländer Hunde heulend ins Wasser entwichen und sich dort so niederlegten, daß nur noch die Nase heraussah. Die wenigen Ansiedler suchen im Sommer vor ihnen Schutz auf vorspringenden zugigen Landzungen. Es ist faktisch dieses Insekt, welches die Ansiedelung an günstigen Stellen im Inneren unmöglich macht.

— Die Ausfuhr des Deutschen Reiches nach den Vereinigten Staaten im Jahre 1884 war im Ganzen befriedigend und überstieg die von 1883 um 8 Millionen Mark, diejenige von 1881 um etwa 41½ Mill. Mk. Die wichtigsten Artikel waren Photographie-Albums (aus Berlin allein für 2½ Mill. Mk.), Bücher und Musikalien (2 Mill.), Cigarren und Cigaretten (1 Mill.), Düngesalz (5 Mill.), Handschuhe (14½ Mill.), Kleider (9 Mill.), leinene und halbleinene Waaren (4½ Mill.), Lumpen (6 Mill.), musikalische Instrumente (5 Mill.), Strumpfwaaren (18 Mill.), wollene und halbwollene Waaren (11 Mill.), Zucker (14 Mill.). Ein Zuwachs in der Ausfuhr fand statt in den Consularbezirken Berlin, Braunschweig, Chemnitz, Dresden, Hamburg und Leipzig, eine Abnahme dagegen in Annaberg, Bremen, Breslau und Stettin.

(„The Chamber of Commerce Journal.“)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVII. № 23.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

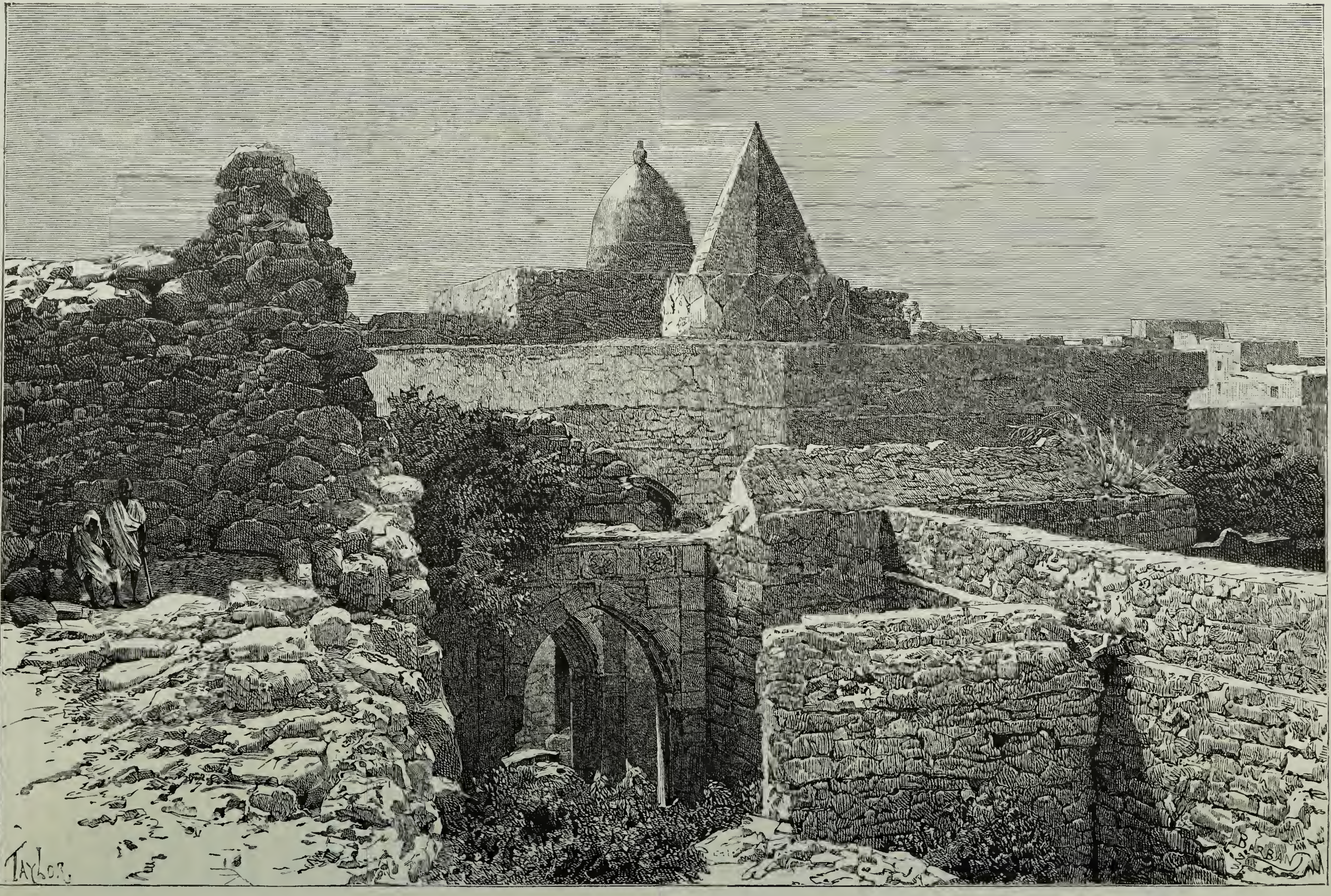
V.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

In Schingani sind der Thurm Abdul-Aziz und die bei demselben gelegenen Grabmäler jüngeren Datums die einzigen Reste der Vergangenheit; alles Uebrige hat der Sand zugedeckt, und dieser Proceß beginnt schon im Jahre 1378, wie arabische Geschichtsschreiber uns berichten. Hamarwin verdankt es wohl nur seiner höheren Lage, daß sich dort einige beachtenswerthe Gebäude, namentlich Moscheen, erhalten haben. Der Vermittelung Salem's und des Gouverneurs verdankte es Révoil, daß er dieselben ungehindert durch den Fanatismus der Metawa besuchen konnte, und durch gut angebrachte Geschenke erreichte er es auch, daß er Photographien und Abklatsche von einzelnen besonders interessanten Theilen der Bauwerke nehmen konnte.

Mogduschu wurde erst im Jahre 908 unserer Zeitrechnung gegründet, während schon 704 der erste Verkünder des Islam in diese Küstengegend gelangte. Damals herrschten dort die Perser. Im 12. und 13. Jahrhundert war die Küste besucht und bekannt genug, daß die orientalischen Geographen und Reisenden, wie Edrisi und Jakut, vom Webiflusse sprechen, den sie „Nil von Mogduschu" nennen. Als 1337 Ibn Batuta die Stadt besuchte, stand sie in ihrer größten Blüthe; damals war das Land noch im Besitze der Emozoïden, die 739 aus Arabien eingewandert waren, und der Mdofför, zu welchen noch vorübergehend die Adschuran, ein nomadisirender Stamm vom Dschub und oberen Webi, kamen. Aus jener Zeit stammt der noch an einzelnen Küstenpunkten in Kraft befindliche Gebrauch, bei Sonnenuntergang die Beduinen aus den Thoren zu treiben. Bald darauf kommen aus dem Inneren die Abgal, vielleicht ein Galla-Stamm, dem es schließlich gelang, sich an die Stelle der Mdofför zu setzen. Sultan dieser letzteren war damals Fachr-ed-Din, dessen Name auf die schon früher im Jahre 1269 erbaute Moschee El-Barani übergegangen ist. Endlich erschienen die Portugiesen auf dem Schauplatze und bemächtigten sich 1506 der Stadt Brawa; Mogduschu anzugreifen wagten sie aber nicht. Aus der Blüthezeit desselben, als es einen Flächenraum von fast 6 qkm bedeckte, haben sich auf den im Süden des heutigen Ortes gelegenen Höhen noch Reste von Mauern, Thürmen und Thoren erhalten; so oft Jemand Baumaterial braucht, schickt er seinen Sklaven mit einer Hacke dorthin, und derselbe ist sicher, überall bald auf sorgfältig getünchte und mit Verzierungen versehene Mauern, Reste einer höheren Civilisation, zu stoßen.

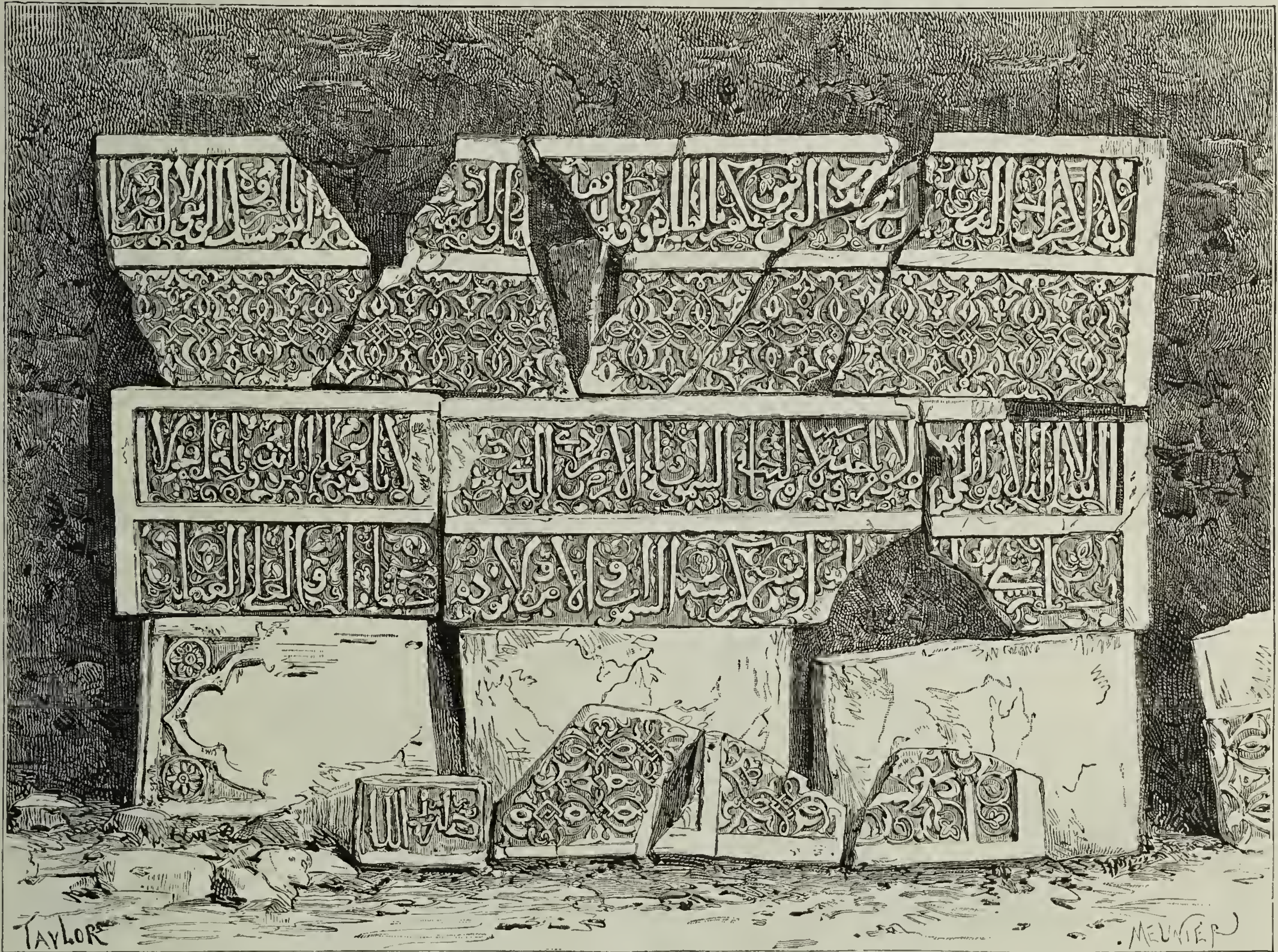
Die Moschee El-Barani, die dem Scheich Mumen, dem reichsten Somali von Hamarwin, gehörte, liegt dem jetzt vom Gouverneur des Sultans bewohnten Fort gegenüber, am Eingange zum Markte, dort, wo man von Hamarwin nach Schingani hinuntersteigt. Aber die Thore auf dieser Seite sind zugemauert worden, um das Gotteshaus ausschließlich den Bewohnern von Hamarwin zu reserviren. Regen und Wind haben rings um das Gebäude viel Schutt



Die Moschee Fachr ed-Din oder El-Barani.

und Staub aufgehäuft, und der Pfad, der in dasselbe hineinführt, ist mit Brombeer- und Dornsträuchern überwachsen; wenn die Verschüttung noch einige Jahre ungehindert fortdauert, so wird man die Moschee nur noch gebückt betreten können.

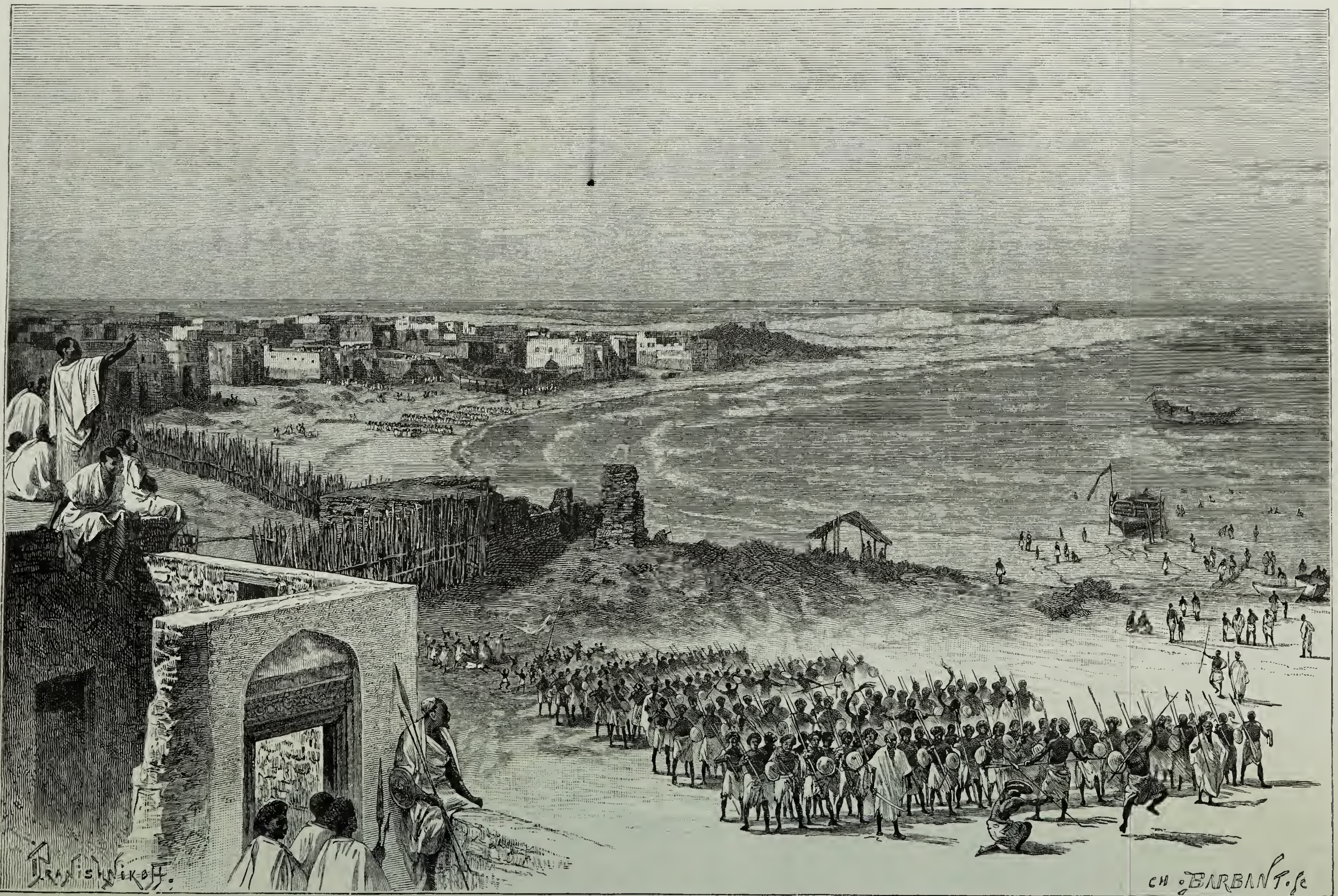
Von der äußeren Umfassungsmauer ist keine Spur mehr vorhanden. Durch das erste Thor betritt man einen Hof, wo sich zur Rechten ein ziemlich tiefer Brunnen und Tröge für die Abwaschungen befinden. Dann folgt eine Säulenhalle, wo in dem Augenblicke, als Révoil eintrat, einige Somali im Koran lasen; bei seinem Eintritte verhüllten sie ihr Antlitz, klappten die Bücher zu und zogen sich in einen Winkel zurück. Der Reisende aber wusch sich den Vorschriften des Koran gemäß sorgfältig die Füße und trat dann erst in die Halle ein, welche von fünf großen, auf rohen Pfeilern ruhenden Spitzbogen getragen wird. In der Mitte dieser Säulenhalle erhebt sich eine Art achteckiger Kuppel, die in eine achteckige Pyramide ausläuft. Rechts und links von der Eingangsthür der Moschee — in deren Giebelfeld einst eine Inschrift auf weißem Marmor angebracht war, die aber beim Bombardement der Stadt durch die Schiffe Seid Seid's, des Sultans von Zanzibar, durch eine verirrte Kugel zerstört worden ist — liegen zwei Seitenthüren, die in zwei andere Höfe führen. Der für das Gebet bestimmte Platz ist ein großer viereckiger Raum, über dessen Mitte sich eine von vier Pfeilern getragene Kuppel wölbt, welche diejenige der Säulenhalle um etwa 1 m überragt und von einer prächtigen Vase aus chinesischem



Stücke der Marmorbekleidung der Moschee El-Barani.

Porcellan gekrönt wird. Gegenüber der Eingangsthür liegt der Mehrab, vor welchem der Muezzin das Gebet spricht. Früher waren die hintere und die beiden Seitenwände mit persischen Inschriften, Koranversen und verschiedenen Ornamenten von bemerkenswerth feiner Ausführung in weißem Marmor bedeckt; doch haben sich davon nur die einrahmenden Gesimse erhalten, und außerdem im Mehrab selbst zwei merkwürdige kleine Kunstwerke. Das eine davon ist eine emaillirte Fayencetafel mit Goldgrund, auf welcher sich in erhabenen arabischen Lettern, die von blauen Streifen eingefaßt sind, außer zwei Koranversen, eine Grabschrift des Hadschi Mohammed ben Abdallah Barani befindet; durch dieselbe wird auch das Datum der Erbauung der Moschee auf das Jahr 667 der Flucht = 1269 unserer Zeitrechnung fixirt. Unter dieser Grabtafel befindet sich eine zweite aus weißem Marmor, welche eine hängende Vase und eine persische Inschrift, wiederum zwei Koranverse, aber keinen Namen zeigt. Ein in gleichem Stile gehaltener geschnitzter Holzrahmen faßt die beiden werthvollen Stücke ein.

Révoil ließ die Skulpturreste sammeln und reinigen und klatschte sie ab oder photographirte sie; ja es gelang ihm auch, ein solches Stück von einem Sklaven des Scheich Numen heimlich zu erwerben. Dagegen stieß er bei einem Sohne des Scheich auf heftigen Widerstand, indem derselbe ein Holzgerüst, das der Reisende hatte aufstellen lassen, umwarf und denselben zu erdolchen drohte, falls er noch einmal die Moschee betreten sollte. Der Scheich selbst



Der große Lab in Mogduschu.

suchte zu vermitteln; aber dienlicher als dies war das Vorgehen des Gouverneurs, welcher einen Hauptmann mit 40 Soldaten abschickte, damit Révoil unter deren Schutze seine Arbeiten vollenden könnte. Dadurch allein ließen sich der Sohn des Scheich und dessen Freunde einschüchtern. Aber die Erregung in der Stadt war doch so groß, daß der Reisende selbst es für besser hielt, einige Zeit hindurch keine Moschee zu betreten. Gleichzeitig begann aber auch das große Lab-Fest und zog in erwünschter Weise die Aufmerksamkeit der Leute von dem Treiben Révoil's ab.

Es ist bei den Benadir Gebrauch, während der Monsun am heftigsten weht, die Barken auf den Strand zu ziehen, sorgfältig zu untersuchen, abzukratzen, auszubessern und zu kalfatern. Zu dieser Arbeit, welche nur mit Hilfe von einfachen Stricken, Balken anstatt der Rollen u. dergl. ausgeführt wird, ist eine große Menge von Armen erforderlich. Jeder Rheder nimmt also der Reihe nach die Hilfe der Einwohnerschaft in Anspruch, und man benutzt diese Gelegenheit zur Veranstaltung öffentlicher Belustigungen. Am Morgen beflaggt der betreffende Eigenthümer der Barke sein Haus, und dann muß jeder kräftige Mann, wenn er nicht eine Geldstrafe zahlen will, zu den Waffen greifen. Ronden durchziehen die Straßen, um Arbeiter zusammenzubringen, und alles begiebt sich dann nach dem Strande und spannt sich vor das Seil. Während dessen tanzt und singt ein Chor von Abösch-Weibern zum Klange von Tambourins. Greise führen die Aufsicht, und das Ganze leitet ein Mann, der in dem schrecklichen Getöse Mühe hat sich verständlich zu machen. Während der kurzen Ruhepausen führen manche zur Erholung regellose Kapriolen aus. Wenn das Schiff sich vollständig auf dem Trockenen befindet, fällt ein Flintenschuß; alsdann greifen die Krieger wieder zu den Waffen und stellen sich, jeder Clan für sich, in zwei Gliedern auf. Herrscht gerade Frieden in Mogduschu, so betheiligen sich auch die Bewohner beider Quartiere an dem Lab. Die einzelnen Züge, welche nur ein Regiment bilden, steigen nun in guter Ordnung nach dem Strande hinab und theilen sich dann in zwei Haufen, um nach ihren betreffenden Quartieren zu ziehen, wobei sie den Kriegsgesang anstimmen und mit wiegendem Körper im taktmäßigen Schritte marschiren. Vor jedem Clan schreiten die Greise einher, ferner Tänzer, welche mit Lanze und Dolch Scheinkämpfe ausführen oder grüne Zweige mit Grazie schwingen. Namentlich fiel dem Reisenden ein Tänzer vom Clan Morscho aus Hamarwin auf, eine Art Herkules mit einem Stiernacken, der einen Ochsenschwanz schwang und mit der Anmuth eines Elefanten die erheiterndsten Drehungen ausführte. Kinder trugen die Flagge der Barke, dann folgten die Abösch-Weiber, welche die sonderbarsten Luftsprünge zum Besten gaben, und deren Hauptkunststück darin bestand, ganz plötzlich platt auf den Bauch zu fallen. Révoil sah dem Schauspiele von einem Dache aus nahe dem Thore von Harmarwin zu und benutzte die Gelegenheit, den vorübermarschirenden Zug mit einigen schnellen Schüssen aus seinen Graskarabinern zu begrüßen, deren Tragweite den Leuten mächtig imponirte.


Ilbi-Krieger mit dem Fodfode oder Kriegskopfputze.

Inzwischen kehrte Mahdi mit der Antwort Omar Jussuf's aus Gelidi zurück; dieselbe war voll schöner Versprechungen, darunter die, daß er dem Reisenden zwei Mitglieder seiner Familie als Führer bis Gananeh beigeben werde. Der Gouverneur aber und Salem waren durchaus nicht von dem Erfolge der Sendung befriedigt.

Die unruhigen Zustände in der Stadt dauerten indessen fort, und alle Augenblicke wurden die Häuser rasch geschlossen und griffen die Einwohner zu den Waffen. Meist genügte, daß Jemand das Herannahen der Daut, welche die Abgal besiegt hatten, verkündete, um in der Stadt eine Panik zu erzeugen; aber zuletzt kam es wirklich zum Blutvergießen. Eines Tages stieg ein einzelner Krieger vom Stamme der Ilbi, welcher mit den Daut verbündet ist, von den Höhen von Bet-Fras auf dem Wege herab, welchen die zu Markte kommenden Karawanen von Gelidi einschlagen. Derselbe, welcher sich als weiße Linie am Abhange südwestlich von Hamarwin herabzieht, dient zugleich als Grenzlinie zwischen den Gebieten der Wadan und der Abgal. Letztere, welche längst auf eine solche Gelegenheit lauerten, stürzten herzu und durchbohrten

den Ilbi, der noch einige Pfeile abschoß, mit einer Lanze, worauf er mühsam entfloh und etwa anderthalb Kilometer vom Marktplatze entfernt zusammenbrach. Die dort versammelte Menge war dem Verlaufe des Ueberfalles mit größter Spannung gefolgt; zwei darunter befindliche Daut aber eilten dem Ilbi zu Hilfe, holten die ihrerseits fliehenden Abgal ein und trafen einen derselben mit einem vergifteten Pfeile, so daß er zu wanken begann und nach einigen hundert Schritten niederstürzte. Nun sprang einer der Daut hinzu, setzte ihm das Knie auf die Brust und durchschnitt ihm mit seinem breiten, zweischneidigen Dolche die Kehle, so daß er ihm fast das Haupt vom Rumpfe trennte. Den schwer verwundeten Ilbi hatte man inzwischen auf ein Tuch gelegt und trug ihn langsam zur Stadt; unmittelbar dahinter aber schritt der siegreiche Daut, in der einen Hand den triefenden Dolch, in der anderen das



Eingangsthür und Thurm der Moschee Shama.

von Koth und Blut befleckte Gewand des Getödteten und gefolgt von jubelnden Kriegern und etwa zweihundert Frauen, die seinen Erfolg mit kreischender Stimme besangen.

Als sich bei dem Ilbi die Wirkung der vergifteten Waffe zu zeigen begann, und keine Hoffnung auf Rettung mehr blieb, schritt man zu den religiösen Gebeten und Ceremonien. Ein Greis forderte die Umstehenden zum Beten auf, hob den Kopf des Sterbenden in die Höhe und ließ ihn der Sitte gemäß etwas Wasser aus einer Tasse trinken, auf deren Boden der Scheich Sophi einen Koranvers geschrieben hatte. Als dann sein Haupt wieder auf das Kissen zurückgesunken war, thaten die Anwesenden zu wiederholten Malen, als spuckten sie auf ihn, und die Greise versprachen ihm Rache auf Erden und Glück im Paradiese Mohammed's.

Den Rest des Tages hielt sich die ganze Bevölkerung Mogduschus unter Waffen. Die Abgal kamen auch bald

von den Höhen herab, lagerten auf Schußweite von der Stadt und forderten Erklärungen und ihren Todten, der übrigens schon beerdigt war; ja sie klagten die Bewohner Hamarwins der Mitschuld an und stießen Drohungen gegen dieselben aus. Bald aber kam die Nachricht, daß ihre Stammesgenossen bereits Vergeltung geübt und einen zweiten Ilbi auf dem Gebiete der Wadan getödtet hätten; in Folge dessen machten die Wadan gemeinsame Sache mit den Ilbi und Daut, so daß die Abgal es vorzogen, bei Anbruch der Nacht Sicherheit auf dem neutralen Marktplatze von Hamarwin zu suchen.

Inzwischen war Hadschi Ali zurückgekehrt, und während derselbe Vorbereitungen zur Abreise traf, setzte Révoil seine Wanderungen in der Stadt und die Untersuchung ihrer Baulichkeiten fort. Von den beiden Thürmen, welche die Stadt besitzt, und welche beide zu Moscheen gehören, ist nur derjenige der Moschee Shama von Interesse; leider ist das Innere derselben so dunkel, daß es dem Reisenden unmöglich war, seinen photographischen Apparat zu gebrauchen. Auch hier muß man einige Stufen hinabsteigen, um in das Gebäude zu gelangen, dessen Umgebung übrigens allem Anscheine nach im Laufe der Jahrhunderte durch Sandanwehungen beträchtlich erhöht worden ist. Der große Thurm steht im Osten und bildet einen Theil eines der sieben Schiffe der Moschee, von denen das erste, sechste und siebente offenbar erst später dem ursprünglichen Baue zugefügt worden sind. Die Moschee selbst ist wiederum späteren Ursprunges als der Thurm, als dessen Erbauungszeit eine persische Inschrift über der spitzbogigen Eingangsthür den Moharrem des Jahres 663 der Hedschra (1264 n. Chr.) angiebt. Eine baufällige Treppe führt auf die Spitze des Minarets, dessen Inneres von zahllosen Fledermäusen bewohnt wird und von einem abscheulichen Gestanke erfüllt ist. Nur die Hoffnung, irgend eine Inschrift zu finden, veranlaßte Révoil, die Treppe zu betreten; aber als er über und über beschmutzt oben anlangte, entschädigte ihn nichts für die gehabte Mühe, als ein prächtiger Ueberblick über die ganze Stadt.

In der Zwischenzeit waren die letzten Vorbereitungen für die Reise in das Innere getroffen, und am 21. Juni langten auch sieben Bewaffnete vom Sultan von Gelidi als Führer und Schutzwache an, denen in den nächsten Tagen nicht weniger als etwa 250 Genossen folgten, Angehörige der verschiedenen Stämme Gelidis, die alle ihren Antheil an der guten Verpflegung und dem Wegegelde, das der Franzose zahlen sollte, zu erlangen gedachten. Dieser aber mußte gute Miene zum bösen Spiele machen, die Leute in ihren verschiedenen Quartieren aufsuchen, ihnen gute Worte geben und sehen, ob sie zu ihrer Zufriedenheit untergebracht wären. Trotzdem bildeten sich unter diesen Leuten zwei Parteien, die jede für sich das Recht des Geleites und die Bezahlung in Anspruch nahmen: die eine, bestehend aus den Gabron, einigen Wadan, Mursude u. s. w., an deren Spitze der Bruder Omar Jussufs, Mude mit Namen, stand; die andere Abtrünnige und Meuterer, die für sich allein Wegegeld verlangten. Bald entstand auch draußen vor den Thoren eine dritte Partei, Beduinen, welche die Karawane überhaupt nicht passiren lassen wollten, und schließlich lagerte noch an dem Brunnen vor der Stadt mit 300 Mann Nur Massa, der früher erwähnte Mörder eines Kaufmanns von Mogduschu, um sich wieder Zulaß zum Markte zu erzwingen. Ein unvergleichlicher Wirrwarr und ein bezeichnendes Bild der im Somali-Lande herrschenden Zustände!

Scheich Sala, der Gouverneur der Stadt, blieb jedoch fest, las den Aeltesten die Befehle des Sultans Said Bargasch vor und bedeutete sie, daß er die Geleitmannschaft genügend kenne, um Rache zu nehmen, falls Révoil und seinen Begleitern irgend etwas zustoßen sollte; und so wurde denn der Abmarsch auf Sonntag, den 24. Juni festgesetzt.

Das südwestliche Turkmenien, das Land der Saryken und Saloren.

II. (Schluß.)

Die Gegend zwischen den beiden Flüssen Murgh-ab und Heri-rud hat weder bei den daselbst wohnenden Turkmenen, noch bei den Nachbarn einen besonderen Namen. Englische Geographen haben neuerdings angefangen, die Gegend mit dem Namen Badchis zu bezeichnen, — aber mit Unrecht (?). Badchis heißt das bergige Land zwischen den Flüssen Kuschk und Kasch, linksseitigen Nebenflüssen des Murg-hab. Lessar schlägt vor, das Gebiet zwischen Murgh-ab und Heri-rud in Berücksichtigung der daselbst wohnenden Turkmenen das Land der Saryken und Saloren oder einfach Südwest-Turkmenien zu nennen.

Bis 1881 hatte man über jenen Landstrich fast gar keine Nachricht; erst Lessar unternahm im Jahre 1882 zwei und im Jahre 1884 die dritte, oben beschriebene Reise, um Land und Leute daselbst kennen zu lernen.

Die Grenzen Südwest-Turkmeniens sind gegen Norden die Merw-Oase, gegen Osten der Murgh-ab und der Fluß Kuschk, sowie die die Flüsse nach Osten begrenzenden Hügel, nach Süden das Borchut-Gebirge und nach Westen der Heri-rud, welcher Turkmenien von Persien trennt. Die Ausdehnung der Landstrecke beträgt in der Richtung von Süden nach Norden etwa 250 Werst (Kilom.) und in der Richtung von Osten nach Westen etwa 180 Werst (Kilom.) im Mittel.

Das Gebirge Borchut, ein Ausläufer des Hindukusch, zieht sich zum Elburs hin; vom Hauptstock ist es durch eine beträchtliche Senkung zwischen den Pässen Ardewan und Karwan-aschon getrennt. Eigentlich sind es gar keine Berge, sondern nur Hügel mit weichem Boden, über welche einige Wege hinwegführen. Weiter nach Westen zum Heri-rud hebt sich das Land bis auf 3000 bis 4000 Fuß (circa 900 bis 1200 m); der Heri-rud selbst fließt durch eine enge Schlucht des Borchut-Gebirges.

Etwas südlich vom 36. Grade nördl. Br. erhebt sich eine Reihe Hügel, Elbirin genannt, — welche das Land in zwei durch Bodenbeschaffenheit, Vegetation und Klima geschiedene Abschnitte theilt. Die aus Lehm bestehenden Hügel sind etwa 2000 Fuß (circa 600 Meter) hoch, beginnen am Heri-rud und erstrecken sich gerade von Westen nach Osten an den Salzseen Jer-ailan vorbei, fast bis zum Flusse Kuschk; je näher zum Kuschk, um so vereinzelter und niedriger werden sie.

Zwei große Ströme versorgen das Land mit Wasser: der Murgh-ab und der Heri-rud; insofern von ihnen aus durch besondere Kanäle (Aryk) das Wasser zu den Feldern und Wiesen geleitet wird, bieten sie die einzige Möglichkeit, hier Landbau zu treiben. Die Ufer des Murgh-ab sind zu Ansiedelungen geeigneter als die des Heri-rud. Der Murgh-ab hat einen rechtsseitigen Zufluß, Kaisar-rud und zwei linksseitige, den Kasch und den Kuschk. Der Gürlen-su und der Chomban-su, Zuflüsse des Kuschk, haben fast während ihres ganzen Verlaufes stark salziges Wasser, das zu Bewässerungszwecken nicht verwendbar ist, doch enthalten die am Ufer existirenden süßen Quellen reichliches Wasser. Ueberhaupt giebt es reiche Quellen, namentlich das Gebiet südlich vom Elbirin hat reichliches und gutes Wasser, mehr als der Norden. Auch das Gebirge Borchut ist quellenreich. Das nördliche Gebiet ist an einigen Stellen wasserarm; auch Brunnen sind selten und mitunter sind dieselben 80 Werst von einander entfernt.

Das Klima der nördlichen Hälfte ist genau dasselbe wie das der Kara-Kum-Steppen; sobald der Elbirin-Kir aber überschritten ist, so gelangt man in den Bereich der stets scharf wehenden Südwinde. Die Teke behaupten, hier sei niemals gutes Wasser und die Perser deuten die Bezeichnung Badchis als das Land, wo sich die Winde erheben. Badchis hat dasselbe Klima wie die südlichen Theile Turkmeniens: hier wehen das ganze Jahr hindurch scharfe Winde; der Aufenthalt in der Oase Pendschdeh ist deshalb nicht angenehm.

Die Vegetation ist ganz von dem Wasserreichthum abhängig. Am Ufer der Flüsse stehen in großer Menge Pappeln, Maulbeerbäume, Weiden und verschiedenartige Gesträuche; Futter für die Pferde ist reichlich vorhanden. Obgleich die genannten Bäume eine recht ansehnliche Größe erreichen können, so ist ihr Holz gar nicht zum Bauen zu verwenden, und der vollständige Mangel an jeglichem Bauholz ist sehr empfindlich.

Bemerkenswerth sind zwei Salzseen Jer-ailan oder Dus („Salz") genannt; Jer-ailan bedeutet „Erdsturz". Es geht die Sage, daß einst hier eine Festung gestanden, welche zusammenstürzte; an ihrer Stelle entstanden dann zwei Salzseen. Das Salz ist sehr reichlich vorhanden und von ausgezeichneter Qualität; es ist etwa ½ Arschin (circa 35 cm) hoch mit Wasser bedeckt. Um es zu gewinnen, bricht man es in Form großer mühlsteinähnlicher Stücke. Alle Turkmenenstämme holen von hier Salz; die Merwer und Jolataner beuten den westlichen, die Saryken aus Pendschdeh den östlichen See aus. Die große Heerstraße, auf welcher die Karawanen aus Merw zu den Salzseen zogen, ging über Keleburnn und Kojun-Kuju; doch nur große Karawanen unter starker Begleitung, um gegen die Ueberfälle der Saryken und Perser geschützt zu sein, konnten diesen Weg einschlagen, während kleine Karawanen Nebenwege benutzen mußten. Die Saryken aus Pendschdeh marschirten zum Salzsee entweder längs dem Kuschk und weiter über Ak-Rabat auf guten, wasserreichen Wegen oder direkt von Daschen-Köpri auf wasserlosen Pfaden.

Seitdem die Teke sich in Merw niedergelassen haben, ist für Südwestturkmenien eine Periode der Unordnung angebrochen und der Verkehr hat fast gänzlich aufgehört. Sogar zwischen Jolatan und Pendschdeh ist derselbe nur schwach, und die Straße von Pendschdeh längs dem Kuschk bis nach Herat, einst ein viel betretener Karawanenweg, ist zu einem unbedeutenden Pfade herabgesunken. Durch das Land zogen nur gut bewaffnete Karawanen zu den Salzseen oder Räuberscharen aus Merw und aus Pendschdeh, entweder um sich gegenseitig oder um Perser und Afghanen zu überfallen und zu plündern. Alle Wege haben gegenwärtig nur den Charakter von Saumpfaden, aber die Bodenbeschaffenheit ist so günstig, daß mit Leichtigkeit gute Fahrwege angelegt und selbst eine Eisenbahn gebaut werden könnte.

Im Inneren Turkmeniens sind nur wenig Plätze, welche sich zum Ackerbau eignen; hier kann nur Viehzucht betrieben werden. Ansiedelungen der Saryken und Saloren existiren nur an den Flüssen Murgh-ab und Heri-rud. Der Stamm der Saryk-Turkmenen sitzt jetzt in den Oasen Jolatan und Pendschdeh am Murgh-ab; er zerfällt in die Abtheilungen: Bairadsch, Sukty Alascha, Chorassally und Gerseki. Eine einheitliche Herrschergewalt gab es hier ebensowenig wie in Merw; jeder thut, was ihm beliebt, und nur im äußersten Nothfalle vereinigt man sich zu gemeinsamem Handeln. Die Macht der sogenannten Chane ist sehr unbedeutend. Sary-Chan in Jolatan hatte bisher wenig zu bedeuten. Jetzt ist das anders: Sary-Chan ist russischer Beamter, und als solchem gehorcht man ihm. Die Saryken behaupten, es seien ihrer 20 000 Kibitken (Zelte oder Familien; auf jede Familie werden durchschnittlich fünf Köpfe gerechnet), doch ist die Zahl offenbar mit Absicht zu hoch angegeben; Petrusewitsch (cf. „Globus", Bd. XXXVIII, Nr. 14 und 15) zählt 12 000 Kibitken, wovon ein Drittel auf Jolatan, die übrigen auf Pendschdeh und die Ansiedelungen am Kuschk, Kasch und Kaisar entfallen. Unter den Saryken lebt eine geringe Anzahl Juden, welche größtentheils aus Herat stammen.

In ihren Sitten, Gebräuchen, in ihren Beschäftigungen und ihrer Lebensweise unterscheiden sich die Saryken nur wenig von den Teke-Turkmenen. Im Uebrigen haben die Bewohner von Pendschdeh noch am meisten den Charakter der Nomaden; während die Bewohner von Merw sich durch Befestigungen schützen, sind die Bewohner von Pendschdeh stolz darauf, daß ihre Festung in — Sattel und Flinte besteht. Letztere sind verhältnißmäßig reich, was sie ihrem guten Viehstande zu danken haben; sie leben in festen Zelten und besitzen reichliche Teppiche und allerhand Zubehör.

Der Sprache nach unterscheiden sich die Saloren, Saryken und Teke nur insofern von einander, als sie für einzelne Gegenstände besondere Bezeichnungen haben, die sie ihren Nachbarn entlehnten; z. B. heißt bei den Saryken ein Kanal nicht „aryk", sondern „nou-chan". Bemerkenswerth ist, daß für einzelne Lokalitäten die Benennung eine verschiedene ist. Die große Festung bei Merw wird von den Teke Konschut-chan-Kala oder Mary-schigar (die Merwstadt) genannt, bei den Saryken heißt sie Changetschan.

In der Kleidung unterscheiden sich die Saryken nur wenig von den anderen Turkmenenstämmen. Die Saryken tragen weichlederne Stiefel und darüber Galoschen aus Buchara mit kupfernen Absätzen. Zu Hause brauchen sehr viele statt der turkmenischen Mütze aus Schaffell bucharische, mit Pelz verbrämte Tuchmützen. Das Kostüm der Frauen ist etwas anders als bei den Teke: das lange Hemd und die weiten Hosen werden auch bei den Teke getragen; aber fast ausschließlich von blauer Farbe, während bei den Teke die rothe Farbe beliebt ist. Der Kopfputz ist ein besonderer: er besteht aus einer hohen Filzmütze, zur Hälfte umwickelt von einem Turban aus buntem Stoff, welcher hinten breit bis zum Gürtel herabfällt, vorn aber das Kinn bedeckt. Die Hauptbeschäftigung der Saryk-Turkmenen ist Viehzucht und Ackerbau. Handel und Handwerk ist sehr wenig entwickelt. Der Viehzüchter heißt Tschoiwe, der Ackerbauer Tschomur. Die Bewohner von Pendschdeh sind reich an Herden; die von Jolatan arm. Die Saryken haben große Schafherden und viele Kameele und Pferde.

Der Ackerbau ist unter den Saryken nur wenig entwickelt; der Hauptgrund liegt darin, daß die durchaus nöthige Bewässerung auf große Hindernisse stößt, insofern als die den Murgh-ab einengenden Hügel der Anlage von Kanälen nicht günstig sind. Am Flusse Kuschk liegen die Verhältnisse besser, hier existirt ein verhältnißmäßig entwickeltes Bewässerungssystem. In der Oase von Jolatan und Pendschdeh werden angebaut: Weizen, Sorghum, etwas Gerste, ausgezeichneter Reis, Sesam, Luzerne und etwas Baumwolle. Gemüsegärten sind nur wenig vorhanden; Obstgärten gar nicht.

Die Saryken haben im Ganzen nur wenig Bedürfnisse, sind arm und wenig kultivirt — dies und die Schwierigkeit der Kommunikation mit den Nachbarn ist der Grund, daß ihr Handel so unbedeutend ist. In Jolatan beziehen sie baumwollene Zeuge (sogenannten Zitz) und feinere Ellenwaaren, eiserne Kessel, Thee und Seide aus Buchara, lange Röcke (Chalat) aus Chiwa. Aus Herat werden ebenfalls Thee und Seide, dann persisches Seidenzeug, Indigo und Kandiszucker bezogen. Der Indigo geht weiter nach Buchara und Chiwa. In Pendschdeh sind die Handelsartikel ziemlich dieselben; wegen der gefährlichen Kommunikation zwischen Jolatan und Pendschdeh handelt Jolatan hauptsächlich mit Buchara, Pendschdeh dagegen mit Herat. Aus Buchara werden Tischlerarbeiten und Holzgegenstände, Kasten und Thüren herbeigeschafft.

Ausfuhrartikel aus beiden Oasen sind Hammel, welche nach Buchara, Pferde und Kameele, welche nach Herat getrieben werden. Der Preis für einen großen Hammel ist 20 bis 25 Tenge (10 bis 12½ Mark).

Die am Murgh-ab wachsenden Bäume werden gefällt und zum Verkauf nach Merw geflößt, wo ein guter Baumstamm 1 bis 2 Kran (3½ bis 4 Mark) gilt. Der in Pendschdeh gut gedeihende Reis ist in der ganzen Nachbarschaft berühmt und wird nach Persien, Herat und Merw ausgeführt.

Ferner werden einige von den Saryken selbst angefertigte Gegenstände der Hausindustrie ausgeführt: obenan stehen hier die Teppiche; in ihren Mustern unterscheiden sie sich etwas von den Merwschen, aber in der Qualität sind sie geringer, weil Baumwolle beigemischt wird und Seide fehlt; denn die Saryken treiben, weil der Maulbeerbaum in ihrer Oase nicht gedeiht, keine Seidenzucht. Die Preise sind dieselben wie in Merw. Eine Art dünnen Filzes, Koschma genannt, wird in beträchtlicher Menge in Pendschdeh angefertigt: ein Stück von 5 Arschin (3,5 m) Länge und etwa 3 Arschin (2,1 m) Breite kostet 20 Kran (circa 6 Mark). Aus der Wolle junger, ein- oder zweijähriger Kameele wird ein zu langen Gewändern (Chalat) sehr geschätzter Stoff bereitet. Eine Frau webt im Laufe eines Jahres ein Stück von 9 Arschin (6,3 m) Länge und von 14 bis 15 Werschok (61 bis 66 cm) Breite; das Gewebe wird in Persien und Herat sehr hoch bezahlt; ein Stück gilt 200 bis 300 Kran (120 bis 180 Mark). Unter den Saryken selbst giebt es keine so reichen Leute, daß sie Gewänder aus jenem Zeuge tragen könnten. Ein ähnliches Gewebe in weißer Farbe wird aus Schafwolle bereitet, das Stück kostet 80 Kran (48 Mark). — Anderweitige Produkte der Saryken dienen nur zur Befriedigung ihrer häuslichen Bedürfnisse.

Wegen der unruhigen Lage, in welcher der Landstrich sich befindet, konnte jegliche Handelsbewegung nur unter Beobachtung der strengsten Vorsichtsmaßregeln vor sich gehen. Zum Schutze einer Karawane von 100 Kameelen mußten 50 bis 60 Menschen gemietet werden, von denen jeder 50 Tenge (25 Mark) bis Tschardschui erhielt. Man wanderte mit Kameelen in 5 bis 7 Tagen, mit Schafen in 12 Tagen nach Buchara. Die Transportschwierigkeiten vertheuerten den Preis der Waaren: ein Stück Kumatsch (rother Baumwollenstoff aus Buchara), welcher an Ort und Stelle 38 Tenge (19 Mark) kostete, kam in Jolatan auf 60 Tenge (30 Mark) zu stehen; ein Pfund (400 Gramm) Zucker kostet 60 Kopeken (1 Mk. 20 Pfg.).

Auf die wöchentlich zweimal stattfindenden Märkte werden hauptsächlich lokale Produkte gebracht; Gegenstände aus fremden Ländern werden nur in den Läden der Juden verkauft, deren in Jolatan etwa 20 sich aufhalten; in ihren Händen befindet sich der ganze Transit-Handel zwischen Herat und Buchara.

Bis jetzt war unter den Saryken hauptsächlich bucharisches Geld gangbar: Tenge (2 Tenge etwa eine Mark) und alte persische Kran (gegen 60 Pfennige).

Die Saloren theilen sich nach den Ermittelungen des General Petrusewitsch in drei Stämme: Kiptschaken, Dagardu-chodscha und Karawan-jalawatsch. Bei Alt-Serachs sind jetzt gegen 3000 Kibitken vorhanden (nach Angabe der Saloren sogar gegen 4000 Kibitken); außerdem befinden sich am Murgh-ab unter den Merwern und Saryken gegen 1000 Kibitken, bei Tschardschui 400, bei Maimene 200, bei Herat in Pul-i-Salor etwa 100 Häuser.

Die Saloren sind der allerschwächste und ärmste Stamm der Turkmenen; sie haben wenig Zelte (Kibitken), sondern wohnen in Schilfhütten, welche mit Lehm verschmiert sind; auch besitzen sie keine Herden. Pferde und Kameele sind selten. Mit Räubereien geben sie sich seit lange nicht mehr ab; Ackerbau ist vielmehr ihre einzige Beschäftigung. Ihre Ansiedelungen liegen theils bei Alt-Serachs, theils bei den Ruinen von Konschut-Kala (nördlich von Serachs).

Am Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als der Emir von Buchara, Maassum, Merw zerstört hatte und die Einwohner desselben theils nach Buchara, theils nach Meschhed und Herat geführt worden waren, nahmen die Saryken-Turkmenen die Gegenden am Murgh-ab bei Bairam-Ali-Kala ein und blieben daselbst bis gegen das Ende der funfziger Jahre dieses Jahrhunderts: von hier aus verübten sie ihre Raubeinfälle, wobei sie auch die von anderen Turkmenenstämmen besetzten Gegenden nicht schonten. Am Ende der zwanziger Jahre unterwarfen sich die Saryken dem Chan von Chiwa, allein sie beruhigten sich deshalb nicht, sondern führten einen fortwährenden Kampf gegen Chiwa: Medemj-Chan von Chiwa mußte fast alljährlich einen Feldzug gegen sie unternehmen. Die Spuren dieser andauernden Kämpfe haben sich bis heute in den Ruinen der verschiedenen Befestigungen erhalten. Im Jahre 1855 aber wurde Medemj von den Teke-Turkmenen, welche bei Alt-Serachs lebten, geschlagen und getödtet; in Folge dessen zogen sich die Chiwaer sowohl aus Serachs wie aus Merw zurück. — Bald darauf rückten die Teke unter Führung von Konschut-Chan, durch die Perser gedrängt, aus Serachs auf Merw zu und verjagten nach zweijährigen Kämpfen die in Merw sitzenden Saryken. Jetzt zogen sich diese rückwärts nach Pendschdeh und vertrieben die bis dahin hier lebenden Saloren. Wegen des in Pendschdeh herrschenden Mangels an gutem Boden zog sich ein Theil der Saryken allmählich wieder nach Norden und besetzte 1867 Jolatan.

Am Anfang der dreißiger Jahre saßen in Alt-Serachs Salor-Turkmenen. Dasselbe galt für einen besonders wichtigen Punkt, um den sich die Chane von Chiwa und von Buchara stritten. Als Abbas-Mirza seine Macht von

Chorassan bis zum Oxus ausdehnen wollte, hielt er es zuerst für geboten, Alt-Serachs zu erobern. Das that er im Jahre 1832. Die Ansiedelung wurde geplündert, der größte Theil der Bewohner niedergemacht; der Rest, ungefähr 5000 Mann, wurde vom Chan von Chiwa ausgelöst mit der Bestimmung, die persische Grenze gegen die Teke und die Saryken zu schützen. —. Die übrigen am Heri-rud sitzenden Saloren zogen nun an die Ufer des Murgh-ab und erbauten Taza-Pende und die Befestigung bei Jolatan, woselbst sich später die Saryken festsetzten. Aus Pendschdeh wurden deshalb die Jersaren (Tschorschangen) vertrieben, welche nach Schibirchan und Balch zogen. Die Saloren blieben in Pendschdeh, bis sie abermals von den Saryken verdrängt wurden; sie waren nun so geschwächt, daß sie den Saryken keinen Widerstand leisteten, sondern ihnen auswichen und zwar zunächst nach Zurabad (westlich vom Heri-rud). Später, weil die Ländereien bei Zurabad nicht ausreichten, gingen sie wieder an das rechte Heri-rud-Ufer nach Alt-Serachs, um im Auftrage der Perser die Grenzen gegen die Saryken und Merwer zu vertheidigen. Von den Merwern aber wurden sie gezwungen, nach Merw zu ziehen, woselbst es ihnen recht schlecht ging. Erst 1881 gestattete man ihnen, zum Heri-rud zurückzuziehen, woselbst sie bei Serachs in der Stärke von 2000 Kibitken sich niederließen. Allein der Chan von Chorassan zwang den größten Theil der Saloren, wieder nach Zurabad zu gehen und nur ein kleiner Theil blieb bei Serachs. Die Saloren hegten nicht das geringste Interesse für Persien, die bergige Gegend bei Zurabad war ihnen sehr unlieb, und von den Persern selbst wurden sie schlecht behandelt. Sobald daher die Russen die Befestigung Kouschut-Kala bei Serachs eingenommen hatten, wanderten alle Saloren von Zurabad zum Heri-rud, so daß jetzt etwa 3000 Kibitken daselbst leben.

Die Saryken können den Verlust von Merw bis heutigen Tages nicht verschmerzen; sie hoffen sogar, daß nun nach der Besetzung Merws durch die Russen (3. März 1884) die Teke verdrängt und ihnen, den Saryken, Merw übergeben werde. Gewissermaßen fühlten die Saryken, speciell in Jolatan, sich abhängig von den Teke in Merw und deren Schicksale; als daher die Russen in Merw eingezogen waren, baten die Saryken direkt um Aufnahme in den russischen Unterthan-Verband. Die Saryken in Pendschdeh hörten sofort auf zu plündern; denn sie ahnten, daß die Einfälle in das jetzt russische Gebiet nicht ungestraft bleiben würden.

Die Beziehungen der Saryken zu ihren westlichen Nachbarn, den Persern, sind die allerschlechtesten; die Perser, welche früher sich sehr wenig um ihre östliche Grenze am Heri-rud gekümmert hatten, wurden nach der Einnahme von Göktepe (12./24. Januar 1881) aufmerksamer, schoben ihre Posten bis an den Heri-rud vor und versuchten auf alle nur mögliche Weise, die Saryken zurückzudrängen, ja sie sandten zu diesem Behufe sogar ihre Wachen auf das rechte Heri-rud-Ufer; doch hatten sie damit keinen sonderlichen Erfolg. Nach den eingehenden Mittheilungen des Generals Petrusewitsch, welcher jene Gegenden bereiste, läuft die faktische Grenze Persiens gar nicht am Heri-rud entlang, sondern weiter westlich.

Zu Herat und Kabul hatten die im südlichen Turkmenien sitzenden Stämme keine weiteren Beziehungen, als daß sie die an der Grenze liegenden afghanischen Ansiedelungen von Zeit zu Zeit überfielen und plünderten. Mit dem Chan von Buchara dagegen suchten die Turkmenen in Pendschdeh zu einem Theil in Frieden zu leben: die Saryken-Chane reisten nach Buchara und ließen sich daselbst beschenken. Trotzdem plünderten sie die Bucharischen Karawanen. Die Afghanen kümmerten sich gar nicht weder um die Turkmenen, noch um ihre andauernden Streitigkeiten mit Chiwa. Medemj-Chan von Chiwa befand sich sogar eine Zeit lang in Pendschdeh und zog dann nach Serachs, ohne daß in Kabul wie in Herat davon Notiz genommen wurde. Als aber Göktepe in die Hände der Russen gelangte, änderte sich die Stellung des Afghanen-Chans. Abdul-Rahman sandte gegen Ende des Jahres 1883 1000 Reiter (Chazareh und Dschemschiden) nach Murgh-ab-i-bala, verdrängte die in dessen nächster Nähe ansässigen Saryken und verlangte, daß alle Saryken, auch die in Pendschdeh, Abgaben zahlen sollten. Die Saryken weigerten sich dessen, weil sie keine Vortheile von Seiten Afghanistans für sich erwachsen sahen; sie werden daher dem Einrücken der Russen in Pendschdeh keine Schwierigkeiten bereiten.

Die Basen oder Kunama.

Von Josef Menges.

I.

Eingeschlossen zwischen den mohammedanischen Stämmen des Ostsudan und den christlichen Abessiniern von Tigre, mit schnellen Schritten der Bekehrung zum Islam und dem vollständigen Verlust seiner bis jetzt bewahrten Freiheit und Unabhängigkeit und der Unterwerfung unter die mohammedanischen und christlichen Nachbarn entgegengehend, haust das heidnische Volk der Basen oder Kunama in den Wildnissen am oberen Setif und Gasch. Werner Munzinger, der als der erste Europäer 1862 von Adiabo bis Amideb das Basaland durchzog, verdanken wir die ausführlichsten und besten Nachrichten über dieses eigenthümliche Volk, mit dem außer dem genannten Forscher nur sehr wenige Europäer in direkte Berührung gekommen sind [1]).

Während alljährlicher Züge nach dem Ostsudan von 1876 bis 1881, zum Zwecke Sammlungen von lebenden wilden Thieren für die bekannte Thierhandlung des Herrn Carl Hagenbeck in Hamburg zusammen zu bringen, hatte ich öfters Gelegenheit, mit den Basen, deren Land einen der

[1]) Oben S. 55 bis 59 brachte der „Globus“ nach dem Reisewerke des Engländers James eine Schilderung „Im Lande der Basé“, welche durch vorliegende Arbeit des bekannten Reisenden wesentlich erweitert, ergänzt und berichtigt wird. Red.

besten Jagdgründe bildet, Bekanntschaft zu machen, und es dürften manche der dabei gemachten Beobachtungen der Wiedergabe werth sein, wenn sie auch keinen Anspruch auf irgend welche erschöpfende Vollständigkeit machen oder die trefflichen Arbeiten Munzinger's berichtigen und ergänzen sollen.

Die Kunama, wie sie sich selbst nennen, während die Sudanesen sie Basen und die Abessinier Schangalla nennen, bewohnen ein ziemlich beschränktes Terrain, dessen Südgrenze der Setit oder Takazie bildet. Der Hauptsitz des Volkes ist zwischen Setit und Gasch oder Mareb und nördlich von diesem Strombett, obwohl sie nicht bis zum Chor Baraka reichen. Nach Osten grenzen sie an die Länder der Abessinier von Adiabo, Serawi und Dembelas. Ihre Nachbarn im Nordwesten, nördlich des Gaseh, bilden zuerst die am Chor Baraka nomadisirenden mohammedanischen Beni-Amerstämme, im Norden das verwandte Volk der Barea und im Nordwesten und Westen am Gaseh wieder Beni-Amerstämme. Im Westen zwischen Gaseh und Setit liegt die Grenze in der großen unbewohnten Ebene, östlich von der stark betretenen Karawanenstraße von Gaseh nach Homran, während die westlichen Nachbarn am Setit die Homran-Araber bilden.

Doch halten sich an diesen ungefähren Grenzen die Basen von ihren Nachbarn sorgfältig fern und lassen viele meilenbreite Strecken unbewohnten und selten betretenen Landes an den Grenzen ihres Gebietes liegen. Eine Ausnahme davon machen nur die beiden Stämme von Bitama und Elit, die auf zwei isolirten Gebirgsstöcken nördlich des Gaseh und hart an der Grenze der Beni-Amer leben. Diese beiden Stämme sind jedoch schon seit vielen Jahren Mohammedaner und deshalb nicht den Verfolgungen ausgesetzt, die ihre heidnischen Verwandten von Seiten der Mohammedaner und Christen zu erleiden haben. Das Land der Basen bildet größtentheils ein wild zerrissenes Hügel- oder Gebirgsland von geringer Erhebung und nur am Gaseh und Setit breiten sich große Ebenen aus, die jedoch nicht bewohnt, sondern nur gelegentlich durchstreift werden. Der höchste Berg dürfte der Latakatura auf dem nördlichen Ufer des Setit sein, der zugleich die Südgrenze der Basendörfer bildet. Die Zahl der auf diesem beschränkten Terrain wohnenden Basen ist nicht stark, und mit einiger Sicherheit kaum festzustellen; indessen dürfte sie nach Schätzung zwischen 100 000 bis 200 000 Seelen betragen, nach meiner Ansicht die 100 000 nicht viel übersteigen.

Die Basen sind ein hübscher Volksstamm, der sich in der äußeren Erscheinung von den Bedja, ihren mohammedanischen Nachbarn, nicht sehr stark unterscheidet. Es sind dieselben schlanken Figuren, wie die Bedja, auch die Haarfrisur ist bei vielen genau dieselbe; nur sind bei Manchen, namentlich bei den Bewohnern von Elit und Bitama, die Lippen ziemlich stark aufgeworfen und die Nasen platter, als bei den Bedja, die meistens fein geschnittene Gesichter haben. In dieser Beziehung gleichen die Basen sehr den Schukrieh von Kedarif, die zwar nur arabisch sprechen, aber sich seit lange schon stark mit Sklaven gemischt haben. Bei den am meisten nach Osten unmittelbar an der abessinischen Grenze wohnenden Basen sah ich viele lange fein geschnittene Gesichter, ohne jede Spur von aufgeworfenen Lippen oder flachen Nasen, ebendaselbst viele Individuen mit fast schlichten, nur schwach gekräuselten Haaren und spitzen Bärten. Die Hautfarbe wechselt zwischen Rothbraun und Tiefschwarz, wie bei ihren Nachbarn, Abessiniern und Bedja. Die Mädchen und Frauen der Basen sehen, so lange sie noch jung und nicht von der harten Arbeit gebeugt sind, sehr gut aus, altern jedoch schnell und ist erst einmal die erste Blüthe vorbei, so werden sie abschreckend häßlich. Eine Frau von 25 Jahren macht den Eindruck, als wenn sie 50 hinter sich hätte.

Die Basen sind alle Ackerbauer und in festen Dörfern wohnhaft, die immer auf den unzugänglichsten Höhen, nie in der Ebene angelegt werden. Ueberall im Basalande sieht man die Dörfer, bestehend aus den auch sonst bei der seßhaften Bevölkerung des Sudan und Abessiniens gebräuchlichen runden kegelförmigen Strohhütten, wie Krähennester auf den höchsten und steilsten Hängen der Berge liegen, die häufig auch nie versiegende Quellen bergen. Die Felder der Kunama liegen meistens an den Ufern der Flüsse und Strombetten in der Ebene, doch sind manche der Bergstöcke plateauartig und die Felder liegen dann auf der Hochebene, wie z. B. auf Aulla, dem nördlichsten von Basen bewohnten Gebirgsstock. Der Ackerbau beschränkt sich auf Durra, Dochn, Bohnen und Tabak. Baumwolle wird nicht gebaut, obwohl der Boden an den Flußufern sehr geeignet dazu ist. Das von den Basen theilweise getragene grobe arabische Baumwollenzeug (Damur) wird von dem Beni-Amerstamm der Haikoota eingeführt. Der größere Theil der Basen bekleidet sich mit einem um die Hüfte geschlungenen gegerbten Ziegenfell. Die Viehzucht wird nur sehr schwach betrieben, woran theils die unaufhörlichen Raubzüge der Nachbarn, theils auch die in gewissen Theilen des Landes vorkommende Giftfliege, die die größeren Hausthiere nicht aufkommen läßt, Schuld ist. Diese Fliege, ähnlich oder identisch mit der Tsetse, kommt besonders am oberen Mareb vor, wo sie das ganze Jahr über heimisch ist und sich in der Regenzeit auch nach dem Setit und Baraka hin verbreitet. Die Wirkung des Stiches ist dieselbe wie bei der Tsetse; die Thiere, die häufig gestochen werden, magern ab, werden kraftlos und gehen nach einigen Wochen ein. Dies gilt besonders von den größeren Thieren, Kameelen, Pferden und Ochsen, von denen die beiden ersteren von den Basen gar nicht gezogen werden, während Rindvieh in den von der Fliege nicht heimgesuchten Lokalitäten nur wenig gezüchtet wird. Das Lastthier der Basen bildet der Esel, der weniger von den Stichen der Fliege leidet; Ziegen, Schafe und Hunde werden in jedem Dorfe gehalten und die Hunde werden so gut wie Ziegen und Schafe gegessen. Ueberhaupt sind die Basen nicht wählerisch in Bezug auf die animalische Nahrung, denn sie verzehren jedes Thier, das ihnen in die Hände fällt, Schlangen, Mäuse, Hyänen, Aasgeier ꝛc. und betrachten den großen Pavian als besondere Delikatesse. Auch schon ziemlich stark mit Hautgout behaftetes Fleisch wird mit Wonne verzehrt. Das Basaland bildet einen beliebten Rückzugsort für die von abessinischen und arabischen Jägern verwundeten Elefanten, denen die Jäger, wenn sie in kleiner Zahl sind, nicht in das feindliche Land der Basen nachzufolgen wagen. Gar manche dieser großen Thiere verenden in den Wildnissen und die Basen, die von der Höhe ihrer Berge aus immer auf der Wache sind, erkennen aus dem Kreisen der Aasgeier den Platz und sicheren sich selbst die Beute. Das ganze von den Basen bewohnte Gebiet ist sehr wildreich und birgt zahlreiche Herden von Elefanten, Giraffen, Büffeln, Antilopen ꝛc., besonders in den Grenzdistrikten nach Abessinien zu und den von der Fliege heimgesuchten Gegenden, da bekanntlich der Stich der Fliege den wilden Thieren, wie auch dem Menschen selbst, nicht nachtheilig ist. Gleichwohl sind die Basen schlechte Jäger und thun dem Wilde nur wenig Schaden; das meiste, was sie von Wild bekommen, erhalten sie durch die unfreiwillige Mithilfe der arabischen und abessinischen Jäger, oder auch indem sie in großen Scharen mit den ihr Land besuchenden

Beni-Amerjägern herumziehen und das Fleisch der von denselben erlegten Thiere, nachdem es in Streifen geschnitten und getrocknet ist, in ihre Dörfer schleppen. Auf einem solchen Zuge war unsere Gesellschaft von mindestens 200 Basen begleitet, und obgleich wir in etwa 20 Tagen 2 Elefanten, 6 Giraffen, 6 Büffel, 1 Rhinozeros und ca. 20 verschiedene Antilopen tödteten, so kann ich doch versichern, daß von dem Fleische sehr wenig den Geiern und Hyänen zur Beute fiel. Wolda Gabriel, ein abessinischer Jäger meiner Bekanntschaft, ist stets von einer Compagnie Basen begleitet, die sein Gepäck tragen, die häuslichen Dienste im Lager verrichten, als Spürhunde und Wächter dienen und für diese Arbeit durch das Fleisch der getödteten Thiere und einige Hautstücke belohnt werden. Ueberhaupt geht wohl selten eine Gesellschaft arabischer Jäger ins Basenland, ohne von Scharen von Basen begleitet zu sein, während die abessinischen Jagdgesellschaften, die meistens ihre eigenen Leute aus den heimischen Dörfern mitbringen und von den Basen immer als geschworene Feinde betrachtet werden, ohne diese Begleitung sind, mit Ausnahme des oben erwähnten Wolda Gabriel. Die von den Kunama selbst betriebene Jagd beschränkt sich auf Schlingenlegen, und zuweilen auf Anlegen von Fallgruben für Elefanten; dann und wann auch hetzen sie Büffel und Antilopen mit Meuten ihrer windhundartigen fuchsrothen Köter. Erst in den letzten Jahren haben die Basen von Sogoba, dem westlichsten Stamme am Mareb, die sudanesische Jagdmethode (Agahr) angenommen, hetzen das Wild zu Pferde und erlegen es mit dem Schwerte.

Umgeben von Christen und Mohammedanern, sind die Basen als Heiden allen Verfolgungen ihrer Nachbarn ausgesetzt und bilden von jeher ein Hauptobjekt für die Sklavenjagden und Gasuas ihrer Feinde. Die ärgsten Gegner der Basen sind die Abessinier, die alljährlich vor der Regenzeit das Basaland mit regelmäßigen Plünderungszügen heimsuchen. Die Basen flüchten vor diesen unversöhnlichen Feinden in Höhlen, werden jedoch oft verrathen und von den Abessiniern zur Uebergabe gezwungen, indem man sie ausräuchert oder zum Auszuge zwingt, indem Säcke voll von zerriebenem rothem Pfeffer in die Höhlen geworfen und durch hineingefeuerte Schüsse der beißende Pfeffer zum Herumstäuben gebracht wird. Die gefangenen Weiber, Kinder und jungen Leute werden zu Sklaven gemacht, die Unbrauchbaren meistens ermordet, manchmal auch laufen gelassen. Zuweilen suchen sich die unglücklichen Basen durch Tributzahlung an die Häuptlinge der abessinischen Grenzprovinzen zu schützen, doch hilft dies nicht sehr viel, denn wenn die Häuptlinge auch die Basadörfer in Ruhe lassen, so treibt sich doch gerade an der Grenze viel unbeschäftigtes und unbotmäßiges Raubgesindel herum, das bei jeder passenden Gelegenheit sicher irgend einen Handstreich auf die einzelnen Dörfer macht. Die Basen rächen sich an den Abessiniern auf jede Weise, indem sie sich in der Nähe der abessinischen Grenzdörfer herumtreiben, einzelne Leute tödten und Weiber und Kinder rauben, die wieder als Sklaven an die mohammedanischen Stämme verkauft werden. Auch lauern sie gerne an den Uebergängen des Takazie und Mareb den nach und von der Küste ziehenden abessinischen Karawanen auf und vollführen manchen glücklichen Streich gegen die abessinischen Händler. So wurde im Sommer 1881 während meiner Anwesenheit am Gasch eine von Rabta nach Massawa ziehende abessinische Karawane am oberen Mareb von den Basen überfallen, sämmtliche 200 Eselsladungen geraubt und die Besitzer, 24 Mann stark, gefangen. Die letzteren wurden nach Kassala als Sklaven verkauft, darunter auch ein abessinischer Hofmusikus, der auf der Wallfahrt nach Jerusalem begriffen, mit sammt seiner Geige gefangen wurde und nun den Triumph der Sieger mit seinem Spiel verherrlichen mußte.

Außer den Abessiniern sind die schlimmsten Feinde der Basen die Bergstämme von Algaden und Sabderat, die überhaupt im ganzen Ostsudan den Ruf der ärgsten Räuber genießen. Diese Horden machen alljährlich regelmäßige Raubzüge zu Hunderten in das Basaland, wobei namentlich die gepanzerten Reiter eine große Rolle spielen, und führen das Vieh der Basen weg, während die Besitzer zu Sklaven werden. Eben so eifrige Verfolger der Basen sind bis in die letzten Zeiten die ägyptischen Garnisonen gewesen, namentlich die Besatzung von Amideb im Barealande. Unter dem Vorwande, Tribut einzutreiben, unternahmen diese Helden von Zeit zu Zeit Raubzüge in die Basaländer und außer Vieh führten sie immer eine gute Menge Kinder, namentlich junge Mädchen, zurück, die als Sklavinnen in die Harems der Offiziere und Beamten wanderten. Von ihren anderen Nachbarn, den Beni-Amer und Homran, hatten die Basen verhältnißmäßig wenig zu leiden, obwohl auch diese Stämme von Zeit zu Zeit eine Gasua veranstalteten, namentlich wenn es galt, den Tribut an die ägyptische Regierung zu bezahlen. Einen sehr wirksamen Schutz gegen ihre Feinde, namentlich die Abessinier, besitzen die Basen in dem Klima ihres Landes. Während und zwei Monate nach der Regenzeit, also von Juni bis Mitte November, ist das Basaland höchst ungesund, namentlich die Ebenen am Mareb und Setit, die oft versumpfen und tödtliche Fieber entwickeln, während im Gegentheil die Gebirgslandschaften und einzelnen Gebirgsstöcke wie Aulla, Eimasa, Bitama, Elit, Latakatura ein verhältnißmäßig gesundes Klima haben und sogar als Gesundheitsstationen gelten können. Die Abessinier sammt und sonders haben nun einen heilsamen Respekt vor der fieberschwangeren Luft der heißen Tiefländer am Fuße ihrer Berge und wagen sich nur in dieselben, wenn das Land vollständig ausgetrocknet und das hohe Gras abgebrannt ist, also von März bis Ende Mai. Auch die Furcht der meistens berittenen abessinischen und sudanesischen Räuberbanden, die Gegenden, wo die Giftfliege haust, zu passiren und ihre Pferde dadurch zu verlieren, hält dieselben von allzu häufigen Jagden ab, so daß die Basen vor den Sklavenjagden im großen Stile alljährlich etwa sechs Monate „Schonzeit“ genießen.

Außer diesen großen regelmäßigen Raubzügen der Abessinier und Sudanesen, die im großen Stile immer zu Hunderten unternommen werden, währt der kleine Krieg gegen die heidnischen Basen jahraus, jahrein. An der ganzen Grenze des Basalandes treiben sich Gaunergesellschaften, meistens 6 bis 12 Mann stark, und aus Beni-Amer, Algaden, Jalin &c. bestehend, herum, die nur den Moment erspähen, um einzelne Leute, die Honig suchen, Kinder, die die Ziegen hüten, holzsammelnde Weiber &c. wegzufangen und in die Sklaverei zu schleppen, so daß das unglückliche Volk wirklich keinen Augenblick sich der Ruhe und Sicherheit erfreuen kann. Ich bin auf meinen Touren am Gasch häufig diesen Grenzstrolchen begegnet, die aus ihrem Vorhaben kein Hehl machten, und konnte danach beurtheilen, was die von Aegypten angeblich in Scene gesetzte Unterdrückung des Sklavenhandels den Basen genutzt hatte, auch wenn ich nicht Zeuge der von der Garnison von Amideb ausgeführten Sklavenjagden, die unter Gordon's Regierung stattfanden, gewesen wäre.

Gordon selbst hat gewiß von diesen Zügen nie etwas gewußt, obwohl die Thatsache im Ostsudan überall genau bekannt war.

Kürzere Mittheilungen.

Dr. Pechuel-Lösche über das Herero-Land.

Am 5. Mai hielt Dr. Pechuel-Lösche vor der geographischen Gesellschaft in Greifswald einen Vortrag über das Herero-Land, überhaupt den ersten nach seiner kürzlich erfolgten Rückkehr von dort. Wir entnehmen dem „Kreisanzeiger für den Kreis Franzburg" vom 8. Mai 1885 darüber das Folgende.

Das Herero-Land ist für uns Deutsche deshalb besonders Interesse erweckend, weil es das Hinterland der kürzlich unter deutschen Schutz gestellten Besitzungen in Südwest-Afrika ist. Das Herero-Land ist eine vom Meere aus ganz allmählich bis zu einer Höhe von 1300 bis 1500 m ansteigende glatte Fläche, an der nirgend ein gebirgiger Charakter wahrnehmbar ist. Eigenthümlich sind derselben zahlreiche, bis 50 m hohe Felsspitzen, welche aus der sonst ebenen Fläche hervorragen. Zur Erklärung dieser eigenartigen Bodenverhältnisse nimmt man an, daß zu der Zeit, als dieser Theil Afrikas noch Meeresgrund war, die auf demselben zwischen vorhandenen Erhöhungen befindlichen Vertiefungen durch Sand und Geröll ausgefüllt worden sind, so daß die vorerwähnten Spitzen als die Gipfel der mit Erde bedeckten Berge zu betrachten sind. In der Nähe der größeren Abflußrinnen des Landes werden die die Vertiefungen ausfüllenden Erd- und Sandmassen zum Theil weggeschwemmt, so daß dort die zerklüftete Gestaltung zu Tage tritt. Wegen seiner ungünstigen Lage an der Grenze der im centralen Afrika und im Kaplande auftretenden periodischen Regen und der über das Land hinwehenden austrocknenden Winde ist das Herero-Land außerordentlich wasserarm, da dort Regen äußerst selten fällt. Säkulare Verschiebungen in den klimatischen Verhältnissen bewirken, daß es in einzelnen Theilen des Landes in einem ganzen Jahre überhaupt nicht regnet, ja es giebt dort Leute, die überhaupt keinen Regen kennen. Infolge dieses Regenmangels giebt es Flüsse im Herero-Lande gar nicht; die größeren Abflußrinnen erreichen nur äußerst selten das Meer. Dagegen finden sich in einzelnen Theilen des Landes Quellen, die aber auch leicht wieder versiegen. Das nöthige Wasser zum Tränken der Ochsen verschaffen sich die Herero, indem sie in den Abflußrinnen 3 bis 4 m tiefe Löcher graben und das aus den unteren Bodenschichten darin sich sammelnde Wasser, unter günstigen Verhältnissen etwa ein Liter in der Minute, ausschöpfen. Der Wasserarmuth wegen ist der Pflanzenwuchs ein äußerst dürftiger. In Abständen von etwa 1 m ist der Boden mit Grasbüscheln bedeckt, die den zahlreichen Ochsen der Herero zur Nahrung dienen. Außer manchen anderen Gewächsen gedeiht dort auch eine dornstrauchähnliche Pflanze, welche große Dimensionen annimmt und kürbisartige Früchte trägt, von denen sich die Hottentotten nähren. An sieben bis acht Stellen des Landes, wo die in den Abflußrinnen angelegten Löcher sich bis zum Rande mit Wasser füllen, wird auch etwas Ackerbau getrieben, während die Herero sonst ausschließlich auf die Rinderzucht angewiesen sind. An Thieren fanden sich noch bis vor wenigen Jahren zahlreiche Herden von Elefanten, Straußen und Springböcken im Herero-Lande, so daß die Ausfuhr von Elfenbein und Straußenfedern über Walfischbai jährlich eine Million Mark betrug. In den letzten Jahren haben aber besonders schwedische und englische Jäger derartig unter den erwähnten Thieren aufgeräumt, daß diese äußerst selten geworden sind. Paviane sind in großer Menge vorhanden. An Mineralien findet sich in der Nähe der Walfischbai und auch weiter im Inneren gutes Kupfererz. — In diesem Lande, welches ungefähr die Größe des Deutschen Reiches hat, leben etwa 250 000 Menschen, also je einer auf zehn Quadratkilometer. Hiervon sind etwa 90 000 Herero, die übrigen andere Völker aus Central-Afrika und Hottentotten. Zwischen den Herero und den Hottentotten herrscht ununterbrochen Fehde, da letztere besitzlos, beständig den Rindern der ersteren nachstellen, welche sie theils für sich verbrauchen, theils gegen Lieferung von Feuerwaffen nach Kapstadt vertauschen. Durch den Besitz der letzteren war es den Hottentotten möglich, sich eine Zeitlang zu Herren der Herero zu machen, bis diese sich auch Gewehre zu verschaffen wußten. Um sich Sicherheit gegen die fortwährenden Einfälle und Diebereien der Hottentotten zu verschaffen, haben die Herero, durch englische Kommissare veranlaßt, schon mehrere Male um englischen Schutz nachgesucht, doch ist ihnen derselbe bisher nicht gewährt worden, da weder die Kapregierung, noch die englische Regierung die Kosten tragen will. Der einzige Reichthum der Herero besteht in ihren Rinderherden, mit denen ein förmlicher Kultus getrieben wird. Die 90 000 Herero sollen Millionen Rinder besitzen, sie sind im Gegensatze zu den leichtlebigen, leichtsinnigen, genußsüchtigen, unzuverlässigen und diebischen Hottentotten ernste, vertrauenerweckende, zuverlässige Männer, so daß der Europäer in ihrem Gebiete ziemlich sicher reist. Unter einander wird freilich kein anderes Eigenthum, als die Rinder, respektirt, vielmehr huldigen die Herero in ausgedehntester Weise dem Kommunismus. Dabei sind sie sehr geizig und verhungern eher, als daß sie eins ihrer Rinder schlachten. Sie nähren sich von der Milch derselben, die nur sauer genossen wird. Vor dem Genusse muß sie von dem Häuptlinge des Dorfes gekostet werden. Die Tochter desselben nimmt eine sehr hervorragende Stellung ein. Sie hat das heilige Feuer in ihrer Hütte zu bewahren und dasselbe als Zeichen zum Beginne des Melkens gegen Abend ins Freie zu bringen. Sie hat ferner die Knaben den verschiedenen Kasten, in welche die Herero geschieden sind, zuzutheilen. Eine Kaste darf nur Rinder von bestimmter Farbe haben. Sonderbare Ceremonien finden beim Begräbnisse statt. Der Gebrauch des Wassers zum Waschen ist dem Herero unbekannt; er wäscht sich nie. Gewöhnlich wird der Körper mit einer rothbraunen, fettigen Salbe eingeschmiert. Das Reinigen der Hände von Fett, z. B. zur Begrüßung von Europäern, geschieht durch Kuhdung.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das todte Brügge soll jetzt zu einem Seehafen umgeschaffen werden. Die belgische Regierung hat beschlossen, bei Heyst unweit Brügge einen Hafen von 74 ha Areal und $7\frac{1}{2}$ m Tiefe bei Ebbe anzulegen und denselben durch einen Kanal mit der Stadt Brügge zu verbinden.

— Der bekannte und beliebte Reiseführer von Dr. Gsell-Fels „Italien in 60 Tagen" (Leipzig, Biblio-

graphisches Institut) ist eben in 3. Auflage erschienen. Dadurch, daß das stetig an Umfang zunehmende Buch jetzt praktischer Weise in zwei handliche Theile zerlegt worden ist, wird es sich bei denjenigen, welche in wenigen Wochen möglichst viel von Italien sehen wollen, gewiß neue Freunde erwerben.

— Wie „La Gazette Géographique" vom 23. April d. J. mittheilt, sind die Arbeiten zur Entwässerung des Kopais-See in Böotien, welche im Februar 1883 von einem französischen Unternehmer begonnen, aber nicht sehr eifrig betrieben wurden, jetzt in vollem Gange, nachdem eine gleichfalls französische Gesellschaft, deren Kapital 15 Millionen Francs beträgt, die Sache in die Hand genommen hat. Zwischen dem Sumpfsee Kopais oder, wie er heute genannt wird, Topolias (95 m über dem Meere) und der Meerenge von Talanti liegen zwischen Bergen und Hügeln noch zwei kleinere Seen, der Likeri (45 m) und der Paralimni (35 m); diese sollen durch Kanäle und Tunnels mit einander und mit dem Topolias einerseits, dem Meere andererseits in Verbindung gesetzt werden und zugleich als Reservoirs dienen, welche im Winter das Wasser aufsammeln und in der trockenen Zeit zur Berieselung der Ebenen des Topolias und derjenigen von Theben wieder hergeben. In Likeri soll das Wasser um 35 m höher, als sein jetziger Spiegel steht, im Paralimni um 22 m höher gestaut werden. Den Fall zwischen beiden Seen einerseits und dem Paralimni und dem Meere andererseits, welcher auf 12 000 Pferdekräfte geschätzt wird, denkt man gleichfalls auszunutzen, den ersteren durch eine hydraulische Maschine, welche das Wasser zur Berieselung der Topolias-Ebene auf die erforderliche Höhe heben soll. Der Tunnel zwischen Topolias und Likeri (630 m lang) ist bereits zu zwei Drittel fertig, derjenige zwischen Likeri und Paralimni (1000 m lang) an vier Stellen in Angriff genommen; ebenso befinden sich zwei der zuführenden Kanäle in Arbeit.

Asien.

— Die „Nowoje Wrjema" bezeichnet den Weiterbau der central-asiatischen Bahn als eine beschlossene Sache. Die 345 Werst lange Strecke vom Michailow-Busen (Krasnowodsk) über Kizil-Arwat und Aschabad bis Kaachka (bei Lutfabad) soll bereits im Herbst dieses Jahres fertig sein. Von Kaachka bis Merw, 180 Werst, werden im nächsten Frühjahre und die letzten 240 Werst von Merw bis zum Amu-darja zum Sommer des nächsten Jahres fertig werden. Abgesehen von Schienen und Betriebsmaterial soll der Bau der Bahn, welcher dem General-Lieutenant Annenkow übertragen worden ist, 12 Millionen Rubel (ca. 24 Mill. Mk.) kosten.

— Die Zeitung „Sibir" hat am 26. Februar aus Chabarowka aus der Kanzlei des General-Gouverneurs der Amur-Provinz folgendes, die Goldwäscher an der chinesisch-russischen Grenze (vergl. oben S. 269 f.) betreffendes Telegramm erhalten: „Es ziehen viele Leute aus verschiedenen Gouvernements an die Sheltuga, woselbst die Preise enorm steigen; die Resultate der Arbeit sind geringfügig. Käufer für Gold giebt es wenige; der Preis desselben ist gefallen. Die Wege sind unpassirbar, eine Hungersnoth droht; es ist die Anordnung getroffen worden, das gewonnene Gold als Kontrebande zu arretiren. Man veröffentliche dies, rede den Arbeitern die Hinreise aus, um viel Unglück zu verhüten." — Hieraus ergiebt sich, daß die russischen Behörden ebenso gegen die Goldwäscher Partei ergriffen haben, wie die chinesischen.

— Die indische Regierung hat jetzt den „Times" zufolge angefangen, ein der Asiatic Society vor Jahren gegebenes Versprechen zu erfüllen, nämlich das einer systematischen zoologischen Untersuchung der indischen Meere nebst einer Aufnahme der Küsten. Letztere ist schon seit einigen Jahren im Gange, und nun ist auch dem Aufnahme-Dampfer „Investigator" ein geeigneter Naturforscher, Dr. Giles, nebst den nöthigen Apparaten beigegeben worden. Derselbe hat kürzlich während einer Kreuzfahrt im Meerbusen von Bengalen an verschiedenen Stellen gedredscht und einige anscheinend neue Thiere erbeutet.

Afrika.

— Unseren Lesern ist der englische Jäger James durch seine Jagdzüge im Lande der Basé oder Kunama (vergl. oben S. 55) bekannt. Im vergangenen Winter unternahm derselbe mit vier Begleitern eine kühne Reise in das Innere des Somali-Landes; er beabsichtigte durch Ogadeen (zwischen 6° und 7° nördl. Br.) bis zum Webi zu gehen, was in Berbera mit Kopfschütteln aufgenommen wurde. War doch gerade in Ogadeen unlängst der Italiener Saceoni von den Eingeborenen ermordet worden! Die Reise ist indessen, wenigstens zum Theil, geglückt; Hr. Josef Menges schreibt uns darüber aus Berbera, den 23. April 1885: „Es dürfte Sie vielleicht interessiren zu erfahren, daß die englischen Sportsmen James, Philipps &c. von ihrer Tour nach dem Webi am 16. April d. J. wider Erwarten glücklich zurückgekehrt sind. Die Herren, die am 23. December vorigen Jahres von hier abreisten, haben sehr große Schwierigkeiten zu überwinden gehabt und nur durch große Geschenke sich den Weg durch Ogadeen bahnen können, waren aber dennoch in beständiger Gefahr, angegriffen zu werden. Den Webi haben sie glücklich erreicht, ihre Absicht aber, von da flußabwärts nach Makdischu (am Indischen Ocean) zu gehen, nicht ausführen können, da ihre Leute sich weigerten, weiter zu gehen und es unmöglich war, mit den Anwohnern des Webi, die seßhaft sind und mit den nomadisirenden Somali fast immer auf dem Kriegsfuße stehen, ein Abkommen über den Weitermarsch zu treffen. Sie kehrten deshalb durch die wasserlose Steppe nach Berbera zurück, wobei sie auf einer Strecke neun Tage ohne Wasser marschiren mußten. Das geographische Resultat dieser Reise ist sehr bedeutend; dagegen waren die Herren in Bezug auf Sport sehr enttäuscht. Die Reise soll circa 5000 Pfd. Sterl. kosten."

— Der Sekretär der Baptisten-Missionsgesellschaft in London schreibt an die „Times": „Wir haben soeben die Nachricht erhalten, daß der Rev. G. Grenfell nach einer Reise auf dem oberen Congo von Stanley-Pool nach Stanley-Falls, eine Entfernung von 1060 Meilen, in dem der Baptisten-Missionsgesellschaft gehörigen Dampfer „Peace" glücklich zurückgekehrt ist. Er hat auf seinem Wege viele Nebenflüsse erforscht — den Mobangi bis 4° 30′ nördl. Br., den Ukere bis 2° 50′ nördlich und den Lubilandschi bis 1° 50′ südlich. Der Mbura ist von seiner Vereinigung mit dem Congo nur 10 bis 12 Meilen weit schiffbar, dann blockiren Katarakte die Passage. Der Mobangi ist ein schöner Fluß, aber die dortige Bevölkerung ist äußerst wild. Ein umständlicher Bericht ist noch nicht eingegangen; es ist indeß sehr befriedigend zu erfahren, daß der Congo nunmehr friedlich befahren werden kann und derartige Forschungsreisen mit Sicherheit unternommen werden können. Hr. Grenfell wurde auf dieser Reise von Frau und Kind und einer kleinen Anzahl von Missionsgehilfen begleitet. Der Ausflug nahm 5 Monate in Anspruch. Der „Peace" ist ein Doppelschraubendampfer von 70 Fuß Länge und wurde von der Firma Thornycroft u. Cie. in Chiswick gebaut. Nach einer Versuchsfahrt auf der Themse wurde er in Stücke zerlegt und in diesem Zustande nach dem Congo gesandt. Die Platten u. s. w. wurden dann auf den Köpfen von Männern über Land nach Stanley-Pool — eine Strecke von 225 Meilen — getragen. Dort wurde der Dampfer von Hrn. Grenfell und seinen Negerdienern wiederum zusammengesetzt, und nach einer oder zwei kurzen Fahrten wurde diese prächtige Reise

ausgeführt, welche den ganzen oberen Fluß als der Civilisation, dem Handel und Missionsunternehmungen geöffnet erwiesen hat. Vieles ist hierbei der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft unter der fähigen Führerschaft von Hrn. H. M. Stanley zu danken. Der Congo-Staat, mit König Leopold II. als Souverän, hat eine große Zukunft vor sich, und zwar nicht in weiter Ferne." (?)

— Hugo Zöller schreibt d. d. Vivi 6. April in der „Kölnischen Zeitung" vom 12. Mai 1885 unter anderem Folgendes über die Aussichten des neuen Congo-Staates. „Während im ganzen Verlaufe der Weltgeschichte ein civilisirter Staatsorganismus der Schlußstein langer Kulturbestrebungen gewesen ist, will man hier damit anfangen, und alles Uebrige soll erst nachfolgen. Wird der Versuch gelingen? Unter günstigen Vorbedingungen würde ich ihn nicht für aussichtslos halten, aber hier scheinen mir die Vorbedingungen leider nicht ganz so günstig zu sein, wie man wohl in Europa annimmt. Hoheitsrechte irgend welcher Art sind von der Association bisher noch nicht ausgeübt worden. Um die Verhältnisse am Congo richtig zu beurtheilen, sollte man nicht vergessen, daß einige westafrikanische Kaufmannsfirmen; wie z. B. das große holländische Haus, über einen eben so großen Stab an weißen und schwarzen Angestellten verfügen, wie die Association. Die Association hat ganz Außerordentliches geleistet, indem sie in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit Stationen um Stationen immer weiter ins Innere hinein vorschob. Hat man ein Recht, ihr vorzuwerfen, daß sie nicht noch mehr geleistet hat? Ich glaube kaum. Aber ob der Congo und das Congogebiet überhaupt einen so hohen Werth haben, wie man in Europa annimmt? Im Februar und März dieses Jahres ist ein diplomatischer Agent der Vereinigten Staaten (Herr Thistle) bis nach Stanley-Pool hinaufgegangen und soll über die Hilfsquellen des Landes ein ziemlich ungünstiges Urtheil gefällt haben. Ich habe noch keinen mit den Congoverhältnissen Vertrauten, sei er nun Kaufmann oder was immer, gesprochen, der nicht über Stanley's in Europa gehaltene Reden gelächelt und erklärt hätte, daß dieselben ebensowenig ernst zu nehmen seien, wie jede andere Reklame. Es besteht allerdings, wie ich durch das, was ich mit eigenen Augen gesehen habe, bezeugen kann, ein arger Widerspruch zwischen den übertreibenden Schilderungen des gewandten Amerikaners und dem Aussehen des kahlen und nicht sehr dicht bevölkerten Landes. Welch ein Paradies an Fruchtbarkeit und Ueppigkeit ist im Vergleich hierzu Kamerun und namentlich das Kamerun-Gebirge .... Bei aller Hochachtung vor dem Werke, dessen wahrhaft großer und erhabener Grundgedanke vom König der Belgier ausgegangen ist, kann ich doch nicht läugnen, daß die Aussichten für die Zukunft mir trotz der Konferenz und ihrer Entscheidungen ein wenig trübe zu sein scheinen."

— Bei seiner Abreise nach Afrika hat Ed. Robert Flegel „Drei Briefe an die Freunde deutscher Afrika-Forschung, kolonialer Bestrebungen und der Ausbreitung des deutschen Handels" (Hamburg 1885) veröffentlicht, in denen er wiederum sich bestrebt, das Interesse für die gründliche Durchforschung und Nutzbarmachung des Benuë-Gebietes durch Deutschland zu erwecken. Nach seiner Ansicht gehört dasselbe zu den vielversprechendsten Theilen Afrikas, kann Handel und Plantagenbau reichlich lohnen, ja gestattet vielleicht selbst Ansiedelung. Flegel's Plan geht dahin, dort Stationen zu errichten und von diesen aus durch Fachmänner aller Art das Land eingehend untersuchen zu lassen, in praktischer sowohl als auch wissenschaftlicher Hinsicht. Ein Anfang dazu ist ja bereits durch Flegel's eigene neue Expedition gemacht worden; aber ihm liegt daran, weitere und namentlich kaufmännische Kreise für seine Gedanken zu erwärmen. Möge ihm darin das Glück günstig sein!

— In jetziger Zeit, wo die deutschen Kolonialbestrebungen im Vordergrunde des Interesses stehen, ziemt es sich wohl, auf deren allererste Anfänge zurückzublicken, und neue authentische Beiträge zu deren Geschichte sind sicher, mit Interesse aufgenommen zu werden. Das ist gewiß der Fall mit dem Werkchen „Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika 1681 bis 1721" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn 1885), welches die Abtheilung für Kriegsgeschichte im Großen Generalstabe fast ausschließlich nach den Akten und Urkunden des Berliner Geheimen Staatsarchivs verfaßt und mit einer Uebersichtskarte und fünf sehr interessanten Plänen und Rissen der westafrikanischen Forts ausgestattet hat. Daß hierbei der kriegswissenschaftliche und politische Gesichtspunkt am meisten in den Vordergrund tritt, ist natürlich; aber neben der pragmatischen Darstellung von der Errichtung und dem Untergange der westafrikanischen Faktoreien fehlt es nicht an merkwürdigen Streiflichtern auf andere Wissensgebiete. — Brandenburg resp. Preußen hat vor 200 Jahren an zwei Punkten Westafrikas Faktoreien und Forts besessen, an der Goldküste und nördlich vom Senegal. Am ersten Tage des Jahres 1683 ergriff Major Otto Friedrich von der Gröben Besitz vom Berge Manfro (westlich vom Cap Tres Puntas) und errichtete dort das Fort Groß-Friedrichsburg, östlich von welchem später noch bei Taccrama, Accada und Taccarary Befestigungen angelegt wurden, trotzdem die Holländer das Festsetzen der Brandenburger nach Kräften zu hindern suchten. Obwohl die Gegend ungesund war und die Besatzung von Groß-Friedrichsburg gleich zu Anfang starke Verluste durch das Fieber erlitt (S. 19, Anmerk.), so entwickelte sich doch der Handel in ergiebiger Weise: in der Zeit vom 28. December 1711 bis 24. December 1713 legten dort 95 Schiffe an. Allein König Friedrich Wilhelm I. brachte den Kolonien keine Sympathien entgegen und verkaufte diejenigen an der Goldküste am 22. November 1717 für 6000 Dukaten und 12 Negerknaben an die Holländisch-Westindische Kompagnie. — Sehr ausgedehnt war der zweite Kolonialbesitz Brandenburgs, das Land Argien, welches die westafrikanische Küste vom Senegal bis fast zum 25. Grade nördl. Br. umfaßte, ein Gebiet, dessen nördliche Hälfte heute von Spanien, dessen südliche von unabhängigen maurischen Stämmen occupirt ist. Der wirkliche Besitz aber beschränkte sich wohl auf die Insel Arguin (20° 35′ nördl. Br.) und das darauf befindliche Kastell. Davon ergriff Brandenburg Besitz am 5. Oktober 1685. Mit der Zeit wurde Arguin der größte Stapelplatz für den internationalen Gummihandel, was den besonderen Neid der großen Kolonialmächte erregte. Der erste Besitzer (seit 1441) war Portugal gewesen, dann seit 1580 Spanien, von 1638 bis 1678 die Niederlande, von da an Frankreich, welches aber bald selbst diese Besitzung aufgab, um später seine Ansprüche wieder geltend zu machen und die Insel am 10. März 1721 den seit 36 Jahren dort sitzenden Brandenburgern resp. Preußen mit Gewalt wieder abzunehmen. Damals bestand die ganze Besatzung nur noch aus 3 Christen und 40 Mohren; sie unterlag französischer Uebermacht, mehr aber noch wegen der Gleichgültigkeit des Mutterlandes. Und doch hieß es in einem Berichte aus dem Jahre 1713 an den König unter anderem: „Die Erste Forteresse heißt Argyn und liegt an der Capo Blanco, ist von lauter Klipp-Steinen aufgebaut und so fest und wohl situiret, daß wenn 30 oder 40 Mann daselbsten Guarnison halten, sie vor niemanden, wer es auch ist, sich zu fürchten hat ... Dieses Arguynische Königreich ist 150 Meilen lang, nämlich von Canarien bis an den Arguyn 70, und von Arguyn bis Senegal 80 Meilen südwärts und 70 Meilen ostwärts breit. Das Commercium auf dieser Arguyn'schen Küste besteht vornehmlich in Gummi, auch etwas Gold, Sklaven, Elephanten-Zähne, Bezoar-Steinen, Pfeffer, Häuten von Tigern, Ochsen, Böcken, Cabritten, weißem und schwarzem Ambra de Gris, zuweilen viel, zuweilen wenig, nachdem die See solchen auswirft, Straußfedern, Fisch und Salz in großer Menge. Die Luft in Arguyn ist gesund, und ob es

daselbst schon große Hitze giebt, so werden doch die Leute gemeiniglich sehr alt."

Inseln des Stillen Oceans.

— Ueber die Ergebnisse der deutsch-englischen Südsee-Kommission bringt die „Kölnische Zeitung" Mittheilungen, denen wir Folgendes entnehmen. Die Staatsangehörigen beider Mächte sollen in den beiderseitigen Besitzungen gleiche Rechte genießen. Englische und deutsche Schiffe stehen überall auf gleichem Fuße. Unterscheidungszölle werden nicht eingeführt, Waffen, Schießbedarf und alkoholische Getränke nicht zugelassen. Die Schiffer-, Salomon- und Freundschafts-Inseln, sowie die Neu-Hebriden gelten ausdrücklich als unabhängige Gebiete. Ebenso bleiben die Caroline-, Marschall-, Gilbert-, Ellice- und andere Inselgruppen unabhängig, nur erkennt England das besondere Interesse Deutschlands als einer nord-pacifischen Macht auf die Caroline- und Marshall-Inseln an, wofür Deutschland den Engländern denselben Dienst in Bezug auf die Gilbert-, Ellice- und andere Inseln im südlichen Theile des Stillen Oceans leistet, obschon auch dort der deutsche Handel den englischen überwiegt. Beide Theile verpflichten sich, im Stillen Ocean keine Strafkolonien anzulegen. Wie hier hervorgehoben wurde, suchen die Engländer dadurch Deutschland gegen Frankreich auszuspielen; auch glauben sie mit der Anerkennung der Unabhängigkeit der von Frankreich begehrten Neu-Hebriden durch Deutschland schon ihren Zweck in diesem besonderen Punkte erreicht zu haben. Die Anwerbung von Eingeborenen auf den noch unabhängigen Gebieten wird von Deutschland und England nur unter gewissen sehr streng abgefaßten Bedingungen vorgenommen werden. In Bezug auf die Samoa-Inseln befleißigte sich der Ausschuß einer diplomatischen Enthaltsamkeit. Die dabei betheiligten Staaten England, Deutschland und Nordamerika werden sich daher in Zukunft noch besonders damit abzugeben haben. (Ueber die deutsch-englische Grenze auf Neu-Guinea vergl. oben S. 256.)

— Bekanntlich beabsichtigt die niederländische geographische Gesellschaft mit Unterstützung der Regierung eine wissenschaftliche Expedition nach dem westlichen Theile von Neu-Guinea zu entsenden. Ueber den Stand der Angelegenheit wurden in der letzten allgemeinen Versammlung nähere Mittheilungen gemacht. Die Regierung hat sich bereit erklärt, die Gesellschaft mit einer die Summe von jährlich 10 000 Gulden nicht übersteigenden Beihilfe zu unterstützen; man war dabei von dem Gedanken ausgegangen, daß eine Station als Ausgangspunkt genommen werden solle, wo man im Besitz einer regelmäßigen Verbindung mit anderen Theilen des Archipels ist; als solche waren Doreh und Onin in Vorschlag gebracht worden. Später war man der Ansicht, daß die Wahl Dorehs weniger empfehlenswerth sei. Besonders wird Werth auf Flußuntersuchungen gelegt. Mit Rücksicht auf die verfügbaren Mittel wird man vorläufig von naturwissenschaftlichen Untersuchungen Abstand nehmen und sich auf geographische Forschungen beschränken. Der Vorsitzende konnte mittheilen, daß sich sehr viele Personen angeboten hatten, welche geneigt waren, die Expedition mitzumachen; zur Orientirung hatte er ausführliche Mittheilungen über Onin und Kowiai zusammengestellt, die in der Zeitschrift der Gesellschaft veröffentlicht werden sollen.

— Felsenbilder in Neu-Guinea. Anknüpfend an eine Stelle seines im „Globus", Bd. XLIII, S. 94 erschienenen Aufsatzes, wo von dem Vorkommen von Bildern auf der Felswand einer kleinen Insel im Mc Cluer-Golf gesprochen wurde (welche Thatsache aber noch der Bestätigung bedurfte), hat unser Mitarbeiter Herr E. Metzger in „Nature" vom 9. April 1885 alles zusammengefaßt, was über solche Bilder seither bekannt geworden ist. Sie kommen an drei Stellen, theils im Mc Cluer-Golf, theils auf den Key-Inseln, vor und befinden sich theils in der Nähe der Meeresoberfläche, theils in großer Höhe über derselben. In einem der zuletzt erwähnten Fälle wird hervorgehoben, daß der ganze Felsen von unten bis oben mit Seemuscheln bedeckt ist. Aus den Berichten scheint sich zu ergeben: 1) daß einzelne Inseln der Key-Gruppe und im Mc. Cluer-Golf sich bedeutend gehoben haben; 2) daß vermuthlich die Hebung in nicht zu entfernter Zeit stattgefunden hat, und 3) daß die Hebung keine allgemeine war, sondern sich, obwohl an weit von einander entfernten Punkten beobachtet, nicht bei allen Inseln der Gruppe zugleich findet, ja vielleicht auf einzelne Theile einzelner Inseln beschränkt ist.

Nordamerika.

— Der Präsident der Republik Mexiko hat ein Dekret erlassen, welches folgende Häfen und Grenzzollhäuser als dem fremden Handel geöffnet erklärt: am Meerbusen von Mexiko Matamoras, Tampico, Tuxpan, Veracruz, Coatzacoalcos, Frontera (Tabasco), Isla del Carmen, Campeche und Progreso; am Stillen Oceane Seconusco, Tonala, Salina Cruez, Puerto Angel, Acapulco, Manzanillo, San Blas, Mazatlan, Altata, Guaymas, La Paz Cabo de San Lucas, Bahia de la Magdalena und Todos Santos. („The Chamber of Commerce Journal.")

Südamerika.

— Ein sehr unterhaltendes und amüsantes Buch sind die „Bilder aus Brasilien" von C. von Koseritz (Leipzig und Berlin, W. Friedrich, 1885). Der bekannte, seit 33 Jahren im Lande ansässige Vorkämpfer des Deutschthums giebt darin 94, im Sommer 1883 geschriebene Feuilletons, namentlich über Rio de Janeiro und S. Paulo, in denen er kein Blatt vor den Mund nimmt und bis zu den höchsten Kreisen hinauf seine Kritik übt. Ein solches Buch kann nur Jemand schreiben, der so lange die Verhältnisse und Personen aus eigenster Anschauung kennt; darum ist es von hohem Werthe für Jeden, der sich für Brasilien interessirt. Man muß ihm wohl glauben, wenn er schreibt, daß „des Unverstandes Name Brasilien ist" (S. 11) oder „Es ist ein eigenthümliches Land, dieses Brasilien: was unvernünftige Wirthschaft nur leisten kann, wird gemacht; aber das Land ist so kolossal reich, daß es eben gar nicht zu ruiniren ist, wäre es überhaupt zu ruiniren, so hätten es die Menschen schon längst unter den Hammer gebracht" (S. 122). Daß das Buch manches enthält, was einem deutschen Leser gleichgiltig sein kann, und daß umgekehrt anderes einer näheren Erklärung für Nicht-Brasilianer bedürfte, ist nicht zu leugnen; aber wir wüßten nicht, wo anders man sich über Rio, seine Bevölkerung, seine wissenschaftlichen und sonstigen Anstalten, Theater, Zeitungen, den Hof, das Parlament, das dortige Deutschthum, seine hervorragenden Bürger u. s. w. bessere Auskunft erholen sollte.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVII. 

№ 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

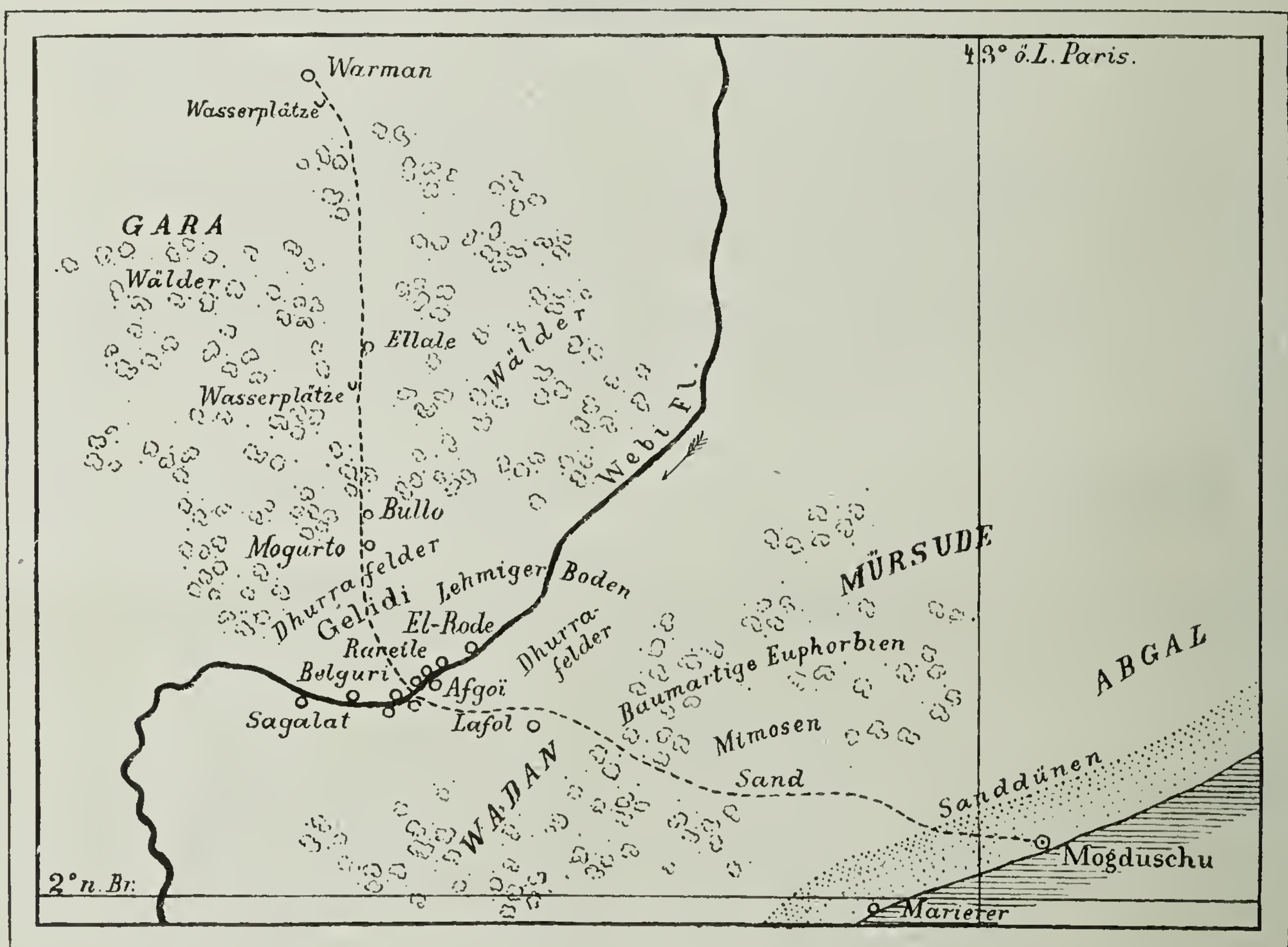
VI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Sobald am 24. Juni Morgens der Ruf des Muezzin ertönte, der die Gläubigen zum Morgengebet einlud, erschienen zwanzig kräftige Sklaven, um das Gepäck in einen Garten von Hamarwin zu tragen, wo die 25 Lastkameele und die beiden Esel beladen werden sollten. Dank der frühen Stunde und den Soldaten des Gouverneurs, welche bis zu dem Garten hin aufgestellt waren, ging das Hinüberschaffen ohne Hinderniß vor sich. Als aber die Sonne aufging, sammelte sich eine solche Volksmenge am Eingange des Gartens an, daß es schwer war, dieselbe in Ordnung zu halten. Zu allem Unglücke ließen auch die Kameele drei Stunden lang auf sich warten, und es wurde neun Uhr, ehe sie eintrafen; dadurch wurde wieder die Geleitmannschaft in schlechte Laune versetzt, eilte sich möglichst mit dem Beladen der Thiere und verursachte dadurch allerlei Unordnung. Zuletzt konnten auch die Soldaten die neugierige Menge nicht mehr im Zaume halten, die sich nun ungehindert überall herzudrängte und manchen Strick und manche Matte entwendete. Trefflich benahm sich wie immer Salem, thätig und kaltblütig, er ging und lief vom einen zum anderen, hier tadelnd, dort antreibend; selbst den Chef der ganzen Karawane, Hadschi Ali, mußte er an seine Schuldigkeit erinnern, denn er fand ihn im Schatten einer Mauer sitzend ganz vertieft in ein Gespräch mit dem unheimlichen Scheich Awes, der schon seit Mörka mit Révoil zusammen gereist war. Als endlich alles bereit war, erschien Mude Jussuf, übernahm stolz den Oberbefehl über die Eskorte, welche sich in lauter kleinen Abtheilungen vor und hinter jedem Lastthiere vertheilt hatte, und schwur, den Franzosen gesund nach Gelidi zu bringen oder an seiner Seite zu fallen; ein letztes „Hakim! fi aman Illah u rasul" (Doktor, möge dich Allah schützen und sein Prophet!) von den Lippen des trefflichen Salem, und die Karawane setzte sich in westlicher Richtung in Bewegung.

Es war fast Mittag geworden; glühend brannte die Sonne vom Himmel herab und die Rückstrahlung von den Dünen war fast unerträglich. Von dem Gipfel des Hügels, welcher die Moschee und den Thurm Uliad trägt, warf Révoil noch einen letzten Blick auf das Meer und Mogduschu zurück; dann galt es nach vorwärts zu schauen. Dort hatten sich wohl 500 bis 600 Beduinen vom Stamme der Abgal und Mürsude einige hundert Meter vor ihnen aufgestellt und schienen entschlossen, ihnen den Durchzug zu wehren. Doch gelang es, rasch einen kleinen Hügel zu gewinnen, von dem aus man die Ebene zu überschauen vermochte; ein Dutzend von den Gobron scharte sich um Révoil, während die die Karawane begleitenden Greise, ihre Rosenkränze schwingend, den raublustigen Beduinen entgegenschritten, die zwar die Straße besetzt hatten, sich aber doch in respektvoller Entfernung hielten. Denn die Karawane bot ihnen keine schwache Stelle; jedes Thier

ohne Ausnahme wurde von einem Manne geführt, und an beiden Flanken befanden sich Reihen gut bewaffneter, kampfbereiter Krieger. Auf die Beduinen schienen die Worte der Greise keinen Eindruck zu machen; da ließ Mude die Karawane sich in Trab setzen und seine Krieger theils nach beiden Seiten, theils nach hinten Front machen. Diese Bewegung glückte; denn die Abgal näherten sich zwar, wagten aber doch keinen Angriff, sondern begnügten sich mit Steinen und Knüppeln zu werfen, bis sie, wahrscheinlich einen Angriff der weiter landeinwärts sitzenden Wadan fürchtend, ihre Verfolgung aufgaben. Die Karawane aber betrat alsbald den vor ihr liegenden Wald, wenn man diese Bezeichnung auf das dichte Gestrüpp und die Dornsträucher anwenden will. Der sich hindurchziehende sandige Pfad ist so schmal, daß man nur im Gänsemarsch vorwärts kommen konnte; dazu herrschte eine erdrückende Hitze, stachen die Moskitos und zerrissen die Dornen Kleider und Haut. Aber man mußte eilen, um noch vor Sonnenuntergang Lafol zu passiren, wo Nur Mussa den Durchzug hindern wollte. Zu irgend welchen Beobachtungen war keine Zeit; kaum daß der Reisende bemerkte, daß die Vegetation aus Akazien, Kaktus und baumartigen Euphorbien bestand. Julian war bereits ermüdet und nahe daran, einen Sonnenstich zu bekommen; die Esel, welche die Chronometer trugen, konnten kaum noch am Zaume mitgeschleppt werden. Endlich um fünf Uhr näherte man sich Lafol, und nun bildeten die Gabron zu beiden Seiten eine Art Mauer aus ihren Schilden, während einzelne Krieger die nächsten Gebüsche absuchten. Auf einer Lichtung machte die Karawane Halt, ein kurzes Gebet wurde gesprochen, und dann schritten wieder die Greise voran auf das Lager der Wadan zu, dessen Nähe das Meckern der Ziegen verrieth. Etwa 1000 Krieger waren hier zu beiden Seiten des Weges versammelt, und wieder mußte die Karawane



Révoil's Marsch von Mogduschu über Gelidi nach Warman. (Maßstab 1 : 100 000.)

im Laufschritt sich hindurchwinden; aber jeder Kameeltreiber vertheidigte sein Thier nach Kräften mit Dolch und Lanze, und die drei, welche in die Hände der Gegner geriethen, wurden denselben auch wieder von Mude unversehrt entrissen.

Allerdings mußte man fürchten, daß sie der Karawane auf den Fersen bleiben würden, da die Sonne sich stark dem Untergange zuneigte. Glücklicherweise wurde der Boden hinter Lafol fester; er besteht dort aus Lehm und war durch die Hitze fest und hart geworden. Dafür quälte ein entsetzlicher Durst die Reisenden, denn ihr eigener Schlauch war von den Dornen zerrissen worden und die Leute hatten in der Eile des Aufbruches vergessen, ihre Kalebassen zu füllen. Endlich zeigten sich in der Ferne die ausgedehnten Dhurrafelder von Gelidi, und das flößte allen neuen Muth ein. Bald begegnete man auch einer Schar Frauen; eine davon, ein kräftiges, munteres, mit einer Lanze bewaffnetes Weib, eine der Gattinnen Omar Jussuf's, hatte das Gerücht vernommen, daß die Karawane geplündert und die Reisenden getödtet seien, und hatte sich voll Muth selbst aufgemacht, um die Wahrheit zu erfahren. Um 7 Uhr Abends erreichte man vollständig erschöpft die Ufer des Webi; die vom Durst gepeinigten Krieger stürzten sich darauf los und schlürften in langen Zügen nach Art der Thiere, während andere sich ihrer Schilde als Schöpfgefäße bedienten und sie gefüllt dem Reisenden brachten. Dann ordneten sie sich wieder in zwei Reihen und führten ihren Kriegstanz, den Lab, aus, während die Karawane am Strome entlang zog und zuletzt an einer Flußbiegung auf einer großen Wiese Halt machte, um dort für die Nacht zu lagern. In der Dämmerung konnte man noch am jenseitigen Stromufer den Hüttenkomplex von Gelidi erkennen; am Ufer hatte sich eine gewaltige Menge von Neugierigen angesammelt und beantwortete den Kriegsgesang und die Flintenschüsse mit lautem Geschrei.

Auf dem Flusse giebt es hier und da kleine Fährkähne,

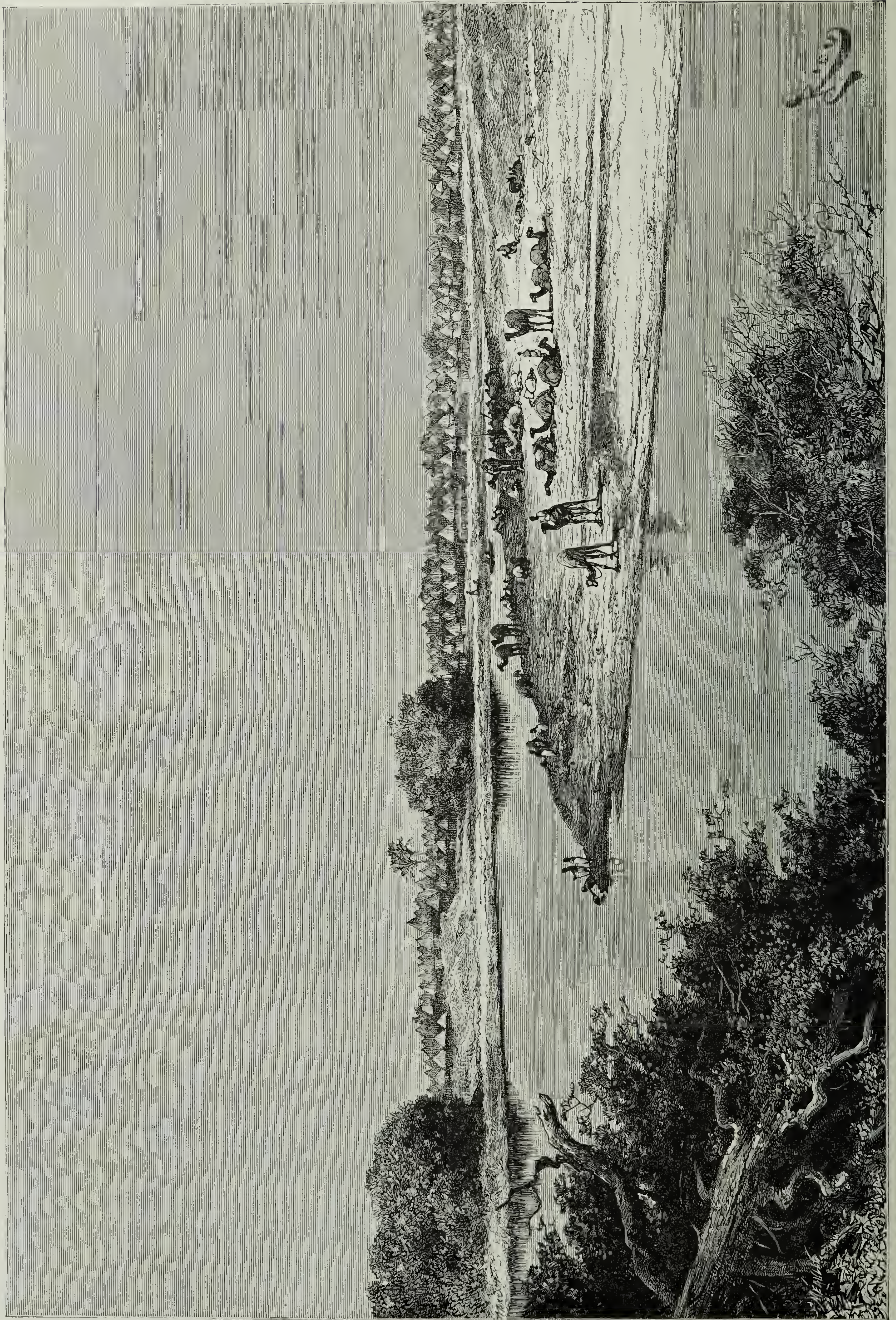
welche mittels einer über das Wasser gespannten Liane den Verkehr zwischen beiden Ufern aufrecht erhalten. In einem derselben setzten Révoil und Julian nach Gelidi über und nahmen nur ihre Instrumente und das auf den Eseln verladene Gepäck mit sich, die Karawane der Fürsorge der Kameeltreiber unter Hadschi Ali's Oberaufsicht überlassend. Drüben landeten sie mit einiger Schwierigkeit zwischen der lärmenden Volksmenge, die sehr enttäuscht war, die beiden Europäer in arabischer Tracht zu erblicken; mit Mühe nur konnten sich die von Omar Jussuf abgesandten Personen den Fremden nähern, und ihre Begrüßungsworte wurden von dem Geschrei der Leute übertönt. Unter diesen einflußreichen Personen befand sich Omar Kassadi, ein Araber von Makalla und alter Freund von Salem, den Révoil vielfach in Mogduschu gesehen hatte; dieser ergriff den Reisenden bei der Hand und führte ihn durch das Dorf nach der für ihn bestimmten Hütte, welche neben derjenigen des Sultan Omar lag. Ihre gesammte Ausstattung bestand fast nur aus einigen Ochsenhäuten; aber dem von einem $7^1/_2$stündigen Marsche in glühender Sonne ermüdeten Reisenden kam dieselbe beinahe luxuriös vor, und ohne das ihm vorgesetzte gekochte Fleisch und Milch auch nur zu berühren, legte er sich nieder und entschlief.

Am nächsten Morgen wurde er mit einer Unglücksbotschaft geweckt: die Wadan von Lafol waren der Karawane gefolgt, hatten in der Nacht das Lager überfallen, die leichten Gepäckstücke fortgeschleppt, die schweren mit ihren Dolchen aufgeschnitten und geplündert und schließlich



Ankunft am Ufer des Webi.

die Lastthiere fortgetrieben. Die sorgfältig vorbereitete Expedition war bereits 24 Stunden nach ihrem Aufbruche vollständig desorganisirt worden. Wie sollte es möglich sein, ohne Kameele die Reise fortzusetzen? Und was nutzten die Versicherungen Mude Jussuf's, daß Révoil unter dem Schutze des Scheichs der Gobron und mächtigen Sultans von Gelidi stehe, und daß dieser die Wadan züchtigen werde? Hadschi Ali, der Karawanenchef, wurde durch den Vorfall wenig berührt und antwortete auf alle Zornesausbrüche des Reisenden nur mit „Allah hat es gewollt!“ Mahdi Nur aber und Hadschi Othman, ein Vertrauensmann, den Salem der Expedition mitgegeben hatte, fanden es unerklärlich, wie die Karawane ohne die Mitschuld der Geleitmannschaft hatte geplündert werden können. Sobald Révoil das letzte der ihm gebliebenen Gepäckstücke in Sicherheit gebracht hatte, eilte er, den Sultan von Gelidi aufzusuchen, um zu erfahren, ob dessen Macht und Einfluß wirklich so groß waren, als der Ruf davon. Die Wohnung Omar Jussuf's war eine elende kegelförmige Hütte nahe der seinigen, deren ganze Einrichtung aus ein paar mit Ochsenhaut überspannten Sesseln bestand; ein Vorhang aus Häuten theilte den Raum in zwei Theile. Als Révoil mit dem üblichen Gruße eintrat, hockte der Scheich der Gobron in dem hinteren, halb dunkeln Raume auf einem Sessel. Durch eine Fistel am Beine, die Folge eines tiefen Dornstiches, gehindert, verließ er seine Hütte nicht, fastete bei Tage und betete Nachts, wodurch die Achtung und Verehrung, die er weit und breit genoß, stetig zunahm, so daß



Ansicht von Gelidi. (Nach einer Photographie.)

zahlreiche Gläubige und Pilger bei ihm zusammenströmten. Ein Rosenkranz von 1000 Perlen, mehrere an den Wänden hängende Korane und ein beständig geöffnet vor ihm liegender legten Zeugniß ab von seinem religiösen Eifer. Sein krankes, mit Lumpen umhülltes Bein stemmte er gegen den Pfahl, welcher das Dach der Hütte trug. Ein großes Tuch hüllte ihn vollständig ein, und mit einem Zipfel desselben bedeckte er sorgfältig sein Gesicht, so daß kaum seine Augen herausguckten. Die elende Behausung des angesehenen Häuptlings war voll von Fliegen, Kakerlaken und sonstigem Ungeziefer und stank entsetzlich.

Mit einer Handbewegung verabschiedete Omar Jussuf alle Begleiter Révoil's bis auf Hadschi Ali, der als Dolmetsch dienen sollte. Er versprach, das Gestohlene wieder zur Stelle zu bringen und die Karawane zu reorganisiren, kam aber bald mit seinen wahren Gedanken zum Vorschein, indem er sagte: „Bezahle deine Geleitmannschaft für diese erste Strecke, von Mogduschu bis Gelidi, und dann werden wir sofort eine andere zusammenbringen; meine Leute sind alle bereit.“ Das erweckte Verdacht bei Révoil, der seinen Wirth bat, sich vor allem mit der Wiedererlangung des Geraubten, dessen Werth ein sehr beträchtlicher war, zu befassen, ehe er von ihm neue Opfer an Geld oder Stoffen verlangte. Aber Omar bestand auf seiner Forderung und brachte es dahin, daß ihm der Reisende 200 Maria-Theresia-Thaler zusicherte. Als derselbe in seine Hütte zurückgekehrt war und mit der Pflege seines erkrankten Dieners beschäftigt war, trat das Lieblingsweib des Sultans bei ihm ein, jene große starke Frau, welche ihm am Abend zuvor begegnet war. Sie wollte dem Fremden zu verstehen geben, daß sie dieselben als ihre Kinder betrachte, und zu diesem Zwecke ergriff sie sie beim Kopfe, spuckte sich in die rechte Hand und rieb es ihnen auf die Stirne; dann hob sie ihre beiden Brüste in die Höhe, als wollte sie ihnen zu



Zusammenkunft mit Omar Jussuf.

trinken geben. Diese lächerliche Scene wurde aber durch lautes Geschrei auf der Straße unterbrochen: Mude Jussuf und die Gobron kamen wie toll gelaufen und riefen, daß die Wadan von Lafol über den Webi setzten; um sie zu befriedigen, müsse der Reisende noch drei Ballen Zeug (im Werthe von über 200 Thalern) opfern, sonst steckten sie Gelidi an allen vier Ecken an. Von allen Seiten auf das heftigste bestürmt, mußte sich Révoil auch dieser neuen Erpressung fügen. Aber die gelieferten drei Ballen fand Révoil zu seiner Ueberraschung am nächsten Morgen in der Hütte des Sultans. Und so gingen die Forderungen weiter, vom Häuptlinge angefangen bis herunter zu dem Fährmanne, der ihn über den Strom gesetzt hatte. Die Kameeltreiber, welche nun keine Thiere mehr zu besorgen hatten, benutzten die Gelegenheit, um mit den erhaltenen Vorschüssen zu verschwinden; dann empfahl sich Hadschi Othman, Fieber vorschützend, und ließ eine Zeltdecke nach Mogduschu mitgehen, und ihm folgte der französisch sprechende Mahdi Nur, indem er einen Karabiner nebst Zubehör stahl. Kurzum, eines Tages stand Révoil mit Julian und Hadschi Ali allein da. Selbst das Umhergehen im Dorfe untersagte ihm Omar Jussuf, bis die durch seine Ankunft unter den Somali entstandene Aufregung sich gelegt haben würde. Dabei fuhr er fort, sein doppeltes Spiel zu treiben, indem er einerseits sich den Anschein gab, als wollte er die Plünderer zur Rechenschaft ziehen, damit er nicht die Gunst Salem's und des Gouverneurs in Mogduschu verlöre, andererseits den Reisenden unter den verschiedensten Vorwänden nach Kräften ausbeutete und die Sache möglichst in die Länge zog.

Endlich wurde es Révoil gestattet, seine Hütte zu verlassen; aber als er freudig seinen ersten Umgang durch den Ort antrat, begleiteten ihn wohl an 200 Neugierige, unter denen sich besonders die Frauen durch ihre Zudringlichkeit

auszeichneten. Allerdings ersparten ihm sein arabisches Gewand, die mohammedanische Haar- und Barttracht und der Rosenkranz an seinem Halse so manche anzügliche Bemerkung.

Gelidi besteht aus sechs Quartieren, die nur kegelförmige Hütten, aber kein einziges Haus aus Stein oder Lehm enthalten. Afgoï, eines der Quartiere, das auf dem linken Ufer des Webi liegt, wird von Wadan bewohnt; die anderen, Sagalat, Belguri, Nareile, Segalo und El-Rode, von den Stämmen Gobian, Gobron, Abdikero und Mamasobe. Sagalat und Belguri liegen etwa 2 km abseits. Die „Min" oder Hütten sind mit Stroh bedeckt und ruhen auf dem „Udub", einem großen Mittelpfahle; dieser trägt das kreisförmige Gerüst aus Aesten und Flechtwerk, welches die Wände bildet und mit einem Gemische aus Thonerde und Kuhmist überzogen ist. Jeder Somal besitzt zwei bis drei solcher Hütten, die mit anderen zusammen, welche das Vieh, die Küche und die Vorräthe enthalten, von einer gemeinsamen Umzäunung eingeschlossen werden. Die schmalen Thüren werden meist durch ein einziges Stück Holz verschlossen und haben keine Schlüssel; von innen wird ein Holzriegel vorgeschoben und durch ein Guckloch kann man den Einlaß Begehrenden sehen. Die einzeln stehenden Moscheen sind nichts als große „Min", die mit Ochsenhäuten ausgekleidet sind; im Eingangshofe stehen große Krüge mit Wasser für die Abwaschungen. Bei den Hütten befinden sich mitunter einige Palmen, Brustbeer- und große Feigenbäume (Ficus Indica) nebst Mimosen, kleine Gärten bildend, die von stacheligen Kaktushecken umschlossen werden.



Ugadin-Krieger in Marschausrüstung. (Nach einer Photographie.)

Mitten durch den Ort fließt der nicht über 50 m breite Webi, zu dieser Jahreszeit mit gelbem, lehmigem Wasser; große Rinderherden kommen zum Trinken an seine Ufer, an denen sich zahlreiche Ibis, Regenpfeifer und wilde Gänse aufhalten. An vielen Stellen giebt es unter freiem Himmel Schlächtereien, denen alte Baumstämme als primitive Ladentische dienen. Ober- und unterhalb des Ortes zeigt die Vegetation der Flußufer wenig von der tropischen Ueppigkeit der äquatorialen Ströme, ausgenommen große, mit Lianen behängte Bäume, in denen sich große Hundskopfaffen schaukeln, während im Schlamme riesige Krokodile mit halb geöffnetem Rachen schlafen. Von dem glänzenden Lichte der aufgehenden Sonne beleuchtet, bietet die Landschaft ein sehr belebtes und malerisches Bild. Hier wird Getreidemarkt abgehalten, dort Viehmarkt, und gravitätisch schreiten die Somali einher, den Dolch im Gürtel, aber ohne Lanzen. In großen klassisch geformten Krügen holen die Frauen Wasser vom Flusse, und ab und zu trifft man unglückliche Sklaven mit schweren Eisen an den Füßen, gebeugt unter der Last schwerer Ballen.

Auf dem großen Platze, welcher Nareile von Belguri trennt, stieß Révoil auf einen großen Tumulus, der etwa 20 qm Flächenraum bedeckte und oben mit Aesten belegt war; das war die Begräbnißstätte mehrerer angesehener Männer des Ortes, wie es solche noch an anderen Stellen giebt. Auf diesem Platze von Belguri findet der große Markt von Gelidi statt, und hier rasten die Karawanen, ehe sie auf ihrem Wege nach Mogduschu den Webi überschreiten. Augenblicklich befand sich dort eine solche mit Straußenfedern und Fellen aus dem Lande der Ugadin vom oberen Webi; die dazu gehörigen Beduinen waren finster blickende Männer von röthlicher Farbe, die etwa gebrannter Terra di Siena glich; ihre Gesichter waren regelmäßig, aber sehr verschieden von dem Typus von Gelidi und eingerahmt von langen lockigen Haaren, die bis auf ihre Gewänder von Leder und Leinwand herabfielen.

Révoil unterhielt sich mit ihnen; ihr Dialekt ähnelte demjenigen der Medschurtin, und der Krieger, an welchen er sich gewandt hatte, stützte sich beim Antworten auf seine Lanzen, wie es die Anwohner des Kap Guardafui zu thun pflegen. Die linke Lanze diente ihm als Stütze, während er mit der anderen beim Sprechen eine Linie in den Boden zeichnete. Auf der Schulter trug er den „Messale", ein Stück Leder, das nach dem Plane der Moschee in Mekka zugeschnitten ist, und das jeder Beduine auf der Reise mit sich führt, um darauf zu beten, während der „Ubo", ein strohumflochtener Kürbiß, das zu den Abwaschungen erforderliche Wasser enthält. Schließlich feuerte Révoil auf einige Krokodile

und setzte dadurch alle Welt in Staunen und Schrecken; alles flüchtete, kehrte aber bald zurück, um zwei tödtlich getroffene Saurier sich am Ufer wälzen zu sehen.

Am Abend theilte ihm der Sultan mit, daß vor dem Ende des demnächst beginnenden Rhamadan keine Aussicht für ihn bestände, weiter zu kommen, und er mußte sich wohl oder übel darein finden, da Geduld und Ergebung in seiner Zwangslage allein ihm nutzen konnten. Hadschi Ali aber benutzte diese Ankündigung, um alsbald nach Mörka zu gehen und seinen Herrn nebst Julian allein als gezwungene Gäste des Gobron-Scheichs in Gelidi zurückzulassen.

Es war ein trauriger Abend, der erste, den beide gänzlich verlassen in ihrer engen, mit den Ueberbleibseln ihrer Ausrüstung angefüllten Hütte verbrachten; draußen heulte der Wind, strömte der Regen herab, miauten wilde Katzen und heulten die Hunde, so daß an Schlafen nicht zu denken war. Und als Révoil nach seinem Revolver griff, um einen derselben zu erschießen, fehlte seine Waffe; sie war offenbar von einem der zahlreichen Besucher gestohlen worden. Nicht ohne Unruhe erinnerte er sich, daß seinem unglücklichen Vorgänger, dem Baron C. C. von der Decken wenige Tage vor seiner Ermordung durch die Somali von Bardera Aehnliches begegnet war. Am nächsten Morgen benachrichtigte er sofort den Sultan und Omar Kassadi von seinem Verluste, und letzterer rieth ihm, den „Fal“ oder Zauberer behufs Wiedererlangung des Gestohlenen kommen zu lassen. Er ging widerstrebend auf den Vorschlag ein, und es erschien ein großer Kerl von Beduinen mit einem verschmitzten Gesichte, der nur von seinen Betrügereien lebte und keine andere Unterkunft hatte, als die verschiedenen Moscheen des Dorfkomplexes. Mit ihm zugleich erschien Jussuf Mohammed, der eigene Bruder Sultan Omar's. Der Zauberer ließ sich Asche geben, breitete dieselbe sorgfältig auf dem Boden aus, bildete mit seinem „Adde“, der aus wildem Kaperstrauchholze gefertigten Zahnbürste, eine Reihe länglicher Häufchen, warf dieselben wieder zusammen und formte sie von neuem, bedeckte dann seine Augen mit der Hand, murmelte einige Zaubersprüche und beschrieb dann wirklich ganz genau den Revolver, die dazu gehörige Tasche, die Zeit, zu welcher der Diebstahl bemerkt worden war, u. s. w. „Sei ruhig, sagte er, deine Waffe befindet sich im Besitze einer Frau, der sie die Diebe übergeben haben; in drei Tagen wirst du sie wieder haben, ohne es zu bemerken, und wenn nicht, sollst du den „Fal“ für einen Lügner erklären!“



Das Weissagen des Zauberers. (Nach einer Photographie.)

Durch Omar Kassadi's Vermittelung erfuhr dann Révoil die Namen zahlreicher Diebe und Hehler seiner gestohlenen Sachen, welche sich auch wirklich dummer Weise auf dem Markte in Mogdoschu abfassen ließen und dort in Eisen geworfen wurden. Dies Beispiel wirkte, und in der dritten Nacht nach Befragung des Zauberers wurde Révoil durch ein Geräusch geweckt, fand den oben genannten Bruder des Sultans bei seiner Hütte herumstreichen und entdeckte dann auch seinen Revolver. Der nächste Verwandte seines Wirthes hatte ihn also bestohlen! Von nun an war er taub gegen alle Bitten um Arzneien und wies allen Besuchern unerbittlich die Thür. Aber sein Gefühl glich dem eines kleinen Vogels, der in die Klauen eines Geiers gerathen war; nur geschickte Politik, Ruhe, Klugheit und Festigkeit konnten ihn aus seiner gefährlichen Lage befreien.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Die Basen oder Kunama.

Von Josef Menges.

II. (Schluß.)

Der Charakter der Basen wird natürlich von ihren Nachbarn in den schwärzesten Farben geschildert, und ist es schließlich begreiflich, daß ein seit Jahrhunderten ohne Unterlaß verfolgtes und geplagtes Volk gegen seine Unterdrücker nicht die besten Eigenschaften herauskehrt. Namentlich ist ihre Treulosigkeit und Verrätherei verrufen und, wie ich glaube, mit Recht. Obwohl sie oft wochenlang in friedlichem Verkehr mit den sie besuchenden Händlern und Jägern stehen, so genügt häufig ein geringfügiger Streit für sie, um über ihre Gastfreunde herzufallen, natürlich nur, wenn sie dies im Hinterhalte fertig bringen können, da sie niemals einen offenen Angriff auf die ihnen in der Bewaffnung überlegenen Nachbarn wagen. Zahlreiche verbürgte Beispiele solcher Treulosigkeit lassen sich anführen und die Zahl der einzelnen Opfer unter den Jägern und Händlern, die im Basenlande heimtückisch ermordet wurden, ist nicht gering. Manchmal werden diese Angriffe anscheinend ohne jeden Grund gemacht. So wurde 1882 ein sudanesischer Elefantenjäger, Saïd-Tigelel, der schon Jahre lang im Basalande gejagt und sich wochenlang in Balka aufgehalten hatte, plötzlich von seinen Gastfreunden ermordet. Der Grund war, daß zur selben Zeit Leute von Algaden eine Razzia gegen eines der Dörfer von Balka unternommen hatten. Vor etwa 15 Jahren wurde ein englischer Sportsman, Mr. Powell, mit Frau und Kind und Dienern, der schon wochenlang mit den Basen gejagt hatte, in Ainal überfallen und ermordet. Gleichzeitig mit Powell wurden zwei schwedische Missionare, die ihn begleitet hatten, umgebracht, obwohl sie mehrere Jahre lang unter den Kunama gelebt hatten und ihnen persönlich gut bekannt waren. Man muß übrigens zugeben, daß die Basen sehr gute Gründe zur Treulosigkeit gegen die Bedja haben und ihnen eigentlich nur Gleiches mit Gleichem vergelten. So stand vor ca. 25 Jahren am Gasch bei Barbaro ein Hallengadorf der Tarifat, das Jahre lang im friedlichen Verkehre mit den benachbarten Basastämmen lebte und nie behelligt wurde. Namentlich der Schech dieses Dorfes, ein frommer Pilger, Hadji Mahammed, übte einen großen Einfluß, eine Art Herrschaft, über seine heidnischen Nachbarn aus. Durch Zufall stellte es sich endlich heraus, daß die Tarifat das Vertrauen der Basen benutzt hatten, die sie Besuchenden zu Reisen nach Kassala zu Handelszwecken zu beschwatzen, und einmal in Kassala angekommen, ihre Gastfreunde kaltblütig verkauften. Die Folgen dieses Jahre lang betriebenen Verrathes kann man sich denken: das Dorf wurde von den Basen überfallen, die Männer sämmtlich niedergemacht und die Weiber und Kinder in die Sklaverei geschleppt. Diese unberechenbare Treulosigkeit bildet die einzige wirkliche Gefahr bei Reisen unter den Basen und nur die anhaltendste Wachsamkeit kann dagegen schützen. Wie schon oben gesagt, wagen die Basen nie einen offenen Angriff, am wenigsten gegen Feuerwaffen, und die Jäger im Basalande, die oft in sehr schwacher Zahl und weit von den Lagern sich aufhalten, achten sich am Tage und mit dem Gewehre in der Hand vollständig sicher. Die Lager selbst werden häufig nur von einem einzigen Manne mit einem Gewehre bewacht, ohne daß die Basen es wagten, sie anzugreifen. Wenn ein Angriff erfolgt, so geschieht er meistens in dunkler Nacht oder in dem Dorfe selbst, wenn die Gäste, im Vertrauen auf die genossene Gastfreundschaft, sich sicher wähnen und die gewöhnliche Vorsicht außer Acht lassen. Eine gut bewaffnete und vorsichtige Gesellschaft kann ohne sonderliche Gefahr das ganze Land durchstreifen. Vor einer Reihe von Jahren desertirten von Senhitt (Keren) drei schwarze Soldaten mit der kühnen Absicht, ihre Heimath am Blauen Nil zu erreichen. Da sie mit Remingtongewehren und Munition gut versehen waren, würden sie wohl glücklich durchgekommen sein, hätten sie sich nicht verleiten lassen, in Balka in eines der Dörfer einzukehren und der von den Basen gespendeten Merissa zuzusprechen, bis sie total betrunken waren. In diesem Zustande wurden sie von ihren Wirthen abgeschlachtet und die Gewehre später an die Regierung von Kassala abgeliefert.

Diese durch Jahrhunderte lange Verfolgung erworbene unberechenbare Tücke ist der schlimmste Zug in dem Charakter der Basen. Die schwedischen Missionare, die mehrere Jahre lang bei Koluku am Gasch eine Station hatten, die in Folge der Ermordung Powell's und zweier Missionare aufgegeben wurde, geben ihnen trotzdem ein gutes Zeugniß und stellten sie in moralischer Beziehung höher als die Bedja und Abessinier. Sie erklärten die Basen für gutmüthig, intelligent und leicht lenksam und würden trotz dem ersten Mißerfolge ihre Thätigkeit unter den Kunama wieder aufgenommen haben, wenn nicht der ägyptisch-abessinische Krieg, der Tod Munzinger's und die allgemeine Verwirrung und Unsicherheit in den Grenzländern dies unmöglich gemacht hätten. Trotz der fortwährenden Verfolgung, die sie ausgehalten haben, sind die Basen doch ein fröhliches Volk und große Freunde von Musik und Tanz. Wenn die Durraernte gut ausgefallen ist, werden die schönen Mondscheinnächte bei der Merissaschale mit Trommeln und Tanzen zugebracht, und die Glückseligkeit ist doppelt groß, wenn sie über reichliches Fleisch zu verfügen haben.

Obwohl ein Objekt fortwährender Sklavenjagden, werden die Basen als Sklaven doch nicht sehr geschätzt und möglichst weit von ihrer Heimath verkauft, da sie sonst unbedingt ausreißen und mit großer Findigkeit den Weg nach ihrem Lande zurückfinden. Es sind Fälle bekannt, wo Basasklaven von der arabischen Küste des Rothen Meeres entflohen und wirklich ihre Heimath erreichten.

Den Hauptverkehr mit den Basen vermittelt der Grenzstamm der Beni-Amer, die Haikoota, die fast immer mit denselben auf friedlichem Fuße stehen und nur sehr selten in Fehde mit ihnen liegen. Der ganze Handel ist natürlich Tauschhandel, da den eigentlichen Basen geprägtes Geld unbekannt ist, während die Leute von Bitama, Elit und Sogoda den Maria-Theresia-Thaler kennen und benutzen. Zum Tausche dienen im Sudan gewebte $1/2$ Meter breite und 4 Meter lange Stücke groben arabischen

Baumwollenzeuges, Damur, die gegen Tabak, Dhurra, Elfenbein und besonders Honig von wilden Bienen, an dem das Basaland sehr reich ist, umgetauscht werden. Von Amideb aus werden zuweilen durch Händler von Massawa Kupfer- und Messingdraht, sowie einzelne Schwertklingen eingeführt, doch ist das Schwert keine bei den Basen sehr gebräuchliche Waffe, die nur bei den westlichen Stämmen durch Verkehr mit den Beni-Amer mehr eingeführt ist. Ebenso selten ist der Schild, während die Hauptwaffe die Lanze bildet. In Folge dieser schlechten Bewaffnung sind die Basen ihren Nachbarn, die gut bewaffnet und meistens auch gut beritten sind, ganz abgesehen von den Feuerwaffen, nicht gewachsen.

Der von Amideb aus eingeführte Kupfer- und Messingdraht wird zu Armbändern, Ohrringen, zur Verzierung der Lanzen rc. verwendet, während Silber- und Goldschmuck unbekannt oder wenigstens nicht beliebt ist. Für die Leute von Haikoota bietet diese bekannte Liebhaberei der Basen Gelegenheit zu guten Tauschgeschäften, indem sie das durch die Basen den Abessiniern geraubte Gold und Silber für Stücke Damur eintauschen. Auch die dem erschlagenen Mr. Powell abgenommenen Goldstücke kamen auf diese Weise in den Besitz der Haikoota. Indessen schmücken sich die Basen mit farbigen Glasperlen oder mit einfachen Stücken von Dompalmenblättern, die zu Armbändern und Fußspangen verarbeitet werden.

Die Basen sind ihrer größeren Zahl nach Heiden, und über die Art ihrer Religion ist bei ihren mohammedanischen Nachbarn, die als Muslimin sich nicht um die Religion der „Kufar" (Ungläubigen) bekümmern, wenig bekannt. Weit verbreitet ist, wie bei den Negern am Weißen Nil, der Glaube an die Macht der Zauberer, namentlich der Regenmacher. Individuen, die im Rufe stehen, Regen machen zu können, werden von dem Stamme, dem sie angehören, mit besonderer Verehrung angesehen und mit Geschenken überhäuft, falls die Beschwörungen des Regens erfolgreich sind. Andererseits ist das Amt des Regenmachers auch ein recht gefährliches, denn wenn es nicht gelingt, den nöthigen und gewünschten Regen herbeizuschaffen, so fallen die unglücklichen Zauberer oft der Volkswuth zum Opfer und werden von der versammelten Menge gesteinigt, wobei der nächste Verwandte des verurtheilten Zauberers den ersten Stein werfen muß. Es geschieht dies, um die Blutrache zu vermeiden, die bei den Basen gebräuchlich ist und stets dem nächsten Verwandten eines Ermordeten obliegt. Da in diesem Falle nun der nächste Verwandte zugleich als Thäter gilt, so fällt natürlich die Rache fort. Beiläufig bemerkt, ist dieser Glaube an Regenmacher auch bei den mohammedanischen Sudanesen und sogar bei Türken und Aegyptern im Sudan noch weit verbreitet. So richtete sich in der Regenzeit des Jahres 1880, als die Regen sehr spärlich im Ost-Sudan gefallen waren, der Verdacht, dies zu verschulden, gegen einen von Aegypten nach Kassala verbannten unterägyptischen Scheich. Der Unglückliche wurde auf Befehl des damaligen Gouverneurs Abd el Kerim Pascha, eines fanatischen Kurden, ins Gefängniß geworfen, aus dem er nicht mehr lebend hervorging, da er unter den an ihm versuchten Torturen den Geist aufgab, ohne daß deshalb der gewünschte Regen eingetroffen wäre, was aber natürlich die aufgeregte Menge nur noch mehr im Glauben an seine Schuld bestärkte.

Obwohl die Basen noch größtentheils Heiden sind, so macht doch der Islam ganz bedeutende Fortschritte und die gänzliche Mohammedanisirung derselben ist nur eine Frage der Zeit und einer nicht sehr langen, wie denn ihr heidnisches Nachbarvolk, die Barea, schon jetzt größtentheils Mohammedaner sind. Missionare des Islam sind hier wie überall im Sudan die mohammedanischen Händler, und dann ist der praktische Vortheil, als Mohammedaner gegen die Sklavenjagden der mohammedanischen Nachbarn so ziemlich, wenn auch nicht gänzlich, gesichert zu sein, für die Basen in die Augen springend. Aus diesem Grunde ist z. B. der Scheich Musa von Ainal mit einem Theile seines Volkes zum Islam übergetreten und ist ein eifriger Verehrer des ostsudanesischen Heiligen Sitt el Hassen von Hatmie, der ihn durch seinen Einfluß so ziemlich gegen die Raubzüge der Bergstämme von Sabderat und Algaden beschützt hat. Die Leute von Bitama und Elit sind schon seit geraumer Zeit Mohammedaner, theilweise auch die von Betkom und Sogoda, und die übrigen Basa-Stämme werden schnell nachfolgen. Mit der Mohammedanisirung der Basen Hand in Hand geht der Verlust der politischen Unabhängigkeit dieses Volkes, wenn man bei einem Volke, das eigentlich nur von der Laune und Gnade seiner Nachbarn abhängt, von Unabhängigkeit sprechen kann. Diese Unabhängigkeit hat wirklich schon zum größten Theile jetzt aufgehört. Die Stämme von Aulla, Betkom, Alomé und Mai-Daro stehen unter der Herrschaft eines von der ägyptischen Regierung eingesetzten Scheiches, eines früheren Basa-Sklaven, der gewöhnlich in Betkom residirt; die Basen verabscheuen das Regiment ihres Landsmannes und andererseits benutzt dieser wieder die Unterstützung der ägyptischen Garnison von Amideb, um Razzias gegen die „Rebellen" auszuführen, bei denen manche Sklaven nebenbei in die Hände der Soldaten fallen.

Achmed Hadjadj, dem Häuptling von Algaden, sind die Stämme von Selest Logodat, Eimasa und Dauda unterworfen; dies verhinderte jedoch nicht, daß die Basen von Eimasa 1881 von einer Räuberbande von Algaden ausgeplündert wurden und 200 Stück Vieh verloren. Achmed Hadjadj setzte mit ägyptischen Truppen den Räubern nach, holte sie im Gasch-Bette ein und zwang sie zur Auslieferung des geraubten Viehes, das jedoch den Eigenthümern erst gegen eine Abgabe von 1 Thaler pro Kuh und 1/2 Thaler pro Ziege und Schaf ausgeliefert wurde, während die mitgeführten Gefangenen wieder freigegeben wurden. Die Stämme von Bitama, Elit und Sogoda stehen unter der Herrschaft des Scheiches Ali Nureen von Sabderat und bezahlen an denselben einen geringen Tribut, während die nach Osten an der abessinischen Grenze wohnenden Stämme von Latakatura, Toola, Eibaro, Batombe rc. einen unbedeutenden Tribut an die Abessinier von Oabta und Adiabo entrichten, der sie jedoch nicht gegen die Raubzüge derselben schützt. Es lag in der Absicht der ägyptischen Regierung, die sämmtlichen Barea- und Basastämme unter dem Befehle des Scheiches Achmed Hadjadj von Algaden zu vereinigen und in Mai-Daro, sowie in der Nähe von Latakatura am Setit zwei Militärlager zu errichten, doch gelangte diese Absicht bei der nach dem abessinisch-ägyptischen Kriege 1875/76 stetig zunehmenden Schwäche des ägyptischen Regimentes nicht zur Ausführung, denn die Aegypter konnten sich kaum nach 1875 in Amideb halten, bis in dessen Nähe die Abessinier 1881 ihre Raubzüge ausdehnten.

Augenblicklich sind die Basen in eine ziemliche Zahl kleinerer Stämme gespalten, die unter einander und mit den benachbarten Barea häufig in Fehde liegen. Zu einer allgemeinen Vereinigung aller Basenstämme unter einem Häuptlinge ist es nie gekommen, obwohl eine solche Vereinigung das einzige Mittel gewesen wäre, sich wirksam gegen die sie mit Verwüstung bedrohenden Feinde zu schützen. Die numerisch stärksten Stämme sind augenblicklich die von Aulla, Eimasa und Latakatura, die in ihren fast unzu-

gänglichen Bergen natürliche Festungen besitzen, von denen aus sie sich mit Erfolg vertheidigen können.

Würden die Basen sich unter einem Oberhaupte vereinigen, so könnten sie bei ihrer beträchtlichen Zahl und begünstigt durch die wilde Natur ihres Landes sich wohl mit Erfolg gegen ihre Nachbaren behaupten, da es ihnen durchaus nicht an persönlichem Muthe fehlt, wie sie in manchen Kämpfen bewiesen haben. So aber ficht jeder Stamm für sich und erliegt auch einzeln, und die Unabhängigkeit des Basen-Volkes geht mit der fortschreitenden Mohammedanisirung dem schnellen Untergange entgegen, doch wird sie der Islam wenigstens gegen die völlige Vernichtung schützen. Möglicherweise ist der Aufstand des Mahdi und die darauf folgende Verwirrung auch im Ost-Sudan den Basen selbst sehr günstig, da die aufständischen Araber-Stämme, die gegen die ägyptischen Garnisonen und gegen einander alle Hände voll zu thun haben, sich wohl kaum um die Befehdung der Basen kümmern, sondern sich wohl mehr mit den mehr Beute versprechenden Angriffen auf die Marktplätze und Plünderung der Karawanen abgeben werden.

Ueber die Herkunft und Abstammung der Basen will ich mich jeder Vermuthung enthalten, glaube jedoch noch anführen zu dürfen, daß die schwedischen Missionare Lagger und Lundahl, die sich Jahre lang im Kunamalande aufgehalten hatten und die Sprache des Volkes gründlich kannten, die Vermuthung aussprachen, die Basen seien Verwandte der am Blauen Nile wohnenden heidnischen Berta, Burum ꝛc., worauf die Sprache schließen lasse. Daß sie mit ihren Nachbarn, den Bedja und Abessiniern, nicht nahe verwandt sind, ist sicher; doch dürften sie mit den Barea näher verwandt sein, obwohl auch die Barea eine von derjenigen der Basen verschiedene Sprache sprechen. Zu erwähnen ist noch, daß auch die Bewohner von Bitama und Elit, die auf ihren vereinzelten Gebirgsstöcken abgeschlossen hausen, einen besonderen Dialekt sprechen, über den ich jedoch keine weitere Auskunft geben kann. Untersuchungen über diesen Gegenstand und andere Punkte, die der Aufklärung bedürfen, werden jedoch vor der Hand noch auf sich warten lassen müssen, da der große Aufstand im Sudan ein jedes Reisen im Basa-Lande und überhaupt im Sudan vielleicht noch auf Jahre hinaus unmöglich macht.

Wenn ich auf die häuslichen und socialen Verhältnisse der Basen nicht näher eingehe, so hat dies seinen Grund darin, daß ich darüber nichts Zuverlässiges, auf eigenen Beobachtungen Beruhendes mittheilen kann. Obwohl ich häufig mit den Basen in Berührung kam, so geschah dies doch meistens nur mit einzelnen Leuten, die unsere Seriben besuchten oder im Basalande selbst mit den Scharen, die unseren Jagdgesellschaften in der Hoffnung auf Fleisch folgten. Die Dörfer selbst zu betreten, hatten wir keine Veranlassung, da dieselben immer weit ab von den wildreichen Ebenen liegen, und so fehlte natürlich auch jede Gelegenheit, mit dem Volke in seinem eigentlichen Heim bekannt zu werden und Näheres über seine sicherlich interessanten und von denen der Nachbaren abweichenden Gebräuche kennen zu lernen, was übrigens auch seine Schwierigkeiten hat, da die Basen scheu und mißtrauisch sind und man nur selten Leute trifft, die die Sprache genügend kennen. Hoffentlich ist es künftigen Reisenden, die nur wissenschaftliche Zwecke verfolgen, beschieden, Ausführlicheres zu erfahren, als einer Gesellschaft, deren Hauptzweck die Jagd ist, möglich sein kann; bis dahin dürften jedoch diese einfachen und unvollständigen Notizen immerhin von einigem Nutzen für die Kenntniß des merkwürdigen Stammes sein.

Von der deutschen westafrikanischen Expedition.

Ueber die deutsche westafrikanische Expedition (siehe „Globus“, Bd. 47, S. 78, 128 und 320) bringt das eben ausgegebene Heft der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ (Bd. IV, Nr. 5) die letzten Nachrichten. Am 18. December 1884 langten Lieutenant Schulze und Dr. R. Büttner in San Salvador an, erkrankten aber dort um Weihnachten beide am Fieber. Als Dr. Büttner hergestellt war, unternahm er am 20. Januar einen zwölftägigen Ausflug ostwärts nach den großartigen Wasserfällen des Ambrisette (1880 von Reverend Comber „Arthington Fall“ getauft) und von dort, stets in geringerer oder größerer Entfernung von diesem Flusse, nach den Quellen des Lunda, Luesi und Koko (linke Zuflüsse des unteren Congo). Fieber nöthigte ihn, nach San Salvador zurückzukehren, wo am 2. Februar auch Dr. Wolff eintraf, und wo Lieutenant Schulze inzwischen von Neuem erkrankt war und am 15. Februar starb. Die Expedition hat sich getheilt: während Dr. Wolff und Dr. Büttner in direkt östlicher Richtung nach der Residenz des Muene Putu Kassongo reisen wollen, beabsichtigten die Lieutenants Kund und Tappenbeck von der Missionsstation Underhill aus am 15. März aufzubrechen und am linken Congoufer nach Stanley-Pool zu gehen; von dort bis zur Quango-Mündung können sie den Dampfer der Baptistenmission unentgeldlich benutzen, um schließlich am Quango aufwärts zum Muene Putu Kassongo zu ziehen und dort mit ihren Gefährten wieder zusammenzutreffen.

Den Berichten des Botanikers Dr. Büttner entnehmen wir das Folgende:

San Salvador, den 4. Februar 1885.

„Ich bin vor wenigen Tagen von einem größeren Ausfluge nach hier zurückgekehrt, der im Ganzen 12 Tage in Anspruch genommen hat. Am 20. Januar verließ ich San Salvador mit 8 Loangos sowie 3 Congoleuten, um nach dem Wasserfalle des Ambrisette zu gehen. Am dritten Tage erreichte ich denselben bei Kisulu. Das Wasser des Ambrisette oder Mbidisi, wie der Fluß von den Eingeborenen genannt wird, fällt hier von einem Gebirgsplateau in die Ebene herab. Dieser Wasserfall ist weithin sichtbar, bei klarem Wetter selbst von San Salvador aus. Ich glaube, es ist ein Fall, der mehrere hundert Fuß hoch ist, und sein Anblick ist in Wahrheit ein großartiger. Ich unternahm Beobachtungen an seinem oberen Anfange, in der Ebene und an der Niedersturzstelle des senkrechten Falles. Dieser — der wirklich senkrechte Fall — ist vielleicht 100 Fuß hoch, vielleicht 150, eine Schätzung ist gar zu schwierig. Es ist sehr schwer, an diese Stelle zu gelangen und der Rückweg war fürchterlich. Daß ich bei dem Aufstiege an hohen, ganz senkrechten Felswänden mit bodenlosen

Abgründen nicht den Sturz in die Tiefe gemacht habe, ist mir noch heute wunderbar. Ich will offen gestehen, daß ich für mein Leben gezittert habe und die Hoffnung des Gelingens des Rückweges aufgegeben hatte. Noch kein Mensch war an diesen Orten gewesen und meine Begleiter wollten nicht für 20 Pfd. St. dorthin zurückkehren. Indessen bedaure ich mein Unternehmen nicht, der Lohn war doch ein reicher. Es gewährte einen imposanten Eindruck, am Fuße des Falles das Wasser mit seiner ganzen Gewalt an dem ganz senkrechten hohen schwarzen Felsen herabkommen zu sehen, wie es in einen Regen zerstäubt, der in weitem Umkreise alles mit immerwährender Feuchtigkeit durchdringt — weshalb über fußhohes Moos und herrliche Blumen die Vegetation bilden — wie das niederfallende Wasser zu Staubwolken sich umwandelt, die viele Meilen weit sichtbar sind. Das niederstürzende Wasser bewirkt einen kalten Wind, der einem dasselbe in Regenschauern über den Körper weht. Von diesem Wasserfalle aus hat man eine weite, weite Aussicht: das Land mit seinen unzähligen Bergen und Schluchten, die schon so manchen Schweißtropfen forderten, mit seinen Flüssen, die in Schlangenlinien mit Bäumen bestanden, sich von der anderen Vegetation gut abheben. Ich durch- und überschritt den Fluß an diesem Tage sechs- bis achtmal, was jedesmal nicht ohne Gefahr abgeht, weil das Wasser mit unbändiger Kraft niederrauscht und dem Fuße den Halt nicht gönnt, der überhaupt nur sehr unvollkommen auf den schlüpferigen, im Bache liegenden Felsblöcken ruht.

Von Kisulu ging es am fünften Tage weiter ostwärts nach Loma, um zu hören, ob es dort einen See gebe oder nicht.

Zurückgekehrt nach Kisulu verfolgte ich meinen Weg meist in geringerer oder größerer Nähe des Ambrisette, um zu den Quellen der Lunda und des Luesi zu kommen. Am dritten Tage dieser Tour, d. i. am achten der ganzen Reise, hatte ich einen starken Fieberanfall, der mich schon Vormittags nöthigte, Halt zu machen und zu Bett zu gehen. Am neunten Tage erreichte ich Toto, wo ich wiederum Fieber hatte. Am zehnten Tage sah ich die Quellen der beiden Flüsse, sowie des Koko, hatte Nachmittags wiederum Fieber, so daß ich mit Dank am elften Tage die mir von König Toto freundlich zur Verfügung gestellte Hängematte benutzte und in zwei starken Märschen am elften und zwölften Tage nach hier zurückkehrte, wo ich etwas schwach, sonst aber gesund ankam. Jetzt bin ich wieder vollständig hergestellt. Die ganze Tour geht mit Ausnahme der ersten Tage durch neues Gebiet und hat somit manche Resultate ergeben: die Bestimmung der Höhe des Falles, sowie des Plateaus, den Lauf des Ambrisette, die Richtiglegung der Quellen. Dazu brachte ich Pflanzen, Mineralien, Insekten, sowie manches für die ethnographische Sammlung."

San Salvador, den 2. März 1885.

Wenn ich Ihnen einen Bericht über die Kulturverhältnisse von San Salvador sende, so habe ich dabei das Gefühl der Furcht, es möchten durch denselben bei einigen meiner Landsleute über diesen Theil von West-Central-Afrika Vorstellungen erweckt werden, zu denen ich in keinem Falle Veranlassung geben möchte. Um nun solche Vorstellungen zu vermeiden, will ich sogleich bemerken, daß San Salvador eine Ausnahmestellung einnimmt, daß die einschlägigen Verhältnisse hier so günstig liegen, wie ich sie bisher an den Ufern des Congo bis Vivi hinauf, ferner auf der Reise von Underhill (Tunduva) nach hier, sowie auf meinen Ausflügen in der weiteren Umgebung von San Salvador nicht wieder angetroffen habe.

Die Ufer des unteren Congo sind geradezu trostlos und für jede Kultur unfähig, Hügel über Hügel aus steinhartem Lehm bestehend und dicht bedeckt mit unzählbarem scharfkantigem Gestein verschiedener Art. Trotz der günstigen Jahreszeit, während welcher ich mich zu Tunduva aufhielt — Regenmonate November und December, in denen übrigens wöchentlich nur ein- oder zweimal Regen fiel — gab es in dieser Landschaft selbst für den Botaniker, der gewiß doch leicht zufrieden zu stellen ist, fast gar keine Ausbeute; es ist hier eben weiter nichts als das in großen Büscheln wachsende Kampinengras zu finden, das stellenweise nicht einmal eine ordentliche Höhe erreicht. Kulturfähiger Boden findet sich nur an einigen tiefer gelegenen Stellen, wohin die Regengüsse ihn von den Bergen geführt haben mögen; diese Stellen sind dann von den Dörfern der Eingeborenen okkupirt. Die Missionsstation Tunduva, Vivi gegenüber gelegen, illustrirt die Verhältnisse vortrefflich. Man ist für die Anlage eines Gartens gezwungen, bessere Erde kistenweise von entfernter gelegenen Orten herbeizutragen, um damit den kahlen Lehmboden, nachdem er von den Steinen gereinigt ist, fußhoch zu bedecken. Uebrigens ist man trotz der Regenzeit gezwungen, die Kulturen zu begießen, zu welchem Zweck wiederum jeder Tropfen Wasser von den Kruboys vom Flusse zum Berge hinaufgetragen werden muß, auf dessen Höhe man aus Gesundheitsrücksichten für die Missionare die Station anzulegen sich genöthigt gesehen hat.

Der Marsch vom Flusse nach San Salvador, sowie der Ausflug nach den Arthingtonfällen und dem Quellgebiet der Lunda und des Luesi zeigten überall dasselbe Bild. Man tritt stets, Hügel auf, Hügel ab, den gelben harten und dröhnenden Boden und bewegt sich mit Mühe durch das schneidende, jetzt über mannshohe Steppengras hindurch. In dem weiten kahlen Gebiete finden sich sehr sparsam zerstreut — oft meilenweit von einander entfernt — kleinere Waldbestände: diese ziehen sich entweder in sehr geringer Breite den Wasserläufen entlang oder aber sie sind in den Gründen zwischen den Hügeln und seltener auf der Höhe abgeplatteter Hügel gelegen. Hier ist man dann jedesmal sicher, ein Dorf der Eingeborenen zu finden, welche den besseren Boden beim Dorfe mit ihren bescheidene Ansprüche stellenden Nahrungspflanzen bestellt haben: man sieht Maniok- und Erdnußfelder, unmittelbar bei den Hütten den breitblätterigen Pisang.

Einen viel besseren Eindruck gewährt San Salvador; jedoch bemerke ich, daß ich dasselbe zur besseren Jahreszeit gesehen habe, daß europäischer Einfluß überall zu Tage tritt und daß es als Centralpunkt auch die Erzeugnisse der Umgebung darbietet. San Salvador liegt auf der plateauartig abgeflachten Höhe eines bedeutenderen Berges und hat guten fruchtbaren Boden. Außer den wie überall vorhandenen Maniok- und Erdnußfeldern sieht man ausgedehnte Culturen von Bohnen, von denen man mehrere Arten baut und die den europäischen in nichts nachstehen. Ein anderes wohl von Europa überkommenes Gemüse des Congomannes ist der Kohl, für unseren Geschmack allerdings etwas herbe und bitter. Ich habe indessen die Kohlkultur nicht so ausgebreitet gefunden, wie Professor Bastian erzählt; man sieht in der Stadt nur einige wenige Gärten damit bestellt. Man baut ferner Mais, Pisang und Bananen, Zwiebeln, Flaschenkürbis und Pompions. In vereinzelten Fällen kultivirt man Zuckerrohr und bringt aus der Umgebung Ananas, Ingwerwurzeln und Kaffee. Letzterer bildet mit Kautschuk und Elfenbein die einzigen Exportartikel. Die Oelpalme liefert Oel, ebenso wie die Erdnüsse, und Wein, von dem man nach der Art der Gewinnung die drei Arten

malavue mansambe, mbulu und essoka unterscheidet. Die Bambupalme giebt malavu metombe. Ferner trinkt man Bier aus Mais und Kassadamehl bereitet, von welchem Getränk man ein Wasserglas mit einer größeren rothen Perle bezahlt. Man würzt die Speisen mit verschiedenen Sorten von ndunga, Chilepfeffer, und raucht selbstgebauten Tabak, den man auch zu dem bei beiden Geschlechtern gleich beliebten Schnupftabak verarbeitet. Aus Cuba hier eingewanderte frühere Sklaven brachten Samen mit sich, deren Produkt uns in Gestalt von etwas anrüchigen Cigarren vorliegt.

In den Gärten der portugiesischen Degradirten, sowie (in sehr beschränktem Maße) der beiden Missionen kultivirt man mit gutem Erfolge Kohl, Salat, Kartoffeln, süße Kartoffeln, Tomaten, Radies, Melonen, Zwiebeln, Petersilie, Pfefferminze, Papaws, selbst einige europäische Blumen, wie Geranien.

Ziegen, Schafe, Schweine, Ochsen (aus kurzer Entfernung von Osten hergebracht), Hühner, Enten und Tauben sieht man reichlich; außer diesen Thieren ißt man und finden selbst Europäer Geschmack an mit Palmöl zubereiteten Ratten und Spitzmäusen. Nur selten sieht man in San Salvador Fische, von denen eine Welsart am meisten beliebt ist; der Congomann verschmäht indessen auch die Heuschrecken nicht.

Trotz dieses günstigen Berichtes über San Salvador kann dasselbe doch nicht deutschen Auswanderern anempfohlen werden, denn abgesehen davon, daß deren doch nur sehr wenige hier Platz fänden, würden sie in kurzer Zeit dem Klima, das durchaus nicht körperliche Arbeit zuläßt, erliegen, und — die Eingeborenen als Arbeiter zu verwenden? Die Erziehung der Neger zur Arbeit ist in Congo bisher ebensowenig geglückt, wie an anderen Stellen des tropischen Afrika, wo den Weibern allein die Feldarbeit obliegt; ich bin sogar der Ueberzeugung, daß jener Ausdruck immer dasselbe bleiben wird, was er bisher geblieben — eine leere Phrase.

Vom krainerischen Karste.

Von Franz Kraus.

Es giebt in Europa kaum ein anderes Land, in welchem alle Verhältnisse so vom gewohnten Geleise abweichen, als der Karst, dessen Oberfläche aus der Vogelperspektive betrachtet nur mit jenen Ansichten der Mondoberfläche verglichen werden kann, die uns durch die neueren Fortschritte der Photographie in ganz deutlicher Weise veranschaulicht wurden. Erhebungen umgeben mehr oder minder tiefe kreisförmige oder längliche Thäler, die unter einander keine sichtbare Verbindung haben, und die Flüsse und Seen erscheinen und verschwinden scheinbar ganz nach Belieben. Auch die Vegetation, sowie der Boden, der sie nährt, ist abnorm; denn an einem Orte wuchert üppiger Wald auf den zerklüfteten Felsbergen, und an anderen Orten gleicht eine weite Strecke einem Leichenfelde, wo man die Leichensteine wirr durch einander geworfen hat.

Die merkwürdigen Mulden- oder Kesselthäler sind wohl das Absonderlichste, was man auf dem Karste treffen kann, und das Flußsystem ist in Folge dieser Oberflächengestaltung nicht minder interessant. In vielen dieser Kesselthäler giebt es nämlich Flüsse, die stark genug sind, um Sägewerke und Mühlen in großer Zahl in Bewegung zu setzen, und diese Wasserläufe verschwinden entweder plötzlich im Boden in einem mächtigen Schlunde oder sie versickern allmählich durch zahlreiche sogenannte Sauger oder Sauglöcher, um nach einem unterirdischen Laufe von oft mehreren Meilen plötzlich wieder in einem anderen Kesselthale zu erscheinen, und dasselbe Spiel zu wiederholen.

Diese sonderbaren hydrographischen Verhältnisse, die auf einem so ausgebreiteten Terrain herrschen, welches von der Laibacher Ebene im Norden beginnend, sich bis an das Adriatische Meer erstreckt, bringen natürlich mannigfaltige Uebelstände mit sich. Die unterirdischen Abflußkanäle genügen nämlich nur knapp für mäßige Niederschlagsmengen. Jede Vermehrung der Niederschläge bringt daher eine Ueberschwemmung in einem oder in mehreren der Kesselthäler mit sich, und je höher die Fluthen steigen, desto stärker wird der Wasserdruck auf die kommunicirenden tiefer gelegenen Thalkessel und es treten immer mehr von den höher gelegenen Sauglöchern in Aktion, welche die aufgenommenen Wassermengen durch die mit ihnen korrespondirenden Speilöcher über die unteren Thäler ergießen.

Der größte Uebelstand besteht aber darin, daß diese Kanäle unzugänglich und daher nicht kontrollirbar sind. Jeder Deckenbruch kann sie verengen oder ganz verlegen, und die für die Entwässerung so wichtigen Sauger, die mit diesem Kanale in Verbindung stehen, hören dann auf zu funktioniren. Es wurde daher schon vor mehr als 100 Jahren darauf hingewiesen, daß etwas geschehen müsse, um einen geregelten Abfluß zu sichern. Trotzdem geschah durch geraume Zeit gar nichts, und erst vor wenigen Jahren (1876 und 1879) begann man damit, zum mindesten die Sauglöcher vom eingeschlämmten Erdreich und Holzwerk zu reinigen, was für kurze Zeit sich als sehr wirksam erwies, aber nicht radikal helfen konnte.

Seit drei Jahren betreibt aber Schreiber dieses eine rastlose Agitation, um nach einem von ihm entworfenen neuen Plane eine dauernde Lösung der Entwässerungsfrage vorzunehmen. Für diesen Plan traten auch erste Autoritäten der Wissenschaft (Hofrath von Hauer, Professor Sueß u. a.) ein, und der österreichische Touristen-Klub nahm die Durchführung in die Hand, indem er ein Specialkomité einsetzte, welches die hiermit in Verbindung stehenden wissenschaftlichen und technischen Fragen zu prüfen und die Oberleitung der praktischen Arbeiten zu besorgen hat.

Nach reiflicher Erwägung wurde beschlossen, vorerst jene Partie in Angriff zu nehmen, für welche das meiste Interesse von Seiten des großen Publikums zu erwarten ist. Es ist dies das Grottensystem von Adelsberg, welches sich weithin verzweigt und sowohl den unterirdischen Hauptlauf der Poik, als auch andere derzeit noch unbekannte aber gemuthmaßte Zuflüsse derselben birgt. Diese Wassermengen treten durch die Kleinhäuslergrotte in das Planinathal hinaus, welches viel von Ueberschwemmungen leidet, weil demselben außer schlecht funktionirenden Sau-

gern keine genügenden Abzugskanäle zu Gebote stehen, während Adelsberg außer dem mächtigen Schlunde nächst der Adelsberger Grotte noch die Schwarzbachhöhle besitzt, die beide auch die größten Hochwassermengen in kurzer Zeit zu verschlingen vermögen.

Es ist klar, daß durch eine Verbindung des Adelsberger Höhlenzuges, welcher derzeit durch Einstürze und Verschlämmungen theilweise unterbrochen oder mindestens arg verengt ist, dann die Hochwässer des Adelsbergerthales viel rascher als bisher nach Planina gelangen und dort die ohnedies sich so häufig einstellenden Hochwässer nur steigern würden. Um dies zu verhüten, soll daher gleichzeitig im Thale von Planina ein Abzugskanal aufgesucht und erweitert werden. Dieser wird von der Vranja Jama (Rabenloch) genannten Schachthöhle aus gesucht, durch welche bei Hochwasser ein langsam rinnendes Wasser fließt, und die bei niederem Wasserstande im Planinathale trocken ist. Aus Rücksicht für das Planinathal wird auch im Adelsberger Bezirke die ganze Arbeit nicht eher vollendet werden, als bis der Abfluß aus Planina gesichert ist. Es wird daher bei Adelsberg vorläufig nur die Verbindung zwischen der Pinka Jama (Poikhöhle) und der weltberühmten Adelsberger Grotte hergestellt werden, wodurch diese hervorragende Sehenswürdigkeit von Oesterreich eine bedeutende Erweiterung durch bisher noch von keines Menschen Fuß betretene Räume erfahren wird. Die Gesammtlänge des ganzen Adelsberger Höhlenzuges dürfte inclusive aller Verzweigungen sechs bis acht deutsche Meilen betragen, worunter etwa die Hälfte auf trockene Räume und der Rest auf schiffbare Wasserhöhlen entfallen mag.

Nach Vollendung der sämmtlichen Arbeiten auf den Strecken Adelsberg-Planina und Planina-Oberlaibach soll dann das Becken von Zirknitz in Angriff genommen werden, welches nicht viel Schwierigkeiten bereiten dürfte, weil der Lauf der Gewässer fast auf der ganzen Strecke bekannt ist, indem dieselben mehrere Male zu Tage treten. Das Phänomen des Zirknitzer Sees muß dann aus unseren Lehrbüchern der Geographie gestrichen werden. Nach Zirknitz folgt das höher gelegene Becken von Laas, welches zuletzt in Angriff genommen werden muß.

Von jenen Becken, die ihre Niederschläge in andere Flüsse entsenden, wäre vor Allem das Ratschnathal zu erwähnen, in welchem die krainerische Landesregierung eine separate Hilfsaktion in Scene setzt, und zwar indem die Verbindung zwischen Obergurk und Klein-Ratschna, für die man in der Volkstradition Anhaltspunkte findet, aufgesucht und erweitert werden soll. Der Angriffspunkt dürfte die Grotte bei Obergurk sein, an deren Ende ein fließendes Wasser sich befindet, welches man für das Wasser hält, welches in der Höhle bei Klein-Ratschna verschwindet und in der nahen Gurkquelle nach wiederholtem oberirdischem und unterirdischem Laufe nun definitiv der Oberfläche treu bleibt.

Außer dem wissenschaftlichen Interesse, welches die Arbeiten am Karste wachrufen, werden eine ganze Reihe von Sehenswürdigkeiten und Naturmerkwürdigkeiten dem Publikum zugänglich werden, die einen Besuch des sonderbaren Landes wohl verlohnen, und unter letzteren dürften wohl jene des Bezirkes nördlich von Adelsberg die meiste Anziehungskraft ausüben, weil sie in herrlicher landschaftlicher Umrahmung liegen, deren schönste Zierde die wohl gehaltenen Forste sind, über welche auf jedem Aussichtspunkte die weißen Häupter der Hochgebirge emporragen. Beim Detailstudium lernt man den Karst erst wirklich kennen, und man findet ebenso romantische, als traurig öde Partien dort.

Die Arbeiten des Karst-Comité können aber nicht verfehlen, das Aussehen der Thalgründe wesentlich zu verändern; ob sie landschaftlich dadurch gewinnen werden, das mag dahin gestellt bleiben, wirthschaftlich gewinnen sie aber sicherlich.

Kürzere Mittheilungen.

Adolf Erik Freiherr von Nordenskiöld, Studien und Forschungen, veranlaßt durch meine Reisen im hohen Norden. Ein populär-wissenschaftliches Supplement zu „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der „Vega". Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Brockhaus, 1885. gr. 8⁰. 521 Seiten mit über 200 Abbildungen, 8 Tafeln und Karten.

Es ist ein bedeutendes und gediegenes Material, welches die sieben in dem stattlichen Oktavbande vereinigten Essays dem Publikum bieten, jeder Aufsatz eine bestimmte Frage gründlich und erschöpfend behandelnd. Nur zwei sind von dem berühmten Reisenden selbst, die übrigen von berufenen skandinavischen Fachgelehrten; sie sind verschiedenen Inhalts, aber alle hochinteressant.

Nr. 1 enthält die Rede, welche Nordenskiöld bei Niederlegung des Präsidiums der Akademie der Wissenschaften über die Reise der Gebrüder Zeno und die ältesten Karten über den hohen Norden hielt, eine Erweiterung der darauf bezüglichen Angaben in der Vegareise.

Nr. 2 von Wittrock behandelt die Schnee- und Eisflora, die niedersten Pflanzenorganismen, welche nicht zwischen Schnee und Eis, sondern in diesen selbst leben.

Nr. 3 von Nordenskiöld wird wohl am meisten Aufsehen erregen und Diskussionen hervorrufen. Die Abhandlung führt den Titel: Ueber die geologische Bedeutung des Herabfallens kosmischer Stoffe auf die Oberfläche der Erde und ist bestimmt, den Beweis zu liefern, daß die Kant-Laplace'sche Erdbildungstheorie einer sehr erheblichen Modifikation bedürfe. Nicht die ganze Erdmasse ist aus zusammengeballtem Urnebel auf einmal entstanden, dann glühend geworden und hat sich langsam abgekühlt, es bildete sich vielmehr anfangs nur der innerste Kern, der aus gediegenem Eisen besteht, und alle äußeren Theile entstanden aus Meteorstaub und Meteorsteinen, welche im Laufe ungezählter Jahrmillionen nach und nach auf die Erdoberfläche herabfielen. Die vulkanischen Erscheinungen sind nur Folgen von chemischen Vorgängen in den kosmischen Geröllanhäufungen, die plutonischen waren es ebenso; ziemlich alle bis jetzt bekannten Bestandtheile unseres Planeten, auch Wasser und Kohlensäure, werden ihm ständig von außen neu zugeführt, und somit sind die Befürchtungen mancher moderner Forscher vor einer Austrocknung der Erde ebenso unbegründet, wie die vor einer fortschreitenden Verkleinerung. Die Erde nimmt vielmehr immer noch erheblich an Umfang zu, erheblicher noch, als man vermuthen sollte, denn die gewöhnlich allein beachteten Meteorsteine sind nur ein winziger Theil der Meteore. Die Feuerkugel allein, welche am 29. April 1872 bei Luleå explodirte, müßte, wenn sie die Schwere der atmosphärischen

Luft gehabt hätte, gegen 6 Millionen Tonnen gewogen haben; Staubmassen, welche im Jahre 1881 den Schnee in Skandinavien färbten, wogen, wenn man nur 1 mg auf den Quadratkilometer annimmt, mindestens 1000 Tonnen. Der Autor hat einen unendlichen Scharfsinn und eine sehr bedeutende Belesenheit für die Begründung seiner neuen Theorie aufgewendet, aber er hat auch alle Erscheinungen ausschließlich im Sinne seiner Ansichten gedeutet und es wird seinen Gegnern nicht sonderlich schwer werden, die schwachen Stellen in der Beweisführung herauszufinden.

Gleich der folgende vierte Aufsatz von Nathorst, Beiträge der Polarforschung zur Pflanzengeographie der Vorzeit, reißt ein bedenkliches Loch in Nordenskiöld's Beweisführung, indem er aus den Pflanzenversteinerungen nachweist, daß früher das Klima auf der ganzen Erde gleichmäßiger warm bis zu den Polen hinauf war, was sich, wenn man nicht eine Veränderung der Lage der Erdachse annehmen will, doch wohl nur durch eine frühere stärkere Erwärmung von innen heraus erklären läßt. Man hat zwar neuerdings nachzuweisen versucht, daß eine andere Vertheilung der Landmassen und eine veränderte Richtung der Meeresströmungen ausreichen würden, um eine reichere Vegetation im Norden hervorzurufen, aber Nathorst wendet dagegen ein, daß die Erwärmung sich nicht nur auf den Norden beschränkt, sondern genau ebenso zu derselben Epoche in den gemäßigten Breiten nachweisbar ist, also doch wohl die ganze Erde betroffen haben muß. Sein Aufsatz hat das Verdienst, die botanische Begründung der Atlantismythe völlig haltlos zu machen, indem er zeigt, wie die Verwandtschaft der Pflanzenformen zu beiden Seiten des Atlantischen Oceans sich viel leichter und ungezwungener durch die Ableitung derselben von einer gemeinsamen cirkumpolaren Flora erklären läßt, welche vor der beginnenden Eiszeit nach Süden rückte. Auch die Verwandtschaft der alpinen und der arktischen Fauna wird genügend erklärt und aus den Pflanzenversteinerungen von Mogi südlich von Nagasaki, welche die „Vega" entdeckte, nachgewiesen, daß auch dort zur Eiszeit eine Erniedrigung der Temperatur stattfand, in Folge deren die nordjapanische Flora bis zur Südspitze des Archipels herabrückte und die früher vorhandene subtropische verdrängte. Die heutige Flora ist als nach der Eiszeit eingewandert zu betrachten.

Hohes ethnographisches Interesse bietet die fünfte Abhandlung von Hildebrand, Beiträge zur Kenntniß der Kunst der niederen Naturvölker, welche die Kunstprodukte der Tschuktschen und der Eskimos in eine Parallele bringt mit der der Höhlenbewohner Südfrankreichs und verschiedener heute noch existirender Naturvölker; sie ist mit Abbildungen sehr reich ausgestattet.

Der sechste Aufsatz von Chr. Aurivillius behandelt das Insektenleben in arktischen Ländern. Die Anzahl der bekannt gewordenen Arten ist recht erheblich; aus dem arktischen Skandinavien sind 2596 Arten bekannt; aus dem arktischen Asien 667, von Island 319, von Grönland 174, von Novaja Semlja 171, selbst von dem eisigen Spitzbergen noch 70. Die Fauna ist offenbar eine selbständige, zusammengehörige, aber es lassen sich drei Provinzen, eine europäische, eine asiatische und eine amerikanische unterscheiden. Sehr interessant ist der Abschnitt über den Einfluß der Insekten auf die Blumen.

Einen würdigen Abschluß des Bandes bildet der Aufsatz von Kjellmann „Aus dem Leben der Polarpflanze". Er stellt es sich zur Aufgabe, klarzulegen, welches die Waffen sind, mit denen die Vegetation hoch oben im Norden um ihr Dasein kämpft und in diesem Kampfe siegreich besteht, die Mittel, durch welche sich die Pflanzenwelt zum Herrn über die ihr feindlichen äußeren Verhältnisse gemacht hat. Es ist das nicht, wie man vielfach geglaubt hat, die Verlegung der wichtigsten Theile in die Erde, denn diese gefriert bis tief hinab selbst unter dem Schnee und kann somit keinen Schutz bieten. Kjellmann führt als Haupteigenthümlichkeiten der Polarpflanzen folgende vier an: 1) die Verlegung in den Herbst oder Spätsommer von einem bedeutenden Theile der Thätigkeit, welche südlichere Kräuter im Frühjahr und Sommer entwickeln; 2) ihr Bestreben, der Vegetationsperiode die größtmöglichste Dauer zu geben, indem sie mit ihrer Thätigkeit so lange als möglich fortfahren; 3) ihre Sparsamkeit mit dem Material und 4) ihre Ausbildung dahin, daß sie während der Vegetationsperiode, und zwar gleich zu deren Anfang eine Menge Organe in derselben Richtung wirksam haben.

Einen eingehenderen Auszug zu bringen erlaubt leider der Raum hier nicht; wir können darauf auch um so eher verzichten, als das Buch ohnehin in der Bibliothek eines Naturforschers nicht fehlen darf.

Schwanheim a. Main. Dr. W. Kobelt.

Die Fischerei der Amerikaner an der Westküste von Grönland.

In dem mittleren Theile der Davisstraße, zwischen den dänischen Kolonien Sukkertoppen und Holsteinsborg liegen in einer Entfernung von ca. 4 Meilen von der Küste ausgedehnte Banken, auf denen seit vielen Jahren die Dorschfischerei besonders von amerikanischen, aber auch während einiger Zeit von dänischen Fischern versucht worden ist. Die große Unsicherheit in dem Vorkommen und den Zügen des Dorsches verursachte jedoch, daß diese Fischerei nach und nach aufgegeben werden mußte; aber gleichzeitig hiermit entdeckten die Amerikaner, daß eine andere Fischart, nämlich die größere Heilbutt, einen lohnenderen Ertrag geben könne, indem dieselbe nicht solchen Zufälligkeiten wie denjenigen unterworfen sei, welche die Menge des Dorsches in den verschiedenen Jahren bestimmen. Im Jahre 1879 sandte die „United States Fish Commission" mit einem der Fischerfahrzeuge einen Vertreter nach der Davisstraße, um die dortigen Fischereiverhältnisse genau zu untersuchen. In seinem vor einiger Zeit erstatteten Reiseberichte giebt derselbe eine Uebersicht über den bisherigen Ausfall der dortigen Fischerei und spricht die Ansicht aus, daß dieselbe eine vielversprechende Zukunft für sich habe.

Die erste Nachricht von dem großen Reichthum an Heilbutten außerhalb der Westküste Grönlands wurde von Walfängern nach Massachusetts gebracht. Aus dieser Veranlassung wurde im Jahre 1866 der erste Fischerschooner dorthin expedirt; derselbe segelte am 29. Juni ab und kehrte am 14. Oktober mit einer Ladung im Werthe von 5500 Dollars zurück. Da das Schiff zu spät die Banken erreicht hatte, so hatte es keine volle Ladung erhalten. Da dies Resultat wenig befriedigte, so wurde jene Fischerei wenig beachtet, bis im Jahre 1870 ein anderes Schiff mit einer Ladung im Werthe von 19000 Dollars von Grönland zurückkehrte. In den nächstfolgenden drei Jahren wurden dann jährlich fünf oder sechs Schiffe ausgerüstet, aber aus irgend einem Grunde wurde mit wenig Erfolg gefischt, und gleichzeitig fielen auch die Preise für gesalzenen Fisch. Wegen des Mangels an Seekarten und wegen der Unbekanntschaft mit den Häfen an diesem Theile der öden Küste Grönlands wurden die Fischer außerdem bedenklich, diese Reisen zu unternehmen. Trotz dieser Schwierigkeiten und der ungeheuren Entfernung von 500 Meilen war aber doch die große Wahrscheinlichkeit eines lohnenden Fanges so verlockend, daß von 1866 bis 1881 nicht weniger als 31 Reisen von Gloucester nach der Davisstraße wegen des Heilbuttenfanges unternommen wurden. Wie die Einfuhrlisten ausweisen, sind während der erwähnten Zeit im Ganzen 3283765 Pfund gesalzene Heilbutten von Grönland nach Gloucester gebracht worden, was durchschnittlich auf jedes glücklich zurückgekehrte Schiff 113233 Pfund ergiebt. Zwei Schiffe gingen verloren, indem das eine auf der Hinreise auf den großen Banken (Newfoundlands?) und

das andere auf der Rückreise mit Ladung strandete. Zu bemerken ist, daß alle diese Fangschiffe nur sehr klein waren, meistens unter 75 Tons. Das Schiff, mit welchem der Verfasser reiste, wurde für ungewöhnlich groß und gut ausgerüstet angesehen; es war ein Schooner von 100 Tons Tragfähigkeit und hatte mit Einschluß des Kapitäns und des Kochs im Ganzen 14 Mann Besatzung.

Wenn man diese Fischerei mit derjenigen auf den großen Banken vergleicht, heißt es in dem Bericht, dann spricht sehr viel zu Gunsten derselben. Das Wasser ist nicht so tief und der Nebel nicht so häufig als auf den großen Banken. In Fällen von Stürmen, welche auch nicht häufig vorkommen, sind gute Häfen in der Nähe. Das Klima ist ausgezeichnet, weder zu kalt noch zu warm. Das beständige Tageslicht gestattet die Arbeit ununterbrochen und man braucht nicht so besorgt dafür zu sein, daß die Fischerjollen das Schiff aus Sicht verlieren werden. Ein großes Hinderniß ist jedoch die weite Entfernung von der Heimath und der Mangel an Nachrichten aus der civilisirten Welt. An Fischen ist aber Ueberfluß, und wenn die Fischer nur genaue Karten und die Häfen der Kolonien Sukkertoppen und Holstensborg hätten, dann würde man nicht so viel an die große Entfernung denken, da man dann eines günstigen Resultates vollkommen sicher sein würde. Gleichzeitig mit den Heilbutten fangen die Fischer auch Dorsch, was aber ohne Bedeutung ist, da auf 15 Heilbutten nur 1 Dorsch kommt. Die Eskimo fangen innerhalb der Schären beide Fischarten, und mag der Dorsch dort zahlreicher sein, aber dafür ist er auch kleiner. Es wäre möglich, daß auch der gute Lachs in den Fjorden eine lohnende Fischerei geben könnte.

Verfasser erwartet, daß der Ertrag der Heilbuttenfischerei bei Grönland in der Zukunft ein bedeutend größerer werden, ja an Wichtigkeit sogar mit der Sommerfischerei auf den großen Banken werde wetteifern können. Im Berichte werden dann schließlich eingehende geographische Mittheilungen über den Theil des Fahrwassers an der Küste von Westgrönland gemacht, auf welchen sich die Fischerei der Amerikaner bisher beschränkt hat, nämlich, wie bereits erwähnt, die Strecke zwischen Holstensborg und Sukkertoppen. Ferner werden die Wassertiefe auf den Banken, die Strömungen, die Klimaverhältnisse &c. angegeben und die Häfen der beiden Kolonien werden beschrieben. Eine ausführliche Darstellung der bei Grönland gebräuchlichen Fischereigeräthschaften, der Behandlung und Verpackung der gefangenen Heilbutten ist dem Berichte angefügt.

Beunruhigt nicht nur durch die stetige Zunahme der amerikanischen Fischerfahrzeuge in den grönländischen Gewässern, sondern mehr noch durch die Eingriffe der Amerikaner in das dänische Handelsmonopol und durch ihre verdächtigen Verbindungen mit den Eingeborenen, erachtete es die dänische Regierung im vorigen Sommer für angezeigt, den Kriegsschooner „Fylla" nach jenen Gewässern zu senden, um allen Betheiligten zu Gemüthe zu führen, daß sie ihre Besitzrechte auf Grönland entschieden zu wahren gesonnen ist.

W. Finn.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ein erfreuliches Zeichen nicht nur der Theilnahme, sondern auch der Behandlung, welche die geographischen Wissenschaften in weiteren Kreisen finden, sehen wir in dem 1. und 2. Jahresbericht des erst 1882 ins Leben gerufenen „Würtembergischen Vereins für Handelsgeographie &c. zu Stuttgart." Es würde zu weit führen, hier auf die in demselben mitgetheilten, im Verein gehaltenen Vorträge näher einzugehen; hervorheben wollen wir nur, daß auch die wissenschaftliche Richtung namentlich in zwei Vorträgen des Vorsitzenden, Herrn L. C. Beck, „Zur Geschichte der handelsgeographischen Bestrebungen" und „Die Aufgaben der Geographie mit Berücksichtigung der Handelsgeographie" zum Ausdruck kommt.

— Das eiserne Zeitalter begann auf Foula, einer der Shetlands-Inseln, vor etwa hundert Jahren. Damals schickte der Eigenthümer einen Schmied nach der Insel, um Spaten und andere Geräthschaften für die Eingeborenen zu machen, die bis dahin Muscheln als Spaten und Hacken und zugespitzte Hölzer als Angeln gebraucht hatten. Noch lebt ein alter, 98jähriger Mann auf der Insel, welcher sich des Schmiedes noch erinnerte, der sich jedoch bereits vor der Geburt des Erzählers auf der Insel niedergelassen hatte. (Scottish Geographical Magazine.)

— Wie bedeutend die Gotthardbahn den Handel von Frankreich und Deutschland mit Italien beinflußt hat, geht aus folgenden Zahlen hervor, die dem „Chamber of Commerce Journal" (Bd. IV, Nr. 38, S. 100) entnommen sind. 1882 schon zeigte der französische Export nach Italien eine Abnahme, der deutsche eine Zunahme. 1883 stieg letzterer von $84\frac{1}{2}$ Millionen Francs auf fast 113 Millionen und der französische fiel von $200\frac{1}{2}$ auf $176\frac{1}{2}$ Millionen. In den zwei Jahren 1881 bis 1883 fiel der französische um 105,6 Millionen, während der deutsche um 47,4 Millionen stieg. Daß dies wesentlich eine Folge der Eröffnung der Gotthardbahn ist, zeigen folgende Ziffern der Schweizer Zollbehörde; es betrug der stets steigende deutsche Transit durch die Schweiz nach Italien:

1880	4 719	Tonnen
1881	6 293	„
1882	64 182	„
1883	184 360	„ ,

der fortgesetzt abnehmende französische dagegen in denselben Jahren 65 873, 43 765, 41 095 und 35 406 Tonnen. Nach dem „Movimento Commerciale del Regno d'Italia" nimmt unter den deutschen Einfuhren bei weitem die erste Stelle ein Metall (1881 für 11 Millionen Francs, 1883 für 38,7 Millionen, eine Steigerung von 27,7 Millionen!); dann folgt Wolle (1883 für 10,3 Millionen), Kolonialwaaren und Tabak (8,7 Mill.), Baumwolle (6,4 Mill.), Häute und Lederwaaren (5,7 Mill.), Chemikalien und Arzneimittel (5,3 Mill.), Steingut und Glas (4,8 Mill.), Farben (4,6 Mill.), Korn und Mehl (3,9 Mill.), Seide (3,6 Mill.), Vieh und Produkte (3,6 Mill.) u. s. w.

Asien.

— Dr. Karl Gottsche, Privatdocent an der Universität Kiel, ist von seinen Reisen in Ostasien zurückgekehrt. Nachdem er mehrere Jahre an der Hochschule in Tokio Mineralogie und Geologie docirt hatte, unternahm er von April bis December 1884 im Auftrage der koreanischen Regierung eine wissenschaftliche Bereisung von Korea. Auf dieser etwa 3000 km langen Reise hat er nicht nur den geologischen Bau der Halbinsel festgestellt, sondern auch über Land und Leute reiche Erfahrungen gesammelt

so daß sein in Aussicht stehendes Werk wohl geeignet sein wird, die bisherigen Kenntnisse über das eben erst erschlossene Reich zu ergänzen und wesentlich zu verbessern.

Afrika.

— Der neue französische Gesandte in Marokko soll nächstens dem Sultan in Mekines (Miknâsa) sein Beglaubigungsschreiben überreichen. Ihn begleitet der vorzügliche Kenner Nordafrikas, Henri Duveyrier, um im Auftrage der Regierung wissenschaftliche Untersuchungen in Marokko anzustellen.

— Anscheinend wichtige Reisen, welche sich über den Zeitraum von fast einem Jahre erstrecken, hat kürzlich der Spanier Saturnino Gimenez im nordwestlichen Marokko ausgeführt. Dieselben reichten im Süden der Grenzstation Udschda bis auf das Hochplateau des Atlas und in die Nähe der Oase Figig; dann wurde das Thal des unteren Muluja bereist und auf dem Landwege durch das Gebiet der Beni-Sinassen, das noch kein Europäer betreten hat, die spanische Kolonie Melilla erreicht; es ist das erste Mal, daß dies einem Christen geglückt ist. Gimenez hat weite Espartafelder erworben und mehrere Handelsfaktoreien im Nordwesten Marokkos errichtet. Sein Gefährte Garcin Miranda befindet sich jetzt in Figig.

— Der inzwischen ermordete italienische Afrikareisende Bianchi hatte in Godscham (Süd-Abessinien) den Ingenieur Salimbeni zurückgelassen, um dort über den Blauen Nil eine Brücke zu bauen, welche Godscham mit den südlicher gelegenen Gebieten verbindet. Unter vielen Schwierigkeiten ist dieselbe jetzt vollendet worden. Salimbeni hat nun die Leitung der italienischen Station in Godscham übernommen, welche zur Anstellung meteorologischer Beobachtungen, zur Unterstützung von Reisenden und Kaufleuten, zur Anlegung naturwissenschaftlicher Sammlungen u. s. w. dienen soll. Eine andere meteorologische Station will die italienische Regierung in Makkale in Abessinien errichten. — In Turin hat sich ein Komitee gebildet, um für Augusto Franzoj die Mittel zu einer Expedition von Zeila nach Kaffa und den äquatorialen Seen zusammenzubringen.

— Nach einmonatlichem Aufenthalte in Harar, von wo sie einige Ausflüge unternahmen, sind Dr. von Hardegger und Prof. Paulitschke (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 64) am 21. März dieses Jahres nach Zeila und Mitte April nach Wien zurückgekehrt. Ueber die Reichhaltigkeit ihrer ethnographischen, kartographischen und naturhistorischen Sammlungen äußern sie sich sehr befriedigt. Ein weiteres Vordringen von Harar nach Schoa ward leider durch die Unsicherheit des Landes vereitelt. Den Reisenden ist die Errichtung zweier meteorologischer Stationen in Harar und Zeila zu danken, deren Instrumente von englischen Beamten abgelesen werden. — Am 8. April ist, wie dem „Temps" aus Aden geschrieben wird, in Dungareta (südlich von Zeila), einem Hafen der Gibril-Abakor, und am 10. in Hela, das dem Stamme der Gadibursi gehört, die französische Flagge gehißt worden.

Nordamerika.

— Ueber das Saskatschewan-Gebiet, welches eben durch den Aufstand der halbblütigen Trapper und der Indianer wieder die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zieht, bringt „Science" einen interessanten Artikel von Dawson. Das Gebiet der Insurrektion liegt nahe dem Nordrande der großen Prairienfläche, welche sich quer durch fast ganz Nordamerika erstreckt und, obschon zum größten Theile im Gebiete der Vereinigten Staaten liegend, doch noch ca. 300 Miles ins englische Gebiet hineinreicht. Die Nordgrenze, durch die ausgedehnten Wälder der nördlichen Waldregion bezeichnet, zieht von der Stadt Winnipeg westlich bis zum Zusammenfluß des Assiniboine und des Qu'appelle, dann nordwestlich zum Zusammenflusse der beiden Saskatschewan-Quellflüsse, dem südlichen folgend wieder westlich bis Edmonton, dann südwestlich nach Calgary am Bow und schließlich südlich zum Fuße der Felsengebirge. Prairien, nur hier und da mit spärlichem Baumwuchs, bedecken gegen 300 000 Quadratmiles. Sie bilden eine nach Nordosten abfallende ebene Fläche, aus horizontalen Laramie- und Kreideschichten gebildet, die nur da, wo sie an die angrenzenden älteren Schichten stoßen, zu einer verworrenen Hügelkette, dem Missouri Coteau, aufbrechen. Die Berge erreichen ihr Ende in den theilweise bewaldeten Eagle-Hills bei Battleford. Die Oberfläche ist mit Gletscherschutt bedeckt und verdankt seiner unregelmäßigen Ablagerung ihren Hauptcharakterzug, die Unzahl kleiner Seen und Teiche, die großentheils im Sommer austrocknen. Die Flüsse sind tief eingerissen und bilden im Frühjahre ernstliche Verkehrshindernisse; erst in neuerer Zeit hat man an den wichtigsten Uebergangspunkten Fähren aufgestellt. Nur wenige Wasserläufe können aber dem Verkehre wirklich dienen, die meisten sind seicht, vielfach gewunden und voller Kiesbänke; nur ein paar kleine „sternwheel"-Dampfboote kursiren auf dem Saskatschewan zwischen Winnipeg und Edmonton, und neuerdings auch auf dem südlichen Arme. Bis in die neueste Zeit erfolgte der Verkehr ausschließlich mit Karren, aber die Erbauung der Canadian Pacific-Eisenbahn hat die Verhältnisse völlig umgestaltet und ganz neue Verkehrswege geschaffen. Selbst der Regierungssitz ist von Battleford am nördlichen Saskatschewan nach Regina an der Eisenbahn verlegt worden, und von dort soll auch binnen Kurzem eine Eisenbahn nach Prince Albert mit einer bedeutenden Abzweigung nach Edmonton erbaut werden. Das Land ist ungemein fruchtbar und wird rasch einen bedeutenden Aufschwung nehmen, besonders wenn die geplante Verbindung mit der Südküste der Hudsonsbai zur Thatsache werden sollte.

Südamerika.

— Nach dem Journal do Commercio belief sich der Gesammtwerth des Exports von Rio de Janeiro im Jahre 1884 auf 215 457 168 Francs, wovon nicht weniger als 205 969 622 Francs auf Kaffee entfallen, von welchem nahezu 220 Millionen Kilogramm ausgeführt wurden. Der Rest von circa $9\frac{1}{2}$ Millionen Francs bestand aus Sprit, Zucker, Leder, Tabak, Wolle, Gold- und Silberwaaren, Tapioca u. s. w. Am meisten eingeführt wurden in demselben Jahre Butter, Bier, Fichtenholz, Pech, Cement, Kohlen, Terpentinessenz, Mehl, Branntwein, Theer, Fett, Olivenöl, Mais, Petroleum, Rosinen, indischer Reis, Salz, Kleie, Thee, Talg, getrocknetes Fleisch und Wein.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Globus.

XLVIII. Band.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Achtundvierzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1885.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Australien.

Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polargebiete.

Oceane.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Vom Büchertische.

Verfasser

(auch von übersetzten u. entlehnten Artikeln).

Nekrologe und Todesfälle.

Personalia.

Illustrationen.

Europa.

Belgien.

Asien.

Persien und Babylonien.

(Dieulafoy's Reise.)

Vorderindien.

(Guimet's Reise.)

Philippinen.

Afrika.

Tunesien.

Nordamerika.

Südamerika.

Bolivia. (Thouar's Reise.)

Karten.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVIII. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Auf der Suche nach den Resten der Crevaux'schen Expedition.

(Nach dem Französischen von A. Thouar.)

I.

Als Thouar im April 1883 in Santiago in Chile anlangte, theilte ihm der dortige französische Geschäftsträger ein Schreiben des Ministers des Auswärtigen mit, worin ihm Nachforschungen nach zwei Ueberlebenden der Crevaux'schen Expedition aufgetragen wurden; solche sollten nach einem Briefe eines M. Milhomme in Carapari (Departement Tarija, Bolivia) von Tobas-Indianern bei den Chiriguanos gesehen worden sein. Sofort entschloß sich Thouar, dessen Zweck gerade solche Nachforschungen waren, abzureisen und nahm den Dampfer nach Arica an der peruanischen Küste, wo er am 12. Mai eintraf und alsbald mit der Eisenbahn langsam in zwei Stunden nach Tacna weiterfuhr. Rasch war ein guter Peon, Manuel Franco, in Dienst genommen und vier Maulthiere, zwei zum Reiten und zwei zum Tragen des Gepäcks, gemiethet; alles, was überflüssig oder hinderlich erschien, blieb in Tacna zurück. Mit einem Passirscheine für die chilenischen Vorposten in Pachia versehen, reiste er am 21. Mai nach La Paz ab. Zwar erklärte man allgemein seine Ausrüstung für etwas dürftig und hielt es für gewagt, wenn nicht unklug, zur Winterszeit die Hochplateaus zu überschreiten, ohne mindestens ein Dutzend Maulthiere für den Transport von Lebensmitteln, Kochgeschirr, Matratzen u. s. w. Aber erstens waren die Mittel des Reisenden beschränkt, und zweitens hatte er es während der fünf Jahre, während deren er schon die Anden von Mexiko bis Kap Horn bereiste, stets verschmäht, sich mit einem hinderlichen und kostspieligen Luxus zu umgeben, und hatte sich dessen immer gefreut. So nahm er denn Abschied von den rasch gewonnenen Freunden in Tacna und trabte auf dem großen sandigen Wege nach Pachia hin; das Aussehen der Gegend war traurig und öde, überall verkündeten Ruinen den herrschenden Kriegszustand. Die Sonne verschwand hinter dem Horizonte und die Gipfel der westlichen Andeskette begannen sich violett zu färben; bald stieg die Nacht herauf und mit ihr die Tausende funkelnder Sterne des Tropenhimmels. Einige Male wurde er von chilenischen Schildwachen angerufen und zuletzt zum wachthabenden Officier geführt, der bei rauchender Kerze seinen Geleitschein untersuchte; aber um 7 Uhr erreichte er ohne weiteres Hinderniß den Tambo von Pachia, die erste Station auf dem Wege nach La Paz.

Früh am nächsten Morgen war er im Sattel und gelangte auf einer breiten, gut angelegten Straße zu den auf das Hochland hinaufführenden Engpässen; der Weg windet sich nun zwischen hohen Wänden und Abstürzen hin, an denen nur hier und da einige Pfeffersträucher und Kaktus Wurzel gefaßt hatten, deren fahles staubiges Aeußere scharf von dem Bachbette in der Tiefe abstach, an dessen Ufern ein üppig grüner Teppich von Luzerne und Roggen sich ausbreitete. Ab und zu sah man auch einige Steinhaufen, welche die „Montoneros“ von Pacheco als Verschanzungen gegen die chilenischen Vorposten aufgeführt hatten. Vor diesem Punkte hatte Thouar eine gewisse Furcht, da es leicht möglich war, daß man ihm hier seine Maulthiere wegnahm; die Banden waren aber zum Glücke

seit einigen Tagen nach links abgerückt, und er bekam nicht einen einzigen dieser Räuber zu sehen, deren Zweck weniger darin bestand, Krieg gegen die Chilenen zu führen, als ihre unglücklichen peruanischen Landsleute zu berauben. Um 10 Uhr erreichte er unbelästigt die Hochebene, welche den Vulcan von Tacora trägt, der in zwei Gipfeln zu etwa 4500 m über dem Meeresspiegel ansteigt; zur Linken leuchtete am Horizonte der Pic von Arequipa und vor ihm dehnte sich, soweit sein Auge reichte, staubig und kahl das gewaltige peruanische Hochland aus, von welchem, vom ewigen Schnee bedeckt, die erloschenen Krater der Nevados de la Sierra, des Soporturas, Estandiu, Surupane, Putre u. s. w. zum blauen Himmel aufragten. Weit und breit war kein Baum zu erblicken, ja kaum irgend welcher Pflanzenwuchs, höchstens einige Sträucher und etwas Ginster, zwischen denen zahlreiche Vigognes weideten. Zuweilen wirbelte eine Staubwolke auf, hervorgerufen durch eine Herde Lamas, die, von Aimara-Indianern geleitet, kleine Säcke voll Kupfererz aus den Bergwerken von Oruro schleppten; langsam ziehen sie einher, und das taktmäßige Klingeln der kleinen Glöckchen an ihrem Halse ist das einzige Geräusch, was die tiefe Stille dieser todten Landschaft unterbricht.

So schnell sein Maulthier ihn tragen konnte, ritt Thouar dem Tambo von Airo zu, denn er litt an heftigem „Soroche“, jener Bergkrankheit, die eine Folge der verdünnten Luft ist



Typus eines Peon.
(Nach einer Skizze Thouar's.)



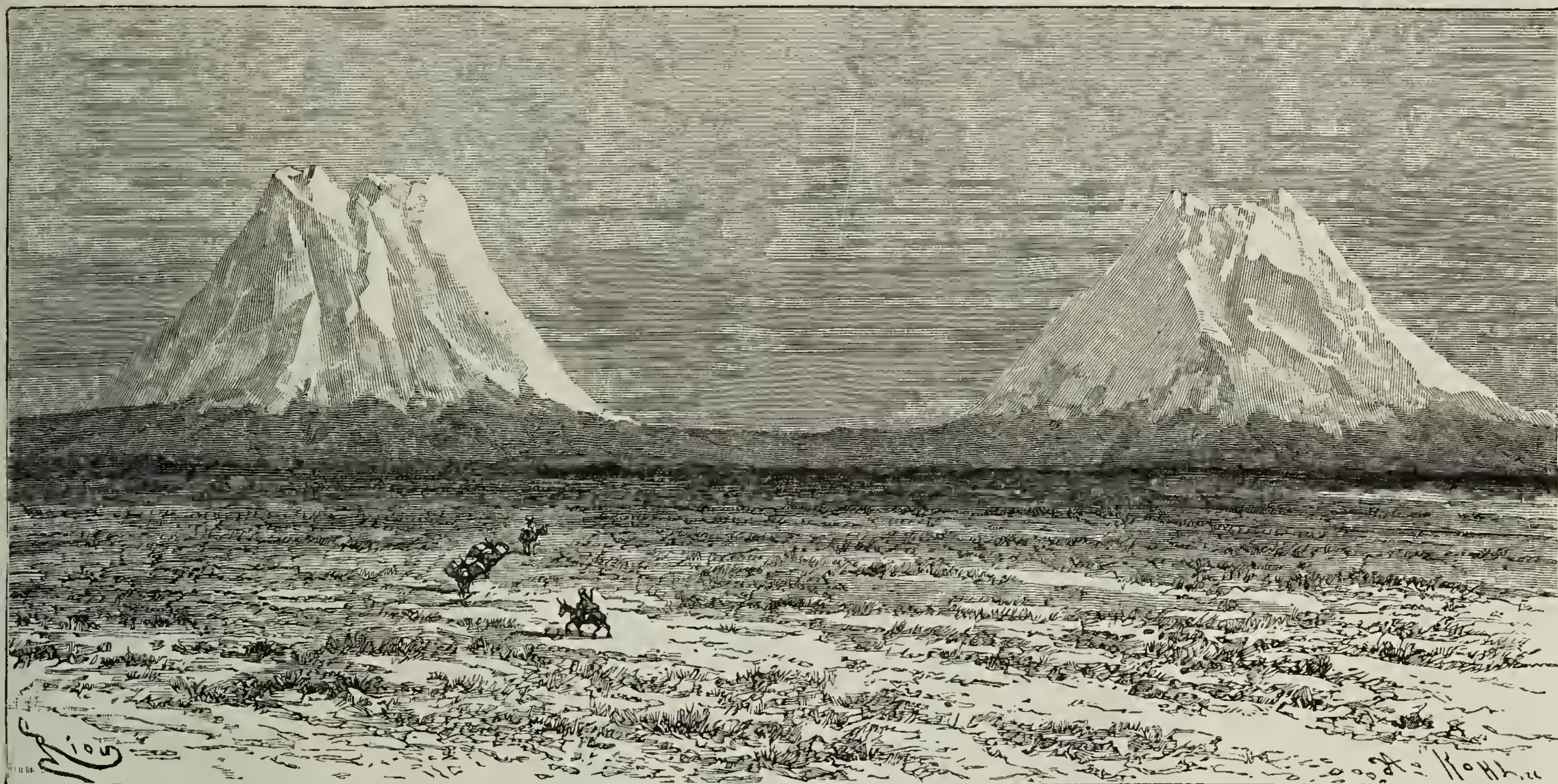
Aimara-Indianerin von der bolivianischen Hochebene.
(Nach einer Photographie Thouar's.)

und sich durch heftige Migräne, Uebelkeit, Nasenbluten und Appetitlosigkeit äußert, übrigens bei dem einen stärker, bei dem anderen schwächer und bei manchem gar nicht auftritt. Nach den üblichen Fragen des Tambo-Wirthes: „Wo kommen Sie her?“ „Wo reisen Sie hin?“ „Sind Sie verheirathet oder ledig?“ wollte der Reisende sein Gepäck in dem einzigen verfügbaren Raume unterbringen, in welchem sich schon etwa 30 Aimara-Indianer befanden. Thouar verlangte, daß man wenigstens die Frauen und Kinder drinnen ließe, zum großen Erstaunen des Wirthes, der auf die Frage, wo denn die Leute schlafen sollten, einfach „draußen!“ antwortete. Und dabei stand das Thermometer im Freien sechs Grad unter Null! Der Reisende selbst brachte diese Nacht schlaflos zu, aber er empfand doch, als er in seine Decken gehüllt auf dem „Pollo“, einer Art Bett aus Erde, ausgestreckt lag, ein gewisses Behagen, so oft er an die armen Indianer dachte, welche halb nackt unter ihrem Poncho aus dicker Wolle zwischen den vier Mauern eines dachlosen Schuppens schliefen, dicht an einander gedrängt, um besser die Körperwärme sich zu bewahren.

24. Mai. Ein prächtiger Sonnenaufgang, klare Luft, aber die Teiche alle gefroren. Beim Rio Maure fielen dem Reisenden große, schwarze, trachytische und basaltische Felsmassen von höchst imposanter Erscheinung auf, welche an Ruinen und Säulenhallen erinnerten.

25. Mai. Um Mittag erreichte er ganz entkräftet die Hacienda Chulucayani; seit zwei Tagen hatte er wegen des „Soroche“ fast keine Speise genossen. Hier ließ ihm

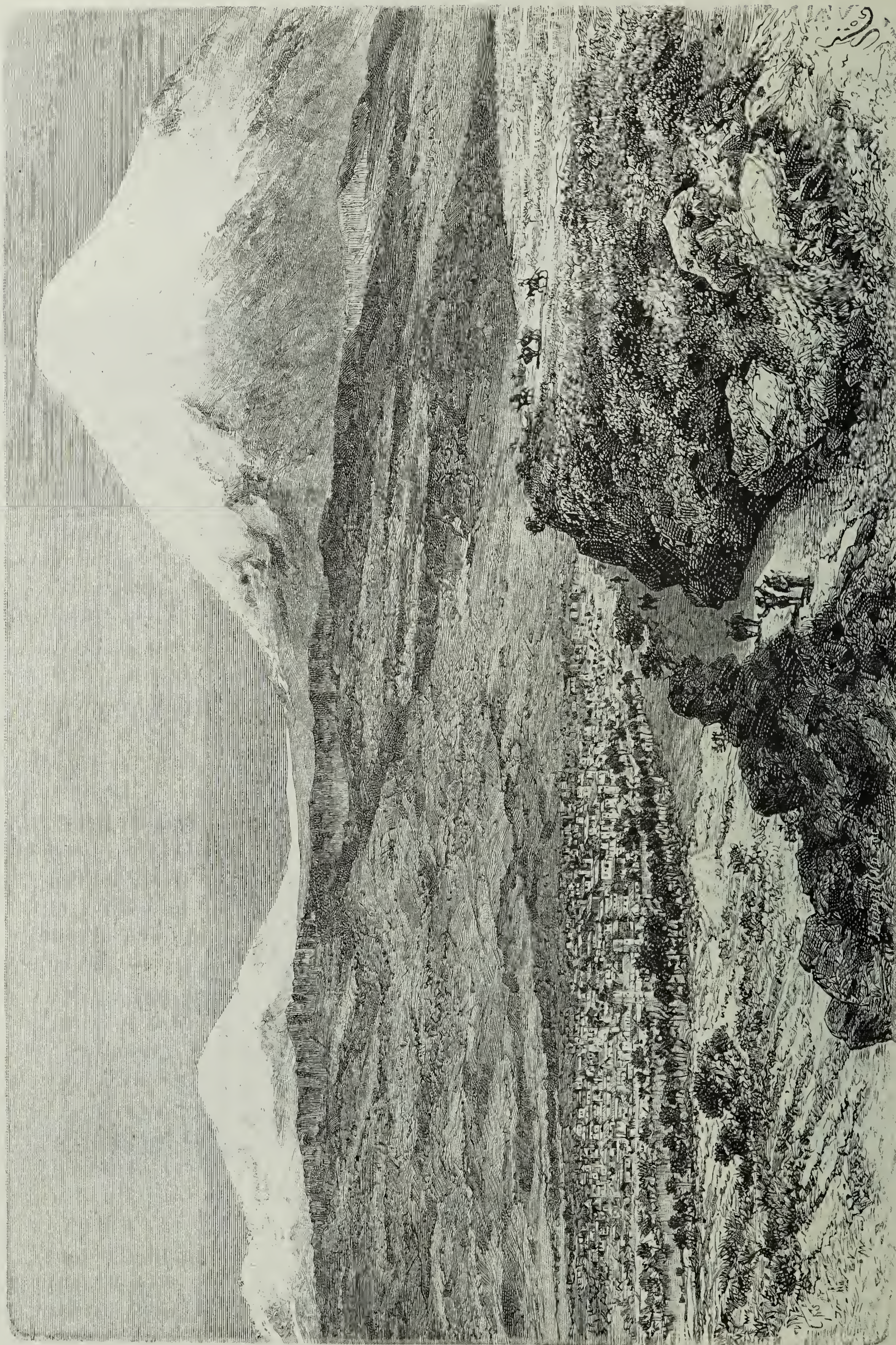
der freundliche Wirth eine gute Milchsuppe bereiten, die ihm wieder Kräfte gab, so daß er seine Reise fortsetzen und um 6 Uhr Abends das Dorf Santiago erreichen konnte. Am nordwestlichen Horizonte zeigten sich jetzt die Gipfel



Vulkan von Tacora. (Nach einer Skizze Thouar's.)

Aimara-Indianer mit Erz tragenden Lamas. (Nach einer Photographie und einer Zeichnung Thouar's.)

des Sorata und des Illimani. Drei Tage später, am 28. Mai um 11 Uhr, erblickten sie auf dem Grunde einer trichterförmigen Schlucht La Paz, das sich wahrhaft malerisch am Fuße des Illimani ausdehnt; reißend rasch fließt



Ansicht von La Paz. (Nach einer Zeichnung Thouar's.)

die „Quebrada“, der „Bach“ zwischen zwei Reihen grüner Bäume dahin, und bei schönem Sonnenscheine und klarem Himmel bieten die rothen Ziegeldächer der Häuser nebst den viereckigen Luzernefeldern ein anziehendes Bild. Die in Schlangenwindungen sich hinabziehende Straße war von zahlreichen Trupps von Eseln und Maulthieren belebt; Aimara-Indianer gingen nebenher und spielten auf kleinen Flöten sanfte, melancholische Weisen. Im Zollhause der Stadt genügte das Vorweisen des Passes, um die Untersuchung des Gepäcks überflüssig zu machen; dann ging es in ein Gasthaus und am Morgen darauf zu dem Minister des Auswärtigen, Dr. Antonio Quijarro. Ihm setzte Thouar den Zweck seiner Reise und seine Pläne aus einander und erhielt von ihm sehr nützliche Mittheilungen, wie auch Dr. Crevaux diesem Manne viel zu danken hatte, so lange er sich in Bolivien aufhielt. Die Gerüchte, welche sich in Frankreich verbreitet haben, daß die bolivianische Regierung dem Dr. Crevaux nicht alle, für sein schwieriges Unternehmen erforderliche Unterstützung geleistet habe, erklärt Thouar für falsch. Crevaux's Expedition kostete ihr 10 000 Francs, und die 200 Soldaten, welche sie dem Reisenden zur Begleitung anbot, hat derselbe zurückgewiesen. Sobald dann die Nachricht von der Ermordung der Expedition eintraf, sandte sie 200 Mann nach dem Pilcomayo, um die Indianer zu züchtigen und einen strategisch wichtigen Punkt zu besetzen; dieser Zweck wurde zwar nicht erreicht, immerhin aber verursachte das Unternehmen Kosten, die sich auf nicht weniger als 300 000 Francs beliefen. Was Thouar selbst angeht, so hat er überall in Bolivien, namentlich aber bei der Regierung, den Einwohnern von Tarija und den italienischen Missionaren, die freundlichste Aufnahme und Unterstützung gefunden.

Seine letzten Vorbereitungen waren bald getroffen; am Sonntag, den 3. Juni, ritt er, mit einem ministeriellen Empfehlungsschreiben an alle Provinzialbehörden versehen, in südöstlicher Richtung zur Stadt hinaus, um über Sucre Tarija zu erreichen. Der Weg führt über die Hochebene am Abhange der Illimanikette hin; es war prächtiges Wetter, die Thiere konnten gut ausgreifen, und um 5 Uhr Nachmittags erreichte man Calamarca, ein Dorf von etwa




Mestizin und Aimara-Indianer aus der Umgebung von La Paz. (Nach Photographien Thouar's.)

200 Feuerstellen, wo der Wirth des Tambo die größte Lust bezeigte, den Reisenden zu begleiten. Dafür fing jedoch am nächsten Tage dessen Arriero an, Furcht vor den Indianern am Rio Pilcomayo zu äußern und von seiner Familie zu sprechen, so daß ihm Thouar es freistellte, von seinem Versprechen zurückzutreten.

Am 6. Juni gegen Mittag gelangte der Reisende in das Dorf Caracollo und beschloß dort, den Rest des Tages zu bleiben. Die Rast bot ihm Gelegenheit, einige Notizen über die Bolivianerinnen niederzuschreiben. Der Typus der Aimara- oder Quichua-Indianerin läßt sich leicht von demjenigen der Chola oder Mestizin im zweiten oder dritten Grade unterscheiden. Erstere trägt die Haare ungeordnet, den Poncho nachlässig über den Rücken geworfen und um den Hals zusammengeknotet oder von kupfernen Agraffen in Löffelform gehalten, um die Lenden die „Ruana“ und kurze Röcke von grober Leinwand, die Beine und oft auch die Füße nackt. Die Chola dagegen spielt die Elegante im Lande, ist liebenswürdig und heiter, aber stets etwas wild und ungezähmt; vor einem Unbekannten zeigt sie Scheu und geräth in Verwirrung. Auf den schwarzen schlichten Haaren, die auf der Stirn glatt angeklatscht sind, ruht kokett ein weicher Filzhut; ihr Poncho trägt die brillantesten Farben, und das Kleid, welches über den dicken, aber sehr kurzen Unterröcken liegt, läßt das wohlgestaltete Bein unbedeckt; der kleine Fuß steckt in leichten Lederpantöffelchen — oder riesigen Fuhrmannslatschen.

Am 7. Juni erreichte Thouar das wichtige Centrum Oruro, dessen reiche Kupfer- und Silberminen von angesehenen Handelshäusern ausgebeutet werden; dort wurde er dem General Camacho, dem Militärgouverneur der Provinz, vorgestellt und machte sich dann am nächsten Tage auf den Weg nach Poopo. Drei Tage später verließ er die bolivianische Hochebene und ritt in die (von Westen aus gerechnet) zweite Cordillere ein. In der vorhergehenden Nacht war die Kälte sehr fühlbar gewesen und das Thermometer auf sieben Centigrade unter Null gefallen. Der Weg führte nördlich vom Vulkane Ancacato vorbei, von dessen Thätigkeit die Bomben, Laven und Aschen, welche überall den Boden bedeckten, Zeugniß ablegten. Um 5 Uhr

wurde am Tambo Livichuco Halt gemacht. Hier, wie schon einige Male vorher, fand man die Wände ganz mit Blut bespritzt; Nachfragen bei den Indianern führten auch hier nicht zu einer Erklärung. Erst in Tarija theilte man ihm mit, daß, wenn ein von Indianern bewirthschafteter Tambo seinen Eigenthümer wechselt, das Blut eines Hammels an die Wände gespritzt wird, um die Herde vor Krankheit oder Tod zu bewahren.

Am 12. Juni ging es bei starker Kälte und heftigem Schneefalle noch stark bergauf, am folgenden Tage ebenso mühsam bergab auf steinigen Pfaden. In Cauri traten Quichna-Indianer an die Stelle der bisherigen Aimara-Postillone; beide besitzen dieselben stählernen Kniekehlen, mit denen sie im Laufschritte die Bergabhänge hinauf und hinunter klettern und die lahmenden Maulthiere von einer Station zur anderen geleiten, und das für einen Entgelt von einem Medio (20 Pfennig) für die Wegstunde! Am 15. Juni, Morgens 9 Uhr, kam Sucre, die einstige Hauptstadt Boliviens, in Sicht; der Ort liegt hübsch am Fuße eines Vorberges, den zwei „Cerros“ von rothem Sandsteine beherrschen. Vier große Straßen durchschneiden ihn der Länge nach und heben sich scharf aus der Masse der weißen sonnenbeschienenen Häuser heraus. Die Indianer, denen man hier auf der Straße begegnet, tragen alle runde Hüte von weichem Filze, die mit bunten Bändern geschmückt und mit Kupferplättchen bedeckt sind.

Die Ankunft eines Fremden ist in diesen Gegenden stets ein Ereigniß; so war auch kaum diejenige Thouar's



Aimara- und Quichua-Indianer. (Nach Photographien Thouar's.)

bekannt geworden, als zahlreiche Besucher zu ihm kamen, ihm ihr Beileid über den Untergang der Crevaux'schen Expedition aussprachen und ihre Dienste anboten; Thouar hält dieses Entgegenkommen der Leute, das sich in ganz Südamerika, und nicht nur bei den höheren Klassen, sondern auch bei den Mestizen und Indianern findet, für echt und glaubt an die Aufrichtigkeit ihrer hergebrachten Redensarten, mit welchen sie sich und ihr Haus einem Fremden zur Verfügung stellen. Dagegen meinen andere Reisende, daß man ganz andere Begriffe von der Zuvorkommenheit der Südamerikaner bekäme, sobald man einmal versuchte, sie beim Worte zu nehmen. Genug, Thouar wurde in Sucre gut aufgenommen und durch den Mineningenieur Enrique Bayer an einem Vormittage allen Notabilitäten der Stadt vorgestellt, darunter dem Dr. Abecia, der auf seine Kosten wöchentlich einen meteorologischen Bericht erscheinen läßt, dem Bibliothekar Ignacio Teron, welcher ihm ein spanisches Wörterbuch der Mojos-Sprache aus dem Jahre 1701 verehrte und der Familie Rück, deren Haupt sich mit der Statistik Boliviens abgiebt. Sucre, das sich eines gemäßigten und sehr gesunden Klimas erfreut, wird mit Vorliebe von den reichen Familien des Landes bewohnt, z. B. von den beiden Bergwerkseigenthümern Aniceto Arce und Gregorio Pacheco, deren Vermögen auf je 20 Millionen Mark geschätzt wird. Als im letzten Kriege die Chilenen La Paz bedrohten und die bolivianische Regierung, der es an Mitteln zur Fortsetzung des Kampfes gebrach, eine Subskription eröffnete, zeichnete jeder der beiden 100 000

Piaster. In Arce's Diensten hatte der Franzose Dumigron gestanden, der sich der Crevaux'schen Expedition anschloß und dann deren Schicksal theilte. Er hatte sich in zehnjähriger Arbeit als Gärtner eine Summe erspart und wollte damit nach Frankreich zurückkehren, als er in Tupiza dem Doktor Crevaux begegnete. „Wohin gehen Sie jetzt“, fragte dieser. „Nach Paris über Tucuman und Buenos Ayres.“ „Aber das ist nicht der billigste Weg! Kommen Sie doch mit mir. Wir gehen längs des Pilcomayo, und die Reise soll Ihnen nichts kosten.“ Dumigron ließ sich überreden — und verlor sein Leben.

Am 17. Juni setzte Thouar seinen Ritt nach Süden fort und erreichte um 5 Uhr Nachmittags die Ufer desselben Rio Pilcomayo, dem seine ganze Reise galt. In dem aus wenigen armseligen Hütten bestehenden „Pueblito“ Chicha Pilcomayo, fand er aber keine Unterkunft und mußte die Nacht unter einem Baume zubringen; nur eine arme alte Indianerin war gutmüthig genug, zu gestatten, daß der Reisende sein Gepäck unter ihrem Dache hinlegen durfte. Den folgenden Tag überschritten sie den Pilcomayo, ließen den Weg nach Potosi zur Rechten und folgten dem fast trockenen, zwischen hohen, steilen Felswänden eingeschlossenen Llanta-Pacheta aufwärts bis zu dem drei Stunden entfernten Esquirri, wo sie, anstatt in dem verlassenen Tambo, beim Corregidor und Pfarrer freundliche Aufnahme fanden. Der nächste Tagemarsch führte über Schieferberge durch eine öde und vegetationslose Gegend bis zu der einzelnen Indianerhütte Puno-Puno, der folgende (20. Juni) zu dem schönen, fruchtbaren und ganz mit Weizen bepflanzten Thale von San Lucas, wo Tausende von Ringeltauben eine erfolgreiche Jagd gestatteten. In dem Dorfe San Lucas traf Thouar um 10 Uhr Morgens ein, rastete dort und übernachtete in dem Tambo Civingamayu am gleichnamigen Rio, dessen Bett etwa 200 m breit ist, aber damals fast trocken lag. In dem Tambo waren die Wände mit Kugellöchern buchstäblich übersäet: der Bolivianer liebt es, wenn er auf dem „Pollo“ liegt, seinen Revolver zu ziehen und sich im Schießen zu üben, indem er die Wände des Wirthshauses zur Zielscheibe nimmt.

Die Negritos der Philippinen[1]).

Von F. Blumentritt.

Es ist noch nicht so lange her, da sprach und schrieb man von den Negritos der Philippinen als einem Volksstamme, der nur durch spärliche Tribus vertreten, sich auf den beiden Hauptinseln des Archipels, auf Luzón und Mindanao vorfände; für die übrigen Eilande Spanisch-Asiens wurde die Existenz von Negritos angezweifelt, theils apodiktisch behauptet, daß diese Rasse daselbst, wenn jemals vorhanden, sicherlich ausgestorben wäre. Erst als A. B. Meyer die Negritos der Visayer-Inseln kennen lernte, begann man sich mit der Thatsache zu befreunden, daß die „Urbevölkerung“ des Archipels beinahe auf allen größeren Inseln der Philippinen noch existire. Nur von Marinduque und den nördlich von Luzón gelegenen Inselgruppen der Babuyanen und Batanes kann man mit gewisser Sicherheit behaupten, daß daselbst keine Negritos leben; das Binnenland von Sámar und Leyte ist noch zu wenig, das Innere von Mindoro noch gar nicht durchforscht, so daß man hier wenigstens über diese Frage nicht absprechen darf. In jenen Lokalitäten, wo ich noch auf der Karte zum Ergänzungsheft 67 von Petermann's Mittheilungen das für die Negritos eingestellte N mit einem Fragezeichen versah, sind inzwischen Tribus dieser Rasse aufgefunden worden, so bei Candon in Ilócos von Hans Meyer, so auf Palawan (Paragua) von den mit der topographischen Aufnahme des Landes betrauten spanischen Officieren. Während man früher für Mindanao nur im Nordosten der großen Insel die Existenz von Negritos konstatirte, haben jetzt die Missionen der Jesuiten und die Forschungen Montano's nachgewiesen, daß sowohl im Norden als auch im Süden des östlichen Mindanao die Negritos nicht allein vorkommen, sondern daß sie auch durch zahlreiche Individuen vertreten sind. Dies ist besonders wichtig, denn bisher war man geneigt, nach ihrer Lebensweise, die sie auf Luzón und den Visayern führen, anzunehmen, daß die Negritos nur in kleinen Horden eingesprengt unter die Masse der malaischen Stämme des Archipels sich vorfänden; im südlichen Mindanao leben sie aber in größeren Clanverbänden und weisen hier sogar eine gewisse Expansivkraft auf, die den im übrigen Archipel zerstreuten Stammesbrüdern vollständig mangelt. Während auf Luzón und Negros die Aëtas oder Negritos überall sich scheu vor dem überlegenen Malaien zurückziehen und mit ihren elenden Waffen nur aus dem sicheren Versteck den Feind niederschießen, haben die Atás von Südmindanao die feudale (sit venia verbo) Verfassung der sie umgebenden Bagobos und Mandayas angenommen und führen Fehden mit ihnen, bei denen der angreifende und erobernde Theil, z. B. am Rio Lasán, die im Norden des Archipels so arg gehetzten Negritos sind. Dabei muß hervorgehoben werden, daß sowohl Bagobos als Mandayas durchaus nicht schwächliche oder den Atás gegenüber wenigstens physisch nachstehende Leute sind, im Gegentheil, dieser Menschenschlag unterscheidet sich in nichts von den blutgierigen Igorroten Luzóns, die doch mit den Negritos so leicht fertig geworden sind. Daß die Atás zum Theile auch Bagobo- und Mandaya-Blut in ihren Adern haben, erklärt die Sache allein nicht, denn einmal müssen doch die Negritos reinblütig gewesen sein und in diesem Zustande waren sie oder mußten sie schon sich so ebenbürtig den Bagobos und Mandayas gezeigt haben, daß sie ihnen Weiber und Kinder im siegreichen Kampfe in die Sklaverei entführten. Schon der Umstand, daß sie Malaien zu ihren Sklaven machen, spricht für die Tüchtigkeit der südmindanesischen Negritos, im übrigen Archipel ist dies unerhört: wo immer Negritos mit Malaien zusammenstoßen, da muß der Negrito weichen oder den Malaien als seinen Herrn anerkennen. Ich kann mir diese aktive Fehdelust (wenn ich so mich ausdrücken darf) nur so erklären, daß die Malaien der ersten Invasion

[1]) Die Abbildungen sind dem Werke: Dr. A. B. Meyer, Album von Philippinen-Typen (circa 250 Abbildungen auf 32 Lichtdrucktafeln, Dresden, W. Hoffmann 1885) entnommen.

(vergl. die Einleitung zu Peterm. Mitth. Ergzhft. 67) auf Mindanao, wenigstens im östlichen [1]) Theile der Insel, in zu geringer Kopfzahl erschienen, um unter den Negritos so gründlich aufzuräumen, wie dies auf Luzón geschehen ist. Es fehlte auch hier der Druck, den auf Luzón die landenden „Indier" der zweiten Periode auf die Kopfjägerstämme ausgeübt haben, ein Druck, welcher wie eine Welle nach dem Inneren sich fortpflanzte und die Negritoclans in die kleinen Horden zersplitterte, denen wir dort begegnen.

Noch etwas ist auffallend: während früher die Negritos nur als Jäger auftraten und nur hier und da auch der Bebauung des Bodens sich widmeten, während ferner noch vor zwanzig Jahren Professor C. Semper dem philippinischen Clerus vorwerfen konnte, er kümmere sich nicht um die Bekehrung und Civilisirung dieser Rasse, treten heute ganz entgegengesetzte Zustände zu Tage. Die spanische Geistlichkeit ist bemüht, jene einst von ihr aufgegebenen Söhne der Wildniß mit den Segnungen des Christenthums und seiner Civilisation bekannt zu machen und diese Bemühungen weisen im Verhältniß zu der dazu verwendeten Zeit bereits ansehnliche Resultate auf; in Bataán, Tarlac, Pampanga 2c. giebt es bereits kleine Niederlassungen von Negritos, welche zwar nicht alle sich zur Taufe bequemten, dagegen aber den Acker ebenso gut, wie der tagalische Bauer bestellen. Bereits haben in den Küstenplätzen der Provinz Bataán Negritos, Männer wie Weiber, wenn auch vorläufig nur vereinzelt, Stellen als Diener, Tagelöhner 2c. angenommen, und damit auch die Tracht der „Indier", d. h. der christlichen Malaien des Philippinen-Archipels acceptirt. So ist denn anzunehmen, daß diese Ureingeborenen jener Inselgruppe zunächst ihre Eigenart, Tracht und Sitten, ziemlich schnell aufgeben und mit der



Negrito von Cagayán (Luzón).
Das mehr gelockte als wellige Haar läßt auf Beimischung malaischen Blutes schließen.



Negrito-Weib (Luzón)
mit abgeplattetem Hinterkopfe und Narbentatuirung.

Annahme des Christenthums in den Indiern aufgehen werden; denn die Zersplitterung, in welcher die Negritos sich auf Luzón und in den Visayern präsentiren, raubt ihnen jede Aussicht auf eine nationale Sonderexistenz, sobald sie einmal aus ihren Waldschlupfwinkeln in die Ebene herabsteigen und die christliche Religion annehmen. Selbst dort, wo sie in größerer Anzahl und in kompakteren Massen anzutreffen sind, wie in Mindanao, sind doch auch die Tage ihrer Existenz gezählt, denn die Jesuitenmissionare suchen dort die Eigenart der verschiedenen Stämme dadurch zu verwischen, daß in jeder neuen Niederlassung christlicher Gründung Repräsentanten verschiedener Stämme und Rassen angesiedelt werden, um eben an Stelle der nationalen Einheit die religiöse, an Stelle der alten Blutfehden und Clanfeindschaft das Gefühl der Zusammengehörigkeit als „subditos del Rey catolico" zu setzen.

Unter diesen Gesichtspunkten ist es eine dringende Nothwendigkeit, in letzter Stunde noch alles zu sammeln, was auf den „Negrito puro" Bezug hat. Der enge Kontakt mit den bereits christianisirten Küstenmalaien allein genügt, um den Ureingeborenen der Philippinen alle Eigenart zu nehmen, ganz abgesehen davon, daß die Missionare und Regierungsorgane bewußt auf dieses Endziel hinarbeiten. Die beweglichen Windschirme, die früher allein den Negrito vor den Unbilden der Witterung schützen mußten, sind schon in vielen Theilen des Archipels soliden Hütten nach

[1]) Es ist möglich, daß auch in den Gebirgen, welche die südliche Wasserscheide des Rio Grande de Mindanao bilden, Negritos vorhanden sind.

tagalischem Vorbilde gewichen, ebenso werden mit der Annahme des Christenthums, ja nur bei bloßem häufigerem Verkehre mit den Christen die Tatuirung und die Entstellung des Hinterkopfs, sei es durch künstliche Deformation, sei es durch Abscheeren der Haare, nicht mehr geübt werden. Es wäre daher hoch an der Zeit, wenn ein wissenschaftlich gebildeter Reisende Mindanao besuchen möchte, um die Atás und Mamanuas gründlicher zu studiren, als dies Montano gethan hat. Ebenso wäre ein Besuch der Negritos von Panay und Negros im höchsten Grade erwünscht.

Die Zeichensprache des Handels in Arabien und Ost-Afrika.

Von Josef Menges.

Beim Abschluß von Geschäften im Orient spielen besonders die zahlreich sich herumtreibenden Bummler und Müßiggänger eine meistens sehr lästige Rolle, indem sie sich in jedes Geschäft mischen und die Betheiligten, Käufer, Verkäufer und Makler, mit unaufgeforderten guten und schlechten Rathschlägen und Aufdrängung ihrer Ansichten über den Werth des Objektes 2c. behelligen. Dies ist besonders in den Hafen- und Handelsplätzen des Rothen Meeres, Arabiens und Ost-Afrikas der Fall, wo in Folge des Klimas so ziemlich jedes Geschäft im Freien betrieben wird, und hat der Marktverkehr dort, um beim Handel von der Schaar unbetheiligter Müßiggänger möglichst verschont zu bleiben, das System des Verkaufes durch Zeichen, die mit verdeckter Hand zwischen Käufer und Verkäufer ausgewechselt werden, angenommen, wodurch es möglich ist, jedes Geschäft abzuschließen, ohne daß die Umstehenden das Geringste über den vereinbarten Preis erfahren können.

Diese, besonders am Rothen Meere gebräuchliche Art des Kaufes und Verkaufes besteht darin, daß der Käufer dem Verkäufer direkt, oder jeder dem vermittelnden Simsar (Makler) unter einem Tuche, meistens einem Zipfel des Gewandes, oder dem vom Turban abgewickelten Musselinschleier, die Hand reicht und nun durch Drücken der ganzen Hand oder einzelner Finger das Angebot macht und ebenso die Antwort erhält. Jeder Druck hat natürlich seine ganz bestimmte Bedeutung, die auf allen Märkten die gleiche ist und somit den Anfang einer allgemein verständlichen Sprache zwischen den Händlern verschiedener Nationen bildet. Die in Zahlen übersetzte Bedeutung der verschiedenen Zeichen ist folgende:

Faßt der Käufer den gestreckten Zeigefinger des Verkäufers mit der Hand, so bedeutet dies 1, 10 und 100.

Die beiden ersten Finger ebenso gepackt (d. h. zusammengepackt) bedeutet 2, 20 und 200.

Die drei ersten Finger ebenso 3, 30 und 300.

Die vier Finger zusammengepackt ist 4, 40 und 400.

Die ganze Hand gepackt heißt 5, 50 und 500.

Den kleinen Finger allein gefaßt bedeutet 6, 60 und 600.

Den Ringfinger allein gefaßt 7, 70 und 700.

Den Mittelfinger allein gefaßt 8, 80 und 800.

Den Zeigefinger allein gefaßt und gebogen 9, 90 und 900.

Den Daumen umfaßt heißt 1000.

Streicht der Käufer den Zeigefinger des Verkäufers am Mittelgliede mit dem Daumen seitwärts, so besagt dies $1/2$.

Wird der Zeigefinger vom Mittelgliede nach dem Knöchel zu mit dem Daumen gestrichen, so bedeutet dies $+ 1/4$.

Wird dagegen der Zeigefinger vom Knöchel abwärts nach der Spitze gestrichen, so ist damit $- 1/4$ gemeint.

Faßt der Käufer den Zeigefinger des Verkäufers am ganzen Nagel mit Daumen und Zeigefinger, so heißt dies $+ 1/8$.

Wird indessen nur der Platz vor dem Nagel, also die äußerste Spitze des Zeigefingers gefaßt, so bedeutet dies $- 1/8$.

Damit sind die einfachen Zeichen dieser orientalischen Kaufmannssprache erschöpft. Wie man sieht, kann man damit alle im gewöhnlichen Verkehre vorkommenden Werthe sicher und schnell ausdrücken, was einige Beispiele erläutern mögen.

2500 wird ausgedrückt, indem man zweimal hinter einander den Daumen faßt und dann die ganze Hand, also $1000 + 1000 + 500$.

76 wird durch Fassen des Ringfingers und darauf folgendes Umfassen des kleinen Fingers ausgedrückt, also $70 + 6$.

$4 1/2$ drückt man aus, indem man die vier Finger umfaßt und darauf den Zeigefinger am Mittelgliede mit dem Daumen seitwärts streicht, also $4 + 1/2$.

$7/8$ wird durch Umfassen des gestreckten Zeigefingers und darauf folgendes Fassen der Nagelspitze ausgedrückt, also $1 - 1/8$ u. s. w.

Zu berücksichtigen ist dabei natürlich, daß, da die meisten Zeichen drei verschiedene Werthe ausdrücken, der Werth des Kaufgegenstandes immer annähernd seinem Marktwerthe nach Käufer und Verkäufer bekannt ist und nicht irrthümlich 1 für 10 oder 100 geboten wird, oder umgekehrt. Doch ist dies unter Kaufleuten, die ihre Waare kennen, nicht gut möglich, denn es wird kaum vorkommen, daß bei dem Werthe einer Haut, die auf dem Markte drei Maria-Theresia-Thaler werth ist, der Verkäufer annimmt, es seien ihm 30 oder gar 300 Thaler geboten worden. Ueberhaupt wird diese Verkaufsweise nur bei größeren Objekten, deren Marktwerth allgemein bekannt und feststehend ist, also bei Gummi, Häuten, Straußfedern 2c. angewandt, wo ein solches Mißverstehen zwischen Käufer und Verkäufer ganz ausgeschlossen wird. Bei kleineren Objekten wird diese Zeichensprache zwar auch gebraucht, doch benutzt man häufig die Vorsicht, wenn der ungefähre Werth des Gegenstandes nicht unbedingt feststeht und Jedermann bekannt ist, die Münzsorte vorauszusagen, also Piaster oder Anas, um unliebsame Verwechselungen von Piastern und Anas mit Thalern und Rupien und daraus folgenden Streit zu vermeiden. In dem Gebiete, wo die oben beschriebene Zeichensprache gebräuchlich ist, ist die gangbare Münze hauptsächlich der Maria-Theresia-Thaler, dann noch der türkische Medschidi und die indische Rupie und wird bei größeren Verkäufen meistens nicht weniger als ein Achtel geboten und nachgelassen, so daß $1/8$ der letzte durch die Zeichensprache direkt ausdrückbare Werth ist, obwohl man natürlich auch das kleine Geld, also Piaster, Anas und Pies ausdrücken kann, vorausgesetzt, daß Käufer und Verkäufer klar sind, in welcher Münzsorte geboten wird.

Diese originelle Zeichensprache ist im Verkehre der arabischen und indischen Händler allgemein im Gebrauche und Jeder, der in Arabien und Ost-Afrika Geschäfte macht, bedient sich ihrer, der europäische, indische, arabische und persische Kaufmann sowohl, wie der aus dem Inneren kommende Abessinier, Galla, Somali und Beduine, der auf den Küsten-Märkten seine Produkte verkauft oder europäische und indische Waaren einkauft. Außer dem Vortheil des Geheimnisses für die Umstehenden hat sie für den Eingeborenen, der häufig die auf dem Markte gangbaren Sprachen nur unvollständig kennt, das Gute, daß er, falls ihm diese Zeichensprache geläufig ist, direkt mit dem Käufer unterhandeln kann und nicht der Gefahr des doppelten Betruges ausgesetzt ist, was bei mündlicher Verhandlung sehr leicht geschehen kann. Dies gilt namentlich von den Märkten an der Somaliküste, wo die Makler und Abban (Schutzherren) mit den Kaufleuten fast immer unter einer Decke stecken und ihr Bestes thun, ihre wilden Landsleute aus dem Inneren nach Kräften über das Ohr zu hauen, aber auch nebenbei nicht verfehlen, den Händler selbst möglichst zu betrügen.

Dem nicht daran Gewöhnten muß diese Zeichensprache sehr zeitraubend und umständlich erscheinen, doch kann ich versichern, daß man sich sehr schnell eingewöhnt und namentlich Diejenigen, die sich ihrer Jahr aus Jahr ein bedienen, kaufen und verkaufen mit erstaunlicher Schnelligkeit und Gewandtheit. In Wahrheit erspart man eine Masse Zeit, da das Dreinschreien und Zu- und Absprechen der Umstehenden durchaus wegfällt, und die Sache nur zwischen Käufer, Verkäufer und Makler abgemacht wird, obwohl natürlich auch hierbei die üblichen Schmeicheleien, Komplimente, Ausrufe der Entrüstung und Verachtung, die bei jedem Kaufe und Verkaufe im Orient üblich sind, nicht fehlen. Streitigkeiten in Folge mißverstandener Zeichen kommen in der That nur selten vor und werden meistens durch ein Schiedsgericht unparteiischer Kaufleute ausgetragen. Obwohl diese Zeichensprache für die arabischen und ostafrikanischen Märkte unzweifelhaft praktisch ist, so glaube ich doch, daß sie über die Länder ihrer Entstehung hinaus wenig Verbreitung finden wird, da eben anderwärts das System des fast ganz öffentlichen Verkaufes, das sie entstehen ließ, nicht besteht und damit die Nothwendigkeit einer heimlichen Verständigung von Käufer und Verkäufer fast ganz wegfällt.

Kulturpflanzen und Zuchtthiere in der neuen und der alten Welt.

Es ist bereits früher versucht worden, die Ungleichheit, welche in der Kulturentwickelung der Völker der drei alten Welttheile einerseits und Amerikas andererseits hervortritt, mit dem Reichthum, bez. dem Mangel dieser Länder an nutzbaren Pflanzen und Thieren in Beziehung zu bringen. O. Peschel stellte zuerst die in dieser Hinsicht wichtigsten Thier- und Pflanzengattungen einander gegenüber (Ausland 1867. S. 937. Völkerkunde, 5. Aufl. S. 413 bis 415). Es geht aus dieser Uebersicht hervor, daß die alte Welt der menschlichen Gesellschaft durch ihre Kulturgewächse und -Thiere weit mehr Dienste geleistet hat, als die neue. Indessen ist die gegebene Aufzählung nur geeignet, ein ganz oberflächliches Bild von der Vertheilung der domesticirten Thiere und Pflanzen zu geben. Will man einen gründlichen Einblick in diese Verhältnisse erlangen, so ist es nöthig, die einzelnen kultivirten Species der beiden Welten, nach der Art ihrer Verwendung klassificirt, einander gegenüber zu stellen, und nicht nur ihre absolute und relative Zahl, sondern auch ihren Kulturwerth zu berücksichtigen. Diese nicht eben leichte Aufgabe hat sich jüngst Dr. F. Höck in einer bemerkenswerthen Schrift zu lösen bestrebt[1]). Das Ergebniß seiner Untersuchungen ist der Nachweis einer starken Benachtheiligung der neuen Welt gegenüber der alten. Es stellt sich heraus, daß in der letzteren verhältnißmäßig (d. h. unter Berücksichtigung ihrer größeren Ausdehnung) etwa doppelt so viel Arten domesticirt worden sind, als in Amerika, und daß die kulturliche Bedeutung derselben sich gleichfalls etwa wie 2 : 1 verhält. Folgende Zahlen entnehmen wir der dem Werke angehängten Tabelle. Die Bedeutung einer jeden Art für die Kultur ist darin in der Weise abgeschätzt, daß das Kulturalter, sowie die Verbreitung mit den Ziffern 1, 2, 3 (je beträchtlicher jene, um so höher die Ziffer) bezeichnet und aus diesen Zahlen das Produkt gebildet wurde[1]). Die in Klammern beigefügten Zahlen stellen die durch Multiplikation der darüberstehenden absoluten Zahlenwerthe mit 4 bez. mit 9 erhaltenen Verhältnißzahlen dar. (4 : 9 ist das Verhältniß der Flächenräume der beiden Welten):

Zahl der Arten		Produkt aus Verbreitung und Kulturalter	
Alte Welt	Neue Welt	Alte Welt	Neue Welt
I. Pflanzen. A. Obstarten.			
71 (284)	24 (216)	193 (772)	57 (513)
B. Getreidepflanzen.			
26 (104)	2 (18)	104 (416)	10 (90)
C. Hülsenfrüchte.			
18 (72)	1 (9)	53 (212)	4 (36)
D. Knollen- und Wurzelgewächse.			
21 (84)	8 (72)	55 (220)	26 (224)

[1]) Dr. F. Höck, Die nutzbaren Pflanzen und Thiere Amerikas und der alten Welt verglichen in Bezug auf ihren Kultureinfluß. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1884.

[1]) Daß diese Methode zur Bestimmung des Kultureinflusses keineswegs zuverlässig ist, zeigt, wie Verfasser bemerkt, ein Vergleich des Mais mit der Zuckerhirse (Sorghum saccharatum) und der Kolbenhirse (Setaria italica), da bei allen das Produkt 6 erscheint. „Dennoch ist diese Methode von allen von mir versuchten die beste und scheint mir immerhin einigen Werth zu haben."

Zahl der Arten		Produkt aus Verbreitung und Kulturalter	
Alte Welt	Neue Welt	Alte Welt	Neue Welt
E. Gemüse.			
28	48	0	0
F. Pflanzen, welche erregende Getränke oder Narcotica liefern.			
10 (40)	6 (54)	24 (96)	26 (234)
G. Gewürzpflanzen.			
29 (116)	4 (36)	57 (228)	11 (99)
H. Arzneigewächse.			
24 (96)	8 (72)	30 (120)	9 (81)
I. Technisch verwerthbare Pflanzen.			
35 (140)	3 (27)	75 (300)	12 (108)
K. Oele und Fette liefernde Pflanzen.			
7 (28)	2 (18)	15 (60)	6 (54)
II. Thiere[1]. A. Säuger.			
30 (120)	6 (54)	129 (516)	17 (153)
B. Vögel.			
15 (60)	4 (36)	41 (164)	9 (81)
C. Wirbellose Thiere.			
7 (28)	3 (27)	17 (44)	6 (54)

Es fällt bei der Vergleichung dieser Zahlen sofort in die Augen, daß fast bei jeder Gruppe die alte Welt gegenüber der neuen im Vortheil ist. Nur bei den Pflanzen der Gruppe F. stellt sich ein beträchtliches Uebergewicht auf Seiten Amerikas heraus. Es sind dies gerade diejenigen Pflanzen, deren directer Einfluß auf die Gesittung oft ein schädlicher ist und es ist zweifelhaft, ob der durch ihren Gebrauch angerichtete Schaden durch den günstigen Einfluß aufgewogen wird, den sie vermöge ihrer kommerciellen Bedeutung ausüben[2]. Eine bemerkenswerthe Erscheinung tritt bei den Pflanzen der Gruppe D. hervor. Obgleich hier die alte Welt die neue an Zahl der Arten übertrifft, ist doch die kulturliche Wichtigkeit der amerikanischen Species bedeutender, wie ein Vergleich der Produktzahlen lehrt. Es sind vor Allem die Kartoffel, die Cassave oder Mandiocawurzel (Manihot utilissima) und die Batate (Convolvulus Batates), welche zu Gunsten ihres Vaterlandes Amerika den Ausschlag geben. Wenn nun auch, wie Ratzel sagt, diese Pflanzen von wenig edler Art sind, da weder ihr Anbau noch ihre Zubereitung beträchtliche Mühe machen, so sind sie doch, bemerkt der Verfasser, für die Entwickelung der Kultur in Amerika von großer Bedeutung gewesen. „Ist nicht allein die Entdeckung, daß die ohne Zubereitung giftige Mandiocawurzel durch Rösten und Auspressen in ein wichtiges Nahrungsmittel umgewandelt werden kann, eine Entdeckung, welche lange vor der Ankunft von Europäern in Amerika gemacht war, allein im Stande, veredelnd auf ein Volk zu wirken, indem sie anreizt, das hier so werthvolle Feuer noch weiter bei der Zubereitung von Speisen zu benutzen? Und wenn andererseits wahr ist, was Peschel sagt, daß die in Mont-Blanc-Höhe wachsende Quinoahirse es allein zu bewirken vermocht hat, daß sich in der Nähe des Titicacasees eine dichte Bevölkerung sammelte, wie sie die Erbauung der berühmten, dem Sonnendienste geweihten Tempel voraussetzt, so ist doch sehr zu bezweifeln, ob diese Kultur sich hätte entwickeln können, wenn ihr nicht der Bau der Kartoffeln vorangegangen wäre. Jedenfalls ist es dieser Mehrzahl von Nährpflanzen zuzuschreiben, daß in dem Reiche der Inkas der Ackerbau eine verhältnißmäßig so hohe Entwickelung fand, wie der Umstand lehrt, daß der Ertrag des Mais, der Kartoffeln und der Quinoahirse noch durch künstliche Düngung, namentlich mit Guano, vergrößert wurde.“ Im Allgemeinen aber konnte die Landwirthschaft in Amerika keine nennenswerthe Entwickelung erlangen, weil letzteres außer dem Mais kein einziges Getreidegras hervorgebracht hat. Die Existenzbedingungen einer Art werden aber in wenigen Generationen vollkommen ergründet, so daß ihr Bau bald mechanisch betrieben wird, während die Erkenntniß der verschiedenen Existenzbedingungen mehrerer Arten stark zum Nachdenken anregen mußte. In dieser Bemerkung scheint uns der Schwerpunkt der ganzen Betrachtung zu liegen. Das Uebergewicht, welches der alten Welt ihre reiche Ausstattung mit Getreidepflanzen verleiht, ist allerdings eine der bedeutsamsten Erscheinungen, deren hervorragende Wichtigkeit für die Kulturentwickelung auch durch den Umstand erhärtet wird, daß O. Heer bereits bei den Pfahlbauern der Schweiz in sehr früher Zeit zehn Getreidearten nachgewiesen hat, — ein Beweis, daß der Reichthum an solchen Gewächsen in der alten Welt nicht erst nach der Erlangung höherer Kultur ausgenutzt wurde. Eine wirkliche Kultur kann, wie Dr. Höck ausführt, nur durch solche Pflanzen hervorgerufen werden, die, ehe sie nützen, erst ordentlich bearbeitet sein wollen. Daher dürfe auch der bildende Einfluß der Obstzucht nicht allzu hoch angeschlagen werden, da dieselbe vielfach ganz mühelos war. Soll doch sogar die Einführung des Brotfruchtbaumes, einer der am meisten lohnenden Obstarten, zur Demoralisation der Neger in St. Vincent beigetragen haben! Beispiele sehr alter Obstzucht sind vorhanden, wenn es auch scheint, als ob später der Anbau werthvollerer Pflanzen den Obstbau beschränkt habe.

Wir möchten an dieser Stelle auf Folgendes aufmerksam machen. Wenn wir sehen, wie durch sorgfältigste Zucht und Pflege unsere von Natur nur wenig ausgezeichneten Obstgewächse zu Spendern der köstlichsten Früchte erhoben worden sind, so können wir den Gedanken nicht zurückweisen, daß der Obstbau zahlreiche, der Kultur der

[1] Für die Thiere wurden vom Verfasser keine Gruppen hinsichtlich der Verwendung gewählt, da sie meist sehr vielfältig ausgenutzt werden.

[2] Die Vermuthung, daß der anregende Einfluß, den die narkotischen Genußmittel auf unsere Denkverrichtungen ausüben, wesentlich zur Kulturförderung beigetragen haben möchte, ist von Peschel zurückgewiesen worden (Völkerkunde, 5. Aufl. S. 166). Ref.

Menschheit förderliche Anregungen in sich schließt. Der Ansicht Dr. Höck's, daß die Entwickelung der Obstkultur geringere Fähigkeiten voraussetze, als der Anbau des Getreides, können wir nicht zustimmen. Wir glauben nicht mit ihm, daß der Erfahrung, daß aus Samen neue Pflanzen entsprießen, also durch Aussaat derselben eine Vermehrung dieser möglich ist, die Entdeckung vorausgegangen sei, daß eine Vermehrung durch Schößlinge möglich ist. Keimende Samenkörner sind doch wohl in der Natur keine so seltene Erscheinung, daß sie dem Menschen nicht schon früh hätten in die Augen fallen sollen. Er mußte nur den wichtigen Schritt thun, die Körner selbst auszusäen, in der Erwartung der späteren Ernte. Ehe dies geschehen konnte, mußten freilich seine intellectuellen und moralischen Eigenschaften einen wesentlichen Schritt zu ihrer Vervollkommnung gethan haben. Aber war dies nicht noch in viel höherem Grade erforderlich, wenn er aus einem Steckling einen Baum erziehen wollte? Hierzu ist doch wahrlich kein geringeres Quantum von kluger Voraussicht und Geduld nöthig, als zur Erziehung eines Getreidehalms aus dem Samenkorn. Eigentliche Obstzucht konnte nur dann sich entwickeln, wenn ein Volk dauernd seßhaft geworden war, und hierzu scheint, zum wenigsten in den gemäßigten Breiten, der Ackerbau unentbehrliche Bedingung. In Amerika war durch den Mais die Möglichkeit einer seßhaften und dichten Bevölkerung gegeben. Wegen des Fehlens anderer Getreidegräser konnte, wie wir gesehen, der Ackerbau keinen höheren Aufschwung nehmen. Hätte nicht dies aber gerade die Veranlassung dazu sein können, daß sich der nach Entfaltung seiner Kräfte strebende Menschengeist, angetrieben durch den Wunsch, die Zahl der Genüsse zu mehren, mit um so größerem Eifer der Kultur anderer Gewächse, insbesondere der Obstpflanzen, hingab? Da wäre es dann interessant, zu untersuchen, ob den Amerikanern Gelegenheit geboten war, diesem Hange nachzukommen. Hierzu reicht eine Betrachtung der wirklich kultivirten Arten nicht aus, sondern man muß dazu alle nutzbaren Arten berücksichtigen. In sehr eingehender Weise hat vor einiger Zeit Prof. Ratzel im „Globus“ die nutzbaren Pflanzen und Thiere Nordamerikas behandelt. (Bd. 37, S. 155, 170.) Nach Höck sind von Obstpflanzen der mittleren Breiten in Amerika nur Arten von Ribes, Fragaria, Castanea, Vitis, Diospyrus und Cucurbita zu finden, während unsere Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Quitten und Mispeln keine amerikanischen Vettern haben. Ratzel zieht jedoch den Kreis beträchtlich weiter; er erwähnt u. A.: Verschiedene Arten von Pflaumen (Prunus), vier Arten von Kirschen (Cerasus), ferner Himbeeren und Brombeeren (Rubus deliciosus und triflorus), sowie Maulbeeren (Morus rubra u. M. nigra). Auch Höck sagt, daß vielleicht in Amerika sich einheimisches Obst ziehen ließe, wenn der Versuch nur gemacht würde. Denn gerade die Rosifloren, welchen alle diese Obstarten angehören, seien durchaus nicht spärlich in der neuen Welt vertreten[1]). — Unter den jetzigen Umständen sind die meisten amerikanischen Obstarten freilich tropische Pflanzen; und diese sind es gerade, deren Pflege am wenigsten Mühe verursacht, deren Kultureinfluß daher wenig bedeutend ist, zuweilen sogar geradezu schädlich genannt werden muß.

Nicht ohne Bedeutung für die Kulturentwickelung sind die Gewürzpflanzen (vgl. Gruppe G.) durch den anregenden Einfluß, den sie auf den Handel ausüben. Die mangelhafte Ausstattung Amerikas mit solchen Gewächsen ist auffallend; es sind hier nur Vanille, Myrt (Pimenta vulgaris) und zwei Arten vom spanischen Pfeffer als wirklich kultivirt zu nennen. Ihnen schließen sich noch einige Zimtsurrogate, Zuckerahorn und Zuckerföhre an. Von technisch verwerthbaren Pflanzen erscheinen von besonderer Wichtigkeit diejenigen, welche Bekleidungsstoffe liefern. Hierhin gehören an amerikanischen Kulturpflanzen nur die Barbadosbaumwolle (Gossypium Barbadense) und die Agave (Agave americana) und diesen stehen unsere zahlreichen Gespinnstfaserpflanzen (Baumwolle, Flachs, Hanf, Jute, Urtica ꝛc.) gegenüber. Aehnlich steht es mit den Färberpflanzen. Die Nutzholz liefernden Gewächse hat Verf. mit Recht nicht berücksichtigt, da zu vielerlei Pflanzen in derartiger Weise verwandt werden und außerdem so große Länderkomplexe, wie die hier zu vergleichenden, nie vollständigen Mangel an solchen Pflanzen aufweisen werden[1]).

Was nun das Verhältniß der Fauna Amerikas zu derjenigen der alten Welt betrifft, so weist Höck darauf hin, daß Thiere, deren Fleisch dem Menschen als Speise dienen kann, in Amerika reichlich vorhanden sind, und er ist geneigt, eben diesen Umstand als einen Hauptgrund für die niedrige Stellung der amerikanischen Völker anzusehen, da sie keine Veranlassung zum Anbau von Pflanzen oder zur Züchtung von Hausthieren hatten. Das Meerschweinchen und ein Kaninchen, welches Gomera erwähnt, waren vielleicht die einzigen Säugethiere, welche vor der Entdeckung gezähmt wurden. Bison, Wasserschwein, Paka hätten sich wohl wie unser Schwein zu Hausthieren machen lassen. Dagegen sind die amerikanischen Suinen, die Nabelschweine, nicht zur Züchtung geeignet, da sie sich in der Gefangenschaft fast nie fortpflanzen[2]). Von Vögeln sind Truthühner, Gänse, Tauben (?), Hokkohühner früh gezähmt worden, die Kolonisten haben später auch eine amerikanische Ente gezüchtet. Prairiehuhn und Baumwachtel würden sich sehr leicht domesticiren lassen. Diesen Nutzvögeln stehen in der alten Welt Huhn, Gans, Ente, Taube, Kraniche, Perlhuhn, Fasan gegenüber, welche zum größten Theile seit den ältesten Zeiten gezüchtet wurden. Ist ihre Zahl auch größer, als in Amerika, so hält Verf. doch den Unterschied nicht für so beträchtlich, daß er für die Kulturentwickelung in Betracht käme.

Die Milchwirthschaft ist allen Amerikanern vor der Entdeckung unbekannt gewesen. Sie hätten auch nur Renthiere und Lamas als Milchthiere verwenden können. Was aber viel wichtiger ist, sie besaßen außer Hund und Lama

[1]) Meint doch auch Peschel (a. a. O.): „Wer wollte also verneinen, daß sich nicht im gemäßigten Amerika Bäume und Gesträucher finden möchten, aus deren unschmackhaften wilden Früchten durch geduldige Zucht sich ein genießbares Obst erziehen ließe?“

[1]) Der Verf. bemerkt, daß an Zahl der Nutzholz liefernden Pflanzen, welche für den Handel von Bedeutung sind, Amerika wieder hinter der alten Welt zurücksteht, hebt jedoch hervor, daß wir wenigstens ein wichtiges Nutzholz Amerika verdanken, nämlich das Mahagoniholz. Er hätte noch hinzufügen können, daß die Amerikaner in ihrem Hickory ein Holz von so ausgezeichneten Eigenschaften besitzen, daß wir dem kaum etwas Aehnliches an die Seite stellen können.

[2]) Der Verf. erblickt in dem Reichthum Amerikas an Fleischlieferanten auch deshalb keinen Vortheil, weil durch die Beschäftigung mit der Jagd der Mensch an den Anblick des sterbenden Thieres gewöhnt werde und dadurch eine Hemmung in seiner ethischen Entwickelung erleide. Wenn wir auch die Richtigkeit dieser Bemerkung nicht geradezu bestreiten wollen, so können wir doch dem Verf. nicht beipflichten, wenn derselbe darin einen der Hauptgründe erblickt, den Jäger unter den Ackerbauer zu stellen. Gegenüber der ungünstigen Einwirkung, welche die unstete und aufregende Lebensweise der Jägervölker an und für sich auf die geistige Entwickelung derselben ausüben mußte, kommt jener Gesichtspunkt wohl kaum in Betracht.

kein Arbeitsthier. Tapir und Elenthier scheinen sich nicht zur Domestikation zu eignen und die Versuche, die man in neuerer Zeit mit dem Bison angestellt hat, haben noch zu keinem befriedigenden Resultate geführt. Nur noch das Renthier hätte als Arbeitsthier Verwendung finden können, doch dieses wurde in Amerika nicht gezüchtet. „Mangel an Zugthieren bedeutet aber, wie Peschel treffend bemerkt, die Abwesenheit des Pfluges, des Schlittens und des Wagens. Auf das Fehlen des ersteren Werkzeuges scheint mir besonderes Gewicht gelegt werden zu müssen, da ohne den Pflug eine höhere Entwickelung des Ackerbaues kaum denkbar ist.“ Das Fehlen geeigneter Arbeitsthiere in der neuen Welt stellt sich so dem Mangel an Getreidepflanzen würdig zur Seite.

Indem wir die zur Jagd abgerichteten Thiere und diejenigen, welche technisch verwerthbare Stoffe liefern, übergehen und nur noch darauf hinweisen, daß an Pelzthieren Amerika vielleicht verhältnißmäßig günstiger gestellt war, als die alte Welt, wollen wir hier nur noch eine Bemerkung Höck's hinsetzen, welche uns von besonderem Interesse zu sein scheint: „Viel wichtiger, als alle anderen dem Thierreiche entlehnten Handelsprodukte wird vielleicht in kulturhistorischer Hinsicht das Elfenbein, also wiederum ein Produkt unserer Hemisphäre werden. Dieses nämlich im Verein mit den Kernen der Oelpalme scheint bestimmt zu sein, dem afrikanischen Sklavenhandel eine Schranke zu setzen. Sollte ihm dies gelingen, so würde der afrikanische Elefant, denn dessen Zähne kommen hier natürlich nur in Betracht, in kulturhistorischer Hinsicht kaum weniger bedeutend sein, als sein indischer Vetter, auch wenn es nie gelingen sollte, ihn zu zähmen.“

Zum Schluß können wir nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß sich der Verf. mit sich selbst in Widerspruch zu setzen scheint, wenn er an einer Stelle „auf die vortreffliche Darstellung in Peschel's Völkerkunde“ hinweist, „in welcher er zeigt, daß fast nothwendig die Thierwelt Amerikas gegen die unserer Hemisphäre zurückbleiben mußte, da es ihr an dem gleichen Raume zur Entwickelung fehlte“, — und wenn er dann weiterhin ausführt, daß die ungünstige Lage Amerikas in den meisten Fällen erst eine Bedingung der neueren Zeit ist, wie die fossilen Reste von Cameliden, Rindern, Elefanten und Pferden zeigen. Durch diese Thatsache wird ja eben Peschel's Behauptung, die aus der Wahrnehmung abgeleitet ist, daß auf kleinen abgeschlossenen Räumen, wie es die Inseln sind, der Kampf um das Dasein bald erlischt, genügend widerlegt [1]).

[1]) Vgl. hierzu Darwin (Reise eines Naturforschers um die Welt. Uebers. von Carus [1875], S. 199): „Es ist unmöglich, über den veränderten Zustand des amerikanischen Kontinents ohne das tiefste Erstaunen nachzudenken. Früher muß es von großen Ungeheuern gewimmelt haben. Jetzt finden wir bloß Zwerge im Vergleich mit den vorausgegangenen verwandten Rassen. Wenn Buffon etwas von dem Riesenfaulthier und den armadilloartigen Thieren und von den ausgestorbenen Dickhäutern gewußt hätte, so würde er mit einem noch größeren Schein von Wahrheit eher gesagt haben, daß die schöpferische Thätigkeit in Amerika an Kraft verloren habe, als daß sie niemals große Macht besessen hätte.“

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In Cypern wurde am 6. Mai der Grundstein zu der ersten protestantischen Kirche gelegt, und zwar in Nicosia durch den High Commissioner Sir Robert Biddulph. Dieselbe soll in Erinnerung an die Wirksamkeit des Apostels Paulus im Jahre 45 dessen Namen tragen. — Im Mai ist in London bei Stanford die neue Karte von Cypern (15 Blätter in Kupferstich im Maßstab 1 : 63 360) erschienen, welche auf den Aufnahmen des bekannten Kapitän H. H. Kitchener und des Lieutenant T. C. R. Grant beruht. Dieselbe enthält außer den natürlichen Objekten die Grenzen der Bezirke und Unterbezirke, die neu erbauten Telegraphenlinien, die Weingärten und Wälder, die Ortschaften mit Unterscheidung der mohammedanischen und christlichen Dörfer, antiken Ruinen, Wasserleitungen, Quellen, Brunnen, Klöster, Meilensteine, Höhenziffern u. s. w. Technisch soll es die schönste Karte sein, welche ein englischer Verleger je herausgegeben hat.

— Ueber Merw und das Leben der Russen daselbst meldet die „Turkestaner Zeitung“: Die kleine russische Festung lehnt sich an die Südmauern der früheren Befestigung; sie liegt am rechten Ufer des Murghab so nahe am Flusse, daß das Bett desselben sich mit dem Festungsgraben an einer Stelle vereinigt hat. Die Festung nimmt einen Flächenraum von ungefähr 200 Faden im Geviert ein und birgt an 2000 Mann mit 700 Pferden. Der Handel befindet sich in den Händen der Armenier, welche sogar alle Plätze zum Aufbauen von Buden am linken Ufer, wo eine russische Stadt gegründet werden soll, aufgekauft haben. Die Bauplätze wurden für 50 Rubel verkauft und die einlaufenden Summen zur Unterstützung der aus der Sklaverei befreiten Perser und zu deren Beförderung in die Heimath benutzt. Vorläufig wohnen die Armenier in Jurten; sie haben aber bereits mit dem Aufbau steinerner Buden begonnen. Die Waaren werden aus Aschabad herbeigeschafft; man bekommt hier Branntwein, Bier, Wein und Champagner. Rother und weißer Kachetischer Wein, sowie Bier aus Kasan kosten 80 Kopeken (1 Mk. 60 Pf.) die Flasche. Einzelne Sachen sind sehr theuer, z. B. kostet ein Pfund (400 Gramm) Schweizerkäse 1 Rubel 50 Kopeken (3 Mark). In einzelnen Buden giebt es Manufakturwaaren, Leinwand, allerlei Zitze und Zwillich; namentlich grell gefärbte Stoffe finden bei den Turkmenen guten Absatz. Daneben giebt es allerlei sogenannte Kurzwaaren zu Kaufe.

— Der englische Ingenieurhauptmann Jennings ist kürzlich von einer erfolgreichen, wie es scheint, kriegswissenschaftlichen Reise durch das südöstliche Persien nach Indien zurückgekehrt. Namentlich erforschte er die bisher unbekannte Landschaft Sarhad.

— Von Indien aus geht eine englische Mission, bestehend aus Oberst Lockhart, Major Woodthorpe, Kapitän Barrow, Dr. Giles und 22 Soldaten, nach Kaschmir, um mehrere Monate lang die Gebiete an dessen Nord- und Westgrenze geographisch zu erforschen. Unter anderem soll Tschitral und dessen Umgegend besucht werden.

— Italienische Reisende in Hinterindien mehren sich. Die Regierung sandte kürzlich den Beamten des naturwissenschaftlichen Museums in Genua, Leonardo Fea, nach Barma, um dort zoologisch zu sammeln. Ebenso empfing die Geographische Gesellschaft in Rom vom Kapitän Molinari Berichte über zwei Reisen, welche derselbe soeben in den Schan-Staaten ausgeführt hat.

— Wie aus Holländisch-Indien gemeldet wird, ist es dem Residenten von Bali geglückt, die Zustimmung der eingeborenen Fürsten und Priester auf der genannten Insel zu erlangen, daß zum Tode verurtheilte Uebelthäter in Zukunft nicht mehr mit dem Kriß getödtet, sondern, wie in jenen Gegenden sonst allgemein üblich, aufgehängt werden sollen, da letztere Todesart mit der Bali-Hindu-Religion nicht im Widerspruche steht.

— Formosa ist nach einer Mittheilung von Beazeley in der Londoner Royal Geographical Society in entschiedenem Aufsteigen begriffen. Als die Holländer in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nach Vertreibung der Japaner Besitz ergriffen, erbauten sie Fort Zeeland auf einer Insel, Tai-wan-fu gegenüber; diese Stadt lag damals am Meere und zwischen ihr und der Insel befand sich eine ausgedehnte Bai mit vorzüglichem Ankergrunde. Heute ist die Insel landfest und die Stadt liegt mehrere Meilen vom Ufer ab. In Folge der Hebung hat Formosa eben auch keinen ordentlichen Hafen; Anping, wo die Passagiere für Tai-wan-fu landen, ist eine offene Rhede und während des Südwestmonsuns unnahbar; Tamsui an der Nordküste hat am Eingang des Flusses, welcher den Hafen bildet, nur 1½ Faden Wasser und der Ankergrund ist schlecht; Kelung, der Kohlenhafen, ist klein und bietet keinen Schutz gegen den Nordost-Monsun. Auch die Häfen von Takau und Sao sind klein und schlecht. Dagegen haben die Pescadores-Inseln zwei ausgezeichnete Häfen, Ponghu und Mekong; sie sind für den Besitz von Formosa unentbehrlich und deshalb auch neulich von den Franzosen in Besitz genommen worden. Sie waren bis 1624 in den Händen der Holländer und wurden damals von ihnen an China im Austausch gegen dessen Ansprüche an Formosa abgetreten.

Afrika.

— Die Mutter des in Afrika gestorbenen Dr. Richard Böhm (vergl. „Globus", Bd. 47, S. 320) hat von dessen Gefährten Paul Reichard einen vom 20. Februar d. J. aus Karema (am Tanganika-See) datirten Brief erhalten, wonach Böhm schon am 27. März 1884 nach zehntägigem schwerem Leiden am Fieber gestorben ist, und zwar in Folge der ungeheuren Strapazen, Kämpfe und Aufregungen aller Art, die sie zu bestehen hatten. Das Lager der Reisenden befand sich damals in Urua, drei Tagereisen südlich von dem durch Böhm und Reichard neu entdeckten Upämba-See. Reichard selbst versuchte nach dem Verluste des Freundes bis zu den unbekannten Quellen des Lualaba-Stromes vorzudringen, konnte es aber nicht durchführen und mußte nach zahllosen Widerwärtigkeiten und Strapazen sich zuletzt mit den Waffen in der Hand den Rückweg bahnen. — Andere Nachrichten sind seitdem bei der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin eingetroffen und werden in deren „Mittheilungen" (Bd. IV, Heft 5) nebst einer Uebersichtsskizze der Aufnahmen der Expedition veröffentlicht werden. Es ergiebt sich aus letzterer, daß ein ganz bedeutendes bisher völlig unbetretenes Gebiet zwischen den Routen Livingstone's, Giraud's, Cameron's und der Pombeiros neu erschlossen worden ist; Böhm's Grab liegt danach in Katapäna, in dessen Nähe heiße Schwefelquellen entspringen, südlich vom Upämba-See, den der Lualaba durchfließt. Allem Anscheine nach liegt dieser See nicht weit südlich von dem Kassali oder Kikondscha, dessen Ufer Cameron am 10. December 1874 besuchte.

— Die Afrikareisenden Gebrüder Denhardt, bekannt durch ihre Erforschung des unteren Tana-Flusses, sollen in Witu (Ostküste Afrikas, etwa unter 2° 20′ südl. Br. und 40° 30′ östl. L. von Gr.) die deutsche Flagge gehißt haben.

— In den holländischen Zeitungen erscheinen längere Mittheilungen über die Reiseabenteuer D. Veth's. Da wir sachlich bereits über dieselben in Kürze berichtet haben, entnehmen wir dem Berichte nur folgende Beschreibung des Landes zwischen Mossamedes und dem Inneren zur Ergänzung früherer Mittheilungen. Oestlich von Mossamedes, etwa 100 km vom Meere, erhebt sich die Serra Chella, die bei einer Höhe von 5000 bis 6000 Fuß nach der Küste hin beinahe senkrecht abfällt, während an der anderen Seite eine ausgedehnte Hochfläche liegt, die sehr allmählich nach dem Zambesi sinkt und eine Oberfläche von etwa 20 000 geographischen Quadratmeilen besitzt. Durch ihr gutes und gesundes Klima würde sie einer europäischen Ansiedelung ein geeignetes Feld bieten, da der Europäer hier im Stande wäre, den ganzen Tag im Freien zu arbeiten, während der Boden größtentheils äußerst fruchtbar ist und kein Wassermangel besteht. Mit Ausnahme der Schluchten ist das Gebirge an den westlichen Abhängen nur wenig bewaldet, am kahlsten aber sind die Vorberge, da in einer Entfernung von 80 bis 90 km von der Küste aller Pflanzenwuchs aufhört. Der Boden besteht hier aus Granit, auf dem eine mit Sand vermischte Lehmlage ruht, die ebenso wie der Boden in Mossamedes fruchtbar ist, sobald man nur Wasser hat; die Flußufer sind tief eingeschnitten. Durch die heftigen Regen und das starke Gefälle wird nun eine ungeheure Menge Erde mitgeführt; der Sand bleibt im Bette zurück, der Lehm wird weiter getrieben. So werden nach und nach die Flußbetten immer mehr mit Sand gefüllt, in welchen bei niedrigem Wasserstande das Wasser so ganz und gar verschwindet, daß man keine Spur mehr von demselben bemerkt. Wohl kann man durch Graben gewöhnlich schnell Wasser erhalten, doch nur an einzelnen, besonders günstig gelegenen Stellen tritt es zu Tage. Der Giraul nun ist einer dieser Flüsse und zwar der wichtigste in der Nähe von Mossamedes, der an der Stelle, wo der Weg nach dem Inneren ihn kreuzt, eine ansehnliche Breite hat, während er zu beiden Seiten durch steile Felsmassen eingeschlossen wird. Wie ein weißes Band schlängelt sich das Sandbett zwischen denselben durch, während hier und da ein Wassertümpel den Ochsen Gelegenheit zum Trinken giebt und ein halb verfallener Brunnen auch den Menschen Wasser liefert. Man findet auch Anpflanzungen von Mais und Baumwolle. Zwischen dieser Stelle und dem Vero, eine Entfernung von 20 bis 25 km, wird kein Tropfen Wasser gefunden und so ist es auch in dem Lande zwischen Giraul und Nascente, eine Entfernung von etwa 90 km. Auf diesem Wege befinden sich jedoch einige natürliche Becken in den Felsen, wie Pedra Grande, Pedra Providencia und andere, die größtentheils nur den Mundombes, den zwischen der Küste und der Serra Chella wohnenden Negern, bekannt sind. Diese Becken füllen sich während der Regenzeit mit Wasser, können jedoch mit Ausnahme von Pedra Grande nur wenig davon aufnehmen, so daß sie zwar von großem Nutzen für die Menschen sind, doch nicht genügen, die Zugthiere mit Wasser zu versehen.

— Der unermüdliche Hugo Zöller fährt in der „Kölnischen Zeitung" mit seinen interessanten und theilweise auch wissenschaftlich wichtigen Schilderungen der Westküste von Afrika fort. Ein sehr interessantes Bild entwirft er von den Amazonen des Königs von Dahome, deren Zahl er auf höchstens 6000 schätzt, und schildert einen von 60 Frauen aufgeführten Tanz. Er sagt über diese seltene Art von Soldaten, daß sie dem Namen nach als Frauen des Königs gelten, dabei aber eine Leibgarde bilden, die an Muth, Kriegszucht und Liebe für ihren Herrn die männlichen Soldaten bei Weitem übertrifft. Sie begleiten den König auf allen Feldzügen, scheinen aber mehr als Leibwache, denn als Feldtruppe betrachtet zu werden. Von frühester Jugend für ihren Beruf erzogen, bei dem nach dortigen Begriffen der Kriegstanz und die Musik eine große Rolle spielen, sind sie den männlichen Soldaten in jeder Beziehung überlegen. Die Amazonen erscheinen stattlich vor den Zuschauern. In

Folge ihres eigenthümlich abweichenden Skeletts haben die Negerinnen in europäischen Augen etwas Unfertiges, Knabenhaftes, so daß die Erscheinung dieser Damen einigermaßen an ein für „höhere Töchter" bestimmtes Pensionat erinnert, dessen Zöglinge Turnübungen vornehmen. Unrichtig ist die Behauptung, daß den Amazonen eine Brust abgeschnitten sei. Es war dies das erste Mal, wie Zöller sagt, daß er bei wilden und halbwilden Völkern eine Aufführung sah, die auch vor einer ernsten europäischen Kritik standgehalten haben würde. Hinsichtlich des Tanzes selbst müssen wir auf Zöller verweisen, wollen aber noch ein Wort über den Anzug beifügen. Eine weiße Mütze ohne Schirm, mit schwarzen Thierbildern geschmückt, bedeckt den Kopf, die Füße sind bloß, die Beine bis oberhalb der Knie mit kurzen grünen, rothen oder gelben Hosen bedeckt. Den Oberkörper bedeckt eine buntgestreifte Tunika, die Hals und Arme offen läßt und an der Taille durch einen Gürtel zusammengehalten wird; ein Wehrgehänge von heller Seide läuft quer über die Brust und trägt das kurze Schwert. Streitaxt und Feuersteinflinte vollenden die Waffenrüstung.

— Die Tsetsefliege. Man hat schon öfter die Zuverlässigkeit der Angaben über die Gefährlichkeit der Tsetsefliege bezweifelt und die Meinung geäußert, daß in den Erzählungen der Afrikareisenden über die tödtlichen Eigenschaften dieses Insektes einige Uebertreibungen mit unterliefen. Es war von vornherein nicht recht einleuchtend, daß die Stiche der Fliege auf gewisse Thiere, wie auf Pferde und Rinder, eine tödtliche Wirkung ausüben sollten, für andere hingegen (Esel, Ziegen) und auch für den Menschen nicht gefährlicher sein sollten, als die Stiche unserer Mücken und Bremsen. Neuerdings hat, wie wir dem „Biolog. Centralbl." entnehmen, der ausgezeichnete Dipterologe van der Wulp auf einer Versammlung der niederländischen entomologischen Gesellschaft diese Zweifel wieder geltend gemacht. Derselbe führte eine Anzahl Angaben einiger zum Theil längere Zeit in Afrika seßhaft gewesener Männer an (S. Vincent Erskine, Prof. Hartmann, den Afrikareisenden Marno), welche alle der Tsetse so hochgradig gefährliche Eigenschaften absprechen und sie ins Reich der Fabeln verweisen. Bemerkenswerth ist u. A. die Mittheilung eines Herrn H. F. Gros, der lange Jahre in Südafrika lebte. Derselbe verlor in den ungesunden Gegenden östlich vom Transvaal ein Gespann von 12 Ochsen. Seine Neger versicherten sofort, daß die Tsetse die Ursache des Todes dieser Thiere wäre, waren aber sehr überrascht, als sie vernahmen, daß diese Fliege in jenen Gegenden überhaupt nicht vorkäme. Gros schreibt das Sterben seiner Rinder sehr bestimmt klimatischen Einflüssen zu oder aber giftigen, vom Boden aufsteigenden Miasmen, die für den Menschen in Folge seiner aufrechten Haltung weniger gefährlich wären.

Zufolge dieser Angaben kommt van der Wulp zu der Ansicht, daß, wenn auch die Ursache des häufigen Sterbens unter dem Vieh in Afrika noch nicht klar ist, sie doch ganz gewiß nicht einzig und allein der Tsetse zugeschrieben werden darf. Diese ist wahrscheinlich nicht giftiger als unsere europäischen blutsaugenden Fliegen und Mücken.

In der an diese Mittheilung anknüpfenden Debatte einigte man sich dahin, daß wahrscheinlich durch die Tsetse, wie bei uns durch Stechfliegen, der Milzbrand und andere ansteckende Seuchen verbreitet würden, die vielleicht in dem tropischen Klima einen akuteren Verlauf nehmen könnten.

Australien.

— Am 31. März hielt die Geographical Society of Australia gleichzeitig in Melbourne und Sydney eine Versammlung ab, wobei der freie Gebrauch der Telegraphenlinien zwischen den beiden Städten von den Regierungen gestattet worden war. Es wurde beschlossen, die Expedition des Mr. Henry Ogg Forbes nach Neu-Guinea mit Geldmitteln zu unterstützen, falls Kopien des Tagebuches und Duplikate der botanischen und anderer Sammlungen der Geogr. Society zur Verfügung gestellt würden. Ferner genehmigte die Versammlung, eine von der Forbes'schen unabhängige zweite Neu-Guinea-Expedition nach dem Aird R. in 7° 45′ südl. Br. und 144° 15′ östlich von Gr. und dem Dividing Range auszusenden. Die Leitung soll Kapitän Everett, welchen Dr. von Lendenfeld begleiten wird, übernehmen. Die australischen Kolonien haben für die Neu-Guinea- und andere Expeditionen unter den Auspicien der Geographical Society of Australia folgende Beiträge bewilligt: Victoria 1000 Pfd. Sterl., Neu-Süd-Wales 2000 Pfd. St., Queensland 1000 Pfd. St. und Südaustralien 1000 Pfd. St. Eine gründliche Erforschung des von Alexander Forrest im Jahre 1879 entdeckten fruchtbaren Kimberley-Distriktes im Norden der Kolonie Westaustralien wurde auf der Versammlung ebenfalls besprochen und in Aussicht gestellt.

— W. J. O'Donnell ist von seiner zweiten Reise im Kimberley-Distrikte im Norden der Kolonie Westaustralien am 27. März d. J. wieder in Port Darwin (an der Nordküste in 12° 20′ südl. Br. und 130° 48′ östlich von Gr.) eingetroffen. Eine telegraphische Depesche von dort besagt Folgendes: „Ich kann mich zur Zeit noch nicht über die Einzelheiten meiner Reise verbreiten, da ich einen vollen Bericht zuerst den Herren in Melbourne einzusenden habe, in deren Interesse ich die Reise unternahm. Doch so viel sei gesagt, daß ich in der Nähe der nordwestlichen Küste das vorzüglichste Weideland entdeckt habe. Wir passirten viele bis dahin unbekannte Flüsse und Creeks. Im December setzten tägliche Regen ein und verursachten heftige Fluthen, welche uns in unserem Fortkommen sehr hinderlich waren. Eingeborene waren gerade nicht zahlreich, aber zeigten sich entschieden feindselig, so daß wir zu unserer Vertheidigung von den Schießwaffen Gebrauch machen mußten."

Inseln des Stillen Oceans.

— Die deutsch-englische Grenze auf Neu-Guinea, wie wir sie nach den ersten Nachrichten auf S. 256 des vorigen Bandes angaben, ist nicht ganz genau. Nach dem der Neu-Guinea-Kompagnie am 17. Mai 1885 ertheilten kaiserlichen Schutzbriefe, welcher derselben das Recht zur Ausübung landeshoheitlicher Befugnisse unter deutscher Oberhoheit ertheilt, bildet diese Grenze im unbekannten Inneren keine gerade Linie, sondern einen einspringenden, stumpfen Winkel. Sie folgt nämlich von der Küste aus dem 8. Breitengrade bis zu dem Punkte, wo derselbe vom 147. Grade östl. L. durchschnitten wird, läuft dann in einer geraden Linie in nordwestlicher Richtung auf den Schneidepunkt des 6. Grades südl. Breite und des 144. Grades östl. L. von Gr. und weiter in westnordwestlicher Richtung auf den Schneidepunkt des 5. Grades südl. Br. und des 141. Grades östl. L. von Gr. zu und erreicht von hier ab nach Norden diesem Längengrade folgend wieder das Meer. Die vor dieser Nordost-Küste liegenden Inseln, sowie der Archipel von Neu-Britannien sind „Bismarck-Archipel" getauft worden.

— Ueber Papuas und Polynesier hielt Hr. Robidée van der Aa in der Sitzung der „Aardrijksk. Genootschap" zu Amsterdam am 18. April einen Vortrag, dem wir auf Grund von Zeitungsreferaten Folgendes entnehmen: Der Name Papua[1]) hat bis jetzt noch keine genügende Erklärung gefunden, ebenso wenig die Abstammung derselben;

[1]) für den J. G. F. Riedel wieder eine neue Erklärung giebt: hahua oder tafua, Fungus der Arenga saccharifera, hat große Aehnlichkeit mit dem Haar der Papuakinder. h und f können vertauscht werden und gehen im Munde des Malaien in p über. Siehe Zeitschr. f. Ethnologie 1884, V.

lange Zeit hat man sie für die ursprünglichen Bewohner Indonesiens gehalten, die durch die malaische Rasse zurückgedrängt seien. Diese Hypothese scheint grundlos; denn auf keiner der Sunda-Inseln lebt ein Volksstamm, der mit denselben in Hautfarbe und anderen anthropologischen Kennzeichen übereinstimmt. Hierauf wurde die Rassenvertheilung Häckel's [1]), gegründet auf die Eigenthümlichkeit des Haarwuchses, besprochen, welcher den Papuas mit den Buschmännern und Hottentotten eine eigene Klasse einräumt, zu deren Verbindung das versunkene Lemurien dienen muß. Hiergegen sind später manche Bedenken angeführt worden, namentlich hat Fritsch gezeigt, daß auch anderen Stämmen dieselbe Eigenthümlichkeit zukommt, während Miklucho Maclay dieselbe bei den Papuas gar nicht beobachtet haben will und erklärt, daß das, was man dafür hält, nur eine Folge der Behandlung der Haare mit Fett sei. Auch die dunkle Haut und das wollige Haar ist kein hinreichendes Merkmal, um die Papuas von den Polynesiern zu trennen; man könnte daraus höchstens die Folgerung ziehen, daß sie seit vielen Jahrhunderten mit den anderen Insulanern in keiner Verbindung gestanden haben. Daß die malaische Sprache mit der der Papuas keine Verbindung habe, hat man früher geglaubt, jetzt aber ist auf Grund der durch van Hasselt mitgetheilten Wörterverzeichnisse durch Meier und Andere eine Verwandtschaft beider Sprachen nachgewiesen worden, so daß Professor Kern diese Beziehung eine nicht zu leugnende Thatsache nennen konnte. Hierzu kommt noch, daß viele Gebräuche etc. — Mythen, Tatuirung, „Koppenschnellen", Menschenfressen — große Aehnlichkeit der Malaien und der Papuas zu erkennen geben.

Mit Rücksicht auf das Angeführte kam Herr van der Aa zu dem Schlusse, daß die Papuas mit anderen Bewohnern des malaisch-polynesischen Archipels von einer und derselben Rasse, welche er die insuläre nennen will, abstammen, daß aber in dieser Rasse, welche er in fünf Abtheilungen theilt, seit Jahrhunderten keine Verbindung der Abtheilungen mehr bestanden hat, weshalb die letzteren jetzt sehr große Unterschiede zeigen. Ueber die Art und Ursache dieser Trennung wurden einige Gedanken ausgesprochen, welche übrigens Herr van der Aa selbst nur als Vermuthungen bezeichnet. E. M.

— Aus Auckland wird berichtet, daß unter den Maoris an der Hokianga Bai (im Norden von Neu-Seeland und in 35° 30′ südl. Br. und 173° 18′ östl. von Gr.) ein religiöser Wahnsinn ausgebrochen sei. Es ist dort eine Prophetin in der Person eines Maori-Mädchens, welches sich Maria, Tochter des Aporo Pugare, nennt, erstanden, und ihr Anhang übersteigt bereits 300 und mehrt sich täglich. Sie verkündet, daß das tausendjährige Reich in nahem Anzuge sei. Auf den Bergen von Hokianga werden sich in nächster Zeit viele Tausende von verstorbenen Maoris versammeln, ein vom Himmel herabfließender Strom wird sie weiß waschen, daß sie aussehen wie die Pakehas (Europäer), und sie werden dann tausend Jahre mit Christo herrschen. Diese neuen Chiliasten halten sich von der Weissagung ihrer Prophetin fest überzeugt und haben ihre Häuser, ihr Vieh und ihre Felder mit den Früchten darauf zu jedem Preise verkauft und verkaufen sie noch. Die Europäer machen sich diese gute Gelegenheit zu Nutze. Die Prophetin opfert täglich auf einem Altar Hunde und Katzen, ja selbst Kinder sollen diesem Wahne schon zum Opfer gefallen sein.

[1]) Wir referiren den Bericht, wie er uns vorliegt; bei Häckel selbst, „Natürliche Schöpfungsgeschichte", finden wir allerdings 36 Rassen, wovon jedoch vier auf die Papuas (die eine Species bilden) kommen, ferner kommen zwei Rassen auf die Species der Hottentotten; Papuas und Hottentotten zusammen bilden die „Büschelhaarigen".

Südamerika.

— Dr. H. F. C. ten Kate jr. ist am 18. Mai von Southampton nach Paramaribo abgereist, um von da eine Forschungsreise nach dem Inneren von Surinam anzutreten. Noch einige Tage vor der Abreise empfing er die Nachricht, daß Dr. Emil Riebeck zu Halle a./S. ihm eine Beihilfe von 3000 Mark zugewiesen hat, ohne irgend welche Bedingung an dieselbe zu knüpfen. Dadurch und durch die Unterstützung des Prinzen Roland Bonaparte wird es dem Reisenden möglich gemacht, seine Reise im Inneren des Landes auf einem größeren Maßstabe einzurichten, als er sich vorgenommen hatte, so daß wir guten Ergebnissen für die Ethnographie von Surinam entgegensehen dürfen.

Vermischtes.

— Ein Handbuch, das für Jeden, der sich mit Geographie in irgend einer Form beschäftigt, getrost als unentbehrlich bezeichnet werden kann, ist A. Supan's „Grundzüge der physischen Erdkunde". (Mit 139 Abbildungen im Text und 20 Karten in Farbendruck. Leipzig, Veit u. Comp., 1884.) In gedrängter übersichtlicher Form giebt es eine Zusammenstellung des Wissenswerthesten über die physikalische Geographie, und nicht nur der gebildete Laie, für welchen der Vorrede nach das Buch hauptsächlich geschrieben ist, sondern auch der Fachmann wird darin manches Neue und manche Anregung finden. Die zahlreichen, sehr umsichtig ausgewählten und gut ausgeführten Illustrationen sind eine sehr angenehme Zugabe und werden nicht verfehlen, dem Buche die verdiente Verbreitung zu verschaffen.

— Tietze, Dr. Emil, über Steppen und Wüsten. — Ein Vortrag, gehalten im Vereine zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien am 3. Decbr. 1884. (Wien 1885. 63 S.). Die „Verwüstungsfrage", welche in den letzten Jahren so manchen Forscher beschäftigt hat, findet in dieser sehr hübsch geschriebenen Broschüre eine sehr eingehende und gründliche Besprechung. Im Gegensatz zu den Pessimisten, welche in der Wüstenbildung die nothwendige Folge jeder dauernden Kultur sehen, kommt Tietze zu der Ansicht, daß seit historischen Zeiten und noch geraume Zeit darüber hinaus eine wesentliche Verschlechterung der klimatischen Verhältnisse in den heutigen Wüsten und Steppen nicht stattgefunden habe, und daß dieselben Bedingungen ihre Entstehung verdanken, auf welche der Mensch auch nicht den geringsten Einfluß ausüben kann. Gegen seine Schlußfolgerungen dürfte schwerlich viel einzuwenden sein; nur die Gründe, welche er gegen die Behauptung, daß das Kameel erst zur Zeit der Ptolemäer in die Sahara eingeführt worden sei, vorbringt, können als beweisend nicht anerkannt werden. Ko.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVIII.  № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Auf der Suche nach den Resten der Crevaux'schen Expedition.

(Nach dem Französischen von A. Thouar.)

II.

22. Juni. Der heftige Wind wirbelte den Staub hoch empor; dabei gewährt das Thal einen freundlichen Anblick; allenthalben heben sich Gruppen von Pfefferbäumen mitten aus zahlreichen mit Roggen, Weinstöcken und Feigenbäumen bestandenen Flächen ab. Dies ganze Gebiet ist ungemein reich und ein mit Verständniß und Sachkenntniß und dem nöthigen Material von praktischen Leuten betriebener Weinbau würde hier wohl glänzende Resultate liefern.

Längs des Weges reihen sich zahlreiche niedliche Häuschen an einander. In Palca Grande wurde der dieses furchtbare Thal durchfließende Rio Grande passirt, der ungefähr 100 bis 120 m breit sich in den Pilaya, einen Nebenfluß des Pilcomayo, ergießt. Die Fuhrt ist tief und sehr gefährlich. In Pampa Santos, wo die Reisenden zu Mittag ankamen, begann die Wärme fühlbarer zu werden. Sie gelangten nun auf einem durch rothen Sandstein und Thon gebahnten Wege am Bergrande entlang in die Schlucht oder vielmehr in die langen, gewundenen Felsengänge von Camataqui. Der Wind verfängt sich hier mit einer solchen Heftigkeit, daß die aufgewirbelten Staubwolken ganze Tage lang das Licht der Sonne verdunkeln. Während seiner ganzen Wanderungen durch die Anden sah Thouar niemals so pittoreske Felsbildungen: man könnte sie ihrer Form nach mit großen Wasserwogen vergleichen, eine der anderen folgend, jede eben im Begriff, sich zu überstürzen.

Um 5 Uhr kam die Expedition in der kleinen Ortschaft Camataqui an, wo ihr ein Unterkommen in einem Privathause mit dem sichtlichen Bestreben, ihr den besten Raum zu überlassen, zu Theil wurde.

23. Juni. Der Abends vorher gedungene Führer hatte die Nacht und einige im Voraus erhaltene Realen dazu benutzt, sich zu berauschen und kam früh erst nach einstündigem Warten endlich an. Es ist dies Sichbetrinken am Vorabend der Abreise eine verbreitete, aber für den Reisenden schreckliche Sitte, da er völlig in der Hand dieser Leute ist und ohne sie nicht aufbrechen kann. Um 8 Uhr war endlich Alles bereit. Der Weg war breit, dabei staubig und öde; nicht eine einzige Hütte war sichtbar, nichts als einzelne Gruppen von Algarroben. Mittags erreichte man die kleine Ortschaft Don Juan und wanderte dann in dem damals ausgetrockneten Flußbette weiter, bis man Abends 6 Uhr endlich in dem durch zwei Hütten repräsentirten Totorilla anlangte, wo anfangs jede Aufnahme verweigert wurde. Vergebens bot Thouar alle seine Ueberredungskünste auf, deren er fähig war, um eine der die Hütten bewohnenden Indianerinnen zu bestimmen, ihnen einen kleinen Raum im Inneren derselben zu überlassen. Sie wurden von einer zur anderen gewiesen, es war weder ein Plätzchen für sie übrig, noch irgend etwas zu essen vorhanden, angeblich nicht einmal ein Ei, obgleich sie die Hühner schaarenweise herumschwärmen sahen. Die müden, hungrigen Thiere mußten denn auch schließlich auf die Fütterung verzichten und nur eine alte in seiner Tasche in Vergessenheit gerathene Brodkruste in Wasser getaucht



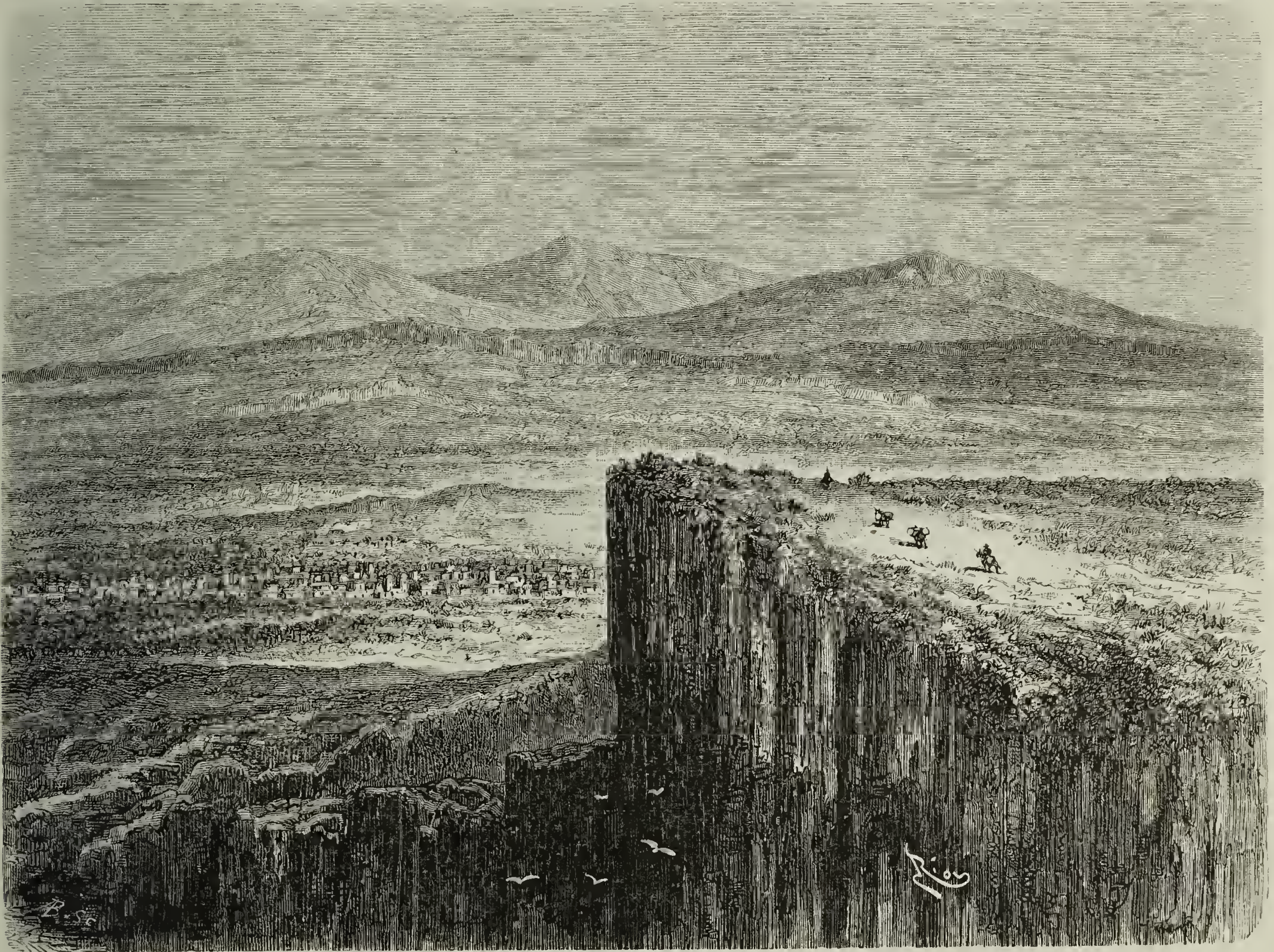
Schlucht Camataqui.

hindert Thouar, sagen zu können, daß er sich an diesem Abend ohne irgend etwas zu essen zur Ruhe begab. Einige Baumzweige dienten den Reisenden als Dach; die Nacht war sehr kalt, 6° C. unter Null.

24. Juni. Die Wirthsrechnung war ja rasch beglichen, aber es stand ein starker Marsch bevor, so daß Thouar Angesichts seiner ermüdeten, hungrigen Thiere den Aufstieg auf die Höhen von Escallachi, die sie passiren mußten, besonders fürchtete. Nichtsdestoweniger langten sie auf dem Plateau an, von wo aus sie das grünende Thal von Tarija, von einer Hügelkette umsäumt, vor sich ausgebreitet sahen. Der treppenförmige Abstieg war sehr mühsam, durch die Unzahl loser rollender Steine, die bei jedem Schritte der Wanderer die Lage ihres Schwerpunktes veränderten, während der Staub sie am Sehen hinderte. Im Dorfe San Lorenzo überließen sie sich einem kurzen Schlafe.

25. Juni. Um 2 Uhr Morgens wurde gesattelt und geladen, und um 6 Uhr entrollte sich zu den Füßen der Reisenden das Bild der von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erleuchteten Stadt Tarija.

Im Hotel Ingavi, wo Thouar abstieg, war er zwar sehr gut beherbergt, aber von Beköstigung war nicht die Rede. Während er noch überlegte, auf welche Weise diese zu bewerkstelligen sei und sich nach einer eiligen Toilette deswegen in der Stadt umsehen wollte, klopfte es an die Thür. Er empfing Besuch und gleichzeitig damit eine Einladung zum Mittagessen. Eine Minute später klopfte

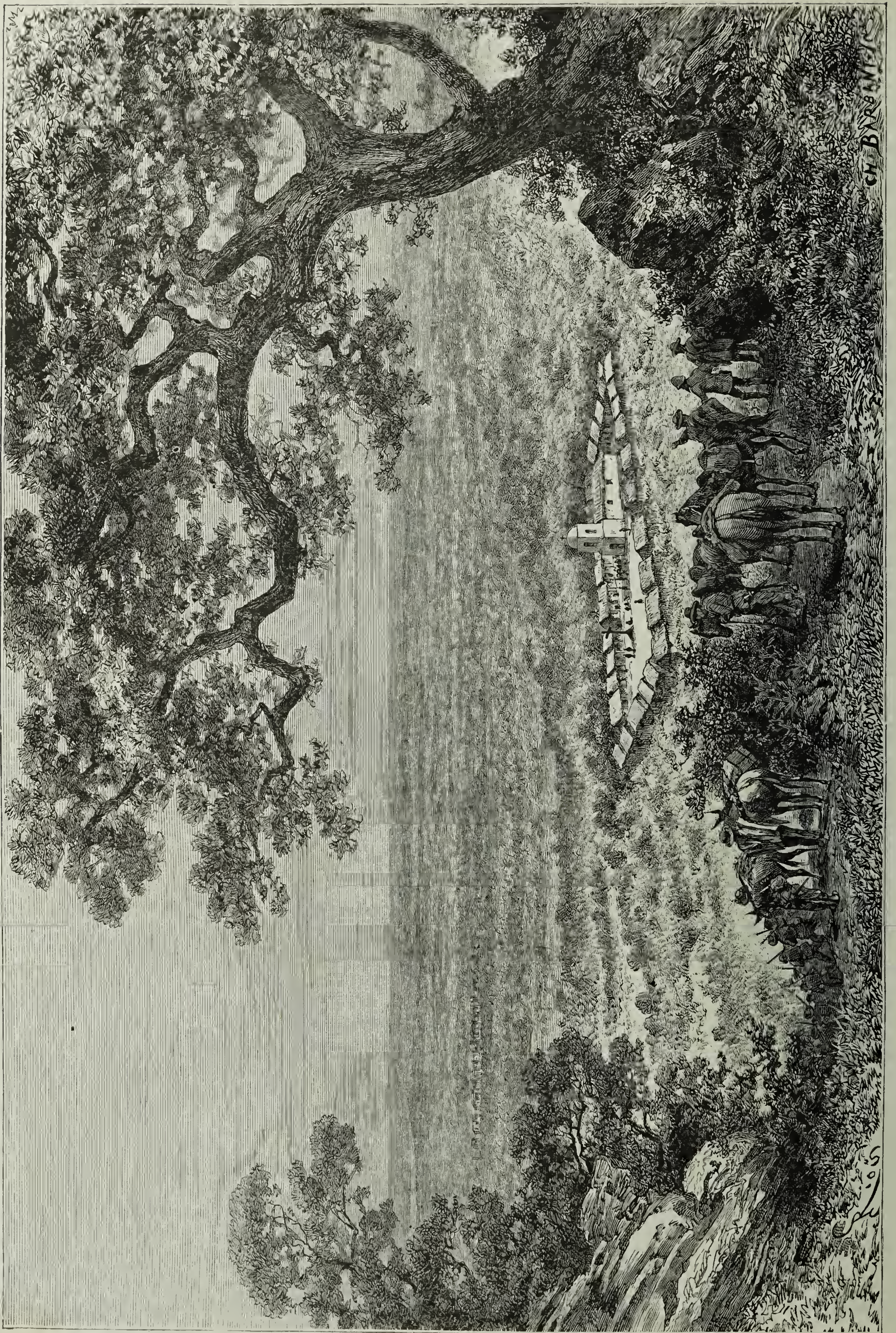


Ansicht von Tarija.

es wieder: ein zweiter Besuch und eine zweite Einladung zum Mittagessen. Nach abermals fünf Minuten wieder Klopfen, worauf aber gleich zwei zusammen eintraten: es war eine Procession von Besuchern und eine Litanei von Einladungen für mehr Zeit, als Thouar in Tarija zu verbringen beabsichtigte. Nun war die Essensfrage gelöst: er blieb der Bewohner des Hotels, wurde aber der Gast von ganz Tarija.

Seine Ankunft war übrigens dem Präfekten durch einen expreso, einen Courier der Regierung, angekündigt worden; man kannte den Zweck seiner Reise, ließ aber ganz außer Acht, daß er nur 2 bis 3 Tage in Tarija bleiben wollte. Doch sollte es anders kommen: ein Expeditionskorps von 200 Mann rüstete sich zum Abmarsche nach Santa Barbara am Pilcomayo, um Teyo definitiv in Besitz zu nehmen. Außerdem wurde in einer berathenden Sitzung der Spitzen der Militär- und Verwaltungsbehörden Thouar's Reiseprojekt als außerordentlich gefahrvoll beurtheilt und zugleich bestimmt, daß er bis Caïza mit der Kolonne reisen solle.

Vierzehn Tage vergingen bei diesem Warten; er hatte sicherlich keinen Grund, dieses zu bereuen, aber ihn trieb es zum Pilcomayo hin. Tarija ist wesentlich eine Handelsstadt, und bildet das Eingangsthor zu den reichen südlichen Gebieten. Es ist gut gebaut, von malerischer Lage und von angenehmem, sehr gesundem Klima. Lassen wir hier den Reisenden selbst weiter sprechen: „Ich möchte es nicht unternehmen, mit allen Einzelheiten die Ereignisse meines dortigen Aufenthaltes und die höchst reizvollen Beobachtungen zu erzählen, die ich dort habe machen können. Ich müßte ganze Seiten damit ausfüllen und möchte mich



Die Mission Aguairenda.

hier kurz fassen. Tarija ist eine kleine Stadt, aber das Herz seiner Bewohner ist sehr groß. An dem Tage, wo ich später die unerforschten, verrufenen und schreckensvollen Gebiete am Pilcomayo betrat, wo die tiefempfundensten Erinnerungen nochmals vor meiner Seele auftauchten, da richtete sich mein letzter Blick über die Cordilleren hinüber nach Tarija hin, welches mich eine Zeit lang hatte vergessen lassen, daß Frankreich an 3000 Meilen davon entfernt liegt.

Der Augenblick der Abreise kam heran und tief ergriffen verließ ich die Stadt, wo im Jahre zuvor Crevaux und seine Gefährten dieselben Beweise und Kundgebungen des offenherzigsten Wohlwollens gefunden hatten. Das Bataillon paradirte unter dem Beifall der ganzen Bevölkerung und marschirte mit Musik in der Richtung nach dem Chaco ab. Zwei Tage darauf, am 9. Juli, folgte ich, begleitet von einem bolivianischen Delegirten und dessen Sekretär, dem Obersten Estensorro.

Abends machten wir Halt in Santa Anna, der großartigen Besitzung der Wittwe des Generals O'Connor d'Arlac. Eine prächtige Allee, von Crevaux die Seufzerallee genannt, ganz eingefaßt von Weiden und Pfefferbäumen, führte uns in das Wohnhaus, an dem ein klarer Bach vorbeifloß. Ein gutes Abendessen harrte hier unser, und über mich kamen trübe Gedanken: war dies hier doch die erste Station, die Crevaux gemacht hatte, und von welcher aus er dem Tode entgegen ging. Man drängte sich um mich, doch zog ich mich zeitig zurück, ich fühlte das



Ankunft in der Mission Aguairenda.

Bedürfniß nach Einsamkeit. Am 10. und 11. Juli ging es über La Canaleta und Narvaez bis San Luis.

12. Juli. Wir brachen erst um 11 Uhr auf, langsam, immer langsam. Wir erstiegen einige Höhen, ohne irgend ein bemerkenswerthes Ereigniß, außer etwa, daß der durch den Regen aufgeweichte Lehmboden unsere Maulthiere zu einem langsamen, unsicheren Gange zwang. Das Thal von San Luis breitete sich grünend und malerisch vor uns aus; das Bataillon war schon Tags zuvor angekommen. Als wir um 8 Uhr Abends anlangten, concertirte zur größten Freude der Bevölkerung die Musik.

13. Juli. Wir blieben wegen des anhaltenden Regens der letzten Nacht in San Luis, weil wir fürchten mußten, daß unsere Leute auf dem durchweichten Boden den Marsch nicht würden fortsetzen können. Zwei junge Bolivier, die Brüder Valverde, welche mit Crevaux ihren Untergang fanden, stammten aus San Luis; ich besuchte ihre arme Mutter, welche Kummer und Verzweiflung dem Wahnsinn nahe gebracht.

14. Juli. Wir brachen mit dem Bataillon um 11 Uhr auf. Einige Männer und Weiber vom Stamme der Chiriguanos-Indianer, welche wir beim Fischfang am Flusse Santa Anna überraschten, flohen bestürzt bei unserer Annäherung; wir versuchten ihnen Zutrauen einzuflößen; aber unsere Flinten schreckten sie ab. Ich war wahrhaft erstaunt, mit welcher Leichtigkeit die Soldaten mit allem Gepäck und ihren nackten Füßen die letzten Berghöhen erstiegen; klein, untersetzt, lebhaft, ertrugen sie mit gleicher

Gemüthsstimmung Regen und Sonnenschein, Wärme und Kälte. Der Marsch nach Suaruro, wo wir Abends 6 Uhr ankamen, war lang und mühsam, aber durch Nichts wurden sie aufgehalten. Ihnen Tritt auf Tritt folgend, erkannte ich in ihnen unermüdliche Fußgänger. Sie kamen im Lager an, nicht um sich auszuruhen, sondern um aus der Tiefe ihres Gepäcksackes eine Bandola, Guitarre oder eine Flauta hervorzuholen; letztere ist ein kleines Flageolet, dessen eigenartige, wilde und klagende, tiefe oder gellende Töne Liebeslieder zu begleiten bestimmt sind. Das Lager wird lebendiger und erscheint unter den letzten bleichen Strahlen der untergehenden Sonne in einem sonderbaren Lichte; dann flackern die Lagerfeuer auf, die einzelnen Gruppen gegen den dunklen Hintergrund hell beleuchtend, während die Marketendereien des Bataillons den chupe (berauschendes Getränk) und asado (geröstetes Fleisch) gleichsam traditionell an allen Tagen und bei allen Mahlzeiten, zubereiten.

Es war die Feier meines Geburtstages; ich vollendete heute mein dreißigstes Lebensjahr."

Eine gute Stimmung und eine gewisse Begeisterung belebten den Weitermarsch, der während der folgenden Tage ohne erwähnenswerthes Ereigniß verlief, bis man am 16. Juli Ivitivi erreichte. Am 17. Juli wurde in Caraparí gelagert, einem in einem flachen, 150 bis 200 m breiten Thale gelegenen Orte, Tags darauf gelangten die Reisenden Mittags auf den Gipfel der Höhe von Aguairenda, 1384 m hoch. Hier hielten sie einige Zeit . . . Die letzten Erhebungen, die letzten Terrainfalten des Gebirgskolosses der Anden verliefen sich hier, allmählich sich glättend gewissermaßen wie in einem letzten Aufflackern, einer letzten Wellenbewegung, um sich dann in den grünenden Flächen des Chaco wie ins Unendliche zu verlieren. Von hier aus erkannte man unten die Missionsstation an ihrem großen mitten in einem rechtwinkeligen Platze aufgepflanzten Holzkreuze; links davon, in einer Entfernung von ungefähr 3 Meilen, Caïza, versteckt im Grün; noch weiter nach Norden zu den Pilcomayo, schweigend und ruhig wie ein schmales weißes Band in der Sonne sich spiegelnd . . . dann noch weiter, nichts als Eintönigkeit und Unermeßlichkeit.

Dieser Blick in das Unbekannte hinaus blieb nicht ohne einen tiefen Eindruck auf Thouar; er mußte Crevaux' und seiner Gefährten gedenken, welche vor Jahresfrist von derselben Stelle aus dasselbe großartige majestätische Schauspiel bewundert und dann dahin gezogen waren, um dort unterzugehen, in voller Jugendkraft, voller Hoffnungen für die Zukunft, verrätherisch hingemordet.

Eine Stunde später war man im Thale angelangt und schlug den Weg zur Mission ein; die Chiriguanos-Indianer standen hier in zwei Gliedern geordnet und begrüßten die Ankommenden mit einer Gewehrsalve, während die kleine Glocke der Kapelle ertönte. Anderen Tages wurde mit den Truppen in Caïza Quartier bezogen und ungefähr einen Monat dort verweilt.

Hier möge in kurzen Zügen der Einzelheiten der Reise des Doktor Crevaux gedacht werden, welcher er und die Seinen zum Opfer fiele. Er reiste im Auftrage der französischen Regierung von Bordeaux nach Buenos-Ayres mit dem Plane, den oberen Lauf des Paraguay-Flusses zu erforschen und von hier aus nach dem Amazonas vorzudringen. In Buenos-Ayres gelang es einigen maßgebenden Persönlichkeiten, darunter auch den Vertretern der Republik Bolivia, ihn mehr für den noch wenig bekannten Pilcomayo zu interessiren, bei dessen Durchforschung sich wichtige Anhaltspunkte für die Schaffung eines Handelsweges zwischen Bolivia, Paraguay und Argentinien gewinnen lassen konnten. Er reiste deshalb, von der argentinischen Regierung durch Bewilligung von zwei Marinematrosen unterstützt, mittels Eisenbahn von Buenos-Ayres nach Tucuman und wanderte von hier nordwärts zur Grenze Bolivias hin, wo er am 16. Januar 1882 ankam und dann nach Osten seinen Weg fortsetzte. Am 8. März gelangte er nach Tarija, wo sich ihm der Vorstand der Mission der italienischen Franziskaner, Pater Doroteo, anschloß, der ihm durch seine Kenntniß von Land und Leuten von größtem Nutzen war. Auf der Weiterreise erfuhren sie in Caïza, daß von hier aus einige Tage zuvor eine militärische Expedition gegen die Tobas, einen sehr verrufenen Indianerstamm am Pilcomayo, zur Bestrafung derselben wegen mehrerer von ihnen verübter Diebstähle ausgezogen sei. Alle Versuche, dieses Unternehmen rückgängig zu machen, da durch die feindselige Stimmung dieses Stammes Crevaux' Pläne zum Scheitern gebracht werden mußten, waren vergeblich, ebenso aber auch die Bemühungen der Missionare, jenen unter diesen Umständen von seinem Vorhaben abzubringen. Am Pilcomayo, und zwar in der Mission San Francisco angelangt, wurden vier Boote aus Brettern gezimmert, welche seit 6 Jahren zum Bau einer neuen Kirche gesammelt worden waren, und der dazu nöthige Aufenthalt zu geographischen und ethnographischen Studien benutzt. Inzwischen hatte die kriegerische Expedition gegen die Tobas ihr Ende erreicht, wobei letzteren ungefähr 12 Leute getödtet und 7 Kinder als Gefangene mit weggenommen worden waren. Um den Stamm einigermaßen zu beruhigen, wurde ein von Pater Doroteo auf einer der Missionen ausfindig gemachtes Toba-Weib mit einem der gefangenen Kinder und reichen Geschenken dem Stamme zugeschickt, nachdem sie versprochen hatte, den Ihrigen den durchaus friedlichen Charakter der Expedition Crevaux' zu schildern und mit ihren Stammesgenossen zu ihm zurückzukehren. Doch sie blieb aus und zugleich begannen auch die Feindseligkeiten der Tobas, indem sie einige Indianer einer benachbarten Mission überfielen, und sie theils tödteten, theils verwundeten. Trotzdem stand Crevaux von seinem Vorhaben nicht ab. „Soll ich sterben", sagte er, „nun so sterbe ich, aber ohne Wagnisse wird nichts entdeckt, und man bleibt ewig im Dunkeln." Am 19. April erfolgte die Abreise von der Mission San Francisco und unter tiefer Erregung und den herzlichsten Segenswünschen aller Angehörigen der Mission entschwanden an einer Krümmung des Flusses die vier Boote ihren Blicken.

Paul Reichard's Bericht über die Reise nach Urua und Katanga.

Die Ostafrikanische Expedition nähert sich nach fünfjähriger Thätigkeit ihrem Abschlusse. Nach den unten folgenden, am 26. Mai in Berlin eingegangenen Nachrichten dürfen wir das einzig überlebende Mitglied, Herrn Paul Reichard, der sich ursprünglich der Expedition als Volontär angeschlossen hatte und nun dieselbe unter besonders schwierigen Verhältnissen in vortrefflicher Weise zu Ende geführt hat, schon in den nächsten Wochen in Deutschland erwarten.

Die Arbeiten der Expedition sind, wie bekannt, in den ersten Jahren durch vielfache äußere Schwierigkeiten und manches schwere Mißgeschick gehemmt worden. Trotzdem haben sie durch die Ausdauer und Befähigung der beiden verstorbenen wissenschaftlichen Mitglieder, Dr. Kaiser und Dr. Böhm, die werthvollsten Beiträge zur genaueren Kenntniß des Landes im Osten des Tanganika geliefert. Namentlich sind die astronomischen und topographischen Arbeiten Kaiser's von grundlegender Bedeutung.

Als der in geographischer Hinsicht weitaus wichtigste und ergebnißreichste Theil erweist sich aber der letzte Abschnitt der Reise, der im September 1883 von Dr. Böhm und P. Reichard vom Tanganika aus unternommene Vorstoß nach Südwesten in das noch so wenig aufgehellte Quellgebiet des Congo. Freilich haben die reichen Erfolge durch den Tod des vortrefflichen Dr. Böhm theuer erkauft werden müssen.

Die soeben in ihren Hauptergebnissen bekannt werdenden, ein Jahr vorher, gleichfalls unter den größten Gefahren und Entbehrungen durchgeführten Reisen des vom französischen Unterrichtsministerium in dieselben Gegenden entsandten Schiffsfähnrich Victor Giraud bringen uns zwar wesentliche und sehr schätzbare Ergänzungen und Berichtigungen der letzten Aufnahmen Livingstone's zwischen dem südlichen Tanganika und den durch den Luapula verbundenen Seen Bangueolo und Moero (Meru Reichard's), am Eindringen in das ganz unbekannte Gebiet im Nordwesten dieser Seen wurde der französische Forscher aber durch die Gewaltthätigkeit der Häuptlinge Mere-Mere und Cazembe verhindert (vergl. seinen Bericht nebst Karte im Compte rendu de la Soc. de geogr. de Paris 1885, Nr. 7 und 8).

Im Gegensatz dazu liegen die Reisewege unserer deutschen Forscher so glücklich, daß sie durchweg ganz neues und zwar ganz besonders interessantes Gebiet erschließen; sie kreuzen, zum Theil wiederholt, sämmtliche rechten Nebenflüsse des oberen Lualaba-Congo, berühren diesen mächtigen Strom selbst soweit aufwärts, wie Niemand vor ihnen, und füllen überhaupt in erwünschtester Weise die große klaffende Lücke zwischen den Aufnahmen Cameron's im Westen und denen Livingstone's im Osten.

Station Mpala, im December 1884.

Mein Telegramm folgenden Inhalts ist, hoffe ich, in Ihren Besitz gelangt:

Afrikanische Gesellschaft Berlin. Mpala, December 1884. Böhm todt. Upämbasee, Lufira, Kupferminen Katanga entdeckt. Kredit Zanzibar 37 000 Mark nöthig. Komme Mai. Reichard.

Bei meinem Eintreffen in Zanzibar hoffe ich, die Summe angewiesen vorzufinden, zumal ich schon in Tabora Anweisungen zu schreiben genöthigt sein werde, um dann unverzüglich meine Heimreise antreten zu können.

Mein lieber Freund, Dr. Richard Böhm, ist am 27. März 1884, Nachmittags 12 Uhr, nach zehntägigem, sehr schwerem Krankenlager unter unsäglichen Schmerzen am Fieber gestorben, und zwar während der Belagerung von Katapäna im südlichen Urua, drei Tagereisen südlich vom Upämbasee.

Betreffs des erbetenen Kredits habe ich zu bemerken, daß in der hohen Summe Löhne für Askari von $2^1/_2$ und 3 Jahren und für Träger von $1^1/_2$ Jahren vom Luapula an einbegriffen sind. Ich hoffe jedoch, durch Auszahlung der Träger in Tabora mit Stoffen noch bedeutende Ersparnisse zu machen.

Ueber den Verlauf und Erfolg unserer Reise fasse ich mich nur ganz kurz:

Am 1. September 1883 brachen wir von der neuen belgischen Station Mpala am Tanganika auf und erreichten am 27. September den Luapula, wie der östliche Lualaba allgemein von den Eingeborenen bis zu seinem Zusammenflusse mit dem eigentlichen Lualaba genannt wird. Wir haben es uns zum Grundsatze gemacht, überall die einheimische Nomenklatur beizubehalten. Der Luapula ist an den von mir gesehenen Stellen 150 m im Durchschnitt breit und nicht schiffbar.

Am 27. Oktober erreichten wir die Grenze des Landes des großen und mächtigen Häuptlings Msiri oder Msirri.

Am 26. November überschritten wir den Lufira bei der Einmündung des Likulwe in denselben. Am 2. December erreichten wir Kagoma an letzterem Flusse, von wo wir nach einmonatlichem Aufenthalte nach Urua zu dem Kriegslager des Msiri aufbrachen. Derselbe lag schon seit sechs Jahren mit den Warua in Streit und war bis zum Kinkondiasee[1]) vorgedrungen, ohne etwas erreichen zu können. Er befand sich augenblicklich auf dem Rückmarsche. Am 20. Januar 1884 erreichten wir sein Lager bei Katapäna, nachdem wir die Biano- oder Mitumbaberge überschritten hatten. Am 4. Februar entdeckten wir den Upämbasee, welcher ebenso groß wie der Kikwa ist und unmittelbar südlich vom Kinkondiasee liegt. Letzterer ist nach Aussage der Eingeborenen bedeutend kleiner als der Upämba. Wir, d. h. unsere Leute, erstürmten dort ein Dorf. Am 26. Februar zogen wir mit Msiri als dessen Bundesgenossen vor Katapäna, unter der Bedingung, daß er die Befestigung mit Sturm nehmen solle, da wir uns auf eine lange Belagerung der kostbaren Zeit wegen nicht einlassen könnten. Msiri wagte jedoch keinen entscheidenden Schritt, da er persönlich zu unentschlossen und feige ist, und so zog sich der Krieg unendlich in die Länge. Hier entdeckten wir heiße Schwefelquellen. In der Nähe von Katapäna befindet sich ein niedriger vulkanischer Kegel, der Sambalulu.

Am 16. März Abends wurde Dr. Böhm plötzlich von einem sehr heftigen Fieberanfalle erfaßt und verschied, wie schon oben gesagt, am 27. März, Nachmittags 12 Uhr. Ich verließ nun unmittelbar Urua, 20 meiner Nyga-Nyga gewissermaßen als Geißel dem mißtrauischen Msiri zurücklassend, um nach Katanga und den Quellen des Lufira und Lualaba vorzudringen.

In Unkäa, der Hauptstadt Msiris, wurde ich einen Monat aufgehalten. Am 24. Mai überschritt ich zum zweiten Male den Lufira, um in Katanga, das sich auf dem rechten Ufer des Lufira befindet, einzutreten. Am 27. Mai lagerte ich bei der elenden Residenz Katanga's, wie stets der jeweilige Häuptling heißt, und besuchte von hier aus zwei Kupferminen, welche außerordentlich reich sind, jedoch

[1]) Cameron's Kassali oder Kikonja-See, von diesem Reisenden zwar nicht ganz erreicht, aber doch aus einiger Entfernung von Norden her gesehen.

auf ein Verbot des Msiri hin nicht ausgebeutet werden.

Am 2. Juni sah ich mich gezwungen, etwa zehn Tagereisen von den Quellen entfernt, am Lufira umzukehren, da die feindselig gesinnten Waramba den Eintritt in ihre Länder verweigerten und ich nicht hinlänglich mit Munition versehen war, um mir denselben mit Gewalt zu erzwingen.

Mit sehr schwerem Herzen mußte ich, so nahe meinem Ziele, umkehren. Nach Aussagen der Eingeborenen sollten die Quellen nur noch drei Tagereisen entfernt sein. Ich schätzte die Entfernung jedoch noch auf zehn.

Am 7. Juni erreichte ich Unkäa zum zweiten Male, um die Rückkehr Msiri's abzuwarten. Da mir hier Gerüchte von feindlichen Gesinnungen des Msiri zu Ohren



drangen, deren Wahrheit ich anzunehmen Gründe hatte, trotzdem ich Blutsbrüderschaft mit ihm gemacht hatte, so konnte ich nicht wagen, Unkäa zu verlassen, um kleinere Ausflüge zu unternehmen.

Nach Msiri's erfolgter Rückkehr nach Unkäa trat seine feindliche Absicht offen zu Tage. Er hatte beschlossen, mich und meine beiden Wanjapara, sowie meinen Fahnenträger, zu tödten und alles aufgeboten, mich in seine Netze zu locken, um sich dann in Besitz meiner vermutheten Reichthümer zu setzen. Mich in meinem Lager anzugreifen, wagte er nicht.

Als ich ihm nach Ueberwindung eines heftigen Fieberanfalles, des einzigen seit 17 Monaten, sagen ließ, ich wolle zurückkehren, ließ er mir verkünden, daß ich ein inzwischen zur Ueberschreitung des Lufira und Luapula angefertigtes Boot und eine Menge Geschenke zurücklassen

habe. Im anderen Falle werde er meinen Uebergang über den Lufira mit Gewalt verhindern. Ich brach, ohne ihm das Gewünschte bewilligt zu haben, mit Trommeln und fliegenden Fahnen am 25. September auf, fast ganz von Mitteln entblößt, nur mit Lebensmitteln für zehn Tage versehen. Im Ganzen standen mir nur 120 Yard schlechter Stoffe von der Westküste, einige bunte Taschentücher und 10 Pfund weißer Perlen zur Verfügung. Damit mußte ich mich bis zum Tanganika durchschlagen. An Munition besaß ich für 80 Vorderlader Pulver und Blei in Menge, jedoch nur je 15 Zündhütchen pro Gewehr; für 30 Hinterlader nur je 20 Patronen. Am 28. September langte ich, einen südlichen Weg einschlagend, am Lufira an und fand auf dem gegenüber liegenden Ufer wirklich etwa 150 Bewaffnete vor. Nach kurzem Kampfe erzwang ich mir den Uebergang, steckte am nächsten Tage ein Dorf in Brand und erstieg nach drei weiteren Gefechten den Bergzug der Kunde Irunde, nachdem ich mich leider genöthigt gesehen hatte, drei Lasten schöner ethnographischer Sammlungen, eine Menge Trommeln, drei Lasten Kriegstrophäen, Blei, Kisten und Kleider wegzuwerfen und zu verbrennen, um die Träger zu erleichtern und mit Lebensmitteln zu beladen.

Unkäa hatte ich ohne Führer verlassen, uns einem der Karawane von Unkäa aus folgenden Weibe anvertrauend, welches den Weg zu kennen erklärte. Nach zweitägigem weiteren Marsche hatten wir uns auf dem Hochplateau in der menschenleeren Wildniß verloren und folgte ich nun meinem Kompasse ohne Weg und Steg.

Die Lebensmittel waren ausgegangen, Wild nicht vorhanden, meine Leute durch Regen, Kälte, Hunger und die ewigen Nachtwachen aufs Aeußerste erschöpft. Es starben z. B. drei Kinder in Folge der äußerst heftigen Regengüsse während des Marsches und einer meiner Askari an den Folgen eines vergifteten Pfeiles, welche fast alle Nacht ins Lager geschossen wurden. Es bedurfte der Aufbietung aller Energie; ich ließ ein zufällig entdecktes Dorf überfallen, den Häuptling und eine Menge Bewohner gefangen nehmen, um sie zu zwingen, Lebensmittel zu verabreichen und uns den Weg zu zeigen. Erstere waren nicht vorhanden. Schließlich rettete ich die nur von Wurzeln und Pilzen lebende Karawane nur dadurch, daß es mir gelang, einen Büffel zu erlegen, der, wie durch eine höhere Macht geschickt, in der wildarmen Gegend in unsere Hände fiel.

Am 15. Oktober erreichte ich unsere alte Route und entließ meine Gefangenen. Von Minula an einen kürzeren Weg bis Kasevева einschlagend, überschritt ich den Luapula am 6. November eine Tagereise nördlich von seinem Ausflusse aus dem Meru, den ich leider wegen Mangel an Stoffen zum Einkaufe von Lebensmitteln nicht aufsuchen konnte. Den Rückweg habe ich nicht aufgenommen, da ich körperlich und geistig gänzlich abgespannt war.

Am 12. November gelangte ich bei Nswiwa in Marungu an, nachdem ich meine Karawane zum zweiten Male durch Erlegung eines Wasserbocks und zweier Zebuantilopen vom Hungertode errettet hatte. Als ich während eines heftigen Regengusses in dem Dorfe des Häuptlings angelangt war und meine Leute sich unter die Hütten flüchteten, schoß man mit Pfeilen nach mir. 10 Minuten später war ich Herr der Situation und ließ den auf die Berge geflüchteten Wanjamarungu erklären, daß ich nur Lebensmittel nehme, denn ich hatte nichts mehr zum Einkaufe. Da wir jedoch Tag und Nacht durch ihre Pfeile beläſtigt wurden, ließ ich das Quikuru Nswiwas erstürmen. Ich kam am 30. November 1884 auf der belgischen Station Mpala an, wo ich, von Lieutenant Storms auf das Freundlichste und Zuvorkommendste aufgenommen, mich von den großen Strapazen in Ruhe erhole.

Am 4. December nahmen meine Leute und ein Theil der Askari der Station das Quikuru des Lusinga ein, wobei Lusinga selbst im Kampfe fiel. Die Situation der Station erforderte dies und hatte auch ich noch ein Hühnchen mit meinem schlechten Blutsbruder zu rupfen.

Ich will noch kurz einiges über den Lualaba sagen.

Der Congo entsteht durch den Zusammenfluß des Lualaba und des Luapula. Ersterer ist als der Hauptstrom zu betrachten und für die Schiffahrt äußerst wichtig. An einer von uns gesehenen Stelle etwas südlich vom Upämbasee schätze ich ihn auf 300 bis 500 m Breite. Nach Aussage der Eingeborenen soll er von der Höhe von Katanga an bis nach Manjuema ohne alle Stromschnellen und Katarakte und schiffbar sein. Er bildet mit dem Upämbasee beginnend eine ganze Reihe von größeren und kleineren Seen. Er fließt hier von Südwesten nach Nordosten parallel mit den Viano- oder Mitumbabergen, deren letzte Ausläufer meiner Ansicht nach im Kap Tembue am Tanganika zu suchen sind. Die wirklichen Quellen des Lualaba glaube ich viel weiter im Süden annehmen zu müssen als auf dem berühmten Quellberge, auf welchem übrigens nur drei Flüsse entspringen sollen, außer einem nach Süden fließenden, dessen Namen ich nicht habe erfahren können, der Lualaba und der Lufira.

Der Lufira ist an drei von mir gesehenen Stellen 50 bis 60 m breit und sehr tief, an der vierten südlichen nur 30 m breit. Er bildet zwei Wasserfälle, einen drei Tagereisen östlich von Unkäa bei der Salzebene Muacha, welche ich durch die Ungunst des Schicksals ebenfalls nicht in Augenschein nehmen konnte, und einen zweiten, den Djuofall, 100 m breit und 25 m hoch, bei dem Eintritte des Flusses in die Vianoberge, welche er ebenso wie der Luapula durchbricht. Von hier an soll er nicht mehr schiffbar sein.

Der Luapula ist, wie schon erwähnt, durchschnittlich 150 m breit und nicht schiffbar. Bei seinem Austritte aus dem Meru durchbricht er das Kunde-Irunde-Gebirge, welches sich in einem Bogen um den Meru zieht, durchströmt auf kurze Strecke eine Ebene, um bei den Tafelbergen Kivele und Mloväloa die Mitumbaberge zu durchbrechen. Er bildet unzählige Wasserfälle und Stromschnellen und ist für Schiffahrt ohne jede Bedeutung.

Das Reich des Msiri ist im Norden durch Urua begrenzt, von dem es noch einen Theil einschließt, im Osten durch die Kunde-Irunde-Berge, im Süden schließt es einen Theil von Iramba ein und im Westen reicht es bis zum Lualaba.

Msiri verfügt über eine Macht von 2000 bis 3000 Feuersteingewehren und über ebenso viele, wenn nicht mehr, Weiber. Es findet hier ein sehr lebhafter Handel nach der Westküste statt mit Elfenbein, Kautschuk, Wachs und hauptsächlich mit jungen Sklaven. Das Kupfer auszubeuten, hat Msiri verboten aus politischen Rücksichten, welche darzulegen hier zu weitläufig wäre. Die von Westen kommenden Händler versehen sich nur mit ganz Wenigem zum Unterhalte unterwegs.

Msiri hat eine hohe breite Gestalt mit vollen Muskeln. Das Gesicht ist häßlich und äußerst unangenehm, mit weit vorspringender Stirn, kleinen zugekniffenen, lichtscheuen Augen, breiter Nase und breiten Lippen mit herabgezogenen Mundwinkeln. Er trägt einen kleinen Knebelbart, in den sich graue Haare mischen. Die Haare trägt er in langen, zu fingerdicken, fetttriefenden Strähnen zusammengebackenen Locken. Er ist grausam, hinterlistig und äußerst lügenhaft.

Er liebt sehr Menschen zu tödten, und zwar durch Eingraben bis zur Brust, wobei die Arme frei bleiben. Die Unglücklichen werden dann dem Hungertode überlassen.

Ich bin augenblicklich hier aufgehalten, da das Kourierboot, mit welchem ich über den Tanganika zu setzen gedenke, in Karema ist. Den größten Theil meiner Karawane werde ich bei Kapampa übersetzen lassen.

Ich gedenke im Mai in Europa einzutreffen.

P. S. Dr. Böhm war nicht im Stande, große Sammlungen zu machen, da bei unserem Abmarsche von Mpala die aus Berlin erbetenen Gegenstände (Alkohol, Waffen und Munition) noch nicht in unseren Händen waren. Ich bitte noch den flüchtigen Stil zu entschuldigen, da ich jetzt keine Geduld mehr zu guten Aufsätzen habe.

Karema, den 20. Februar 1885.

Vorgestern Abend bin ich mit einem Theile meiner Karawane hier angekommen, während ein anderer sich in Kirandu und ein zweiter in Kariaria befindet. Ich gedenke den Weg über Kirandu und Gongue zu nehmen und komme so erst Ende März in Tabora an.

Ich treffe nun, wenn alles gut geht, erst im Juni in Europa ein.

Ich habe wiederholt des außerordentlich freundlichen und zuvorkommenden Empfanges durch Herrn Lieutenant Storms zu erwähnen, der alles aufbietet, den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen und der auch diesmal die Güte hatte, einen großen Theil meiner Karawane auf seinem von ihm erbauten Schiffe „Strauch“ und einer kleineren Pirogue überzusetzen. Ich sowohl wie die Gesellschaft sind Herrn Lieutenant Storms zu großem Danke verpflichtet.

Prshewalski's vierter Brief von seiner Reise in Nordost-Tibet.

Wir veröffentlichten in Nr. 13 des 47. Bandes einen der drei Briefe, welche der Reisende Prshewalski an den Großfürsten-Thronfolger von Rußland gerichtet hat, nämlich den dritten, welcher die Entdeckung der Quellen des Hwang-ho oder Gelben Flusses ausführlich schildert. Vor Kurzem ist nun ein vierter Brief Prshewalski's im „Russischen Invaliden“ (1885, Nr. 163) erschienen, welcher in Uebersetzung folgendermaßen lautet:

Lob-nor, 29. Januar 1885.

Nachdem wir in Tzaidam fast einen Monat verbracht hatten, rückten wir weiter gen Westen nach Gas. Nach einigen Tagemärschen überfiel uns ein großes Ungemach: von den 73 Kameelen unserer Karawane erkrankten plötzlich 53 an einer besonderen Krankheit, welche von den Mongolen „Chas“ genannt wird und darin besteht, daß den Thieren alle vier Füße anschwellen, während es gleichzeitig seine Freßlust verliert und der Körper überall sich heiß anfühlt. Es scheint, daß die große Sommerhitze und der feste, salzhaltige Erdboden die Krankheit erzeugen. Auch Pferde, Kühe, Schafe, kurz alle Hausthiere der Mongolen unterliegen derselben. Mit uns marschirte durch Tzaidam eine aus Tibet kommende und nach Sinin (Si-ning-fu) bestimmte Karawane, welche 2000 beladene Jaks bei sich hatte; fast alle ihre Thiere erkrankten gleichfalls am „Chas“. Der Ausgang der Krankheit ist selten tödtlich; gewöhnlich wird das erkrankte Thier nach kürzerer oder längerer Zeit je nach seiner kräftigeren oder schwächeren Körperkonstitution wieder gesund. Zum Glücke waren unsere Kameele alle ausgezeichnet — noch jung und stark; wir verloren nur sieben Stück; die übrigen waren in 18 Tagen wieder gesund. Die ganze Zeit über blieben wir in unfreiwilliger Ruhe an einem und demselben Orte und erwarteten mit Ungeduld den Ausgang der Erkrankung unserer Kameele, weil davon aller Erfolg unseres weiteren Marsches abhing.

Am 18. September 1884 endlich konnten wir aufbrechen; wir marschirten durch das südliche Tzaidam längs dem Abhange des Tibetischen Gebirges, d. h. längs dem Kuën-lün, welcher wie eine hohe Mauer das tibetische Plateau im Norden begrenzt.

Das südliche Tzaidam bietet überall denselben gleichartigen Charakter dar; es ist eine weit ausgedehnte, salzhaltige Ebene, einst der Boden eines Sees, bewachsen in den an das Gebirge anstoßenden Gegenden mit Tamarisken und anderen Sträuchern; weiter vom Gebirge ab finden sich nackte Salzmoräste und ein lang ausgedehnter, von Osten nach Westen reichender, aber schmaler Salzsee Döba-sun-nor. In diesen See ergießen sich die vom Kuën-lün kommenden, für diese Gegend immerhin sehr beträchtlichen Flüsse Bajan-gol, Naidmin-gol und Ulmu-muren. Außerdem bildet das vom Kuën-lün herabkommende Wasser unter der Erde hinströmend nahe den Bergen im Gebiete der Sträucher Quellen und kleine bewachsene Moräste. Hier hält sich eine Unzahl Fasanen auf, von denen wir gegen 250 Stück erlegten. An anderen Vögeln ist das südliche Tzaidam arm. Auch wilde Säugethiere sind nur wenige vorhanden, offenbar weil der salzhaltige, steinharte Erdboden die Hufe und Sohlen der Füße beschädigt. Nur im Herbst, wenn die Beeren eines Strauches (Chormyk) reifen, kommen aus Tibet in großen Mengen Bären hierher. In diesem Jahre (1884) waren wegen frühzeitigen Frostes die Chormykbeeren nicht gereift, so daß die im September hergezogenen Bären wieder nach Tibet zurückkehrten. Es wurden nur drei solcher Thiere getödtet.

In früherer Zeit, unter Tschingis-Chan, lebte, so berichtet die örtliche Tradition, sowohl im südlichen als im östlichen Tzaidam das Volk der Mongasen, wie es scheint, ein Türkvolk, welches sich an geeigneten Plätzen mit Ackerbau beschäftigte. Die Spuren alter Bewässerungskanäle sind noch jetzt am Abhange des Kuën-lün zu bemerken. Jetzt wird das ganze Land ausschließlich von Mongolen bewohnt; doch sind im südlichen Gebiete ihrer nur wenige. Sie führen ein faules Leben, treiben nur Viehzucht und sind außerordentlich schmutzig. Als wir von ihnen Butter kauften und ihnen den Vorwurf machten, daß dieselbe voll Schmutz und Haare sei, so antworteten sie in voller Ueberzeugung: „Man muß so leben, wie es Gott befiehlt. Er sendet uns Schmutz — wir müssen das annehmen.“ Ein tüchtiger, wahrhaftiger Nomade muß im Laufe eines Jahres wenigstens drei Pfund Haare seiner

Herden verzehren, wie der chinesische Ackerbauer ebenso Erde seines Feldes.

Die Mongolen erzählten uns folgende interessante Legende über den Ursprung der Russen: In alter Zeit wohnte in Mittel-Asien in einer Höhle als Einsiedler ein tugendhafter Lama, welcher fern von der Welt sein Leben mit Gebet verbrachte. Zufällig kam in die Gegend eine Nomadenfamilie, eine alte Mutter und deren Tochter. Die Tochter kam, als sie das Vieh hütete, zu der Höhle, wo der heilige Lama damals krank danieder lag. Das mitleidige Mädchen reichte dem Kranken saure Milch, doch wollte der Lama davon nicht genießen. Endlich gab er den Bitten der Jungfrau nach, nahm die Milch und aß dann alltäglich, bis er gesundete. Dann machte er zum Danke für seine Rettung das Mädchen zu seinem Weibe. Als das der Herrscher jenes Landes erfuhr, sandte er ein Kriegsheer ab, um den Lama, weil derselbe durch die Heirath eine schwere Sünde begangen, zu bestrafen. Sobald das Heer sich der Wohnung des Lama näherte, so brach dieser eine Anzahl Reiser von den Sträuchern und steckte sie rings um seine Jurte in den Erdboden. Dann betete er zu Gott und verwandelte so alle Reiser in Krieger, welche das feindliche Heer schlugen. Der erzürnte Herrscher sandte eine zweite und eine dritte Abtheilung, aber alles wurde geschlagen, denn die durch das Gebet des Lama erschaffenen Krieger brachen gleichfalls Reiser von den Sträuchern und verwandelten sie in wehrhafte Männer, so daß der Lama in kurzer Zeit ein zahlreiches Heer besaß. Nach der letzten Niederlage seiner Kriegsmacht ließ der Herrscher den Lama in Ruhe; aber dieser wollte nicht länger auf Erden verweilen — er flog mit dem Rauche des Feuerherdes durch die obere Oeffnung der Jurte in den Himmel. Seinem zurückgelassenen Weibe aber überließ der Lama die Herrschaft über das aus Strauchwerk erschaffene Volk. Von diesem Volke stammen die Russen: sie haben einen weißen Körper und braune Haare, weil der Stengel der Sträucher hell und die einzelnen Reiser etwas dunkler sind.

Der Fluß Umu-muren bildet die westliche Grenze der salzhaltigen Ebene des südlichen Tzaidam. Weiter im Norden und Nordwesten des Höhenzuges Altyn-Tag fast bis zum Tarim-Becken erstreckt sich eine weite, wasserlose und unfruchtbare Ebene, deren Boden aus Löß, Sand und Geröll besteht. Hier giebt es viele Orte, welche noch nie ein menschlicher Fuß betreten, wohin nur selten wilde Kameele kommen. Wir haben nur zwei Stellen gefunden, welche reich an Quellwasser und Viehfutter sind, Gansy und westlich davon Gas. In der Gegend von Gas befindet sich ein 45 Werst (Kilometer) im Umkreise messender See gleichen Namens. Beide Gegenden, Gansy wie Gas, werden durch unterirdische, vom Kuën-lün und den angrenzenden Schneebergen herabkommende Ströme mit Wasser versorgt.

Nach Gas gelangten wir zu Anfang November; hier sollte eine Niederlage unseres Proviants und unserer Bagage für die Zeit der Exkursion nach Tibet errichtet werden. Doch mußte vorher der Weg zum Lob-nor, bis zu welchem es von hier nicht weit sein konnte, ermittelt werden. Um diese aufzusuchen, schickte ich zwei Kosaken und einen Mongolen aus. Sie ritten zwei Wochen, irrten einige Tage in den Schluchten des Altyn-Tag umher, fanden aber doch schließlich den Weg bis zu derjenigen Stelle, wo ich, vom Lob-nor kommend, im Jahre 1877 gewesen war. Jetzt, wo wir den Weg zum Lob-nor sicher kannten, durften wir uns daran machen, die benachbarten Lokalitäten von Gas aus zu erforschen.

Bei der Niederlage wurden sieben Kosaken unter der Leitung des Uradniks Irintschinow, meines beständigen Gefährten auf allen meinen centralasiatischen Reisen, zurückgelassen zur Bewachung alles überflüssigen Gepäcks, der Kameele und Pferde. Wir übrigen, 13 Personen mit 25 Kameelen und 4 Pferden, wandten uns nach Westen durch ein weites Thal, welches in einer Ausdehnung von 225 Werst sich zwischen dem Altyn-Tag im Norden und dem Kuën-lün im Süden hinzieht. Die Thalebene steigt nach Westen zu allmählich, so daß sie dort, wo die beiden genannten Gebirgszüge zusammenstoßen, eine absolute Höhe von 14 000 Fuß (4200 m) hat, während Gas nur 9000 Fuß (2743 m) hoch liegt. Das Thal hat die gleiche Richtung, wie alle in Central-Asien herrschenden Winde, nämlich von Osten nach Westen; dies, sowie die große Nähe der kolossalen Schneeberge, ist die Ursache der hier ununterbrochen wehenden Westwinde, derentwegen ich es das Thal der Winde genannt habe. Der Abstieg in die Ebene über den Altyn-Tag zur Stadt Tschertschen ist sehr bequem; ich vermuthe deshalb, daß hier der alte Weg von Chotan nach China gegangen ist. Der zweite Weg, weniger bequem, führte von Chotan über den Lob-nor zur Oase Sa-tschen. Andere Kommunikationswege kann es zwischen China und den Reichen am Kuën-lün nicht gegeben haben, weil zur Seite der eben genannten Wege entweder kolossale, unübersteigbare Berge sich erheben, oder eine wasserlose Sandwüste sich ausdehnt.

Auf die von Gas aus unternommenen Winterexkursionen verwandten wir 54 Tage; wir legten während dieser Zeit gegen 800 Werst zurück und durchwanderten absolut unbekannte Regionen, welche vollständig wüst sind und eine überaus arme Flora und Fauna besitzen. Wir erlegten hier gegen 100 Antilopen und entdeckten eine neue Art Bergschaf, welche ich Argali Dalai-Lama (Ovis Dalai-Lama) nannte. Geographische Neuigkeiten traten uns aber auf jedem Schritte entgegen; die wichtigste derselben betrifft den centralen Theil des Kuën-lün.

Das Gebirge Kuën-lün, eine hohe, das tibetische Plateau begrenzende Mauer, zieht sich von der verhältnißmäßig geringen Einsenkung von Tzaidam bis zum Meridian von Gansy hin und erhebt sich hier zu einem mit ewigem Schnee bedeckten kolossalen Bergrücken Dshin-ri, welcher eine Höhe von mehr als 20 000 Fuß (6100 m) hat und gleichsam den Mittelpunkt oder Knotenpunkt des ganzen Gebirges darstellt. Nach Osten zu verläuft der Gebirgszug Marco Polo und parallel damit laufen die Gebirgszüge Gosynga, Dsucha, Tosoy und schließlich der Burchan-budda. Im Nordwesten vom Dshin-ri erstreckt sich der von mir nach Columbus benannte Gebirgszug und weiterhin in derselben Richtung bis zur Vereinigung mit dem Altyn-Tag reichend, erhebt sich noch ein anderes, bisher unbekanntes Schneegebirge, welches ich das Moskwa-Gebirge nannte. Der höchste Punkt des letzteren, Kreml genannt, hat eine absolute Höhe von 20 000 Fuß (6090 m) über dem Meeresspiegel. Direkt nach Westen läuft noch ein Gebirgszug hin, ebenfalls von kolossaler Höhe und mit Schnee bedeckt; wir sahen ihn nur aus der Ferne und nannten ihn Sagodotschny (der Räthselhafte). Der höchste Punkt, welchen ich nach seiner Gestalt „Monomach's Mütze" genannt habe, ist kaum niedriger als der Dshin-ri. Wahrscheinlich erreicht der Gebirgszug Sagodotschny, welcher sich gerade nach Westen erstreckt, auch den Altyn-Tag und begrenzt somit in Gemeinschaft mit dem nördlichen Gebirge einen hochgelegenen Kessel von 12 500 Fuß bis 14 000 Fuß absoluter Höhe (3750 m bis 4200 m), in welchem ein überaus salzreicher, auch im

Winter eisfreier See liegt, von mir Nesamersajuschtschi, „der nicht Zufrierende“, genannt; derselbe hat eine Länge von ungefähr 54 Werst (Kilometer) und eine Breite von etwa 10 Werst (Kilometer).

Außer diesen eben aufgezählten wichtigen Entdeckungen, welche wir während der winterlichen Exkursionen machten, sind aber noch andere zu nennen: das Tzaidam-Gebirge, das Thal der wilden Kameele u. a. Das Klima der von uns durchwanderten Gegenden zeichnet sich durch seine große Rauhigkeit aus. Während des Decembers fiel das Thermometer unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers; überdies wehten ununterbrochen Tag und Nacht Westwinde, welche sich mitunter bis zu Stürmen steigerten und die Atmosphäre mit Staub und Sand erfüllten. Schnee fiel selten und nur wenig, so daß der Erdboden die ganze Zeit über keine Winterdecke hatte. Während des Sommers giebt es hier, wie aus den unfruchtbaren Bergen und Thälern zu schließen ist, offenbar auch nur wenig Regen; dieser Theil des tibetischen Gebirgslandes befindet sich außerhalb des Gebietes des indischen Südwest-Monsuns, der dem nordöstlichen Tibet so viel Feuchtigkeit bringt. Dessen ungeachtet ist in Folge der mit ewigem Schnee bedeckten Berghöhen die Gegend nicht besonders wasserarm. Man trifft hier beträchtliche Ströme, welche beim Hervortreten aus den Bergen wegen des steilen Abfalles zur Ebene hin im Erdboden verschwinden, um in der Entfernung einiger Werst wieder an die Oberfläche zu kommen. Sowohl an diesem Flusse wie an allen Gebirgsbächen trafen wir Spuren von Sommerlagern der Turkestaner, welche hierher kommen, um Gold zu waschen. Das nordwestliche Tibet ist ebenso reich an Gold, wie das nordöstliche.

Mitte Januar kehrten wir nach Gas zu unserem Depot zurück und marschirten von hier in einigen Tagen zum Lob-nor; die Entfernung betrug 252 Werst (Kilometer).

Als die Bewohner der Gegend am Lob-nor unsere Karawane sahen, erkannten sie uns nicht, waren sehr erschrocken und versteckten sich in dem Gebüsche des Sees, oder richtiger der hier existirenden Sümpfe. Bald aber wurde ihnen die Sache klar: der Herrscher am Lob-nor, Kuntschikon-bek, kam mit einigen Begleitern uns entgegen und empfing uns herzlich wie alte Bekannte. Sowohl im Lob-nor als im unteren Laufe des Tarim war jetzt viel weniger Wasser als damals im Jahre 1877, als wir zum ersten Male diese Gegend besuchten. Ungeachtet dessen, daß es schon Ende Januar war und daß beträchtliche Nachtfröste herrschten (bis 20° Celsius), zeigten sich schon kleine, aus Indien gekommene Schaaren von Enten und Schwänen. Nach einigen Tagen wird es am Lob-nor Wasservögel in großer Menge geben.

Wir werden hier am Lob-nor den Februar verbringen, um das Heranziehen der Vögel zu beobachten. Während des März und des Aprils wollen wir über die Stadt Tschertschen bis zur Stadt Keria wandern. Hier gedenken wir unsere Sammlungen und alle überflüssige Bagage zurück zu lassen und erleichtert wollen wir dann abermals in die Gebirgsgegend des nordwestlichen Tibets vordringen, falls uns die Chinesen nicht daran hindern. Im August wollen wir nach Keria zurückkehren. Von dort gehen wir nach der Stadt Chotan und längs dem Chotanflusse weiter nach Aksu, um zum Issikkul, in heimathliche Gefilde, zu gelangen.

Sollten uns die Chinesen nicht nach Tibet lassen, was immerhin möglich ist, so werden wir um so früher am Issikkul sein und uns dann an die Erforschung des centralen Theiles des Tiën-schan machen.

Der Schlangentanz der Moqui in Arizona.

Einem sehr interessanten Buche[1]) über die Moqui, diesen in vieler Beziehung merkwürdigen Stamm Arizonas, entnehmen wir eine Episode, die, obwohl jene Gegend durch die vielen Eisenbahnen Neu-Mexikos dem Bereiche der wissenschaftlichen Welt näher gerückt wurde, doch bis jetzt noch wenig beobachtet worden ist, nämlich den Schlangentanz; wir machen zunächst den Versuch, die Vorgänge bei demselben möglichst kurz zusammenzufassen. Etwa acht Tage, ehe der Tanz beim Vollmond im August stattfinden soll, ziehen die jungen Leute aus, um Schlangen einzufangen; sie versammeln sich zu diesem Zwecke im Hause eines Kaziken (Priesters), wo ihnen gute Rathschläge gegeben werden; sie verrichten dort Gebete, gebrauchen Medicin- oder heiliges Wasser und heiliges Kornmehl und dann trennen sie sich; jeder geht seines Weges, einen Tag nach Norden, einen Tag nach Süden, einen Tag nach Osten, einen Tag nach Westen; wenn sie am Ende dieser Zeit noch nicht genug Schlangen gefunden haben, so streifen sie über das ganze Land, um ihrer möglichst viele zu erhalten.

Die gefangenen Schlangen werden sorgfältig verborgen, kein Uneingeweihter soll sie sehen, ja nicht einmal den Ort kennen, wo sie sich befinden.

[1]) The snake dance of the Moquis of Arizona. By John G. Bourke. London 1885.

Leider fehlt uns der Raum, um über die Vorbereitungen zu berichten oder den Tempel zu beschreiben, weshalb wir gleich auf das Fest selbst übergehen.

Der Aufzug der Tänzer näherte sich den Zuschauern; zuerst kam ein barfüßiger alter Mann mit einer Blätterguirlande in seinem Haar; in seiner Hand hatte er ein flaches irdenes Gefäß, aus dem er Wasser auf den Boden sprengte, wie etwa ein katholischer Priester seine Gemeinde besprengt; hinter ihm folgte ein zweiter, der einen flachen, mit feinem Kornmehl gefüllten Korb trug; der dritte hielt die linke Hand an einem Halsbande von Bärenklauen, während er mit seiner rechten ein weiß angestrichenes T-förmiges Instrument leise klappern ließ. Die nächsten fünf Männer hatten ähnliche Klappern und darauf folgten neun Knaben, die im Alter von vier bis sieben Jahren standen. Sie gingen im Gänsemarsch, jeder hatte auch eine Klapper; zwischen ihnen und den erwachsenen Männern war ein kleiner Abstand, ebenso zwischen ihnen und dem Manne, der ihnen folgte. Derselbe hielt in seiner linken Hand einen Bogen, der, wie es bei Festlichkeiten gebräuchlich, mit Federn und Roßhaar ausgeputzt war. Mit seiner rechten Hand bewegte er eine Schleuder, die den Ton des fallenden Regens täuschend nachahmte; er machte den Beschluß der ersten Abtheilung. Die zweite Abtheilung bestand aus achtundvierzig männlichen Personen, worunter

zwei Knaben. Jeder hatte eine Art Ruthe aus Adlerfedern in beiden Händen, der letzte Mann trug einen Bogen. Alle diese Tänzer trugen an ihrem rechten Knie festgebundene Klappern, die aus Schildpatt und Schaf- oder Ziegenklauen verfertigt waren; wenn der Körper oder auch nur das Bein sich bewegte, erklang ihr dumpfer Ton. Auf dem Scheitel der Männer war ein kleines Büschel rother Federn befestigt, das lange, schwarze Haar hing lose über den Rücken, das Gesicht war von der Stirne bis zur Oberlippe geschwärzt, während Mund, Unterlippe und Kinn dagegen in unangenehmer Weise abstachen.

Jede Abtheilung marschirte in feierlichem Aufzuge um den heiligen Stein, dann stellten sich beide einander gegenüber auf; nachdem einige Ceremonien erfüllt waren, verließ die zweite Abtheilung ihren Platz und nun erschienen etwa zwanzig reich gekleidete Frauen und Mädchen, die nach allen Seiten hin Mehl streuten. Die zweite Abtheilung erschien jetzt wieder, paarweise geordnet; von jedem Paar hatte der linksgehende Mann Schlangen in beiden Händen oder im Munde, die so gehalten wurden, daß ihre Köpfe dem zur Rechten Gehenden zugekehrt waren, der mit dem Büschel Adlerfedern Kopf, Hals und Kiefer der Schlangen kitzelte und so die Aufmerksamkeit derselben von dem Menschen abzog, der sie in den Händen oder zwischen den Zähnen hielt. Es war ein überraschender Anblick, die Zuschauer fühlten sich aufgeregt und erschreckt bei dem Anblick dieser langen Reihe wilder Gestalten, die ganz nackt waren mit Ausnahme des mit Schlangen bemalten baumwollenen Rockes und der bockledernen Mokassins. Die dunklen, grünlich braunen Körper machten einen unheimlichen Eindruck, der durch die breiten weißen Armbänder und durch das glänzende Graugelb der Fuchspelze, die sie sich hinten angehängt hatten und die sich hin und her bewegten, wo möglich noch erhöht wurde. Die Procession bewegte sich langsam im Rechteck; die an den Knieen angebrachten Klappern ertönten; die Ellenbogen der Leute waren gekrümmt, die Hände gefaltet, langsam erhoben die Tänzer das Bein bis zur Höhe der Hüfte und setzten es fest auf den Boden, ehe der andere Fuß in Bewegung kam. Während der ganzen Zeit wanden sich die Schlangen unruhig hin und her und machten Anstrengungen zu entkommen. Als die Schlangenträger die östliche Seite des Rechtecks erreicht hatten, schleuderten sie die Schlangen auf den Boden und gingen weiter, bis sie der heiligen Zelle, dem heiligen Baum und dem heiligen Felsen gegenüber standen; dort angekommen, traten sie mit dem rechten Fuße zweimal heftig auf und stießen einen sonderbaren Schrei, halb Stöhnen, halb Klage aus. Die Frauen hatten Kornmehl gestreut und fuhren damit fort, wobei sich ihre Reihen öffneten; jedesmal, wenn eine derselben die Hand bewegte, bewegten sich auch ihre Lippen zu stillem Gebete. Uebrigens wurde das Mehl mit vollen Händen über die Schlangen und in die Luft gestreut.

Sobald eine Schlange ganz mit Mehl bedeckt war, wurde sie gewöhnlich von einem der Leute, welche Büschel aus Adlerfedern trugen, nie jedoch von einer der Frauen, aufgenommen und zu den Männern der ersten Abtheilung gebracht, welche immer noch ihren Platz vor der heiligen Zelle einnahm; viele der Schlangen wurden von Kindern aufgehoben, ein kleiner fünfjähriger Knabe hielt eine mehr als fünf Fuß lange Schlange unerschrocken in die Höhe. Dieser Vorgang dauerte kaum einen Augenblick; die Schlangen wurden den Kindern abgenommen und dem alten Manne übergeben, den wir Oberpriester nennen wollen, und durch ihn in das Heiligthum der Zelle geworfen; da die Büffelhaut, mit welcher dieselbe bekleidet war, ihre Bewegungen hinderte, machten die Reptilien keinen Versuch zu entfliehen.

Sobald die Mitglieder der zweiten Abtheilung ihre Schlangen hatten fallen lassen, beeilten sie sich, andere herbeizuholen und die ganze Ceremonie wiederholte sich genau so wie vorher; die einzige Abweichung bestand darin, daß jetzt **jeder** Mann wenigstens eine, manche aber auch zwei Schlangen zwischen den Zähnen hatte; zuweilen hatte wohl einer ziemlich große Mühe, eine große Schlange festzuhalten, da die Zähne nur einen Theil des Körpers und der Haut des Thieres zu fassen im Stande waren. Die Erregung der Zuschauer hatte den höchsten Grad erreicht; Mädchen und Frauen verdoppelten ihre Anstrengungen und streuten Hände voll Mehl nicht nur auf die Schlangen, welche sich zu ihren Füßen krümmten, sondern auch ins Gesicht der Männer, welche dieselben hielten; die Luft war durch das Mehl verdunkelt, die Stelle, wo die Frauen standen, wie mit Schnee bedeckt. Wieder und wieder ging der wilde Aufzug um den Felsen, die Theilnehmer suchten einander zu übertreffen.

Bei dieser Gelegenheit muß bemerkt werden, daß man die Schlangen nicht etwa durch Ausziehen der Giftzähne unschädlich gemacht hatte; ob vielleicht Mittel angewendet waren, sie zu betäuben, konnte nicht entschieden werden. Daß sie sich so ruhig verhielten, wurde zum Theil wohl durch das Spielen mit den Adlerfedern veranlaßt, wodurch ihre Aufmerksamkeit abgelenkt wurde. Sobald sie den Boden berührten, fingen die meisten an, sich heftig zu bewegen und sich zu ringeln, so daß die zunächst stehenden Zuschauer in hohem Maße bestürzt wurden. Dann aber bestreuten die Wärter sie mit Mehl und kitzelten sie mit Adlerfedern, bis sie sich zur vollen Länge ausstreckten, worauf sie beim Genick gefaßt und den kleinen Knaben übergeben wurden, welche sie in derselben Weise griffen, wobei sie an gar keine Gefahr zu denken schienen; einige Schlangen, die gar zu rebellisch waren und sich, zum Kampfe bereit, aufgerichtet hatten, wurden nicht von den gewöhnlichen Wärtern, sondern von, wie es schien, besonders geübten Personen ergriffen. Eine der Schlangen fuhr auf einen Mann los, eine zweite schnellte zwischen die Frauen, welche Mehl streuten, und jagte die erschreckten Weiber, welche lautes Geschrei erhoben, in die Flucht; sie wurde aber sofort wieder von einem der Männer ergriffen.

Nachdem nun nach und nach alle Schlangen dem vorher beschriebenen Verfahren unterworfen worden waren, wurde am Fuß des „heiligen Felsen" der Umkreis eines etwa zwanzig Fuß im Durchmesser haltenden Cirkels markirt und die Schlangen, die bis dahin im Heiligthume gewesen waren, schnell in den Kreis gebracht, wo sie über und über mit heiligem Mehl bedeckt wurden; hierauf ließ man sie in Ruhe und der Oberpriester sprach ein kurzes Gebet. Nun griffen die Tänzer der zweiten Abtheilung wieder ein, sie erfaßten mit weitgeöffneten Händen so viele Schlangen, als sie nur tragen konnten, eilten aus Leibeskräften nach dem östlichen Rande des Abhanges und sprangen schnell den nach dem Fuße des Felsens führenden Pfad hinab, worauf sie die Schlangen nach allen Seiten hin losließen; die erste Abtheilung hatte indessen zwei Umzüge um den heiligen Felsen und die heilige Grotte gehalten. Der ganze Tanz, zu welchem etwa hundert Schlangen zusammengebracht worden waren, hatte ungefähr eine halbe, höchstens dreiviertel Stunden gedauert; in dieser Zeit war vier- bis fünfmal mit den Schlangen gewechselt worden.

Die amerikanischen Zuschauer konnten nicht mit Sicherheit sagen, ob die Schlangen nicht etwa einen der Tänzer gebissen hatten; die Indianer behaupteten, daß dies nicht

der Fall gewesen sei, was insofern auch vielleicht anzunehmen ist, da, wie schon erwähnt, die Schlangen größtentheils zu den giftigen gehören und man daher voraussetzen darf, daß die Indianer ihre ganze Erfahrung und Geschicklichkeit aufboten, um nicht gebissen zu werden. Die Moqui theilen Folgendes ohne Rückhalt über den Tanz mit: Die Geheimnisse desselben sind nur den Eingeweihten bekannt; man hat jedoch beobachtet, daß die Personen, welche am Tanz theilnehmen, einen Tag vorher nichts essen, daß sie eine Medicin gegen etwaige Bisse besitzen und nach Ablauf der Feierlichkeit einen Trank nehmen, der schnelles und starkes Erbrechen verursacht. — Vergebens suchten die Fremden etwas von dem bei dem Feste gebrauchten Ausputz zu erhalten; nur durch Bestechung glückte es, sich einiger Steingeräthe zu bemächtigen, als man jedoch den Versuch wiederholen wollte, wurde derselbe mit Entrüstung zurückgewiesen. Die Röcke und Federbüsche wurden verbrannt; wo und wie, konnte man nicht erfahren; die befragte Person fürchtete lahm und blind zu werden, wenn sie etwas ausplauderte.

Wir wollen nun nicht weiter über die negativen Resultate der Nachforschungen berichten, da, wie wir gleich sehen werden, sich später doch ein Verräther fand. Mit Beziehung auf die vor dem Altar bemerkten Seemuscheln erzählte einer der Moqui folgende Legende: „Vor vielen Jahren lebten die Moqui noch auf der anderen Seite des hohen Gebirges jenseits des San Juanflusses. Der Häuptling dachte, er wolle einmal einen Ausflug auf dem großen Flusse machen, um zu sehen, wo derselbe mündete. Er machte nun ein Boot aus einem ausgehöhlten Baumstamme, lud einige Lebensmittel da hinein und fuhr ab. Der Strom führte ihn an die Seeküste, wo er die Muscheln fand. Als er am Strande hinging, kam er an eine Klippe, auf der eine Gruppe Häuser stand, in denen Männer und Frauen lebten; dieselben hatten Weiß unter ihren Augen und darunter ein weißes Zeichen. Der Häuptling nahm nun dort eine Frau, mit der er nach seiner Heimath zurückkehrte; kurze Zeit nachher gebar sie Schlangen und von diesen stammen die Mitglieder der Schlangenfamilie, welche den Tanz aufführen. Die neugeborenen Schlangen nämlich bissen die Kinder der Moqui und letztere zogen zu ihren jetzigen Dörfern, wo sie den mehrerwähnten Tanz einführten, um die Schlangen zu besänftigen, damit dieselben ihre Kinder nicht mehr bissen."

Bourke selbst sieht in der ganzen Aufführung einen Versuch, die Erinnerung an den Ursprung und das Aufblühen der Moquifamilie durch Dramatisirung lebendig zu erhalten. So sind vielleicht das Salzwasser, der Sand und die Muscheln, die bei den Festlichkeiten gebraucht werden, Symbole der Herkunft des Volkes von dem Ocean (die Landung an der Westküste Amerikas); ihr Zusammenkriechen mit den Schlangen (vor dem Feste) deutet das Zusammenleben mit Schlangen in vorhistorischen Zeiten und in Höhlen an, worauf dann bessere Zeiten folgten. Ob der Schlangentanz einfach die Verehrung der Ahnen oder die der Geister in ausgedehntem Sinne zum Zweck hat, muß durch weitere Untersuchung entschieden werden; beiläufig möge bemerkt sein, daß nach der Ansicht Bourke's bei den Moquis auch der Glaube an Seelenwanderung bestanden hat.

Noch verschiedene Versuche wurden gemacht, von Indianern Näheres über das Fest zu erfahren, die alle mehr oder weniger erfolglos blieben, bis es endlich glückte, einen Eingeweihten zu bestimmen, ausführliche Mittheilungen über die Geheimnisse seines Stammes zu machen. Ueber den Schlangentanz theilte er Folgendes mit: „Wir haben vier Arten Medicin für den Tanz: die rothe, die gelbe, die blaue und endlich diese Wurzel, von der ich hier eine Probe habe; die Mitglieder des Ordens tragen diese Medicin immer bei sich und, wenn sie einer Klapperschlange begegnen, beten sie zuerst zu ihrem Vater, der Sonne, und sagen: „Vater, mache, daß er zahm ist!" Dann wenden sie sich an die Schlange und sagen: „Vater, sei gut gegen mich, denn ich bete jetzt." Dann wird die Schlange gefangen, aber durchaus nicht in gewaltthätiger oder sorgloser Weise, und nach Hause gebracht. Die rothe Wurzel wird fein gemacht wie Kornmehl und ausgestreut, um eine gute Ernte zu bekommen. Die gefangene Schlange wird in gutem kaltem Wasser, dem die gelbe Wurzel beigemischt ist, gewaschen, worauf sich der Moqui, der sich ganz nackt auskleidet, in demselben Wasser wäscht; dann fastet er einen Tag und tanzt während der Nacht." Hierauf folgte eine Angabe über die Gebräuche des Schlangenordens und die wiederholte Versicherung, wie segensreich dieses Geheimniß sei; dann beugte der Indianer, welcher diese Mittheilungen machte, seinen Kopf zum Gebete, nach dessen Beendigung er sich an die Weißen wendete mit den Worten: „Möge das Licht unserer Medicin und unserer Götter über euch ausgegossen werden und euch erleuchten, meine Kinder"; durch die Mittheilung, die er gemacht, und diesen Segen, seien die Amerikaner Ehrenmitglieder des Ordens geworden, sagte er. Es würde zu weit führen, auf die Mittheilungen anderer Art, die der Indianer z. B. über die Vorgeschichte seines Stammes machte, einzugehen; bemerken wollen wir nur noch, daß nach seiner Mittheilung jedes Mitglied des Ordens, welches etwa von einer Schlange gebissen wird, einen Ordensbruder rufen läßt und ein Opfer anbietet, worauf ein Gebet über dasselbe gesprochen wird; dann gebraucht man die Medicin und der Kranke wird gleich wieder gesund.

Das Werk Bourke's enthält sehr wichtiges, ethnographisches Material, auf welches wir hier jedoch nicht weiter eingehen können, da wir ja den Lesern des „Globus" nur eine einzelne Episode vorzuführen, nicht deren Bedeutung in Verbindung mit dem Leben des Volkes nachzuweisen beabsichtigten.

Wir wollen nur noch anführen, daß Dr. Edw. B. Tylor in einer Besprechung des Bourke'schen Buches („Nature", vom 12. März 1855) zu dem Resultate kommt, daß die Pueblo-Indianer, wie schon Buschmann vor langer Zeit aus linguistischen Gründen behauptet hat, zu der Sonora-Familie gehören, die einigermaßen den Einfluß der Azteken erkennen läßt.

Kürzere Mittheilungen.

Vulkanische Thätigkeit auf Java.

Seit Monaten schon betrachtete man die Zeichen erhöhter vulkanischer Thätigkeit, die sich an verschiedenen Stellen Javas wiederholten, mit ängstlicher Sorge. Der Merapi wurde wiederholt untersucht; in dem Krater schob sich ein sogenannter Pfropfen in die Höhe, der endlich zur Ruhe kam, worauf, wie die indischen Zeitungen ziemlich malitiös bemerkten, wissenschaftlich festgestellt wurde, daß nun drei Hypothesen möglich seien: einmal könne die Spannung im Inneren unverändert sein, dann könne sie auch zugenommen haben, jedoch nicht kräftig genug sein, um den Pfropfen weiter zu heben, und endlich könne sie abgenommen haben, der Pfropfen jedoch irgendwo festsitzen. Während man sich so mit dem Merapi viel beschäftigte — es heißt sogar, daß der Vorschlag gemacht ist, ihn mit Dynamit zu sprengen — wallte in West-Java am Fuße des Selaks in südwestlicher Richtung vom Berge eine heiße Modderquelle auf und zwar in einer Gegend, wo schon seit langer Zeit nichts von frischer vulkanischer Thätigkeit zu bemerken war, und fing der Slamat an, heftige Rauchwolken auszustoßen; auch außerhalb Javas wurde auf einem Berge auf Rotti mit einer starken Explosion Modder ausgeworfen und eine Fläche von etwa 2 km im Durchmesser von demselben überfluthet.

Jetzt endlich ist es zu einem stärkeren Ausbruch gekommen; der Smeru, der Riese unter den Bergen Javas, der seit etwa dem 10. April Zeichen erhöhter Thätigkeit gegeben hatte, ist am 16. April zu einem heftigen Ausbruch gekommen und die Folgen sind viel verderblicher gewesen, als man es den Telegrammen nach hätte glauben sollen. Nicht nur sind viele Kaffeepflanzungen verwüstet, ist das Terrain um den Berg hin verändert, sondern eine Seite der Kraterwand ist, wie es scheint, so plötzlich zerrissen und der glühende Strom hat sich mit solcher Macht einen Ausweg gebahnt, daß der Dirigent einer Plantage vermuthlich mit seinen Leuten in der Nacht von demselben überrascht worden ist; über das Schicksal von vier Europäern und etwa dreißig Eingeborenen hatte man noch keine vollständige Sicherheit; höchst wahrscheinlich sind alle zu Grunde gegangen.

Noch am 15. April schrieb der Plantagendirektor an seinen Chef und berichtete über die drohenden Erscheinungen. U. a. sagte er: „Natürlich sind wir, wie Sie leicht begreifen können, in keiner heiteren Stimmung, doch Kapitän und Steuermann bleiben bis zum letzten Augenblick auf dem ihnen anvertrauten Schiffe.“ Gegen den 24. April war einige Ruhe eingetreten, doch am 28., als man noch nach den Verschwundenen suchte, kam ein neuer, heftiger Ausbruch, so daß die Arbeiter sich nur mit Mühe retten konnten. Auch Krakatau läßt wieder von sich hören. Seit Sonntag dem 19. April ließ sich dort unterirdisches Getöse vernehmen (welches bis Alt-Anjer gehört wurde), jedoch wurde kein Feuer gesehen; am 22. April will ein Lootse, der etwa eine Meile südlich von Krakatau vor Anker lag, auf dem westlichen Abhange deutlich Feuer gesehen und ein starkes Getöse gehört haben. Auch aus den Lampongs wird während der ersten Hälfte des April über vulkanische Erscheinungen auf Krakatau berichtet; der Resident, der am 14. und 16. an der Insel entlang dampfte, konnte zwar keinen Rauch bemerken, doch kam es ihm vor, als ob die stehen gebliebene steile Wand die Spuren von frischem Einsturz zeigte.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ende März d. J. hat sich der Forschungsreisende Eduard Glaser (vergl. „Globus“, Bd. 46, S. 351) wieder nach Arabien begeben, um seine unterbrochenen Arbeiten wieder aufzunehmen. Diese zweite Reise soll hauptsächlich geographische, daneben auch archäologische Zwecke verfolgen. Glaser beabsichtigt außer einem Besuche von Marib und Nedschran eine große Reise durch das Innere von Hadhramaut bis nach Oman und eine zweite quer durch Südarabien, Wadi Dauasir, Er-Riadh und Bahrein; daran soll sich eine Tour durch Asyr gegen die heiligen Städte hin anschließen.

— Bei H. Costenoble in Jena ist unlängst eine deutsche Uebersetzung von Dr. J. L. Jaworskij's „Reise der Russischen Gesandtschaft in Afghanistan und Buchara in den Jahren 1878/79“ (2. Bände mit 3 Bildern und 2 Karten. Preis 16 Mark) erschienen, welche außer für die Geographen namentlich für Politiker und Geschichtsschreiber von hohem Interesse ist. Ethnographisches enthält das Buch sehr wenig; von Geographischem besonders die Beschreibung des Weges von Taschkend bis Kabul und eine dankenswerthe Reproduktion der Benderskij'schen Routenaufnahme. Leider war es Jaworskij nicht möglich, sich auf den Stationen umzusehen, Ausflüge zu machen und mit den Eingeborenen in öftere Berührung zu kommen, da ihm dies von seinem Chef, General Stoljetow, untersagt wurde. Dafür bespricht er diesen Schachzug der russischen Politik, diese gegen England gerichtete Gesandtschaftsreise, das zweideutige Verhalten der russischen Regierung Afghanistan gegenüber (vergl. II, 134, 217 und sonst) mit einer Offenheit und Rücksichtslosigkeit, die wir bei einem jungen russischen Militärarzte nicht für möglich gehalten hätten; es hat denn auch nicht viel daran gefehlt, daß das Buch gänzlich unterdrückt worden wäre. Aus der oft dramatisch bewegten Erzählung möchten wir als besonders interessant hervorheben das Leben und die Charakteristik Schir Ali's II. (S. 206 ff.), den Jaworskij in seiner letzten Krankheit behandelte, die auf dessen Tod folgenden blutigen Wirren, die Schilderung von Afghanisch-Turkestan (II, 219 ff.), von Bamian mit seinen Götzenbildern und Höhlenwohnungen (I, 298) und den Schluß über die Aussichten der russischen Politik in Afghanistan (II, 387). — Die Uebersetzung, welche der Berner Privatdocent Dr. E. Petri gemacht hat, läßt sofort den geographischen Fachmann erkennen und unterscheidet sich vortheilhaft von ähnlichen Publikationen neueren Datums, weshalb man auch einige allzu genaue Anlehnungen an die russische Orthographie (z. B. I, 299 Anketil statt Anquetil, I, 268 Woker statt Walker) gern in den Kauf nimmt. Auch für die erläuternden

Anmerkungen, welche Dr. Petri hinzugefügt hat, werden Viele ihm dankbar sein.

— Am 7. März ist in Madrid von den Vertretern des Deutschen Reiches, Großbritanniens und Spaniens ein Protokoll betreffend den Sulu-Archipel unterzeichnet worden, wodurch Spaniens Oberhoheit über denselben anerkannt wird. Und zwar soll der Archipel sämmtliche Inseln zwischen der Westspitze von Mindanao, dem Kontinente von Borneo und der Insel Paragua (Palawan) umfassen, Balábac und Cagayan Joló eingeschlossen, aber Balambangan, Banguey, Malawali und alle Eilande innerhalb dreier Seemeilen von der Küste Borneos ausgeschlossen. Letztere gehören zu den Territorien der „British North Borneo Company“, auf welche Spanien sich aller Ansprüche begiebt. Im Sulu-Archipel wie in dem nördlichen Borneo soll vollkommene Freiheit des Handels und der Schiffahrt für Angehörige der drei Staaten herrschen.

Afrika.

— Chama, der Häuptling der östlichen Bamangwato, deren Gebiet vom Limpopo unter $23\frac{1}{2}^0$ südl. Br. bis an den Zambesi (18^0 südl. Br.) reicht, hat sich unter englisches Protektorat gestellt. Diese Nachricht ist nur dann verständlich, wenn man annimmt, daß auch sämmtliche Stämme zwischen der englischen Kolonie Griqualand-West und den Bamangwatos, nämlich die Batlapinen, Barolongen, Bauquaketsen und Bakwenas, englische Oberhoheit anerkannt haben. England sichert sich damit die Handelsstraße, welche von der Kapkolonie nordwärts zum Zambesi führt.

— Dr. Grenfell von der Baptistenmission am Stanley-Pool hat kürzlich (vergl. „Globus“, Bd. 47, S. 366) in seinem Dampfer „Peace“ eine sehr erfolgreiche Befahrung des mittleren Congo und einer Anzahl seiner großen Zuflüsse ausgeführt und ist dabei zweimal in den Liboko oder Fluß von Ubangi eingedrungen, der, von Norden kommend, etwas südlich von der Aequatorstation seine Gewässer mit denen des Congo vereinigt. Das erste Mal, bei der Hinfahrt, befuhr er denselben 175 km weit und fand ihn dort immer noch 3000 m breit. Der Fluß kommt an dieser Stelle von Nordosten und fließt dem Congo parallel, so daß zwischen den beiden Strömen eine lange schmale Halbinsel entsteht, welche zur Zeit der Ueberschwemmungen von mehreren Kanälen durchbrochen wird. Als Grenfell von den Stanley-Fällen zurückkehrte, fuhr er den Liboko wieder hinauf und zwar bis $4^0 20'$ nördl. Br. 540 km weit. Das war zu Ende Januar, als das Wasser schon seit Monaten im Sinken begriffen war; der Strom war an jener Stelle noch 600 m breit und 6 m tief. Diesen mächtigen Fluß, der seine Quellen jedenfalls noch weit östlich von dem äußersten, von Grenfell erreichten Punkte haben muß, hält nun A. J. Wauters für den Unterlauf des von Schweinfurth 1870 entdeckten Welle, welchen dieser letztere selbst, ebenso wie Junker und Casati, vielmehr mit dem Schari identificiren. Wauters stützt seine Hypothese (Le Mouvement Géographique vom 31. Mai 1885) durch einige ganz plausible Betrachtungen über das Bodenrelief, die Schwellzeit und Wassermenge des Welle resp. Liboko und die Angaben der Eingeborenen und macht zum Schlusse den Vorschlag, daß die unter Dr. O. Lenz demnächst abgehende österreichische Congo-Expedition diese Wasserstraße verfolgen möchte, welche sie vielleicht am raschesten und bequemsten in jene Gebiete führt, wo die von ihr gesuchten Europäer (Junker, Emin Bey und Casati) vermuthlich sich befinden. — Ob dieser Vorschlag nun befolgt wird oder nicht, so hat es doch jedenfalls den Anschein, als ständen wir vor der Lösung der vor 15 Jahren aufgeworfenen Welle-Frage.

— Die „London Gazette“ macht bekannt, daß unter englisches Protektorat gestellt worden sind die Niger-Distrikte an der Küste zwischen dem britischen Protektoratsgebiete von Lagos und dem rechten oder westlichen Ufer der Mündung des Rio del Rey, die Gebiete an beiden Nigerufern vom Zusammenflusse des Niger mit dem Benuë bei Lokodscha bis zum Meere, sowie die Gebiete auf beiden Benuë-Ufern von Lokodscha an bis und einschließlich Ibi (nordwestlich von Wukari und circa 375 km östlich von Lokodscha). — Es ist ein gewaltiges Gebiet, welches England da mit einem Federstriche annektirt; aber fraglich bleibt es immer noch, wie die mohammedanischen Haussastaaten am Benuë sich zu diesem Vorgehen stellen werden, falls England seine dortigen Besitzrechte in die That übertragen sollte. Dem Flegel'schen Unternehmen („Globus“, Bd. 47, S. 367) südlich des Benuë wird dadurch in keiner Weise vorgegriffen, da Artikel I. der Niger-Schiffahrtsakte ausdrücklich die Schiffahrt auf dem Niger und seinen sämmtlichen Abzweigungen und Mündungen für die Handelsschiffe aller Nationen für völlig frei erklärt.

Nordamerika.

— Der Niagarafall ist nun vor der schmählichen Ausbeutung, welche sich in der letzten Zeit geltend machte und jeden einigermaßen eine Aussicht bietenden Punkt absperrte, um, wie in der Schweiz, Entree erheben zu können, geschützt. Die Niagara-Falls-Association hat nach mehrjähriger scharfer Agitation eine Bill in der gesetzgebenden Versammlung von New York durchgebracht, nach welcher die Ländereien längs des amerikanischen Ufers auf ungefähr eine englische Meile Länge und 100 bis 800 Fuß Breite zu Staatseigenthum erklärt werden; eine Summe von anderthalb Millionen Dollars ist verwilligt worden, um die bereits in Privathänden befindlichen Theile zurückzukaufen, die verunzierenden Gebäude wieder zu entfernen, Bäume anzupflanzen und den Zugang zu jedem Punkte des Ufers frei zu machen. Die ganze Niagara-Falls-Reservation wird allmählich zu einem großartigen Parke umgeschaffen werden, Goats Island eingeschlossen, und ähnliche Maßregeln stehen auf der kanadischen Seite in Aussicht.

— Die mexikanische gesetzgebende Körperschaft hat kürzlich, wie die „Allgem. Zeitung“ mittheilt, den Beschluß gefaßt, eine aus Bergingenieuren bestehende wissenschaftliche Kommission einzusetzen, um die geologischen Formationen, aus denen der Boden des Landes zusammengesetzt ist, distriktweise im Einzelnen zu untersuchen und eine geologische Specialkarte zu entwerfen. Zu diesem Zwecke sind 10 000 Dollars in das Budget aufgenommen worden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVIII. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

Auf der Suche nach den Resten der Crevaux'schen Expedition.

(Nach dem Französischen von A. Thonar.)

III.

(Die Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Am Abend desselben Tages kam Crevaux in Irua an, von wo er an P. Doroteo schrieb: „Wir haben Frieden mit den Tobas; ohne Zwischenfall legten wir acht Lieues zurück.“ Am 20. April gelangte man nach Belle-Esperanza und am 22. nach Teyo, während unterwegs die Tobas zu beiden Seiten des Flusses das Geleite gaben. Das Einvernehmen mit ihnen war jetzt sogar ein so gutes, daß Crevaux einmal allein mitten unter ihnen schlief. Am 25. April wurde Cavayu-Repoti glücklich erreicht, nachdem ein etwa $^3/_4$ m hoher Fall mitten im Fluß mit den Booten durchfahren war. Den anderen Tag brachte man in Gemeinschaft mit den Indianern zu. Am 27. April 10 Uhr Morgens kam die Expedition an eine flache sandige Uferstelle, wo sie von den Indianern, wie sie dies öfter zu thun pflegten, eingeladen wurde, mit ihnen Fisch und Hammelfleisch zu genießen.

Crevaux, Billet und Ringel stiegen zuerst ans Land; im letzten Boote befanden sich Haurat und der junge Zeballos. Kaum waren jene einige Schritte gegangen, als sich der Indianerhaufen auf sie stürzte und sie mittels ihrer Makanas (Keulen) und Messer niedermachte. Haurat, Zeballos und ein dritter hatten noch Zeit, sich ins Wasser zu stürzen, wurden aber verfolgt und nachdem Zeballos noch seinen eigenen Vater im Flusse hatte sterben sehen, wurde er selbst mit seinen beiden Gefährten, die schon das entgegengesetzte Ufer erreicht hatten, zu Gefangenen gemacht. Zeballos blieb sechs Monate lang in Gefangenschaft, und dankte endlich den Bemühungen des P. Doroteo und der Missionare seine Befreiung. Die Leichname der Gemordeten wurden von den Indianern in Stücke zerhackt und diese als Siegestrophäen in die Ranchos heimgebracht; die Gegenstände der Reisenden nahmen sie als Beute mit und verbrannten die Boote.

Die Theilnehmer der unglücklichen Expedition waren Doktor Crevaux, Doktor Billet, Ringel, Haurat, Dumigron, 14 Bolivianer und zwei indianische Dolmetscher.

Als Ueberbleibsel derselben fand Thonar auf: ein von Crevaux entworfenes und von Billet erläutertes Croquis des Pilcomayo; einige von Crevaux mit Bleistift auf Papier geschriebene Worte an P. Doroteo; ein Stück der Schiffsverkleidung; ein Barometer mit zerbrochener Kugel.

Später wurden noch vier Zwanzigfrankenstücke von den Missionaren von San Francisco nach Tarija zurückgeschickt, welche von Noctènes-Indianern auf der Mission zur Einwechselung gegen Mais und Tabak angeboten worden waren. Ferner wurde konstatirt, daß eine Indianerin einen nach Art eines Amulets um den Hals gehängten Chronometer Crevaux' trug und ein Billet gehöriger Rock wurde auf dem Leibe eines Indianers gesehen. In späterer Zeit fanden sich noch folgende Gegenstände der Expedition wieder: das goldene Augenglas Crevaux', sein chirurgisches Besteck, ein Kompaß, Papiere und etwas Geld.

Die oben geschilderten Einzelheiten des so schrecklich gescheiterten Unternehmens entnahm Thouar den Berichten der Missionare, besonders des P. Doroteo und vorzugsweise demjenigen des jungen Zeballos, der, dem damaligen Blutbade entronnen, später Thouar von Tarija bis Teyo am Pilcomayo begleitete.

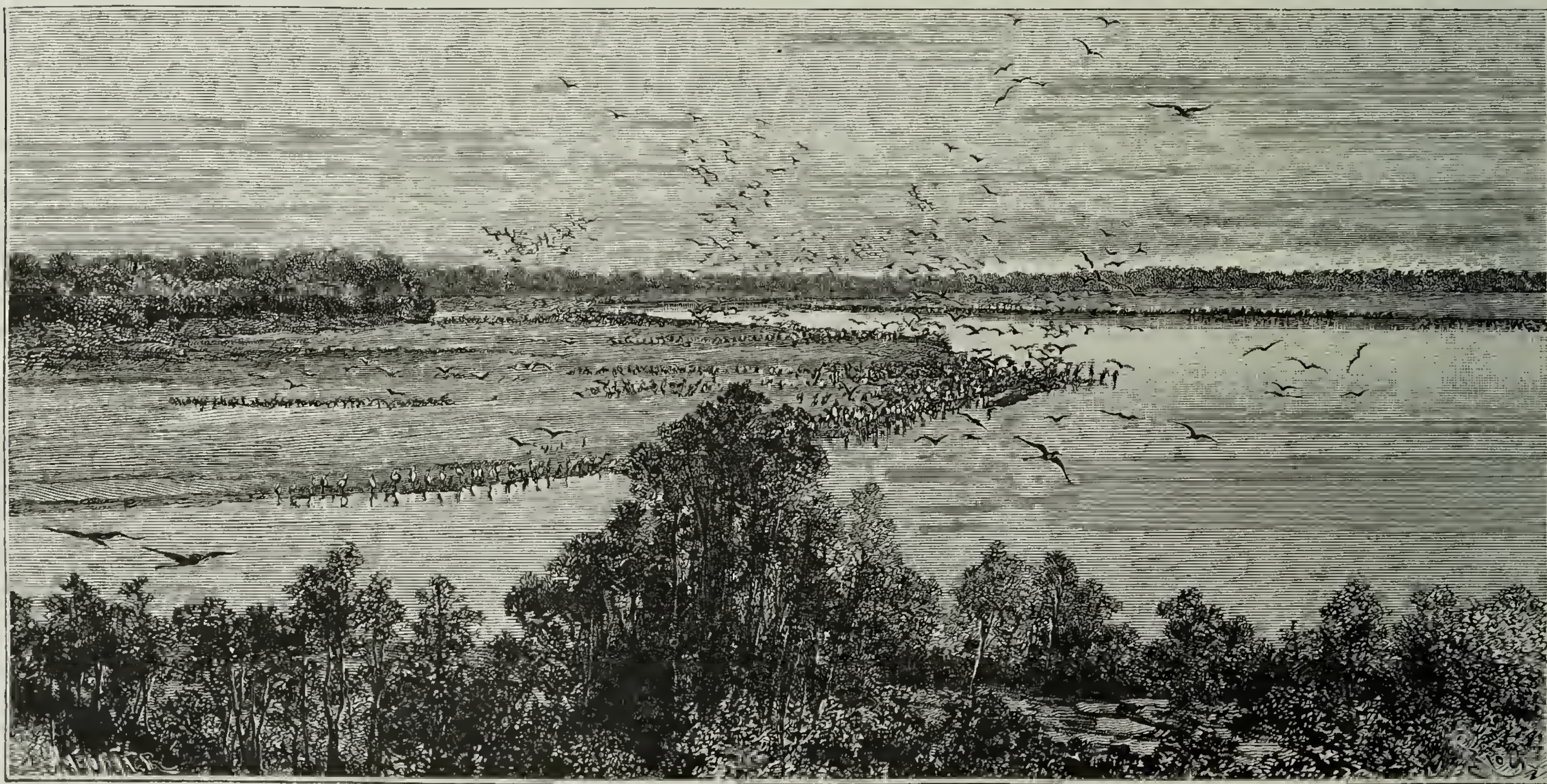
Kehren wir nunmehr zu der Reise des Letzteren zurück, den wir in Caïza hatten anlangen sehen; den dortigen



Cavayu-Repoti am Rio Pilcomayo.

Aufenthalt, während dessen sich die Expeditionskolonne mit Maulthieren und Lebensmitteln versorgte, benutzte er zur Durchforschung der Umgebung.

Die im Jahre 1852 begründete Mission Aguairenda hat ungefähr sieben- bis achthundert Bewohner, die zur Hälfte christliche, sonst noch heidnische Chiriguanos sind und von zwei Missionaren geleitet werden, die unter sich wieder einen Gouverneur, sechs Alkalden und drei Häupt-

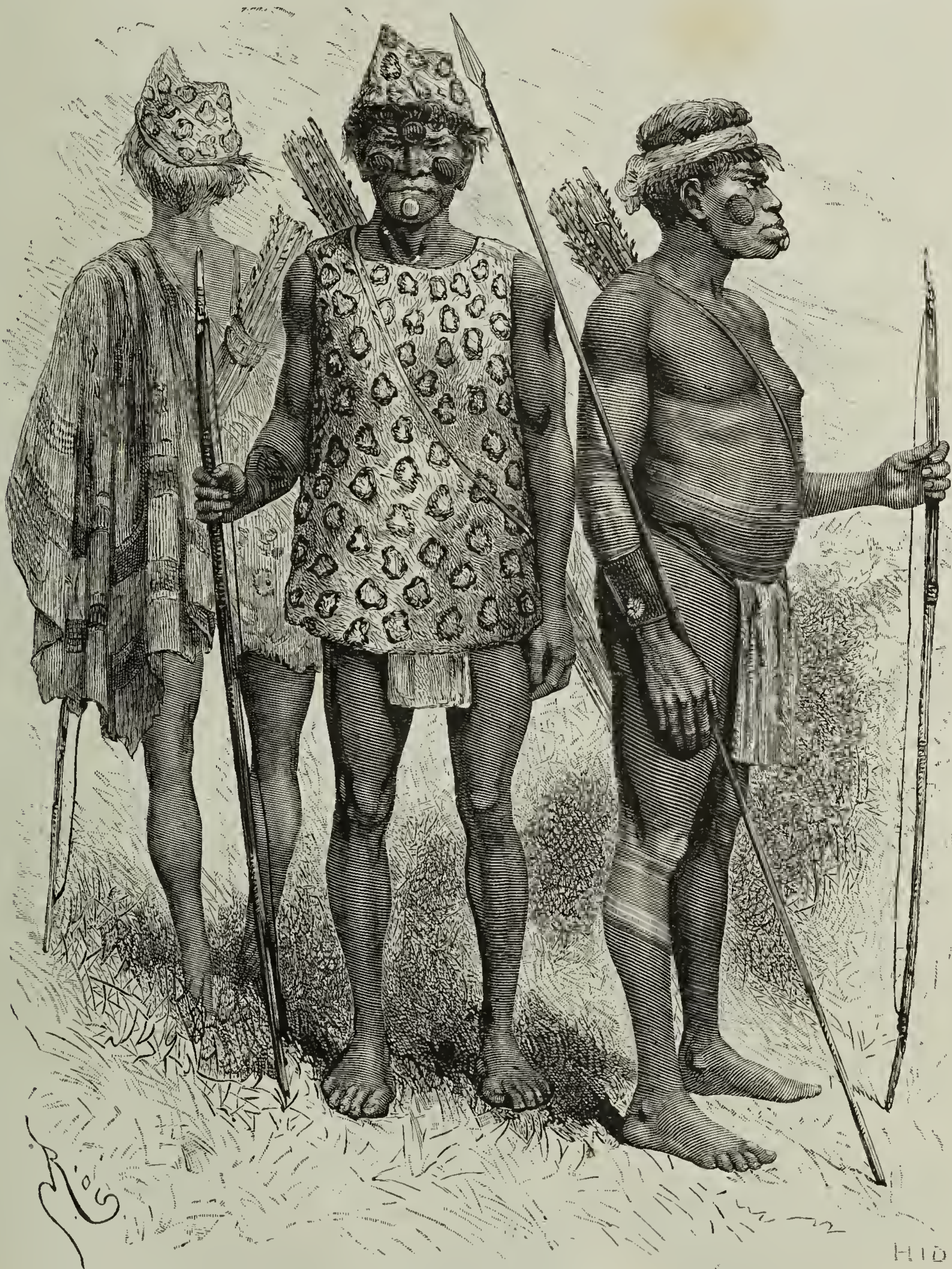


Stelle am Pilcomayo, wo Crevaux erschlagen wurde.

linge haben. Die in regelmäßig und symmetrisch errichteten Hütten wohnenden Indianer arbeiten und bauen Mais, ihre Weiber weben und die Kinder besuchen die Schule, wo sie leicht Lesen und Schreiben lernen.

Der früher sehr starke Stamm der Chiriguanos ist heutzutage bis auf sieben- bis achttausend Individuen, die durch die Missionare fast durchgängig civilisirt sind, zusammengeschmolzen. Er verbreitet sich längs der Grenze

zwischen dem 18. und 22. Breitengrade. Der Chiriguano ist stark und muskulös, von mittlerem Wuchs und dunkelmahagonifarbig. Die breite niedrige Stirn ist überdeckt von dichtem, steifem, schwarzem Haar, welches oben zusammengerollt und mittels eines langen, breiten, gewöhnlich rothfarbenen Tuches in der Mitte zusammengehalten wird. Seine Augen sind klein, die Backenknochen vorspringend, die Nase ist breit und platt, der Mund groß, der Unterkiefer hervortretend. Als Schmuck der Unterlippe wird die durch die ganze Dicke derselben durchgehende Tembeta, eine Art Knopf, getragen, Tatuiren ist bei Männern und Weibern üblich. Die Kleidung besteht in einem um die Hüften getragenen Stück Zeug; an Festtagen tragen die Männer den Tiru, ein weites, langes, baumwollenes Kleidungsstück von der Form einer Blouse ohne Aermel, und die Frauen befestigen auf ihren Schultern mittels langer Dornen den Tipoi, ein sackartiges Gewand. Der Charakter dieser Indianer ist gutmüthig und gelehrig; sie sind auch intelligent



Chiriguanos-Indianer.

und dabei geschworene Feinde der Tobas; sie wohnen in reinlichen, geräumigen Hütten aus Rohr, mit trockenen Blättern gedeckt.

Nach einer Entbindung wird der Mutter mittels eines Strickes der Unterleib geschnürt und sie mit dem Gesicht nach unten auf den Sand gelegt. Der Vater und die Kinder legen sich in ihre Hängematten und beobachten strenges Fasten, ersterer neun oder zehn, letztere zwei bis drei Tage lang, wo etwas gekochter Mais die einzige Nahrung bildet; sie dürfen während dieser Zeit weder Chicha, ein aus gegohrenem Mais dargestelltes Getränk, zu sich nehmen, noch sich an Festen betheiligen, weil sonst Mutter und Kind sterben könnten. Es erinnert dies an den bei vielen wilden Völkerschaften verbreiteten Brauch der sogenannten Couvade (vergl. „Globus“, Bd. 46, S. 23). Mißgebildete oder kranke Kinder werden getödtet oder lebendig vergraben, ebenso auch von Zwillingen das eine, wenn die Mutter sich nicht dem widersetzt, was äußerst selten der Fall ist.



Heimkehr von Chiriguanos-Indianern aus dem Kampfe.

Die Knaben werden von Kindesbeinen auf im Bogenschießen, die Mädchen in häuslichen Arbeiten, Maismahlen, Chichabrauen, Weben u. s. w. unterrichtet. Die Beschäftigung des Mannes besteht in Fischfang, Jagd, Maisbau, im Holzschaffen und Kampf.

Die Chiriguanos haben wenig Barthaare, und ziehen sie außerdem aus; statt dessen wächst ihr Haupthaar sehr üppig, ohne jemals geschnitten zu werden. Die Tembeta, der in der Unterlippe getragene Schmuck, gilt als Zeichen der Mannbarkeit und Abzeichen des Stammes; sie wird dem Knaben im sechsten oder siebenten Lebensjahre nach vorheriger Durchstechung der Unterlippe mittels eines spitzen Ziegenhorns oder eines besonderen Instrumentes angelegt. Vor der Verheirathung macht das Mädchen eine schwere Prüfung durch: zunächst wird es während dreier Tage und Nächte in einer Hängematte so hoch wie möglich in der Hütte aufgehängt und erhält dabei nichts anderes, als ein wenig gekochten Mais; dann muß sie sich mit dem Gesichte gegen die Wand in einen Winkel setzen, darf mit Niemandem reden und weder trinken, noch Fleisch essen, sich die Zeit mit Spinnen und Weben vertreibend. Diese ein Jahr lang dauernde Leidenszeit ist für manches der jungen Mädchen die Ursache zu Siechthum und sogar zum Tode. Findet sich ein Bewerber, so schickt er einen Freund zu den Eltern hin, der sich mehrere Nächte lang um Mitternacht einige Stunden, ohne ein Wort zu reden, zum Vater in die Hütte setzt und raucht, bis dieser ihn schließlich in grober Weise fragt, was er eigentlich wolle. Nachdem er den Grund seiner Anwesenheit angegeben, wird von den Eltern über die Qualifikation des Bewerbers berathen und dann ohne irgend welche weitere Formalität die Ehe geschlossen. Wenn auch Polygamie vorkommt, so hat doch stets die erste Frau das Vorrecht vor den übrigen.

Eine Gottesidee besteht eigentlich nicht bei ihnen, denn das Wort Tumpa bezeichnet zunächst eine Sache oder Person, die ihnen fremd ist und ihre Neugierde erweckt, wird dann aber auch als Begriff eines übernatürlichen Wesens gebraucht. Dieses denken sie sich verkörpert in der Sonne, die sie ohne jeglichen Kultus und ohne Tempel in wichtigen Augenblicken, z. B. vor dem Kampfe, anrufen. Ihr häufigstes Gebet zu ihr ist: „Du entstehst und vergehst Tag für Tag, um stets verjüngt wiederzukehren; gieb, daß es auch bei mir so sei.“ Der Glaube an ein Dasein nach dem Tode ist insofern vorhanden, als sie sich ein irdisches Paradies nahe ihrer Heimath vorstellen, wo sie mehrere Jahre lang ein Leben voll Freuden und Sinnengenuß führen, um dann in einen Fuchs oder Tiger verwandelt zu werden. Uebrigens werden nur tapfere Krieger und gute Familienväter der Freuden dieses Paradieses theilhaftig, Feiglinge und solche, die im Kampfe gefallen sind, leben anderswo ohne diese Vorzüge weiter.



Begräbniß bei den Chiriguanos.

Im Kriege ordnen sich die einzelnen Häuptlinge einem Oberhäuptling unter. Ihre Bekleidung dabei besteht in einer ärmellosen Jacke und einer Mütze aus Jaguarfell, die Bewaffnung in Bogen und Pfeilen, nur die des Oberhäuptlings in einer Lanze; am Handgelenk tragen sie ein Armband von Leder. Vor dem Abmarsch gegen den Feind führen die Weiber einen einfachen Tanz auf, dabei die Männer durch Zurufe zur Tapferkeit anspornend, während dessen diese unter einander mit unglaublichem Ungestüm ein Gefechtsmanöver aufführen. Nach dem Abzuge der Krieger werden ungeheure Mengen Chicha (Bier aus Mais) zurechtgemacht, um die Rückkunft der Sieger damit zu feiern. Diese bringen die abgeschnittenen Köpfe der besiegten Feinde mit und werfen sie ihren Weibern zu, welche damit gleichsam Ball spielen, sie fortwährend schmähend und verhöhnend, weil sie ihren Stamm nicht besser zu vertheidigen gewußt hätten. Gefangene bleiben Besitzthum dessen, der sie mitgebracht hat und haben speciell dessen Frau zu bedienen. Im Falle ihr Stamm im Kampfe unterliegt, rufen die Weiber die Sonne um Hilfe an und alle Jungfrauen versammeln sich, um Staub oder Sand aus großen Krügen in die Luft empor zu werfen, die Sonne dadurch gleichsam bittend, ihre Feinde ebenso zu zerstreuen, wie der Staub vom Winde zerstreut werde.

Dem sterbenden Indianer werden von seinen Angehörigen alle möglichen Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten erwiesen, und nach seinem letzten Athemzuge beginnt lautes Jammern

und Wehklagen. Die Leiche wird dann in hockender Stellung in der Mitte des Raumes aufgestellt, umgeben von den Verwandten, die mehrere Tage und Nächte lang sich jeglicher Speise enthalten und ihrem Schmerze in lauten Klagen und Weinen Luft machen. Nun gräbt der nächste männliche Angehörige ein 4 bis 6 m tiefes, 1 m im Durchmesser haltendes Loch in einem Winkel an der Wand der Hütte, während die Frau ein großes, irdenes, zur Bereitung von Chicha dienendes Gefäß in der Mitte spaltet; dessen untere Hälfte kommt dann auf den Boden der Grube, darauf wird unter vermehrtem Wehklagen der Leichnam hineingesenkt, dann der obere Theil des Gefäßes darüber gestülpt und die Grube mit Erde zugeschüttet. Nachdem sich hierauf alle, Männer, Frauen und Kinder, im nächsten Flusse so rasch wie möglich gewaschen und gebadet haben, eilen sie wieder zu der Hütte hin und streuen die der Wittwe vollständig abgeschnittenen Haare über das Grab. Letztere lebt noch ein Jahr lang in Trauer und darf dann erst wieder heirathen. Ihre Knaben überläßt sie den Verwandten; hat sie Töchter, so heirathet der neue Bewerber die Mutter oft nur in der Hoffnung, jene später auch heirathen zu können, und oft genug führt er alle, die Mutter und die Töchter, noch an demselben Tage heim.

Ihre Nahrung besteht in der Hauptsache aus Mais, der entweder in Körnern oder als Mehl gekocht, oder geröstet oder auch als Brod genossen wird; außerdem essen sie eine Kürbisart, Bohnen und andere Vegetabilien. Von animalischer Nahrung lieben sie vorzugsweise Fische, essen aber auch zuweilen Jagdwild, Reh, Wildschwein, Papageien; als ganz besondere Leckerbissen betrachten sie geröstete Heuschrecken, Grillen und die Larven von Bienen. Das Lieblingsgetränk ist das schon mehrmals erwähnte Bier aus Mais, Chicha genannt, eine trübe und säuerlich schmeckende, aber erfrischende und nahrhafte Flüssigkeit. In der Bereitung derselben besteht fast die ganze Thätigkeit der Mädchen: der Mais wird gemahlen, mehrere Tage und Nächte gekocht, hierauf im Munde gekauter, mit Speichel vermischter



Kolonie Crevaux zu Santa Barbara.

Mais zugefügt und dann mehrere Tage lang in hermetisch geschlossenen Krügen der Gährung ausgesetzt. Jetzt ist das dem Chiriguano unentbehrliche Getränk fertig, es ist sein Genuß und sein Labsal, es geht ihm über Alles. Von Zeit zu Zeit werden mehrtägige Bacchanalien mit Chicha gefeiert, die schließlich zu schändlichen Scenen der Trunkenheit und Ausschweifung führen. Die Frauen haben für jede Sekunde Arbeit: außer der Sorge für das Hauswesen liegt ihnen die Bereitung des Chicha, der Maisbau, die Gewinnung und Bearbeitung der Baumwolle, die Anfertigung der Thongefäße ob, und in müssigen Augenblicken gehen sie in dem dichten Haupthaare ihrer Männer auf die Suche und gewähren dadurch diesen eine große Wohlthat, sich selbst aber einen genußreichen Schmaus.

Die Mataguayos-Indianer, welche im Inneren des Gran Chaco zwischen den Flüssen Bermejo und Pilcomayo wohnen, heißen in den argentinischen Grenzgebieten Matacos, in Bolivia Noctènes oder korrumpirt Octenay; letzteres klang ähnlich dem Worte Huénneyei, wie sie sich selbst nennen. Sie unterscheiden sich physisch wenig von den Chiriguanos, doch ist ihre Sprache und Sitte eine durchaus andere.

Männer wie Weiber tragen das Haar kurz geschoren; sie schneiden dasselbe mittels eines scharfen Kiefers eines Fisches. Häufig gehen sie ganz nackt, die Männer tragen zuweilen einen ärmellosen Rock und über die Schulter gehängt einen Sack mit der Tabakspfeife, den zur Feuererzeugung nöthigen Requisiten und anderen Kleinigkeiten darin. Ihre Hauptnahrung ist Fisch und in Ermangelung dessen Früchte, Wurzeln, Eidechsen, Heuschrecken, Ratten. Sie sind furchtsam und feige, aber sehr rachsüchtig, und üben für zugefügte Kränkungen stets Wiedervergeltung. Wenn sie auch dem Kampfe gerne aus dem Wege gehen, so vertheidigen sie sich doch mit Energie; ihre gewöhnliche Waffe ist Bogen und Pfeil.

Es giebt bei ihnen weder Gesetz noch Recht, kaum kindlicher Gehorsam den Eltern gegenüber; dennoch beobachten sie im Allgemeinen eine Art Ehrfurcht dem Alter oder Schwachen gegenüber. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Fischfang und nebenbei etwas Ackerbau. Auch bei ihnen

macht das heirathsfähige Mädchen eine schwere Zeit des Fastens und der Enthaltsamkeit durch: es verlangt von dem zukünftigen Ehemanne, daß er ein guter Fischer, dieser wieder, daß jenes eine gute Fußgängerin sei. Die Ehe wird ganz ohne Feierlichkeit einfach dadurch geschlossen, daß Beide sich einige Tage in das Dunkel des Waldes zurückziehen und dann wieder zum Stamme heimkehren. Vielweiberei findet sich bei ihnen sehr selten; Ehebruch gilt als Verbrechen und kommt auch nicht häufig vor; die legitime Frau rächt sich in solchem Falle selbst, indem sie ihre Rivalin, wo sie sie trifft, wörtlich und thätlich mißhandelt. Sie erkennen ein höheres Wesen an, bringen ihm aber keinerlei Zeichen von Verehrung dar.

Die obigen ethnographischen Notizen stammen zum Theil aus Thouar's eigenen Beobachtungen, zum Theil aus Mittheilungen des Pater Doroteo, der seit 30 Jahren an der bolivianischen Grenze weilt und sich 14 Jahre lang unter den Tobas als Missionar aufhielt.

Die zwei Lieues von der Mission Aguairenda entfernte Stadt Caïza, die Hauptstadt des bolivianischen Chaco, wo die Reisenden am 21. Juli anlangten, hatte noch einige Jahre zuvor ungefähr 3000 Einwohner, die aber jetzt in Folge der unaufhörlichen Angriffe seitens der Tobas auf kaum 300 bis 400 vermindert waren. Wenn nicht die nördlich und südlich davon gelegenen Missionen eine starke Vertheidigungslinie gegen die Invasion der Indianer bildeten, so würde Caïza überhaupt unhaltbar sein; es bildet den vorgeschobenen Posten der Civilisation nach dem Territorium des Gran Chaco hin, und wird, gesund und in fruchtbarer Gegend gelegen, den Anfang der großen Verkehrsstraße bilden, welche Bolivien durch den Pilcomayo und den Paraguay mit Buenos-Ayres und dem Atlantischen Ocean verbinden und diesen Gegenden voraussichtlich zu einem raschen Aufschwunge verhelfen wird.



Erste Begegnung mit Tobas.

Der Aufenthalt zu Caïza war zur Verproviantirung, Beschaffung von Reitthieren und Bildung eines Freiwilligen-Korps benutzt worden, worauf am 20. August der Abmarsch erfolgte. Einige Tage später traf man in Santa Barbara, jetzt Kolonie Crevaux genannt, ein und fand hier nichts als Schutt und Trümmer, alle Hütten von den Indianern verbrannt und die Gräber der früher hier unter den Messern der Tobas gefallenen bolivianischen Soldaten geschändet. Am anderen Morgen brach Thouar mit 70 Mann auf, das Gros der Kolonne in Santa Clara zurücklassend zu dem Zweck, hier Hütten zu bauen. Einige Stunden später sahen sie am anderen Ufer den ersten Toba, welcher fischte, aber sofort beim Anblick der Fremdlinge floh und nicht mehr zurückzurufen war; ein zweiter im Schilf verborgener Toba war nur dadurch zur Annäherung zu bewegen, daß ihm vorgeworfen wurde, er müsse kein Häuptling sein, da er Furcht zu haben scheine; auf diese Aeußerung hin stürzte er sofort in den Fluß, schwamm ohne Waffen hinüber und forderte die Reisenden mit stolzer, überlegener Miene heraus. Er war einer der schöneren Vertreter des Stammes und wurde durch Geschenke von Tabak und Cigaretten bald beruhigt, während ihm gleichzeitig zum Zeichen des Friedens und der Freundschaft ein Taschentuch um den Kopf gebunden wurde. Diese friedfertigen Verhandlungen lockten noch drei andere Tobas über den Fluß herüber, worauf Thouar ihnen in französischer und spanischer Sprache die Worte aufschrieb: „A. Thouar, von der geographischen Gesellschaft zu Paris, wird den Chaco behufs Aufsuchung der Gefangenen der Expedition Crevaux' durchreisen. Muth und Hoffnung!“ Leider sollten alle Nachforschungen vergeblich sein, denn es ergab sich während der weiteren öfteren Verhandlungen mit den Tobas, daß inzwischen alle zu Grunde gegangen waren.

Skizzen aus Algerien.

Von W. Kobelt.

6. Nach der Oase Biskra.

(Erste Hälfte.)

Am 26. Mai waren wir endlich fertig zur Fahrt nach der Sahara. Es war freilich schon ein wenig spät im Jahre und die guten Konstantiner machten uns eine schauderhafte Beschreibung von den Freuden, die unser in Biskra warteten. Wenn uns nicht vorher ein Sonnenstich beträfe, sollten wir uns ganz besonders vor den Skorpionen in Acht nehmen, von denen in der Oase alle Häuser wimmelten, wir sollten ja Abends sorgsam die Betten untersuchen, Morgens die Kleider ausschütteln und ums Leben nicht die Schuhe ohne sorgfältige Prüfung anziehen, denn in diesen verberge sich das hinterlistige Insekt mit Vorliebe. Aber das konnte alles nichts helfen, wir wollten unbedingt eine Oase sehen und Palmwein vom Stamme trinken, und wir hielten fest an unserem Plan. Die Abfahrt von dem alten Felsenneste gestaltete sich einigermaßen dramatisch. Seit fast einer Woche hatten wir ziemlich jeden Tag ein tüchtiges Gewitter gehabt; auch heute wälzten sich wieder schwere Wetterwolken das Thal herab und wir gingen als vorsichtige Leute eine Stunde früher zum Bahnhofe, um trocken hin zu kommen. Der Zug war glücklich in Ordnung, meine Frau schon eingestiegen; ich stand mit Freund Petersen und einem jungen französischen Mineralogen, den wir am letzten Morgen noch kennen gelernt, auf dem Perron, da brach plötzlich ein Hagelwetter los, wie ich es noch nicht erlebt. Einsteigen war keine Möglichkeit mehr, wir sprangen zurück, und es dauerte eine gute halbe Stunde, bis die Elemente sich soweit beruhigt hatten, daß der Dienst wieder aufgenommen werden konnte. Der ganze Zug enthielt nur zwei Coupees zweiter Klasse, und davon war das eine für einen inhaftirten Giftmischer und seine officielle Begleitung reservirt; so wurden zehn durchnäßte Personen in das nasse Coupee gestopft, und hinaus ging es. Die mitfahrenden Franzosen schimpften lästerlich über die übel angebrachte Milde des Präsidenten Grévy gegen eingeborene Verbrecher und über die Société protectrice des indigènes, die allein daran Schuld sei; ein in Algerien sehr häufig variirtes Thema. Aber rasch wurde es still. In geringer Entfernung von der Haltestelle am Hippodrome überschreitet die Eisenbahn ein tief eingerissenes Seitenthal auf einer schwindelnden Eisenbrücke. Sie schien nicht sonderlich im Stande zu sein, es wurde daran gearbeitet und die Züge fuhren stets im langsamsten Tempo hinüber. Diesmal hielten wir auf der Brücke still, die Wagen wurden aus einander gehängt und einer nach dem anderen von Bahnarbeitern hinübergeschoben. Es war eine unheimliche Situation. Das Gewitter war uns wieder nachgekommen, es blitzte und donnerte entsetzlich, Regen und Hagel prasselten auf den Wagen und es brauchte wahrhaftig keiner großen Einbildungskraft, um ein Schwanken der ganzen Brücke zu verspüren.

Endlich waren alle Wagen glücklich drüben und nun ging es ohne weitere Abenteuer durch das fruchtbare Thal nach Kroubs und el Guerrah. Das Jahr war für Algerien ein unerhörtes Ausnahmsjahr. Sonst mäht man das Gras am Morgen und fährt am Abend das Heu ein; diesmal lag es schon drei Wochen draußen und war fast schwarz geworden, und an die Gersteneernte, die in vollem Gange hätte sein müssen, war noch nicht zu denken. Für unsere Wüstenexkursion waren die Aussichten freilich nicht schlecht.

In el Guerrah bestiegen wir den Zug nach Batna und nun ging es in südlicher Richtung über die Hochebene dahin. Das Thal des Bu Merzug erweitert sich unmittelbar oberhalb der Abgangsstation zu einer breiten, flachen, sumpfigen Mulde, die von drei seltsam geformten isolirten Kalkbergen, dem Nif-en-Sser, dem Dschebel Fortas und dem Dschebel Guerinn sehr malerisch eingefaßt wird. Ihre Gipfel geben uns die Höhe, welche einst die ganze Hochebene in dieser Gegend hatte; alle diese Berge sind nur „Zeugen“, festere Kalkstöcke, welche der Verwitterung besser widerstanden. Die Mulde bietet auch im Sommer gute Weide, und in ihr liegt bei der Station Aïn Mlila die große Rennbahn für die Rennen der Provinz Konstantine. Keine andere französische Einrichtung hat sich solchen Beifalls seitens der Araber zu erfreuen, wie diese mit Prämiirung und hohen Geldpreisen verbundenen Wettrennen. Der Araber ist ja von Hause aus Reiter und leidenschaftlicher Pferdefreund, und nicht umsonst waren im Mittelalter die Berberhengste ganz besonders gesucht; aber unter den Türken konnten nur die mächtigsten Chefs daran denken, gute Pferde zu züchten, denn anderen ließ der Bey sie einfach wegnehmen, und wer sich widersetzte, den kostete es wohl auch noch den Kopf dazu. So fanden die Franzosen bei der Eroberung wenigstens im Tell nur eine Pferderasse vor, die zwar äußerst dauerhaft und genügsam, aber nichts weniger als schön war. Sie haben es sich Geld und Mühe genug kosten lassen, haben edle Hengste aus Arabien und Syrien kommen lassen, aber es ist ihnen auch gelungen, die Pferdezucht wirklich zu heben, und in nicht zu ferner Zeit wird das algerische Pferd wohl den Ruhm der alten Berberrasse wieder verdienen. Heute schon bezieht die leichte französische Kavallerie einen guten Theil ihrer Remonten aus Nordafrika. Die großen Rennen aber haben sich als ein Hauptmittel zur Hebung der Pferdezucht erwiesen, besonders seit man darauf hält, nur edles Blut in die Bahn zuzulassen, und damit dem ganzen Sport ein aristokratisches Gepräge aufgedrückt hat. Seitdem wendet der vornehme Araber wieder seinen letzten Franken an ein gutes Pferd und ein schönes Sattelzeug, und beim Rennen setzt er Hab und Gut ein. Aber auch manche schwere Blutthat dankt ihren Ursprung dem Neid über einen Sieg in der Rennbahn.

In einer früheren Epoche war die Sumpfebene von Aïn Mlila sicher ein See, den hohe Kalkberge einfaßten, und damals mögen die Gewässer ununterbrochen gereicht haben von dem Nif-en-Sser, dem Adlerschnabel, bis zum Fuße der Aurès. Heute trennt eine kaum wahrnehmbare Hügelschwelle Aïn Mlila von einem zweiten etwas höher

liegenden Bassin, das keinen Abfluß zum Meere hat und an seinem tiefsten Punkte von zwei ausgedehnten Salzseen eingenommen wird. Die Bahn geht auf schmaler Landenge zwischen diesen, dem Tinsilt zur Rechten und dem Mzouri zur Linken, hin; als wir die Stelle auf dem Rückwege wieder passirten, standen Hunderte von Flamingos im seichten Wasser, unbekümmert um das Schnauben der Lokomotive, ein ganz eigenthümlicher Anblick. Jenseits der Station les Lacs beginnt wieder die dürre kahle Hochebene, wie wir sie bei der Fahrt von Setif her kennen gelernt, ohne Baum, ohne Strauch, nur mit niederem Grase bewachsen, zwischen das sich hier und da ein Salbeibusch einschiebt. Im Alterthume muß es hier besser ausgesehen haben, denn hier lag Tigisis oder Numidiapolis und standen die Säulen, von denen Procop berichtet, welche von der ersten Ansiedelung der vor Josuas Einbruch geflüchteten Kanaaniter Kunde gaben. Die Quelle, welche es versorgte, und welche, wie ebenfalls aus Procop hervorgeht, damals schon die einzige, zwischen dem Ris-en-Sfer und dem Cedernpik war, sprudelt heute noch bei der Station Aïn Yacout; die Franzosen haben dort auch eine Niederlassung gegründet, aber die Kolonisten hatten das unwirthliche Klima der Hochebene bald satt und liefen davon, und die auf Regierungskosten erbauten Häuser zerfallen.

Erst nach zweistündiger Fahrt treten wieder Berge auf und die Ebene verengt sich zu einem Thale; es war mittlerweile Nacht geworden und recht kühl, und wir waren froh, als wir gegen halb neun in Batna anlangten. Am anderen Morgen zeigte das Thermometer nur 8° C., schwere Wolken lagen fast auf der Stadt und verhüllten ganz die prachtvolle Bergumrahmung. Wir hatten den Tag für Lambessa bestimmt, das zwei gute Stunden von Batna östlich in einem Vorthale der Aurès liegt. Die Straße war nach dem schweren Regen grundlos, und der Omnibus, den wir benutzten, arbeitete sich nur mühsam durch. Man kommt durch die Militärvorstadt, welche auch hier durch Mauern von der Stadt getrennt ist, und an dem Village nègre vorbei, das mit seiner eigenthümlichen Moschee in einiger Entfernung vor den Mauern liegt. Dann geht es in schnurgerader Richtung langsam bergan; man merkt gar nicht, daß man eine Wasserscheide passirt, und trotzdem gehören die frischen Quellbäche von Lambessa einem anderen Flüßchen an, als die spärlichen Gewässer von Batna. Die Gegend ist gut bebaut, aber die Kolonistenwohnungen sind ausnahmslos verfallen; die Schâwi aus den Aurès haben bei ihrem letzten Aufstande zu furchtbar gewüthet und die Erinnerung an die verübten Gräuel läßt manchen Ansiedler vorziehen, sein Gütchen von Batna aus zu bewirthschaften. Die Straße läuft gerade in das Thor des riesigen Zuchthauses hinein, das Napoleon für die Opfer des Staatsstreiches bauen ließ; es ist heute das Centralgefängniß für ganz Algerien. In geringer Entfernung daneben erhebt sich das Prätorium der Römerstadt Lambaesis, ein imposanter, noch leidlich erhaltener Quaderbau, in dem man die wenigen Skulpturreste aufgestellt hat, welche bis jetzt zufällig in der Römerstadt gefunden wurden. Viel mehr mag noch der Boden decken; ernstliche Nachgrabungen haben aber noch nicht stattgefunden. Hier in dem fruchtbaren, kühlen, wasserreichen Hochthale war ein Hauptstützpunkt der Römermacht; hier lag die dritte Legion und beherrschte nicht nur den einzigen Weg, auf welchem die Oasenberber aus dem Ziban in die Provinz Konstantine einbrechen konnten, sondern bedrohte auch die wilden Maurusier in den Aurès, in deren Thäler von hier bequeme Uebergänge hinüberführen. Lambaesis und Theveste, das heutige Tebessa, waren die beiden Flügelpunkte der Befestigungslinie, welche die am Abhange der Aurès liegende Hochebene gegen die Gebirgsbewohner deckte. Unter ihrem Schutze hatte sich damals ein reiches Kulturleben entwickelt; nirgends in der Provinz Konstantine liegen Römertrümmer so dicht wie in dieser Gegend, die heute eine nur von wenigen Araberhorden durchzogene öde Steppe ist. Sie muß gewöhnlich herhalten, wenn ein Forscher nachweisen will, daß seit der Römerzeit sich das Klima Nordafrikas verschlechtert habe, aber aus Procop sehen wir, daß schon zu Belisar's Zeiten die Kultur hier auf künstlicher Bewässerung beruhte. Man ging damals eben noch sorgsamer mit dem vorhandenen Wasser um als heute, und ließ keinen Tropfen unbenutzt verrinnen. Dem Franzosen will das immer noch nicht recht in den Kopf, namentlich nicht das Wassersparen im Kleinen. Die Regierung hat es an der Anlage riesiger Barragen ja nicht fehlen lassen, aber diese können immer nur einzelnen Gegenden zu Gute kommen und sind, wie in den letzten Jahren zwei furchtbare Katastrophen[1]) gezeigt haben, selbst bei sorgfältigster Konstruktion — man denke nur an die häufigen Erdbeben — eine stete Gefahr für das unter ihnen liegende Thal. Die Alten konstruirten solche Riesenbauten nur ausnahmsweise[2]); sie arbeiteten mehr im Kleinen, aber sie ließen auch die kleinste Quelle nicht unbenutzt. Die Spanier verstehen das noch heute, und nicht minder die Kabylen; das Herkommen, das bei diesen in Beziehung auf das Wasser gilt, ist uralt, es könnte aber heute noch zweckmäßig der französischen Gesetzgebung als Muster dienen.

Das französische Dorf Lambessa liegt etwas hinter dem Zuchthause, von einem wahren Walde von Obstbäumen umgeben, es ist ziemlich ausgedehnt und reichlichst mit Wasser versorgt, macht aber trotzdem nicht den Eindruck fröhlichen Gedeihens; gar viele Häuser stehen leer und die Gärten verwildern. Es muß das ausschließlich an den ungeeigneten Kolonisten liegen, denn die Verhältnisse sind hier oben für Europäer so günstig wie nur möglich, und in dem Zuchthause lassen sich die Gartenprodukte jederzeit zu guten Preisen verwerthen. Für den Naturforscher ist die Umgebung hochinteressant. Die Hochthäler der Aurès sind fast der einzige Punkt in ganz Algerien, wo eine reiche Schmetterlingsfauna entwickelt ist. Als wir auf der Rückreise aus der Wüste noch einmal zwei Tage hier zubrachten, fanden wir einen ungarischen Sammler hier, Merkl aus Pest, welcher für den bekannten französischen Entomologen R. Oberthur in Rennes reiste; er war ganz entzückt von der überreichen Ausbeute. Noch wichtiger ist die Gegend vielleicht für den Botaniker, und auch wir wurden für unsere Mühe belohnt durch zwei schöne Schnecken, nach denen wir seither vergeblich gefahndet (Helix massylaea Morelet und Hel. punica Morel.). Das Wirthshaus war zwar einigermaßen primitiv, aber sein Besitzer, ein Elsässer, der schon seit 40 Jahren hüben wohnte und eben als Aufseher in einer großen Holzschneiderei in den Bergen fungirte, sehr freundlich, und wir bedauerten schließlich, daß wir keine Zeit mehr hatten, um noch ein paar Tage in dem so übelberüchtigten „afrikanischen Cayenne“ verweilen zu können.

---

[1]) Der Bruch der Habra-Barrage bei Perrégaux in 1881 und der der Barrage am Sig bei St. Dénis 1884. Beide liegen in der Provinz Oran und galten als Musterbauten.

[2]) So in Syrien, in der Palmyrene, und namentlich auch in dem glücklichen Arabien; der Damm von Mareb, dessen Trümmer Arnaud in Yemen wieder auffand, wurde nach der arabischen Sage schon von Lokman, dem ersten sabäischen Herrscher, erbaut.

Der 28. Mai ließ sich wieder prächtig klar an, und so entschlossen wir uns zu einer Besteigung des Dschebel Tuggur, oder, wie er gewöhnlich genannt wird, des Pic des Cèdres. Es ist eine für Algerien ganz ungewöhnlich kühn geformte Bergpyramide, welche bis über 7000 Fuß aufsteigend die Hochebene weithin beherrscht, einem Vulkan ähnlicher als einem aus Kalkschiefern zusammengesetzten Berge. Nach Pièsse sollte er nur fünf Kilometer entfernt sein; das schien mir zwar einigermaßen unwahrscheinlich, denn nach meinen Erfahrungen im Süden mußte ich die Distanz bis zum nächsten Punkte seines Fußes auf mindestens das Doppelte schätzen, aber auch Schwarz versichert, das die Cedernwälder dort ein beliebtes Ziel für die Spaziergänge der Batnaer Bürgerschaft seien und daß man in stillen Nächten das Gebrüll der Löwen im Tuggur deutlich in Batna vernähme. Also engagirten wir einen Eingeborenen, der den Weg kennen sollte, und machten uns zu Fuß — meine Frau entschloß sich glücklicherweise zurückzubleiben — auf den Weg. Ich hatte richtig taxirt; wir brauchten zwei volle Stunden, bis wir auf einem schlechten lehmigen Feldwege immer durch die Ebene endlich den Eingang des Thales, das sich vor dem Tuggur hinzieht, erreichten, und noch eine gute Stunde weiter, bis wir die ersten Cedern erblickten. Im Thale lag eine Ansiedelung, von vier Förstern bewohnt; einer von ihnen lud uns freundlich ein, einzutreten und uns etwas zu erquicken; er bedauerte ungemein, daß gerade Posttag sei und er uns — die wir uns gleich von Anfang als Deutsche zu erkennen gegeben — nicht durch die Cedernwälder begleiten könne. Natürlich fragten wir nach den Löwen, denn daß die Wälder um Batna noch von diesen Bestien wimmeln, gilt in ganz Algerien für ausgemacht; aber auch hier wurde uns die Antwort, dafür seien wir um ein paar Jahre zu spät gekommen. Unser Gewährsmann wohnte nun acht Jahre in den Cedernwäldern, aber in der ganzen Zeit hatte er weder von einem Löwen noch von einem Panther gehört, geschweige denn einen gesehen. Hier hat besonders Chassaing unter den Raubthieren aufgeräumt, aber er hat bösen Dank dafür bekommen. Im Frühling 1870 war er in einem französischen Bade, um seinen Rheumatismus auszukuriren; Frau und Tochter bewirthschafteten seine Ferme in einem Vorthale der Aurès und blieben, vertrauend auf die Anhänglichkeit der umwohnenden Eingeborenen, als die Berber sich erhoben. Aber die wilden Schâwi, zur Verzweiflung gebracht durch die Erpressungen der arabischen Kaids, die ihnen die Franzosen aufgezwungen, schonten Niemand; die armen Frauen wurden nach schauderhaften Martern lebendig verbrannt und der Mann, der die Gegend von den Löwen befreite, befindet sich seitdem im Irrenhause.

Vierzehn Jahre sind vergangen, aber noch liegt der düstere Schatten des damaligen Aufstandes auf der Gegend. Er dauerte nur wenige Wochen, aber er brach mit solcher wahrhaft vulkanischen Gewalt aus, daß, obschon die Provinz damals noch ihre volle Besatzung hatte, nur mit Mühe Batna und Lambessa gegen die wüthenden Bergstämme gehalten wurden. Noch ein paar Mal haben seitdem schwächere Zuckungen stattgefunden und noch immer sind die Aurès das am schwersten zu regierende Gebiet Algeriens, wie sie ja auch die letzte Burg der Maurusier gegen Römer, Vandalen und Byzantiner waren. Kurz oberhalb der Försterwohnung lagen die Trümmer einer europäischen Mühle; brulé en 1870, sagte unser Brahim, und erzählte mit sichtlichem Schauder, daß hier siebzehn Personen mit verbrannt worden seien. Es war ihm selbst gar nicht geheuer; er war ein Araber von den Uled Kantara und schien die Schâwi für eine Art Menschenfresser zu halten.

An der Mühle führte zu unserer großen Ueberraschung der weiter unten ganz ausgetrocknete Bach klares Wasser genug, und hier begann ein reizendes Waldthal, wie wir es in Afrika nicht vermuthet hätten. Zwischen zwei hohen Felsenrücken zog es sich um den Cedernpik herum, von dem Bache durchrauscht, von üppigem Grün erfüllt; ein paar Stücke Vieh weideten auf den Bergwiesen, die Vögel jubelten, Schmetterlinge flogen, es war wie in einem unserer deutschen Gebirge. Aber am Hange standen überall Cedern, bald uralte verwetterte Riesen mit pinienartiger Krone, aber immer ein paar solcher Schirme an einem Stamme über einander gesetzt, bald jüngere pfeilgerade Säulenstämme, wie die Edeltannen des Schwarzwaldes, und dazwischen überall junger Nachwuchs, die reizendsten Christbäumchen, die man sich denken kann. Je höher wir stiegen, um so ausschließlicher herrschten sie, anfangs nur am Berghange, dann auch im Thale, ein ganz eigenartiger unvergleichlich schöner Wald. Der Weg, ein ziemlich praktikabler Fahrweg, zog sich in bequemer Steigung um den Pik herum bis zu dem Joch, das den isolirten Gipfel an die Hauptgebirgsmasse anschließt. Hier, bei den Trümmern einer auch 1870 zerstörten Sägemühle, hatte sich eine Familie Eingeborener angesiedelt, und hier ließen wir unseren Brahim mit dem Proviant, denn einen Führer brauchten wir nicht mehr. Gerade über uns, etwa noch 500 Meter hoch, stand der Gipfel des Spitzberges, dachartig steil nach allen Seiten abfallend, aber sonst kein Hinderniß bietend.

Durch einen steilen Ravin stiegen wir hinan. Mit jedem Meter, den wir höher kamen, wurden die Cedern schöner; Stämme von zwei Meter Durchmesser waren bald keine Seltenheit mehr. Zwischen den lebenden grünen Bäumen standen aber auch in Menge abgestorbene, entrindet bis zum Gipfel, weiß wie Gerippe, ein geradezu gespenstiger Anblick, umgestürzte und ihre zersplitterten Aeste lagen überall zwischen den Felsen umher, wie bleichendes Riesengebein. Das Holz alter Cedern scheint fast unvergänglich. Im Ravin lag ein mächtiger Stamm, sicher schon vor vielen Jahrzehnten gestürzt, denn bis zu einem Viertel seiner Dicke hatte sich neben ihm der Humus angehäuft; er reichte mir trotzdem noch bis an die Brust und vergeblich versuchte ich das Messer in sein Holz hineinzubohren.

Unter einer steilen Felswand rasteten wir für ein paar Minuten. Es war ein reizendes Plätzchen. Wir lagen in weichem Moose; Moos und Flechten bedeckten, eine Seltenheit in Algerien, auch den Felsen, Farrn nickten aus den Spalten; um uns stand so manche Pflanze, „bekannt überm Meer“, die wir in Algerien sonst nicht gesehen; unser Weißdorn bildet tüchtige Bäume, eine Erle kroch am Boden hin, Muscari racemosum, ein gelber Ranunkel, ein wohlriechendes Veilchen und ein herrlich duftendes Ornithogalum schmückten den steilen Abhang; auf die Cedern sahen wir aber gerade von oben herab und bemerkten mit Erstaunen, daß die meisten alten Stämme oben eine horizontale, scheibenförmige Krone von etwa einem Meter Durchmesser bildeten, wie ein riesiges Vogelnest. Dann ging es die letzte steile Höhe hinan und bald standen wir auf der Spitze, die eben nur für ein trigonometrisches Signal und einen es umgebenden Wall aus zusammengetragenen Steinen Raum bietet. Eine wunderbare Aussicht eröffnete sich uns. Wie eine Reliefkarte in riesigem Maßstabe lag die Provinz Konstantine zu unseren Füßen. Nach Norden erkannte ich deutlich den Col des Oliviers und die Deux Jumelles am

Bahnübergange nach Philippeville, aber ein leichter Dunst verschleierte das Meer. Nach Süden schweift das Auge über die Hochebene und ihre Randberge in die endlose Sahara hinein; deutlich unterscheidet man den Mund der Wüste bei el Kantara und mit dem Fernrohr erkennt man dunkle Flecken in der hellen Fläche, die Palmenwälder der Zibanoasen. Zu unseren Füßen lagen die Ebene von Batna und das grüne Thal von Lambessa, und dahinter thürmten sich die Aurès, immer ein langer Rücken hinter dem anderen, bis zu dem Scheliah, den Gewitterwolken verhüllten. Nach Westen hin aber fliegt der Blick über einige wenig niedrigere, mit prächtigen Cedernwäldern bestandene Berge auf die weite Hochebene bis zu den niederen Ketten, welche die fruchtbare Medjana hinter Setif begrenzen; bei klarem Wetter erkennt man am Horizonte sogar die Schneegipfel des fernen Dschurdschura. Kein zweiter Punkt in Algerien bietet eine ähnliche, nach allen Seiten hin freie Aussicht, wie der ganz isolirt aufsteigende Hochgipfel des Cedernpiks. Von Batna aus kann man zu Pferde die Tour ganz bequem in drei Stunden machen[1]), trotzdem verirrt sich nur selten ein Reisender hinauf und fast alle Wüstenfahrer begnügen sich, die Cedern mit dem Fernrohr zu betrachten. Man kann das nirgends so bequem haben wie hier, wo ja doch jeder Tourist in der Nähe vorbeikommt. Freilich, im April liegt oben meist noch Schnee, und wer wagt bis zum Mai in Algerien zu bleiben? Aber die Zeit drängte. Noch einen Blick auf die Höhenzüge des Tuggur und auf den steilen Hang unter uns mit seinen grünen und abgestorbenen Cedern und dem bleichenden Geäst zwischen den Felsen, dann ging's rasch wieder hinab zu der zerstörten Sägemühle. Aber umsonst suchten wir nach unserem Brahim, umsonst riefen wir seinen Namen aus allen Kräften, er war verschwunden, und mit ihm unsere Viktualien, nach denen wir sehr lebhaftes Verlangen empfanden. Er hatte sich gefürchtet, bei den Bergbewohnern allein zu bleiben und war, als er uns nicht mehr sah, davon gelaufen, um uns am Ausgange des Thales zu erwarten. Die Leute waren sehr freundlich gegen uns und erquickten uns mit Milch; als sie aber hörten, daß wir Deutsche seien, glühten ihre Augen, und einer, der etwas besser französisch verstand, stieß mich an und flüsterte mir zu: Pruss bon, Pruss fort, Pruss faire guerre aux Français. Man sieht, die Kolonisten haben nicht so Unrecht, wenn sie lieber in Batna wohnen, als draußen in der Campagne. Die Leute im Tuggur tragen sich arabisch, und nach der gewöhnlichen Annahme soll die Einsenkung von Batna die Grenze zwischen den Schâwi und den Arabern bilden, aber unsere Wirthe waren unzweifelhaft Berber und Brahim behauptete auch ganz bestimmt, sie seien weder Araber noch Rechtgläubige.

Im Sturmschritt ging es dann das Thal hinunter und über die Ebene, aber es dunkelte doch schon ganz erheblich, als wir die Gärten von Batna erreichten.

Die Cedernwälder am Tuggur und in den Aurès sind ein äußerst werthvoller Besitz; das Holz ist ausgezeichnet als Bauholz und würde, wenn einmal bessere Verbindungen hergestellt sind, bald das fremde Holz vom algerischen Markte verdrängen. Die Wälder verdanken ihre Erhaltung besonders dem Umstande, daß die Ceder für die arabischen Werkzeuge fast unangreifbar ist und daß sie ein ungemeines Ausschlagsvermögen besitzt. Frankreich hegt die Wälder sorgsam; allein am Tuggur sind 80 Förster angestellt und hier wie in den Aurès darf nur nach ganz bestimmten Vorschriften gehauen werden und wird sorgsam nachgepflanzt. Junge Bäumchen fanden wir noch auf der Spitze des Piks und hier wenigstens ist ein Aussterben des herrlichen Baumes, wie im Libanon, nicht zu befürchten.

[1]) Mit einem leichten Fuhrwerk kann man bei gutem Wetter sogar unbedenklich bis zur Sägemühle fahren.

Kirgisische Todtenfeier.

Aus der Fülle des Neuen und Interessanten, welches das unlängst im Verlage von T. O. Weigel in Leipzig erschienene Werk des Kasaner Professors Dr. Wilh. Radloff, betitelt: „Aus Sibirien" (vergl. „Globus", Bd. 47, S. 351), darbietet, führen wir den Lesern unseres Blattes einen Bericht über eine Gedächtnißfeier aus der Kirgisensteppe vor, welche ein anschauliches Bild von den Sitten dieses Reitervolkes gewährt:

Bei der großen Horde habe ich einem Jahresfeste, das der Kirgise Ata Bek zu Ehren seines Vaters nördlich vom Flusse Meikä gab, beigewohnt. Dasselbe dauerte, wie alle diese Gedächtnißmähler, vier Tage. Am ersten Tage, an welchem man die Kochheerde herrichtet, d. h. wo man in einer Reihe Löcher für die Feuerstellen ausgräbt, auf die man die Kessel zum Fleischkochen stellt, versammeln sich nur die Verwandten und die Bewohner der nächsten Aule. Wir langten am zweiten Tage Abends an, an welchem man die zum Gastmahle nöthigen Thiere schlachtete und die Jurten (Zelte) für die am nächsten Tage eintreffenden Gäste aufstellte.

Wir fanden hier schon nahe an 100 Jurten für die Gäste aufgestellt und etwa 400 bis 500 Menschen versammelt, welche damit beschäftigt waren, die Jurten herzurichten und das Vieh zu schlachten. Die Jurten waren alle mit weißen Filzdecken und im Inneren mit gestickten Teppichen oder Filzen bedeckt; im Allgemeinen waren dieselben leer, nur in einzelnen, die für die hohen Gäste hergerichtet waren, waren am Fußboden Teppiche ausgebreitet. Es wurde mir eine solche angewiesen, in der wir uns ganz häuslich einrichteten. Wir begaben uns zu den Schlachtstellen und fanden dort Berge von Fleisch bei den Kesseln aufgeschichtet. Es sollten hier im Ganzen 30 Pferde und 150 Schafe geschlachtet werden. Dieser Schlachtplatz bot ein buntes Bild, an einigen Stellen wurden Thiere geschlachtet, an anderen war man mit dem Abhäuten beschäftigt oder zerlegte das Fleisch und häufte es in der Nähe der Kessel auf. Haufenweise umstanden Zuschauer diese Schlachtstellen. Hunderte von Hunden schlichen umher, um einen Antheil an der Beute zu erhaschen. Eingeweide und schlechtere Stücke wurden sogleich an die Armen vertheilt, die mit ihren Schätzen beladen davonzogen.

Spät am Abende langten schon einige angesehene Gäste an, die mir noch ihren Besuch abstatteten. Der mit mir hier angekommene berühmte Sänger der Kara-Kirgisen pries nach einer Aufforderung die hohen Gäste in einem wohlgesetzten Lobliede und entzückte die Zuhörer, die hier

fast alle der karakirgisischen Sprache mächtig sind, so sehr, daß der Sultan Adam Kul voller Freude seinen seidenen Schappan von den Schultern zog und ihn dem Sänger als Geschenk für das Loblied zuwarf. Erst spät in der Nacht verließen die Gäste meine Jurte.

Am dritten Tage begannen früh vor Sonnenaufgang die Gäste einzutreffen. Sultan Tesek und Sultan Ali mit ihren Verwandten waren schon in der Nacht angekommen. Es strömten immer neue Schaaren herbei, denn die Einladungen waren an beide Sultanschaften der großen Horde und an das Geschlecht Bugu von den schwarzen Kirgisen ergangen. Bis Mittag hatten sich wohl bis 5000 Menschen versammelt. Alle Jurten waren mit vornehmen Gästen gefüllt, während das gemeine Volk rings um die Jurten lagerte. Das Fleisch und die Speisen wurden in großen Holzschüsseln zu den Jurten gebracht, große Schläuche voll Kumys wurden vertheilt und man aß und trank bis zum späten Abend. Mein Sänger hatte eine gute Einnahme, überall forderte man ihn zum Singen auf, und jedesmal brachte er reiche Ehrengeschenke nach Hause. Er hat wenigstens 10 Röcke erhalten. Da er ein armer Kerl war, so kamen ihm die Geschenke sehr zu statten. Das Speisen ging ganz in der gewöhnlichen Weise vor sich. Der höchste Gast hatte an der Ehrenstelle der Jurte Platz genommen und einer der Verwandten des Gastgebers vertrat bei ihm die Stelle des Wirthes. Der Ehrengast vertheilte den Bäsch-baimak an die übrigen Gäste. Nach dem Mahle wurden Kumys und Airan gereicht. Dann wurde überall geschwatzt und gescherzt. Es herrschte eine so animirt fröhliche Stimmung, daß auch nicht das geringste Anzeichen an die traurige Ursache des Festes erinnerte. Am Abende bot das ganze Lager einen eigenthümlichen Anblick; rings umgaben uns ganze Reihen von Feuern, so daß trotz der Dunkelheit der Nacht die ganze Ebene erleuchtet schien. Um und zwischen den Feuern sah man die ganze Nacht hindurch ein reges Leben. Bis spät in die Nacht trafen immer noch neue Gäste zum Hauptfeste ein.

Am vierten Tage des Festes erhoben wir uns sehr früh, da das Wettrennen (baiga) schon bald nach Sonnenaufgang beginnen sollte. Als wir aus der Jurte traten, sahen wir rings umher zahlreiche Gruppen mit dem Festmahle beschäftigt. Wir nahmen zuerst die Preise in Augenschein, die am Ende der Jurtenreihe aufgestellt waren.

Es waren im Ganzen zehn Preise für die Wettrennen. Der erste Preis bestand aus einer kleinen Jurte aus rothem Tuche mit allem nöthigen Hausrathe; vor derselben saß auf einem gesattelten Pferde ein Mädchen im Brautschmucke mit dem Säükälä auf dem Kopfe, außerdem befanden sich bei der Jurte je 50 Thiere jeder Gattung (Kameele, Pferde, Kühe und Schafe). Der zweite Preis bestand in zehn Jamben Silber und je zehn Thieren jeder Gattung u. s. w. Der letzte Preis bestand aus fünf Pferden. Das als Preis aufgestellte Vieh war offenbar in einem weniger als mittelmäßigen Zustande, auch die Braut des ersten Preises zeichnete sich nicht gerade durch Schönheit aus.

Bald versammelte sich das Volk zum Rennen. Das ganze Publikum stieg zu Pferde und stellte sich in zwei lang hingezogenen Haufen zu beiden Seiten der Rennbahn, die durch Stangen bezeichnet war, auf. Abgesondert von den Zuschauern sammelten sich die Rennpferde, meist prächtige, große Thiere, die von kleinen, sechs- bis zehnjährigen Knaben geritten wurden. Zuerst zogen die Rennpferde in einer Reihe langsam durch die Zuschauer und wurden überall mit Beifallsrufen empfangen. Ueber jedes schöne Pferd gerieth das Publikum in Entzücken. Ueberall bildete das berittene Publikum eifrig sprechende Gruppen und von allen Seiten hörte man Urtheile und Vermuthungen über die Pferde. Der Zug der Rennpferde setzte sich dann langsam in Bewegung und ritt zu dem etwa 25 Werst entfernten Ausgangspunkte der Rennbahn. Eine Anzahl der Zuschauer sah man in einiger Entfernung die Thiere begleiten.

Nachdem sich die Rennpferde einige Werst entfernt hatten, füllte sich der Platz vor den Jurten wieder mit Publikum und es begannen nun Wettkämpfe verschiedener Art. Rechts von meiner Jurte fanden an einer mit einem Seile umzäunten Stelle die Ringkämpfe statt. Es traten wohl 50 Ringer in die Arena, sie hatten alle Kleidung bis auf die Hose, deren Beine sie hoch aufgerollt hatten, abgeworfen und nur einen breiten Gürtel von Zeug um die Hüften gewunden. Die Ringenden traten dicht an einander, faßten sich mit beiden Händen bei den Gürteln und suchten nun einander niederzuwerfen. Die herkulischen Gestalten mit ihren angespannten Muskeln boten einen prächtigen Anblick. Es kämpften immer drei Paare zu gleicher Zeit. Die Niedergeworfenen verließen die Arena, die Sieger erhielten gute Preise: seidene Röcke, ein Schaf, Gürtel, Sättel, silberbeschlagenes Zaumzeug u. s. w.

An einer anderen Stelle fanden andere Spiele statt: eine silberne Jambe wurde auf den Boden gelegt; der Reiter mußte im Trabe vorbeireiten, sich plötzlich auf der einen Seite herablassen und mit der Hand das Silberstück ergreifen. Es erregte jedesmal ein allgemeines Gelächter, wenn einer der Reiter im Augenblicke, wo er die Münze ergreifen wollte, vom Pferde stürzte; ich habe nur zweimal gesehen, daß es einem Reiter gelang, das Silberstück zu erhaschen; nach jedem Gelingen ertönten laute Beifallsrufe, und der Glückliche durfte die Silbermünze als Lohn behalten.

An einer anderen Stelle wiederum wurden Kraftproduktionen ausgeführt. Ein Reiter ergriff vom Pferde herab ein am Boden stehendes Schaf beim Hinterschenkel, warf es mit geschwungenem Arme in die Luft und schnellte es von sich, so daß er den einen Fuß und einen Theil des Felles in der Hand behielt, während das Thier todt fortgeschlendert wurde. Auch dieses höchst rohe Schauspiel wurde von lauten Jubelrufen der Zuschauer begleitet.

Die ganze Scenerie glich einem Jahrmarkttreiben in einer größeren europäischen Stadt, nur das gab der ganzen Scene ein eigenthümliches Gepräge, daß alles Publikum beritten war. Plötzlich ertönte überall der Ruf: at kälä (die Pferde kommen). Nun stürzte Alles zur Rennbahn und bald sammelten sich zu beiden Seiten der Bahn dichte Zuschauerhaufen. Ein kleiner Theil der Zuschauer ritt den Pferden entgegen, um, wie man mir mittheilte, dieselben anzufeuern.

In der Ferne waren jetzt mehrere Punkte zu erkennen; es waren etwa 25 Pferde, die die übrigen weit überholt hatten. Jetzt begann eine wilde Scene. Kaum hatten sich die Pferde auf 1 Werst dem Ziele der Rennbahn genähert, als die Besitzer der Pferde nebst ihren Verwandten sich den laufenden Thieren näherten und die nachbleibenden mit Pfeifen, Steinwürfen, Schreien und Kantenschlägen zur Eile antrieben. Als dieser wilde Haufe sich dem Ziele näherte, war nichts mehr zu erkennen, als ein Knäuel von über 100 Pferden, die unter dem heftigsten Getöse daherflogen, so daß ich nicht im Stande war, die Rennpferde mit den Augen zu verfolgen.

Man rieth mir, mich zur Seite zu begeben, da bald eine Scene entstehen werde, der beizuwohnen nicht ohne Gefahr wäre, und in der That dankte ich später meinem Begleiter für den guten Rath, denn es begann ein so wildes

Durcheinanderreiten, daß man leicht von den daherstürmenden Reiterhaufen vom Pferde geworfen und zerstampft werden konnte. Der ganze Zuschauerhaufe stürzte nämlich zu den Preisen, theils um an dem Schauspiele theilzunehmen, theils um dem, der gewonnen hatte, die Beute zu entreißen. Ich war nicht im Stande, das Gewirr vor meinen Augen zu enträthseln. Man hörte Schreien, Toben, Schimpfen, man sah, wie Leute von den Pferden gerissen wurden, wie das Publikum sich auf die Preise warf und wie die letzteren in wenigen Augenblicken unter dem Gewühle verschwanden. Man erzählte mir später, daß die Gewinner nur wenig von ihren Preisen erhalten hätten, der größte Theil sei dem anwesenden Publikum zugefallen und im Triumphe entführt. So soll es stets beim Wettrennen hergehen. Des Preises wegen schicke Niemand sein Pferd zum Wettrennen, denn denselben erhalte der Herr des Pferdes nie. Es sei nur der Ehrgeiz des Besitzers, der den Ruhm, ein gutes Rennpferd zu haben, jedem Preise weit vorziehe. Aber wenn es selbst dem Herrn des Pferdes gelingt, den ganzen Preis zu erhalten, so muß er der Sitte gemäß alles Gewonnene den Verwandten und den Aulnachbarn überlassen, sonst wird er überall als der größte Geizhals verschrieen.

Kürzere Mittheilungen.

Angebliche Amazonen in Neu-Guinea.

Das vor Kurzem erschienene Buch „Work and Adventure in New Guinea 1877 bis 1885 by James Chalmers and W. Wyatt Gill" enthält sehr viel Interessantes, und wir hoffen gelegentlich unseren Lesern eine Uebersicht des wirklich Neuen, welches in demselben mitgetheilt wird, vorzulegen; für heute begnügen wir uns, einige Mittheilungen über einen sogenannten Amazonenstaat herauszugreifen.

In Port Moresby schon hatte Chalmers von einem Amazonenlande gehört; Weiber allein, hieß es, bewohnten und beherrschten das ihnen gehörige Gebiet. Man erzählte, daß sie den Boden sehr gut bebauten, sehr tüchtig auf dem Meere und vollkommen im Stande seien, sich des männlichen Geschlechtes zu erwehren, wenn dasselbe einmal den Versuch mache, in ihr Gebiet einzudringen. Oestlich von Hula hatte man nie von ihnen sprechen hören.

Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß Chalmers dieser Sache seine Aufmerksamkeit zuwendete; lange Zeit aber waren alle seine Nachforschungen vergeblich; die Eingeborenen, bei denen er sich erkundigte, lachten ihn aus und meinten, es sei doch unmöglich, daß Frauen ohne Männer sich fortpflanzten. Trotz dieser ganz vernünftigen Einrede beobachtete Chalmers fortwährend Alles sehr scharf, was ihm in dieser Hinsicht einen Fingerzeig geben konnte, und da er die ganze Küste bis zum Ostkap bereiste, war er sicher, daß er, wenn etwas einem Amazonenstaat Aehnliches existirte, es auch finden würde. Er fühlte sich um so mehr zur größten Aufmerksamkeit verpflichtet, da, wie er ziemlich ungalant sagt, die Frauen erfahrungsmäßig die Ursache aller Streitigkeiten sind; er hatte sie am Südkap beobachtet, wie sie, Furien gleich, die friedfertigen Männer aufzureizen suchten, und bei verschiedenen Anlässen hatten sie laut um Rache geschrien, wenn die Männer zum Frieden geneigt waren, und wenn letztere ruhig blieben, ihnen die Schilde aus den Händen gerissen, dieselben auf den Boden geschleudert und mit Steinen danach geworfen, die Männer an den Haaren gerissen und sie für feige Memmen erklärt. Die Nachbarschaft einer Frauenkolonie mußte also für die Zwecke Chalmer's, der sich auf der Reise befand, um geeignete Punkte für Missionsniederlassungen auszusuchen, für gefährlich erachtet werden. Man hörte nun, daß die Boote von Mailinkolo (Toulon) häufig Frauen unter ihrer Bemannung zählten, ja daß einzelne sehr große Boote ausschließlich mit Weibern besetzt seien. Chalmers befand sich dieser Insel gegenüber, zur Landung bereit, als ihm zwei Kanoes begegneten, deren eines von Männern, eines von Frauen geführt wurde; er schickte die Canoes zu seinem Schiffe, um dort Handel zu treiben und setzte die Reise nach dem großen, an der Nordseite der Insel gelegenen Dorfe fort. Ein einzelner Mann, den man am Lande traf, widersetzte sich der Landung, ließ sich jedoch durch den wohlbekannten Namen Chalmers und ein Stück rothen Tuches bewegen, den Fremden den Zugang zur Insel zu gestatten. Sobald man ans Land kam, sah man eine Schaar von einigen hundert in Grasunterröcke gekleideter Weiber unter den Häusern stehen, nur die Unterröcke und die Beine waren sichtbar. Als Chalmers sich ihnen näherte, verhielten sie sich ganz ruhig, bis sie auf einmal einen fürchterlichen, nervenerschütternden Schrei ausstießen. Auf den Schrei liefen einige Männer herbei; der Bootsmannschaft wurde durch Chalmers befohlen, sehr auf ihrer Hut zu sein, dann aber suchte der Missionar doch einen näheren Verkehr mit den Schönen anzubahnen. Da dieselben eine Annäherung seinerseits nicht zu wünschen schienen, suchte er sie zu bewegen, näher zu kommen. Anfänglich wurden seine Bemühungen schnöde zurückgewiesen; man habe ihn gesehen, hieß es, er möge nur zurückkehren, woher er gekommen sei; doch er ging nicht, er rief ihnen zu, er wolle den „Freunden" erst einige Geschenke geben. Dann zeigte er ihnen Perlen und rothe Stoffe, die, merkwürdig genug, auf die Frauen gar keinen Eindruck zu machen schienen. Etwas von den Schätzen wurde auf den Boden gelegt, dann zog er sich, scheinbar ganz gleichgiltig, zurück. Endlich trat ein Mädchen schüchtern aus der Frauenschaar (so zahlreich, wie ich nie vorher Frauen gesehen, setzt Chalmers hinzu), hervor, näherte sich Schritt vor Schritt, während sie jeder Bewegung des Weißen mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte, die Arme über die Brust gekreuzt; dann zögert sie wieder, bleibt stehen; sie hat nicht Muth genug und eilt zu den anderen zurück. Wie es scheint, haben die älteren Frauen dem Mädchen Vorwürfe gemacht und es hat nicht gewagt, den ersehnten Schatz zu ergreifen. Ein kleines Fräulein von neun oder zehn Jahren tritt jetzt aus der Schwestern Mitte, es läuft ein wenig voraus, hält ein, schleicht dann wie eine Katze weiter, damit das Knirschen des Sandes, den sein Fuß betritt, den Fremden nicht aus seinen Träumen wecke; wieder zögert es, die Hände auf die schwer athmende Brust gepreßt, damit der Geist nicht entflieht oder das klopfende Herz nicht davon hüpft; da mit einem Sprunge wirft es sich auf die Waaren und ergreift die feurig begehrte Beute, das Tuch und die Perlen.

Noch einige Male wird eine solche Lockspeise angewendet und, siehe da, der Anschlag ist geglückt; Chalmers sieht sich von der lärmendsten Gesellschaft umgeben, in der er sich je befunden hat, er fühlt sich glücklich, als er das Schiff wieder erreicht hat und landet an einer anderen Stelle, an der Westseite. Hier stellten sich sofort ganze Schaaren von Frauen, aber keine Männer ein. Ohne Unterschied der Person theilte Chalmers Perlen aus, bald aber erhob sich ein großer Streit zwischen alten und jungen Frauen. Die letzteren wurden

weggeschickt und, da sie sich weigerten, dem Gebot Folge zu leisten, mußte Chalmers dafür büßen. Die alten Frauen bestanden darauf, daß er den Strand verließ und da die Männer, die man vorher in einem Kanoe gesehen hatte, zurückgekommen waren, schien es gerathen, diesem Andringen Folge zu leisten. Lange noch, nachdem er den Strand verlassen hatte, hörte er die alten Frauen mit ihren heiseren gebrochenen Stimmen gegen die Jungen fluchen und schelten. Wahrscheinlich war er der erste Weiße an dieser geheiligten Küste und mag somit allerdings ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit gewesen sein. Aller Wahrscheinlichkeit ist dies das berühmte Amazonenland und es ist sehr erklärlich, daß es durch die vereinzelten Kanoes, welche von der westlicher gelegenen Küste dorthin kamen, für ein solches gehalten wurde. Die eigenthümliche Erscheinung, daß man so viele Frauen beinahe ohne Männer allein lebend angetroffen hatte, klärte sich bald in folgender Weise auf.

Man landete auf einer kleinen, in der Nähe der Amazonen-Bai gelegenen Insel, wo man einige Kanoes mit Männern und Knaben antraf, die von dem Festlande herüber kamen und sich später nach Toulon begaben; von ihnen hörte man denn, daß ihre Pflanzungen auf dem Festlande lagen; sie begaben sich dorthin, um dieselben zu bebauen und um zu fechten, und nahmen die Knaben mit sich. Während nun bei weitem die meisten Männer sich auf dem Festlande befanden, blieben Frauen und Mädchen unter der Obhut einiger weniger Krieger zurück. Die Männer stellen sich von Zeit zu Zeit ein und bringen Nahrungsmittel mit. Während ihrer Abwesenheit treiben die Frauen in ihren Kanoes Handel und kommen sogar bis Dedele in Cloudybai. Die Bemannung eines Kanoe, welches früher dahin verschlagen worden war, hatten die Frauen freundlich aufgenommen, aber auf der Rückkehr wurde sie in Dedele getödtet. Dieser Umstand hat natürlich dazu beigetragen, den schlimmen Ruf des Amazonenlandes zu erhöhen.

Paraguay als Ziel deutscher Auswanderung.

Der „Globus" hat früher (Bd. 45, S. 347) Dr. H. Töppen's ersten Vortrag über Paraguay als Land für deutsche Kolonisation abgedruckt; jetzt hat er die Freude, auf die abschließende Schrift Töppen's über seine Reise aufmerksam zu machen, auf seine „Hundert Tage in Paraguay". (Mit Karte. Hamburg 1885. L. Friederichsen und Komp.) Das von tüchtigem wissenschaftlichem Streben Zeugniß ablegende Werk zerfällt in zwei Theile, die Beschreibung der Reise ins Innere und eine Schilderung des Landes im Hinblick auf deutsche Kolonisationsbestrebungen. Die Reise führte ihn durch die ganze Breite des Landes hin und zurück und vom 26. bis fast zum 23. Gr. südl. Br. und gab ihm reichliche Gelegenheit, die vorhandenen Karten (unter denen er diejenigen des in Afrika gestorbenen Keith Johnston als die beste bezeichnet, die große von Wisner von Morgenstern aber scharf kritisirt) zu verbessern, eine Reihe von Höhenmessungen anzustellen und so viel Einblick in die natürlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu gewinnen, als es eben in hundert Tagen bei so einfachen Zuständen nur möglich ist. Seine eigenen Ergebnisse hat er dann durch gründliches Studium der vorhandenen Litteratur derartig ergänzt, daß seine Schrift jedem, den es angeht, dringend zum Studium empfohlen werden muß. Unter anderem machen wir namentlich auf die Abschnitte über Yerba (S. 127) und über das Klima (S. 168) aufmerksam; das sind wirkliche Leistungen und weit verschieden von dem vielen Geschwätz, was in den letzten Jahren in Deutschland über Paraguay zu Tage gefördert worden ist. Zum Schluß faßt Töppen seine Ansicht über Vortheile und Nachtheile Paraguays für den auswandernden Deutschen folgendermaßen zusammen. „Die Lage des Landes ist vortheilhaft, denn der Fluß gestattet einen unbeschränkten Verkehr; die Bodengestaltung ist günstig, das Klima ist warm oder doch im rechten Sinne des Wortes gemäßigt; es gestattet dem Europäer Leben und Arbeit bei angemessener Lebensweise; die Gesundheitsverhältnisse sind vorzüglich; die Natur ist in jeder Beziehung eine reiche, und ihre Schätze harren noch zum großen Theil der Ausbeutung; für Viehzucht und Ackerbau sind die Naturbedingungen fast überall günstig, zum Theil vorzüglich: eine Vereinigung glücklicher Verhältnisse, wie sie wenige andere Länder bieten. Dazu kommen ruhige politische Verhältnisse, große öffentliche Sicherheit, eine eingeborene Bevölkerung, mit welcher, bei einigem Verständniß für ihre Eigenart, gut auszukommen ist, der man auch, je nach Bedürfniß, fast ganz aus dem Wege gehen kann, wenn man abgelegene Landestheile aufsuchen will; ferner relativ günstige Verhältnisse in Bezug auf Polizei- und Rechtszustände. Schwierigkeiten dagegen setzen dem gedeihlichen und schnellen Fortkommen des Einwanderers die Verhältnisse des Handels und Verkehrs entgegen; die Verkehrswege im Lande lassen viel zu wünschen übrig, die Schiffsverbindungen sind noch nicht genügend, der einheimische Bedarf an dem, was der Ackerbauer produzirt, ist gering, der Handel ruht in Händen von schlauen Italienern, der Export ist unentwickelt und kann durch die Anstrengungen kapitalloser, nur auf ihre Arbeitskraft angewiesener Kolonisten nicht gehoben werden. Er wird sich sicher allmählich entwickeln, denn die statistischen Nachweise des Handels zeigen aufsteigende Tendenz; es wäre aber wünschenswerth, daß kräftiges Eingreifen ihm etwas nachhülfe und ihn in solche Bahnen lenkte, die zur Förderung der deutschen Einwanderung beitragen können. Für Angehörige gelehrter Berufsarten ist kaum auf Fortkommen zu rechnen, Handwerker haben vorläufig wenig Aussicht. Dem Viehzüchter ist für den Augenblick, ja noch für ziemlich lange hinaus, Gewinn durch den eigenen Bedarf des Landes gesichert; dann wird auch er auf Ausfuhr seiner Produkte angewiesen sein. Ein letzter und nicht zu unterschätzender Mangel ist die augenblicklich wenig angesehene Stellung des Deutschthums in Paraguay!"

Danach mag Jeder selbst ermessen, ob er dorthin ziehen will oder nicht. Wer es thut, muß es vor allem in der Absicht thun, dauernd dort zu bleiben; denn rasch reich werden und wieder davonziehen ist ausgeschlossen. Er muß auch den Ackerbau und die Viehzucht verstehen und wenn möglich, etwas Kapital besitzen. Denn ohne solches kann der kleine Ackerbauer nicht mehr erwarten, als unter schwerer Arbeit allmählich eine bescheidene Existenz zu gewinnen. Wer über 10 000 bis 15 000 Mark verfügt, möge es mit der Viehzucht versuchen, Handwerker aber und gelehrte Stände sollen vorläufig noch davon bleiben!

Zum Schlusse die Bemerkung, daß H. Töppen durch diese Reise und die Bearbeitung ihrer Resultate nach unserer unmaßgeblichen Meinung wohl bewiesen hat, daß er auch zur Durchführung eines größeren Unternehmens der richtige Mann ist. Hoffentlich begegnen wir ihm bei einem solchen wieder!

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— In Dongola ist ein Brief des Mahdi eingetroffen, welchem eine von dessen christlichen Gefangenen, darunter Slatin Bey und Lupton Bey, unterzeichnete Erklärung, daß sie sich guter Behandlung erfreuen, angehängt ist. Dadurch verringert sich die Zahl der vermißten Forschungsreisenden auf drei: Junker, Emin Bey und Casati.

— Als das Deutsche Reich die Küsten des Damara- und Namaqua-Landes unter seinen Schutz stellte, wurden in England Befürchtungen laut, daß sich Deutschland und die südafrikanischen Boern im Inneren von Südafrika die Hand reichen und dadurch die englischen Kolonien von den nördlicher gelegenen Gebieten am Zambesi absperren könnten. Ein Federstrich hat genügt, diese Gefahr zu beseitigen: England hat durch eine einfache Proklamation in der „London Gazette", welche von unseren deutschen Zeitungen übersehen worden ist, ein Gebiet von der Größe Spaniens annektirt. Dasselbe umfaßt alles Land westlich von der Grenze der südafrikanischen Republik (Transvaal), nördlich von der Kapkolonie, östlich vom 20. Grade östl. L. Gr. und südlich vom 22. Grade südl. Br. Nun erst wird die Meldung, daß Chama, der Häuptling der Bamangwatos (s. oben S. 32) unter englischen Schutz gestellt sei, verständlich; denn nun erst erfahren wir, daß auch die zwischen der Kapkolonie und Chama's Land gelegenen Striche englisch geworden sind. Vom Kap der guten Hoffnung bis zu den Victoria-Fällen des Zambesi erstreckt sich jetzt ununterbrochen englisches Gebiet. Das neu erworbene Land ist ein Plateau zwischen 4000 und 6000 Fuß Höhe, für Europäer angeblich gesund zu bewohnen, sehr geeignet für Viehzucht und stellenweise auch für Ackerbau (falls hier nicht Wassermangel hindernd dazwischen tritt). Wenn in der „Mail" (12. Juni 1885), wo diese „neue Kolonie" eingehend besprochen wird, als Englands Aufgabe hingestellt wird, die Eingeborenen vor den landgierigen Boern zu schützen, so mag das glauben, wer Lust hat. Viel mehr hat zu diesem Vorgehen die Gefahr beigetragen, welche der englischen Handelsstraße in das Innere von Seiten der Boern drohte — und auf dieser werden jährlich für 500 000 Pfd. St. Manufakturwaaren nach Norden geschafft und für 1 Million Pfd. St. Landesprodukte nach Süden. Einen solchen Handelsverkehr zu erhalten, lohnt sich schon der Mühe; abzuwarten ist freilich, was die Boern zu der Annektion sagen werden.

— Ein französischer Jägerlieutenant — seinen Namen theilt unser Pariser Gewährsmann nicht mit — hat die Ermächtigung erhalten, von St. Louis nach Timbuctu zu reisen, von da nach Insalah und weiter über Gurara und Mzab nach Alger.

Inseln des Stillen Oceans.

— Das unter die Verwaltung der Neu-Guinea-Kompagnie gestellte Deutsche Schutzgebiet (s. oben S. 15) mit seinem wenigen bisher bekannten Detail und der definitiven Grenze gegen den englischen Besitz hat seine erste größere Darstellung (1 : 300 000) in L. Friederichsen's Karte des westlichen Theiles der Südsee (Hamburg, L. Friederichsen u. Komp.) gefunden. Sechs Kartons stellen wichtigere Theile der Küste, wie Astrolabe-Bai, York-Insel, Friedrich Wilhelms-, Prinz Heinrichs- und Finsch-Hafen u. a. dar. Nach der Karte umfaßt das deutsche Protektorat auf Neu-Guinea selbst (Kaiser Wilhelm's-Land) 176 200 qkm, das englische dagegen 223 730 qkm und das niederländische 390 560 qkm.

Südamerika.

— Die holländische wissenschaftliche Expedition, welche sich am 28. März auf die Reise nach dem oberen Surinamefluß begeben hat, ist, wie dem „N. Rotterd. Ct." aus Paramaribo geschrieben wird, am 20. April nach diesem Orte zurückgekehrt. Die Theilnehmer sind über die erreichten Resultate sehr zufrieden, was man namentlich dem Umstande zu danken hat, daß die Regenzeit erst anfing, als man den Endpunkt der Reise erreicht hatte, so daß man auf der Hinreise alle Felsen längs des Flusses sehen konnte und die Ufer ganz bloß lagen. Nachdem die Regenzeit eingetreten war, stieg das Wasser bedeutend und die Felsen waren ganz unter Wasser. Die erste Station wurde in Phaedra am linken Ufer des Suriname gemacht; von dort wurde die Fahrt nach dem Tafrafelsen, der mitten im Flusse liegt, fortgesetzt, wo man die Dampfbarkasse verlassen und in Fischerboote übergehen mußte. Am folgenden Tage erreichte man Bergendal, wo sich eine Herrnhuterniederlassung befindet; der in der Nähe gelegene Blaue Berg wurde bestiegen und die Höhe bestimmt. Von demselben aus hat man eine prachtvolle Uebersicht über die verschiedenen Bergketten, die sich vom Marowijne nach dem Saramacca-Fluße hinziehen. Während im Allgemeinen die Berge in Suriname mit hohen Bäumen bewachsen sind, welche die freie Aussicht hindern, ist der Blaue Berg ganz kahl. In Broko Pondo, wo eine neue Polizeistation erbaut ist, wurde die Nacht zugebracht und am folgenden Morgen die Reise nach dem an der Mündung des Saracreek gelegenen Koffiekamp fortgesetzt. Hier machten die Reisenden zuerst die Bekanntschaft einiger Dörfer der Buschneger und mieteten sechs Ruderer, um sie über den Arsubanja-Fall zu bringen, welcher durch sechs Fuß hohe Felsen gebildet wird. Man besuchte den Häuptling Baku in dem am Saracreek gelegenen Dorfe Pitjian; unterwegs wurde die Gesellschaft in Gansé durch den höchsten Häuptling der Buschneger, Bona, empfangen, der sehr freundlich war, doch es sehr gut verstand, sich alles recht theuer bezahlen zu lassen. Mit großer Mühe glückte es, von diesem Häuptling zwei Corjalen (Boot aus einem ausgehöhlten Baumstamme) mit sechs Ruderern zu mieten, um über die Sisabo-Fälle zu kommen; diese sind zwölf Fuß hoch, so daß die Corjale erst ausgeladen werden müssen, ehe sie hinaufgezogen werden können. Nach drei weiteren Tagereisen kam die Expedition in Toledo, einem kleinen Dorfe der Buschneger, an, wo sie sich einen Tag lang aufhielt. Auf der Rückreise wurde eine fünf Wegstunden von Broko-Pondo entfernte Goldwäsche besucht, wo sich die Geologen mit der Art, wie das Gold gewonnen wird, bekannt machten. Nach einem weiteren Ausfluge nach dem Kasipuracreek kehrten die Reisenden nach Paramaribo zurück. Was das Geologische betrifft, ist die Reise sehr gut geglückt; daß für die Zoologie nicht eben so viel erreicht werden konnte, erklärt sich aus dem schnellen Reisen und den kurzen Aufenthalten, die gewöhnlich nur zur Nachtzeit stattfanden. Professor Martin hat eine große Sammlung Steine von verschiedenen Stellen am Suriname-Flusse mitgebracht. Die Rückreise nach Holland sollte am 26. April angetreten werden.

— Von Dr. Henry Lange's „Südbrasilien" (Leipzig, P. Frohberg), welches der „Globus" in Bd. 42, S. 32 anzeigte, hat sich bereits eine zweite Auflage nöthig erwiesen — ein erwünschtes Zeichen dafür, daß sich das Interesse unseren dort angesiedelten Landsleuten in höherem Maße zuzuwenden anfängt. Das Buch ist in seiner neuen Gestalt vielfach umgearbeitet und um die Beschreibung der Provinz Paraná erweitert worden; ebenso sind Karten von der Kolonie Dona Francisca und von der Provinz Paraná nebst Grenzländern, zahlreiche Holzschnitte und 9 Lichtdruckbilder neu hinzugekommen.

Vermischtes.

Indogermanischer Volksglaube. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte der Urzeit. Von Dr. W. Schwartz, Prof. und Direktor am Königl. Luisen-Gymnasium. Berlin. Verlag v. Oswald Seehagen.

Im obigen Werke schildert Schwartz, indem er, vom ethnologischen Standpunkte ausgehend, aus den Lokalsagen, sowie aus dem sich daran schließenden Aberglauben den eigentlichen Volksglauben der einzelnen indogermanischen Stämme entwickelt und dann die gewonnenen homogenen Urvorstellungen synthetisch zu einem Bilde vereint, die eigenthümliche Weltanschauung der Indogermanen vor der Zeit ihrer Trennung. Als Hintergrund ergiebt sich ein düsterer Gespensterglaube, welcher sich zunächst an die Gewitternacht anschloß, in der man böse Geister in den Wolken vermummt umgehend, resp. eine ganze Schattenwelt heraufkommend wähnte. Theils wurden die hier plastisch hervortretenden Bilder auf die gewöhnliche Nacht übertragen und so auch diese mit einer Fülle von Spukgestalten der mannigfachsten Art bevölkert, theils gingen sie, wenngleich modificirt, allmählich in polytheistische Gestaltungen über. So stellen sich z. B. zu dem in der athembeklemmenden Gewitterwolke die Sonne scheinbar beschleichenden Nachtgespenst die entsprechenden, nur auf die gewöhnliche Nacht und die Menschen übertragenen, unter Athembeklemmung dieselben in der Nacht angeblich drückenden Wesen, wie Mahrten, Fannen, Gandharven und dergleichen, wie weiter dann die Sage von der Bewältigung oder dem Fang einer solchen Mahrt sich deutlich noch z. B. in der Gewinnung der Thetis durch Peleus, besonders nach der Ovidischen Schilderung, wiederspiegelt. — Ebenso steht zu dem feurigen, starren Auge der Strigen, wie der meisten Gespenster und der ganzen Vorstellung vom bösen Blick, der sich an den schräg durch die Wolken zuckenden Blitzstrahl schloß, in einer gewissen Parallele sowohl Wodan's finsteres Auge, welches er mit seinem Wolkenschlapphut deckt, als der Neidblick der griechischen Götter und namentlich des Zeus, der, wenn er donnert, ähnlich wie Wodan, seine Brauen über das feurige, zürnende Auge fallen läßt.

Jenem düsteren Reich gegenüber entwickelte sich dann die Vorstellung eines Lichtreichs. Das aufsteigende Tageslicht erschien dabei als ein durch die Wolken sich verästender, himmlischer Lichtbaum, zu welchem die übrigen Himmelserscheinungen dann als Accidentien traten, die Gestirne z. B. als leuchtende Früchte an demselben galten und dergleichen mehr. Besonders charakteristisch ist die Auffassung des „zackigen" Blitzes und der „aufblühenden" Gewitterwolke als eines sichtbar werdenden „goldigen Zweiges" resp. einer „Schmarotzerpflanze" an demselben, auf welche Dinge man dann als eine Art Zauberfetische die mannigfachen, beim Gewitter hervortretenden Wandlungen und Wirkungen übertrug. In den verschiedensten Beziehungen entwickelte sich dies. Bald schien die himmlische Ruthe oder Mistel z. B. die Schattenwelt des Gewitters heraufzuführen, resp. zu erschließen, woran noch der Caduceus des Hermes sowie die goldige Mistel in der Aeneas-Sage erinnert, bald waren sie das zauberhafte Medium, mit welchem der vermummte Wolkendämon u. A. das Sonnenwesen — männlich oder weiblich gedacht — bewältigte, wie z. B. in der Ißendiar-, Baldur- und Brunhild-Sage bekanntlich ein solcher Zweig, eine Mistel, resp. ein Schlafdorn verhängnißvoll so wirkend erscheint.

Tritt uns so auf der einen Seite der Hintergrund der nationalen Mythen entgegen, so greift der erwähnte alte Gespensterglaube speciell andererseits noch gleichsam zurück zu analogen, primitiven Vorstellungskreisen der rohen Naturvölker, so daß nach dieser doppelten Perspektive der Verfasser in der Vorrede schon im Stande ist, die Entwickelungsphasen zu skizziren, welche sich aus der Urzeit in die historischen Zeiten ziehen, und so in großen Zügen die Anfänge der Glaubensgeschichte der Menschheit auf psychologischer Grundlage zu basiren.

Auf diesem Wege wird man auch mit der Zeit zu einer geographischen Gruppirung der verschiedenen Glaubenselemente, ähnlich wie man in sprachlicher Hinsicht es schon macht, kommen und auch für den ethnologischen Ur-Zusammenhang der Völker von dieser Seite aus Schlüsse zu thun im Stande sein, worauf Schwartz auch schon im 2. Theile der Poet. Naturanschauungen S. 20 f. seiner Zeit hingewiesen hat.

Erwiderung.

In Bd. 47, Nr. 3 des „Globus" richtete Herr Dr. Andree eine Beschwerde gegen mich, auf die ich, absichtlich längere Zeit schweigend, nur Folgendes zu bemerken mir erlaube. Das, was ich aus dem Andree'schen Buche in einen Abschnitt des 2. Bandes meiner „Urgeschichte" aufgenommen habe, sind ausschließlich Citate aus anderen Werken, die Andree's Buch enthält. Die Namen der Autoren sind von mir sämmtlich angegeben worden. Daß eine Verletzung geistigen Eigenthums vorliege, kann ich somit nicht zugeben und lag es mir ebenso fern, Herrn Dr. Andree, dessen Schrift ich lobend hervorhob, irgend benachtheiligen zu wollen.

Leipzig, im Mai 1885. A. Rauber.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVIII. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Auf der Suche nach den Resten der Crevaux'schen Expedition.

(Nach dem Französischen von A. Thouar.)

IV.

(Die Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Der Stamm der Tobas ist einer der stärksten im nördlichen Gran Chaco, wo sie auf beiden Ufern des Pilcomayo mit einigen anderen Stämmen von anscheinend gleicher Herkunft vermischt ein Nomadenleben führen. Von mehr als Mittelgröße, sind sie kräftig, muskulös und von etwas dunklerer Hautfarbe als die Chiriguanos; sie tatuiren Gesicht, Brust und Arme mit der Asche von Maisstroh und tragen im Ohrläppchen einen zuweilen sehr großen Holzring, der ihren werthvollsten Schmuckgegenstand ausmacht. Als Kleidung tragen sie einen grobwollenen Poncho, gewöhnlich aufgerollt um die Hüften. Träge, geneigt zu Raub und Diebstahl, betreiben sie keinerlei Bodenkultur, sondern beschäftigen sich ausschließlich mit Jagd und Fischfang; dabei sind ihre Hände so zart, daß sie z. B. bei der Handhabung der Axt, deren Gebrauch ihnen sonst unbekannt ist, leicht Blasen bekommen.

Sie leben in konischen, aus Baumzweigen errichteten Hütten mit niedrigem schmalem Eingang in Gruppen unter einem Häuptling zusammen. Polygamie besteht nicht bei ihnen, schon aus dem Grunde, weil zwei Weiber eines und desselben Mannes sich so lange bekämpfen würden, bis eine von ihnen todt auf dem Platze bleibt; dabei besitzen sie großen Sinn für Familienleben und Achtung vor dem Alter. Bei der Geburt eines Kindes veranstalten sie keinerlei Ceremonien wie die Chiriguanos, deren häufiges und langes Fasten sie übrigens bespötteln.

Erreicht die Tochter eines Häuptlings das Pubertätsalter, so darf sie mehrere Tage die Hütte nicht verlassen, während die Männer auf Jagd und Fischfang ausziehen und möglichst viel Beute für den bevorstehenden Festtag herbeizuschaffen suchen. Die Konservirung derselben geschieht allabendlich durch Rösten am Feuer, wozu ein Indianer auf dem Pin-pin musicirt, einem trommelähnlichen Instrument, das aus einem hölzernen, halb mit Wasser gefüllten und mit einem Ziegenfell überspannten Mörser besteht. Tag und Nacht, ohne Aufhören, bearbeitet dieser seine Trommel bis zur Beendigung des Festes, oft genug wochenlang, wobei ihm Speise und Trank von den Uebrigen gebracht wird. Am letzten Tage des Festes überlassen sich die Tobas einem wüsten Gelage, wobei sie ein dem Chicha ähnliches Getränk in solchem Uebermaß zu sich nehmen, daß sie danach für mehrere Tage in einen Zustand des Stumpfsinns und der Apathie versinken.

Die junge Indianerin, deren Eintritt in das Pubertätsalter auf so solenne Weise gefeiert wurde, ist nunmehr verpflichtet, im Laufe des nächsten Jahres einen der Festtheilnehmer, dessen Auswahl den Eltern obliegt, zu heirathen, ohne daß dabei weitere Ceremonien stattfinden. Unter den Weibern besteht eine gewaltige Eifersucht: der Toba kann sein Weib verstoßen, aber wehe, wenn er sich eine Andere zum Weibe nimmt; die nothwendige Folge ist ein Zweikampf zwischen den Rivalinnen, die nackt bis auf



Pin-pin-Fest.

ein um die Lenden gegürtetes Jaguarfell und mit einem spitzen am Handgelenk befestigten Fisch- oder Ziegenknochen bewaffnet sich einander bearbeiten, während die Männer gleichgiltig und ohne einzuschreiten dabeistehen. Täglich beginnt der Kampf von Neuem, bis eine der beiden den Streichen der Gegnerin erliegt. Eine andere Art der Rache besteht darin, der Feindin das Jaguarfell, ihr einziges Kleidungsstück, zu rauben; während diese beschämt unter dem Hohngelächter der Umstehenden entflieht, zerschneidet die Siegerin triumphirend das Fell in Stücke und Streifen, die sie unter ihre Freunde vertheilt.

Im Kriege beginnen die Tobas den Angriff auf den Feind meist bei Sonnenaufgang, bekleidet mit einem aus den Fasern der Caraotta gefertigten Waffenrock und unter den Tönen eines pfeifenähnlichen Instrumentes. Vor dem Ausmarsche zum Kampfe führen sie ähnlich wie die Chiriguanos Kriegstänze auf, bei denen sie sich freiwillig selbst verwunden, um den Weibern ihre Bravour im Erdulden von Schmerz zu beweisen. Bewaffnet mit Lanze, Bogen, Pfeilen und Keulen schlagen sie sich mit einem seltenen Muthe und wahrster Todesverachtung; entfesselt noch vollends Trunkenheit ihre Kräfte, so sind die Kämpfe unter ihnen geradezu mörderisch. Ueberhaupt neigt der Toba außerordentlich zu excessiver Trunksucht, wenn auch bei jedem Tribus einer zu finden ist, der sich des Trinkens völlig enthält und dazu berufen ist, Streitigkeiten unter ihnen selbst zu schlichten. Auch die Frauen betrinken sich nie. Die Leichen der gefallenen Feinde werden in Stücke geschnitten und als Trophäen in die Ranchos heimgebracht, wo sie dem Spotte und den Schmähungen der Weiber anheimfallen.



Junge Toba-Indianerin. (Nach einer Photographie Thouar's.)

Von eigentlichem Gottesglauben findet sich bei ihnen keine Spur, nur eine leichte Andeutung der Vorstellung eines Geistes, den sie Päjak nennen. Ein sterbender Toba wird oft durch Keulenhiebe getödtet oder noch lebend begraben; auch den Säugling begräbt man mit seiner sterbenden Mutter. Irgend welche Achtung vor seinem Weibe kennt der Toba nicht, er behandelt sie als Sklavin, ohne sie dabei zu schlagen; im Gegentheil prügelt die Frau ihren Mann und dann kommt es vor, daß dieser gereizt, die Mißhandlung erwidert und sie mit Keule oder Lanze tödtet.

Der Fischfang wird in höchst gewandter Weise betrieben; außerdem besitzen die Tobas große Herden von Schafen, Rindvieh, Ziegen und Pferden. Anthropophagen sind sie nicht; auch sind ihre Pfeile nicht vergiftet.

Der Aufenthalt in Santa Barbara, nunmehr Kolonie Crevaux genannt, wurde bis zum 10. September ausgedehnt und diese Zeit zur Befestigung des Platzes und zu Vorstößen in das umliegende Gebiet benutzt. Mit einzelnen Tobas kam man dabei verschiedentlich in Berührung; sie legten, wenn auch keine freundliche, so doch auch nicht gerade feindliche Gesinnung an den Tag. Bei einem Zusammentreffen mit einem Häuptling derselben wurde diesem erklärt, daß, wenn binnen drei Tagen nicht die gestohlenen Pferde und Alles, was sie von der Expedition Crevaux' erbeutet hätten, zurückgegeben, die Feindseligkeiten gegen sie begonnen werden würden. Nicht wenig bestürzt zog der Indianer ab, aber vergeblich warteten die Reisenden auf die Erfüllung der gestellten Bedingung.

Am 10. September brach eine Kolonne von 110 Mann, darunter 70 Infanteristen von dem in Tarija garnisonirenden Bataillon und 30 Reiter, in der Richtung auf Assuncion in Paraguay auf, während ungefähr 100 Mann in der Kolonie zurückblieben. Dem rechten Ufer des Pilcomayo folgend passirte man anderen Tages die Stelle, wo Crevaux und seine Gefährten ihr Leben ließen. Ein hölzernes Kreuz wurde als pietätvolles, wenn auch allzu vergängliches Ehrendenkmal für die hier gefallenen Opfer errichtet, deren Spuren auf den sandigen Ufern des geheimnißvollen Pilcomayo noch kaum verwischt waren. Tagelang war kein Toba zu sehen; da endlich wurde eine Anzahl derselben auf dem anderen Ufer in durchaus feindlicher Haltung sichtbar, so daß für die Nacht Vorsichtsmaßregeln für den Fall eines Ueberfalles getroffen wurden. Bald sah man ringsum Feuer emporlodern — die brennenden Hütten der Tobas, welche nach allen Richtungen hin die Anwesenheit von Feinden im Lande verkündeten. Sonst störten nur Jaguars die Ruhe der Nacht. Anderen Tages kam eine Anzahl Mataco- und Toba-Indianer in das Lager und wurde hier freundschaftlicher Absichten versichert unter dem Versprechen, ihr Besitzthum zu schonen. In der That hatten die Mannschaften strengen Befehl erhalten, nicht zu plündern. Der Weitermarsch war außerordentlich mühsam, das Terrain war sehr sandig und reich an Sümpfen, aus welchen einige Male die Indianer selbst, aus dem sie bis dahin verbergenden hohen Grase hervortretend, den Reisenden heraushalfen. Sie wurden dafür mit Tabak und Fleisch beschenkt. Einer der Soldaten, der seit zwei Tagen an heftigem Erbrechen erkrankt war, wurde auf seinen dringenden Wunsch und auf seine bestimmte

Erklärung hin, nicht weiter gehen zu wollen, bei den Tobas zurückgelassen und diesen ein Rind als Geschenk versprochen an dem Tage, wo sie jenen nach Itiyuru zurückbrächten. Ein gleiches Experiment hatte übrigens 1863 gleichfalls mit Glück Gianelli gemacht, indem auch er drei Kranke bei den Tobas zurückließ, welche diese später wohlbehalten an die Grenze zurückbrachten. Nach einigen Tagen des Weitermarsches begann es an Trinkwasser zu mangeln, während die Hitze fast überwältigend wurde und 36° C. im Schatten betrug. Wegen völliger Erschöpfung der Fußsoldaten wurde in der Nähe eines Dorfes von Guisnayes-Indianern das Lager aufgeschlagen; letztere zeichnen sich durch Größe und Stärke aus, haben ein grimmiges Aussehen und sind am ganzen Körper roth und schwarz bemalt. Das rasche Sinken des Barometers zeigte für die Nacht ein Unwetter an, welches denn auch unter furchtbaren Blitzen und Donnern, Sturm und Regengüssen die ganze Nacht hindurch währte, so daß der andere Tag zur Ausbesserung der angerichteten Verwüstungen und Trocknen der Bagage verwendet werden mußte.

Die Guisnayes-Indianer sind Besitzer großer Schaf- und Rindviehherden und vieler Pferde; ein Schaffell dient ihnen zur Bekleidung; ihre Nahrung besteht aus Fisch, Fleisch und einigen pflanzlichen Produkten, dazu trinken sie ein dem Chicha ähnliches berauschendes Getränk. Ihr Häuptling Sirome zeichnet sich durch seine besonders stattliche Erscheinung, sowie dadurch aus, daß er durch einen Schlag der Tatze eines Jaguars seine Nase verloren hat



Kampf zweier Toba-Weiber.

und den schlecht geheilten, häßlichen Defekt durch ein Lederband mühsam zu verdecken sucht.

Der Weitermarsch ging auf dem von massenhaften Viscachos (Lagotis criniger) unterminirten Boden, auf dem die Thiere in jedem Augenblicke zu stürzen drohten, nur langsam von Statten; außerdem traten in Folge des Genusses schlechten Trinkwassers einige Krankheitsfälle mit Fieber auf, die sich aber nach Einnehmen von Chinin besserten. Endlich wurde der Pilcomayo, dessen Ufer seit einigen Tagen verlassen worden waren, wieder erreicht, und die fast verdursteten Thiere getränkt. Am 23. September sprengte ein Trupp schwerbewaffneter Indianer der Kolonne entgegen, ihr das weitere Vorrücken verwehrend; als diese sich jedoch in Gefechtsformation entwickelte und dadurch ihre numerische Stärke deutlich wurde, gaben die Indianer klein bei und erboten sich sogar, die Fuhrt durch den Fluß zu zeigen, welche auch unter großen Schwierigkeiten passirt wurde; denn, wenn auch der Fluß hier sehr seicht und nur 50 m breit war, so war er doch zu beiden Seiten von Sumpf und Morast eingefaßt und dann stiegen seine eigentlichen Ufer sehr steil empor. Wegen dieser Schwierigkeiten besonders für die Thiere wurde die Hilfe der Indianer bei diesem Flußübergange gern in Anspruch genommen und sie dafür mit Geschenken von Tabak und einigen frischen Thierfellen belohnt. Nachdem noch einiges Vieh von ihnen gegen Tabak und grobe Zeugstoffe eingetauscht war, zogen sie sich mit Eintritt der Dunkelheit zurück, mit ihnen aber wahrscheinlich auch die bisher als Führer mitgenommenen Indianer, denn diese waren am anderen Morgen wie verschwunden. Der Marsch wurde

deshalb aufs Gerathewohl die dicht bewaldeten Ufer des Flusses entlang in aufgelöster Ordnung der Kolonne fortgesetzt, wobei man hier und da auf Wohnungen stieß, verlassen von den flüchtenden Indianern, die zur Verheimlichung ihrer Anzahl und zur Verwischung der Fußspuren Baumzweige hinter sich her schleiften. Bei dieser Wanderung durch den dichten Wald, wo jeder sich einzeln durchzuarbeiten suchen mußte, war man unbemerkt vom Flusse weit abgekommen und empfand schließlich das lebhafte Bedürfniß nach Wasser. Das Fußvolk war vollkommen erschöpft, es mußte deshalb gelagert und eine Anzahl Leute zum Aufsuchen von Wasser ausgesandt werden, die endlich Abends mit einem kleinen Vorrath wiederkehrten. Wenn dieser dem ersten Bedürfniß genügte, so mußte doch anderen Tages daran gedacht werden, auch den Thieren Gelegenheit zum Trinken zu geben und deshalb den Pilcomayo wieder zu gewinnen. Thouar übernahm es, mit 20 Reitern den Weg dahin zu suchen, langte aber erst Abends nach mühsamem Ritt und Umherirren auf von Durst und Hitze erschöpften Thieren am Flusse an. Eben gedachten sie hocherfreut die steilen Ufer zu dem labenden Naß niederzusteigen, als sie in kürzester Entfernung von sich einen großen Trupp Indianer auftauchen sahen, der sich offenbar zum Angriff auf sie rüstete. Der Moment war kritisch: das Gros der Kolonne war zu weit zurück, als daß auf seine Hilfe gerechnet werden konnte, dabei Mann und Thier aufs Aeußerste erschöpft und in kleiner Schaar gegenüber den Feinden, deren immer neue Massen auftauchten.



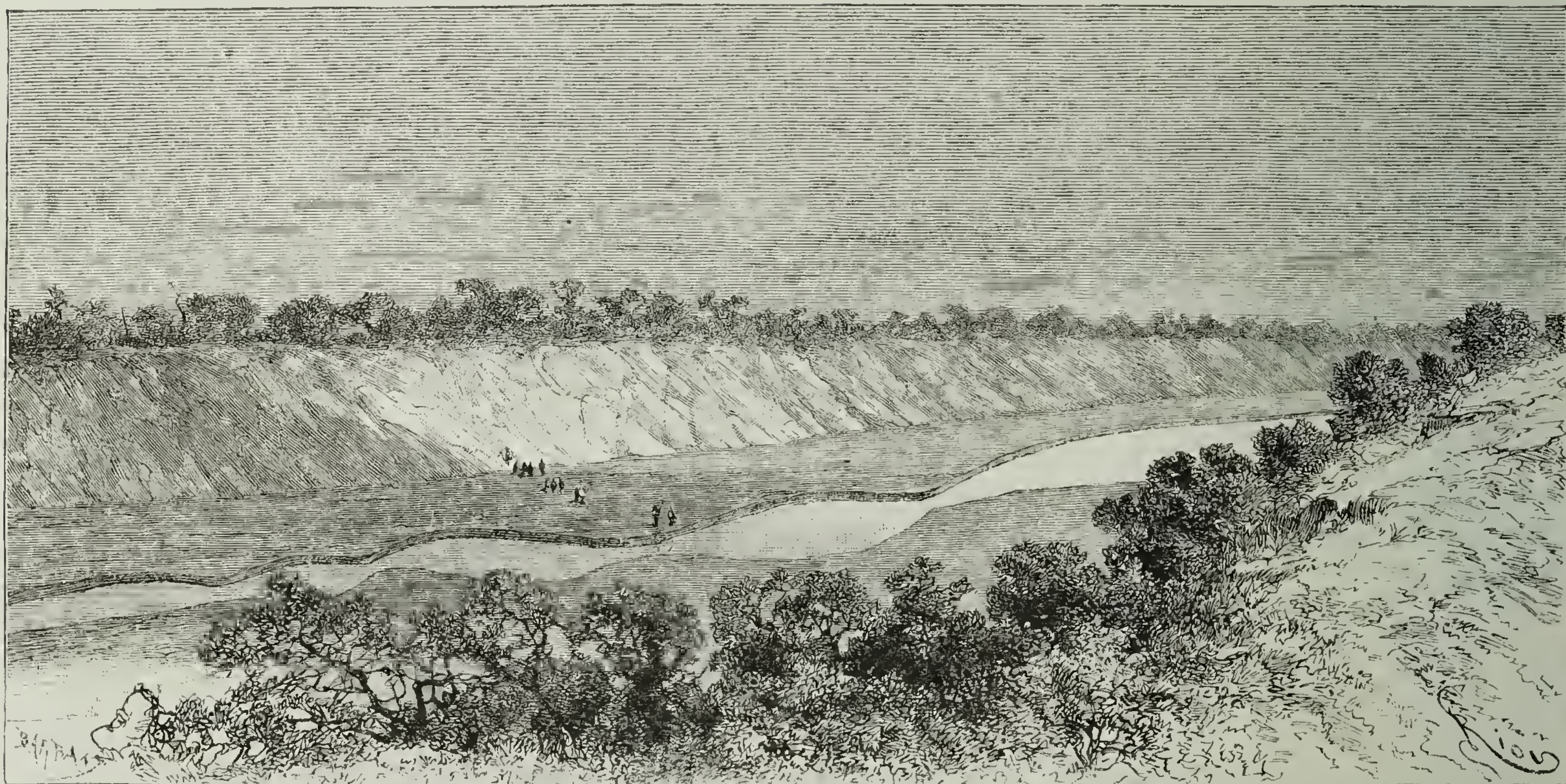
Pater Patiño-Stromschnellen.

Thouar schätzte sie auf ungefähr 2000 Mann. So nahe dem heißersehnten Wasser standen sie Tantalusqualen aus, waren sich aber andererseits der Gefahr des Augenblickes voll bewußt. Zunächst formirte Thouar die Seinigen in ein Carré, immer mit dem Bestreben, sich den Blicken des Feindes möglichst zu verbergen, um diesen glauben zu machen, daß er es mit einer größeren Anzahl Gegner zu thun habe. Inzwischen hatten sich die Tobas entschlossen und begannen Thouar zu umzingeln. Den Finger am Drücker und entschlossen, sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen, erwartete Jeder der kleinen Schaar der hundertfachen Uebermacht erliegen zu müssen; da stutzen die Indianer, in ihrem Rücken erschallen Rufe, jene fliehen, Thouar und die Seinigen sind gerettet — es war höchste Zeit! Das Gros der Kolonne war nämlich unter Führung des ungeduldigen Obersten Estensorro Thouar auf dem Fuße gefolgt, und langte so glücklicher Weise im entscheidenden Augenblicke bei diesem an.

Die vorangegangenen Anstrengungen und Entbehrungen verlangten unbedingt einen Ruhetag, zumal sich einige Fälle von Chuchu, dem einheimischen gutartigen Fieber, zeigten. Zu dem öfteren Wassermangel kam nun noch ein anderes fatales Moment hinzu, nämlich das Fehlen genügenden Futters für die Thiere; das Weideland wurde in dieser von stachlichem, zähem Pflanzenwuchse bestandenen Gegend immer seltener, und kaum fanden sich einzelne mit Gras bewachsene Stellen, die der Vernichtung durch das von den Indianern öfter angelegte Feuer entgangen waren. Man

befand sich in der Gegend, wo schon im Jahre 1721 der Pater Patiño die Stromschnellen im Pilcomayo aufgefunden hatte. Die Entfernung zwischen beiden Ufern beträgt ungefähr 40 m. Die Stromschnellen, wenn man so die leichte Neigung der Wasseroberfläche benennen will, kommen zu Stande dadurch, daß das Wasser sich zwischen einigen Thonbänken hindurch einen Weg gebahnt hat, wobei diese bei niedrigem Wasserstande etwa ½ m über die Oberfläche hervorragen. Bei Hochwasser ist hier überhaupt nur eine Beschleunigung der Strömung zu bemerken. Fünf Felsblöcke kleinerer Dimension ragen aus dem Wasser hervor, während weiter oberhalb ein größerer Fels im Flußbette liegt. Als sehr gewandte Fischer fingen die Indianer schwimmend mit Hilfe eines kleinen dreieckigen Netzes Fische, besonders eine Art mit sehr wohlschmeckendem Fleische. Zwei Guisnayes-Häuptlinge, mit denen man anderen Tages zusammentraf, boten sich als Führer an, offenbar in der Absicht, die Kolonne unter dem Vorwande, die Maulthiere auf gutes Weideland führen zu wollen, zu theilen und zu schwächen. Da ihr etwas allzu aufdringliches Anerbieten diesen Verdacht erwecken mußte, so hielt Thouar die Kolonne um so mehr zusammen, marschirte mit ihr geschlossen weiter und gelangte auf einem gut passirbaren Wege entlang des Flusses schließlich auf eine offene Ebene mit schönen Futterplätzen.

In einem Toba-Dorfe, welches die Expedition anderen Tages passirte, fand Thouar einen auf einer Stange befestigten Schädel und nahm ihn in der Voraussetzung, daß er möglicher Weise von Crevaux oder seinen Gefährten herrühren könne, mit; erst fünf Monate später wurde durch genaue Prüfung festgestellt, daß es der Schädel eines Toba war. Am 29. September wurde der sogenannte Patiño-Fall erreicht, der aber jetzt die Bezeichnung Fall nicht mehr verdient, weil inzwischen die erodirende Kraft des Wassers die Niveauunterschiede ausgeglichen hat. Dagegen fand sich in dieser Gegend eine höchst sonderbare Gestaltung des Flußbettes vor: in einer Länge von etwa 160 m fließen nämlich die Wässer des Pilcomayo durch einen Kanal von



Verengungen und Verbreiterungen des Pilcomayo-Laufes.

großer Tiefe, die durch die Sonde auf 4 bis 5 m festgestellt wurde, und von einer Breite von stellenweise nur 1 bis 1,20 m, wozwischen ellipsenförmige Erweiterungen entstehen, deren große Axe etwa 15, und deren kleine 3 bis 4 m mißt. Die Stromgeschwindigkeit ist dabei unverändert und macht etwa 1800 bis 2000 m in der Stunde aus.

Dank einer unbegreiflichen Sorglosigkeit wurden der Kolonne während der nächsten Tage mehrfach Thiere und sogar ein Messer von den Indianern gestohlen, die sich jedesmal zu mehreren bei ihnen anscheinend ohne feindliche Absichten einstellten und bald darauf wieder verschwanden. Bei einer solchen Gelegenheit konnte Thouar mehrere Kopfmaße von Tobas feststellen, welche sich die dazu nöthigen Proceduren eine Zeit lang gefallen ließen, dann aber plötzlich von Furcht gepackt davonliefen.

Am 3. Oktober nahte unter lautem Geheul ein fast 1000 Mann starker Haufen Tobas, der sich zunächst nach einigen erhaltenen Schüssen in das Gebüsch zurückzog; als aber gleich darauf zur Aufklärung des Terrains Thouar mit 20 Mann nach dem Flusse zu vorging, sah er sich hier plötzlich einer großen Masse Indianer gegenüber, die sie sofort mit Pfeilen überschütteten und zwei Mann verwundeten. Die Winchesterbüchsen räumten furchtbar unter den unglücklichen Wilden auf, aber auch Angesichts der massenhaft um sie herum hingestreckten Gefährten und nach Verbrauch ihrer Waffen dachten die letzten Ueberlebenden noch nicht daran, sich zu ergeben, sondern forderten im Gegentheil ihre Feinde noch trotziger durch Schmähworte und Entgegenschleudern von Sand heraus. Schließlich waren sie auf der ganzen Linie zurückgeworfen, 100 der Ihrigen auf dem Platze lassend, während nur sechs Mann der Expedition leicht verwundet waren. Eine Anzahl Bekleidungs- und Schmuckgegenstände nahm Thouar den Gefallenen ab und verleibte sie später dem Trocadero-Museum in Paris ein; auch einen abgeschnittenen Tobakopf nahm er an sich. Die auf der ganzen Linie zurückgeworfenen Indianer steckten ihre Hütten in Brand und zogen, wie die Staubwolken in der Ferne bewiesen, mit ihren Familien und Herden ab; einen Theil des zurückgelassenen, auf der Ebene umherirrenden Viehes nahm die

Kolonne mit sich, schonte aber grundsätzlich alles in den Dörfern befindliche Eigenthum der Indianer. Letzterem Umstande glaubt es Thouar zuschreiben zu müssen, daß es nur relativ selten zu ernsteren Zusammentreffen mit ihnen kam. Dieser Akt der Humanität und zugleich einer gesunden Vernunft nutzte allmählich den Zorn und die Kampfeslust der Tobas abschwächen und die Eindringlinge in ihr Gebiet davor schützen, von der immer mehr anwachsenden Uebermacht erdrückt zu werden.

Die nächsten Tage des Marsches brachten keine bedeutenderen Zusammenstöße mit den Indianern mit sich, wohl aber plänkelten diese immer in einiger Entfernung von der Kolonne umher, wobei einzelne sich zu weit Vorwagende niedergeschossen wurden. Stellenweise erschwerten dichte Waldungen, durch welche man sich mit der Axt in der Hand einen Weg bahnen mußte, und sumpfige Strecken, in denen es an Trinkwasser mangelte, das Fortkommen.

Skizzen aus Algerien.

Von W. Kobelt.

6. Nach der Oase Biskra.

(Zweite Hälfte.)

Punkt 5 Uhr am anderen Morgen rollten wir mit der Diligence zum Thore hinaus. Zwischen dem Zedernpik und den Vorbergen der Aurès zieht sich eine kaum eine kleine Stunde breite Ebene hindurch, die direkte Fortsetzung des Seebeckens von Aïn Mlila und Aïn Yacout. Ihr folgt die gute Chaussee, sich immer an dem Aurès-Abhang haltend. Im Anfange war das Land, das aus tiefgründigem Lehmboden besteht, sorgsam bebaut und trug prächtigen Weizen, dann aber ward es zur Steppe und schließlich zu einer ebenso traurigen Einöde, wie das obere Schelifthal bei Boghar. Kein Flußbett war zu erkennen; die Quellen des Zedernpiks scheinen alle im Boden zu versinken, ehe sie die Thalfläche erreichen, aber man würde sie fassen und damit die Ebene bewässern können. Erst nach zweistündiger Fahrt mündet von Osten her ein Thal in die öde Fläche und ein im Sommer trockenes Bachbett durchschneidet die Straße; es führt schon nach Süden, wir haben ohne jede bemerkbare Steigung die Wasserscheide zwischen dem Becken der Schotts und der Sahara überschritten.

Die öde Fläche war ganz ungewöhnlich belebt. Ein Araberstamm zog nach uralter Sitte aus der Wüste den Sommerweiden im Hochgebirge zu. In einzelne Trupps getheilt, jeder mit etwa 40 bis 80 Kameelen und den zugehörigen Leuten, Schafen, Ziegen und Hunden, bedeckten sie fast die ganze Ebene. Die einen kamen uns schon in voller Marschrüstung entgegen, die Kameele mit den Zelten und dem spärlichen Hausrath bepackt, oben in förmlichen Nestern die Kinder, einen Hund oder ein Lämmchen als Spielkameraden bei sich; die jüngeren und hübscheren Frauen saßen in den bekannten palankinartigen Gestellen, natürlich unverschleiert, wie Beduinenfrauen immer, andere trabten auf kleinen Eselchen hinterdrein, die alten und häßlichen gingen schwer bepackt zu Fuß; Schafe und Ziegen wurden nachgetrieben, zusammen, aber sich immer etwas getrennt haltend. Andere Trupps lagerten noch oder waren gerade im Aufbruch begriffen; Pferde sahen wir nur wenige, Rindvieh gar keins, es ist in Bezug aufs Futter zu empfindlich. Mehrere Stunden lang begegneten uns immer neue Trupps, bis ein starker, nur aus Männern bestehender Nachtrab den Zug schloß. Wenigstens zweitausend Kameele und 30 000 bis 40 000 Schafe kamen vorüber. Es war eine echt biblische Scene; genau so ist schon Ibrahim el Khalil, der Freund des Herrn, vom Todten Meere im Sommer zum Hermon hinaufgezogen und im Spätherbst wieder herunter. Prächtige Scenen entwickelten sich besonders, wenn die Diligence scharf um eine Ecke biegend in einen Trupp hineinfuhr und nun Männer und Frauen wild schreiend und gestikulirend durch einander sprangen, um die Kameele und Esel von der Straße wegzubringen.

Bei el Biar beginnt die Hochebene sich nach der Sahara hin zu senken, aber sie bleibt gleich kahl. Nur an der Relaisstation Aïn Touta, wo sich eine Smalah der Spahis befindet und man eine Anzahl Elsässer angesiedelt hat, sind Bäume und Felder und zeigt sich wieder fließendes Wasser. Nun traten am Südhorizont die scharf gezackten Felsenkämme auf, welche das Hochplateau von der Wüste scheiden, und in scharfem Trabe geht es hinunter in einen tiefen Kessel. Hier war früher eine sehr schlimme Passage, aber jetzt führt eine ausgezeichnete Chaussee in bequemen Serpentinen hinunter. Immer noch umgiebt uns eine schauderhafte Einöde, ohne Baum, ohne Strauch; die Berge rücken näher zusammen, schließlich umschließt uns ringsum eine zusammenhängende Felsenmauer, aber gleich darauf biegen wir um eine Ecke, und vor uns liegen europäische Häuser in üppigem Grün von Granaten, Feigen und Obstbäumen, über die ein paar prachtvolle Palmen hervorragen. Wir sind in el Kantara, am Eingange der Wüste.

Hier im Hotel gedachten wir einen Tag zu bleiben; die Direktion der Diligencen, durch die Konkurrenz des „Kourrier“ zur Koulanz gezwungen, gestattet dem Reisenden, die Fahrt hier zu unterbrechen und der Platz verdient schon, daß man ihn ein wenig genauer betrachtet. Soweit das Wasser der köstlichen Quelle geleitet werden kann, die hier entspringt, ist die üppigste Vegetation, doppelt reich, weil in den ringsum geschlossenen Kessel kein kalter Lufthauch eindringen kann; am Rande der Thäler hört die Vegetation auf und beginnt die kahle Steinwüste. Vor dem Wirthshause im Baumschatten ist reges Leben, denn hier muß vorbei, wer von der Wüste auf die Hochebene hinauf will und umgekehrt. Am Calceus Herculis hatten darum schon die Römer einen befestigten Posten und die Türken ein Bordsch, an dessen Thoren sie das Vieh der durchpassirenden Nomaden zählten und den Zehnten erhoben. Hier errichteten auch die Franzosen nicht nur eine Steuererhebungsstelle, sondern auch einen Zollposten, der

von den aus der Wüste einpassirenden Karawanen Eingangszölle erheben sollte. Das vernichtete natürlich den ganzen Handel Konstantines mit dem Süden; die Saharabewohner gingen lieber nach Tripolis, wo man überdies ihnen der Sklaven wegen nicht so genau auf die Finger sah und wo sie in den Bazars viel leichter gerade die Waaren fanden, welche im Süden gebraucht werden. Jetzt hat man das Zollamt aufgehoben und die Douaniers, welche die Wüstengrenze abpatrouilliren mußten, in angenehmere Gegenden versetzt, aber den Handel hat man nicht wieder in Flor bringen können. Nur die Oasen des Ziban und Tuggurt verproviantiren sich noch auf dem alten Wege; schon Wargla, obwohl französisch, gravitirt nach Tripolis hin; von allen algerischen Städten hat nur Tlemcen es verstanden, sich den Karawanenhandel mit der Sahara zu erhalten[1]). Ob die Erbauung der Eisenbahn von Batna nach Biskra darin eine Besserung schaffen wird? Ich glaube es kaum, denn keine Nation ist weniger geeignet, sich in ihrer Produktion den Bedürfnissen der Eingeborenen anzupassen, als die französische. Selbst in ihrem eigenen Besitz gewinnen ihr trotz aller officiellen Begünstigung die englische und sogar ungeachtet der chauvinistischen Hetzereien die deutsche Industrie von Jahr zu Jahr mehr Terrain ab. In Tunis aber ist der französische Import so gering, daß die angesiedelten Franzosen laut nach völliger Annexion rufen, um dieser „illegitimen Ausbeutung“ durch Fremde ein Ende zu machen; Hamburg macht trotz der so viel größeren Entfernung dem näheren Marseille siegreiche Konkurrenz.

Unmittelbar südlich vom Hotel erhebt sich mauerartig und unersteiglich ein Felsenkamm. Der Oberrand, durch die Verwitterung eigenthümlich gezackt, schneidet scharf gegen den Himmel ab; keine Spur von Grün ist in den Spalten zu erkennen, das Ganze ein Bild der furchtbarsten, trostlosesten Unfruchtbarkeit. Wenige Schritte bringen uns vom Hotel an seinen Fuß und nun erst sehen wir, daß eine enge Kluft hindurchschneidet und dem Flusse einen Ausweg gestattet. Aber auch nur dem Flusse. Senkrecht stürzen von beiden Seiten die Felsen in sein schäumendes Wasser hinein ab, und schon die Römer, wenn nicht schon ihre Vorgänger, sahen sich gezwungen, Felsen zu sprengen, um Raum für einen Pfad zu gewinnen. Noch führt der Römerweg erkennbar zu einer Steinbrücke, die, ein Römerwerk, den Stürmen von achtzehn Jahrhunderten getrotzt hat und nach einer gründlichen Reparatur durch die Franzosen wieder manches Jahrzehnt wird mitmachen können; sie hat, als die einzige ihrer Art auf viele Meilen in der Runde, dem Paß und dem Flusse den Namen gegeben[2]). Heute steht sie unbenutzt, denn die neue französische Staatsstraße überschreitet den Fluß auf einer schönen Eisenbrücke schon oberhalb des Wirthshauses und ist in ihrer ganzen Ausdehnung in die Felsen des linken Ufers eingehauen. Ein vorspringender Felssporn sperrt auch dem auf ihr dahin Wandelnden die Aussicht, bis er an die alte Brücke kommt und auf diese hinaustritt. Dann aber steht er staunend still, denn vor ihm öffnet sich der Mund der Wüste und zwischen den hohen nackten Wänden blickt man hinaus auf eine fast schwarze geschlossene Masse von Bäumen, den Palmenwald von el Kantara, die erste Oase. Dahinter dehnt sich eine weite kahle Fläche, wüst genug, aber noch nicht die eigentliche Wüste, denn nach Süden hin begrenzen die kahlen Felsenberge des Dschebel Ktenf, trotz der Ferne vollkommen klar erkennbar, den Horizont. Die Schlucht ist nur kurz. Jeder Schritt weiter läßt den Palmenwald prächtiger hervortreten und in demselben erscheinen nun auch die niederen Lehmhütten, in denen die Oasenberber wohnen, und die Lehmmauern, welche die einzelnen Gärten von einander trennen. Eine höhere Mauer, aus abwechselnden Schichten von Rollsteinen und Lehm erbaut, umgiebt die ganze Oase; noch zeigt sie hier und da Zinnen und höhere Wachtthürme. Aber die Zeiten sind vorbei, in denen von diesen unablässig die Wächter hinausspähen mußten nach den Wüstenraubvögeln, die gar zu gerne im Vorbeigehen sich ein wenig verproviantirten; die Franzosen halten jetzt strenge Ordnung und Mauer und Thürme zerfallen.

Ein schmaler schluchtartiger Weg, die direkte Fortsetzung eines vom Berge herabkommenden Bachbettes, bot endlich einen Eingang in das Dorf, oder richtiger in eins der drei Dörfer, aus denen die Oase besteht. Auch dieser Pfad ist von hohen Lehmmauern eingefaßt, in denen niedere Löcher, höchstens 2 Fuß im Quadrat, die Gartenthüren vorstellen. Das Wasser des Uëd Kantara rieselt überall; eine Barrage rohester Konstruktion staut ihn kurz unterhalb der Römerbrücke; nur aus wenigen Felsblöcken bestehend, deren Zwischenräume man mit kleineren Steinen ausfüllt, ist sie hier zweckmäßiger, als irgend ein kunstreicher und kostspieliger Quaderbau, welcher den verheerenden Anschwellungen des Bergstromes doch einmal erliegen würde. Hier und da konnten wir über die Mauern weg sehen; die Palmen waren meistens nahe der Mauer im Viereck rings herum gepflanzt, in der Mitte standen Aprikosen, Granaten und andere Obstbäume, denen die Palmenkronen Schutz gegen die Wüstensonne bieten müssen; den Boden decken Gemüsepflanzungen, die freilich sorgsamer gepflegt sein dürften; Baumwolle und die unentbehrliche Hennah (Lawsonia inermis) werden für den Hausbedarf fast in jedem Gärtchen kultivirt. Etwas weiterhin kamen wir in das Dorf. Vier Mauern aus an der Sonne getrockneten Lehmsteinen mit zwischenliegenden Rollsteinen, die, für eine Schicht immer von ziemlich gleicher Größe ausgesucht und nach einer Seite gerichtet, mitunter ganz hübsche Muster hervorbringen, bilden das Haus, von Fenstern ist natürlich keine Rede, nur eine niedere Thür läßt etwas Licht ein; halbirte Palmenstämme, mit Palmwedeln überdeckt, tragen das flache Dach und springen unter der Brüstung vor. Nur zwei waren etwas größer; bunte Kattune und die unvermeidlichen Schnupftücher waren an der Thüre aufgehängt und zeigten an, daß hier ein paar strebsame Mozabiten ihre Läden errichtet. Sonst war in dem Dörfchen wenig zu sehen und wir kehrten bald zur Straße zurück, die unmittelbar dem Rande der Oase entlang läuft. Hier stehen noch ein paar Kaffees und Läden für die Passanten und vor ihnen lagen eine Anzahl Berber im Schatten auf Matten ausgestreckt und spielten mit dem größten Eifer Karten. Wovon sie bei dem mangelhaften Anbau des Bodens eigentlich leben, weiß ich nicht; die Datteln, welche in den südlicheren Gebieten die Hauptnahrung liefern, sind hier noch kaum genießbar und werden fast nur als Viehfutter benutzt, der Handel ist in den Händen der Mozabiten und die Industrie beschränkt sich auf die Hausweberei der Frauen. Die Gegend scheint auch nicht voranzukommen, sonst würde man bei dem dauernden

[1]) Auch dort klagt man neuerdings sehr über die Abnahme des Besuches aus Tafilalet und Tuat, lediglich Folge einer unvernünftigen Anwendung der französischen Vorschriften auf die an keine Autorität gewöhnten Saharabewohner. Ehe diese ihre Waffen abgeben und sich bestimmte Lagerplätze in umschlossenen Räumen anweisen lassen, machen sie lieber den beschwerlichen und unsicheren Weg über den Atlaskamm nach Marrâkâsch.

[2]) Kant'ra heißt im Arabischen die Brücke; der Name hat sich auch in Sicilien erhalten.

Frieden längst daran gedacht haben, eine Barrage höher oben anzulegen und dadurch das anbaufähige Terrain zu vermehren, was keine Schwierigkeit hätte. Daß es einmal besser gewesen, zeigen noch erhaltene Bewässerungsgräben in höheren Niveaus und noch mehr Grabsteine mit hübschen Reliefs aus christlichen Zeiten stammend, die hier und da in die Lehmwände eingelassen sind.

Ein reizendes Bild erblickt man, wenn man jenseits des Palmenwaldes ein paar hundert Schritte links von der Straße hin aufsteigt. Dann bilden die dichten Palmenwälder einen prachtvollen Vordergrund, hinter welchem sich die kahlen Mauern des Dschebel Gaus und des Dschebel Tilatu erheben, mauergleich stundenweit hinstreichend, nur geschieden durch die dunkle Kluft des Mundes der Wüste; der Felskamm aber erscheint in wunderbarer Regelmäßigkeit gezackt durch Klüfte, von denen sich Regenbetten bis zum Fuße der Felsenwand herabziehen.

Das Hotel am Munde der Wüste ist für einen Naturforscher kein schlechtes Standquartier, nur muß er früher im Jahre kommen als wir. Ende Mai haben die meisten Thiere schon ihre Sommerquartiere bezogen und es ist nicht leicht und bei der glühenden Sonne auch kein Vergnügen, sie in ihren Verstecken aufzusuchen. Nur die großen Stachelschwanzeidechsen (Uromastix acanthinurus Bell.) fühlen sich dann erst wohl und hocken vergnügt auf den heißen Steinen; sie werden von den Eingeborenen gegessen und sollen dem Kalbfleisch ähnlich schmecken; auch den Fremden werden sie gewöhnlich als Rarität angeboten; sie sind träge und vollkommen harmlos und lassen sich in der Gefangenschaft lange am Leben erhalten.

Am anderen Mittag ging es weiter der Wüste zu. Mit dem Ende der Oase hört auch die neue Straße auf und beginnt ein Weg, den man gerade nicht gut nennen kann. Ueber die steinige Fläche kommen von den Aurès eine ganze Menge Bachbetten herab, die, obschon im Sommer kein Wasser führend, doch mitunter recht tief eingerissen und steilrandig sind. In schärfstem Galopp geht es durch sie hindurch, damit die Pferde beim Hinauffahren soviel wie möglich durch die Wucht des im Schuß befindlichen Wagens unterstützt werden, und dabei sind Purzelbäume keine Seltenheit. Wir hatten Glück; einige Monate früher war ein hoher französischer Funktionär desselbigen Weges gefahren und hatte sich beim Umwerfen der Diligence die Nase zerstoßen; das hatte geholfen und die schlimmsten Stellen waren ausgebessert. Durch ödes steiniges Land folgen wir immer dem Flusse, der noch Wasser genug führt, um das ganze Land zu befruchten und auch im Sommer nie ganz versiegt. Allenthalben sind römische Ruinen, ein Beweis, daß man das Land früher besser zu benutzen verstand. Auch ein Telegraphenposten befindet sich in einem römischen Thurme; der Name dieser Ansiedelung, Burgum Commodianum, ist auf uns gekommen.

Etwas weiter hin folgt eine kleine Ebene, in welcher ein paar Palmbäume eine Ansiedelung verrathen. Aber ehe wir sie erreichen, passirt uns etwas, was vielleicht noch keinem Saharareisenden widerfahren: unser Wagen bleibt im Schlamme stecken und wir müssen aussteigen und durchwaten, so gut es geht. Ein Wolkenbruch war in den Aurès niedergegangen und hatte die ganze Ebene unter Wasser gesetzt, ein unerhörter Fall Ende Mai. Hier an der Source aux Gazelles hatte eine französische Familie sich in einer geräumigen Bretterbude angesiedelt, bebaute einen kleinen Garten und verkaufte Erfrischungen an die passirenden Fremden. Unter der Veranda hing ein segeltuchener Wasserschlauch mit einem eingesetzten Krahnen; das Wasser war in Folge der Verdunstung köstlich kühl. Wer die Südseite der Aurès, den in naturwissenschaftlicher Beziehung noch am wenigsten erforschten Theil Algeriens, genauer untersuchen will, würde hier einen Stützpunkt für seine Exkursionen finden.

Weiterhin nimmt die Fläche den Charakter der Salzwüste an, Salzefflörescenzen bedecken den Boden, aber die Vegetation ist reichlicher als bisher; Binsen, Halfagras und eine blaugrüne Salzpflanze traten in großen Mengen auf; wir sind dem Salzberge von el Utaja nahe, obschon wir ihn selbst nicht zu Gesicht bekommen. Noch ein paar Mal geht es durch trockene Flußbetten hindurch, dann überschreiten wir den Hauptfluß auf einer neuen Gitterbrücke und steigen auf dem jenseitigen Ufer zum Löwenjoch (Col des Lions) hinauf. Oben öffnete sich ein weiter Blick über ein von kühn geformten Felsbergen eingefaßtes Becken; der Boden ist völlig eben und kahl, wie wir uns die Wüste denken und auch Palmenwälder fehlen nicht darin, aber es ist kein Sand, sondern ein fruchtbarer Lehm, wir sind noch nicht in der Wüste, sondern in dem Becken von el Utaja, und die gleichnamige Oase liegt dicht vor uns. An ihrem Eingange wird vor einem kleinen Wirthshause umgespannt. Wir treten in den niederen Raum; am Schenktisch hängt der „hinkende Bote“, die Wirthin ist eine Elsässerin, die im Jahre 1871 mit ihrer Familie die Heimath verlassen, und nun, mit einem Italiener verheirathet, hier am Rande der Wüste haust. Sie freute sich kindlich, wieder einmal „dütsch“ sprechen zu können, schien aber mit ihrem Schicksal durchaus nicht unzufrieden. Neben dem Wirthshause war eine Smalah der Spahis, etwas weiterhin lagerte ein Trupp Chasseurs d'Afrique, und die Leute patschten in den Bewässerungsgräben herum und waren eifrig beschäftigt, Frösche zu fangen zum Abendessen.

Wieder ging es eine Stunde weiter über die tischgleiche, aber völlig kahle Ebene, auf der kaum einzelne dornige Büsche den Kameelen eine kümmerliche Weide boten. Dann lag plötzlich ein üppiger Garten vor uns, die bekannte Ferme des Herrn Dufour. Wir hielten am Thore und folgten den anderen Passagieren, welche in die Ferme hineingingen. Neben Gerste und Weizen, die ausgezeichnet gedeihen, baut der Besitzer auch in großem Maßstabe Zuckerrohr, und, der letzte in Algerien, Baumwolle. Er hat aber auch Weinberge angelegt, die ausgezeichnet standen und schon Trauben von zwei Fuß Länge zeigten; freilich waren sie auch nicht geschnitten, wie in Frankreich, sondern Herr Dufour ließ ihnen alles Laub und band die Triebe zusammen, um so die Trauben vor der Sonnengluth zu schützen. Auch Birnen, Aepfel und Orangen gedeihen noch ganz gut. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist eine wunderbare und die Ebene, der es ja auch an Wasser nicht fehlt, könnte eine nach vielen Tausenden zählende Bevölkerung ernähren und in ihrer ganzen Ausdehnung in einen üppigen Garten umgewandelt werden, so gut wie eine der spanischen Vegas. Es fehlt nur an Menschenhänden und an einer besseren Verbindung mit dem Meere, welche allerdings binnen Kurzem durch die Bahn Batna-Biskra beschafft werden wird. Herr Dufour bewirthschaftet seine Ferme in der rationellsten Weise; er benutzt die modernsten Maschinen, selbst die amerikanischen Mistgabeln mit Hickorystiel sah ich hier und vor dem Thore stand eine Mähmaschine mit Garbenbinder neuester Konstruktion. Aber gerade gegenüber, nur durch die Straßenbreite geschieden, vor ein paar Berberhütten, hockte eine Negerin und stampfte mit einer hölzernen Keule eine Weizenähre nach der anderen aus; dann strich sie die Körner mit einem trockenen Palmenwedel zusammen und reinigte sie nothdürftig in einem Siebe, dessen Boden kreuzweis gespannte Halfahalme bil-

beten, ganz wie es schon vor vielen Jahrtausenden ihre Vorfahren gethan, und sie summte eine Weise dazu, die vielleicht nicht minder alt ist. Es wäre schwer, sich einen schärferen Kontrast zu denken.

Weiter ging es über die Ebene; der Boden blieb immer gleich fruchtbarer Lehm, ein unzweifelhaftes Zeichen, daß sich hier einmal ein See dehnte, ein mächtiges Reservoir von mindestens fünf bis sechs Quadratmeilen Oberfläche, dessen Abfluß weit in die Wüste hinein und vielleicht bis zum Mittelmeere bei Gabes Fruchtbarkeit verbreitete. Jetzt war es völlig kahl; nur die Dolden von Daucus Bisnaga, der Wüstenrübe, hier einem gefürchteten Unkraut, zeigten hier und da die Stellen gelegentlich bearbeiteter Felder an; sonst war jede Vegetation erstorben, obschon man auf dem Boden deutlich die Spuren kürzlich niedergegangener Regen erkannte. Thiere und Pflanzen sind in diesen Regionen so an die regelmäßige Abwechselung der Jahreszeiten gewöhnt, daß sie sich durch abnorme Witterung nicht irre machen lassen. Jetzt war es wieder trocken, aber die Räder der Diligence schnitten noch tief in den Boden, auf dem kein Weg existirt, und wir brauchten drei gute Stunden, bis wir uns endlich dem Südrande des Beckens näherten. Auch hier hat man glücklicher Weise den Weg gebessert und ungefährdet kamen wir hinauf auf den Col de Sfâ.

Oben auf dem Joche hält selbst die gefühllose Diligence und jeder Reisende springt heraus, denn nun endlich breitet sich vor ihm, grenzenlos nach Süden verschwimmend, die unendliche Wüste. La mer, la mer, riefen die französischen Soldaten, als sie zum ersten Male diese Höhe erreichten und die Aehnlichkeit mit dem Meere drängt sich unwillkürlich Jedem auf. Aber es ist nicht das stille, glatte Meer, nicht eine endlose ebene Sandfläche, wie man sich so gern die Wüste träumt; wie im Sturm erstarrte Wogen sieht die nächste Partie mit ihren tief eingerissenen Bachbetten und tafelförmigen Erhöhungen aus; wenn wie vor unseren Augen ein schweres Wetter über die Ebene herankommt, ist die Täuschung vollständig, und unwillkürlich horcht man nach dem Donner der Brandung. Aber es blieb uns keine Zeit zu langem Bewundern; unheimlich drohend kam das Gewitter über die Ebene her, die Wolken lagen fast auf der Erde und verhüllten die noch eine gute Stunde entfernten Palmenwälder von Biskra, und die noch vor uns liegende Wegstrecke ist keine der besten. In schärfstem Trabe ging es den steilen Hang hinab und dann weiter, durch ein paar Ravins hindurch, nachher über ebeneres Land. Es begann zu regnen; jeder Tropfen zischte förmlich auf, wenn er die heißen Rollsteine berührte, und bald bedeckte eine Schicht weißgrauen Wasserdampfes gespenstisch weithin die Ebene. Aber die Pferde hielten sich wacker, und ehe das Gewitter mit voller Wuth losbrach, tauchten Cypressen und Palmen vor uns auf und wir rollten in die von Arkaden eingefaßten Straßen von Biskra, in denen man eben die Laternen anzuzünden begann.

Stanley's neues Buch über den Congo.

Das lange bewahrte Schweigen über die Geschehnisse am unteren und mittleren Congo ist endlich voller Aufklärung gewichen, nachdem schon seit April 1884 durch „Le Mouvement Géographique“ die geographische Welt über Manches unterrichtet worden war. Nun ist auch der erste Band von Henry M. Stanley's „Der Congo und die Gründung des Congostaates“ (Mit 74 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1885. Preis 15 Mark) erschienen und legt volles Zeugniß ab von der rastlosen, energischen Thätigkeit des Reisenden, der unmittelbar nach seiner berühmten Congofahrt bei seiner Rückkehr nach Europa vom Könige der Belgier zu einem neuen, noch großartigeren Unternehmen aufgefordert wurde, das nach sechsjähriger Arbeit zur Errichtung des Congostaates führen sollte. Der erste Schritt dazu war eine Audienz bei dem Könige im August 1878, welcher im November die Bildung des „Comité d'études du Haut Congo“ aus Kauf- und Finanzleuten verschiedener Länder folgte. Dieses „Comité“, an dessen Stelle 1882 die schon 1876 gestiftete Association Internationale Africaine (richtiger die Person des Königs von Belgien) trat, hatte nur den Congo ins Auge gefaßt, während die Association es auf Erforschung Afrikas überhaupt und die Anlage von Stationen quer durch das Innere des Kontinents abgesehen hatte. Stanley begab sich in dessen Auftrage 1879 zunächst nach Zanzibar, um Leute für den Congo anzuwerben, benutzte zugleich die Gelegenheit, um zwei belgischen Expeditionen mit Rath und That beizustehen, und begab sich dann durch das Mittelmeer nach Banana an der Congomündung, wo er am 14. August 1879 eintraf. Von dort brach er am 21. August stromaufwärts auf, und bereits am 27. September stand es bei ihm fest, das am Endpunkte der ungehinderten Schiffahrt günstig gelegene Vivi zu seinem Hauptquartiere zu machen. Und nun begann eine Zeit voll schwerer Kämpfe, Sorgen und Mühen, während welcher die Natur, die Eingeborenen und auch die europäischen Begleiter Stanley's, entweder jeder Faktor einzeln oder alle zusammen, ihm das Leben und Vorwärtskommen sauer machten. Auf diese mehr äußerliche Geschichte des Unternehmens, so großartig der Bau der Straße um die Livingstone-Fälle und der Transport der Dampfboote und des sonstigen Materials auch ist, können wir hier nicht näher eingehen; aber so viel steht fest, daß die europäischen Mitarbeiter des Amerikaners meist sehr schlecht in dessen Darstellung fortkommen, und es voraussichtlich an scharfen Entgegnungen nicht fehlen wird. Audiatur et altera pars!

Die Katarakten-Region ist allerdings durch ihre Oede und Langweiligkeit nach Stanley's eigenem Urtheile (S. 287) ganz dazu angethan, dem Europäer den Aufenthalt zu verleiden und ihn trübsinnig zu machen. „Erst nach 8 Uhr Morgens beleuchtet der Sonnenschein die düstere Oberfläche des Flusses, und um 4 Uhr Nachmittags ist derselbe bereits wieder verschwunden. Dann weht der Wind kalt, die Schatten werden tiefer; es liegt ein beinahe gespenstischer grauer Ernst über der Schlucht, und aus der hellen Bronze des Wassers, in welchem sich unzählige glitzernde Strahlen wiederspiegeln, ist ein mattes Schwarz geworden; alles dies trägt dazu bei, selbstmörderische Gedanken und krankhafte Phantasien hervorzubringen. Es ist kein Wunder, daß die Congoschlucht so gänzlich vereinsamt ist; die Natur selbst gönnt derselben weder animalisches noch vegetabilisches

Leben. Oede Felsen und nackter, mattrother Thon, grobes Gras und werthloses Unterholz, welches hier und dort auf der dünnen Humusschicht ein kümmerliches Dasein fristet, können den Menschen nicht reizen, hierher zu kommen."

Auch der Verkehr mit den Eingeborenen und deren Häuptlingen war anfangs nicht leicht, und es kostete bedeutende Summen und großen Aufwand von Kaltblütigkeit, Diplomatie und Energie, ehe das Verhältniß zu den ursprünglichen Besitzern des Landes so weit geregelt war, daß diese keinen Widerspruch mehr erhoben, vielmehr die Expedition durch Verkauf von Lebensmitteln und Stellung von Arbeitern fördern halfen. Sehr viel kommt bei dem Verkehre mit den Negern auf das Benehmen des Weißen an. „Einem so sehr den ersten Eindrücken zugänglichen Geschöpfe wie dem Afrikaner ist der kalte, selbstbewußte Europäer mit dem ernsten, weißen Gesichte und dem ruhigen, festen Blicke wie ein versiegeltes Buch; die Eingeborenen betrachten ihn als eine Form, die einem Menschen ähnlich sieht, sie hören ihn in menschlichen Tönen reden, aber die Sprache ist ihnen unverständlich, und er vermag keinen Laut hervorzubringen, der ihnen vertraut ist. Wirft aber der weiße Fremdling die steifen, ernsten Manieren ab, tritt in die kalten, eisigen Augen Lebenslust, Freude, gute Laune, Freundschaft und Scherz, dann ist die Verbindung zwischen dem Schwarzen und Weißen mit elektrischer Schnelligkeit hergestellt" (S. 287). Aber selbst bereits angeknüpfte gute Beziehungen können stets ein jähes Ende finden. „Der Eingeborene (S. 338; diese Worte schrieb Stanley am 1. September 1881 in Singa) ist nicht gerade schlecht, vorausgesetzt, daß der Reisende das Glück hat, ihm die Zuversicht einzuflößen, daß er keinen persönlichen Schaden oder Nachtheil davon habe, wenn er jenen als Freund anerkennt. Der Eingeborene ist gewissermaßen auch ein Reisender, und dadurch entsteht eine Art Sympathie, aber er ist sehr leicht geneigt, „Mandaka mabi", d. h. „Böse Absichten", zu schreien, und wenn er dabei im Ernste ist und sich nicht vom Gegentheil überzeugen lassen will, dann sind frühere Beweise der Freundschaft und Zuneigung bald vergessen; es tritt Kälte ein und ein Trinkgelage bei einer Marktversammlung genügt, um die Schwierigkeit noch zu vermehren und die „Straße todtzumachen", wie der Ausdruck der Eingeborenen lautet. Er weiß recht gut, daß ihn, wenn er das Karawanengeschäft nicht aufzugeben beabsichtigt, für die „Tödtung der Straße" irgendwo sonst die Strafe und Vergeltung erreicht, und daß er, wenn er sich von seiner Heimath fortbegiebt, Gefahr läuft, daß ihm mit demselben Maße gemessen werde, mit welchem er gemessen hat. Die Nachricht von dem Friedensbruche verbreitet sich rasch nach allen Richtungen, und nah und fern wird der Name des kriegerischen Distriktes und Dorfes bekannt gemacht. Indessen ist der Eingeborene, und ganz besonders bei Trinkgelagen, ein so gedankenloses Geschöpf, daß er, diese Folgen vollständig vergessend, seiner wüthenden Laune Ausdruck verleiht. Einer Expedition von einiger Stärke, die nur Forschungszwecke verfolgt, würde ein solcher Friedensbruch und die Schließung der Straße wenig ausmachen und höchstens den schlechten Ruf eintragen, daß sie nur mit Gewalt ihren Weg habe erfolgreich fortsetzen können; für die unserige aber, welche jeden Eingeborenen für alle kommenden Zeiten sich selbst, seinem Stamme und Lande nützlich zu machen hofft, würde dies bedauerlich, wenn nicht ein tödtlicher Schlag sein. Wie ein Konflikt für uns auch enden möge, jedenfalls würden wir eine mehrmonatliche Verzögerung erleiden, eine Menge ärgerlicher Palaver abzuhalten, Aufklärungen zu geben und extravagante Geschenke an jegliche Person von Rang zu vertheilen haben."

Am 21. Februar 1880, unmittelbar nachdem die Station Vivi vollendet worden war, wurde die erste Rekognoscirung unternommen, um eine passende Route nach dem Landungsplatze in Isangila ausfindig zu machen; genau ein Jahr später war die Straße zwischen beiden Orten hergestellt und schwammen die über dieselben transportirten Fahrzeuge wieder auf dem Congo, der dort eine Strecke ruhigeren Fahrwassers darbietet. Ende November 1881 war eine Stelle an dem überaus fruchtbaren, aber wenig angebauten Südufer des Stanley-Pool zur Anlage der Station Leopoldville ausgesucht, alsbald deren Erbauung in Angriff genommen und unter großen Schwierigkeiten, die die Habsucht und Unzuverlässigkeit einzelner Eingeborenen bereiteten, so weit durchgeführt, daß Stanley am 19. April 1882 die erste Fahrt nach dem oberen Congo antreten konnte. Dieser Expedition, welche aus vier Weißen und 49 Farbigen in einem kleinen Dampfer, einem Walfischboote und zwei Canoes bestand, und während welcher nach elftägigen Verhandlungen die Station Msuata gegründet wurde, folgte im Mai schon eine zweite im Dampfer „En Avant" nach dem Kwa-Flusse, dem Unterlaufe des Kuango, welche uns zuerst wieder in bisher unbekannte Gebiete und zu wichtigen geographischen Entdeckungen führt. Die Reise war nur auf eine etwa neuntägige Dauer, vom 19. bis 28. Mai, berechnet, und der Dampfer nur auf diese Zeit ausgerüstet worden; aber erst am 8. Juni kehrte Stanley nach Leopoldville zurück. Bei der heiligen Insel Kemeh vorbei, auf welcher die Könige und Königinnen der Wabuma in einem dichten und hohen Haine begraben liegen, wurde am 21. Mai die Stadt Musije erreicht, wo sich zwei schiffbare Flüsse, der von rechts kommende Mfini mit schwarzem Wasser und von links der Mbihe mit grauem, zu dem Kwa vereinigen. Der Ort, dessen Häuser sich volle $7^1/_2$ km am Ufer entlang hinziehen, hat eine ungemein günstige Lage, 6 bis 12 m über dem höchsten Wasserstande auf einer fruchtbaren, steinlosen Terrasse; der Mbihe wie der Mfini können mehrere Tagereisen weit aufwärts befahren werden, während der untere Kwa die Verbindung mit den Zeugmärkten am Stanley-Pool und den Elfenbein-, Bier- und Topfmärkten von Ujansi herstellt, wo die Einwohner ihr Angolaholzpulver, getrocknete Fische, Hirse, Mais, Tabak und andere Waaren, die sie von den Stämmen ihrer Flüsse erhalten, vertauschen können. Dem Mfini aufwärts folgend, entdeckte dann Stanley am 27. Mai den See „Leopold II." und erforschte denselben trotz des eingetretenen Mangels an Proviant und Brennholz in den folgenden Tagen. Die größte Tiefe desselben, welche gemessen wurde, betrug 7,3 m, im Durchschnitt vielleicht 5 m, in der trockenen Jahreszeit etwa $1^1/_2$ bis 2 m weniger. Trotz seiner Flachheit bedeckt der See ein ungeheures Areal von ca. 1860 qkm. Außer zahlreichen kleinen ergießt sich nur ein Fluß von Bedeutung in denselben, und zwar an seinem äußersten nordöstlichen Ende; Stanley ist denselben $7^1/_2$ km weit hinaufgefahren. Die südliche Küste ist im Allgemeinen unregelmäßig und in ihren Umrissen zerrissen; sie besteht aus hartem Sandstein, ist wie Bimsstein von Löchern durchzogen und mit Eisenerz geadert. Das nördliche Ufer wird dagegen aus einer starkbewaldeten Hügelkette gebildet und besitzt offene Buchten und einige sichere kleine Häfen. Angolaholzpulver, Kautschuk, Fische und Elfenbein sind die wichtigsten Produkte der Gegend.

Fieberkrank traf Stanley in Leopoldville ein und mußte zu seiner Erholung im Juli 1882 auf einige Monate nach Europa zurückkehren, wo er dem Brüsseler Comité Bericht über das in drei Jahren Geleistete erstattete. Es waren in dieser Zeit fünf Stationen gebaut, ein Dampfer und ein

Segelboot nach dem oberen Congo geschafft, während ein zweiter Dampfer und ein Leichter die Verbindung zwischen der zweiten und dritten Station unterhielten, und schließlich mit großen Kosten an Zeit und Geld eine Wagenstraße zwischen Vivi und Isangila und zwischen Manjanga und dem Stanley-Pool hergestellt worden. Um das Gewonnene zu sichern, galt es nun nach Stanley's Ansicht, welcher das Comité beitrat, von allen Häuptlingen längs der Route ihre Autorität und sonstigen Rechte sich abtreten zu lassen, damit kein anderer sich dieselben aneignen könne. Man faßte den Bau einer — bis heute noch Projekt gebliebenen — Eisenbahn ins Auge und beschloß eine beträchtliche Vermehrung des Personals, sowie die Anstellung eines tüchtigen Stellvertreters, welcher während Stanley's Abwesenheit am oberen Congo die Verwaltung der Stationen am unteren Flusse leiten sollte. Wie dringend ein energischer Assistent nöthig war, zeigte sich sofort, als Stanley am 20. December in Vivi wieder eintraf und sämmtliche Stationen in Verfall, die wenigsten Angestellten auf ihren Posten, die Eingeborenen in feindseliger Stimmung fand, so daß er alle Hände voll zu thun hatte, ehe alles wieder in das richtige Geleise gebracht war. Dann trat er mit drei Dampfern, einem Walfischboote und einem Canoe, 80 Mann, dem Materiale für den Bau von zwei kleinen Stationen und Proviant für mindestens ein halbes Jahr eine große Fahrt nach dem oberen Congo an. Oberhalb Msuata und Tschumbiri wurde am 15. Mai 1883 das eigentliche Gebiet des oberen Congo erreicht. „Diese fruchtbare Centralregion (heißt es S. 542), deren unbegrenzter und unvergleichlicher Bodenreichthum die Mühe und Arbeit, sie in den Bereich Europas zu bringen, vollauf bezahlt machen wird (?), ist das eigentliche Herz des äquatorialen Afrika. Nicht die Hochlande der Seegegend mit den Millionen Schluchten und engen, backofenheißen Thälern, kahlen, kaum mit Gras bewachsenen Hügelspitzen und kleinen Grasebenen, auf denen hier und dort eine Baumgruppe oder ein dschungelartiger Wald wie eine Insel über der weiten Graswüste hervorragt, strebte ich zu erreichen, sondern diese Millionen Aecker des ebensten Bodens, der eigentliche Kern Afrikas, sind es, welche der Mühe werth sind, die 360 km dicke, rauhe Bergschale zu durchbrechen, welche ihn von der Energie der Europäer trennt, die, wenn sie nur dahin gelangen könnten, der Welt bald zeigen würden, wie viel Gutes aus Afrika kommen kann.“

Mit der Erwerbung eines Stück Landes bei Bolobo für die Association schließt der erste Band des Werkes, dem der zweite hoffentlich rasch nachfolgt; dieser wird uns in die centralen Gebiete führen, die bisher nur oberflächlich und unvollständig aus der Schilderung von Stanley's erster Congofahrt bekannt sind.

Aus dem südöstlichen Theile von Neu-Guinea.

Von Emil Metzger.

I.

Unter dem Titel „Arbeit und Abenteuer“ hat die „Religious Tract Society“ einen Bericht über die Reisen herausgegeben, welche die Missionare James Chalmers und W. Wyatt Gill in den letzten Jahren (1877 bis 1884) in verschiedenen Theilen des englischen Neu-Guinea unternommen haben. Nun ist dieser Theil der großen Insel, welche durch die neuesten Vorgänge mehr in den Vordergrund getreten ist, allerdings besser bekannt, als der deutsche oder holländische; doch enthält das eben erwähnte Buch [1]) immerhin manches Neue und Interessante, was um so mehr Beachtung verdient, als die Verfasser keine Neulinge in dem Umgange mit Naturvölkern sind und in dieser Beziehung eine jahrelange Erfahrung haben. Wiewohl es in Folge der Anordnung des Buches nicht ganz leicht ist, eine Uebersicht über seinen Inhalt zu gewinnen, kann ich dasselbe doch dem aufmerksamen Studium derjenigen, welche über jenes entlegene Gebiet aus den Quellen selbst Kenntnisse schöpfen wollen, angelegentlichst empfehlen; sie werden sich für die demselben geopferte Zeit gewiß belohnt finden.

Es möge mir gestattet sein, in den folgenden Zeilen einzelne besonders interessante Punkte hervorzuheben. Diejenige Frage, welche augenblicklich wohl in weitesten Kreisen das größte Interesse einflößen dürfte, ist die, wie die Verfasser über Neu-Guinea als Kolonisationsobjekt denken; sie haben dieselbe in der Einleitung zu ihrem Buche besprochen, und wir wollen gleich ihre Ansicht genauer kennen lernen. Von vornherein möchte ich jedoch darauf aufmerksam machen, daß der südöstliche Theil von Neu-Guinea durch die jahrelang fortgesetzte und ausgedehnte Thätigkeit der Missionare in einer Weise für den Verkehr mit Europäern vorbereitet ist, wie man dies weder von dem deutschen, noch von dem niederländischen Theile der Insel sagen kann, wenn auch in letzterem sich schon lange einige Missionsniederlassungen befunden haben.

Der Gedankengang des Buches, dem wir gerade so folgen wollen, wie ihn die Verfasser geben, trotzdem die Frage der Annexion selbst thatsächlich erledigt ist, ordnet sich ungefähr in nachstehender Weise: Der Wunsch, Neu-Guinea in Besitz zu nehmen, ist von jeher in Australien sehr stark gewesen und hat nicht nur vom Standpunkte des Ganzen, sondern auch vom individuellen Standpunkte aus warme Vertreter gefunden. In der zuletzt genannten Richtung kann man wohl sagen, daß manche Australier Neu-Guinea als ein Paradies für Kolonisten betrachtet und sich beeilt haben, auf der Insel festen Fuß zu fassen, um ihre Hoffnungen und Wünsche möglichst schnell verwirklicht zu sehen. Das Ergebniß ist ein ganz anderes gewesen, als sie erwartet hatten; welche Versuche auch immer in dieser Hinsicht gemacht worden sind, sie haben Unheil über die Betheiligten gebracht. So traurig dies nun auch in mancher Beziehung sein mag, so muß es doch vom Standpunkte des Menschenfreundes mit Freude begrüßt werden, daß die Insel nicht in den Besitz Australiens gekommen ist.

[1]) Der volle Titel lautet: Work and Adventure in New-Guinea. 1877 to 1885. By James Chalmers & W. Wyatt Gill B. A. The Religious Tract Society 1885.

Australien ist ein Land der Arbeit, ein Land, wo ungeheuer viel verdient wird und wo das Geld in den Händen weniger Kapitalisten zusammenströmt, wenn auch die Eingeborenen und auch so manches Andere noch diesem Zweck aufgeopfert werden müssen. England sollte die Insel annektiren, damit würde der Furcht, welche man in Australien hegt, in solcher Nähe möglicher Weise eine fremde Flagge wehen zu sehen, ein Ende gemacht werden. Aber England sollte diesen Schritt mit der entschiedenen Absicht thun, den Eingeborenen gegenüber als ein starker, aber auch als ein freundlicher und gerechter Herr aufzutreten; dieselben gegen sich selbst und gegen den weißen Mann zu beschützen, dessen Gott das Gold, und dem der schwarze Mann ein Hinderniß ist, dessen er sich so schnell wie möglich zu entledigen sucht. Die Kosten, die eine solche Maßregel erfordern würde, braucht man nicht zu scheuen; das Land selbst würde die Ausgaben, die gemacht werden müssen, sehr bald zu decken im Stande sein, selbst wenn man die Kosten der drei ersten Jahre, die mit Zinseszinsen schon nach Ablauf derselben würden abgetragen werden können, mit einschließt.

Die Grundsätze, nach denen die Verwaltung der Kolonie zu führen wäre, werden in folgenden Worten zusammengefaßt: Laßt uns damit beginnen, daß wir alle Rechte der Eingeborenen anerkennen, laßt uns deutlich zeigen, daß wir für sie, nicht nur für die Weißen herrschen wollen, daß wir entschlossen sind, unsere Unterthanen zu civilisiren und sie zu einer höheren Kulturstufe emporzuheben, daß wir alles Mögliche thun werden, um sie durch gerechte, menschliche Gesetze, nicht die Gesetze Englands, sondern Gesetze, welche für sie geeignet sind, zu vertheidigen und vor der Vernichtung zu bewahren. Es wird dann nicht lange dauern, bis die Eingeborenen einsehen, daß wir nicht nur groß und mächtig, sondern auch gerecht und barmherzig sind, und uns bemühen, für sie zu sorgen.

Wenn solche Grundsätze einmal angenommen sind, würde ich (Chalmers ist es, der hier spricht) vorschlagen, in jedem Distrikt Beamte anzustellen, deren Pflicht es wäre, durch Vermittelung der eingeborenen Häuptlinge die Verwaltung zu führen und auf dieselbe Weise dafür zu sorgen, daß jeder Eingeborene Pflanzungen anlegt. Wenn er dies gethan hat, empfängt er eine Prämie und, wenn er die Ernte abliefert, seine volle Bezahlung. Alles dies hätte der erwähnte Beamte zu überwachen. Handelsleute würden sich bald in Menge einfinden, doch sollte es keinem erlaubt sein, mit den Eingeborenen anders als durch Vermittelung der Regierung Handel zu treiben. Alles herrenlose Land sollte zu Staatseigenthum erklärt und an solche Personen, die Land bebauen wollen, verpachtet werden. Kein Eingeborener dürfte sein Land verkaufen, ausgenommen an die Regierung, die ihm einen angemessenen Preis dafür zu zahlen hätte. Alle Geschäfte, die Ländereien betreffen, sollten ausschließlich durch Vermittelung der Regierung gemacht werden, welche jedoch nie ihr gehöriges Land verkaufen, sondern dasselbe nur verpachten würde. Der Ertrag der Ländereien würde in dem angenommenen Falle ganz außerordentlich hoch sein und es würde nach Bezahlung aller Ausgaben noch viel übrig bleiben, um die Lage des Volkes zu verbessern und für seine Erziehung zu wirken. Strenge Gesetze müßten gleich nach erfolgter Besitzergreifung verkündigt werden, um die Einfuhr von Waffen und den Verkauf von Spirituosen zu verbieten und die Eingeborenen gegen die unliebsamen Folgen der Civilisation zu schützen.

Was die hier aufgestellten Grundsätze angeht, welche eine Regierung gegenüber den Eingeborenen anwenden sollte, kann ich mich denselben nur anschließen und von Herzen wünschen, daß dieselben nicht nur durch alle Regierungen, welche Kolonien besitzen, angenommen, sondern auch durch jeden ihrer Diener individuell in ihrer ganzen Ausdehnung zur Anwendung gebracht werden möchten. Namentlich in letzterer Beziehung läßt erfahrungsmäßig die Praxis die Theorie zuweilen sehr stark im Stich. Eine möglichst humane Behandlung der Eingeborenen (die darum doch die nöthige Strenge besitzen kann und muß) wird meiner Ansicht nach nicht nur durch die Menschlichkeit, sondern auch durch das eigene Interesse gebieterisch vorgeschrieben. Nur unter solcher Behandlung kann der Eingeborene gedeihen, sich mehren und sich entwickeln. Nicht leere, wüste Länder sind es, deren die Kultivation in den Tropen bedarf, keine Länder, für welche Arbeiter in oft weit entfernten Gegenden mit großen Kosten angeworben werden müssen, sondern Länder, in denen es möglich ist, die nöthigen Arbeitskräfte zu bekommen, Länder, wo die Bewohner auch uns wieder unsere Erzeugnisse abkaufen, wo wir ein Absatzgebiet für unsere Waaren schaffen können. Alles das aber kann, wenn überhaupt, nur durch Humanität erreicht werden.

Kann ich mich in dieser Beziehung mit Chalmers sehr wohl einverstanden erklären, so muß ich offen gestehen, daß ich die rosenfarbenen Aussichten, die er für die englischen Niederlassungen eröffnet, nicht für begründet halten kann. Es ist hier wohl nicht der Ort, über Kolonisation und Kultivation im Allgemeinen zu sprechen, doch glaube ich einen Irrthum Chalmers' um so mehr hervorheben zu sollen, als der Fehler, den er macht, ziemlich häufig begangen wird. Ohne daß er es ausdrücklich sagt, ist es deutlich, daß ihm bei Aufstellung seiner Vorschläge das holländisch-indische Kultursystem vorgeschwebt hat: Der Eingeborene soll durch seine eigenen Häuptlinge unter europäischer Aufsicht angehalten werden, Produkte für den europäischen Markt zu bauen und gegen einen festgesetzten Preis an die Regierung zu liefern. Ich will nun vom Standpunkte der Theorie aus Nichts gegen ein solches System hier einwenden, sondern nur untersuchen, wie sich die Sache in dem gegebenen Falle vermuthlich in der Praxis gestalten wird. Zunächst sind die Verhältnisse auf Java zur Zeit der Einführung des Systems ganz andere gewesen, als sie jetzt auf Neu-Guinea sind. Die Javanen standen schon bei Ankunft der ersten Europäer, geschweige denn im Jahre 1830, auf einer weit höheren, allmählich erreichten Kulturstufe, als sie die Papuas und andere Eingeborene von Neu-Guinea wohl in nächster Zeit erreichen werden, und dies ist besonders in einer Hinsicht wichtig. Bei den Javanen hatte sich nämlich schon ein sehr geordnetes Staatswesen entwickelt, die Unterordnung unter ihre Häuptlinge und Fürsten war, vom europäischen Standpunkte betrachtet, selbst sklavisch zu nennen; auf Neu-Guinea ist man dagegen über die Dorfgemeinschaft noch nicht herausgekommen, und die große Verschiedenheit der Stämme, die, wie wir weiterhin sehen werden, da besteht, scheint für eine Amalgamirung derselben und für einen Fortschritt gerade in dieser Hinsicht sehr wenig Aussicht zu bieten. Dies ist nun allerdings kein Grund, den von Chalmers aufgestellten Plan für unmöglich zu erklären, im Gegentheil kommt mir derselbe für die Verhältnisse ganz passend vor, wie ich beiläufig bemerken will; man wird aber zugeben müssen, daß die Sache lange nicht so günstig liegt, wie dies auf Java der Fall war, wo man nur den guten Willen einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von Häuptlingen zu erwerben und sich zu Nutze zu machen hatte, während man auf Neu-Guinea mit dem Häuptling eines jeden einzelnen Dorfes zu thun haben wird. Dazu kommt

noch ein anderer Umstand. Erfahrungsmäßig hat — und das wird von allen Parteien anerkannt, weshalb ich diese Behauptung wohl ohne weitere Begründung niederschreiben darf — bei dem Kultursystem auf Java eine ungeheure Vergeudung von Arbeitskräften stattgefunden; man konnte sich ja diesen Luxus erlauben, denn die Bevölkerung betrug zur Zeit der Einführung des Systems schon etwa 45 Einwohner per Quadratkilometer; auf Neu-Guinea beträgt aber die Zahl der Bewohner in dem am stärksten bevölkerten Theile der Südküste 3, sage drei Seelen auf die gleiche Flächeneinheit, im Durchschnitt aber sicher sehr viel weniger.

Gewiß sind, und ich sprach es oben schon aus, auch nach meiner Erfahrung die von Chalmers gemachten Vorschläge die besten, die man unter den bestehenden Verhältnissen machen kann und sie sind besonders geeignet, die Eingeborenen zu erziehen, die eine solche Sorge sehr nöthig haben, aber man sollte dabei alle Luftschlösser, die man in Bezug auf den großen Ertrag baut, den man in dieser Weise zu erzielen hofft, ein für allemal verbannen; kommt er dann später doch, so freue man sich desselben und betrachte ihn als einen Lotteriegewinn, aber man begründe auf solche Hoffnungen keine Berechnungen. Großen Vortheil kann man nur von Produkten für den europäischen Markt zu erzielen hoffen und zwar muß, wie die Verhältnisse jetzt liegen, eine Pflanzung schon eine ziemlich bedeutende Ausdehnung haben, um einen Gewinn zu erzielen, der (unter Berücksichtigung der Verhältnisse natürlich) selbst nur mäßig genannt werden kann. Und dabei ist noch ein weiterer Umstand zu berücksichtigen. Wenn wirklich alle Kultivationsunternehmungen, die jetzt von beinahe allen Ländern unternommen werden, Erfolg haben, wo soll man schließlich noch Abnehmer für alle Kolonialwaaren finden? Unter jetzigen Umständen sind z. B. die Zucker- und die Kaffeekultur schon auf einem Standpunkte angekommen, wo die gegenwärtigen Besitzer Verluste leiden, die sie nöthigen, die finanzielle Stellung, welche sie eingenommen haben, mit einer bescheideneren zu vertauschen und sie haben einen bedeutenden Kapitalverlust erlitten. Was wird nun aber geschehen, wenn Neu-Guinea, um mich einer beliebten Phrase zu bedienen, der man schon in Lehrbüchern begegnet (die ich aber darum durchaus nicht für richtig halte) ein zweites Java wird und, um von anderen zu schweigen, jährlich eine und eine halbe Million Centner Kaffee auf den Markt wirft, und so und so viel weitere Kolonialgebiete auch mit entsprechenden Leistungen auftreten? Man verzeihe mir diese pessimistische Betrachtung, die ich aber glaubte, der optimistischen des Herrn Chalmers entgegenstellen zu müssen; es ist mir wenigstens ein Räthsel, wie man hoffen darf, das in eine Kultivationsunternehmung gesteckte Kapital nach drei Jahren mit Zinseszinsen zurückempfangen zu können!

Auch will mir nicht recht einleuchten, warum er, wie ich dem Zusammenhange nach vermuthen möchte, wiewohl er es nicht ausdrücklich sagt, der Regierung gehörige Ländereien auch an fremde Unternehmer verpachten will. Es scheint mir dies ein Hinken auf zwei Gedanken zu sein, eine Maßregel, deren verderbliche Folgen man in den niederländischen Kolonien schon seit langer Zeit empfindet. Meiner Ansicht nach heißt es hier aut-aut; es sind nur zwei verschiedene Wege möglich: entweder übernimmt der Staat die Bevormundung der Eingeborenen, sucht sie zu erziehen und zu bilden, meinetwegen auch, wenn es geht, den größtmöglichen Vortheil aus ihrer Arbeit zu ziehen, oder aber, er überläßt sie ihrem Schicksale in den Händen von Privatunternehmern, denen er die nöthigen Beschränkungen auferlegt und deren Handlungen er beaufsichtigt. Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, hier zu untersuchen, welche der beiden Richtungen man einzuschlagen hat, in welcher Weise man die einmal angenommenen Grundsätze zur Ausführung bringen soll, denn das liegt in den Händen derjenigen, welche die Macht besitzen und die Verantwortlichkeit tragen; schließlich führt auch jeder Weg, den man mit Ueberlegung einschlägt, auf dem man mit Ueberlegung weitergeht, nach Rom. Ich möchte hier nur auf die Nachtheile der Inkonsequenzen hinweisen, welche den guten Erfolg von vornherein in Frage stellen, wie der eben berührte Vorschlag Chalmers'. Man kann nicht die Bevormundung der Eingeborenen auf sich nehmen und gleichzeitig freiwillige Arbeit auf freien Plantagen in Aussicht stellen; dadurch werden Kollisionen unvermeidlich, die nach jeder Richtung hin nachtheilig wirken, ohne selbst vom Standpunkte der reinen Theorie aus irgend einen Vortheil in Aussicht zu stellen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In Bd. 41, S. 359 bis 362 besprach der „Globus" das reich illustrirte Du Chaillu'sche Werk „Im Lande der Mitternachtssonne", welches trefflich geeignet ist, ein größeres Publikum in das Wesen und die Eigenart Schweden-Norwegens und seiner Bevölkerung einzuführen. Nachdem diese größere Ausgabe fast erschöpft ist, ist jetzt eine kleinere, ein Auszug aus dem Hauptwerke, erschienen (Leipzig, F. Hirt und Sohn. Mit 216 Illustrationen. Preis 8 Mark), zu welcher Dr. Y. Nielsen in Christiania ein einleitendes Kapitel über das Reisen und die hauptsächlichsten Reiserouten in Skandinavien geschrieben hat. Möge das Buch auch in seiner kürzeren Fassung recht viele unserer Landsleute zu dem Besuche des hochinteressanten Nordens veranlassen!

— Die gesammte Handelsbewegung in den vier Haupthäfen Bulgariens, Nikopoli, Sistow, Rustschuk und Silistria, belief sich 1884 auf 42 700 468 kg, nämlich 27 282 838 kg Ausfuhr im Werthe von 22 Millionen Goldfranken und 14 932 007 kg Einfuhr im Werthe von 13 800 302 Goldfranken. Bei der Einfuhr waren betheiligt Oesterreich-Ungarn mit 23 Proc., England mit 20 Proc., Deutschland mit 12 Proc., Rußland mit 7 Proc., Rumänien und Türkei mit 14 Proc., während die übrigen 24 Proc. sich auf Italien, Griechenland, Ostrumelien und die Schweiz vertheilen. Die russische Einfuhr ist von 191 269 kg im Jahre 1883 auf 1 690 616 kg im Jahre 1884 gestiegen, und dies lediglich in Folge der unglaublich billigen Frachten, welche die russische Dampfschiffahrtsgesellschaft „Gangria" in Odessa gewährt.

Asien.

— Eine sonderbare Ceremonie wurde neulich in Travancore vorgenommen: der Maharadschah wurde gegen

ein Gewicht von reinem Golde gewogen und letzteres dann zu Wohlthätigkeitszwecken verwendet. Diese Sitte, Tulabhara genannt, ist sehr alt und läßt sich angeblich bis zum 4. Jahrhundert zurückverfolgen; in anderen Theilen Indiens ist sie unbekannt. Gold wird natürlich nur bei den wohlhabendsten Leuten gebraucht, einfachere Leute begnügen sich damit, sich mit Specereien oder mit Korn wiegen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit wog der Maharadscha etwas über neun Steine (ca. 67 kg). Die Brahminen wünschten, wie man sagt, die Ceremonie zu verschieben, damit der Maharadscha womöglich das Gewicht seines Vaters erlange, welches, als er sich im 47. Jahre der Ceremonie unterwarf, $14^3/_4$ Steine betrug.

— Am 18. April 1885 haben China und Japan in Tientsin einen Vertrag geschlossen, wodurch beide Mächte sich verpflichten, ihre Truppen aus Korea zurückzuziehen und der koreanischen Regierung anzurathen, fremdländische Officiere mit der Ausbildung eines eigenen Truppenkorps zu betrauen. Im Falle ernstliche Ruhestörungen ausbrechen sollten, behalten sich beide Mächte vor, wiederum Truppen einrücken zu lassen.

Afrika.

— Uns liegt ein noch unveröffentlichter Brief Ernst Marno's (gestorben 31. August 1883 zu Chartum) an die Geographische Gesellschaft in Hannover vor, welcher von Chartum, 8. Mai 1880 datirt ist und über die Beseitigung der Pflanzenbarren im Bahr el-Gebel berichtet. Da Marno dieses Thema in sehr ausführlicher Weise und unter Beigabe seiner Stromaufnahmen bereits in „Petermann's Mittheilungen" (1881, Bd. 27, S. 411 bis 426 und Tafel 20) behandelt hat, so gehen wir auf dasselbe nicht weiter ein, drucken aber mit gütiger Erlaubniß den Schluß jenes Briefes ab, weil derselbe eine interessante, anscheinend noch nirgend bekannt gewordene Nachricht über ein neues Volk im Südwesten Abessiniens enthält. Marno schreibt: „Am 2. April langten wir in der Station Bōr, am 3. April in Ladò selbst an. Der Zustand, in welchem sich diese Stationen befanden, war durchaus nicht jener, den man sich in Chartum wegen der fast zweijährigen Absperrung des Flusses und des dadurch herbeigeführten vermutheten Mangels an allem vorstellte. Die zahlreichen Hilfsquellen dieser Negerländer haben unter der umsichtigen Leitung ihres Mudir, Dr. Emin Bey, die Stationen während dieser Zeit erhalten, und es wurde dadurch gezeigt, daß dies überhaupt möglich sei; dies gilt für Nahrungsmittel und natürlich nicht für Luxusgegenstände, Kleidung, Munition 2c. Interessant waren einige Mittheilungen, die ich hier erhielt. Von den Elefanten, die vor einigen Jahren mit großen Kosten und Mühen aus Indien über Kairo und Chartum dorthin gebracht worden waren, lebten gegenwärtig nur mehr zwei. Die seiner Zeit ebenfalls aus Chartum dorthin beförderten Kameele sind schon längst alle dem Klima erlegen. Dagegen hat man etwa 160 Esel aus Lango (südlich von Fatiko) und Kameele aus einem Lande, welches 10 bis 11 Tage ostnordöstlich von Fatiko, noch über die Lango hinaus, gelegen ist, gebracht und verspricht man sich von diesen bessere Resultate. Die Bewohner jenes Landes züchten Kameele (wie die Lango die Esel) allein zur Milchgewinnung; sie sind Nomaden von negerähnlichem Aeußeren; der Name ihres Landes ist unbekannt. Selbst die benachbarten Lango können sich nur selten und schwierig durch die Sprache mit ihnen verständigen. Das Land selbst soll gebirgig, steinig und sandig sein, ohne Flußläufe, und das Wasser nur durch Graben zu gewinnen (zu jeder Jahreszeit?) und durchweg salzig sein. Noch weitere 8 bis 10 Tage nach Osten soll sich ein großes, salziges Wasser, der Beschreibung nach ein See, befinden, über welchen Leute von hellerer Hautfarbe, mit Schwertern bewaffnet, herüberkommen, um Kameele zu rauben (Samburo-See? — Galla- oder Somali?). — Am 8. April verließ ich Ladò und erreichte am 25. April Chartum, wo eben, da Gordon Pascha seine Demission gegeben, der neue Generalgouverneur Rauf Pascha erwartet wurde, welcher auch am 1. Mai daselbst anlangte."

— Nach einer Tischrede des Gouverneurs Sir Hercules Robinson (The Mail, 29. Mai 1885) stellt sich das Verhältniß der Engländer zu den Holländern folgendermaßen:

in der Kapkolonie	9	:	11
in Natal	1	:	1
im Transvaal	1	:	7
im Freistaat	1	:	9
in den englischen Kolonien	5	:	6
in den holländischen Staaten	1	:	8
in ganz Südafrika	3	:	5.

Die Holländer (besser „Africander") sind Landbesitzer, aber zum Theil hoch verschuldet, die Engländer (d. h. alle Europäer von nicht holländischer Abkunft) Kaufleute und Kapitalisten; letztere haben die gewinnbringenden Unternehmungen, wie Diamanten- und Kupfergruben und Straußfarmen fast allein in Händen. Die „Engländer" gleichen also durch Kapitalkraft ihre numerische Unterlegenheit aus, und es ist — wenigstens nach der „Mail" — durchaus falsch, von einem augenblicklichen Vorherrschen des holländischen Elementes in Südafrika zu reden. Auch im Unterhause des Kap-Parlamentes stehen den 42 Engländern nur 32 Holländer gegenüber, und zudem besitzen letztere keine genügende Anzahl gebildeter Männer, um ohne Unterstützung der Engländer ein Ministerium bilden zu können. Auch damit tröstet sich die englische Partei, daß viele „Holländer" den Engländern durchaus nicht feindlich gesinnt sind und viel mehr zu deren Verfeinerung, Civilisation und Kultur hinneigen, als zu den ungebildeten Boern.

— Das Deutsche Reich und Großbritannien haben sich über die Grenzen ihrer Protektorate am Meerbusen von Guinea folgendermaßen geeinigt (Schreiben Lord Granville's vom 29. April 1885 an den deutschen Botschafter, Grafen Münster und des letzteren an ersteren):

Großbritannien verpflichtet sich, keine Gebietserwerbungen zu machen, keine Schutzherrschaften anzunehmen und der Ausbreitung deutschen Einflusses nicht entgegenzuwirken in demjenigen Theile der Küste und des Inlandes von Guinea, welcher östlich von der Linie liegt, die aufwärts gebildet wird durch die rechte Uferseite des zwischen dem 8° 42' und 8° 46' östlicher Länge von Gr. in die See mündenden Rio del Rey bis zu seiner Quelle und von dort in gerader Linie die Richtung nach der linken Uferseite des Alt-Kalabar- oder Croß-Flusses nimmt, diesen Fluß überschreitet und ungefähr auf dem 9° 8' östl. Länge an einem Punkte endigt, der auf der englischen Admiralitätskarte als „Rapids" bezeichnet ist.

Deutschland verpflichtet sich, keine Gebietserwerbungen zu machen, keine Schutzherrschaften anzunehmen und der Ausbreitung britischen Einflusses nicht entgegenzuwirken in demjenigen Theile der Küste und des Inlandes von Guinea, welcher zwischen der, wie vorstehend angegeben, an der Mündung des Rio del Rey beginnenden Linie und der britischen Kolonie Lagos liegt. Beide Mächte kommen überein, alle Schutzherrschaften, welche sie innerhalb der hiernach dem anderen Theile zugestandenen Grenzen schon errichtet haben, aufzugeben, wobei jedoch eine besondere Ausnahme für die Niederlassung der Missionare in Victoria an der Ambas-Bai gemacht wird, welche eine britische Besitzung bleiben soll.

Deutschland erklärt sich bereit, die eingelegte Verwahrung gegen das Hissen der britischen Flagge in Santa-Lucia-Bai zurückzuziehen und an der Küste zwischen der Kolonie Natal und der Delagoa-Bai

keine Gebietserwerbungen zu machen oder Schutzherrschaften zu übernehmen.

In einem späteren Schreiben erklärt ferner Lord Granville, daß die britische Regierung keine Einwendung gegen eine Einverleibung der Ambas-Bai in das deutsche Protektorat zu machen hat, wenn die deutsche Regierung mit den dort hausenden Baptisten-Missionaren zu einer Verständigung gelangen sollte.

— Der Sultan von Zanzibar hat den in seinen Diensten stehenden General Matthews von Mombasa aus in das Innere gesandt, wo derselbe, wie er am 8. Juni meldet, von den Häuptlingen des Berges Kilimandscharo, von Tschagga (am Südabhange des Kilimandscharo), Taveta (östlich vom vorigen), Trita (östlich vom vorigen) und Aruscha (südöstlich vom Kilimandscharo) freundlich aufgenommen worden ist. 25 derselben erkannten die Oberhoheit des Sultans an, was auch von den Häuptlingen des südlicher gelegenen Pangani-Thales geschah. Offenbar will der Sultan dort englischen (oder deutschen) Besitzergreifungen zuvorkommen.

Australien.

— Die australische Flora. Der bekannte Regierungsbotaniker der Kolonie Victoria, Baron Ferdinand von Müller in Melbourne, hat soeben wieder ein zweites Supplement zu seinem systematischen Census der australischen Pflanzenwelt herausgegeben. Wir lernen daraus, daß dieselbe nach der bisherigen Forschung 8737 Species zählt, welche sich in folgendem Verhältniß auf die einzelnen Kolonien des Kontinents und die Insel Tasmanien vertheilen: auf Westaustralien mit 45 898 deutschen Quadratmeilen entfallen 3455; auf Queensland mit 31 427 deutschen Quadratmeilen 3457; auf das Northern Territory mit 24 626 deutschen Quadratmeilen 1829; auf Südaustralien im engeren Sinne mit 17 875 deutschen Quadratmeilen 1816; auf Neu-Süd-Wales mit 14 541 deutschen Quadratmeilen 3154; auf Victoria mit 4133 deutschen Quadratmeilen 1820 und auf Tasmanien mit 1240 deutschen Quadratmeilen 1023.

Der Fortschritt in der botanischen Erforschung Australiens ist in den letzten 25 Jahren ein sehr bedeutender gewesen und hauptsächlich dem Baron von Müller zu verdanken. Zu Anfang dieses Jahrhunderts (1805) kehrte Robert Brown, welcher als der Vater der australischen Pflanzenkunde gelten muß, nach England zurück. Er brachte nahe an 4000 Species von Pflanzen mit sich und bestimmte sie in den folgenden Jahren in seinem bekannten „Prodromus Florae Novae Hollandiae et Insulae Van Diemen". Seit dieser Zeit erschien kein weiteres systematisches Werk über die Flora Australiens, bis Baron von Müller in Gemeinschaft mit dem am 18. September 1884 im Alter von 85 Jahren verstorbenen Botaniker George Bentham das große ausgezeichnete Werk „Flora Australiensis" in sieben Bänden herausgab. Der erste Band erschien 1863, der letzte 1878. Bentham war wegen vorgerückten Alters in den letzten Jahren von der Redaktion zurückgetreten. Es sind in diesem Werke alle Arbeiten und Forschungen früherer Botaniker und Reisender in Australien, wie die von Banks, Solander, Allan Cunningham, Mitchell u. s. w. vereinigt. Seit dem Erscheinen seiner Flora Australiensis hat Baron von Müller die botanischen Forschungen in eifrigster Weise fortgesetzt und jetzt in seinem neuen Supplement zu den 7837 bereits beschriebenen Species von Pflanzen weitere 900 hinzugefügt, welche einen achten Band der Flora Australiensis bilden werden. Außerdem hat sich von Müller ein anderes großes Verdienst durch ein ebenfalls neuerlich von ihm erschienenes Werk in einem Bande von über 400 Seiten erworben, welches betitelt ist: „Select Extra-tropical Plants readily eligible for Industrial Culture or Naturalisation". Er bespricht darin in populärer Weise alle Pflanzen der extratropischen Zone, welche sich leicht nützlich verwerthen lassen, oder, wie sie genannt werden, die utilitarian plants.

H. Gr.

— Hr. Harry Stockdale hielt kürzlich vor der Geographical Society of Australasia in Sidney einen Vortrag über seine Reise im Kimberley-Distrikte im Norden von Westaustralien. Das bedeutende Gebirge in der Nähe des Golf of Cambridge benannte er die Martin Ranges nach dem Präsidenten des obersten Gerichtshofes in Sydney. Der Hafen des Golfs ist ein ausgezeichneter und sichert gegen jedes Unwetter. Das dortige Land hat eine große Zukunft vor sich und verspricht wegen seines reichen Graswuchses und Ueberflusses an Wasser ein herrlicher Weidedistrikt zu werden. Die Eingeborenen, gut gebaut und in Farbe von denen in den anderen Kolonien etwas verschieden, sind ziemlich friedlich. Das Klima ist allerdings ein sehr heißes, aber erträglich.

— Die Regierung von Westaustralien hat zur weiteren Erforschung und Vermessung ihres großen nördlichen Kimberley-Distriktes am 21. März 1885 drei Gesellschaften von Fremantle aus abgehen lassen. Die erste steht unter der Leitung von H. S. Kings und wird die Triangulation des Landes in der Nähe der Flüsse Ashburton, Lyons, Hardy, Fortescue u. s. w. ausführen. Die zweite unter F. S. Brookman wird sich zu demselben Zweck nach dem östlich von dem Hafen Roeburne in 20° 44′ südl. Br. und 117° 9′ östlich von Gr. gelegenen Landgebiete begeben. Die dritte unter H. F. Johnstone und Nyulassy ist für den Cambridge Golf bestimmt. Sie wird dort landen und alles Land an dem in den östlichen Arm des Golfs mündenden Ord bis zu dem in ihn einfließenden Negri trianguliren, sowie die Flüsse, welche zwischen dem Ord und dem Leopold Range liegen, näher erforschen.

— Am Mount Crawford in Südaustralien in 34° 41′ südl. Br. und 138° 57′ östl. von Gr. ist im Alluvium Gold entdeckt worden. Es sind dort bereits gegen 70 Personen mit Goldsuchen beschäftigt, welche einen guten Tageslohn erzielen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVIII. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Auf der Suche nach den Resten der Crevaux'schen Expedition.

(Nach dem Französischen von A. Thouar.)

V. (Schluß.)

(Die Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Der 7. Oktober brachte wieder eine Gelegenheit zu näherer Berührung mit den Indianern, von denen Thouar, selbst nur von 20 Mann begleitet, einen Trupp von ungefähr 50 Mann antraf. Kurz entschlossen ging er mit nur noch einem Begleiter und seine Waffen wegwerfend den Wilden entgegen, deren Häuptling sich dadurch schließlich bewegen ließ, sich mit ihm in eine Unterredung einzulassen. So gewagt und vielleicht unklug dieses Verfahren seitens Thouar's seinen Begleitern erschien, so hielt er selbst diesen Appell an die Ehrenhaftigkeit und das ritterliche Gefühl, welches er in gewissem Grade auch bei diesen sonst so tief stehenden Menschen voraussetzte, doch für den einzigen Weg, auf welchem er den Konflikt mit ihnen vermeiden konnte. In der That waren die Indianer bereit, ihnen eine Fuhrt durch den Fluß zu zeigen und bei dessen Ueberschreitung behülflich zu sein, wofür sie mit einigen Packeten Tabak beschenkt wurden. Auf dem rechten Ufer weiter marschirend, kamen die Reisenden bald an eine Stelle, wo einige Hundert Stümpfe von Palmbäumen, aufrecht im Flusse stehend, und mit Schaaren von Kormorans und Enten bedeckt, aus dem Wasser hervorragten. Dasselbe Manöver einer friedlichen Annäherung an die Tobas, wie er es diesmal mit Glück versucht, konnte Thouar einige Tage später wieder mit gleichem Erfolge ausführen, und er fand unter ihnen einen Mann, der durch einen längeren Aufenthalt in Paraguay den Weg dorthin kannte und auch etwas spanisch sprach; er warnte davor, entlang des Flusses weiter zu ziehen, da sich dieser vor seiner Einmündung in den Paraguay-Fluß in mehrere Arme theilte und das ganze Delta aus Sümpfen und Morästen bestände; er empfahl daher, das Flußufer zu verlassen und in östlicher Richtung landeinwärts zu ziehen. Auf seinen Rath einzugehen, sah sich Thouar schließlich auch genöthigt, da er durch eine Rekognoscirung festgestellt hatte, daß die das Flußufer einsäumenden Sümpfe sich weiter abwärts in unabsehbare Ferne ausdehnten. Es galt daher, den Flußübergang auf das linke nördliche Ufer zu bewerkstelligen, der auch mit großen Schwierigkeiten und nur mit Hülfe der Indianer selbst gelang, aber von Morgens bis zum Nachmittag dauerte. Die fast alle in den Hochebenen der Anden geborenen Begleiter Thouar's konnten nur zum kleinsten Theile schwimmen und wurden mittels Baumstämmen, an denen vorn und hinten fünf Indianer schwammen, durch den 4 bis 5 m tiefen Fluß hinübergebugsirt, während die Munition auf rasch gezimmerten Flößen, die Thiere mit vieler Mühe durch Schwimmen ans andere Ufer gebracht wurden. An einen Weitermarsch an demselben Tage war nach diesen Anstrengungen nicht mehr zu denken; man schlug deshalb das Lager auf, während sich die Indianer einen ihnen zur Belohnung überlassenen Ochsen wohl schmecken ließen. Sie versprachen auch der Expedition weiterhin als Führer dienen zu wollen, waren aber bei Tagesanbruch verschwunden.

Die Kolonne verließ, nun auf sich selbst angewiesen, am 13. Oktober den Pilcomayo unter 24° 18′ 26″ südl. Br. und 61° 40′ 38″ westl. L. von Paris, und trat damit in eine Aera der furchtbarsten Leiden und Entbehrungen ein. Zunächst sei hier der Lauf des Pilcomayo in großen Zügen geschildert:

Er entspringt auf den Hochplateaus der Bolivianischen Cordilleren nordwestlich von Potosi und verstärkt sich sehr bald durch eine Anzahl Nebenflüsse, deren bedeutendster vor dem Eintritt in die Ebenen des Chaco der Pilaya ist. Sein Lauf läßt sich in vier Theile scheiden: der erste von der Mündung bis zur Mission San Francisco, der zweite von hier bis zum 23. Breitegrade, der dritte bis zum 24. Breitegrade, der vierte bis zur Mündung in den Paraguay. Der erste Theil zeichnet sich durch einen reißenden, vielfach geschlängelten Lauf zwischen den Felswänden der Cordilleren aus, bildet bei der Mission San Francisco den Pirapo-Fall und ist wegen der reißenden Strömung und der zahlreichen im Flußbette liegenden Felsblöcke nicht schiffbar. Im zweiten Flußabschnitte nehmen die Ufer einen mehr sandigen Charakter an und ragen in verschiedener Höhe im Maximum und zwar in der trockenen Jahreszeit 7 m hoch über das Flußniveau empor. Die Strömung ist von mäßiger Stärke und beträgt 1800 bis 2000 m in der Stunde. Der Sand des Flußbettes ist goldhaltig, das Wasser selbst rein. Beiderseits ist der Fluß eingefaßt von prächtiger Waldung, hinter welcher sich unendliche Ebenen des fruchtbarsten Weidelandes ausbreiten. An Fischen und Wasservögeln findet sich großer Reichthum, von letzteren u. a. Schwäne, Enten, Kormorane, Flamingos, Kraniche und Ibis. Auch diese Flußstrecke hat einen großen Wasserfall bei Cavayu-Repoti.



Alte Palmstämme im Pilcomayo.

Weiter abwärts in seinem dritten Abschnitte nimmt der Fluß einen etwas anderen Charakter an: felsige, 15 bis 18 m hohe Ufer mit einem Abstande von 1200 bis 1300 m schließen das mit unveränderter Geschwindigkeit hinfließende Wasser ein, welches in der trockenen Jahreszeit immer noch 1 bis $1^1/_2$ m tief ist; auch die Vegetation wechselt und wird aus hochstämmigen, dichtstehenden, dornentragenden Bäumen, Algarroben, Akazien, Quebrachos u. a. gebildet. Auch hier finden sich noch Weideflächen, während sich im letzten Theile des Flusses nach der Mündung zu diese verlieren und an ihre Stelle Sumpfpflanzen, einzelne Gruppen von Weidensträuchern und anderem niedrigem Strauchwerk, sowie ungeheure Palmenwälder treten, die einer Unzahl von Wild, Tapiren, Jaguars, Pumas und Schlangen, zur Zufluchtsstätte dienen. In einiger Entfernung von den völlig flachen Flußufern liegt eine Reihe größerer Seen, an welchen eine beträchtliche Zahl Toba-Indianer wohnen, denen übrigens der Gebrauch der Boote unbekannt ist.

Thouar's Absicht war nun, in östlicher Richtung am nördlichen Rande der sumpfigen Niederungen hin bei Villa Hayes die Grenze von Paraguay zu gewinnen, da er sich von der Unmöglichkeit des weiteren Verfolgens des Flußlaufes überzeugt hatte. Die drückende Hitze von zeitweise 42 Centigraden im Schatten, die ewigen Belästigungen und Beunruhigungen seitens der wie Raubvögel folgenden Indianer, die zur Erschwerung des Fortkommens allenthalben Brände anlegten, der Mangel an Mehl und Salz, an geeignetem Futter für das Vieh und vor Allem an Trinkwasser bereiteten den Wanderern eine Zeit der furchtbarsten Drangsale und Qualen. Lassen wir Thouar selbst einige Momente aus diesen Tagen schildern:

„Während die Kolonne, der Ruhe dringend bedürftig, Halt machte, ritt ich mit einigen Begleitern zur Rekogno-



Uebergang über den Pilcomayo.

Estensorro vertheidigt die Wasserlachen.

seirung vor; da erblicken wir in der Ferne eine große Lagune, Freudenrufe ertönen, wir kommen näher und — bittere Enttäuschung! ein ausgetrocknetes Wasserbett, auf dessen Boden ein Salpeterlager, auf grünem Untergrunde die Sonne wiederspiegelnd, das verlockende Bild vormalte. In aufgelöster Ordnung, bei glühender Hitze, schleppen sich Thiere und Menschen weiter, als abermals der Ruf: „Agua, agua“ erschallt. Ein Bach klarsten Wassers floß vor uns, im Galopp sprengen wir hin, mein Maulthier stürzt sich bis an die Brust hinein, und — das Wasser ist salziger als das Meer. Ich kenne nichts Entsetzlicheres als diese Tantalusqualen. Wir zogen längs des Baches weiter, gruben neben demselben Wasserlöcher und erhielten immer wieder nur ungenießbares Salzwasser. Gegen Abend trat völlige Erschöpfung der Leute ein; seit 2 Uhr Morgens waren sie schon auf den Beinen, wir können nicht weiter. Noch einmal versuchte ich, vorreitend, Wasser zu finden, um nach einigen Stunden fruchtlosen Mühens zurückzukehren. Erschöpft sank ich selbst unter einem Baume nieder und versuchte zu schlafen; nach einigen Stunden weckte man mich, um an einer allgemeinen Berathung theilzunehmen. Aber was thun, nachdem alles vergeblich versucht worden? Am anderen Morgen neue Berathung, neues Schwanken und Zweifeln; da wandte sich Oberst Estensorro an die Leute mit der Frage: „Vorwärts oder zurück?“ „Vorwärts!“ war die laute Antwort und die Unglücklichen, Füße und Beine zerfetzt von der Yerba brava, halbtodt vor Durst, Hunger und Ermattung, rüsteten sich zum Weitermarsche mit dem begeisterten Rufe „Viva Bolivia, viva Tarija!“ eine mächtige Regung des Muthes und der Entsagung, die nur Gott zum Zeugen hatte in dieser endlosen Einöde, wo auch mir selbst in wehmüthiger



Begegnung mit einem Jaguar-Jäger.

Erinnerung an den dahingegangenen Crevaux eine innere Stimme ein „Vorwärts!“ zurief. Endlich wurde eine kleine Lagune mit einigermaßen trinkbarem Wasser gefunden und hier gelagert. Ich habe nicht alle Vorkommnisse dieser Tage erzählt und werde sie auch zu vergessen suchen; so weh und schmerzlich auch manche der Eindrücke gewesen sein mögen, sie sollen dem Gedächtniß entschwinden im Hinblick auf das glücklich erreichte Endziel.“

Angesichts dieser Nothlage vereinigten sich Officiere und Mannschaften der Expedition, um Thouar zum Beweise ihres Vertrauens auf ihn eine schriftliche Erklärung des Inhalts zu überreichen, daß sie sich unbedingt seiner weiteren Führung unterwerfen würden, in Anerkennung seiner Befähigung dazu und der großen Verdienste, die er unter Aufopferung seiner eigenen Person sich um ihr Vaterland Bolivia erwürbe.

Ein inzwischen auftretendes Gewitter brachte zwar Labung, machte aber auch den Weitermarsch zunächst unmöglich, nachher sehr schwierig. Die Nahrung bestand in einigen geschossenen Vögeln, Palmblättern und einer Cruciferenart, die, von den Leuten „Yacou“ genannt, alle Eigenschaften einer dicken Steckrübe besaß. Auch für die nächsten Tage war für Wasser gesorgt, indem sich bei den Regengüssen solches zwischen den Blättern der Caraotta (Fourcroya longaeva) angesammelt hatte. Doch ging der Marsch außerordentlich langsam von statten, man legte an einem Tage kaum $1\frac{1}{2}$ Lieues zurück. Nach einigen Tagen schmachtete man wieder nach Wasser und es kam fast zur Revolte, wenn die vor Durst fast wahnsinnigen Leute nicht durch ihre Führer beschwichtigt worden wären. Als man endlich einige Tümpel mit schlammigem, schwärzlichem Wasser fand, mußte Estensorro mit dem Revolver in der Faust dieselben gegen das Andringen der Thiere und Reiter vertheidigen, damit erst die Fußgänger sich laben

konnten. Der weitere Weg führte durch einen endlosen Palmenwald; von Indianern war schon längst keine Spur mehr zu sehen. Ohne wieder Wasser gefunden zu haben, wurde Abends das Lager aufgeschlagen und das noch nothdürftig von den Caraottas gespendete Naß genossen. Wenn anderen Tages nichts mehr gefunden wurde, so waren die Thiere verloren. Da in dieser äußersten Noth brachten starke Regengüsse Hilfe, schufen aber auch die ganze Gegend zu einem tiefen Sumpfe um, in welchem mehrere Male Maulthiere unrettbar versanken.

Lassen wir hier Thouar selbst weiter schildern:

„28. Oktober. — Wir waten durch die, so weit das Auge reicht, sich hinstreckenden Sümpfe, wir nähern uns dem Paraguay, aber sind auch am Ende unserer Kräfte angelangt. Heute verzehren wir unser letztes Rind; heute Abend schon wird uns nichts anderes übrig bleiben, als



Der Jaguar-Jäger und sein Sohn. (Nach einer Photographie Thouar's.)

Fleisch von unseren Maulthieren zu essen. Wie lange schon locke ich die Kolonne hinter mir her, indem ich jedem Einzelnen die Hoffnung vormale, daß er nun bald am Paraguay anlangen werde. Aengstlich zählen wir einen Tag nach dem anderen, jeder bringt immer neue Schwierigkeiten und Hemmnisse. Wie oft habe ich lügen müssen, aber wer möchte mich deswegen heute zur Rechenschaft ziehen, und wie konnte ich anders Angesichts solcher Leiden? Als Abends Maulthierfleisch vertheilt werden sollte, erschien fast Niemand, weil die meisten den Widerwillen dagegen nicht zu überwinden vermochten. Wir sind abgemagert bis auf Haut und Knochen. Dazu bin ich durch einen Fieberanfall wie zerschlagen; etwas Kaffee, von Estensorro für den Nothfall aufgespart, belebte mich wieder etwas; auch das Fehlen des Salzes ist eine Qual, ich salze mein hartes, zähfaseriges Maulthierfleisch mit Cigarettenasche. — Die Kolonne dehnt sich von Tag zu Tag mehr in die Länge, viele der Fußgänger mit ihren entzündeten und von Blut-

egeln benagten Füßen können nicht mehr folgen; beim Appell Abends fehlten drei Mann, darunter ein Officier; zurückgesandte Reiter fanden sie endlich liegend und ihren Tod erwartend. Wir verloren heute sechs Maulthiere, zur Verminderung der Last wurde das nicht dringend nöthige Gepäck zurückgelassen, es gingen viele Apparate und Sammlungen verloren. Die Muskitos stürzen sich milliardenweise auf uns, es ist nicht möglich, die geringste Ruhe zu finden."

Einige Tage später fand die Kolonne einen Indianerpfad, den verfolgend sie einige Toba-Hütten und etwa 10 Indianer antrafen, welche anfangs fliehen wollten, aber durch Geschenke von Tabak zum Bleiben bewogen wurden. Es waren dies Jäger, die mit Fellen nach Paraguay hin handeln; sie besitzen auch große Schafherden, weigerten sich jedoch, einige Schafe gegen Tabak zu überlassen. An ein gewaltsames Wegnehmen solcher war bei dem kraftlosen Zustande der Leute, in Folge dessen sie im Falle eines Kampfes sicher unterlegen sein würden, nicht zu denken. Es war auch nicht möglich, die Indianer als Führer zu gewinnen; immer weiter also durch neue Sümpfe und Moräste, wo nun zu der Qual des Durstes und der Ermattung eine neue Pein, die Schlaflosigkeit in Folge der Nässe und der Muskitos, kam. Der Körper war eine einzige von Muskitos zernagte Wundfläche, von den in Lumpen zerfallenden Kleidern bedeckt.

„31. Oktober. Sümpfe und immer wieder Sümpfe; alle Augenblicke müssen wir halten, um die vor Erschöpfung Zurückgebliebenen nachkommen zu lassen. Heute blieben sechs Maulthiere mit Gepäck zurück. Die Muskitos machen uns wahnsinnig.

1. November. Wir können durch die vor uns immer tiefer werdenden Moräste nicht mehr weiter und versuchen sie nach Süden zu umgehen. Vergeblich; je mehr wir vorrücken, desto mehr sinken wir ein. Also wieder umgekehrt und nach Norden hin den Versuch gemacht. Nach siebenstündigem Marsche wird kampirt und das, nachdem im Ganzen nur 3 km wirklich zurückgelegt worden sind. Einer versucht dem Anderen seine Ration an Maulthierfleisch zu rauben.



Fußsoldaten und Reiter der Eskorte.

2. November. Unzufriedenheit und Zwietracht droht zum Ausbruche zu kommen; die Leiden sind auch zu gräßlich. Ich bedarf meiner ganzen Energie, um noch einmal einen Hoffnungsschimmer in dem Herzen der Unglücklichen wachzurufen. Der Gedanke an Vaterland und Familie belebt sie wieder etwas. Ein Mann, wahnsinnig vor Schmerz, weint und will sich erschießen.

3. November. Wir überschreiten mit vieler Mühe einen tiefen Bach mit salzigem Wasser. Immer wieder Schlamm und Morast. Wir verloren abermals sechs Thiere. Ich lag die Nacht im Fieber. Wer noch beritten ist, will den Weitermarsch erzwingen, während die Fußgänger dazu nicht mehr im Stande sind. In vier Stunden legten wir nur $1/2$ Lieue zurück.

4. November. In der Nacht schreckliches Unwetter; ein Platzregen überschwemmt Alles rings um uns her. Allgemeine Panik. Mit Mühe retten wir uns nach einem kleinen Gehölze. 17 Maulthiere gingen mit ihrer Last zu Grunde. Wir kamen heute kaum 2 km vorwärts.

5. November. Wir bedürfen heute unbedingt der Ruhe. Unseren Munitionsvorrath müssen wir, um die der Last nicht mehr gewachsenen Thiere zu erleichtern, ins Wasser werfen und behalten jeder nur noch 20 Patronen. Ich besitze nichts mehr als meine Winchesterbüchse, meine Papiere und einige ethnographische Gegenstände. Regen und Muskitos lassen uns die Nacht nicht zur Ruhe kommen.

6. November. Das Wetter klärt sich auf und bis zum Gürtel im Wasser waten wir weiter. Wir sind fast alle zu Fuß, das Thermometer zeigt 40 Centigrade; mit übermenschlicher Anstrengung legten wir in vier Stunden $1/2$ Lieue zurück.

7. November. In der Nacht war die Hitze fast erstickend, die Muskitos martern uns aufs Gräßlichste. Beim Halt wird ein Maulthier von einer riesigen Klapperschlange gebissen und stürzt einige Stunden später todt zu Boden. Ein Sturm hält uns wach.

8. November. Heute ermöglichten wir nur einen zweistündigen Marsch und lagern an einem kleinen, salzhaltigen Flusse.

9. November. Ein Unwetter hält uns mitten im Schlamme fest, wobei uns abermals fünf Thiere verloren gehen.

10. November. Wir sind am Ende mit unseren Kräften und unserer Energie; allenthalben bricht die Verzweiflung durch .... mein Stern beginnt zu erbleichen. Ich befehle die Fortsetzung des Marsches den Fluß entlang, einige weigern sich und geben Gegenworte .... „Vorwärts, ein letzter Versuch, wir sind nicht mehr weit vom Paraguay.“ Noch einmal besiege ich den Widerstand und Mittags rasten wir wieder. Morgen würden wir diesen kleinen Zufluß des Paraguay zu überschreiten haben; die Situation ist im höchsten Grade kritisch. Ein Officier, wegen seiner entsetzlich entzündeten Beine außer Stande, weiter zu gehen, will sich das Leben nehmen — ich rede ihm von seinem uns begleitenden Sohne, er faßt wieder Muth! Ein Anderer, kaum 20 Jahre alt, erzählt mir von den Seinigen, große Thränen rinnen ihm über die Wangen. Ich kann den traurigen Anblick aller der da liegenden Unglücklichen nicht mehr ertragen und frage mich, ob sie noch nicht ausgelitten haben! .... Einer von uns blieb vor Erschöpfung unterwegs liegen, sein Verschwinden wurde zu spät bemerkt, er war inzwischen eine Beute der Jaguare geworden .... Neben Estensorro hingestreckt kaute ich einige Grashalme und Palmblätter, um meinen Hunger zu stillen und gedachte dabei des kommenden Tages! ....

Da plötzlich hören wir Rufen, Schreien; ich springe entsetzt auf, das ist der Anfang vom Ende .... wir werden unsere letzten Patronen wohl im Kampfe gegen einander verbrauchen! Doch was höre ich: „Un cristiano! un cristiano!“ (ein Christ, ein Christ!) und freudetrunkene Menschen eilen uns entgegen, voran ein armer Paraguayer Jäger, der zufällig mit seinem Sohne den kleinen Fluß, an welchem wir lagen, herauffuhr. Es war ein Mann von mittlerem Wuchse und sehr muskulös; sein Name war Jose Gauna; er theilte uns mit, daß nur noch die Laguna de Naro uns vom Paraguay trenne. Kaum konnten wir Augen und Ohren trauen, wir waren am Ziele, wir hatten überwunden! ....“

Der Rest ist rasch erzählt. Thouar schiffte sich mit zwei Begleitern in dem Fahrzeuge des Jägers ein, um die Regierung von Paraguay um Unterstützung zu bitten und für die Zurückbleibenden Lebensmittel herbeizuschaffen. Andern Tages kamen sie nach Villa Hayes, einer von Präsident Lopez mit französischen Auswanderern besetzten Kolonie, fuhren aber, da hier die erforderlichen Lebensmittel nicht aufzutreiben waren, weiter nach Assuncion, welches man nach zweistündiger Fahrt erreichte. Der Empfang seitens des Präsidenten der Republik, Generals Caballero, war ein außerordentlich herzlicher und entgegenkommender, und er stellte den Reisenden sofort ein Kanonenboot mit den nöthigen Lebensmitteln zur Verfügung. Am Morgen des dritten Tages nach Thouar's Abreise aus dem Lager langte das Schiff an der Laguna de Naro an, worauf der kurze Rest der Entfernung mit den Booten zurückgelegt wurde. Glücklich langte schließlich die Expedition in Assuncion an, wo ihr nach den erlittenen Drangsalen eine herzliche Aufnahme und Pflege zu Theil wurde. Von da aus reiste dann Jeder in seine Heimath zurück; am 20. Januar 1884 betrat Thouar wieder den heimathlichen französischen Boden. Mit besonderer Genugthuung konstatirt Letzterer am Schlusse seiner Schilderungen die Thatsache, daß der furchtbare Verdacht, die italienischen Missionare seien die Urheber der Ermordung Crevaux' und seiner Gefährten gewesen, ein durchaus unbegründeter ist. Das Dunkel, welches anfangs über dieser Katastrophe schwebte, hatte den schweren Verdacht eines Meuchelmordes aufkommen lassen — die durch Thouar's peinlichste Nachforschungen an den Tag gebrachte Wahrheit muß jeden Zweifel darüber bannen.

Skizzen aus Algerien.

Von W. Kobelt.

7. Biskra. (Schluß.)

Biskra, die Touristen-Oase par excellence, ist so oft beschrieben worden, daß wenig Neues mehr über sie zu sagen bleibt. Die Touristenzeit war längst vorüber, wir waren außer ein paar Officieren die einzigen Gäste an der Tafel. Und in der That, man kann es einem Vergnügungsreisenden nicht übel nehmen, wenn er Ende Mai die Sahara-Oasen nicht mehr aufsucht, denn der Aufenthalt in dem Hotel du Sahara war alles andere eher als ein Vergnügen. Wir trafen es zwar insofern glücklich, als das Abendgewitter und der die ganze Nacht hindurch anhaltende Regen die Luft einigermaßen abgekühlt hatten; der Himmel blieb fast den ganzen 31. Mai über bedeckt und die Temperatur überstieg nicht 30° C., während sie am Tage vorher 40° C. erreichte. Aber die Luft war wie in einem Treibhause, eine drückende feuchte Schwüle lagerte über der Oase und wurde um so empfindlicher, als die Franzosen sich auch hier den klimatischen Verhältnissen nicht anzupassen verstehen. Anstatt in dem schönen maurischen Styl, der wie kein anderer für die heißeren Gegenden geeignet ist, hat man das Hotel genau so gebaut, wie in anderen algerischen Städten auch, ein Lüften der Zimmer ist absolut unmöglich und man muß die ganze Nacht hindurch in der Glühhitze liegen, die sich den Tag über angesammelt hat, von den Wanzen und Schnaken ganz zu geschweigen, die sich hier bemerkbarer machten, als irgendwo sonst in Algerien. Wie viel kühler hatten wir es doch drei Jahre früher in dem schönen Maurenhause in der Mellah von Tetuan, obschon die Tagestemperatur damals ein paar Grade höher war! Was aber dem Fremden am fatalsten ist, das ist der absolute Mangel eines genießbaren Trinkwassers. Es ist zwar hier in neuerer Zeit einige Besserung eingetreten und die europäischen Bewohner der Oase sind nicht mehr auf das trübe Wasser des Uëd el Kantara, oder, wie er hier heißt, Uëd Biskra, angewiesen. Man hat einen anderen Bach aus dem Aurès hergeleitet, der noch keine Bewässerungsdienste gethan, also auch weniger mit organischen Stoffen beladen ist; das Wasser wird in einer hochgelegenen Cisterne nothdürftig geklärt, im Hotel

noch einmal filtrirt, und kommt doch noch als eine trübe Brühe auf den Tisch, die ohne Weinzusatz ungenießbar bleibt und deren hohe Temperatur ein feuchtgehaltenes Mäntelchen von Filz kaum zu verringern vermag. Siphons oder gar Eis sind bis ins „Paris der Sahara“ noch nicht vorgedrungen. Die Eingeborenen und auch die ärmeren Europäer trinken aber nach wie vor das trübe Flußwasser, und damit bleiben auch die zahlreichen endemischen Krankheiten, welche Biskra als Garnison so gefährlich machen. Dazu gehört vor Allem der Clou de Biskra, ein langsam verlaufendes und zu einer entstellenden Narbenbildung führendes Geschwür, das mit Vorliebe auf der Nasenspitze oder mitten auf den Wangen auftritt und somit gerade nicht zur Verschönerung des Befallenen beiträgt. Es galt früher für völlig unvermeidlich; wer einen längeren Aufenthalt in Biskra zu nehmen hatte, mußte den Clou als Wahrzeichen der Wüste mit in den Kauf nehmen. Jetzt soll er an Häufigkeit abgenommen haben, vielleicht eben in Folge der neuen Wasserleitung, doch sieht man noch Leute genug mit Narben und Geschwüren. Die Veranlassung dieser seltsamen Krankheit ist noch vollkommen dunkel. Bekanntlich ist sie nicht auf Biskra und die Sahara-Oasen beschränkt, sondern findet sich auch im Orient, ganz besonders häufig in Aleppo, von dem sie den Namen bouton d'Alep führt. Dort soll sie selbst bei kurzem Aufenthalt sicher eintreten, aber Fremden gegenüber wenigstens die Rücksicht nehmen, nicht den Gesichtserker, sondern eine weniger auffallende Stelle zu wählen. Hunde bekommen sie auch an die Nase, aber die Katzen bleiben verschont. In geringerem Grade kommt sie auch in anderen syrischen und mesopotamischen Städten vor, in Antiochia, Diarbekr, Mosul, Bagdad, bis nach Ispahan hin, doch hat dort der Fremde Aussicht, verschont zu bleiben, so gut wie in Biskra, das keine schöne Touristin darum zu meiden braucht. — Dysenterie und schwere Typhen sind auch jetzt noch in Biskra den Sommer durch nichts weniger als selten, und nicht ohne Grund werden die Dienstjahre dort doppelt angerechnet.

Unser erster Gang galt dem berühmten Garten des Herrn Landon. Aus dem Hotel wurde uns ein Junge mitgegeben, der ganz geläufig französisch sprach; er war aber charakteristischer Weise kein Biskri, sondern aus el Kantara; die jungen Biskris gehen sämmtlich nach Algier. Er führte uns erst durch den recht hübschen öffentlichen Garten, in dessen Bewässerungsgräben sich Melanopsis praerosa L. in Menge aufhält, dann dem Ufer des in diesem Jahre noch recht wasserreichen Flusses entlang über einen schmalen Wüstenstreifen einem isolirt liegenden Gebäude zu. Ein etwas verschlafen aussehender Eingeborener öffnete und schickte sich an, uns mit der Gleichgültigkeit eines officiellen Cicerone, der noch obendrein kein Trinkgeld nehmen darf, durch den Park zu führen. Als er aber merkte, daß ich mich für jede einzelne Pflanze interessirte und gar manche kannte, da war auf einmal seine Schläfrigkeit verschwunden und mit dem ganzen Eifer eines echten Gärtners zeigte er nun alle Seltenheiten und nannte mir die lateinischen Namen; Herr Landon hatte ihn, der nie bis nach Algier gekommen war, selbst so gründlich ausgebildet, daß der Tag für mich sehr lehrreich wurde. Der Garten kann sich an Ausdehnung und Artenreichthum mit dem Akklimatisationsgarten in Hamma freilich nicht messen, aber er übertrifft ihn weit an landschaftlicher Schönheit und namentlich an sorgsamer Pflege; in letzterem Punkte steht er keinem französischen Parke nach. Den Hauptreiz bilden die prachtvollen Dattelpalmen in allen Größen, unter ihnen einige mehrwipflige, immer eine große Seltenheit, deren künstliche Erzeugung noch nicht gelingen will. Sonst waren von Palmen noch da Cocos flexuosa in ein paar schönen fruchttragenden Exemplaren, Latania borbonica, Chamaerops excelsa, ein trotz seiner Jugend schon blühender Sabal und Cycas revoluta, eine geringe Zahl gegenüber dem Reichthum in Hamma; aber sie sind mit solchem Geschick vertheilt und bilden in dem Garten so reizende Gruppen und Durchblicke, daß ich nicht anstehe, zu erklären, daß der Landon'sche Garten allein schon einen Besuch in Biskra genügend belohnt. Besonders reich vertreten sind die Akazien, auch der Ficus; ferner sah ich von tropischen Fruchtbäumen Carica papaya, die in Algier noch entdeckt werden muß, Mungo und Guave; die Cherimoja dagegen, die um Malaga in jedem Garten wächst, fehlte hier. Auch die Araukarien wollen in der Wüstenluft nicht mehr gedeihen, und die Eukalypten scheint Herr Landon nicht zu lieben. Der Garten ist jedem Fremden den ganzen Tag über geöffnet und bildet auch für die in der Oase ansässigen Franzosen die Lieblingspromenade. Der Eigenthümer war leider nicht anwesend; die regnerische Witterung hatte ihn in Philippeville zurückgehalten, wo er noch zwei ebenso prächtige Gärten besitzt. Wie unser Hoteljunge zu berichten wußte, bleibt er Junggeselle, weil er befürchtet, eine Frau würde möglicher Weise gegen die großen Ausgaben für seine Gärten Einsprache erheben. Er beschränkt aber seine Fürsorge für Biskra durchaus nicht auf die Oeffnung seines Gartens; viele gemeinnützige Einrichtungen und ganz besonders die verbesserte Versorgung mit Trinkwasser sind ebenfalls seiner Initiative zu danken.

Weiter führte uns der Junge über abgeerntete, von Palmbäumen umgebene Felder; sie wurden gerade bewässert, aber nicht für eine zweite Ernte, denn eine solche wird nur in den ummauerten Gärten erzielt, sondern nur um das eben überreich vorhandene Naß, das mit allen möglichen festen Stoffen fast gesättigt ist und einen ausgezeichneten Dünger bildet, nicht ungenutzt in die Wüste verlaufen zu lassen. An den Feldrändern bildete Daucus visnagra förmliche Hecken, sonst war von Vegetation wenig mehr zu sehen. Einem Bewässerungsgraben entlang kamen wir zum Todtenfelde, das hier noch trauriger und verlassener aussieht, wie sonstwo, weil man die Gräber nicht mit Steinen deckt, sondern mit leicht zerfließenden Lehmklumpen. Nur ganz einzelne waren mit gebrannten Steinen verziert, ein einziges mit glasirten Ziegeln. Eine kleine Kubbah, schmucklos aus Luftziegeln erbaut, stand auf dem Friedhofe; ich konnte aber nicht erfahren, an welchen Heiligen sie erinnert.

Als wir nach den Trümmern von Alt-Biskra gingen, die zerfallen liegen, seit Salah Reïs 1852 die Hauptstadt des Ziban zerstörte, kam ein Trupp Frauen quer über das Feld, festlich geschmückt und natürlich unverschleiert; sie feierten eine Hochzeit oder richtiger, sie brachten der Neuvermählten das Essen. Als sie meine Frau bemerkten, kamen sie auf uns zu, und so hatten wir Gelegenheit, sie genau zu betrachten. Sie waren über und über mit Schmuck behangen, Gesichter und Hände bemalt, die Zöpfe handbreit, aber mit allen möglichen Fasern durchflochten, die Kleider in den grellsten Farben, aber zum Theil aus feinem Stoff; im ganzen Auftreten war eine Aehnlichkeit mit unseren Zigeunerinnen unverkennbar. Eine Alte bot meiner Frau gleich ein kleines, leider wenig appetitliches Kind zum Mitnehmen an; das und die kurz geschnittenen Haare gab viel Stoff zum Lachen, bis auf einmal der ganze Schwarm sich umdrehte und davonrannte, daß die Beinringe klapperten. Ein paar der Jüngeren waren unter der Bemalung gar nicht häßlich; jolies femmes, jolies femmes, sagte unser Führer einmal über das

andere Mal; mais à Kantara, setzte er hinzu, elles sont encore plus jolies.

Der Gang durch die Oase war in zoologischer Beziehung beinahe ganz ergebnißlos gewesen und so beschlossen wir, schon am anderen Morgen wieder in ein kühleres Klima mit besserem Trinkwasser zurückzukehren. Als ich aber Nachmittags an meinem Tagebuche schreibend im Hofe saß, kam ein Soldat, der neben dem Araber Hamed Kellnerdienste that, zu mir und fragte mich, ob ich nicht auch Käfer sammele; er sei mit einem Ungarn (Herrn Merkl, der für Rechnung des bekannten Entomologen Oberthür in Rennes einen Monat lang in Biskra gesammelt hatte) herumgelaufen und kenne die Fundorte verschiedener Seltenheiten in nächster Nähe. Natürlich warf ich sofort die Feder bei Seite und wir machten uns auf den Weg dem Col de Sfâ zu, an dessen Fuße sich Sandflächen ausdehnen, welche allein in der Wüste Hoffnung auf reichere Ausbeute geben. Der Boden war anfangs thonig; an den Rändern der Wasserläufe fanden sich in reicher Anzahl Helix vermiculata und Stenogyra decollata eingebettet, die ich beide lebend in der Gegend nicht beobachtet. Weiterhin wurde der Boden furchtbar steinig; Rollkiesel jeder Größe bedeckten ihn so dicht, daß kaum fortzukommen war, nur hier und da sproßten spärliche Büsche von Taim und anderen Wüstenpflanzen. Umsonst sah ich mich nach lebenden Schnecken um, es war keine Spur von ihnen zu finden; nur Leucochroa candidissima Drp. scheint in den Bergen zu leben. Es ist das nicht ohne Interesse. Die Oasen des Ziban liegen bekanntlich zwar nicht mehr in der Einsenkung, welche vom Golf von Gabes aus den Südabhang der Aurès begleitet, aber sie würden, wenn diese mit Wasser gefüllt wäre, doch zu ihren Küstenländern gehören. Nun findet sich eine Anzahl von Schneckenarten überall am Strande von Syrien bis zum Beginn der Einschnürung zwischen Cartagena und Oran; wäre eine Meeresbucht noch in neuerer Zeit tief in die Sahara eingedrungen, so müßten diese auch an ihren ehemaligen Rändern noch nachzuweisen sein und würden sich wenigstens im Gebiete der Oasen erhalten haben; ihr Fehlen spricht also entschieden gegen die Hypothese vom Palus Tritonis, die freilich auch sonst auf einem nicht sonderlich festen Postamente ruht und einen schweren Stoß bekommen hat durch den von le Chatellier geführten Nachweis, daß das Salz der Schotts chemisch verschieden ist von dem des Mittelmeeres. — In Algerien betrachtet man übrigens das Roudaire'sche Projekt, um das hier zu erwähnen, mit sehr skeptischen Augen, und die Ansicht, daß es auch von seinen Befürwortern nicht für ausführbar gehalten werde, ist ziemlich verbreitet. Neben dem bei der Gründung und Emission zu machenden Gewinn hält man vielmehr die Landconcession, die gleichzeitig im Betrage von 2 200 000 ha gefordert wird, und die Ausbeutung von circa 100 000 ha Wald am Südhange der Aurès für das eigentliche Objekt des ganzen Unternehmens, das ein Genosse Roudaire's, der Kommandant Parisot, öffentlich „eine der großartigsten und faulsten Spekulationen unseres Jahrhunderts“ genannt hat.

Auf dem steinigen Boden war anfangs auch von Insekten keine Spur zu sehen, dann aber, als wir den Uëd Assaya entlang gingen, in dessen salzigem Wasser, das nie ganz austrocknet, zahlreiche kleine Fische spielten, fanden sich in den Taimbüschen einzelne prächtige Julodes, aber erst als wir die Sandfläche am Fuße der Bergkette betraten, kam der prachtvolle Laufkäfer, dem zu Liebe wir die Exkursion machten (Anthia sexmaculata) zum Vorschein. Er lebt ganz einzeln unter den spärlichen Tamariskenbüschen und ist so flink, daß seine Jagd bei heißem Wetter gerade kein sonderliches Vergnügen ist. Diesmal hatte ihn der Regen herausgelockt und in wenig mehr als einer Stunde erbeuteten wir 18 Stück, während mein Führer früher nie mehr als drei bis vier bei einer Exkursion gefunden. Auch sonst waren Käfer ziemlich zahlreich, meist die gewöhnlichen düster gefärbten Wüstenarten; aber überraschend war für mich das Auftreten eines Laufkäfers mit hirschkäferartigen Zangen (Scarites gigas), den ich auch in den Dünen bei Algier gefunden und auf die Küstengebiete beschränkt geglaubt hatte. Nach Reptilien sahen wir uns dagegen umsonst um, von den verschiedenen Giftschlangenarten, welche um Biskra vorkommen, sahen wir keine, auch den großen Waran, der solche sandige Stellen mit Vorliebe bewohnt und in Biskra gegessen wird, bekamen wir nicht zu Gesicht. Die großen Skorpione muß man unter den Steinen suchen; selten sind sie allerdings nicht. Ein Junge brachte mir am Abend ein über fünf Zoll langes Exemplar in einer alten Conservenbüchse und es war keine Kleinigkeit, den starken und flinken Burschen ins Spiritusglas zu spediren; die Pincette erwies sich als unzureichend und wir mußten schließlich die Feuerkluft zur Hilfe nehmen.

Mitten im Sande und im Salzgebiet entspringt eine Quelle mit süßem, nur zu warmem Wasser, aber nur in ihrer nächsten Umgebung zeigte sie ihre Wirkung auf die Vegetation. Weiterhin wuchsen nur Salzpflanzen, wie überall, wo das süße Wasser nicht hinreicht, um den Boden völlig auszulaugen. Es ist das eine für den Erfolg der artesischen Brunnenbohrungen nicht unwichtige Erscheinung; man kann in ihrer Umgebung nicht alsbald Felder und Kulturen anlegen, es vergehen vielmehr Jahre, bis etwas anderes gedeiht, als Arthrocnemum fruticosum, Caroxylon articulatum, Suaeda fruticosa und Atriplex halymus. Die Bohrungen im Uëd Rir, wo sie allein erfolgreich gewesen sind, haben allerdings das für die Oasen verfügbare Wasserquantum mehr als verdreifacht [1]) und eine Vermehrung der Palmenbäume von 359 000 auf 517 000, der Obstbäume von 40 000 auf 90 000, der Bewohner von 6672 auf 12 827 möglich gemacht, aber eigentliche neue Oasen sind noch nicht entstanden. Man muß sich überhaupt hüten, die Bedeutung dieser Bohrungen für die Kultivirung der Sahara zu überschätzen. Der unterirdische Wasservorrath hat natürlich eben so gut seine Grenzen, wie der oberirdische und schon bemerkt man hier und da beim Bohren eines neuen Brunnens ein bedenkliches Nachlassen der älteren. Auch darf man durchaus nicht denken, daß man überall mit Hoffnung auf Erfolg bohren könne. Nach Tissot [2]) liegen die sämmtlichen ergiebigen Brunnen im Uëd Rir in einer schmalen Zone von circa 200 km Länge anscheinend an den beiden Seiten eines unterirdischen Hügelrückens, welcher von den Schichten mit Cardium edule bedeckt wird; die Brunnen brauchen hier selten über 100 m tief zu sein; findet man in dieser Tiefe noch kein Wasser, so ist selten auf Erfolg zu hoffen. Aehnliche günstige Verhältnisse erwartet Tissot vielleicht noch bei Wargla, aber sonst überall, namentlich auch im Becken von el Utaja und in dem ebenfalls ringsum geschlossenen Becken der Hodna, sind die Erfolge sehr wenig günstig gewesen.

Ein anderthalbstündiger Marsch brachte uns zur Oase

---

[1]) In 1881 ergaben 434 arabische Brunnen 64 000 Liter Wasser in der Minute, die artesischen Brunnen der Franzosen dagegen 145 000.

[2]) Revue géographique internationale 1885, p. 18.

zurück, nicht ohne einige Schwierigkeiten, denn wir verwickelten uns in dem Netze der Bewässerungsgräben und es brauchte manchen kühnen Sprung, um wieder auf festen Grund und Boden zu gelangen. Ich wäre nun gern noch ein paar Tage geblieben, aber es war schon zu spät, Freund Petersen hatte die Diligencenplätze schon belegt. Der Abend brachte uns auf speciellen Wunsch noch zwei echte Wüstengenüsse, Kuskussu, den Hamed durch seine Frau hatte bereiten lassen, und frischen Lakhmi, Palmwein, der mir wenigstens köstlich mundete und ausgezeichnet bekam; dann wollten wir die Nailyas tanzen sehen, die Mädchen vom Stamme der Uled Nail, die, obschon reine Araber, ihre Töchter ausnahmslos nach Biskra schicken, damit sie ihnen als Tänzerinnen (Almehs) Geld verdienen; aber die Sittenpolizei erstreckt ihren Einfluß bis in die Sahara und hat das Tanzen nach Sonnenuntergang verboten. So beschränkten wir uns darauf, den von einem Deutschen, Fischer aus Saarlouis, gehaltenen Bazar zu besuchen, in welchem man wirklich echte articles indigènes zu billigen Preisen haben kann. Ich fand hier auch noch etwas, was ich nicht gesucht, eine reiche Reptiliensammlung, welche ich alsbald für unser Museum erwarb. Dann gings ins Hotel zurück, um die paar Stunden bis zum Abgange der Diligence zu verbringen, so gut es ging. An Schlaf war nicht zu denken, Schnaken, Wanzen und Hitze ließen uns kein Auge schließen und das war auch gut, denn Hamed, der das Wecken übernommen hatte, verschlief sich und mit knapper Noth kamen wir noch zum Abgange um ein Uhr recht. Ohne Laternen ging es dann hinaus in die Finsterniß, gerade dem Polarsterne entgegen, der Heimath zu. Es war mir nicht ganz geheuer, wenn ich an die Passage des Col de Sfâ dachte, denn der Sternenschein erhellte den Weg nur ganz nothdürftig, aber die Pferde liefen ihn nicht zum ersten Mal und brachten uns ohne Unfall hinab ins Becken von el Utaja. Gegen zehn Uhr passirten wir den Mund der Wüste, und lange hat uns kein Trunk so gemundet, als das köstliche Quellwasser im Hotel Bertrand in el Kantara. Aber trotzdem sagten wir der Wüste nicht für immer Lebewohl; was wir von ihr gesehen, reichte gerade hin, in uns den festen Entschluß zu erwecken, ein andermal in günstigerer Jahreszeit ihre genauere Bekanntschaft zu machen.

Aus dem südöstlichen Theile von Neu-Guinea.

Von **Emil Metzger.**

II. (Schluß.)

Ich sprach in dem ersten Theile dieses Aufsatzes davon, daß die Bewohner der Südostküste noch nicht über die Dorfgemeinschaft hinausgekommen sind. Es scheint dies nicht nur eine Folge ihrer in gewisser Beziehung noch niedrigen Kultur und ihres demzufolge noch ganz unentwickelten öffentlichen Lebens zu sein, sondern hauptsächlich dem zugeschrieben werden zu müssen, daß bei ihnen eine so große Verschiedenheit in Bezug auf ihre Eigenthümlichkeiten herrscht und die verschiedenartigen Elemente, die in sehr kleinen Gruppen getrennt neben und durch einander leben, sich gegenseitig nicht nur nicht anziehen, sondern sich abstoßend gegen einander verhalten.

Die Ansichten über die Ethnographie der Bevölkerung von Neu-Guinea und ihre anthropologische Stellung haben in den letzten Jahren manche Veränderung erlitten, eine natürliche Folge der, wenn auch dort nur langsamen Fortschritte der Forschung. Sieht man von den in Folge eines auf einem so großen Gebiete sehr gewagten Generalisirens begangenen Fehlern und Irrthümern ab, so glaube ich, daß man die bisherige Auffassung über die Bevölkerung der Südostküste sehr gut in den Worten wiedergegeben findet, die A. R. Wallace in Stanford's Kompendium „Australasia“ (3. Aufl. 1883) bei Besprechung der Papuas schreibt. Es heißt da: „Wenn wir alles das (nämlich die Berichte der verschiedenen Reisenden) zusammenfassen, so finden wir zweifellos viele, sowohl gute wie böse Züge, die charakteristisch und polynesisch sind, so z. B. das Tatuiren, Fehlen des Bogens und der Pfeile, nur ein Stamm, der Töpferwaaren verfertigt, kleine Häuser, das Zählen 2c. und diese Aehnlichkeit wird noch unterstützt durch eine unzweifelhafte Sprachverwandtschaft, die alle Besucher bemerkt haben. Sowohl dem Klange als dem Wortschatze nach sind die Sprachen der Küstenstämme entschieden polynesisch, während die Stämme im Inneren die rauhe Redeweise der Papuas behalten haben. Es scheint also erwiesen, daß die östliche Halbinsel durch braune Polynesier kolonisirt worden ist, die sich in größerer Zahl mit den dunkeln Eingeborenen, welche noch das Innere der Insel bewohnen, vermischt haben. Die Vermischung ist, wie sich deutlich zeigt, von altem Datum, und hat im Allgemeinen sehr vollständig stattgefunden, denn alle Stämme zeigen ein Gemisch von charakteristischen Kennzeichen der Papua und der Polynesier. Außerdem scheinen in einzelnen Fällen polynesische Gewohnheiten und Ansichten weiter bei den Papuas vorgedrungen zu sein, während, wie wir gesehen haben, die beiden Gruppen so vollständig in einander greifen, daß manche tüchtige Beobachter sich außer Stande erklären, dieselben zu trennen.“ — Ich habe diese Worte, die Wallace vor wenigen Jahren äußerte, hier absichtlich wiedergegeben, um ihr einige, im Buche der Herren Chalmers und Gill enthaltene Mittheilungen entgegenzustellen; allerdings wird durch letztere das Endurtheil, welches der große Naturforscher über die Bevölkerung Neu-Guineas ausgesprochen, nicht berührt; dasselbe lautet: „Es besteht kein Grund zur Annahme, daß Neu-Guinea durch zwei oder mehr Rassen bewohnt wird; nur kann man annehmen, daß an einzelnen Stellen der Küste die Mischungen mit malayischem und polynesischem Blute den eingeborenen Papua sowohl physisch wie geistig verändert und eine gewisse Civilisation eingeführt, sowie Veränderungen in der Sprache hervorgerufen haben.“ — Auch darf man nicht vergessen, daß die Beobachtungen von Chalmers nicht bis über eine gewisse Grenze hinaus ins Innere ausgedehnt worden sind. Man sieht also, es war bekannt, daß die Bevölkerung der Südostküste aus sehr verschiedenen Elementen besteht; daß sie aber so verschieden und noch mehr, daß sie so sehr unter einander gemischt ist, wie es nach dem vorliegenden

Buche der Fall zu sein scheint, ist, wie ich glaube, neu. Eine Fußreise von einigen Stunden genügt, um in dem nächsten Dorfe eine ganz neue Bevölkerung zu finden; eine Bevölkerung, welche vielfach nicht nur in ihrer äußeren Erscheinung, sondern auch in ihrer Lebensweise, ihren Gewohnheiten, ihren religiösen Anschauungen, ihren Sitten und Gebräuchen ganz von einander verschieden ist. In dieser Beziehung sind die Berichte von Chalmers und Wyatt Gill besonders werthvoll, da sie, wie schon erwähnt, längere Zeit mit den Eingeborenen in Berührung gewesen sind und dieselben mit ganz anderen Augen betrachten konnten, als zufällige Besucher, denen zum Theil die Gelegenheit zu Vergleichen fehlt, die sich aber außerdem noch nicht gewöhnt haben, die Eingeborenen wirklich so zu sehen, wie sie sind. Man glaubt nicht, wenn man es nicht aus eigener Erfahrung weiß, wie lange Zeit man nöthig hat, um physiognomische Unterschiede bei einer fremden Rasse zu machen. Erst seitdem die Photographie in ausgedehntem Maße zu Hilfe genommen wird (der aber natürlich auch noch gewisse Mängel ankleben), kann man sagen, daß die Möglichkeit besteht, sich in dieser Hinsicht auch ohne langen Verkehr mit den Eingeborenen wirklich zu unterrichten; durch die Beschreibung von Reisenden ist schon mancher Stamm in den Ruf gekommen, mit besonders ausdruckslosen Physiognomien begabt zu sein, der es gewiß nicht verdient hat, so beurtheilt zu werden, weil eben die Berichterstatter nicht im Stande waren, feinere Unterschiede zwischen den dunkleren Gesichtern zu machen und das geistige Leben in denselben zu erkennen.

Bei Chalmers und Gill finden wir Menschen mit heller und mit dunkler Haut, mit schlichtem und mit wolligem Haar neben einander, wenn auch das Urtheil im Allgemeinen lautet, daß die Bewohner der Dörfer des Inneren vermuthlich Autochthonen der Insel sind, welche von der kräftigeren Rasse, die ihre Felder an der Küste in Besitz genommen hat, ins Innere zurückgedrängt worden sind. Die Leute von Meroka, heißt es in dem Berichte über die 1879 von Port Moresby aus nach dem Inneren angetretene Reise, sind sehr ungleichartig; manche sind recht dunkel, wieder andere ganz hell gefärbt. Manche der Weiber sehen ganz aus wie Bewohnerinnen des östlichen Polynesiens; viele Kinder zeigen schöne Formen und sind wirklich hübsch zu nennen. Einige Männer haben ganz helle Backenbärte; Krausköpfe sind im Ueberfluß vorhanden, doch auch schlichtes Haar kommt vor. Bei dem Besuche eines sieben Meilen im Inneren am Fuße der Astrolabe-Kette gelegenen Dorfes heißt es: es sind gesunde, gut aussehende Leute, von hellerer Hautfarbe als die an der Küste. Auf der Testeinsel fand man Leute, die wieder viel dunkler als die von Kerepunu waren; in ihrer Sprache erkannte Chalmers polynesische Worte. Diese wenigen Beispiele, deren Zahl sich leicht vermehren ließe, werden genügend beweisen, daß die hellen Leute nicht auf die Küste, die dunkeln auf das Innere beschränkt sind. Auch in den Gewohnheiten und der Lebensweise findet man große Verschiedenheit; ich will mich auf einige Beispiele beschränken. Allgemein gebräuchlich ist nur das Nasenreiben, eine unter Umständen gerade nicht besonders angenehme Gewohnheit, eine Höflichkeitsform bei Begrüßungen, die wohl von den Polynesiern herübergenommen ist (während man z. B. in dem holländischen Theile von Neu-Guinea das Bespucken mit Siriwasser findet), sowie das Reiben des eigenen Magens als Zeichen der Freundschaft.

Wohnungen jeder Art findet man, Häuser in das Wasser hineingebaut, Häuser am Lande auf Pfählen, Häuser in Gestalt eines Bootes, wie es im Wasser treibt, und Häuser in der Form eines solchen, welches umgedreht ist. In einem Dorfe waren die Häuser in die Gipfel der höchsten Bäume gebaut, noch dazu auf dem höchsten Bergrücken, den es in der Gegend gab; in einem anderen Dorfe war das nur mit einigen der Fall, von denen aus, wie von einer hohen Warte, man die Annäherung des Feindes erspähte, während andere solcher thurmähnlichen Gebäude als Zufluchtsort für Frauen und Kinder während des Kampfes dienen sollten, weshalb man auch die Zugänge so eingerichtet hat, daß man sie leicht unbrauchbar machen kann. Auch phantastische Formen werden erwähnt: ein Haus in Gestalt des geöffneten Rachens eines Krokodils, wobei die geräumige Plattform den mit Zähnen garnirten Unterkiefer vorstellt. Hinsichtlich des Begräbnisses herrschen vielfach verschiedene Gewohnheiten. In einem Dorfe war Chalmers in einer Hütte mit Zeichnen beschäftigt, als er durch herabfallende Tropfen gestört wurde; bei näherer Untersuchung fand er, daß dieselben dem zum Trocknen aufgehängten Körper irgend einer Verwandten des Hausherrn entstammten; in einer anderen Gegend wurden die Leichen nicht begraben, sondern in der Nähe des Dorfes in einem besonderen Hause beigesetzt und oft besucht. (Kommen viele Todesfälle vor, so verlassen die Eingeborenen ihr Dorf und lassen sich an einem anderen Orte nieder.) Doch findet man auch vereinzelte Gräber; darauf wird eine Tabaksstaude gepflanzt, daneben befindet sich eine Bambupfeife, das Eigenthum des Verstorbenen, und einige Früchte. An einem anderen Orte starb eine große Zauberin und die Klagelieder erschallten laut. Ein Grab wurde zwei Fuß tief ausgegraben und mit Matten ausgelegt, dann der Körper hineingelegt. Auf denselben legte sich der Mann der Verstorbenen und unterhielt sich eine Zeit lang mit dem Geiste, der sich aus dem Körper entfernt hatte, stand dann auf, legte sich neben dem Grabe nieder und bedeckte sich mit einer Matte. Etwa um Mittag wurde das Grab mit Erde gefüllt und die Freunde setzten sich auf dasselbe und erhoben ihren Klagegesang; dann legten sie Trauer an, indem sie ihren Körper schwarz machten, und über und über mit Asche bedeckten. Diese Trauer wird in manchen Orten strenge gehalten; man passirte einmal eine Begräbnißstätte, wo, wie man vernahm, eine einige Zeit vorher verstorbene Frau begraben war. Der Ort war Tabu, die Freunde trauerten und so lange dies dauerte, war kein Tanzfest abgehalten worden. In den Dörfern im Westen von Maiva sah man große Sandhügel auf den Gräbern; auf ihrem Gipfel oder in ihrer Umgebung befinden sich kleine Häuser, wo Anverwandte des Todten schlafen, um ihren verstorbenen Freund zu bewachen.

Die Frau scheint, wenigstens an einzelnen Orten, eine hohe Stellung einzunehmen. Auf der Moresbyinsel stahl ein Mann den Schmuck seiner Frau und verkaufte ihn um Eisen an die Schiffsmannschaft. Als er aber ans Land zurückkehrte, lauerte ihm seine bessere Hälfte am Strande auf, da sie den Verlust ihres Kleinods bemerkt hatte und darüber in Zorn entbrannt war. Nicht nur mit Schelten, sondern auch mit Thätlichkeiten setzte sie ihm so lange zu, bis sie den Besitz der eingetauschten Waaren erzwungen hatte. Einmal hörte man in der Nacht in einem in der Nähe gelegenen Raume einen Streit zwischen einem Ehepaare, bei dem der Sieg nicht auf der Seite des Mannes war; die Frau höhnte und reizte ihn fortwährend und war ganz vergnügt über seinen schrecklichen Aerger, dem er aber nur durch heftiges Geschrei Ausdruck zu geben wagte.

Ueberhaupt bot die nächtliche Stille Gelegenheit zu allerlei Entdeckungen, die nicht immer von angenehmer Art waren,

da sie die Nachtruhe störten. Besonders unangenehm waren wirkliche echte Spiritisten, die man an verschiedenen Orten traf. Töne wie von einer Stimme, deren Besitzer in großer Betrübniß ist, daneben lautes Sprechen mit Falsettstimme, verkündigten die Gegenwart des Geistersehers, der sich mit der anderen Welt in Verbindung gesetzt hatte, um Nachrichten über die Reisenden zu bekommen; sie lauteten günstig; es seien gute Männer, hieß es, gütig und freigebig (ein Wink mit dem Zaunpfahl!), die in allen Dörfern gut aufgenommen werden würden. Doch der Geist ging weiter; er gab eine lange Abhandlung über die guten Eigenschaften des fremden Tabaks im Vergleich mit dem Landesprodukt und ließ eine Bitte um ein kleines Geschenk von der ersten Sorte nicht undeutlich einfließen. Aus Vorsicht entsprach man derselben, denn diese Geisterseher können sehr unbequem werden, da die Eingeborenen ihnen alles glauben, was sie sagen, wodurch sie im Stande sind, alle getroffenen Anordnungen zu durchkreuzen und den Reisenden große Hindernisse in den Weg zu legen. Am folgenden Morgen sah man den Mann; es war ein Fremder aus einem im Inneren des Landes gelegenen Dorfe. Sein Aeußeres war von dem der anderen Eingeborenen ganz verschieden — er hatte einen ängstlichen melancholischen Ausdruck. Er erzählte, daß der Geist eines verstorbenen Freundes über ihn kommt, und indem er aus ihm spricht, Verborgenes enthüllt; er behauptete die Ankunft der Fremden schon einige Wochen vorher gewußt und den Leuten des Dorfes enthüllt zu haben. Wenn übrigens der spiritistische Lärm zu groß wurde, gelang es durch energische Drohungen, den Geist zur Ruhe zu bringen.

Da ich einmal von zweifelhaften Erscheinungen spreche, will ich auch einige zweifelhafte Nachrichten, die allerdings auf zoologisches Gebiet gehören, gleich einflechten. Man fragte in Munikahila einen Mann, ob er nichts von geschwänzten Menschen im Inneren gehört habe, worauf er sofort bejahend antwortete. Dann gab er die vollständige und lächerliche Beschreibung eines Geschöpfes, welches zur Affenfamilie gehören muß. Es klimmt, lacht und hat eine ganz besondere Sprache, kratzt seinen Kopf, schlägt sich auf die Beine und setzt sich beim Essen wie ein Mensch. Darauf fragte der Missionar, ob denn diese Geschöpfe wirkliche Menschen seien, worauf die Antwort erfolgte: „Nicht ganz genau, aber doch beinahe; sie sind ganz behaart, und einzelne sind völlig schwarz.“ Nach seiner Beschreibung mußte der Schwanz etwa einen Faden lang sein. „Wir sollten sie sehen“, versprach er, „und einen oder zwei lebend oder todt in unsere Gewalt bekommen“, was aber nicht geschah.

In dem Kupele- und Moroka-Distrikte soll ein gefährliches Thier leben, durch welches schon verschiedene Personen ihr Leben verloren haben; der Beschreibung nach mußte es ein Tiger sein, ein langes Thier mit langem Schweif und großen Tatzen, tritt leise auf, wenn es seine Beute sieht und bespringt sie dann. Zuerst reißt es ihr die Eingeweide heraus. Es heißt, es sei so lang wie ein Haus, d. h. nach dortiger Gewohnheit etwa zwölf Fuß. In einem anderen Orte in der Nähe sagten die Eingeborenen, sie hätten sich dort erst vor kurzer Zeit niedergelassen und seien weiter aus dem Inneren gekommen, weil ein Mann dort von einem Jakoni verspeist worden wäre. Viele trugen noch Trauer um den Todten; in Bezug auf die Weiterreise wurden mit Rücksicht auf eine so gefährliche Nachbarschaft Schwierigkeiten gemacht; in Meroka, wohin man darauf gelangte, wurde gar von fünf Arten bösartiger Thiere gesprochen, die im Gebirge leben sollten. Wenn dies nicht der Fall wäre, könnte man leicht nach Kupele kommen, hieß es: so aber sei es gefährlich. Von diesen Thieren seien Jakoni, Gomina und Agila groß und wild, wogegen Papara und Gadana klein, aber ebenfalls wild seien. Die Eingeborenen konnten hier nicht dazu gebracht werden, die Reisenden weiter zu begleiten.

Seit Jahren schon sind die Missionare in jenen Gegenden thätig und ihre Namen sind den Eingeborenen weithin bekannt; das sichere freundliche Auftreten der Sendboten des Evangeliums, die ebenso wie Miklucho Maclay an der Astrolabebai nie eine Waffe gebrauchten, trug noch dazu bei, unsere Reisenden auf guten Fuß mit der Bevölkerung zu bringen, wenn auch auf Seiten der Papuas dabei hin und wieder das eigene Interesse stark hervortrat, und Unannehmlichkeiten, ja selbst ernste Streitigkeiten durchaus nicht ausgeschlossen waren; immer jedoch fand man auch wirkliche Freunde unter den Eingeborenen.

Unter einander scheinen sie weniger liebenswürdig zu sein. Bei dem einen Orte finden wir die Notiz: Die Bewohner kochen die Schädel der erschlagenen Feinde, um die Fleischtheile loszulösen; an einem andern Orte heißt es: „Wir wurden zu einem Kannibalenfest eingeladen, die einen sagten, es solle aus zwei Männern und einem Kinde, die anderen, es werde aus fünf Männern und einem Kinde bestehen.“ Von den Stacy-Insulanern wird gesagt, sie sind im Streit mit einem Stamme auf dem Festlande und sind, wie es scheint, in der letzten Zeit siegreich gewesen, denn sie erzählten mit großem Triumph, daß sie kürzlich zehn ihrer Feinde getödtet und gegessen hätten. Am Südkap wird förmlicher Handel mit Menschenschädeln getrieben.

Als Probe der Mittheilungen über das geistige Leben führe ich Folgendes an. Auf der Reise nach Kerepunu machte Chalmers folgende Bemerkung über die Bewohner des Inneren: Sie haben einen großen Geist, Palaku Bara, der in den Bergen wohnt; ein besonderer Ort ist für seine Verehrung bestimmt. Außer diesem allgemeinen Heiligthum hat jede Familie einen eigenen Platz, wo sie Ahnenverehrung ausübt; die Geister der Vorfahren werden sehr gefürchtet. Welche unglückliche Ereignisse eine Familie treffen mögen, sie werden denselben zugeschrieben. Die Schweine werden an einem besonderen Orte geschlachtet, wo man ihr Blut zur Erde laufen läßt, um es so dem großen Geist als Opfer darzubringen; der Körper wird in das Dorf gebracht, vertheilt, gekocht und gegessen. Die Schädel der Thiere werden neben den Häusern aufgehängt, bei Festlichkeiten setzt man neben denselben Speisen als Opfer für die Ahnen nieder. Alle Lebensmittel läßt der große Geist wachsen, daher bringt man ihm auch solche jeder Art als Opfer. Wenn man eine Pflanzung anlegen will, werden Früchte derjenigen Art, die man zu pflanzen beabsichtigt, den Ahnen als Gabe gebracht. Zur größeren Sicherheit werden sie gleich darauf aufmerksam gemacht, daß sie sich schämen müßten, wenn sie ihre Hülfe nicht verliehen. Ueberhaupt wird keine Reise unternommen, keine Expedition angetreten, ohne daß man trachtet, die Gunst der Geister durch Opfer zu erwerben. Wenn die Seele den Körper verläßt, nimmt sie ein Kanoe, fährt über die Lagune und begiebt sich ins Gebirge, wo sie in vollkommener Glückseligkeit weiter lebt; keine Arbeit, keine Sorge und Betelnüsse in Menge! Die Geister tanzen die ganze Nacht und ruhen bei Tage aus. Wenn ein Opfer gebracht wird, um ein Unglück abzuwenden, werden alle Sünden gebeichtet, namentlich diejenigen, welche gegen den Geist dadurch begangen worden sind, daß man ihm nicht die vorgeschriebenen Opfergaben angeboten hat. Erfolgt trotz der Opfer ein Todesfall, so stehen die Freunde des Verblichenen um das Grab herum und die Schwester oder eine Verwandte des Familienhauptes ruft mit lauter Stimme: „Du bist böse auf uns, der Gegen-

stände, die wir dir vorenthalten haben, wegen, und hast in deinem Aerger das Kind genommen. Laß dies nun deinem Zorn genügen"; dann wird der Körper ins Grab gelegt und mit Erde bedeckt.

Die Einwohner von Port Moresby behaupten, daß sie trotz mancher Verschiedenheiten eines Stammes mit denen von Elema seien, der von zwei Ahnherren und einem Hunde abstamme. Ein Bruderzwist unter den Nachkommen führte zu einer Auswanderung des jüngeren, der sich mit zahlreichen Gefährten nach Pinnacle Point zog. Die gemeinschaftlichen Stammgötter leben in Elema und zu ihrer Ehre werden Tänze und Festlichkeiten veranstaltet, wobei Hymnen und Gesänge angestimmt werden. Priester und Tempel sind heilig, keine Frau darf sich den letzteren nähern. Wenn Jemand krank ist, werden dem Götzen Speisen angeboten, und Gebete für den Patienten gesprochen. Wenn die Canoes von Port Moresby, die regelmäßig in Elema Handel treiben, dorthin kommen, begeben sich die Häuptlinge von Bord gleich in den Tempel und bieten Schmuckgegenstände, Töpferwaaren ꝛc. als Opfer an. Ebenso kommen sie vor der Abreise, um für eine glückliche Rückkehr und guten Wind Opfer zu bringen und zu beten. Die Götter sind sehr beleidigt, wenn den Priestern nicht alle Achtung erwiesen wird. Der Hauptpfosten eines jeden Hauses ist der Göttin Kaevukuku geweiht und an demselben wird von jeder Speise ihr Antheil niedergesetzt; ihr gehören auch die ersten Früchte und auch die Sonne. Der Regen, Blitz und Donner gehören Semese und Tauparauan. Letztere müssen sich infolge dessen manche Beschränkung gefallen lassen. In Vailala z. B. fand man den Tempel Semese's geschlossen und er selbst wurde in demselben gefangen gehalten, bis ein großes Tanzfest, welches in Aussicht stand, abgelaufen wäre; dann sollte er wieder in Freiheit gesetzt werden und von derselben Gebrauch machen, um sich ins Gebirge zu begeben und dort nach Herzenslust seine Attribute, Donner, Blitz und Regen spielen zu lassen. Obwohl noch manches über diese zum Theil recht barbarischen Stämme zu sagen wäre, muß ich doch abbrechen, um noch einige Worte über dasjenige beizufügen, was auf geographischem Gebiete als neu in dem vorliegenden Buche zu betrachten ist. Ich kann mich hierüber kurz fassen, da der größte Theil der von unseren Autoren gemachten Mittheilungen in den in den „Proceedings R. G. S." (April 1884) erschienenen Aufsätzen über Neu-Guinea bereits Verwendung gefunden hat.

Die Reisen in ihrer Gesammtheit dehnten sich über die ganze Küste, etwa vom Fly-Fluß bis zum Ostkap aus. Einige neue Flüsse sind angegeben und den Berichten der Eingeborenen gemäß beschrieben, ebenso sind verschiedene Mittheilungen über das Anlaufen der Küsten gemacht, die namentlich für Seefahrer recht nützlich sein werden. Hinsichtlich der Orographie scheint es ziemlich sicher, daß die Ketten vom Papuagolf bis zur Südostspitze (mit Ausnahme einer Stelle zwischen der Yulekette und den Albertbergen, wo eine Lücke zu bestehen scheint) zusammenhängen und Parallelketten, zuweilen in größerer Zahl, vor den Hauptketten liegen. Das Land, welches sich an die Astrolabekette anschließt, scheint ungeheuer wild und zerrissen zu sein; Chalmers spricht von den „schrecklichen Zuckungen der Natur", die hier thätig gewesen sein müssen, um diese furchtbaren Steinmassen in Bewegung zu bringen. Die dem Buche beigegebene Karte genügt nur zu allgemeiner Orientirung; der Maßstab ist zu klein, um die einzelnen Reisen auf derselben verfolgen zu können.

Der Vegetationscharakter des Neu-Britannischen Archipels.

Herr Dr. Naumann, der 1874 die Weltreise des deutschen Kriegsschiffes „Gazelle" (unter dem Kommando des Freiherrn v. Schleinitz) mitmachte, giebt, aufgefordert von Prof. Engler, welcher die von dem Erstgenannten auf jener Fahrt gemachten botanischen Sammlungen bearbeitet, in den „Botanischen Jahrbüchern" (VI. Band, 4. Heft) einen Ueberblick über den Vegetationscharakter der Inseln des Neu-Britannischen Archipels und der Insel Bougainville, dem wir Folgendes entnehmen: Neu-Hannover, die kleinste der drei großen Inseln der Neu-Britannia-Gruppe, erschien, wie auch das langgestreckte Neu-Irland, aus der Ferne ganz waldbedeckt. Neu-Hannover mag sich etwa 800 m hoch erheben, Neu-Irland aber steigt allmählich gen Südosten zu einem Berglande von wenigstens doppelter Höhe an. Beide Inseln sind korallenumgürtet und auf den seichteren Bänken haben sich häufig Seegräser angesiedelt.

Die Inseln sind stark bevölkert. Häufig verriethen schon aus weiter Entfernung Rauchwolken, wo die Insulaner anwesend waren und Wald und Busch niederbrannten, um den Boden zu ihrem Ackerbaue neu- oder wiederzugewinnen. Es gab dort gruppenweise, selten in größeren Beständen, Anpflanzungen der Kokospalme, mit Taro (Colocasia) oder Yams (Dioscorea) bestellte Felder, Pisanggebüsche, und selbst gartenartig gepflegte Plätze mit allerlei Fruchtbäumen bei den Hütten (Brotfruchtbäume, Papayas u. a.). Indessen trat, dem Gesammteindrucke nach, das kultivirte Land sehr zurück gegen die tropische Pflanzenwildniß, in der die Dörfchen der Eingeborenen versteckt lagen, wie ein Forsthaus oder einsamer Weiler in unseren Wäldern.

Weniger einförmig ist der Anblick von Neu-Britannien an seiner Nord-Ostspitze, wo an den Ufern der Blanche-Bai drei Vulkane emporsteigen, von denen der mittelste, ein dampfender Aschenkegel, nur sehr kärgliche Vegetation duldet. Man findet hier wohlgepflegte, zum Theil sehr ausgedehnte Haine der Kokospalme, und an den Bergabhängen bedeutende Anpflanzungen von Bananen.

Auch die Insel Bougainville erschien mit Ausnahme des rauchenden Vulkans im Centrum der hohen Bergkette ganz in ein grünes Gewand gehüllt.

Einen näheren Einblick in die Vegetationsverhältnisse von Neu-Hannover erhielt Dr. Naumann auf einer Partie nach dem Höhenrücken des Innern der Insel. Es konnten vier Vegetationsformen unterschieden werden: der Küstendschungel, die Vegetation des Alluviallandes, der Bergwald, und die gras- oder gestrüppbewachsene Hochebene des Bergrückens. Die Küstenvegetation ist nicht wesentlich verschieden von derjenigen ähnlicher Lokalitäten. Nur fielen Mangroven mit ihrem charakteristischen Wuchse wenig auf, dagegen wurde hier und da Gesträuch mit pappel- und lindenblattähnlichen breiten Blättern (Hibiscus tiliaceus L.), von Schlinggewächsen eine Convolvulacee

(Ipomoea cathartica Choisy) und eine Lauracee bemerkt. Dann aber erhob sich der Wald, nur wenige Schritte meist vom Ufer entfernt, bald licht, mit einzeln stehenden, von Schlingpflanzen bedeckten Bäumen, bald undurchdringlich durch Gebüsch von stacheligem Pandanus und allerlei großblätterigen Stauden (Liliaceen, Scitamineen u. a.). Die Barringtonia trat durch ihre wundervollen rosafarbenen Blüthen hervor. Einige Bäume hatten eisenhartes, andere weiches, weißes Holz. Auffällig waren größere Gebüsche eines wilden Muskatbaumes und einer Cycadee, deren Stamm meterdick und über 15 m hoch war.

Mannigfacher noch erschien die Vegetation der Flußufer der zweiten Zone. Gebüsche, von einzelnen Fieder- und Fächerpalmen überragt, wechselten ab mit mannshohen Gräsern (z. B. Coix, deren weiße Samen die Eingeborenen als Schmuck benutzen), über die sich hier und da ein Farnbaum erhob, oder mit Gruppen weißstämmiger, weitverzweigter Ficus. Ein lichtes Gehölz war reich mit Lianen behangen, von welchen die fußlangen bohnenartigen Früchte der Entada scandens Benth. herabhingen. Moose, Selaginellen und kleine Farne zierten die Uferböschungen. Nur mit Mühe konnte man durch die dichte Vegetation vordringen. An einer lichteren Stelle ragte ein Baumriese, kerzengrade, wohl 60 m hoch, empor; an seinem Fuße wuchs eine Begonia. In 200 bis 300 m Meereshöhe folgte ein ansehnlicher, ungemischter Bestand von Farnbäumen. Weiter hinauf hörte der Wald ganz auf und fand sich der Höhenrücken hauptsächlich mit Gras, Farngebüsch und stacheligem Rubus dicht bewachsen. Ausgetretene Pfade der Eingeborenen machten das Vorwärtskommen möglich, das Gras war oft über einen Meter hoch, zuweilen mit rankenden Spitzen. Zerstreut lagen dort anscheinend verlassene Hütten, von einigen Pisangbüschen umgeben.

Vermuthlich lassen sich auch auf Neu-Irland in ähnlicher Weise drei bis vier Vegetationsformationen unterscheiden.

Auf Bougainville, an der Augusta-Bai, war das flache Vorland einige geographische Meilen breit. Am Strande fielen Gruppen von hohen Casuarinen auf, die, mit Schlingpflanzen, namentlich Rotangpalmen durchwachsen, einen merkwürdigen Eindruck machten. Besonders üppig bewachsen zeigte sich eine Stelle unfern des Ankerplatzes. Dort bildeten hohe, weißästige Bäume, mit Schmarotzer- und Schlinggewächsen aller Art bedeckt, einen lichten Hain. Gleichsam einen kleineren Wald unter dem schattigen Laubdache des größeren aber bildeten Cycadeen und reizende, 5 bis 10 m hohe Fieder- und auch Fächerpalmen, Scitamineen und Gebüsche von Farnkraut und Selaginellen.

Die Inseln liegen noch im Bereiche der asiatischen Monsune. In der Zeit der Anwesenheit der „Gazelle“, Mitte Juli bis Ende August, herrschten östlich-nordöstliche bis südöstliche Winde vor. Als Temperaturextreme sind an Bord 23,8° C. und 31,5° C. verzeichnet worden, gewöhnlich war es zwischen 26° C. und 30° C. warm. Regenlos waren 12 Tage von 42, nur einige wenige Male aber gab es heftige Regen oder Gewitter.

Kürzere Mittheilungen.

Die Bolobo und Mbongo am Congo.

Im Junihefte der „Proceedings of the Royal Geogr. Society“ erstattet der Missionar T. J. Comber Bericht über die von ihm und seinem Kollegen G. Grenfell 1884 im Congogebiete unternommene Forschungsreise von Stanley-Pool bis Bangala und auf dem Botschini bis zur Vereinigung mit dem Kwango. Diesen Mittheilungen entnehmen wir Folgendes über die Völker der Bolobo und Mbongo. Ueber erstere lautet das Urtheil nicht sehr günstig: Der bedeutendste Charakterzug der Bololeute scheint Trunkenheit, Ausschweifung und Grausamkeit zu sein und jedes dieser Laster ruft Handlungen hervor, welche beinahe zu schrecklich sind, um hier beschrieben zu werden. Die Missionare kamen in der Stadt der Bolobo an einem großen Festtage an. Die Frau eines der Häuptlinge war gestorben und nun mußte man vier bis fünf Tage lang Orgien feiern — Ströme von Zuckerrohr-Bier wurden verbraucht, die gröbsten Ausschweifungen jeder Art betrieben, die ihren Gipfelpunkt in dem Opfer von vier besonders für diese Gelegenheit angekauften Sklaven fanden. Trommeln tönten lustig, Gruppen von Frauen mit dem schweren 25 bis 30 Pfund wiegenden kupfernen Halsbande tanzten und schlugen den Takt und Haufen von Leuten trieben sich in den Straßen herum. Irgendwo — die Reisenden konnten aber den Ort nicht erfahren — waren die Schlachtopfer eingeschlossen und erwarteten ruhig ihr Schicksal in der Gestalt einer Bogensehne oder eines Messers. Fruchtlos waren alle Vorstellungen, die die Missionare für dieselben machten. Noch ein zweites grausames Schauspiel sollte in Kurzem zur Aufführung kommen. Die Preise für gewisse Lebensmittel sollten festgestellt und zur Besiegelung des Vertrages sollte ein Sklave in folgender Weise getödtet werden: Man wollte zwischen den zwei Städten ein Loch graben und das Opfer, dem man vorher Arme und Beine gebrochen, dort hinein werfen, damit dort vor Hunger es sterbe. Man sieht wenig Kinder und dies erklärt sich durch die Ausschweifungen, denen die Leute sich hingeben; die Bevölkerungszahl wird hauptsächlich durch den Ankauf von Sklaven auf ihrer Höhe gehalten, und letztere empfangen oft das Zeichen des Stammes. Bei den meisten Stämmen müssen die Sklavenhalter ihren männlichen Sklaven Frauen verschaffen; doch hier scheint es, als ob die Häuptlinge außergewöhnlich viele Frauen halten und den Sklaven zum Theil den Umgang mit denselben gestatten.

Die Leute an dem bis jetzt unter dem Namen Ikelemba bekannten Rukifluß, die Mbongo, sind von allen, die die Missionare bis dahin gesehen, noch am Meisten im Naturzustande. Sie sind der einzige Stamm, bei denen sie den Gebrauch von Bogen und Pfeilen fanden. Hier sahen sie auch zum ersten Male einen afrikanischen Schild und fanden, daß der größte Theil der Leute mit Bogen und Pfeil und Schild, oder Speer und Schild, oder einem großen Messer umherging. Die meisten trugen Mützen von Affenfell, so daß der Kopf des Thieres sich über der Stirne befand und der Schweif im Nacken hing. Trotz ihrer Waffen und dieses sonderbaren Schmuckes war ihr Aussehen weder wüst noch wild.

Daß sie in merkwürdiger und überlegter Weise grausam sind, hatten sie von Lieut. van Gèle gehört, der ihnen die Art beschrieben hatte, wie Hinrichtungen bei ihnen ausgeführt werden. Einzelne Opfer sterben durch die oben erwähnten Messer, andere müssen den blutdürstigen Zuschauern den Genuß einer Jagd verschaffen. Man gestattet ihnen einen

gewissen Vorsprung, worauf das ganze mit Bogen und Pfeilen oder mit Speeren bewaffnete Volk sich zu seiner Verfolgung aufmacht. Ein hartnäckiges Opfer will nicht laufen und erregt dadurch Mißvergnügen, andere geben Gelegenheit zu „einer guten Jagd".

Der Tod durch das Messer wird in folgender Weise gegeben. Das Opfer wird in hockender Stellung an eingerammten Pfählen festgebunden, die Arme auf dem Rücken befestigt und der Kopf nach vorn gebogen. Um das Kinn läuft ein starker Strick, der oben auf dem Kopfe eine Schleife bildet; in der Entfernung von etwa vier Fuß steht ein junger starker Baum, der mit aller Kraft so weit zur Erde gebogen ist, daß er an die auf dem Kopfe des Opfers befindliche Schleife befestigt werden kann. Das Opfermesser, eine starke sichelförmig gebogene Klinge, deren Krümmung sich der Form des Halses anpaßt, wird gebracht und, nachdem man den gefesselten Mann noch ein wenig gequält hat, wird ihm mit einem einzigen kräftigen Schlage der Hals abgehackt, so daß der Kopf durch den wie eine Feder wirkenden Baum hoch in die Luft geschnellt wird. Auch bei dem Tode eines Häuptlings werden bei den Ba-baugis ganze Schaaren von Opfern hingemordet. Ja, der Congo ist eine dunkele Stelle der Erde, voll Wohnstätten der Grausamkeit! setzt Herr Comber hinzu. Einen eigenthümlichen Gegensatz mit diesem blutigen Bilde bildete ein anderes, welches die Reisenden in Equatorville sahen, eine von Kindern gegebene Vorstellung, welche einige Stunden dauerte, wobei zunächst ein hübscher Tanz aufgeführt wurde, dem eine Art Opernvorstellung in der Art eines griechischen Stückes folgte. Der Chor wurde durch Mädchen im Alter von 8 bis 12 Jahren sehr gut ausgeführt.

Eine sonderbare Bahre wurde durch vier Männer auf den Schultern hereingetragen; auf derselben lag ein mit einem rothen Tuche bedeckter Gegenstand. An einem Ende saß ein hübsches kleines Mädchen mit trauriger Miene. Die Bahre, ein gewöhnliches Bett aus Bambu, wurde auf den Boden niedergesetzt und der Chor der Mädchen ordnete sich um dieselbe. Ein Klagesang wurde durch eine Frau angestimmt, welche an die Seite der Bahre trat, wozu die kleinen Mädchen den Chor sangen. „Natürlich konnten wir außer dem oft wiederholten Refrain Ka-wa-ka („Er ist nicht todt") nur wenig davon verstehen", sagt Comber. Nachdem dies einige Zeit gedauert hatte, schien die Beschwörung zu wirken und man sah, wie Bewegung in die zu Füßen des Mädchens ausgestreckte Masse kam. Das rothe Tuch wurde entfernt und man sah ein Mädchen, welches in Krämpfen zu liegen schien. Zwei Personen näherten sich demselben, ergriffen es bei den Armen und richteten es auf. — Das Ganze ist für Afrika so merkwürdig, daß es wohl der Beschreibung werth scheint. Die kleine Vorstellung war zur Unterhaltung der weißen Besucher in Scene gesetzt worden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber den kürzlich nach einer feierlichen Eröffnung dem Verkehr übergebenen **St. Petersburger Seekanal** bringt die „Nowoje Wrjemа" (Nr. 3310 vom 18. (30.) Mai 1885) eine längere Mittheilung, welcher wir Folgendes entnehmen: Der Befehl zur Aufnahme der Arbeiten am St. Petersburger Seekanal wurde am 1. (13.) Juni 1874 vom Kaiser Alexander II. gegeben; die Arbeiten selbst begannen aber erst 1878. Die kommercielle Bedeutung des Kanals ist für Petersburg sehr groß, weil der Kanal auch tiefgehenden Schiffen die Möglichkeit gewährt, ohne Aufenthalt und ohne Umladen in Kronstadt bis St. Petersburg zu fahren; er wird aber noch mehr an Bedeutung gewinnen, wenn er mit dem Marien-Kanalsystem und mit der Wolga in Verbindung gebracht sein wird. Auch seine militärische Bedeutung ist nicht gering: Die Flotte kann bis zur Residenz gelangen. Die Kriegsschiffe können zum Schutze der Residenz im Kanale placirt, können in der Residenz ausgerüstet werden u. s. w. Kronstadt kann während eines Krieges seine Häfen für alle Kauffahrer schließen und nur militärischen Zwecken dienen.

Das Bett des Kanals ist künstlich bis auf 22 Fuß (6,6 m) vertieft; seine Länge beträgt $26\frac{1}{2}$ Werst (Kilometer), er beginnt an der Newa und der Gutujew-Insel und geht bis zur kleinen Kronstädter Rhede. Längs dem Bahndamm der Putilew-Eisenbahn ist ein $3\frac{1}{2}$ Werst langer Zweig in der Richtung auf die Mündung des Katherinenhofer Armes der Newa gegraben; das Flußbett der Newa ist zwischen dem Anfange des Kanals und der Einmündung des Katharinenhofer Armes in einer Ausdehnung von $1\frac{1}{2}$ Werst (Kilometer) gereinigt. Der Kanal ist in den ersten 4 Werst 30 Saschen (64 m) breit, in den folgenden 4 Werst 40 Saschen (85 m) und in den übrigen $17\frac{1}{2}$ Werst bis Kronstadt 50 Saschen (106 m) breit. Die Vertiefungsarbeiten am Kanale sind größtentheils mit Hilfe von Maschinen ausgeführt und nur ein Theil zwischen den Inseln nahe der Newamündung etwa $1\frac{1}{2}$ Werst durch Handarbeit. Die aus einer Tiefe von 22 Fuß (6,6 m) hervorgeholte Erde wurde durch Waggons der Eisenbahn fortgeschafft. Am 12. November 1883 wurde in die gegrabenen Kanäle das Wasser hineingelassen. Die Quantität der Erdmenge, welche aus dem Bette des Kanals herausgegraben wurde, beträgt 830 000 Kubikfaschen (gegen 80 Millionen Kubikmeter) und hat ein Gewicht von 900 Millionen Pud (circa 144 000 Millionen Kilogramm). Die allgemeinen Unkosten belaufen sich etwa auf 10 265 400 Rubel (circa 20 Millionen Mark). Die Erbauer des Kanals waren die Ingenieure **Fufajewski** und **Shiruchin**; ersterer ist zwei Wochen vor der Einweihung des Kanals gestorben.

Asien.

— Der Nordischen Telegraphen-Agentur zufolge sind gegen 1000 Goldgräber aus den chinesischen **Goldwäschereien**, welche Ignaschina gegenüber an der **Sheltuja** liegen (vergl. „Globus", Bd. 47, S. 269 und 366), in Transbaikalien angekommen. Gegen 3000 Arbeiter sind noch zurückgeblieben, obwohl die Gruben unter der Einwirkung des Schneewassers eingestürzt sind. Das Goldsuchen wird auch in anderen benachbarten Oertlichkeiten fortgesetzt. In Ignaschina kostet der Solotnik Gold (circa 4 Gramm) 3 Rubel 40 Kopeken (etwa 7 Mark); übrigens wird dort wenig Gold umgesetzt, sondern meist an den Amur und nach Transbaikalien gebracht, wo die Preise höher sind. Die Arbeiter erleiden außerdem durch allerlei Schwindelei Verluste und vergeuden viel Geld auf Vergnügen. Die meisten, welche in die Goldwäschereien ziehen, thun dies, weil auf anderen Gebieten keinerlei Nachfrage nach Arbeitern ist. — Ein Telegramm vom 16. (28.) April aus Ignaschina lautet: Der Goldreichthum an der Sheltuja ist erloschen; die Frühjahrswasser

schaden den Arbeitern. Neue Goldquellen sind nicht entdeckt. Die Mehrzahl der Goldarbeiter geht fort. Der Rest der Lebensmittel und Waaren wird um ein Billiges verkauft oder fortgeschafft.

— Von dem Reisenden G. N. Potanin ist ein Brief d. d. 19./31. Juli 1884 eingelaufen, welcher in einer Sitzung der Geographischen Gesellschaft in Irkutsk verlesen wurde. Der Reisende giebt eine physikalisch-geographische Charakteristik von Ordos und bezeichnet dies Gebiet als eine „bewässerte Flugsand-Gegend". Dann schildert er drei Besuche: bei einem der europäischen Civilisation nicht fremden dsungarischen Fürsten, bei dem Fürsten Wan, einem vollständig Wilden, welcher den Reisenden das Aufschlagen der Zelte nur in einer Entfernung von 10 Li vom fürstlichen Lager gestattete, und schließlich in Vorobalgasun. Während des Aufenthaltes in der Nähe des Lagers des Fürsten Wan ritt der Reisende in das Thal des Flusses Dschalechan, woselbst Jedschen-choro, das Lager Jedshen's, d. i. Tschingis-chan's, steht; darunter werden zwei Jurten verstanden, in welchen, eingeschlossen in einen silbernen Schrein, die Gebeine Tschingis-chan's ruhen. In Vorobalgasun, welches von Tschingis-chan zerstört wurde, lebte der Tradition nach Feldschigew-tologoi-toi-chan, d. h. der Fürst mit dem Eselskopf. Die Reisenden, Herr und Frau Potanin, sowie die Begleiter, Skassi und Berejowski, sind gesund. („Sibir" 1885, Nr. 18. 28. April.)

— Die „Nowoje Wrjema" (1885, Nr. 3199) läßt sich schreiben: Die Vorgänge in Korea bringen auf den Gedanken, daß Rußland im Interesse der ostsibirischen Länder unbedingt seinen Einfluß dort und in den Gewässern des Stillen Oceans verstärken muß. Die Küste von Ostsibirien, welche sich vom 42° n. Br. bis zum Eismeer erstreckt, ist wenig bevölkert; sie kann nur durch eine Kriegsflotte beschützt werden, weil eben eine Concentrirung bedeutender Landtruppen äußerst schwierig wäre. Freilich besitzt das russische Reich an jener Küste einige bequeme Busen, in welcher Schiffe vor Anker liegen können, aber keinen einzigen, der nicht zufröre. Sogar Wladiwostock, der südlichste von allen, hat diesen Fehler. Die Flotte muß einen gut geschützten Hafen haben, in welchem sie vor einem starken Feinde sicher ist und wo sie die nothwendigsten Hilfsmittel an Bord nehmen kann. Solch ein Hafen muß das ganze Jahr hindurch der Schifffahrt offen sein, sonst wäre die Flotte während einiger Monate zur Unthätigkeit gezwungen und könnte ihrer Aufgabe, die Küsten zu schützen, nicht nachkommen. Ein derartiger nicht zufrierender Hafen, wie Rußland ihn braucht, ist derjenige auf der zu Japan gehörigen Insel Tschusima in der Straße von Korea. Eine Bucht derselben kann eine kolossale Flotte aufnehmen; die hohen Uferberge, welche die Bucht einrahmen, sind zur Anlage von Befestigungen geeignet. Ferner muß Tschusima eine große Bedeutung für den Handel haben, weil es gerade auf dem Wege zwischen Japan und Korea einerseits und zwischen den Häfen Chinas und Ostsibiriens andererseits liegt. Die Insel kann im Laufe der Zeit eine gleiche Bedeutung erhalten, wie sie heute Hong-kong besitzt. Der Erwerb der Insel oder wenigstens des Hafens ist für Rußland unbedingt nothwendig, weil sich sonst leicht eine andere europäische Seemacht dort festsetzen könnte. Der Gedanke der Besitzergreifung jenes Hafens ist, wie es scheint, schon in den Jahren 1860/1861 aufgetaucht; damals war ein Theil der Insel von russischen Seeleuten besetzt, unter denen sich auch der Einsender vorliegender Notiz befand. Es besuchten die Insel die Korvette „Possadnik" unter dem Kommando des jetzt verstorbenen Flügeladjutanten Birjulew, und andere russische Schiffe. „Possadnik" lag monatelang in der Bucht vor Anker und die russische Flagge wehte auf den dieselbe einschließenden Bergen.

Afrika.

— Die Royal Geographical Society beabsichtigt wiederum die Aussendung einer Expedition nach Afrika, und zwar im kommenden August unter Mr. J. T. Last, der sich schon durch Reisen in Nguru und im südlichen Massai-Lande bekannt gemacht hat. Diesmal aber soll es keine flüchtige Pionnierreise werden, deren wir in der That nun bald genug gehabt haben, sondern es gilt die gründliche Detailuntersuchung des betreffenden Gebietes. Last will von Lindi aus sich nach dem Zusammenflusse des Rovuma und Ludschende begeben, denselben astronomisch festlegen, dann in südwestlicher Richtung den 1883 vom Consul O'Neill entdeckten Namuli-Pik (2500 bis 2750 m hoch) erreichen und sich dort niederlassen, um die Umgegend nach allen Richtungen hin in Bezug auf Topographie, Bevölkerung, Botanik, Klima, Verkehr u. s. w. zu untersuchen und zu studiren. Dann wird er dem am Namuli entspringenden Likugu, dessen Oberlauf O'Neill mehrmals gekreuzt hat, der aber sonst noch ganz unbekannt ist, bis zu seiner Mündung in den Indischen Ocean folgen, um entweder über Quelimane oder Angoche und Mozambique heimzukehren.

— Unter den neuesten Nachrichten vom und über den Congo, welche „Le Mouvement Geographique" vom 28. Juni bringt, sind folgende von größerem Interesse. Der vorübergehend nach Europa zurückgekehrte Lieutenant van Gèle ist am 28. Juni wieder nach dem Congo zurückgekehrt, um den Befehl über die „Division des Falls" zu übernehmen, welche von der Mündung des Aruwimi bis zum Tanganjika reicht. Seine Residenz ist die Station an den Stanley-Fällen. Mit demselben Dampfer gehen die Unterlieutenants Lienard und Bart ab, um sich der Expedition anzuschließen, welche mit den Vorstudien für eine Eisenbahn zwischen Vivi und Leopoldville betraut ist. — Nicholls, der Kapitän des Congodampfers „Royal", welcher sich zwei Jahre am Congo aufgehalten hat, ist am 22. April in Leopoldville dem Fieber erlegen. — Eine neue Station wurde in Mabimo am rechten Ufer des Congo, halbwegs zwischen Kwamouth und Bolobo errichtet. — Aus Karema am Tanganjikasee meldet Lieut. Storms unter dem 23. Februar, daß er einen großen Zweimaster vom Stapel gelassen hat, das größte Schiff, welches bis jetzt auf dem See vorhanden ist; seine Erbauung hat über ein Jahr gedauert, und sämmtliche dabei verwendete Materialien sind aus den Werkstätten der Station hervorgegangen. Das Schiff ist „le Strauch" getauft worden und kann mit Leichtigkeit 125 Personen und über 100 Trägerlasten fassen. — Nach Angabe des Zanzibar-Händlers Tipo-Tip hätte der bisher nur von Stanley gesehene große See Muta Nzige (westlich vom Victoria Nyanza) einen Abfluß zum Albert Nyanza und gehörte demnach zum Systeme des Nil. — Zum Oberbefehlshaber der französischen Gabun-Congo-Kolonie ist der Fregattenkapitän Georges Pradier ernannt worden; er übernimmt den Befehl über die dortigen Land- und Seestreitkräfte und über die von Brazza am Ogowe und Alima errichteten Stationen und soll die von der Association an Frankreich abgetretenen Stationen übernehmen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVIII. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien[1].

XXIV.

(Die Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Wie alle Häuser von Firuzabad gadim, war auch dasjenige, in welchem das Dieulafoy'sche Ehepaar am 7. November übernachtete, auf antiken Ruinen erbaut; aber es war unmöglich, den Plan der Fundamente aufzunehmen. Anders stand die Sache mit einem gewaltigen Mauerwerke außerhalb des Dorfes, das mit keinem Gebäude weder des antiken noch des heutigen Persiens, irgend welche Aehnlichkeit darbietet; dasselbe besteht aus einer Terrasse, auf welcher sich ein Thurm von mehr als 26 m Höhe erhebt. Außen herum führte, wie die noch sichtbaren Spuren beweisen, eine Treppe zur Spitze des Bauwerkes hinauf. Die Stufen derselben sind herabgestürzt, die Terrasse ist durch die vereinte Wirkung von Wind, Regen und Erdbeben zerstört worden, aber die allgemeine Anordnung des Bauwerkes ist noch so deutlich zu erkennen, daß Marcel Dieulafoy danach die einstige Gestalt desselben rekonstruiren konnte; dieselbe gleicht den babylonischen Etagentempeln und scheint das Vorbild für die Minarets der alten Moschee Tulun abgegeben zu haben. Nach der von Istachri aufbewahrten lokalen Ueberlieferung wäre dieser Thurm von Firuzabad nichts anderes, als jener Atesch-ga (Feuerthurm), welchen der Gründer der Sassaniden-Dynastie, Ardeschir Babegan, in Dschur errichten ließ. In diesem Falle würde der Achämenidenpalast am Ausgange der Schlucht des Chunaïfigan zu der Stadt gehört haben, welche nach Angabe des oben genannten persischen Geographen vor Dschur die Hegemonie in diesem Gebiete gehabt hat.

Die Reisenden hätten gern der neuen Stadt Firuzabad, deren Lage durch einen prächtigen Baumgürtel in der Ferne angezeigt wurde, einen Besuch abgestattet und dem mächtigen Gouverneur der das Thal bewohnenden Stämme, welcher den Titel Ilchani führt, ihre Aufwartung gemacht. Aber Marcel's Krankheit hinderte die Ausführung dieses Planes, und so beschränkten sie sich darauf, dem mächtigen Manne durch den anständigsten ihrer Begleitsoldaten ihren Respekt vermelden zu lassen, worauf dieser mit ähnlichen Artigkeiten erwiderte.

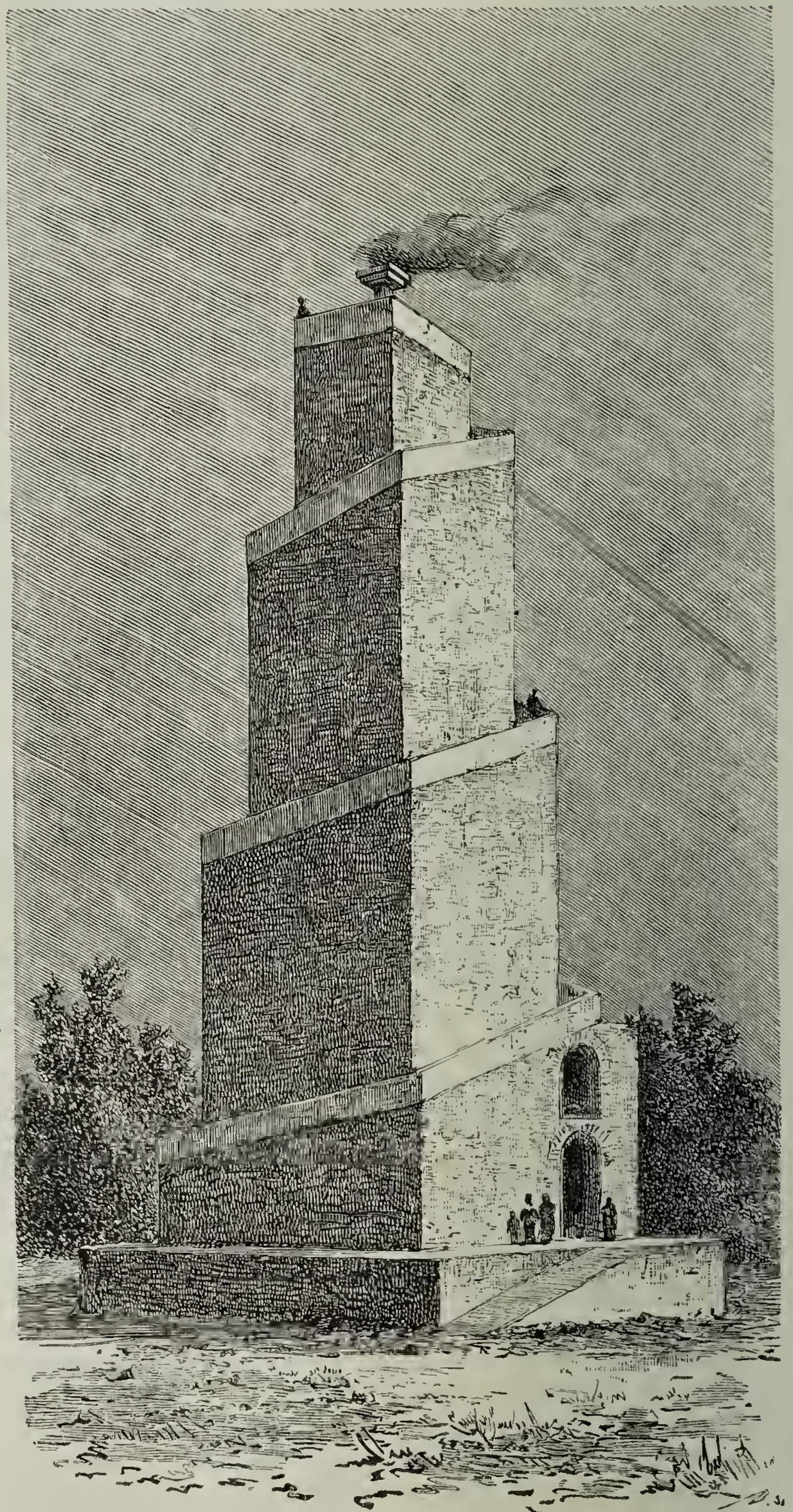
Dieser Ilchani ist einer der mächtigsten und reichsten jener Feudalherren, welche über das ganze südliche Persien herrschen, trotzdem er seit einiger Zeit dem Schah Tribut zahlen muß, und sein Ansehen sich in Folge dessen sehr vermindert hat. Dieser Feudaladel, Chane, Scheichs und Ket-chodas, sind zwar der königlichen Macht unterthan, erfreuen sich aber in ihrer Eigenschaft als Stammeshäuptlinge einer Art von Unabsetzbarkeit, insofern sie ihrer Vorrechte und Stellungen nur zu Gunsten eines anderen Gliedes ihrer Familie verlustig gehen können. Dadurch könnten sie der königlichen Gewalt trotzen, wenn sie nicht unter einander durch Eifersucht und Haß entzweit wären, so daß der Schah, den einen gegen den anderen benutzend, sie alle beherrschte. Will er einen seiner Vasallen bestrafen, so bedarf er dazu weder Soldaten noch Feldherren; im

[1]) Fortsetzung von „Globus", Bd. 47, S. 199.

Stillen stachelt er den einen an, daß er ein Dorf oder das Lager des anderen plündert. Einem solchen Vorschlage kommt jeder stets mit Freuden nach und führt ihn gewissenhaft durch, wodurch natürlich die Zwietracht zwischen den Stämmen nur wächst und die Provinzialgouverneure das Recht erhalten, zwischen den Streitenden zu interveniren und ihnen schwere Bußen aufzuerlegen. Wenn ein Ketchoda oder Chan in der Entrichtung seiner Steuern allzu säumig sich zeigt, so ladet der Provinzialgouverneur im Geheimen einen seiner Verwandten zu sich, setzt ihm die Vortheile auseinander, die ihm zufielen, wenn er die Stelle seines Bruders oder Vetters einnähme, und überträgt ihm schließlich für schweres Geld, oft bis zu 200 000 Francs, dessen Stelle. Die Kosten dieses Regierungswechsels trägt natürlich in Wirklichkeit der betreffende Stamm. Der frühere Häuptling aber macht sich bei Zeiten davon, um

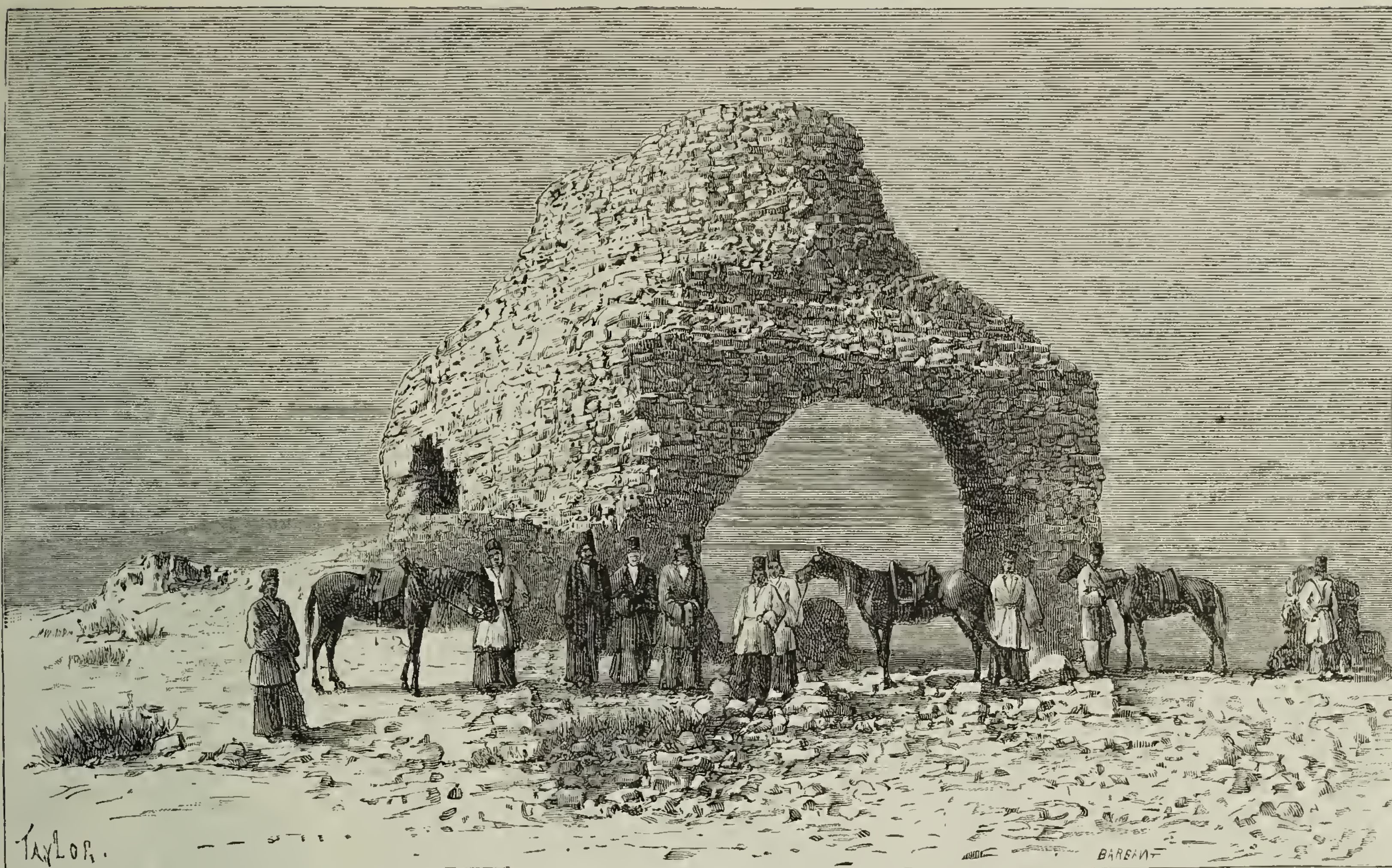


Atesch-ga von Firuzabad in seiner jetzigen Gestalt.



Atesch-ga von Firuzabad nach Dieulafoy's Rekonstruktion.

dem ihm drohenden Stricke oder Gift zu entgehen, und sein Nachfolger ergreift Besitz von seinen Ländereien und Palmen und behält sie, bis eines schönen Tages der Vertriebene seinerseits den Hakem besticht und in seine früheren Rechte wieder eintritt. Solche Geschäfte wären in einem Lande, wo es weder Kataster noch Steuerrollen giebt, sehr schwierig, wenn die Statthalter nicht durch die Angebereien der persönlichen Feinde der Ket-chodas und Chane sich einen Begriff machen könnten von der Steuerkraft eines jeden Dorfes, das ihrer Macht unterworfen ist. Solche Vorkommnisse gehören in Persien zu den alltäglichen. In besonders schweren Fällen suchen die Hakems sich der Person des mißliebigen Häuptlings zu bemächtigen und setzen ihn so lange gefangen, bis er Lösegeld zahlt. Deshalb fürchten sich dieselben, die Provinzialhauptstädte zu betreten, lagern lieber 5 bis 6 km von denselben entfernt, wenn sie einmal durchaus dort zu thun haben, und lassen sich dabei von 300 bis 400 wohlbewaffneten Reitern



Kuppelgebäude bei Feraschbend.

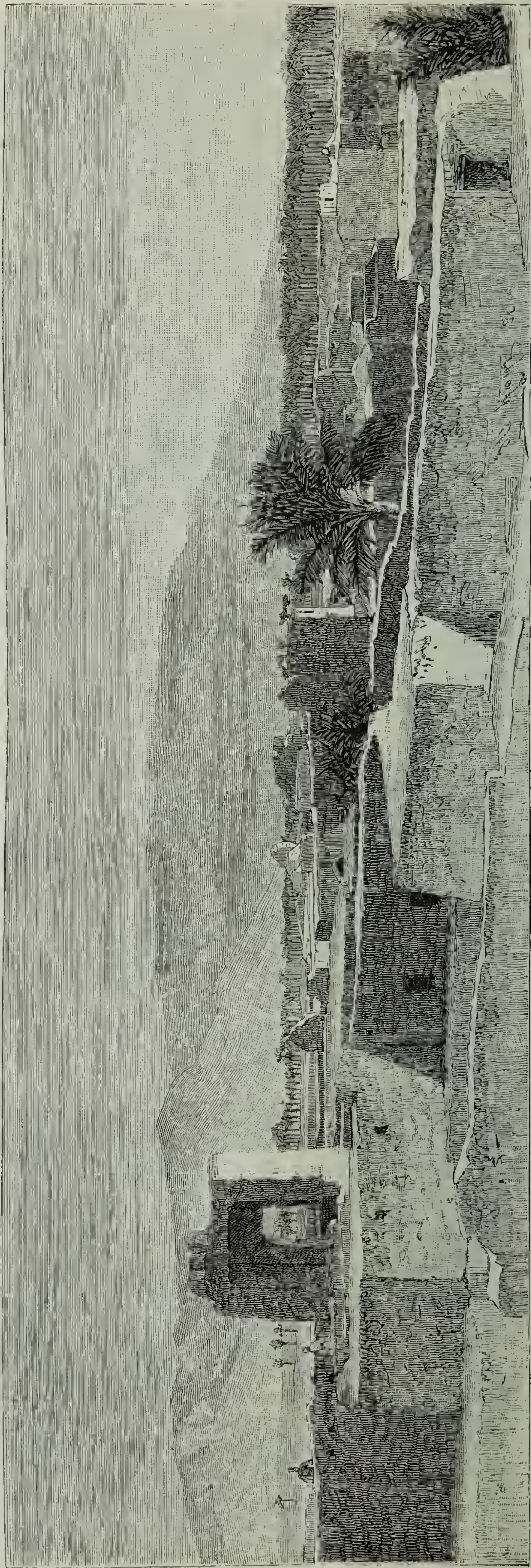
Das Mahlen des Getreides in der Küstenebene von Buschir.

begleiten, die ihnen in Fällen der Gefahr treu zur Seite stehen.

Da es unmöglich war, die Bergkette, welche das Thal von Firuzabad im Süden begrenzt, in einem Tagemarsche zu überschreiten, so brach man am 9. November Nachmittags auf und ritt bis zu dem am Fuße jenes Gebirges liegenden Dorfe Deh No, dessen fanatische Einwohner ihnen einen sehr unfreundlichen Empfang bereiteten; am folgenden Tage wurde dann das Gebirge überschritten. Den ganzen Morgen zog man durch unentwirrbare Schluchten und über schlechte Saumpfade, die fast durch nichts anderes, als Haufen von Oleanderzweigen, auf denen ein großer Stein lag, bezeichnet waren. Hier begegnete den Reisenden ein zahlreicher Stamm der Iljat, der von den Hochplateaus in tiefer gelegene Ebenen, wo die Herden noch gute Weiden fanden, hinabzog. An der Spitze des Zuges marschirten die Ziegen und Schafe, getrieben von wild blickenden Kindern, deren Haar noch niemals mit einem Kamme Bekanntschaft gemacht hatte, dann die Füllen und die bockenden jungen Esel, die ihren Hütern mehr zu schaffen machten, als alle übrigen Viehgattungen zusammengenommen; dann folgten Stuten, schwer mit Säcken beladen, aus denen die ganz kleinen Schaf- und Ziegenlämmer, deren Kräfte zum Laufen noch nicht ausreichten, hervorguckten, und Maulesel mit den Zelten und Teppichwebstühlen, an welchen noch das Hühnervolk mit den Füßen aufgehängt war, ohne Schnabel oder Flügel zu rühren; denn solche lange Reisen sind ihm nichts Neues. Zuletzt kamen die Kühe, die mit den schwersten Stücken des Haushaltes, wie Mehlmühlen und Mörsern zum Enthülsen des Reis und Stampfen des Kaffees, beladen waren. An allen Gegenständen hingen noch Packen von Schnürriemen und waren Kinder von drei bis sieben Jahren mit den Füßen und der Taille befestigt, während die allerkleinsten Würmer, wie Würste zusammengeschnürt, flach obenauf lagen. An den allerschlimmsten Stellen, wo den Kühen oft kein anderer Ausweg bleibt, als sich von Felsen zu Felsen hinabgleiten zu lassen, binden die Mütter die Kinder los, befestigen sich die beiden kleinsten mittels Riemen auf dem Rücken, nehmen ein drittes auf den Arm und lassen die übrigen mit Allahs Hilfe zu Fuß laufen. Die Frauen tragen keinen Schleier, sondern lassen ihre starken Züge, den braunen Teint und die äußerst lebhaften Augen sehen. Die über der Stirne kurz abgeschnittenen und an den Schläfen lang wachsenden Haare fallen in ganzer Länge und in Locken auf die Brust herab, was ihnen einen eigenthümlichen wilden Zauber verleiht.

Zwei Stunden reichten kaum hin, daß die Reisenden bei diesem Zuge vorbeiritten; dann gelangten sie in eine weite Ebene, in welcher ein anderer Stamm der Iljat sein Lager aufgeschlagen hatte. Die Gholams (Soldaten) fanden dort reichliche Vorräthe von saurer Milch und Käse und veranlaßten darum die Reisenden zu einem Aufenthalte, welchen diese benutzten, um die Zelte und die Teppichweberei der Nomaden kennen zu lernen. Späterhin aber verirrten sich die Führer zu wiederholten Malen, so daß man gezwungen war, ganze funfzehn Stunden im Sattel zu bleiben; im Freien zu übernachten, war aber unthunlich, da in den Küstenebenen, in welche man jetzt von den Hochplateaus hinabgestiegen war, Nachts ein sehr reichlicher Thau zu fallen pflegt. Erst gegen 9 Uhr Abends erreichte man die Palmen und Gärten von Feraschbend und fand bei dem dortigen Najeb gute Unterkunft.

In Firuzabad (975 m hoch) waren bereits einige Palmen aufgetreten; hier aber gab es deren schon ganze ausgedehnte Wälder. 60 km Weges, während deren die



Das Dorf Abram.

Reisenden allerdings etwa 800 m hinabgestiegen waren, hatten hingereicht, um sie aus einem, ungefähr demjenigen von Südeuropa entsprechenden Klima in ein anderes, das an Oberägypten erinnert, zu versetzen. Die Dattelpalme bildet den einzigen agricolen Reichthum der Ebenen um Feraschbend und Buschir, welche für den Anbau von Getreidefrüchten anscheinend wenig geeignet sind. Der Ertrag des Baumes wechselt sehr und in Feraschbend beläuft sich derselbe, Dank reichlicher Düngung und Bewässerung, bis auf 25 Francs jährlich, und die Frucht ist von vorzüglicher Güte, während in anderen Dörfern jeder Baum kaum drei bis vier Francs einbringt. In Feraschbend standen die alten, tragenden Bäume ebenso vorzüglich, wie die jungen Anpflanzungen, deren jüngste indessen schon vor zehn Jahren angelegt worden waren. Seitdem hatte der Najeb, trotzdem es ihm an reichlichem Wasser zum Berieseln nicht fehlte, keine neuen Bäume mehr angepflanzt. Denn dieselben erfordern in den ersten zehn Jahren, wann sie zu tragen anfangen, und namentlich vom sechsten an, wann der Stamm in die Höhe schießt, sehr viel Arbeit mit Bewässern, Düngen und Behacken, während der jetzige Besitzer absolut nicht weiß, ob er und seine Söhne die Früchte davon ernten werden, oder ob der Gouverneur der Provinz seine Ländereien und seine Stelle vielleicht bald an einen entfernten Verwandten verkauft. Dies ist der Hauptkrebsschaden der dortigen Verwaltung: Niemand hat bei der Unsicherheit aller Verhältnisse Lust, langaussehende und erst spät rentirende Verbesserungen vorzunehmen, sondern die Ket-chodas und Stammeshäuptlinge begnügen sich damit, während der Dauer ihrer Macht so viel Geld zusammenzubringen, daß sie und ihre Familien gegen alle Wechselfälle geschützt sind.

Am Nachmittage desselben 11. November unternahmen die Reisenden einen kurzen Ausflug nach einem gewölbten Gebäude, an welchem sie am vorhergehenden Abend vorbeigeritten waren. Der Najeb und dessen Bruder auf prächtig geschirrten Rossen und gegen vierzig bis an die Zähne bewaffnete Reiter begleiteten sie dabei, und sie mußten sich selbst gestehen, daß sie auf ihren schlechten Reitthieren an der Spitze des Zuges einen dürftigen Eindruck machten. Das kleine Gebäude, dem ihr Ritt galt, ist im Stile des Palastes von Sarvistan erbaut, hält sich aber in sehr viel bescheideneren Verhältnissen. Merkwürdig ist, daß die Strebebogen nicht auf vollen Mauern, sondern auf vier gemauerten Pfosten ruhen; das ist charakteristisch und darf als eine weitere Annäherung zwischen der byzantinischen und der alten persischen Kuppel gelten.



Der Ket-choda von Ahram.

Nach zweitägigem Aufenthalte in Feraschbend machten sich die Reisenden am 12. November wieder auf den Weg und waren wiederum gezwungen, einen vierzehnstündigen Marsch zurückzulegen; diese übermäßig langen Etappen überstiegen ihre Kräfte und ermüdeten sie dermaßen, daß ihnen nicht nur der jedem Reisenden zur Ertragung der Strapazen so nothwendige Enthusiasmus, sondern selbst jede Neugierde verloren ging. Die Gegend war zwar herrlich, eine grüne, fruchtbare Ebene, eingefaßt von Bergen von den verschiedensten Färbungen; aber sie vermochte den ermatteten Reisenden kein Interesse mehr abzugewinnen; müde, gleichgiltig, mit trockenen Kehlen und ohne ein Wort zu sprechen hingen sie auf ihren langsam einherschleichenden Thieren. Ebenso ging es am folgenden Tage, wo sie in 8 Stunden kaum 25 km zurücklegten und schon um 3 Uhr Nachmittags in einem Dorfe Unterkunft suchten. Während in Feraschbend die Dächer der Häuser aus Palmenzweigen bestanden, waren hier Mauern und Dach daraus hergestellt. Eine Hütte von konischer Gestalt war z. B. aus Zweigen gebildet, die in die Erde gesteckt und an ihrer obersten Spitze zusammengebunden waren. Eine andere Art Wohnung scheint unbestreitbare Vortheile zu bieten. An den vier Ecken erheben sich Palmenstämme, die mit Balken unter einander verbunden sind; im Inneren tragen Säulen ein horizontales Gebälk, welches sich an jene Stämme anlehnt; die Wände bestehen aus Reisigbündeln, welche mit Grasseilen an einander befestigt sind. Den Fußboden bedeckt eine Matte, und über das Dach gießen die Bewohner während der heißesten Stunden des Tages fleißig Wasser aus. Diejenige Hütte, welche den Reisenden angewiesen

wurde, zeigte in ihren Wänden große Löcher, aber einige Reisigbündel genügten, um den Schaden schnell wieder auszubessern. Die ganze Einrichtung der Dorfbewohner bestand nur aus Teppichen, Mörsern, Pferdesäcken und einer Mehlmühle. Letzteres Geräth erinnert in seiner Gestalt an die römischen Mühlen und besteht aus zwei kegelförmigen Mahlsteinen, deren einer in dem anderen läuft. Ihr für europäische Ohren unerträgliches Knirschen scheint den Iljat ganz angenehm zu sein, hindert wenigstens die müssigen Leute und die Courmacher keineswegs, bei den schönen Müllerinnen des Stammes stehen zu bleiben oder die Runde zu machen.

Gegen Abend ließ sich der Ket-choda anmelden; er trug einen Turban von rother und blauer Seide nach der neuesten Buschirer Mode und wurde von mehreren Neger-Soldaten begleitet. Neger und Häuser von Palmblättern! Der Sommer muß in dieser Gegend schon wahrlich nicht mehr kühl sein!

Wahre Ziegenpfade führten am nächsten Tage (14. November) nach Ahram in die Ebene von Buschir hinab und strengten die ganz heruntergekommenen Reitthiere der Reisenden auf das Entsetzlichste an. Wenn dieselben geglaubt hatten, in den Engpässen von Firuzabad die unzugänglichsten Schluchten der Welt passirt zu haben, so sahen sie an diesem Tage bald, daß sie sich geirrt hatten. Dreht man sich um, so ist es unmöglich, den Weg, welchen man eben zurückgelegt hat, zu unterscheiden, und schaut man vorwärts, so hat man keine Ahnung davon, welche Richtung der Weg einschlagen wird. Die Felsabhänge sind außerordentlich steil, und der Weg führt bald an unergründlichen Schluchten, bald in fast unwegsamen und von riesigen Steinblöcken erfüllten Bachbetten dahin. Fast unglaublich erschien es, daß man hier einige Monate zuvor Kanonen nach Buschir hinabtransportirt hatte. Entsetzlich war auch die Hitze und der Durst; denn das Wasser des Baches war mit bitteren Salzen über und über geschwängert.

Plötzlich ein Freudenschrei! Zwischen zwei durch eine tiefe Schlucht von einander getrennten Gipfeln erscheint eine von Sonnenglanz überlagerte sandige Ebene, am Horizonte begrenzt von einer dunkelblauen Linie, dem langersehnten Meere. Es war das vorläufige Ende einer 4000 km langen Reise, die man nur zu Pferde in einem wegelosen, allen Comforts baren Lande seit dem Monate März zurückgelegt hatte. Von den großen Städten abgesehen, hatte man während der 91 Tagereisen nur in armseligen Karawanserais oder noch elenderen Hütten übernachtet, und nicht der Glanz Ispahans, das Funkeln der Sterne während der sommerlichen Nächte, die Cypressen von Schiraz oder die alten Achämenidenpaläste hatten die Reisenden in eine ähnliche frohe Stimmung versetzt, als jener schmale blaue Wasserstreifen in der Ferne.

Drei Stunden später erreichten sie das schöne Dorf Ahram und fanden dort Unterkunft in einem Balachane, das ihnen der Ket-choda, ein prächtiger alter Mann, dessen Züge an diejenigen des Darius in den persepolitanischen Basreliefs erinnerten, zur Verfügung stellte. Von den Fenstern des Gemaches aus konnten sie die eben überschrittenen Berge und in der Ebene weit gedehnte Palmenwälder übersehen. Die Bevölkerung des Dorfes, die an jeder Hausthür bunte, belebte Gruppen bildete, war von sehr dunkler Farbe, und ebenso das zur Winterszeit in Cisternen und offenen Löchern gesammelte und dort stagnirende Wasser; die dortigen Quellen sind derartig bitter, daß selbst die Eingeborenen nicht davon zu trinken vermögen. Mit Mühe vermochten sich die Reisenden ein wenig Milch zu verschaffen; dann aber, da sie sahen, daß ihr Vorrath an durststillenden süßen Citronen zu Ende ging, entschlossen sie sich zu fasten, um nach dem Essen nicht unerträglichen Durst zu leiden oder, was noch schlimmer war, das dortige Cisternenwasser genießen zu müssen. Solche Entbehrungen waren freilich nicht geeignet, den von Fieber und Strapazen geschwächten Marcel Dieulafoy bald wieder zu Kräften zu bringen.

Reiseskizzen aus Columbien.

Von Dr. Alfred Hettner.

I. Orientirung. Die Wege.

Für Columbien und für Südamerika überhaupt fehlt noch ein Bädeker'sches Reisehandbuch, welches den Reisenden von vornherein über Land und Leute orientirt, ihm zeigt, auf welche Weise er reisen muß, welche Art Obdach und Kost er finden wird, mit welchem Aufwande von Zeit und Geld die Reise verknüpft ist. Wie oft habe ich mich nach einem rothen Bädeker gesehnt, wenn ich bei der Vorbereitung meiner Reisen in Columbien von der vorhandenen Litteratur in dieser Beziehung ziemlich im Stiche gelassen wurde! Wir besitzen zwar eine recht gute Karte und geographische Beschreibung des Landes, welche von Ponce de Leon und Felipe Pérez nach den Manuskripten des Italieners Codazzi zusammengestellt worden sind, der zuerst Venezuela im Auftrage der dortigen Regierung untersucht und in Karte und Text vorzüglich dargestellt hatte, dann von der columbianischen Regierung zu dem gleichen Zwecke berufen wurde, aber schließlich bei der Bereisung der Küstenstaaten einem hitzigen Fieber erlag, aber diese Beschreibung ist streng systematisch gehalten, erzählt nichts von der Art des Reisens und giebt erst recht nicht einen eigentlichen Reiseführer. Codazzi hatte freilich ein ausführliches Routenverzeichniß sämmtlicher bereister Gegenden, speciell für militärische Zwecke, angelegt, welches für die nordöstlichen Provinzen auch veröffentlicht worden ist; aber die Regierung hat dasselbe später vernichten und für die übrigen Provinzen nicht abdrucken lassen, um den Revolutionen keinen Vorschub zu leisten. Fürwahr, ein engherziger und kurzsichtiger Standpunkt, da nun auch den Regierungstruppen dieses Hilfsmittel fehlt. Ein Theil dieses Itinerars wird noch auf der öffentlichen Bibliothek in Bogotá bewahrt, wo ich mir Auszüge daraus machen konnte.

Auf der ersten seiner Reisen, durch die heutigen Staaten

Boyacá und Santander, war Codazzi von einem der besten Männer des Landes, Manuel Ancizar, begleitet worden, dem wir eine anziehende Beschreibung dieser Reise verdanken. Im Uebrigen haben Columbianer nur selten Touren durch ihr Land beschrieben, und dann nur in feuilletonistischen Zeitungsartikeln, mit einem Schwall von poetischen Empfindungen, aber ohne plastische Darstellung der Gegend und ihrer Merkwürdigkeiten. Die meisten europäischen Reiseschriftsteller haben nur einige Hauptrouten kennen gelernt, so daß ein Reisender, der auch abgelegenere Gegenden kennen lernen will, sich auf mündliche Erkundigungen angewiesen sieht. Aber es ist durchaus nicht leicht, solche Auskunft zu erhalten, denn die Columbianer, und besonders die höheren Klassen, kennen ihr eigenes Land außerordentlich wenig. Von den entfernteren Landestheilen haben sie meist nur eine ganz vage Idee; um in Bogotá zu erfahren, welche Wege nach dem Süden des Staates Cauca führen, mußte ich mich an einen jungen Mann aus Popayan, der Hauptstadt desselben, wenden, der gerade in Bogotá studirte. Man reist eben so wenig wie möglich — am meisten wird Kenntniß des Landes noch durch die Kriegszüge der Revolutionen verbreitet — und der geographische Sinn ist nur wenig ausgebildet. Dazu kommt die ganz falsche Werthschätzung des eigenen Landes im Vergleich mit dem Auslande, und dadurch die Erweckung falscher Ideen in dem harmlosen Fremden. Neu ankommende Europäer werden auf der Reise von allen Seiten versichert, daß Bogotá an Schönheit und großstädtischem Leben nur hinter Paris zurückstehe; wer eine unbefangene Beschreibung von Bogotá gelesen hat, wird sich vorstellen können, welche Enttäuschung diese Reisenden bei ihrer Ankunft erleben. Jeder Reisende muß hier Lehrgeld bezahlen; erst als ich selber einige Zeit in Columbien gereist war, hatte ich gelernt, die Mittheilungen der Landeskinder richtig zu deuten und zu würdigen, hatte ich gelernt, wie man am besten in diesem Lande reist.

Die Art des Reisens in einem fremden Lande ist immer der Darstellung werth, denn der Zustand der Wege und der Transportmittel, die Bequemlichkeiten, welche der Reisende findet, die Hindernisse, welche sich ihm entgegenstellen, charakterisiren schlagend den Kulturzustand der Bevölkerung.

Die Nation, welche aus der spanischen Einwirkung auf die indianische Urbevölkerung hervorgegangen ist, und welche heute die Vereinigten Staaten von Colombia bildet, hat doch nur einen Theil des Landes, im Großen und Ganzen das gebirgige Innere und einen Theil der Nordküste, wirklich besetzt. Die ganze Küste des Stillen Oceans, die Umgebung des Golfes von Darien ebenso wie die Landenge von Panamá, die Thalebene des Magdalenenstromes und seiner Zuflüsse, die nördlichen und z. T. auch die östlichen Abhänge der Ostcordillere ebenso wie der größere südliche Theil der Ebenen, welche sich im Osten der Anden bis zu den Gebirgen Guyana's ausdehnen und von Nebenflüssen des Amazonas und Orinoco durchflossen werden, sind fast ohne Unterbrechung von dichtem, üppigem Urwalde bedeckt, werden von dünnen Horden wilder Indianer oder von wenigen Familien träger Neger und Zambos, der Abkömmlinge früherer Sklaven, bewohnt. Die Grassteppen, welche den nördlichen Theil jener Ebenen einnehmen und auch an der Nordküste einen großen Umfang besitzen, sind der Tummelplatz halbwilder Viehherden, deren Hüter in vereinzelten Hütten ein rohes, durch Fieber häufig gefährdetes Leben führen.

Daher ist auch das Reisen im Allgemeinen auf das innere Gebirge und auf die Zugänge desselben von der Küste beschränkt. Wo nicht einer dieser Zugangswege die Gebiete zusammenhängenden Urwaldes durchschneidet, werden dieselben nur selten von verwegenen Männern aufgesucht, welche werthvolle Pflanzenprodukte sammeln wollen oder von dem Rufe des Goldreichthumes gelockt werden. Dieselben befahren die Flüsse auf Flößen oder selbstgezimmerten Kähnen, oder bahnen sich mit dem Messer in der Hand einen schmalen Weg durch das dichte Unterholz, aus welchem zahllose Giftschlangen ihr Leben bedrohen. Ihre Nahrung müssen sie auf dem Rücken mit sich tragen, ihr Nachtlager mitten im Walde aufschlagen, wo ihnen der Tiger oft unliebsame Besuche abstattet. Ein großer Theil der Eindringlinge fällt den Strapazen und dem tödtlichen Fieberklima zum Opfer.

Bei weitem den wichtigsten Eingang zu dem besiedelten Inneren Columbiens bildet der Magdalenenstrom, welcher bis 85 deutsche Meilen oder 640 km geraden Abstandes von seiner Mündung, bis zu den Stromschnellen von Honda, und jenseits derselben wieder, wenigstens in der Regenzeit, 35 deutsche Meilen oder 260 km bis Neiva für Dampfschiffe zugänglich ist, wenn auch die starken Schwankungen des Wasserstandes, Sandbänke, Stromtheilungen und Veränderungen des Laufes, wie sie Tieflandsflüssen eigenthümlich sind, der Schiffahrt bedeutende Hindernisse in den Weg legen. Der Fluß wird gegenwärtig von ungefähr 20, fünf verschiedenen Gesellschaften gehörigen Dampfschiffen befahren, welche alle nach dem barocken Muster der Mississippidampfer fast ganz aus Holz erbaut sind. Die wichtigsten Charakteristika sind das große Schaufelrad auf der Hinterseite, durch welches das Schiff bewegt wird, und der überaus flache Kiel. Ueber dem unteren Raume, in welchem sich die Maschine, die Holzvorräthe und die Waaren befinden, und welcher zugleich der Mannschaft und den Passagieren zweiter Klasse als Aufenthalt dient, erhebt sich auf Holzpfeilern die Kajüte mit einem freien Platze an der Spitze, an welchem man den Tag zubringt, weil hier der durch die Fahrt erzeugte Wind die drückende tropische Hitze etwas lindert. Ueber der Kajüte sind noch ein oder zwei kleinere Stockwerke mit den Kajüten des Kapitäns und der Officiere und dem Steuerruder aufgesetzt. Jedes Schiff hat nur eine beschränkte Anzahl von Schlafkabinen, deren Benutzung besonders bezahlt werden muß; für die Mehrzahl der Passagiere und die Stewards werden die Lagerstätten im Speisesaal oder im offenen Vordertheile aufgeschlagen; statt Betten hat man die überall im heißen Lande gebräuchlichen und sehr zweckmäßigen Catres, welche aus einem über vier Balken gespannten Segeltuche bestehen; ein nothwendiges Zubehör für denjenigen, der nicht ein Kind dieses heißen Tieflandes, ist ein Moskitonetz zum Schutze gegen diese blutgierigen Insekten. Die Kost auf diesen Dampfern ist wenig befriedigend; viele Gerichte zugleich werden auf den Tisch gesetzt; aber alle unschmackhaft und unappetitlich, mit Ausnahme des vorzüglichen Cacaos und Kaffees. Den Tag verbringt man mit Geplauder, Lektüre oder auch in der Hängematte schlummernd, denn die enorme Hitze macht eine ernstere Thätigkeit unmöglich. Einen Zeitvertreib bilden die Kaimans (Alligatoren), welche auf jeder Sandbank in Masse lagern, und auf welche zahllose Schüsse abgefeuert werden. Die landschaftliche Scenerie ist etwas ermüdend, immer nur Savannen und Urwald, Berge nur in weiter, dunstiger Ferne, um erst am letzten Tage der Fahrt nahe an uns heranzutreten. Drei- oder viermal täglich legen wir an, um Holz für die Maschine einzunehmen, aber oft stellen sich unfreiwillige Aufenthalte ein, wenn bei niedrigem Wasserstande der Dampfer auf einer Sandbank festfährt und vielleicht Wochen lang dort liegen bleibt, ehe er wieder flott wird. Die Fahrt nach Honda, die bei

gutem Wasserstande eine Woche (abwärts vier Tage) in Anspruch nimmt, kann dadurch ins Ungewisse verlängert werden.

Schon weiter abwärts haben sich einige Wege ins Innere abgezweigt, von Puerto Nacional nach Ocaña, von Paturia nach Bucaramanga (wie Ocaña im Staate Santander), von Nare nach Medellin, der Hauptstadt von Antióquia; von Honda führt östlich der Weg nach Bogotá, westlich Wege nach Salamina und Manizales, welche das mittlere Caucathal erschließen, und südlich können wir, zu Wasser oder zu Lande, die Reise nach dem oberen Magdalenenthale, dem Staate Tolima, fortsetzen. Nur beschränkte Theile des Landes haben danach ihren Zugang von anderen Seiten. Cúcuta, im nordöstlichen Theile des Staates Santander, ist nicht weit vom R. Zulia entfernt, auf welchem kleine Dampfschiffe zum See von Maracaibo hinabfahren, und das obere Caucathal wird durch den Weg von Cali nach Buenaventura und von Pasto nach Tumaco am Stillen Ocean eröffnet.

Alle die Wege, welche vom Magdalenenstrome oder erst recht diejenigen, welche von der pacifischen Küste ins Innere führen, sind schwierige Gebirgspfade. Uebertreffen doch die columbianischen Anden an Höhe und Mächtigkeit unsere Alpen, ohne deren herrliche Längsthäler und tief eingesenkte Pässe zu besitzen. Die Flüsse sind reißende Bergströme, welche erst beim Eintritt in die Tiefebene des Magdalenenstromes oder in die östlichen Ebenen schiffbar werden. Eisenbahnen sind zwar vielfach projektirt, aber nur für kleine Strecken wirklich fertig gestellt, Fahrstraßen existiren nur auf den Hochebenen der Ostcordillere, bei Cúcuta und im Thale von Medellin, während die ausgedehnten Tiefebenen derselben noch entbehren. Die überwiegende Mehrzahl der columbianischen Landstraßen sind noch Saumwege.

Ueber die Anlage und Beschaffenheit dieser Wege ist viel und z. T. mit vollem Recht geklagt worden, aber man darf, wenn man gerecht sein will, die Schwierigkeiten nicht verkennen, welche die Natur hier dem Wegebau entgegenstellt. Wenn es auch im Charakter des Gebirges begründet liegt, daß die meisten Wege, um nicht zu Umwegen zu werden, mehrere Gebirgsketten nach einander überschreiten müssen, so beruht das ewige Auf und Ab derselben doch zum Theil auch auf der ungeschickten Anlage, die vielfach noch aus der Zeit der ersten Eroberung stammt, ja bei der man oft sogar alte Indianerpfade benutzt hat. Häufig steigt der Weg über den höchsten Gipfel, wie um den Reisenden die weite Aussicht genießen zu lassen, während unmittelbar daneben die Paßhöhe mehrere hundert Meter unter uns liegen bleibt. Die Wege, welche einem Thale folgen, steigen zu jeder Schlucht hinab und zu jedem vortretenden Bergrücken wieder hinauf, statt beide durch Ausbuchtungen zu umgehen. Daß das möglich ist, ist neuerdings an einigen Beispielen gezeigt worden, aber die Gelder, welche für neue Anlage und Ausbesserung der Wege in den Etats ausgesetzt sind, werden leider großentheils für andere Zwecke verwandt. Wenn man dazu die Gewalt der tropischen Regen nimmt, welche beständig an der Zerstörung der Wege arbeiten, kann man die schlechte Beschaffenheit derselben verstehen. Vielfach steigen sie so steil an — Böschungswinkel von 25 bis 30° sind durchaus nicht ungewöhnlich —, daß die Maulthiere in Zickzacklinien von einer Seite zur anderen gehen, um den Anstieg zu bewältigen. Wenn ein solcher Weg aus Thonboden besteht und nach Regen schlüpfrig geworden ist, kann die Höhe nur erreicht werden, indem der Reiter absteigt und den Anstrengungen des Thieres zu Hilfe kommt; bergab stemmt das kluge Maulthier die Vorderbeine ein und läßt sich ähnlich hinabgleiten wie der Alpensteiger auf einem Schneefelde. Nach stärkerem Regen wird der Boden schlammig und oft so schlammig, daß das Thier bis über die Knie einsinkt; und in diesem Zustande bleiben die Wege in waldigem Terrain das ganze Jahr über. Die Ochsen setzen ihre Füße immer wieder auf denselben Fleck, so daß allmählich Schlammlöcher entstehen, zwischen welchen schmale Leisten stehen bleiben. Das Pferd versucht, den Fuß auf diese Leisten zu setzen und rutscht unfehlbar aus, das Maulthier kennt die Sache besser und tritt in die Löcher, aber wenn dieselben tief sind, strauchelt es auch; es soll vorkommen, daß kleine Thiere nur noch mit dem Bauche auf der Leiste ruhen, mit den Beinen aber den Halt verloren haben. Man hat sich auf schlammigem Boden mitunter durch Pflastern der Wege oder durch Belegen derselben mit Holzpfählen zu helfen gesucht, aber da diese Arbeiten liederlich ausgeführt und nie ausgebessert werden, ist der Zustand des Weges bald schlechter als zuvor. Mitunter hat man Felsstufen von mehr als einem halben Meter Höhe stehen lassen, von welchen das Thier hinabspringen, oder auf welche es hinaufspringen muß, so daß sein Rücken mit der Horizontalebene oft einen Winkel von 45° bildet und der Reiter die Schenkel fest schließen oder sich gar an der Mähne anklammern muß, um den Halt nicht zu verlieren. Auf dem Wege von Vélez zum Carare wechseln solche Felsstufen und ebenso tiefer Schlamm mit einander ab. An vielen Stellen hat man enge Wasserrisse benutzt, um den Weg hindurch zu führen. Der Reiter thut gut, an solchen Stellen auf seine Beine Acht zu geben, damit sie ihm nicht an der Wand geschrammt werden, besonders, wenn er da einer Karawane von Packthieren begegnet, die nur auf ihre Füße achten, unbekümmert, wo ihre Ladung anstößt.

Zu den unangenehmsten Episoden des Reisens gehören vielfach die Flußübergänge. Selbst unansehnliche Bäche, welche gewöhnlich kaum einen Tropfen Wasser führen, brausen nach einem Regen als hochgeschwollene Gießbäche dahin. Und die größeren Gebirgswässer sind auch bei niedrigem Wasserstande so reißend, und ihr Bett dabei so voll von großen Felsblöcken und kleineren Rollsteinen, daß ihre Passage ein schwieriges Unternehmen ist. Dennoch sind nur auf den besuchtesten Verkehrswegen Brücken über alle diese Bäche und Flüsse geschlagen. Ueber die Flüsse der Hochebene von Bogotá mit ihren weithin versumpften Ufern haben schon die spanischen Vicekönige einige große steinerne Brücken erbaut, in neuerer Zeit sind über verschiedene der größeren Flüsse, bei Girardot sogar über den Magdalenenstrom selbst, gute eiserne Brücken angelegt worden, aber am gewöhnlichsten sind überdachte Holzbrücken, welche freilich nur bei kleineren Flüssen anwendbar sind. Oder die Brücke ist vielleicht auch nur aus den Stämmen von Guaduas, der südamerikanischen Bambusen, nicht mit Nägeln und Klammern, sondern mit Bejucos, d. h. Schlinggewächsen, zusammengefügt, und schwankt beim Betreten so stark, daß das Maulthier nur mit Zittern und unter dem Druck der Sporen oder am Halfter geführt über dieselbe hinübergeht. Häufig findet sich nur ein schmaler Steg für Fußgänger, während der Reiter durch das Wasser reitet, und oft fehlt auch dieser Steg, sieht man Männer und Frauen zu Fuß mit hochgeschürzten Kleidern durch den Bach waten oder sich, um nicht naß zu werden, hinter einem Reiter aufsetzen. Aber auch zu Pferde kann die Passage höchst unangenehm werden. Die Füße so weit wie möglich heraufgezogen, sich nur noch mit den Oberschenkeln auf dem Thiere haltend, gilt es, dasselbe stromaufwärts zu lenken, aber ihm sonst freien Spielraum zu lassen und doch fortwährend bereit zu

sein, ihm Halt an den Zügeln zu gewähren. Es ist ein harter Kampf des Thieres gegen den wild einherschießenden Strom. Jeden Augenblick tritt es auf einen Stein am Flußboden und stolpert. Wehe dem Reiter, wenn das Thier das Gleichgewicht verliert, wehe ihm, wenn er selbst schwindelig wird und den Gang desselben stört. Nicht selten sind die Fälle, daß der Fluß Roß und Reiter hinwegschwemmte und man erst weit unterhalb ihre Leichen wieder auffand. Es ist durchaus nöthig, sich bei Ortskundigen zu vergewissern, ob der Fluß noch passirbar ist, und wenn nicht, von dem tollkühnen Vorhaben abzustehen. In den Llanos giebt es Orte, welche auf diese Weise über die Hälfte des Jahres von jedem Verkehre abgeschnitten sind. Für gewöhnliche Holzbrücken sind diese Flüsse zu groß, und noch Jahrhunderte werden vergehen, bis sie alle durch moderne Eisenkonstruktionen überbrückt sein werden. In manchen Gegenden hat man sich durch die Anlage von Seilbrücken geholfen, welche freilich nur für Personen und Waaren, nicht für Thiere benutzt werden können. Ein starkes Seil, neuerdings häufig ein Drahtseil, zieht in einiger Höhe von einem Ufer zum anderen, beiderseits an Baumstämmen befestigt; an demselben wird ein Korb hin- und hergezogen, in welchem sich die Person und die Gegenstände befinden; Die armen Indianer müssen sich auch wohl ohne dies Hilfsmittel hinüberarbeiten, sich mit Händen und Beinen am Seile anklammernd. Bei größeren Flüssen, welche nur wenig große Steine mit sich führen, wie dem Magdalena und Cauca, bewerkstelligt man den Uebergang in Canoes und läßt die abgesattelten Thiere nebenher schwimmen, sie an den Halftern haltend; man sagt, daß dieselben dadurch ebenso angestrengt werden wie durch einen ganzen Tagemarsch. Es kommt vor, daß zwar der Mensch auf Seilbrücke oder im Kanoe den angeschwollenen Fluß passiren kann, seine Thiere aber am anderen Ufer zurücklassen muß, daß also der ganze Waarenverkehr und ein großer Theil des Personenverkehrs doch unterbrochen ist.

Die ostgrönländische Expedition.

Von Marine-Premierlieutenant **Garde.** (Deutsch von W. Finn.)

I.

Der zweite und hoffentlich letzte Winter, welchen die dänische Expedition nach der Küste von Ostgrönland hier im Lande zubringen sollte, ist jetzt verstrichen, und der letzte und entscheidende Abschnitt, die Vereinigung der beiden Abtheilungen der Expeditionen, steht bald bevor; wo und wie die Hauptabtheilung an der wilden Ostküste den Winter verlebt hat, das wissen wir nicht. Obgleich ich im vorigen Jahre bereits in kurzen Umrissen über unsere Expedition berichtet habe, so dürfte doch eine eingehendere Darstellung unserer Reise im Sommer 1884 von Interesse sein.

Im Frühjahr 1884 zog die vereinigte Expedition von der Westküste ab und begab sich auf den alten Weg längs der Ostküste. Unter Frohsinn und Gelächter hatten die neunzehn Frauen und Mädchen in Hosen und die zwölf Männer nebst der aus sechs Dolmetschern und Europäern bestehenden Besatzung unsere vier Fellboote ins Wasser gesetzt und am Morgen des 5. Mai mit der Beladung begonnen. Alle waren voll Hoffnung und Erwartung! Der Chef und wir anderen Europäer sehnten uns vorwärts, um mit den vielen an der Ostküste vorzunehmenden Vermessungen, Einsammlungen und anderen Arbeiten zu beginnen. Was wesentlich dazu beitrug, den Humor der Grönländer zu steigern, war die Aussicht, jetzt während längerer Zeit jeden Morgen Kaffee zu erhalten, denn der verflossene Winter war sehr karg an solchen Genüssen gewesen. Unter all den vergnügten Grönländern sah man nur einen mit etwas trauriger Miene, nämlich den Leiter der Grönländer, Katechet Johannes Hansen. Er zog nun als grönländischer Hans Egede hinaus, um eine Mission unter den Ostländern zu beginnen, aber während Egede von Frau und Kindern begleitet wurde, verließ „Hansêrák" (der kleine Hans, wie er von den Grönländern genannt wird), seine ganze Familie auf einen Zeitraum von $1^1/_2$ Jahren; es ist ziemlich unerhört, daß ein Grönländer seine Frau und neun Kinder auf so lange Zeit verläßt. Hansêrák war indessen von einem solchen Eifer für das von ihm übernommene Werk beseelt, daß er, nachdem er thränenden Auges von dem letzten seiner Familienglieder, einem kräftigen jungen Manne, der uns im Kajak ein Stück begleitete, Abschied genommen hatte, bald wieder einen selbstbewußten Blick annahm, welcher auszusprechen schien: „Es soll so sein!"

Die am 5. Mai Morgens in eisfreiem Fahrwasser und bei prächtigem Wetter begonnene, so vielversprechende Reise sollte indeß bald eine kleine Unterbrechung erleiden. Am 6. des Abends gingen wir bei Sangmisok im Ikek-Sunde ans Land und hier mußten wir während zehn Tagen liegen bleiben. Es war ungefähr dieselbe Stelle, wo wir im Jahre 1883 bereits an der Weiterreise behindert worden waren, und wo auch in demselben Jahre Prof. Nordenskiöld mit seinem Dampfer umkehren mußte. Die Umgebung des Kap Farwell ist und bleibt doch der schlimmste Punkt, und leider dauerte es mehr als zehn Tage, bevor wir aus der Nachbarschaft dieser Stelle fortkamen. Bereits am Abend des fünften lief die verhängnißvolle Nachricht ein: „Das Eis kommt!" Solche Nachricht wirkt auf die Grönländer, wenn sie auf Frauenbootsreisen begriffen sind, ebenso niederdrückend und lähmend, wie sie ermunternd und wohlthuend auf dieselben wirkt, wenn sie auf ihren Fangplätzen im offenen Fahrwasser liegen und schlechten Robbenfang haben.

Es war aber auch wirklich Ernst mit dem „Eise". Als wir am Morgen des 7. Mai erwachten, war der lange schmale Ikek-Sund so voll von Großeis gepackt, welches sich von der Ostküste her hineinpreßte, daß wir wohl einsahen, es würde nicht so glatt abgehen, wie vielleicht einige von uns gehofft hatten. Das Eis rieb sich mit Macht an der Felsenküste, die reißende Strömung im Sunde warf die mächtigen Eisblöcke furchtbar durch einander, so daß unsere Kajakleute nicht oft auf den Seehundsfang gehen konnten. Es blieb uns nichts Anderes übrig, als geduldig zu warten, bis ein westlicher Wind das Fahrwasser säubern

würde. Bei Saugmisok war noch alles mit Schnee bedeckt, die Temperatur hielt sich bei Nacht noch mehrere Grade unter dem Gefrierpunkte und dann und wann war es unbehaglich rauh; aber trotzdem wurde uns die Zeit nicht lang, denn unsere Beobachtungen, die photographischen Aufnahmen, das Einsammeln und Zeichnen — Schneeschuhlaufen, das Bewundern der getödteten Seehunde und gemüthliche Spiele mit den Damen und Herren der Besatzung ließen die Zeit bis zum 16. Mai, an dessen Morgen das Signal zur Weiterreise gegeben wurde, schnell verstreichen. Der Chef und Hansêrák hatten das Gebirge bestiegen und längs des Landes, an der entgegengesetzten Seite des Sundes, eine kleine offene Rinne entdeckt, welche jetzt benutzt werden sollte. Die Zelte waren bald abgebrochen und alles an Bord gebracht. Unsere Reise ging nun quer über den Sund. Nicht ein Wort außer dem Kommando des Steuermannes wurde gehört, während er das zerbrechliche Fellboot zwischen den drohenden Eismassen hindurchleitete; die Strömung veränderte mit jedem Augenblicke mit reißender Schnelligkeit die Oeffnungen im Eise. Wir waren deshalb nicht wenig froh, als wir glücklich die offene Rinne an der Südseite des Ikek erreicht hatten. Aber unsere Reise ging nur langsam vorwärts; häufig wurde uns der Weg vom Eise gesperrt, so daß volle 14 Tage vergangen waren, als wir am 30. Mai den Ikek verließen. Das Glück sollte uns indeß auch jetzt nicht hold sein, denn das klare, wenn auch häufig kalte Wetter, welches wir während unseres Aufenthaltes in Ikek gehabt hatten, wurde nun von rauhem stürmischem Wetter mit Schnee und Regen abgelöst. Das Eis blieb bis zum 26. Juni unverändert liegen. Den größten Theil der Zeit bis zu diesem Tage hielten wir uns auf einer weit vorspringenden Landzunge der Insel Alluk auf, wo wir das ganze mit Eis bepackte Fahrwasser gerade vor uns hatten. Von diesem Punkte aus hatten wir einen weiten Ueberblick, denn die ganze Küste bis zum Kap Ballö lag vor uns; doch ein Tag nach dem anderen verging, ohne daß eine Veränderung im Eise eintrat; einige Tage guten Wetters wurden von Stürmen mit Schnee und Regen abgelöst. Die nördlichen Winde sind hier durchaus vorherrschend; das Eis wird von ihnen längs der Ostküste herabgetrieben, und am südlichen Theile derselben, wo es um das Kap Farwell passiren soll, aufs Land gepreßt.

Während unseres langen Aufenthaltes bei Alluk, wo glücklicher Weise der Robbenfang besonders ergiebig war, hatten wir Gelegenheit, unsere Besatzung zu beobachten und die Böcke von den Schafen, denn auch in der grönländischen Herde giebt es Böcke, zu unterscheiden. Die Kajakleute sollten eigentlich den ganzen Tag hindurch dem Fange obliegen, doch wir machten bald die Beobachtung, daß von unseren sieben Kajakleuten nur fünf als tüchtige Fänger zu betrachten seien, die beiden anderen waren ziemlich „ajornakauk“ (unmöglich). Der Grund war, daß der eine in eine der jungen Ruderinnen so verliebt war, daß er sich nicht von ihr trennen mochte, und fast den ganzen Tag im Zelte an ihrer Seite verbrachte; es ereignete sich jedoch manchmal, das die Verliebten uneinig wurden und einmal präsentirte sich das arme Mädchen mit einem blauen Auge. Der andere, ein ältlicher, stammelnder Mann, erklärte dann und wann unter den verzweifeltsten Grimassen, daß, wenn er nicht mehr Tabak, als die kleine wöchentliche Ration (auf die er übrigens keinen Anspruch hatte), erhalte, so sei es ihm durchaus unmöglich, auf den Fang zu gehen. Beide waren indeß zu jeder anderen Arbeit recht geschickt, und wir konnten überhaupt über unsere Grönländer nicht klagen, mußten vielmehr oft die Lebhaftigkeit und Freudigkeit bewundern, welche sie nach mehrtägigem Verweilen in den kleinen durchnäßten Segeltuchzelten zeigten, wenn nur ein sonnenklarer Tag mehreren Tagen des Unwetters folgte. Die Grönländerinnen blieben sich immer gleich, sie sprangen, sangen und tanzten mit einander auf den Klippen und träumten von dem herrlichen Ballsaale in Nanortalik, ob es Sonnenschein, Schnee oder Regenwetter sein mochte. Da der Fang gut war, so konnten die Kochtöpfe immer gefüllt gehalten werden, und Speck hatten wir so viel, daß wir auch selbst in dem schlimmsten Wetter kochen konnten. Dies war wohl der Hauptgrund, warum unsere Grönländer sich nicht langweilten, denn für sie ist ja das Essen, Trinken und Erzählen die Hauptsache. Man darf die Grönländer dieserhalb nicht zu hart beurtheilen, wenn man erwägt, daß sie oft tagelang Nichts und dann wieder solchen Ueberfluß an Allem haben, daß sie es beim besten Willen nicht verzehren können.

Hansêrák war beständig in Thätigkeit; bald ging er auf die Jagd und kam nie zurück, ohne einige Schneehühner mitzubringen, und, war er im Lager, so konnte man sicher sein, ihn bei einer Klempner-, Büchsenmacher- oder Uhrmacherarbeit anzutreffen. Der Chef kam denn auch bald zu der Erkenntniß, daß er in ihm ein Prachtexemplar erhalten habe, und jedenfalls wird er im vergangenen Winter an der Ostküste von unschätzbarem Nutzen gewesen sein. Wir Europäer beschäftigten uns auf die alte Weise mit verschiedenartigen Observationen. Meteorologische wurden täglich zu bestimmten Zeiten angestellt, magnetische selbstverständlich nur gelegentlich; Vermessungen kamen noch wenig in Frage, da wir uns an einer Küstenstrecke befanden, welche schon früher vom Chef kartirt worden war. Immerhin gab es auch in dieser Richtung etwas zu thun. Da gleichzeitig der Chef einige anthropologische Untersuchungen begonnen hatte, welche er unter den Ostländern fortzusetzen gedachte, so gaben die Messungen sämmtlicher Grönländer auch einige Beschäftigung. Daß wir Europäer, und namentlich der Chef, inzwischen etwas ungeduldig geworden waren, daß wir wegen der langen Einsperrung etwas mißmuthig zu werden begannen, ist wohl einleuchtend. Lieutenant Holm wollte ja so gern noch in diesem Sommer den 66. Grad nördl. Br. erreichen, mithin noch über sechs Breitengrade vorwärts kommen! Und nun hatten wir bereits über einen Monat auf den ersten halben Grad verbraucht; ja es vergingen fast zwei Monate, denn erst am 27. Juni Morgens wurde vom Gebirge gemeldet: „Fahrwasser passirbar.“ Da während der langen Gefangenschaft unser Proviant sehr zusammengeschmolzen war, ruderten sich die Boote leicht, und da außerdem alle sehr eifrig waren, so erreichten wir bald die Mündung des Lindenowfjord. Hier wurden wir indessen wieder, jedoch nur während des Restes des Tages, aufgehalten, doch am nächsten Tage, am 28. Juni, bekamen wir, nachdem wir das ziemlich dichte Eis an der Mündung des Lindenowfjord passirt hatten, die schönste eisfreie Rinne längs der Küste südlich von Kap Ballö. Die Ruder wie die Zungen gingen lebhaft, und Alle waren vergnügt. Um 2 Uhr passirten wir Kap Ballö, und ein Freudengeschrei verkündete uns bald, daß der Weg längs des Landes auch nördlich von diesem Kap eisfrei sei. Wir fuhren nun mit voller Kraft vorwärts und erreichten Nachts um 12 Uhr nach einer ausgezeichneten Tagesreise von ca. 11 Meilen den von uns im Jahre 1883 erreichten nördlichsten Punkt, nämlich Kasingortok, dicht südlich bei Iluilek. Bei Kasingortok war im Jahre 1883 ein Lebensmittelvorrath magazinirt, welchen die bei Iluilok wohnenden Heiden, deren Häuptling Navfalik hieß, während des Winters

zu beschützen versprochen hatten. Auch sollten sie im Frühjahr 1884 uns erwarten, um uns nordwärts bis Tingmiarmiut unter 62° 40′ nördl. Br. zu begleiten, wo wir dann wieder andere Bewohner antreffen würden. Den Abend, an welchem wir Kasingortok erreichten, vergesse ich niemals! Es herrschte überall Freude und Zufriedenheit, denn wir fühlten alle, daß wir, die wir so lange aufgehalten worden waren, jetzt vorwärts gekommen, und, da außerdem das Proviantdepot, soweit wir im Dunkeln sehen konnten, in guter Ordnung war, so befand man sich in der Stimmung, in der man die Lust verspürt, Jedem die Hand zu drücken, ohne eigentlich zu wissen, weshalb. „Navfalik pitsâkauk“ (der prächtige Navfalik) erscholl es von Aller Lippen. Noch blieb indeß eine große Frage zu beantworten: Hatte Navfalik uns erwartet, waren wir nicht zu spät gekommen? Die erste Sorge war indeß beseitigt, denn Einzelne von uns hatten sich doch heimlich dem Glauben hingegeben, daß die Heiden das Proviantmagazin in Anspruch nehmen würden; doch nun kam sogleich die andere Frage, denn ohne die Hilfe der Heiden würde es sicher sehr schwierig sein, die Westländer zu bewegen, mit uns vorwärts zu gehen. Was half es, daß Hansêrâk Eifer und Mannesmuth im Herzen hatte, während die Anderen bereits sich nach der Heimath zu sehnen begannen! Mit Spannung sahen wir daher dem nächsten Morgen entgegen.

Es war wohl nur eine gute halbe Stunde Weges zwischen dem Depot und den kleinen Inseln (Ivimiut) südlich von Iluilek, wo Navfalik wohnte, und dennoch hatten wir kein Hundegebell gehört, als wir am 28. des Abends ankamen. Am Morgen des 29. machte zuerst einer unserer Leute die Meldung, daß er „glaube“, das Geheul von Hunden gehört zu haben; es wurden nun einige Gewehrschüsse abgefeuert. Aengstliche Spannung — Bum — bum — erscholl es von drüben her von Ivimiut und die Schüsse gaben Widerhall an den Felswänden. Nun schrien unsere Leute und schossen, dann wurde wieder auf Ivimiut geschossen. Freudig und glücklich waren wir alle. Mitten unter allen diesen Ausbrüchen der Freude kam bald ein Kajak in Sicht, das von einem ernst aussehenden Manne mit langem schwarzem Haar und langem Bart gerudert wurde; drei andere Kajaks folgten in einiger Entfernung. Es war Navfalik in eigener hoher Person, begleitet von drei jüngeren Stammesgenossen. Der hohe Gast wurde am Strande empfangen, und da es sich nach der Eröffnung des Depots erwies, daß es Alles enthielt und nicht die geringste Kleinigkeit von Menschenhänden berührt worden war, seit wir dasselbe im Jahre 1883 verlassen hatten, so war die Dankbarkeit unseres Chefs Navfalik gegenüber groß. Den Dank erhielt er nicht nur in Worten, sondern auch in Geschenken. Navfalik hatte denn auch durch seine Ehrlichkeit und Wachsamkeit den guten Ruf behauptet, welchen Kapitän Graah den Ostländern gegeben hat. Wie leicht wäre es Navfalik nicht gewesen, im Laufe des Winters, wo er sicher dann und wann auch Noth gelitten hatte, einen der Brotsäcke zu öffnen und ein wenig Brot zu nehmen; wie verführerisch mußte nicht eine Schale warmen Kaffees für ihn gewesen sein, wenn er am finsteren Winterabend mit Eis überzogen von seiner Kajakfahrt heimkehrte! Ist doch Navfalik bereits so civilisirt, daß er den Genuß von Kaffee zu schätzen weiß, doch Navfalik ist ein Großfänger! Gegenwärtig ist er von allen Ostländern südlich vom 63° nördl. Br. der erste Mann, und als solcher hat er weit größere angeborene Begriffe von Ehrlichkeit und Moral als alle seine christlichen Landsleute an der Westküste. Es ist kaum denkbar, daß ein Westländer einen in seiner Nähe niedergelegten großen Proviantvorrath unberührt lassen könnte — er würde gewiß, wenn auch nichts davon stehlen, so doch davon leihen, denn es ist eine den Westländern von den Europäern übermachte Untugend, daß sie „leihen“, ohne daß sie daran denken, ob sie es jemals wieder zurückerstatten können.

Der 29. Juni verging dann mit dem Um- und Verpacken der Vorräthe des Depots. Zur Mittagszeit erhielten wir den Besuch der weiblichen Zeltinsassen Navfalik's; sie erschienen in einem eleganten, neubezogenen Frauenboote, alle gekleidet in blendend weiße Pelzüberwürfe — so daß sie unsere Ruderinnen, die nur in ihrem Alltagskostüm gingen, ganz verdunkelten. Nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten zogen unsere Ruderinnen ihre weißen Pelzüberwürfe an. Hansêrâk hielt alsbald einen Gottesdienst ab. Navfalik versprach, am nächsten Morgen mit uns zusammen aufzubrechen und uns nordwärts zu folgen. Am 30. Juni Morgens verließen wir Kasingortok und kamen bald hinüber zu dem Zeltplatze Navfalik's, Ivimiut. Sowohl von unseren Frauenbooten, als auch von dem Zelte Navfalik's wehten Dannebroge, denn Navfalik hatte im Jahre 1883 eine kleine Flagge von Lieutenant Holm erhalten, welche er hoch in Ehren hielt; er empfing uns am Strande und führte uns dann zu seiner Sommerwohnung hinauf, einem großen geräumigen und guten Zelte aus Seehundsfell. Funfzehn Erwachsene und acht Kinder hatten hier den Winter zugebracht. Fern von allen anderen Menschen und mitten an dieser wilden, rauhen Küste sich selbst überlassen, hatten sie den Winter verlebt und, als sie uns erzählten, daß sie im Winter Noth gelitten hätten, so reducirte sich dies schließlich doch nur darauf, daß ihnen einige Male frisches Fleisch gemangelt; getrocknetes Fleisch und Speck hatten sie stets im Ueberfluß gehabt. Unsere Westländer erzählten ihnen nun, wie ihre Noth sich gezeigt; es habe an Fleisch, Speck, Kleidern und Wärme gefehlt. Die Heiden lauschten mit erstaunter Miene, sie hatten es für ganz unmöglich gehalten, daß man an der so viel gepriesenen Westküste Noth leiden könne; die Westländer hatten nur vergessen zu erzählen, daß der eigentliche Grund zu ihrer Noth der sei, daß sie ihren Speck an den königlich grönländischen Handel verkauft und weniger daran gedacht hatten, für sich selbst Wintervorräthe zu sammeln. Es ist wunderbar, daß die so isolirt von einander lebenden Ostländer sich ihr lebhaftes Temperament bewahren können. Man sollte glauben, daß ein ostgrönländischer Winter, zusammen verbracht mit so wenigen Menschen, dieselben melancholisch und einsilbig machen müßte, und doch bewies mir meine Bekanntschaft mit den Ostländern im Sommer 1884 das Gegentheil.

Walamo.

Von E. Albrecht.

In der nordöstlichen Ecke des Ladogasees, etwa vier Stunden vom Festlande entfernt, liegt die Insel Walamo, ein felsiges Eiland, dessen rothe Granitwände stellenweise hoch aus der Fluth emporragen. Spärliche Kiefern wurzeln in dem mit Moosgeflechten bedeckten Boden; nur am Rande zieht sich dichtes Buschwerk und ein Streifen fruchtbaren Landes entlang. Im Umkreise lagern sich um diese Insel eine große Menge kleinerer — man schätzt ihre Zahl auf hundert. Hier merkt man von Sand und von Felsen nur wenig. Ueppige Farnkräuter wuchern zwischen den mächtig hohen, sich weithin verzweigenden Stämmen; grüner Rasen umhüllt die lichten Stellen, und fährt man die schmalen, von Laub und Schilf umsäumten Wasserstraßen dahin, die sich, Kanälen gleich, zwischen den einzelnen Eilanden hindurch winden, dann glaubt man eher an irgend einer Stelle des wonnigen Südens als so weit oben im Norden zu weilen.

Gegen Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung, ehe noch das Christenthum in Rußland festen Fuß gefaßt hatte, kamen Mönche vom Berge Athos nach der Hauptinsel. Die Abgeschiedenheit derselben vom menschlichen Verkehr, vielleicht auch ihre anmuthige Umgebung, veranlaßte sie, hier ein Kloster zu gründen. Die Ansiedelung muß rasch erstarkt sein, denn bald erfolgte von hier aus die Anlage zweier weiterer Klöster, desjenigen auf Konevitz, etliche Meilen südlicher am westlichen Rande des Ladoga, und des späterhin sehr berühmten Solovetzki-Klosters im Weißen Meere. Im Uebrigen ist uns aus der Geschichte Walamos nur wenig bekannt. Was russische Chroniken berichten, gehört fast alles in das Reich der Sage. So erzählen sie, daß im 14. Jahrhundert König Magnus Erikson von Schweden, genannt Smek, d. i. der Schmeichler, der, wie historisch verbürgt ist, auf einem Zuge nach Norwegen starb, als er einem gegebenen Versprechen zuwider Rußland bekriegen wollte, die ganze Flotte auf dem Ladoga verlor, daß er dann nackt auf einem Brette die Insel erreichte, und nachdem er hier als Gregorius den Hut genommen, nach vier Tagen und vier Nächten den Geist aufgab. Sicher wissen wir nur, daß unter den vielen Kämpfen zwischen Schweden und Russen, die mehrere Jahrhunderte hindurch sich immer wieder erneuerten und besonders die südöstliche Grenze Finnlands verheerten, auch Walamo manches zu leiden hatte, daß das Kloster zeitweise allerdings mehrere hundert Besitzungen auf dem Festlande hatte, zeitweise aber auch von den Klosterbrüdern verlassen werden mußte und das Terrain als Eigenthum der nördlich gelegenen finnischen Stadt Sordavala verpachtet wurde. Durch den Frieden von Nystadt 1721 kam die Insel mit Wiborg und Karelien an Rußland. Nachdem auch das übrige Finnland 1809 durch den Friedensschluß zu Fredrikshamn von Schweden losgerissen war, wurde sie jedoch 1811 ebenso wie die genannten Gebiete wieder zu dem mit Rußland durch Personalunion verbundenen Großfürstenthum Finnland geschlagen. Konevitz und Walamo sind die einzigen Orte in demselben, in denen die russische Sprache und Kirche ausschließlich herrschen; denn das gesammte übrige Land hat fast durchweg evangelisch-lutherische, finnisch oder schwedisch sprechende Bevölkerung und weist Russen nur in ganz verschwindender Minorität auf.

Mit einem der Dampfer, die gewöhnlich zweimal in der Woche von St. Petersburg die Newa hinab und dann über den Ladoga nach Sordavala fahren, sind wir nach 22 Stunden auf Walamo angelangt. Von der Landungsstelle, in deren Nähe sich ein Schuppen für die Fahrzeuge der Mönche und der kaiserlichen Familie, und hinter diesem der Obst- und Gemüsegarten des Klosters befindet, steigen wir eine hohe, steinerne Treppe, neben welcher der Fahrweg entlang läuft, zu einem großen rechtwinkeligen Plateau empor. Die Westseite desselben wird in ihrer ganzen Ausdehnung von dem eigentlichen Kloster, die Nordseite von dem Unterkunftshause für die Fremden begrenzt, beide Gebäude leuchten mit ihren blendend weißen Wänden, den sauberen rothen Dächern und den goldenen Kreuzen und Kuppeln weithin und machen einen ungemein freundlichen Eindruck. Die anderen Seiten gewähren theils einen beschränkten Blick auf den übrigen Theil der Insel und auf die Nebeninseln, theils eine herrliche Aussicht auf den engen Sund, den die Fahrzeuge passiren, ehe sie anlegen, mit seinen granitenen, waldbedeckten Ufern, und über ihn hinweg auf die endlose blaue Meeresfläche. Etwa in der Mitte des Plateaus steht eine Riesenglocke, die nur von zwei starken Männern in Bewegung gesetzt werden kann, und nahebei ein Denkstein, errichtet zum Andenken an die Besuche von Mitgliedern des russischen Kaiserhauses, unter denen namentlich Alexander II. gern auf der Insel weilte und ihr seine besondere Gunst zuwandte.

Betreten wir nun die Herberge, ein zweistöckiges Gebäude mit ein wenig vorspringendem Mittelbau und 21 Fenstern Front. Ein Mönch empfängt uns, geleitet uns durch den langen Korridor, der sich in den beiden, an die Rückseite des Hauses anstoßenden Flügeln fortsetzt, und weist uns ein Zimmer an. Platz finden wir gewiß; denn weit über 100 Räume, ein jeder mit drei bis vier Betten ausgestattet, stehen den Fremden zur Verfügung. Nur dürfen wir die Insel nicht Anfangs Juli zur Zeit des Peter-Paulfestes besuchen; dann strömen nämlich mehrere Tausende von Pilgern, auch aus entlegenen Theilen des russischen Reiches, hierhin, und der Raum ist sehr knapp. Die Zimmer, alle mit einem mächtigen Ofen versehen, sind verhältnißmäßig leidlich möblirt; außer den Feldbettstellen mit allerdings sehr harter Matratze enthalten sie ein paar Stühle und eine Art Kommode, meist auch ein Sopha. An den Wänden hängen zahlreiche Heiligenbilder. Schmerzlich vermißt wird nur jede Art von Waschvorrichtung. Dafür existirt eine solche am Ende des Korridors, für alle Fremden gemeinsam, jedoch für Frauen und Männer getrennt; hier mache man ungenirt seine Toilette, vergesse aber nicht Handtücher und sonstige Utensilien dazu mitzubringen. Ueberhaupt versehe man sich für eine Walamotour mit dem nöthigsten Bedarfe des menschlichen Lebens, namentlich mit Essen und Trinken, im Voraus genügend. Was das Kloster bietet, bietet es, wenn wir von der Spende, die man beim Verlassen desselben in beliebiger Höhe zu entrichten pflegt, absehen, umsonst. Wer sich nicht genügend ausgerüstet hat, muß mit der mageren Kost der Mönche vorlieb nehmen und bis auf Thee und Schwarzbrot, was wohl auch extra ausgegeben wird, sich an ihren gemeinsamen Mahlzeiten betheiligen.

Ehe wir die weiteren Sehenswürdigkeiten der Insel in Augenschein nehmen, machen wir dem Igumen, dem Vorsteher des Klosters, unseren Besuch. Russisch müssen wir dabei freilich sprechen können oder wenigstens russisch Redende in unserer Gesellschaft haben; denn der Igumen versteht eine andere lebende Sprache so wenig wie die Mönche. Die gewünschte Erlaubniß wird uns gern ertheilt und ein Mönch als Führer mitgegeben. Gern folgen wir daher auch der allgemeinen Sitte, dem Ehrfurcht gebietenden Greise beim Abschiede die Hand zu küssen. Die Wohnung desselben liegt bereits in dem Klostergebäude selbst. Dieses rührt in seiner gegenwärtigen Gestalt aus dem Jahre 1783 her, hat 47 Fenster Front und besteht aus zwei fast quadratischen Rechtecken, einem äußeren und einem inneren, welche durch einen ziemlich schmalen Hof von einander getrennt sind. An die Nordseite des inneren Rechtecks lehnt sich die Hauptkirche an. Sie zerfällt in zwei Theile, den Glockenthurm mit länglich zugespitztem Dache und das damit zusammengebaute Hauptgebäude, über dem sich fünf achteckige Thürme, ein größerer und um ihn vier kleinere, mit niedrigem Kuppeldache erheben. Das Innere ist wie das aller russischen Kirchen wenig geräumig, aber prächtig ausgestattet. Besonderen Aufwand zeigt in denselben namentlich das Ikonostas, die bis an die Decke reichende dreithürige Bilderwand, welche das von Bänken völlig freie Schiff von dem Allerheiligsten trennt. Die Bilder sind meist auf blauem Grunde gemalt und gewöhnlich nur Bruststücke; doch pflegen nur Kopf und Hände frei, das übrige dagegen mit Gold- oder Silberplatten belegt zu sein. Die meisten Bilder stellen Christus oder die Mutter Gottes, darauf Walamo, auch die Mönche Sergei und German, die Begründer des Klosters, dar. Die kostbaren Silbersärge der letzteren bilden einen Hauptschmuck der in Rede stehenden Kirche. An den übrigen Wänden hängen noch zahlreiche andere Gemälde, fast alle düster und theilweise unkenntlich, wie sie das russische Volk liebt. Die Heiligkeit des Ortes verhindert hier so wenig als in den anderen Kirchen den Verkauf von Schmucksachen, hübsch gearbeiteten Ketten, Kreuzchen und dergleichen, und von Photographien durch die Mönche; doch beschränkt er sich auf einen abgegrenzten Raum. Außer der Hauptkirche enthält das Klostergebäude noch mehrere Kapellen, ferner die Wohnungen der Klosterbrüder, deren Zahl gegen 300 beträgt, sowie der dienenden Mönche, auch einen gemeinsamen einfachen, aber doch mit einem Ikonostas versehenen Speisesaal.

Hinter dem Kloster kommen wir auf einen Kirchhof, wo Grab und Grabstein mit russischer Inschrift für König Magnus Erikson Smek zu sehen ist. Nicht weit davon ab befindet sich ein ganz hübscher Park mit den Gräbern der Igumen, einem winzigen Blockhause, in dem ein Eremit lange Jahre lebte, und anderen Merkwürdigkeiten, und endlich die interessanten Werkstätten der Mönche. Diese sind selbst Tischler, Schmiede, Bildhauer, Maler u. s. w.; sie sorgen für ihre Nahrung und Nothdurft in allen Stücken selbst. Sie richten auch die Mahlzeit her, waschen und scheuern selbst, in Folge wovon die Küche allerdings nicht besonders einladend aussieht. Ihre Tracht ist ein langer, schwarzgrauer Kaftan, durch einen Strick oder Gürtel zusammengehalten. Den Kopf bedeckt eine hohe dunkle Mütze mit einem schleierähnlichen Ansatze nach hinten. Das Haar fällt in langen, dünnen Locken herab. Es sind meist hagere Gestalten, etliche aber von riesigem Wuchse und mit stattlichem Barte; nur sehr wenige zeichnen sich durch Körperfülle aus. Die Zucht soll auf der Insel strenge gehandhabt werden. Ihr müssen sich auch die Fremden in manchen Stücken fügen. So ist der Fischfang, das Rauchen und der Aufenthalt nach 10 Uhr Abends im Freien durchaus verboten. Doch die Mönche sind alle höchst freundlich und in uneigennütziger Weise gefällig. Sicher scheidet jeder Fremde dankbaren Sinnes gegen sie von Walamo, mit besonderem Danke aber, wenn sie ihn auch nach den umherliegenden Inseln gefahren haben, auf denen an Anlagen und Kirchen noch gar manches Schöne zu sehen ist. Wir erwähnen von den letzteren nur zwei der prächtigsten, die Nikolauskirche, die man schon bei der ersten Einfahrt in den Sund zur Linken erblickt, und die Allerheiligenkirche, zu der den Frauen nur einmal im Jahre, am Allerheiligentage, der Zutritt freisteht.

Kürzere Mittheilungen.

Die Ruahine-Kette auf Neu-Seeland.

In den Jahren 1845 bis 1847 machte Hr. Colenso, welcher sich damals in Hawkes-Bai befand, mehrere Reisen in dem Gebiete der Ruahine-Kette auf Neu-Seeland. Eine namentlich mit werthvollen botanischen Mittheilungen reichlich ausgestattete Schilderung dieser Reisen ist kürzlich von ihm veröffentlicht worden. „Nature" vom 4. Juni 1885 bringt darüber einen Bericht, aus dem wir Folgendes mittheilen.

Der erste Versuch, die Bergkette zu überschreiten, wurde unter großen Schwierigkeiten im Februar 1884 gemacht. Das Wetter war schlecht, heftiger Regen ließ die Flüsse und Bergströme austreten und der Führer hatte den Weg verloren. Trotz aller Schwierigkeiten wurde manche seltene oder auch neue Pflanze gefunden. Von den Buchen hingen Loranthus flavidus und L. tetrapetalus herab, welche letztere mit ihren zahlreichen scharlachrothen Blüthen dem Walde stellenweise einen rothen Schimmer verlieh. Ein schöner Strauch mit hortensenartigen Blättern wurde von Sir John Hooker Olearia Colensoi getauft. Sehr zu leiden hatten die Reisenden von einer großen Schmeißfliege, die außerordentlich zahlreich und entsetzlich zudringlich war. Die wollenen Decken und Kleidungsstücke waren mit den Eiern dieses Insektes buchstäblich angefüllt; nicht viel besser erging es dem Kopfhaare der Eingeborenen. Der Gipfel wurde auf dieser Wanderung nicht überschritten. Auf dem Rückmarsche entdeckte Colenso mehrere neue Pflanzen, wie Alsophila Colensoi und Coprosma-Arten. Auch fand er den schönen Farn Hypolepis millefolium, ferner Veronika-Arten (buxifolia, nivalis, tetragona), zahlreiche Celmisien und Ranunculus, untermischt mit zierlichen Wahlenbergien und schönen Formen von Ourisia, Euphrasia, Gentiana, Dracophyllum, Astelia, Caltha und vielen Anderen.

Auch von zwei Alpenpflanzen wurden bei dieser Gelegenheit zwei einsame Büsche entdeckt. Es waren dies Helichrysum Colensoi, das Edelweiß von Neu-Seeland und Geum parviflorum, welches ungleich dem ersteren auch auf der Südinsel gefunden worden ist.

Auf einer zweiten Reise, die im Februar 1847 ausgeführt wurde, erreichte man den Gipfel der Bergkette. Nach einem kurzen Aufenthalte in Matuku, dem Hauptorte der Patea-Dörfer, wohin man auf dem langen Wege über Taupo gelangte, begann man den Aufstieg und erreichte nach vielen

Beschwerlichkeiten die Missionsstation zu Wataunga. Die Erzählung ist reich an interessanten Mittheilungen. Besonders bemerkenswerth ist die Beobachtung honigsaugender Papageien. Große Schaaren des (auch als Blutsauger bekannten) Nestor meridionalis umschwärmten schreiend die mit goldenen Blüthen bedeckten hohen Kewhai-Bäume (Edwardsia grandiflora). Gewandt kletterten sie die biegsamen Zweige entlang und am Ende angekommen, leckten sie hängend mit ihren dicken Zungen den Honig aus den Blüthen, nachdem sie den Kelch aufgebissen und das oberste Blumenblatt (vexillum) ausgerissen hatten. Die junge Frucht leidet dabei keinen Schaden, was wohl der Fall sein würde, wenn die Papageien eines der anderen Blumenblätter anbeißen würden.

Von Pflanzen ragten hervor, der prächtige Ranunculus insignis mit seinen bis 2 Zoll im Durchmesser haltenden goldgelben Blüthen und 8 bis 9 Zoll breiten Blättern; die schreckliche Aciphylla Colensoi (die bekannte Bajonettpflanze); die prächtigen Kompositen Celmisia spectabilis und incana mit dunkelgrünem Laube und zahllosen weißen Blüthen; ferner Oreobolis pumilis, Cyathodes empetrifolius, Euphrasia antarctica, Myosotis antarctica und Plantago Brownii. Zwischen dem Grase Catabrosa antarctica wuchsen (gleich den Gänseblümchen und Butterblumen auf unseren Wiesen) die merkwürdige Drapetes Dieffenbachii, die kleine zierliche Ourisia caespitosa, ein kleiner Wegerich (Plantago uniflora) und Astelia linearis, eine kleine Pflanze mit großen orangefarbenen Früchten; eine kleine Kuhblume (Caltha Novae Zeelandiae) mit blassen sternförmigen Blüthen; zwei Enziane (Gentiana montana und pleurogynoides); Coprosma pumila (Rubiaceen); mehrere strauchartige (immergrüne) Veronika; zwei Orchideen (Pterostylis foliata und Caladenia bifolia); mehrere Carex-Arten; Uncinia divaricata und filiformis, und mehrere interessante Moose und Lebermoose. Die hübsche kleine Ourisia Colensoi wurde nur an ein oder zwei schattigen Punkten nahe dem Gipfel angetroffen.

Thierleben im tropischen Urwalde.

In der letzten Lieferung des von der Niederländischen Geographischen Gesellschaft herausgegebenen „Midden Sumatra, reizen en onderzoekingen der Sumatra Expeditie" werden die zoologischen Resultate des Unternehmens besprochen. Wir wollen hier nicht auf die Liste der mittelsumatraschen Fauna eingehen, sondern uns nur mit der Einleitung beschäftigen, in welcher Joh. F. Snelleman die Frage behandelt, wie es kommt, daß man in der tropischen Wildniß so wenig vom Thierleben zu sehen bekommt.

Wenn man weiß, wie viel Sorten von Säugethieren und bunt gefiederten Vögeln die Wälder von Sumatra bevölkern, könnte man meinen, daß sie dem Waldleben einen eigenthümlichen Charakter aufprägten, und doch würde eine solche Ansicht sehr von der Wirklichkeit abweichen; die Fälle, in denen die Expedition Repräsentanten der Fauna als Staffage der Landschaft hat auftreten sehen, waren sehr selten; denn dazu gehört, daß die Thiere sich längere Zeit und in größerer Anzahl an einem bestimmten Orte aufhalten. Solche Fälle kommen eigentlich nur bei den Affenkolonien am Saume der Wälder vor; ferner sieht man die Kalongs, die fliegenden Hunde (Pteropus edulis), die ihre Nahrung in der Nacht suchen, gegen Morgen aber zu ihren gewöhnlichen Wohnungen, häufig einem entblätterten Baume aus der Gattung Urostigma, zurückkehren, wo sie, den Kopf nach unten, oft zu Hunderten wie sonderbare Früchte den Tag über herabhängen; nennt man dazu noch einige Reiher und einige kleinere Vogelarten, so ist die Liste desjenigen, was man gewöhnlich zu Gesicht bekommt, vollständig erschöpft, und auch diese wenigen Vertreter des Thierreiches trifft man gewöhnlich nur in der Nähe der Dörfer.

Der erste Eindruck, den man empfängt, wenn man sich im Walde bewegt, ist der: es giebt hier keine lebenden Geschöpfe, und wenn nun gerade die Beobachtung der Thiere der Zweck ist, den man verfolgt, ist dieser Eindruck gewiß nicht angenehm. Später allerdings lernt man einsehen, daß Wallace und Bates vollkommen recht haben in ihren Ausführungen, in denen sie nachzuweisen suchen, weshalb man im Urwalde so wenig Lebewesen sieht; selten gestört, dabei scheu und furchtsam, suchen sie bei dem kleinsten Geräusch einen Zufluchtsort, den sie im dunklen Walde so leicht finden.

(Dem könnte noch beigefügt werden, daß die Thierwelt im tropischen Walde mit wenigen Ausnahmen über Tag ruht und erst mit Einbruch der Dämmerung zu nächtlichem Leben erwacht.)

Die Expedition hatte in den meisten Fällen den gewöhnlichen Verbindungswegen zwischen den Dörfern zu folgen; so wenig dieselben nun auch, was ihre Anlage und ihre Frequenz betrifft, europäischen Heerstraßen gleichen, so sind sie doch noch am meisten besucht, und ihre Nähe wird gescheut von den Thieren, welche gewohnt sind, da Menschen verkehren zu sehen. In dem Falle, mit dem wir uns hier beschäftigen, kommt noch dazu, daß die ganze Expedition zusammenblieb (was allerdings eigenthümlich unpraktisch war) und daß die Kulis durch lautes Geschrei sich selbst zu beruhigen und anzufeuern suchten, dabei aber auch den Zweck hatten, wo möglich eine Begegnung mit weniger ersehnten Bewohnern der Wälder zu verhüten. Wenn man dabei noch berücksichtigt, daß die Waldmesser oft gebraucht werden mußten, um Gesträuch und Aeste, die im Wege waren, zu entfernen, und an den Lärm denkt, den die zahlreiche Gesellschaft machte, selbst wenn sie nicht laut wurde, so kann man sich nicht verwundern, daß die Thiere lange, ehe die Reisenden sich ihnen näherten, in die Flucht getrieben wurden.

Verläßt man den gebahnten Weg und tritt in die eigentliche Wildniß ein, so werden die Umstände etwas günstiger, obwohl dann natürlich durch das Kappen von Zweigen und Gesträuch noch mehr Lärm gemacht werden muß; doch bei einer solchen Gelegenheit kann es vorkommen, daß man ein Thier sieht, welches sich sonst nur selten überraschen läßt; so stieß man einmal auf einen Elephanten, der gerade beschäftigt war, sein Frühstück von zarten Bambuschößlingen einzunehmen.

Wenn man wirklich die Thiere im Walde aufspüren will, muß man allein gehen, höchstens von einem oder zwei zuverlässigen Eingeborenen begleitet; das Gepäck und die mitzunehmenden Lebensmittel müssen auf ein Minimum beschränkt, dagegen einem geeigneten Eingeborenen die Leitung des Zuges überlassen werden.

So machen es die allerdings im Padangschen seltenen Elephantenjäger, wenn sie in die Wildniß eindringen; nach einigem Suchen glückt es ihnen, die Stellen zu finden, wo die größeren Bewohner des Waldes trinken und die sie regelmäßig jeden Abend besuchen; in deren Nähe wird man die Thiere in größeren oder kleineren Trupps bei einander finden und die Verwunderung über die scheinbare Leere des Waldes wird der Ansicht weichen, daß im Inneren der unzugänglichen Wälder eine zahlreiche Fauna lebt.

Das letztere beweisen allerdings auch die häufigen Spuren, welche da namentlich die Dickhäuter zurücklassen, aber so zuverlässig diese Zeugen sind, sie können doch nicht die Eindrücke hervorrufen, welche die Erscheinung der Thiere selbst erwecken würde. Nützlich aber sind sie immerhin, denn sie weisen häufig den Weg, namentlich zum Ersteigen steiler Höhen. — Jagden, in der Weise unternommen, wie es eben angedeutet wurde, bieten ohne Zweifel eine reiche Quelle des Vergnügens, aber wer sie unternehmen will, muß viele Umstände berücksichtigen, bei denen die größte Schwierigkeit darin besteht, daß man sie nicht vorher kennt, und daß es darum sehr schwer ist, sich gegen dieselben zu waffnen. In dem Vorhergesagten hat man die Umstände zu suchen, welche die

Folge hatten, daß die Expedition weder das Rhinoceros noch den Tapir, weder den malayischen Bären noch die sumatrasche Waldziege (Nemorrhedus sumatrensis) in der Wildniß angetroffen hat, trotzdem man wenigstens die ersten gewiß nicht selten nennen kann; darum könnte man leicht die Frage aufwerfen, ob es nicht überhaupt noch Thierformen da giebt, die ganz unbekannt sind; die vor nicht langer Zeit erfolgte Entdeckung des sumatraschen Hasen berechtigt wohl zu einer bejahenden Antwort, und wenn auch die Expedition neue Arten gefiederter Waldbewohner mitgebracht hat, so ist doch nicht anzunehmen, daß man mit denselben die Vogelfauna erschöpft hat.

Die Begegnungen mit Tigern waren nicht so zahlreich, wie man es gewünscht hätte. Der Tiger gehört zu den Thieren, über welche man auf Sumatra häufig sprechen hört, die man aber nur selten zu sehen bekommt. Die Furcht, die der Neuling vor diesen Thieren mitbringt, verliert sich auch nach und nach; man bekommt eine Neigung, das Thier für eine Mythe zu halten, bis mit einem Male aus einem benachbarten Dorfe die Nachricht kommt, daß Herr So und So oder wenigstens sein Büffel von einem Tiger weggeschleppt wurde, als die Herde Morgens früh auf dem Wege nach den Reisfeldern war. Dann findet man wohl noch die blutige Spur, die in die Wildniß läuft, aber selten nur wird der Räuber auf frischer That gefaßt. Als Reisender oder als Beamter auf einem Außenposten kommt man wohl eher dazu, als die Bewohner der Hauptstädte oder sehr volkreicher Gegenden. Die Behauptung der Frau des Kontroleurs zu Lolo (zwischen Alahan Pandjang und Muara Labu), daß es so unangenehm sei, jeden Morgen auf den in der Gallerie stehenden Sophas die Haare der Tiger zu finden, die da in der Nacht eine Ruhestätte suchten, mag übertrieben sein; wahr ist es aber, daß der Ort und seine Umgebung wegen der großen Zahl der Tiger, die sich da aufhalten, berüchtigt und daß die Küche der Kontroleurswohnung — die, wie es in Indien gewöhnlich der Fall, sich in einiger Entfernung vom Hauptgebäude befindet — mit demselben durch einen verpallissadirten Gang verbunden ist, weil die Tiger sich da Abends herumtreiben. Die Unannehmlichkeiten, die sie den Reisenden verursachten, waren sehr unbedeutend; die Furcht vor ihnen nahm ab, und schließlich wurden kaum noch Wachtfeuer angezündet.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Aus Taschkent schreibt man der „Oestlichen Rundschau" (Nr. 11): Vor Kurzem ist die Erlaubniß hier eingetroffen, „Busa" zu bereiten. Dies ist ein nach Ansicht der hiesigen Aerzte sehr nützliches Getränk, welches bei keiner Mahlzeit der Eingeborenen fehlen darf, dessen Bereitung aber bisher streng bestraft wurde, weil man die Busa für äußerst schädlich und berauschend hielt. Die eingeborene Bevölkerung ist aber so sehr an ihren Gebrauch gewöhnt, daß trotz des herrschenden Verbotes die Busa-Bereitung keineswegs aufhörte, sondern im Geheimen betrieben wurde. Die einheimische Polizei drückte ein Auge zu, nicht zu ihrem Schaden. Jetzt, seitdem die Busa-Bereitung freigegeben, wird die Bevölkerung auch von jenen unbegrenzten Steuern befreit sein. Die Busa wird aus Hirse folgendermaßen bereitet: Man begießt die Hirse mit Wasser und läßt den Aufguß drei Tage stehen. Dann wird die Hirse in einen Kessel geschüttet, eine gewisse Menge Hammelfett hinzugethan und beides mit einander zu einer dicken Masse gekocht. Man läßt dann dieselbe erkalten, thut sie in einen irdenen Topf und streut Hirsemehl darüber. Sobald die Mischung anfängt zu zischen, so wird sie mit Händen geknetet; dann wird das Doppelte an Wasser zugegossen und die Busa ist fertig.

— Nach einer von Dr. Dybowsky der Russischen Geographischen Gesellschaft gemachten Mittheilung scheint es, daß die Commodore-Inseln (Berings- und Kupferinsel, sowie zwei kleinere Inseln), die 300 Seemeilen östlich von Kamtschatka liegen, besser sind als ihr Ruf. Die Beringsinsel ist mit schönen Grasebenen bedeckt und zum Ackerbau wohl geeignet. Der südliche Theil ist hügelig und erinnert an die alpinen Gegenden Kamtschatkas. Wälder giebt es nicht, nur Sträucher von Rhododendron, Sorbus und Aehnlichem wachsen auf diesen Inseln; doch waren des Forschers Versuche, Bäume anzupflanzen, erfolgreich. Da die höher gelegenen Striche ausgezeichneten Weidegrund für Renthiere darbieten, so führte man 1882 eine Anzahl derselben ein, und der Versuch gelang vollständig. Auch die engen Thäler der Kupferinsel sollen für Ackerbau ganz geeignet sein. Die Inseln bestehen aus krystallinischen Gesteinen, die mit tertiären Ablagerungen bedeckt sind; sie enthalten Kupfererz und Braunkohle, die natürlich nicht abgebaut werden. Feuerung wird von Kamtschatka herüber gebracht. Das Klima ist weit milder als auf dieser Halbinsel, und während bei Petropaulowsk der Schnee im Mai eine Elle hoch liegt, wird auf den Inseln Gemüse gezogen. Schnee ist überhaupt so spärlich, daß Pferde, die nach der Beringsinsel gebracht worden waren, den ganzen Winter hindurch auf den Grasebenen weideten. Die Pflanzenwelt ist derjenigen des alpinen Kamtschatka sehr ähnlich. Die Einwohner, sämmtlich Aleuten, 514 an der Zahl, wohnen in Häusern aus Holz. Sie sind alle Christen und können lesen. („Nature.")

— Ueber den Ausbruch des Smeru (Java) berichtet der mit Untersuchung der Vorgänge beauftragte Bergingenieur R. Fennema. Der Smeru besteht aus einem festeren Kerne von Lava und anderen Eruptivmassen und einem Mantel von loserem Material, Sand und zahllosen Steinen. Flüssige Lava, die in dem Kraterrohre nach oben gestiegen ist, hat einen Theil der Kratermauer um die Dicke des erwähnten Mantels nach außen gedrückt, ist an diesem Kerne entlang nach unten geströmt und hat den Mantel von Sand und Steinen vor sich hingeschoben; das Stück des Kraterwalles und des vorausgeschobenen Mantels ist, durch die Lava erhitzt, halb glühend längs der steilen Böschung nach unten gerutscht und hat an dem flacheren Fuße einen etwa einen Paal (1507 m) breiten Streifen überschüttet; die flüssige Lava ist nicht so weit heruntergekommen. Ein tiefer Riß in dem Mantel deutet die Stelle an, wo die eigentliche Lava sich nach unten langsam vorausschiebt. Ein neuer Ausfluß von Lava am Kraterrande würde eine neue Steinlawine verursachen, doch diese wäre weniger als die erste zu fürchten.

Ebenso ernstliche Vorgänge wie diejenigen, welche stattgefunden haben, sind erst zu erwarten, wenn so viel Lava überströmt, daß ein weiterer Theil des Kraterwalles herausgedrückt wird. Augenblicklich kann man aus der Form des Berges wohl mit ziemlicher Sicherheit vorhersagen, welche Theile des Abhanges namentlich durch große Steinlawinen in Gefahr kommen; dabei hat man ferner darauf zu achten, wie die flüssige Lava sich bewegt, was man an der Spalte im Mantel leicht beobachten kann. Das Ausströmen der Lava hat verhältnißmäßig ruhig stattgefunden, die weitere Thätigkeit des Kraters — das Ausströmen von Dampf und anderen

Gasen und das Auswerfen von Asche — war nur wenig stärker als gewöhnlich; die Asche, die auf demjenigen Theile des Landes lag, welcher sich neben dem von der Lava überströmten Terrain befand, war nicht infolge eines heftigen Aschenregens dorthin gelangt, sondern in Folge der Staubwolke, welche die Steinlawine eingehüllt hatte; demgemäß ist der Ausbruch ganz anderer Art als der von Krakatau; der angerichtete Schaden beschränkt sich auf einen viel kleineren Raum und es ist leichter vorauszubestimmen, wo die Gefahr sich nähern wird. Eine weitere Untersuchung des Gipfels und des Kraterrandes ist in Aussicht genommen, sobald es möglich ist, dorthin zu gelangen und der panische Schrecken der Eingeborenen etwas nachgelassen haben wird.

Afrika.

— Nach einem dem Auswärtigen Amte zugegangenen Telegramme des Generalkonsulats in Alexandria ist dort aus Wadi Halfa die Nachricht eingegangen, daß die Afrikareisenden Dr. W. Junker und Casati sich in Ladó (5⁰ nördl. Br.) bei Dr. Schnitzler (Emin-Bey) in Sicherheit befinden. Daraus ergiebt sich, daß der Aufstand des Mahdi nicht bis in die ägyptischen Aequatorialprovinzen vorgedrungen sein kann. Zunächst wird nun von Interesse sein, ob Dr. Fischer seine projektirte Reise zur Befreiung jener Reisenden antreten wird.

— Die ostafrikanischen Erwerbungen der Gesellschaft für deutsche Kolonisation (s. „Globus", Bd. 47, S. 224) haben jüngst dadurch eine bedeutende (400 bis 500 Quadratmeilen) Erweiterung erfahren, daß Graf Pfeil das südlich von Usagara und Ukami gelegene Land Chutu, welches südwärts bis an den Rufidschi-Fluß reicht, erworben hat.

— Aus Lissabon wird gemeldet, daß Capello und Ivens, welche vor einiger Zeit Loanda verließen, die Quellen des Lualaba, Luapula und Tschambese entdeckt haben. — Wenn man vom Tschambese absieht, dessen Quellen längst von Stewart und Thomson, und neuerdings von Giraud besucht worden sind, so läge ihr Forschungsgebiet gerade südlich von demjenigen Böhm's und Reichard's, deren Arbeiten (s. die Karte oben, S. 24) dadurch eine sehr erwünschte Ergänzung erhielten.

— Eine viel Bier producirende Gegend, eine Art von afrikanischem Bayern, lernen wir durch Stanley und die englischen Missionare Grenfell und Comber kennen. Dieselbe liegt dort, wo sich Congo und Kuango vereinigen, etwa unter 3⁰ südl. Br. und zwischen 16⁰ und 17⁰ östl. L. Gr. Stanley schreibt z. B. über das Dorf Mantu am Congo, oberhalb der Kuango-Mündung: „Hier wird sehr viel Bier producirt, das wie schales Lagerbier schmeckt und wie mit einem geringen Zusatze von Thee gefärbtes Wasser aussieht. Es wird aus gegohrener Hirse, mehr aber noch aus dem in Gährung versetzten Safte des Zuckerrohrs hergestellt und in großen schwarzen Töpfen von 40 Liter Inhalt aufbewahrt. Zweifellos machen die Leute mit der Bierfabrikation ein gutes Geschäft, da man häufig Käufer vom Kwa und Stanley-Pool hier vorfindet." („Der Congo und die Gründung des Congostaates." I, 539.) Grenfell und Comber aber, welche 1884 den unteren Kwa oder Kuango befuhren (Proc. R. Geogr. Soc. June 1885, p. 356), schreiben: „Eine sehr interessante Erscheinung auf diesem Theile des Flusses (bei Duna, etwa 16⁰ 55′ östl. L.) waren kleine Gruppen von Hütten auf den Sandbänken; überall standen sie zu zweien, vieren und sechsen zusammen und waren von Babuma bewohnt. Wir fragten sie, was sie auf den Sandbänken machten, und erfuhren, daß sie Bierkneipen hielten und nebenbei Fische fingen. Das Bier war aus Zuckerrohr, das auf dem Festlande wuchs, fabricirt, wurde in großen Steinkrügen und Kalebassen herübergebracht, in den kleinen Hütten aufgespeichert und an die beständig in Geschäften vorbeifahrenden Leute verkauft."

Australien.

— In Südaustralien, wo das Parlament auf die Entdeckung eines Kohlenlagers bisher vergeblich eine Prämie von 10 000 Pfd. St. ausgesetzt hatte, will man jetzt am Tykaninna Creek, nordöstlich von Hergott Springs und zwischen Lake Eyre und Lake Gregory, Kohle gefunden haben. Ein Syndikat hat sich gebildet und sich ein Areal von 4000 Acres oder 1619 ha zuschreiben lassen.

— Am 9. April 1885 wurde in Townsville im nördlichen Queensland eine Versammlung von Delegirten aus fast allen Städten und Orten des Nordens abgehalten und einstimmig eine Petition an die englische Regierung beschlossen, den Norden von Queensland vom 22. Grade südl. Br. ab zu einer besonderen Kolonie zu erheben. Es liegt dort der Distrikt der großen Zuckerplantagen, deren Besitzer sich durch das energische Vorgehen der Kolonialregierung gegen die Einfuhr von Südsee-Insulanern in ihren Interessen benachtheiligt sehen.

— Unter den australischen Kolonien macht sich Neu-Süd-Wales durch seinen raschen Fortschritt bemerkbar; es hat der Kolonie Victoria bereits den Vorrang, welchen diese bisher einnahm, abgewonnen. Wer einmal auswandern will, dem empfiehlt sich Neu-Süd-Wales mehr als andere Kolonien. Seine Bevölkerung wächst schnell; im Jahre 1884, wo sie um 51 819 Seelen zunahm, stieg sie auf 921 129. An fruchtbarem Lande ist Ueberfluß vorhanden. In dem langen Küstendistrikte östlich vom Dividing Range breitet sich in den Thälern der Flüsse der schönste Alluvialboden aus und ist größtentheils unter Kultur gebracht. Im Süden werden hauptsächlich Luzerne, Mais und Kartoffeln, im Norden Zuckerrohr, Tabak und Reis kultivirt. Fast alle Früchte der gemäßigten und semitropischen Klimate gedeihen dort. Den Weizenbau, welcher in diesem Küstendistrikte ehemals viel betrieben ward, hat man des rothen Rostes wegen, von dem die Aehren befallen wurden, wieder aufgeben müssen. Gelangt man auf das Tafelland, so trifft man zwischen Felsen und Granitformation ausgedehnte Strecken des fruchtbarsten Landes, welche die zukünftige Kornkammer der Kolonie bilden werden. Was hier mit Weizen bestellt wurde, hat einen Ertrag von 20 bis 40 Bushel vom Acre (= 40,46 Ar) geliefert. Westwärts vom Tafellande eignet sich der Boden wegen des sehr unsicheren Regenfalles immer weniger, wenn überhaupt, für Ackerbau, dagegen bilden die weiten, mit Saltbush (Atriplex nummularia) bestandenen Ebenen das vorzüglichste Weideland für Schafe.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVIII.



№ 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXV.

(Die Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Die Entfernung von Ahram nach Buschir beträgt nicht über 8 Farsach, und dennoch war es den Reisenden nicht möglich, dieselbe mit ihren schlechten Pferden in einer Tagereise zurückzulegen; sie mußten vielmehr nochmals, und zwar im Dorfe Gurek, übernachten. Dort konnten sie sich auch einen Kübel ziemlich süßen Wassers verschaffen, was ihnen zugleich gestattete, Nahrung zu sich zu nehmen. Die Hütten des Dorfes sind, wie überall im südlichen Fars, aus Palmstämmen und -zweigen erbaut; in den Gäßchen zwischen denselben tummeln sich hübsche Kinder, gelbe Hunde und schwarze Hühner, alle von gleicher Wildheit, und ringsum dehnt sich eine weite Ebene aus, die nur mit dürftigen Kräutern und Gesträuchen bedeckt, aber keineswegs unfruchtbar ist. Denn in nicht großer Entfernung zeigen sich üppige Getreidefelder, und sowohl die kräftigen Gestalten der Dorfbewohner, als auch ihre sehr reinlichen Gewänder legen Zeugniß ab von ihrem Wohlstande. Der Scheich von Gurek führt ein Leben, welches sich demjenigen der einstigen großen Feudalherren vergleichen läßt, und ergötzt sich nach Herzenswunsch an Hetz- und Falkenjagden, Vergnügungen, die bei allen Persern in hohen Ehren stehen, aber nur denjenigen Stammeshäuptlingen zugänglich sind, welche Macht und Reichthum genug besitzen, um Pferde, Hunde und Jagdvögel halten zu können. Denn es ist nicht allein der innere Werth eines Geierfalken von guten Eigenschaften und trefflicher Erziehung oft ein sehr ansehnlicher; auch ihre Ernährung, welche aus Geflügel und Hammelfleisch besteht, kostet viel, und für jeden Vogel muß ein Diener und für jeden Diener wieder ein gutes Pferd gehalten werden. Im Ganzen kann man die Kosten für einen solchen Vogel, für seinen Wärter und für dessen Renner auf 650 bis 800 Mark im jährlichen Durchschnitte veranschlagen.

Am nächsten Tage (16. November) legten die Reisenden die letzte Strecke zurück, welche sie noch von Buschir trennte. Dünen beweglichen Sandes, in welchen die Pferde bis zu den Knien einsanken, ziehen sich zwischen der Ebene von Gurek und dem Meere hin, und dann galt es, einen tiefen Sumpf zu durchreiten, wo die Thiere wiederholt stürzten. Aber der Anblick der aus dem Wasser auftauchenden Stadt Buschir flößte den Reisenden neuen Muth ein. Ueber einer von Thürmen flankirten Ringmauer steigen mehrstöckige Häuser empor, gekrönt von zahlreichen Badgirds (Thürme zum Auffangen des Windes), die schlank wie Kirchthürme in die Luft ragen, und der Hafenstadt Südpersiens einen ganz anderen Charakter verleihen, als ihn die Städte des Inneren besitzen. Buschir, vom Meere und Sumpfstrecken rings umgeben, ist naturgemäß feucht und ungesund; in Folge dessen wird das Erdgeschoß der Häuser nicht bewohnt, sondern dient höchstens als Vorrathsraum, sowie als Unterbau für die Wohnzimmer und Talars. Letztere, welche auf allen Seiten eine Menge fensterähnlicher Thüren besitzen, stoßen an eine Terrasse, und man braucht dann nur dieselben nach der Windseite hin zu

öffnen, um die feuchte, drückende Hitze wenigstens etwas zu mildern.

Ehe man die Ringmauer erreichte, hatte man den seichten Hafen zu passiren, der nur wenige Fischerbarken enthielt. Nicht weit vom Stadtthore liegen vier Boote — oder besser vier Schiffsrümpfe ohne Masten und Segel — melancholisch auf der Seite. Das ist die kaiserlich-königliche Flotte von Persien, die seit Jahren schon dort auf dem Strande fault (neuerdings ist sie bekanntlich durch zwei kleine Dampfer vermehrt worden); ihr Admiral ist ebenso viel werth, wie das Material an Schiffen. In Buschir begab sich Marcel Dieulafoy sofort zum Gouverneur Mirza Mohammed Mustafi Nizam, um ihm ein Empfehlungsschreiben von Dr. Tolozan zu übergeben, und während der Audienz wurde ein leerstehendes Haus ausfindig gemacht und das Gepäck der Reisenden dort niedergelegt. Raum genug war darinnen vorhanden, und ein ganzes Regiment hätte dort bequem untergebracht werden können; von der Terrasse aus hatte man einen weiten Rundblick auf die Stadt, die Ebene von Gurek, das Meer, und ganz am Horizonte auf zwei englische Schiffe. In Wahrheit besitzt Buschir weder Hafen noch Rhede; große Schiffe können sich der von gefährlichen Untiefen umgebenen Stadt nicht nahen, sondern ankern in einer Entfernung von derselben, welche zurückzulegen die einheimischen Segel- und Ruderbarken mindestens zwei Stunden brauchen. Oft müssen die Schiffe auch, wenn der Wind nach dem Lande zu weht, das offene Meer zu gewinnen suchen, ohne ihre volle



Das Dorf Gurek.

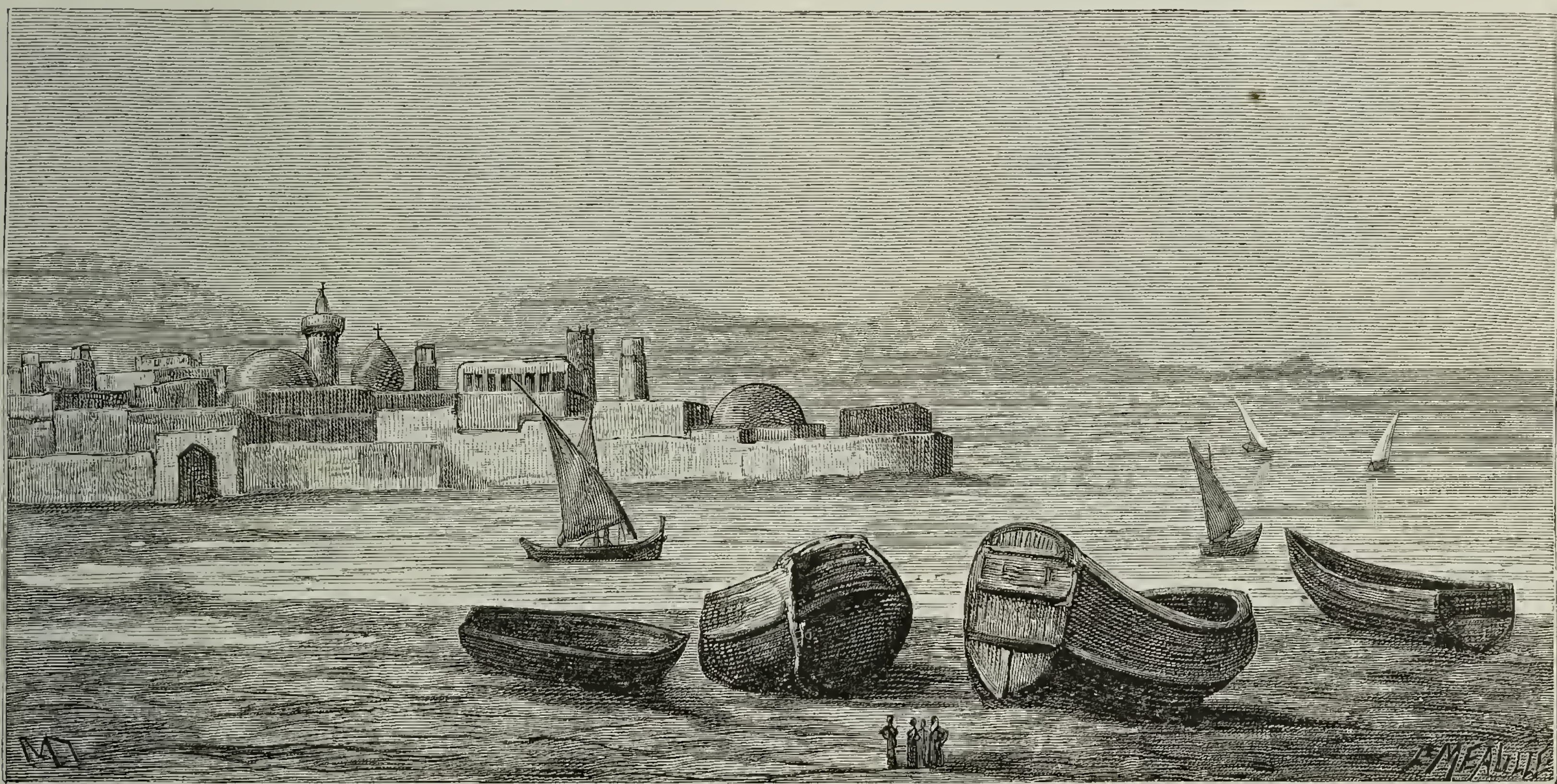
Ladung erhalten zu haben. Küstenfahrzeuge von 3 bis 4 Fuß Tiefgang würden sich wohl ohne aufzulaufen in den als Hafen dienenden Crique wagen; aber sie finden dort keine Baken und liefen Gefahr, bei Nordweststurm auf das Land geworfen zu werden. Der Schah Zade Zelle Sultan soll sich mit dem Gedanken getragen haben, durch Anlegung eines Molo und eines Quai eine Art Hafen für kleinere Schiffe herzustellen; aber er fürchtet sich, die Empfindlichkeit seines Vaters, des Schah, zu erregen und hat die Sache einstweilen vertagt.

Dazu ist Buschir, wie gesagt, ein sehr ungesunder Aufenthalt und über alle Maßen schmutzig. Der Genuß des dortigen Wassers erzeugt im menschlichen Körper neben Fieber auch eine Art Guineawurm, der sich langsam durch die Muskeln hindurch arbeitet, bis er dicht unter der Haut der Wade oder des Oberarmes sich zeigt; dann macht man dort einen Einschnitt, sucht den Kopf des Thieres zu fassen und wickelt ihn langsam, ganz langsam auf einer Spule auf, was mindestens eine Woche, mitunter aber auch zwei Monate dauert. Dreht man zu rasch, so läuft man Gefahr, den Wurm zu zerreißen, worauf der zurückbleibende Theil eine neue Wanderung im Leibe des Patienten antritt und nach längerer Zeit an einer oft weit entfernten Stelle von Neuem zum Vorschein kommt. Die Europäer und die reichen Eingeborenen trinken deshalb nur Wasser aus dem Tigris oder dem Karun, das in bedeckten Barken herbeigeschafft wird, während die Armen, auf das schlechte Cisternenwasser angewiesen, fast alle mindestens einmal in ihrem Leben das Wurmleiden durchmachen müssen. Ebenso wüthen Cholera und Diphtheritis unter den schlecht genähr-

ten und ungesund wohnenden Eingeborenen, die in noch größerer Anzahl, als es jetzt der Fall ist, zu Grunde gehen würden, fänden sie nicht Arzneien und Rath in einer von der Gattin des englischen Consuls Roß eingerichteten Apotheke.

Die Stadt ist neuen Ursprungs und besitzt kein Gebäude von irgend welchem Interesse; nur die Bazare zeigen etwas Belebtheit. Dort fallen namentlich die arabischen Lastträger auf, welche sich durch ihre kräftige Gestalt vortheilhaft vor den kümmerlichen Eingeborenen auszeichnen. Auch die Tracht der Leute aus dem Volke erinnert schon an das nahe Arabien: ein weißleinenes Hemde, das um die Hüften durch eine bunte Schärpe festgehalten wird, Abba (Art weiten Mantels) und ein Turban von blau- und rosa-gestreiftem Kattun.

Am Abend des 20. November brachte die Dampfschaluppe des englischen Consuls die Reisenden an Bord des „Pendjab", welcher auf der Route Bombay-Basra fährt; derselbe, für den Transport von Orientalen bestimmt, ermangelt des Comforts, den man bei den hohen Passagepreisen zu erwarten berechtigt ist. Erst gegen 2 Uhr Morgens hatte derselbe seine Ladung an Bord und konnte die Anker lichten. Bei Tagesanbruch dampfte er noch an der Küste Persiens entlang; dieselbe ist hier flach, ganz niedrig, von durchweg gelber Färbung und jeder Vegetation bar. Um 8 Uhr lief er in einen weiten Meeresarm ein, in den Schatt-el-Arab, der durch die Vereinigung von Euphrat und Tigris gebildet wird; auch seine Ufer sind sandig und von größter Eintönigkeit. Eine halbe Stunde später entwickelte der Dampfer die möglichste Schnelligkeit und passirte ohne Hinderniß die schlammige Barre von Fao, welche allen Schiffen von mehr als 18 Fuß Tiefgang stets große Schwierigkeiten bereitet. Jenseits derselben nähern sich die Ufer einander, wenn auch der Fluß noch immer eine Breite von fast 6 km behält, und an den Ufern beginnt etwas Pflanzenwuchs aufzutreten; allmählich erscheinen auch verkümmerte und von den Seewinden gebeugte Palmen, die sich nach und nach, je mehr man landeinwärts kommt, zu



Die königliche Flotte in Buschir. (Nach einer Zeichnung Dieulafoy's.)

immer schöneren und stattlicheren Wäldern zusammenschließen. Aber weder Haus, noch aufsteigender Rauch verräth die Anwesenheit von Menschen; nur auf dem Strome selbst tummeln sich ab und zu flinke Nachen, um gelegentlich seitwärts in den Bewässerungskanälen zu verschwinden.

Gegen 1 Uhr passirte der Dampfer die Mündung des Karun und die Stadt Mohammerah, deren Lehmmauern noch die Spuren der englischen Beschießung von 1856 tragen, und nicht lange nachher ließ der Kapitän des „Pendjab" die Reisenden bei Felich ans Land setzen, einem ärmlich aussehenden Dorfe, der Residenz eines Stammeshäuptlings, an welchen Dieulafoy's von Sahabi Divan speciell empfohlen worden waren. Man führte sie auf ihre Frage nach einem Karawanserai statt aller Antwort gleich zum Scheich, dessen Haus sich sofort beim Betreten als ein gastfreundliches auswies: um eine riesige Kaffeekanne, die auf heißer Asche stand, hockten Seeleute und Soldaten, und jeder Fremde, der die Schwelle überschritt, empfing aus den Händen eines eigens dazu angestellten Kawadschi eine Tasse des heißen Trankes. Alle Leute aber, Militär- wie Civilpersonen, unterschieden sich durch Typus, Tracht (Abba, Kopftuch, das von einer Schnur aus Kameelshaar gehalten wird, und lange Gandurah) von den Persern; man erkennt sie sofort als Araber.

Nachdem die Reisenden diese stets mit Besuchern gefüllte Vorhalle durchschritten hatten, gelangten sie in einen geräumigen Hof, der von niedrigen, aus ungebranntem Lehm und Palmstämmen erbauten Häusern umgeben war. Rechts waren 30 bis 40 Diener beschäftigt, Gemüse zu verlesen und zu putzen, Fleisch herzurichten und unter freiem Himmel in acht riesigen Töpfen, würdigen Gegenstücken zu der Kaffeekanne am Eingange, zu kochen. Und doch schien ihr Inhalt kaum hinzureichen, um alle die Häuptlinge, welche rauchend unter einer Galerie saßen, die Derwische, welche zu einem Trupp gut bewaffneter Soldaten redeten, und die in allen Ecken herumliegenden Schläfer satt zu machen. Ein alter Aufseher führte die Fremden in ein sehr reinliches Zimmer und wollte sich dann zurückziehen mit den Worten: „Wenn der Scheich von der Jagd zurückkehrt, werde ich ihm melden, daß Allah ihm Gäste gesandt hat." Nun erst

erfuhr Dieulafoy auf seine Frage, ob der Scheich das Empfehlungsschreiben des persischen Gouverneurs nicht erhalten habe, daß derselbe vor zwei Wochen gestorben sei, daß aber sein Sohn Moses nicht verfehlen werde, den Brief zu respektiren. Gegen Sonnenuntergang gerieth das ganze Haus in Bewegung: aus allen Gemächern stürzten Diener heraus und ihnen nach strömten Soldaten, Derwische und Seeleute nach dem Thore und stellten sich dort in zwei Reihen auf, um die Ankommenden zu empfangen. Zuerst erschien ein Mann in den besten Jahren von strengem Gesichtsausdrucke, dann ein Jüngling von 17 bis 18 Jahren mit zarten, feinen, echt arabischen Zügen; beide trugen lange Gewänder, Abbas und schwarze Turbane ohne jeglichen Schmuck. Es waren Scheich Moses und sein jüngerer Bruder, beide in tiefer Trauer um ihren Vater. Ihnen folgte ein schöner Knabe, der mit der Aufsicht und der Unterhaltung der Wasserpfeife (Kaljan) beauftragt war.

Scheich Moses begab sich sofort zu seinen fränkischen Gästen, eröffnete den Brief des Sahabi Divan, in welchem dieser ihn bat, den Reisenden den Besuch Susianas zu erleichtern, und erklärte, daß er ihnen glücklicher Weise eine Dampfschaluppe zur Verfügung stellen könnte, in welcher



Der Scheich von Gurek.



Kaljan-Träger des Scheich Moses. (Nach einer Zeichnung Dieulafoy's.)

sie auf dem Karun bis zu den noch fünf Märsche von Dizful entfernten Stromschnellen von Awas vorzudringen vermöchten; doch müsse dieselbe zuvor noch in Stand gesetzt werden.

Scheich Moses ist der Häuptling eines der mächtigsten Stämme von Arabistan; in weniger als zwei Wochen kann er 10 000, mit trefflichen amerikanischen Flinten bewaffnete Leute auf die Beine bringen, und er besitzt zwei Dampfer, welche das auf seinen unermeßlichen Feldern gewonnene Getreide nach Indien transportiren. Eigentlich wäre sein älterer Bruder zur Nachfolge berechtigt gewesen; aber der Schah machte von seinem absoluten Rechte Gebrauch und bestätigte Scheich Moses in allen Prärogativen seines Vaters, während der ältere Bruder entfloh. Das Volk schien mit dieser Wendung der Dinge durchaus zufrieden zu sein, und die Züge des jungen Scheichs verrathen in der That eine bedeutende Intelligenz. Dagegen betrübte ihn die Forderung des Schah, daß er seinen jüngeren Bruder



Der jüngste Bruder des Scheich Moses.



Scheich Moses.

Torkan Chanum mit ihrem Panther.



Vorsteher des Klosters der Aleach in Teheran.

zur weiteren Erziehung an den Hof nach Teheran schicken sollte; in Wahrheit wünschte er denselben nur als Unterpfand für das Wohlverhalten des Scheich Moses in Händen zu haben. Die Trennung fiel ihm um so schwerer, als Allah seine zehnfache Ehe mit keinem männlichen Nachkommen gesegnet hatte.

Unter Führung des alten Aufsehers stattete Mme. Dieulafoy dem Harem des Scheichs einen Besuch ab. Nachdem sie eine Reihe ungleich hoher Terrassen und leer stehender Zimmer und Talars durchschritten hatten, gelangten sie in einen kleinen Hof, der von äußerst ärmlichen Zimmern umgeben war. In einem derselben, welches weder geweißt noch mit sonstigen Möbeln und Teppichen ausgestattet war, fanden sie auf einem Bett aus Palmzweigen eine schwarz gekleidete Frau, Torkan Chanum, die Favoritin des verstorbenen Scheichs, die sich zum Zeichen der Trauer aus ihrem luftigen Gemache hierher zurückgezogen hatte. Um ihren Besuch zu ehren, ließ sie den Harem davon benachrichtigen und begab sich mit demselben in den ersten Stock, wo das Empfangszimmer mit Teppichen, Kissen, Bronzeuhren, künstlichen Blumen unter Glasglocken und dergleichen, wie es sich gebührt, ausgestattet war. Bald darauf erschien eine Anzahl schwarz gekleideter Frauen; dieselben küßten Torkan Chanum, die alles mit großer Würde hinnahm, auf die Stirn, wünschten ihr Frieden, Gesundheit und Glück und hockten sich dann eine neben der anderen an den Wänden nieder. Torkan Chanum trug auf dem Kopfe ein Tuch von schwarzer Gaze, welches das Gesicht frei ließ und dann um den Hals geschlungen war; bei den anderen Frauen bedeckte es auch den unteren Theil des Gesichtes. Der Typus der jüngeren Frauen war zierlich; sie sind groß, gut gewachsen und wissen ihre schlechten Kittel mit viel Kunst und Koketterie zu tragen. An Füßen, Händen und Stirn waren sie blau tatuirt und im Nasenflügel hatten sie drei Löcher, in welchen aber jetzt wegen der Trauer die mit Edelsteinen geschmückten Ringe fehlten. Vor allen aber zeichnete sich Torkan Chanum durch ihren eigenthümlichen Typus, die undurchbohrte Nase und die Leichtigkeit, mit welcher sie Mme. Dieulafoy's Worte ins Arabische übersetzte, aus; auch ihre Frage, ob die Französin russisch spreche, fiel derselben auf. Später erfuhr sie, daß Torkan Chanum eine Tscherkessin sei, welche der alte Scheich vor 15 Jahren in Constantinopel gekauft, zu seiner Favoritin gemacht und stets in hohen Ehren gehalten hatte, trotzdem sie ihm keine Kinder geboren. Sie war sehr unterrichtet, hatte in Tiflis Lesen und Schreiben gelernt und sprach persisch, arabisch, türkisch und russisch gleich gut. Im Harem sowohl, wie auch bei dem ganzen Stamme erfreut sie sich eines großen Einflusses, und nichts Wichtiges wird ohne ihren Rath erledigt.

Auffällig und ganz verschieden von den Sitten der Perser arischen Stammes ist es, daß hier männliche Diener den Harem betreten, und daß dessen Insassinnen ihr Gesicht unverschleiert lassen. Noch auffallender aber war die enge Freundschaft, welche die Tscherkessin mit einem prächtigen Panther verband, der frei umherlief, die Tatze darreichte, sich brüllend und die Klauen zeigend auf dem Rücken wälzte, dann wieder Sammetpfötchen gab, seiner Herrin die Hände leckte und sich schließlich neben ihr auf einem Kissen niederließ. Die Bestie, welche ihre Abneigung der Fremden gegenüber nicht verhehlte, führte den seltsamen Namen Urida (kleine Rose); aber trotzdem das Thier seiner Herrin, die ihm alle möglichen Schmeichelnamen gab und mit ihm wie mit einer Katze tändelte, aufs Wort gehorchte, so fühlte sich Mme. Dieulafoy doch nicht eher beruhigt, als bis sie die Thüren des Anderun zwischen sich und dem Panther wußte.

Als die Reisenden am selben Tage dem Dampfboote, welches sie nach Awas bringen sollte, ihren regelmäßigen Besuch abstatteten, fanden sie es in demselben verlassenen Zustande wie früher und fragten deshalb den Scheich, wann er das Boot in Stand setzen zu lassen gedächte. Dieser aber war überrascht, daß seine Gäste ihn schon verlassen wollten, denn er hatte geglaubt, daß ihr Besuch einige Monate dauern würde, und hatte den Maschinenbauer in Basra noch gar nicht bestellt. Sein Erstaunen war nicht geheuchelt; denn er war in der That daran gewöhnt, daß manche Besuche Monate, ja ein ganzes Jahr lang dauern. Dieulafoy aber erklärte, wenn die Reparatur des Dampfers längere Zeit in Anspruch nähme, so zöge er vor, zu Pferde am Karun aufwärts zu reiten; denn das lange Warten war ihm zuwider, obwohl er enge Freundschaft mit einem berühmten Gottesgelehrten geschlossen hatte, nämlich dem Vorsteher der Aleachs von Teheran, welcher schon seit dem vergangenen Winter die Gastfreundschaft des Hauses genoß. Eine Reise zu Lande aber wollte Scheich Moses nicht zugeben aus Furcht vor den räuberischen Nomadenstämmen Arabistans, die ohne Unterschied auf persischem wie türkischem Gebiete plündern und sich nach jedem Ueberfalle sofort über die Grenze in Sicherheit bringen. Darum bat er seine Gäste, sich noch etwas zu gedulden, und schrieb sofort nach Basra; damit waren dann auch die Reisenden einverstanden.

Reiseskizzen aus Columbien.

Von Dr. Alfred Hettner.

II. Technik des Reisens.

In Columbien gehen nur die unteren Volksklassen, die unbemittelten Pächter und Tagelöhner, zu Fuß; der erste Luxus, den sich der Columbianer gestattet, ist ein Reitthier, der zweite ein Sattel mit Zaumzeug. Als ich zuerst in das Land kam, hielt ich das wohl für einen Ausfluß columbianischer Trägheit und glaubte, daß ich hier wie in der Heimath die Gegend zu Fuß würde durchwandern können, aber schon bald sah ich ein, daß ich von diesem Vorhaben abstehen müßte. Denn die Steilheit und schlechte Beschaffenheit der Wege, das häufige Naßwerden der Füße bei Bachübergängen, die tropische Wärme und die Kraft der senkrecht einfallenden Sonnenstrahlen zusammen machen die Anstrengung zu einer so bedeutenden und gefährden zugleich die Gesundheit des ungewöhnten Fußgängers, also besonders des nordischen Fremdlings, so sehr, daß derselbe lieber dem Beispiele der wohlhabenderen Landeskinder folgt

und ein gutes Reitthier besteigt, das ihn nicht nur in der Ebene, sondern auch in gebirgigem Terrain schneller von der Stelle bringt, als seine eigenen Beine vermöchten. Wohin der Mensch treten kann, dahin kann im Allgemeinen auch das Maulthier seinen Fuß setzen. Die wichtigste Ausnahme von dieser Regel bilden die Wälder mit ihrem dichten Unterholz, ihren zahllosen Schlingpflanzen und gefallenen Baumstämmen. Wer nach Chinarinde, Kautschukbäumen oder seltenen Hölzern sucht, wer Gold- und Silberminen im Walde zu entdecken hofft, wer einen Gipfel besteigen will, dessen Abhänge mit Wald bedeckt sind, wer endlich in die unerforschten Urwälder eindringt, um einen Weg anzulegen oder die geographische Kenntniß zu erweitern, der wird seine Reisen zu Fuß unternehmen müssen. Auch der Forscher, der in das Gebiet des ewigen Schnees emporsteigt, muß das Reitthier zurücklassen. Aber wer innerhalb des Bereiches menschlicher Ansiedelungen bleibt, wird fast immer mit dem Maulthiere dahin gelangen können.

Das Maulthier ist das eigentliche Reisethier in Columbien, obgleich auch das Pferd viel mehr benutzt wird, als man oft denkt. Das Pferd hat den Vorzug größerer Schnelligkeit, größeren Feuers und — wenigstens die besseren Thiere — einer außerordentlich sanften, angenehmen Gangart, des sogenannten Paso. Es ist das geeignete Thier zum Spazierenreiten und für Reisen in der Ebene, aber es ist selten ein geschickter Bergsteiger, es hat nicht den sicheren Tritt und die besonnene Vorsicht des Maulthieres. Dabei leiden die Pferde der Hochebene im warmen Klima, und die Pferde aus dem Tieflande bedürfen erst langer Gewöhnung, um im kalten Lande brauchbar zu werden. Für Reisen dienen am besten noch die Pferde aus mittlerer Höhenregion, die aber selten den feinen Gang derjenigen von der Sabana (Hochebene) besitzen. Das Maulthier bleibt in der Ebene hinter dem Pferde zurück und läßt doch den Reiter viel müder werden, es bedarf häufiger des Spornes, aber auch auf den schlechtesten Wegen kann man sich vollkommen auf seinen sicheren Tritt verlassen, wenn man es nur nicht überhetzt, sondern in Ruhe seinen Weg suchen läßt. Der Wechsel des Klimas, die Verschiedenheit des Futters thun seiner Gesundheit keinen Eintrag, und dabei vermag es viel größere Anstrengungen und Entbehrungen als das Pferd zu ertragen. Auf den Hochebenen benutzt man nur dieses, und der Bewohner der Sabana, der kein Maulthier besitzt, macht wohl auch größere Reisen zu Pferde, aber in eigentlich gebirgigen Landestheilen, im Staate Santander oder in Antióquia, weiß man den Vorzug des Maulthieres zu schätzen und würdigt nur besonders schöne und feurige Rosse, die dem Luxus des Spazierenreitens dienen. Selbst in heißen Tiefebenen, wie in den Llanos, hat das Maulthier das Pferd zum großen Theile verdrängt, weil es unter der Hitze und den damit verbundenen thierischen Plagen weniger leidet. Und überall, auch auf den Hochebenen, besitzt es als Packthier größeren Werth. In Antióquia und auf den Wegen, welche über die Centralcordillere führen, gebraucht man als Pack- und mitunter wohl auch als Reitthiere vielfach Ochsen, weil sie zwar langsamer, aber noch sicherer als Maulthiere gehen und durch ihre Kraft dem bodenlosen Morast jener Wege noch besser angepaßt sind. Auf den Hochebenen der Ostcordillere dienen sie zum Ziehen der zweiräderigen Karren, auf welchen man hier die Waaren transportirt, sonst werden sie nur in Haciendas benutzt, um das geschnittene Zuckerrohr zur Mühle zu bringen, um Holz aus dem Walde zu holen und dergleichen. Die Esel dienen zu kleinen Arbeiten in den Städten, aber nur in einem Theile von Boyacá auch als Packthiere auf der Landstraße, was sie aber lediglich ihrem niedrigen Preise, keineswegs hervorragenden Eigenschaften verdanken.

Die Preise der Thiere ändern sich sowohl mit der Zeit wie mit der Gegend. Ein gutes Packmaulthier kostet zwischen 60 und 120 Pesos sencillos[1]) (200 bis 400 Mark); ein gesundes und kräftiges Reitthier 80 bis 100 Pesos (250 bis 320 Mark), aber ein feines, starkes und lebhaftes Thier mit guter Gangart 200 Pesos (640 Mark) oder mehr. Die Pferde sind im Allgemeinen etwas billiger, besonders wenn sie keinen Paso besitzen; ein Pferd mit Paso bekommt man etwa von 80 Pesos an, Luxuspferde erzielen Preise von 200, 300, ja selbst 1000 Pesos.

Die meisten Columbianer haben ihre eigenen Thiere; giebt es doch nur wenige, die nicht auch ein bischen Landwirthe sind, sondern ihr ganzes Leben in den Kontors und Büreaus der Hauptstadt verbringen! Und wird doch selbst der kleinste Ausflug nur beritten gemacht! In den meisten Ortschaften, und besonders auf den Eintrittsrouten zwischen Honda und Bogotá, kann man allerdings auch Thiere mieten, aber meist schwache, schlecht genährte Thiere, welche das Reisen zu einer Qual machen. Alle paar Tage hat man von Neuem die Unannehmlichkeit langwieriger Unterhandlungen, muß, um Aufenthalt zu vermeiden, auf übertriebene Forderungen eingehen und verliert schließlich doch die kostbarste Zeit, weil die gemieteten Thiere nicht, wie versprochen, bei Sonnenaufgang, sondern erst um Mittag eintreffen. Und dabei erhält man jede Woche einen anderen Begleiter, dessen Dienst aus ist, noch ehe er mit den Gewohnheiten und Wünschen des Herrn bekannt geworden ist, dessen Schmutz und Trägheit unendlich, und dessen Intelligenz gleich Null ist. Die ewigen Klagen vieler Reisender entspringen daraus, daß sie sich nicht durch den Ankauf eigener Thiere aus dieser Abhängigkeit befreit haben. Man reist mit eigenen Thieren und einem selbst ausgesuchten Diener nicht nur angenehmer, sondern bei längeren Reisen auch billiger, weil man am Schlusse der Reise die Thiere ja doch wieder, wenn auch mit Verlust, verkaufen kann.

Englische Sättel sind nur bei Spazierritten in der Nähe der Stadt gebräuchlich. Auf Reisen oder zu ländlichen Arbeiten bedient man sich einer Art Bocksättel, die im Lande selbst, besonders in Choocontá, angefertigt werden. Sie sind meist in der Mitte tief eingesenkt und mit einem Lederüberzug versehen, um dem Körper bei den schlechten Wegen einen festeren Halt zu gewähren, oft haben sie einen großen Sattelknopf, an dem der Lasso zum Einfangen der Pferde oder Rinder befestigt wird. In einigen Gegenden sind außer den Schwanzriemen auch noch Vorder- und Hintergeschirr gebräuchlich. Für die Trense sind die columbianischen Thiere zu hartmäulig, man bedient sich auffallend großer und schwerer Kandaren, mit welchen man auch weniger feine Thiere in sanfter Gangart zu halten vermag, welche man aber abnehmen muß, damit das Thier trinken kann. Unter dem Zaum liegt der Halfter, meist aus gedrehter Ochsenhaut, dessen Ende am Sattel befestigt wird. Auch die Zügel sind meist aus gedrehter Haut, mit einem Ansatz, welcher die Peitsche ersetzt. Die schuhförmigen, messingenen Steigbügel schützen den Fuß gegen Regen wie gegen Sträucher und Steine am Wege, aber sind sehr schwer und heiß.

Das Reisekostüm steht für den Columbianer unabänderlich fest. Auch der feine Mann, der in Bogotá nur modernen Pariser Anzug trägt und verächtlich auf die Ruana-

[1]) 1 Peso sencillo (ein einfacher Thaler) hat 8 Realen, ist also dem Normalwerthe nach 3 Mark 20 Pfennig, im Kurs der letzten Jahre ein Viertel weniger.

träger hinabschaut, steigt ohne Ruana, hohen Strohhut und Zamarros nicht zu Pferde. Die Ruana, identisch mit dem peruanischen Poncho, ist ein viereckiges Stück Tuch mit einem Schlitz in der Mitte, durch welches man den Kopf hindurchsteckt, im kühleren Klima aus Baumwolle oder Tuch, im warmen Lande aus heller Leinwand gefertigt. Zum Schutze gegen den Regen dient der Encauchado, eine Ruana von größerem Format und aus Kautschuk. Ueber die Beinkleider werden beim Reiten, zum Schutze gegen Regen und Schmutz, die Zamarros gezogen, weite, tief herabhängende Hosen aus Kautschuk oder ungegerbter Ochsenhaut, mitunter auch aus Löwen- oder Tigerfell, die der Kleidung des Reiters einen weibischen Anstrich verleihen und beim Gehen überaus lästig fallen. Die sehr großen Sporen, welche der Columbianer für nöthig hält, werden durch ein Loch in den Zamarros gesteckt. Praktisch sind die hohen, breitrandigen Strohhüte (Jipijapa), welche mit einem weißen Leinwand-, und zum Schutze gegen Regen mit einem Gummiüberzuge versehen werden können.

Die meisten Columbianer führen auf Reisen ihr ganzes Gepäck in den Satteltaschen mit sich. Freilich besteht dasselbe meist nur aus einer Flasche Cognac, einer Zahnbürste und einem Kamm, während Seife als ein unnützes Möbel betrachtet wird. Muß man auf dem kalten Páramo übernachten, so schnallt man eine dicke Decke, in den heißen Llanos dagegen eine Hängematte hinter dem Sattel auf. Der verwöhntere und reinlichere Europäer wird sich auf längeren Reisen nicht ohne ein Carga- (Pack-) Thier behelfen wollen, auf welchem er Wäsche, etwas Proviant, Decken, vielleicht ein Feldbett und, wenn er wissenschaftliche Zwecke verfolgt, Schreibmaterialien und einige Bücher und Instrumente mit sich führt. Statt gewöhnlicher Koffer werden in einigen Landestheilen die sehr praktischen Petacas gebraucht, welche aus zwei Deckeln aus roher, auf leichten Stäben befestigter Ochsenhaut bestehen und daher beliebig kleiner oder geräumiger gemacht werden können, wasserdicht sind und sich sehr bequem aufladen lassen.

Das Aufladen ist gar keine so einfache Kunst; dem Thiere wird zuerst eine Decke oder Strohmatte, der sogenannte Sudadero, aufgelegt, darauf legt man den Packsattel (Enjalma), eine Art Sackzeug, welches mit Stroh gut ausgefüllt ist, und auf diesen kommt die Carga, welche aus zwei möglichst gleichen Stücken bestehen muß und durch Stricke um den Leib des Thieres festgehalten wird. Bis das alles gethan ist, vergehen wenigstens fünf Minuten; bei störrischen Thieren wissen sich die Arrieros, d. h. Maulthiertreiber, dadurch zu helfen, daß sie ein Tuch über seinen Kopf werfen, worauf sich dasselbe bald ruhig alles gefallen läßt. Unterwegs muß die Carga beständig zurechtgerückt, mitunter von neuem aufgeladen werden, wenn das Maulthier dieselbe abgeworfen hatte. Auch bei sorgfältigem Aufladen, beständigem Zurechtrücken und allen möglichen Vorsichtsmaßregeln kann man nicht vermeiden, daß die Carga irgendwo drückt oder scheuert, und die meisten Packthiere sieht man mit großen Wunden auf dem Rücken, den Seiten oder dem Bauche bedeckt. Das Gewicht einer Maulthierlast darf im Allgemeinen nicht 12 Arrobas, d. i. 150 kg, im Inneren des Landes sogar nicht 10 Arrobas oder 125 kg übersteigen; schwerere oder unförmliche Lasten müssen von Menschen transportirt werden, und auch zerbrechliche Gegenstände vertraut man lieber einem Träger an, weil sie auf dem Rücken des Maulthieres leicht zu Schaden kommen.

Fast jeder Mann aus dem Volke, mit Ausnahme der paar städtischen Handwerker, versteht es mehr oder weniger gut, mit Maulthieren umzugehen, die in Columbien eine größere Rolle spielen als Eisenbahnen in den europäischen Kulturländern, und selbstverständlich viel mehr Menschen zu ihrer Besorgung beanspruchen. Aber doch ist es nicht ganz leicht, einen geeigneten Begleiter für größere Reisen zu finden, denn es ist kein leichter Dienst, den man von ihm fordert: den ganzen Tag ist er zu Fuß auf dem Wege (nur in den heißen Tiefebenen muß man ihn reiten lassen), bergauf, bergab, in glühender Hitze, beständig auf die seiner Hut anvertrauten Thiere Obacht gebend, beständig die Carga zurechtrückend, damit das Thier nicht verwundet werde; am Abend müssen die Thiere auf die Weide geführt, vielleicht ihnen auch Futter geschnitten werden, und auch der Herr verlangt noch mancherlei Dienstleistungen. Die Zahl derer ist in Columbien nicht groß, die diesen Dienst immer willig und freundlich verrichten und dabei ehrlich und nicht allzu schmutzig sind. Auf eine Eigenschaft meines Begleiters, welche Manchem vielleicht eine der wichtigsten erscheint, glaubte ich bald verzichten zu dürfen, nämlich auf seine Ortskenntniß. Ich bin Monate lang durch Columbien gezogen, mit einem Diener, der die Gegend ebenso wenig kannte wie ich, und doch habe ich mich höchst selten und gerade dann verirrt, wenn ich einen Führer genommen hatte, der sich als ortskundig ausgab. Die Karte von Codazzi, welche ich immer mit mir führte, ist im Maßstab von 1 : 810 000 gezeichnet, also wenig größer als das Doppelblatt „Südwestdeutschland und die Schweiz“ oder das Blatt „Sachsen und Thüringen“ im Stieler'schen Handatlas. Eine solche Karte giebt nur die allgemeinsten Direktiven, aber das genügt auch in den meisten Fällen. Die Wege, welche von einer Ortschaft zur anderen führen, heben sich so deutlich wie eine Chaussee von den zahlreichen Seitenwegen ab, deren Ziel abseits gelegene Hütten sind. Meist findet man am Wege einzelne Hütten, bei deren Bewohnern man sich Rath holen kann. Nur auf den Páramos, d. h. den kalten, regnerischen Bergeinöden über der oberen Grenze des Baumwuchses, und in den Grassteppen des heißen Tieflandes, wo sich die Spuren der Wege leicht verwischen und wo man wenigen Wanderern begegnet, oder wenn es sich um die Aufsuchung eines bestimmten Punktes handelt, muß der Reisende einen ortskundigen Führer engagiren.

Natürlich zieht er in den Nachtquartieren möglichst ausführliche Erkundigungen über die Routen der nächsten Tage ein. Es bedarf meist langer Umfrage, um zuverlässige Auskunft zu erhalten. Leute, welche die Tour nie gemacht, geben ihr Urtheil doch mit der größten Sicherheit ab, auf das, was am Wege zu sehen ist, hat Niemand geachtet, in manchen Gegenden werden auch die schlechtesten Wege für gut erklärt, in anderen durchaus erträgliche Wege als das Nonplusultra der Unpassirbarkeit geschildert, vielleicht nur, um dem Fremden durch diese scharfe Kritik zu imponiren. Am unzuverlässigsten sind aber die Angaben der Reisedauer, welche sich auch aus der Karte nicht entnehmen lassen, weil dieselbe Strecke (1 km) in der Ebene vielleicht in 6 Minuten, auf guten Gebirgswegen in $^1/_4$ Stunde, auf schlechten Wegen in $^1/_2$ bis $^3/_4$ Stunden zurückgelegt wird. Die meisten Leute, namentlich diejenigen, welche Anspruch auf Bildung erheben, geben die Entfernungen in Leguas und Cuadras [1]) an, welche an sich rein geometrische Maße, aber im Gebirge ein unklares Mittelding zwischen Entfernungs- und Zeitangabe geworden sind. Aber auch auf die reinen Zeitangaben ist wenig Verlaß, weil die meisten Leute keine Uhren haben und doch auffallend wenig geübt sind, die

1) Das alte granadinische Maßsystem war folgendes:

1	Legua	=	5000 m
$62^1/_2$	Cuadra	=	80 m
100	Vara	=	0,8 m

Zeit nach dem Sonnenstande zu schätzen. Der Reisende muß meist mehr Zeit rechnen, als ihm besonders von sogenannten Caballeros angegeben worden ist, weil diese gern mit der Schnelligkeit des Reisens renommiren und mit frischen Pferden nur bis zum nächsten Orte allerdings schneller reiten können als der Reisende, der Wochen lang unterwegs ist. Die Zahl der Stunden wird von den meisten nur ganz ins Blaue hinein angegeben; gewöhnlich erhält man nur eine ganz unbestimmte Auskunft wie: Wenn Sie in A früh am Morgen aufbrechen, können Sie in B frühstücken. Fragt man auf dem Wege einen armen Indianer nach der Entfernung des nächsten Ortes und erhält die Antwort: Pues todavía es léjos (Hm, es ist noch weit), so muß man noch auf wenigstens zwei bis drei Stunden Reitens gefaßt sein; aber auch wenn es heißt: Ya es cerca (es ist nahe) oder cerquita, oder wenn er, mit doppelter Diminutivform und in singendem, gedehntem Tone antwortet: es cerquitica oder es aquínomasito (wörtlich: es ist hier nicht weiterchen) und man bei jeder Ecke hofft, das Dorf zu erblicken, kann es doch noch eine volle Stunde oder länger dauern, ehe man endlich in dasselbe einreitet, aber inzwischen wirkt jene Antwort wie ein Fata Morgana und läßt die Gluth der Sonne, läßt Hunger und Durst doppelt empfinden.

Die ostgrönländische Expedition.

Von Marine-Premierlieutenant **Garde**. (Deutsch von W. Finn.)

II.

Nach Verlauf von zwei Stunden hatte Navfalik alle seine Besitztheile, seine Weiber und Hunde in seinem Frauenboote untergebracht, und vorwärts ging es nun um Kap Discord herum, zu den mit so großer Sehnsucht erwarteten unbekannten Gegenden. In gleichmäßigen Tagesreisen ruderten wir quer über mehrere Fjorde längs der äußersten Küste bis zum 3. Juli, wo wir das an der Mündung eines ziemlich tiefen, eisgefüllten Fjordes belegene Anoritok erreichten. Navfalik meinte, daß wir hier, circa 10 Meilen nördlich von seinem Winterplatze, Eingeborene treffen würden. Es sollte eine Gesellschaft Ostländer sein, welche im Jahre 1883 die Westküste des Handels wegen besucht hatten, und welchen wir auf unserer ersten Reise bei Nunatsuk begegneten. Es war Lieutenant Holm viel daran gelegen, diese Leute wiederzutreffen, denn unter ihnen befanden sich mehrere aus der Gegend von Angmagsalik, der Stelle, wo Lieutenant Holm zu überwintern gedachte. Durch die Gewinnung einiger dieser Leute für die Expedition würde diese auch wesentlich gesichert sein. Als bald darauf von Navfalik's Boot aus gemeldet wurde, daß Hundegeheul vom Lande aus gehört worden sei, zogen wir unsere Flaggen auf, und kurz darauf begann dann auch das jetzt überall in Grönland gebräuchlich gewordene Salutiren mit Gewehrschüssen. Hier waren also Bewohner; es dauerte auch nicht lange, bis wir einige kleine spitze Zelte und sich hin- und herbewegende Gestalten am Lande erblickten. Als wir Navfalik das erste Mal sahen, machte er einen eigenthümlich ehrfurchtgebietenden Eindruck; man merkte, daß man einem „Nâlagal" (Herr) gegenüberstand; die Leute bei Anoritok sollten einen ganz anderen Eindruck auf uns machen. Unsere fünf mit Flaggen geschmückten Frauenboote, von nicht weniger als 11 Kajaks (Navfalik's eingerechnet) eskortirt, näherten sich nun der kleinen Insel bei Anoritok, wo die Heiden ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Einige Männer mit langem, glattem, schwarzem Haar und wunderlich ovalen, europäisch aussehenden Gesichtern empfingen uns am Strande. Eine Schaar Weiber hielt sich ängstlich etwas mehr seitwärts, mehrere ihrer Männer waren draußen auf dem Fang. Charakteristisch war die Art und Weise, wie Navfalik und diese Leute sich begrüßten; sie sahen sich einander kaum an, sprachen einige scheinbar gleichgiltige Worte mit einander — ob dieselben Neuigkeiten vom vergangenen Winter enthielten, weiß ich nicht, denn bald waren wir alle emsig mit dem Ausladen unserer Boote beschäftigt. Die Heiden standen etwas genirt seitwärts und sahen zu, während sie dann und wann kleine Thiere in ihren langen Locken fingen; sobald jedoch die Ladung ans Land gebracht, die Zelte aufgeschlagen und alles in Ordnung war, begann ein „pularen" (Visite machen), ein Austausch von Geschenken und ein Fragen, welches, so lange wir mit den Heiden zusammen waren, durchaus nicht abnahm. Hier bei Anoritok standen nur zwei kleine, ziemlich schlechte Zelte. Die Bewohner derselben, 27 Erwachsene und Kinder, zeigten durch ihre zerlumpte Kleidung, daß sie von einer „Handelsreise" kamen. Navfalik, der seit langer Zeit die Westküste nicht besucht hatte, war ganz anders mit allen möglichen grönländischen Kleidern und Artikeln versehen. Alle Bewohner hier bei Anoritok klagten außerdem über den vergangenen Winter; mehrere Male hatten sie sich mit dem Zernagen alter Fellstücke begnügen müssen.

Was also vor allem diese Leute von Navfalik unterschied, war ihre Armuth, demnächst auch ihr Aussehen, die Gesichtsform, die Art und Weise zu sprechen und das ganze Benehmen; namentlich waren diejenigen aus den nördlichsten Gegenden — Angmagsalik und Sermilik — durchaus auffällig verschieden von denen aus den südlicheren. Navfalik's Sprache bestand aus dem schnellen monotonen Herplappern einer Masse von Worten, welche gleichsam aus ihm herausquollen, ohne daß er im Geringsten den Tonfall veränderte, je nachdem seine Gedanken den Gegenstand wechselten. Eine scheinbare Gleichgiltigkeit war über ihn ausgebreitet, wenn er mit einem von uns sich unterhielt — keine Anregung, nicht ein Versuch, Theilnahme oder dergleichen zu erregen — man fühlte, daß man einem Manne gegenüber stand, der da wußte, was er wollte, der nur sagte, was er meinte — ein Mann, auf den man sich verlassen konnte.

Umerinek (der mit dem ausgerissenen Bart), einer der Häuptlinge der Angmagsaliken, machte einen so vollständig anderen Eindruck, daß, wenn man nicht einem solchen Gedanken gegenüber mit einem guten Theil Mißtrauen bewaffnet wäre, augenblicklich ausrufen würde: „In Dir, mein Freund, ist Europäerblut." Eine leichte, ge-

schmeidige, elegante Gestalt! Eine einschmeichelnd lächelnde Miene, ein paar lebhaft spielende Augen und eine geschliffene Theatersprache — so war das Erscheinen Umerinek's. Man fühlte sich neben einem solchen Manne etwas beunruhigt, es lag etwas Unergründliches, etwas Unaufrichtiges in ihm, und die Unterredungen, welche Lieutenant Holm mit ihm hatte, bestätigten denn auch bald, daß Umerinek den Namen eines Petrus nicht verdiente. Zunächst sollte es durchaus unmöglich sein, Angmagsalik zu erreichen; bei gutem Wetter seien es so viel Tagereisen, als zweimal alle seine Finger und Zehen zusammen. Sobald er aber den bunten Inhalt der Tauschhandelskasse gesehen hatte, verminderten sich die Unmöglichkeiten und er versprach hoch und heilig, daß, wenn nur sein Schwiegervater es erlaube, dessen Boot er benutzte, und der beabsichtigte, bei Umivik ein gut Stück Weges südlich von Angmagsalik zu überwintern, so würde er sehr gerne die Expedition sicher und gut nach letzterem Orte führen und so viele Seehunde für dieselbe fangen — überhaupt im Ganzen genommen so sorgen, wie für sein liebstes Kind. Noch an dem letzten Tage, welchen ich mit Lieutenant Holm verbrachte, konferirte er mit Umerinek, doch ich glaube wohl, daß dessen Rolle so ziemlich ausgespielt war. Die nähere Bekanntschaft mit seinem Reisegenossen hatte Lieutenant Holm gelehrt, daß Umerinek's Schwager und Reisegefährte Angmagainak (der Aufgeschnittene) ein ganz anders verläßiger Mann sei, wenn auch immer noch kein Navfalik.

Da es am 3. Juli Regenwetter war, so blieben wir bei Anoritok liegen und benutzten den Tag zu allerlei Unterhaltung und Besuchen bei den Heiden; diese hatten so vielerlei Sachen zu erzählen und die Betrachtung aller unserer Zaubersachen erregte das Interesse derselben in solchem Grade, daß einige derselben beständig in unseren Zelten waren. Sie waren wie die Katzen; die Zeltthüren wurden von ihnen nicht geöffnet, sondern sie krochen unter der Zeltleinwand hindurch, so daß man oft unvermuthet einen dieser wilden zerlumpten Heiden mit dem langen über dem Gesicht herabhängenden Haar im Zelte neben sich hatte. Ein wunderlich langgezogenes, schwach beginnendes, demnächst an Kraft zunehmendes und endlich plötzlich abgebrochenes: o-ä-ä-ä-é war der Ausruf, den man bei jeder Gelegenheit zu hören bekam. Sie erzählten, daß sie geglaubt hätten, wir seien gekommen, um sie zu tödten, denn sie hätten gehört, daß ihre Vorväter unsere Vorväter erschlagen hätten; sie würden auch fortgelaufen sein, wenn wir nicht mit unseren Frauenbooten und Kajaks gekommen wären. Mehrere Male hätten sie Schiffe gesehen, sich vor denselben aber stets gefürchtet; sie versprachen jedoch, daß sie sich nun nie wieder vor denselben fürchten wollten. Sie hielten uns alle für „Angakkoken“ (so nennen sie ihre Weisen und Zauberer), wurden aber bald einig darüber, daß wir weit tüchtigere Leute sein müßten als ihre Angakkoken — dies war vielleicht auch der Grund, daß sich keiner von ihnen als Angakkok bezeichnete. Das erste, was Umerinek uns mittheilte, war seine Ueberzeugung, daß er bald sterben müsse, aber doch vorher gern getauft sein wollte — kurze Zeit darauf fragte er, ob wir nicht etwas Pulver übrig hätten. Der schlaue Patron meinte, daß wir ihm als Wiedervergeltung diese kleine Gefälligkeit gern erweisen könnten. Nach Pulver und Blei waren die Heiden überhaupt sehr begierig, denn mehrere von ihnen hatten Büchsen. Als Umerinek uns später einmal den Dienst erweisen sollte, etwas von unserer Ladung in sein Boot zu nehmen, griff er ohne weiteres nach einer Kiste, welche, wie er wußte, Munition enthielt. Diese wollte er lieber als alle anderen Sachen transportiren; hätte er gewußt, daß die Kiste nur Munition für unsere Hinterlader enthielt, dann wäre er vielleicht weniger eifrig gewesen.

Die Weiber dieses Völkchens waren ebenso wie die Männer ihrem Aeußern nach nur wenig eskimoisch. Mehrere derselben hatten blonde Haare, waren überhaupt recht hübsch, vermochten aber doch nicht, unsere Herzen so gefangen zu nehmen, als da wir im Jahre 1883 sie zum ersten Male sahen. Damals erschienen sie uns alle anziehend; so lebhaft wie die Männer sind sie freilich nicht. Außer den Angmagsaliken und Sermiliken lagen auch noch Leute von Umivik, südlich von Angmagsalik und Sermilik, bei Anoritok; diese bildeten gleichsam einen Uebergang zu der Navfalik'schen Rasse. Die ganze Schaar, 27 an der Zahl, entschloß sich, uns zu folgen und versprach, uns, sobald als möglich einzuholen, da sie zur sofortigen Mitreise noch nicht vollständig gerüstet waren. Einige von ihnen sollten die Kajaks noch überziehen, andere die Wurfwaffen in Ordnung bringen u. s. w.; dies wurde nun mit ganzer Kraft in Angriff genommen, denn es war doch zu interessant für sie, mit den „Havdlunaken“ in Gesellschaft zu sein. Außerdem rechneten sie wohl darauf, daß immer ein wenig für sie abfallen würde, sei es ein buntes Taschentuch, ein wenig Tabak oder eine Pfeilspitze.

Am 4. Juli Morgens verließen wir Anoritok und erreichten zur Mittagszeit das an der Südseite der Mündung eines ziemlich großen, eisgefüllten Fjordes belegene Inugsuit. Das Eis lag an diesem Tage ziemlich dicht, aber unser braver Navfalik mit seinem kleinen von Menschen, Hunden, Zelten und anderen Besitzstücken überfüllten Boote war immer an der Spitze und bahnte den Weg. Es war interessant, seine Gestalt jeden Augenblick bei den Durchlässen zwischen den Eisschollen vorbeipassiren zu sehen, wie er hinten in seinem Boote, mit einem großen geschnitzten Knochenschirm vor den Augen, dastand und nach Oeffnungen in dem Eise spähte. Unsere Leute hatten volles Vertrauen zu ihm, das er auch niemals getäuscht hat.

Bei Inugsuit trafen wir wieder Eingeborene; diesmal waren es Leute, welche Navfalik näher standen, sein Schwager Okaluatak (Er, der viel spricht) und ein anderer Mann Namens Kualia. Jeder hatte sein Zelt und sein Frauenboot; zusammen waren es 32 Seelen. Der „Aeltester“ genannte Führer, Okaluatak, war bei unserer Ankunft auf einer Fangreise begriffen. Als uns mitgetheilt wurde, daß bei den Vorgebirgen Kap Rantzau und Kap Adelaer, welche wir jetzt passiren sollten, das Eis ganz auf dem Lande liege, entluden wir unsere Boote und schlugen die Zelte auf. Am Abend kam Okaluatak, ein hoher, breitschulteriger Mann mit etwas barschem Aussehen, großen rollenden Augen, doch im Uebrigen gewiß ganz harmlos, von seinem Fange zurück; ich war unten am Strande, als ihn Navfalik empfing. Wie komisch auch der Empfang wirkte, so war trotzdem doch etwas Imponirendes dabei, und ich hielt mich unwillkürlich in einiger Entfernung, um durch keine Miene diese beiden ostgrönländischen „Patricier“ bei ihrer ceremoniösen Begrüßung zu beleidigen.

Als Okaluatak sein Kajak verlassen hatte, was natürlich geschah, bevor von einem „guten Tag“ die Rede war (welcher Gruß ihnen übrigens gar nicht bekannt ist), wanderte er mit Navfalik zum Zeltlager hinauf, und bevor ein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde, zogen beide ein mächtiges Schnupftabakshorn hervor; ein gegenseitiger Austausch der Schnupftabakshörner fand statt, und aufgestellt in den denkbar martialischsten Stellungen und mit dem größesten Ernste, ließen sie die Hörner von dem einen Nasenflügel zum anderen wandern. Diese Vorstellung dauerte so lange, bis diesen stattlichen Fängern die Thränen über die

Wangen rollten. Dann wurden die Hörner wieder zurückgegeben und nun erst begann die Unterhaltung, welche übrigens beiderseits mit nicht besonderer Lebhaftigkeit geführt wurde. Die Grönländer sind im Ganzen genommen wunderliche Menschen; die Ruhe und die Gleichgiltigkeit, womit sie ihre liebsten Verwandten und Freunde begrüßen, ist für uns Europäer geradezu verletzend, denn wenn es auch nicht die Liebe zu einander ist, so giebt doch die Neugierde bei einem solchen Wiedersehen Veranlassung, über eine Menge Dinge zu sprechen, und in diesem Falle, wo sich Navfalik und Okalnatak wiedersahen, war doch eigentlich Grund genug für den letzteren vorhanden, neugierig zu sein, denn es ereignet sich ja nicht jeden Tag, daß Okalnatak von drei Kopenhagenern und einem Norweger empfangen wird, wenn er am Abend vom Fange heimkehrt. Man kann manchmal fast ärgerlich auf die Grönländer werden wegen der außerordentlichen Ruhe, mit welcher sie Alles hinnehmen. Viel davon ist sicher Komödie, aber sie sind von Jugend auf dazu erzogen, ihren Gefühlen so wenig als möglich Ausdruck zu geben.

Nun, Okalnatak wollte auch mit uns reisen. Wir blieben am nächsten Tage noch in Inugsuit, trockneten unsere Boote und ließen das Eis sich noch etwas mehr zerstreuen. Die Anerotoken stießen mit zwei Frauenbooten zu uns und so waren wir nun bei Inugsuit nicht weniger als 119 Personen, welche alle einen und denselben Weg nordwärts verfolgten. Diese 119 Personen vertheilten sich auf 37 Westländer und Europäer und 82 Ostländer. Letztere bestanden wieder aus 17 Männern, 34 Weibern, 11 Knaben und 20 Mädchen, und endlich gehörten zu ihnen noch 10 bis 12 mehr oder weniger bissige, wolfsähnliche Hunde, welche vom Morgen bis zum Abend ein Heulkonzert (bellen können sie nicht) veranstalteten. Diese Hunde wurden von ihren Herren wegen ihrer räuberischen Gewohnheiten mit Steinen und Fußtritten oft recht grausam behandelt. Hansêrák hielt an diesem Abende einen außerordentlich feierlichen Gottesdienst für alle Heiden ab. Es war wirklich etwas Stimmungsvolles über das Ganze ausgebreitet, das selbst den verstocktesten Sünder ergreifen mußte; die Heiden lauschten denn auch dem Psalmengesange ihrer christlichen Landsleute wie der Rede Hansêrák's mit einer Andacht und einem Ernste, die nur der begreifen kann, der etwas Aehnliches gesehen hat. Diese Versammlung wilder, wettergebräunter Menschen, welche in täglichem Kampfe mit den Elementen lebten, gewährte einen wunderbaren Anblick, als Hansêrák seine milden und friedfertigen Worte an sie richtete, und, als er zum Schlusse dieselben fragte, ob sie ihn gerne wieder hören würden, erhielt er von Allen ein einstimmiges Ja. Es ist freilich ein niederdrückender Gedanke für uns Europäer, daß die Lehre, welche diesen Menschen nun zum ersten Male gepredigt wurde, mit die Ursache dazu sein wird, daß die Ostländer ebenso verarmen, wie die Westländer! Denn, werden erst Missionsstationen an der Ostküste eingerichtet, dann folgt jedenfalls auch der Handel — und dieser ruinirt die Leute. Es wäre zu wünschen, daß sich in Dänemark Leute fänden, welche ihre guten Pfründen mit den Klippen Ostgrönlands vertauschen und zugleich einsehen möchten, daß der Verkünder des Christenthums sich dazu bequemen muß, der Handelsboutiquen zu entbehren und sich an Seehundsfleisch und Speck zu gewöhnen.

Am Morgen des 6. Juli verließen wir Inugsuit. Wir hofften noch an demselben Tage den Eisgletscher Puisortok zu passiren, diesen von den Heiden so viel erwähnten „gefährlichen" Punkt an der Küste. Leider war dies nicht der Wille des Geschicks. Um 12 Uhr erreichten wir die Spitze von Kap Adelaer. Navfalik bestieg das Gebirge, um sich über die Eisverhältnisse zu orientiren; er brachte die Nachricht, daß nördlich vom Kap Adelaer das Eis überall dicht zusammengepackt liege. Diese Kunde kam uns nicht ganz unerwartet, denn je weiter wir vorwärts kamen, desto dichter war das Eis geworden. Um das Kap mußten wir aber herum, denn wo wir uns befanden, war nichts anderes als die steilen Klippen, und auf diesen konnten wir unsere Zelte nicht aufschlagen. Wir erreichten nun einen Platz, Karraakornak, belegen zwischen Kap Rantzau und Kap Adelaer. Die Oertlichkeit hatte eine unheimliche Vergangenheit; an diesem Punkte nämlich war es, wo Graah sich genöthigt sah, die Hälfte seiner Besatzung heimzusenden und als einziger Europäer mit den Grönländern weiter zu gehen, die ihm treu geblieben waren. Dunkle Ahnungen, die zum Theil in Erfüllung gehen sollten, ergriffen uns deshalb, als wir diesen Ort aufsuchen mußten.

Wir schlugen indessen unsere Zelte auf und richteten uns auf unsere alte Weise ein; rund um uns hatten wir alle unsere 82 Heiden placirt. Da sich das Wetter während der 17 Tage, während welcher wir hier festgebannt waren, schön und gut hielt, so benutzten wir unsere Zeit zu Vermessungen und anderen Untersuchungen. Kap Rantzau und Kap Adelaer wurden von den Vermessern und Naturforschern von allen Seiten bestiegen, und das während dieser langen Einsperrung erreichte Resultat wird gewiß zu seinem Rechte kommen, wenn einmal die Arbeiten der Expedition vollständig bearbeitet werden. Die ersten elf Tage verstrichen, ohne daß wir auch nur ein Murren unter unseren Leuten hörten. Am Tage arbeiteten wir, des Abends spielten wir mit den Grönländern und sahen den wunderlichen Tänzen der Heiden zu; auf diese Weise machten wir den Aufenthalt so interessant als möglich. Die Grönländer hatten in alter Zeit einen Gebrauch, der jetzt leider an der Westküste verloren gegangen ist, doch an der Ostküste noch florirt. Wenn Leute nach langer Winterszeit sich im Sommer auf ihren Reisen begegneten und einander durch allerlei Spiele und Sportübungen an den schönen Sommerabenden erheiterten, dann war der „Trommeltanz" eine der beliebtesten Unterhaltungen. Dieser war (an der Ostküste ist er es noch) indessen nicht nur zur Belustigung allein im Schwange, er repräsentirte auch das einzige eigentliche grönländische „Gerichtsverfahren". Wenn die Grönländer Zwistigkeiten unter einander hatten, oder wenn der eine sich von dem anderen übervortheilt oder gekränkt fühlte, dann wurde alles im Trommeltanze ausgeglichen und dies auf die Weise, daß der Gegner zum Takte der Trommel (ein Holzring mit einem Felle überspannt) und unter den wunderbarsten Tänzen einander „ansangen". Die Streitenden verfaßten entweder im Voraus die Schmählieder, welche sie über ihre Gegner zu singen gedachten, oder improvisirten auch solche, und die in einem Kreise um die Streitenden versammelte Menge urtheilte dann, wer Recht habe. Hauptsächlich galt es in dem Schmähliede, alle Schwächen des Gegners hervorzuheben, so daß dieser gründlich lächerlich gemacht wurde; dann war man sicher, das Urtheil der Menge für sich zu gewinnen, denn in den Augen der Grönländer giebt es nichts Schlimmeres, als lächerlich gemacht zu werden. Der Tanz des Singenden ist mit das Wunderlichste, was ich je von einem Menschen habe ausführen sehen. Er wendet und dreht sich, schneidet die furchtbarsten Gesichter, lacht und weint, schnappt nach Luft und seufzt, brüllt wie ein Bär und springt umher, bald aufrecht, bald ganz zusammengekauert, während er fortgesetzt sein Gedicht nach einer monotonen,

näselnden Melodie vorträgt. Die Menge steht oder sitzt still im Kreise und singt einen Refrain „eia eia eia â“. Hiermit können sie fortfahren bis in die sinkende Nacht, ohne jemals des Spieles überdrüssig zu werden. Nach der Aussage Umerinek's war natürlicher Weise der hier producirte Trommeltanz gar nichts gegen das, was in seiner Heimath Angmagsalik geleistet werde. Lieutenant Holm und Kandidat Knutzen werden hoffentlich berichten können, ob Umerinek übertrieben hat oder nicht. Auch einen anderen Gebrauch unter den den Ostländern eigenthümlichen Ceremonien hatten wir zu beobachten Gelegenheit: die Verheirathung eines jungen Mannes mit einem Mädchen. Die Mädchen dürfen durchaus nicht merken lassen, daß sie sich gern verheirathen wollen. Nach gutem altem Brauche soll das Ganze so aussehen, als wenn das Mädchen vom Manne geraubt werde. Unter ihrem Geschrei und Geheul zieht er mit ihr davon nach seinem Zelte oder seinem Hause. Während mehrerer Tage fühlt sie sich noch höchst unglücklich, nach und nach findet sie sich jedoch in ihr Geschick, bis sie sich endlich ganz wohl befindet. Die Ceremonie besteht also nur darin, daß er sie halb mit Gewalt nach seinem Heim schafft; dann sind sie Mann und Frau. Das so geknüpfte Verhältniß ist aber auch freilich kein besonders festes; so hatte z. B. ein junger Mann unter unseren Reisegenossen seine erste Frau verabschiedet und eine zweite genommen, weil letztere hübscher war. Beide Weiber gehörten zu unserer Besatzung, und zu leugnen war es nicht, daß der junge Mann einen guten Geschmack hatte, denn seine zweite Frau, die kleine Kasianguak, war das feinste und zierlichste Geschöpf, das man sich denken konnte.

Das junge Mädchen in Cambodja.

Es ist für den fremden Beobachter sehr schwer, um nicht zu sagen unmöglich, aus eigener Erfahrung über einen Gegenstand zu berichten, der dem Familienleben eines Volkes so nahe steht, der dem Fremden im Allgemeinen so verborgen gehalten wird, wie der in der Ueberschrift genannte; können doch selbst Eingeborene, welche einer Familie ferne stehen, dem jungen Mädchen nur ausnahmsweise näher treten und sehen dieselben eigentlich nur bei den Festen in der Pagode. Der Reisende sieht sie, wenn er sich Mühe giebt, zur Quelle gehen, ein Tuch über den Kopf geworfen, das ihre Züge halb verdeckt und aus dem kaum ein dunkles Augenpaar hervorleuchtet; aber wenn sie in der Ferne einen Europäer sehen, entfliehen sie in aller Eile und sputen sich, das schützende Dach zu erreichen, um so schnell wie möglich im Innern des Hauses zu verschwinden, von wo sie, so lange der Fremde in der Nähe weilt, Nichts hervorzulocken im Stande wäre.

Das Gesetz und die Sitte schützen und strafen das junge Mädchen zu gleicher Zeit. Uneheliche Kinder sind beinahe unbekannt; allerdings ist der Gebrauch verschiedener Abortivmittel verbreitet, und wenn Verlobte der Zukunft vorgreifen, so kann die Frucht eines solchen Vergessens nicht unehelich genannt werden. Ein gefallenes Mädchen könnte dem Verführer das Leben recht unangenehm machen und ein ländlicher Don Juan wäre hier etwas Undenkbares; wenn er das Mädchen verließe, würde er gezwungen sein, auch das Land zu verlassen.

E. Aymonier („Cochinchine. Excursions et reconnaissances“, Nr. 16), dem wir beim Niederschreiben dieser Zeilen folgen, wurde während seiner längeren Reisen in Cambodja von verschiedenen jungen Männern begleitet, mit denen er durch längeres Zusammensein auf so vertrautem Fuße stand, daß er sie hinsichtlich ihrer Liebesabenteuer befragen konnte. Mit Ausnahme von Siem Réap und von Battambang, wo die Verderbtheit der Sitten durch die starke Anhäufung der Bevölkerung immer größer wird, konnte sich keiner der jungen Leute einer Eroberung rühmen (oder wollte nicht davon sprechen?); nur von wenig anderen Ländern würde man wohl dasselbe sagen können. Uebrigens wird sich aus dem Folgenden ergeben, daß man hier nicht nur an wirkliche Tugend, sondern mehr noch an die seit Jahrhunderten unverändert gebliebenen Sitten und Gewohnheiten zu denken hat, welche starre Schranken um das weibliche Geschlecht hinziehen. Man sollte es wenigstens glauben, wenn man folgende Sprichwörter hört: „Die Sremâ (eine Frucht) ist nie reif, ein junges Mädchen nie aufrichtig, das Steuerruder nie in der Mitte und der Quai nie geräuschlos“; oder: „Vertraue dich nicht dem Himmel, nicht den Sternen an, nicht dem jungen Mädchen, welches sagt, daß sie keinen Liebhaber besitze, nicht der Mutter, welche sich rühmt, daß sie Niemandem etwas schuldig ist.“

Die kleinen Mädchen, welche noch nicht mannbar, werden Prohmacarey genannt; es würde ein Sakrileg sein, ein solches zu mißbrauchen, da man sie als Gattinnen Prah En's (Indra's) betrachtet.

Während der auf diese Periode folgenden Zeit der Zurückgezogenheit (Molop, der Schatten) heißen sie „Gattinnen des Rea“ (Ravana), und auch während dieser Zeit würde es eine große Sünde sein, sie zu verführen. Wenn sie aus dieser Zurückgezogenheit hervortreten, werden sie Frauen von Männern, die dem Menschengeschlecht angehören, und von diesem Augenblick an sind die Fleischessünden wenigstens natürlich.

Von der Mannbarkeit bis zu ihrer Verheirathung (und wenn sie nicht heirathen, bis zum 25. Jahre) werden sie Kremom genannt, später sau ké, ein aus dem Spanischen kommender Ausdruck, der „alte Jungfer“ bedeutet; der Name Kremom bleibt übrigens der Neuvermählten bis zur Geburt des ersten Kindes.

Von dem Tage an, wo das erste Zeichen der Mannbarkeit erscheint, wird das junge Mädchen also Kremom, sie muß sich zurückziehen, in den Schatten eintreten (chaul molop). An demselben Abend noch befestigen die Eltern Baumwollenfäden um das Handgelenk und bereiten ein vollständiges sam nên (Opfer) für die Ahnen, bestehend in Speisen, Kerzen, Räucherwerk. Das Ereigniß wird den Verstorbenen förmlich kund gethan: „Unsere Tochter wird mannbar, wir lassen sie in den Schatten eintreten; schenkt ihr eure Gunst.“ An demselben Tage pflanzen sie eine Banane von der unter zwei Namen, chék chvéa oder mahatlan bekannten Sorte, deren Früchte nur für das junge Mädchen bestimmt sind, oder von ihm an die Bonzen geschickt werden.

Die von den Eltern dem Mädchen für die Zeit der Zurückgezogenheit gegebenen Regeln lauten: „Laß dich vor keinem fremden Manne sehen; schau keinen Mann, selbst

nicht verstohlener Weise, an; nimm, ebenso wie die Bonzen, deine Nahrung nur zwischen Sonnenaufgang und Mittag; iß nur Reis, Salz, Kokosnuß, Erbsen, Sesam und Früchte, enthalte dich von Fisch und jeglichem Fleisch. Bade dich nur, wenn die Nacht eingetreten ist, zu einer Stunde, wenn man die Menschen nicht mehr erkennt, damit du von keinem lebenden Wesen gesehen wirst.“ Ueberhaupt darf das Mädchen nicht allein baden, sie wird von ihren Schwestern oder anderen Verwandten begleitet. Sie arbeitet nur im Hause, geht nirgendwo hin, nicht einmal nach der Pagode.

Je nach der Lebensstellung und dem Vermögen der Familie ist diese Zurückgezogenheit von längerer oder kürzerer Dauer, sie währt einige Monate bis zu mehreren Jahren; arme Leute beobachten sie wenigstens drei bis fünf Tage lang. Diese Zurückgezogenheit wird während der Finsterniß unterbrochen; dann steckt das junge, „im Schatten“ befindliche Mädchen ebenso wie die schwangere Frau, ein Betelmesser, den Behälter für den zum Betelkauen nöthigen Kalk in die von den Falten des Languti (Schurz) gebildete Tasche; es zündet Lichter und Räucherkerzen an und geht weg, um Rahu (das Ungeheuer, welches die Finsterniß entstehen läßt, indem es die Sterne zwischen den Zähnen schüttelt) anzubeten, auf daß es sein Flehen um Glück erhöre. Darauf kehrt es wieder „in den Schatten“ zurück. Arme Leute, welche keine Mittel besitzen, um Kerzen und Räucherwerk zu bezahlen, lassen das Mädchen, welches hingeht, um Rahu zu verehren, wenigstens die schönsten Kleider anlegen und benutzen diese Gelegenheit, um die Tochter, welche gewissermaßen Rahu zum Herrn annimmt, aus der Zurückgezogenheit hervortreten zu lassen. Wohlgestellte Leute erwarten eine günstige Gelegenheit besonders im Januar, Februar oder Mai, um die Ceremonie des Austritts aus dem Schatten zu begehen. Die Bonzen werden gebeten zu erscheinen und ihre Gebete zu wiederholen; das junge Mädchen wird sich vor ihnen in den Staub werfen. Nachbarn und Freunde werden gebeten, dem Feste beizuwohnen.

Manchmal werden auch die Zähne des Mädchens dabei gefärbt, anstatt damit bis zur Heirath zu warten. Ebenso wird bei den jungen Männern diese Ceremonie entweder bei der Aufnahme in die Religionsgemeinschaft oder bei der Heirath, bei allen jedoch nur einmal vorgenommen. Wenn bei keinem der beiden Gatten die Handlung früher vorgenommen worden ist, findet die doppelte Feierlichkeit in der den Ceremonien des dritten Tages der Hochzeit vorangehenden Nacht statt, in dem eigenen Hause für die Neuvermählte, für den Gatten in dem neben demselben errichteten Schuppen. Das Verfahren, welches hinsichtlich des jungen Mädchens beobachtet wird, ist folgendes:

Ein Achar (ein weiser Mann) breitet ein Stück weißen Baumwollenzeuges aus, legt acht Strohhalme in der Richtung der Himmelsgegenden auf dasselbe, nimmt einen aus einer Kokosnuß verfertigten Napf und ein Weberschiffchen. Dann geht er in die Scheune, nimmt dort ebensoviel Mal Paddie (oder ungedroschenen Reis), als das Mädchen Jahre zählt, und schüttet denselben auf das Zeug; wenn das Mädchen also fünfzehn Jahre zählt, füllt er fünfzehnmal den Napf und fünfzehnmal das Schiffchen. In diesen Haufen Paddie versteckt er den Napf, das Schiffchen, einen Bronzebecher und ein kleines Metallschiff; darüber hin macht er den Paddie gleich und bedeckt ihn mit den Zipfeln des weißen Baumwollenzeuges. Alles dies muß in Abwesenheit des jungen Mädchens geschehen, das danach eingeladen wird, auf diesem gleichgemachten Paddie während der weiteren Dauer der Feierlichkeit Platz zu nehmen.

Der Achar murmelt nun Formeln, die den Zähnen Glück bringen sollen. Ein altes Paar, am liebsten Mann und Frau, stampft Lack in einem kleinen Mörser, während sieben Knaben, welche Bananenzweige mit Früchten in der Hand halten, mit denen sie das Stampfen im Mörser nachahmen, dabei folgende Worte singen: „Großvater Kuhê, Großmutter Kuhê, stampft den Lack gut, damit er an den Zähnen hängen bleibt.“ Jedesmal, wenn das Wort bok — stampfen — gesungen wird, lassen der Mann und die Frau die Stampfer im Takt niederfallen. Wenn der Gesang so oft, wie die Sitte es will, wiederholt ist, hören die Knaben auf, während die alten Leute mit Stampfen fortfahren; endlich wird der Lack durch ein Stück Musselin gesiebt, um nur das feinste Pulver zu gebrauchen. Man schneidet ein Blatt der Kokospalme nach der Form des menschlichen Gebisses und umgiebt dieses Blatt mit ein wenig ausgefasertem Baumwollenzeug, welches vorher in den Lack eingetaucht ist. Der Ta Kuhê bietet dieses Packet dem jungen Mädchen an, welches es auf die Zähne legt und bis zum Morgen auf denselben liegen läßt. Es darf nur in Pisangblätter spucken, welche in Form eines Spucknapfes zusammengenäht sind. Hierauf fangen die sieben Knaben ihren Umzug aufs Neue an. Um Mitternacht folgt dann die Beschwörung der Waldgeister. Bei dem Hahnenschrei gehen die sieben Theilnehmer an der Procession, welche jetzt mit dem Beinamen Sêh (Pferde) bezeichnet werden, nachdem sie vorher noch einige vom Ta Kuhê hergesagte Poesien angehört haben, in die Nachbarschaft, um Jagd auf die Hühner und Enten der Eingeladenen zu machen. Bei Tagesanbruch geht das junge Mädchen aus dem Hause und betet die aufgehende Sonne an, indem es sich dreimal in den Staub wirft. Nach langer und sorgfältiger Vorbereitung macht der Ta Kuhê die Bewegung, als ob er ihr die Zähne mit Hammerschlägen entfernen wollte, und bestreicht sie mit einem an Ort und Stelle bereiteten Ruß.

Das junge Mädchen wirft sich hierauf dreimal vor einem kleinen, in drei Etagen aufgeführten Altar nieder, auf welchem die bei häuslichen Festlichkeiten gewöhnlich gebrauchten Gegenstände aufgestellt sind, und kehrt dann ins Haus zurück. Bei allen diesen Feierlichkeiten muß es mit einem Haarwulst geschmückt sein, und wenn es aus irgend einem Grunde, wie Neuralgie, Kopfschmerzen oder in Folge seiner Geschmacksrichtung für gewöhnlich kurzes Haar trägt, wie dies in Cambodja gebräuchlich ist, muß es sich mit falschen Zöpfen schmücken. Auch hat man in jedem Hause einen oder mehrere Chignons, abgelegte Waare der Bewohner, die man oft nöthig hat.

Kürzere Mittheilungen.

Ein Besuch der Königreiche Coba und Kabitai.

Im Juniheft der Annalen der Hydrographie wird ein Bericht über den Besuch mitgetheilt, welchen Korvetten-Kapitän Chüden mit der „Ariadne" den in der Ueberschrift genannten Königreichen auf der Westküste von Afrika im December 1884 und Januar 1885 abgestattet hat. Wir entnehmen diesem Aufsatze folgende Notizen: Am 2. Januar wurde der König von Kabitai Alchaly-Bangali in seinem Dorfe Fatia besucht, wo gegen 6 Uhr unter dreimaligem Hoch auf den Kaiser die deutsche Kriegsflagge gehißt wurde. Am Abend wurden große Tänze aufgeführt, bei denen sich ein hier und in der Nachbarschaft berühmter Tänzer Surri Beli besonders auszeichnete. Die jungen Mädchen des Dorfes betheiligten sich zahlreich bei dem Vergnügen. Am 5. Januar kamen drei Abgesandte des Königs von Coba an Bord, welche zu einem Besuche in Taboria, der an der südlichsten Mündung des Rio Ponga nicht weit von der Küste gelegenen Hauptstadt des Landes, einluden. Die Gesandten, mit Büchse und Säbel bewaffnete Leute, hatten einen intelligenten sowohl wie kriegerischen Eindruck gemacht und dem Exerciren mit großem Interesse beigewohnt, namentlich hatte das Abfeuern von zwei Breitseiten seine Wirkung auf sie nicht verfehlt. Am 6. stattete der Kommandant der „Ariadne" seinen Besuch ab; der sandige Strand war mit zahlreichen Oelpalmen bewachsen, etwa zwei Meilen von der Mündung lag Taboria in einem Palmenwalde; hinter dem Dorfe erhoben sich mächtige Baumwollenbäume. An der Landungsstelle wurde Kapitän Chüden von einer großen Volksmenge begrüßt; die Männer waren alle bewaffnet. Der Ausrufer oder Sänger des Königs feierte die Ankunft durch ein laut gesungenes Lied; nach einer Stunde wurde der Besuch zum Könige geleitet, auch auf dem Wege erschallte der Gesang des dem Zuge vorausschreitenden Hofsängers. In der Berathungshalle warteten über 100 bewaffnete Häuptlinge und Krieger. Die Thüren wurden geschlossen und darauf trat der König aus dem Inneren der großen Hütte; er war vollständig bekleidet, trug einen Hut auf dem Kopfe, in einer Hand einen Revolver, in der anderen einen Sonnenschirm. Am 7. Januar wurden die gewöhnlichen Geschenke mit dem König ausgetauscht und darauf die Rückreise an Bord angetreten.

Beide Länder haben den Vorzug, daß sie von See aus leicht zugänglich sind; sie beherrschen vor allem die Mündung des Brameya-Flusses und liegen dem ausgedehnten Berglande, welches die Quellen des Senegal und Niger enthält, erheblich näher als irgend eine französische oder englische Kolonie. Nach einer vorsichtigen Schätzung wird die Größe von Coba auf etwa 12, die von Kabitai auf mindestens 30 deutsche Quadratmeilen angegeben. Das Gebiet von Kabitai erhält durch die Höhenzüge des Kakulimah (910 m) und Sumba (520 m) und andere kleine Erhebungen den Charakter eines Gebirgslandes. Die Abhänge sind mit Gummibäumen bewachsen. In den Ebenen führen die Karawanenwege durch $4^1/_2$ m hohes, schilfartiges Gras, welches ab und zu durch Gruppen von Oelpalmen und dem unserer jungen Eiche täuschend ähnlich sehenden Mene-Baum, welcher auch eine Oelfrucht tragen soll, unterbrochen wird. Die Dörfer liegen gewöhnlich an Wasserläufen, die recht zahlreich zu sein scheinen, und sind stets von Weitem schon durch die Baumwoll- und Mangobäume zu erkennen; Bananen, Papayafrüchte und Orangen wurden überall gezogen.

Das Land scheint für Plantagenbau, Zucker, Kaffee, Baumwolle, Tabak sehr geeignet; Reis, das Hauptnahrungsmittel, wird nicht genügend im Lande gebaut. Baumwolle, Tabak und Kaffee wurden wildwachsend gefunden. An den Mündungen der Flüsse werden, soweit Ebbe und Fluth merklich sind, alle Europäer vom Fieber belästigt werden, das Innere dagegen scheint gesund, im Nothfall kann man nach den Höhen sich zurückziehen. Die Bevölkerung gehört zum Susustamm, ist gutmüthig und nicht allzu faul; die Religion ist die mohammedanische.

Das Königreich Coba ist durchaus flach und macht den Eindruck eines Palmenhains; die Oelpalmen sind sehr zahlreich. Bei der Landungsstelle in Taboria lag eines der größten, aus einem Stamme bearbeiteten Kanoes, welches Korvetten-Kapitän Chüden je gesehen; es war 11 m lang, 1,4 m breit und 1,2 m tief. Die mit Schießscharten versehene Festung des Königs, die in Lehm ausgeführten Verzierungen an einzelnen Hütten, die Thatsache, daß jeder Mann mit Gewehr und Säbel, sowie mit guter Kleidung versehen ist, dürften zu dem Schlusse führen, daß das hiesige Volk, welches dem Bagas-Stamme angehört, hervorragend kriegerische Neigungen hat und reich ist.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach dem zwischen dem Deutschen Reiche und dem Norddeutschen Lloyd in Bremen abgeschlossenen Vertrage verpflichtet sich letzterer auf 15 hinter einander folgende Jahre zur Einrichtung und Unterhaltung folgender Postdampfschiffslinien: A. Für den Verkehr mit Ostasien: 1) Eine Linie von Bremerhaven nach China, und zwar über Vliessingen, Port Said, Suez, Aden, Colombo, Singapur, Hongkong nach Shanghai; 2) eine Anschlußlinie von Hongkong über Jokohama, Hiogo, einen Hafen auf Korea, dessen Wahl der Genehmigung des Reichskanzlers unterliegt, Nagasaki zurück nach Hongkong. B. Für den Verkehr mit Australien: 1) Eine Linie von Bremerhaven nach dem Festlande von Australien, und zwar über Vliessingen, Port Said, Suez, Aden, Tschagos-Inseln, Adelaide, Melbourne bis Sydney: 2) eine Anschlußlinie von Sydney über die Tonga-Inseln nach Apia (Samoa-Inseln) und zurück nach Sydney. C. Eine Zweiglinie von Triest über Brindisi nach Alexandria. Die Weiterführung der Linie B. 1 von Sydney bis Brisbane bleibt dem Norddeutschen Lloyd überlassen, welcher eintretenden Falls auch bezüglich dieser Strecke die im gegenwärtigen Vertrage wegen Beförderung der Post übernommenen Verpflichtungen ohne besondere Vergütung zu erfüllen hat. Im Großen und Ganzen sind die Bedingungen äußerst streng; dem Reichskanzler ist überall das Recht der Aufsicht bezüglich der Billigung des Fahrplanes und seiner Abänderungen, der Fahr-

zeit und der Fahrgeschwindigkeit, der Beförderung der Post sowohl in Bezug auf Passagiere als auf Briefe und Packete eingeräumt. Auf den Dampferlinien nach Ostasien und Australien sind jährlich je 13 Fahrten in jeder Richtung in Zeitabständen von je vier Wochen, auf der Mittelmeerlinie jährlich 26 Fahrten in jeder Richtung zum Anschluß an die Linien nach und von Ostasien und Australien auszuführen. Die Fahrten sind auf der ostasiatischen Hauptlinie mit einer Geschwindigkeit von mindestens 12 Knoten, auf der australischen Hauptlinie von mindestens $11\frac{1}{2}$ Knoten, auf der Mittelmeerlinie von mindestens 12 Knoten auszuführen. Ein Zusammenwirken mit der Reichspostverwaltung für die Beförderung zwischen Alexandria und Suez auf dem Eisenbahnwege ist angeordnet und sind dafür genau Maximalfristen festgesetzt. Die regelmäßigen Fahrten müssen spätestens innerhalb 12 Monaten nach Vollziehung des Vertrages beginnen; die Vergütung, welche der Lloyd aus der Reichskasse erhält, beläuft sich auf 4 400 000 Mark jährlich.

— Von den jüngst bei Orell Füßli und Komp. in Zürich erschienenen „Europäischen Wanderbildern“ (Nr. 77 bis 80 Konstantinopel, Nr. 83 Das Nationaldenkmal am Niederwald, Nr. 87 bis 88 Heidelberg, Nr. 89 bis 91 Locarno und Nr. 92 und 93 Bad Driburg) scheint uns dasjenige über „Locarno und seine Thäler“ von J. Hardmeyer ganz besonderes Lob zu verdienen, weniger wegen der 58 Illustrationen, die so vorzüglich sind wie stets, als weil es auf eine Reihe der wundervollsten Landschaften der Südschweiz hinweist, welche dem Besucher im kommenden Herbste oder Frühjahre die mannigfaltigsten Genüsse verheißen. Beim reisenden Publikum genießt diese reizende Sammlung mit Recht große Beliebtheit.

— Die bulgarische Regierung hat für allmähliche Verbesserung und Vergrößerung des Hafens von Küstendsche die Summe von 21 Millionen Franken bewilligt.

Asien.

— Das Comité des Palestine Exploration Fund in London hat kürzlich eine von Herrn C. Schumacher ausgeführte Aufnahme von circa 200 engl. Quadratmeilen östlich des Sees von Tiberias, der antiken Landschaft Gaulanitis (heute Dscholan), nebst einem Memoir, Inschriften, Rissen, Plänen und Photographien merkwürdiger Punkte, wie eines mit mehreren Hunderten von Dolmen bedeckten Feldes, der merkwürdigen unterirdischen Stadt Dera u. s. w., erhalten und will alles binnen drei bis vier Monaten veröffentlichen.

— Przhewalski meldete am 20. Juni aus Kiria in Chotan (Ostturkestan), daß er während des April und Mai die Gegend zwischen dem Lob-nor und Kiria erforscht habe, daß er an letzterem Platze Vorräthe zurücklasse und im Begriff stehe, in die nahen Berge Tibets vorzudringen, von wo er gegen Ende August nach Kiria und dann nach Rußland zurückkehren wolle (vergl. oben S. 28).

Afrika.

— Die portugiesische Regierung hat mit dem Grafen Oksza einen Vertrag geschlossen behufs Legung eines unterseeischen Kabels, der einerseits vom Senegal, andererseits von der Capverdischen Insel S. Vincente ausgehend sämmtliche portugiesischen Besitzungen an der Westküste Afrikas, Bissao, Bolama, S. Tomé, den Congo, S. Paulo de Loanda, Nuevo Redondo, Benguela und Mossamedes berühren und in Kapstadt endigen soll (vergl. „Globus“, Bd. 46, S. 320). Die Regierung garantirt dem Unternehmer einen jährlichen Ertrag von 42 000 Pfd. St. aus dem telegraphischen Verkehre ihrer Kolonien. Auch England, das Deutsche Reich und Spanien sollen Unterhandlungen behufs Anschluß ihrer westafrikanischen Besitzungen an dieses Kabel begonnen haben.

— Im März d. J. hat Hugo Zöller den bei Klein Batanga (3° 16′ nördl. Br.) im deutschen Kamerun-Gebiete mündenden Batanga- oder Moanja-Fluß etwa 18 Seemeilen stromaufwärts bis zu einem Punkte befahren, wo derselbe über den etwa 10 m hohen Abhang eines terrassenförmigen Plateaus herunterstürzend, aufhört schiffbar zu sein. Seine Beobachtungen nebst Karte veröffentlichte er in Bd. 8, Heft 2 der Deutschen Geographischen Blätter. Es wurde dabei festgestellt, daß der Batanga-Fluß durch den Mepombe-Arm mit dem Edea- oder Molimba-Flusse im Norden, sowie durch den Ndongo-Creek mit dem Lokundje-Flusse im Süden zusammenhänge, daß also das am Südostabhange des Kamerungebirges beginnende Mündungsdelta von Kamerun sich bis zum 3. Grade nördl. Br. erstreckt und demnach außerordentlich viel größer ist, als bisher angenommen wurde. In praktischer Hinsicht andererseits besitzt die Entdeckung einer für Dampfschiffe benutzbaren Wasserstraße, welche in gerader Richtung 18 Seemeilen weit landeinwärts führt, immerhin eine gewisse Bedeutung, was um so mehr ins Gewicht fällt, als von allen sich in das Aestuarium von Kamerun ergießenden Flüssen höchstens noch der Mungo auf eine gleiche oder größere Strecke schiffbar ist. Die Wassermenge des Batanga- (bei den Eingeborenen Moanja-) Flusses dürfte derjenigen des Mungo beinahe gleich kommen, übertrifft dagegen diejenige des Abo oder Wuri ganz bedeutend.

— Durch Vertrag vom 18. April 1885 hat sich der Fürst von Djolof (südöstlich von St. Louis, zu beiden Seiten des 15. Breitengrades) unter französisches Protektorat stellen müssen. Für den Fall, daß Frankreich später seine Bahn St. Louis-Dakar mit dem Posten Bakel am Senegal durch eine Bahn in Verbindung bringen will, verspricht der Burba-Djolof dem allen möglichen Vorschub zu leisten und willigt darein, seinen ältesten Sohn und Thronfolger in St. Louis erziehen zu lassen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Nach einem Telegramme aus Cooktown (Queensland) ist dort der der Neuguinea-Compagnie gehörige Dampfer „Samoa“ angekommen mit Dr. Finsch an Bord, welcher sich nach Europa zurückbegiebt. Die letzte Untersuchungsreise, welche Dr. Finsch vom 5. bis 28. Mai ausführte, erstreckte sich auf den bisher unbekannten Theil der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land von der Astrolabe-Bai bis zur Humboldt-Bai. Es wurden daselbst mehrere gute Häfen und ein schiffbarer Fluß entdeckt. Das Land eignet sich sowohl zum Anbau wie zur Viehzucht. Die Eingeborenen waren freundlich.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVIII.



№ 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

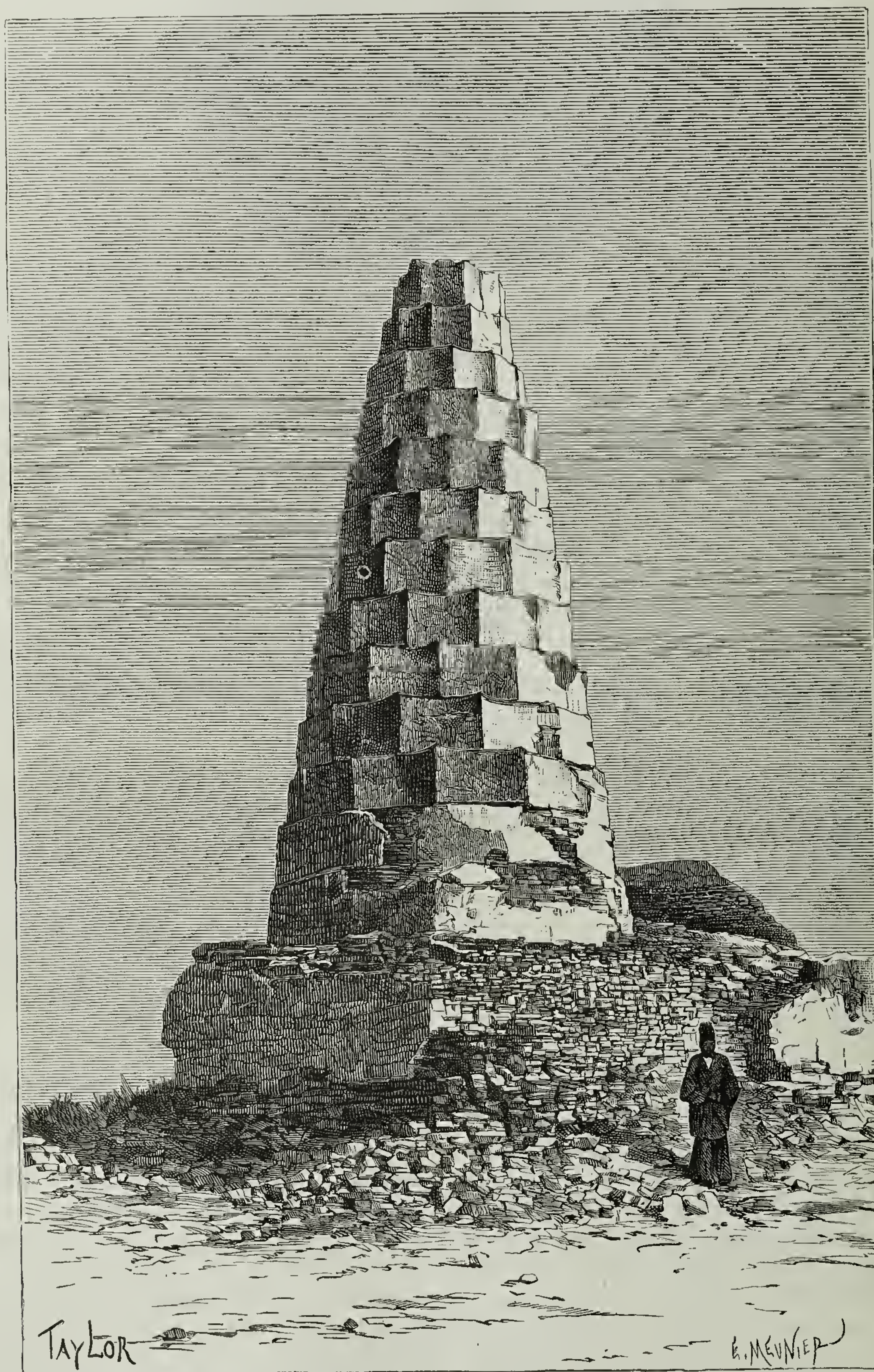
XXVI.

(Die fünf ersten Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Nach zweitägigem Arbeiten des schwarzen Mechanikers war das Dampfboot reisefertig; die Reisenden preßten sich in die enge, niedrige Kajüte, den einzigen Raum des Schiffes, welcher gleichzeitig zum Schlafen, Wohnen und Speisen diente; die Abfahrt wurde auf den Morgen des 25. November festgesetzt, aber erst gegen Sonnenuntergang wurden die Taue gelöst, und es ging rasch stromabwärts nach Mohammerah an der Mündung des Karun, wo die Fluth, welche sich noch mehr als 30 km von da an stromaufwärts fühlbar macht, abgewartet wurde. Die Bemannung bestand aus einem Kapitän, dem Mechaniker, vier gut bewaffneten Soldaten und einem Aufseher. Bald aber sollte es sich zeigen, daß das Dampfschiff seiner Aufgabe nicht gewachsen war: gleich am Morgen des nächsten Tages mußte Halt gemacht und einige schadhafte Stellen am Kessel, welcher in Felieh allzu oberflächlich durchgesehen worden war, ausgebessert werden. Ohne Schutz gegen die brennende Mittagssonne lag man an den verlassenen Ufern des Karun da, während die Mannschaft die Gelegenheit benutzte, um rasch trockenes Gestrüpp zu sammeln, daraus Holzkohlen zu bereiten und damit auf flachen Eisenschalen nach bekannter arabischer Weise dünne Brotfladen zu backen. Erst um 8 Uhr Abends setzte sich der Dampfer wieder in Bewegung; aber schon gegen Mitternacht versagte die Wasserpumpe den Dienst; man war gezwungen, das Wasser mit Töpfen zu schöpfen, dann Feuer zu machen und ein Stück vorwärts zu dampfen, bis der niedrige Wasserstand im Kessel von Neuem dazu zwang, anzuhalten und das alte Spiel von vorn zu beginnen. So kam man mit viel Energie und Geduld stoßweise weiter bis zu einem armseligen Dorfe mit einem dürftigen Palmenhaine, wo man beschloß, behufs einer gründlichen Reparatur längeren Aufenthalt zu nehmen. Drei volle Tage lang war man an diesen langweiligen Ort gebannt. Die Ufer des Karun erheben sich senkrecht über dem Wasser, und dann dehnt sich die Ebene aus, so weit das Auge reicht, flach und einförmig, wie eine holländische Landschaft. Nur Spuren alter Bewässerungskanäle zeugen von der früheren Ertragsfähigkeit des Landes, das jetzt nur spärliche Dornsträucher und Ginerium hervorbringt; wo früher zahllose Dörfer von fleißigen Menschen belebt waren, halten sich jetzt nur Pelikane, wilde Enten und Kraniche auf, die sich über Tags im Dickicht verbergen, aber Morgens und Abends sich herumtummeln und im Flusse fischen. Aber selbst die Zerstreuung, welche die Jagd auf diese Vögel hätte bieten können, blieb den Reisenden versagt; denn abgesehen von den Gefahren, welche von Löwen und Panthern drohte, mußte man mit den herumschweifenden Arabern rechnen. Und die Furcht der Begleitmannschaft vor denselben war offenbar keine geheuchelte; denn während des Tages bezogen die vier Soldaten die Wache am Ufer und suchten die nächste Umgegend nach etwaigen Feinden ab, während man Nachts den Dampfer in der Mitte des Stromes verankerte, um zwischen sich und die Räuber eine schwer zu überschreitende Schranke zu bringen. Als man endlich nach drei Tagen den reparirten Dampfkessel wieder an

seine Stelle brachte, war er noch immer nicht im Stande, das Wasser zu halten, und so ertheilte denn Marcel Dieulafoy schweren Herzens den Befehl zur Umkehr. Man wollte sich vom Strome treiben lassen, denn man besaß weder Ruder, noch Segel, noch Taue; auch die Stelle, an welcher man sich befand, kannte man nicht und war also auch ganz im Unklaren darüber, wie lange Zeit man brauchen würde, um wieder nach Mohammerah zu gelangen.

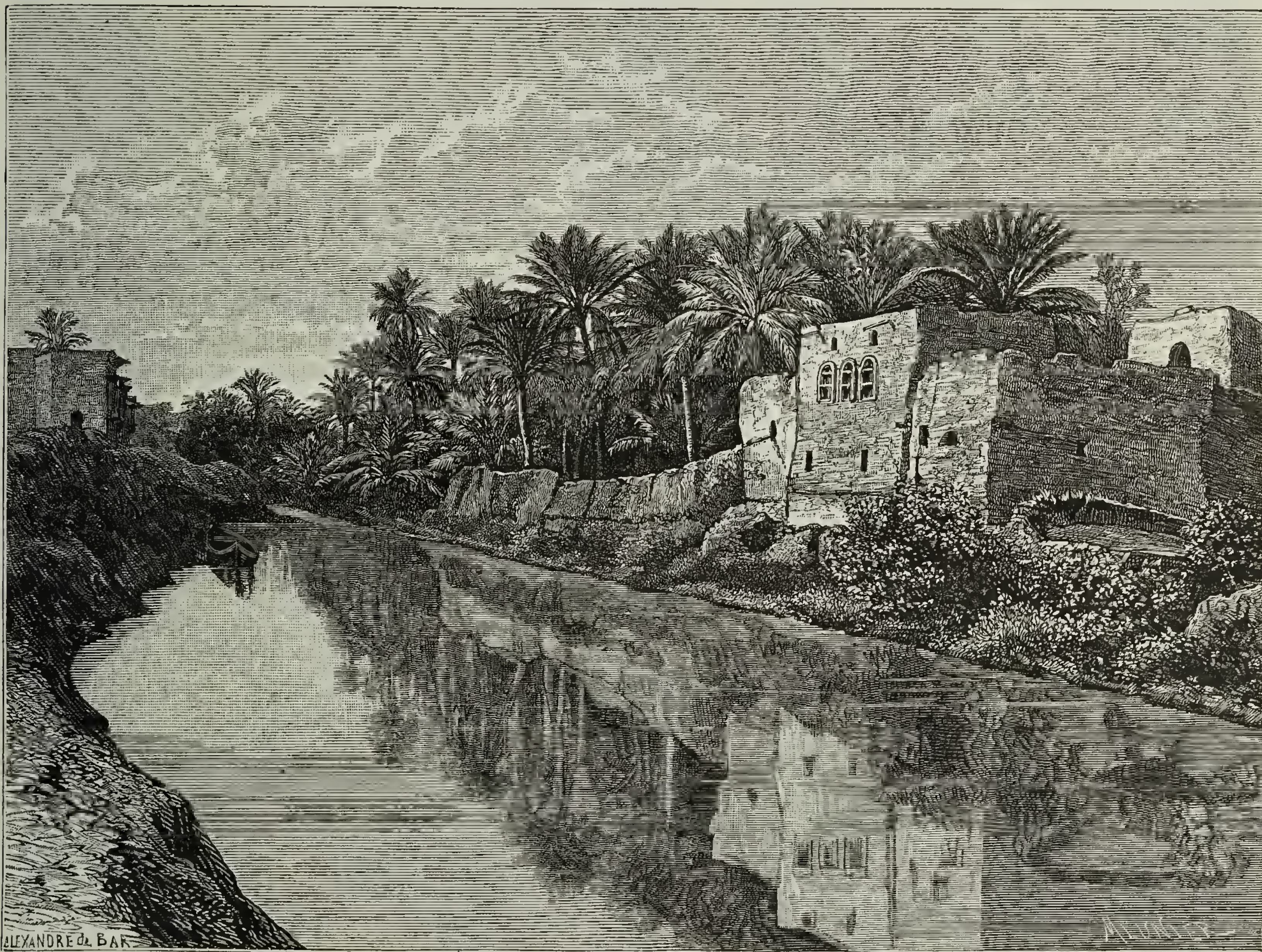
Der 1. December brachte eine kleine Abwechselung: man entdeckte und untersuchte am Ufer des Karun ein interessantes Grabmal, das aber zum Theil verfallen und vollkommen verlassen war. Marcel beschäftigte sich damit, aus einem Leinwandzelt ein Segel herzustellen; als er aber damit fertig war, hatte sich der Wind vollständig gelegt, und zu allem Unglücke gingen nun auch die Lebensmittel zu Ende. Bei Tagesanbruch am 2. December er-



Grabmal am Ufer des Karun.

reichte man endlich Mohammerah, Dank dem glücklichen Umstande, daß der Dampfer von einer mit Getreide beladenen Segelbarke ins Schlepptau genommen wurde. Dort blieb der Dampfer zurück, da es ihm unmöglich war, gegen die Strömung des Tigris anfzukommen, und die Reisenden beschlossen, von der Fahrt auf dem Karun abzustehen, nach Basra und Baghdad zu fahren und von dort aus auf einem anderen Wege nach Susiane zu gelangen. Nun kann man in einem Ruderboote in vier Stunden leicht von Mohammerah aus Basra erreichen; aber dabei ist ein großer Uebelstand zu beachten: unter dem Vorwande, daß in Persien die Pest herrscht, werden alle Reisenden und Provenienzen aus Persien beim Betreten türkischen Gebietes einer zehntägigen Quarantäne unterworfen, und zwar in elenden Strohhütten in sumpfiger Umgebung und bei schlechter Verpflegung, so daß wenige dieses „Lazareth“ ohne Fieber oder sonstige Krankheit verlassen. Dieser Plage wollten die Reisenden natürlich um jeden Preis ent-

gehen, und sie faßten deshalb den Plan, sich am Boden einer kleinen Barke zu verbergen und bei Nacht in den Kanal, der nach Basra hineinführt, einzulaufen, um so den Hafen zu vermeiden, wo die Schiffe sonst ankern, und der mehr als zwei Farsachs von der Stadt entfernt ist. Zwischen Körben voll Datteln und Säcken versteckt, fuhren sie den Schatt-el-Arab hinauf, konnten sich aber dabei doch der reichen Vegetation und der prächtigen Palmenwälder am Ufer erfreuen. Bei jedem Dorfe bemerkten sie Gitterwerk im Flusse; dasselbe ersetzt unsere Fischkästen. Zu gewissen Zeiten des Jahres giebt nämlich der Fischfang hier so reiche Erträge, daß es den Leuten unmöglich ist, alles zu verzehren oder zu verkaufen; sie werfen deshalb die schönsten Exemplare in jene Gitter, wo die Thiere stets frisches Wasser haben und jeden Augenblick zur Verwendung herausgefischt werden können. Wirklich glückte es den Reisenden und ihrem Boote, ungesehen den Sanitätscordon zu durchbrechen, die Gefahr, die von einigen herzukommenden Zollwächtern drohte, durch ein gutes Trinkgeld und kleine Geschenke zu beseitigen und leichteren Herzens in Basra selbst einzufahren. Die Gefahr war vorüber, und nach Herzenslust konnten sie sich bei dem klaren Nachthimmel und hellem Mondscheine an der Fahrt durch die, gewissermaßen an Venedig erinnernde Stadt, an den Gruppen von Palmen, Orangenbäumen, Nil-Akazien und Bananen und den zwischen denselben zerstreuten Häusern erfreuen. Die letzteren erheben sich theils unmittelbar aus dem Wasser, theils sind sie durch einen schmalen Quai von



Innerer Kanal in Basra.

demselben getrennt; vor den Thüren der schönsten Wohnungen schaukeln sich Barken, die noch leichter sind, als die venetianischen Gondeln. Endlich legt das Schiff an; die Reisenden werden über einen, von einer Halle überdeckten Platz geführt, wo große Haufen Getreides von Leuten, die mit Laternen versehen sind, bewacht werden, und finden noch vor Anbruch des Tages im französischen Konsulate gastliche Unterkunft.

Je nachdem man Basra bei Fluth oder bei Ebbe sieht, wähnt man sich in einem Paradiese oder in einem Netze von Kloaken. Als Dieulafoy's am Abende des 4. December ausgingen, lagen die Kanäle trocken; ihr Boden war mit abscheulichem Schlamm und Unrath aller Art bedeckt, auf welchem wie Strandgut die leichten Boote lagen, und ein ekelerregender Gestank stieg gen Himmel und ließ den Reiz der Palmen und Orangen vergessen. Außer diesem Zustande der Kanäle und dem feuchtheißen Klima giebt es noch einen dritten Grund, der die Stadt ungesund macht, und für diesen ist die unverbesserliche Apathie der türkischen Behörden verantwortlich zu machen. Vor etwa 60 Jahren fand oberhalb der Stadt ein Bruch der Tigrisdämme statt, die Gewässer ergossen sich über die Ebene und es entstand ein gewaltiger Sumpf, der alljährlich im Winter durch das Anschwellen des Stromes neuen Zuwachs erhält. Seitdem wüthet das Fieber das ganze Jahr hindurch in Basra und decimirt die Bevölkerung der Stadt und der umliegenden Dörfer.

An Alterthümern bietet Basra nichts; aber der Rei-

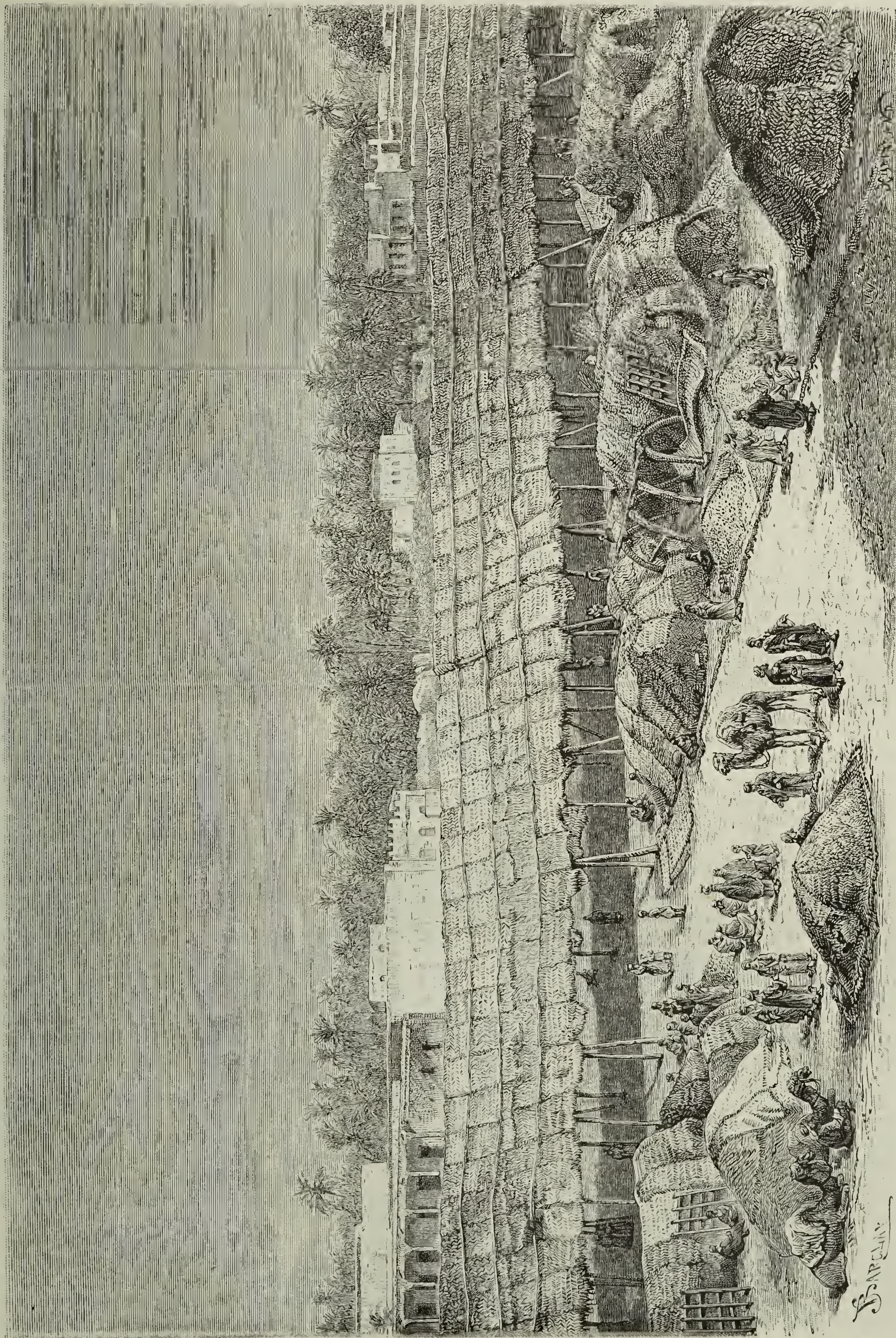
sende findet reichliche Augenweide in den Bazars, die als Gebäude wenig werth, dafür aber von einer bunt gekleideten Menge belebt sind. Die Türkinnen tragen hier die Izza, ein großes Stück mit Gold oder Silber gestreifter Seide von blauer, hellrother, weißer oder gelber Farbe, darunter ein Gazehemd, das mit großen schweren Metallblumen bestickt ist, eine kleine runde Weste und einen schweren Gürtel, der vorn durch zwei goldene, mit Edelsteinen besetzte Halbkreise geschlossen wird. Fast alle Frauen, namentlich die Christinnen, tragen jetzt Schleppröcke nach europäischer Mode und fegen damit die durchweg staubigen Straßen der Stadt. Welcher Religion sie auch angehören mögen, ihr Gesicht bedecken sie auf der Straße stets, sei es mit einem schwarzen Haargeflecht, sei es mit einem buntseidenen Tuche; dafür lassen sie aber mit Stolz ihr blitzendes Geschmeide an Stirn, Brust und Händen sehen. Abscheulich sind ihre blauen oder grünen Schuhe mit kupfernen oder krystallenen Knöpfen, geschmacklose, aber für ihr Ursprungsland charakteristische Erzeugnisse Alt-Englands. Die Männer christlicher Religion haben dagegen die orientalische Tracht vollständig aufgegeben; sie tragen Hosen und kurze Jacken von unbestimmbarer Farbe, die zwischen Gelbgrau und Röthlichviolett schwankt. Wie anders sehen dagegen die Mohammedaner in ihren braunen, mit Gold oder Seide gestreiften Abbas und den großen bunten Kopftüchern aus!

Basra, auf Alluvium von neuer Bildung erbaut, ist keine sehr alte Stadt; sie wurde von Omar kurz nach dem Tode Mohammed's gegründet und erhob sich bald zum Stapelplatze der Produkte von Chaldäa und Mesopotamien. Ihre Geschichte ist zugleich diejenige des Kampfes zwischen der Türkei und Persien; abwechselnd gehörte sie bald dem einen, bald dem anderen Reiche. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fiel sie nach einer dreizehnmonatlichen Belagerung den Persern in die Hände und blieb darin bis zum Ende der Regierung des Wakil. Die Nachfolger Kerim Chan's hatten genug damit zu thun, sich selbst auf dem Throne zu erhalten, und gaben die abgelegene Besitzung ohne Kampf den Osmanen preis. Obwohl sich die Bevölkerung Basras seit jener Zeit um etwa die Hälfte vermindert hat und kaum noch 15 000 Seelen zählt, ist die Stadt dennoch ein wichtiges Handelscentrum geblieben und steht mit Indien in täglichem Verkehre. Zahllose Haufen von Getreide, die unter der Halle des großen Platzes aufgeschüttet sind, zeugen von der Lebhaftigkeit dieses Handels; auch die braunen, süßen, sehr alkoholreichen und sehr geschätzten Datteln bilden einen Hauptreichthum des Landes und werden in sehr biegsamen Körben exportirt, die aus Palmblättern mit Palmbast zusammengenäht werden.



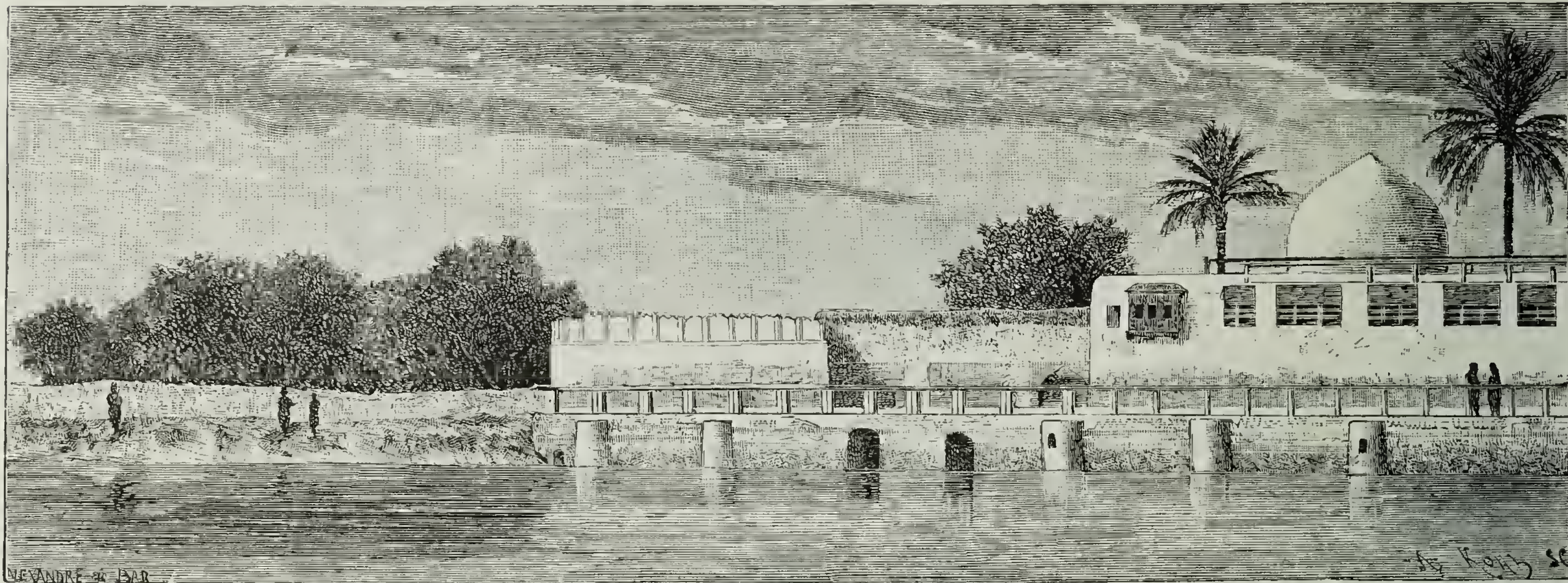
Christin aus Basra.

Zahlreich sind die Religionen, zu denen sich die Bewohner Basras und der Umgebung bekennen, und über welche Dr. Aché, der Arzt des französischen Konsulates, den Reisenden Auskunft gab. Da giebt es Nestorianer, Sunniten, Schiiten, Babis, Wahabiten, Juden, unirte und schismatische Armenier, römische und chaldäische Christen und Subisten, unter denen namentlich letztere, die im Lande selbst Johannes-Christen genannt werden und westlich von Basra sitzen, wegen ihrer Bräuche Interesse erregen. Sie betrachten Johannes den Täufer als den wahren Messias und Jesus Christus nur als dessen Nachfolger, haben weder Tempel noch Altäre und empfangen alle Sakramente, als deren erstes die alljährlich mindestens einmal wiederholte Taufe gilt, im Wasser. Sie haben die Beichte und müssen eine kleine Geldbuße erlegen, ehe sie Absolution empfangen, leben in Monogamie und kennen die Beschneidung nicht. Allwöchentlich segnet der Priester ungesäuertes Brot, bestreut es mit Sesam, verzehrt selbst ein Stück davon und vertheilt den Rest an die Neugetauften. Ihre Unterscheidung zwischen reinen und unreinen Wesen und Gegenständen scheint bis zur Verrücktheit zu gehen. Die Priester sind verheirathet; aber ihre Frauen dürfen die jenen gehörenden Gegenstände nicht berühren, so daß sie ihre Mahlzeiten selbst bereiten müssen. Kein Gläubiger darf Fleisch vom Ochsen, Büffel, Kameel oder der Ziege, die für unrein gelten, genießen, sondern nur vom männlichen Lamme und Hammel, wenn das Thier vom Priester nach gewissen Regeln geschlachtet ist; alle Vegetabilien müssen sorgfältig gewaschen und dürfen nur in Porcellan- oder Kupfergeschirr aufgetragen werden. Bis ins Kleinste geregelt sind die Reinigungen, die nach der Heirath und der Entbindung vorzunehmen sind. Am größten aber ist ihr Grauen vor einem Leichnam. Um sich nicht durch die



Getreidemarkt in Basra.

Berührung eines solchen zu verunreinigen, legen sie jeden sterbenden Verwandten, sobald der Todeskampf eintritt, in die Grube, knien um dieselbe nieder und erwarten schluchzend das Ende, worauf sie ein paar Schaufeln voll Erde auf den Todten werfen. Vierzig Tage später muß dessen Seele vor Gott erscheinen, und während dieser Zeit versammeln sich Verwandte und Freunde des Verstorbenen täglich Morgens und Abends im Trauerhause und verzehren dort ein vom Priester gesegnetes Mahl, das aus Lammfleisch, Fischen und Früchten besteht. Zum Beschlusse muß jeder Anwesende für das Seelenheil des Todten ein Gebet sprechen. Das wäre für die Hinterbliebenen eine



Esra's Grab.

theure Sache, wenn sie nicht von den Theilnehmern der Sitte gemäß Geschenke erhielten. — Von jener Barbarei beim Begräbniß abgesehen, sind die Subisten freundlich und human, intelligent und durchaus rechtschaffen; geschickt sind sie besonders im Bearbeiten der Metalle. Den Ueberredungskünsten und klingenden Gründen der Mosuler Karmeliter und der protestantischen Missionare haben sie bis jetzt zähen Widerstand entgegengesetzt.

Die Reisenden entgingen in Basra ihrem Schicksale nicht, sondern mußten mehrere Tage am Fieber darniederliegen; dann aber eilten sie, dem ungesunden Klima zu entfliehen. Zwischen Basra und Baghdad giebt es zwei Packetbootfahrten; auf der einen von der Londoner Firma Linch eingerichteten Linie geht regelmäßig wöchentlich ein Schiff, das so reinlich ist, wie es eben bei Passagieren, die ihr Essen selbst auf Deck zubereiten, nur möglich ist; die andere steht unter der Verwaltung der türkischen Regierung und befördert monatlich zwei Boote. Auf einem der letzteren, dem um volle acht Tage verspäteten „Mosul", traten die Reisenden am 8. December die Fahrt an. Wie gewöhnlich in der Türkei, werden Officiere und Mannschaften dieser Schiffe sehr unregelmäßig besoldet und sind, um leben zu können, zu kleinen Nebenverdiensten gezwungen, was für die Passagiere nicht immer angenehm ist. So war auf dem „Mosul" das Deck des ersten Platzes mit Körben voll Hühnern bedeckt, welche die Matrosen in Basra gekauft hatten und die sie in Baghdad mit einem Nutzen von einigen Pfennigen wieder verkaufen wollten; und die Officiere, deren Ehrgeiz höher hinauf ging, mußten dabei wohl die Augen zudrücken, da sie selbst den Schiffsraum mit ihren Waaren vollgestopft hatten. Die Fahrt bis Baghdad dauert gewöhnlich 8 bis 10 Tage; aber verlassen kann man sich darauf nicht, denn der launische Fluß wechselt beständig seine Rinne. Fortwährend ändern in Folge der sehr reißenden Strömungen die Sandbänke ihren Platz, und wo heute das Schiff auffährt, war vielleicht vor acht Tagen noch tiefes Wasser. Meist muß sich der Schiffsführer mit dem Senkblei in der Hand seinen Cours suchen, und namentlich im Sommer bei niedrigem Wasserstande ist die Schiffahrt überaus schwierig; dann gehen ganze Tage damit verloren, daß das Schiff aufläuft, wieder abgebracht wird und von Neuem strandet. Wenn es durch Gegendampf nicht flott gemacht werden kann, muß der Kapitän ohne Zaudern die Ladung mit Booten ans Land schaffen und mitunter selbst den Kessel und den Kohlenraum ausleeren lassen; wird aber die Entladung nicht mit Entschlossenheit durchgeführt, so versinkt das Schiff mehr und mehr im Sande und Schlamm und bleibt so lange darin stecken, bis es durch einen Schlepper befreit wird. Matrosen wie Passagiere kennen diese Verhältnisse und zögern deshalb niemals, nach Kräften beim Entladen behülflich zu sein.



Ein Scheich der Schammar.
(Nach einer Photographie.)

Die Fahrt auf dem Tigris ist überaus langweilig; denn seine Ufer sind so hoch, daß man vom Schiffe aus nur sie, nicht aber die angrenzende Ebene erblickt. Einige Stunden hinter Basra passirte man den Zusammenfluß von Euphrat und Tigris und landete am folgenden Morgen

(9. December) in Amarah, einer Stadt von ganz neuer Gründung, welche ihr Aufblühen den Karawanen verdankt, die von Kermanschah und Schuster Indigo und Getreide bringen. Der Dampfer lud dort Hühner und Datteln aus und nahm dafür andere Hühner und Datteln an Bord, eine merkwürdige und unerklärliche Art des Handelsverkehrs. Am 10. December kam der Dampfer zum angeblichen Grabe Esra's, der die Gefangenschaft der Juden in Babylon theilte und dann sein Volk glücklich von dort nach Jerusalem zurückführte. Das Schiff hielt einige Minuten dort, um einige jüdische Pilger an Bord zu nehmen, und diesen kurzen Aufenthalt konnte Mme. Dieulafoy benutzen, um eine Photographie des Bauwerkes aufzunehmen. Dasselbe, von einer Fayencekuppel im persischen Stile der Zeit des Schah Abbas gekrönt, nimmt wahrscheinlich den Platz eines weit älteren Heiligthumes ein, denn der Tradition zufolge fand hierher schon in sehr alter Zeit eine stark besuchte Wallfahrt statt. Heutigen Tages kommen zur Zeit der großen Feste Juden in Menge hierher. Striche man aus dem Budget der Tigris-Schiffahrtsgesellschaften die Einnahmen aus dem Transporte der Pilgrime jeden Glaubens, die zu Grabmälern von Propheten und Imams reisen, so müßten sie allesammt Bankrott machen. Unweit des Esra-Grabes, aber auf dem rechten Ufer des Stromes, hebt sich von der gelben Ebene ein dunkelgrünes Gehölz ab, das von den Eingeborenen heilig gehalten wird. Kein Baum, kein Ast darf dort geschlagen werden; Wächter, die unter Zelten lagern, behüten den Ort und eine kleine Moschee mit dem Grabe Abu Sidra's. Während des Winters dürfen sie abgefallene Zweige verbrennen; aber einen noch grünen heimlich zu brechen, wagen auch sie nicht. Man hat es hier wahrscheinlich mit einem uralt heidnischen, vormohammedanischen Aberglauben zu thun, einer Erinnerung an jene unverletzlichen Haine, in denen die alten Susier ihre Götter verehrten.

Bald darauf strandete der „Mosul" wieder einmal, und Dieulafoy's benutzten den Aufenthalt, um einen in der Nähe unter Zelten aus Ziegenhaar lagernden kleinen Araberstamm zu besuchen. Die wild blickenden Männer trugen Hemden von braungelber oder blauer Leinwand und auf dem Kopfe ein Tuch, das von einer Schnur aus Kameelwolle festgehalten wurde; bewaffnet waren sie mit langen Lanzen. Die Weiber mit ihrer gebräunten Haut und dem männlichen Gebahren wären durch Aussehen oder Tracht nicht von ihren Eheherren zu unterscheiden gewesen, hätten sie nicht in der Nase oder um die Handgelenke zahlreiche Ringe von Silber und Kupfer getragen. Sie gehörten zu dem Stamme der Beni Laam, welche viel Pferdezucht treiben. Südlich von Amarah hausen die Beni Abu Muhammed, die mit Büffeln handeln, und bei Baghdad trifft man Schamar, die mächtigsten Nomaden Babyloniens und die unversöhnlichen Feinde der Türken. Alle diese Stämme leben nebenbei von Räuberei und haben in dieser Hinsicht sich einander nichts vorzuwerfen.

Reiseskizzen aus Columbien.

Von Dr. Alfred Hettner.

III. Quartier und Nahrung.

Nachdem man endlich das Dorf erreicht hat, darf die erste Sorge des Reisenden nicht die eigene Ruhe und Behaglichkeit, sondern muß das Wohl der Thiere sein. Die wichtigste Frage ist: Giebt es einen guten Potrero? und oft muß der Reisende mit einem schlechten Nachtquartier vorlieb nehmen, damit die Thiere in der Nacht sich satt fressen können und am nächsten Tage wieder frisch sind. Nur in wenigen Gegenden ist es Sitte, sie während der Nacht im Stalle zu lassen und ihnen dort Futter vorzuwerfen, meist schickt man sie auf einen eingezäunten Weideplatz (Potrero), wo sie sich nach Herzenslust umherwälzen können und besser von den Strapazen des Weges ausruhen. Hat der Potrero genug Gras, ist er auch nicht zu weit entfernt, und ist er sicher, so daß die Thiere nicht weglaufen können, kann man Futter für dieselben kaufen? das sind die Fragen, welche den Reisenden während der ersten Viertelstunde oder länger beschäftigen. Denn wem an dem guten Zustande seiner Thiere gelegen ist, der giebt ihnen, ehe er sie zur Weide schickt, Gerste und Luzerne, oder Zuckerrohr und Guineagras, je nach dem Klima des Ortes, oder Maiskörner und Kleie zu fressen. Und während sie fressen, sieht man nach, ob sich etwa in den Ohren Garrapatas (Zecken) festgesetzt, oder ob der Sattel oder das Gepäck das Thier irgendwo gedrückt oder wundgerieben haben. Am nächsten Morgen erfordert es immer einen Zeitaufwand von einer halben oder einer ganzen Stunde, bis die Thiere wieder eingefangen und zur Stelle gebracht sind. Man denke sich den Schrecken, wenn es dann plötzlich heißt, sie seien nicht mehr im Potrero. Derselbe war, trotz aller Betheuerungen, doch nicht sicher, und die Thiere, vielleicht mit dem Futter unzufrieden oder auch sich nach der Heimath zurücksehnend, haben den Rückweg angetreten, vielleicht sind sie auch — doch kommt das sehr selten vor — während der Nacht gestohlen worden. Nun gilt es, die Flüchtigen zu verfolgen, und es dauert oft viele Stunden, ja Tage, bis man dieselben wieder eingefangen hat. Aber wenn der Maulthiertreiber sorgsam ist, gehören solche Ereignisse doch zu den Seltenheiten, wenngleich sie nicht ganz zu vermeiden sind, denn an manchen Wegen trifft man überhaupt keine eingehegten Weideplätze an. Auf dem Páramo zwischen Ouzaga und Belen hatte ich mir nicht anders helfen können, als daß ich, wie auch schon sonst, eines der Maulthiere an langem Seile anband, damit es dabei doch immer noch grasen könne, und darauf vertraute, daß die anderen bei der Genossin bleiben würden. Am nächsten Morgen waren aber alle drei Thiere verschwunden. Eines wurde bald in geringer Entfernung gefunden, die Staude, an der es angebunden gewesen war und die es gewaltsam ausgerissen hatte, noch nachschleppend. Die beiden anderen hatten diesmal Selbständigkeitsgelüste gehabt; obgleich ich sofort mehrere Leute zum Suchen ausschickte und nach allen Richtungen telegraphirte, wurden sie doch erst nach vier Tagen auf dem höchsten Bergrücken vergnüglich einherspazirend gefunden.

Auch die Pflege des eigenen Körpers bereitet dem Reisenden in Columbien manche Sorge. Eigentliche Hotels giebt es nur in den größeren Städten und an den Hauptrouten, aber freilich darf man sie sich nicht im Stile der deutschen oder schweizerischen Hotelriesen vorstellen, oder glauben, daß man darin auch nur dieselben Bequemlichkeiten fände, wie in einem deutschen Gasthofe dritten Ranges. Ein eigenes kleines Zimmer erhält der Reisende sehr selten, meist giebt es nur ein oder zwei Logirzimmer mit je vier Betten. Im heißen Lande schläft man auf den sogenannten Catres, die wir schon auf dem Magdalenenstrome kennen lernten, und die mutatis mutandis unseren gewöhnlichen Feldstühlen gleichen; im kühlen Klima der höher gelegenen Gegenden schläft man in Holzbetten mit einer dürftigen Matratze und einer Decke, die von Ungeziefer wimmelt. Außer den Betten sind meist ein oder zwei Stühle das einzige Mobiliar. Der Waschtisch, wenn überhaupt einer vorhanden ist, steht im Vorsaale zu allgemeiner Benutzung. Selbst in Bogotá sind die Hotels zwar größer, aber kaum besser, so daß die meisten wohlhabenderen Fremden sich in einem englischen Boardinghause zusammenfinden. Ich glaube auch nicht, daß sich die Anlage eines nach europäischem Muster gut eingerichteten Hotels bezahlt machen würde, denn die große Mehrzahl der Columbianer nimmt an dem Schmutze gar keinen Anstoß und würde sich nicht entschließen, 1 oder 2 Mk. täglich dem Cognac zu entziehen und auf den Besitz eines wohnlichen Zimmers zu verwenden. Oder sie würden sich für Monate häuslich im Hotel einrichten und zum Schlusse die Bezahlung schuldig bleiben, denn vielleicht in keinem Lande der Erde sind das Kaufen und Bezahlen so verschiedene Dinge wie hier.

In den meisten Ortschaften giebt es überhaupt kein eigentliches Wirthshaus, aber eine oder mehrere Familien sind bereit, den wenigen passirenden Caballeros (im Unterschiede von den armen Indianern gebraucht) gegen ein mäßiges Entgelt Unterkunft und Kost zu gewähren. Oft gelingt es dem Reisenden nicht, das nächste Dorf zu erreichen, sondern er muß an der Landstraße in einer der Tiendas zur Nacht bleiben, welche den Maulthiertreibern als Herberge dienen. An beliebten Wegen haben viele Häuser diese Tiendas, in denen den durstigen Passanten die beliebten Nationalgetränke Guarapo oder Chicha und Branntwein verschenkt, Brot, Talglichter, Streichhölzchen, Alpargatas (Strohsandalen), Seile und dergleichen verkauft, unter Umständen auch eine Suppe gereicht wird. Ist ein solches Haus etwas geräumiger und hat es einen guten Potrero (Weideplatz), so wird es gleichzeitig zur Posada oder Herberge, in der den Gästen als Lager freilich oft nur eine Strohmatte (Estera) oder Ochsenhaut auf dem Boden ausgebreitet wird. Selbstverständlich wimmelt es von Flöhen, Wanzen und anderem Ungeziefer, so daß ich, da ich oft in solchen Herbergen zu übernachten hatte, mich bald entschloß, ein leichtes Feldbett mit mir zu führen, denn Hängematten sind nur im warmen Klima, nicht aber in den höheren kühleren Gebirgsregionen zu gebrauchen. An Bequemlichkeiten fehlt es vollständig; ich war froh, wenn ich einen Stuhl und einen Tisch bekam, auf dem ich meine Ausarbeitungen machen konnte. Am schlimmsten ist es mit dem Waschen am Morgen bestellt, einer Ceremonie, die das columbianische Volk nie und auf Reisen auch der gebildete Columbianer selten mit sich vornimmt. Als Waschbecken wurde mir gewöhnlich eine Totuma (Schale einer kürbisartigen Frucht), aus der am Tage Chicha getrunken zu werden pflegte, mitunter auch ein einfacher Suppenteller gereicht, und oft stand eine Schaar von Leuten um mich herum, um das merkwürdige Schauspiel zu betrachten. In den wärmeren Landestheilen hat man öfters angenehme Gelegenheit zum Baden; man bindet das Maulthier im Schatten an und sucht eine Stelle auf, wo der Gebirgsbach in einem Kessel tiefer und ruhiger ist; freilich ist das Wasser, das von großer Höhe herabkommt, oft noch kalt genug, meistens unter 16, oft nur 10 oder 11° C.

Nur selten passirt es dem Reisenden, daß er, wie es von den Hausknechten unserer deutschen Wirthshäuser zu geschehen pflegt, in aufdringlicher Weise zum Eintritt in eine Herberge genöthigt wird. Der Besitzer des Hauses sagt ihm offen, daß er eine halbe Stunde weiter bessere Unterkunft finden werde. Die Aufnahme eines vermögenden Passanten ist, mit Ausnahme der besuchtesten Wege, weniger ein Geschäft, von dem man sich Vortheil verspricht — selten ist die Rechnung übertrieben hoch —, als eine Gefälligkeit, welche man demselben erweist. Selbst in einem Hotel muß man darum als um eine Gunst bitten. Auf einsamen Wegen kommt man mitunter in die Lage, in einer Hacienda oder auch in der Hütte eines armen Indianers um Aufnahme für die Nacht anzusprechen. Wo ich derart durch die Noth gezwungen oder auf Grund von Empfehlungsbriefen die Gastfreundschaft reicher und gebildeter Columbianer direkt in Anspruch nahm, ist sie mir freundlich gewährt worden, aber man findet in Columbien doch nicht dieselbe ausgedehnte Gastfreiheit, von welcher Reisende aus anderen Theilen von Südamerika erzählen. Mit Worten erweist Dir der Columbianer, unaufgefordert und ohne Veranlassung, jeden denkbaren Liebesdienst, stellt Dir hundertmal sein Haus, sein Pferd, seine Familie zur Verfügung, aber wehe dem Fremden, der ein solches Anerbieten auf Treue und Glauben hinnimmt. In Wahrheit viel gastfreundlicher und treuherziger sind die unteren Volksklassen, in welchen das indianische Blut überwiegt. Manche Reisende klagen auch über diese, behaupten, daß man oft nur durch Drohungen die Gewährung von Obdach und Speise erlange. Das ist zum Theil ihre eigene Schuld; wer von vornherein in barschem Tone Quartier und Kost fordert, der wird leicht zurückgewiesen werden. Vielfach lehnt der arme Indianer zunächst aus Scheu die Bitte ab; seine Hütte ist zu dürftig, um dem Fremden, der ihm wie ein Halbgott erscheint, als Obdach zu dienen, er kann demselben keine entsprechende Kost vorsetzen. Sagt man ihm aber, daß man gern mit allem vorlieb nehme, oder daß man Decken und Vorräthe mit sich führe, um Lager und Mahlzeit zu ergänzen, so wird man bald den diensteifrigsten, liebenswürdigsten Wirth in ihm finden. Und wenn man bei der Wegreise nach seiner Schuld fragt, nennt die Hausfrau eine mäßige Summe oder fordert den Fremden verlegen auf, das selbst zu bestimmen, und bittet ihn um Verzeihung für die schlechte Bewirthung. Nur in einigen abgeschlossenen, von Fremden selten durchzogenen Gebirgsgegenden findet auch freundliche Bitte kein Gehör. Mitunter habe ich wohl aus diesem Grunde die Reise bis in die tiefe Dunkelheit fortsetzen müssen, aber nie mußte ich deshalb im Freien übernachten, schließlich fand sich doch immer ein freundliches Herz, das sich unser erbarmte. Nur wo es keine Ansiedelungen giebt, im Urwald oder der Steppe und auf einigen der Wege über die Centralcordillere, wo ein breiter, in einem Tage nicht zu überschreitender Kamm die menschlichen Ansiedelungen trennt, muß der Reisende die Nacht in einer Höhle oder unter freiem Himmel verbringen.

Auch die Kost ist ein trauriges Kapitel columbianischen Reisens. Morgens nimmt man das Desayuno (wörtlich

(Entnüchterung), aus einer Tasse Chokolade und dem Caldo oder Aguasal bestehend, welcher weiter nichts als heißes Wasser mit Fett, Salz und Zwiebeln, mitunter mit einem hart gekochten Ei darin ist. Die Bewohner vieler Gegenden sind steif und fest von den wunderbaren Wirkungen dieses Caldo überzeugt, und es gilt ihnen für die größte Thorheit, auf den Weg zu gehen, ohne seinen Caldo genossen zu haben. Um 10 Uhr ist nach der gewöhnlichen Tagesordnung die Zeit des Frühstücks (almuerzo), bei welchem Suppe, Eier, Fleisch mit Kartoffeln oder Plátanos (Bananen), Yuka (Maniok) und eine Tasse Milchkaffee oder Chokolade gereicht werden. Das Mittagessen ist um 3 oder 4 Uhr und besteht wieder aus Suppe, einem oder zwei Fleischgerichten mit Gemüse, Dulce (d. h. sehr süßem Kompot) und einer Tasse schwarzem Kaffee. Zwischen 7 und 8 Uhr nimmt man noch das Refresco, d. h. etwas Dulce und Chokolade. So sind die Mahlzeiten, welche dem Fremden in den Hotels vorgesetzt werden, dem Anscheine nach ganz gut, wenn nur die Bereitung etwas besser wäre. Das Fleisch ist meistens so hart, daß es kaum zu genießen ist, und alle Speisen sind in widerlichem Schweinefett gekocht oder gebraten. In kleineren Ortschaften und gar in einzelnen Tiendas an der Landstraße muß man natürlich seine Ansprüche noch weit tiefer hinabschrauben. Zunächst dauert es, besonders wenn man erst bei Sonnenuntergang eintrifft, stundenlang, ehe die Mahlzeit bereitet ist, und was einem schließlich geboten wird, ist oft kaum des langen Wartens werth: eine Mazamorra (Suppe aus Maismehl) oder gar nur ein Caldo, einige Kartoffeln oder Plátanos. Der Reisende, der sich lange in abgelegenen Gegenden aufhält, thut daher gut, einige Fleischkonserven, Chokolade u. s. w. mit sich zu führen. Als Fleischkonserven eignen sich nur die Zinnbüchsen der großartigen nordamerikanischen oder australischen Etablissements, die man nur in den größeren Städten Columbiens zu theueren Preisen ersteht und mit denen man daher sparsam umgehen muß; nicht luftdicht abgeschlossenes Fleisch würde schon nach wenigen Tagen verderben. Oft hätte ich gewünscht, etwas kaltes Fleisch oder Wurst mit mir führen zu können, um den langen Frühstücksaufenthalt zu ersparen, aber das läßt sich nur in seltenen Ausnahmefällen einrichten, wenn man am Abend vorher frühzeitig in einer guten Posada eintrifft und sich etwa ein Huhn schlachten oder ein größeres Stück Fleisch braten lassen kann. Besonders in den tieferen Regionen giebt es genug der köstlichsten Früchte, aber die Columbianer essen dieselben nur wenig, und der Fremde muß sich selbst danach umthun. Für einen Quartillo (10 Pfennig), der mehr die Mühe des Abnehmens bezahlt, bekommt man 10 bis 20 treffliche Orangen. Vor manchen anderen Früchten, Mangos, Bananen, Ananas muß er sich, wenigstens in ungesunden Gegenden, der Fieber wegen in Acht nehmen. Im kalten Lande gedeihen Aepfel und Pfirsiche, sind aber im Allgemeinen von so geringer Qualität, daß sie kaum zum Genusse locken.

Jeder macht auf Reisen die Erfahrung, daß die Strapazen des Weges ihn mehr Werth auf Speise und Trank und andere materielle Genüsse legen lassen als zu Hause. Bei einem Marsche in der Mittagshitze denkt man wohl gern an ein kühles Bad oder ein frisches Glas Bier. In Europa kann man meist schon nach wenigen Stunden oder doch nach wenigen Tagen seine Wünsche befriedigen, aber auf der columbianischen Landstraße fehlen alle diese Genüsse für Wochen und Monate. Ich habe auf Reisen eigentlich nur Kaffee und Chokolade mit Vergnügen genossen. Der Wein, der in Columbien importirt wird, ist meist schlecht und theuer, und die Mitführung eigenen Weines würde bei längeren Touren eine zu große Vermehrung des Gepäckes und damit Kostenaufwandes bedingen. Eine kleine Flasche deutschen Exportbieres, das man übrigens auch nur an wenigen Orten antrifft, kostet 5 Realen oder 2 Mark; das einheimische Bier, das an einigen Orten kühleren Klimas gebraut wird und 40 Pfennig pro Flasche kostet, ist sehr dünn und stark kohlensäurehaltig; es ist wohl ein angenehmes Getränk bei der Mahlzeit, aber es ist doch kein deutsches Bier. Die eigentlichen columbianischen Nationalgetränke sind Chicha und Guarapo, jene mehr im kalten, dieser mehr im warmen Lande. Zur Bereitung des Guarapo mischt man den aus dem Zuckerrohre ausgepreßten Saft (miel) oder auch den daraus geformten Rohzucker (panela) mit Wasser und läßt die Mischung gähren; nach einigen Stunden hat man ein etwas süßes, sehr erfrischendes Getränk (Guarapo dulce), das nach längerem Gähren immer mehr essigartig (Guarapo fuerte) wird, dem Volke aber dann erst wirklich zusagt. Bei der Chicha kommt als dritter Bestandtheil fein gestoßenes Maismehl hinzu [1]); sie ist ein schwereres und nahrhafteres Getränk als der Guarapo. Gut bereitete Chicha, namentlich wenn sie erst schwach gegohren hat, ist gar nicht übel; der Reisende, der sie anfangs wegen der unappetitlichen Bereitung und des häßlichen Geruches nur widerwillig betrachtet, wird bei dem Mangel guten Wassers bald lernen müssen, diesen Widerwillen zu überwinden. Die Columbianer selbst können unglaubliche Mengen Chicha vertilgen. Auf der Reise leben wenigstens die Aermeren großentheils von diesem Getränk; alle Stunden etwa wird in einer Tienda vorgesprochen, eine oder zwei Totumas (jede $1/2$ bis $3/4$ Liter zu einem Quartillo = 10 Pfennig) geleert und dann der Weg fortgesetzt. Und Abends drängen sich alle in der Tienda zusammen und schwatzen, indem sie die mit Chicha gefüllte Totuma von Mund zu Mund gehen lassen. Der landesübliche Branntwein ist der Anisado, aus Guarapo unter Zusatz von Anis bereitet, aber daneben wird importirter Cognac von den höheren Ständen in großen Massen konsumirt; eine Flasche Cognac gilt als der nothwendigste Reisebegleiter, obgleich mir derselbe sanitärisch nicht so heilsam und nothwendig zu sein scheint wie bei uns; besonders wenn mehrere zusammenreisen, wird der Flasche so oft zugesprochen, daß das Nachtquartier selten nüchtern erreicht wird.

[1]) So ist die Chicha der östlichen Staaten; die Chicha Antióquias ist noch das altindianische Getränk, das nur aus Mais und Wasser besteht.

Die ostgrönländische Expedition.

Von Marine-Premierlieutenant **Garde**. (Deutsch von W. Finn.)

III. (Schluß.)

Der 17. Juli wurde ein denkwürdiger Tag für uns. Hansêrák kam mit trauriger Miene und meldete dem Lieutenant Holm, daß zwei von unseren Bootsbesatzungen (welche nach der Abmachung schon früher zurückkehren sollten) erklärt hätten, nicht weiter gehen zu wollen. Sie wollten nach Hause. Lieutenant Holm kannte seine Leute so gut, daß er wohl wußte, wie wenig eine Ueberredung helfen würde; er sagte deshalb nur: „Dann müssen wir versuchen, uns an den Heiden zu halten". Es war der Gedanke an Puisortok in Verbindung mit den vielen vorgekommenen Unterbrechungen, welcher Einzelnen unserer Leute den Muth benommen hatte, und diese hatten wieder auf andere eingewirkt, so daß das Resultat blieb, daß wir am 18. Morgens 15 von unseren Leuten, welche mit einem Frauenboot heimzogen, Lebewohl sagten. Die zurückgebliebenen 13 Leute, außer drei Kajaks, wurden auf die drei anderen Boote vertheilt, so daß sich diese ganze Angelegenheit besser abwickelte, als es ursprünglich den Anschein hatte. Am 23. Juli wurden die Aussichten endlich wieder besser; Navfalik meldete, daß Puisortok passirbar sei, und wir rüsteten uns nun zur Abreise. Die Boote waren indessen wegen der vermehrten Ladung und der verringerten Zahl von Ruderinnen schwer zu rudern, aber mit gutem Willen ging es doch. Von den Heiden erhielten wir eine Menge Vorschriften, damit wir glücklich am Puisortok vorbeikommen könnten. Wir sollten nicht sprechen, nicht lachen, nicht speisen, keinen Tabak rauchen, den Gletscher nicht ansehen, und vor allem nicht das Wort Puisortok aussprechen; thäten wir es dennoch, dann werde der Gletscher ganz gewiß böse werden und uns beim Passiren unter Donner und Krachen eine Ladung Eis aus der Meerestiefe senden, wodurch das Meer in einen solchen Aufruhr kommen werde, daß es um uns und unsere zerbrechlichen Fellboote geschehen sei. Ob jemals hier ein Unglück passirt ist, mag der Himmel wissen; ich glaube es kaum, doch unmöglich ist es ja nicht, daß hier einmal bei einem Eisrutsch vom Gletscher ein Boot vernichtet worden ist, denn den Erzählungen der Grönländer liegt fast immer eine Thatsache zu Grunde. Daß diese Eisrutsche auf eine andere Weise vor sich gegangen sein sollten, als bei jedem anderen Gletscher, zu dieser Annahme liegt nicht der geringste Grund vor, zumal der Puisortok in seinem Aeußeren allen anderen Gletschern an der Ostküste gleicht. Er ist ein ziemlich breiter Gletscher von ca. $^3/_4$ Meilen Ausdehnung, erstreckt sich gerade hinaus ins Meer und ragt mit der Mitte, wie alle anderen, ein gutes Stück über die Küstenlinie hinweg; daß derselbe aber vom Grunde des Meeres aus Eis heraussenden solle, dazu liegt kein Anhalt vor.

Nun, wir kamen am Puisortok vorbei; freilich hatten wir einige Schwierigkeiten, denn gerade als wir uns vor dem Gletscher befanden, lagerte sich ein dichter Nebel über dem Wasser. Die Heiden wollten eiligst vorbei; sie entfernten sich mit ihren kleinen schnellen Booten von uns, während wir mit unseren schweren Fahrzeugen langsamer vorwärts kamen, wesentlich aus dem Grunde, weil unsere Leute ängstlich waren und weil unsere Steuerleute nicht den Kompaß so viel benutzen wollten. Als wir nach dem Passiren des Gletschers wieder unsere Heiden antrafen, war der Jubel und die Freude überall groß, und Lieutenant Holm vermehrte dieselbe noch dadurch, daß er jedem Grönländer einen Schiffszwieback verehrte. Am Abend dieses Tages erreichten wir, beständig in dichtem Nebel und durch so dicht gepacktes Eis fahrend, daß wir uns häufig mit den Aexten den Weg bahnen mußten, Otto Ruds Insel, wo wir auf dem nackten Felsen, auf dem nicht ein loser Stein zum Befestigen der Zelte zu finden war, eine höchst angenehme Nacht verbrachten. Vom 24. bis zum 29. Juli arbeiteten wir uns nun, zusammen mit unseren Heiden, nordwärts, bis zu dem Heimatsorte Navfalik's, Tingmiarmiut. Je mehr wir uns dieser Stelle näherten, desto größer wurde die von uns beobachtete Veränderung am Lande. Schnee und Eis, welche während langer Zeit längs der Küste durchaus überwiegend gewesen waren, zogen sich nun immer mehr landeinwärts, so daß auf vielen Stellen die Haidekrautvegetation dem Lande ein geradezu lachendes und anheimelndes Aussehen gab. Wir konnten uns nun wieder bei unserem Nachtlager einer einigermaßen weichen Unterlage erfreuen, die nackte Klippe giebt wahrlich kein weiches Unterbett.

Am 27. Nachts um 12 Uhr erreichten wir eine kleine Insel im Tingmiarmiutfjord. Während der Dunkelheit waren wir von den meisten unserer Mitreisenden getrennt worden, und als wir, angelockt von einem Lichte, bei der kleinen Insel landeten, wurden wir etwas enttäuscht, indem wir auf unsere Frage, von wem wir hier empfangen würden, eine unbekannte Stimme antworten hörten: „uanga" (das bin ich). Die Stimme beantwortete unsere Frage, wo die anderen Frauenboote seien, dahin, daß keine anderen Boote gesehen worden seien. Navfalik, der uns gefolgt war, ruderte zu einer anderen Stelle, um sein Nachtlager aufzuschlagen, während wir unsere Boote verankerten, unsere Zelte am Strande aufschlugen und uns alle der so sehr benöthigten Ruhe hingaben.

Am nächsten Morgen verließen wir die kleine Insel und ruderten nach Navfalik's Lagerplatz; erst spät am Abend wurde das letzte der von uns getrennten Boote durch eins der ausgesendeten Kajaks gefunden. Es war den ganzen Tag zwischen den vielen kleinen Inseln, welche im Tingmiarmiutfjord liegen, umhergeirrt; als es nun schließlich ankam, war seine ganze Besatzung so beleidigt darüber, daß wir sie verlassen hatten, daß sie bestimmt erklärte, nicht weiter gehen zu wollen. Es war nämlich die Besatzung desjenigen Bootes, welches nach der Bestimmung, wenn auch nicht gerade schon jetzt, so doch in der allernächsten Zeit zurückkehren sollte, um bei den Untersuchungen der passirten Strecke von Iluilek verwendet zu werden. Lieutenant Holm entschloß sich nun, kurzen Proceß zu machen, da er selbst die Zeit für die Trennung für passend erachtete. Berichte und Briefe für die Heimath und eine Instruktion für mich wurden fertig gemacht. Proviant und Inven-

tarium wurden geordnet, und am 30. Juli des Morgens um $6\frac{1}{2}$ Uhr sagten Kandidat Eberlin und ich dem Lieutenant Holm, Kandidat Kuntzen und ihren Begleitern Lebewohl. Der letzte Salutschuß fiel, und unsere Kameraden, mit denen wir seit $1\frac{1}{2}$ Jahren jeden Tag und jede Stunde zusammen verlebt hatten, verschwanden hinter einem Klippenvorsprunge, um weiter zu gehen und den Namen Alt-Dänemarks an der Ostküste von Grönland hochzuhalten.

Die Aufgabe, welche Kandidat Eberlin und ich nunmehr hatten, war, den übrigen Theil des Sommers zu Vermessungen und Untersuchungen der Strecke Tingmiarmiut-Iluilek zu benutzen, namentlich den zahlreichen Fjorden unsere Aufmerksamkeit zu widmen, welche wir auf unserer Nordreise so wenig Gelegenheit gehabt hatten, näher kennen zu lernen. Mit Freuden griffen wir unsere Arbeit an, denn der beste Theil des Sommers in Ostgrönland — Monat August — lag vor uns, und wir wurden auch nicht in unseren Erwartungen getäuscht. Das Packeis, welches den ganzen Vorsommer hindurch dicht am Lande gelegen hatte, ging am 6. August seewärts und belästigte uns den ganzen Sommer hindurch nicht eher als gerade am Ende unserer Reise. Das Wetter hielt sich durchgängig klar und schön, so daß wir dem in Tingmiarmiut entworfenen Reiseplane in allen Einzelheiten folgen konnten. Eine eingehendere Beschreibung der von uns angestellten Untersuchungen würde hier jedoch zu weit führen, die Hauptzüge mögen genügen.

Zwischen Tingmiarmiut und Iluilek befinden sich acht Fjorde mit einer durchschnittlichen Längenausdehnung von vier Meilen. Ein außerordentlicher Reichthum an Eisgletschern, welche von dem Inlandseise in die Fjords hinausragen, charakterisirt dieselben, und oft konnte man Stunden lang längs einer Fjordseite rudern, ohne anderes als Schnee und Eis zu sehen. Außerdem sind die Küsten recht steil, so daß es oft seine Schwierigkeiten hatte, Landungsstellen zu finden; wenn noch dazu die Strömung stark ist, und das aus dem Inneren der Fjorde aufbrechende Gletscher- und Wintereis in großen dichten Massen hinausdrängt, dann kann die Frauenbootsfahrt in den Fjorden Ostgrönlands gefährlich genug sein. Sowohl unsere Kajakleute, wie unsere Ruderinnen glaubten mehrere Male, ihre letzte Stunde sei gekommen; zu leicht verlieren die Grönländer oftmals den Muth. Wenn man ihnen dann vorwirft, daß sie, die uns doch die Eisfahrten lehren sollten, sich ihrer Bangigkeit schämen müßten, so erhält man zur Antwort: „Ja Ihr seid „Kavdlunakken“, Ihr könnt wohl, aber wir Grönländer, wir sind nun bange“; was sollte man dann antworten? Durch eine ermunternde Bemerkung ward indeß stets ihr alter Muth wieder hergestellt.

Nur die nördlichsten Fjorde, nämlich Tingmiarmiut-, Amitsuarsuk- und der südlichste Kangerdlugluk-Fjord bilden eine Ausnahme von der Regel; sie sind weniger mit Gletschern angefüllt und die Küsten sind freundlicher. Der Kangerdlugsuatsiak-, Napasorsuak-, Anoritok-, Anarkat- und Ingitait-Fjord sind alle mehr oder minder reich an Eisgletschern, und unter diesen namentlich die drei ersteren, welche in der Nachbarschaft von Puisortok liegen, wo das Inlandseis im Ganzen genommen sich am meisten der Küste näherte. Die Gebirge längs der äußeren Küsten sind nur selten hoch; erst weiter in den Fjorden nehmen die Dimensionen, die Steilheit und Wildheit zu. Gneis, Granit und Gneis-Granit sind die Hauptgesteinsarten, und die Küsten zeichnen sich durch einen großen Reichthum an schönen und seltenen Mineralien aus; auf manchen Stellen weiter im Inlande hinein erheben sich hohe, schöne, röthliche Syenitfelsen über der Eisfläche und geben dem Ganzen einen wilderen Charakter. Von den im vergangenen Sommer vermessenen Gebirgen erreichten die höchsten eine Höhe von ca. 6000 Fuß. Auf unserer Reise bestiegen wir verschiedene Gebirge, welche in unseren Observationsbüchern alle Namen nach unseren alten Helden vom Kapitän Graah erhalten haben. Die Karte zeigt einen für eine „Ostküste“ sehr großen Reichthum an Meereseinschnitten; doch giebt es nur wenig vorliegende Inseln, und von Schären, wie an der Westküste, ist gar keine Rede. Trotzdem ist die Landschaft, welche man unter sich ausgebreitet sieht, wenn man nach einer mehrstündigen Wanderung eine Höhe von 2000 bis 3000 Fuß im Gebirge erreicht hat, sehr schön.

Am 1. September Nachts 12 Uhr kamen wir wieder in Iluilek an, in jeder Hinsicht von unserer Reise befriedigt; am Abend ließen wir die Grönländer in unser Zelt kommen und alle erhielten einen Schnaps, die Männer außerdem jeder ein Kleidungsstück und jedes Frauenzimmer ein seidenes Band, indem wir ihnen gleichzeitig für ihren Eifer und ihre Willigkeit unseren Dank sagten. Der Steuermann, der alte Gideon, antwortete: „Ja wir sind willig gewesen, weil Ihr gut gegen uns gewesen seid.“

Vom 1. bis zum 26. September hatten wir dann mit Sturm, Regen, Eis und Seegang zu kämpfen. Das Eis war freilich zum größten Theile von der Küste fortgetrieben, aber der durch die andauernden Stürme veranlaßte schwere Seegang setzte das noch vorhandene wenige Eis in so heftige Bewegung, daß die Grönländer sich nicht wenig fürchteten. Dann und wann verließ sie ganz der Humor, aber als wir dann endlich wieder die lieben Sunde um das Kap Farwell erreichten, so war alles Ausgestandene vergessen; und als schließlich die Auszahlung des Guthabens kam, als jede Person zwischen 50 und 100 Kronen erhielt, meldeten sie sich fast alle wieder zur Reise für den Sommer 1885.

Wie bereits früher erwähnt, waren die von uns an der Ostküste gefundenen nicht eskimoischen Ueberreste zwei verfallene, inhaltslose Steinhaufen (Varder), eine auf der Spitze von Kap Rantzau in einer Höhe von 1400 bis 1500 Fuß, der andere auf der Spitze der Insel Utlosictit, ungefähr gegen 2000 Fuß hoch belegen. Beide rührten natürlicher Weise von Schiffbrüchigen her. Schließlich sahen wir eine bereits von Kapitän Graah erwähnte Kanone bei Anarkat liegen. Navfalik erzählte uns auf der Hinreise, daß die Grönländer die Kanone auf dem Treibeise gefunden hätten; vier Fangleute hatten ihre Fangblasen an dieselbe angebracht und sie so zu dem Wohnplatze Anarkat geführt, wo sie noch heute liegt. Es ist eine kleine 4 pfündige Schiffskanone, welche nicht das geringste Charakteristische zeigt.

Die südliche Ostküste von Grönland ist eine Strecke, wo bisher nur die Ostländer, einzelne Schiffbrüchige und europäische Reisende sich aufgehalten haben. Ob sich dieselbe jemals regelmäßig besegeln lassen wird, ist eine offene Frage, welche sich nur auf dem Wege des Versuches wird lösen lassen — aber ich stimme mit Dr. Nathorst, der an der Reise Nordenskiöld's theilnahm, überein, daß es den Anschein hat, daß man wohl nur im Herbste jeden Jahres mit Dampfschiffen bis zur Küste vordringen kann. Eine stetige eisfreie Rinne längs dieser giebt es nicht, denn die Eisverhältnisse sind einzig und allein vom Winde abhängig; im Herbste scheint aber der ganze Eisgürtel eine so geringe Ausdehnung zu haben, daß man zu dieser Zeit recht wohl auch mit einem Dampfer die Küste möchte bereisen können. Hier an der Küste Nothhäfen anzulegen, wie von Einzelnen bezüglich Nordenskiöld's „Kong Oscars Hamn“ vorgeschlagen worden ist, davon kann keine Rede sein. Solche

Anlagen könnten wegen des vielen Eises nicht von großem Nutzen sein, und will man durch die Nothhäfen dem Eise entgehen, so liegt es auf der Hand, daß man die Nothhäfen nur erreichen kann, wenn Eis nicht vorhanden ist.

Wie weit die Nordexpedition gekommen ist, läßt sich unmöglich sagen, denn nirgend ist man den Zufälligkeiten mehr unterworfen, als in einem Frauenboote an der Ostküste von Grönland. Wir müssen uns damit begnügen, zu hoffen, daß diese Expedition ihr eigentliches Ziel erreichen werde, nämlich die eingehende Untersuchung der Strecken, wo die blühende Kolonie unserer Vorfahren „Oesterbygden" gelegen haben soll.

Ende Mai gedenken wir wieder mit zwei Frauenbooten von Nanortalik abzugehen; wir haben uns selbst auf eine fünfmonatliche Reise vorbereitet und nehmen für Lieutenant Holm für zwei Monate Proviant mit. Außer ihm Entsatz zu bringen, ist unser Ziel noch die Untersuchung und die Kartirung der nächstgelegenen Fjorde nördlich von Tingmiarmiut. Wenn Alles gut geht, werden wir Anfangs August Lieutenant Holm in der Gegend des 63. Grades nördl. Br. treffen und wir werden dann gemeinschaftlich die Rückreise antreten, daß wir noch im Herbst mit dem letzten Schiffe von Julianehaab nach Dänemark segeln können. Sollten wir ihn indeß wider Erwarten nicht vor Mitte August antreffen, dann wird bei Tingmiarmiut ein Depot errichtet, in welchem wir für vier bis fünf Monate Proviant hinterlassen werden.

Der Winter ist hier bei Nanortalik milde gewesen; die Mitteltemperatur der drei strengsten Wintermonate betrug nur — 6° C. gegen — 8° C. im vorigen Jahre. Das Minimum hatten wir Mitte Januar mit nur 16° C. Wegen der vielen warmen Föhnwinde im Januar hatten wir im Winter fast gar keinen Schnee, und im Februar war das Wetter so schön milde und still, daß uns die Kopenhagener hätten darum beneiden können. Die vielen Föhnwinde brachten uns jedoch bereits Ende Januar das Großeis, welches bis in den März an der Küste lag; in Folge dessen war der Robbenfang besser, und die Noth geringer, als im vorigen Jahre. Die Grönländer bleiben aber immer die alten, denn schon zur Weihnachtszeit waren die meisten Wintervorräthe verzehrt, so daß viele später in des Wortes eigentlichster Bedeutung von der Hand in den Mund leben mußten, und ein mehrtägiger Sturm auf den meisten Stellen Noth verursachte. Zur Zeit verspeisen die Grönländer schon in Gedanken die Massen von Robben, die sie in der bevorstehenden „guten" Zeit zu fangen hoffen, und das genügt schon, um überall Zufriedenheit und Freude hervorzurufen.

Während unserer Ueberwinterung in Nanortalik haben wir unsere Zeit hauptsächlich mit meteorologischen und magnetischen Untersuchungen zugebracht; die Observationen sind den ganzen Winter hindurch vom 1. November bis zum 1. Mai regelmäßig jede zweite Stunde angestellt worden. Nach Rückkehr der Godthaabsexpedition waren wir durch deren magnetische Variationsinstrumente in diesem Winter in den Stand gesetzt worden, auch die Vertikalintensität untersuchen zu können, während wir uns im vorigen Jahre auf die beiden anderen Komponenten des Erdmagnetismus beschränken mußten. Außer mit diesen Arbeiten waren wir auch mit der Ausarbeitung der im Sommer 1884 aufgenommenen Karte, mit der Ordnung der Sammlungen vom vergangenen Sommer, mit absoluten magnetischen und astronomischen Bestimmungen, Wasserstands- und Nordlichtmessungen beschäftigt. Alles dies hat unsere Zeit so vollständig in Anspruch genommen, daß wir im Laufe des Winters nur eine vorläufige Bearbeitung des meteorologischen Observationsmaterials fertig stellen konnten. Die Bearbeitung des übrigen Materials wird erst nach der Rückkehr der Expedition stattfinden.

Die Fauna des russischen Central-Asien.

Ueber diesen Gegenstand macht Henry Landsdell in „Nature" vom 21. Mai folgende Mittheilungen: Bis vor 30 Jahren ist Turkistan für die Wissenschaft unbekannt geblieben, und was man jetzt über Flora und Fauna dieses Landes festgestellt hat, ist der wissenschaftlichen Welt größtentheils unzugänglich, da es russisch geschrieben ist. Die Zahl der hervorragenden Schriftsteller, welche die zoologischen Verhältnisse des Landes nach eigener Anschauung geschildert haben, ist nicht groß. Sie beträgt nicht ein Dutzend; die bedeutendsten Namen sind: Prshewalski, Alpheraski, Bogdanow, Sewertzow und besonders Fedtschenko. Prshewalski's Routen berühren die meinigen nicht, außer im Kuldscha-Distrikte, wo auch Alpheraski reiste und Schmetterlinge sammelte, wovon er mir ein Verzeichniß zugestellt hat. Bogdanow und Sewertzow bin ich für Mittheilungen Dank schuldig, die in englischer Sprache noch nicht veröffentlicht worden sind, während ich im Zusammenhange mit dem großen Werke, welches Fedtschenko's Namen trägt, die geschätzte Unterstützung von Frau Olga Fedtschenko gehabt habe, die ihren Gatten auf seinen wissenschaftlichen Reisen begleitete und nach dessen beklagenswerthem Tode seine Werke herausgab. Wenn ich hinzufüge, daß ich Nachweisungen über 3000 bis 4000 Arten der Fauna und Flora in etwa 20 Listen mit Einleitungen vor mir habe, so wird der Leser begreifen, daß ich in dem Raume eines kurzen Aufsatzes den Gegenstand nur streifen kann.

Derjenige Theil von Russisch-Centralasien, durch welchen ich kürzlich reiste, und mit dem sich diese Mittheilungen hauptsächlich beschäftigen werden, liegt zwischen Oxus und Irtisch und zwischen 38° und 50° nördl. Br. Dieser Landstrich weist alle Höhen auf, von den Salzebenen, 600 Fuß über dem Meere, bis zum Pamir-Plateau von 15 000 Fuß Höhe. Die Säugethiere sind in mehr als 80 Arten vertreten. Es mögen erwähnt werden: sieben Arten Fledermäuse, der langohrige Igel und der weißfüßige Bär, ferner Dachs, Otter und andere Musteliden, darunter drei Marderarten. Der Wolf findet sich häufig, ebenso ein wilder Hund, drei Arten Füchse, der Tiger, Schnee-Leopard, Tschitah (Gepard) und andere Katzen. Die Salzebenen sind von Zieseln und vielen anderen Nagethieren, darunter das behaartnasige Stachelschwein, bevölkert. Hierzu gesellen sich die Saiga-Antilope, die persische Gazelle, der sibirische Steinbock und der Maralhirsch. In Kuldscha und Taschkent sah ich Schädel und Hörner des Tiön-schan-Schafes, das größer ist als ein Esel. Das

Horn ist mehr als viermal länger als der Schädel, und der vollständige Kopf wiegt bis 80 Pfund. Der Yak wird von den Kara-Kirgisen gezähmt. Auch die Russen haben versuchsweise einige Mischrassen in die Ebenen eingeführt.

Die Vögel Turkistans zählen beinahe 400 Arten; dazu kommen 27, welche den Pamir bewohnen. Die Tagraubvögel, wie Geier, Adler, Falken *rc.* machen 36 Arten aus; einige davon werden von den Kirgisen zu Jagdzwecken gezüchtet. Von Nachtraubvögeln giebt es 9 Eulenarten. Es finden sich 13 Arten von Krähen und nicht weniger als 40 aus der Familie der Finken, darunter eine neue Sperlingsart. Die Drosseln sind vertreten durch die Amsel, die schwarzkehlige und die Misteldrossel, sowie durch einige andere Drosselarten. Von den eigentlichen Sängern giebt es mehr als 40, von denen viele in Westeuropa bekannt sind, wie Sprosser, Blaukehlchen, Rothschwanz, Rothkehlchen und andere. Man findet ferner acht Meisen, von denen jedoch nur eine auch in England gewöhnlich ist, zwei Taucher, ferner von kleinen Vögeln den europäischen und den nepalischen Zaunkönig, den syrischen Nußhacker und nicht weniger als zehn Formen von Bachstelzen. Von Piepern giebt es sieben, von Lerchen vierzehn Arten. Den Wiedehopf traf ich südlich von Sergiopol und in den Straßen von Wjernoje. Andere Vögel von Turkistan sind der Bienenfresser, der dreizehige Specht, der gemeine Kukuk und das wundervolle Pallas'sche Steppenhuhn, welches vor etwa zwanzig Jahren in so erstaunlicher Menge nach Europa kam. Von Hühnern oder Jagdvögeln finden sich in Turkistan der Auerhahn, das Birkhuhn, vier Arten von Rebhühnern, die Wachtel, der mongolische Fasan, Pfauen und Hühner. Schwäne, Gänse und Enten giebt es 30. Watvögel werden in großer Mannigfaltigkeit angetroffen, unter ihnen ein rothschnäbeliger Brachvogel, den man zuerst für eine neue Art hielt. Er hat rothe Beine und einen merkwürdig langen rothen Schnabel, der am Ende gekrümmt und wohl geeignet ist, Würmer zwischen den Kieselsteinen der Bergströme hervorzuholen.

Die Reptilien sind in 33 Arten von Eidechsen, Schlangen und Schildkröten vertreten. Von diesen letzteren versuchte ich eine Art (Homopus Horsfieldi) für den zoologischen Garten mitzubringen und sie reiste schlafend von Taschkent aus einige hundert Meilen mit mir, aber als wir uns Odessa näherten, fand ich, daß es der Schlaf des Todes war. Fast alle Schlangen sind nicht giftig. Von Amphibien finden sich fünf Arten, z. B. der eßbare Frosch und die grüne Kröte.

Die Fische Turkistans sind zum Theil europäische, zum Theil asiatische Formen. Die ersteren gehören hauptsächlich dem unteren Laufe des Syr-Darja, Amu-Darja und einem Theile des Serafschan an, während einige Gattungen, soweit bekannt, ausschließlich den höheren, gebirgigen Gegenden von Central-Asien angehören. Ihre Gesammtzahl beträgt über 50 Arten; hiervon gehören mindestens 25 zu der Familie der karpfenartigen Fische. Unter anderen findet man: Stör, Forelle, Hecht, Barbe, Orfe (rudd), Rochen, Blicke, Blei, Gründling, Schmerle und Barsch. Die Fische des Serafschan sind besonders merkwürdig. Von 15 Arten, die darin gefunden werden, gehören nicht weniger als fünf zu Gattungen, die man zahlreich in Kabul, Kaschmir, Nepal und dem Himalaya antrifft. Zu einer dieser Gattungen gehört der wegen seiner giftigen Eier bemerkenswerthe Marinka. Der hervorragendste Fund unter der ichthyologischen Fauna von Turkistan ist aber der Scaphirhynchus gewesen, der nicht nur in zoologischer, sondern auch in biologischer Hinsicht von großer Wichtigkeit ist, nämlich wegen der außerordentlichen Kleinheit seiner Augen und der rudimentären Ausbildung seiner Schwimmblase.

Wenn wir zu unserem Gebiete noch Kaschgar und Ladakh hinzurechnen, so haben wir in dem so gebildeten „Central-Asien" 93 bis jetzt bekannte Arten Mollusken. Die Landschnecken sind in den öden Ebenen spärlich im Vergleiche mit der größeren Anzahl und den eigenthümlicheren Formen in den Berggegenden. Was die Süßwasser-Mollusken anbetrifft, so ist ein hervorstechender Charakterzug die große Zahl luftathmender Arten, die in stagnirendem Wasser leben, und die fast gänzliche Abwesenheit der in fließendem Wasser lebenden Gattungen. Man hat vermuthet, daß diese Spärlichkeit, wie in der Schweiz, mit der niedrigen Temperatur und dem steinigen Bette der Flüsse in Zusammenhang steht.

Unter den 50 bekannten Krustenthieren Turkistans war lange Zeit kein Flußkrebs aufgeführt; aber Frau Fedtschenko theilt mir mit, daß kürzlich eine neue Varietät der bisher in Rußland bekannten Art entdeckt wurde. Viele der in den süßen Gewässern Central-Asiens gefundenen Crustaceen kommen auch in Westeuropa vor, und die neuen Species sind meist den gewöhnlichsten Arten von Central- und Süd-Europa sehr ähnlich.

Von den 16 europäischen Spinnenfamilien haben alle, außer zwei sehr kleinen Gruppen, ihre Vertreter in Turkistan. Die 146 bekannten Arten vertheilen sich in 55 Gattungen, etwa die Hälfte der Gesammtzahl der europäischen Gattungen. Die Taranteln sind insofern merkwürdig, als man im Serafschanthale Formen findet, welche in Europa weit von einander abliegende Länder bewohnen und als verschiedene Arten betrachtet werden ...

Die Skorpione sind identisch mit denjenigen, die man in Transkaukasien antrifft, und die Vertheilung einer Art (Solpuga intrepida) ist merkwürdig. Zuerst in Spanien gefunden, wurde sie später auf dem Indersk-Gebirge gesehen, dann im Serafschanthale, und außerdem wurden Exemplare in Wjernoje gefunden. Das Thier wird für giftig gehalten, und seinem Bisse folgte in einigen Fällen der Tod; doch ist über seinen Giftapparat noch nichts bekannt.

Die Zahl der turkistanischen Käferarten wird auf 1000 geschätzt. Ich habe ein Verzeichniß von 500 vor mir, von denen einige noch ganz neu sind. Zu den bemerkenswerthesten gehört der Copris tumulus, der $1^3/_4$ Zoll lang wird.

Die Hymenopterenfauna ist noch nicht vollständig durchgearbeitet, doch will ich bemerken, daß von den Mellifera 438 Arten, von den Sphegidae gegen 150 Arten bekannt sind. Was die letzteren anbetrifft, so bieten die Thäler von Ferghana und des Serafschan nicht viele Specialitäten dar. Andererseits ist die Kisil-Kum-Wüste reich an neuen Arten und selbst Gattungen, die von den bekannten Species sowohl durch die Körperform wie durch Schönheit und Größe der Individuen unterschieden sind. Es besteht auch eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen den Species des Kisil-Kum und denen der ägyptischen Wüsten. Von Scoliidae sind 30 Arten bekannt, während von Mutillidae 18 Arten durch General Radoszkowski beschrieben worden sind; derselbe theilte mir mit, daß der jetzige Militär-Gouverneur von Trans-Kaspien, General Komarow, ganz kürzlich wissenschaftliche Forschungen zwischen Askabad und Merw ausgeführt hat, und daß sich unter den von ihm um Askabad gesammelten Insekten sechs Mutilliden befinden, worunter vier neue Arten und eine neue Gattung. Von 36 in Turkistan gesammelten Ameisenarten waren nur sieben neu. Die Ameisen dieses Landes scheinen denen

von Süd-Europa sehr ähnlich zu sein. Das ist nicht wunderbar, da die mittlere Temperatur eines turkistanischen Sommers von derjenigen in Süd-Europa sich nur wenig unterscheidet; es beweist dieser Fall aufs Neue, daß im Allgemeinen Länder mit gleichartigen Sommern größere Aehnlichkeit bezüglich ihrer Fauna und Flora haben als Länder, die unter denselben Isothermen liegen, aber verschieden warme Sommer haben .... Obgleich der Winter in Turkistan lang und kalt ist, scheint er doch nicht viel Einfluß auf die Ameisen zu haben, welche dagegen geschützt sind. Europäische Arten, die in Bäumen und Wäldern leben, scheinen in Turkistan größtentheils zu fehlen. Von den neuen Arten ist eine (Ischnomyrmex rhaphidiiceps) besonders interessant, da sie nahe verwandt ist mit zwei Arten, welche tropisch-subtropische Länder der südlichen Halbkugel bewohnen .... Ich habe noch der Chrysidiformes zu erwähnen, von denen 53 Arten gefunden wurden, darunter zwei neue Genera und 15 neue Species.

Ehe wir die Hautflügler verlassen, muß ich noch erwähnen, daß, obwohl Sägewespen im Serafschanthale nicht zahlreich sind, es dort doch eine Selandride giebt, welche insofern merkwürdig ist, als das Weibchen keine Spur von Flügeln besitzt. Im Zusammenhange damit unterliegt auch der Thorax wichtigen Veränderungen; er erscheint stark geschwollen, und die Thiere haben daher das Aussehen kleiner Säcke ....

Eines der ersten Verzeichnisse der Schmetterlinge und Motten Turkistans zählte 367 Arten auf, von welchen 122 Mikrolepidopteren waren. Die große Mehrzahl (284) wurde in den Oasen und hügeligen Bezirken zwischen 750 und 4500 Fuß über dem Meere gefangen; 41 Arten entstammten den Bergen bis zu 8000 Fuß Höhe, und 28 Arten kamen aus Höhen zwischen 8000 und 13 000 Fuß. Herr Alpheraski in Taganrog hat mir im Manuskripte eine Liste von 377 Lepidopterenarten, die von ihm 1879 im Kuldscha-Distrikte und den umgebenden Bergen gesammelt wurden, mitgetheilt. Aber, wie ich höre, geben selbst diese beiden Verzeichnisse zusammen nur eine unvollständige Aufzählung der Schmetterlinge von Turkistan, welches eine große Zahl neuer Formen beherbergt.

Als wir von Taschkent nach Chodschent reisten, waren Wasserjungfern so häufig, daß wir mehrere vom Wagen aus mittelst eines Schmetterlingskäschers fingen. Die Netzflüglerfauna Turkistans ist jedoch nur theilweise bekannt. Herr Mac Lachlan hat etwa 60 Arten behandelt, von denen die meisten europäischen Charakter tragen; doch ist auch eine unbedeutende Beimischung des indischen Elementes zu erkennen.

Das letztere tritt auch bei den Geradflüglern hervor, doch sind die indischen Arten weit seltener als die europäischen. Diese Fauna ist der südrussischen sehr ähnlich und enthält eine große Zahl westeuropäischer Arten. Die nichteuropäischen Species sind aus Südasien, einige auch aus entfernter liegenden Gegenden, besonders aus Afrika. Die Gesammtzahl beträgt 70. Es mögen davon zwei Heuschrecken erwähnt sein, welche große Verwüstungen in der Nachbarschaft von Perowsk angerichtet haben, während eine dritte, „Prus“ genannt, das Serafschanthal heimsuchte.

Von Halbflüglern habe ich kein Verzeichniß der Arten, doch sah ich in Taschkent eine schöne Sammlung, die Herr Oschanin angelegt hatte.

Schließlich komme ich zu den Cestoden oder Eingeweide-Würmern. Von den 47 in Turkistan angetroffenen Arten leben zwei im Menschen, je drei im Hunde und Schafe, je zwei in der Katze und Ziege, und je eine im Pferde, Ochsen und Murmelthier; 30 werden in Vögeln gefunden, zwei in Reptilien und eine in Fischen. Von allen Würmern ist die von den Bucharen „Rischta“ genannte Filaria medinensis der interessanteste. Dieser Schmarotzer wird in Buchara und einigen benachbarten Städten in Tümpeln angetroffen, deren Wasser die Eingeborenen trinken. Der Wurm entwickelt sich unter der Haut, indem er in einer Woche etwa um einen Zoll wächst, bis sich ein Geschwür bildet, aus welchem, wie man behauptet, der Parasit den Kopf hervorstreckt. Die Aufgabe ist alsdann, das Thier vollständig herauszuziehen. Eingeborene Sachverständige stecken eine Nadel hinein und ziehen das eine Ende mit den Fingern der rechten Hand heraus, während sie mit denen der linken auf den angrenzenden Theil drücken. Russische Mediciner winden das Thier auf einen Haspel auf, so weit es täglich ohne gewaltsames Ziehen herauskommt, bis das Ganze, gewöhnlich 3 Fuß lang, herausgezogen ist. Wenn der Wurm zerreißt, so werden Tausende von frischen Keimen von dem zerrissenen Theile in Freiheit gesetzt, und die Krankheit dauert Monate lang fort. Ich beobachtete einen unglücklich abgelaufenen Fall in Samarkand und erhielt von dem Doktor einige Stücke der Rischta, welche ich in Spiritus nach London brachte. Der Wurm ist von milchweißer Farbe, gekochten Nudeln ähnlich, und kann wie Gummi ausgezogen werden. Die Untersuchungen von Prof. Fedtschenko brachten einige interessante Thatsachen über die Rischta ans Licht, z. B. daß die Keime des Parasiten nicht in frischem Wasser gedeihen, was im Einklange steht mit der Thatsache, daß er nur an solchen Orten vorkommt, wo die Bewohner gezwungen sind, stehendes Wasser zu benutzen.

Die Rischta ist das letzte Thier der turkistanischen Fauna, welches ich hier erwähnen kann, doch hoffe ich in einigen Wochen ausführlichere Einzelheiten in einem Werke veröffentlichen zu können, welches den Titel führen wird: „Russian Central Asia, including Kuldja, Bokhara, Khiva and Merv, with Appendices on the Fauna, Flora, and Bibliography of Russian Turkistan.“

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Geographische Gesellschaft zu Greifswald hat soeben den ersten Theil ihres zweiten Jahresberichtes (1883 bis 1884) herausgegeben, dessen Hauptinhalt eine längere Arbeit von Dr. Ernst Bornhöft über den Greifswalder Bodden (mit einer Tiefenkarte desselben), seine morphologischen und geologischen Verhältnisse, die Veränderungen in seiner Configuration und seine Herausbildung ausmacht. So lückenhaft die Beobachtungen, welche über die Entstehungsgeschichte des Boddens Auskunft geben könnten, zur Zeit noch sind, so geht aus ihnen doch bereits hervor, daß unter dem Vorherrschen eines tieferen Wasserniveaus

dieses Becken dereinst in weit höherem Grade von der Ostsee abgeschlossen war, als dies heutigen Tages der Fall ist, daß die dem Bodden zugeführten Gewässer sich damals einen Abfluß in der Südostecke verschafften, und daß schließlich das eigenartige Relief des Boddengrundes der Einwirkung des fließenden Wassers seine Herausbildung verdankt. Die Veränderungen, welche sich seit dem Eintreten der jetzigen Verhältnisse geltend gemacht haben und noch heutigen Tages zu beobachten sind, bestehen in einem Zurückweichen sowohl der diluvialen als auch der alluvialen Ufer, während andererseits ein Vorschieben des Landes gegen das Meer nur an wenigen Punkten zu verspüren ist. Das vom Ufer weggespülte und durch die Wellen und wenngleich schwachen Strömungen weiter transportirte Gesteinsmaterial findet vornehmlich Verwendung zur Ausgleichung der Unebenheiten des Untergrundes.

— Dr. Richard Lepsius, Die Oberrheinische Tiefebene und ihre Randgebirge. (Mit einer Uebersichtskarte des oberrheinischen Gebirgssystems. — Stuttgart, Engelhorn, 1885. 8°. 91 S.) Als zweites Heft des ersten Bandes der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde giebt Lepsius eine Schilderung der Ebene von Basel bis Mainz und ihrer Randgebirge. Das Gebirgssystem hat sich nach ihm erst in der Tertiärzeit gebildet, die ersten Bewegungen zeigten sich im mittleren Oligocän, die bedeutendsten erfolgten aber erst in der jüngsten Tertiärzeit und dauerten in der Diluvialzeit fort, ja sie sind, wie die Erdbeben beweisen, noch nicht zu Ende. Die Rheinebene, sowie an beiden Seiten der stehengebliebenen Gebirgshorste das schwäbisch-fränkische und das lothringische Senkungsfeld verdanken ihre Bildung dem Absinken der gebrochenen Tafeln, das bis jetzt für Trias und Jura mindestens 2500 m beträgt. Der Einbruch des Rheins in die Senkung erfolgte erst in der Diluvialzeit und er hat die Thalfläche ca. 100 m hoch mit Sand und Schotter ausgefüllt. Wegen der zahlreichen interessanten Einzelheiten verweisen wir unsere Leser auf das Buch selbst. Ko.

Asien.

— Das cyprische Muflon (Ovis ophion) war zur Zeit der Besitznahme der Insel durch England auf eine einzige Herde beschränkt, welche sich in den Waldungen des Troodes erhalten hatte. Nach einer Mittheilung des High Commissioner of Cyprus, Sir Robert Biddulph, an die Londoner Zoologische Gesellschaft hat sich Dank einer schweren Geldstrafe, welche die Regierung auf die Tödtung des Thieres gesetzt hat, der Bestand erheblich gehoben und ist ein Aussterben der interessanten Art nicht mehr zu befürchten.

— Frankreich hat in letzter Zeit eine Reihe von Staatsverträgen in Ostasien abgeschlossen resp. bestätigt, welche seinen dortigen Machtbereich außerordentlich erweitern. So macht der am 17. Juni 1884 in Phnom-Penh zwischen dem Könige von Cambodja und Charles Thomson, dem Gouverneur von Cochinchina, vereinbarte und am 30. Mai 1885 von der französischen Kammer ratificirte Vertrag das Königreich Cambodja fast zu einer französischen Provinz. Der König unterwirft sich z. B. allen Reformen in der Verwaltung, Rechtsprechung, dem Finanzwesen und dem Handelsverkehr, welche Frankreich für nöthig befinden wird; er behält zwar die Regierung und seine Beamten die Verwaltung, aber unter französischer Aufsicht und mit Ausnahme des Steuer- und Zollwesens, der öffentlichen Arbeiten u. s. w., deren Kosten jedoch Cambodja trägt. Die Sklaverei wird abgeschafft und der Grund und Boden, welcher bisher ausschließlich der Krone gehörte, verliert seine Unveräußerlichkeit. In allen Provinzhauptstädten und, wo es sonst nöthig erscheinen wird, nehmen französische Residenten ihren Sitz, ein General-Resident in der Landeshauptstadt. — Am 7. Mai 1885 wurde der (freilich seitdem von Seiten Annams verletzte) Vertrag von Hüë vom 6. Juni 1884 durch die Kammer genehmigt, wodurch Annam das französische Protektorat anerkennt. Thuan-An wird dauernd von Frankreich besetzt, die Befestigungen am Flusse von Hüë geschleift; Zölle, öffentliche Arbeiten rc. werden von Franzosen verwaltet, die Häfen Qui-Nhon, Tourane und Xuan-Day allen Nationen geöffnet und mit französischen Agenten besetzt, während in der Citadelle von Hüë ein General-Resident die auswärtigen Beziehungen Annams überwacht. Die innere Verwaltung bleibt in den Händen der einheimischen Beamten, die aber auf Verlangen Frankreichs eventuell abgesetzt werden müssen. Von Saïgon bis Hanoï in Tongking wird ein Telegraph gebaut. Die Gerichtsbarkeit über die Fremden behält sich Frankreich vor; in Tongking und den Freihäfen können dieselben frei cirkuliren, das Innere von Annam aber nur mit Erlaubniß des General-Residenten in Hüë oder des Gouverneurs von Cochinchina betreten u. s. w. — Endlich wurde am 9. Juni d. J. der Vertrag von Tien-tsin abgeschlossen und am 6. Juli genehmigt, in welchem China seinen alten Ansprüchen auf Tongking und Annam endgültig entsagt und Frankreich gewisse Vorrechte für den Handel und Verkehr mit Jünnan, Kwang-si und Kwang-tung einräumt. Die Spitze dieser letzteren Bestimmungen kehrt sich offenbar gegen die englischen Kaufleute, die nun nicht eher ruhen werden, als bis ihre Regierung ihnen gleiche Rechte ausgewirkt haben wird.

Inseln des Stillen Oceans.

— Am 29. Juni hat eine von der Neu-Guinea-Kompagnie ausgerüstete Expedition, bestehend aus dem Oberförsterkandidaten Richard Mentzel, Fritz Grabowski, Lieutenant R. von Oppen und dem Kunstgärtner Ernst Schollenbruch, Berlin verlassen. Dieselbe gedenkt am 5. August in Batavia einzutreffen. Auf Java soll eine Anzahl malaischer Arbeiter angeworben werden, welche als Träger für die später auszusendenden wissenschaftlichen Forschungsexpeditionen und zur Verrichtung schwererer körperlicher Arbeiten auf den Stationen verwendet werden sollen; außerdem will man sich über die in Java übliche Behandlung des Urwaldes behufs Anlegung von Plantagen informiren und Nutzpflanzen und Nutzvieh, welche zur Einführung in Kaiser-Wilhelms-Land für geeignet erachtet werden, dorthin mitnehmen. — Außerdem hat am 9. Juli der für Rechnung der Neu-Guinea-Kompagnie in Danzig erbaute Schraubendampfer „Papua", geführt von Kapitän Pfeiffer, Hamburg verlassen, um über Batavia und Cooktown nach Kaiser-Wilhelms-Land zu gehen und dort im Dienste der Kompagnie zu bleiben. Das Schiff hat einen Angestellten der Kompagnie, den Oberförsterkandidaten Elle, Material zum Hausbau und Proviant für die Niederlassungen auf Neu-Guinea an Bord. — Ferner enthält das zweite Heft der „Nachrichten für und über Kaiser-Wilhelms-Land rc." einen Auszug aus den Berichten des Dr. Finsch. Derselbe hat mit dem Dampfer der Gesellschaft „Samoa", Kapitän Dallmann, in der Zeit vom 11. September 1884 bis 2. Januar 1885 drei Reisen und neuerdings vom 5. bis 28. Mai eine vierte Reise ausgeführt zum Zweck einer näheren Erforschung des jetzigen deutschen Gebietes, auf demselben mehrere neue Häfen entdeckt und in verschiedenen Theilen des Landes die deutsche Flagge gehißt. Aus den bis jetzt vorliegenden Berichten geht hervor, daß die Schifffahrt sehr vorsichtig betrieben werden muß, da allenthalben Korallenriffe drohen, daß ein großer Theil des Landes von dichtestem Urwalde bestanden ist, daß die Eingeborenen sich offenbar aus Furcht, sie sollten als Arbeiter aufgegriffen werden, durchweg scheu und versteckt hielten, daß sie aber

bald zutraulich wurden, sobald eine Verständigung mit ihnen zu erzielen war. Der neu entdeckte Friedrich-Wilhelms-Hafen, vom dichtesten Urwalde umschlossen und mit einem Gewirr von Inseln durchsetzt, ist wahrscheinlich der beste und sicherste an der ganzen Nordküste von Neu-Guinea. Die größten Panzerschiffe können hier sicher einlaufen und liegen, denn er bildet ein ganz von Land umschlossenes Becken. Die Officiere der deutschen Kriegsschiffe waren über diese Entdeckung außerordentlich erfreut und erklärten den Hafen für ganz vortrefflich. Eine gewaltige Gebirgskette, weithin sichtbar von Astrolabe-Bai, an 5000 bis 6000 m hoch, die auf keiner Karte steht, wurde „Bismarckkette" genannt. Das Land gegenüber Bili Bili, wo die Bewohner dieser Insel große Pflanzungen haben, ist außerordentlich reich, fruchtbar und fetter Boden; aber alles dichter Urwald. Die Eingeborenen leben hier in Ueberfluß; nur die Kokospalme ist im Ganzen spärlich vertreten. Bei manchen Dörfern fehlt sie gänzlich. Hinter Astrolabe-Bai ändert sich der Charakter vollständig. Vom Kap Rigny bis 60 Meilen weiter südöstlich sanfte Buchten mit niedrigen, von Baumgürteln begrenzten Ufern, keine Korallenriffe, aber das Meer fällt gleich vom Uferrande in große Tiefen; keine Häfen oder Ankerplätze; ausgedehnte Grasflächen oder sanft ansteigende Berge mit Gras, ausgedehntes und ausgezeichnetes Weideland mit verschiedenen Wasserläufen, darunter der Dallmannfluß, Landschaft von ganz europäischem Charakter; wenig Menschen und noch weniger Kokospalmen. Die Terrassen bestehen aus Korallenfels, sind also gehobener Meeresboden. Es sind weite Grasebenen, Flächen und sanft ansteigende Hänge, die sich bis zum obersten bewaldeten Drittel des Hochgebirges hinaufziehen — ein Land, das sich vortrefflich für Viehzucht, ganz besonders für Schafe eignet, jedenfalls aber auch ausgedehnte Flächen für Kultur bietet. Es ist überall mit Pferden und Lastthieren zugänglich, wodurch Forschungsreisen sehr erleichtert werden. Es hat Wasserreichthum selbst in der trockenen Jahreszeit, 19 größere Flüsse und Flußbetten wurden gezählt. Der Boden, selbst bis auf die dritte Terrasse hinauf, ist sehr gut, das Gras wird je höher hinauf desto feiner. Die Bevölkerung ist äußerst gering, im Ganzen wurden 24 zum Theil sehr kleine Siedelungen gezählt. Um Fortifications-Point sieht man an den Uferbergen da, wo es am steilsten ist, wie dies die Papuas lieben, oft sehr große Pflanzungen von Bananen und Yams, aber weder Menschen noch Dörfer. Erst bei einem späteren Besuche wurden an ein paar Stellen, in den Schluchten versteckt, einige Hütten entdeckt. Die Westseite von Neu-Britannien ist offenbar stark bevölkert. Die Berge gehen hier gleich vom Meeresufer steil bis zu beträchtlicher Höhe; auf ihnen sieht man viele Pflanzungen. Die Leute scheinen Bergbewohner. Kokospalmen sind daselbst bis in die Berge hinauf ziemlich zahlreich, so daß sich hier wohl ein Händler halten könnte. Aber für Kultur eignet sich dieses Land, so schön und reich es ist, schon der Steilheit der Berge wegen nicht. — So weit der Anfang der Finsch'schen Berichte, deren Fortsetzung im nächsten Hefte veröffentlicht wird. (Allg. Ztg.)

— Das interessante Buch von Chalmers und Gill über Neu-Guinea, aus welchem der „Globus" auf S. 45 dieses Bandes einen kurzen Auszug, und über welches er auf S. 60 und 74 eine Besprechung gebracht hat, wird im Herbste bei F. A. Brockhaus in deutscher Uebersetzung erscheinen.

— Im April 1885 wurde in Levuka, der früheren Hauptstadt der Fidschi-Inseln, ein von zahlreichen Kolonisten besuchtes Meeting abgehalten, auf welchem man sich für die Vereinigung der Kolonie mit Neu-Seeland aussprach. Eine Petition an die englische Regierung in diesem Sinne ward beschlossen. Die Kolonie zählt in runder Zahl 2500 Europäer und 150 000 Eingeborene. Die dortigen Verhältnisse scheinen zur Zeit recht traurige zu sein. Die einzigen, schreibt ein Korrespondent, welche gute Geschäfte machen, sind die Advokaten und Auktionatoren. Der Grundbesitz hat in seinem Werthe enorm verloren. Plantagen, welche vor drei Jahren noch 50 000 Pfd. St. werth waren, will jetzt Niemand für 12 000 Pfd. St. haben.

— Die neuseeländische Regierung hat kürzlich mit den Eigenthümern des nach Sydney gehörigen Dampfers „Janet Nicoll" einen Vertrag abgeschlossen, wonach diese gegen eine jährliche Zahlung von 4200 Pfd. St. sich verpflichten, jährlich sechs Fahrten nach dem östlichen Theile der Südsee zu unternehmen. Der Dampfer soll vom 1. Mai 1885 an von Dunedin aus Lyttelton, Wellington, Napier und Auckland anlaufen, dann nach Tonga, Samoa und Tahiti gehen und darauf direkt nach Auckland und Dunedin zurückkehren. Die Regiernng hofft übrigens bald die Mittel vom Parlamente bewilligt zu erhalten, um die zweimonatliche Verbindung mit Samoa in eine einmonatliche verwandeln zu können.

Nordamerika.

— Die vielfach ventilirte Frage nach der Nationalität der Mound-Builders, der Erbauer der eigenthümlichen Hügel in Nordamerika, scheint ihrer Lösung zu nahen. Cyrus Thomas führt in einer vorläufigen Mittheilung den Beweis, daß sich sechs Gruppen von Hügeln unterscheiden lassen, die verschiedenen Nationalitäten angehören. Die in Ost-Arkansas stammen wohl sicher von den Arkansen oder Quapus, welche de Soto und die ersten Franzosen noch dort antrafen. Eine zweite neuerdings genauer untersuchte Gruppe in Missouri scheint den Chickasaws anzugehören, die bis in die neuere Zeit dort wohnten; man hat in ihnen Silberstücke mit dem spanischen Wappen gefunden. — Die meisten Denkmäler in Alabama und Georgia sind den Muskoki zuzuschreiben; doch findet sich in der Südwestecke von Georgia eine Anzahl Hügel von anderem Typus; in dem Gebiete sollen früher die Uchees gewohnt haben. — Die Denkmäler im westlichen North Carolina und im östlichen Tennessee wurden schon früher den Cherokesen zugeschrieben; eine Anzahl neuerdings gefundener Pfeifen hat diese Ansicht bestätigt. Die Talegwi, welche die Hügel von Süd-Ohio erbauten, gehörten offenbar zu demselben Stamme. — Die Steinkisten, welche man von Süd-Illinois bis zum nordöstlichen Georgia findet, sind das Werk der Shawnees; sie haben auch hier und da in Ohio ihre Spuren hinterlassen. — Ein eigenthümlicher Typus findet sich auch noch in Kentucky und zerstreut im nördlichen Missouri; es hat bis jetzt nicht gelingen wollen, ihre Erbauer zu erkunden. — Die Theorie von Morgan, daß die einst weiter nach Osten verbreiteten Pueblo-Indianer die Mounds erbaut hätten, hat damit den Boden verloren. (Science.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVIII. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXVII.

(Die fünf letzten Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Nicht lange darauf zwang ein neuer Unfall, eine Beschädigung des Steuerruders, den „Mosul" zu einem Aufenthalte von mehreren Stunden, welcher dem Reisenden Muße genug gewährte, um ein am Ufer in Ruinen liegendes Dorf zu skizziren. Am folgenden Mittage näherte man sich der großen, nach Süden gerichteten Schleife des Tigris, auf deren Halse, gegenüber den ebenso spärlichen Trümmern von Seleucia, der einzige Ueberrest des ursprünglich griechischen, dann parthischen und sassanidischen Ktesiphon, der Taki-Kesra oder Bogen des Chosroes, sich erhebt. Da der Dampfer bei der Bergfahrt fast vier Stunden gebrauchte, um jene Schleife zu durchfahren, während der Fußgänger den Isthmus in etwa 20 Minuten überschreitet, so ließen sich die Reisenden ans Land setzen, um dem gewaltigen Bauwerke, das sie schon am Morgen desselben Tages in weiter Ferne erblickt hatten, einen eingehenderen Besuch abzustatten. Der Taki-Kesra (s. eine Abbildung der Vorderseite desselben „Globus", Bd. 13, S. 359), welcher ganz aus dicken Ziegelsteinen erbaut ist, besteht aus einer Façade von 91 m Länge und 35 m Höhe, einer ganz gewaltigen Wand, welche in der Mitte von einem gewölbten Saale oder Talar von 25 m Breite durchbrochen wird; derselbe nimmt die ganze jetzige Höhe des Gebäudes ein und hat zu seinem Namen, „Bogen des Chosroes", den Anlaß gegeben. Zu beiden Seiten dieses Mittelschiffes gab es einst Gallerien, welche wahrscheinlich für die königlichen Garden, Schreiber u. dergl. bestimmt waren; als Wohnungen für die Frauen konnten sie nicht dienen; denn diese bemühten sich die sassanidischen Herrscher ebenso eifersüchtig zu verstecken, als heute der strengste Anhänger Mohammed's. Wir haben es also hier mit einem officiellen Palaste zu thun, der für Staatshandlungen bestimmt war, während die Schlösser von Sarvistan und Firuzabad sowohl Birun, als auch Andernn umschließen, d. h. außer für das öffentliche auch für das Familienleben des sie bewohnenden Herrschers oder Gouverneurs bestimmt waren.

Die Seitenräume des Palastes von Ktesiphon sind heute sämmtlich verschwunden; kaum daß man aus den Ansätzen der Scheidewände und den Fundamenten ihre Anordnung und Größe erkennen kann; alles ist zusammengestürzt und bildet niedrige Schutthaufen, in welchen Nachgrabungen nur wenig zu Tage gefördert haben, einige parthische Münzen und Gefäßscherben. Abgesehen von zwei Thüren im Erdgeschosse und dem großen Mittelbogen hat die Façade absolut keine Oeffnung, weder Thor noch Fenster; dafür ist sie aber mit vier Reihen kleiner, durch Bogen verbundener Halbsäulen geschmückt, welche auf den ersten Blick nur eine rein dekorative Rolle zu spielen scheinen, aber in Wahrheit der gewaltigen Façadenmauer so viel Festigkeit verliehen haben, daß dieselbe bis heute allen Stürmen der Zeit und den Erschütterungen der Erdbeben Widerstand hat leisten können. Nach Angabe alter Schriftsteller wären diese Säulchen früher mit silbernen Ueberzügen bekleidet gewesen; wahrscheinlich bestanden sie aber aus versilbertem Kupfer, ähnlich den Metallbekleidungen der Kuppeln von

Kum und von Schah Abdul-Azim. Eine Bekleidung aber haben sie wohl jedenfalls gehabt; denn die Ziegel, aus denen sie bestehen, sind im Gegensatze zu denen der glatten Mauertheile sehr nachlässig gearbeitet. Betritt man den großen Saal, so erstaunt man über die imponirende Majestät des Schiffes und die Kühnheit des Tonnengewölbes; ein Theil desselben ist eingestürzt, angeblich am Tage der Geburt Mohammed's, während der andere vollkommen erhalten und in regelmäßigen Zwischenräumen von Thonröhren durchbrochen ist, die nach der Versicherung der Araber dazu dienten, Lampen im Inneren des Saales aufzuhängen. Im Hintergrunde des Talar befindet sich eine Thür, durch welche der König aus seinen Privatgemächern zu dem Throne gelangte; im selben Augenblicke wurde der untere Theil des vor dem Bogen angebrachten Vorhanges aufgezogen, und nun konnten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne gerade in den Saal fallen, und die Unterthanen eilten zur Audienz herbei. Der Anblick am Morgen, der purpurne Vorhang neben der silberglänzenden Façade, die gewaltigen Teppiche auf dem Boden im Inneren, die feinen Gewebe, die statt eines Getäfels an den Mauern hingen, und im Hintergrunde von seinem zahlreichen Hofstaate umgeben, der König der Könige auf elfenbeinernem Throne — das Alles mußte nicht weniger großartig wirken, als am Abend die Erleuchtung des Talar, wenn von der dunkeln Decke Tausende von Lampen herabhingen und ihren Schein mit dem Flimmern der Sterne mischten. Zeit und Menschen haben gegen das Bauwerk gewüthet, aber Römer,



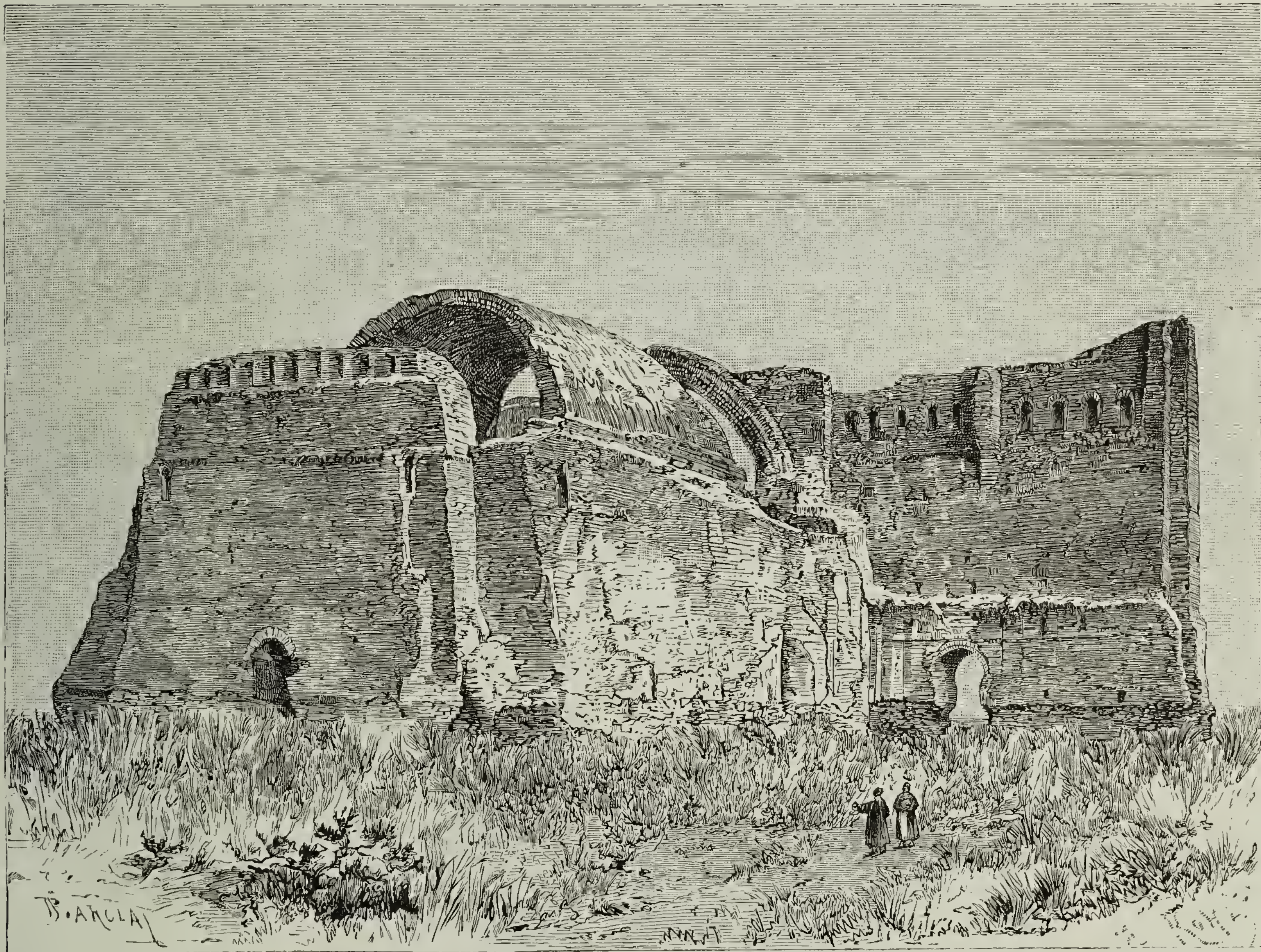
Dorfruine am Tigris. (Nach einer Zeichnung von Marcel Dieulafoy.)

Araber und Türken haben nur seine nebensächlichen Theile Fetzen für Fetzen losreißen können, das Skelett haben sie müssen stehen lassen. Die Umfassungsmauern, der Hof vor dem Talar, die Seitensäle sind verschwunden; aber die gewaltige Halle zeugt noch heute von der Macht der Könige von Ktesiphon, wenn auch nur noch Nachtvögel und Krähen in ihr hausen.

Am Morgen des 12. December langte der Dampfer in Baghdad an. Als Mme. Dieulafoy mit Tagesanbruch die Thür der Kajüte öffnete, erblickte sie mit Erstaunen auf dem Deck und den Hühnerkörben eine dünne Schicht von Reif, den ersten seit langer Zeit. Aber sonst verändert der Winter in dieser Gegend den Anblick der Landschaft nur wenig; denn Baghdad zeigte sich inmitten immergrüner Bäume. Nach und nach wurden auf dem rechten Ufer der Konak, die Citadelle mit den Kasernen, und die Fayencekuppeln der Moscheen sichtbar, auf denen sich bald zahllose Tauben sammelten, um ihre Flügel an den Strahlen der Morgensonne zu trocknen; dann erschienen zwischen schlanken Palmen noch schlankere Minarets, die Medresse, die schönen Zollgebäude, vor denen sich schon Juden, Armenier und Araber in bunten Trachten durch einander bewegten, und zuletzt, halb versteckt durch die aus dem Strome aufsteigenden Nebel, prächtige Gärten, über denen die britische Flagge wehte.

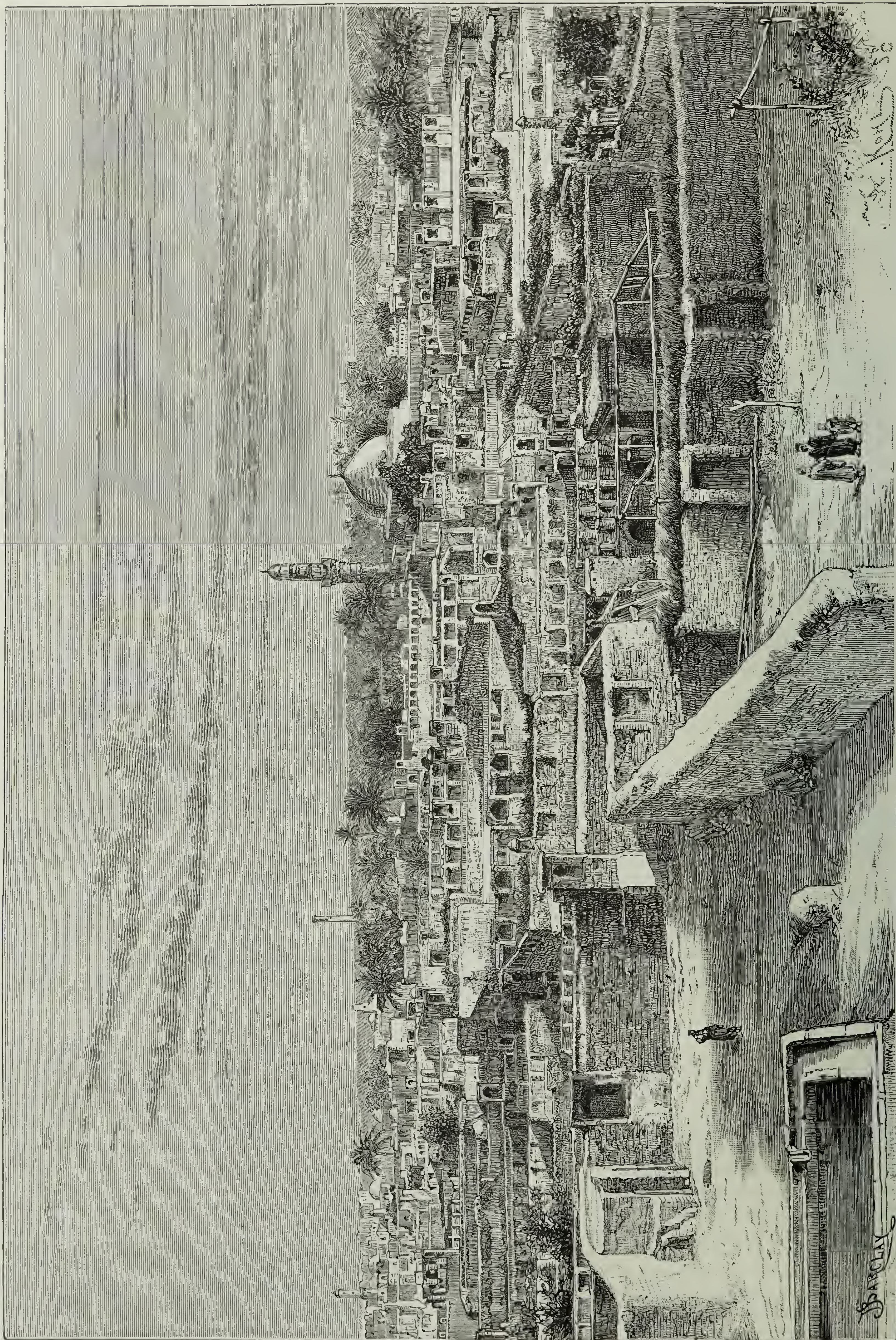
Noch reicher an Grün ist die Landschaft auf dem rechten Ufer, zu deren Landhäusern und schattigen Bäumen der Lärm des Serail und der Bazare nicht hinzureichen scheint.

Eine geländerlose Schiffbrücke von sehr wechselnder Breite und von mehrfachen Krümmungen verbindet beide Ufer, und auf ihr drängt sich eine Menge von Frauen in rothen, blauen oder grünen Izzas, von Männern in gelben und weißen Gewändern und von Karawanen von Kameelen, Eseln und Mauleseln. Baghdad hält zwar mit Konstantinopel, der Tigris mit dem goldenen Horne keinen Vergleich aus; aber niemals wird man auf den Brücken, welche Stambul mit Pera verbinden, eine so bunte, farbenprächtige Menge zu sehen bekommen, wie hier. Nicht weniger belebt, als die Brücke, ist der Hafen von Baghdad oder, besser gesagt, der Fluß durch Fahrzeuge verschiedener Art. Da sind zunächst die Belem, große Segelboote für den Transport von Getreide, aus Palmenholz gezimmert und von außen mit einer dicken Schicht Erdpech bestrichen, sehr leistungsfähig und leicht auszubessern; denn ein Ueberstreichen mit Asphalt genügt, um sie bei einer Havarie wieder in Stand zu setzen. Sie machen weite Reisen, wie zwischen Baghdad und Basra, und sind fast alle unterhalb der Brücke vertaut, während oberhalb derselben die Kelek liegen, welche besonders oberhalb der Stadt verkehren. Wenn nämlich die Schiffer vom oberen Tigris eine Ladung zu transportiren haben, so blasen sie eine Anzahl Lederschläuche auf, befestigen sie in concentrischen Reihen an einander, bedecken sie mit einer Lage von Brettern oder Bauholz, und diese wieder mit einer dicken Schicht Haidekraut, um die darüber aufgestapelte Ladung vor Nässe zu schützen, und lassen sich dann stromabwärts treiben, indem sie ihr Gefährt, den



Hinterseite des Taki=Kesra.

Kelek, mit langen Stangen dirigiren. Mitunter platzen wohl einige Schläuche, aber gewöhnlich geht die Fahrt ohne größeren Unfall von Statten. An ihrem Bestimmungsorte angelangt, verkaufen die Schiffer Holz und Haidekraut mit Vortheil, lassen die Luft aus den Schläuchen, laden dieselben auf Esel und kehren zu Lande in ihre Heimath zurück, um sofort eine neue Thalfahrt anzutreten. Der Mietpreis für ein Kelek richtet sich nach der Zahl der dazu verwendeten Schläuche, die beim Transport von Personen, für welche eine Hütte oder ein Zelt aufgeschlagen wird, bis 80 Stück beträgt, während 50 genügen, um Hammel oder sonstige Waaren, wie Hühner, Truthühner, Früchte, mühlsteinähnliche Käse oder zerstoßenes Getreide zur Herstellung von Pilaw fortzuschaffen. Der kleine Verkehr zwischen Baghdad und den nächsten Dörfern endlich wird durch eine dritte eigenthümliche Art von Fahrzeugen besorgt, welche den Namen „Kuffeh“ oder „Körbe“ führen und in der That die Gestalt runder Körbe haben; sie sind aus Palmblättern gemacht, mit Erdpech überzogen und werden von je zwei Männern geführt, die ihnen eine drehende Bewegung geben. Sie bewegen sich nur langsam vorwärts, sind aber sehr dauerhaft und sicher, schlagen nur schwer um und schöpfen niemals Wasser, obwohl manche von ihnen so schwer mit Melonen und Wassermelonen beladen sind, daß ihr Rand kaum 0,15 m über den Wasserspiegel hervorragt. Diese Kuffehs werden auf dem Tigris seit den ältesten Zeiten angewendet; denn es haben sich sowohl assyrische Reliefs mit Darstellungen dieser Boote erhalten, als auch beschreibt



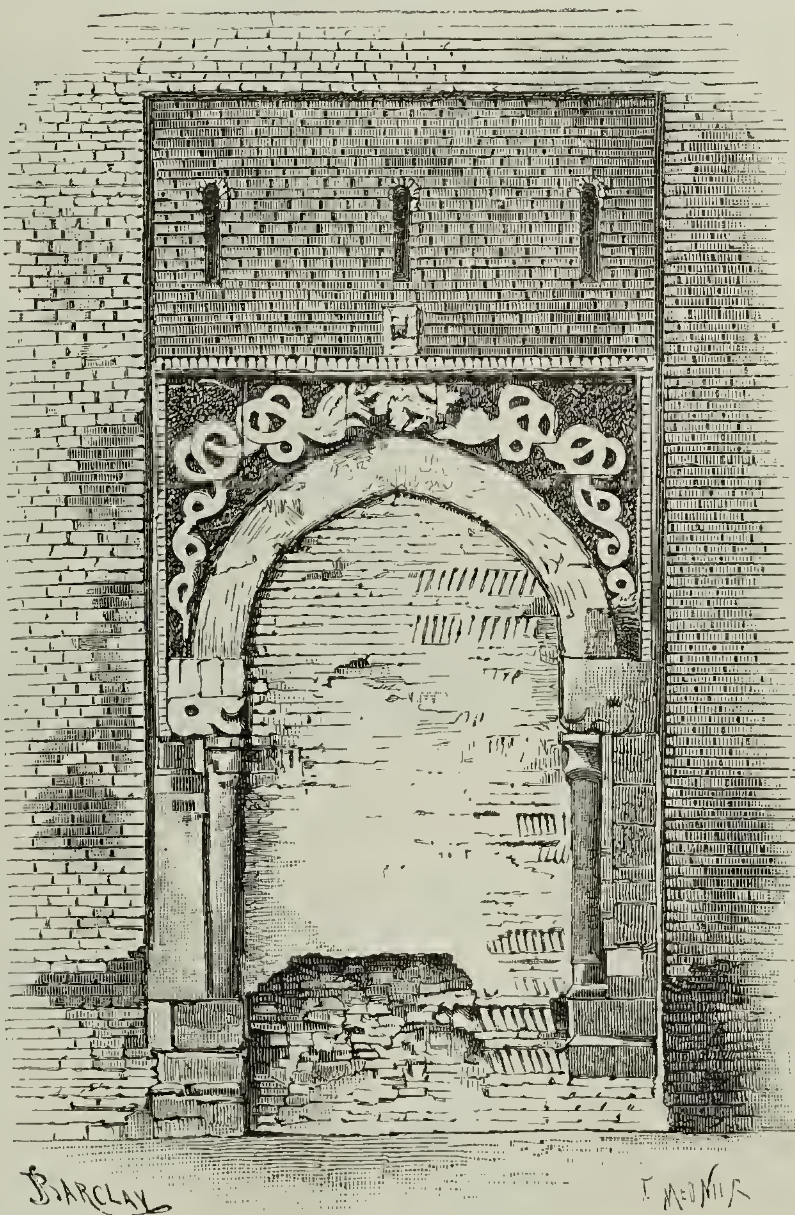
Baghdad.



Baghdader Kuffeh.

Herodot, wie sich solche in Babylon im Gebrauche befanden; dieselben scheinen sich nur dadurch von den heutigen unterschieden zu haben, daß sie mit zusammengenähten Fellen überzogen waren.

Im Hause des französischen Konsuls, M. Péretié, fanden die Reisenden Unterkunft und gastliche Verpflegung, wie sie ihnen seit Teheran nicht wieder zu Theil geworden war. Das Konsulatsgebäude, ursprünglich für eine eingeborene Familie und von Baghdadern erbaut, giebt ein getreues Bild aller Häuser der Stadt. An einer sehr engen Straße zieht sich eine lange Mauer hin, in welcher sich keine andere Oeffnung befindet, als ein Thor, kaum hoch genug für einen Reiter. Durch dasselbe betritt man eine knieförmig gebogene Vorhalle, wo sich des Konsuls Kawassen aufhalten, und dann einen weiten Hof, welchen Küche, Ställe, Sattelkammern und andere Wirthschaftsräume umgeben. Eine Thür führt von dort in einen zweiten Hof, um welchen herum die eigentlichen Wohnräume mit ihren Balkonen, ihren mit Holz- und Glasmosaik geschmückten Fenstern und den großen rothweißen Zwillichzelttüchern zum Schutze gegen die Sonne liegen.

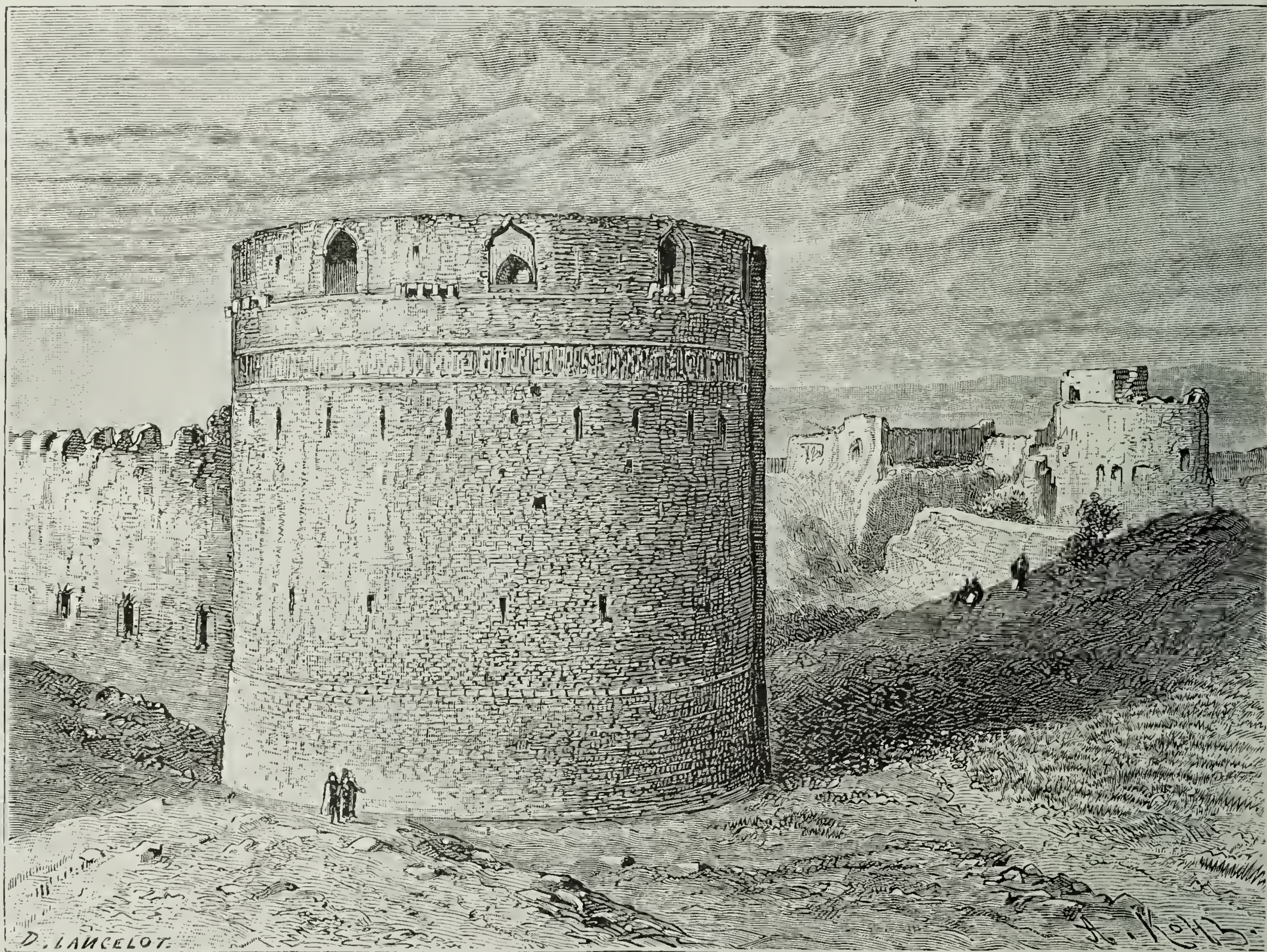


Das vermauerte Thor beim Thurm el-Talisman.

Die große sommerliche Hitze und die strenge Winterkälte zwingen die Bewohner dazu, öfters ihre Wohnräume zu wechseln; deshalb ruhen alle Häuser auf 3 bis 4 m tiefen gewölbten Kellern (serdab), in welche die Bewohner im Frühling hinabziehen, und zwar mit sämmtlichen Möbeln, deren Holz, wenn sie im Erdgeschoß oder ersten Stocke verblieben, von Milben aufgefressen werden würde. Erst gegen Sonnenuntergang verläßt man die Serdabs, um auf den Terrassen die keineswegs sehr abgekühlte Abendluft zu athmen, zu plaudern, zu rauchen und Scherbet zu trinken und um dann bei anbrechender Dämmerung wieder in den schwülen, dumpfigen Keller hinabzutauchen — ein träges, schlaffes Leben. Im Winter friert man trotz hellodernder Kaminfeuer in den Zimmern, und auf den ohnehin schon überaus schmutzigen, jetzt aber in vollständige Kloaken verwandelten Straßen ist es dann unmöglich sich zu ergehen. Daß zu dieser Jahreszeit oft Epidemien ausbrechen, ist kein Wunder. Der Herbst ist die einzige Saison, welche die Bewohner Baghdads für die während des übrigen Jahres ausgestandenen Leiden entschädigt; dann ist das Wetter noch

so schön und es kommen weder Regen noch Stürme vor. Dann schlagen die wohlhabenden Familien ihre Zelte auf den Ebenen um Seleucia und Ktesiphon auf, und während die Männer sich an der nicht ungefährlichen Jagd mittels Lanzen auf Wildschweine vergnügen, schießen die Damen auf die zahlreichen Rebhühner und Wasservögel.

Daß an Baghdads Stelle in ältesten Zeiten schon eine Stadt gestanden hat, beweist die Entdeckung eines Bauwerkes, dessen Ziegel mit dem Namen des Nabuchodonosor gestempelt waren. Die Gründung der heutigen Ortschaft aber geschah im Jahre 145 der Hedschra durch den Kalifen Abu Dshafar Abdallah el-Mansur, den zweiten Abbassiden, welcher ihr den Beinamen Dar es-salam (Haus des Friedens) verlieh, dem sie in ihrer späteren Geschichte aber nur wenig entsprochen hat; sie blühte zwar rasch empor, wurde der Mittelpunkt einer weit verbreiteten, einflußreichen Civilisation, während über Europa noch die tiefe Finsterniß der Barbarei lag, und hatte eine so zahlreiche Bewohnerschaft, daß dem Begräbnisse des berühmten Ibn Hambal, des Stifters der einen der vier großen rechtgläubigen Sekten des Islam, beinahe eine Million Menschen angewohnt haben soll. Aber es herrschte ein so aufrührerischer Geist unter den Baghdadern, daß drei Abassiden in dem zehn Stunden entfernten Samara zu residiren vorzogen. Innere Zwistigkeiten brachten auch die Macht der Kalifen zum Sinken. 949 belagerten die Buiden, 1055 die Seldschukiden Baghdad und nahmen es mit Sturm; aber am meisten litt es 1258 bei der Eroberung durch Hulagu,



Der Thurm el-Talisman.

den Enkel Dschengischan's, dessen tatarische und mongolische Horden die Stadt plünderten und 400 000 Einwohner, darunter den letzten Kalifen, über die Klinge springen ließen. 1401 fiel es in die Hände Timurleng's, verlor damals fast alle hervorragenden Gebäude, mit welchen es die Abbassiden geschmückt hatten und erhielt zum Ersatz dafür nur eine kolossale Pyramide, die aus den Schädeln seiner Bewohner aufgethürmt wurde. 1406, beim Tode seines Bezwingers, versuchte es seine Mauern wieder aufzurichten, kam dann aber nach einander in die Gewalt der Fürsten vom Schwarzen und vom Weißen Hammel und des Sofi Schah Ismael, welcher Persien den Mongolen abgenommen hatte. Dann war es lange Zeit zwischen den Persern und Türken streitig, wurde 1534 Hauptstadt einer türkischen Provinz, aber etwa ein Jahrhundert später von dem Aga der aufständischen Janitscharen dem Schah Abbas dem Großen ausgeliefert. Ein wandernder Derwisch kam einige Jahre darauf nach Stambul und feuerte durch seine Schilderungen von dem Treiben der schiitischen Perser in der Kalifenstadt den Sultan Murad zu einem neuen Kriegszuge an. 1638 erschien er vor der Stadt und erzwang nach einer glänzenden Belagerung deren Uebergabe; als aber am folgenden Tage die Einwohner sich weigerten, vor Mittag ihre Häuser zu räumen, fürchtete Murad Verrath und befahl seinen Soldaten, in die Stadt zu dringen und ihre Vertheidiger niederzumetzeln. 30 000 Schiiten verloren dabei ihr Leben. Schließlich kam ein Vertrag zu Stande, worin

die Perser das ganze Gebiet von Baghdad abtraten und zur Entschädigung dafür die Provinz Eriwan erhielten. Die belagernden Türken drangen damals durch ein Thor an der Nordecke der Stadt ein, welches noch heute steht, aber seitdem vermauert und niemals wieder geöffnet worden ist. Eine Inschrift ist über derselben angebracht, welche lautet: „Am 24. December 1638 ist Sultan Murad nach einer vierzigtägigen Belagerung durch das Thor el-Talisman in Baghdad eingezogen.“ Dieses Thor führte in den gleichnamigen Thurm, der einer daran befindlichen Inschrift zufolge im Jahre 1230, und zwar aus Ziegeln erbaut und mit der nahen Ringmauer durch eine befestigte Brücke verbunden ist, welche ihrerseits wieder von zwei Thürmen flankirt wird. Auffallend sind die Aehnlichkeiten zwischen der mittelalterlichen mohammedanischen und der gleichzeitigen französischen Befestigungskunst: wenn man den Thurm el-Talisman betrachtet, wird man sofort an den Donjon von Couci erinnert; Fensteröffnungen, Schießscharten, Escarpen und Contrescarpen u. s. w. sind hier wie dort genau dieselben. Nur der persische Spitzbogen und die arabischen Charaktere der Inschrift erinnern den Beschauer daran, daß er sich im Oriente befindet.

Ein einziger Unterschied besteht indessen zwischen den Militärbauten der Mohammedaner und denen der Christen, und derselbe fällt sehr in die Augen. Sei es, daß die Zeit unter dem orientalischen Himmel geringeren Einfluß auf die Bauwerke ausübt, sei es, daß sich der eigenthümliche Charakter der persischen Architektur seit 800 Jahren nicht geändert hat, so steht doch fest, daß der Thurm el-Talisman, der älter ist, als ähnliche Bauten Frankreichs, so jugendfrisch aussieht, als wäre er erst vorgestern gebaut und gestern bombardirt worden, während die Wälle von Couci, Carcassonne oder Avignon selbst nach der Restauration, welcher man sie unterzogen hat, einer um so viel weiter zurückliegenden Zeit anzugehören scheinen, als unsere Ideen über die Architekturformen und die Bauweise sich seit dem dreizehnten Jahrhundert so vollständig geändert haben.

Reiseskizzen aus Columbien.

Von Dr. Alfred Hettner.

IV. Kosten und Gefahren.

Branntwein, Chicha, Guarapo machen für den Columbianer wohl die Hälfte seiner Reisekosten aus; an Speise und Bett stellt er im Allgemeinen geringe Ansprüche; ist er es doch auch zu Hause kaum besser gewohnt. Nur eine gewisse Klasse reicher Jünglinge, welche einige Jahre in Paris zugebracht haben, haben die Bequemlichkeiten europäischen Lebens kennen gelernt, sehen in denselben das Wesen der Civilisation und können nicht hart genug über die primitiven Verhältnisse und Sitten des Vaterlandes aburtheilen; wenn sie überhaupt nothgedrungen eine Reise machen, statten sie sich mit allen möglichen Bequemlichkeiten aus und vergeuden unsinnige Summen zur Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse. Der Europäer selbst wird sich von derartigen Uebertreibungen fern halten, aber er wird doch meist — wenn wir von italienischen Krämern absehen — höhere Ansprüche an Reinlichkeit und Komfort stellen als die Mehrzahl der Columbianer, ja er muß das thun, um die Anstrengungen des Reisens überhaupt auf die Dauer ertragen zu können. Aber die Folge davon ist natürlich, daß sich seine Reisekosten beträchtlich höher stellen. Er reist für längere Zeit nicht allein, sondern mit Packthier und Diener, und hat daher auch diese zu ernähren. Die einzelnen Preise sind freilich nicht besonders hoch: in den Hotels wird das Frühstück gewöhnlich mit 3, das Mittagessen mit 4, Desayuno und Refresco mit je einem, das Bett mit 2 Realen, der ganze Tag mit einem harten Thaler (Peso fuerte) bezahlt; in den kleineren Herbergen stellen sich die Preise noch billiger und wird namentlich das Quartier gar nicht berechnet. Die Ernährung des Dieners kostet etwa die Hälfte der eigenen, wozu sein Lohn mit weiteren 5 Realen (häufig mehr) täglich kommt. Weide und Futter eines Thieres kommt im Durchschnitt auf 2 bis 3 Realen, für vier Thiere, die ich mit mir führte, also täglich im Mittel auf einen harten Thaler zu stehen. Ein Reisetag, ohne alle Extraausgaben, kann also durchschnittlich auf 3 Pesos fuertes (Normalwerth 12 Mark, Kurswerth 10 Mark) gesetzt werden, kommt also nicht viel theurer als in vielen Theilen von Deutschland für den Fußwanderer allein. Freilich ist dabei der Preis der Thiere noch nicht in Anschlag gebracht, der bei mir, Kaufsumme weniger Verkaufsumme gerechnet, ungefähr 150 Fuertes (Normalwerth 600, Kurswerth 480 Mark) betrug. Das Mieten zweier Thiere würde für den Tag auf $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuertes kommen, wobei dann freilich das Halten von Reservethieren und das Futter für dieselben in Wegfall käme.

Das Reisen in Columbien ist danach viel billiger als in den meisten anderen fernen Ländern, und zwar deshalb, weil man keiner großen Trägerkolonnen und keiner Schutzmannschaften bedarf. Eine größere Zahl von Begleitern wird nur bei Reisen im Urwalde und bei Stromfahrten, sowohl zur Ueberwindung der natürlichen Schwierigkeiten, wie zur Abwehr wilder Indianerstämme nöthig, wodurch diese Reisen, trotz aller damit verbundenen Entbehrungen, doch viel größere Kosten verursachen. Im Inneren Columbiens ist die Sicherheit des Reisenden im Ganzen nur in Revolutionszeiten gefährdet; nur im Staate Cauca mit seiner Negerbevölkerung sollen auch im Frieden bisweilen räuberische Ueberfälle vorkommen. Das Straßenräuberwesen, wie es im Mutterlande Spanien und in Mexiko blüht, hat in Columbien keinen Boden gefaßt. Die Goldtransporte, welche an bestimmten Tagen und ohne alle Bedeckung durch einsame Gegenden von den Goldminen zum Magdalena gehen, werden nie behelligt; nur einmal hat ein Ueberfall stattgefunden, und zwar durch Yankees. Man kann nicht sagen, daß der Indianer zu ehrlich dazu sei, denn er bringt gern einige Realen unbemerkt bei Seite, aber er entschließt sich schwer zu einer Gewaltthat; und besonders vor dem Fremden, der den Revolver nicht nur mit sich führt, sondern, wie er glaubt, auch zu handhaben versteht, hat er einen heiligen Respekt.

Von der Bevölkerung droht daher dem Reisenden keine eigentliche Gefahr. Auch der Tod durch ein Raubthier oder den Biß einer giftigen Schlange, der Sturz auf einem schlechten Wege, ein unglücklicher Flußübergang sind doch immer nur Ausnahmefälle. Die Gefahr des Reisens liegt vielmehr in den Einwirkungen des Klimas auf den durch Anstrengungen und Entbehrungen geschwächten Körper. In Folge der komplicirten Bodengestaltung Columbiens und der dadurch bedingten innigen Durchdringung heißer Thäler und kühler Gebirgskämme ist jede Reise mit bebeständigem Klimawechsel verbunden. Es kommt oft vor, daß man im Laufe eines Tages vom heißen Lande zu einem Bergrücken aufsteigt, auf dem ein eisig kalter Wind das hunderttheilige Thermometer auf 5° sinken läßt, und daß man am Abend desselben Tages wieder in heißem Klima übernachtet, oder daß man den ganzen Tag in glühender Sonnenhitze reitet und in der Nacht das Wasser gefrieren sieht. Die so rasche Aufeinanderfolge entgegengesetzter Temperatureinwirkungen muß auf den menschlichen Organismus schädlich einwirken, muß ihm Fieber geben oder wenigstens seine Empfänglichkeit für die Fieberkeime außerordentlich steigern. Es ist bekannt, daß alle tropischen Klimate reich an denselben sind, und daß es nur des leisesten Anlasses bedarf, um das Fieber zum Ausbruche zu bringen. Columbien macht keine Ausnahme von dieser Regel; nur die höchsten Gebirgsregionen scheinen von klimatischen Fiebern, ebenso wie von der Schwindsucht, immun zu sein. Nur wenige Leute, die länger im Lande reisen und sich nicht auf's Peinlichste schonen können, werden einem Fieberanfalle entgehen. Meistens sind es nur leichte Malariafieber, aber in den Urwäldern des mittleren Magdalena und seiner Nebenflüsse, im Chocó, in den Llanos treten auch schwerere Fieber auf, denen nicht nur der Fremde und der Bewohner kühler Gebirgsregionen, sondern auch das Kind des heißen Tieflandes selbst mitunter schon nach wenigen Stunden erliegt. Neben Fiebern fordern namentlich ruhrartige Krankheiten ihre Opfer. Aber Alles in Allem genommen, scheint Columbien doch auch in klimatischer Beziehung für den Reisenden weniger gefährlich zu sein als das tropische Afrika; es verdankt diesen Vorzug seiner Gebirgsnatur, die zwar die Kontraste häuft und dadurch die Gesundheit des Passanten angreift, aber andererseits viele Quadratmeilen den Bedingungen der Fieber entrückt, und zugleich dem durch die Fieber des Tieflandes geschwächten Körper eine Zufluchtsstätte gewährt, wo er sich wieder kräftigen kann.

Wer ist es denn nun aber, der überhaupt in Columbien reist? Die Columbianer selbst reisen nur, wenn sie müssen, aus geschäftlichen oder politischen Gründen. Zum Vergnügen reisen sie nicht, sondern gehen in eine Sommerfrische, die höchstens eine oder zwei Tagereisen vom Wohnorte entfernt ist, und in welcher angenehme Flußbäder oder auch warme Quellen den Anziehungspunkt bilden. Zu ihrem Bedauern giebt es noch keine andere Möglichkeit, an das Reiseziel zu gelangen, als die Reise zu Pferde oder Maulthier. Man reist möglichst schnell, halb schlafend, ohne auf den Weg zu achten. Was kümmert den Columbianer landschaftliche Schönheit? Wie unserem Bauer ist ihm der gute Weg schön, die Ebene, auf welcher er rasch dahinreiten kann, ist sein Ideal.

Die Fremden, welche in Columbien reisen, sind theils Bergleute, Ingenieure, Lehrer, welche im Inneren des Landes angestellt sind, theils Kaufleute oder Händler, die geschäftliche Verbindungen anknüpfen oder Waaren verkaufen. Ein fremder Forscher oder Tourist ist ein seltenes Ereigniß und wird mit der unerträglichsten Neugier verfolgt. Beständig wurde mein Diener im Nachtquartier oder auf dem Wege, oft in meinem Beisein, über mich ausgefragt, vielfach knüpften „Caballeros" unterwegs ein Gespräch mit mir an, nur um ihre Neugier zu befriedigen. Es ist den Columbianern, und zwar nicht nur den untersten Klassen, vollkommen unverständlich, daß man ihr Land ohne unmittelbare praktische Zwecke besuchen könne. Wenn ich auseinandergesetzt hatte, daß ich wissenschaftlicher Studien halber reiste, wurde ich entweder wegen dieser Thorheit belächelt, oder erhielt das infame „Quien sabe?" (Wer weiß?) zur Antwort, d. h. man glaubte doch, daß ich irgend einen geheimen Zweck verfolgte. In Antióquia wird jeder Fremde zunächst für einen Engländer, in Santander für einen Deutschen, in Boyacá für einen Italiener gehalten, weil im erstgenannten Staate englische Bergleute, im zweiten deutsche Kaufleute überwiegen, in den dritten, ärmsten, aber nur italienische Krämer kommen. Aber da mein Gepäck für einen wandernden Krämer doch zu wenig umfangreich war, aus meinem Feldbette aber einige Stäbe hervorlugten, wurde ich von einem erfinderischen Kopfe für einen Seiltänzer (maromero) erklärt. Gerade solche Episoden beweisen, wie selten hierher Europäer kommen, die um der Wissenschaft oder des Vergnügens willen reisen; diesen wenigen wird ein jahrelanges Andenken bewahrt.

Das Reisen in Columbien ist unleugbar ziemlich anstrengend, worüber wir am ehesten eine klare Vorstellung gewinnen, wenn wir dasselbe mit einer Fußtour in deutschen Gebirgen vergleichen. Der südamerikanische Reisende hat den Vortheil des Reitens, aber das ewige Auf und Ab und die überaus schlechte Beschaffenheit der Wege, sowie die glühende Hitze gleichen diesen Vortheil reichlich aus. Und während den Wanderer bei uns am Abend wenigstens in der Regel ein freundliches Nachtquartier und eine gute Mahlzeit empfängt, muß er dort in schmutziger Hütte schlafen, sich mit unschmackhafter unverdaulicher Kost begnügen. Für einige Tage läßt sich das ertragen, aber Wochen und Monate fortgesetzt muß ein solches Leben ermüden und schwächen. Aber doch sind diese Strapazen nichts, verglichen mit den Mühseligkeiten afrikanischen oder centralasiatischen Reisens. In Columbien giebt es selbst einige Damen, welche zum Vergnügen reisen, welche wenigstens auf zwei, drei Wochen die Anstrengungen und Entbehrungen auf sich nehmen, aus Freude an der Herrlichkeit der Natur.

Forbes' Reise im malayischen Archipel[1]).

Besprochen von **Emil Metzger.**

Das Buch eines zu wissenschaftlichen Untersuchungen befähigten Verfassers, welcher die Gelegenheit gehabt hat, einen großen Theil des malayischen Archipels nicht nur flüchtig zu besuchen, sondern sich einige Jahre im Interesse seiner vielseitigen und ausgedehnten Studien dort aufzuhalten, verdient gewiß Aufmerksamkeit, um so mehr, wenn der Autor sich, wie Herr Forbes, nicht damit begnügt, eine trockene Aufzählung seiner wissenschaftlichen Resultate zu geben, sondern es versteht, dem Leser in verschiedener Richtung willkommene Gaben zu bringen.

Man kann nur eine sonderbare Phrase, höchstens eine sehr weit übertriebene Höflichkeit darin sehen, wenn der Autor im ersten Satze der Vorrede sagt, das Buch von A. R. Wallace über den malayischen Archipel sei so genau und erschöpfend, daß der große Naturforscher für seine Nachfolger in jenem Gebiete nur wenig mehr als Nachlese übrig gelassen habe; sein eigenes Buch beweist das Gegentheil. Jeder, der sich, sei es auch nur in Bezug auf einen einzelnen Zweig des menschlichen Wissens, mit Indonesien, wie Adolf Bastian diesen Theil der Erdoberfläche so passend benannt hat, beschäftigt, weiß aus eigener Erfahrung, wie unvollkommen in vielen Punkten unsere Kenntniß des malayischen Archipels noch ist. Und zwar ist dieselbe nicht nur lückenhaft — und viele dieser Lücken sind so beschaffen, daß es wohl nie gelingen wird, dieselben auszufüllen — sondern Manches, was über dieses Wunderland erzählt und weit und breit geglaubt wird, ist denn doch der Art, daß man kaum begreifen kann, wie es Leute giebt, die in geradezu erstaunenerregender Weise auf die Unkunde ihrer Leser rechnen.

Es mag hingehen, wenn eine junge Frau den geliebten Freundinnen in der Heimath die orientalischen Wunder der Tropenwelt zu schildern sucht, und dabei erzählt, daß sie „auf schwellendem Divan in der Morgenkühle unter Palmen liegt" (was der Kokosnüsse wegen, die herabfallen könnten, etwas unvorsichtig ist!), „in malerischem indischem Kostüm und mit Blumen bekränzt", wenn neben verschiedenem Beiwerk, wie knienden Dienerinnen, silbernen Präsentirtellern, auch freundliche Waldbewohner auf der Bildfläche erscheinen, „kleine Vögelein", von denen es heißt: „zuweilen setzt sich auch so ein niedliches Geschöpfchen, mit glühend rothem Köpfchen und himmelblauen Flügelein — auf meine Hand. Nun, es mag hingehen, wiederhole ich, denn Niemand, der sich nur einigermaßen ernstlich mit Länder- und Völkerkunde beschäftigt, wird glauben, daß Derartiges und Anderes auf dem Gebiete dieser Wissenschaften zu Hause gehört.

Es giebt aber auch andere Bücher, die in sehr ernstem wissenschaftlichem Gewande erscheinen — ich hatte vor einigen Jahren ein solches von 791 Seiten, groß Oktav vor mir, dessen Verfasser in der Vorrede erzählte, er habe sich ein Jahr lang wissenschaftlich zu einer Weltreise vorbereitet — und auch allerlei haarsträubenden Unsinn berichten. So giebt das zuletzt erwähnte Buch auch einige Mittheilungen über Niederländisch-Indien, aus denen ich folgende herausgreife: Aegyptische Völkerschaften siedelten sich hier (d. h. auf Java) an, dann kamen Malayen mit der grünen Fahne ihres Propheten. — Die Tiger sind nicht leicht auszurotten, weil sie beständig aus Indien Nachwuchs erhalten, von wo sie durch Jagden vertrieben, sich auf die Eilande flüchten und von da als gewandte Schwimmer von Insel zu Insel ziehen und durch ihre grausame Invasion Thiere und Menschen in Schrecken setzen. — Die Fauna von Java, namentlich die prächtige Vogelwelt, wird erwähnt und unter den Mitgliedern derselben Paradiesvogel, schwarzer Schwan und Kasuar hervorgehoben! Dies Wenige wird den Lesern des „Globus" gewiß, auch ohne jede weitere Bemerkung, genügen, um zu erkennen, was dem Publikum manchmal zugemuthet wird.

Ich gebe nun zunächst einige trockene Daten über eine beinahe fünfjährige Odyssee, die Hauptabschnitte, an welche Forbes die lebhafte und sehr oft malerische Schilderung seiner Arbeiten angeknüpft hat.

Henry O. Forbes verließ im Jahre 1878 Europa und kam im November zu Batavia an; nach kurzem Aufenthalt daselbst benutzte er eine günstige Gelegenheit, den Keeling-(Kokos-)Inseln einen Besuch zu machen, kam dann nach Java zurück, wo er einzelne Theile der Sundalande, Bantam und die Chinapflanzungen der Preanger Regentschaften, durch längeren Aufenthalt genauer kennen lernte; auch der botanische Garten zu Buitenzorg wurde während einiger Zeit für sein Studium benutzt. Beinahe genau zwei Jahre, nachdem er zuerst den indischen Boden betreten, trat er seine Reise nach Sumatra an, die ihn durch die Lampongs, auf die Grenze von Benkulen durch die Pasumah und längs des Flusses von Palembang, den Musi, nach der Hauptstadt dieser Provinz führte. Am 27. December 1881 traf er wieder in Batavia ein und blieb dort bis zum 15. April 1882, worauf er in Begleitung seiner ihm dort angetrauten Gattin zu weiteren Untersuchungen nach den Molukken reiste und sich zunächst nach Amboina begab. Einem kurzen Ausfluge nach dem Inneren der Insel folgte bald eine größere Reise; am 5. Juli begab sich die Familie Forbes nach Timorlaut, wo sie trotz vieler Schwierigkeiten sich bis zum Oktober aufhielt; am siebenten Tage des genannten Monats war sie wieder in Amboina angekommen. Vom Fieber geschwächt, mußte Frau Forbes dort zurückbleiben, während unser Reisender schon am 7. November sich nach Buru begab, von wo er am 12. December zurückkam. Am 15. desselben Monats brachen beide nach Timor auf; diese Insel, das letzte Feld ihrer Thätigkeit, verließen sie am 1. Juni 1883 und traten über Amboina die Reise nach Batavia an, von wo sie am 9. Juli nach Europa dampften. Am 13. August 1883 waren sie im Vaterlande.

Der Hauptzweck, den Herr Forbes bei seinen Reisen im Auge hatte, war das Studium des Pflanzenreiches und das Anlegen eines Herbariums. Seine Thätigkeit hat sich jedoch durchaus nicht hierauf beschränkt; Zoologie, Anthropologie, Ethnographie und Geographie haben seine Auf-

[1]) A Naturalist's Wanderings in the Eastern Archipelago, A Narrative of Travel and Exploration from 1878—1883 by Henry O. Forbes, F. R. G. S. etc. London, Sampson, Low, Marston Searle and Rivington 1885. 21 S.

merksamkeit gefesselt und als Resultat sind auch auf diesen Gebieten manche interessante und wichtige Mittheilungen verzeichnet. Ich werde gleich Näheres darüber mittheilen, möchte mir jedoch vorher erlauben, zwei Punkte hervorzuheben, die im Interesse der richtigen Beurtheilung des vorliegenden Werkes nicht aus den Augen verloren werden dürfen. Herr Forbes hat im großen Ganzen nur über seine persönlichen Erfahrungen berichtet und demzufolge hat er nicht überall Neues bringen können, sondern mußte Manches wiederholen, was schon lange vor ihm und manchmal wohl auch besser gesagt ist, und ferner hat er, dem Plane seines Werkes gemäß, auch natürlich nicht das ganze Material (welches in Bezug auf einzelne von ihm behandelte Fragen ziemlich reichlich vorhanden war) kritisch verarbeitet. Ferner aber hat er seine eigenen Beobachtungen auch nicht zu einem Ganzen zusammenzustellen gesucht, hat kein Ueberſichtsbild des malayischen Archipels, so wie er ihn kennen gelernt, gegeben, sondern seine Mittheilungen immer nur auf jede der einzelnen Gruppen beschränkt, ohne dieselben mit einander in Verbindung zu bringen und ihnen die in einem Gesammtbilde Indonesiens zukommende Stelle anzuweisen. Was das erstere angeht — daß er die vorhandenen Quellen nicht mehr benutzt hat —, kann ihm wohl kein Vorwurf gemacht werden; daß er es unterlassen, ein Ueberſichtsbild beizufügen, kann man bedauern, den Verfasser aber darf dafür kein Tadel treffen; allerdings bedeutet die Unterlassung einer solchen Arbeit einen Verlust für die Wissenschaft. Es kommt so selten vor, daß Personen, welche für eine solche Aufgabe genügend vorbereitet sind, Gelegenheit haben, verschiedene Theile eines so weit ausgedehnten Landes zu sehen, und sich lange genug dort aufzuhalten, um mit ihren Forschungen weiter als bis zur Oberfläche zu dringen; solche Personen aber sind es gerade, die so viel dazu beitragen könnten, richtige Ansichten auch über umfassendere Fragen unter Benutzung ihres weiten Gesichtskreises anzubahnen, was sowohl für den, der das ganze Gebiet nur in seinem Studirzimmer, als auch für den, der außerdem nur einzelne Theile desselben, sei es auch gründlich, aus eigener Anschauung kennen gelernt, eigenthümliche und ganz verschiedene Schwierigkeiten bietet. Forbes aber, der gut sieht und scharf urtheilt, wie ich weiter unten nachzuweisen suchen werde, der außerdem, was er gesehen, plastisch hinzustellen versteht, wäre gerade der Mann gewesen, ein, wenn auch noch so flüchtiges, aber doch werthvolles Gesammtbild zu zeichnen.

Schon vor dem Erscheinen des Buches sind Umstände eingetreten, die Veranlassung gegeben haben, daß man demselben nicht nur mit wissenschaftlichem Interesse, sondern auch mit einer gewissen Neugier anderer Natur entgegensah; so unangenehm es mir ist, in einer wissenschaftlichen Wochenschrift diesen Punkt zu berühren, kann ich dies aus Gründen, die sich gleich zeigen werden, doch nicht unterlassen. Zwischen den Herren Forbes und Riedel (dem früheren Residenten von Amboina) nämlich haben sich Streitigkeiten erhoben; ohne auf frühere anonyme Zeitungsartikel irgend welches Gewicht zu legen, will ich nur darauf aufmerksam machen, daß Herr Riedel den Verfasser des vorliegenden Werkes in einem heftigen Artikel (Tijdschrift Aardrijkskundig Genootschap, Verslagen en Aardrijkskundige mededeelingen 1884, p. 721—724) wegen verschiedener, in englischen Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze angegriffen hat. Außer den Vorwürfen auf rein wissenschaftlichem Gebiet werden auch andere gemacht, welche die Loyalität und den Charakter des Herrn Forbes stark in Frage stellen und auf seine Thätigkeit als Naturforscher, seine Energie und seinen Takt als wissenschaftlicher Reisender, ein sehr ungünstiges Licht fallen lassen. Dagegen erzählt Herr Forbes wieder in seinem Buche, daß die nicht nur abweisende, sondern geradezu feindliche Haltung des Herrn Riedel als Resident von Amboina, die, wie er mittheilt, durch die Regierung zu Batavia sehr mißbilligt worden ist, es ihm völlig unmöglich gemacht hat, seine Arbeiten auf der genannten Insel fortzusetzen und mit voller Energie thätig zu sein. Was nun die persönlichen Streitigkeiten der beiden Herren betrifft, so will ich auf die Sache nicht weiter eingehen, wiewohl mir dieselbe — ich habe lange genug in Indien gelebt, um solche Verhältnisse beurtheilen zu können — ziemlich klar ist. Auf die wissenschaftlichen Vorwürfe des Herrn Riedel glaube ich um so mehr aufmerksam machen zu müssen, als man zum großen Theil genöthigt sein wird, die Ansichten beider Herren neben einander zu stellen, da sie sich vielfach auf einem Gebiete bewegen, wo sie die einzigen Quellen über die streitigen Punkte erschlossen haben. Vielleicht jedoch erlauben einige Bemerkungen, hauptsächlich auf zoologischem Gebiete, auch anderen Gelehrten ein Urtheil, und denen sei das Studium des Artikels des Herrn Riedel und des Buches des Herrn Forbes im Interesse der Wahrheit und der Wissenschaft empfohlen.

Es sei mir erlaubt, nach dieser langen Abschweifung zunächst dem persönlichen Eindruck Worte zu geben, den die Lektüre von „A Naturalist's Wanderings" auf mich gemacht hat, und der natürlich besonders auf der Schilderung solcher Scenen beruht, wo die von Herrn Forbes betretenen Pfade sich mit Wegen gekreuzt haben, die auch ich zurückgelegt habe und auf denen ich durchaus kein Fremder bin. Und die erste Aufzeichnung, die ich über das Buch machte, lautete folgendermaßen: Forbes faßt scharf und prächtig auf und schildert gut, aber da, wo er vom Hörensagen spricht (was er nur selten thut), muß man ihn mit großer Vorsicht anhören, denn er mengt die Sachen auf sonderbare Weise durch einander. Weiter will ich auch jetzt, nach längerem Studium des Buches, nicht gehen, da Herr Forbes sich augenblicklich zu Batavia oder vielleicht in Neu-Guinea befindet; nach seiner Rückkehr hoffe ich jedoch einzelne Punkte näher zu erörtern.

Zur Begründung meiner eben ausgesprochenen Ansicht lasse ich sowohl, was das Pro als das Contra betrifft, einen Auszug aus dem Buche folgen und zwar zunächst (S. 54) hinsichtlich des Pro. Herr Forbes sagt da: „Sobald ich im Stande war, ihren Gesprächen (denen der Eingeborenen) leicht zu folgen, verschaffte mir die tägliche Unterhaltung mit diesen Leuten einen großen Genuß. Ich entdeckte bald, daß sie in Bezug auf alles, was sie umgab, äußerst scharfsinnige Beobachter waren. Nicht einer oder zwei, sondern jeder Einzelne unter ihnen ohne Unterschied schien mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet zu sein. Da war kein einziger Baum, keine einzige Pflanze oder auch nur ein einziger Strauch, für den sie nicht einen Namen hatten und dessen ganze Natur sie nicht beschreiben konnten; kein Ton ließ sich im Walde hören, ohne daß sie wußten, von welchem Geschöpf er ausging. Jedes Thier hat eine Bezeichnung ꝛc."

Wenn der freundliche Leser sich die Mühe geben will, hiermit eine Bemerkung zu vergleichen, die ich ganz beiläufig in einem in diesen Blättern (XLIV, S. 174) abgedruckten Aufsatze gemacht habe, so wird er es begreiflich finden, daß ich in Herrn Forbes einen Mann sehe, der zu beobachten versteht und auch wirklich von seinen Fähigkeiten Gebrauch macht, da er im Stande war, sich das eben mitgetheilte Urtheil in verhältnißmäßig kurzer Zeit selbstständig zu bilden.

Und nun das Contra! Forbes erzählt, daß er in Bantam Ueberreste einer vergangenen Zeit entdeckt hat und spricht über die Leute, welche dorthin kommen, um ihre Götter zu verehren. Er erklärt sie für Kalangs, die Angehörigen eines alten, geheimnißvollen Stammes. (Diese ganze Entdeckungs- und weitere Geschichte gehört zu dem, was ich vielleicht, wie ich oben sagte, zum Gegenstande einer späteren Auseinandersetzung machen werde.) Hierauf giebt er nach Raffles (Java) Mittheilungen über diesen Stamm und sagt wörtlich in einer Note unter dem Text (p. 100): For additional information the reader is referred to — d. h. also in Bezug auf weitere Angaben wird der Leser verwiesen auf —, und giebt fünf Stellen — bei dreien sogar die Seite — an; an keiner dieser Stellen wird jedoch über Kalangs gesprochen; die drei ersten beziehen sich (es läßt sich mit Sicherheit sagen, da die Seitenzahl angegeben ist) auf die Baduwis. Bei den beiden letzten Citaten ist dies höchst wahrscheinlich auch der Fall; man kann hier nicht mit Sicherheit sprechen, da man mit Rücksicht darauf, daß Herr Forbes die Seitenzahl nicht angegeben hat, nicht mit Bestimmtheit sagen kann, welchen Aufsatz er im Auge hat; jedenfalls habe ich in beiden Büchern bei wiederholter, sorgfältiger Durchsicht des Inhaltsverzeichnisses keinen Aufsatz finden können, der sich auf die Kalangs bezieht.

Man wird demnach mein oben ausgesprochenes Urtheil gewiß nicht für zu streng halten; denn wer „A Naturalist's Wanderings“ liest, ohne vorher mit dem Sachverhalte ganz genau bekannt zu sein und sich nicht die Mühe giebt, denselben ernstlich zu untersuchen, wird vor einem dunkeln Räthsel stehen; Herr Forbes aber hätte bei nur einiger Aufmerksamkeit es sehr gut unterlassen können, seinen Lesern ein solches aufzugeben.

Nach diesen mehr allgemeinen Bemerkungen gehe ich auf einige Abschnitte des Buches näher ein, wobei ich mich im Allgemeinen referirend verhalte. Das erste Feld für seine Thätigkeit bildeten die Keeling-(Kokos-)Inseln. Die Beschreibung derselben, wie sie Forbes hier giebt, ist nicht neu; sie ist in der Hauptsache schon in den „Proceedings R. G. S.“ 1879 veröffentlicht worden. Bekanntlich sind es diese Inseln, welche Darwin vor etwa 50 Jahren besucht hat, und die ihm Veranlassung gegeben haben, seine Theorie der Koralleninseln (The Structure and Distribution of Coral Reefs 1842) aufzustellen; höchst interessant ist es, die Beschreibung, welche Forbes auf Grund seiner ein halbes Jahrhundert später gemachten Beobachtungen giebt, mit der Darwin'schen zu vergleichen. Allerdings hat Forbes, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch mit den Augen Darwin's gesehen; wie er selbst bedauernd sagt, waren ihm neuere Arbeiten über die Korallenbildung zur Zeit seines Besuches noch unbekannt resp. noch nicht erschienen. Interessant, wie wohl nicht neu, sind die Berichte, die er über die Entstehung und die Schicksale der Kolonie erstattet, über welcher seit 1857 die englische Flagge, wiewohl anscheinend in Folge eines Mißverständnisses, weht; denn, wie er mittheilt, wurde die Gruppe 1878 nochmals von Ceylon aus in Besitz genommen. Außer den Menschen leben hier etwa funfzehn Arten Vögel, worunter eine (Nycticorax caledonicus), die hier zum ersten Male westlich von Timor gefunden wird; ziemlich groß ist die Zahl der Pflanzen. Die Säugethiere sind alle importirt; ein Rudel Rehe ist aus einer Kreuzung der Java- und der Sumatra-Rasse entstanden, halbwilde Schweine finden in den Abfällen der Kokosnuß reichliche Nahrung; australische Schafe scheinen gut zu gedeihen. Dasselbe läßt sich zum großen Bedauern der Kolonisten von den Ratten sagen; jedes neu ankommende Schiff bringt neuen Nachschub. Zuweilen erreicht ein fliegender Fuchs die Inseln, stirbt jedoch bald vor Erschöpfung. Es wäre immerhin möglich, daß unter günstigen Umständen sich solche Thiere dort ansiedelten.

Die Menschen, die so entfernt vom Getriebe der Welt da leben, scheinen ein Dasein voll Frieden und Glück zu führen. Herr Roß, der Besitzer der Gruppe, bewohnt ein großes, zwischen zwei Dörfern gelegenes Haus in einem gut angelegten Garten; jede Familie der angesessenen Insulaner besitzt ein eigenes kleines Bretterhaus in einem kleinen Gärtchen und ein oder mehrere Boote, die ihren Stolz ausmachen und die durch das Bestreben der Leute, einander in Schnelligkeit zu übertreffen, zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gelangt sind. Die Kulis leben unter strenger Aufsicht, es wird aber gut für sie gesorgt; ihre Kinder werden mit denen der Insulaner erzogen; stirbt das Familienoberhaupt, so werden, wenn die Mutter es wünscht, die Kinder nach Java zurückgeschickt oder aber, sie dürfen auf der Insel bleiben und werden nach einer gewissen Probezeit unter die ständige Bevölkerung aufgenommen.

In seinem Leben in den Wäldern von Bantam fand Herr Forbes Gelegenheit, manche neue, oder wenigstens solche Beobachtungen zu machen, die den meisten Besuchern, welche sich nur mit ihrer speciellen Aufgabe beschäftigten, vielleicht, als zum tropischen Stillleben gehörig, nicht des Aufzeichnens werth schienen.

Da senkt sich die Sonne zum Westen und die Büffel ziehen heim von der Weide; auf dem Nacken des plumpen Führers der Herde sitzt ein nackter brauner Junge, der mit seiner Stimme, die er im Nothfall zu lautem Schreien und Schelten erhebt, die großen Thiere lenkt, welche eine ungemeine Liebe und Anhänglichkeit für den kleinen Hirten zeigen und sich zu seinem und seiner Gespielen Vergnügen wohl gar zu einem Wettrennen verstehen, während sie Gewaltthätigkeit und Schläge durch ihren passiven Widerstand unwirksam machen, und Europäern wohl einmal gefährlich werden; dann bewundert er die Freundschaft der Büffel mit ihrem treuen, gefiederten Begleiter (Sturnopastor calla und S. melanopterus), der auf ihrem Rücken ein ausgebreitetes Feld für seine Thätigkeit und überdies Nahrung findet, sie von ihren Parasiten befreit und sich auch wohl ungenirt auf den braunen Knaben setzt.

Wir finden viele eingestreute Bemerkungen über das Stillleben des Waldes und über die Menschen, die in der Nähe wohnen; er belauscht sie zu Hause und bei der Arbeit; mit einem Wort (und in Bezug auf diese Gegend kann ich aus eigener Erfahrung sprechen), er beobachtet scharf auch das, was nicht eigentlich zu seinem Gebiete gehört. Eine Bemerkung über eingeborene Schmiede giebt ihm Gelegenheit, eine (wohl aus dem Sundan. Wörterb. von Rigg, Verhandelingen Bat. Genootschap XXIX herübergenommene) Notiz einzufügen, die interessant genug scheint, um sie hier zu wiederholen und zu ergänzen. Pandé ist das sundanesische Wort für „Eisenarbeiter“; es kommt aus dem Sanskrit, und bedeutet eigentlich „gelehrt“. Auch die Javanen und Baliers gebrauchen „Hampu“ ebenfalls sowohl für „Schmied“ als für „gelehrten Mann“. (Hampu Rhomadi ist der javanische Vulkan, der im Merapi wohnt.) Ehe die Bewohner von Java mit den Hindus in Berührung kamen, gebrauchten sie Steinwerkzeuge und die Bearbeiter des Eisens wurden als weise Männer betrachtet. Die Steingeräthschaften sind oft mit großer Vollendung und Kunstfertigkeit polirt und bearbeitet. Ueber solche Steinfunde will ich (nach Notulen Batav. Genoots. 1880,

p. 14) eine interessante Bemerkung beifügen. Drei in den Preanger Regentschaften gefundene Steinmeißel waren ganz unbeschädigt, die Frage lag nahe, waren sie zu täglichem Gebrauche oder vielleicht in späterer Zeit nur zum Opfer bestimmt gewesen? Im mineralogischen Museum befand sich eine Steinprobe von Ternate, welche dem größten Meißel (er war von durchscheinendem Chalcedon) ähnlich war. Einem Chefingenieur vom Bergwesen kam es unwahrscheinlich, wiewohl nicht unmöglich vor, daß das Material der gefundenen Waffe aus Java stamme.

Dem Aufenthalte in den China-Pflanzungen danken wir die Mittheilung eines bemerkenswerthen Briefes von Charles Ledger, der zuerst 1881 in einer englischen Zeitung veröffentlicht wurde, in welchem der Verfasser einen Beitrag zur Geschichte der Einführung der China-Kultur in Englisch-Indien giebt (derselbe bildet eine interessante Ergänzung zu Dr. C. Crüger's Aufsatz in den Mittheil. der Geogr. Gesellsch. zu Hamburg für 1880/81, S. 44).

Soweit ich beurtheilen kann, ist der beste Theil des Buches derjenige, welcher sich mit Sumatra beschäftigt; wir begegnen derselben scharfen Beobachtungsgabe, auf die ich schon wiederholt hingewiesen habe, und einem Talent, das, was der Verfasser gesehen, in kurzen kräftigen Zügen zu schildern, welches Jeder, der Indien aus eigener Erfahrung kennt, bewundern muß. Ich gebe hier seine Schilderung des Urwaldes, der natürlich das Ziel der Sehnsucht des Botanikers ist, ziemlich wörtlich wieder (p. 131 und 132). Diese Bäume, heißt es, stammen in gerader Linie von einer Vegetation ab, die bestanden hat, so lange die Insel (Sumatra) in ihrem gegenwärtigen Zustande besteht. Auch im jungfräulichen Walde sind Tod und Verfall gerade so schnell, wie irgend wo anders; einzelne Bäume entfallen den langen Reihen fortwährend, aber ihr Platz wird bald wieder durch jüngere Mitglieder derselben oder einer anderen verwandten Art eingenommen. Wenn aber einmal ein irgendwie bedeutendes Stück dieses Urwaldes niedergelegt ist, sei es durch Natureinflüsse oder die Axt des Holzhauers, dann gehören die Bäume, die nun da aufwachsen, zu einer anderen Familie; der neue Wald besteht, auffallend genug, größtentheils aus Arten, die in dem früheren Walde nur selten gefunden wurden.

Ebenso wie in Java verschwindet der Urwald schnell; in jedem Jahre werden ganze Strecken desselben gefällt, um Reisfelder anzulegen, mehr als eigentlich nöthig ist, und viel wird auch muthwillig durch Feuer zerstört. Bäume mit dem schönsten und seltensten Holze werden niedergeschlagen, halb verbrannt und dann dem Verderben überlassen; zwischen ihren umgefallenen Stämmen werden ein Paar Ernten gewonnen, dann wird der Acker verlassen und ist bald von werthlosem, aber schnell wachsendem Walde bedeckt, oder fällt dem unzerstörbaren Alang-Alang zum Opfer. Unsere Urenkel werden vergebens auf ihren Wanderungen sich nach den Waldriesen umsehen, von denen sie gelesen haben, und um ihre Bekanntschaft zu machen, werden sie sich mit dem begnügen müssen, was sie von aufgespeicherten Schätzen in verschiedenen Herbarien finden, welche die einzigen Ueberreste der ausgerotteten Pflanzenfamilien bilden werden.

Herr Forbes erzählt viel von der Anhänglichkeit, welche die Leute eines Distriktes der Pasumah für seine Landsleute zeigten; ich glaube, er legt der Sache zu viel Werth bei; denn Liebe für das, was aus der Fremde kommt, findet man überall und auch in Indonesien; allerdings sind im Allgemeinen die Einwohner einem Fremden gegenüber offener, als gegen einen Holländer, was sich sehr leicht aus den Verhältnissen und aus ihrem Charakter erklärt.

Sehr wichtig sind seine Mittheilungen über die Kubus obwohl beinahe Alles, was er über diesen Stamm sagt, keinen Anspruch auf Neuheit machen kann — namentlich in „Midden Sumatra", dem Reiseberichte der von der Holländischen Geographischen Gesellschaft veranlaßten Expedition, findet man vollständige Berichte über diesen Stamm von Autochthonen, die beinahe ganz verschwunden resp. mit umliegenden Stämmen verschmolzen sind — wird der Umstand, daß es jetzt wieder in einer weiter verbreiteten Sprache mitgetheilt wird, dazu beitragen, diese Berichte zu einem Gemeingute zu machen. Ich begnüge mich, auf die erwähnten Mittheilungen zu verweisen und nur die osteologischen Untersuchungen, die durch Herrn Garson an den von Herrn Forbes nach Europa mitgebrachten Ueberresten von Kubus vorgenommen wurden, soweit sie von allgemeinerem Interesse sind, hier zu erwähnen, wobei denn auch noch einzelne Resultate der an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchungen eine Stelle finden mögen.

Die Knochen, welche der Reisende von diesem Stamme mitgebracht hat, bestehen aus einem vollständigen weiblichen Skelette und einem gleichfalls weiblichen Schädel. Die Höhe der Männer hatte er durch Messung an sieben Individuen im Durchschnitte auf 1,596 m bestimmt (im Texte steht 1,569 m, dies scheint mir mit Rücksicht auf das darauf folgende: „beinahe genau dasselbe wie der Durchschnitt von erwachsenen englischen Frauen — 1,592 m —" ein Druckfehler zu sein); an fünf Frauen fand er eine mittlere Höhe von 1,493 m; eigenthümlich ist die sehr genaue Uebereinstimmung der Form und Abmessungen beider Schädel. Natürlich ist die Zahl der Schädel nicht hinreichend, um Schlüsse aus denselben zu ziehen; wenn sich aber solche Aehnlichkeit bei einer großen Anzahl Individuen zeigte, würde sie auf Reinheit der Rasse oder wenigstens auf einen seit vielen Jahren unvermischten Stamm schließen lassen. Jedoch (Herr Garson ist es, der spricht) scheinen die mitgebrachten Schädel in Verbindung mit den Zeichnungen und anderen Angaben ein Urtheil darüber zu erlauben, ob die Kubus den Negritos oder den Malayen verwandt sind. Diese Frage wird nach sorgfältiger Erwägung dahin beantwortet, daß dieselben entschieden zu den Malayen gerechnet werden müssen. Allerdings geben die Zeichnungen, welche Herr Forbes mitgetheilt hat, (leicht) gekräuseltes Haar (frizzling — das Wort leicht habe ich beigefügt, da es mir den Zeichnungen nach nicht stärker zu sein scheint, als ich es bei Hunderten der Bewohner von Java gesehen habe) und dies muß vielleicht dadurch erklärt werden, daß möglicher Weise eine leichte Vermischung mit den Negritos, als diese südwärts[1]) wanderten, stattgefunden hat. Jedenfalls aber haben wir genügende Beweise, daß sie längere Zeit ganz von den sie umgebenden Bewohnern getrennt gelebt und daher, da keine Vermischung mit fremdem Blute stattgefunden hat, sich nicht verändert und einen scharf ausgeprägten Charakter bewahrt haben.

Der Aufenthalt in den Molukken brachte Herrn und Frau Forbes sehr viel Unannehmlichkeiten; außer mit den oben angedeuteten Schwierigkeiten hatten sie auch mit den Elementen und mit dem Klima zu kämpfen, der größte Theil des auf Timorlaut gesammelten Herbariums wurde durch Feuer vernichtet und von den Beschwerden, mit denen die Reisenden zu kämpfen hatten, werde ich gleich noch näher sprechen. Ein lebendiges Bild von dem Leben und Treiben im äußersten Osten wird uns in der Beschreibung von Gessir gegeben, der ich Folgendes entnehme: Es ist eine hufeisenförmige, von Kokospalmen umsäumte Korallen-

[1]) ? (M.)

insel, die ihre Oberfläche östlich von Ceram malerisch aus dem Meere erhebt. Einmal einer der gefürchtetsten und sichersten Zufluchtsorte der Piraten in diesen Meeren, ist sie jetzt einer der belebtesten und sonderbarsten Märkte im äußersten Osten — eine reiche ethnographische Gallerie, die mit Vertretern aller Rassen des Archipels und mit ihren Arbeiten gefüllt war, und wo sich malayische, buginesische und chinesische Gebäude unmittelbar an einander anschlossen. Die Häuser bilden regelmäßige Vierecke, jedes einzelne in einer hohen Umzäunung, die Zugang zu reinlichen, gut unterhaltenen Straßen giebt, welche mit Oellaternen auf angestrichenen Pfosten gut erleuchtet werden — alles sieht aus wie aus dem Ei geschält. Hier finden wir den Versammlungsort der Jäger der Paradiesvögel und anderer Vogelbälge, und der Perlfischer von Aru; hierher wird der Ertrag des Fischfanges, werden die Produkte der unzähligen Inseln gebracht, um sie an die malayischen und chinesischen Händler von Makassar, Singapore und Ternate gegen europäische und indische Gewebe, gegen allerlei Eisenwaaren, Perlen, Glaskugeln, altes Eisen und Brummagem[1]) zu vertauschen. Zu Zeiten geht es hier zu wie in einem zoologischen Garten. Da sieht man allerlei Sorten von Paradiesvögeln, Papageien, Lorries, Krontauben, Kasuars, Baum-Känguruns, und andere Thiere, die glücklich bis hierher gebracht worden sind, aber kaum jemals weiter nach Westen kommen.

Auf Timorlaut suchte die Familie Forbes sich einzurichten; ein Haus auf Pfählen wurde erbaut, und während des Baues hatte man Zeit genug, sich mit den Eingeborenen zu beschäftigen und dem Studium der Sprache manchen freien Augenblick zu widmen. Sobald die Eingeborenen bemerkten, daß die Weißen den Namen eines jeden Gegenstandes wiederholten, fühlten sie sich in der Rolle als Lehrer wie zu Hause — wobei das schöne Geschlecht nicht zurückblieb — und ließen die Fremden die Namen aller greifbaren Gegenstände lernen, ja sie machten sogar Versuche, sich über abstrakte Gegenstände zu verständigen, und nach wenigen Tagen brachten sie allerlei Dinge, deren Namen vorher genannt worden waren, herbei und forderten dann die Fremden auf, dieselben zu wiederholen. Die Knöpfe an den Kleidern wurden gebraucht, um das Zählen zu erlernen und, da namentlich Frau Forbes bei ihnen sehr beliebt war, glückte es, recht viel über ihr Leben zu vernehmen. Das Klima scheint sehr ungesund zu sein; länger als 18 oder 20 Tage hatte keiner der Fremden den Miasmen widerstanden. Das Fieber schien großentheils eine Folge des schlechten Wassers und der starken Südostwinde zu sein. Die Körpertemperatur stieg bald auf 103 bis 105° F., der Anfall war von starkem Delirium begleitet; Frau Forbes litt drei Wochen beinahe ohne Unterbrechung an demselben; Chinin, Salicyl, sowie Chloroform erwiesen sich als gute Mittel. Dazu kam Mangel an Lebensmitteln; die Tauschmittel waren erschöpft, Kaffee und Thee und, was noch schlimmer war, die Arzneien gingen auf die Neige, und endlich wurde ein Angriff der „Kaleobar“, der Einwohner eines feindlichen Dorfes, befürchtet. Herr Forbes entschloß sich daher, die Insel zu verlassen.

Ich will es dem Leser überlassen, ihm an der Hand seines Werkes selbst auf den weiteren Reisen zu folgen, und hier nur noch das Ergebniß der von Herrn Garson besorgten Untersuchung der von Timorlaut mitgebrachten elf Schädel, worunter neun von Erwachsenen, kurz anführen, nämlich insofern es sich auf die Rassenfrage bezieht. Es zeigte sich deutlich, daß die Schädel nicht einer und derselben Rasse angehörten, sondern ganz ausgesprochen zwei verschiedene Grundformen zeigten, die brachykephale und dolichokephale; erstere Form überwog. Die Schädeluntersuchung sowohl als auch die Berichte des Herrn Forbes ließen keinen Zweifel darüber, daß das malayische Element stark vorherrschte; zwei der brachykephalen Schädel zeigten den reinen malayischen Typus. Bei den anderen zeigte sich eine mehr oder weniger starke Beimischung. Dagegen zeigen die dolichokephalen Schädel ganz ausgesprochen den Typus der Papuas und stimmen genau mit zwei anderen, 20 Meilen von Port Moresby gefundenen Schädeln überein. Demgemäß, fährt Herr Garson fort, zeigt es sich, daß die Bewohner dieser Inseln keine Ausnahme von Dem machen, was man auf den verschiedenen Inseln des Archipels findet; da die Gruppe so nahe bei Neu-Guinea liegt, hätte man vielleicht ein stärkeres Hervortreten des papuaschen Typus erwarten dürfen.

Hiermit nehme ich Abschied von „A Naturalist's Wanderings“ und wünsche dem Buche recht viele Leser, die aber, wie ich hoffe, sich die Mühe nicht verdrießen lassen werden, dies Werk mit den Berichten anderer Personen zu vergleichen. Dann kann es sehr viel beitragen, die Bekanntschaft mit dem Wunderlande Indonesien zu erweitern, wozu es um so mehr geeignet ist, da es außer dem rein wissenschaftlichen Materiale manche feuilletonistische Skizze bringt. Dies ist nicht nur unterhaltend, sondern scheint wirklich nöthig, um denjenigen Lesern, welche keine Gelegenheit hatten, den fernen Osten kennen zu lernen, eine plastische Vorstellung von demselben zu geben.

[1]) Brummagem, allerlei werthloses Zeug, auch falsches Geld. Abgeleitet von Birmingham.

Kürzere Mittheilungen.

Südaustraliens Lage und die Auswanderung nach Australien.

Unter den australischen Kolonien ist Südaustralien mit einem Flächeninhalte von 42 488 deutschen Quadratmeilen, wovon bis Ende 1884 eben nur 760 in Privatbesitz übergegangen waren, die zweitgrößte. Trotz dieses ihres Umfanges zählte sie am Schlusse des Jahres 1884 erst eine Bevölkerung von 322 954 gegen 304 515 im Vorjahre. Auswanderern empfiehlt sie sich zur Zeit am wenigsten. Handel und Wandel liegen arg darnieder und die Noth und das Elend unter den vielen Leuten, welche vergeblich Arbeit und Verdienst suchen, sind groß. Die Zahl der Bankerotte ist für die geringe Bevölkerung geradezu erschreckend. Jeder Monat liefert im Durchschnitt seine vierzig Bankerotte und selbst darüber. Monstre-Meetings der Unbeschäftigten werden abgehalten, und die Meisten von denen, welche die Mittel dazu aufbringen können, verlassen die Kolonie und schiffen sich gewöhnlich nach Victoria ein. Ein Dampfer beförderte kürzlich 200 Arbeiterfamilien mit Sack und Pack von Port Adelaide nach Melbourne und kehrte dann zurück, um eine gleiche Anzahl nachzuholen. Während der ersten fünf Monate des Jahres 1885 verließen 8141 Personen die Kolonie und nur 5747 trafen ein. Hunderte von Arbeitern belagern das Ministerialgebäude und verlangen Arbeit. Aber die Kolonialkasse ist leer, die Kolonie tief verschuldet. Die

öffentliche Schuld hatte sich durch eine neue Anleihe von 1 560 400 Pfd. Sterl. am 9. Juni 1885 bereits auf 17 087 600 Pfd. Sterl. oder auf 54 Pfd. Sterl. pro Kopf der Bevölkerung gesteigert, zu deren jährlicher Verzinsung über 700 000 Pfd. Sterl. erforderlich sind. Diese Staatsschuld verzinste sich aus ihrer Verwendung nur mit 1 Pfd. Sterl. 9 sh. 8 d. Procent, so daß aus der Besteuerung ein Zuschuß von 2 Pfd. Sterl. 14 sh. 2 d. Procent geleistet werden müßte. Wenn auch der größere Theil (10 859 258 bis Ende Juni 1884) auf Eisenbahnen, welche jedoch ihr Anlagekapital nur mit 2,77 Procent verzinsen, und andere produktive Unternehmungen verausgabt wurde, so war es doch nicht zu rechtfertigen, daß auch ein Theil der Anleihen (4 667 942 Pfd. Sterl. bis Ende Juni 1884) für völlig unrentable Zwecke, wie auf den Bau von Schulgebäuden, Wegen, Straßen und Brücken, auf Wasserbauten, militärische Vertheidigungszwecke, ja selbst für Begleichung von Defizits im Budget u. s. w., verwendet ward. — Man nannte Südaustralien früher die Kupferkolonie, allein damit hat es jetzt sein Ende. Die Kupfererze sind nicht so metallreich, daß sie bei den heutigen sehr niedrigen Kupferpreisen (44 Pfd. St. 15 sh. pro Tonne gegen 105 Pfd. Sterl. in früheren Jahren) noch eine Bearbeitung mit einigem Nutzen zulassen. Auch auf der letzten bisher noch bearbeiteten Stanley-Kupfermine auf Yorke-Peninsula stehen seit Juni 1885 die Werke still. Andere werthvolle Metalle besitzt die Kolonie nicht, denn was an Gold gefunden wird, ist nicht von Belang. Ein eigentliches Goldfeld ist nicht vorhanden. Kohle existirt ebenfalls nicht. — Das Finanzjahr 1884/85, von Juli zu Juli gerechnet, ergab eine Einnahme von nur 2 150 000 Pfd. Sterl. oder 271 000 Pfd. Sterl. weniger als der Finanzminister veranschlagt hatte, und das Jahresbudget schloß trotz eingeführter höherer Besteuerung mit einem Defizit von 700 000 Pfd. Sterl. — Der Hauptbetrieb ist Ackerbau, aber die Grenze, bis wohin der jährlich fallende Regenfall denselben noch zuläßt, ist längst zum Nachtheile der unglücklichen Farmer überschritten worden. Bei den häufigen Dürren sind gute Ernten selten, schlechte und mittelmäßige hingegen das Gewöhnlichere. Die Ernte des Jahres 1884/85 ergab einen durchschnittlichen Ertrag von nur $7^1/_2$ Bushel Weizen vom Acre, d. i. 204 Kilo von 0,40 Hektar. Weizen ist die Hauptfrucht im südlichen Australien. Wenn die Kolonien mit ihrem eigenen Bedarfe versorgt sind, fehlt es an Märkten für Absatz, und es bleibt nichts Anderes übrig, als den Weizen nach England zu verschiffen. Die damit verbundenen Kosten lassen dem fleißigen Farmer bei einem Preise von nur 3,50 Mark pro Bushel = 27,21 kg sehr wenig Gewinn.

Erst war Südaustralien die Kolonie, wohin sich die Auswanderung der Deutschen gern lenkte, — aber das hat aufgehört. — Australien empfiehlt sich überhaupt Auswanderern zur Zeit nicht. Sie werden dort schwerlich die Vortheile finden, welche sie sich versprochen, oder ihnen von bezahlten Agenten versprochen worden sind. Die Einwanderung von Deutschen war im letzten Jahre auch nur eine sehr geringe. Die Regierung der tropisch-heißen Kolonie Queensland sucht jetzt durch Gewährung freier Fahrt europäische Auswanderer für ihre Zuckerplantagen im Norden anzuziehen. Eine Auswanderung nach Kamerun halten wir für eben so gut. An beiden Orten eignet sich das Klima für Europäer nicht und räumt mit ihnen schnell auf. — Aus Sydney, Kolonie Neu-Süd-Wales, schreibt man: Es wäre thöricht, sich einzubilden, man brauche nur nach den australischen Kolonien auszuwandern, um seine Lage zu verbessern. Das hieße in sehr vielen Fällen so viel als „jumping out of the frying-pan into the fire" (aus der Bratpfanne ins Feuer springen). — Wie aus der City of Wellington, Hauptstadt von Neu-Seeland, berichtet wird, laufen dort an die Kapitäne der nach England zurückkehrenden Schiffe Gesuche von Eingewanderten in Menge ein, um ihnen gegen alle möglichen Dienstleistungen freie Rückfahrt nach England zu gewähren.

Geologie der niederländischen Besitzungen in Westindien.

Ueber die Geologie der niederländischen westindischen Besitzungen macht Prof. Martin in der „Révue coloniale internationale" vom Juni einige Mittheilungen nach den Ergebnissen seiner Reise, der wir im Auszuge Folgendes entnehmen:

Die älteste Formation von Curacao ist ein vorherrschend aus Schiefer bestehendes Schichtensystem, welches steil aufgerichtet und scharf gefaltet erscheint. Ihr gehört als höchster Berg der Christoffel an, welchem sich eine Reihe niedriger, nur zum Theil auf den Karten vorkommender Berge im nordwestlichen Theile der Insel anschließt; dieselben zeichnen sich durch ihre scharfen Gipfel und Grate vor allen anderen Formationen aus. In dem Schiefer kommt eine Kalkschicht vor, die freilich nur in einer Anzahl kleiner Klippen zu Tage tritt, und die auf Grund der Versteinerungen als palaeozoisch bestimmt worden ist; die Petrefakten sind schlecht erhalten, genauere Mittheilungen über das Alter können deshalb erst nach eingehender Untersuchung derselben gemacht werden.

Die Schieferformation ist von Dioriten durchbrochen (alle gesammelten Proben sind natürlich noch nicht untersucht, doch glaubt Herr M., daß die Mehrzahl, wenn nicht alle, den Dioriten zugezählt werden müssen), welche zahlreiche flache Kuppen bilden. Alle diese älteren Formationen sind von jüngeren Korallenformationen umgeben, welche dem neueren tertiären Zeitalter ihre Entstehung verdanken und durch prächtig entwickelte Uferterrassen die in jüngster Zeit erfolgte Hebung der Insel veranschaulichen. Interessant sind diese Kalke der Erosionserscheinungen halber; ihr Phosphatgehalt verleiht denselben große Wichtigkeit für die Industrie.

An den Ufern der Binnengewässer und in der Ebene, welche sich im Osten zwischen den Kalkklippen befindet, sieht man vielfach Anschwemmungen der heutigen Periode, und auch die Korallenriffe in unmittelbarer Nähe der Stadt gehören derselben an.

Die wesentlichen Züge wiederholen sich in Aruba, doch kommen hier noch niedrige Bergrücken und meist kleinere, isolirte Erhebungen aus Syenit hinzu, die mit ihren Verwitterungsprodukten den Hauptantheil an der Formation von Aruba haben. Die von Dioriten durchbrochene Schieferformation ist durch das Bergland zwischen Buschiribana und Fontein vertreten, wobei der ältere Schiefer nur hier und da zu Tage tritt. Im Süden findet die Schieferformation ihr Ende in der Nähe der „spaansche Lagun". Die ausgedehnte Ebene, welche den südöstlichen Theil des Landes bildet, gehört wieder dem Tertiär an und zeigt denselben petrographischen Charakter, wie die entsprechende Schichtenreihe auf Curacao. Endlich lagert längs der Südwestküste ein breiter, aus jungem Korallenkalk bestehender Streifen dem Syenit und dem tertiären Kalkgebirge vor, während die palaeozoischen Kalke auf Aruba fehlen.

Schiefer, Diorit und tertiärer Kalk wurden auch auf der Insel Bonaire angetroffen; erstere bilden nur flache Hügel und die Diorite treten sehr gegen ein anderes Eruptivgestein zurück, welches den höchsten Berg der Insel, den Brandaris, aufbaut. Das Küstengebirge gehört dem Tertiär an, es besteht aus demselben Korallenkalk, wie er sich auf Curacao und Aruba findet, welcher außer einem schmalen Kalkgürtel an der nordwestlichen Ecke der Insel ein ausgedehntes Plateau bildet. Der im Süden der Stadt sich ausdehnende Theil der Insel ist völlig flach und dürfte dem quaternären oder jetzigen Zeitalter seine Entstehung zu danken haben.

Ueber Surinam wird Folgendes bemerkt:

Auf die alluviale Bildung zu beiden Seiten des Flußlaufes folgt bei der Jodensavanne das erste, an der Ober-

fläche sehr verwitterte, anstehende Gebirge. Bald darauf treten im Flusse Klippen von Granit auf, die sich bis zum Tafelrots verfolgen lassen. Letzterer gehört dem krystallinischen Schiefer an, der weiter aufwärts von Dioriten verdrängt wird, aber bei der oberhalb Brokopondo gelegenen Insel nochmals zu Tage tritt und sich bis Nieuw Starkreek ausdehnt. An der Mündung des Sarakreek, in der Nähe des zuletzt genannten Ortes also, begegnet man Syenitfelsen, die bis hinauf nach Toledo in verschiedenen Varietäten das herrschende Gestein bilden. Nur ein kleiner, unterhalb Toledo gelegener, Moni genannter Berg besteht wieder aus Diorit.

Versteinerungsführende Schichten sind nicht gefunden worden, auch konnte im Kassipurakreek keine Spur von tertiärer Formation, die man dort zu finden gehofft hatte, entdeckt werden. Das ganze, von Professor Martin bereiste Gebiet zeigte große Aehnlichkeit mit dem englischen Guyana.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Struckmann (Jahresber. naturh. Ges. Hannover 1884) weist nach, daß der Löwe noch zur Zeit des Menschen bis zum Südrande des Harzes streifte; über denselben hinaus scheint er aber nicht gegangen zu sein. Es ist gar nicht unmöglich, daß er dort noch mit dem Renthier zusammengetroffen ist, welches zweifellos bis in eine verhältnißmäßig nicht weit zurückliegende Zeit zahlreich am Harze gelebt hat.

— Dr. Albert Trolle, Das italienische Volksthum und seine Abhängigkeit von den Naturbedingungen. Ein anthropo-geographischer Versuch. (Leipzig, Duncker und Humblot 1885. 8°. 147 S.) Eine Frucht von Ratzel's Anthropogeographie, so bezeichnet der Verfasser selbst seine Arbeit. Es ist ein, wie uns scheint, recht gelungener Versuch, Ratzel's Principien auf einen konkreten Fall anzuwenden, und zwar nicht nur auf die physischen, sondern auch auf die psychischen, den Nationalcharakter, die Religion, Kunst und Wissenschaft. Wer Italien kennt, wird manche Anregung und manchen interessanten Gesichtspunkt in dem Werke finden, das auch eine Fülle statistischen Materials enthält. Ko.

— Der österreichische Chef-Geologe Tietze hat (in Jahrb. k. k. Geolog. Reichsanstalt 1884 S. 1) den Bericht über eine in 1881 gemachte geologische Forschungsreise durch Montenegro gegeben, welcher auch in geographischer Hinsicht manches Interessante bietet. Der Reisende ging zunächst die Moratscha aufwärts, dann auf kaum gangbaren Saumpfaden nach der Ljewarieka, wo im Schiefergebiete auf einmal prachtvolle Waldungen auftreten, dann die Tara hinab und hinüber in das Thal des Lim. Von Andrejewitza aus wurde der majestätische Kom bestiegen, dessen Kalkmassen sich aus prächtigen Alpenwiesen erheben. Durch das Thal der forellenreichen Tara, deren Hänge mit prachtvollen Buchen besetzt sind, ging er wieder zur Moratscha und hinauf zum König Montenegros, dem Dormitor. Hier zeigte sich die Karte als reines Phantasiegebilde; von einem seiner Gipfel sah man vier Alpenseen, die sich noch auf keiner Karte finden. Die obere Tara, deren Lauf die Landesgrenze bildet, fließt in einer schauerlich tiefen, meistens absolut unzugänglichen, in triasischen Kalk eingerissenen Kluft, die eine unbedingt natürliche Grenze bildet. Dieses ganze Gebiet mit seinen Wäldern bildet einen merkwürdigen Gegensatz zu den dürren Karstflächen, welche den Rest des Landes einnehmen und in welchen außer dem abflußlosen Becken von Nikfitj nur wenige unbedeutende kurze Flußläufe entwickelt sind. Auf der beigegebenen Karte sind namentlich in den oberen Gebieten der Moratscha und der Tara zahlreiche neue Details eingetragen, für welche die Geographie dankbar sein muß.

Asien.

— In der Sitzung der Société de Géographie vom 19. Juni 1885 sprach Herr Dutreuil de Rhins über die Verkehrswege in Cochinchina, wobei er sich auf eine Karte bezog, welche Herr Rueff, der Organisator des Transportwesens in Cochinchina und Cambodja, zusammengestellt hat. 1881, als Herr Rueff die Gesellschaft der Messageries fluviales de Cochinchine gründete, befuhren nur zwei Dampfer den unteren Mekong; jetzt hat sich dieser Verkehr sehr ausgebreitet und infolge dessen sind auch alle schiffbaren Wasserläufe besser bekannt geworden. Letztere sind die eigentlichen und einzigen großen Verkehrswege in Cochinchina und namentlich in Cambodja. Lange Zeit bestanden nur enge Fußpfade, die allerdings den geringen Anforderungen genügten, die in einem Lande, dessen kommercielle Entwickelung so weit zurück war, gestellt werden konnten. Auch jetzt noch giebt es nur eine Eisenbahn von Saigon nach Mytho und, wie Herr Dutreuil de Rhins behauptet, würden weitere Bahnen nur in politischer und militärischer Hinsicht Vortheil versprechen, übrigens die Kosten nicht decken, und vom kommerciellen Standpunkte aus scheinen die Wasserwege auch vollkommen zu genügen. Das Hauptnetz der Wasserwege besteht aus dem Mekong, aus seinen Armen, welche das Delta bilden, und dem Arme, welcher dieselben mit dem großen und kleinen See verbindet und vom Juli bis zum Januar schiffbar ist. Unter den Wasserwegen zweiter Ordnung kann man den Donnai, den Fluß von Saigon, die beiden Vaicos und eine große Anzahl mehr oder weniger schiffbarer Wasserläufe zusammenfassen. Herr Rueff hofft, daß man später, wenn die Hydrographie des Flusses vollkommen bekannt sein wird, im Stande sein wird, den Mekong bis über Samboc wenigstens in der Zeit des hohen Wasserstandes hinaufzufahren, vielleicht sogar bis Bassac, wenn man sich besonders für diesen Zweck erbauter Dampfschiffe bedient. Jetzt besteht die Flotille der Gesellschaft aus neun Schiffen und sechs Schaluppen. Sie bedient sieben Linien, von denen die vier ersten eine Gesammtausdehnung von 1000 Kilometer haben, die drei anderen Linien in Cambodja und Siam sind beinahe ebenso lang. Die Gesellschaft, welche den Postdienst regelmäßig besorgt und die Waaren, die Truppen und Reisenden befördert, hat durch die Sicherheit und Schnelligkeit der Transporte sehr viel zur Entwickelung des französischen Cochinchina beigetragen.

Afrika.

— Im Auftrage des französischen Unterrichtsministers bereist jetzt Léon Guiral die afrikanische Westküste im Norden der Corisco-Bai. Im Februar dieses Jahres ging er nach der Errichtung einer Station in Ivava (halbwegs zwischen Dote und dem französischen Posten Bini) am Flusse Eyo oder Benito aufwärts bis zu der Woermann'schen Factorei Suiger, 30 bis 35 km von der Küste, wo der Fluß die Stromschnellen Jobe bildet. Unter dem 5. Mai berichtet Guiral über eine zweite Reise am oberen Benito, welche er zu Fuß unternahm. Vom Dorfe Makike bis Maliko blieb er auf dem rechten Ufer, welches bergig, sehr

waldreich und von klaren, fischreichen Bächen durchschnitten ist; es finden sich dort viele Elephanten und ebenso Gorillas, welche zur Fruchtzeit in den Wäldern bleiben, später aber die Pflanzungen in der Nähe der Dörfer plündern. Beim Dorfe Maliko ging Guiral auf das linke (südliche) Ufer des Eyo hinüber, der mit Stromschnellen wie übersäet ist, ebenso wie sein bedeutendster Zufluß, der Lanshe (30 m breit, 0,6 m tief), und erreichte in diesem, noch nie von einem Weißen betretenen Gebiete einen kleinen See, Ediba, von 500 m Länge und 200 m Breite, welcher etwa 140 km vom Meere entfernt ist. Eine Tagereise weiter landeinwärts beginnt schon das Gebiet der Osjeba und der menschenfressenden Pahuin, welche mit den Anwohnern des Sees, den Balaninji, im Kriegszustande sich befinden. Von dem See kehrte der Reisende nach der Küste zurück, will aber die Berglandschaften am oberen Benito noch weiter bereisen und hofft dort interessante Sammlungen zu machen.

Australien.

— Das rasche Aussterben der Eingeborenen in den angesiedelten Distrikten Australiens konstatirt wieder der Bericht der Missionsanstalt am Point Pearce auf Yorke's Peninsula (Südaustralien). Im Jahre 1881 lebten auf dieser großen Halbinsel 173 Eingeborene, Ende 1883 nur noch 152. Es waren in dieser Zeit 6 geboren und 27 gestorben.

— Die Bevölkerung der australischen Kolonien am Schlusse des Jahres 1884 war nach officieller Aufstellung folgende: Victoria 961 276 (+ 29 486), Neu-Süd-Wales 921 129 (+ 51 819), Queensland 309 600 (+ 22 125), Südaustralien 311 954 (+ 7439), und Westaustralien 32 958 (+ 1258 gegen das Vorjahr). Dies ergiebt für den australischen Kontinent, ohne die Eingeborenen, eine Gesammtbevölkerung von 2 536 917, gegen 2 424 790 am Schlusse des Jahres 1883, also eine Zunahme von 112 127. Die Einwohnerzahl von Tasmanien war von 126 220 auf 130 541 und die von Neu-Seeland von 540 877 auf 564 304 gestiegen.

— Westaustralien war bis dahin unter den australischen Kolonien die einzige, wo kein Gold gefunden worden war! Es geht jetzt die Nachricht ein, daß die von der Regierung dieser Kolonie ausgeschickten Feldmesser H. F. Johnstone und Nyulassy in der Nähe des Ord-Flusses, welcher in den Cambridge-Golf mündet, Gold entdeckt haben.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Geographical Society of Australasia in Sydney und Melbourne unter dem Präsidium von Sir E. Strickland hat jetzt die Vorbereitungen für eine Expedition nach Neu-Guinea vollendet. Der Zweck derselben ist, die physische Beschaffenheit, die geologische Formation, die Thier- und Pflanzenwelt und das Klima dieser größten Insel der Erde, namentlich in dem jetzt zu England gehörigen südwestlichen Theile, zu erforschen. Die Leitung der Expedition ist dem Kapitän H. E. Everill übertragen worden, welchem Godfrey Hemsworth aus Brisbane und R. G. Creagh aus Neu-Süd-Wales zur Seite stehen. Das übrige Personal bilden die Zoologen Dr. Haacke (Holsteiner von Geburt und Schüler des Professor Dr. Häckel in Jena, früher in Neu-Seeland und dann bis vor Kurzem Kurator des Museums in Adelaide) und Foggat aus Melbourne; Dr. Bernays aus Melbourne als Arzt und Geologe; R. Broadbent aus Sydney als Naturaliensammler; E. W. Bauerlen aus Sydney als Botaniker; James H. Shaw aus Sydney als Photograph u. s. w. Die Geographical Society hat den aufs Bequemste eingerichteten kleinen Dampfer „Bonito“ von 77 Tonnen gechartert. Die Ausrüstung mit Lebensmitteln und anderen Vorräthen, mit wissenschaftlichen Instrumenten, Medikamenten, Waffen und Munition ist die vollständigste. Ein größeres Boot (whale boat), ist ebenfalls beigegeben, um damit die Binnen-Gewässer zu befahren. Die nicht unbedeutenden Kosten werden theils von der Geographical Society und aus von ihr veranstalteten Sammlungen, theils aus von den Regierungen der Kolonien Neu-Süd-Wales (2000 Pfd. Sterl.), Victoria (1000 Pfd. Sterl.) und Queensland (1000 Pfd. Sterl.) bewilligten Beiträgen bestritten. Die Kolonie Südaustralien dürfte wahrscheinlich ebenfalls noch mit 1000 Pfd. Sterl. folgen. Die Expedition verließ in Gegenwart vieler Mitglieder der Geographical Society und anderer Freunde am 10. Juni 1885 Sydney. Der vorerwähnte Präsident Sir E. Strickland ermahnte bei der Abfahrt zur äußersten Vorsicht im Verkehr mit den Eingeborenen. Zur Basis der Operation soll womöglich der in 7° 45′ südl. Br. und 144° 15′ östlich von Gr. mündende Aird-Fluß genommen werden.

— Nach dem 1884 vorgenommenen und unlängst veröffentlichten Census haben die Hawaiischen Inseln folgende Bevölkerung: Oahu 28 068, Hawaii 24 991, Maui 15 970, Kaui und Niihau 8935, Molokai und Lanai 2614, zusammen 80 578. Dies ergiebt seit 1878 einen Zuwachs von 23 774 Seelen. Die eingeborene Bevölkerung hat in diesen sechs Jahren um 3905 abgenommen, die fremde dagegen ist um 25 869 (?) gewachsen. (Proc. R. G. S.)

Südamerika.

— Herr Chaffanjon schreibt d. d. 12. Mai an die Pariser geographische Gesellschaft aus Ciudad Bolivar, daß er nach Durchforschung des oberen Orinoko und des Caura dort angekommen sei; schon unter dem 11. März hatte er dem Minister des öffentlichen Unterrichts Bericht erstattet (u. a. über die Entdeckung indianischer Baumwolle) und einen Kartenentwurf zugehen lassen. Seitdem hat er eine Reise ins Innere des Caura gemacht und verschiedene von den Nachbarn ihrer Grausamkeit wegen gefürchteten Indianerstämme (Arebatos, Panares, Inau und Guagunugomos) angetroffen; es glückte ihm jedoch mit zwei Begleitern überall durchzukommen, und von den Häuptlingen merkwürdige und wichtige Mittheilungen über ihre Sitten und Religion zu bekommen. Bei dem Versuche, sich eines Indianerskelettes zu bemächtigen, wurde der Reisende durch Pfeilschüsse gestört und hatte Mühe sich zu retten, während einer seiner Begleiter getödtet wurde. Ein anderer Indianer nahm die Leiche, blies in ihren Mund und legte sein Ohr auf ihren Bauch; nach wenigen Augenblicken richtete er sich lebhaft auf, nahm den Körper auf, legte ihn mit dem Gesicht nach Osten gegen einen Stein und zog dann Chaffanjon mit sich fort. Ein Sumpf, in dem sie sich einige Stunden versteckt hielten, verbarg den Verfolgern ihre Spur.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVIII.



№ 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXVIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Unmittelbar neben dem Thurme el-Talisman, doch innerhalb der Ringmauer, dehnt sich ein weiter Begräbnißplatz aus, den das Grabmal des Scheichs Omar weit überragt. Dasselbe hat ein spitzes Dach von der Form eines Löschhütchens, und dieses ist außen mit lauter gleichgeformten Vorsprüngen überdeckt, welche den zellenförmigen Vertiefungen des Inneren entsprechen. Wendet man sich von dort der Stadt zu, so gelangt man in eine verhältnißmäßig schöne Straße und zu dem berühmten Grabe des Abd-el-Kader, welches die schiitischen Perser nach 1633 zerstört hatten, und zu dessen Wiederherstellung Sultan Murad bald darauf seinen Kriegszug nach Baghdad unternahm. Eine abgeplattete und von vielen kleinen Oeffnungen durchbrochene Kuppel bedeckt die Moschee; unmittelbar daneben erhebt sich eine zweite, kleinere, aber viel gefälligere Kuppel, welche mit bunten Fayencen im persischen Stile der Periode der Sofi-Könige bekleidet ist; unter dieser liegt der Raum mit dem eigentlichen Grabe. Den großen Hof umgeben Bogengänge, unter welchen Reisende und Derwische kampiren; weiterhin liegt eine Medresse. Diese letzteren Bauten, ebenso wie die beiden Minarets am Eingangsthore sind erst in neuester Zeit hinzugefügt worden. Einige Schritte weiterhin liegt wieder ein Grabmal, dann rechts die Moschee Scheich Jussef und links die Masdsched Abd-er-Rahman und so fort; es wäre ebenso unmöglich, alle hiesigen, dem Kultus geweihten Gebäude aufzuzählen, wie die Kirchen und Kapellen Roms; nur das Hervorragendste hat man zu besuchen Zeit und Lust.

Noch heute giebt es in Chaldäa zahlreiche Wahabiten, die aber streng überwacht werden. Bei den Persern ist das nicht der Fall; aber dennoch ist ihre Lage schlechter, als die irgend eines Ungläubigen. Nichtsdestoweniger bleiben sie im Lande, sei es aus religiösen Gründen, um in der Nähe von Nedschef und Kerbela, wo die so hoch verehrten Nachfolger des Propheten Ali und Hussein ruhen, zu leben, sei es, um von den zahlreich durchpassirenden schiitischen Karawanen Nutzen zu ziehen, Karawanen von Lebendigen, die nach den Gräbern der Imame sich begeben, um dort zu beten, und Karawanen von Leichen, die in deren Nähe in geheiligte Erde gebettet werden sollen. Obwohl die Quartiere am linken (östlichen) Tigrisufer mit der Straße von und nach Persien, auf welcher die meisten jener Züge eintreffen, in direkter Verbindung stehen und also für die Baghdader Perser mehr geeignet wären, so wohnen dieselben doch fast alle in der kleinen Stadt Kadhimein, welche 6 km von Alt-Baghdad auf dem rechten Flußufer sich um das Grabmal des Imam Musa ausdehnt. Ehe die Karawanen demnach diesen Ort, wo sie meist Rast machen, erreichen, müssen sie die ganze, von Sunniten bewohnte Stadt durchziehen, und da ist es eine Hauptbeschäftigung der Kinder, auf ihre Ankunft zu lauern und den armen ermüdeten Schluckern so manchen Possen zu spielen. Namentlich geschieht das auf dem Meidan, dem schönsten und belebtesten Platze Baghdads, an welchem auch die reizende Moschee Ahmed-Chiaja liegt. Wenn durch das Ostthor ein langer Zug todter oder lebender Perser hereinzieht,

jene in Teppiche gewickelt und zu je vieren auf einem Maulesel verladen, diese auf den geräumigen Reisetaschen, die all ihr Gepäck enthalten, hockend, dann stürzt sich eine ganze Schaar von Kindern mit wildem Geschrei auf die Nachzügler, um denselben irgend eine schlecht befestigte Decke oder eine draußen hängende Kanne oder eine Wasserpfeife zu stehlen und damit in der Richtung nach dem Bazar oder nach der Kaserne, welche eine ganze Seite des Meidan einnimmt, zu entfliehen. Waren die Pilger vorsichtig und haben sie alle ihre Habe gut befestigt, so suchen die Straßenjungen durch Steinwürfe die Lastthiere scheu zu machen, damit sie das Gepäck abwerfen — und all das müssen sich die Perser ruhig gefallen lassen; denn wollten sie bei den Behörden oder der Polizei klagen, so würden sie obenein von diesen noch verspottet werden.

Am Sonntag, den 17. December, besuchten die Reisenden die Messe in der großen, gut gehaltenen katholischen Kirche, welche von französischen Karmelitern, die schon lange im Lande wirken, bedient wird. Außerdem leiten die Patres eine sehr blühende Schule, die von Knaben sämmtlicher Glaubensbekenntnisse besucht wird; der Unterricht ist natürlich sehr elementar, doch wird das Studium der französischen Sprache mit Nachdruck betrieben. Schwestern vom Orden des Heil. Joseph, damals fünf an der Zahl, unterstützen die Mönche in ihrem civilisatorischen Bemühen; freilich ist der Unterricht, welchen sie jungen Türkinnen ertheilen, noch geringfügiger, als der der Karmeliter, und beschränkt sich hauptsächlich auf das Lehren von Nähen und Stopfen. Außerdem sind die Mittel und Räumlichkeiten der Schwestern beschränkt; während der guten Jahreszeit können sie in den Gängen ihrer Anstalt unterrichten, aber wenn die Regen anfangen, müssen sie viele der Mädchen zu ihren Familien zurückschicken, deren moralischer Einfluß nicht von der besten Art ist.

Nach dem sonntäglichen Gottesdienste benutzen viele Christen beiderlei Geschlechts den Umstand, daß sie gewählte Kleider tragen, dazu, um Besuche zu machen, und das namentlich beim französischen Konsul. Die Frauen wurden

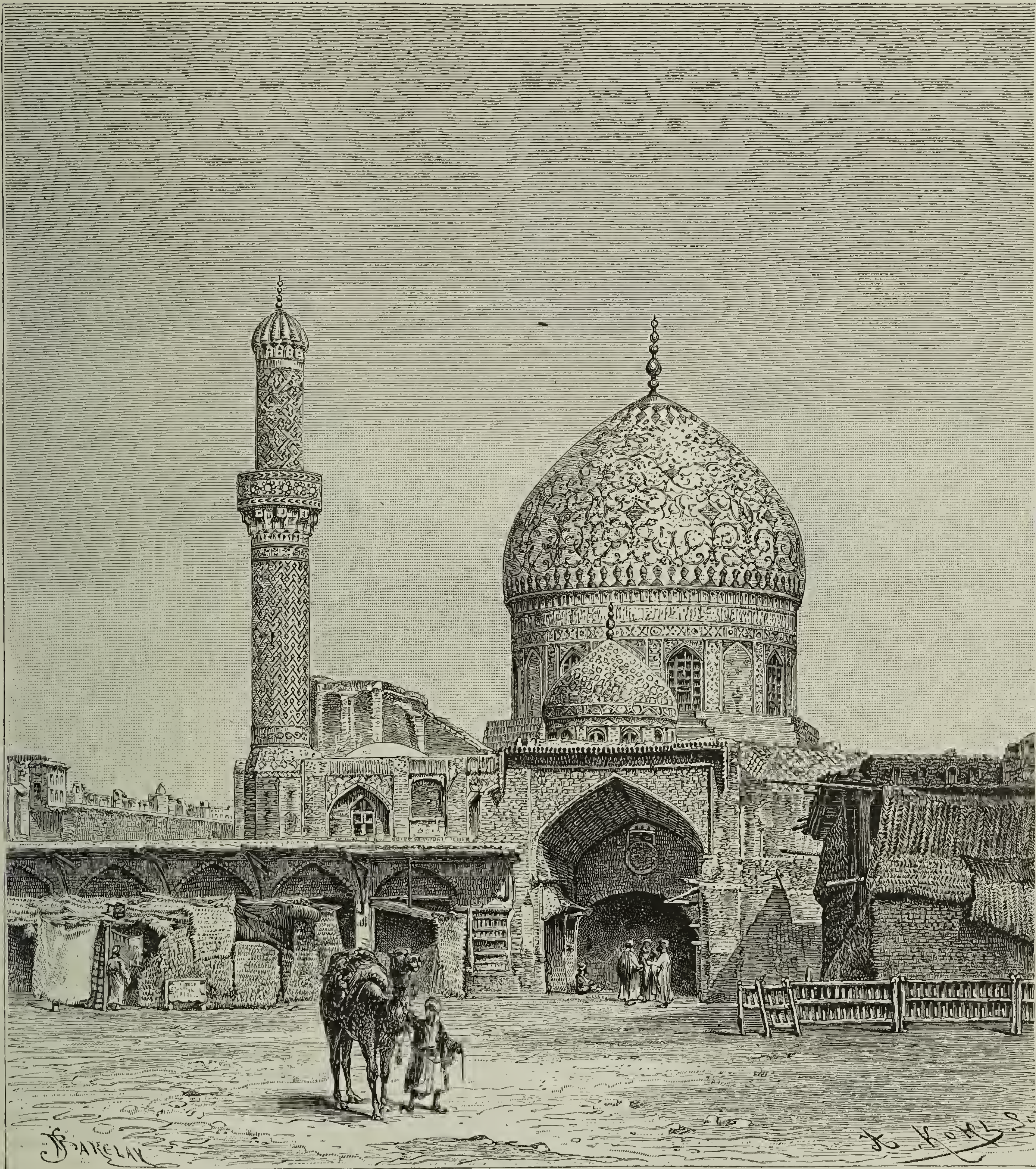


Grabmal des Scheich Omar. (Nach einer Photographie von Mme. Dieulafoy.)

in das Zimmer der Frau Konsul geführt; beim Ausgehen tragen sie alle weite, mit Gold oder Silber besetzte Izzas von Seide, welche sie von Kopf bis zu Fuß einhüllen und sehr stattlich aussehen würden, wenn nicht die Frauen zu sehr besorgt wären, ihre Prachtkleider zu zeigen. Junge Frauen tragen auf dem Kopfe eine mit Stickerei und einer großen Troddel verzierte Mütze, und an den Wangen herunterhängend schwere, falsche Flechten, die sie arglos am Kopfputze befestigen; ältere Frauen decken über die Mütze ein kleines Tuch, welches über der Stirn in einer Spitze herabhängt. Alle tragen lange, gewöhnliche Seidenröcke, vorn offene Leibchen von Sammet oder Brokat, ein mit massiven Goldstickereien überladenes Gazehemd und eine Unmasse von Schmucksachen, wie Halsbänder, Brochen, Gürtel, Stirnbänder, Ohrgehänge von solcher Schwere, daß sie wie die künstlichen Flechten am Kopfputze angehakt werden müssen, Armringe, Fingerringe u. s. w. Aber die Schönheit Aller, mögen es Christinnen, Mohammedanerinnen oder Jüdinnen sein, hat einen grausamen Feind: keine einzige, welche im Konsulate erschien, war ohne die Narben, welche die sogenannte Baghdad- oder Aleppo-Beule hinterläßt. Dieselbe tritt als ein weißer, harter Punkt von der Größe eines Stecknadelknopfes auf, der drei Monate lang sich gleich bleibt, dann roth wird, anschwillt, eitert und einen dicken Schorf bildet, nach dessen Abfallen das wie von einem Krebse zerfressene rohe Fleisch zu Tage tritt. Ist es eine einzige Beule, so heißt sie männlich; dehnt sie sich aus und theilt sich in zahlreiche Pusteln, so nennt man sie weiblich. Niemand, selbst Katzen und Hunde nicht, bleiben davon verschont, und selbst Durchreisende werden von der Krankheit ergriffen; mancher bleibt Jahre lang davon verschont, ein anderer wird am Tage nach seiner Ankunft davon ergriffen. Man will beobachtet haben, daß Eingeborene die Beulen mehr im Gesichte, Européer mehr am Leibe bekommen. Bis jetzt kennt man noch kein Heil- oder Präventivmittel; Aetzen, was englische Aerzte früher empfahlen, und erweichende Mittel, zu denen Europäer gern ihre Zuflucht zu nehmen pflegen, vergrößern nur die inficirte Stelle, während die scharfen Pflaster, deren sich die Baghdader Damen bedienen, um den Schorf rasch zum Abfallen

zu bringen, das Fleisch angreifen und ihm auf lange Zeit einen violetten Ton verleihen. Für europäische Augen sind die Narben, welche diese Beulen hinterlassen, sehr unangenehm; die Eingeborenen selbst sind dagegen so daran gewöhnt, daß sie der Ansicht sind, daß dieselben noch niemals ein hübsches Gesicht entstellt haben.

Am 18. December unternahm das Dieulafoy'sche Ehepaar einen Ausflug nach dem schon genannten Kadhimein auf dem rechten Tigrisufer, wohin Midhat Pascha während seiner kurzen Verwaltung des Wilajet Baghdad eine Pferdebahn hat bauen lassen. Dies war eine vortreffliche Gelegenheit, türkische Wirthschaft zu studiren. Die Fahrt auf der circa 6 km langen Strecke sollte etwa eine halbe Stunde dauern; aber halbwegs wurden die Reisenden ersucht, auszusteigen. Die Bahn beschreibt dort eine starke Kurve und die äußere Schiene hat sich so gesenkt, daß der Wagen entgleisen muß. Das dauerte damals schon 18 Monate, aber den Schaden auszubessern, was in ein paar Stunden möglich wäre, hatte man nicht versucht. Dafür hatte die Gesellschaft einige Lastträger an jener Stelle postirt, welche den entgleisten Wagen mühsam wieder in die Schienen bringen müssen! Da dies etwa eine



Moschee Achmed Chiaja auf dem Meidan. (Nach einer Photographie von Mme. Dieulafoy.)

Viertelstunde dauert, so zieht das Publikum allmählich mehr und mehr vor, zu Fuße zu gehen. Und dabei sind die Baghdader auf ihren 6 km langen Tramway stolzer, als die Franzosen auf die Durchstechung des Isthmus von Suez oder die Nordamerikaner auf die Vollendung der Pacificbahn. Niemals hat ein türkischer Gouverneur so glänzende Reformen geplant und keiner hat einen so volksthümlichen Namen hinterlassen als der intelligente Midhat; aber ihm fehlte bei allem guten Willen zu sehr der praktische Sinn. Als er die Erbauung der Bahn anordnete, lag ihm nur daran, der Provinzialhauptstadt eine absolut gerade Straße zu schaffen. Es ist kaum glaublich, daß er dabei zuerst befahl, den Tigris der Länge nach zu überbrücken und auf dieser Brücke die Schienen zu legen, daß der mit den Vorarbeiten betraute Ingenieur alle Mühe hatte, ihm begreiflich zu machen, daß, da der Tigris auf dieser Strecke große Krümmungen macht, die Bahn um so viel länger ausfallen müßte, und daß der Pascha schließlich nur nachgab, weil er die riesigen Kosten scheute. So wurde denn der Tramway auf dem linken Ufer gebaut, unmittelbar neben einem staubigen Wege, auf welchem starker Verkehr von Fußgängern und Eselsreitern herrscht.

Schon von Baghdad an sieht man die glänzenden Spitzen der vier Minarets, welche das Grab des Imam Musa umgeben, über die Palmen von Kadhimein herüberragen, und wenn man näher kommt, unterscheidet man zwischen den Laubmassen hindurch zwei schöne Kuppeln, welche durch ihre Gestalt und ihre Bekleidung mit gehämmertem Golde an den Dom über dem Grabe der Fatma zu Kum erinnern. Aber von dem eigentlichen Gebäude ist wegen der hohen Umfassungsmauer nichts zu erblicken.

Vor dem Thore von Kadhimein angelangt, begaben sich die Reisenden durch Straßen, welche im Vergleiche zu denen Baghdads reinlich waren, und durch Bazars, in denen, wie im ganzen Orte, schiitische Perser hausten, sofort zur Moschee und erreichten zuletzt einen, ganz mit Bergen von Gemüsen angefüllten Platz, an dessen einer Seite der Eingang zur Moschee sich befindet. Nichts ahnend schritten sie darauf zu in der Ueberzeugung, daß sie hier ebenso leicht Einlaß finden würden, als in den



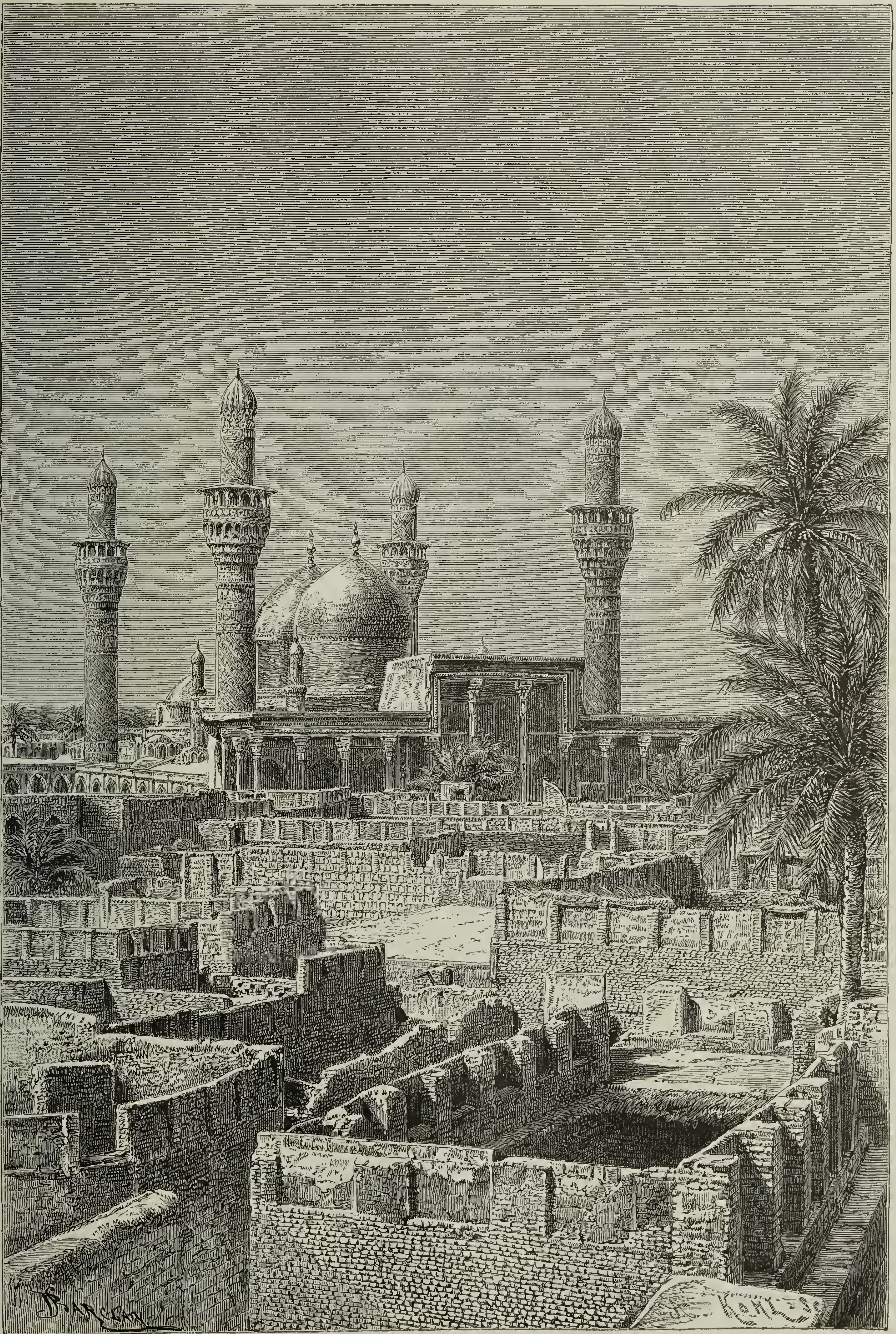
Chaldäerin aus Baghdad.



Jüdin aus Baghdad.

Heiligthümern Baghdads. Kaum aber hatten die Gemüsehändler das Vorhaben der Fremden begriffen, als sie insgesammt ihre Stände verließen und ihnen den Zutritt verwehrten, anfangs noch in etwas höflicher Form, dann aber immer heftiger und ausfallender werdend. Es blieb ihnen nichts übrig, als vor der stets anwachsenden lärmenden Menge den Rückzug anzutreten und sich in ein enges Gäßchen zu retten. Kaum daß sie durch das offen stehende Thor einen raschen Blick in den, von der Mauer umschlossenen Raum hatten werfen können. Im Hintergrunde eines weiten Hofes erhebt sich die mit emaillirten Ziegeln bekleidete Façade und davor ein Halle auf sehr schlanken Säulen, die mit rautenförmig geschliffenen Spiegeln bedeckt sind, ähnlich wie bei dem Pavillon Tschehil-Situn (vergl. „Globus", Bd. 45, S. 2), nur daß hier die beiden vergoldeten Kuppeln über den Gräbern des siebenten und zwölften Imam hinzukommen. An den Ecken des Bauwerkes stehen als eine Auszeichnung, der sich nur die gefeiertsten Heiligthümer rühmen können, vier große, mit Fayencen bedeckte Minarets; ihre Spitzen sind vergoldet und in zwei Drittel ihrer Höhe tragen sie durchbrochene Balustraden, von denen die Mollahs zum Gebet rufen. Niedrigere Thürmchen stehen dicht neben den Kuppeln. Außerdem umschließt die Ringmauer auch noch eine Medresse, Karawanseraien und Bäder. Das jetzige Bauwerk — die ursprüngliche Moschee von Kadhimein datirte aus den ersten Zeiten des Islam — ist übrigens kaum vollendet und zeigt schon Spuren des beginnenden Verfalles; der architektonische Geschmack der Perser zeigt sich hier in einem besseren Lichte, als die Zuverlässigkeit ihrer Handwerker und ihres Materials. Später erhielt übrigens Dieulafoy von M. Mongel, dem Ingenieur des Wilajets, eine Photographie der Moschee; derselbe hatte sie betreten dürfen, da die Perser einige Monate vorher ihn ersucht hatten, eine Uhr in derselben aufzustellen, und diese Gelegenheit hatte er benutzt, um von dem Bauwerke verschiedene photographische Ansichten aufzunehmen.

Am folgenden Tage (19. December) wurden die Begräbnißplätze und Grabmäler des linken Ufers, die auf dem verlassenen Grund und Boden Alt-Baghdads angelegt sind, besucht. In diesem Lande der Sonne sind solche Stätten noch viel weniger traurig, als in Stambul oder Skutari; keine moralische oder materielle Schranke erhebt sich hier zwischen den Todten und den Lebenden, und die



Grab des Imam Musa in Kadhimein.

Schatten schrecken Niemanden. Der größte dieser Begräbnißplätze umgiebt eine Moschee, die auf dem Grabe des Bruders Harun el-Raschid's erbaut ist. Eine prächtige Palmenallee führt zu derselben hin, in deren schattigem Laube allerlei gefiederte Sänger ihr munteres Wesen treiben. Ueber jedem Grabe erhebt sich ein rohes, leicht wieder zerfallendes Mauerwerk, das je nach dem Geschlechte des darunter Liegenden, oben flach oder gewölbt ist. Begräbnisse sind natürlich hier häufig, aber es ist keinem Fremden zu rathen, sich an die Leidtragenden heranzudrängen. Unter Wehklagen und mit raschen Schritten naht sich der Zug, der eine weibliche Leiche bringt. Dieselbe liegt auf einer Bahre und ist mit einem großen Kaschmirtuche bedeckt, auf welchem in der Gegend des Kopfes eine Art Krone ruht. Dicht neben einer frisch gemachten Grube wird die Bahre niedergesetzt; die nächsten Verwandten treten hinzu, ergreifen ein langes breites Tuch und halten es rings um das Grab herum, um selbst noch in dem Augenblicke, wo der Leichnam in das Grab gesenkt wird, die Formen des weiblichen Körpers den Umstehenden zu verbergen. Bald ersetzt dann eine Schicht Erde den Schleier, unter dessen Schutz die mohammedanische Frau ihr ganzes Leben zugebracht hat, und die für kurze Zeit nur gestörten Vögel in den Palmzweigen nehmen ihren tröstenden Gesang wieder auf.



Junge Jüdinnen in Baghdad.

Von diesem Begräbnißplatze richteten die Reisenden ihre Schritte nach einem Grabmale, dessen Kuppeln kaum über die einschließende Mauer hinwegragen. Sie klopfen an; in der eisenbeschlagenen Thür öffnet sich ein Schiebefensterchen, ein Wächter streckt die Hand heraus und fordert einen Kran Bakschisch für jede Person, ehe er öffnet. Nothgedrungen bezahlt Dieulafoy und erhält dann Einlaß zum Grabe Josua's. Man gelangt zu einer zweiten Thür, über welcher mit apfelgrüner und blauer Farbe lange Sprüche in hebräischen Charakteren angemalt sind; nochmals ist ein Trinkgeld zu erlegen, ehe sich das Allerheiligste öffnet. Und was sieht man? Einen mit Kalk geweißten Saal und darin einen Klotz ganz roh ausgeführten Mauerwerkes! Und dafür muß man eine halbe Stunde lang mit den Wächtern unterhandeln und etwa sechs Mark an Bakschisch bezahlen! Trotz seiner fast übertriebenen Einfachheit steht aber das Grab bei den Juden in hohem Ansehen; zu gewissen Zeiten des Jahres unternehmen dieselben in großer Menge Pilgerfahrten dorthin, nicht nur von Baghdad, sondern aus ganz Chaldäa. Daß die Juden dieses Kenotaph und dasjenige Esra's (siehe oben S. 118) erbaut haben, zeigt, wie einflußreich und zahlreich sie im Wilajet sind. Im Handel bilden sie eine nicht verächtliche Macht, haben die Finanzgeschäfte der Provinz in Händen und legen bei jeder Gelegenheit eine ungewöhnliche Intelligenz und Thätigkeit an den Tag.

Die Häuser des Judenquartiers unterscheiden sich von denen der Mohammedaner durch ein weniger abstoßendes und weniger klösterliches Aussehen. Fenster in den nach der Straße gehenden Mauern und nach außen vorspringende Muscharabiehs (mit Holzwerk vergitterte Erker) erlauben den Jüdinnen, ohne selbst gesehen zu werden, die vorbeigehenden Leute zu mustern. Alle führen ein sehr zurückgezogenes und anscheinend sehr einfaches Leben; dafür aber schmücken sie sich bei feierlichen Gelegenheiten mit einer Unmenge von edlen Steinen und Perlen, die an sich allein schon ein Vermögen darstellen, das leicht mit fortzunehmen oder zu verbergen ist. Namentlich erzählt man sich in Baghdad viel von der Pracht der sechsfachen Perlenketten, welche die Kinder eines reichen Banquiers tragen, unbeschadet die Armbänder, Spangen, Ringe, Brillantohrgehänge und die kostbar gestickten und mit Edelsteinen übersäeten Käppchen, welche diese Töchter Israels an sich tragen.

Reiseskizzen aus Columbien.

Von Dr. Alfred Hettner.

V. In der Ostcordillere.

Ein großer Theil der Vereinigten Staaten von Columbien, der ehemaligen Republik Neu-Granada, wird durch das nördliche Ende der Anden eingenommen, welche hier in vier Ketten gegliedert erscheinen. Zwischen der dritten

und vierten Kette, von Westen gezählt, zwischen der sogenannten Central- und der Ostkordillere, fließt in breitem Thale der Magdalenenstrom, der die Hauptverkehrsader des Landes bildet. Den Reisenden, welcher auf der Rhede von Savanilla oder Salgar gelandet, bringt eine kurze Eisenbahnfahrt nach Barranquilla, der eigentlichen, an einem Seitenarme des Magdalena gelegenen Handelsstadt, und von da führt ihn einer der barocken, nach nordamerikanischem Muster gebauten Flußdampfer stromaufwärts. Savannen, auf welchen Rindvieh weidet, und üppiger tropischer Urwald wechseln am Ufer des Stromes mit einander ab und werden verhältnißmäßig selten durch menschliche Ansiedelungen mit kleinen Anpflanzungen unterbrochen. Das Gebirge sieht man bis auf den letzten Tag der Fahrt nur aus der Ferne. Bei besonders günstigem Wasserstande nach sieben Tagen, oft auch erst nach zwei oder drei Wochen, erreichen wir Honda, wo Stromschnellen die Schiffahrt unterbrechen, und von wo wir die Reise nach der auf einer Hochebene der Ostkordillere gelegenen Landeshauptstadt Bogotá (dem früheren Santafé de Bogotá) auf Maulthieren fortsetzen müssen. Wir brauchen noch zwanzig Stunden im Sattel, also zwei bis drei Tagereisen, um zum westlichen Ende der Hochebene zu gelangen.

Der Weg führt eine kurze Strecke am Magdalenenstrome entlang, überschreitet eine schmale und niedrige, mit unbedeutendem Walde bestandene Bergkette und passirt das Thälchen des Rio Seco, um dann den steilen Anstieg zum Alto de Sarjento zu beginnen, der ersten der beiden hohen Vorketten, welche wir zu überwinden haben, ehe wir zur Hochebene selbst emporklimmen. Der Boden besteht aus rothem Thon und Geröll, die Vegetation ist trockenes Gebüsch, in welchem zahlreiche bunte Schmetterlinge und Kolibris umherschwirren. Dazwischen einzelne Hütten mit kleinen Anpflanzungen und Weideplätzen (Potreros).

In einiger Höhe bieten sich uns außerordentlich hübsche Blicke auf das Magdalenenthal und die dahinter sich erhebende Centralkordillere. Fast unmittelbar am Fuße des Höhenzuges, auf welchem wir uns befinden, schlängelt sich der Strom als ein Silberfaden dahin, dahinter eine niedrige bewaldete Kette, und dann eine Reihe kastellartiger Bildungen, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit den Inselbergen und Sandsteinplateaus der sächsischen Schweiz haben, wie diese durch die Gewässer aus einem zusammenhängenden Plateau herausmodellirt worden sind, aber nicht aus Sandstein der Kreideformation, sondern aus jungen vulkanischen Tuffen bestehen. Während sie vom Strome aus einen recht stattlichen Eindruck machen, erscheinen sie jetzt als Zwerge im Vergleich mit der Kordillere, die sich hinter ihnen erhebt. Uns gegenüber und weiter nördlich bildet dieselbe einen gezackten Felskamm mit kühnen Gipfeln, im Südwesten krönen sie herrliche Schneeberge, rechts die breite Masse des Ruiz, dann einige kleinere Gipfel, und links der außerordentlich regelmäßige, oben abgestumpfte Schneekegel des Tolima. Nur in den Morgenstunden, höchstens bis 9 Uhr, ist die Centralkordillere sichtbar, dann ziehen sich allmählich die Wolken, welche jetzt schon über dem Thale lagern, in die Höhe und verhüllen ihren Kamm.

Etwa nach drei Stunden langen wir auf dem Alto de Sarjento (1343 m, nach Reiß und Stübel) an, von wo wir in das Thal von Guaduas hinab schauen. Dasselbe ist ganz roth gefärbt durch die Blüthen eines Mimosenbaumes, welcher den Kaffeestauden einer großen Anpflanzung Schatten giebt. In der Mitte des Thales, in das wir nun hinabsteigen, liegt das Landstädtchen Guaduas selbst (1036 m). Dahinter erhebt sich eine neue Kette zu etwas größerer Höhe, ebenfalls nur dünn bewachsen und in eingerissenen Schluchten denselben rothen Thon erkennen lassend. Auf dem Kamme ist ein kleines Längsthälchen eingesenkt, welches denselben dadurch in einen Doppelkamm zerlegt. Von dem höheren östlichen Rücken, dem Alto del Trigo (1928 m), erblicken wir vor uns das Thal von Villeta und dahinter viel höhere Berge, als wir bisher überstiegen haben, Berge, die im Ganzen über 3000 m Höhe erreichen.

Wir haben jetzt eine andere geologische Formation, ein Gebiet vorherrschender Schieferthone mit zwischengelagerten harten blauen Kalken und weißlichen Sandsteinen, betreten, welche kühnere Bergformen hervorruft. Zu beiden Seiten des Thales von Villeta steigt der Abhang nicht gleichmäßig an, sondern bildet Stufen, aber diese Stufen sind nicht ebenflächige Terrassen, sondern mehr oder weniger in gleicher Höhe liegende Bergzinken, welche der Schichtung entsprechend nach rückwärts geneigt sind, aber nach vorn eine noch steilere, durch die atmosphärischen Agentien verursachte Böschung haben. Auch die Gipfel des Kammes, auf welchem wir uns befinden, sind solche kühne, durch steil geneigte Schichten gebildete Felszacken, während der höhere, uns gegenüberliegende Kamm aus breiteren Plateaubergen besteht, ja beinahe eine, nur durch einzelne Scharten unterbrochene Mauer bildet, wobei wir schon aus der Ferne erkennen können, daß die Schichten hier fast horizontal lagern.

Obgleich wir Villeta von der Höhe wie zu unseren Füßen liegen sehen, nimmt der Abstieg doch mehrere Stunden in Anspruch. Der Weg führt beständig zwischen Hütten hin, die nur durch geringe Abstände von einander getrennt sind; bei jeder Hütte eine kleine Anpflanzung von Mais, Bananen, Maniokwurzel, Arracacha, Zuckerrohr, vielleicht auch einigen Kaffeestauden, und meist ein mehr oder weniger großer Potrero (Weideplatz). Das Terrain dazwischen ist durch niedriges Gebüsch besetzt, welches aufgesprossen ist, wo man den Wald nur um des Holzes willen zerstört hat, ohne den Boden zu bearbeiten. Im Grunde des Thales liegt das schmutzige, häßliche Landstädtchen Villeta (813 m).

Der Aufstieg auf der anderen Thalseite gewährt fortwährend prachtvolle Rückblicke auf die Kette des Alto del Trigo; sie hat dieselbe herrliche blaue Färbung, welche die Ansicht der Blauen Berge von Jamaika so reizvoll macht. Und als die Dunkelheit hereinbrach, da flackerten auf allen Seiten Feuer auf, mit welchen man Gebüsch oder alte Anpflanzungen niederbrannte, um die neue Aussaat vorzubereiten, und gaben der Landschaft einen magischen Ausdruck. Am schönsten ist die Aussicht von Agua larga, das mehr als 1300 m über Villeta liegt. Das naßkalte Klima, in welches wir jetzt eingetreten sind, die Wolken, die dicht über unseren Köpfen ziehen, bilden einen eigenthümlichen Kontrast mit dem Blick auf die tieferen Gehänge und die Thalebene, wo das helle Grün der Bananen und der Zuckerrohrfelder in uns unwillkürlich die Vorstellung tropischer Wärme erweckt. Ein Anstieg von reichlich 600 m bringt uns zur Paßhöhe des Alto del Roble (2755 m), von wo wir in einer halben Stunde sanften Abstieges die ungefähr 150 m tiefer gelegene Häusergruppe von Los Manzanos erreichen und damit die Hochebene von Bogotá, oder zunächst vielmehr nur eine fast ganz abgeschlossene Bucht derselben betreten; erst hinter der kleinen Landstadt Facatativá tritt man in diese selbst ein.

Aber nur in ostsüdöstlicher Richtung hat man den Anblick einer weit ausgedehnten Ebene; in 40 km Entfernung erheben sich dunstig die Berge von Bogotá mit den beiden Wahrzeichen der Stadt, den Kapellen Monserrate

und Guadalupe. Auf der rechten Seite bleiben fast auf der ganzen Fahrt — denn hier haben wir das Maulthier mit dem Wagen vertauscht — die niedrigen südwestlichen Randhöhen der Ebene in geringer Entfernung, von Norden treten zwei halbinselartig vorgestreckte Bergketten ziemlich nahe heran; erst unter dem Meridian von Bogotá erstreckt sich eine ähnliche lange Bucht nach Norden, mit unserer eine Art Gabel bildend. Die Ebene oder Sabána, wie man sie zu nennen pflegt, wird auf allen Seiten von höheren Bergen umgeben; sie hat eine mittlere Höhe von etwa 2580 m und ist nach der Mitte zu etwas eingesenkt. Im Winter sind hier weite Strecken überschwemmt und bilden zeitweilig Lagunen, deren einige auch den Sommer über nicht austrocknen. Dieselben sind jedenfalls die Ueberreste eines großen Sees, der einst die ganze Ebene eingenommen hat. Das beweisen die Ablagerungen, welche das alte Becken erfüllen, dafür spricht auch die Analogie der nördlich angrenzenden Hochebene von Ubaté-Chiquinquirá, die noch heute großentheils von einem See eingenommen wird. Baumwuchs fehlt der Sabana großentheils, und nur an den Flüssen und wassergefüllten Gräben finden sich die Weide und der erst kürzlich hier angepflanzte Eukalyptus. Der größte Theil derselben wird nicht von Ackerbau, sondern von Weideplätzen eingenommen, welche meist mit Mauern aus gestampfter Erde umgeben sind, und auf denen Rinder- und Pferdeherden grasen.

Nach vier- bis fünfstündiger Fahrt erreichen wir die Landeshauptstadt Bogotá (früher Santafé). Der untere Theil der Stadt liegt noch in der Ebene, aber der obere ist schon sanft geneigt, und Vororte steigen an den Höhen hinan, die sich unmittelbar hinter der Stadt steil 600 bis 1000 m hoch erheben. Auf diesen Bergen liegen in geringem horizontalem Abstande (ungefähr $1\frac{1}{2}$ km aus einander) die beiden Kapellen Monserrate und Guadalupe, zwischen denen aus tiefer, enger Schlucht (Boqueron) der Rio San Francisco hervorbricht. Die Hänge sind mit einer niedrigen Buschvegetation bekleidet, zwischen der an vielen Stellen der rothe Thonboden hervorschimmert. Bei trübem, regnerischem Wetter sind diese Berge bis zu den oberen Theilen der Stadt selbst in dichten Nebel gehüllt, aber bei heiterem Wetter bieten sie einen wundervollen Anblick dar, zeigen sie immer neue, so tiefe und kräftige Tinten, daß ihre Darstellung dem Maler bei uns leicht den Vorwurf der Unwahrheit zuziehen würde. In den letzten Monaten des Jahres 1882 stand über dem Boqueron ein großer herrlicher Komet und vermehrte die Pracht des Sternenhimmels, der in dieser Höhe, bei dieser Dünne und Durchsichtigkeit der Luft eine Reinheit und einen Glanz besitzt, wie ich es bei uns nie gesehen habe.

Wenn man auch nur wenig an den Hügeln hinansteigt, hat man bald einen hübschen Ueberblick über die Hochebene, die sich in zwei Armen nach Westen und Norden erstreckt. Im Nordwesten steigen treppenförmig über einander inselartige und halbinselartige Höhenzüge und dahinter erst der eigenthümlich gezackte Kamm der eigentlichen Randberge auf. Die Höhen im Westen und Südwesten der Hochebene sind niedrig und kraftlos, nur zwei sargartige Tafelberge bei Facatativá heben sich aus denselben heraus. Aber über einer besonders tiefen Einsenkung sieht man an klaren Morgen die Schneeberge der Centralkordillere, den Tolima und Ruiz, die 150 km oder 20 deutsche Meilen von uns, also so weit wie die Jungfrau vom Feldberge entfernt sind, aber bei der Durchsichtigkeit der Atmosphäre doch noch einen überaus eindrucksvollen und schönen Anblick gewähren. Eines reizenden Schauspieles genoß ich an einem frühen Morgen, als ich noch vor Sonnenaufgang einen Spaziergang auf die Hügel gemacht hatte. Die Ebene war von einem wenig mächtigen, aber sehr dichten und nach oben scharf abgeschnittenen Nebel bedeckt, welcher täuschend einem Seespiegel glich und in dem Geiste das Bild einer geologischen Vergangenheit hervorzauberte, in welcher ein Andensee die Stelle der Hochebene einnahm. Allmählich ist derselbe von den Flüssen zugeschwemmt worden, im südlichen Zipfel hat der R. Bogotá rückwärts einschneidend die Randhügel durchschnitten und den See abgezapft. Daß das, geologisch gesprochen, erst in junger Zeit geschehen ist, geht aus der Unfertigkeit des Thales hervor; bald jenseits des Durchbruches bildet der Fluß mitten im Urwalde den 146 m hohen (Höhe des Straßburger Münsters) schönen Wasserfall des Tequendama.

Groß-Griechenland[1].

Von W. Kobelt.

VIII. (Schluß.)

Es ist Lenormant leider nicht vergönnt gewesen, den Bericht über seine Reisen in Kalabrien zu Ende zu führen; eine rasch verlaufende Krankheit hat ihn allzu früh der Wissenschaft entrissen. Von der zweiten Abtheilung seines Werkes über Großgriechenland ist darum nur noch ein Fragment erschienen, dem man hier und da ansieht, daß es die letzte Feile von seinem Verfasser nicht mehr erhalten hat. Trotzdem ist der Inhalt hochinteressant.

Die Schilderungen beginnen mit der Fahrt von Catanzaro nach Nicastro in einem jener uraltmodischen unbequemen Marterkästen, die man in diesen Gegenden mit dem Namen Diligence beehrt. Der Kutscher trägt schon nicht mehr den spitzen kalabresischen Räuberhut, denn mit der Linie von Angitola nach Ancinale verschwindet dieser und wird durch eine blaue sackförmige Wollenmütze ersetzt. Die Straße führt über einen schmalen Rücken zwischen zwei Abgründen und bietet einen prächtigen Rückblick auf die romantisch gelegene Hauptstadt Kalabriens; dann geht es in steilen Serpentinen hinunter ins Thal, vorbei an dem prachtvollen Orangenwalde des Paradiso, und wieder hinauf am gegenüberliegenden Abhange, wo man sich noch fünf Stunden in der Luftlinie höchstens 8 km von Catanzaro befindet. Hier öffnet sich das Thal des Corace, des antiken Carcines, und hier im engsten Theile des

[1] Nach Fr. Lenormant, La Grande Grèce, paysages et Histoire. Tome III, La Calabre. Vergl. „Globus", Bd. XLVI, Nr. 17, S. 263.

Isthmus war früher die Grenze zwischen dem Lande der Oenotrier und dem eigentlichen Italia, dem Gebiete des Aspromonte, wo die Sikuler sich bis tief in die historische Zeit hinein erhielten. Bis in die Tertiärzeit waren die beiden Granitinseln, Sila und Aspromonte, hier durch eine Meerenge getrennt; heute füllen Tertiärschichten den Zwischenraum und gerade diese, an beiden Seiten an Granitmassen anstoßend, sind von jeher der Schauplatz der furchtbarsten Erderschütterungen gewesen.

Gegenüber hängt über dem steilen Absturze wie ein Adlerhorst das kleine Tiriolo; eine steile Straße führt in unzähligen Windungen hinauf. Aus dem Gebiete der Kaktus und Orangen gelangt man in das des Oelbaumes, aus diesem in die Zone der immergrünen Eiche und der Kastanie; die Bäume sehen kümmerlich aus und sind alle nach einer Richtung gebogen, eine Folge des eisigen Hauches der Sila, die sich, mit düsteren Schwarzkiefern bewachsen, hinter der Hochebene erhebt. Tiriolo liegt schon am Rande der Kiefernzone, an der Stelle, wo die große Heerstraße sich nach Catanzaro und nach Pizzo gabelt; es bietet einen prächtigen Blick auf die beiden Meere und auf den scylacischen Isthmus, hinter welchem sich die nördlichen Ausläufer des Aspromonte erheben; am Horizonte erscheinen die Liparischen Inseln, in ihrer Mitte der ewig rauchende Kegel des Stromboli. Hier lag Teurani und hier wurden die berühmten Bronzetafeln mit dem Edikt gegen die Bacchanalien gefunden, und ein prachtvoller griechischer Bronzehelm, der heute eine Hauptzierde des Museums von Catanzaro ausmacht.

Von Tiriolo geht es in wildem Jagen wieder steil hinab nach dem Tyrrhenischen Meere. In einer halben Stunde ist man in dem olivenumgebenen Marcellinara, wo der berühmte Verde antico di Calabria gebrochen wird; im Palast des Fürsten von San Severino bestehen die Treppenstufen aus diesem kostbaren Steine. Im selben Tempo geht es hinunter zum Lamato, der den alten Namen Lamatos fast rein bewahrt hat; er wird auf einer Brücke, die noch antike Fundamente zeigt, überschritten. Dann folgt ihm die Straße noch eine Strecke weit; wo sie ihn zum zweitenmale überschreitet, zweigt der Weg nach Nicastro ab und führt durch ein dicht bewachsenes Hügelland in die reizende Ebene von Nicastro, die, von einem Halbkreise prachtvoller Berge umgeben, nur im Norden durch eine niedere Einsenkung mit dem Thale des Savuto in Verbindung steht. Auch hier hat die Malaria ihren Einzug gehalten, die breite Küstenzone ist menschenleer und erst in beträchtlicher Höhe liegt das lebhafte, gut gedeihende Nicastro mit seinen großen Töpfereien, und etwas weiterhin das weinberühmte San Biase.

Nicastro verdankt trotz aller Legenden und gefälschten Inschriften, durch welche übereifrige Lokalpatrioten seine Gründung bis ins Alterthum zurückzuführen gesucht, seine Entstehung wie seinen Namen Neocastron den Byzantinern; seine Geschichte beginnt eigentlich erst mit den Normannen; es war immer eine königliche Stadt, keinem Baron unterthan und seine Festung spielte eine wichtige Rolle in den Normannenkriegen wie in den späteren Kämpfen. Auch in den Revolutionskriegen wurde hier die französische Armee unter Reynier von den Engländern und Kalabresen geschlagen und die sämmtlichen Kranken in den Spitälern von den Banden Pane-di-Granos umgebracht; die rückkehrenden Franzosen vergalten die Gräuel dem Lande im reichsten Maße, schonten aber die Stadt, deren gebildete Einwohner ihnen freundlich gewesen waren. Unter den Bourbonen war Nicastro ein Hauptsitz des Carbonarismus.

Die heutige Stadt datirt von dem Erdbeben von 1638, das keinen Stein auf dem anderen ließ. Auf dem Markte fand Lenormant noch die antike Mensa ponderaria im Gebrauche, eine Steinplatte mit dem Datum 1200, auf welcher nicht nur die Längenmaße angebracht sind, sondern auch die Hohlmaße in Gestalt von Vertiefungen, welche durch ein Loch im Boden entleert werden können; Nicastro ist wohl die letzte Stadt, in welcher diese uralte Meßweise sich erhalten hat.

Die Vorgängerin der byzantinischen Stadt war das alte Terina, dessen Münzen zu den schönsten unter den griechischen zählen, eine Kolonie von Kroton, welche den Handel mit den Tyrrhenern ermöglichte; sie erhob sich aber wahrscheinlich an der Stelle einer älteren Niederlassung der Eingeborenen, deren Heiligthum das Grab der Sirene Ligeia war. Zusammen mit dem benachbarten Temesa fiel es zuerst von allen Griechenstädten in die Hände der wilden Bruttier. Von Hannibal am Ende des zweiten punischen Krieges zerstört, blieb es von da an ohne Bedeutung und seine Lage ist nicht einmal genau bekannt; man sucht sie in Nocera, das deshalb officiell Nocera Tirinese heißt, doch ist dies wahrscheinlicher das alte Nukria; auch Mattonate entspricht nicht den Angaben der Alten. Lenormant glaubt mit mehr Recht die alte Stadt in Santa Eufemia antica suchen zu können, das allerdings heute in Folge der Anschwemmungen in einiger Entfernung vom Meere liegt, wo aber noch die Schwefelquelle sprudelt, welche auf den Münzen von Terina eine Rolle spielt. Die Schwesterstadt Temesa oder Tempsa, welche, von den Römern kolonisirt, sich länger erhielt, lag dagegen zweifellos beim heutigen Mattonate.

Von Nicastro ging es am anderen Morgen bei Tagesanbruch weiter nach Pizzo, zunächst zum Lamato zurück, dann ihm entlang und hinauf auf ein welliges Plateau, dessen Olivenwälder von der Felsenfeste Maida beherrscht werden, stets dem Rande der sich verschmälernden Ebene entlang, die an der Mündung des Angitola endet. Außer einigen isolirten „Masserie" (Meierhöfen) trifft man keine menschliche Wohnung; die Dörfer hängen alle hoch oben im Gebirge, außer dem Bereiche der Seeräuber, und die Malaria verhindert ihre Verlegung an die Küste. Der Angitola wird an fast derselben Stelle überschritten, wo die Brücke der antiken Via Popilia stand; dann steigt die Straße am Berghange empor, vorbei am Denkmal der Kalabresen, die in dem Aufstande von 1848 hier fielen. An einer einsamen Quelle wird gerastet, aber eine hungrige Schweineherde überfällt die Reisenden und raubt ihnen den besten Theil des mitgebrachten Frühstücks. Es war das übrigens der einzige Raubanfall, den die Reisenden in dem verrufenen Kalabrien erlitten. Nun beginnt wieder die Kultur; die Straße steigt durch Weinberge und üppige Pflanzungen von Orangen, Karruben, Feigen, Mandeln, Maulbeerbäumen und Oliven eine Stunde lang empor und plötzlich sieht man sich an dem Beginn einer förmlichen Kaskade von Häusern, die steil hinabführt zu einem würfelförmigen Kalkfelsen, der senkrecht abstürzend ins Meer hineintritt. Das ist Pizzo oder richtiger il Pizzo di Calabria. So steil führt seine Hauptstraße hinunter, daß selbst ein kalabresischer Kutscher nicht gradezu hinunter zu fahren wagt; es wird ein Tau um die Hinterräder geschlungen und von einer Anzahl Leute gehalten, aber so kommt man glücklich auf die Terrasse hinab, die gerade vom Meere aufsteigt. Sie bietet eine wunderbare Aussicht über den ganzen Golf, aber Bettler und Ungeziefer machen das Verweilen dort fast unmöglich. Sonst bietet Pizzo, das schwerlich über das dreizehnte Jahrhundert zurückreicht, dem

Touristen fast nichts, aber der blutige Schatten Joachim Murat's, der um die Stadt schwebt, giebt dem Autor Veranlassung zu einer eingehenden Schilderung des Trauerspieles von 1815, wobei er die noch ungedruckten Aufzeichnungen des Abbe Masdea, welcher dem unglücklichen König den letzten Beistand leistete, benutzen konnte. Wir können hier nicht weiter auf diesen Gegenstand eingehen, aber wir finden es mit dem Autor unbegreiflich, daß nicht das geringste Denkzeichen hier an den einzigen Herrscher erinnert, unter welchem sich Neapel einigermaßen wohl befand.

IX.

Von Pizzo nach dem 400 m höher liegenden Monteleone sind in gerader Linie nur acht Kilometer, aber die Straße muß gewaltige Umwege machen, immer am Berghange hin den Biegungen folgend. Weinberge decken die Gehänge; man zieht die Reben an Rohrstäben (cannuccie) oder Bäumen durchschnittlich zwei Meter über dem Boden, um sie der ausstrahlenden Hitze einigermaßen zu entziehen. Erst bei voller Dunkelheit erreichen die Reisenden die Stadt und das Albergo dell' Independenza, dessen kalabresischer Comfort mit einer Anschaulichkeit geschildert wird, welche jedem, der in Süditalien gereist ist, ein erinnerungsvolles Jucken in der Haut verursacht. Hier auf der steilen Bergeshöhe, 500 m über dem Meere, war schon ein uralter Kultursitz der Sikuler; ja Steingeräthe deuten an, daß die Stätte schon im Zeitalter der polirten Steinwaffen bewohnt war. Die Griechen von Lokri gründeten hier die Kolonie Hipponion[1]), die ihnen neben dem wenig entfernten Medma die Verbindung mit den Tyrrhenern sicherte. Die Gegend galt den Griechen für eine der schönsten am Mittelmeere; Gelon von Syrakus, der sie eine Zeit lang beherrschte, legte hier einen berühmten Lustgarten an, dessen die Schriftsteller unter dem Namen „Horn der Amalthea“ gedenken. Hipponion war eine blühende unabhängige Stadt bis 390, wo Dionys nach der Schlacht von Caulonia sie zerstörte und die Bevölkerung nach Syrakus verpflanzte. Zehn Jahre später stellten die Karthager sie wieder her, in der Hoffnung, Bundesgenossen gegen Dionys zu finden, doch blieb die aufblühende Stadt nicht lange unabhängig, sondern fiel bald in die Hände der Bruttier. Noch einmal wurde sie, durch Agathokles, griechisch, aber nach dessen Niederlage vertrieben die Buttier sogar einen Theil der hellenischen Bevölkerung, und von da an finden wir auf den Münzen den Namen Veipunium, aus dem später Vibo wurde. In den Kämpfen zwischen Römern und Buttiern ging die Stadt zu Grunde, im zweiten punischen Kriege wird sie trotz ihrer strategisch wichtigen Position nicht genannt, aber nach dessen Beendigung führten die Römer in 193 v. Chr. viertausend Kolonisten aus Latium hierher und übergaben ihnen 115 000 Jugera Land. Von da an war es der Exporthafen für das Holz des Silawaldes, wichtig als Schiffsstation und wegen seiner Werften. Vibo Valentia blieb eines jener halb republikanischen Gemeinwesen, welche sich nach der Lex Julia municipalis regierten. In der Völkerwanderung hatte die Stadt viel zu leiden; eine Lombardenkolonie in der Nähe trägt heute noch den Namen Longobardi. Zur Zeit der Neueinwanderung des Griechenthums unter den Byzantinern gewann der Name Vibona, aus dem nach und nach Bibona und Bivona wurden, die Oberhand, wurde aber auf die Hafenstadt beschränkt, während die Akropolis Valenza hieß, bis ein Normannenschloß oben erbaut wurde, das nach dem Wappen seines Besitzers, zwei Löwen zwischen drei Bergen, den Namen Monteleone erhielt.

Die heutige Stadt dankt ihre Erbauung dem Hohenstaufen Friedrich II., aber sie war vorwiegend griechisch bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Das Erdbeben von 1783 schadete ihr kaum und unter Murat erreichte sie als Hauptstadt Kalabriens ihre Hauptblüthe und eine Einwohnerzahl von 20 000. Sie blieb den Muratisten treu ergeben, eine Todfeindin der Bourbonen; wäre Murat hier gelandet, statt in Pizzo, so hätte er einen anderen Empfang gefunden. Zur Strafe wurde bis 1860 kein Bewohner von Monteleone zu einem öffentlichen Amte zugelassen. Am 27. August 1860 erschien Garibaldi in der Stadt, ganz allein mit einem Adjutanten, und die bourbonischen Truppen flohen vor dem einzelnen Manne, dessen Erscheinen freilich hinreichte, um die ganze Bevölkerung in die Waffen zu bringen.

Den gewöhnlichen Angaben zufolge soll Monteleone keine Reste aus dem Alterthume mehr enthalten. Um so angenehmer überrascht war Lenormant, als er die griechischen Ringmauern noch zum größeren Theile wohl erhalten fand; sie sind in der besten Weise aus Quadern ohne Mörtel erbaut und haben am Boden drei Meter Durchmesser. Die Römerstadt nahm nur einen kleinen Theil des Raumes ein, den ihre griechische Vorgängerin bedeckte; das heutige Monteleone zeigt in der Orientirung seiner Straßen noch genau den altrömischen Stadtplan. Reste von Bädern und die Einsenkung eines Theaters sind noch genau erkennbar und versprechen gut geleiteten Nachgrabungen ein lohnendes Resultat.

Ein wunderbares Panorama bietet sich gegen Abend von der griechischen Akropolis aus. Wie durch eine Wolke goldenen Staubes sieht man unter sich die weite Ebene des Poro, die Ebene (la piana) Kalabriens par excellence besäet mit Dörfern und Pflanzungen, nach Süden begrenzt durch das düstere Massiv des Aspromonte mit seinen zerrissenen Abhängen. Dahinter erhebt sich am Horizonte in bläulicher Ferne, alles beherrschend, der Riesenkegel des Aetna, und zu seinen Füßen erkennt man das Bergland der neptunischen Gebirge. Nach Osten hin übersieht man die gebogene Kette des Apennin mit ihren Dörfern und Schluchten, fast orangefarben in den letzten Sonnenstrahlen leuchtend, während zu ihren Füßen das weite Thal des Mesima schon im Schatten verschwindet. Im Norden endlich streckt sich, jenseits des silbernen Bandes der Angitola, die halbkreisförmige Ebene von Santa Eufemia; ihre bebauten Theile erscheinen gelb, die sumpfigen Buschwälder längs der Küste in tiefem Smaragdgrün und dahinter erhebt sich purpurviolett die Mauer des Monte Cocuzzo, an deren Fuße die weißen Häuser von Nicastro leuchten. Noch weiter erkennt man auf seinem spitzen Felsen Amantea, das mit seinen drei Kanonen im Jahre 1807 die französische Armee sechs Wochen lang aufhielt, und noch weiter der Küste entlang die Berge von Paola, von Centraro und Belvedere; am fernsten Horizonte aber erscheint zwischen dem silbernen Azur des Meeres und dem Goldazur des Himmels die Punta della Licosa, welche den Golf von Policastro von dem von Salerno scheidet. Sie ist in gerader Linie über 130 km entfernt, und nur die Refraktion hebt sie überhaupt noch über den Horizont.

Die reichen Reste an Alterthümern, welche das alte Hipponion geliefert, sind in ein paar Lokalsammlungen ver-

[1]) Ist der Gleichklang mit den beiden Hippo in Nordafrika nur zufällig oder handelt es sich vielleicht auch hier um ein phönizisches Ubo? Eine Ableitung von ἵππος ist unwahrscheinlich, denn der Schutzgott war nicht Poseidon-Diomedes, sondern Persephone.

einigt, von denen die bedeutendste, die von Vito Capialbi, leider für den Reisenden momentan nicht zugänglich war. Dagegen konnte er die des Herrn Cordopatri nach Belieben studiren. Sie ist besonders reich an Ziegeln und Töpferarbeiten, und an reizenden Statuetten von Terracotta, die man in den Gräbern findet, und die den berühmten Figuren von Tanagra nicht nachstehen. Man führte aber auch größere Arbeiten in Terracotta aus, wie ein prächtiger Kopf der Persephone beweist, den der Reisende für das Louvre erwarb. Dagegen sind die Gräber auffallend arm an Vasen; was man findet, sind archaistische Arbeiten aus dem siebenten und sechsten Jahrhundert; die Glanzzeit des Hellenenthums ist kaum vertreten.

Von Monteleone aus besuchte der Reisende die gerade unter der Stadt gelegene Marina; nach einer verstümmelten Ariadnestatue, welche heute noch von den Anwohnern als Santa Venere verehrt wird, heißt der Hafen Porto di Santa Venere. Mit Benutzung einer Reihe untermeerischer Riffe hat die italienische Regierung hier einen sicheren Hafen geschaffen, nach dem sich der Verkehr von Pizzo bald genug hinziehen wird. Eine Stunde weiter liegt das verlassene Schloß Bivona, heute nur zu Meer zugänglich; es nimmt die Stätte eines alten Tempels ein und hier im tiefsten Winkel des Busens und ziemlich geschützt vor allen Winden befand sich der Hafen des griechischen Hipponion, der bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein diente; heute ist nur noch eine sumpfige Lagune von ihm übrig.

Ueber Papaglionti, wo sich auch noch bedeutende Römerreste erhalten haben, begab sich der Reisende nach Mileto, dem einstigen Sitze der Normannenherrschaft, wo der große Graf Roger seinen glänzenden Hof hielt und von wo aus er Sicilien unterwarf. Die Geschichte der Eroberung Siciliens wird ausführlich erzählt. Als ein Rest aus der Normannenzeit hat sich Bereitung und Genuß des Apfelweines erhalten, ein Unicum in ganz Italien; fast nur im Aspromontegebiet zwischen Mileto und Monteleone wird der Apfelbaum in größerem Maßstabe gebaut und seine Frucht in dieser Weise verwendet. Auch aus dem Speierling (Sorbus domestica) macht man hier ein berauschendes Getränk. Andere Normannenspuren sind kaum mehr vorhanden. Die Erdbeben haben alles zerstört.

Das heutige Mileto ist ein erbärmliches Nest von ca. 2500 Seelen, von Pfaffen wimmelnd; es nimmt nicht einmal mehr die Stelle der alten Normannenstadt ein, sondern ist nach dem Erdbeben von 1783 ein paar Kilometer davon entfernt wieder aufgebaut worden. Auch antike Erinnerungen fehlen, es ist nur eine Erfindung patriotischer Lokalhistoriker, daß hier eine Kolonie von Milesiern schon im Alterthum gewesen sei. Der Name könnte allerdings von dem kleinasiatischen Milet kommen, aber die Kolonisten von dort, welche die Stadt in Kalabrien gründeten, wurden erst im zehnten Jahrhundert von Manuel Phokas und dem Eunuchen Nicetas herübergeführt. Indeß scheint es glaublicher, daß die neue Stadt ihren Namen zu Ehren des heiligen Nicephorus empfing, des Bischofs von Milet, der mit der Expedition zum Entsatz von Rametta herübergekommen war und nach der Niederlage des Heeres in Kalabrien Zuflucht gesucht hatte.

Mit Mileto brechen die Reiseschilderungen Lenormant's leider ab. Ein eingehender Bericht über das fürchterliche Erdbeben von 1783 füllt den Rest des Bandes. Er bringt zwar manche Einzelheiten, die der Verfasser an Ort und Stelle erkundete, aber doch nichts wesentlich Neues und wir können um so mehr darauf verzichten, als ja in neuerer Zeit verschiedene wissenschaftliche Beobachtungen der Berichte über die kalabresischen Erdbeben erschienen sind. Aus einem angehängten Briefe ersehen wir, daß für den zweiten Band die Schilderungen von Nicotera, Medma, Palmi und Reggio bestimmt waren und wir müssen tief bedauern, daß es dem Verfasser nicht vergönnt war, sie zu vollenden.

Der Apache-Indianer im Kriege und Frieden.

Von **Johann A. Spring** in Tucson (Arizona).

I.

Herr Bancroft in seinem neulich erschienenen Buche über „die wilden Indianerstämme“ zählt die Navajoes, Comanches und fast alle anderen, meistens seit Jahren bezähmten und mehr oder weniger civilisirten Indianerstämme von Arizona, Texas, Neumexiko und Sonora unter die Nation der Apachen. Es sei deshalb hier zum Voraus erwähnt, daß meine Beschreibung sich nur innerhalb der Grenzen des wirklichen Apachenstammes, in dessen unmittelbarer Nähe ich seit neunzehn Jahren wohne, bewegen wird.

Dieser Stamm besteht aus den Chiricahuas, Coyoteros, Mescaleros, Tontos und Mohaves oder Mojaves, die alle mit nur unbedeutenden Unterschieden dieselbe Sprache sprechen, jedoch als Stamm keinen Häuptling anerkennen, sondern nach Belieben unter sich einen Führer wählen, wenn sie dessen zu einem gewissen Zwecke bedürfen; so kam es z. B. häufig vor, daß jede der erwähnten Unterabtheilungen aus ihrer Mitte einen durch seine Klugheit und Tapferkeit ausgezeichneten Krieger zum Anführer in einem geplanten Streifzuge erkor, nach dessen Ausführung der gewählte Hauptmann seine zeitweilige Macht wieder abtrat. Es erhellt daraus, daß die politischen Verhältnisse der Apachen ganz demokratischer Natur sind.

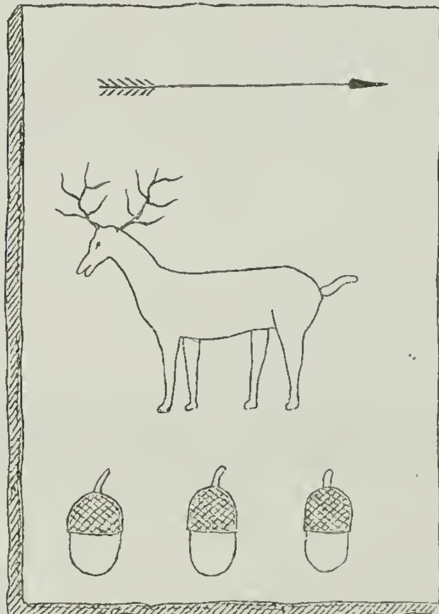
Ausnahmsweise kam es wohl vor, daß ein Häuptling bei einem oder mehreren Ueberfällen sich dermaßen auszeichnete, daß ihm seine Würde längere Zeit verblieb: so z. B. war ein gewisser Cacheese von 1854 bis 1874 der unumschränkte Herrscher oder Diktator der Chiricahua-Apachen und wußte es in letzterem Jahre auch so einzurichten, daß ihm und seinem Stamme eine eigene Reservation zugetheilt wurde, während alle anderen Stämme die San Carlos Reservation beziehen mußten. Von seiner mitten in den Chiracahuabergen und nahe an der Grenze von Mexiko liegenden Felsenfestung unternahm Cacheese mit seinen wilden Kriegern häufige Streifzüge nach allen Richtungen hin, mordete und plünderte nach Herzenslust, bis der Tod ihn im Jahre 1878 abrief; sein Stamm führte dasselbe Leben fort, bis vor zwei Jahren der Regierung der Geduldsfaden riß und General Crook abgesandt wurde, um den Stamm entweder zu unterjochen oder zu vertilgen. Da die angrenzenden mexikanischen Staaten

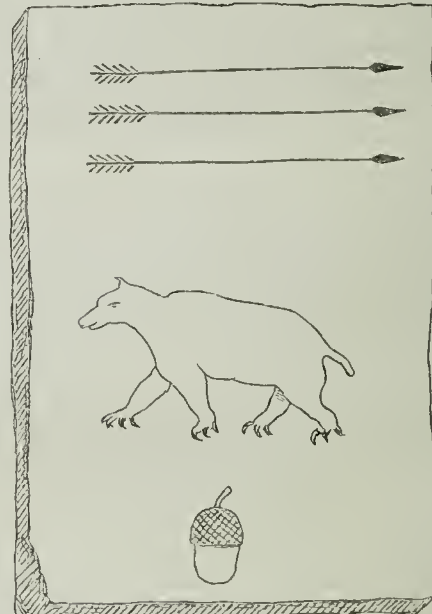
wenigstens ebensoviel von den genannten Räubereien zu leiden gehabt, wurde ein vorläufiger Vertrag zwischen den beiden Republiken gemacht, in Folge dessen ihre Truppen sich gegenseitig unterstützten, und unseren Truppen erlaubt wurde, mexikanisches Gebiet zu betreten. General Crook drang bis zur Sierra Madre, tief im Inneren des Staates Sonora, vor, verfolgte auf unwegsamen Felsenpfaden die rothen Räuber und brachte dieselben nach Arizona, wo sie auf der allgemeinen Apache-Reservation San Carlos internirt wurden (1883).

Wir müssen jedoch vorerst in die Zeit zurückkehren, da der Apache noch frei und ungehindert seinen wilden Mord- und Raubgelüsten nachging.

Arizona ist ein Land, wo jede Straße, jeder Pfad von einem teuflischen Hinterhalte, von rücklings ermordeten Reisenden, von höllischen Marterqualen der Opfer erzählen kann. Es liegen statistische Beweise vor, daß in diesem spärlich bevölkerten Territorium (jetzt etwa 30000 Seelen) in den Jahren 1854 bis 1875 eintausend Menschen von den Apachen ermordet worden sind; meine Aufzeichnungen für die Jahre 1867 bis 1870, während deren ich häufige Expeditionen gegen die Indianer mitmachte, und in welcher Periode Cacheese auf seinem Höhepunkte stand, ergeben, daß in einem Umkreise von bloß hundert englischen Meilen Durchmesser einhundert und acht Menschen und zwar meistens Chiricahua-Apachen zum Opfer fielen.

Daß die mächtige Regierung der Vereinigten Staaten solches geschehen ließ, hatte zwei Gründe: der erste ist rein politischer Natur und wir haben damit nichts zu thun; der zweite, wohl mächtigere, sind die fast unabsehbaren Schwierigkeiten, die sich in diesem Lande einer erfolgreichen Expedition gegen solche Indianer entgegenstellen. Das Territorium Arizona enthält ungefähr die Hälfte des Flächeninhaltes von Frankreich, wie dieses vor 1870 war; mit Ausnahme einer Ecke im Südwesten, wo die Pimas, Maricopas und Yumas, Erzfeinde der Apachen, wohnen, stand das ganze Land diesen wilden Horden offen. Es besteht aus sandigen Hochebenen, zackigen Bergen und wenigen, spärlich bewässerten, engen Thälern. Die Rancherien oder Wohnplätze der wilden Apachen befanden sich in irgend einem felsigen Schlupfwinkel, von wo aus sie die Aussicht auf die Heerstraßen hatten, ohne selbst sichtbar zu sein. Von weitem sahen sie die müde, durstige Karawane der Auswanderer den sandigen Weg verfolgen, die Herde grasen, die plumpen, mit





Irdene Spieltafeln der Chiricahua-Apachen. (Vergl. die nächste Nummer.)

Mehl und Getreide bepackten Karren der mexikanischen Mischlinge daherschleichen. In günstigem Hinterhalte wurde den Opfern aufgepaßt; ein Schwirren der Pfeile, einige Schüsse von Gewehren, wenige Lanzenstiche und Alles war vorbei.

Es ist fast unglaublich, mit welchem Talente der Assimilation von Farben diese Wilden begabt sind. Vermittels grauer Decken, abgeschnittenen Grases, auf ihren Körper gestrichener Erde, dorniger Blätter und Büsche verstehen sie es, sich vollständig das Aussehen eines Felsblockes, einer Staude, eines Busches, einer Yukka oder anderer zweckentsprechender Gegenstände zu geben.

Wenn sie von ihrem felsigen Schlupfwinkel aus das Opfer erkoren, die Zeit und den Ort des Ueberfalls bestimmt haben, begeben sie sich meist in kleinen Abtheilungen von zwei oder drei dahin, treffen ihre Dispositionen und erwarten die Wanderer mit der größten Geduld. Stets lassen sie die zu Ueberfallenden einige Schritte vorbeigehen und fallen ihnen dann in den Rücken. Die Männer werden stets getödtet, die Weiber und Kinder in die Gefangenschaft geschleppt; wenn jedoch ein Weib sich heftig wehrt und Gefahr im Anzuge ist, wird auch seiner nicht geschont und eine barmherzige Lanze macht seiner Drangsal auf einmal ein Ende. Wenn die Indianer sich sicher glauben und die Anzahl der Ueberfallenen nur eine geringe ist, nehmen sie auch die männlichen nicht im Augenblicke des Ueberfalls getödteten Opfer gefangen. Wehe ihnen! denn sie sind zu gräßlichen Qualen bestimmt. Ein bei den Apachen beliebter Martertod besteht darin, daß sie die Gefangenen bei den Füßen an einem Baume aufhängen und unter ihren Köpfen ein langsames Feuer unterhalten. Ich fand einmal zwei Soldaten, die sich während des Jagens zu weit vom Fort entfernt, am folgenden Tage in diesem Zustande todt vor; außerdem waren ihnen die Ohren, Nasen und Geschlechtstheile abgeschnitten. Unser Führer Marigildo, der in seiner Jugend sieben Jahre als Gefangener bei dem Stamme des Cacheese gelebt, erzählte mir, daß häufig männliche Gefangene den Apachesquaws zum Zeitvertreib überlassen wurden; diese peitschten sie mit den stacheligen Aesten einer sehr dornigen Yukka-Pflanze und marterten sie auf jede nur mögliche Art zu Tode. Ein einziger Mann ist meines Wissens aus der Gefangenschaft lebendig, aber entmannt, entkommen, und zwar war diese Operation an ihm vollzogen worden, indem die Indianer ihn mit einer langen Nadel in die Gelenke, wo der Schenkel sich an den Bauch anschließt, in der Richtung nach den

Boden tief hinein stachen. Der Mann war, als wir ihn fanden, ganz geistesverwirrt und halbtodt, wurde aber wieder hergestellt.

Es ist kaum glaublich, mit welcher Kraft und Genauigkeit der Apache seinen Bogen handhabt; dieser ist gewöhnlich vier bis fünf Fuß lang, aus Bois d'Arc, Weiden- oder Eschenholz, mit Rehsehnen umwickelt und beklebt; die Sehne ist ebenfalls dem Reh entnommen. Am linken Arme trägt der Apache ein ledernes Gelenkband, um seinen Arm gegen den Anschlag der Bogensehne zu schützen; seine Pfeile sind drei bis vier Fuß lang und bestehen aus zwei Stücken; das erste längere aus halbzölligem Schilfrohr bestehende macht etwa dreiviertel des Pfeiles aus; das zweite in dem Rohre befestigte ist aus schwererem Holze verfertigt und enthält in seinem einen Ende die gewöhnlich aus Eisen verfertigte Pfeilspitze. Vergiftete Pfeile haben die Apachen meines Wissens nie gebraucht; dessen ungeachtet erzeugen sie damit gefährliche und peinliche Wunden, indem der feine Bast, der die Spitze im Holze festhält, durch das Blut des Verwundeten gelockert wird und der Pfeil beim Herausziehen meistens die Spitze in der gewöhnlich sehr tiefen Wunde läßt. Ihre Pfeile tragen die Apachen in einem Köcher aus verschiedenen Thierfellen auf dem Rücken, so zwar, daß die Oeffnung des Köchers mit den befiederten Pfeilenden ihre linke Schulter etwas überragt, so daß sie mit der rechten Hand vornüber langend, den Pfeil gleich in die richtige Lage auf den Bogen bringen können. Auf diese Weise verwundete ein von uns angeschossener Apache, dem die Kugel das Bein zerschmettert hatte, drei Soldaten und zwei Pferde, bevor wir ihn tödten konnten; wir hatten allerdings damals noch keine Hinterlader. Die Pfeilfedern, meistens von Falkenarten, sind in einer Länge von 4 bis 5 Zoll auf drei Seiten angebracht; bloß die Tontos gebrauchen deren vier. Wenn der Köcher aus dem Felle der wilden Katze besteht, wird gewöhnlich deren Schwanz zur Verzierung daran gelassen. Die Kraft der abgeschossenen Pfeile muß Jedermanns Erstaunen erregen; im Jahre 1867 begleitete ich einen Kaufmann, der mit vier Wagen durch das Santa Cruz-Thal reiste; da die Apachen nur höchst selten des Nachts und dann bloß bei hellem Mondscheine einen Ueberfall wagen, reisten wir gewöhnlich während der Nachtstunden und hüteten während des Tages die Zugthiere: in einem sandigen Flußbette angekommen, wo die Thiere nur langsam ziehen konnten, wurden wir plötzlich aus den umstehenden Büschen mit einer Salve begrüßt, theils aus Pfeilen, theils aus Kugeln bestehend; ganz merkwürdiger Weise wurde keiner der neben den Zugthieren gehenden Fuhrleute verletzt; wir hielten sogleich an und feuerten mit den Karabinern in die Büsche und hörten deutlich, wie die Indianer von ihren Felsblöcken hinunter sprangen und sich flüchteten; zwei Zugthiere, starke amerikanische Maulesel, waren schwer verwundet; beiden waren die Pfeile im dicksten Theile des Bauches so tief eingedrungen, daß die Spitzen auf der entgegengesetzten Seite hervorragten. Diejenigen Pfeile, die das Holzwerk der Wagen getroffen, waren über einen Zoll tief eingedrungen; die Distanz mochte etwa fünfzig Meter betragen.

Die Geschwindigkeit dieser Indianer, die meistens zu Fuß sind und stets zu Fuß ihre Ueberfälle machen, ist ebenfalls ganz erstaunenswerth, so wie auch ihre Ausdauer. Wir haben sie oft auf guten Pferden verfolgt, wenn sie gewiß nicht über sechs Stunden Vorsprung hatten und nur selten haben wir sie nach scharfem viertägigem Ritte einholen können. Sie haben unter sich sehr wohl organisirte Signale, bei Tage durch Rauch, bei Nacht durch Feuer und besonders eignet sich dazu der Riesen-Kaktus (Cereus giganteus), dessen massenhafte Stacheln eine harzige Substanz enthalten, die auch trotz des ganz frischen und grünen Zustandes der Pflanze sogleich anbrennt und den hohen Stamm im Nu in eine Feuersäule verwandelt. Aber auch durch andere Zeichen wissen diese Wüstensöhne mit einander zu reden; der erwähnte Marigildo hat mir oft erzählt, wie einige auf gewisse Art gelegte Steine auf einem Pfade, einige abgebrochene Aeste und andere Kleinigkeiten, die keinem Menschen auffallen würden, für sie ein ganzes telegraphisches Alphabet enthalten [1].

[1]) Wenn die Apachen es auf den Raub von grasenden Thieren abgesehen haben, stürzen sie plötzlich aus einer der unzähligen Schluchten hervor, stoßen ein markdurchdringendes Geheul aus und feuern eine Salve auf die wenigen Hüter ab; die überraschten Thiere ergreift ein wilder Schreck; im Nu springen die Indianer auf die Rücken der Pferde und im wilden Galopp saust die ganze Herde davon.

Kürzere Mittheilungen.

Das Wachsthum des Getreides.

Vielleicht nirgends tritt der Einfluß der verschiedenen klimatischen Faktoren auf die Schnelligkeit des Wachsthums so deutlich hervor, wie in der russischen Ebene. W. Kowalewski's sorgfältige Untersuchungen über diesen Gegenstand sind daher besonderer Beachtung werth. Der Genannte hat die Wachsthumsperioden verschiedener Getreidesorten auf dem Boden Rußlands, von Archangelsk bis zur südlichen Provinz Cherson, mit einander verglichen und ist dabei zu folgendem Ergebniß gelangt. Wenn man die Wachsthumsperioden einer bestimmten Getreideart durch ganz Rußland betrachtet, so findet man im Allgemeinen, daß sie in den höheren Breiten am schnellsten reift. Hafer und Sommerweizen brauchen in Cherson zur Reife 123 Tage, Gerste 110 Tage, während dieselben bei Archangelsk in 98, 88 und 98 Tagen reif werden: der Unterschied zu Gunsten des Nordens beträgt also 25, 35 und 12 Tage. Bei den zwischenliegenden Breiten wird die Differenz stufenweise kleiner. Es ist klar, daß die Temperatur nicht die Ursache dieser Verschiedenheit sein kann, sonst müßte man das entgegengesetzte Resultat erhalten. Außerdem ist der Mangel an Feuchtigkeit in den südlichen Steppen gleichfalls eine der Wachsthumsgeschwindigkeit günstige Bedingung. Wir müssen also in der Besonnung die Ursache der oben geschilderten Differenz suchen. In der That dauert die Insolation in Archangelsk für den Hafer, da derselbe gewöhnlich um den 17. Mai ausgesäet wird und die Ernte um den 1. September stattfindet, 2000 Stunden an 98 Tagen, gar nicht zu rechnen der 240 Stunden in hellen Nächten. In Cherson dagegen währt die Besonnung nur 1850 Stunden an 123 Tagen (vom 1. April bis 1. August). Der Unterschied zu Gunsten von Archangelsk beträgt also 150 Stunden (400 Stunden, wenn die hellen Nächte mitgezählt werden) und hierdurch wird der

Einfluß der Temperatur kompensirt. Was die Intensität des Lichtes betrifft, so zeigen Prof. Famintzin's Untersuchungen, daß dieselbe im Verein mit der großen Durchsichtigkeit der Atmosphäre in Südrußland eher eine Bedingung gegen die Schnelligkeit des Wachsthums ist, indem die Lichtintensität die Grenzen des Maximums der Kohlensäurezersetzung überschreitet. Winterroggen zeigt dieselben Unterschiede wie das Sommergetreide. In Archangelsk braucht derselbe 375 Tage bis zur Reife, nämlich 202 Tage der Winterruhe, 68 Tage des Herbstwachsthums und 105 Tage des Frühlings- und Sommerwachsthums, im Ganzen also 173 Tage des Wachsthums. In Cherson reift der Roggen in 290 Tagen, d. h. 101 Tage der Winterruhe und 189 Tage des produktiven Wachsthums (63 im Herbst und 126 im Sommer). Die Differenz beträgt also 16 Tage zu Gunsten des Nordens, bez. 20 bis 25 Tage, wenn man nur Frühling und Sommer berücksichtigt. Die graphische Darstellung dieser Erscheinungen ist sehr interessant. So korrespondiren die Linien gleichzeitiger Aussaat des Winterroggens von NW nach SO mit den Isochimenen, d. h. den Linien gleicher Wintertemperatur, während die Linien gleichzeitiger Reife der Sommergetreide (Hafer, Getreide, Buchweizen, Weizen) von SW nach NO verlaufen und den Linien gleicher Sommertemperatur (Isotheren) entsprechen. Der hemmende Einfluß des Regens tritt gleichfalls sehr deutlich hervor. („Nature".)

Die Bewohner von Kambodja. (Nach E. Aymonier.)

Den ganzen Tag lang laufen die Kinder ganz nackt umher, die Kleinen unter der Aufsicht der Größeren. Der Kopf ist rasirt mit Ausnahme einer kleinen Locke, die man auf dem Scheitel stehen läßt. Häufig tragen die Kleinen ein Amulett am Halse. Es giebt kleine Mädchen, deren ganze Kleidung in einem herzförmigen Silberschmuck besteht, welcher auf dem Bauche getragen wird. Früh schon werden die Kinder an Körperübungen, an den Gebrauch der Lanze, des Stockes, des Bogens, an Schwimmen und Reiten gewöhnt.

Die Männer sind groß, kräftig, gut gebaut; ihr Typus ist ganz und gar von dem der Annamiten verschieden und nähert sich, namentlich was die Frauen betrifft, dem indischen. Die Leute tragen eine kurze, enge Weste, vorn mit Knöpfen von Gold, Silber oder Glas besetzt, und einen Languti (Schurz) aus einheimischem Gewebe. Diese Stoffe sind manchmal sehr schön und kosten bis zu 80 Franks. Die reichen Leute tragen auch eine seidene Binde um die Taille, die großen Mandarine eine kleine goldkäferfarbige Weste und einen goldenen Gürtel. Bei großen Festlichkeiten fügen sie ihrem Kostüm manchmal eine goldgestickte Mütze hinzu. Alle Leute gehen in Kambodja mit bloßen Füßen und bloßem Kopfe; einzelne sieht man, welche den Schopf nach siamesischer Mode angenommen haben; Frauen und Männer haben den Kopf geschoren, junge Mädchen lassen das Haar wachsen; Frauen verrichten bei beiden Geschlechtern den Dienst des Friseurs.

Die Frauen tragen ein langes, an der Taille zusammengeschnürtes Kleid, welches auf der Brust offen ist. Sie haben ein Languti, wie die Männer; oft lassen sie ihre Arme entblößt und verhüllen sich den Busen mit einem wallenden Seidentuche. Ihre Ohren sind durchbohrt, um in die Oeffnung einen kleinen Cylinder von Elfenbein oder Holz hineinzustecken, in der Form und Größe eines großen Pfropfens. Wenn ihnen dieser Schmuck fehlt, hängt das verlängerte Ohrläppchen in unschöner Weise herunter. Einige begnügen sich mit Ohrringen in Form eines Hakens, der ungefähr die Form eines umgekehrten S hat und das Ohr nicht verletzt. Man trifft selten bei ihnen die Ausschweifungen der annamitischen Frauen. In Abwesenheit des Mannes übt die Frau eine gewisse Autorität aus. Wenn kein Fremder im Hause ist, essen die Frauen mit ihren Männern. Obwohl ihre Religion das Tödten von Thieren als eine Sünde betrachtet, lieben sie die Jagd. Sie fürchten sich nicht, den Tiger und das Rhinoceros anzugreifen, sie erwarten den Hirsch auf dem Anstande und tödten ihn mit ihren schlechten Flinten oder Pfeilen. Sie verfolgen den Kaiman, indem sie ihm auf seinem Wege am Ufer entlang auflauern und ihm den Weg mit Flechtwerk versperren. Sie lassen zwei Oeffnungen, neben denen sich ein laufender Knoten befindet. Wenn das Thier in das Wasser zurückkehrt, sieht es sich in der Falle gefangen. Wenn es im Wasser gejagt wird, schleppen die Jäger den Körper eines Hundes hinter sich, an dem eine Schlinge angebracht ist; im Augenblick, wo der Kaiman nach der Beute schnappt, ist er gefangen und wird von einer Harpune durchbohrt.

Den wilden Elephanten jagen die Kambodjaner zur günstigen Jahreszeit mittels zweier gezähmten weiblichen Elephanten, die durch einen geschickten Kornak, welcher sich hinter ihren Ohren verbirgt, geleitet werden. Einer der gezähmten Elephanten nähert sich dem wilden und bei dieser Annäherung wirft der Kornak dem letzteren eine Schlinge aus Büffelleder um den Fuß, die er stark anzieht. Der Elephant, der sich gefangen sieht, stößt ein klägliches Geschrei aus und sucht kaum zu fliehen. Die beiden weiblichen Elephanten, nehmen ihn dann in ihre Mitte und bringen ihn zum Stalle. Ein dressirter Elephant kostet 400 bis 500 Francs.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Verkehr Europas mit Canada wurde bisher durch zwölf Dampferlinien besorgt, von denen aber keine einzige nach einem französischen Hafen führte. Von dem kanadischen Importe, welcher sich 1881 auf 521 Millionen Francs, 1882 auf 624 Millionen Francs und 1883 auf 693 Millionen Francs belief, entfallen denn auch nur ungefähr 10 Millionen Francs auf Frankreich. Nun hat am 3. August eine neue, von der canadischen Regierung subventionirte Dampferlinie ihre Fahrten zwischen Havre und Halifax begonnen.

— Unlängst wurden die Resultate der Volkszählung auf Island im Jahre 1880 veröffentlicht. Danach lebten im Südamte 26 503 Einwohner, im Westamte 18 206 und im Nord- und Ostamte 27 716, zusammen 72 445 oder $1^1/_3$ auf jedem Quadratkilometer. Der Bevölkerungszuwachs betrug in den Jahren 1810 bis 1840 20,9 Proc., 1840 bis 1860 26,9 Proc., 1860 bis 1870 4,1 Proc., und 1870 bis 1880 3,8 Proc. Alle Einwohner sind lutherisch, ausgenommen 3 Mormonen, 1 Katholik, 1 Unitarier, 1 Methodist und 3, die keiner Religion angehörten. Es gab 192 Blinde und 59 Taubstumme; 2424 Personen oder $3^1/_3$ Proc. der Bevölkerung erhielten öffentliche Unterstützung und 12 saßen im Gefängnisse. In dem Jahrzehnt von 1870 bis 1880 wanderten 2700 Personen aus, davon 2127 aus dem Nord- und Ostamte.

— Der „Politischen Korrespondenz" wird unter dem

25. Juli aus Konstantinopel geschrieben, daß den Ministern die ersten Exemplare des Berichtes über die letzte Volkszählung vorgelegt worden sind. Derselbe beziffert die Bevölkerung der türkischen Hauptstadt Alles in Allem auf 870 000 Seelen, in welcher Zahl alle Vorstädte, auch jene am Bosporus, inbegriffen sind. Die Gesammtzahl der hier wohnhaften Fremden beträgt 112 000 Köpfe. Bezüglich der Konfession gehört die Hälfte der Einwohnerschaft dem Islam, die andere Hälfte anderen Bekenntnissen an. Als besonders bemerkenswerth wird in dem Berichte die Entwickelung des Kreises von Pera hervorgehoben. Die Einwohnerschaft dieses europäischen Stadttheiles beziffert sich auf rund 270 000 Seelen, bildet somit nahezu ein Drittel der Gesammtbevölkerung. Bezüglich der in Konstantinopel ansässigen Fremden ist das Detail interessant, daß drei Viertel derselben Männer und nur ein Viertel Frauen sind. Ferner verdient hervorgehoben zu werden, daß, dem Berichte zufolge, unter den Staatsbeamten (mit Ausschluß der Armee) 23 500 Mohammedaner, 300 Griechen, 450 Armenier, 150 Katholiken, 28 sonstige Angehörige der römischen Kirche und 3 Protestanten sich befinden. Es muß jedoch betont werden, daß der statistische Bericht wohl sehr sorgfältig ausgearbeitet ist, die ihm zur Grundlage dienende Volkszählung von Konstantinopel aber in der primitivsten Weise durchgeführt wurde, so daß dieselbe die Basis einer wissenschaftlichen Bevölkerungsstatistik der türkischen Hauptstadt zu bilden durchaus ungeeignet ist. (Bisher wurde als maßgebend die Berechnung des Konsuls Sax von 1873 angesehen, welcher für den gesammten Stadtbezirk, nämlich Stambul, Pera mit Vorstädten, Skutari, Kadiköi, die Prinzeninseln und beide Seiten des Bosporus, eine Bevölkerung von 600 000 Seelen gefunden hatte.)

Asien.

— Aus Taschkent schreibt man der „Oestlichen Rundschau“: In Kazalinsk giebt es einige endemische Krankheiten. Dazu gehört die Sarten-Krankheit, Machao und der Kropf. — Dasjenige Leiden, welches von den Russen die Sartenkrankheit genannt wird, heißt bei den Eingeborenen Afgan-järä, d. h. Afganisches Geschwür. Auf der Haut des Kranken zeigen sich rundliche Flecke von anfangs blaßrother, dann gelblicher und bläulicher Farbe; die Flecke werden erhaben und gehen in Geschwüre über. Die Geschwüre werden allmählich größer und fließen zusammen, so daß eine ausgedehnte rothe schwärige Fläche sich bildet. Die aus den Geschwüren sickernde Flüssigkeit trocknet allmählich zu dunklem Schorfe zusammen. Unter den Eingeborenen leiden gewöhnlich die Kinder an dieser Krankheit, unter den Fremden werden aber auch Erwachsene davon befallen. Die Geschwüre erscheinen am häufigsten im Gesicht, am Halse, an den Händen und Füßen. Als Ursache der Krankheit wird das zum Waschen angewandte Wasser bezeichnet; das Wasser ist schlecht und faul. Im Juni und Juli, wenn das Wasser den höchsten Grad des Faulseins erreicht, tritt die Krankheit am häufigsten auf. Die Krankheit ist auch ansteckend. Besonders verbreitet war das Leiden zur Zeit der Einnahme Taschkents und Tschemkents durch die Russen, weil die Bevölkerung damals in Folge äußerer Umstände sich in sehr ungünstigen Gesundheitsverhältnissen befand. Jetzt kommt das Leiden seltener vor. Um dasselbe zu heilen, muß die Ausbreitung der Geschwüre begrenzt werden; zu diesem Behufe schneidet man sie aus, oder man wendet starke Pflanzensäure, vor Allem aber Kali causticum an, um die Geschwüre auszuätzen. Die eingeborenen Aerzte kuriren das Leiden mit einer solchen Geschicklichkeit, daß erkrankte Russen es vorziehen, sich von Eingeborenen, statt von ihren eigenen Aerzten, behandeln zu lassen.

Eine andere Krankheit, Machao genannt, ist dem Aussatz (Lepra) sehr ähnlich. Ein von der Krankheit befallenes Individuum fühlt eine große allgemeine Schwäche; an einigen Körperstellen treten milchweiße Flecke auf, welche zu Geschwüren werden, dabei werden einzelne Theile brandig, die Knochen fallen aus, die Extremitäten verkrüppeln, die Nase fällt ein. Das Leiden ist in hohem Grade ansteckend; die Eingeborenen entfernen daher die Erkrankten aus der Stadt und schaffen sie in besondere Ortschaften in der Nähe der großen Städte; in Bujuti ist für die Kranken ein ganzes Quartier aus 500 Häusern bestimmt. Bei Taschkent wohnen in einem besonderen Dorfe (Kischlak) 35, bei Samarkand 160 Kranke. Dieselben leben vorzüglich von den Wohlthaten Anderer und gehen betteln. Kranke Männer leben oft mit kranken Frauen in der Ehe. — Wenn ein reicher Sarte erkrankt, so erkennen die Einwohner der Ortschaft sofort das Leiden und pflegen den Kranken. Derselbe kauft sich durch eine einmalige Zahlung los und verpflichtet sich, dazu einen jährlichen Beitrag von 20 bis 100 Rubel (40 bis 200 Mark) zu erlegen, je nach seinem Vermögen. Die Familie bringt den Kranken aus seinem Hause in ein entferntes Dorf, wo er vollständig von der Welt isolirt lebt.

Das dritte endemische Leiden ist der Kropf (Struma), der im ganzen Turkestan verbreitet ist, vor Allem im Kreise und der Stadt Kokan; hier ist in einzelnen Stadttheilen fast ein Drittheil der Bevölkerung mit einem Kropfe behaftet. Die Ursache davon wird in Miasmen gesucht, welche die Luft und das Wasser beherbergen. Die Eingeborenen heilen den Kropf durch den Gebrauch eines Seegrases (Tang?), welchen sie Tscharym-bara nennen und aus China und Kaschgar beziehen. Die länglichen Blätter der Gewächse sind lederartig und von salzigem Geschmacke, werden in Pulver- oder Pillenform gebraucht, oder es wird ein Aufguß derselben getrunken. Am häufigsten giebt man dem Kranken ein Blatt in den Mund und läßt ihn den Speichel verschlucken; diese Behandlung dauert 40 Tage. — Außerdem werden zerstoßene Korallen mit einer Beimischung von Bernstein angewandt. Auffallend ist, daß nicht nur Menschen, sondern auch Thiere mit Kropf behaftet sind.

Auch das durch Einwanderung des Medina-Wurmes (Filaria medinensis) bedingte Leiden muß als ein endemisches bezeichnet werden.

— Alljährlich bringt die „Allgemeine Zeitung“ ausführliche Uebersichten über die Reisen der deutschen Kriegsflotte, welche mancherlei Neues und Interessantes über Handel und Zustände der berührten Städte und Länder enthalten. In Nr. 209 (30. Juli 1885, Beilage) wird der Besuch der Korvette „Leipzig“ in der Sandakan-Bai an der britischen Nordostküste von Borneo geschildert; wir entnehmen dem Folgendes. Der Hafen gehört zu den besten der Erde und übertrifft selbst denjenigen von Hongkong an Größe. Die größten Schiffe können zu jeder Zeit dort ein- und auslaufen und gegen jeden Sturm geschützt in ihm ankern. Siebzehn Flüsse ergießen sich in dieses geräumige Becken und bilden zugleich die Verkehrsadern nach dem Innern, aus welchem die Eingeborenen die Produkte des Waldes: Gummi arabicum, Guttapercha, Damarwachs und die mannigfachen, aus dem reichen Bestande der Bäume der Urwälder gewonnenen Harze, sowie Kokosnüsse, eßbare Vogelnester, Campher und andere Gegenstände auf den Markt nach Sandakan bringen und dort gegen Sarongs und andere Baumwollenzeuge, sowie Seidenstoffe, Bisquits und allerhand Schmucksachen vertauschen. Die an der nordwestlichen Küste der Bai gelegene Stadt Elopura, deren Bevölkerung noch vor etwa drei Jahren 400 bis 500 Seelen betrug, heute aber schon auf 7000 bis 8000 gestiegen ist, ist Sitz der North Borneo Steamship Company Lim., während Hauptstadt der Kolonie und Sitz der Regierung der Nord-Borneo-Gesellschaft Kudat an der Maludu-Bai ist, welches unweit der Nordspitze von Borneo und der großen Straße Singapur-Hongkong näher gelegen ist. Eine weitere bemerkenswerthe Station in dem Territorium der Gesell-

schaft ist Silan an der Ostküste, an der Darvel-Bai. In den dort angelegten Versuchsgärten wird Kakao, Cinchona, Kaffee, Kardamom, Thee und Hanf gezogen. Neu ankommenden Pflanzern wird von hier aus bereitwilligst über alle Kultivirungsfragen Auskunft gegeben; ferner können dieselben von dort Saat und junge Pflanzen für ihre Anpflanzungen beziehen. Die Regierung hat davon Abstand genommen, Tabak und Zucker in ihren Gärten zu bauen, da diese Kulturen von den Eingeborenen und den Malaien bereits betrieben werden und auch schon im größeren Maßstabe von Pflanzern in Angriff genommen worden sind, und weil über die Rentabilität dieser Produkte keine Zweifel mehr bestehen. Der Europäer soll in Nord-Borneo sich seitens der Eingeborenen, deren Zahl 150000 beträgt, großer Achtung erfreuen, während diese, im Inneren Dijaks und Dusuns, an den Küsten Malaien und Sulu-Insulaner, die kräftige und gerechte Handhabung der Gesetze gegenüber den Erpressungen ihrer früheren Herrscher, wohl zu würdigen wissen.

Im Februar 1884 hat sich in jenem Territorium eine deutsche Borneo-Kompagnie aufgethan, welche zunächst nur Tabak bauen will und sich des freundlichen Entgegenkommens der englischen Gesellschaft rühmen kann.

Afrika.

— Am 20. Mai ist in Gegenwart eines ägyptischen Paschas und des englischen Konsuls ein neuer Emir in Person des Abdallah-Ali-Abd-el-Schakur in Harrar eingesetzt worden, was unter der Form der Verlesung eines ägyptischen Firmans geschah. Drei Wochen später verließ der englische Konsul die Stadt, in welcher nur noch einige hundert Mann ägyptischer Soldaten stehen, die voraussichtlich auch bald abziehen. Die ägyptische Herrschaft in Harrar hat nur 12 Jahre, von 1873 bis 1885, gedauert.

— Nach telegraphischen Nachrichten aus Kairo und Zanzibar hat der deutsche Afrikareisende Dr. Schnitzler (Emin-Bey), zuletzt Gouverneur der ägyptischen Aequatorialprovinzen, in Begleitung eines Europäers, in welchem man den Afrikareisenden Dr. W. Junker (oder Casati) vermuthet, den Versuch gemacht, von Lado aus die im Nordwesten des Victoria-Nyanza-Sees gelegene Landschaft Uganda zu erreichen, um von dort auf einer der Karawanenstraßen die Küste zu gewinnen. Auf dem Marsche nach Uganda wurden die Reisenden von dem Stamme der Bakedis überfallen, deren Angriffe sie jedoch zurückschlugen. Später haben die beiden Herren ein befestigtes Lager im Bakedilande bezogen. — Der König von Uganda ist schon Anfang Juli aufgefordert worden, Dr. Schnitzler nöthigenfalls zur Hilfe zu kommen, so daß auf baldigen Entsatz gehofft werden kann (vergl. oben S. 96).

— Dr. Karl Jühlke und Premierlieutenant Weiß haben für die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft das gesammte Kilimandscharo-Gebiet, von Pangani ab nordwestlich bis $2\frac{1}{2}^0$ südl. Br., insbesondere die Landschaften Usambara, Pare, Aruscha und Tschagga durch neun rechtsgültige Verträge mit neun unabhängigen Sultanen erworben. Bekanntlich sind dies die Gebiete, in welche der Sultan von Zanzibar auch seinerseits Truppen unter seinem General Matthews entsendet hatte (vergl. oben S. 64). Indeß beweist der Jühlke'sche Bericht, daß rechtsgültige Abtretungen an General Matthews nicht erfolgt sind, vielmehr die Sultane es vorgezogen haben, sich an die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft und an Deutschland anzuschließen.

— Der „Allg. Zeit." wird aus London, 1. August über die Neue Republik (Nieuwe Republic) im Zulu-Lande mitgetheilt, daß deren Errichtungsurkunde vom August 1884 datirt. Laut derselben hat der Zulukönig Dinizulu in Uebereinstimmung mit seinem Rathgeber William Grant und seinen Häuptlingen 1 355 000 Morgen Landes an die Boeren für geleistete Kriegsdienste abgetreten, damit dieselben auf diesem Boden ihren Staat errichten können. Die Ausdehnung desselben wird als von der Ostgrenze der Transvaal Republik bis zu der sogenannten „Zulu-Reserve", d. h. dem Umlatusi-Flusse reichend angegeben; südlich von diesem Flusse, zwischen ihm und dem Tugela, liegt das englische Protektorat. In dem Vertrage wird weiter gesagt, daß die Neue Republik die oberste Autorität über das Zulu-Land im Allgemeinen besitzt.

— Der englische Staatssekretär der Kolonien, Oberst Stanley, erklärte am 5. August, er könne das Anerbieten des Häuptlings der östlichen Bamangwato, Chama, sich unter englisches Protektorat zu stellen (vergl. oben S. 32), nicht annehmen.

— Die Regierung des neuen Congo-Staates hat gegen Ende Juli mit der Londoner Gesellschaft „Castle Mail Packets" einen Vertrag abgeschlossen, wonach letztere sich verpflichtet, zwischen Southampton, einem noch zu wählenden Hafen des Festlandes und dem Congo eine regelmäßige Postverbindung herzustellen. Die Schiffe werden Banana, St. Paulo de Loanda, Mossamedes an der Westküste, ferner Port Elisabeth, Durban, Lourenzo Marques und Mozambique an der Ostküste anlaufen.

— Nach der „Gazeta de Madrid" vom 15. Juli d. J. wird durch ein Dekret Sr. Majestät des Königs von Spanien vom 10. Juli d. J. der zwischen dem 20. und 27^0 nördl. Br. gelegene Theil der westafrikanischen Küste als unter spanischem Protektorat befindlich erklärt.

Australien.

— Zwischen Victoria und Südaustralien besteht seit Jahren eine Grenzstreitigkeit. Die westliche Grenze soll der 141^0 östl. L. Gr. bilden und derselbe wurde in den Jahren 1847 und 1849 auch durch Marken regulirt. Eine spätere genaue Vermessung in den sechziger Jahren mittels voltaischer Signale ergab, daß Victoria dabei in Besitz eines $1\frac{1}{2}$ engl. Meilen breiten und 242 Meilen langen Striches Landes gesetzt war, welcher eigentlich zu Südaustralien gehören sollte. Sehr viel wurde darüber seit Jahren hin und her gestritten. Jetzt endlich haben sich die beiderseitigen Regierungen dahin geeinigt, die Streitfrage dem Privy Council der Königin von England zur Entscheidung zu unterbreiten. Bis dahin soll dieser ungefähr 17 deutsche Quadratmeilen umfassende Strich verpachtet und die wahrscheinliche Rente von 2500 Pfd. Sterl. daraus auf Vernichtung der vielen dort verwilderten Kaninchen verwendet werden.

(Schluß der Redaktion: 7. August 1885.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVIII.



№ 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXIX.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien der Mme. Jane Dieulafoy.)

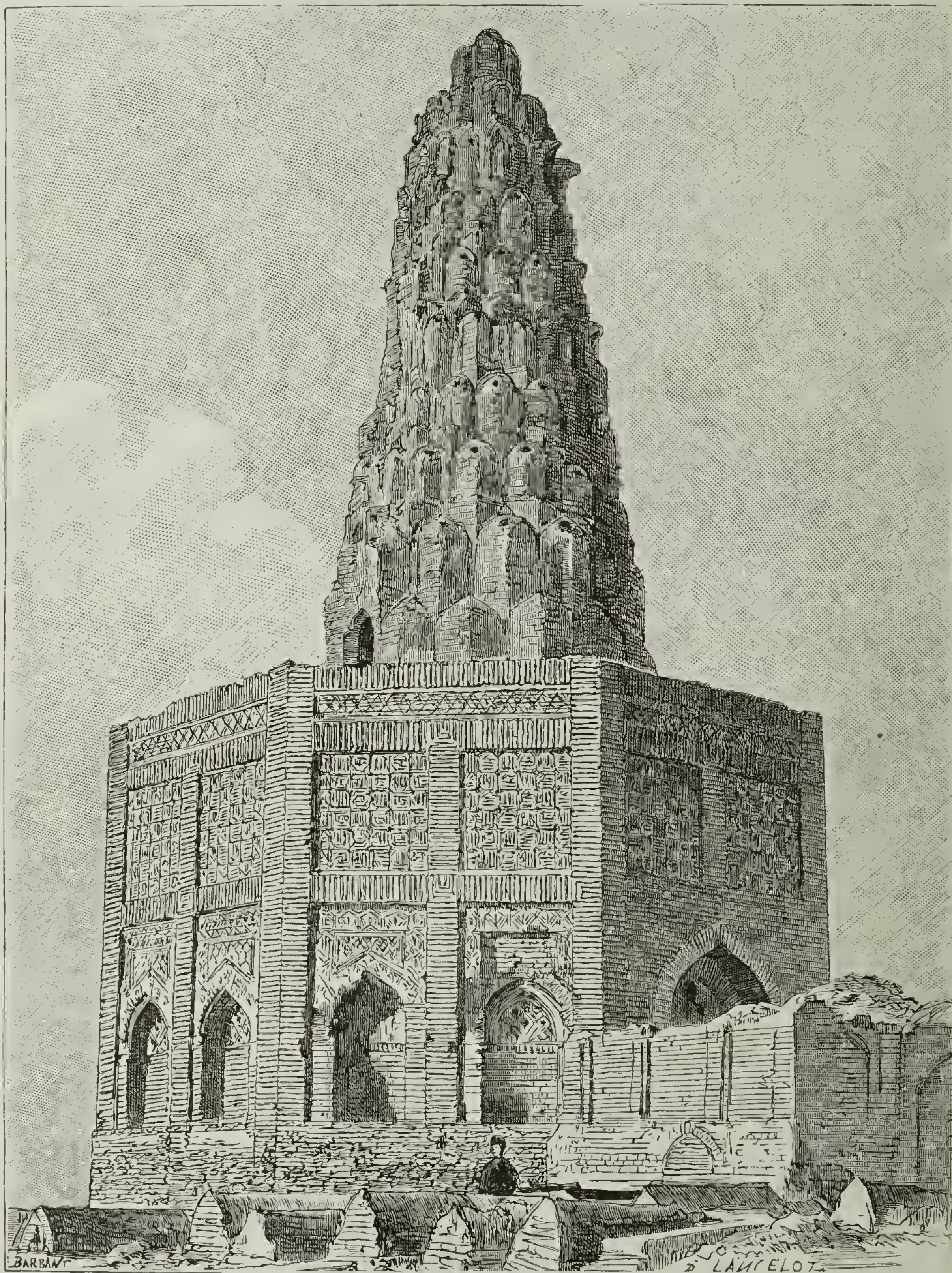
Hat es schon seine großen Schwierigkeiten, das Grab Josua's zu besuchen, so ist es ganz und gar unmöglich, dasjenige der Zobeïde zu betreten, der Lieblingsgemahlin Harun el-Raschid's, jenes Chalifen, der an Karl den Großen die berühmte Gesandtschaft und Geschenke schickte. Das Thor dieses Grabmals ist nämlich vermauert, nicht aus Ehrfurcht vor der Ruhestätte einer Favoritin des mächtigsten Herrschers im Oriente, sondern aus echt türkischer Rücksicht auf die Räuber. In dem Gebäude, welches dicht an den von Baghdad nach Hilleh und Kerbela führenden Karawanenstraßen liegt, hatten nämlich Wegelagerer ihr Hauptquartier aufgeschlagen, und die für Banditen und Halsabschneider fast stets zärtlich besorgten türkischen Behörden waren durchaus abgeneigt, sie mit Gewaltmitteln von dort zu vertreiben; denn im Oriente kann man nie wissen, wie hoch hinauf die Verbindungen solcher Leute reichen, und welche hochgestellte Beamten durch die Aussagen gefangener Strauchdiebe bloßgestellt werden könnten. Deshalb schickte man eines Morgens, als man wußte, daß die Wegelagerer ausgeflogen waren, anstatt der Soldaten und Gensdarmen einen Trupp friedlicher Maurer, welche alsbald den einzigen Zugang zum Grabmale zumauern mußten. Die aus ihrem Schlupfloche Vertriebenen waren denn auch für die Milde der Behörden erkenntlich und warfen die frische Mauer nicht über den Haufen, sondern sahen sich nach einem anderen Zufluchtsorte um. Dabei haben die Behörden auch noch auf die frommen Leute Rücksicht genommen, indem sie in der Sperrmauer ein viereckiges Loch offen ließen, durch welches man den Kopf stecken und sich das Innere des Bauwerkes ansehen kann. Dasselbe besteht aus einem achteckigen Saale, dessen Mauern nur mit Kalk geweißt und jeden Getäfels oder Bekleidung bar sind; darüber wölbt sich eine spitze, hohe Kuppel, die mit zellenförmigen Vertiefungen, welche sich auch an der Außenseite abheben, geschmückt ist. Uebrigens ruht Zobeïde nicht allein in ihrem Grabe: die Frau eines sehr mächtigen Araberscheichs hat auf ihren Wunsch neben der berühmten Sultanin ihre letzte Ruhestätte gefunden. Die Gräber beider sind nur mit roh ausgeführten Blöcken Mauerwerks bedeckt.

Das Aeußere des Grabmals entschädigt übrigens durch seine Anmuth und Zierlichkeit für die innere Kahlheit und Aermlichkeit. Freilich ist das Gebäude aus einer sehr viel späteren Zeit, als Sultanin Zobeïde, denn der Bauweise und dem Stile der Ornamente nach gehört es in den Anfang des 13. Jahrhunderts. Die schönen einfarbigen Mosaiken der Giebelfelder, sowie die mit großer Zartheit ausgearbeiteten Terracotten über den Spitzbogen erinnern nämlich auf das Schlagendste an die Monumente aus der seldschukischen Periode.

20. December. Große Aufregung in Baghdad: im Bazar ist in der letzten Nacht ein Feuer ausgebrochen. Dieser Zufall hätte schwere Folgen haben können; aber das Feuer wurde rasch erstickt, und zwar durch ein sehr sinnreiches Verfahren, welches die Kaufleute in solchen Fällen anwenden, um den Inhalt ihrer Waarenlager vor

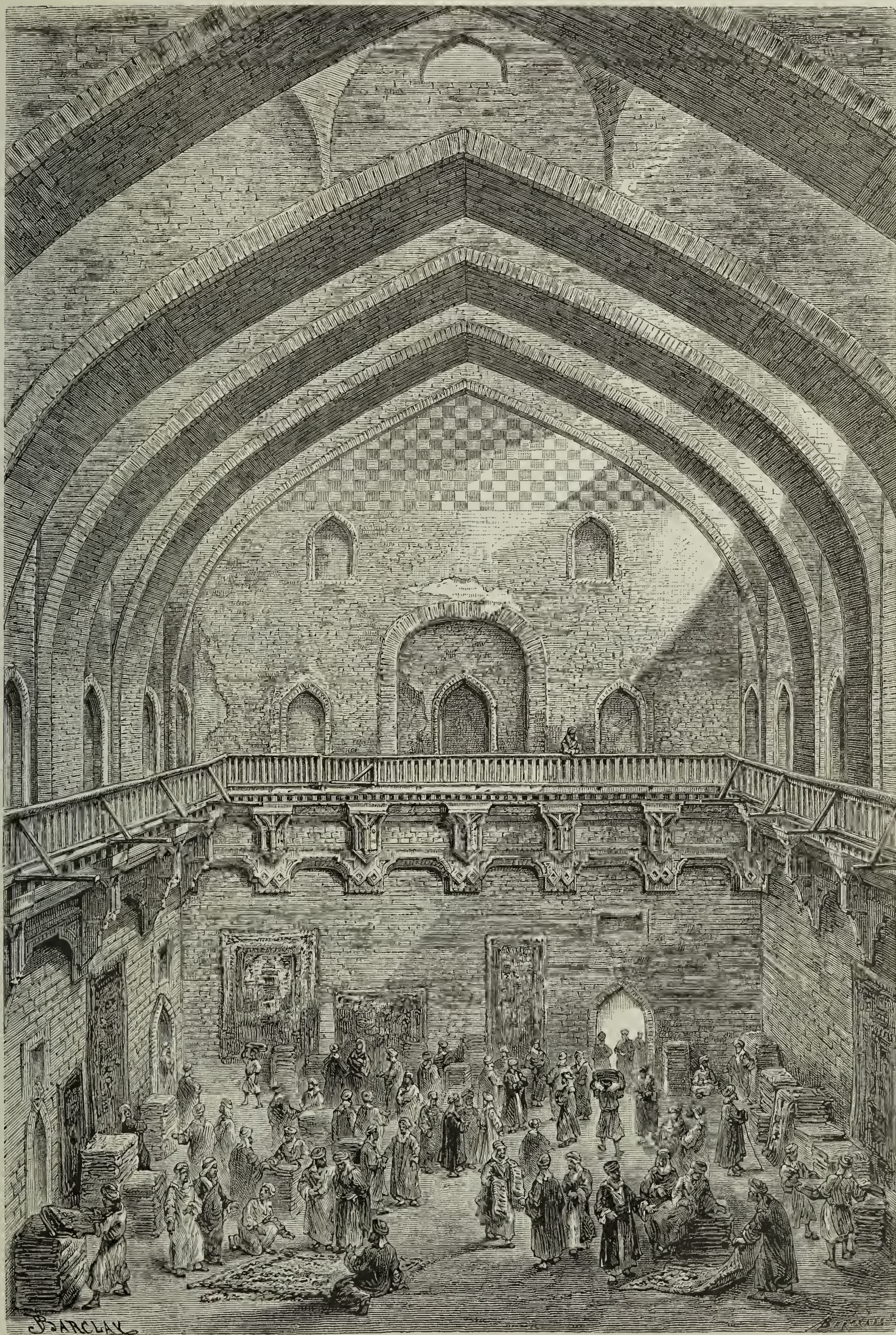
den Flammen und gleichzeitig vor den Löschmannschaften und Dieben zu sichern. Sobald ein Brand gemeldet wird, laufen alle Betheiligten auf die aus Holz und Erde bestehenden Terrassen, welche über den Bazarstraßen errichtet sind, und hauen mit Aexten die Tragebalken durch, so daß das dicke Dach hinabstürzt, das Feuer erstickt und zugleich alle Eingänge verrammelt. Auch diesmal hatte man dieses Verfahren in Anwendung gebracht, und in Folge dessen bot der Bazar an der betreffenden Stelle am anderen Morgen den Anblick einer Ruine dar; aber nach einigen Tagen werden die Kaufleute, welche alsdann nichts mehr von dem etwa wieder ausbrechenden Feuer zu fürchten haben, die Erde entfernen, die Balken wieder an ihre frühere Stelle bringen und unbesorgt ihre unverletzt gebliebenen Läden wieder öffnen.

Das Feuer war in der Nähe des ältesten Theiles des



Grabmal der Zobeïde.

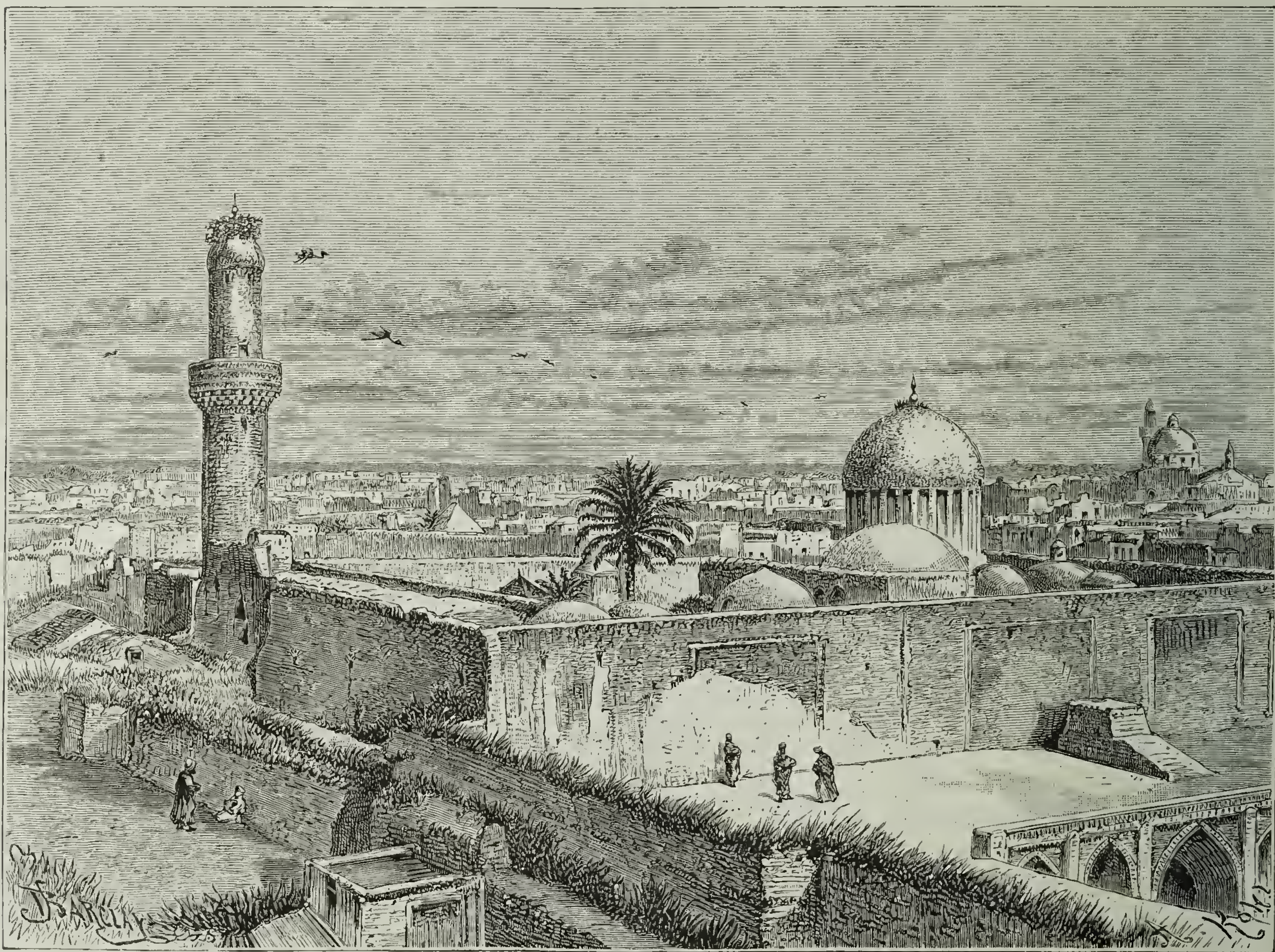
Bazars, unweit des prächtigen Chan Orthma ausgebrochen; hätte es sich bis zu diesem ausgedehnt, so wäre Baghdad jetzt um eines seiner schönsten Bauwerke persischen Stils und eines der bemerkenswerthesten Beispiele dieser Gebäudegattung ärmer. Chan Orthma besteht aus einem rechteckigen, mit eleganten Wölbungen überdeckten Schiffe. Außen angebrachte Strebepfeiler, welche etwa 3 m von einander entfernt sind, tragen die sehr dünnen, über das Schiff geschlagenen Bogen, welche unter einander wieder durch Bogen verbunden sind; in der Mitte dieser letzteren erheben sich durchbrochene Kuppeln. Die eine Seitenwand des Saales hat eine doppelte Reihe von Fenstern, während die beiden Giebelwände an ihrem oberen Ende durchbrochenes Mauerwerk tragen, durch welches gleichfalls einige Lichtstrahlen einfallen. Die einfarbigen Mosaiken, mit welchen alle Wölbungen verziert sind, sind von unvergleichlicher Zierlichkeit und Anmuth. Sich selbst übertroffen hat aber der Baumeister in der Anlage einer Gallerie, welche inwendig



Der Chan Orthma.

um den ganzen Raum herumläuft und die Nebenräume im ersten Stocke mit einander verbindet. Für einen Architekten, welchem nur Ziegel, d. h. Material von kleinen Dimensionen, zur Verfügung stehen, ist es stets sehr schwer, widerstandsfähige Auskragungen herzustellen; die Perser aber sind Meister in dieser Kunst. Ihrem Streben, im Inneren der Räume beträchtliche Vorsprünge zu schaffen, verdankt man jene zierlichen Hängebogen und bienenzellenartigen Ornamente, welche sehr mit Unrecht für Kennzeichen der arabischen Bauweise gelten, während sie den Schmuck der kleinen Ziegelwölbungen, welche ausladendes Mauerwerk steifen und tragen sollen, bilden. Solcher zellenförmiger Putz hätte aber nicht zu dem allgemeinen Charakter des Chan Orthma gepaßt; deshalb hat der Baumeister, indem er die Ziegel allmählich vorkragen ließ, längs der Mauern kleine Bogen geschlagen, welche auf Konsolen ruhen, die in die Mauern eingesetzt sind; auf den Bogenfeldern hat er wiederum Konsolen angebracht und dieselben durch einen gekrümmten Architrav verbunden. Auf solche Weise erzielte er einen Mauervorsprung von etwa 1,30 m Breite, welcher genügend Raum für einen Umgang darbot, und krönte denselben mit einem Gesimse und einem leichten Gitter aus Holz. Die Bandgesimse und Bogenfelder sind mit gestempelten Ziegeln bedeckt, wie sie auch am Grabmale der Zobeïde vorkommen, und welche man in Persien an Bauwerken aus der Seldschukenzeit so häufig findet.

Eine sehr breite und — eine seltene Erscheinung in mohammedanischen Ländern — auch gut angelegte Treppe



Baghdad vom Dache des Chan Orthma aus gesehen.

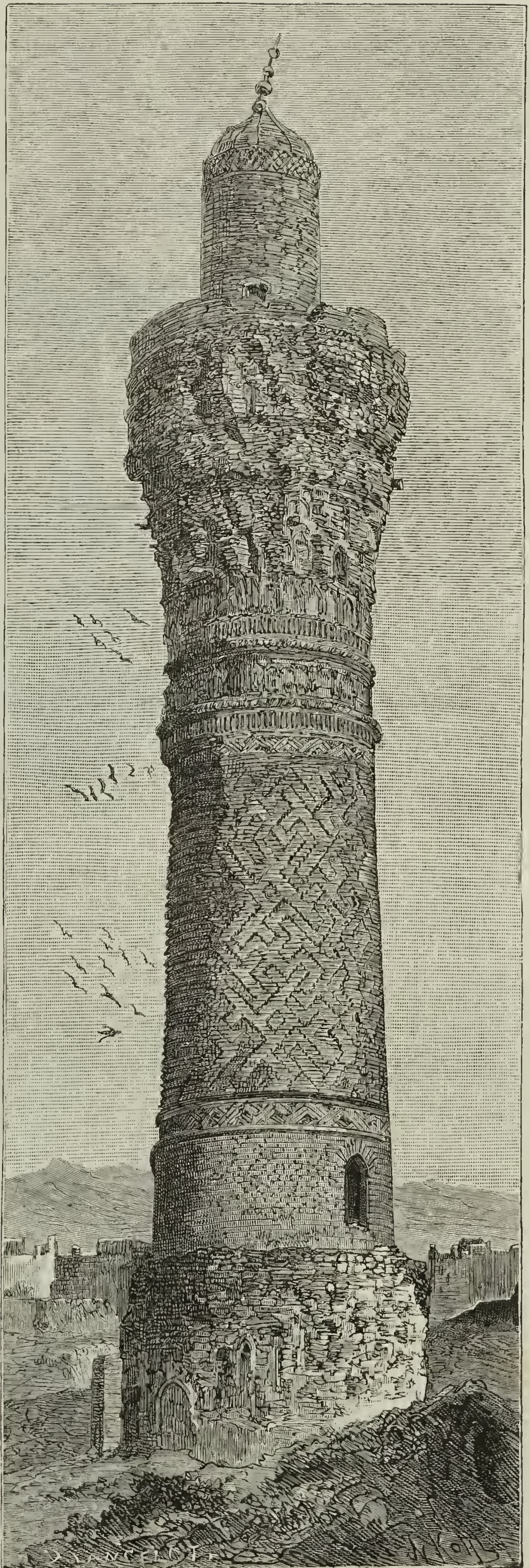
führt auf das Dach des Gewölbes hinauf, welches einen Gesammtüberblick über die Stadt gewährt; wie in allen orientalischen Städten, so sind auch hier die Minarets, die strahlenden Kuppeln und die Palmen die charakteristischen Züge in der Landschaft. Der Umstand, daß sich in Baghdad ein so rein iranisches Monument, wie der Chan Orthma, findet, steht nicht allein da. So erhebt sich gar nicht weit von demselben noch das prächtige Minaret Suk el-Gazel, welches mit seiner Krönung von zellenförmigen Vertiefungen, die mit kleinen Schuppen verziert sind, alle Kennzeichen iranischer Kunst des zwölften Jahrhunderts aufweist. Ferner ist ein Schulgebäude zu nennen, welches jetzt in ein Zolllagerhaus umgewandelt ist; dasselbe verdankt seinen Ruf nicht nur den Schönheiten seiner Architektur, sondern auch, und das in noch höherem Grade, den prachtvollen Inschriften, vor welchen die Kalligraphen von Beruf Mund und Nase aufreißen. Die zahlreichen Gebäude, welche Baghdad außerdem noch umschließt, haben nicht nur ihren Werth in sich, sondern sie bilden in ihrer Gesammtheit auch eine Art von Museum; man kann an ihnen leichter als in den Städten Persiens die verschiedenen Wandelungen der iranischen Kunst von der Seldschukenzeit an bis herab auf unsere Tage verfolgen und studiren. Hier an den Ufern des Tigris hat der Stil jeder Epoche seine Spuren hinterlassen, während in dem Heimathlande die Baudenkmäler weit zerstreut sind, je nach der Lage der Hauptstadt, welche die betreffende Dynastie, der sie ihren Ursprung verdanken, sich wählte.

Vom Dache des Chan Orthma herabsteigend, begaben sich die Reisenden zu den persischen und türkischen Teppichhändlern und suchten unter einem gewaltigen Haufen von Geweben nach einigen bemerkenswerthen Stücken, fanden aber nur grobe, schlecht gewebte Erzeugnisse der Fabriken von Farahan und dicke Smyrnaer Teppiche. Außerdem findet man im Stoff-Bazar damascenische Seide, weiße mit gelber Seide gestickte Musseline, welche zum Beziehen von Möbeln verwendet werden, mit Goldblättchen belegte Abbas (Mäntel für Männer), Izzas für die Frauen, bunte Pantoffeln, und nicht weit davon mit Leder- oder Tuchmosaik belegte Pferdegeschirre, d. h. den ganzen, gewöhnlichen Luxus des Orients; aber kostbare Waffen, Emailarbeiten oder Brokat, wie in Kaschan, Ispahan und namentlich Stambul, trifft man dort nicht. Und gäbe es solche auch, so würde man sie nicht finden; denn es ist nicht leicht, dort etwas zu suchen, wegen der Masse gewöhnlicher Waaren und der überraschenden Ungefälligkeit der Verkäufer, die nicht gern ihre Vorräthe auskramen und vorlegen.

Die Erzeugnisse der einheimischen Industrie muß man wie in Persien bestellen und gleichzeitig auch bezahlen; vorräthig findet man sie nicht, und in Folge dessen kann ein Fremder, dessen Zeit beschränkt ist, selten etwas derartiges erwerben. Wer kann mehrere Monate vorher bezahlen und dann nach dem vereinbarten Zeitpunkte noch eine unbestimmbare Zeit auf die Ablieferung der bestellten Waare warten? Wenn schon erfahrene Leute und Landeseinwohner unter diesem Geschäftsgebrauche leiden, wie wird es erst dem Fremdlinge ergehen? So besitzt die Gemahlin des französischen Konsuls vier schöne mit Gold durchwirkte Thürvorhänge, bei denen aber in halber Höhe der fleischfarbene Ton der Seide in ein himbeerfarbenes Roth übergeht. Sie hatte den Stoff bei ihrer Ankunft in Baghdad bei einem der besten Weber der Stadt, Hadschi Baba, bestellt, die eine Hälfte des Preises sofort und die andere zwei Monate später, als die Vorhänge halb vollendet waren, bezahlt. Ein halbes Jahr später lieferte Hadschi Baba die fertigen Gewebe ab, wobei der Farbenunterschied entdeckt wurde. Aber auf alle Vorwürfe antwortete der Weber ganz ruhig weiter nichts, als: „Ihr habt mir das Geld zu zwei Malen ausgezahlt, ich habe zwei Mal die Farbe gemischt. Wenn sie nicht beide Male genau gleich ausgefallen ist, so ist es Eure Schuld und nicht meine." Sprachs und verschwand, und Mme. Péretié mußte wohl oder übel die einmal bezahlten Vorhänge behalten.

Diesen sonderbaren Usus darf man aber keineswegs einem Mangel an Kapitalien zuschreiben. Vielmehr sind die zahlreichen Banquiers stets bereit, den kleinen Handwerkern Kredit zu gewähren, und zuverlässige, fleißige Industrielle finden immer, wenn auch zu einem hohen Zinsfuße, Geld. Außerdem haben sie mannigfache Vortheile, welche ihnen das Geschäft erleichtern. Der Staat erhebt von ihnen keine Auflagen und Gewerbesteuern, sondern nur wenig drückende Eingangszölle, wegen deren sie sich außerdem noch mit den Zollbeamten ins Einvernehmen setzen können. Vorausbezahlung für zu liefernde Waaren fordern sie nur aus zwei Gründen, erstlich, weil sie während der ganzen Arbeitsdauer, deren Länge zu bestimmen in ihrer Hand liegt, die Zinsen von dem bezahlten Gelde einstreichen, und zweitens, weil ihnen von schlechten Kunden schon oft böse mitgespielt worden ist.

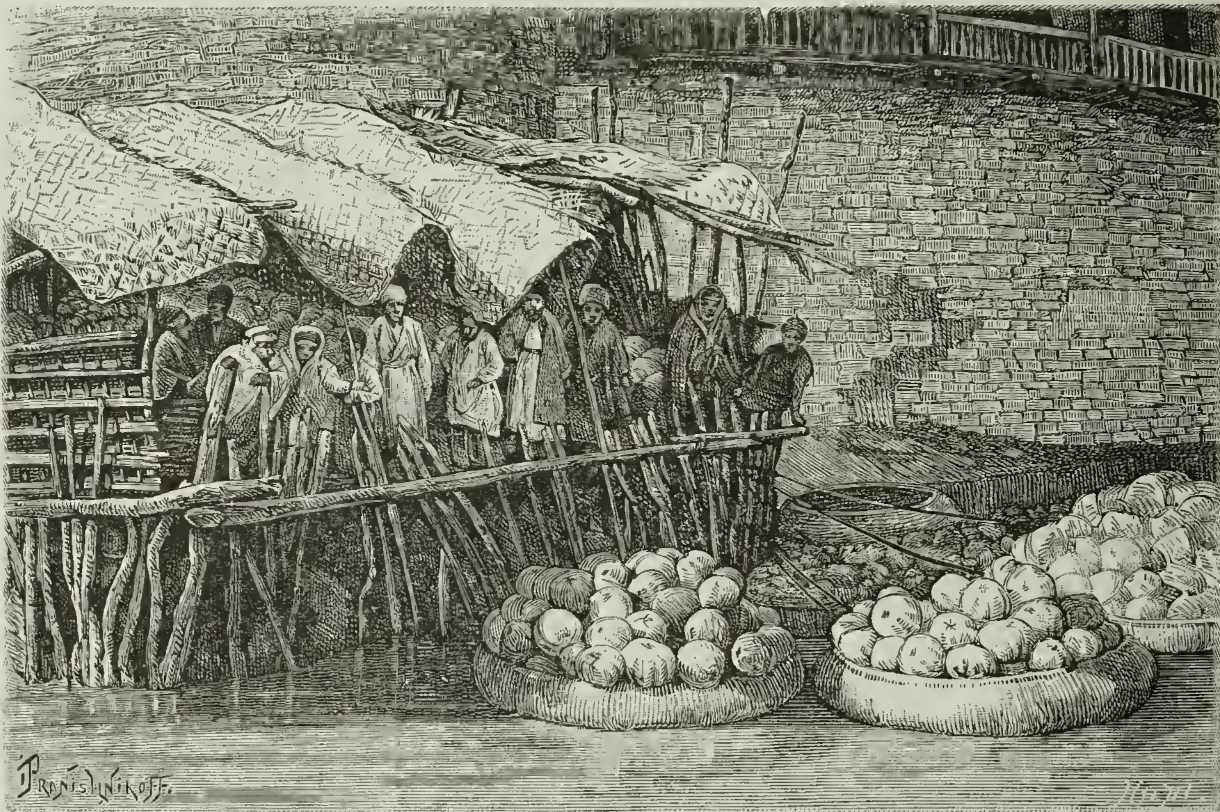
Die reichsten Bazare sind nicht zugleich auch die besuchtesten, vielmehr werden werthvollere Gegenstände den Käufern meist in das Haus gebracht. Dafür ist aber das Leben und Treiben um so bunter an jenen Orten, wo man englisches Baumwollenzeug, russische Kurzwaaren und die prächtigen gläsernen Ringe feil hält, vor denen die Beduinenweiber, welche Hühner, Eier und Gemüse zu Markte



Minaret Suk el-Gazel.

bringen, mit offenem Munde und leuchtenden Augen begehrlich stehen bleiben. Sie alle kommen mit unbedecktem Gesichte zur Stadt, aber sobald sie die Straßen betreten, so ziehen sie einen Zipfel ihres leinenen Kopftuches vor dasselbe, um nach Kräften die Baghdader Sitte nachzuahmen. Wenn man aber will, ist es leicht, ihr Antlitz zu sehen; ihr Typus ist durchaus gewöhnlich und keineswegs so fein, wie bei den Stämmen in der Umgebung von Felich. Sie gehören freilich auch zur niedrigsten und ärmsten Klasse, und auf ihnen ruht alle schwere Arbeit, während ihre Männer nur auf Jagd oder Raub ausziehen.

Zum Beschlusse ihrer Wanderungen durch Baghdad besuchten die Reisenden den Lebensmittelmarkt. Es giebt kein lustigeres und bunteres Schauspiel, als der Anblick der Stände, auf denen alltäglich das Futter für die Tausende von Mündern in der großen Stadt aufgeschichtet wird. Auf unseren nordischen Märkten und in den eisernen Markthallen unserer Städte erfreut nur die warme Färbung des



Landeplatz der Kuffehs in Baghdad.

Gemüses und das Pelzwerk des Wildes das Auge; dort aber im Lande der Sonne und der riesigen Fruchtpyramiden sieht man auf den Märkten ganz andere, lebhaftere, goldigere Töne. In Baghdad besonders sind die Bazare von Tagesanbruch an überreichlich mit Lebensmitteln versehen und Kopf an Kopf mit einer lärmenden, bunt gekleideten, sich drängenden Menschenmenge erfüllt. Das materielle Leben ist, wenn man sich den landesüblichen Speisen anbequemt, in der ganzen Provinz billig. Geflügel und Wild kosten sehr wenig, ein Hammel etwa fünf Mark; Fische giebt es in Menge; Gemüse und namentlich Gurken, welche in Kuffehs aus dem oberen Mesopotamien herbeigeschafft und an einem besonderen Landeplatze aufgehäuft werden, sind lächerlich billig. Man erstaunt, wenn man sieht, welche unglaublichen Massen von Melonen und Wassermelonen jeden Morgen dort zugeführt werden und an jedem Abend bereits von den Bewohnern der großen Stadt verdaut sind. Von hier aus betrachtet scheint Baghdad in der That eine Art Schlaraffenland zu sein; aber es leidet dabei an drei Geißeln: an den türkischen Beamten, an der Pest und an dem nach ihm benannten Geschwüre, und von diesen drei sind die beiden letzten noch die geringeren Uebel.

Reiseskizzen aus Columbien.

Von Dr. Alfred Hettner.

VI. Merkwürdigkeiten und Schönheiten der Landschaft.

(Schluß.)

Die Aufgabe dieser Skizzen ist es nicht, Columbien im Einzelnen zu beschreiben, sondern an richtig gewählten Beispielen den allgemeinen Charakter columbianischer Landschaft zu zeigen und danach den Genuß des Reisens zu bemessen. Im vorhergehenden Artikel wurde die Reise von Honda nach Bogotá geschildert, um den Aufbau der Ostkordillere aus Parallelketten und die eingeschalteten Hochebenen zur Anschauung zu bringen, in diesem Artikel sollen einige andere merkwürdige Punkte hervorgehoben werden. Zu denselben würde der Wasserfall des Tequendama und die natürliche Brücke von Pandi gehören, wenn dieselben nicht bereits in dieser Zeitschrift (Bd. 34, S. 198 ff. und

S. 213 ff.) ausführlich beschrieben und abgebildet worden wären. Wir können daher von Bogotá aus gleich eine nördliche Richtung einschlagen, um zunächst Pacho zu besuchen.

Wir folgen dem nördlichen Arme der Hochebene, um ungefähr in sechs Stunden nach Zipaquirá zu gelangen, wo sich die großen, von der Regierung durch Monopol ausgebeuteten Steinsalzwerke befinden. Von Zipaquirá steigen wir westlich zum Páramo, d. h. einer jener kalten und regnerischen Bergeinöden, hinauf, und auf der anderen Seite durch Wald nach dem Dorfe Pacho hinab, das in 1800 m Meereshöhe, also 800 m tiefer als die Hochebene von Bogotá, liegt. Pacho ist im ganzen Lande bekannt wegen des wenige Minuten von hier am Flusse gelegenen Eisenwerkes, welches schon in den zwanziger Jahren von dem Engländer Bunch angelegt worden ist und bis vor Kurzem das einzige Eisenwerk im ganzen Lande war. Heute interessirt uns aber nicht dieses, sondern die merkwürdige Ebene, an deren Fuße dasselbe liegt. Mitten in die großartigste Gebirgslandschaft ist eine etwa zwei Stunden lange und im Mittel ungefähr eine halbe Stunde breite Ebene eingeschaltet, welche sanft nach Westen geneigt ist und im Norden und Süden von Flüssen abgeschnitten wird. Aehnliche Ebenen kommen in der Ostkordillere vielfach vor und erreichen mitunter, z. B. bei Fusagasugá, einen ziemlich bedeutenden Umfang. Bald fallen sie, wie die Ebene von Pacho, auf beiden Längsseiten steil zu Flüssen ab, die sich an ihrem unteren Ende vereinigen, bald lehnen sie sich auf der einen Seite an höhere Berge an; am merkwürdigsten aber ist das nach allen Seiten isolirte Plateau, welches der darauf liegenden Stadt la Mesa den Namen gegeben hat (la mesa, der Tisch). Alle diese Ebenen bildeten ursprünglich den Thalboden und sind erst allmählich durch die immer tiefer einschneidenden Flüsse rückenförmig herausgeschält worden. Aber auch an sich sind sie kein Glied des inneren Gebirgsbaues, sondern ein Werk der Flüsse, wie ihre Zusammensetzung aus groben Geröllen beweist; es sind Schotterterrassen, wie sie ja auch in den Alpen vorkommen, und deren Entstehung in mancher Beziehung gerade heute wieder den Gegenstand wissenschaftlicher Kontroversen bildet. Auf ihrer Oberfläche ausgestreut finden sich in den Anden große Sandsteinblöcke, den erratischen Blöcken Norddeutschlands vergleichbar, die aber hier nicht durch Gletscher transportirt sein können, auch nicht, wie columbianische Geognosten gemeint haben, von alten Vulkanen ausgespien worden sind (die in der Ostkordillere ganz fehlen), sondern von den Flüssen bewegt wurden, denn überall in den heutigen Flußbetten findet man ähnliche Felsblöcke angehäuft. Man genießt von der heiteren, baumlosen Ebene von Pacho eine herrliche Aussicht auf die scharf geschnittenen Bergketten, welche sie rings umgeben, theils kahl oder nur mit Graswuchs bekleidet, mit kräftigen, südlichen Farbentönen, theils, nämlich die höheren, von dichtem Walde überzogen, dunkler und matter gefärbt. Nur ungern trennen wir uns daher von dieser Stelle, wo sich die gastliche Aufnahme im Hause des Herrn Bunch, das köstliche Klima und die entzückende Landschaft vereinigten, um sie uns als das Paradies Columbiens erscheinen zu lassen, und kehren zur Hochebene nach Zipaquirá zurück.

Von hier setzen wir die Reise in nördlicher Richtung fort und steigen bald über eine nur wenige hundert Meter höhere Wasserscheide zu der Hochebene von Ubaté-Chiquinquirá hinüber, welche sich fast in derselben Seehöhe wie jene befindet und im Ganzen denselben Charakter trägt, nur daß ein großer Theil dieser Ebene noch jetzt von einem See, der Lagune von Fúquene, eingenommen wird. Wir passiren Chiquinquirá, in dessen Hauptkirche ein Muttergottesbild alljährlich Tausende von frommen Wallfahrern herbeizieht, und verlassen bald hinter Saboyá, zugleich mit dem Ausflusse des Sees, dem Rio Saravita oder Suárez, die Hochebene, um rasch nach Puente Nacional hinabzusteigen, das nur etwa 1600 m über dem Meere liegt. Von hier an wird die rechte Seite des Thales durch flach westlich, also flußwärts, geneigte Bänke von Kalkstein und Schieferthon zusammengesetzt, welche auf diese Weise ein langgestrecktes Plateau bilden, das von den zahlreichen Nebenflüssen quer durchbrochen wird. Der Weg, der von Puente Nacional oder Moniquirá über Santana, Suaita, Guadalupe, Guapotá, Palmar und Socorro, die Hauptstadt des Staates Santander, nach Sanjil führt, führt daher beständig auf und ab. Aber die tiefste und gewaltigste dieser Querschluchten liegt doch erst zwischen Sanjil und Piédecuesta, und wird von dem Rio Chicamocha oder Sogamoso gebildet, der die Hauptwasserader des ganzen inneren Boyacá ist und sich wenig unterhalb mit dem Rio Suárez vereinigt, um mit demselben dem Magdalena zuzustreben. Das tiefe Durchbruchsthal durch das besprochene Plateau heißt das Thal von Sube (auch der Fluß führt hier den Namen Rio Sube), nach dem kleinen Dörfchen Sube, das am Grunde desselben liegt und wegen seiner enormen Hitze den Beinamen: die Hölle (el infierno) von Santander führt, eben diesem Umstande aber auch seine Benutzung als Kurort verdankt. Dieses Thal ist eines der columbianischen Schaustücke, von welchen dem Reisenden immer und immer wieder erzählt wird. Wer sich von Sanjil aus nähert und vor sich das Dorf Los Santos sieht, ahnt nicht, daß er, um dasselbe zu erreichen, noch diese tiefe Felsschlucht zu überschreiten hat, bis er unmittelbar am Rande derselben steht. Nun ist Los Santos nur 3 bis 4 km von uns entfernt, aber doch brauchen wir vier Stunden bis dahin, weil wir mehr als 800 m, also die Höhe des Inselsberges über Halle hinab und ebensoviel wieder hinaufzusteigen haben. Freilich sind die Wände hier nicht so steil, wie bei der Schlucht von Pandi, weil sie aus weniger hartem Materiale bestehen. In der unteren Hälfte stehen weicher Granit und Porphyr an, die fast von Vegetation entblößt sind und der ganzen Landschaft einen eigenthümlich gelblichrothen Ton geben, und die auch die darüber liegenden härteren Kalksteinschichten zu Falle bringen. Der Blick in dieses Thal ist ein großartiger. Es ist eine Bildung, welche den berühmten Cañons von Colorado verwandt ist.

Etwa in der Hälfte des Weges von Bogotá nach Sube ließen wir andere merkwürdige Bildungen links liegen. Westlich und nördlich von Vélez befindet sich nämlich ein ausgedehntes Kalkgebiet, auf dessen Höhlen, Erdlöcher und andere Karstbildungen ich besonders durch die Reisebeschreibung von Manuel Ancizar, die einzige von einem Einheimischen beschriebene Reise durch Columbien, aufmerksam gemacht worden war. Als besonders zahlreich erwähnt er diese Bildungen in der Nähe des Dorfes Cuevas, an dem Wege, der von Vélez nach dem Carare führt. Aber obgleich ich in Vélez mehrere Leute sprach, die diesen Weg häufig zurückgelegt hatten, wußten doch die meisten gar nichts von diesen Erscheinungen, und in Cuevas selbst wurde ich bei meiner Frage nach Höhlen u. dgl. einfach ausgelacht, der Name des Dorfes — Cuevas bedeutet Höhlen — sei ganz willkürlich gegeben worden; weiter unten würde ich dergleichen Dinge finden. Ich nahm mir diesen Wink zu Herzen und folgte dem hier möglichst schlechten Wege, auf dem große, durch den Regen glatte Kalkblöcke mit tiefem Schlamme abwechseln, weitere drei Stunden; in einer ein=

samen Hütte im Walde, in der ich zur Nacht blieb, erhielt ich endlich die erste bestimmte Auskunft. Am nächsten Morgen führte mich der freundliche Besitzer zu einer großen Höhle, die zwar kaum mehr als 1 km vom Wege entfernt liegt, zu der wir aber doch über eine Stunde brauchten, weil wir uns den Weg mit dem großen Messer (Machete) in der Hand selbst bahnen mußten. In diesem Terrain, das noch von dichtem Urwalde bedeckt ist, sind eben geographisch-geologische Detailstudien noch gar nicht oder nur mit dem größten Zeitaufwande möglich. Daher freute ich mich lebhaft, als mir bei meiner Rückkehr nach Cuevas der Alcalde (Bürgermeister) mittheilte, er hätte inzwischen Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß es in fünf bis zehn Minuten Entfernung in gerodetem Lande eine ganze Reihe von Höhlen und Erdlöchern gäbe. Aber welcher Stumpfsinn des Volkes tritt uns in dem eben erzählten Beispiele entgegen; man hatte keine Ahnung von dem Vorhandensein dieser in unmittelbarer Nähe befindlichen und doch sicher auffallenden Bildungen, obwohl schon der Name des Dorfes die Aufmerksamkeit darauf hätte lenken sollen. Wenige Tage darauf begegnete mir ein ähnlicher Fall; man hatte mir von einem neu entdeckten, besonders großartigen Erdloche gesprochen, aber an dem bezeichneten Orte konnte mir Niemand auch nur die geringste Auskunft darüber ertheilen.

Wir finden in dieser Gegend alle Erscheinungen zusammen, welche für ein Kalkterrain charakteristisch sind und ihre Entstehung der Löslichkeit des Kalksteines in Wasser verdanken; senkrechte Felsenwände und einzelne Felspfeiler, welche, wo sie kahl und hell aus dichtem Walde aufragen, der Landschaft einen eigenthümlichen Reiz geben, abflußlose Becken mit Sumpfbildungen, Höhlen, von deren Decken zahlreiche Stalaktiten herabhängen, theils von Bächen durchströmt, die weiter unterhalb wieder das Tageslicht erblicken, theils am Boden mit trockenem Sande bedeckt, aus welchem man nicht nur Salpeter gewonnen, sondern in dem man auch viele altindianische Grabstätten mit Goldschätzen gefunden hat, kreisförmige Löcher im Boden, bald von geringer Tiefe und dann oft von Teichen erfüllt, bald 50 bis 100 m tief und von üppiger Vegetation verdeckt. Der großartigste dieser Erdfälle oder Dollinen, wie sie im Karst genannt werden, ist das hoyo del aire (Loch des Windes), etwa 20 km nord-nordöstlich von Vélez, zwischen den Wegen, die nach La Paz und nach San Benito führen; es ist eine nahezu kreisförmige, etwa 300 m im Durchmesser haltende und 118 m tiefe Oeffnung im Erdboden mit beinahe senkrechten und kahlen Felsenwänden, aber am Boden von reichem Pflanzenwuchse bedeckt. Ein Herabsteigen ist hier unmöglich; der Einzige, der unten war, ein Pfarrer Cuervo, hat sich mit Seilen herabgelassen, die an einem vorspringenden Holzgerüste befestigt worden waren. Eine ähnliche, aber kleinere Bildung ist das hoyo de los pájaros zwischen Sanjil und Mogotes, das ich jedoch nicht selbst gesehen habe. Im übrigen Columbien scheinen diese ausgedehnten Kalkbezirke mit Karsterscheinungen großentheils zu fehlen, um erst im nordöstlichen Venezuela wieder aufzutreten.

Wir wenden uns zu dem See von Tota, welcher im südöstlichsten Zipfel des Hochlandes von Boyacá, einige Stunden südlich von Sogamoso liegt. Abgesehen von der ganz im Süden des Landes in einem nur von Indianern bewohnten Urwaldgebiete gelegenen Lagune von Cocha, dem mar dulce, ist es der einzige größere Gebirgssee Columbiens. Kleinere Gebirgsseen sind genug vorhanden und zwar am meisten in der Region des Páramos, worunter man die kalten niedrigen Bergeinöden über der oberen Grenze des Baumwuchses versteht. Es sind kleine Seebecken, die kaum mehr als einen Kilometer im Umfange haben und etwa mit den Meeraugen der Tatra zu vergleichen sind. Die dürftige Vegetation und der meist wolkenbedeckte Himmel verleiht ihnen ein trauriges Aussehen. Andere dieser kleinen Seen, wie der See von Pedropalo, sind rings von üppigem Walde umgeben, oder liegen wenigstens, wie die Lagune von Ubáque, schon in der gemäßigten Region. Die meisten dieser kleinen Seen waren altindianische Kultstätten; die Chronisten erzählen ausführlich die religiösen Ceremonien, welche im See von Guatavita vorgenommen wurden. Das Volk glaubt in ihnen allen große Goldreichthümer begraben, und zwei dieser Seen, den von Guatavita und die Lagune von Siecha (bei Guasca), hat man schon darauf abzulassen begonnen. In der That hat man dabei einzelne, auch ethnologisch werthvolle Goldgegenstände gefunden. Bei beiden ist man auf halbem Wege stehen geblieben, während doch gerade der eigentliche Grund die reichste Ausbeute versprach; im einen Falle gingen die Geldmittel vorzeitig zu Ende, im anderen fanden durch ungeschickte Anlage der Arbeiten der Unternehmer und der Ingenieur ihren Tod. Etwas größer ist der langgestreckte und reichgegliederte See von Suesca, mehrere hundert Meter über dem Niveau der Hochebene von Bogotá gelegen. An ihn reiht sich der See von Fúquene, der den größeren Theil der Hochebene von Ubaté-Chiquinquirá einnimmt und jedenfalls einst die ganze Hochebene bedeckte, wie ja auch die Hochebene von Bogotá einst ein großer See war. Ein großer Theil des Sees von Fúquene ist mit Schilfgras bestanden, welches allmählich zu seiner Versandung beiträgt. Als ich bei einer Befahrung des Sees, in dessen Mitte sich mehrere Inseln erheben, die Tiefe desselben feststellte, fand ich zu meinem großen Erstaunen, daß dieselbe mit Ausnahme einer etwas tieferen Rinne in der Mitte nur 1 bis 3 m beträgt. Die Ufer sind reizlos, da sich die Berge nur wenig höher erheben und sowohl der Kraft der Formen wie einer schönen Vegetation entbehren. Größere Ansprüche in jeder Beziehung erhebt der See von Tota, der, wie gesagt, einige Stunden südlich von Sogamoso gelegen ist. Die Oberfläche des Sees habe ich nach meinen Vermessungen zu ungefähr 45 qkm oder 0,8 Quadratmeilen also etwa gleich der Oberfläche des Ammer- oder Thunersees bestimmt, die größte Tiefe soll aber nur 55 m betragen. Was ihn von den Alpenseen so charakteristisch unterscheidet, ist seine hohe Lage, 3000 m über dem Meere, während unsere größeren Alpenseen doch höchstens 600 m hoch gelegen sind. Daher können auch die Berge nicht mehr so himmelhoch über das Seeufer ansteigen; die höchsten Gipfel in der Nähe des Sees mögen sich 1000 m höher, also zu 4000 m erheben. Aber sie liegen nicht unmittelbar am See, sondern weiter zurück und schließen auch nicht dicht zusammen. Darum fehlt hier, wenn sich auch manche sehr schöne Ansicht darbietet, die Großartigkeit der alpinen Seen, aber doch auch in Folge des düsteren Himmels und der öden Páramovegetation die lachende Freundlichkeit der Ufer des Züricher Sees, oder der hohe Ernst unserer norddeutschen, von dichtem Buchenwalde umgebenen Seespiegel. Am ehesten erinnerte mich der landschaftliche Eindruck noch an einige Eifeler Maare, nur daß diese wie Kinderspielzeug neben dem Andensee erscheinen.

An Reiz der Seen können sich also die Anden nicht mit den Alpen messen, und ebenso fehlen ihnen jene zahlreichen gewaltigen Schneegipfel, welche in den Alpen fast überall sichtbar sind. Die Schneegrenze in Columbien liegt in 4600 m Höhe (in der nördlichen Schweiz in 2700 m), so daß sich nur wenige Gipfel über dieselbe erheben. Wenn

wir im Süden beginnen, so ragen verschiedene Vulkane der Centralkordillere in den Schnee auf, am nördlichsten die Gruppe des kegelförmigen Tolima und des breiten Ruiz. In der Ostkordillere finden wir keine Schneegipfel bis $6^1/_2{}^0$ nördl. Br., wo sich die Sierra Nevada von Cocui (unpassend auch von Chita genannt) findet, und dann erst wieder unter 8^0, wo wir, schon in Venezuela, die Sierra Nevada von Mérida antreffen. Ein isolirtes Gebirgssystem ist die Sierra Nevada von Santa Marta, welche sich unter 11^0 unmittelbar an der Küste östlich von der Mündung des Magdalenenstromes erhebt. Während sich die meisten dieser Schneeberge in unseren Lehr- und Handbüchern angegeben finden, werden die Schneeberge von Cocui fast nirgends erwähnt, und deshalb schwebten sie mir, seit ich das Land betrat, als ein Hauptziel meiner Reise vor. Im Juli 1884 konnte ich ihnen endlich den lange geplanten Besuch abstatten. Sie liegen in der Nordostecke von Boyacá, östlich der Stadt Cocui, und haben eine Längserstreckung von ungefähr 25 km in nord-nordwestlicher Richtung bei einer mittleren Breite von 5 km. Die Erhebung der beiden höchsten Gipfel über die Schneelinie schätzte ich auf ungefähr 500 m, so daß die absolute Erhebung 5100 m betragen würde. Der südliche Kulminationspunkt, der Pan de Azucar, ist ein kühner Schneekegel, aus dem nahe dem Gipfel ein quadratischer Felsblock, Púlpito oder Kanzel genannt, aufragt. Die nördlichen Schneegipfel fallen nach Südosten steil, nach Südwesten aber in breiten Schneeflächen ab, welche wenig zerklüftet zu sein scheinen und daher wahrscheinlich einen leichten Zugang gewähren würden. Ich mußte auf einen eigentlichen Besteigungsversuch verzichten, weil die Jahreszeit zu unsicher war — in der That traten dann Schneestürme ein —, weil ich keinen Begleiter fand und die Besteigung unbekannter Schneegegenden allein doch nur für den geübtesten Bergsteiger möglich ist, und weil mir auch die Instrumente fehlten, um aus einer Besteigung den vollen Nutzen zu ziehen. Ich war weit genug vorgedrungen, um einige, wie mir scheint, wichtige Beobachtungen anzustellen: einmal, daß die Schneeberge hier nicht wie in der Centralkordillere vulkanisch sind, sondern aus einem harten, weißen Quarzit bestehen, welcher der Kreideformation angehört und durch die allgemeine Gebirgsfaltung in diese Lage gebracht worden ist, zweitens, daß die Schneegrenze in den letzten Jahrzehnten bedeutend zurückgewichen ist, drittens, daß sich vom Pulpito ein kleiner Hängegletscher herabsenkt und daß sich die alten Moränen desselben, besonders die halbkreisförmigen Endmoränen bis tiefer als 4000 m verfolgen lassen. Einige kleine Seebecken im Thale von Lagunillas sind durch diese Moränen abgedämmt worden. Obgleich mein Besuch in die Regenzeit fiel, gestattete mir das Wetter doch einige wunderschöne Ansichten des Gebirges. Auf einem Hügel über Lagunillas wurde ich lebhaft an den Blick von Mürren auf die Jungfraukette erinnert. Ein Besuch der Schneeberge von Cocui gehört zwar zu den strapazantesten, aber auch durch landschaftliche Schönheit genußreichsten Abschnitten einer Kordillerenreise.

Im Ganzen fehlen den Anden gerade die Hauptreize der Alpen; es fehlen ihnen die vielen schneebedeckten Hochgipfel, es fehlen jene herrlichen Seen, es fehlen auch die grünen Alpenmatten mit den dazwischen verstreuten Sennhütten, welche uns in den Alpen so entzücken. In Columbien habe ich ein ähnliches Bild nur an zwei Stellen, in Duitama und Gámeza gesehen. Ursprünglich war der größere Theil der Abhänge mit Wald bekleidet. Das Gepräge dieses tropischen Urwaldes ist von unserem deutschen Walde durchaus verschieden. Nirgends besteht er aus einer oder zwei Baumarten, sondern viele verschiedene Arten und Gattungen setzen ihn in gleicher Anzahl zusammen, und neben den dicotyledonen Laubbäumen treten die charakteristischen Formen der Palmen und Baumfarren auf. Freilich gehören dieselben selten zu den eigentlichen Baumriesen, sondern bilden, mit gewöhnlichen Laubbäumen zusammen, eine Region mittleren Wuchses, unter welcher sich ein dichtes Unterholz findet, so daß sich dem Blicke von oben bis unten eine ununterbrochene Masse von Grün darbietet. Zahllose Epiphyten und Schmarotzer, darunter die schönsten Orchideen, welche in den Baumkronen sitzen, Schlingpflanzen und Lianen, welche sich an den Stämmen emporranken und von einem Baume zum anderen streben, machen das Gewirr noch undurchdringlicher.

Der Charakter des Waldes bleibt im Ganzen bis zu bedeutender Höhe derselbe, wenn auch andere Arten an seiner Zusammensetzung theilnehmen; am auffallendsten ist, daß die Palmen nach oben verschwinden und durch die Baumfarren ersetzt werden. Ungefähr von 2700 m Höhe an beginnt der Baumwuchs zu verkrüppeln und gewinnt durch dichte Moosbekleidung ein trauriges Ansehen. Bei 3000 m wird seine obere Grenze erreicht; dann finden wir nur noch niedrige Sträucher und kleine Stauden mit holzigen Stengeln und lederartigen Blättern, schließlich bleibt, außer Gräsern, nur der Frailejon (Espeletia Frailejon) übrig, eine Komposite mit großen gelben Blüthenkörben und wolligen, harzigen Blättern in rosettiger Anordnung, deren unterer Theil nach dem Absterben verholzt und so allmählich einen mehrere Meter hohen Stamm bildet. Das ist die Region der Páramos, der kalten, windigen Bergeinöden, welche der Wanderer selten ohne Regen oder Schneefall überschreitet. Darüber folgt dann, ungefähr von 4000 m ab, die Region des ewigen Schnees, in welche nur einzelne Gipfel aufragen.

Von der Hand des Menschen ist ein großer Theil des Waldes zerstört worden, aber nur zum Theil, um Weide und Anpflanzungen an seine Stelle zu setzen, zur anderen Hälfte nur um des Holzbedarfes willen und aus purer Zerstörungswuth. Dann ist an seiner Stelle eine häßliche Gebüschvegetation emporgesprossen, oder es tritt auch der nackte röthliche Schiefer- oder Thonboden zu Tage, auf dem vielleicht hier und da ein Akaziengebüsch oder eine Stacheldistel wächst. Man kann sich an der Ansicht der Berge meist erst in größerer Entfernung erfreuen, wenn die Einzelheiten unter einem duftigen Blau verschwinden und die schönen Konturen zur Geltung kommen. Von Chimbe, Tena, Fusagasugá, Fómeque, Pacho um die Hochebene von Bogotá herum, oder von Guapotá im Thale des R. Suárez und von vielen anderen Punkten genießt der Reisende bei klarem Wetter und besonders am frühen Morgen wunderschöne Bergansichten, welche in ihrem Charakter vielleicht italienischer Landschaft entsprechen, aber dieselbe durch Großartigkeit übertreffen.

Oft und mit Recht ist gesagt worden, daß die tropische Natur etwas Niederdrückendes habe. Man bewundert die Pracht des tropischen Urwaldes, aber man hat kein inneres Verhältniß zu demselben, wie zu unseren ernsten hehren Buchen- und Tannenwäldern. Das Klima des tropischen Tieflandes, die große Wärme, welche auch die Nächte über andauert, beengt den nordischen Fremdling, hemmt den Fluß der Gedanken, die Kraft der Empfindungen. Aber größere Erhebung über den Meeresspiegel ändert die Bedingungen, die Luft wird dünner, die Temperatur niedriger. Noch strahlt die Sonne in den Mittagsstunden brennend heiß, aber Morgen und Abend sind wunderbar schön, gestatten freie Entfaltung der geistigen Kräfte. Wohl denkt man gerade dann der Familie und Freunde, aber nicht

unzufrieden nach ihnen zurück sich sehnend, wie während einer Krankheit, sie vielmehr herbeiwünschend, um mit ihnen die Schönheit der Natur zu genießen. Denn die Ungebundenheit des Lebens, der innige Verkehr mit der Natur, die Masse neuer, wechselvoller Eindrücke, welche mit einer längeren Reise in den columbianischen Anden verknüpft sind, üben einen mächtigen Reiz aus. Oft jubelt Dein Herz vor Entzücken über die herrliche Landschaft laut auf. In der Seele bleibt Dir ein unauslöschlicher Eindruck dieser Stunden; wenn Du längst alle Mühsal des Reisens vergessen hast, denkst Du noch mit Sehnsucht der blauen Berge Columbiens.

Der Apache-Indianer im Kriege und Frieden.

Von **Johann A. Spring** in Tucson (Arizona).

II. (Schluß.)

Von Kriegsschmuck der Apachen habe ich nie etwas gesehen, wenigstens nicht im Kampfe; die von uns (beiläufig gesagt sehr selten) überrumpelten Indianer waren mit Ausnahme eines schmutzigen Hüfttuches, einer meist rothen Kopfbinde, die ihr Haar von den Augen weg hielt, und in seltenen Fällen von kunstlos gearbeiteten Mokassins oder Sandalen, ganz nackt; ihre meist mageren Arme und Beine, schwarzrothe Hautfarbe, im Gesichte von rothen und blauen vertikalen Strichen unterbrochen, ihr zottiges, bis fast auf die Schultern reichendes Haar, hervorstehende Backenknochen und breite Nasen bieten einen höchst widerlichen Anblick dar. Auch geht von ihnen ein ganz unangenehmer Geruch aus, besonders im Sommer; dessen wurde ich zum ersten Male gewahr, als ich im August 1868 fünfzehn derselben im Wachtlokale von Fort Goodwin eingeschlossen hatte. Diese waren wirkliche Hyänen der Wüste; sie hatten einen Raubzug unternommen, mehrere Pferde und Esel erbeutet und dieselben nach ihrer Gewohnheit sammt Eingeweiden verzehrt; bei diesem Schmause, der mit gebranntem Wasser aus der amerikanischen Agave gewürzt wurde, hatten sie unsere Soldaten überrascht und gefangen nach dem Fort gebracht. Der Geruch, den sie in dem engen Gefängnisse verbreiteten, war unausstehlich. Während der Nacht verlangten zwei von ihnen, auf den Abort geführt zu werden; ich schickte vier Mann Wache mit; nach kaum zwei Minuten fielen Schüsse; die Wachen rapportirten, die Gefangenen hätten einen Fluchtversuch gemacht und sie hätten pflichtgemäß gefeuert. Die zwei Ausreißer wurden todt hineingebracht; mit stoischer Ruhe betrachteten die anderen Gefangenen ihre todten Kameraden, die am frühen Morgen begraben wurden; doch beobachtete ich, daß die Ueberlebenden es sorgfältig vermieden, während ihrer Gefangenschaft die Ecke des Gefängnisses zu betreten, wo die Todten gelegen hatten.

Von eigentlichen Gefechten mit Apachen kann wohl kaum die Rede sein, es sei denn, daß man sie unverhofft überrascht und auch dann halten sie bloß Stand, wenn auch der letzte Ausweg abgeschnitten ist [1]).

Da sie durch die vielen Mord-, Raub- und Plünderungszüge viele Feuerwaffen an sich brachten, da ihre Wohnplätze oder Rancherias in natürlichen Felsenfestungen sich befanden, Arizona ein sehr wasserarmes Land ist und der Regierung die zu einem solchen Kriege nothwendigen Truppen und Pfadfinder fehlten, ist leicht zu begreifen, daß die Unterjochung dieser Indianer der Regierung lange Zeit und große Summen kosten mußte.

Im Jahre 1874 gelang es General Crook, auf der Reservation San Carlos mehrere Unterstämme zu vereinigen und dadurch, daß er die besten und zuverlässigsten Indianer zu Soldaten machte, um ihre Stammesbrüder zu bekämpfen, errang er große Vortheile; aber erst vor zwei Jahren gelang es den vereinten Anstrengungen der Vereinigten Staaten- und mexikanischen Truppen, die stets wilden Chiricahuas zu besiegen und jetzt sind alle Apachen, einige unbedeutende Banden vielleicht ausgenommen, auf der San Carlos Reservation vereinigt und sollen daselbst civilisirt werden.

Dieses große Indianerlager, das nach der letzten Zählung 5000 Männer, Weiber und Kinder beherbergt, liegt an der nördlichen Seite des Gila-Flusses, im östlichen Theile des Territoriums Arizona, und enthält 4400 englische Quadratmeilen, die von fünf bis sechs kleinen Flüßchen bewässert werden. Es befinden sich auf diesem Gebiete die schönsten Viehweiden Arizonas und etwa 50 000 Morgen des besten Ackerbaulandes. Ein schönes Schulhaus mit Schlafräumen, Badezimmern u. s. w. für dreißig der fähigsten Apachenknaben ist daselbst errichtet worden, um dieselben zu Lehrern der aufwachsenden Jugend heranzubilden. Ein Indianeragent sammt Schreibern, Schmieden, Zimmerleuten, Schlächtern, Fuhrleuten, Dolmetschern und Farmern beaufsichtigt die Leitung der großen Familie, die sich bis jetzt meistens durch große Arbeitsscheu ausgezeichnet hat; denn wenn auch der Apache im Kriege der behendeste Läufer der Erde ist und mit bewundernswürdiger Energie die vielen Strapazen seines Räuberlebens ausgehalten hat, so kann er sich doch nur ganz langsam an friedliche Arbeit gewöhnen. Es-ki-men-sin, ein früher berüchtigter Häuptling, geht seinem Stamme mit gutem Beispiele voran. Er bebaut seit Jahren eine Farm von 160 Morgen und hat es bereits zu einem gewissen Wohlstande gebracht. Die Regierung füttert die Apachen auf der Reservation zum größten Theile noch, und der Rationsaustheilungstag, der alle fünf Tage eintritt, gewährt ein sehr interessantes Bild. Die Regierung

---

[1]) Im Sommer des Jahres 1868 verfolgten wir unter der Führung Marigildo's die frischen Spuren einer Räuberbande, die drei Leute in den Sonoita-Bergen überfallen, getödtet und beraubt hatte. Wir kamen nach fünftägigem Ritte nach einer am Fuße eines steilen Berges liegenden Apache-Rancheria, die aus kleinen Hütten von Baumästen geflochten, bestand. Die Indianer hatten uns von Weitem kommen sehen und begrüßten uns von sicherer Felsenhöhe hinab mit Schüssen und spöttischen Rufen, deren Inhalt zu wiederholen mir das Schamgefühl verbietet. Wir durchstöberten ihre Hütten und Höhlen, fanden viele Rehfelle, mehrere hundert Pfunde getrocknetes Fleisch und gebackene Agaven, einige Lanzen, Bogen und Pfeile, roh gearbeitete irdene Töpfe, primitive Fuß- und Armbänder mit eisernen Schellen, aus rothen Beeren verfertigte Halsbänder und viele — Spielkarten; d. h. es waren dieses irdene Täfelchen mit deutlich eingekratzten Figuren, deren Marigildo sich aus seiner Gefangenschaft sehr wohl erinnerte; alles hatte den eigenthümlichen Indianer-Geruch.

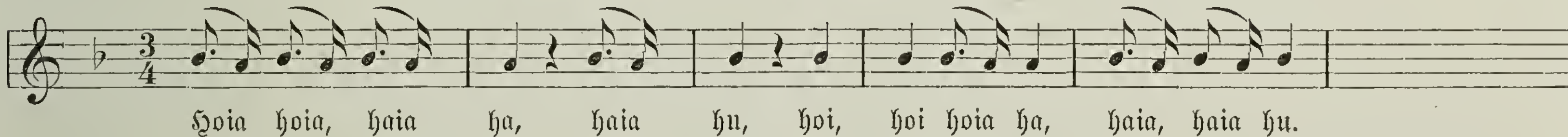
liefert jährlich eine gewisse Anzahl von Rindern, Zugthieren, Wagen und Ackergeräthschaften und hofft mit der Zeit alle Apachen dahin zu bringen, daß sie sich selbst ernähren; bis jetzt sind jedoch kaum 2000 Morgen des schönen Ackerlandes unter Anbau, trotzdem die Vereinigten Staaten den Apachen gute Lehrer im Ackerbau und der künstlichen Bewässerung gewähren. Doch was die Hauptsache ist, wir leben jetzt verhältnißmäßig in Ruhe und Frieden [1]). Sechs Kompagnien stehender Truppen bewachen die Reservation.

Ueber die Religion der Apaches Eingehendes zu berichten, ist mir unmöglich; sie sind in dieser Hinsicht sehr schweigsam; doch ist festgestellt, daß sie an einen großen Geist und an ein zukünftiges Leben glauben; im Uebrigen sind sie sehr abergläubisch und bestimmte Anhänger des Spiritualismus, in welchem sie ihre Medicinmänner bestens bestärken, um sie dadurch leicht zu beherrschen. Jeder Apache hat eine sogenannte „gute Medicin" (Talisman), bestehend in einigen Bärenklauen, einem Büschel Roßhaar, einigen bunten Lappen, einer Schlangenhaut, einem geschnitzten Stöckchen oder einem Thierschwanze.

Auf der Reservation sind diese Indianer meist fett, untersetzt und etwas unter mittlerer Körpergröße; ihre Augen sehen denen der mongolischen Rasse sehr ähnlich, sie sind meist klein und verschmitzt. Die Apachen wohnen in Hütten, die aus Aesten zusammengestellt, mit Gras und nasser Erde bepflastert und oft etwas unter dem Erdboden ausgehöhlt sind; sie sind sehr von Ungeziefer behaftet, weshalb sie oft ihr Haupthaar vollständig mit Koth bekleben, diesen trocknen lassen und nach einigen Wochen auswaschen. Alles am Körper wachsende Haar wird sogleich mit kleinen Zangen ausgezogen; im Sommer badet sich der Apache oft und gern, im Winter jedoch kann nichts ihn bewegen, der Reinlichkeit zu pflegen.

Die Jagd ist das Hauptvergnügen dieser Indianer und sie sind fast durchgehends geschickte, geduldige und deshalb meist erfolgreiche Jäger. Auf der Hirschjagd bedienen sie sich eines getrockneten Hirschkopfes und eines auf dem Rücken mit gelbrother Farbe versehenen Hemdes; so bekleidet nähern sie sich, alle Bewegungen des Wildes nachahmend, dem letzteren bis auf Schußweite und selten entrinnt ein Reh ihrem wohlgezielten Schusse. Ueberdies nähren sie sich von der amerikanischen Aloe, der mexikanischen Agave, den kleinen fetten Nüßchen einer in dortigen Bergen große Wälder bildenden Pinie und den Bohnen des Mesquite-Baumes.

Für gewisse Feste schmücken sie sich mit allerlei Tand, befederten Helmen aus Rehhaut, allerlei bunten Lappen, Schellen und Halsbändern. Ihre Tänze, von der monotonen Musik einer Schilfrohrflöte, einer primitiven Trommel und einer Klapper (ausgehöhlte mit kleinen Steinchen gefüllte Kürbisflasche) und eintönigem Gesange begleitet, haben etwas Plumpes, fast Täppisches an sich; sie bestehen einfach darin, daß sich abwechselnd einer oder mehrere um einen Kreis drehen, halb hüpfend, halb schleichend und mit den Händen auf die Schenkel schlagend; dabei etwa das Folgende singend, und es unzählige Male wiederholend:



Ein sehr wichtiges Familienfest, wozu alle Familienglieder eingeladen werden, ist dasjenige, welches beim Eintreten der Mannbarkeit eines Mädchens gefeiert wird. Die weiblichen Apachen sind in der Regel vor und nach der Heirath tugendhaft; Ehebruch des Weibes wird von dem Manne mit Abschneiden der Nase und mit Verstoßen der Ehebrecherin aus seinem Hause bestraft. Eigentliche Heirath giebt es nicht; der eine Frau suchende Mann erwirbt dieselbe durch Ankauf von ihren Eltern, und nimmt sie einfach nach seiner Hütte mit, doch wird dazu ein Mädchen nie gezwungen. Im Falle der Untreue fordert der Apache von des Mädchens Eltern das Ankaufsgeld zurück, welches meistens aus Pferden oder Vieh besteht. Bei einer Trennung der Gatten folgen gewöhnlich die vorhandenen Kinder der Mutter. Die Apachenmutter gebärt leicht, hat aber selten eine zahlreiche Familie. Das Kind wird kurz nach der Geburt auf ein Brett befestigt, an dessen Kopfende ein kleiner Schirm gegen die Sonnenstrahlen angebracht ist; die Namengebung der Kinder ist stets mit vielen abergläubischen Ceremonien verbunden, doch wird der dem kleinen Kinde gegebene Name bei einem zweiten Feste, das bei dem Eintreten von dessen Mannbarkeit stattfindet, feierlichst gegen einen anderen vertauscht. Auf dem Ritte trägt die Mutter die Kleinen entweder auf der Hüfte oder in einer am Sattelknopfe befestigten Decke.

Die Knaben werden schon in frühester Jugend gewahr, daß sie dazu bestimmt sind, alles Weibliche zu beherrschen; sie werden in frühester Jugend im Gebrauche der Waffen unterrichtet und nur äußerst selten bestraft.

Wie alle Indianer, sind auch die Apachen dem Feuerwasser, das sie aus der Agave selbst zu bereiten wissen, sehr zugethan und in vielen Fällen, wo sie den Weißen in die Hände fielen, hatten sie ihr Unglück nur dieser Leidenschaft zu verdanken.

Gegen fast alle Krankheiten gebrauchen die Apachen die viel erwähnten und beschriebenen Schwitzbäder und verschiedene meistens von alten Weibern gesammelte und zubereitete Kräuter; gegen den Biß der Klapperschlange machen sie Umschläge von gequetschten Blättern einer hier häufig vorkommenden Art der Euphorbia.

Die Todten werden nicht begraben, sondern im Beisein aller Verwandten unter lautloser Stille verbrannt. Zum Zeichen der Trauer werden den Pferden des gestorbenen Besitzers am Schwanze und an der Mähne einige Büschel Haare abgeschnitten und von den nächsten Verwandten aufbewahrt.

Zum Schluß noch eine wahre Anekdote, die beweist, wie wenig es unseren Truppen gelungen ist, den Apachen den gehörigen Respekt einzuflößen: Als der berühmte General Sherman vor drei Jahren die Reservation in San Carlos besuchte, wurde er immer und immer wieder von bettelnden Apachen belästigt, die ihn um Patronen zum Jagen baten. Ungeduldig sagte endlich der General: „Ihr wollt wohl Patronen, um meine Soldaten todt zu machen?"

„Oh nein", erwiderten die naiven Rothhäute, „Patronen für Cowboys [1]); für Deine Soldaten sind Knüppel gut genug, großer Vater!"

[1]) Doch hat in diesem Sommer wieder ein eben erst beendeter Aufstand der Apachen stattgefunden. (Red.).

[1]) So nennt man hier allgemein die halbwilden, oft die Indianerreservation belästigenden Viehhirten, die allerdings eine gefährliche Klasse Leute sind.

Stanley's neues Buch über den Congo[1]).

II. (Schluß.)

Von Stanley's „Der Congo und die Gründung des Congostaates“ ist nunmehr bei F. A. Brockhaus in Leipzig auch der zweite Band erschienen, welcher die Geschichte der Expedition und das Wirken des Autors bis zu seiner Rückkehr nach Europa im Juli 1884 und zur Berliner Conferenz fortführt. Auch dieser Theil ist reich illustrirt, mit 30 Abbildungen im Texte und 18 ganzseitigen Bildern, und bringt die große, von John Bolton gezeichnete Karte des Congobeckens in zwei Sektionen, welche angeblich auf 400 astronomische Positionen basirt ist. Da dieselben aber nicht mitgetheilt und diskutirt werden, so bleibt es bei der notorischen Ungenauigkeit Stanley's in dergleichen Dingen Jedem bis auf Weiteres überlassen, ob er der Karte Glauben schenken will oder nicht. Es ist leider nur zu gewiß, daß die Geographie, ebenso wie die Naturwissenschaften (Botanik, Geologie, Zoologie) bei den bisherigen, so überaus kostspieligen Unternehmungen der Association Internationale nicht ganz die ihnen zukommende Beachtung gefunden haben und, namentlich was die Naturwissenschaften anlangt, nur wenig oder gar nicht gefördert worden sind.

Der erste Band hatte mit der Gründung der Station Bolobo abgeschlossen; von dort erfolgte am 28. Mai 1883 die Abfahrt der Stanley'schen Flotille nach dem oberen Congo und schon am 20. Juni wurde unweit der Mündung des Mohindu oder Schwarzen Flusses, der ein Stück aufwärts befahren wurde, die Aequator-Station, 1154 km von der Westküste entfernt, angelegt. Auf der Rückfahrt nach Leopoldville wurde dann der zwischen 0° und 1° südl. Br. am linken Congo-Ufer gelegene Mantumba-See, der in der Regenzeit wahrscheinlich mit dem früher erforschten Leopold-See zusammenhängt, umfahren. Nach Leopoldville zurückgekehrt, fand Stanley Depeschen aus Brüssel vor, infolge deren er beschloß, den Strom noch weitere 900 km bis zu den Stanley-Fällen hinaufzufahren. Vor Bolobo angelangt, hatte er im September mit den dortigen Eingeborenen einen Kampf zu bestehen, und es gelang ihm mit Hilfe einer Krupp'schen Kanone und eines Probeschusses aus ihr, dieselben wieder zur Vernunft und Ordnung zurückzuführen, wie denn überhaupt vielleicht seine hervorstechendste Eigenschaft, seinen Erzählungen nach zu schließen, die Geschicklichkeit im Verkehre mit den Eingeborenen ist. Die Bewohner von Bolobo aber zeichnen sich durch eine ganz besondere Wildheit und Blutgier aus (S. 63 f.). „Eine Messingstange führt zum Kriege; ein Tropfen Bier zu viel veranlaßt ebenfalls einen Krieg; hat Jemand einen bösen Traum, so wird ein anderer Unglücklicher der Zauberei angeklagt und verbrannt oder als Mitschuldiger gehängt; stirbt ein Häuptling an einer Krankheit, so werden 2 bis 50 Menschen an dem Grabe abgeschlachtet. Als der Häuptling von Moje, dem nächsten Dorfe oberhalb unserer Station, starb, wurden 45 Menschen umgebracht, und noch vor ganz kurzer Zeit hatte Ibaka ein hübsches junges Mädchen strangulirt, weil ihr Geliebter erkrankt und gestorben war. Zwei Sklaven Ibaka's zanken sich um ihr Bier; der eine erschießt den anderen und der Bruder des Ermordeten verlangt zwölf Sklaven, zwei Ballen Zeug und 1500 Messingstangen; einer der männlichen Sklaven wird enthauptet, eine Sklavin strangulirt, damit ihre Geister den Verstorbenen auf der traurigen Reise nach dem unbekannten Universum begleiten. Daß wir nicht schon öfter in Schwierigkeiten mit Leuten wie die Bewohner von Bolobo gerathen waren, dankten wir einzig und allein unserer ängstlichen Vorsicht und großen Langmuth.“

Am 22. September folgte die Errichtung der Station Lukolela, etwas südlich von 1° südl. Br., in einer an werthvollen Bauhölzern (Platanen-, Teak-, Mahagoni-, Roth- und Guajakholz) sehr reichen Gegend; Stanley schätzt die Zahl der brauchbaren Bäume in der Umgebung auf 460 000 und meint, daß eine Dampfsägemühle aus diesem einen Walde auf Generationen hinaus alles Holz liefern würde, dessen die Handelsfaktoreien bedürfen. Eine Woche später traf die Dampferflottille nach einer Abwesenheit von 100 Tagen wieder bei der Aequator-Station ein, welche in dieser kurzen Zeit unter der Leitung der Lieutenants Van Gèle und Coquilhat sich prächtig entwickelt hatte und die besten Beziehungen zu den Eingeborenen unterhielt, und am 21. Oktober gelangte man nach Iboko, dem menschen- und dörferreichen Lande der Bangala, welche sechs Jahre vorher den Canoes Stanley's einen so heißen Empfang bereitet hatten, diesmal aber sich so friedlich und entgegenkommend zeigten, daß ihr Häuptling sogar mit Stanley Blutsbrüderschaft schloß. Sieben Stunden lang dampfte man an den am Nordufer des Congo dicht an einander gereihten Ansiedelungen dieses Stammes entlang, und 1877 hatte der Reisende bei langsamem Rudern mit dem Strome $5^1/_2$ Stunden gebraucht, um dieselben zu passiren. Die Bangala sind ein nach unseren Begriffen schöner Menschenschlag, breitschulterig, mit starken Muskeln, hoch gewölbter Brust, zarter Taille und von ziemlich bedeutender Größe, Leute, denen, nach ihrer leichten und gewandten Haltung in den im Allgemeinen sehr leicht kenternden Canoes zu urtheilen, das Leben auf dem Flusse etwas Alltägliches sein muß. Während einige von ihnen eine sehr schwarze Hautfarbe haben, sind die meisten kupferfarbig und einzelne sogar so hell wie Araber.

Am 25. Oktober wurde die Fahrt stromaufwärts fortgesetzt und eine entzückende Waldgegend erreicht (S. 92). „Wer rein tropische Landschaften liebt, der müßte die reichen, grünen Inseln in der Mitte des Congo zwischen Iboko am rechten und Mutembo am linken Ufer sehen, mit den unzähligen verschlungenen und gewundenen Armen des Flusses, in denen üppige Vegetation wie sammetartiger Abglanz der Blätter und Wedel sich im intensiv hellen Sonnenscheine wiederspiegelt. Das Unterholz zeigt die mannigfaltigsten Farben; die buschartigen Spitzen, die schlangenartig emporkletternden Lianen mit dem weinblattähnlichen Laube, alle haben ihre eigene und besondere Farbenschönheit, die eine Beschreibung unmöglich macht. In diesen Breiten kann man meiner Meinung nach zu jeder Zeit die erfrischende Freudigkeit und Kraft der tropischen Natur beobachten. Einige der kleinsten Inselchen scheinen in karmoisinrothem Feuer zu stehen, während die Blüthen der Trichterwinde in purpurner, die Blumen des Jasmins und der Mimose in

[1]) S. oben S. 58.

goldenen und weißen Farben das Auge erfreuen und die Luft mit ihren süßen Düften erfüllen .... Aber nicht nur das Auge erfreuen diese Inseln durch ihre wunderbare Pracht. Die Palmen sind eine ewige Quelle süßen Saftes, welcher in gegohrenem Zustande dem Menschen Vergnügen und Behagen schafft. Die goldigen Nüsse anderer Palmen liefern reiches gelbes Fett, welches frisch selbst für die Küche eines Epikuräers genügen würde, und das an der Küste als ein sehr werthvoller Handelsartikel geschätzt wird. Die üppigen, fast endlos langen Schilfgräser werden zu Matten für Haus und Veranda, zu Sonnendächern für Reisen auf dem Flusse, Schutzwänden für die zeitweilig auf den Uferterrassen sich aufhaltenden Fischer, Netzen und Fallen, Feld- und Marktkörben, und einer Menge anderer nützlicher Dinge verarbeitet, namentlich aber zum Baue der netten und starken Häuser und zum Rahmenwerke der Wände. Dasselbe geschieht mit den starken, strickartigen Schlinggewächsen, die wie Festons aus der Höhe herabhängen oder an den Stämmen der kräftigen Bäume emporranken. Jenes Gewächs mit blaßweißen Blüthen ist die Kautschukpflanze, die vom höchsten Werthe für den Handel ist und in Zukunft von den Eingeborenen von Iboko und Bolombo auf das Eifrigste gesucht werden wird. Der unternehmende Händler findet eine Feigenart mit fleischigen, grünen Blättern, deren Rinde sich vorzüglich zur Anfertigung von einheimischem Zeuge eignet, und deren weiche schwammartige Faser in Zukunft zur Herstellung von Papier von einigem Nutzen sein dürfte. Dann giebt es hier die verschiedensten Arten von Palmen, aus deren gehörig vorbereiteter Fiber die geschickten Hände der Bangala Taue von einer Stärke flechten, wie sie weder heimischer, noch Manilahanf, noch Jute liefern, und die sich von gewöhnlichen Tauen unterscheiden, wie die Seide von der Baumwolle. Dort das weiche blaßgrüne Moos, welches die Baumspitzen wie ein Schleier umhüllt, ist die Orseilleflechte, aus welcher ein geschätzter Farbstoff extrahirt wird. Auch die Wälder dürfen nicht vergessen werden, die dem Blicke überall am Ufer und auf den Inseln begegnen und scheinbar endlos sind. Tagtäglich verbrennen wir die verschiedensten Holzarten, und oft bewundern die Maschinisten die Farbe und das Geader derselben oder athmen mit Genuß den wundervollen Duft des Harzes ein. Wir zehren von Ansichten und Gerüchen, von denen wenige Menschen sich einen Begriff zu machen vermögen ...."

Auf der weiteren Fahrt erforschte Stanley den Unterlauf des Bijerre-Flusses, welchen er früher fälschlich Aruwimi genannt hatte und den er der Namensähnlichkeit halber für identisch mit dem Uerre hält, passirte dann eine weite, von arabischen Sklavenhändlern entsetzlich verwüstete Landschaft und warf am 1. December an seinem Ziele Anker, dicht vor dem ersten der sogenannten Stanley-Fälle, der sieben Kataralte, die, in verschiedenen Zwischenräumen einander folgend, auf einer Strecke von 90 km der weiteren Beschiffung des großen Stromes ein nicht zu überwältigendes Hinderniß entgegensetzen. Zwei Tage später wurde hier die am weitesten vorgeschobene Station der Association gegründet. Die Schilderung von Stanley's Rückfahrt nach Vivi und von da nach Europa schließt den Bericht über sein sechsjähriges Wirken am Congo.

Es folgen aber noch mehrere Kapitel, die zum Theil heftigen Widerspruch erregen werden, nämlich eins, „Europäer in Afrika" betitelt, worin der Verfasser seiner spöttischen Tadelsucht seinen Mitarbeitern und Untergebenen gegenüber alle Zügel schießen läßt, und das darum geradezu abstoßend wirkt; ferner zwei über das Klima, welches gewiß manche gute Rathschläge enthält, aber entschieden die Verhältnisse viel zu rosenfarben malt. Kein Monat vergeht mehr, ohne daß die empfindlichsten Verluste an Menschenleben vom Congo gemeldet werden; aber allen Thatsachen zum Trotze und entgegen der besseren Einsicht eines Fachmannes, wie Dr. G. A. Fischer, wird fortgesetzt die wahre Sachlage verschleiert und beschönigt! Immerhin enthalten die beiden Kapitel über das Klima Winke, die sich Jeder, der nach Afrika geht, zu Herzen nehmen möge; für das Gefährlichste erklärt Stanley Erkältung, Genuß hitziger Getränke während des Tages und die direkte Einwirkung der Sonnenstrahlen.

Das nächste Kapitel, „Der Kern des Ganzen", ist eine „oratio pro domo" in bester Form, bestimmt, den Kapitalisten Muth zu machen, daß sie ihr Geld zunächst für die Congo-Eisenbahn hergeben. Ob dieselbe sich je besser rentiren würde, als z. B. die Andes-Bahnen in Peru, ist wohl mehr als fraglich; gewiß ist nur, daß die von Stanley angeführten Zahlen, welche ihre Ertragsfähigkeit beweisen sollen, kein Vertrauen verdienen, wie dies z. B. für die Elfenbeinausfuhr in „Petermann's Mittheilungen" (1885, August, S. 307) nachgewiesen wird. Natürlich gießt Stanley schon im Voraus die Schale seines Zornes über Jeden aus, der an seinen Aufstellungen zu zweifeln wagt. „Ich beabsichtige nicht — heißt es S. 390 — den Versuch zu machen, die gänzlich schwachmüthigen, unentschlossenen und greisenhaften Leute, welche Skepticismus vorschützen und denselben wie einen Schild vor sich halten, um die eigene Feigheit vor der allgemeinen Beobachtung zu verbergen, für Afrika zu interessiren. Unter den 325 Millionen Menschen in Europa giebt es sicherlich einige, denen das durch Vermittelung von acht Sprachen in diesem Buche gepredigte Evangelium (!) des Unternehmens ein paar Thatsachen darbieten wird, welche sie für werth erachten, im Gedächtniß zu behalten, und die sie zu einem gewissen Handeln anregen." Daraus mag also Jeder, der vorsichtiger Weise keine Aktien der Congobahn zeichnet, erfahren, daß er sich für „gänzlich schwachmüthig, unentschlossen und greisenhaft" zu halten hat. Ein Kapitel über die Berliner Conferenz macht den Beschluß des Buches, aus welchem vielleicht „Der Kern des Ganzen" und vielerlei Persönliches besser weggeblieben wäre, während anderes, wie Beobachtungen wissenschaftlicher Natur, Aufnahme hätte finden sollen. Nichtsdestoweniger müssen wir es mit Dank anerkennen, daß uns in den beiden stattlichen Bänden mannigfache Belehrung und Unterhaltung geboten wird; der Anfang zur vollständigen Erforschung Inner-Afrikas, und mehr als das, ist in großartiger Weise gemacht, die Arbeiter zur Fortsetzung des Werkes fehlen nicht, und mag aus dem Congo-Staate werden, was da wolle, der Geographie können die bisherigen Errungenschaften nicht wieder verloren gehen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Etwas spät, aber doch sehr erwünscht, ist eben Heft 2 der „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1882/83“ erschienen und bringt uns die von L. Friederichsen bearbeitete Originalkarte der G. A. Fischer'schen Reise ins Masai-Land, Begleitworte zu derselben, eine generelle Uebersicht der wissenschaftlichen Sammlungen desselben Reisenden und drei Tafeln ethnographischer Abbildungen — das Ganze ein sehr werthvoller Beitrag zur Kunde Ostafrikas und eine sehr nöthige Ergänzung zu Thomson's Arbeiten im selben Gebiete. — Der gleichzeitig erschienene Jahrgang 1884 derselben Zeitschrift, die zu den inhaltreichsten unter den Publikationen der deutschen geographischen Gesellschaften zählt, enthält außer H. Töppen's „Hundert Tage in Paraguay“ (s. oben S. 46) und Friederichsen's „Karte des westlichen Theiles der Südsee“ (s. oben S. 47) namentlich einen Reisebericht des Dr. W. Sievers über Venezuela.

— Unter den Beweisen für die Zunahme der Kälte im Norden figurirt neben der Vereisung Ostgrönlands gewöhnlich auch die Beobachtung, daß auf Island von der Zeit der ersten Besiedelung im Jahre 870 bis etwa gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts mit Erfolg Gerste gebaut wurde, seitdem aber nicht mehr. Es ist darum von großem Interesse, daß auf Anregung von Prof. Schübeler die isländische Regierung neuerdings wieder Versuche in größerem Maßstabe unternommen hat; die Resultate waren seither recht günstig. Gerste vom Altenfjord in Norwegen, also allerdings von der Nordgrenze ihres Vorkommens (70° nördl. Br.), konnte 89 Tage nach der Aussaat geschnitten werden und gab recht guten Ertrag. Die Aufgabe des Gerstenbaues in Island war also nicht Folge einer Verschlechterung des Klimas, sondern hing nur davon ab, daß die Viehzucht besser rentirte. — Auch mit anderen Pflanzen werden eben bei Reikjavik Versuche in größerem Maßstabe ausgeführt; man hat einen botanischen Garten angelegt, welcher unter der Leitung des Regierungsarztes Dr. Schierbeck steht, und hat in demselben die Samen von 382 Pflanzenarten ausgesäet, die um Christiana in Norwegen vorkommen; es wird wohl gelingen, der spärlichen Gartenflora Islands manches neue Element zuzufügen. Ko.

— Man schreibt der „Presse“ aus Athen: „Die Vollendung des thessalischen Eisenbahnnetzes macht erfreuliche Fortschritte. Vor Kurzem ist wieder ein Theil der Bahn Velestino-Trikkala-Landesgrenze, die Strecke Pharsala-Sophades, welche eine Länge von rund 35 km hat, vollendet worden. Die Fortsetzung dieser Strecke, nämlich Sophades-Trikkala-Landesgrenze, soll noch im Laufe dieses Herbstes hergestellt sein, so daß die ganze Linie Velestino-Landesgrenze, welche mit schmaler Spurweite gebaut wird, bis zum Herbste dem Verkehr wird übergeben werden können. Die Bahnlinie Volo-Velestino-Larissa ist schon seit einiger Zeit im Betriebe.“

Asien.

— In Band 46, Nr. 16 war in dem Artikel „Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien XV“ die Rede von einem „Harfner“, der nebst seinem einsaitigen Instrumente auf S. 245 abgebildet war. Mit Bezug darauf schreibt uns Hr. Dr. C. Sandreczki in Passau:

„Auf meinen Wanderungen (im Orient) sah ich wohl alle Gewerbe der Eingeborenen und auch deren musikalische Instrumente, auf einen Harfner aber war ich nie gestoßen. Und doch ist Mr. Dieulafoy's Beschreibung und Bild ganz richtig, ja naturgetreu, bis auf den einen Umstand, daß der einsaitige Bogen keine Harfe, der Künstler mit seinem Hammer kein Harfenspieler war. Wer auch nur die Küsten Kleinasiens oder Syriens berührt, kann in den für die Gewerbe bestimmten Straßen der Städte einen solchen einen riesigen Fiedelbogen mit einem Schlägel bearbeitenden Mann auffinden und den surrenden Klang der einen Saite vernehmen und hat dann einen Krämpler und sein Werkzeug vor sich, der eine Hand voll Wolle oder Baumwolle auf die Saite legt und diese dann mit dem Schlägel in Schwingungen setzt, wodurch die Wolle zertheilt auffliegt, gekrämpelt wird. Diese Arbeit, tagelang fortgesetzt, kann dann wohl dem Arbeiter zu einer Gewohnheit werden, die ihn auch in den Mußestunden einer Reise beherrscht und ihm das Surren der Saite zu einem Ohrenschmause machte. Der Araber nennt diese Maschine (Kardätsche) den Schlägel mit inbegriffen, Mindef und beschreibt das Verfahren als Schlagen mit dem Mindef (so daß vom Schlägel eigentlich die Benennung herrührt), d. h. dem Holze des Krämplers chaschabetu'l neddâf. Der Türke gebraucht für Krämpler ein Wort, das dem englischen „wool-comber“ (Wollkämmer) entspricht. Das Verfahren nennt er Kämmen oder Werfen.“

— Colquhoun, der unermüdliche Reisende in Hinter-Indien, der nächstens in Europa zurückerwartet wird, hat seine Rückreise durch Englisch-Indien gemacht, wo er die Handelskammern zu überzeugen suchte, daß im Interesse des englischen Handels alles Mögliche geschehen müsse, um demselben einen Weg über Land von Hinterindien nach China zu eröffnen. Auf diesen Punkt wollen wir nach Allem, was darüber gesagt ist, nicht weiter eingehen; wohl aber scheinen seine Mittheilungen über chinesische Zustände wichtig genug, um dieselben hier zu berühren. Als bedeutendste Wirkung des chinesisch-französischen Krieges kommt es ihm vor, als ob durch die Ereignisse der kriegerische Geist bei den Söhnen des himmlischen Reiches wieder erweckt ist; demzufolge, glaubt er, wird nichts in der Welt die Chinesen zurückhalten können, eine furchtbare Macht in Asien zu werden. Sie sind nun im Begriff, auf industriellem und kommerciellem Gebiete Fortschritte zu machen und für ihre Vertheidigung zu sorgen; demzufolge ist für England der geeignete Augenblick gekommen, dort Entschädigung für die an anderen Orten begangenen Fehler zu suchen, wozu China gern die Hand bieten würde. — Auch von anderer Seite werden über ein englisch-chinesisches Bündniß Andeutungen gemacht.

— Die niederländisch-indische Regierung hat auf Ansuchen des Batav. Genootſ. für Künste und Wissenschaften eine Maßregel getroffen, die Beifall verdient, und der wir den größten Erfolg wünschen; sie hat nämlich 50 Exemplare von dem ausgezeichneten Werke Professor de Hollander's Handleiding bij de beoefening der Land- en Volkenkunde von Nederl. Oost Indie an geeignete Beamte in allen Theilen der Kolonien vertheilen lassen und dieselben aufgefordert, ihre eigenen Beobachtungen mit den Angaben des Buches zu vergleichen und über das Ergebniß zu berichten.

— Laut einer Proklamation des D. Emilio Terrero, Generalcapitäns der Philippinen, haben die Spanier aus

den Carolinen eine Provinz des Generalcapitanats und zwar das „Gobierno politico-militar del Archipiélago de las Carolinas" gebildet. Residenz des Gobernadors ist die Isle de Yap (Eap). (Die angebliche Aufhissung der deutschen Flagge auf den Carolinen ist bis jetzt (23. August) weder officiell noch officiös bestätigt worden.)

— Die erste Lieferung des „Romaji Zasshi" ist am 10. Juni in Tokio erschienen; es ist dies eine neue Zeitschrift, in welcher Japanisch mit lateinischen Buchstaben gedruckt wird. Die Gesellschaft Romaji-Kai, welche sich die Aufgabe gestellt hat, die Einführung der lateinischen Schriftzeichen zu befördern, zählte am 6. Juni 2906 Mitglieder, worunter 2734 Japaner und 172 Fremde.

Afrika.

— In der Sitzung der Société de Géographie am 17. Juli erstattete Herr de Lesseps über die in Tunis unternommenen Arbeiten Bericht, welche unter der Leitung des Majors Landas, Nachfolgers des verstorbenen Oberst Roudaire, ausgeführt worden sind. Es ist bekannt, daß de Lesseps, nachdem er das Terrain untersucht hatte, zu der Ansicht gekommen war, daß ein Binnenmeer in der Sahara möglich sei. Die erste Aufgabe war, in der Nähe einen Hafen anzulegen; es zeigte sich, daß der kleine Fluß Ued-Melah zu diesem Zwecke geeignet sei; man findet 1200 m von seiner Mündung süßes Wasser, jedoch ist dies kein Quellwasser. Jetzt hat man ungefähr einen Kilometer vom Flußufer entfernt gebohrt und in der Tiefe von 91 m eine Quelle gefunden, welche mit solcher Gewalt emporsprudelte, daß sie Steine von 12 kg Gewicht mit fortriß und sie 6 m hoch empor schleuderte. Jetzt liefert dieselbe 6000 l Wasser in der Minute, was ein sehr ansehnliches Resultat ist und die besten Hoffnungen für die Zukunft giebt. Wie erfahrene Personen mittheilen, hat noch nie die Bohrung eines artesischen Brunnen ein solches Resultat gehabt und dasselbe hat unter der eingeborenen Bevölkerung die größte Verwunderung erweckt. Major Landas hat sich sofort ein 1500 ha großes Terrain in der Nähe von der Regierung abtreten lassen und hofft da 60000 Palmbäume pflanzen und Strauße züchten zu können. Somit hat man eine solide Grundlage für das Unternehmen der Hafenanlage, welches in den Augen von de Lesseps sehr hoffnungsvoll ist.

— Der Bischof von Aequatorial-Afrika, Dr. Hannington und Mr. Taylor sind in Gesellschaft einer Suaheli-Karawane zu Anfang Juni aufgebrochen, um über Tschagga und das Massai-Land die Ostküste des Victoria Njanza zu erreichen, aber auf einem ganz anderen Wege als kürzlich Joseph Thomson. Der Bischof ist der Ansicht, daß, wenn diese Route erst einmal eröffnet ist, alle Karawanen von Mombasa in das Innere derselben wegen der großen Ersparniß an Zeit und Entfernung folgen werden. Dr. Hannington, kein Neuling auf ostafrikanischem Boden, hofft über den Naiwascha-See den Ort Sendega in Unter-Kawirondo (unter ca. 20′ s. Br. am Ostufer des Victoria Njanza) zu erreichen.

— Allen beschönigenden Declamationen Stanley's und Dr. Allard's zum Trotz fährt das Congo-Land fort, zahlreiche Opfer an Menschenleben zu fordern. Jetzt wird aus Brüssel gemeldet, daß am 14. Mai Casman, der Vorsteher der Aequatorstation, welcher im November 1883 nach Afrika abging, und am 3. Juli Marquis Buonfanti in Massabe, beide am Fieber, gestorben seien. Letzterer hat sich noch gegen die Beschuldigung G. A. Krause's, daß seine Reise von Tripoli nach Lagos geschwindelt sei (vergl. „Globus", Bd. 47, S. 208), in einem Schreiben vom 6. Mai d. J. aus Banana vertheidigt, worin er seine Reise als authentisch erklärt und schriftliche Beweise bei seiner Rückkehr nach Europa vorzulegen verspricht. — Der Dampfer „Ville d'Anvers", welcher den Verkehr auf dem unteren Congo zwischen Boma und Vivi besorgte, ist bei letzterer Station gescheitert und vollständig verloren. Eine Abbildung des Schiffes ist in Stanley's „Der Congo und die Gründung des Congostaates", Bd. II, S. 231 enthalten; dort nennt der Autor dasselbe „ein vorzügliches kleines Boot und außerordentlich fest".

— Henri Marchand theilte der Pariser Geographischen Gesellschaft mit, daß er in Kurzem nach der Sklavenküste aufbrechen werde, um von dort in die unbekannten Gegenden längs des Niger, nach Benin und Joruba, vorzudringen und dieselben vom geographischen, ethnographischen und naturwissenschaftlichen Standpunkte aus zu erforschen. Namentlich aber wünscht er sich Auskunft darüber zu verschaffen, in wie weit diese Gegenden für die Handelsbeziehungen der französischen Besitzungen zu Porto-Novo und Assinie wichtig werden könnten.

— Dieselbe Telegraphengesellschaft, welche kürzlich die Legung eines Kabels nach den portugiesischen Besitzungen an der westafrikanischen Küste übernommen (s. oben S. 112) und bereits den Kabel nach dem Senegal gelegt hat, hat am 10. Juli auch mit der französischen Regierung einen Vertrag geschlossen, wodurch sie sich verpflichtet, die französischen Besitzungen Rio Nunez, Groß Bassam, Porto Novo und Gabun mit jenem Kabel in Verbindung zu bringen. Eine derselben muß von dem Hauptkabel berührt werden, die anderen können durch Seitenlinien an denselben angeschlossen werden.

— Die Eisenbahn zwischen Dakar und Saint-Louis (Senegal) ist am 6. Juli dem Verkehr übergeben worden, wobei es natürlich nicht an Festlichkeiten fehlte, da man, und wohl mit Recht, hierin ein für die Kolonie wichtiges Ereigniß sieht. Am folgenden Morgen erschien die erste Nummer einer Zeitung, der ersten, welche in der Kolonie veröffentlicht worden ist.

Nordamerika.

— Verpflanzung eßbarer Muscheln. Die Fisch-Commission der Vereinigten Staaten bemüht sich schon seit einigen Jahren, die eßbaren Mollusken des Atlantischen Oceans in den Stillen zu verpflanzen und umgekehrt. Versuche mit Ansiedelung der Auster in Kalifornien sind bis jetzt stets mißlungen; obschon die mit der Bahn massenhaft nach San Francisco importirten Austern sich in den Gewässern der Bai sehr gut erhalten und mästen lassen, pflanzen sie sich nicht fort. — Die Soft Clam (Mya arenaria L.) hat sich dagegen sehr rasch im Stillen Ocean eingebürgert und ist nun stellenweise recht häufig. In diesem Jahre hat man den Versuch mit der pacifischen Tapes staminea Conr. gemacht. 4- bis 5000 Stück wurden am Puget Sound, wo die Art massenhaft in seichtem Wasser lebt, gesammelt und in einem der Fisch-Transportwagen der U. S. Fish-Commission gepackt, anfangs zwischen Sand, der zweimal täglich mit Seewasser begossen wurde; die Sterblichkeit war hier sehr gering, höchstens 50 Stück starben innerhalb der ersten vier Tage. Dann stellte man sie mit dem Bauchrande auf Kies und bedeckte sie mit feucht gehaltenem Seetang; das erwies sich aber als unpraktisch und es ging eine solche Menge zu Grunde, daß man die überlebenden in Kannen mit Seewasser brachte. In diesen kamen 768 Stück lebend auf der Station der U. S. Fish-Commission in Woods Holl Mass. an und wurden in einer geeigneten Bai mit Sandboden ausgesetzt, wo sie sich alsbald eingruben. Ob sie sich fortpflanzen werden, bleibt abzuwarten.

— Den Vulkan am Feather Lake in Kalifornien, den letzten noch wirklich thätigen im Gebiet der Vereinigten Staaten, hat Dutton neuerdings besucht und berichtet darüber in „Science" Nr. 128. Er liegt in dem vulkanischen Gebiete, dessen Mittelpunkt Lassens Peak bildet und besteht aus einem Kegel von ungefähr 600 Fuß Höhe und 3300 Fuß

Durchmesser; ein gewaltiger Lavastrom von 100 bis 150 Fuß Mächtigkeit ist bei dem letzten Ausbruche von ihm ausgegangen und hat beinahe den ganzen ehemaligen See ausgefüllt. Der ganze Berg besteht aus Asche und Rapilli, die Oberfläche aus vulkanischem Sande, der ihr eine ganz ungewöhnliche Glätte verleiht. Bis jetzt sind noch keine Spuren von Erosion zu bemerken; die ganze Vegetation beschränkt sich auf einen Grasbüschel nahe dem Gipfel. Die Zeit des Ausbruches kann nicht genauer bestimmt werden; als im Jahre 1852 die ersten Emigrantenzüge hier vorüberkamen, war die Lava noch heiß und rauchte noch; die Eruption kann also nicht lange vor 1850 stattgefunden haben. Als noch thätig werden auch einige Gebiete in Oregon, in Washington Territory und in Süd-Kalifornien genannt, doch sind für keins derselben vulkanische Ausbrüche in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts nachgewiesen.

— Einem Berichte von Gardiner in „Science" entnehmen wir die Schilderung einer interessanten Naturbrücke in Arizona, welche ungefähr zwanzig Miles von der Stelle sich befindet, wo die Atlantic and Pacific Eisenbahn die Grenze zwischen Arizona und Neumexiko überschreitet. Eine Anzahl Wildbäche kommen hier von einem Felsrücken herab und eines der Bachbetten wird an seinem Ausgange von einer Felsplatte überspannt, welche 62 Fuß lang und an der schmalsten Stelle 15 Fuß breit ist. Sie besteht aus grobem Conglomeratsandstein (grit) und hängt mit den Schichten zu beiden Seiten ununterbrochen zusammen. Diese werden von weicherem Sandstein unterlagert, und die Brücke ist offenbar in der Weise gebildet worden, daß durch eine Kluft des Conglomerates das Wasser die weicheren Schichten erreichen konnte und unter der härteren Lage herausspülte.

Polargebiete.

— Die dänische Regierung bereitet für nächstes Jahr wieder eine größere Expedition nach der Ostküste von Grönland vor, welche Lieut. Hovgaard leiten wird. Herr August Gamel, der Eigenthümer des erprobten Dampfers „Djimphna", hat sein Schiff dafür zur Verfügung gestellt.

— Verschiedene norwegische Dampfer, welche zum Robbenfange nach Grönland geschickt worden waren, berichten, daß kein Schiff wegen der enormen Eismassen an der östlichen und südlichen Küste irgend welche Robben erbeutet hat. Der Zustand des Eises scheint in diesem Sommer gerade das Gegentheil von demjenigen im letzten Jahre zu sein, wo die Küste ungewöhnlich eisfrei war.

— Den „Proceedings" der Royal Geographical Society zufolge sollen für das nächste Jahr nicht weniger als vier Polarexpeditionen geplant werden, zwei in Portugal und je eine in Holland und Dänemark. Alle wollen sie die zu Rußland gehörigen Inseln im Eismeere besuchen, während die dänische Expedition speciell das Karische Meer und die Nordküste Sibiriens erforschen will, um, wenn möglich, das unbekannte Land, das man im Nordosten von Nowaja Zemlja vermuthet, zu finden.

Vermischtes.

— Schiaparelli (il movimento dei poli di rotazione sulla superficie del globo, in Bollet. Club alpino ital. vol. 16, p. 9) macht vorläufige Mittheilungen über eine Untersuchung, deren Resultat für die physikalische Geographie von unendlicher Wichtigkeit sein wird. Der berühmte Astronom hält nämlich eine Veränderung der Erdachse und also der Pole nicht nur für nicht unmöglich, sondern sogar für sehr wahrscheinlich. Erhebliche Veränderungen in der Massenvertheilung der Erdrinde, besonders wenn sie rasch eintreten, müssen eine Lagenveränderung der Pole bedingen; würde die kolossale Bodenanschwellung Centralasiens heute plötzlich gebildet, so würde sie den Nordpol zwingen, sich in einem weiten Kreise durch den Stillen und Indischen Ocean, durch Afrika und Europa um sie herum zu bewegen und diese Bewegung würde sich wiederholen, so lange ihr nicht Veränderungen an anderen Stellen der Erdoberfläche Einhalt geböten. So könnten nach und nach alle Theile der Erde an den Vortheilen der tropischen Lage Antheil nehmen und die fossilen Palmen und Cycadeen Spitzbergens würden sich erklären lassen, ohne daß man eine ehemals stärkere Ausstrahlung des glühenden Erdinneren anzunehmen braucht; man käme damit auch über die Schwierigkeit hinweg, welche das Gedeihen von Tropenpflanzen in der Polarnacht selbst bei genügend hoher Temperatur bietet. Es wird nun Sache der Geologen sein, zu prüfen, inwiefern sich die beobachteten Thatsachen mit dieser Theorie in Einklang bringen lassen; jedenfalls eröffnet sie eine Reihe hochinteressanter neuer Gesichtspunkte. Ko.

— Von Dr. Oskar Schneider's „Typen-Atlas" (Dresden, C. C. Meinhold u. Söhne), welchen der „Globus" in Bd. 38, S. 384 ausführlicher besprochen hat, ist jetzt die 3. Auflage erschienen, mehrfach verbessert und namentlich vermehrt um eine Erdkarte, welche die Verbreitung der wichtigsten Nutzpflanzen darstellt. Auch im Auslande hat das praktische und billige Heft Verbreitung gewonnen und seinem Zwecke, der Hebung und Belebung des geographischen Unterrichtes, entsprochen.

— Zum Kapitel der Steinkocherei (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 16, 144, 320) erhalten wir von einem alten Freunde des „Globus", Herrn Dr. C. Sandreczki in Passau, folgende dankenswerthe Mittheilung.

„Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß diese Kochweise (das Sieden mit heißen oder glühenden Steinen) auch dem Araber bekannt ist. Wie in allem ist seine Sprache auch hierin nicht auf einen allgemeinen Ausdruck beschränkt. Die Milch so zum Sieden bringen, wird durch die Zeitwörter radafe, waghghare oder aughare bezeichnet; in Bezug auf das Verfahren heißt es: „man wirft heiße (erhitzte) Steine (hidschâre muhmât) hinein. Die so zubereitete Milch heißt waghîr oder waghire. Die heißen Steine heißen auch radf (collectiv), ein einzelner radfe und auch mirdafe, und die Milch dann radîf oder radîfe. Auf solchen Steinen wird aber auch Fleisch gebraten oder geröstet, das man lahm mardûf nennt. Ich sah die Samaritaner auf dem Garizim ihre Paschalämmer so in Gruben zubereiten. Wasser auf diese Weise heiß machen heißt: nedschere 'l mâ bi 'l radfe, und dann heißt der Stein nedschîre oder mîndschere. Daher der Ausdruck „ma musâchchen bi'l mîndschere", „Wasser erwärmt mit dem heißen Steine".

Ob noch andere besondere Ausdrücke, je nach den Dialekten, sich vorfinden, weiß ich nicht. Möglich wäre es; ich gebe eben nur das mir Bekannte."

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVIII. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Aus dem südlichen Indien.

(Nach dem Französischen von Emile Guimet.)

I.

(Die Abbildungen nach Zeichnungen von F. Régamey.)

Guimet verfolgte bei seinen Reisen besonders den Zweck, die Religionsverhältnisse der ostasiatischen Völker zu studiren; seine Schilderungen führen uns daher vorzugsweise das hierauf Bezügliche, die Art der Götterverehrung, die dazu dienenden Bau- und Kunstwerke u. A. vor Augen, flößen aber dadurch das höchste Interesse ein, daß wir gerade aus solchen Schilderungen die Großartigkeit und märchenhafte Pracht Indiens ermessen lernen, welches seinen Reichthum mit Vorliebe in den seinen Göttern geweihten Menschenwerken zur Geltung brachte. Guimet selbst ist ein reicher Lyoner, der in seiner Vaterstadt am Boulevard du Nord ein prächtiges Museum für orientalische Religionen und Religionsgeschichte gebaut hat, welches jetzt nach Paris übersiedeln soll. Daneben beabsichtigt er eine Art orientalischer theologischer Facultät zu errichten, wo Bonzen, Panditen und andere orientalische Priester die Lehrstühle erhalten sollen.

Wir treffen Guimet auf der Reise von Ceylon nach der Südküste Vorder-Indiens, und sehen ihn hier in Tuticorin landen.

Von einem eigentlichen Hafen ist bei Tuticorin nicht die Rede; sechs Seemeilen von der Stadt entfernt ging das Schiff vor Anker und war bald darauf von einer wahren Flotte von Segelbarken umringt, in welchen die aus den Kaffeeplantagen auf Ceylon nach ihrer Heimath an der Küste von Malabar zurückkehrenden Tamulen ans Land ausgeschifft werden sollten. Dieselben ziehen alljährlich in großen Schaaren nach Ceylon hinüber, um hier als Arbeiter in den Kaffeeplantagen zu dienen. Nach viermonatlicher Arbeit haben sie sich dort so viel verdient, daß sie, in die Heimath zurückgekehrt, vier Monate von den Ersparnissen gut leben können, nach deren Verbrauch aber eine ebenso lange Periode des Hungers und der Entbehrungen für sie beginnt, die erst beim Wiederbeginn der Plantagenarbeit ein Ende nimmt. Während die Tamulen ausgeschifft wurden, warteten die Reisenden schmerzlich auf die bestellte Schaluppe, um auch das Schiff verlassen zu können, denn für sie als Gentlemen würde es nicht schicklich gewesen sein, in denselben Booten mit den Tamulen an Land zu gehen. Endlich traf das erwartete Schiff ein und da durch die Verzögerung der nach Madura abgehende Zug doch einmal versäumt war, so bot sich Gelegenheit, bis zum anderen Morgen die Stadt anzusehen. Es ist überhaupt eine sonderbare Erscheinung, daß der Engländer, der in London immer so sehr pressirt ist, es in den Kolonien mit der Zeit nicht so genau nimmt.

An Land angekommen, wurden die Reisenden zunächst in einen öffentlichen „Bungalow“ gewiesen; es sind dies große, an den Landstraßen Indiens von den Engländern errichtete Gebäude, welche von einem Eingeborenen beaufsichtigt werden und zur Verfügung europäischer Reisender stehen. Im Inneren enthalten sie nichts, weder Bett,

noch Tisch oder Stuhl, noch Eßvorräthe; nichtsdestoweniger haben diese Unterkunftsräume in früheren Zeiten den in Indien reisenden englischen Familien große Dienste geleistet, welche mit einer Armee von Bedienten in gigantischen Kisten und Kasten allen Comfort und alles zur Befriedigung ihrer herkömmlichen Lebensgewohnheiten Nöthige mit sich führten. Diese Karawanen machten in solch einem Bungalow Station, dann wurden die Matratzen, die Feldstühle, Klapptische, Kinderwagen, Conserven, der Thee, Brandy, die Romane von Walter Scott, die Apotheke und das Schachspiel abgeladen, um anderen Morgens wieder verpackt auf Kameelen, Elephanten oder mit Hilfe von Kulis bis zum nächsten Bungalow transportirt zu werden, — ein wahres Nomadenleben, wobei nur das Zelt durch ein Haus ersetzt ist. Wenn auch die Anlage der Eisenbahnen in dieser Beziehung vieles ändern wird und bereits geändert hat, so sollen doch besonders englische Damen, die mit vielen Bequemlichkeiten zu reisen wünschen, sich gerne der Bungalows bedienen.

In dieser glücklichen Lage sahen sich die Reisenden aber deshalb nicht, weil sie in ihren Mantelsäcken nichts mit sich führten, wodurch sie das an der Ausstattung und Einrichtung der Räume Fehlende nur einigermaßen hätten ersetzen können. Mit Vergnügen verzichteten sie daher auf das ihnen von der Regierung gebotene Unterkommen, und suchten ein portugiesisches Hotel auf, welches allerdings auch nur durch ein bescheidenes Häuschen mit drei Räumen, dem Vorsaal, Eßzimmer und Schlafzimmer, dargestellt wurde; seine sonstige Einrichtung, besonders die Betten, war dem entsprechend gleichfalls äußerst mangelhaft. Bei dem Versuche des Wirthes, auch etwas zu essen vorzusetzen, schien dieser sich vervielfältigen zu wollen; aufs Gerathewohl



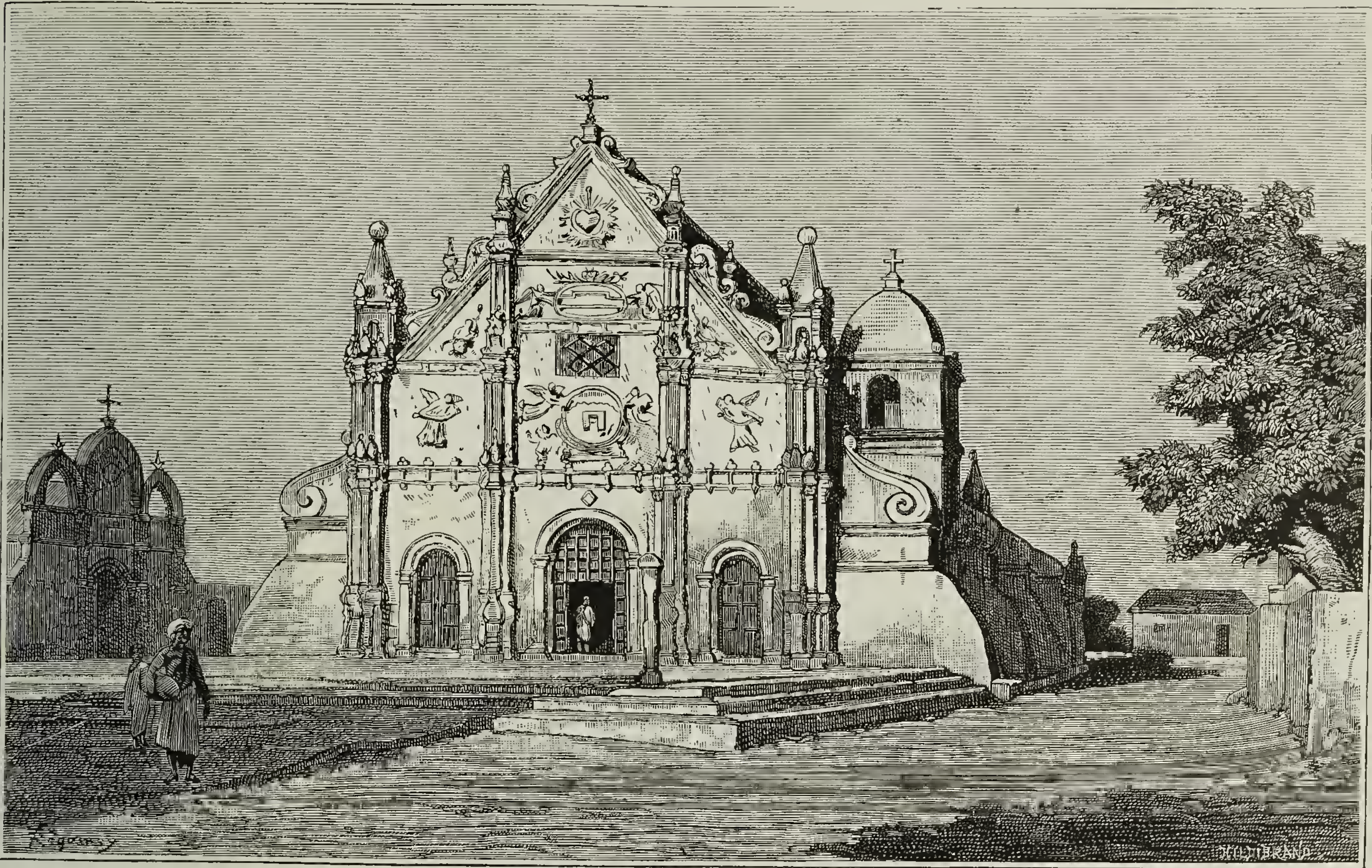
Ruhende Ochsenkarawane.

öffnete er mehrere Conservebüchsen, entkorkte etliche Flaschen mit englischen Saucen und mischte alles mit einer gewissen Behendigkeit ungefähr in der Weise, wie der Maler seine Farben, zusammen. Das Produkt dieser Mischung war natürlich ein völlig ungenießbares und ekelerregendes Etwas. Glücklicher Weise fand sich als Ersatz dafür ein, wenn auch ungesalzenes und halb verbranntes, so doch einigermaßen genießbares Huhn, und zum würdigen Abschluß des Schmauses wurde mit einer gewissen Feierlichkeit eine schwärzliche fette Masse hereingebracht mit der Versicherung, daß auch dieses etwas Eßbares sei. Etwas zaghaft beschlossen die Reisenden das anscheinend einheimische Gericht wenigstens zu kosten, gegen die letztere Bezeichnung aber legte der Wirth Protest ein und bezeichnete das Ding ausdrücklich als ein englisches Gericht. Nach einer nicht ohne Muth ausgeführten Analyse kamen sie zu der Erkenntniß, daß man ihnen den allerdings total verunglückten Versuch eines Puddings hatte vorsetzen wollen.

Am anderen Morgen erhoben sich die Reisenden frierend schon früh von ihrem unbequemen Lager und Guimet trat den Weg in die noch in tiefem Schlummer liegende Stadt an. Unter hohen Bäumen gelagert fand er eine Karawane kleiner indischer Ochsen mit zierlichen Hörnern und einem Höcker in der Form einer phrygischen Mütze über den Schultern. Ihre Treiber liegen schlafend in den erzwungensten und verschrobensten Körperhaltungen dabei, mit ihren mageren Gliedern und der pechschwarzen Haut einbalsamirten Leichnamen gleichend. Man könnte glauben, die Opfer des Vesuv in der Körperhaltung, wie sie ihnen die Verzweiflung aufgezwungen, schon seit Jahrhunderten unter der erstarrten Asche begraben, vor sich zu sehen, oder eine Collection peruanischer Mumien noch ungeordnet wie

im Momente ihrer Auffindung umherliegend, und noch bedeckt mit den weißen Leichentüchern, in die man sie gehüllt hatte.

Die Mumien bewegen sich, öffnen gähnend die Augen, strecken sich niesend und gleichsam die auf ihnen lastenden



Façade der Kirche in Tuticorin.



Straße in Tuticorin.

Jahrhunderte abschüttelnd, erheben sich endlich, hüllen sich fröstelnd besser in ihre Leichentücher ein und kauern dann im Sonnenscheine nieder, damit dessen Wärme das Werk der Auferstehung vollende. Am Rande des Weges steht

eines der rohen Steingerüste, die sich die indischen Straßen entlang vielfach finden und meist dazu dienen, die Last vom Kopfe des Trägers darauf zu legen, so lange letzterer ausruht; wohl mancher Archäologe wird sich durch diese Triumphbogen haben irre leiten lassen und sie mit Denkmälern aus der prähistorischen Zeit verwechselt haben!

Inzwischen gelangte Guimet an der katholischen Kirche an; es giebt nämlich in Tuticorin, welches nach einander im Besitz der Portugiesen, der Holländer und der Engländer war, eine große Anzahl Christen, und außer ihnen nur noch Brahma-Gläubige, keine Buddhisten. Der blendend weiße, häufig erneuerte Kalkbewurf läßt die Kirche äußerlich wie mit Schnee bedeckt erscheinen, läßt aber auch die Formen der zahlreichen Skulpturen fast verschwinden, so daß nur die Umrisse der größeren Figuren noch erkennbar sind, welche in der beliebten indischen Manier tanzende Götter darzustellen scheinen. Der dem 18. Jahrhundert angehörende Styl ist ein Kompromiß zwischen spanischen und portugiesischen Eigenthümlichkeiten mit gewissen, den Hindutempeln entnommenen Details; zu letzteren gehört die Anordnung von Kapellen rings um den Hof herum und, um die Aehnlichkeit zu vermehren, findet sich in einer Ecke des Hofes ein massiv hölzerner Wagen mit schwerfälligen Rädern und in der Form einer umgekehrten Pyramide, völlig den an der Pforte der indischen Tempel stehenden Wagen gleichend, auf welchen die Bildnisse von Kâlî und Wischnu durch die Stadt gefahren werden. In ähnlicher Weise dient der erwähnte Wagen des christlichen Tempels dazu, beim Frohnleichnamsfeste das heilige Sakrament in der Prozession zu tragen. Diese Aehnlichkeit von katholischen und brahmanischen Bräuchen mag auch die Ursache gewesen sein, daß Vasco de Gama Christen vor sich zu haben glaubte, als er in Indien anlangend zum ersten Male einen Hindu-Tempel betrat; mußte ihm doch in den Grundzügen der brahmanischen Religion, in der Einrichtung der Tempel, der Tracht der Priester, dem Ritus, der Bezeichnung der Gottheit, eine gewisse Aehnlichkeit mit der christlichen Religion auffallen.

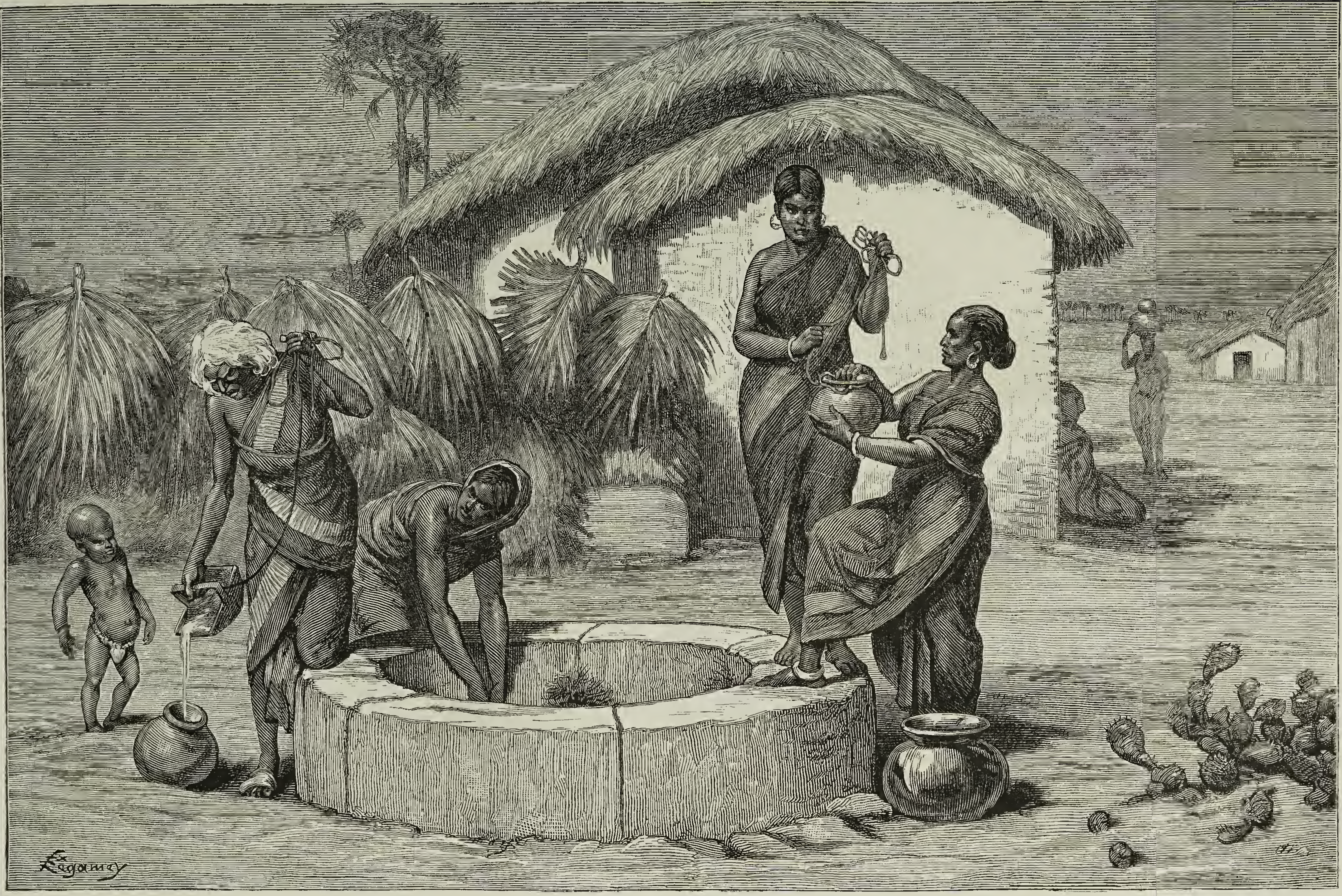
Beim Eintritt in die Kirche fand Guimet den Vergleich noch mehr berechtigt; ihr düsteres Innere, kaum erhellt durch das von den offenen Thüren aus eindringende Tageslicht, gleicht den dunkelen Tiefen indischer Heiligthümer; der Boden ist mit feinem Sande bedeckt, auf welchem die Eingeborenen, in weiße Stoffe gehüllt, kauernd ihre Andacht verrichten; aus dem Dunkel des Hintergrundes leuchtet der vergoldete Altar hervor mit dem eigenartigen Glanze, welchen auch der Heiligenschein um die Häupter der indischen Dreifaltigkeit ausstrahlt. Hier und da sieht man im Sande spielende Kinder, einzelne davon ein silbernes „Heiliges Herz Jesu“ am Unterleibe tragend; Kühe, die man mit den indischen heiligen Rindern verwechseln könnte, und Ziegen gehen dreist ein und aus, ohne im Mindesten die Betenden in ihrer Andacht zu stören. Neben dem Beichtstuhle warten einige christliche Frauen aus dem Volke, ihrer Erscheinung nach den indischen Bajaderen gleichend, auf den Priester, der eben eintritt, bekleidet mit einem weißen Gewande wie ein Anbeter des heiligen Feuers.

Um Einiges über Land und Leute zu erfahren, suchte Guimet das Pfarrhaus auf und wurde hier von einem jungen Priester der Mission zu Goa empfangen. Obgleich sich als Portugiese gerirend, war er offenbar Nubier, mit regelmäßigen Zügen, prächtigen Augen und ebenholzfarbenem, durch die Weiße seines baumwollenen Gewandes noch mehr hervorgehobenem Teint. Bemerkenswerth ist, daß die portugiesischen Mestizen dunkelfarbiger sind, als die Indier des Dekhan, eine Thatsache, die sich daraus erklärt, daß die Portugiesen nach der Besitznahme der Küste von Malabar nur wenig Beziehung zu der rein indischen Rasse im Inneren der Halbinsel unterhielten; nur hier hat sich deshalb jene rein erhalten, während die Stämme an der Küste zunächst durch afrikanische (?) Völker verdrängt, oder absorbirt, dann von den Muselmännern unterjocht und schließlich durch Vermengung mit Portugiesen mehr oder weniger freiwillig verändert wurden. Aus demselben Grunde begegnet man auch den prächtigen Brahmanentempeln nur noch im Dekhan selbst, da die fremden Eroberer entlang der Küste alle religiösen Bauwerke alten Glaubens zerstörten. Noch bevor der Schrecken der Inquisition von Lissabon nach Goa gelangte, um die Indier durch dasselbe entsetzliche Verfahren wie vordem die Juden in Portugal dem Christenthume zuzuführen, war der Brahmanismus in den unterworfenen Provinzen schon vernichtet: Souza ließ alle Pagoden an der Küste von Malabar zerstören und erwürgte die, welche weinend auf den Trümmern ihrer Tempel saßen; Nuno da Cunha ließ alle Bewohner der Insel Damam über die Klinge springen. Das Volk Ceylons wurde mit gräßlicher Grausamkeit behandelt und nur die Schwierigkeit des weiteren Vordringens hat die Bewohner des inneren Indiens vor dem Schicksal ihrer Landsleute bewahrt.



Kleines Mädchen aus Tuticorin.

Die Belehrungen seitens des jungen Priesters waren nur sehr mangelhaft, da dieser nichts als die Landessprache verstand; dagegen erfuhr Guimet von einem italienischen Missionar, der von einer jahrelangen Thätigkeit unter den Rothhäuten Amerikas über Indien heimkehrte, Einiges von lokalem Interesse, nämlich die Geschichte eines religiösen Propheten, der nach Begründung einer Sekte 1848 starb. Mit Namen Muttukutti, wohnte dieser nahe dem Cap Comorin im Gouvernement Travancore, dessen Radschah nebenbei gesagt



Frauen am Brunnen (Tuticorin).

der Diebeskaste angehört; sich für die personificirte Gottheit ausgebend, setzte er seine Religion aus etwas Geisterkultus, etwas Brahmanismus und ein wenig Christenthum zusammen. Durch Vollbringung von Wundern sammelte er Reichthümer, hatte zahlreiche Schüler und sechs Frauen; noch jetzt besteht sein Kultus in Form gewisser Gesänge und Tänze in einigen Ortschaften fort. Eine Specialität von ihm war die Heilung der Cholera durch religiöse Tänze, ein Heilmittel, welches er öfter mit Erfolg angewendet haben soll. Nichts fehlte zur Vermehrung seines Ruhmes, — er wurde sogar öfter ins Gefängniß geworfen.

Sich von dem Missionar verabschiedend, begab sich Guimet in die Stadt oder vielmehr in die sandigen, von geraden Hüttenreihen gebildeten Straßen. Die aus Erde aufgeführten Wohnungen sind weiß oder gelb getüncht und mit Blättern der Fächerpalme gedeckt, die bald wie Ziegel über einander gelegt, bald zu dichten Bündeln unter einander verbunden werden. Einzelnen dürftigen Palmengärten



Bettelmönche in Tuticorin.

gelingt es nicht, die trostlose Landschaft etwas zu beleben, und an jedem Straßenende glaubt man den Anfang der Wüste zu erblicken. Auch die Bewohner, nur dürftig bekleidet, machen keinen freundlichen Eindruck, die Männer mit ihren grimmigen Mienen, die Kinder mit aufgetriebenem Leibe und kränklichem Aussehen; nur die Frauen in ihren malerisch drapirten Gewändern dürfen auf wahre Schönheit Anspruch machen.

Da zieht ein Stadttheil mit senkrecht roth und weiß gestreiften Häusern die Aufmerksamkeit auf sich, es ist die heilige Vorstadt, wo die Wohnungen der Brahminen und ihrer Familien und die Tempel stehen; aber es ist nicht leicht, letztere als solche zu erkennen. Eine große, gleichmäßig roth und weiß gestreifte Scheune stellt zunächst den Tempel des Siva dar, der daneben stehende, etwas luxuriösere ist dem Pulnar (der populäre Name für den einen Elephantenkopf tragenden Ganesa) geweiht. Dieser Gott zweiter Ordnung ist entschieden der Günstling der Hindu; sein

sorgsam mit Oel benetztes Bildniß findet sich an allen Kreuzwegen und seine Kapellen sind zahlreicher als die anderer Gottheiten vertreten. Trotzdem ist es schwer, die Mythe von Ganesa richtig zu deuten, der Zweck seines Daseins soll der sein, Weisheit zu verleihen und demgemäß Handels- und Ackerbau-Unternehmungen gelingen zu lassen. Vom Eingange aus waren noch einige Götzenbilder mit Vogel- und Affenköpfen sichtbar, aber ein weiteres Eintreten in den Tempel wurde dem Reisenden streng verwehrt und von einigen Hitzköpfen sogar mit dem Tode bedroht. Unter solchen Umständen wäre es unklug gewesen, den Eingeborenen zu trotzen, die ja sonst keinem Europäer etwas zu Leide thun, wenn er nur ihren Glauben respektirt. Ein letzter Blick auf die als Tempel dienenden langen Gebäude hin zeigte Guimet noch die über deren Mitte sich emporwölbenden reich ornamentirten Kuppeln.

Nach dem Scheitern seiner Forschungsversuche auf dem Gebiete des Brahmanismus beschloß Guimet, sich mehr auf den Buddhismus zu verlegen und begab sich in das Polizeigebäude, auf dessen Hofe man der Erzählung nach ein prächtiges steinernes Exemplar eines Buddha bewundern konnte. Aber in dem Hofe waren statt der erwarteten Buddhastatue auf einem Sockel nur die leeren Käfige zu sehen, in denen man die Verbrecher den Augen des Publikums bloßstellt. Dem herantretenden, englisch redenden Polizei-Kommissär erklärte Guimet den Zweck seines Besuches, worauf jener lächelnd mit den Worten „der Buddha thut hier Buße" auf einen dunkelen Winkel wies, wo gleich neben einem Düngerhaufen ein prachtvoller Granitblock mit den herrlichsten Skulpturen lag. „Dieser Gott ist ein Uebelthäter, setzte er hinzu, er stiftete Zwietracht und Aufruhr an, deshalb ist er hierher geschafft worden. Als man ihn 6 Meilen von hier auffand, glaubte man, daß er einen hübschen Schmuck eines der Plätze von Tuticorin bilden werde, und errichtete ihm deshalb im katholischen Viertel ein schönes Piedestal. Aber die christlichen Priester widersetzten sich der Aufstellung eines indischen Götzenbildes und so oft es auch aufgerichtet wurde, so oft fand man es anderen Morgens wieder umgestürzt. Um das Volk zu beruhigen, wurde der Sockel wieder entfernt und die Statue in das Brahmanenviertel herübergebracht, wo es ihr aber eben so schlimm erging, weil die Verehrer Pulnar's sich gleichfalls gegen die Aufstellung derselben auflehnten. Da blieb schließlich nichts anderes übrig, als den Buddha hierherzubringen, von wo ihn die Archäologen von Madras reklamirt haben, um ihm demnächst ein Plätzchen in einem großartigen Museum anzuweisen."

Es wurde inzwischen Zeit, an die Abreise zu denken; bei der Rückkehr in das Hotel traf Guimet seinen Reisegefährten Régamey wieder, der seine Zeit mit der Anfertigung einiger Zeichnungen verbracht hatte: die eine stellte indische Frauen am Brunnen Wasser schöpfend dar, die andere eingeborene Bettelmönche; die Frauen sind wundervoll, die Mönche erschrecklich. Erstere, von regelmäßigem schönem Typus, in Gewänder gehüllt, gleich antiken Statuen, mit Kleinodien bedeckt, gießen in eherne Krüge das aus dem Brunnen geschöpfte Wasser; die Bettelmönche, in der Hand eine mit Vorhängeschloß und Heiligenbild versehene Almosenbüchse tragend, gehen unsicheren Schrittes einher, denn einer von ihnen ist blind; ihr Aussehen wie Heulderwische steht nicht mit ihrem weißen Gewande und dem Bischofsmäntelchen im Einklange: ein seltsamer Kontrast, diese als Priester verkleideten Fakire und jene Frauen mit den reinen Formen!

Auf dem Bahnhofe wartete der Zug nur noch auf unsere Reisenden, deren Mitfahrt man aus dem vorausgesandten Gepäck geschlossen hatte. Mit dem feierlichen Schritte von Hohenpriestern, die Gepäckstücke auf dem Kopfe tragend, gingen die Beamten die ganze Länge des Zuges entlang von einem Ende zum anderen und wieder zurück, um ein unbesetztes Coupé zu finden, ein Gepäckwagen existirt eben nicht. Endlich wurde ihren Wanderungen dadurch ein Ziel gesetzt, daß das für die Reisenden reservirte Coupé aufgefunden wurde, worin sie es sich mit allem ihrem Gepäcke bequem zu machen suchten.

Sitten und Bräuche der Ilocanen (Luzón).

Nach I. de los Reyes, Ando und I. Javier (Folk-Lore ilocano) von **F. Blumentritt**.

I.

Herr Isabel de los Reyes, selbst ein ilocanischer Malaye, veröffentlicht seit einiger Zeit in den Journalen Manilas, speciell in der „Oceana española" alle Sagen, Sitten und abergläubischen Gebräuche seiner Landsleute. Dies ist um so höher anzuschlagen, als die Ilocanen, ebenso wie die anderen farbigen Eingeborenen des Archipels, dem Weißen gegenüber nur höchst ungern, vielleicht gar nicht etwas von ihren eigenthümlichen Anschauungen &c. verrathen, weil sie besonders vor dem Lächerlichwerden eine große Furcht besitzen, andererseits aber Scheu tragen, durch Ausplaudern ihrer aus der heidnischen Zeit stammenden Bräuche und Mythen mit dem Pfarrer in Konflikt zu gerathen. Die Ilocanen sind nämlich, wie alle Küstenmalayen Luzóns, schon seit den Tagen der Conquista katholische Christen, was aber freilich nicht verhindert, daß noch heute sich heimlich Reste ihres alten Glaubens erhalten haben, was kein Wunder ist, denn wir Deutsche haben nach mehr als elf Jahrhunderten noch immer in unseren Bauernfesten &c. genug von der Religion der Altvorderen konservirt. Da naturgemäß die Pfarrer bemüht sind, die Erinnerung an die alten Kulte vergessen zu machen, da ferner die Indier (d. h. die christlichen Malayen der Philippinen) seit Jahrhunderten gewohnt sind, in dem Pfarrer ihren einzigen und fast allmächtigen Beschützer vor den Chicanen gewissenloser Beamten zu sehen, so ist es kein Wunder, daß dieselben ihre Geheimnisse dem fragenden Weißen nicht mittheilen wollen. Es ist daher ein wahres Glück, daß die Ilocanen in Don Isabel de los Reyes einen ebenso hochgebildeten, wie vertrauenswürdigen Interpreten ihrer Mythen und Volksbräuche gefunden haben; ein Glück ist es zu nennen, denn der lebhafte Aufschwung, den die Philippinen seit einer Reihe von Jahren genommen

haben, läßt mit Sicherheit ein rasches Schwinden der Eigenthümlichkeiten und Sonderheiten der einzelnen Stämme des Archipels voraussagen.

Bemerkenswerth ist vor allem Anderen die Notiz, welche ein Landsmann des Dr. Reyes, ein gewisser Ando, über die Religion der Ilocanen in den Zeiten vor der Conquista demselben einschickt. Ando schreibt: „Unsere Bauern bezeichnen mit Apo (d. h. Herr) und mit dem Gott oder dem Attribut heilig den Mond, die Sonne, die Erde, den Reis, das Salz, überhaupt alles, was dem Menschen sich als nützlich erweist. Daraus ziehe ich den Schluß, daß die alten Ilocanen nicht das Idol Anito anbeteten, welches nach dem Zeugnisse der Geschichtsschreiber in der Zeit der Ankunft der Spanier sich göttlicher Verehrung erfreute. Die Ilocanen der niedersten Altersstufe, welche unbeeinflußt von jeglicher Civilisation mitten in ihren Reispflanzungen für sich leben, nennen Anito jene abergläubischen Vorstellungen der Chinesen (Ahnengeister?), welche ihnen selbst als außerordentlich komisch und lächerlich erscheinen. Daraus ist zu ersehen, daß die alten Ilocanen eine andere Vorstellung von der übernatürlichen Welt besaßen, als es der Anitokultus mit sich bringt."

Die Irrthümer und falschen Schlüsse des Sr. Ando lassen sich leicht zurückweisen oder ad absurdum führen. Es ist vor allem unrichtig, daß die alten Chronisten von der Verehrung eines Anito erzählen. Dann ist ja eben der Apo, wie der Apu der Igorroten doch nichts anderes als der oberste der Anitos oder der Stammheros; der Apu der Igorroten ist ja der Herr der Ani-anis (d. h. Anitos oder Manen), durch deren Vermittelung er mit den Menschen in Verkehr tritt [1]). Daß die Ilocanen unter der tagalischen Bezeichnung Anito etwas anderes verstehen, als die Tagalen selbst, ist nicht auffällig, ebensowenig wie dies mit dem Vergessen des Ahnenkultus bei den modernen Ilocanen der Fall ist. Jedenfalls ist Herr Ando, wenngleich selbst ein Ilocane, doch durch mangelnde Vorbildung und Gelegenheit nicht vermögend, die Angaben der alten als verläßlich erprobten Chronisten über den Haufen zu werfen, zumal er sich auch sonst starke Blößen giebt, indem er den Ilocanen eine ganz eigenartige Stellung und besondere Abkunft vor allen anderen Stämmen Luzóns zu vindiciren sucht, eine Ansicht, die zuerst von Dr. Isabelo de los Reyes vielleicht aus nationaler Eitelkeit mit Begeisterung acceptirt wurde, von welcher er aber jetzt nach ruhigerer Erwägung und Studium der diesbezüglichen Litteratur nichts wissen will. Die leider etwas vagen und unbestimmten Andeutungen Ando's über die „Heiligsprechung (wenn ich mich so ausdrücken darf)" der Reisfelder &c. erinnert an M. Uhle's anregende Abhandlung: Proserpinen im Malayischen Archipel (Ausland 1884, S. 34), und wer übrigens Dr. G. A. Wilken's so überaus interessante Memoiren über den Ahnenkultus gelesen hat, wird gewiß, wenn auch die Angaben der alten Chronisten nicht existiren, die Ueberzeugung gewinnen, daß bei der nahen Verwandtschaft der Ilocanen mit allen dem Seelenkultus huldigenden Bruderstämmen eine andere Religionsform als diese in Ilócos kaum existirt haben dürfte, daher kein Grund zu einer Abweichung von der allgemein im philippinischen Archipel herrschenden Kultform ersichtlich zu machen wäre. Sr. Ando vergißt auch zu sagen, was er und seine Landsleute unter jenem Gott und heilig verstünden; denn ich kann ja auch den Anito einen Gott nennen, der von den übrigen „Göttern" sich nur dadurch unterscheidet, daß seine Abstammung vom Menschen mehr oder minder genau bekannt ist. Mit seiner Ansicht wird Sr. Ando daher kein Glück haben; ich führe sie hier nur an, weil es interessant ist zu erfahren, was die heutigen Ilocanen sich von der Religion der Altvorderen bewahrt haben. Man sieht aus jener, nach meiner Ansicht etwas zu mageren Notiz, daß nur dürftige Ueberreste jenes Glaubens sich erhielten, doch werden wir im weiteren Verlaufe dieses Artikels Gelegenheit haben, aus den Mittheilungen des Herrn De los Reyes eine Anzahl von Belegen anzuführen, welche das, was sein Landsmann Ando behauptet, als nichtig erweisen.

Ehe ich aber hierzu übergehe, erlaube ich mir eine Bemerkung, welche eigentlich, streng genommen, nicht hierher gehört. Sr. Ando begleitet seine Notiz über die ilocanische Religion mit einem Ausfalle gegen die Chronisten der Conquista, obwohl er nur wenige derselben gelesen zu haben scheint. Diese Gereiztheit gegen die alten spanischen Geschichtsschreiber ist mir schon einige Male beim Lesen von Schriften philippinischer Farbiger, ja mitunter auch der Kreolen aufgefallen, so daß man es nicht mit einem einzelnen Falle, sondern einer allgemeinen Erscheinung zu thun hat. Ich kann mir diese Animosität nur in der Weise erklären, daß die Indier und Mestizen, in naivem Chauvinismus befangen, den alten Chronisten es nachtragen, daß sie ihre Altvorderen als unverbesserliche Piraten und Sklavenjäger schildern und von deren laxer Moral uns ein so wenig erbauliches Bild hinterlassen haben; hinc illae lacrimae. Es haben eben wenige Völker jene, von unseren eigenen Chauvinisten uns mit Unrecht vorgeworfene Objektivität, mit welcher wir Deutsche die Nachrichten über die Händelsucht und Beutelust unserer Ahnen acceptiren; da haben die Franzosen es besser verstanden, alle Flecken an dem Bilde des alten Galliers zu überkleistern, während die Slaven, speciell die Czechen die „Taubennatur" ihrer Vorfahren derart in den Himmel erheben, daß die anmuthige Dichtung beinahe zur Selbstironie wird. Wenn dies bei uns Europäern angeht, warum sollten die philippinischen Indier und Mestizen anders denken? Sie acceptiren bereitwillig alles Schmeichelhafte, was die Chronisten von den Indiern [1]) der Conquista erzählen, die Kehrseite der Medaille wird aber als falsche Münze angesehen und zurückgewiesen. Viel mag zu diesem Vorgehen die heimliche [2]) Lektüre der Schriften Rousseau's beigetragen haben. Es ließe sich über dieses Thema noch Einiges sagen, doch will ich mich für heute mit dieser Andeutung begnügen.

Die ilocanischen Bauern, mitunter auch die niederen Klassen der Städtebewohner glauben an die Existenz von gewissen Wesen, welche von ihnen Caibaan genannt werden. Dieselben sehen wie Menschen aus, besitzen Weiber und Kinder. Bald leben sie in abgesonderten Gemeinschaften unter sich, bald verstreut unter den übrigen Menschen. Um sich nach Wunsch und Bedarf unsichtbar machen zu können, bedienen sie sich eines Zaubermantels, also einer Art Tarnkappe. Diese kann von den Caibaanen (oder Quibaanen) auch gewöhnlichen Sterblichen verliehen werden, was besonders geschieht, wenn ein Caibaan sich in

---

[1]) Man vergl. meine Abhandlung: Der Ahnenkultus und die religiösen Anschauungen der Malayen des Philippinen-Archipels (Mitth. d. Wiener geogr. Ges. 1882), S. 161. Nebenbei bemerkt, heißt in einigen philippinischen Dialekten Apo oder Apu soviel als Großvater oder Ahne.

[1]) Die Spanier nannten anfangs alle, nicht dem Islam zugethanen Eingeborenen der Philippinen Indier; heute versteht man im Allgemeinen unter diesem Namen die christlichen Malayen.

[2]) Auf den Philippinen existirt noch die unter der Oberaufsicht der Geistlichkeit stehende Präventiv-Censur.

ein irdisches Weib verliebt und bei demselben Erhörung findet. Sie sind große Künstler auf allen Musikinstrumenten, insbesondere auf der Violine und dann auch auf der Harfe. Durch Ausübung ihrer Kunst suchen sie sich die Zuneigung der Menschen zu gewinnen, insbesondere des weiblichen Geschlechts. Zu letzterem Zwecke bedienen sie sich auch ihrer eigenen körperlichen Reize, zu welchen ihre Zähne zu zählen sind, welche ein eigenthümliches Licht ausstrahlen, das die Frauen bezaubert. Damit dieses wunderbare Gebiß besser zur Geltung käme, hat die Natur sie mit stark aufgestülpten Lippen, ihrem besonderen Erkennungszeichen, versehen, welche nicht zusammenschließen. Wer mit der Freundschaft eines Caibaan beglückt ist, muß stillschweigen, wenn bei den Besuchen seines unheimlichen Gastes ihm Sachen verloren gehen, noch darf er danach suchen, sonst streut der Caibaan ein Pulver in die Hütte, das seinen Bewohnern Krankheiten zuzieht, die durch keine menschliche Kunst wieder geheilt werden können. In einem solchen Falle bleibt den Erkrankten nichts anderes übrig, als durch das Gebet Pacaoaoanennac cadi apo (Verzeihe mir, o Herr!) Rettung zu erflehen. Wie aus dieser Formel zu ersehen ist, erfreuen sich die Caibaanen des Attributs Apo, d. h. nach Sr. Ando so viel als Gott. Die ganze heutige Gestaltung der Sage erschwert eine sichere Deutung, die Verdunkelung der ursprünglichen Mythe ist eben zu stark, doch läßt jene gewiß uralte Anrufungsformel den Schluß zu, daß die Caibaanes (welche jetzt auf den von den Spaniern erst eingeführten Violinen spielen!) einst zu den Gottheiten der Ilocanen gehört haben. Ich will eine nähere Erörterung der Caibaansage deshalb unterlassen, weil ich hoffe, noch weitere Notizen hierüber zu erhalten, und werde mich deshalb referirend verhalten. Ich habe schon berichtet, daß die Caibaanen sich in irdische Weiber verlieben; solche Frauen haben es sehr gut und führen ein sorgenloses Leben: in ihre Tarnkappe gehüllt, stehlen sie unbemerkt alles, was sie wünschen und brauchen. Stirbt so ein Caibaan (denn sie sterben ebenso wie andere Menschen), so trauert die Wittwe, indem sie ein Gefäß mit Salz gefüllt mit sich trägt. Als Erbe erhält sie von den Anverwandten des dahingeschiedenen Caibaan alle seine Güter zum Eigenthum. Der Glaube an die Caibaanes ist besonders in der Provinz Ilócos Norte verbreitet.

Wie bei allen Küstenmalayen Luzóns und der Bisayas-Inseln sind auch die Ilocanen große Freunde des Hahnenkampf-Sports; kein Wunder daher, daß in ihrem Aberglauben der Hahn eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Wenn in der Nacht die Hähne sich rühren oder gar krähen, dann darf Niemand es wagen, sich nach dem Hühnerstalle zu begeben, um dort nach der Ursache der Unruhe zu forschen, denn es erscheinen da böse Unholde, die sogenannten Sangcabaguies, um das Geflügel sich zu holen. Es wird erzählt, daß einmal ein armer Bauer, als er vom Hühnerstalle her das Krähen der Hähne vernahm, sich aufmachte, um einen etwaigen Dieb zu ertappen; kaum aber hatte er sich von seinem Lager erhoben, als der Unglückliche zu Boden sank. So rächten sich die Sangcabaguies für die Störung ihres nächtlichen Treibens [1]). Ueber diese hier erwähnten Unholde Sangcabaguies werde ich des Näheren berichten, sobald die mir zugesicherten, eingehenden Berichte eingetroffen sein werden. Wenn mit dem Eintritte der Dämmerung das Hühnervolk sich auf seine Bäume und Steige zur Ruhe begiebt, pflegen die Hähne zu krähen, was natürlich bei der Eifersucht dieser Vögel zu einem großen Concerte Anlaß giebt. Geschieht es aber, daß hierbei nur ein einziger Hahn kräht, ohne daß ein anderer ihm antwortet, dann glauben die Bewohner der Provinz Ilócos Norte, der Hahn verfluche seinen Herrn; er wird deshalb sofort abgeschlachtet, damit der Fluch nicht in Erfüllung geht. In derselben Provinz herrscht der Glaube, daß der Hahn, welcher mit zu Boden gesenktem Kopfe ein heiseres Geschrei ausstößt, ebenfalls seinem Herrn Unheil ankrähe; in diesem Falle verschont man aber das Leben des Unglücksvogels, man begnügt sich damit, ihn mit einem Stocke oder durch einen Steinwurf aus seiner Stellung zu scheuchen, wodurch die Wirkung des Fluches aufgehoben wird Wenn die Henne ihre Eier ausgebrütet hat, nimmt man sie mit ihren Küchlein und trägt sie mit dem Brutneste herum, wobei man die Henne alle anwesenden Personen zwicken oder wenigstens berühren läßt, damit sie es lernt, ihre Küchlein zu vertheidigen. Unterläßt man diese Ceremonie, so wird die Henne feig, läßt ihre Küchlein im Stiche oder kümmert sich gar nicht um dieselben.

Der Schweinekauf liegt den alten Frauen ob. Wenn diese sich auf den Markt begeben, vermeiden sie es, Tabak zu rauchen oder Betel zu kauen, denn dieser Verzicht auf den gewohnten Genuß ist unerläßlich, weil sonst das Schwein die Hofhühner auffressen würde. Mit dem gekauften Borstenvieh zu Hause angelangt, bereiten die Frauen ein üppiges Mahl und sprechen den vorgesetzten Speisen und Getränken wacker zu, damit das Schwein jederzeit einen guten Appetit behalte und recht fett werde. Eben so wenig darf geraucht oder Betel gekaut werden, wenn eine Katze gekauft wird. Es liegt dann der Bäuerin ob, vor den Augen der neuerworbenen Katze auf einen Baum zu klettern, damit die Katze ebenfalls eine gute Kletterin wird und alles schädliche Gethier erfolgreich jagen kann. Auch beim Kuhkauf darf nicht geraucht werden, damit nicht das Thier sich vom Halfterbande losreißt und in die Wildniß entläuft. Dasselbe Verbot des Rauchens gilt, wenn man einen Hund kaufen will, der die Hühner in Ruhe läßt und sie nicht beständig von ihren Brutnestern aufscheucht. Ein solcher Hund wird denn mit der Schnauze gegen die Hühner gestoßen, ebenso an alle Bewohner des Hauses; dies soll auch bezwecken, daß der Hund nicht unaufhörlich belle und knurre. Doch existiren gerade über die Wirkung dieser Ceremonie die verschiedensten, ja diametral entgegengesetzten Ansichten nicht nur in Ilócos Norte, sondern auch in den anderen Theilen Luzóns, wo Ilocanen wohnen. Von dem Schweine sagen sie ferner, daß es die Macht besäße, seinem Besitzer Unheil und Unglück zu bringen. Zum Glück kann man bei sorgfältiger Hut der Thiere alle Gefahr hintanhalten, denn nur dann kann das Schwein seinem Herrn Verderben an den Hals schaffen, wenn es sich vor die Leiter des Hauses legt. Die Hütten der Ilocanen stehen nämlich auf Pfählen, um das Eindringen der Bodenfeuchtigkeit in das Innere der Behausung zu verhindern, man gelangt also nur mittels einer Leiter in das Innere der Hütte. Findet man nun ein Schwein in jener ominösen Position vor, dann muß man es wegtreiben und noch tüchtig herumjagen, mit welcher Procedur der böse Zauber schwindet. Von der Zähigkeit des Katzenlebens wissen die Ilocanen ebenso gut zu erzählen, wie die anderen Völker der Erde; sie behaupten, die Katze hätte neun Leben. Soll die Katze in ein anderes Haus übertragen werden, so steckt

[1]) In Vigan, der Hauptstadt der Provinz Ilócos-Sur, hat man eine andere Anschauung über das nächtliche Krähen der Hähne. Hier sagt man, daß ein solches Ereigniß mit dem Todesfalle eines Verwandten oder Freundes zusammenhinge. Don Alejandro Guichot y Sierra bemerkt, daß die Portugiesen Aehnliches glauben. In Portugal nämlich sagt man, daß, wenn ein Hahn viermal vor Mitternacht krähe, Jemand aus der Verwandtschaft bald sterben würde.

man sie in einen dichten Sack, um zu verhindern, daß sie nach ihrer früheren Heimstätte zurückkehre. In Ilócos Sur werden die Jungen einer Hündin, die zum ersten Male geworfen hat, im nächsten Wasserlaufe ertränkt, weil sie buisit, d. h. unheilbringend, wären; im nördlichen Ilócos dagegen widmet man dem ersten Wurfe eine besondere Aufmerksamkeit. Sobald die Hündchen fressen können, wird ihnen Speise vorgesetzt; während sie sich atzen, wird auf Trommeln höllisch gewirbelt, auf diese Weise werden sie einst wachsame, jederzeit bellende Hunde werden. Angeblich läßt man sie auch in einen Skorpion hineinbeißen oder denselben im Maule herumtragen, um sie zu muthigen Thieren heranzuziehen.

Als Unglücksvogel gilt die Eule; ihr Gekrächze kündigt Krankheiten an, weshalb die Ilocanen in große Angst gerathen, wenn in der Umgebung ihrer Hütte sich ein solcher Vogel hören läßt. Aber auch andere Vogelarten können dem Menschen unter Umständen ein Augurium bringen. So wird es Niemand wagen, einen Vogel, der sich in das Innere eines Hauses verirrt hat, zu haschen, weil er sonst in Krankheit und Ungemach verfallen könnte. Man begnügt sich damit, mit dem Auge ängstlich den Weg zu verfolgen, den der Vogel durch die Gemächer der Hütte nimmt; geht der Flug über die Lagerstatt eines der Bewohner des Hauses oder in ein Zimmer, das nur von einer Person eingenommen wird, so muß der Betreffende bald sterben. Je kleiner der Vogel ist, desto größer die Gefahr. Vielleicht ist dies ein Ueberbleibsel jenes alten Glaubens, der den kleinen Vogel Tic-tic als Begleiter böser Dämonen erscheinen ließ, welche es aber nicht auf alle Menschen, sondern nur auf kreisende Frauen und neugeborene Kinder abgesehen hatten. Das Vogel-Augurium ist überhaupt im östlichen Theile des indischen Archipels verbreitet, auf Mindanao z. B. ist es eine Taube (Limocon), die Glück oder Unglück verkündet; doch wird im Allgemeinen mehr auf das Geschrei, weniger auf die Flugrichtung Rücksicht genommen.

Die Furcht vor dem Tode läßt den Ilocanen keine Ruhe; sie spähen deshalb nach Anzeichen, welche ihnen den Eintritt jenes schrecklichen Ereignisses prophezeien. Einige solche „Zeichen" haben wir bereits kennen gelernt, es giebt aber deren noch viel mehr. Ein Kranker ist dem Tode nahe, sobald er sich die Nägel putzt (bei den Spaniern gilt jeder Schwerkranke für unrettbar verloren, welcher den Wunsch ausdrückt, sich anzukleiden). Ebenso wird jener bald sterben, der sich todt stellt. Man darf sich auch nicht bei Tische auf die Arme stützen und hierbei den Kopf auf den Händen ruhen lassen, sonst bringt man den älteren Frauen des Hauses baldigen Tod; in anderen Gegenden bedroht man durch diese Körperstellung sein eigenes Leben. Wer in der Nacht sich die Haare kämmt, wird die Mutter bald verlieren. Wenn der Chacon (Platydactylus guttatus Cuv.) sein Geschrei ausstößt, so gebe man gut Acht, denn so viel Schreie er ausstößt, so viel Jahre hat man noch zu leben; verbreiteter aber ist die Ansicht, der Chacon zeige durch die Zahl seiner Schreie an, wie alt er selbst wäre.

Land und Leute im Damara- und Namaqua-Gebiete.

Von Lieutenant **Siegmund Israël.**

I.

Unsere Expedition wurde bekanntlich im vergangenen Sommer mit der deutschen Korvette „Elisabeth" zunächst nach Angra Pequena gebracht, wo dieselbe am 6. August eintraf und am folgenden Tage in Gegenwart der Mannschaften des genannten Schiffes und der Korvette „Leipzig" die Proklamirung des deutschen Protektorates stattfand. Die Mitglieder der Expedition hatten auf einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Angra Pequena gerechnet, den sie zu einer Untersuchung der Umgegend verwenden wollten; allein schon am 10. August langte das Kanonenboot „Wolf" daselbst an, mit welchem die Herren die Fahrt nach Sandwich Harbour und Walfisch Bay fortsetzen mußten, weil sich ihnen keine andere Reisegelegenheit bot. Die Abreise erfolgte so schnell, daß die Expeditionsmitglieder nicht einmal ihre sämmtlichen Koffer mitnehmen konnten. Am nächsten Nachmittage traf die Expedition, welche den Chemiker Belch in Angra Pequena zurückgelassen hatte, da derselbe den Weg über Bethanien nach dem Damaralande einschlagen wollte, in Sandwich Harbour ein, wo den dort anwesenden Vertretern zweier Kapstädter Fischereigesellschaften die Absicht, am folgenden Morgen die deutsche Flagge dort aufhissen zu wollen, mitgetheilt wurde. Nach Beendigung der Ceremonien blieb der „Wolf" noch 24 Stunden im Hafen, um dann mit den Herren Dr. Höpfner und August Lüderitz nach Walfisch Bay abzudampfen, während ich den Weg zu Lande zurücklegen sollte und Herr Wegener, theils in geschäftlichen Interessen der Bremer Firma, theils um etwa in Sandwich Harbour eintreffenden englischen Kriegsschiffen Mittheilung von der Uebernahme des deutschen Protektorates zu machen, dort zurückblieb. Von Walfisch Bay segelte der „Wolf" dann nach dem Zwakop-Flusse, um an der Grenze der Bay den deutschen Flaggenmast aufzustellen, was, da dies in der Mitte des Flusses mißlang, am rechten, nördlichen Ufer geschehen mußte, und schließlich nach Kap Frio, um auch am nördlichsten Punkte die deutsche Flagge zu entfalten.

Die Expedition traf mittlerweile in Walfisch Bay ihre Vorbereitungen für den Marsch nach dem Inneren; es wurden Wagen, Ochsen und Treiber engagirt und außer den Eingeborenen ein praktischer Bergbau-Ingenieur, Namens Spengler, und ein früherer bayerischer Unterofficier, Namens Wiesel, der längere Zeit als eine Art Beamter der Kap-Regierung in Walfisch Bay fungirt hatte, bewogen, den Zug nach dem Damaralande mitzumachen.

Nach einigen Tagen konnte die Reise angetreten werden, zunächst nach Otyimbingue, eine Entfernung von etwa 120 englischen Meilen in der Luftlinie, die in zehn Tagen zurückgelegt wurde, und dann nach dem noch 40 Meilen weiter belegenen Okahandhya, dem Wohnsitze des wichtigsten Häuptlinges der Damara, Kapitän Kamaherero, wie er gewöhnlich genannt wird. Nach dem üblichen Austausche von Geschenken, die seitens der Expedition aus Tabak,

Kaffee, Zucker und einigen Waffen bestanden, wurden alsbald die Verhandlungen angeknüpft, die jedoch vollständig resultatlos verliefen, da Kamaherero zwar den Deutschen gegenüber die größte Freundlichkeit und Zuvorkommenheit zeigte, sich zu bindenden Zusagen jedoch nicht herbeilassen wollte. Auch als bald darauf die Expedition des Herrn Dr. Pechuel-Lösche, von Süden kommend, in Okahandhya anlangte, und die Führer beider Gesellschaften den alten schlauen Häuptling zu überreden suchten, ihnen wenigstens die Koncession zur Ausbeutung der Minen zu überlassen, war das Resultat dasselbe, obgleich Kamaherero den Reisenden gegenüber die Freundlichkeit selbst war und Herrn Dr. Pechuel-Lösche sogar einen der königlichen Ochsen, der sich durch seine prachtvollen Hörner auszeichnete und das Wohlgefallen des Gelehrten erweckt hatte, zum Geschenk machte, was früher noch nie vorgekommen sein soll. Allerdings schien der Ochse seinen Herrn auf irgend eine Weise beleidigt zu haben, sonst hätte dieser sich von dem Thiere wohl nicht so leicht getrennt. Die Missionare verhielten sich bei den Verhandlungen vollständig neutral, und so mußten diese schließlich abgebrochen werden, worauf die Expeditionen nach der Küste zurückkehrten.

Wie schon erwähnt, haben die Herren die Zeit ihres Aufenthaltes dazu benutzt, Land und Leute kennen zu lernen, und sie wissen daher viel Interessantes über sie mitzutheilen. Die Bevölkerung des Hinterlandes von Sandwich Harbour und Walfisch Bay zählt etwa 150 000 bis 160 000 Seelen, von denen 12 000 bis 18 000 den Stämmen der Namaquas und Bastarde angehören, 85 000 bis 95 000 Herero oder Damara und 45 000 bis 50 000 Berg-Damara sind. Letztere sind gewissermaßen als die Sklaven der Herero zu betrachten, leben in den Bergen und beschäftigen sich namentlich mit Viehraub. Die Namaqua, Topnaar oder Hottentotten, bevölkern einen etwa 80 englische Meilen breiten Küstenstrich; östlich von diesem leben die Damara und südlich von diesen die Bastards, deren Hauptorte Windhoek und Rehoboth sind. Die Topnaar sind ganz außerordentlich träge und schmutzig; sie arbeiten nur, um das Allernothwendigste zu verdienen, damit sie nicht verhungern, insbesondere zur Sommerzeit, der sogenannten Narrow-Saison, in welcher die Narrow (gesprochen Narra), eine melonenartige Frucht, reift und ihnen ein billiges, wohlschmeckendes Nahrungsmittel liefert. Die Narrowpflanze ist ein am Boden kriechendes Gewächs, welches außer durch seine Früchte von großer Wichtigkeit für das Land noch dadurch ist, daß die Sanddünen und Berge, dort, wo die Pflanze sich befindet, festliegen und nicht verweht werden. Die Frucht reift in der Zeit von Ende December bis Ende Februar und enthält ein saftiges, angenehm säuerlich schmeckendes Fleisch, sowie eine größere Anzahl Kerne, die getrocknet und ebenfalls gegessen werden. Sie führen den Namen „Narrow bits“ und dienen theils den Namaqua zur Nahrung, theils werden sie, soweit diese ihrer nicht für den eigenen Lebensunterhalt bedürfen, in Walfisch Bay an die Kaufleute und in Sandwich Harbour an die Fischer verkauft, die sie mit 3 bis 4 Pence per Pfund bezahlen und nach Kapstadt senden, wo sie früher zu 6 Pence per Pfund wieder verkauft wurden, in den letzten paar Jahren aber nur schwer Abnehmer gefunden haben. Die Narrow bits haben einen der Mandel ähnlichen Geschmack, nur sind sie weniger ölig als diese.

In den Monaten März bis December leben die Topnaar zum größten Theile von Fischen und dem Erlöse der Narrowfrucht. Sie sind, wie sich aus den vielen Jagdtrophäen schließen läßt, ganz vorzügliche Jäger, doch haben sie jetzt nur sehr selten Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit zu beweisen, da es in dem von ihnen bewohnten Gebiete wenig oder gar kein Wild mehr giebt; nur in vereinzelten Fällen verirrt sich ein Schakal oder eine Hyäne, noch seltener ein Strauß auf die ungeheueren Sandflächen hinter Walfisch Bay, auf denen vor einigen Jahren sich oft auch Springböcke gezeigt haben sollen. Die Hottentotten sind im Allgemeinen arm, ja in Folge ihrer Faulheit so arm, daß viele von ihnen während der schlechten Jahreszeit, von März bis December, verhungern. Die Zahl dieser Unglücklichen würde übrigens noch erheblich größer sein, wenn die Missionsstationen nicht ihr Möglichstes thäten, um das Elend zu lindern. Dasselbe ganz zu beseitigen, steht leider nicht in ihrer Macht, da ihnen dazu die erforderlichen Mittel fehlen. Insbesondere zeichnet sich der der Rheinischen Missionsgesellschaft angehörende Missionar Dr. Böhme in Walfisch Bay durch seine hervorragende Mildthätigkeit aus.

Die Namaqua besitzen so gut wie gar keine Industrie und fertigen sich daher auch ihre Kleidungsstücke nicht selbst an, sondern tragen, soweit sie überhaupt im Stande sind, solche zu bezahlen, europäische Kleider, Flanellhemden, Beinkleider, Röcke und große graue Filzhüte. Ihre Wohnungen sind dreierlei Art; die Häuser der reichen Leute sind aus Steinen, welche aus im Flußbette des Kuisip gegrabenem Lehm geformt und in der Sonne gebrannt sind, gebaut, aber weder mit Cement, Kalk, noch einer sonstigen Tünche überzogen, die nicht erforderlich ist, weil es hier nur sehr selten regnet; die Dächer sind aus Rohr und Reisig hergestellt. Die Mittelklasse, oder besser gesagt, die mehr arbeitsamen Leute, bauen ihre Hütten, die wie die Steinhäuser rund sind und einen Durchmesser und eine Höhe von je zehn Fuß haben, aus Rohr, das runde Dach aus Reisig, während die Faulen sich einfach ein Schutzdach oder eine Schutzwand aus den Ranken der Narrowpflanze anfertigen, hinter welcher sie schlafen und sich gegen die Unbilden der Witterung schützen. Das Feuer brennt bei den Namaqua Tag und Nacht, da dieselben sich zum Schlafen gern in der Nähe des Feuerherdes niederlegen, oft in gefährlichster Nähe desselben und mit den Füßen fast die Kohlen berührend. Unter diesen Umständen kann es nicht überraschen, daß während der Anwesenheit der Expedition in Sandfontein, drei englische Meilen von Walfisch Bay, Kinder im Beisein ihrer Eltern Nachts in das Feuer gerollt und elendiglich verbrannt sind.

Eine der größten Untugenden der Namaqua ist ihre unbeschreibliche Unreinlichkeit. Die Leute wimmeln geradezu von Ungeziefer, da sie es nur höchst selten für nothwendig halten sich zu waschen, und dann in Folge ihrer Armuth nicht einmal Seife zu diesem Processe gebrauchen. Allerdings geben sich die Missionen viele Mühe, um hierin Wandel zu schaffen, ohne aber mit ihren Bemühungen großen Erfolg zu erzielen. Die Namaqua besitzen so gut wie gar kein Vieh; nur in Rooibank und Haykamkop findet man einige Rinder, die jedoch den dort lebenden Bastards oder den Kaufleuten in Walfisch Bay gehören, sowie ein paar kleine Herden in Nunudas am Zwakop und in Frederiksdam zwischen Sandwich Harbour und Walfisch Bay. Das an letzterem Orte gehaltene Vieh ist jedoch höchst mager und schwächlich, da dort nur das sogenannte Quickgras wächst, das salzig ist, und von den Rindern daher zwar ganz gern gefressen wird, aber wenig Nahrungsstoff enthält.

Eine Industrie besitzen die Topnaar fast gar nicht; in dieser Beziehung ist nur zu erwähnen, daß sie aus Steinen in höchst kunstvoller Weise Pfeifen meißeln oder eigentlich kratzen, sowie daß sie sehr dauerhafte Lederarbeiten, wie Feldschuhe, Stränge u. s. w. anfertigen. Auch sind sie

ziemlich geschickt in der Herstellung einheimischer Waffen, wie Keulen, Speere, Bogen und Pfeile; ein anderes Handwerk kennen sie nicht. Vereinzelt findet man auch gute europäische Gewehre bei ihnen, jedoch nicht in der Zahl wie bei den reicheren Damara. Ihre Hauptkonsumartikel sind Kaffee, Zucker, Thee und Tabak, welche Waaren sie von den weißen Kaufleuten für Geld entnehmen, das sie sich durch jenen geleistete Dienste erwerben. Wagen hat dieser den Küstenstrich bewohnende Stamm nicht, mit Ausnahme eines einzigen, der sich im Besitze des Häuptlings Piet Haibib befinden soll.

Der bedeutendste Häuptling der weiter im Innern an der Grenze des Damaralandes lebenden Hottentotten oder Namaquas ist Jan Jonker Afrikander, ein alter Mann von 60 Jahren, der ein ganz hervorragendes Feldherrntalent besitzt, und trotzdem er nur eine Armee von 150 bis 200 allerdings gut bewaffneten Leuten hat, doch die benachbarten Damara oder Herero in Furcht und Schrecken zu halten weiß und beständig mit ihnen im Kriege lebt. Er betrachtet die Damara gewissermaßen als seine Sklaven und rühmt sich bei seinen Streifzügen, daß er nur die Viehposten seiner Knechte besuchen wolle. Uebrigens ist der Mann, der einzige im Lande, der ein beschädigtes Gewehr zu repariren weiß, auch Blecharbeiten anfertigen und einen Wagen bauen kann, jetzt fast vollständig erblindet, so daß anzunehmen ist, daß er schließlich seinen Feinden unterliegen wird. Auf seinen Raubzügen überfällt er unerwartet die Viehposten der Herero und treibt deren Vieh weg, zum größten Theile nach Walfisch Bay, wo die Europäer gewöhnlich das beste Geschäft mit den Ochsen machen, da Jan Jonker dieselben um jeden Preis verkaufen muß, weil es an der Küste an Futter mangelt. Am liebsten würde er für das Vieh Pulver, Gewehre und Blei von den Europäern eintauschen, allein nach den Gesetzen der Kapkolonie ist es letzteren nicht gestattet, den Hottentotten Munition und dergleichen zu verkaufen. Wie billig das geraubte Vieh verkauft wird, geht aus der Thatsache hervor, daß Herr Spengler vor einiger Zeit Gelegenheit hatte, für einige wenige Stücke Tabak ein Pferd zu erwerben.

Jan Jonker's Leute sind mit den modernsten Waffen ausgestattet und besitzen nicht nur Snider- und Henry-Martini-Gewehre, sondern auch Mauser-Büchsen, die Herr Schildweiler im Auftrage des Herrn Hasenclever in Düsseldorf ihnen für die Koncession zur Ausbeutung einiger Minen überlassen hat. (Beiläufig erwähnt erhält auch Piet Haibib aus demselben Grunde jährlich 5 Pfd. St. von Herrn Hasenclever.) Auch die Firmen Wilmer und Eversen in Kapstadt sind im Besitze von Minenkoncessionen. Von den bis jetzt aufgefundenen Minen sind die Ebony-Mine am Zwakop und die Hope-Mine am Kuisip beide ertragsfähig; allein der Transport nach der Küste stellt sich, wenn nicht eine Eisenbahn angelegt wird — vorausgesetzt, daß der Bau überhaupt möglich ist — so theuer, daß das Kupfer sich nicht verwerthen läßt.

Von der Küste führen überhaupt nur zwei Verkehrsstraßen in das Innere des Landes, und zwar gehen beide von Walfisch Bay aus, die eine dem Strande entlang bis zum Zwakop-Flusse und dann dem nördlichen Ufer desselben entlang, die andere über Sandfontein am Kuisip entlang nach Haykamkop am Zwakop, wo sie in die erstere Straße einbiegt. Beide Wege sind nichts weniger als leicht, und die zahlreichen, im Sande halb vergrabenen Gerippe der Zugthiere beweisen, daß hier schon manches Gespann zu Schaden gekommen ist. Zu den Fahrten nach dem Inneren sind überhaupt nur gut trainirte Ochsen zu gebrauchen, da die Thiere, nachdem sie Sandfontein verlassen haben, 50 Stunden lang ohne Wasser und Futter zubringen müssen und nur die an diese Entbehrungen gewöhnten Ochsen den Marsch durch den tiefen Sand aushalten können. Das Futter des Viehes ist selbstverständlich sehr schwer zu beschaffen und theuer, da ein Theil desselben von Kapstadt importirt und dieses Heu mit 1 Pfd. St. per 100 Pfund bezahlt wird. Jedes Gespann besteht aus 16 großen Ochsen, die je einen Werth von durchschnittlich 6 Pfd. St. haben und zusammen außer dem Wagen ein Gewicht von 4000 Pfund ziehen müssen. Die Wagen sind hochräderig, offen und nur mit einem Zeltdache aus Segeltuch versehen; sie werden größtentheils in Kapstadt gebaut und haben einen Werth von 75 bis 80 Pfd. St.; in neuerer Zeit hat sich jedoch auch ein in Otyimbingue ansässiger Deutscher, ein früherer Missionskolonist Hellbig, mit der Anfertigung von Wagen beschäftigt, die aber theurer, weil besser sind, da das Holz zu denselben im Lande getrocknet ist, so daß die Radreifen nicht nach einigem Gebrauche der Wagen verengert zu werden brauchen, wie es bei den Fuhrwerken vom Kap der Fall ist. Die deutsche Expedition mußte Hellbig für einen solchen Wagen die Summe von 160 Pfd. St. bezahlen.

Zu jedem Wagen gehört ein Treiber, ein Lenker und ein Führer. Der letztere geht dem Gespanne voran und giebt den vordersten Trekochsen, an deren Hörnern ein Tau befestigt ist, die Richtung an; der Treiber geht zur Seite und ist mit einer 18 Fuß langen Peitsche mit 30 Fuß langer Schnur bewaffnet, die er in geschicktester Weise zu handhaben weiß, und der Lenker sitzt auf dem Bocke und ist gewöhnlich der Eigenthümer des Wagens und Gespannes. Jeder Wagen ist außerdem von einer Anzahl Stücke kleinen Schlachtviehes begleitet, und zwar werden für die Fahrt von Walfisch Bay nach Otyimbingue, die 12 bis 16 Tage in Anspruch nimmt, 6 bis 8 fette Schafe außer den üblichen Rationen an Kaffee, Zucker und Tabak mitgenommen. Die Leute würden die Fahrt wohl ohne Kaffee und Zucker, jedoch niemals ohne Tabak antreten. Gewöhnlich fahren die Wagen einzeln, seltener zu zweien, weil es an den Haltestellen an Futter und namentlich an Wasser fehlt. Viel Zeit geht auf der Reise damit verloren, daß die Ochsen nach dem Ausspannen noch einen weiten Marsch nach der dürftigen Weide machen und am nächsten Morgen zurückgeholt werden müssen, obwohl die Thiere, deren jedes seinen Namen hat, beim Anspannen selbst ins Joch gehen und jenes daher nicht viel Zeit in Anspruch nimmt. Außer den Trek- oder Zugochsen giebt es noch Pack- und Reitochsen, die ebenfalls großen Werth (8 bis 9 Pfd. St.) haben, namentlich letztere, die fast ebenso schnell wie ein Pferd sind, dabei aber größere Ausdauer besitzen als dieses. Falls Weiße den Wagen begleiten, schlafen dieselben Nachts im Inneren des Fuhrwerkes auf einer Matratze, die auf einem in Lederriemen hängenden Rahmen über der Ladung ruht, welch letztere nie den ganzen Wagen füllt, weil dieser sonst auf der unebenen Straße leicht das Uebergewicht bekommen und umwerfen würde, was ohnehin oft genug geschieht; die das Gespann begleitenden Leute schlafen auf Schaf- und Ziegenfellen.

Einen ziemlich unappetitlichen Eindruck bieten die Leute beim Essen; dieselben verschlingen das in einem Topfe gekochte Fleisch in der gierigsten Weise, indem sie es in den Mund schieben und einen möglichst großen Bissen vor dem Munde abschneiden. Im Gegensatze zu den Angehörigen der Congovölker, die verhältnißmäßig reinlich sind, starren sie von Schmutz und Ungeziefer; letzteres besteht hauptsächlich aus einer Art Laus, welche große Aehnlichkeit mit einer Wanze hat, von derselben Größe wie diese ist und

sich in die Haut hineinfrißt, um dort ihre Eier zu legen. Selbst in den Missionshäusern ist man vor dieser Plage nicht sicher. Vor Allem zeichnen die Bewohner von Sandwich Harbour sich durch ihre Unreinlichkeit aus; sie sind an und für sich durch das Fischräuchern geschwärzt, reiben sich außerdem aber noch mit Thran ein, so daß von ihrer gelblichen Hautfarbe nichts mehr zu sehen ist. Die Mitglieder der Expedition schenkten den Leuten, die so ärmlich wohnen, wie außer den Berg-Damara vielleicht kein anderer Stamm in Afrika, etwas Seife, damit sie sich einmal gründlich reinigen könnten, allein schon nach wenigen Tagen sahen sie ebenso schmutzig aus wie vorher.

Sandwich Harbour (südlich von Walfisch Bay) ist ganz außerordentlich reich an Fischen, leider wird aber die Fischerei von zwei Kapstädter Firmen, welche das ganze Jahr beschäftigt sind, in einer Weise betrieben, daß der Fang bald abnehmen wird. Es wird hauptsächlich der Haifisch gefangen, dessen Thran früher in Kapstadt mit 40, jetzt aber nur noch mit 20 Pfd. St. per Tonne bezahlt wird. Bei dem Raubsystem der Fischer giebt es keine Schonzeit und dadurch wird besonders zur Zeit des Laichens, in den Monaten August bis Oktober, großer Schaden angerichtet. Da die jungen Haifische bei herannahender Gefahr in den Leib der Mutter schlüpfen, so werden Tausende von Fischen nutzlos getödtet und fortgeworfen. Vom Haifisch ist nur die Leber zu gebrauchen, die in großen Kesseln ausgekocht wird, worauf der Thran in Fässer gefüllt und versandt, die Ueberbleibsel aber ins Meer geworfen werden. Auch der Kabliau wird in großen Mengen gefangen und getrocknet oder gesalzen versandt, zum größten Theile über Kapstadt nach Mauritius. Feinere Fische in Sandwich Harbour sind Brassen, Elf, Harder, Zungen und der besonders wohlschmeckende Butterfisch, der diesen Namen erhalten hat, weil er in seinem eigenen Fette gebraten oder gebacken wird. Die sämmtlichen Bewohner von Sandwich Harbour sind in der einen oder anderen Weise mit der Fischerei beschäftigt und leben während der sogenannten schlechten Jahreszeit, d. h. so lange die Narrow-Frucht ihnen keine Nahrung bietet, von Fischerei; den eigentlichen Fang betreiben jedoch nur die beiden Kapstädter Fischereigesellschaften, während im Gebiete der Walfisch Bay sich auch die Eingeborenen mit demselben beschäftigen.

Es ist das Fischen dort eine höchst beschwerliche Arbeit. Sobald die Ebbe eingetreten ist, bilden die Schwarzen vor der Lagune, etwa eine Seemeile von der Rhede entfernt, eine lange Kette, um die Fische vom tiefen Wasser abzuschneiden, und werfen dieselben mit Speeren. Die Eingeborenen sind hierbei so geschickt, daß sie selten ihr Ziel verfehlen. Vier bis fünf Stunden täglich dauert der Fang, bei dem die Leute in drei Fuß tiefem Wasser stehen, das sehr klar ist und auf dem weißen Sandboden jeden Gegenstand erkennen läßt. Es werden dort Brassen bis zu zwanzig und sogar dreißig Pfund schwer gefangen.

Unter den Hottentotten wohnen auch einige Berg-Damara, die von jenen als Sklaven betrachtet werden und ihre Pontaks oder Hütten stets in einiger Entfernung von denen der Namaquas haben müssen. Die Berg-Damara, welche für letztere allerlei Arbeiten zu verrichten haben, unterscheiden sich von ihren Herren nur durch ihre Hautfarbe, die schwarz ist und ihnen das Ansehen von Negern giebt, während die Hottentotten gelb sind. Was Essen und Trinken anlangt, so hat kein anderer Stamm in Afrika so wenig Bedürfnisse als gerade die Berg-Damara.

Der Pflanzenreichthum ist im ganzen Küstengebiete ein geringer und der Reisende freut sich daher, wenn er auf dem Wege von Walfisch Bay nach dem Inneren das am Kuisip gelegene Rooibank erreicht, wo er den ersten Baum und das erste Grün erblickt. Es leben dort einige Bastards, die unter Anleitung des Missionars Kloote im Bette des Flusses etwas Land urbar gemacht haben und dort Grünzeug und Gemüse bauen. Leider herrscht dort aber beständig großer Wassermangel, sonst würde das Erträgniß ein noch größeres sein; der Fluß ist dort nur acht Zoll breit und einen Zoll tief, so daß es ziemlich mühevolle Arbeit ist, das Wasser auszuschöpfen und auf das zu bebauende Land zu bringen. Ist die Ernte fast reif, dann wird sie oft auch von Vögeln und vierfüßigen Thieren, insbesondere Schafen, die auf dem Wege zur Weide vorbeigetrieben werden, verwüstet. Rooibank besteht aus einer Anzahl Rohrhütten der Bastards, ist aber im Besitze einer kleinen Kirche und eines hübschen Wohngebäudes für den Missionar.

In Namaqualand und an der Küste ist die Luft größtentheils trocken und der Himmel klar und blau. Die Regenzeit beginnt Anfang Januar und dauert etwa einen Monat, doch regnet es während dieser Zeit nur drei- oder viermal, dann allerdings so heftig, daß die Flüsse sich auf kurze Zeit mit Wasser anfüllen. In Walfisch Bay kommen zu dieser Zeit häufig Gewitter vor, selbstverständlich aber halten sich dieselben stets innerhalb der Bai und ziehen nie nach der See hinaus oder über das Land. Die Temperatur ist dort im Großen und Ganzen nicht so heiß wie am Congo, doch ist der Wechsel der Wärme bei Tag und bei Nacht ein ganz enormer, beispielsweise zeigte das Thermometer am 26. September 1884 um 7 Morgens 7°, um 2 Uhr Nachmittags 22°, um 9 Uhr Abends 13° R. Der vorherrschende Wind ist gewöhnlich Südwest, der sehr stark weht, trotzdem aber manchmal bei vollständig klarer Luft in Zeit von zehn Minuten rund um den Kompaß herumläuft, um dann wieder aus der gewöhnlichen Richtung zu wehen.

Kürzere Mittheilungen.

Das Kloster Solowetzk und seine Mönche [1].

Das auf der Insel Solowetzk im Weißen Meere gelegene Kloster wird nur von Männern bewohnt, welche ursprünglich dem bäuerlichen Stande angehörten; der Tradition nach darf kein Weib im Kloster leben. Die Bevölkerung des Klosters zerfällt in zwei Kategorien, in beständige Bewohner, die Mönche, und in zeitweilige Bewohner, die Pilger. Die letzten sind entweder sogenannte dreitägige Pilger, welche ins Kloster kommen, um den Heiligen ihre Ehrfurcht zu bezeugen und die Merkwürdigkeiten zu betrachten, oder es sind Arbeiter-Pilger, d. h. es sind Leute, welche ins Kloster kommen, um daselbst zu arbeiten; mit

[1] Nach dem Russischen; nach einem Vortrage des Dr. Fedorow in St. Petersburg auszugsweise mitgetheilt in der „Nowosti" 1885, Nr. 121.

diesen verkehren die eigentlichen Mönche sehr von oben herab, wie Herren mit ihren Dienern. Sehr viele dieser Arbeiter-Pilger kommen als kleine Knaben ins Kloster; erst nachdem sie 20 bis 25 Jahre „gearbeitet“ haben, werden sie eingekleidet und als vollberechtigte Mitglieder in die Brüderschaft der Mönche aufgenommen. So rekrutiren sich die Mönche aus Leuten, welche von der frühesten Jugend an bereits an das mönchische Leben gewöhnt sind, welche alle Ueberlieferungen, alle klösterlichen Anschauungen conserviren. Das Kloster nimmt nur solche Personen zu seinen Gliedern auf, welche lange „arbeiteten“ und der ganzen Brüderschaft bekannt sind; irgendwie gebildete und entwickelte Personen werden nicht aufgenommen, sondern sehr gefürchtet. Das Kloster von Solowetzk ist sehr reich: es hat bis 100000 Rb. (200000 Mark) jährliche Einkünfte; jeder Mönch erhält alles vom Kloster: Nahrung, Kleider u. s. w., außerdem zu seiner persönlichen Verfügung jährlich 1 bis 100 Rb. (2 bis 200 Mark) in baarem Gelde, je nach seinem dem Kloster geleisteten Dienste und nach dem Willen des Klosterchefs. Die Mönche kennen daher nicht die Sorge um das tägliche Brot, nicht den Kampf ums Dasein. Ihre Nahrung ist sehr roh, grob und einförmig: alle essen zu Mittag und zum Abend gemeinschaftlich; das Essen besteht an gewöhnlichen Tagen hauptsächlich aus gesalzenem Stockfisch, an Festtagen, deren es etwa 100 im Jahre giebt, aus Kohl, Pilzen, Erbsen und irgend einer mit Fastenöl bereiteten Grütze. Der von den Mönchen genossene Stockfisch ist so übelriechend, daß ein daran nicht gewöhnter Mensch den Geruch nicht ertragen kann. Die Speisen der Mönche werden mit allerlei scharfen Substanzen angerichtet, vorherrschend mit Pfeffer und Zwiebeln; sie sind in solchem Grade grob und roh, daß man einen Wolfsmagen haben muß, um sie zu verdauen. Die Räume im Kloster werden sehr schlecht ventilirt, die Luft ist deshalb sehr verdorben, besonders im Sommer während des großen Zusammenflusses der Pilger. Die Disciplin im Kloster ist sehr streng, jeder im Kloster Wohnende muß irgend etwas arbeiten, irgend einen Dienst thun. Der Tag ist für die Mönche in folgender Weise eingetheilt: um 3 Uhr Morgens Frühmesse, dann das Hochamt; unmittelbar nach Beendigung des Hochamtes gehen alle Mönche mit den Archimandriten unter dem Absingen von Psalmen zum Mittagessen; nachdem alle gegessen haben, wird etwas gelesen, gewöhnlich aus dem Leben der Heiligen; dann wird schlafen gegangen; später trinkt jeder Mönch in seiner Zelle seinen Thee. Um 4 Uhr Nachmittags ist Abendmesse, dann folgt das Abendessen, ein Gebet und alles geht zur Ruhe. So geht das Leben dahin, Tag für Tag, Jahrzehnte hindurch. Die Mehrzahl der Mönche ist wenig unterrichtet, sehr ungebildet; ihre religiösen Begriffe sind wirr, beschränkt und roh. Hierauf kann man auch aus einigen Bildern schließen, welche im Kloster sich befinden, z. B. ein Bild, welches den Teufel in Gestalt eines Stutzers mit Hörnern darstellt, darunter steht „Das ist der Teufel, er sieht, wenn er verschlinge“. Sehr verbreitete Bücher im Kloster sind: das Leben des Jefrem Sirin und die „Leiter des Paradieses“ u. a., doch versteht die Mehrzahl der Mönche das Gelesene gar nicht. Das neue Testament wird ebenso wenig gelesen, wie das alte; kaum daß einer ein neues Testament besitzt. In Betreff der Bibel herrscht der Aberglaube, das Lesen sei gefährlich; wer die Bibel durchlese, der verliere den Verstand. Es ist den Mönchen verboten, ohne Erlaubniß der Archimandriten die Klostermauern zu verlassen, besonders im Sommer, wenn viel Pilger da sind, ebenso sich zur Unterhaltung zu versammeln u. s. w. Diese Lebensweise, zusammen mit den klimatischen Verhältnissen, wirkt äußerst verderblich auf die Gesundheit der Mönche. Trunksucht ist sehr verbreitet, ungeachtet dessen, daß sie streng geahndet wird. Besonders verbreitet sind psychische Krankheiten, Geistesschwäche, Verfolgungswahn, Größenwahn. Die ungünstigen Bedingungen der Lebensweise und der Nahrung geben sich auch in physischen Leiden kund: selten daß ein Mönch vollkommen gesund ist. Meist leiden sie an Krankheiten des Darmkanales, Magenschmerzen, Verstopfung; dann besonders an Venenerweiterung an den unteren Extremitäten, an Geschwüren und Aehnlichem.

Steinbearbeitung und Gottesdienst bei den Makusi-Indianern.

Der „Globus“ hat bereits über Everard Im Thurn's Reise in Guiana und die Besteigung des Berges Roraima wiederholt berichtet (s. Bd. XLVII, S. 192 und 320). Heute lassen wir einige Mittheilungen über die Makusi-Indianer folgen, welche wir dem im Augusthefte der „Proceedings R. G. S.“ veröffentlichten, von Im Thurn's Begleiter, Herrn H. J. Perkins, verfaßten Berichte entnehmen. Er sagt unter Anderem:

In der Nähe des Ireng-Flusses (südöstlich vom Roraima) fanden wir Stücke von einem dunkelen Gestein, einer Art Serpentin von purpurrother Farbe, welches von den Eingeborenen yarowah genannt wurde; sie und unter ihnen besonders die Verwandten Lonk's (des Häuptlings von Konkarmo, des Ortes, wo man sich befand) verarbeiteten diesen Stein zu Aexten und allerlei Spielzeug, wie Pfeifen, Insektenlarven, Flaschen, Thieren ꝛc. Heutzutage verwenden sie diese Steingegenstände nicht für häuslichen Gebrauch, da sie sich eisernes Geräthe von den portugiesischen Händlern am Rio Branca und weiterhin leicht verschaffen. Diese Beschäftigung scheint sich seit undenklichen Zeiten in der Familie Lonk's erhalten zu haben; auf die Frage, wie er die Fabrikation von Steinäxten gelernt habe, sagte er, daß er seinen Vater damit beschäftigt gesehen und von ihm die Kunst gelernt habe, der aber habe es wieder von seinem Vater gelernt und so sei es seit vielen Geschlechtern gewesen.

Soweit die Reisenden bemerken konnten, wurde bei der Fabrikation der Steinsachen folgendes Verfahren beobachtet: Es wird zunächst ein Stein ausgesucht, der schon im unbearbeiteten Zustande eine, der des gewünschten Gegenstandes ähnliche Form hat, und wenn es nicht glückt, einen solchen zu finden, wird der Stein zunächst mit einem Messer oder Hirschfänger in eine geeignete Form gebracht; im Nothfalle dient zu dieser Arbeit auch ein harter Stein. Nachdem der zu bearbeitende Stein einigermaßen die gewünschte Größe und eine passende Form bekommen hat, wird er auf einem härteren Steine so lange gerieben, bis die rauhe Oberfläche sich in große Dreiecke und längliche Flächen umgewandelt hat, deren Kanten wieder abgeschliffen werden, bis neue kleinere Facetten sich gebildet haben, und dies Verfahren wird so lange wiederholt, bis der Stein die richtige Form und Größe bekommen hat; die dann noch übrig bleibenden Kanten werden durch ein feineres Poliren entfernt, so daß endlich der Gegenstand ganz platt wird, und damit seine Bearbeitung beendet ist.

Lonk verfertigte für Herrn Im Thurn eine Streitaxt, eine Pfeife und zwei Modelle, eins von einem Fisch und eins von einer Flasche, auch eine gute Nachahmung einer Larve; damit aber war seine Dienstfertigkeit vorläufig erschöpft, er wollte die Reisenden nicht zum Ireng begleiten, weil es Sonntag war und er Gottesdienst in seiner Kirche abhalten mußte. Es ist dies ein hübsches Gebäude von Holz auf massiven Pfeilern, etwa drei Fuß über dem Boden, erbaut. Der Flur besteht aus geschlagener Baumrinde und sieht recht reinlich aus, das Dach ist mit Eta-Palmblättern gedeckt. Die Kirche ist etwa 60 Fuß lang und 25 Fuß breit, besitzt Bänke, welche aus ganzen Baumstämmen gemacht sind, und einen Altar, zu dem man auf zwei oder drei Stufen hinaufsteigt; an beiden Eingängen befinden sich große Baumstämme, aus welchen man Stufen ausgesägt hat. In diesem Gebäude hielt Lonk täglich drei- bis sechsmal Gottesdienst, wie es ihm gerade einfiel; die Feierlichkeit wurde durch Blasen auf einem Kuhhorne angekündigt, das von einem brasilianischen Heerdenbesitzer erworben worden war. Bei

dem Gottesdienste wurde das Gebet des Herrn, der Glaube und die zehn Gebote durch Louk laut vorgelesen, worauf alle Zuhörer sie in der Makusi-Sprache nachsprachen, insoweit sie dieselben durch häufiges Zuhören auswendig gelernt hatten.

Louk hatte sich seine Kenntnisse wahrscheinlich in der Mission Potaro erworben und durch dieselben seinen Einfluß unter seinen Landsleuten sehr vermehrt; man würde jedoch Unrecht thun, wenn man behaupten wollte, er mache Mißbrauch von demselben. Der Gottesdienst wurde so häufig abgehalten, daß es manchmal schwer war, Leute für die Arbeit zu bekommen, namentlich wenn die Reisenden einen Jäger nöthig hatten, der ihnen frisches Fleisch besorgen sollte; noch unangenehmer war es, daß die Indianer manchmal ihre Gebete bis um zwei Uhr in der Nacht hersagten, wo dann jede Aussicht auf Schlaf verloren war.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der 6. Jahrgang des „Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich" (1885) bringt außer den seitherigen Uebersichten über die neuesten Daten einige neue Rubriken, wie Nachweisungen über die Deutschen im Auslande und die Ausländer im Deutschen Reiche, über Zahl und Flächen der Landwirthschaftsbetriebe, die Hauptergebnisse der Erhebung über die Bodenbenutzung vom Jahre 1883, eine vergleichende Uebersicht der Einfuhr und Ausfuhr in den 12 Jahren 1872 bis 1883 nach Menge und Werth, den Bestand der Fluß-, Kanal-, Haff- und Küstenschiffe am 1. Januar 1883 u. s. w. Die kartographischen Beigaben bringen diesmal die Bergwerks-, Salz- und Hüttenproduction zur Anschauung. Die Zahlen über die Deutschen im Auslande, um Einzelnes hervorzuheben, sind naturgemäß von sehr ungleichem Werthe, und aus vielen Ländern fehlt es überhaupt an Angaben. Ermittelt sind 346, 255 Reichsangehörige und außerdem 2 162 252 im Deutschen Reiche Geborene, die ihren Aufenthalt im Auslande haben, von letzterer Kategorie allein 1 966 742 in den Vereinigten Staaten. Die Zahl der Ausländer im Deutschen Reiche betrug 1880 im Ganzen 276 057, davon allein 117 997 Oesterreicher, 28 241 Schweizer, 25 047 Dänen, 17 598 Niederländer, 17 273 Franzosen, 15 097 Russen, 10 465 Großbritannier 2c. Unter unseren außereuropäischen Gästen stehen die Bürger der Vereinigten Staaten mit 9046 Seelen obenan.

— Der niederländische Minister der öffentlichen Arbeiten hat dem Ingenieur Linse zu S'Gravenhage die vorläufige Koncession zur Abdämmung und Trockenlegung eines Theiles des Zuyder-Sees bis zum 31. December 1886 verliehen. Diese vorläufige Koncession soll definitiv werden, wenn 1) bis zum genannten Datum ihm alle mit den verschiedenen Gemeinden und Polder-Verwaltungen abgeschlossenen Verträge vorgelegt sind, aus denen sich ergeben muß, daß die Interessen der Schiffahrt und der Entwässerung der Polder berücksichtigt sind; 2) das nöthige Kapital vorhanden ist, und 3) eine durch den Minister festzusetzende Summe als Garantiefonds deponirt ist. Die Trockenlegung soll sich auf die sogenannte „Gondzee", den westlichsten Theil der Zuyderzee, beschränken, sich von der Nek (nordöstlich von Schellinkhout) bis zum Nes, südöstlich von Monnikendam, erstrecken und die Insel Marken einschließen. Hoorn und Edam liegen hinter diesem Abschlusse, durch dessen Trockenlegung man 12 000 Hektaren Landes zu gewinnen hofft.

Asien.

— Oberst Woodthorpe hat kürzlich eine interessante Reise im Lande der Singpho (Ostgrenze von Assam) ausgeführt. Im Januar brach er von Sadija auf und zog längs des Dehing nach Südosten, passirte zwei große wohlbekannte Singpho-Dörfer Bhusa und Kumki und überschritt in einem 8000 Fuß hohen Passe das Schneegebirge, welches die Wasserscheide zwischen Dehing und Irawadi bildet. Diese Gegend war sehr schwer zu bereisen und fast unbewohnt. Mit verringerter Begleitmannschaft stieg Woodthorpe in das Gebiet der Bor Champtis am nördlichen Irawadi hinab, wo, so viel man weiß, seit Lieut. Wilcox im Jahre 1828 kein Reisender gewesen ist. Das Land soll gut bebaut sein und besonders Opium hervorbringen; nordöstlich von der Hauptstadt Pedan liegen Silberminen, welche von einem niedrigeren und halb unterworfenen Stamme, Chanung mit Namen, bearbeitet werden. Pedan wurde von Woodthorpe besucht; er wurde dort sehr freundlich empfangen und mit Lebensmitteln beschenkt, mußte aber eilen zurückzukehren, um nicht durch das Anschwellen des Flusses abgeschnitten zu werden. Weiter südlich scheint es aber noch einen leichteren Weg zu geben, welcher den Irawadi bei Mung Lung, etwa 100 englische Meilen südlich von Pedan, erreicht, wo der Fluß schon schiffbar ist (was bei Pedan nicht der Fall ist); diese Route hat außerdem den Vortheil, daß der Paß, in welchem sie die Wasserscheide überschreitet, nur 4000 Fuß hoch ist.

— Die Zahl aller Hindu im Britisch-Indischen Kaiserreiche beläuft sich nach dem Census von 1881 auf 188 121 772 Seelen, welche der officielle Bericht in drei großen Abtheilungen bringt: Brahmanen 13 730 045, Radschputen 7 107 828 und andere Kasten 167 283 899 Seelen. Die Zahl dieser anderen Kasten ist 272, von welchen 207 über und 65 weniger als 100 000 Angehörige haben. Die größten dieser Kasten sind die Dschamas mit 10 583 425, die Kunli mit 8 175 342, die Ahir mit 4 649 387, die Gwalla mit 4 005 980, die Teli mit 3 420 127, die Parayen mit 3 290 038, die Banianen mit 3 275 921, die Dschat mit 2 643 109 Seelen und 27 weitere, alle über 1 Million stark. Mehrere dieser Kasten lassen sich aber combiniren, da sie eigentlich nur eine einzige ausmachen, und die Verschiedenheit ihrer Namen nur aus ihrer Zerstreuung über weit aus einander liegende Wohnplätze herrührt. So bilden die zuerst genannten Dschamas mit den Dschambhar und Chalpa die Kaste der Lederarbeiter, die als solche 10 583 425 Seelen stark ist; die Ahir bilden mit den Gwalla, Garli und Golla die 8 964 155 Köpfe zählende Kaste der Hirten, die Ackerbauer Central- und Westindiens; die Kunbi mit den Kunbilewa, Kunbi Maratha und Kunbikadwa zählen 8 175 342 Seelen; unter die Klasse der Straßenreiniger und Feger fallen die Bhangi, Chuhra, Dher, Dhed, Mahar, Mang und Mehter 4 996 948 stark. Darauf folgen die 4 546 892 Händler, die Banianen, Wanianen, Settie und Mahajan, dann die Oelbereiter, welche die Teli des Nordens, die Ghandi des Westens und Centralindiens, die Wanianen des Südens umfassen und 3 759 263 zählen, die Töpfer, 2 655 123 Seelen, welche die Kumhar und Kuhsavan einschließen, die Barbiere, welche als Nai, Nhavi, Napit, Hajjam und Ambattan 2 630 872 zählen, die 2 588 842 Schmiede, welche als Lohar im Norden, Westen und Centralindien, als Kummalen im Süden wohnen, die Waschmänner, die unter den Namen

Dhobi, Parit und Vannar oder Vannan 2 159 569 zählen, endlich die Kasten der Zimmerleute, die als Sutar, Barhai, Barai, Tarkhan und Katani 1 616 759 Köpfe stark sind.

— Anfangs November wird die französische Kommission zur Bestimmung der Grenzen Tonkings ihre Arbeiten, welche sicher noch eine zweite Kampagne hindurch dauern werden, bei dem kleinen Hafen Pakhoi in der chinesischen Provinz Kwangtung beginnen und von da nach Westen und Nordwesten vorrücken. Ein Arzt und zwei Lieutenants vom topographischen Dienste werden die Mission begleiten, von welcher die Geographie wichtige Förderung erwarten darf.

— Wieder einmal wird gemeldet, daß die chinesische Regierung sich zum Baue von Eisenbahnen entschlossen und mit einer Gesellschaft in Manchester einen Vertrag über den Bau der leicht herzustellenden Strecke von Taku nach Tung-tschou (wenig östlich von Peking) abgeschlossen habe. Diese Bahn längs des Pei-ho wäre namentlich für das dem fremden Handel geöffnete Tientsin von Bedeutung, da diese Stadt dann eine dauernde Verbindung mit dem Meere erhielte, während sie jetzt im Winter durch das Gefrieren der Flüsse und Kanäle von der Außenwelt abgeschlossen wird. Die Bestätigung der Nachricht bleibt indessen abzuwarten.

Afrika.

— Die Insulae purpurariae des Plinius. Im fünften Bande seiner römischen Geschichte (S. 653) sagt Mommsen, daß mit den Inseln, auf denen König Juba die Purpurfärbereien anlegte, welche den gätulischen Purpur lieferten, nur Madeira gemeint sein könne. Nun sind aber meines Wissens von dieser Insel bis jetzt weder Murex trunculus noch Murex brandaris nachgewiesen, und wenn sie dort vorkommen sollten, sind sie jedenfalls nicht in genügender Menge vorhanden, um die Anlage von Purpurfärbereien zu ermöglichen. Die von Mommsen citirte Stelle des Plinius („Hist. nat." 6, 31, 201): paucas (Maure — taniae insulas) constat esse ex adverso Autololum a Juba repertas, in quibus Gaetulicam purpuram tinguere instituerat, dürfte sich viel ungezwungener auf kleine Inseln dicht an der Küste beziehen, welche seitdem durch das Vordringen des Landes landfest geworden sein mögen, denn der Küste entlang finden sich die beiden Purpurschnecken bis zur Breite der Kanaren. Ko.

— Als Begleitworte zu einer Kartenskizze von Süd-Afrika macht das „Scottish Geographical Magazine" vom August folgende Mittheilungen über den dortigen englischen Besitz. Die älteste Kolonie ist die Kap-Kolonie, welche 1806 den Holländern abgenommen wurde und 1815 definitiv in englischen Besitz überging. Damals wurde die Kolonie durch den Büffelfluß (südlich vom Oranje-Fluß) und den Großen Fisch-Fluß auf der Ostseite begrenzt; vermuthlich betrug ihre Oberfläche 120000 engl. Quadratmeilen. Hieran schließt sich Natal, welches 1843 unter englische Autorität kam, mit 21 150 engl. Quadratmeilen. Hierauf folgt 1846 nach dem Kaffernkriege die Ausbreitung der Kolonie bis zum Oranje und dem Keiskammafluß; die Ostküste vom Keiskamma bis zum Kei erhielt den Namen Britisch Kaffraria (letzteres im Jahre 1865 in die Kap-Kolonie einverleibt). Das Gebiet wurde dadurch um 80 000 engl. Quadratmeilen vergrößert. 1871 wurde Basutoland (10 300 engl. Quadratmeilen) von Kaffraria weggenommen und in die Kolonie einverleibt; dasselbe geschah 1871 mit Griqualand-West, nördlich vom Oranje-Fluß (17 800 engl. Quadratmeilen). Darauf folgten die Annexionen einander sehr schnell: 1876 bis 1879 drei Distrikte vom eigentlichen Kaffraria (Fingoland, die Idutywa-Reserve und Romansland), dann 1881 Tembuland, Emigrant Tambookieland, Bonwanaland und Gealekaland und 1884 Pondoland, zusammen mit einer Oberfläche von 15 000 engl. Quadratmeilen, endlich 1885 die noch unentschiedenen Erwerbungen von Betschuanaland (40 000 engl. Quadratmeilen) und einem Theile der Kalahari-Wüste mit zusammen etwa 150 000 engl. Quadratmeilen. Das ganze Gebiet umfaßt 414 250 engl. Quadratmeilen. Wenn man von Betschuanaland und den neugewonnenen Distrikten absieht, hat die Kap-Kolonie etwa 1 500000, Natal 416 000 Einwohner; alles zusammengenommen kann man ihre Zahl auf etwa 2 Millionen Seelen schätzen. Von diesen sind etwa 300 000 europäischen Ursprungs, hauptsächlich Holländer, Engländer, Franzosen und Deutsche; der Rest besteht aus Kaffern, Fingos und Betschuanas, Hottentotten und Griquas (Bastarde), Malaien und Buschmänner.

— Hausthiere sind am Congo selten und Lastthiere fehlen ganz. Rindvieh ist dort gar nicht einheimisch und muß von Mossamedes eingeführt werden. Die Rasse ist groß, meist braun und erinnert durch ihre schönen Hörner an ungarisches Rindvieh. Jede Faktorei besitzt eine kleinere oder größere Heerde, welche unglücklicher Weise am Ende der trockenen Jahreszeit sehr viel Verluste zu erleiden hat; dadurch verschwinden oft ganze Heerden; man wird eben zunächst in der Nähe der Stationen Wiesen anlegen und dieselben gut bewässern müssen, wenn man auf die Dauer Unterhalt für die Heerden finden will.

Nordamerika.

— Die Forschungen an der Hudsonsbai im Jahre 1884 haben an vielen Punkten gehobene Strecken nachgewiesen, an einzelnen Stellen bis zu 400 Fuß, namentlich an der Hudsonsstraße. Die Niveauveränderungen müssen in relativ neuerer Zeit stattgefunden haben, denn Dr. Bell fand auf den gehobenen Stellen Eskimobauten, die gewiß ursprünglich nicht in solcher Höhe über dem Meeresspiegel angelegt waren. Die Hudsonsstraße zeigt unzweifelhafte Spuren eines ehemaligen Gletschers, der sich nach Osten hin bewegte; heute sind nur noch wenige schwache Reste am Beginn vom Fox-Kanal übrig. Früher erhielt der große Gletscher anscheinend Verstärkungen von Süden her, sowohl aus der Hudsonsbai, welche in der Diluvialzeit ein förmliches Eisreservoir gebildet zu haben scheint, wie aus dem Thale des Koksok-Flusses, und entlud seinen Ueberschuß jenseits Kap Chudleigh in den Atlantischen Ocean. — Die Hoffnungen, welche man für die Erschließung der Hudsonsbailänder und selbst Manitobas auf die Schiffbarkeit der Bai und ihrer Eingänge gesetzt hatte, sind arg herabgestimmt worden durch den Mißerfolg des „Alert", der in diesem Jahre die Stationen verproviantiren sollte, aber heimkehren mußte, ohne die Einfahrt passiren zu können. Ko.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVIII. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Aus dem südlichen Indien.

(Nach dem Französischen von Emile Guimet.)

II.

(Die Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen von F. Régamey.)

Die durchreiste Landschaft erschien im Anfange sehr wüst; nur wenige verkümmerte, vom Seewinde gleichsam geschorene Bäume waren auf den endlosen öden Flächen sichtbar. Allmählich nahm die Gegend einen mehr und mehr kultivirten Charakter an und glich schließlich an Pflanzenreichthum der Provence, nur waren deren Olivenbäume durch Gummibäume, der Weizen durch Sorgho, der Klee durch Baumwollenstauden ersetzt.

Auf den Stationen sah Guimet öfter Frauen mit gelber Färbung der Haut, was ihn um so mehr interessirte, als er bis dahin vergeblich Vertreter der von den Anthropologen so genannten gelben Rasse gesucht hatte; er sah die weißen oder gebräunten Japanesen, die bleichen oder grünlich aussehenden Chinesen, die Malayen mit sepiafarbenem Teint, die braunen Singalesen, die schwarzen Bewohner von Malabar, die bronzefarbenen Indier; endlich sah er hier gelb gefärbte Menschen — gelb gefärbt durch Schminke in der Farbe des Safrans: man sieht, es ist ungefähr jeder Geschmack in der Welt vertreten!

Hier und da bemerkt man seltsame Monumente, meist im Schatten von Bäumen stehend: es waren förmliche Alleen von Elephanten, Tigern, Pferden aus Thon, in Lebensgröße hergestellt. Weiterhin konnte man die peinliche Gewissenhaftigkeit und Achtsamkeit der Bahnwärter bewundern. In diesem Lande, wo jeder Erwerbszweig eine Kaste repräsentirt, wo man, um Beamte für die Bankhäuser zu bekommen, die Kaste der Buchhalter und die der Kassirer schaffen mußte, jede an dem besonderen Kopfputze ihrer Mitglieder kenntlich, in diesem Lande mußte man, um die Eisenbahnen in Betrieb setzen zu können, die Kaste der Bahnwärter mit einem Lohne von ca. $2^1/_2$ Mark täglich erfinden. Diese neue religiöse Kaste mußte sich als Patron irgend eine Gottheit des Olymps, etwa Wischnu Waganou auf einem feurigen Wagen, auswählen, und der Eisenbahnwärter kommt dem diesem gebührenden Ritus nach mit der Ueberzeugung, der stummen Hingabe eines Priesters, der durch Buße zur Erkenntniß gekommen und nun seine Gottheit bei sich vorüberziehen sieht. Die Toilette ist der Feierlichkeit des Augenblickes entsprechend sorgfältig geordnet, der Turban liegt in würdigen, tadellosen Falten, der „Schenti" um die Hüften endigt vorschriftsmäßig vorn in zwei langen Zipfeln, die sich vor dem Hauche des Wesens von Eisen und Feuer hin- und herbewegen werden. Die beiden symbolischen Flaggen, die eine weiß, mit der Bedeutung „Achtung", die andere roth, ein „Halt" gebietend, werden sorgfältig aufgerollt in der linken Hand senkrecht gehalten. Denn die Gottheit rief schon aus der Ferne, um bald darauf mit Pfeilesgeschwindigkeit heranzuschießen. Nun nimmt der Mann am Fuße der Signalstange Stellung und streckt den rechten Arm vor dem Schreckensgotte von sich, der dann donnernd vorbeibraust. Das Ceremoniell ist erfüllt: Dank dieser inhaltsschweren Geste hat das ganze Volk, welches der Gott

in seinen Flanken birgt, die Strecke passirt und eilt unbekannten Regionen zu. Das ist eins der Beispiele davon, wessen auch die niedrigste Kreatur fähig ist; welches Gefühl muß diesen Mann beseelen in dem Augenblicke, wo er sich seiner Macht bewußt wird, wo er auf sich die Verantwortlichkeit für das Wohl und Wehe des ganzen Olymps lasten fühlt! Sein in der Hütte hockendes Weib betrachtet alles dieses nicht ohne Schaudern und auch seine Kinder versuchen dem sonderbaren Schauspiele einiges Verständniß abzugewinnen.

Die Landschaft wird belebter, die Saatfelder mehren sich und immer mehr heilige Haine mit ihren Götzenbildern treten auf; hier und da sind ungeheure Bildsäulen, thönerne Thiergruppen oder reihenweise aufgestellte Steine, ganz roh oder grob bearbeitet, sichtbar. Am Horizont erheben sich aus dem Nebel die zackigen Umrisse von Hügelketten. Je mehr man sich Madura nähert, desto waldiger erscheint das Land; hier prächtige Palmengruppen, dort riesige Kokos- und Feigenbäume, und zwischen ihnen zerstreut kleine, blendend weiße, jonische Tempel, heilige Altäre und von Oel glänzende Götzenbilder. Flüsse durchfließen die reiche, üppige, heilige Gegend. Man fühlt es, daß die Götter selbst öfter zu dieser Stätte herniedersteigen, wie sie einst das alte Griechenland besuchten. In Tiruparangundram finden sich zahlreiche Steinbaldachine mit Säulen von schwarzem Marmor oder Granit; inmitten eines von Marmorstufen eingefaßten heiligen Sees steht ein quadratförmiges Tempelchen mit einer Statue darin, die sich in



Bahnwärter mit Familie zwischen Tuticorin und Madura.

den klaren Fluthen spiegelt. Die Götter sind hier allenthalben, jeder Schritt führt den Wanderer einem Heiligthume zu.

Endlich erscheinen die die Kokosbäume überragenden heiligen Thürme von M a d u r a. Auch hier giebt es kein Hotel, und da die Reisenden auf den Bungalow nicht reflektirten, so speisten sie auf dem Bahnhofe und nächtigten in einem Eisenbahnwagen, den sie aber am anderen Morgen sehr früh verlassen mußten, um nicht wider Willen über alle Berge entführt zu werden. Durch eine stattliche Feigenbaumallee wanderten sie der Stadt zu, die entzückend mitten in einem Walde von Kokospalmen liegt, und sahen unterwegs am Kreuzwege das Bildniß des elephantenköpfigen Ganesa, der unter Anderem der Schützer der Grenzen und der Gott der Stadtthore, der Janus der Indier ist. Das von Guimet hier gefundene Exemplar war aus Granit und glänzte von dem vor Sonnenaufgang darüber gegossenen Oele wie dunkle und leuchtende Lichteffekte entsendende Bronze.

Beim Eintritte in die Stadt glaubt man sich plötzlich nach Athen oder einer anderen Stadt des alten Griechenlands versetzt; alle Häuser, von hohen Bäumen beschattet, haben an der Front eine Halle mit zierlichen, jonischen Säulen; die weiß gekleideten Männer, die in dunkle, harmonisch gefaltete Gewänder gehüllten Frauen sind mit glitzernden Kleinodien geschmückt. Eine Gruppe junger Mädchen mit reichem Geschmeide hat sich um einen Brunnen versammelt; ihre Augen, Zähne, die Ohrringe, die in den

Nasenflügeln befestigten Edelsteine, die ihr glänzendes Haar schmückenden Blumen, das rieselnde Wasser, alles blitzt aus dem von dunkler Haut und dunklen Gewändern gebildeten Grunde heraus.

Ein junger christlicher Eingeborener, der Englisch sprach, und in etwas ostensibler Weise ein Skapulier auf der nackten Brust trug, wurde als Führer gewonnen und geleitete die Reisenden zunächst zu dem alten Palaste der Radschahs von Madura, einer gewaltigen Ruine, wovon ein Theil zur Benutzung für Verwaltungsbehörden restaurirt worden ist. Die englische Regierung hatte die Absicht, diese kolossalen Mauerreste, welche mehrmals Aufständischen und Feinden als Zufluchtsstätte und Barrikaden gedient hatten, dem Erdboden gleich zu machen, aber auf Bitten der Eingeborenen unterblieb es und letztere steuerten selbst ihr Scherflein für die nöthigen Reparaturen bei. Das mehr arabischen als indischen Stil zeigende Gebäude soll der Sage nach von italienischen, vielleicht venetianischen Architekten errichtet worden sein; im Gegensatze zu den Angaben früherer Reisenden ist es aber Guimet unmöglich, auch nur den geringsten Anklang an europäische Skulptur herauszufinden.

In dem von wundervollen Säulengängen umgebenen Haupthofe wurde er von einem betäubenden Konzerte grüner Papageien begrüßt; dann die breiten Terrassen des Bauwerkes hinansteigend, hatte er ein eigenartiges Schauspiel. Die zahlreichen, die Hallen krönenden Kuppeln machen den Eindruck einer Stadt mit sonderbaren Gebäuden; die Dächer gleichen Plätzen und Straßen und an der Grenze dieser hängenden Stadt beginnt die endlose Reihe von Ruinen, Mauern, Thürmen, offen daliegenden Hallen und Säulengängen mit gähnenden Gewölben, das Ganze umgeben von grünender malerischer Landschaft, hohen Bäumen und Bergen.

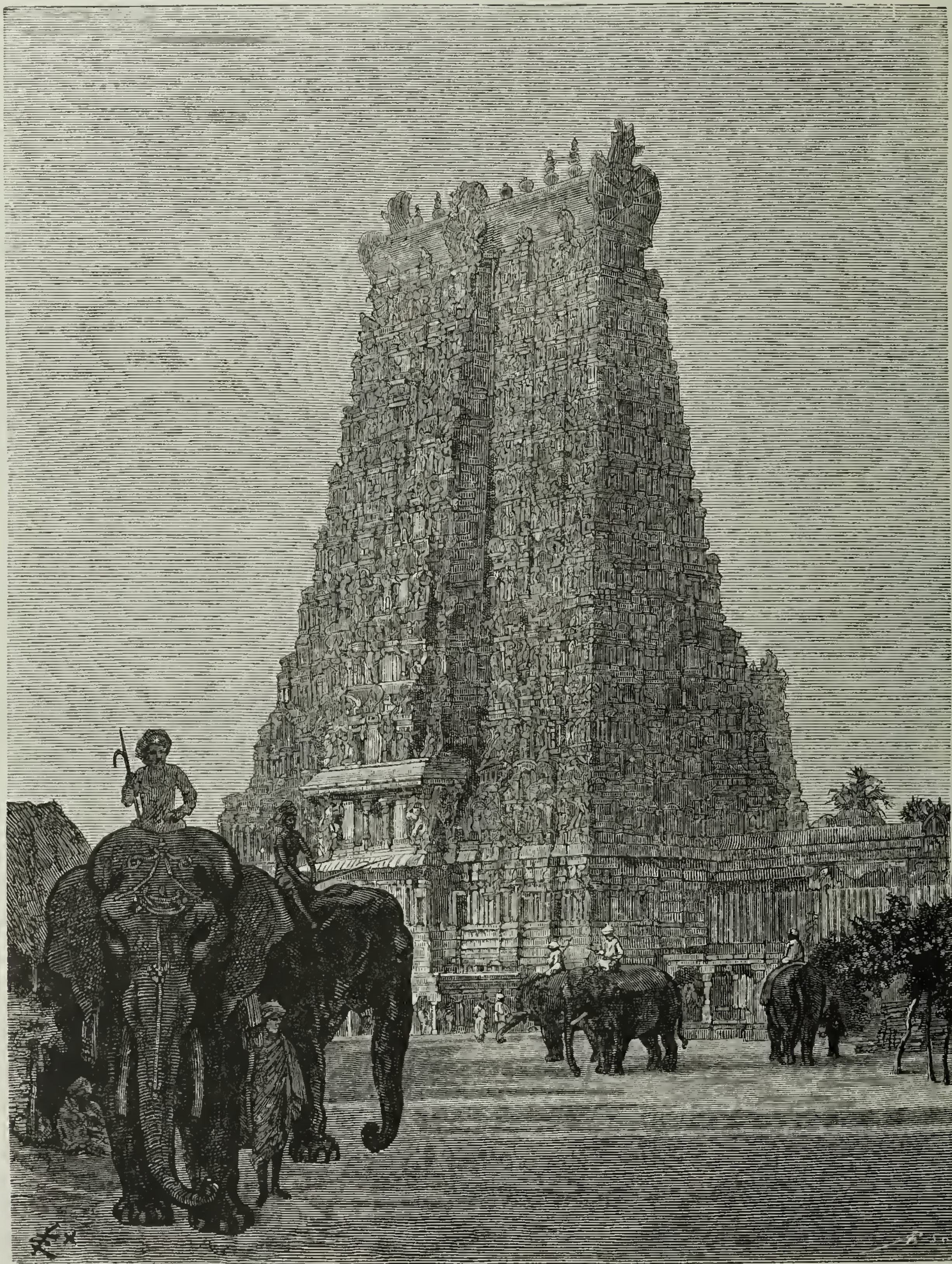


Pfeiler im Tschultry (Spring Hall) zu Madura. (Nach einer Photographie.)

Nach der Großartigkeit der noch vorhandenen Reste zu schließen, muß der ursprüngliche Palast eine ganz beträchtliche Ausdehnung gehabt haben; es war ein wahres Labyrinth von Sälen, Kolonnaden, Teichen, Parks, Kapellen, und allenthalben zerstreuten Pavillons; dann sieht man noch die Cirkus für die Gladiatoren-, Tiger- und Elephantenkämpfe, angrenzend an die Gemächer der Radschahs, von denen aus sie dem blutigen Schauspiele zusahen. Die hohen Thürme gestatteten die Processionen mit dem Auge zu verfolgen, welche an religiösen Festen durch die Stadt dahinzogen, begleitet von den gleich wandernden Tempeln emporragenden heiligen Wagen.

In früheren Zeiten war das Schloß nur von Eunuchen und mehreren Tausenden indischer Schönheiten bewohnt. Als aber der Hof der Radschahs nach Tritschinapali verlegt wurde, blieb es nicht nur unbenutzt liegen, sondern es wurden sogar alle werthvolleren Theile desselben, die Säulen, Statuen, Basaltpfeiler rc., daraus entfernt, und während man damit die neue Residenz ausschmückte, ließ man in Madura die geschilderten imposanten Ruinen zurück.

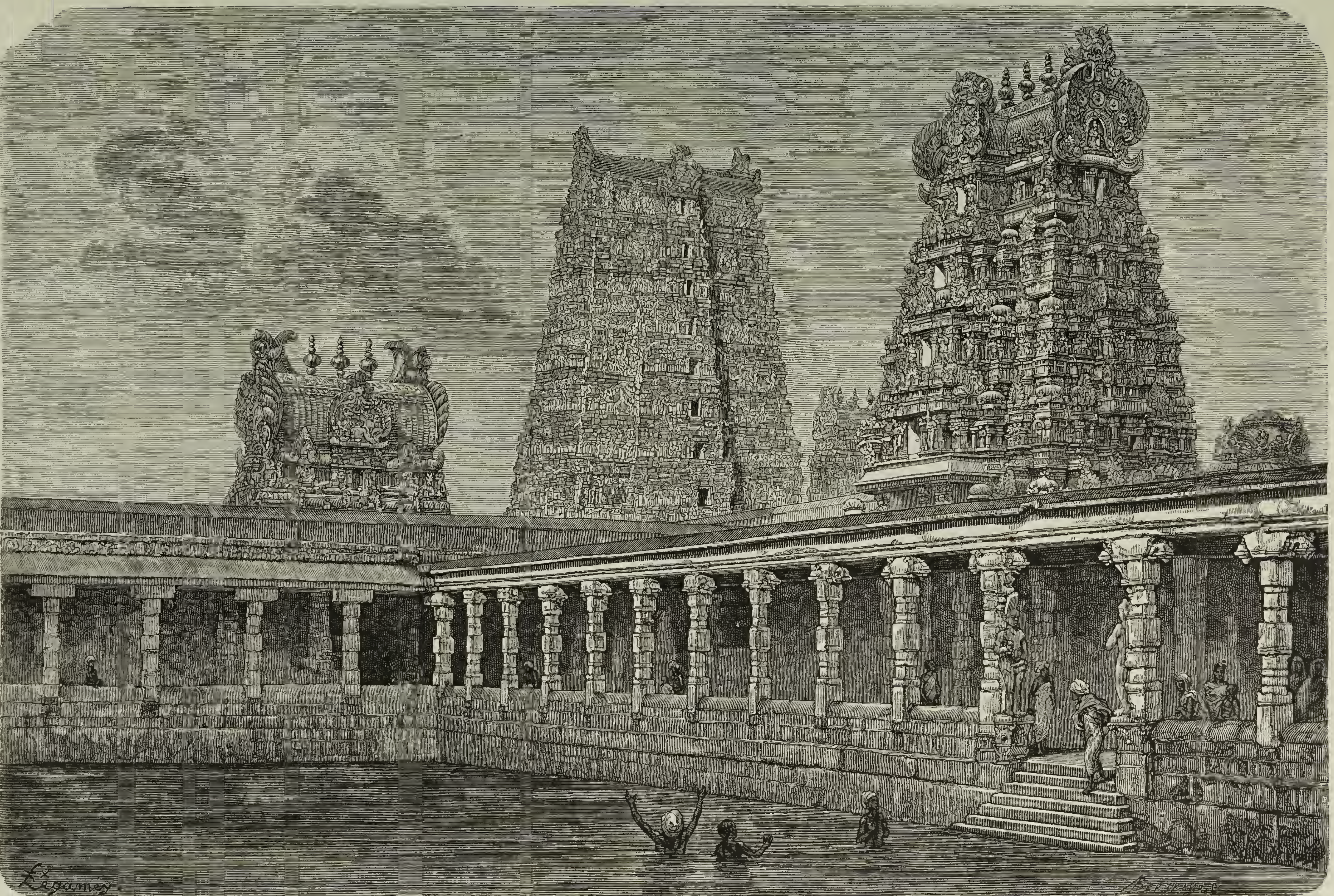
Auf einem mit zwei kleinen gehöckerten Rindern bespannten Wagen fuhren die Reisenden im Galopp durch die Stadt, um sich die Bajaderen, die geweihten Tänzerinnen, anzusehen, und zwar durch die Vermittelung eines Brahminen, an welchen sie einen Empfehlungsbrief in Händen hatten. Sie fanden jenen in seinem Atrium, einem von oben her erhellten Vorhofe, wo er, in einer Ecke sitzend und die Reisenden kaum eines Blickes würdigend, sich mit



Großer Hof des Tempels in Madura mit heiligen Elephanten. (Nach einer Photographie.)

einigen anderen Brahminen unterhielt, die in den heiligen auf Blättern der Fächerpalme geschriebenen Büchern blätterten. Von dem Führer über den Zweck des Kommens belehrt, legte er den ihm überreichten Empfehlungsbrief ungelesen bei Seite und fuhr in seiner Unterhaltung fort, indem er den Fremden mit einer Handbewegung andeutete, daß sie auf einer Art Schaukel, eigentlich einem von der Decke herabhängenden Sopha, Platz nehmen möchten; letzteres gerieth bei jeder Bewegung in Schwingungen und verursachte dadurch das willkommene Gefühl der Abkühlung.

Wenn man frühere Reiseschilderungen aus Indien liest, so könnte man meinen, daß man auf jedem Schritt die eigenthümlichen indischen Tänze und die Tänzerinnen anträfe, welche durch graziöse Bewegungen den Ruhm Brahma's oder Wischnu's feiern. Doch ist es nicht mehr so; seitdem neugierige und dabei allzu freigebige Touristen



Badeteich im Tempel zu Madura. (Nach einer Photographie.)

den Erdball überschwemmen, seitdem hält man auch die Tänzerinnen verborgen und gestattet den Zutritt nur gegen Goldeswerth, und das überall, in Algier, Cairo, in Indien. Hat man schließlich ein Vermögen geboten, um einen eleganten Pas zu sehen, so zeigt man eine Tänzerin, die aber nicht einmal tanzt. Nach langem Warten erklärten die Priester den Reisenden, daß sie die Bajaderen gegen Abend tanzen lassen würden, daß aber das Zusehen eine nach Guimet's Ansicht übertrieben hohe Summe kosten würde. Die Reisenden baten sich Bedenkzeit aus und verabschiedeten sich einstweilen.

Nach mehreren anderen vergeblichen Versuchen gelang es ihnen endlich durch Vermittelung des englischen Richters der Stadt, der ihnen einen Officier zur Begleitung mitgab, einen Schritt weiter zu kommen. Der letztere veranlaßte den Oberpriester des Tempels, so bald wie möglich Musik und Tänzerinnen zur Stelle zu schaffen, und da diese ihre Toilette nicht vor drei Stunden beendet haben konnten, so bot sich Gelegenheit, bis dahin das Bauwerk selbst zu betrachten. Vor dem Tempel steht ein sehr schönes berühmtes Monument, der Tschultry oder von den Engländern die „Spring Hall“ von Madura genannt; es stellt einen ungeheuren Saal mit vier Säulenreihen dar, welche mit großartigen Reliefs von übernatürlicher Größe ausgeschmückt sind. Die Säulen am Eingange zeigen auf sich bäumenden Rossen sitzende Reiter, die eine prächtige Façade bilden. Bei der Einrichtung dieses Baues wurden zuerst alle Pfeiler als rohe, 7 m hohe Steinblöcke aufgestellt und dann



Maurer im Tempel zu Madura.

erst an diesen die Skulpturen ausgeführt. Letztere zeigen ferner die Bildnisse der Radschahs von Madura und deren Lieblingsgötter.

Zur Zeit ist dieses Bauwerk ein Bazar und von Kaufläden angefüllt. Als die Reisenden in einem derselben einige niedliche Kupfergefäße in näheren Augenschein nehmen wollten, wurde ihnen ängstlich bedeutet, daß jede Berührung der Gegenstände durch einen Europäer dieselben unrein und für jeden Indier unbrauchbar machen würde. Der Kaufmann kann in solchem Falle seine ganze Waare nicht mehr los werden, ebenso wenig, wie wenn ein Europäer vor seinem Laden auch nur geniest hätte. Daraus erkennt man den Kern der Religion dieses in Aberglauben fast erstickenden Volkes; der Fremde kann ohne besonders schlimme Folgen seine heiligen Bücher vernichten, seine Götzenbilder umstürzen, aber berührt man nur seine Küchengeschirre, so ist alles verloren. Ein Missionar hatte ein in seinem Zimmer stehendes Götzenbild auf die Erde geworfen und ein Kruzifix an dessen Stelle gesetzt; letzterem brachte der Brahmine, der bis dahin täglich das Götzenbild mit Oel benetzt und mit Blumen geschmückt hatte, nunmehr seine Opfer dar, ohne sich im mindesten durch seinen am Boden liegenden Gott beunruhigen zu lassen. Seiner Religion war ja völlig Genüge gethan und der aufrecht stehende Gott mußte doch dem gestürzten überlegen sein. Derselbe in dieser Hinsicht so gefügige Brahmine aber konnte sich nie dazu entschließen, seinen Reis in Gegenwart des fremden Priesters zu sich zu nehmen.

Wenn man den Tschultry in seiner ganzen Länge durchschritten hat, sieht man sich dem Eingange des eigentlichen Tempels gegenüber, der nach Guimet's Ansicht ursprünglich zu Ehren der Minatschi aman, der Göttin des Himmels und Gattin des Sokker, des Himmels, errichtet worden ist. Durch den völlig dunkeln Flur eines gewaltigen Thurmes mitten zwischen Kaufläden hindurch gelangt man in den großen Hof, wo ein zierliches Häuschen einem heiligen Elephanten, der Fremde nicht leiden kann und auch die Reisenden mit wüthendem Geschrei und heftigsten Geberden begrüßte, als Aufenthalt dient; man steht dann vor einem zweiten Thurme oder Gopuram, der bis oben hinauf mit Skulpturen bedeckt ist, welche Legenden aus dem Mahabharata und Ramayana darstellen. Diese Bildwerke sind aber nicht, wie frühere Archäologen behaupteten, in den Stein selbst ausgehauen, sondern in Stuck auf das Ziegelsteingemäuer aufgelegt. Unter den mit den Göttern zusammen abgebildeten phantastischen Thieren fingen einige bei Annäherung der Reisenden an lebendig zu werden, und in tollen Sprüngen bis auf die Spitze des ungeheuren Thurmes zu klettern; es waren die heiligen Affen des Tempels, die sich einmal so vermehrt hatten, daß man eine Menge derselben auf Wagen gefesselt in die Wälder schaffen mußte.

Vom Hofe aus hat man den besten Ueberblick auf den ersten Gopuram, eine 50 m hohe und 14 Etagen enthaltende Pyramide, völlig mit Säulen und Bildnissen in Stuck ausgeschmückt. Diese kolossale Höhe hatte den Zweck, den Frieden unter den Brahminen aufrecht zu erhalten; wenn nämlich unter ihnen erhebliche Zwistigkeiten ausgebrochen waren, so bestieg einer derselben den Thurm mit der Drohung, sich herabzustürzen, wenn sie nicht Frieden schlössen. In der Regel genügte diese Drohung, man wurde wieder einig, um nicht das Blut des Gefährten auf dem Gewissen zu haben; aber es kam auch vor, daß erst der freiwillige Tod des letzteren die Versöhnung herbeiführte.

Diese Art, Andere durch die Drohung, sich selbst ein Leid anzuthun, zu schrecken, erinnert sehr an die Sitte des freiwilligen „jus talionis“, welche unter den Angehörigen der Diebeskaste sehr üblich ist und von dem Jesuitenpater Martin in einem 1709 von Marava aus geschriebenen Briefe folgendermaßen geschildert wird: „Man nimmt hier auf Reisen ein Mitglied der Diebeskaste als Begleiter mit; ein unantastbares Gesetz verbietet den Räubern, diejenigen anzugreifen, die sich unter der Führung eines der Ihren befinden. Als trotzdem einmal solche Reisende von Räubern überfallen wurden, schnitt sich ihr Führer ohne Zaudern beide Ohren ab mit der Drohung, daß er sich tödten würde, wenn jene ihre Gewaltthaten fortsetzten. Die Räuber mußten der Landessitte gemäß sich gleichfalls beide Ohren abschneiden, baten aber dringend den Führer, sich nicht etwa auch das Leben zu nehmen, da sich ja sonst einer von ihnen auch den Tod geben müsse. Bricht unter den Dieben selbst ein Streit aus, und beraubt sich einer von ihnen freiwillig eines Auges oder auch des Lebens, so bleibt dem anderen nichts übrig, als dasselbe zu thun. Diese Grausamkeit dehnen sie aber auch auf ihre Kinder aus; es ist nicht so lange her, daß der eine von zwei in Streit gerathenen Männern sein vierjähriges Kind herbeiholte, und ihm in Gegenwart seines Gegners den Kopf zwischen zwei Steinen zermalmte. Dieser stieß mit größter Seelenruhe seinem neunjährigen Töchterchen den Dolch in die Brust mit den Worten: „Dein Kind war nur vier, das meinige neun Jahre alt, bringe mir noch ein Opfer, um den Unterschied auszugleichen“. Der Gegner tödtete darauf seinen ältesten, vor der Verheirathung stehenden Sohn und außerdem auch seine eigene Frau, um den anderen zu verpflichten, in gleicher Weise sein Weib zu morden. Demselben Streite fielen noch ein kleines Mädchen und ein Säugling zum Opfer.“

Der innere Tempelhof ist völlig eingenommen von einem riesigen Wasserbassin, welches von Säulengallerien und Stufen eingefaßt ist. In diesem verrichten eben zahlreiche Pilger ihre Waschungen, indem sie theils entkleidet, theils in vollem Anzuge in das entsetzlich schmutzige und übelriechende Wasser hineinsteigen.

In einem großen dunkelen, magazinartigen Raume sah Guimet phantastische Thiere, Löwen und Tiger von übernatürlicher Größe, auf hölzernen Rollen hineingeschafft werden; ein Geschenk für die Göttin Minatschi, waren sie aus getriebenem Silber gearbeitet und sind die Götzenbilder, welche bei Processionen auf großen Wagen herumgefahren werden. Das Heiligthum dieser Göttin steht in einer Ecke des Hofes, gekrönt von einem ganz mit Goldplatten ausgekleideten Thurme. Die Erzählungen von goldenen Thürmen zu Madura sind sehr verschieden; die einen wollen solche gesehen haben, andere nicht. Guimet überzeugte sich von deren Vorhandensein und erklärt die verschiedenartigen Berichte darüber so, daß nach jeder Einnahme der Stadt durch fremde Eroberer diese natürlich das Gold raubten, und erst in Zeiten der Ruhe die frommen Gläubigen die Vergoldung zu Ehren der Göttin wieder herstellen ließen. Je nachdem also ein Reisender in Friedens- oder Kriegszeiten ankam, fand er vergoldete oder nicht vergoldete Thürme vor.

Beim Weitergehen wurde Guimet und seine Begleiter von einem großen Affen belästigt, der ihnen den Weg zu versperren suchte und schließlich wüthend davon rannte, als die Reisenden sich nicht an ihn kehrten; andere Affen trieben während dessen auf den Götzenbildnissen ihre Possen. Vor dem Heiligthume des Gottes steht eine hohe massiv goldene Säule, an welcher oben an einem Querstück eine Glocke hängt; jedesmal, wenn man sich an den Gott wenden will, muß man die Glocke läuten lassen und zwar für eine tüchtige Geldsumme.

In einer Ecke des Baues sind Maurer bei der Arbeit und werden dabei von reizenden jungen Mädchen, mit glänzendem Schmuck und elegant gekleidet, unterstützt, welche graziös auf dem Kopfe das Baumaterial herbeitragen. Gegenüber sitzen Kinder rittlings auf den am Fuße der Säulenreihen aufgestellten steinernen Elephanten.

Sitten und Bräuche der Ilocanen (Luzón).

Nach J. de los Reyes, Ando und J. Javier (Folk-Lore ilocano) von **F. Blumentritt.**

II. (Schluß.)

Stirbt ein Ilocane, so wird seine Leiche 24 Stunden hindurch aufgebahrt, und zwar bei Vornehmen in der Kirche, bei den Armen und Niedrigen im Sterbehause selbst. Die Freunde und Verwandten schicken passende Geschenke, als Trauergewänder, Bahrtuchzeug ꝛc. ins Haus, oder bringen sie selbst mit. Beim eigentlichen Leichenzuge theilen sich die Leidtragenden nach dem Geschlechte und die weiblichen Verwandten des Verstorbenen tragen Mäntel, welche durch ihre Stickerei den Grad ihrer Verwandtschaft andeuten. Bei den niederen Volksklassen pflegen auch die Männer solche Mäntel um sich zu schlagen, wenn sie durch den Todesfall Wittwer oder Waisen geworden sind. Wenn der Verstorbene eine Wittwe hinterläßt, so geht diese, den Kopf in einen Mantel (Lambong) gehüllt, laut weinend und klagend hinter dem Frauenzuge als die letzte einher. In den ersten Monaten nach dem Tode des Gatten muß die Wittwe überall in diesem Mantel erscheinen, später braucht sie ihn nur zum Kirchgange zu nehmen; die Trauer für nahe Verwandte dauert ein Jahr. Demnach fehlen den Ilocanen Begräbnißfeierlichkeiten, welche aus den Zeiten des Heidenthums bei anderen christlichen Stämmen der Philippinen sich erhalten haben. In entlegenen Dörfern mögen sich noch solche Bräuche vorfinden; vielleicht wird Herr de los Reyes später mehr über diesen Punkt berichten können.

Die Spanier und Portugiesen glauben errathen zu können, welchem Geschlechte das zu erhoffende Kind einer Schwangeren angehören wird, indem sie Acht geben, ob die Frau mit dem rechten oder linken Fuße den ersten Absatz der Treppe betritt. Geschieht es mit dem rechten Fuße, so ist ein Mädchen zu erwarten, geschieht es mit dem linken, so wird ein Knabe geboren werden. Aehnliches treffen wir in Ilócos; nur heißt es da, wenn die Schwangere mit dem rechten Fuße beim Verlassen des Bettes zuerst auftritt, sie mit einem Knaben niederkommen wird, berührt aber zuerst ihr linker Fuß die Erde, dann ist ein Mädchen in Aussicht. Hat die Schwangere besondere und sich auf einen und denselben Gegenstand gerichtete Gelüste, so wird ihr Kind entweder in der Gestalt oder in seiner Hautfarbe an jenes Objekt erinnern. Wenn neugeborene Kinder zur Zimmerdecke aufblickend lächeln, so erblicken sie ihren Schutzengel; dies ist jedenfalls eine durch Vermittelung der Mönche aus Andalusien überkommene Anschauung und kein christlich gefärbtes Rudiment eines heidnischen Glaubens, denn die Andalusier sagen von solchen Kindern, wie Guichot erzählt, daß sie die Engel spielen sähen. Kommt ein Kind mit den Füßen voran aus dem Mutterleibe heraus, so gilt dies für ein gutes Zeichen, denn nie wird es an einer Fischgräte ersticken, sondern selbe durch einfaches Räuspern wieder entfernen, wenn ja eine solche ihm im Schlunde stecken bliebe. Ueber kleine Kinder darf man nicht hinüberschreiten, weil sie sonst unglücklich würden, auch ist es nicht gut, ihre Körperlänge zu messen, weil sie dann im Wachsthume zurückbleiben. Vernünftig ist die Anschauung, daß Kopfnüsse und Ohrfeigen die Kinder blöde machen oder Wahnsinn erzeugen. Um eine schmalrückige Nase zu erzielen, wird bei den Sprößlingen der böhmischen Aristokratie jener Gesichtstheil von der Amme oder Kindsfrau zwischen den Fingern von oben nach unten gestrichen; denselben Effekt glauben die Ilocanen zu erreichen, indem sie den Gaumen mit dem Finger berühren oder kitzeln.

Knaben, deren Haar von zwei Wirbeln her ausstrahlt, werden tapfere muthige Männer werden; besitzen sie aber nur einen, aber recht auffälligen und vollkommen regelrecht liegenden Wirbel, dann ist es ein sicheres Anzeichen, daß der Junge einmal in den Priesterstand eintritt. Wenn die Zähne locker werden, so reißt man sie mit einem Baumwollfaden heraus und versteckt sie im Dachstuhle des Abortes oder sonst wo, auf daß die Ratten den Zahn verschleppen. Damit die Zähne gut nachwachsen, muß man Sorge tragen, nicht in dem Augenblicke zu lachen, wo man mit dem Antlitze gegen den Berg Gosing [1]) zugewendet steht.

Wer im Schlafe auffällig schnarcht oder zischend athmet, der wird rachitisch, wie die Bewohner der Provinz Ilócos Norte behaupten; dagegen herrscht in Vigan der Glaube, daß solche Schläfer die „bösen Geister" der ganzen Umgebung herbeilocken. Wer im Schlafe mit dem Haupte gegen Süden oder Osten zu liegt, kann nur schwer wach werden, obwohl das Frühaufstehen sehr gesund ist, „weil der Papst da die Erde segnet". Beim Aufstehen hat man die Matte, auf welcher die ilocanischen Landleute die Nacht zubringen, wegzuräumen und aufzubewahren, sonst bedroht den Säumigen Siechthum. Wenn man genöthigt ist, zur Nachtzeit seine Messer zu schleifen, dann muß man den Salacot (Hut) sich aufsetzen; nur auf diese Weise entgeht man einem Leibschaden.

Eine schlimme Zukunft steht jenem Unglücklichen bevor, der in der Küche vom Schlafe übermannt wurde, denn dieser wird sicher ein altes Weib heirathen. In Spanien glaubt man, daß von zwei Gatten jener zuerst sterben müßte, der kleinere Ohren besäße; auch die Ilocanen schließen aus der Größe der Ohren auf die Lebensdauer der Individuen. Wenn man im Schlafe sich streckt, so wächst man, wenn die schlafende Person ein Kind ist; thut es aber ein schlummernder Mann oder ein Weib, so wird ihr Körperumfang zunehmen. Den künftigen Mörder erkennt man an einem gewissen Merkzeichen seines Augapfels.

Wie bei den Europäern die Mißachtung des Brotes, als des Hauptnahrungsmittels, für ein schweres Vergehen angesehen wird, so heißt es auch in Ilócos, daß jener, der die Morisqueta (in Wasser gekochten Reis) mißachtet, einst vor Hunger zu Grunde gehen wird. Mit Mai-Regenwasser heilen sie den Hitzausschlag, das „Schlucken" oder Aufstoßen durch Trinken vielen Wassers. Das Ausziehen der grauen Haare halten die Ilocanen für ein den Haarwuchs förderndes Mittel, dagegen darf man am Freitage sich nicht die Nägel schneiden. Wenn ein Ilocane gähnt, so schlägt

[1]) Dieser Berg liegt in der Provinz Ilócos Sur und dürfte einst der Sitz eines heidnischen Kultus gewesen sein.

er das Kreuzzeichen vor dem Munde, damit nicht durch die geöffneten Lippen die Cholera in den Leib eindringe, wie denn nach dem Volksglauben der Ilocanen das Gähnen zu Cholerazeiten todtbringend ist.

Wem es glückt, die Blüthe der (vielleicht nicht blühenden?) Pflanze Pacó zu pflücken, der wird in Reichthümern schwelgen, auch sein Glück bei den Weibern wird unermeßlich sein. Wer ferner an einem Tamarindenbaum Canonong-Blüthen wachsen sieht, kann ohne jede Furcht sich in den Kampf oder in jede Prügelei mengen, denn die Kugeln werden ihn nicht treffen und jeder gegen ihn erhobene Arm gelähmt werden.

Liebestränke spielen in Ilócos eine große Rolle. Die Kräuter, aus denen sie zusammengebraut werden, führen den Sammelnamen Taguiroot; sie gelten aber nur dann als heilkräftig, wenn sie am Charfreitag gepflückt worden sind. Zu diesem Behufe geht man in den Busch und sucht nach einer Stelle, wo die Aeste verschiedener Bäume wirr durch einander kreuzen, hier giebt man nun scharf Acht, bis man in dem Blatt- und Zweiglabyrinth eine Blüthe bemerkt. Wuchert nun senkrecht unter dieser eine niedrige Krautpflanze aus der Erde empor, so ist dies ein Taguiroot. Zu dieser werden noch zwei verschiedenfarbige Blüthen unter ähnlichen Verhältnissen gesucht und die vertikal darunter wuchernden Bodenkräuter (oder in gewissen Fällen deren Wurzeln) gesammelt. Die so gefundenen Kräuter werden in Kokosöl eingelegt. Den größten Effekt ruft das Taguiroot-Kraut Aribobo hervor, denn selbst das anständigste Mädchen trägt sich dem glücklichen Besitzer jenes Zaubers aus freien Stücken an.

Als Don Isabel de los Reyes ein halbwüchsiger Junge war, erfreute er sich der Zuneigung des Tinguianen-Häuptlings Aquino, der einst wegen der Vergiftung vieler Kinder eine traurige Berühmtheit erlangt hatte. Der zahm gewordene alte Tiger bot dem jungen Freunde eine Anzahl trockener Wurzeln an, welche dem Haare der Negritos sehr ähnelten. Zur Erklärung fügte er hinzu: „Lege diese Wurzeln in ein mit Kokosöl gefülltes Gefäß, weil sie sonst „sterben“ würden. Willst du um ein Weib minnen, dann nimm diese Wurzeln, berühre sie mit deiner Zunge und dann lege es dem Gegenstande deiner Sehnsucht an. Gieb nur Acht, daß nicht ein anderer Speichel als der deine mit den Wurzeln in Berührung komme, dann verrathe keinem Fremden dein Geheimniß, sonst ist der Effekt beim Teufel.“ Reyes bewahrte aber nicht das Stillschweigen, sondern erzählte es den Dienern seines Vaters, welche ihm anriethen, das Zeug wegzuwerfen, weil vielleicht Aquino wieder der alten Mordwuth fröhnen wollte. Reyes ließ sich aber nichts sagen, sondern theilte die Gabe des Häuptlings mit seinen gleichalterigen Genossen. Diese beschlossen die Wirkung zu erproben und zwar an einer Verkäuferin von Leckerbissen; das resolute Weib roch aber den Braten und regalirte die grünen Jungen mit kräftigen Ohrfeigen. Jenes Loch, welches die Kokosnuß an ihrem oberen Ende besitzt, wird von den Ilocanen „das Auge der Kokosnuß“ genannt, häufig besitzt die Nuß mehrere „Augen“, doch ist eine „einäugige“ werthvoller, denn wenn man mit dem Oele einer solchen eine Cigarre oder Cigarette fein bespritzt, so wird der Rauch, auf ein Babbalesan (d. i. junges Mädchen) geblasen, die Wirkung eines Liebeszaubers ausüben.

Die Ilocanen wissen überhaupt die weibliche Schönheit zu würdigen und verfügen über zahlreiche Phrasen der Galanterie. Sobald ein junger Stutzer (Don guial) ein lediges Mädchen (balasang) erblickt, stößt er den Ruf: Jem, ejem! (sprich: Khem, ekhem) aus, um die Aufmerksamkeit der Schönen auf sich zu lenken, dann ruft er: Nagpintas quet ni cabsaten! (Wie schön bist du, meine Schwester!) Findet der Jüngling Erhörung, so antwortet das Mädchen, als ob es zu sich selbst spräche: „O wie hübsch ist der da!“, worauf der braune Dandy erwidert: „Du aber bist noch tausendmal hübscher.“ Hat der junge Mann die Absicht, sich nicht mit diesen galanten Phrasen zu begnügen, hegt er im Gegentheil die Absicht, mit dem Mädchen näher bekannt zu werden, dann fügt er der zuletzt erwähnten Redensart die Frage hinzu: „Ist es wahr, daß du heirathest?“, worauf die Schöne mit „Nein“ antwortet. Mit der Gegenerwiderung des Jünglings: „Ah, wohlan, da ist ein Platz für mich frei!“ beginnt dann die eigentliche Anknüpfung eines Gespräches, das die Liebeserklärung enthält. Galant ist der Ilocane aller Stände, selbst der Wasserträger ruft: Macagatco man la coma dediay butoy ni adi! (O könnt ich in die Waden meiner Angebeteten beißen!), wenn er die Mädchen mit bis zu den Knien aufgeschürzten Kleidern (Saya) im Wasser waten sieht, wenn selbe Wasser holen oder Wäsche im Flusse waschen. Auch bei den Tänzen (Walzer, Polka, Habanera) findet der Ilocane genug Gelegenheit, den Tänzerinnen Schmeicheleien in schwülstigen Phrasen vorzusagen.

Wenn der Gecko bei Tage seinen Ruf hören läßt, ist Besuch zu erwarten; damit aber dieser nicht zu lange im Hause verbleibt, werden die Sessel mit Salz bestreut.

Wenn Jemand sein Kleid, ohne es auszuziehen, flickt, wird es schwer vom Leibe heruntergehen. Um Diebe zu entdecken, werden verschiedene Mittel angewendet; das einfachste besteht darin, daß man den Verdächtigen Reis zu kauen giebt, den sie wieder ausspucken müssen. Derjenige, dessen Reis nach dem Kauen gelb gefärbt ist, wird als der Dieb angesehen. Eine andere Methode verlangt, daß man die Namen der Verdächtigen jeden auf ein besonderes Zettelchen aufschreibt und selbe dann in einen Topf kochenden Wassers wirft. Hierauf wird eine geweihte Kerze angezündet und mehrere Credos gebetet, nach Beendigung dieser Ceremonie werden die Zettel gezogen, von denen alle Namen, mit Ausnahme jenes des Diebes, verwischt sind. In Vigan sind diese sowie andere Weisen, einen Dieb zu ermitteln, durch die Energie des verstorbenen, eingeborenen Pfarrers Velasquez unterdrückt worden. Dieser wackere Priester beseitigte manchen frommen Betrug. In Ilócos leben nämlich viele Bildschnitzer, welche für die Kirchen Heiligenbilder, Ornamente 2c. liefern. Mit einem Male verbreitete sich das Gerücht bei einigem dieser Schnitzer gäbe es wunderbare Heiligenstatuen, die ihr Antlitz zu verändern im Stande wären; einen besonderen Ruf genoß ein gekreuzigter Heiland, den ein gewisser Severino in An-annam, einem zum Pueblo Bantay gehörigen Weiler, geschnitzt hatte und nun den massenhaft zuströmenden Leute zeigte. Das Antlitz des Heilandes trug jeden Tag einen anderen Ausdruck zur Schau. Der Padre Velasquez sah sich das angebliche Wunder auch an, fand aber bald heraus, daß Severino durch neue Schnitte in das Antlitz der übrigens nach chinesischer Manier grotesk geschnitzten Statue jenes angebliche Wunder hervorrief. Velasquez ließ nun nicht nur diese, sondern auch andere ähnliche Bildsäulen verbrennen, wofür ihm die Herrgottschnitzer einen baldigen Tod anwünschten, welcher Fluch sich leider bald erfüllte; der arme Padre starb am Aussatze in den besten Jahren der Manneskraft.

Wie die Spanier, so glauben auch die Ilocanen, daß die Regenwolken ihr Wasser aus dem Meere sich holen, zu welchem sie sich niedersenken. Die Sternschnuppen und Meteore (größere heißen layap) sind Sterne, welche ihren

Platz ändern. Wenn ein Meteor fällt, dann soll man in ein Zeug einen Knoten machen; wird der Knoten fertig, ehe noch das Metor verschwunden ist, so birgt es die ganze übernatürliche Kraft des layap und man kann mit ihm Weiber fangen, wie Fische mit der Angel.

Das St. Elmsfeuer bringt die Wanderer von dem rechten Wege ab. Sieht man es zur Nachtzeit, dann bleibt nichts anderes übrig, als das Hemd auszuziehen und es umzukehren, und es so wieder anzukleiden, damit ist aller Zauber gebrochen. Diese Sage erscheint mir aus dem Grunde sehr interessant, weil bei den Tagalen und Visayern der böse Dämon Patianac dadurch in Schach gehalten wird, daß man sich nackt auszieht, da dieser vor allem entblößten Fleische eine Abneigung besitzt. Es scheint mir gar nicht gewagt, anzunehmen, daß die Ilocanen auch einen dem Patianac ähnlichen Dämon besaßen, der in Gestalt des St. Elmsfeuers oder der Irrlichter sich offenbarte.

Wenn in den Höhlungen, Rissen zc. der Heiligenbilder Ratten, Mäuse, Schaben oder sonst ein Ungeziefer gefunden wird, so vertreibt man diese Thiere ohne sie zu tödten, denn nach der Ansicht der gemeinen Leute sind es Spielzeuge Gottes. Vor einem Wasser, in welchem Froschlaich sich befindet, hegen sie, die sonst nicht sehr empfindlich sind, einen heftigen Abschen; sie trinken auch nicht etwas hiervon, weil, wie sie sagen, der Froschlaich das Wasser vergifte.

Eine besondere Reihe von Ceremonien wird beim Pflanzen oder Säen der Nutzpflanzen beobachtet, um eine reichliche Ernte oder Fruchtertrag sich zu sichern. Wenn Bananen zu pflanzen sind, wird zunächst darauf geachtet, den Kopf nicht zu hoch zu tragen, weil sonst die Pflanze nicht recht fortkommen könnte; ferner wird mit jedem Samenkorne auch Palay (Reis in der Hülse) mit in die Erde gesenkt, das soll tausendfältige Frucht bewirken; überdies trägt der Säemann ein kleines Kind auf der Schulter, weil sonst die Bananen keine Früchte bringen würden. Die Ilocanen dulden nicht, daß man mit dem Finger nach den Fruchtkeimen der Kürbisse weist, weil sie sonst nicht weiter wüchsen oder gar gänzlich verdorrten. Gleich den Tagalen pflegen sie, um möglichst runde Früchte zu erzielen, sogenannte „weiße Kürbisse“ und rundbauchige Gefäße an dem Spalier zu befestigen, an welchem die Kürbisse gezogen werden.

Wenn die Samen der Carica Papaya ausgestreut werden, nimmt man sie aus einem Sacke, der aus einer Saya (Weiberrock, Sarong) verfertigt ist, damit nur weibliche Bäume wachsen, denn die männlichen und weiblichen Blüthen kommen nicht auf demselben Baume vor. Beim Anbaue des Amargoso kauen die Bauern Zucker, damit nicht die Frucht zu herbe wird; geraucht darf hierbei nicht werden, sonst wird die Frucht so herbe, daß man sie kaum genießen kann.

Beim Säen der Baumwolle wird reine Baumwolle an verschiedenen Stellen des Ackers niedergelegt, um eine feine Sorte zu erzielen. Wenn die Manga (Mangifera indica, Bl., Terebinthaceae) reichliche Früchte liefert, so ist eine schlechte Reisernte in Aussicht.

Eine Anzahl von meist katholisch gefärbten Bräuchen, welche mit spanischen Sitten übereinstimmen, übergehe ich, da sie den Ilocanen erst von den Spaniern überbracht worden sind.

Land und Leute im Damara- und Namaqua-Gebiete.

Von Lieutenant Siegmund Israël.

II. (Schluß.)

Die wichtigste Charaktereigenschaft, welche der Reisende in diesen Gegenden besitzen muß, ist Geduld, denn die Eingeborenen würden ihn sonst bald zur Verzweiflung bringen, da sie aus den allerunbedeutendsten Sachen eine wichtige Staatsaffaire machen, jede Discussion möglichst in die Länge zu ziehen suchen und über die geringsten Sachen Tage lang disputiren, immer wieder von vorn anfangend und nie zum Schlusse kommend. Alle Streitigkeiten, welche unter den Eingeborenen oder zwischen diesen und Europäern entstehen, werden von einem Rathe, der von jenen gebildet wird und daher meistentheils zu Ungunsten der Weißen entscheidet, geschlichtet, wobei es gewöhnlich sehr laut und erregt zugeht. Spirituosen können die Hottentotten nicht vertragen, sie sollten daher solche nicht bei sich führen. Die Leute stehen moralisch auf einer sehr niedrigen Stufe; insbesondere ist ihnen, von denjenigen, die in den Missionarhäusern leben oder erzogen sind, ausgenommen, die Heiligkeit der Ehe vollständig fremd, im Uebrigen sind sie aber sehr gutmüthig und theilen auch mit den Europäern das letzte, was sie haben, wie Herr Dr. Höpfner auf seiner ersten Reise wiederholt erfahren hat. Sowohl die Namaqua als auch die Damara sind große Spitzbuben und Diebe, und würden sogar dem Häuptling Kamaherero zwei von den drei Beinkleidern, welche derselbe besitzt, stehlen, wenn er dieselben der Vorsicht halber nicht beständig trüge. Erwischt man einen der Eingeborenen beim Diebstahl, so thut man am besten, dem Missethäter sofort eine tüchtige Tracht Prügel zu verabfolgen, da eine andere Strafe wenig oder gar keine Wirkung bei ihnen ausübt.

Den Werth ihrer Exportartikel kennen die Hottentotten sehr gut, so daß man dieselben selten billig von ihnen einkaufen kann; auch die dort ansässigen Kaufleute und Trader müssen für die Straußfedern die geforderten Preise bezahlen, suchen aber dann ihren Schaden in der Weise wieder gut zu machen, daß sie ihre eigenen Waaren den Eingeborenen wieder so theuer wie möglich verkaufen, so daß sie bei dem Geschäfte immer noch einen kleinen Nutzen haben. Das Pfund Kaffee wird in Walfisch Bay mit 2 s. 6 d. bis 3 s., das Pfund Busch-Thee, der in der Nähe von Kapstadt wächst und dort $1\frac{1}{2}$ bis 3 d. kostet, mit 1 s., das Pfund Mehl mit 1 s., die Flasche Genever, nach der jüngst vorgenommenen Erhöhung der Steuer auf Spirituosen, mit 10 s. bezahlt.

Die Vegetation ist, wie schon erwähnt, an der Küste sehr karg, nur in den Flußbetten des Kuisip und des Zwakop findet sich etwas Ebenholz, sowie eine Art Tabakstaude, deren Blätter jedoch nur im größten Nothfalle von den Eingeborenen geraucht werden, die, wenn sie auch diese

nicht haben, sogar Kuhdünger nicht verschmähen. Gewöhnlich wird die Tabakstaude als Feuerungsmaterial verbraucht. Bei Beerdigungen wird senkrecht ein vier Fuß tiefes Loch gegraben, in diesem seitwärts eine Höhle von zwei Fuß Tiefe hergestellt und dort hinein der Todte, mit den besten Kleidern angethan, wenn er solche überhaupt besitzt, gelegt; alsdann wird die Höhle mit Stäben und Steinen verrammelt und das Loch wieder zugeworfen, so daß die Hyänen und Schakale nicht an die Leiche kommen können. Den Frauen wird, wie erzählt wird, nach dem Tode ein Filzschuh über den linken Fuß gezogen.

Die Namaquas eignen sich ganz vorzüglich für den Postdienst, da sie mehrere Tage hungern und dürsten können, was in den ausgedehnten Sandwüsten von größter Wichtigkeit ist. Die Postbeförderung, die von den Missionaren eingerichtet ist, ist eine sehr regelmäßige und zuverlässige. Zu dem Marsche von Walfisch Bay nach Otjimbingue gebrauchen die von jenen besoldeten Boten, die weder von den Damara, noch Namaqua je angegriffen werden — ein Beweis für das Ansehen, welches die Missionare genießen — etwa vier oder fünf Tage.

Die Damara (und die weiter nördlich sitzenden Owambu) haben ziemlich die gleichen Sitten wie die Namaqua, dagegen wissen sie feinere Arbeiten herzustellen und insbesondere auch vorzüglichere Speere anzufertigen. Ferner werden in Owambu Perlen in Rosettenform geschliffen und andere Schmucksachen aus Eisen hergestellt, an denen selbst europäische Damen ihre Freude haben würden. Außerdem kaufen sie aber auch große Quantitäten bunter europäischer Perlen von bestimmten Mustern. Die Owambu und Damara besitzen auch große Geschicklichkeit in Flechtarbeiten und fertigen sie insbesondere aus Rohr und Gras Körbe an, welche vollständig wasserdicht sind; ihre Kleidung machen sie zum größten Theile aus Leder.

Je weiter man ins Land hineinkommt, desto unzugänglicher werden die Leute und es passirt im Inneren nicht selten, daß den Tradern die Waaren fortgenommen werden; ein Einzelner kann daher dort nur wenig oder gar nichts ausrichten. Früher beabsichtigte die Kapregierung sogar, eine Licenz für die Händler einzuführen, allein es ist bei einem Versuche geblieben, denn als die Trader für das gezahlte Geld nun auch Schutz verlangten, sah die Regierung sich hierzu nicht im Stande und mußte auf erhobene Reclamation hin das Geld zurückerstatten. Wie an der Küste, so herrscht auch in Damara und Owambu große Trockenheit, mit deren Hülfe das sogenannte Biltong bereitet wird, in Streifen geschnittenes Fleisch, welches leicht gesalzen und an der Sonne getrocknet wird, wodurch es so hart wird, daß man es nur mit einem scharfen Messer in Scheiben schneiden kann, die von den Reisenden als Delikatesse betrachtet werden. Die Damara sind bedeutende Viehzüchter und besitzen große Rinderheerden; ihr Häuptling Kamaherero zählt seine Ochsen nach Tausenden. Der Sicherheit wegen hat er für das von Mossamedes und Owambu, wo eine Art Lungenseuche herrscht, kommende Vieh eine Quarantaine eingerichtet, die sehr streng gehandhabt wird, und der sich sogar die Eingeborenen unterwerfen müssen, die längere Zeit in einem eingefriedigten Raume zuzubringen haben und deren Kleider, Schüsseln u. s. w. später verbrannt werden. Die Weißen haben in Damaraland viel von einer schmerzhaften Augenkrankheit zu leiden, die als Entzündung der Sehorgane auftritt und gewöhnlich mehrere Tage anhält, während welcher der Erkrankte fast gar nichts sehen kann.

Im Damara-Lande giebt es außerordentlich viel Wild, insbesondere Tiger, Schakale, Hyänen, Antilopen, Springböcke, Strauße und eine kleine Wolfsart; es sollen früher auch Löwen vorgekommen sein, doch sind in den letzten Jahren keine mehr geschossen worden. Die Thiere werden nicht des Fleisches, sondern namentlich der Felle wegen geschossen, die nach landesüblicher Art gegerbt werden, indem sie eingeweicht, mit Fett eingerieben und durch langes Schlagen und Kneten auf den Knien fertig gemacht werden. Auch in Eisenarbeiten sind die Owambu sehr geschickt, beim Schmieden benutzen sie einen nach europäischer Art hergestellten Blasebalg aus Thierbälgen.

Sie fertigen aus dem Eisen u. a. auch Schmuckgegenstände, insbesondere Ringe von einem Gewichte bis zu 35 Pfund, sowie Perlen von der Größe eines kleinen Hühnereis an. Schmuckgegenstände aus Elfenbein sieht man seltener, obgleich der Missionar Büttner aus eigener Erfahrung weiß, daß man dort Elephanten, oft 40 bis 50 und selbst 100 an einem Tage gejagt hat, wobei selbstverständlich weder Kuh noch Kalb geschont wurde. An allen größeren Orten befinden sich Missionsstationen der Rheinischen Missionsgesellschaft, die bereits außerordentliche Erfolge aufzuweisen hat. Zu den Stationen gehört gewöhnlich eine Schule, in welcher die Kinder und jungen Leute unterrichtet werden und der ein eingeborener Lehrer vorsteht, der auch, sofern der betreffende weiße Missionar der Damara- oder der Namaqua-Sprache nicht mächtig ist, in der Kirche die Predigt des letzteren aus dem Holländischen in die Sprache der Eingeborenen übersetzt. Das Damaraland ist außerordentlich fruchtbar, doch beschäftigen die Bewohner sich mehr mit Viehzucht als mit Ackerbau, und selbst die kleineren Leute besitzen mindestens 4 Milchkühe, einige Ochsen und 30 bis 40 Stück Kleinvieh, Schafe und Ziegen, die hier seltsamer Weise Melkbokkier genannt werden. Schweine giebt es in Damara-Land nicht. Die Damara leben fast nur von Milch und tödten deshalb nur in seltenen Fällen ein Stück Vieh, das ihren ganzen Reichthum bildet; die Milch wird theils frisch genossen, theils durch Schütteln in einer Kalebasse zu einer Art Dickmilch, Omaire genannt, verarbeitet, die einen sehr angenehmen Geschmack besitzt und auch von den Europäern als Delikatesse geschätzt wird. Diese Milchkalebassen werden, obgleich die Damara verhältnißmäßig viel reinlicher sind als die Hottentotten, niemals gereinigt. Merkwürdiger Weise haben die Herero eigentlich gar keinen Begriff von dem verschiedenen Werthe der Thiere, vielmehr hat jedes derselben, einerlei wie schwer und fett es ist, für sie denselben Werth. Trekochsen findet man hier nur wenig und nur im Besitze der Häuptlinge, die dieselben niemals verkaufen.

Außer Walfisch Bay, Sandwich Harbour und Angra Pequena giebt es noch ein paar andere Häfen an der Küste, Prince of Wales und Ichaboe Bay, die jedoch nur kleineren Fahrzeugen zugänglich sind; außerdem sind noch Odgins Harbour und Fort Rock Bay zu nennen, doch ist deren Lage nicht genau festgestellt, wenn sie überhaupt existiren. Wenigstens hat eine englische Corvette, welche vor zwei Jahren von Kapstadt ausgeschickt wurde, um den ausgewanderten Trekboers Proviant nach Odgins Harbour zu bringen, denselben nicht auffinden können und unverrichteter Sache zurückkehren müssen.

Daß man im Damaralande schon vor Ankunft der Weißen Kupfer gekannt und verarbeitet hat, bestätigt Missionar Dr. Hahn, der verschiedene Minen aufgefunden hat, welche von den Eingeborenen in ihrer primitiven Art bearbeitet, später aber verlassen worden sind. Der englische Kommissar für Südafrika, Mr. Palgrave, will auch Blei gefunden haben, jedoch ist es unserer Expedition nicht

möglich gewesen, an der betreffenden Stelle auf dem Kaoko-Felde, das den Gegenstand beständigen Streites zwischen den Damara und den Namaqua bildet, Spuren davon zu entdecken. Noch im Jahre 1840 waren die Damara die Sklaven der Hottentotten, doch wird jetzt bald das Umgekehrte der Fall sein, da die Damara mehr die Oberhand gewinnen.

Was den Handel im Damara- und Namaqua-Lande betrifft, so läßt derselbe recht viel zu wünschen übrig, da das Geschäft durch das bei den Händlern gebräuchliche Kreditsystem vollständig verdorben ist. Je mehr Kredit den Eingeborenen gewährt wird, desto mehr verlangen und desto weniger bezahlen sie; alle Trader haben große Forderungen, die voraussichtlich niemals eingehen werden, und drängen die Trader einmal auf Bezahlung, dann giebt es gewöhnlich Streit. Die Eingeborenen sind nämlich der Ueberzeugung, daß die Weißen alle Waaren umsonst bekommen, und nur einen Brief zu schreiben brauchen, um dieselben zu erhalten; es ist daher schon mehrfach vorgekommen, daß die Eingeborenen sich an die Trader mit der naiven Bitte gewendet haben, für sie auch einen solchen Brief zu schreiben, damit sie auch Waaren erhielten.

Die portugiesischen Händler bringen ihre Waaren von Mossamedes und St. Paulo de Loanda mit Trägern nach Owambu, während die Deutschen, Holländer und Engländer den Marsch von Walfisch Bay aus mittels Ochsenzügen antreten; trotzdem vermögen jene die Artikel billiger zu verkaufen, und zwar weil sie im Inlande für ein Billiges an Waaren Sklaven kaufen, welche die Rückfracht, Kautschuk und Elfenbein, nach der Küste bringen müssen, dort freigelassen werden und natürlich gern die Gelegenheit benutzen, auf dem Rückwege in ihre Heimath noch einen geringen Lohn zu verdienen. Dagegen vertheuert sich der Transport von Walfisch Bay, weil das Futter für die Treckochsen so schwer zu beschaffen ist. Aus Damara-Land kommen hauptsächlich Felle und Straußfedern, von denen mit der letzten Post, mit welcher auch die Expedition Walfisch Bay verließ, 112 Pfund versandt wurden.

Wie schon erwähnt, hat das Küstengebiet nach Ansicht der Expeditionsmitglieder gar keine Zukunft, und auch die Aussichten für den Handel nach dem Inneren sind wenig glänzende, da die Trader bei dem Geschäfte sehr häufig zusetzen müssen. Als Beweis, in welcher Weise dasselbe betrieben wird, mag noch erwähnt sein, daß die Hottentotten bei den Jagdzügen, die von den Händlern nach dem Kaoko-Felde, nördlich von Walfisch Bay und Damara-Land, arrangirt werden, und die gewöhnlich aus zehn bis zwölf Eingeborenen unter Führung von einem oder zwei Weißen bestehen, an dem Ergebnisse zur Hälfte participiren, so daß für den Unternehmer, der außerdem für alle Theilnehmer Pferde, Wagen, Ochsen, Waffen, Munition, Proviant und Futter zu liefern hat, nicht sehr viel übrig bleibt.

Als die Kapregierung im vorigen Herbste von dem Kommen der deutschen Expediton, deren Zweck ihr nicht unbekannt geblieben sein konnte, Kenntniß erhielt, schickte dieselbe den Kommissar für die südwestafrikanische Küste, Mr. Palgrave, nach dem Damaralande ab, um dort, wenn möglich, den Deutschen zuvorzukommen, oder wenigstens ihnen entgegenzuarbeiten, damit dieselben ihr Ziel nicht erreichten. Am 12. November traf Mr. Palgrave, der schon früher längere Zeit im Damaralande zugebracht und dort gejagt hatte, ehe er zum Kommissar für dieses Gebiet ernannt worden war, in Begleitung des Herrn de Smith, Sekretär im Auswärtigen Amte, mit dem Schooner „Louis Alfred" in Walfisch Bay ein, begab sich jedoch nicht selbst nach dem Damaralande, weil er erfuhr, daß das deutsche Kanonenboot „Möwe" jeden Tag erwartet werde, und er voraussetzen mußte, daß deutscherseits eine offene Aufwiegelung in dem Hinterlande von Walfisch Bay, wo die deutsche Expedition ein etwa fünfzig englische Meilen breites Terrain zwischen Sandwich Harbour und dem Zwakop-Flusse für Herrn Lüderitz angekauft hatte, nicht geduldet werden würde. Um sich daher nicht selbst in Ungelegenheiten zu bringen, engagirte Mr. Palgrave den englischen Händler Lewis, einen Mann von großer Erfahrung und außerordentlichem Einflusse, damit derselbe bei Kamaherero den deutschen Bemühungen möglichst entgegenarbeite.

Diese Bestrebungen Lewis' waren durchaus von Erfolg gekrönt, denn, wie schon früher gemeldet, ist es denselben hauptsächlich zuzuschreiben, daß die Resultate der deutschen Expedition fast gleich Null gewesen sind; andererseits vermochte aber auch Lewis, obgleich er der Damara- und Namaqua-Sprache vollständig mächtig ist und Kamaherero ihm so leicht nichts abschlagen darf, weil jener dem Häuptlinge sonst keine Munition und Waffen liefern würde, von Kamaherero keine Zugeständnisse für Mr. Palgrave zu erlangen. Der alte Häuptling war viel zu schlau, um sich nach der einen oder anderen Seite hin zu binden, vielmehr wußte er, wie gerade $2^1/_2$ Jahre früher, als Mr. Palgrave aus demselben Anlasse direkt mit ihm verhandelt hatte, stets auszuweichen und sowohl die Engländer wie die Deutschen hinzuhalten.

Am 22. November traf Dr. Nachtigal mit der „Möwe" in Walfisch Bay ein, wo er eine längere Konferenz mit dem englischen Kommissar hatte, der sich nur höchst reservirt über den Zweck seiner Anwesenheit äußerte; trotzdem erfuhr Dr. Nachtigal, daß Mr. Palgrave alles vorbereitet habe, um erforderlichen Falles selbst die Reise zum König Kamaherero in Okahandhya anzutreten. Um nichts zu versäumen, ritt Dr. Nachtigal, in dessen Begleitung sich der deutsche Konsul Vogelsang, der Ingenieur Prischer, Herr Martens, ein in Mexiko von deutschen Eltern geborener und in Hamburg erzogener Kaufmann, sowie der Chemiker Belck sich befanden, an einem Tage nach dem 21 englische Meilen entfernten Rooibank zu dem dort wohnenden Namaqua-Häuptlinge Piet Haibib, um demselben officiell die Mittheilung zu machen, daß sein Gebiet unter deutschen Schutz gestellt sei, und daß er sich unter keinen Umständen in irgend welche Verhandlungen oder Intriguen mit den Engländern einlassen dürfe. Da die vorstehend genannten Begleiter des deutschen Kommissars nur die holländische Sprache sprechen, so nahm letzterer zur Vorsicht den einheimischen Missionar Daniel Kloote als Dolmetscher mit, damit Piet Haibib sich später nicht damit entschuldigen könne, er habe Dr. Nachtigal nicht richtig verstanden. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Grenzen der englischen Walfisch Bay genau festgestellt. Auf dem Wege von Sandwich Harbour würde man kein englisches Gebiet berühren, so lange man sich hinter den Sandhügeln von Rooibank hält.

Ferner sandte Dr. Nachtigal dem Häuptlinge Moses Swartboy, der, einem Stamme der Namaqua angehörend, im Norden zwischen letzteren und den Damara lebt, die briefliche Mittheilung, daß er sich unter deutschem Protektorate befinde, was von dem Häuptlinge auch anerkannt wurde. Und da die im Osten wohnenden Bastards bereits mit Dr. Höpfner Kontrakte abgeschlossen und diesem die Minenkoncessionen übertragen hatten, so war zwischen Walfisch Bay und dem Damaralande eine Art Mauer um erstere gezogen, so daß die Engländer, wenn sie wirklich Damara-Land gewonnen hätten oder noch gewinnen werden, stets deutsches Gebiet passiren müssen, wo ihnen jedenfalls

ein hoher Transitzoll auferlegt werden würde. Auf diese Weise ist die Walfisch Bay nicht unerheblich für die Engländer entwerthet worden, wenngleich die Deutschen sie eigentlich gar nicht entbehren können.

Bei Sandwich Harbour und am Zwakopflusse befinden sich ausgedehnte Salzlager, die in Herrn August Lüderitz den Gedanken angeregt haben, an dem einen oder anderen Orte eine Schlachterei in großem Maßstabe anzulegen, in welcher das Fleisch entweder gesalzen oder nach amerikanischer und australischer Weise eingekocht werden soll. Allein es ist doch mehr als fraglich, ob dieses Projekt sich mit Erfolg realisiren lassen würde, denn im Küstengebiete ist wenig Rindvieh vorhanden und selbst wenn die Damara, deren einziger Reichthum in ihren Viehherden besteht, veranlaßt werden könnten, ihre Rinder zu verkaufen, würden dieselben nach der Ansicht der das Land und die Verhältnisse kennenden Missionare doch nicht im Stande sein, im ersten Jahre mehr als 5000, später mehr als 3000 bis 4000 Stück Vieh jährlich zu liefern, während die großen Schlachtereien in Südamerika und Australien mindestens das Vierfache schlachten. Ferner ist nicht außer Acht zu lassen, daß es an der Küste gar kein Futter für das Vieh giebt, daß die Ochsen mithin sofort nach der Ankunft aus dem Inneren geschlachtet werden müssen, wenn man nicht ein kostspieliges Lager von Heu halten will. Uebrigens würden sich Salzlager an der ganzen Küste finden, da die Beschaffenheit des Grundes und Bodens darauf hinweist und dieser Theil des Landes früher unter dem Meeresspiegel gelegen hat. Auch das Reinigen des Salzes würde erhebliche Kosten verursachen, ganz abgesehen von dem Lohne des Personals, das entweder von Kapstadt oder Europa beschafft werden müßte, da die Eingeborenen namentlich ihrer Unreinlichkeit wegen in den Schlachtereien nicht verwendet werden könnten.

Der Import in Walfisch Bay ist bislang nur höchst unbedeutend gewesen und bezifferte sich in den letzten Jahren auf wenig mehr als 20 000 Pfd. St. jährlich, was sehr genau kontrolirt werden kann, da die gesammte Einfuhr über Kapstadt geht. Den größten Theil des Imports bilden Proviantartikel, Kaffee, Mehl, Tabak 2c., von denen die Missionare den größeren, die Eingeborenen den geringeren Procentsatz erhalten. Andererseits ist der Export, der in Straußfedern, Fellen und etwas Elfenbein besteht, noch geringer, indem derselbe nur die Höhe von 3000 bis 3500 Pfd. St. erreicht.

Der vorstehend erwähnte Chemiker Belch ist im Damaralande zurückgeblieben, um dem Einflusse des Händlers Lewis entgegenzuarbeiten. Er ist ein verhältnißmäßig noch junger Mann und erst seit einigen Monaten in Afrika, hat aber schon wiederholt Beweise seiner Thatkraft und Energie gegeben, und wird auf seiner jetzigen Mission vielleicht Erfolg haben, wenn er mit größeren Kapitalien unterstützt wird. In seiner Begleitung befinden sich die schon früher genannten Herren Spengler und Wiesel, welchen das Aufsuchen der Minen im Gebiete der Bastards übertragen ist, speciell in Rehoboth, wo sich bereits große Minen befinden, deren Tiefe und Ertragsfähigkeit Spengler zu prüfen beauftragt ist. Spengler stand früher im Dienste des Herrn Hasenclever und hat auch die Ebony- und Hope-Mine eröffnet. Die letzteren beiden sind bekanntlich Kupferminen; außerdem finden sich auf einer anderthalb bis drei Meilen breiten Landzunge von Walfisch Bay Salz- und besonders Schwefellager, die indessen wenig Werth haben, weil man in $1\frac{1}{2}$ Fuß Tiefe allerdings schon auf den Schwefel, auf 3 Fuß Tiefe aber schon auf das Meerwasser stößt.

In Rehoboth soll es auch, wie ein von den weißen Händlern kolportirtes Gerücht meldet, Diamanten geben, doch muß die Zukunft lehren, ob die Mittheilung wahr ist oder nicht. Thatsache ist dagegen, daß in der Nähe von Walfisch Bay Rubinen in großen Quantitäten vorkommen, doch sind die Steine klein und von unerheblichem Werthe, wenngleich anzunehmen ist, daß sich in größerer Tiefe eine bessere Qualität findet. Im Zwakopflusse findet sich auch Gold, das durch einen Zufall von australischen Goldgräbern entdeckt worden ist.

Dieselben waren auf der Rückreise nach England und wurden in der Nähe der Mündung des genannten Flusses mit ihrem Schiffe von einer Windstille befallen, worauf sie ein Boot aussetzten und an das Land fuhren, wo sie Spuren von Gold entdeckten. Leider fehlt es dort sehr an Proviant, sonst würde das Goldwaschen, wenn das Ergebniß auch kein sehr reiches ist, sich doch bezahlt machen.

Herr Vogelsang, der zum Consul für Groß- und Klein-Namaqualand ernannt worden ist, will nochmals den Versuch machen, den Häuptling der Herero zur Abgabe der Minenkoncessionen zu veranlassen; indessen ist es kaum wahrscheinlich, daß derselbe mehr erreichen wird als Dr. Höpfner, Dr. Pechuel-Lösche und Herr Kleinschmidt, der im Lande geboren und ein besonderer Liebling der Damara ist. Ein Beweis für die Beliebtheit, deren Dr. Höpfner sich erfreut, ist auch, daß derselbe, als er von den Damara gefangen genommen worden war, weil er mit den Bastards Verträge abgeschlossen hatte, schon nach neuntägiger Haft freigegeben wurde, ohne daß ihm etwas von seinem Eigenthume genommen worden war. Jedem Anderen wäre wahrscheinlich Alles geraubt worden.

Ein besonders schöner und fruchtbarer Ort im Damaralande ist Otytampie, das 15 Tagemärsche in nordöstlicher Richtung von Walfisch Bay entfernt liegt, reichlich Gras und Wasser besitzt und viel und gutes Korn hervorbringt, das den Missionaren und Missionskolonisten ein um 25 Proc. billigeres als das von Kapstadt importirte Mehl liefert. Das letztere wird nämlich durch den Transport sehr theuer, da die Fracht von Kapstadt nach Walfisch Bay 30 s. per Tonne, von dort nach Otytampie 6 s. per Sack von 100 Pfund, Landungsspesen und Lagermiethe in Walfisch Bay $1\frac{1}{2}$ s. per Sack betragen und außerdem stets ein Theil des Mehles, im Durchschnitt 10 bis 15 Proc., auf dem Wege in Folge von Feuchtigkeit hart wird, oder auf andere Weise verdirbt. Die Kolonisten hatten bis zum vorigen Jahre mit vielen Hindernissen zu kämpfen, da, wenn die Fluth des Zwakop kam, diese oft Alles mit sich fortriß. Im letzten Jahre aber haben dieselben zur Ableitung des Wassers Kanäle gegraben, welche nicht nur die Gefahr beseitigen, sondern auch zur ergiebigen Bewässerung des Landes dienen, das jetzt gute und lohnende Erträge giebt.

Wie schon erwähnt, ist das Gebiet hinter der Walfisch Bay, das eine Größe von 1800 englischen Quadratmeilen hat, durch Herrn August Lüderitz für 20 Pfd. St. mittels eines von den Herren Wegener und Koch unterzeichneten Vertrages von Piet Haibib erworben worden, den sowohl die Engländer als auch Dr. Nachtigal als den bisherigen rechtmäßigen Eigenthümer des Landes anerkannt haben, während Dr. Höpfner und die sämmtlichen Missionare des Damaralandes behaupten, daß dasselbe nicht Eigenthum der Namaqua sei, sondern den Damara gehöre. Der Missionar Böhm dagegen, der schon seit zwanzig Jahren im Lande der Hottentotten ist, und dem man daher ein Urtheil zutrauen darf, zumal da derselbe im Besitze von Beweisen für seine Behauptungen ist, besteht darauf, daß die Namaqua

das in Rede stehende Gebiet schon seit mehr als 100 Jahren bewohnen, und es ergiebt sich auch aus den englischen Blaubüchern, daß Piet Haibib, dessen Vater und Jan Jonker Afrikander das Land schon seit langer Zeit regiert haben, soweit von einer Regierung überhaupt die Rede sein kann.

Kürzere Mittheilungen.

Hydrographische Untersuchungen im südlichen Chile.

Ch. N. Der chilenische Fregattenkapitän Ramon Serrano hat Ende vorigen Jahres eine Forschungsreise auf dem Dampfer „Toro" nach den südlichen Regionen Chiles angetreten, welche verschiedene noch wenig gekannte Punkte dieses Landes, besonders aber den Fluß Palena und den Fallos-Kanal und seine Umgebungen zum Ziele hatte.

Alles, was man vom Palena weiß, ist, daß er sich der Südspitze der Insel Chiloe gegenüber ins Meer ergießt, daß sein Lauf ungefähr dem 44^0 südl. Br. folgt und daß er so wasserreich ist, daß er als einer der bedeutendsten Flüsse Chiles angesehen werden kann.

Anfangs dieses Jahres unternahm es ein Kolonist von Puerto Montt, der von seiner Breite und den mächtigen Baumstämmen, die er mit sich führe, reden gehört hatte, ihn zu untersuchen. Dieser Reisende schlägt den von ihm zurückgelegten Weg auf 80 (engl.) Meilen an. Auf dieser ganzen Strecke soll der Palena ebenso leicht schiffbar sein, wie bei seinem Ausflusse ins Meer. Was das Thal anbelangt, durch das er fließt, so behauptet dieser Gewährsmann, daß es dem Ackerbau ebenso große Hülfsquellen biete, als die gesegnetsten Gegenden Chiles.

Der Kapitän Serrano schreibt nun in seinem Berichte: An der Mündung des Palena ist eine Barre, mit einem genügend weiten, bei zwei Drittel Ebbe 3,30 m tiefen Kanale. Die Fahrt den Fluß hinauf wurde in zwei Booten am 1. Februar unternommen. Am folgenden Tage erreichte man die ersten Stromschnellen. Diese und die anderen, welche sich auf die Entfernung von einer Meile von einander folgen, wurden nicht ohne Schwierigkeit passirt. Nach Verlauf von 14 Tagen, während welcher die Fahrt flußaufwärts fortgesetzt wurde, kreuzte man die erste Kette der Anden und betrat ein ausgedehntes, zwischen der ersten und zweiten Bergkette liegendes Thal. Die zweite Kette läuft parallel mit der ersten, in einer Entfernung von 30 Meilen nach Osten. Am 11. Februar (?) ließ man den Punkt hinter sich, bis zu welchem ein Kolonist von Puerto Montt, Herr Adolph Abé, gelangt war, und schon war die Expedition in die zweite Kordillerenkette eingedrungen, als unglücklicher Weise eines der Boote beim Uebergange über eine Stromschnelle in Stücke zertrümmert wurde. Da die im Boote befindlichen Vorräthe dabei verloren gingen, so zwang dieser Unfall die Expedition, umzukehren. Der Rückweg nahm zwei Tage in Anspruch. Das von den Forschern erreichte Thal eignet sich ausgezeichnet zu Zwecken des Ackerbaues; man fand den jungfräulichen Boden 2 bis 3 m dick.

Am 11. März nahm der Dampfer „Toro" die Richtung nach dem auf den englischen Karten Hornby genannten Einschnitte. Kapitän Serrano vermuthete, daß dieser Einschnitt mit dem Fallos-Kanal durch eine Straße verbunden sei. Am Nachmittag des erwähnten Tages wurde die Muthmaßung des Kapitäns zur Gewißheit; eine Straße, welcher man den Namen „Toro-Kanal" gab, wurde entdeckt, welche die Oeffnung mit dem Fallos-Kanal verband. Der Toro-Kanal geht von Norden nach Süden, ist gerade und frei von Hindernissen. Abends wurde der Dampfer in einer gut geschützten Bai verankert, welcher man den Namen „Puerto Choros" gab. Am 12. März setzte man die Fahrt in südlicher Richtung fort, und nachdem man 17 Meilen zurückgelegt hatte, fand man, daß sich der Kanal nach zwei Richtungen hin spaltete: der eine Arm nach Südwest, der andere nach Südost. Der erstere ist der weitere der beiden, und Kapitän Serrano beschloß, ihn zuerst zu untersuchen; nachdem er ihn aber auf eine Entfernung von 5 Meilen durchfahren hatte, sah er sich nahe bei dem Ende des Kanals, der in die offene See mündet, und so beschloß er, umzukehren, und den anderen Kanal zu befahren. Nach einer Fahrt in diesem Kanal zuerst in südöstlicher, dann in ganz südlicher Richtung, auf eine Distanz von 28 Meilen, schien kein Ausgang aus dem Kanale zu bestehen und da es schon dunkel war, wurde in einer ausgezeichneten Bai, welcher der Name „Puerto Abrigado" gegeben wurde, geankert. Am 13. März ließ der Kapitän längs dem westlichen Ufer hindampfen, um Gewißheit zu erlangen, ob im Westen von Puerto Abrigado ein Ausgang nach dem Trinidad-Golf vorhanden sei. Nach einer siebentägigen Fahrt, durch ein Labyrinth von Kanälen und Buchten, fand man am 20. März eine Ausfahrt nach dem Ocean, 8 Meilen im Norden vom Pieton-Kanal. Diese Entdeckung stellt zwischen dem Peñas- und Trinidad-Golfe einen neuen Verbindungsweg her, durch einen Kanal, der vollkommen frei von Hindernissen und bequem für die Schifffahrt ist, ohne einen anderen Nachtheil, als daß man sich genöthigt sieht, in die See hinauszufahren, um einen Punkt zu umgehen. Dieser Nachtheil ist von geringer Bedeutung für große Schiffe, welche gerade diejenige Klasse sein werden, welche diesen Weg zu wählen haben, um die von den Engen des Messier-Kanals drohenden Gefahren zu vermeiden. Nach Umgehung des oben erwähnten Punktes wurde die Fahrt dem Picton-Kanal entlang fortgesetzt, der eine Fortsetzung des Fallos-Kanals ist, der durch das englische Kriegsschiff „Alert" untersucht und vollkommen frei von Hindernissen gefunden worden ist.

Am 24. März beschloß Kapitän Serrano sich zu vergewissern, ob der Hafen Ballenas, der in den englischen Karten auf der Wager Insel am Eingange des Messier-Kanals verzeichnet steht, wirklich existirte oder nicht. Nach einer sorgfältigen Untersuchung der südlichen Küste der Wager Insel überzeugte er sich, daß kein Hafen Ballenas existirt; aber auf eine Entfernung von zwei Meilen westlich von der diesem Hafen gegebenen Lage entdeckte er eine kleine Bucht, die im Stande ist, kleineren Schiffen Schutz zu gewähren. Am 25. gelangte man in einen westlich vom Hornby-Einschnitt laufenden Kanal, der aber, nach dreistündiger Fahrt, keinen Ausgang hatte. Am Abend erreichte man den Fallos-Kanal und ging in einem der Mündung des Toro-Kanals gegenüberliegenden Hafen vor Anker (am westlichen Ufer des Fallos-Kanals), dem man den Namen „Puerta grande" gab. Am 26. dampfte man den Fallos-Kanal entlang nordwärts nach seiner Ausmündung in den Golf von Peñas, um den Hafen Nuestra Señora del Valle aufzusuchen, der im November 1557 vom Kapitän Juan de Cadrilleros entdeckt worden sein soll, und den einige Seefahrer östlich, andere westlich von diesem Kanale verlegt haben, aber es konnte keine der Beschreibung von Cadrilleros entsprechende Bucht aufgefunden werden. Am 28., 29. und 30. wurde die Erforschung der Ostküste des Fallos-Kanals fortgesetzt und am 30.,

nach Untersuchung von sechs Buchten, erreichte man durch die auf den englischen Karten als „Search Inlet" bezeichnete Oeffnung den Messier-Kanal. Das gewonnene Resultat beweist auf die schlagendste Weise, daß im Süden der English Narrows keine Verbindung zwischen dem Fallos- und Messier-Kanal besteht, daß es aber zwei Kommunikationswege zwischen den Golfen von Peñas und Trinidad giebt: erstens durch den wohlbekannten Messier-Kanal und zweitens durch die Kanäle Fallos und Picton.

Sociale Beziehungen in China.

Der „London and China Telegraph", der nicht nur die neuesten Vorgänge im östlichen Asien sorgfältig registrirt, sondern auch werthvolle Mittheilungen über die Zustände in denjenigen Ländern, denen er seine Spalten widmet, bringt, enthält unter der oben mitgetheilten Ueberschrift einen interessanten Artikel, dessen wesentlichen Inhalt wir hier folgen lassen.

So lange Fremde in China zugelassen worden sind, hat es auch die Aufmerksamkeit erregt, daß sie nicht im Stande waren, irgend welche gesellschaftlichen Beziehungen auf Grundlage der in den westlichen Ländern bestehenden Formen mit den Chinesen anzuknüpfen. Der wichtigste Umstand, welcher die Veranlassung dieser Abschließung ist, dürfte wohl der sein, daß erstens der orientalischen Gewohnheit gemäß die weiblichen Familienmitglieder in strenger Abgeschlossenheit gehalten werden, dann aber, daß es wenige Fremde giebt, welche der chinesischen Sprache genügend mächtig sind. Wenn es auch in letzterer Beziehung bei den Gesandtschaften und den fremden Beamten in den Vertragshäfen Ausnahmen giebt, so gilt die eben gemachte Bemerkung doch für den größten Theil der Fremden. Außerdem aber erlauben die chinesischen Männer durchaus nicht, daß ihre Frauen und Töchter durch Chinesen, noch viel weniger, daß sie durch Fremde berührt werden, wenn dies auch wie auf öffentlichen und Privatbällen in allen Ehren geschähe. Ferner haben die Chinesen beiderlei Geschlechtes nicht gern, wenn man ihnen sagt, daß die Verehrung, welche sie dem Andenken ihrer verstorbenen Voreltern weihen, sündhafte Götzendienerei sei, und daß die fortgesetzte Ausübung derselben die Rache des Himmels über sie herabbeschwören werde. Ein weiterer Stein des Anstoßes ist der Mangel an Ehrfurcht gegenüber ihren Eltern und den Freunden der Familie, welchen die Chinesen bei den Kindern Fremder zu bemerken glauben. Wenn einmal die Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern in China nachließe, würde die Regierung bald in die Gefahr kommen, die bestehenden Verhältnisse umgestürzt zu sehen, und das ist gerade, was man vermeiden will. In vieler Beziehung gleichen eben die chinesischen Beamten den fremden Beamten, d. h. sie halten ihre Civilisation jeder anderen, von der sie gehört oder die sie gesehen haben, für weit überlegen. Nun ist das wohl — und zwar in allen Fällen — gewiß ein Fehler. Die Chinesen haben einerseits viele Einrichtungen, welche die Fremden im Interesse der Menschheit im Allgemeinen nachahmen und verbessern sollen, andererseits ist aber auch Manches in der chinesischen Gesellschaft erlaubt, was sicher tadelnswerth ist und darum abgeschafft werden sollte. In Staatsangelegenheiten sind die Chinesen im Allgemeinen systematischer als wir, aber der größte Theil ihrer an sich bewunderungswerthen Bestimmungen hat sich ganz und gar überlebt. Manche Chinesen sehen dies sehr wohl ein und befürworten eine Veränderung, fürchten aber, daß, wenn sie einzelne Neuerungen einführen, sehr viele andere sich eindrängen werden, die sie zu vermeiden wünschen. So werden beispielsweise die Wege und die Wagen, wie man sie in Shanghai sieht, sehr von den Chinesen bewundert und so hoch geschätzt, daß Besucher nicht gern die Gelegenheit unbenutzt vorüber gehen lassen, sich einer solchen Fahrgelegenheit zu bedienen und das Straßennetz zu bewundern. Gern würden diese Chinesen so nützliche Dinge auch in China eingeführt sehen, aber bei näherem Nachdenken erkennen sie sehr gut, welche Schwierigkeiten es haben würde, das für die Anlage breiter Wege nöthige Land zu bekommen. Das chinesische Reich besitzt nämlich eine große Anzahl kleiner Landeigenthümer, und wohl kein Land in der Welt ist so parcellirt; die kleinen Felder und Gärten gehören nicht einzelnen Personen, sondern Familien, deren Mitglieder nicht immer derselben Ansicht sind, und von denen Viele ihr Besitzthum um keinen Preis hergeben würden. Die Chinesen bedürfen der Erziehung; sie versuchen auch, sich dieselbe zugänglich zu machen, aber ihre Fortschritte sind langsam. Bis jetzt sind Missionare die einzigen gewesen, welche ihnen höhere Bildung haben mittheilen können, aber die meisten achtungswerthen Chinesen wollen nicht, daß ihren Kindern das Christenthum gelehrt werde, so daß die Schulen der Missionare nur selten von Personen besucht werden, welche hoffen, ihre Laufbahn im Staatsdienste zu machen. Das Kollegium in Peking hat in dieser Beziehung einigen Nutzen gestiftet, doch auch hier, wo sich die Lehrer im täglichen Umgange mit den Schülern befinden, ist das Verhältniß nicht vertraulicher geworden und erstere haben keinen freien Zugang zu der chinesischen Gesellschaft.

Wir fürchten, daß es für den Augenblick noch unmöglich ist, die Steine des Anstoßes aus dem Wege zu räumen. Neuerdings ist in Shanghai unter Leitung des Archidiaconus Moule ein Lesezimmer eröffnet, wo auch wissenschaftliche und religiöse Themata berathen werden sollen; vielleicht wird sich diese Einrichtung nützlich erweisen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Eine neue mit der Penck'schen sich nur zum Theil deckende Klassifikation der verschiedenen Binnenseeformen giebt Geinitz (über die Entstehung der mecklenburgischen Seen, in Archiv Fr. Naturg. Mecklenburg, Jahrg. 39):

1. Senkungsseen entstehen durch die Füllung einer schon vorhandenen, nicht durch Erosion entstandenen Depression. Nach der Natur der Depression lassen sich hier wieder zwei Hauptklassen unterscheiden:
   a. Ausfüllungen muldenförmiger Gebirgsfalten (Faltenseen), Einsturzareale (Pingenseen) oder Krater (Kraterseen).
   b. Strandseen, Folgen säkularer Senkung oder der vorschreitenden Dünenbildung.
2. Reliktenseen, durch säkulare Hebung vom Meere abgetrennt.
3. Stauseen, gebildet durch Abschluß eines Erosionsthales:
   a. Querstauseen:
      α. gebildet durch die Moräne eines querverlaufenden Thales;
      β. gebildet durch Gletschereis eines Querthales.

b. Längsstauseen:
α. Flußseen, gebildet durch selbständigen Alluvialzuwachs, seitliche Zuschüttung u. dergl.
β. Moränenseen, gebildet durch eine Endmoräne.

4. Evorsionsseen (von vortex, Wirbel, abgeleitet), isolirte Becken, deren Erosion durch vertikal wirkende Kräfte verursacht wurde:
α. Gletscherseen, durch Eiserosion gebildet;
β. Kesselseen, durch strudelndes Wasser gebildet.

Die mecklenburgischen Seen rechnet Geinitz, der sich entschieden gegen die Theorie der mehrfachen Eiszeiten ausspricht, theils zu den Faltenseen, theils zu den Flußseen, weitaus die meisten zu den durch Ausstrudelung des Bodens durch die Schmelzwässer vor und unter dem Gletscherende gebildeten Kesselseen. Als Pingenseen sind nur einige kleinere Wasserflächen im Lübtheener Salzgebirge zu betrachten; Querstauseen, Moränenseen, Gletscherseen und Reliktenseen fehlen vollständig. Ko.

Afrika.

— Die neue, von der Castle Mail Packet Company eingerichtete Dampferlinie nach West-Afrika (s. oben S. 160) wird nach neueren Nachrichten von Hamburg ausgehen und Rotterdam, Antwerpen, Lissabon (nur für die Post), Madeira, Banana, Ambriz, St. Paulo de Loanda, Algoa-Bai, East-London, Natal und Delagoa-Bai berühren. Die Dauer der Fahrt von Antwerpen nach Banana wird etwa 23 Tage, der Passagepreis erster Klasse 35 Pfd. St. oder etwas über 700 Mark betragen. Der erste Dampfer „Dunrobin Castle“ soll von Hamburg am 8. September, von Antwerpen am 12. abgehen.

— Kapitän Giacomo Bove, der frühere Begleiter Nordenskiöld's, soll sich nach dem Congo begeben, um für die italienische Regierung einen Bericht über die kommercielle Bedeutung und Zukunft dieses Stromes zu verfassen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Nach einer Mittheilung von Miclucho Maclay (in „Proc. Linn. Soc. N. S. Wales“, vol. IX) scheint die ganze Maclay-Küste und Neu-Guinea überhaupt in einer ziemlich raschen Hebung begriffen zu sein. Lager von vorhandenem Thon mit Meerthieren, wie sie jetzt noch im seichten Wasser an der Küste leben, finden sich in 100 bis 400 Fuß Höhe über dem Meeresspiegel und zahlreiche Korallenriffe liegen jetzt bei der Ebbe trocken und sind abgestorben. Damit mögen die zahlreichen Erderschütterungen zusammenhängen. Miclucho selbst beobachtete in den Jahren 1871 und 1872 dreizehn heftige Stöße. Als er 1876 wieder nach Neu-Guinea kam, fand er die Meerestiefe an verschiedenen Stellen wahrnehmbar verändert, große Strecken der Küste durch Erdbebenwogen verwüstet, die früher voll bewachsenen Berge zum Theil kahl und von Klüften zerrissen, die bis zu drei Fuß breit waren. Seitdem scheint aber einige Ruhe eingetreten zu sein und wurden nur leichte Erschütterungen in Verbindung mit vulkanischen Ausbrüchen beobachtet.

Nordamerika.

— Nach einer Mittheilung von Barcena im „American Naturalist“, August 1885, hat man etwa 4 km östlich von der Stadt Mexiko in den Steinbrüchen, aus denen die Steine zur Erbauung der neuen Militärschießschule entnommen werden, die Reste eines Menschen gefunden; der Stein ist ein sehr harter kieseliger Kalktuff, offenbar der Absatz einer alten Quelle, die aber eine Wasserfülle besessen haben muß, wie sie bei den heißen Quellen des heutigen Mexiko nicht mehr gefunden wird; eine genaue Altersbestimmung ist bei dem Mangel anderer organischer Einschlüsse im Tuff nicht möglich, jedenfalls aber stammen die Knochen aus prähistorischer Zeit. Von großem Interesse ist, daß der Eckzahn nicht kegelförmig ist, sondern meißelförmig, wie die Schneidezähne, ein Charakter, welchen auch die Schädel aus den ältesten Toltekengräbern zeigen. Daß der Mensch im Hochthal von Mexiko bis tief ins Quaternär zurückreicht, beweist das Vorkommen eines geschnitzten Knochenstückes zusammen mit den Ueberresten von Elephanten, Mastodonten und Glyptodonten und die Entdeckung von Topfscherben in Bimssteintuff unter einer mächtigen Lavadecke im südöstlichen Theile des Thales, von deren Entstehung keine Tradition mehr meldet. Ko.

Südamerika.

— Im Oktober 1884 trat Dr. W. Sievers aus Hamburg mit Unterstützung der dortigen Geographischen Gesellschaft eine Reise nach Venezuela an, deren vorläufiges Ziel die fast ganz unerforschte Sierra Nevada de Merida ist. Sein erster Bericht über die Reise von Carácas nach Puerto Cabello vom 24. December 1884 ist soeben in den „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg“ 1884 erschienen. Leider hat der Reisende keine ganz günstige Zeit getroffen, er schreibt darüber: „Der Gesundheitszustand ist dieses Jahr ausnahmsweise schlecht im Lande. Früher war San Juan so gesund, daß Familien aus Carácas zur Sommerfrische dahin gingen; dieses Jahr ist Sumpffieber, gelbes Fieber und vomito negro an der Tagesordnung. Seit August bis Ende November ist die Hälfte der Bevölkerung des Ortes San Juan gestorben, im Oktober, versicherte man, allein 181 Personen. Der Grund dieser Erscheinung ist nicht klar. Dieselbe ist nicht etwa lokal, sondern in vielen Orten im Inneren, in Ortiz, Pára-pára, Villa de Cura, in den Thälern von Aragua und auch in Carácas selbst war noch während meiner Anwesenheit daselbst das gelbe Fieber in heftiger Form ausgebildet. Zu dieser Plage kommt diejenige der Heuschrecken, welche, früher ganz unbekannt, seit 1881 Venezuela heimsuchen; dieselben sind von Neu-Granada gekommen, bedecken in ungeheuren Schwärmen das Land und fressen ganz besonders gerade die unentbehrlichsten Nahrungsmittel, die schwarzen Bohnen, Caraotas, von welchen das Volk ausschließlich lebt, ferner die platanos (Bananen) und auch das Viehfutter, nämlich Mais und die unreife Frucht des Mais, den malojo, welcher das Hauptfutter für Pferde und Maulthiere bildet, so daß jetzt auch in ökonomischer Beziehung schwere Noth im Lande herrscht. Der Hunger ebnet das Feld für die Krankheiten, und die Heuschrecken selbst bilden durch massenhaftes Verwesen und durch Verderben des Trinkwassers wesentlichen Stoff für dieselben. Hunger, Krankheit, Jammer und Noth herrscht überall im Lande.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVIII. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Aus dem südlichen Indien.

(Nach dem Französischen von Emile Guimet.)

III.

(Die Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen von F. Régamey.)

Das merkwürdigste unter diesen architektonischen Prachtwerken ist der sogenannte Tausendpfeilersaal, denn keine der Granitsäulen ist der anderen gleich, und sowohl Architekten wie Bildhauer haben bei deren Bearbeitung ihrer Phantasie die Zügel schießen lassen. Während die einen massiv und schwerfällig sind, sind andere aus einer Unzahl zierlicher Säulchen zusammengesetzt; alle zeigen in die Masse des Steines selbst ausgehauen mythologische Personen und Begebenheiten. In diesem steinernen Walde, von unzähligen göttlichen Wesen belebt, verweilen und nächtigen sogar an hohen Festen die Pilger; diese Bildnisse mit wohlwollenden Mienen oder schrecklicher Geberde, diese hundertarmigen mythischen Wesen, diese von Ungeheuern getragenen Göttinnen, diese himmlischen Streiter auf den aufgethürmten Leichnamen ihrer Feinde triumphirend, diese schäkernden Zwerge und tänzelnden Nymphen, dieses ganze lebensvolle Bild des Olymps muß, zumal Nachts, beleuchtet von dem eigenartigen Glanze der indischen Gestirne, einen gewaltigen Eindruck auf den blindbegeisterten Gläubigen machen.

Alle diese Götzenbilder sind Darstellungen des Siva und seiner Gattin Parvati, des Wischnu und seiner Gattin Lakschmi, nirgend ist eine Spur von Indra oder Brahma zu finden; es spricht das dafür, daß dieses Bauwerk der Zeit des bereits ausgebildeten Sektenwesens, nach unserer Zeitrechnung kaum dem Mittelalter entstammt. Von dem Vorhandensein der von den Missionaren des 18. Jahrhunderts viel betonten Dreiheit, Brahma, Wischnu und Siva, findet sich weder hier noch überhaupt in Indien eine Spur, da kaum ein einziger Tempel ihr geweiht ist. Jedenfalls war die Bildung jener Drei-Götter-Gruppe ein vergeblicher Versuch der Einigung gegenüber dem mehr und mehr um sich greifenden Sektenwesen.

Unter den eine bestimmte Rolle spielenden Gottheiten sei der jugendlichen Kama-deva als der Gott der Liebe erwähnt; seine einheimische Bezeichnung Cupid oder Dipuk, derselbe Name von hinten gelesen, stimmt in merkwürdiger Weise mit derjenigen des römischen Cupido überein. Seine Frau oder seine Mutter ist Kamarati, welche auf einem großen Vogel mit Schwimmfüßen, einem Schwane oder einer Gans, die hohe Schule reitet. Wie der Schwan eine der Verkörperungen Jupiters darstellte, so war die Gans der Isis oder Athor, der ägyptischen Venus, geweiht, und es steht also die Idee mit dem Vogel nicht vereinzelt da. — Inzwischen waren die Musiker und Tänzerinnen fertig geworden und erwarteten die Reisenden in einem mit granitenen Götterfiguren, die sorgsam mit zerlassener Butter benetzt waren, ausgeschmückten Saale des Tempels; eine Oboe, eine Flöte, eine Trommel und zwei kleine Cymbeln bildeten das Orchester. Die Tänzerinnen waren bekleidet mit dem unendlich langen Stücke Stoff, welches zunächst die Beine in weiten Falten hosenartig umgiebt, dann über die linke Schulter herübergehend um die Taille herumgelegt

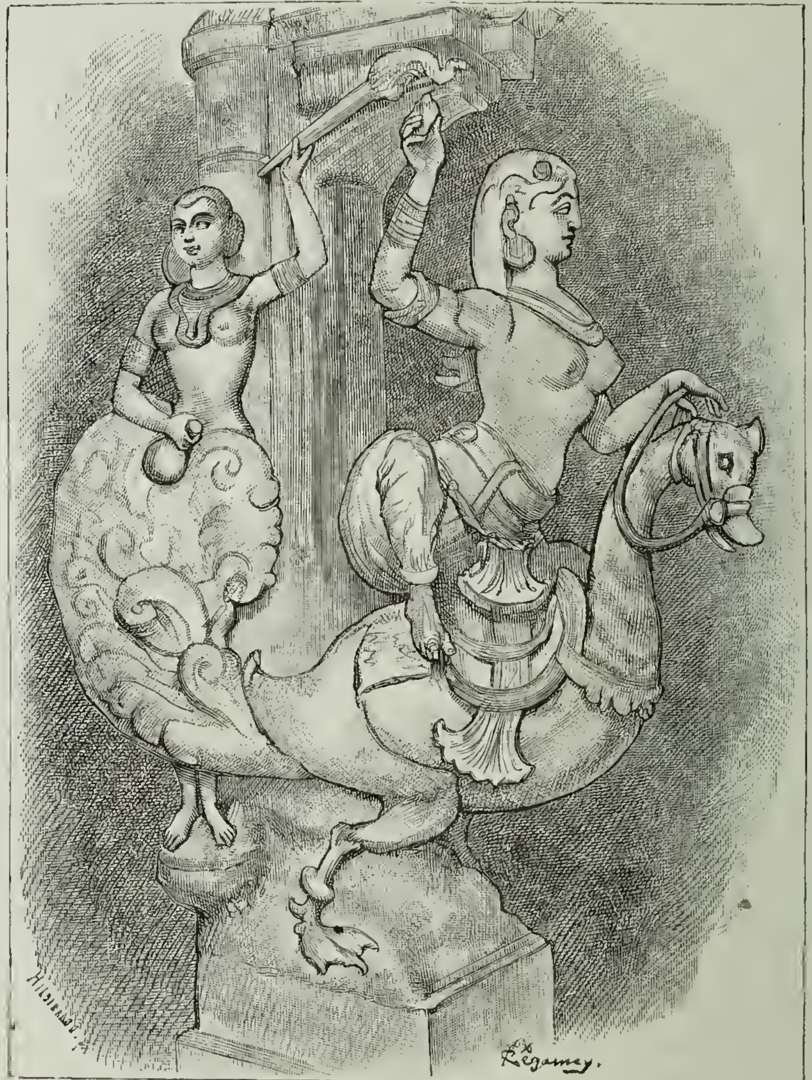
wird und schließlich vorn wie eine Schärpe endigt. Früher gingen die indischen Frauen mit unbekleidetem Oberkörper und erst in Folge englischen Einflusses tragen sie eng-anschließende Kamisols, welche nur die Schultern und den Busen bedecken, also gerade das, was die englischen Schönen auf Bällen offen zur Schau tragen.

Jetzt begann die Musik, eine wehmüthige und traurige Melodie, ganz abweichend von arabischer, chinesischer oder japanischer Weise, aber auffallend den modernen europäischen Musikstücken ähnelnd. Drei Tänzerinnen präsentirten sich eine nach der anderen: die erste mit regelmäßigen Zügen und ausdrucksvollem Auge, doch war, was sie zum Besten gab, mehr eine Pantomime als ein Tanz. Mit der Geberde glühender Liebe eilt sie vor, weicht dann aber wie beschämt ob des Geständnisses zurück; alle ihre Bewegungen, dem Rythmus der Musik folgend, verrathen höchste Grazie und vollendeten Ausdruck. Nach und nach entwickelte sie durch Miene und Geberde die ganzen verschiedenen Phasen eines Liebesdramas: Sympathie und Abscheu, Freude und Zorn, Entführung, Scham, treuloses Verlassen, Thränen, Demüthigung, heftigste Leidenschaft und bitterste Reue. Wie weit entfernt von dieser ergreifenden Poesie ist alles das, was auf der übrigen Erde Tanz genannt wird! Ihre Kleidung war roth und golden, ihr schwarzes Mieder goldgestickt, in dem glatt anliegenden Haare trug sie einige Blumen, in den Nasenflügeln Edelsteine, zahlreiche Ringe an Armen und Knöcheln und große Ringe an den Zehen.

Ihre nun folgende Gefährtin erschien strengeren Ant-



Lakschmi, die Gattin Wischnu's.



Kamarati.

litzes, war aber von größerer Schönheit. Sie trug ein Diadem von duftenden Blumen und war so schwer mit Schmuck behangen, daß man die Leichtigkeit ihrer Bewegungen noch mehr bewundern mußte. Wenn auch ihr Tanz, der wiederum irgend ein mythologisches Liebesdrama darstellte, weniger ausdrucksvoll als der eben bewunderte schien, so verlieh doch gerade ihre Kühle ihren Posen einen besonderen Reiz. Die dritte Tänzerin, noch ein Kind, entbehrte zwar nicht der Anmuth, wohl aber der Gewandtheit und lugte während des Tanzens bald nach ihren Kameradinnen, bald nach ihrer anwesenden Mutter und zugleich Lehrmeisterin hinüber.

Die dem Siva geweihten Bajaderen bewahren übrigens ihre Jungfräulichkeit bis zu ihrer Verheirathung im Gegensatze zu denen der Wischnu-Sekte, welche weniger Werth darauf legen.

Inzwischen war die Nacht hereingebrochen und die Reisenden begaben sich nach einem wunderschön gelegenen heiligen See hin, wo alljährlich die Hochzeit des Gottes Sokker mit der Minatschi, d. h. eine Konjunktur gewisser Gestirne, gefeiert wird. Um auf dem Wege dahin die Nachts umherkriechenden Schlangen zu verscheuchen, hatte man ihnen kleine Gerten in die Hand gegeben, womit sie auf jeden Schritt und Tritt den Boden schlagen sollten. Auf mit reichen Stoffen behangenen Elephanten bringen am Festtage die Brahminen hölzerne Statuen des himmlischen Hochzeitspaares herbei, die eigens zu diesem Zwecke angefertigt sind, weil die Originalbildnisse der Götter nie-

mals das Heiligenthum verlassen; dann werden die Statuen auf ein mit Stricken versehenes Floß gebracht und mittels der Stricke von der an fünfzig Tausend Gläubige zählenden Menge unter entsetzlichem Geschrei auf dem See spazieren gefahren; endlich wird das Floß aus einander genommen und jeder Betheiligte eignet sich ein Stück davon an. Zum Schluß folgte ein wohl arrangirtes Feuerwerk, das Hauptstück des Ganzen.

In der Frühe des anderen Morgens reiste Guimet nach Tritschinapali weiter. Der Charakter der Landschaft war ein sehr wechselnder, da sich stellenweise durch künstliche Bewässerung außerordentliche Fruchtbarkeit, und anderswo wieder wüste Sandflächen zeigten; mitten in einer solchen liegt Tritschinapali, schon von Weitem kenntlich an dem inmitten der Stadt emporragenden hohen Felskegel. Von Bett, Stuhl oder Möbel überhaupt war natürlich in den Gastzimmern des kleinen Hotels, in welchem die beiden Reisenden abgestiegen waren, keine Rede, und obgleich der Wirth selbst vor dem Schlafen in den Zimmern zu ebener Erde wegen der darin häufigen Schlangen warnte, so zogen die Reisenden diese doch vor wegen ihrer größeren Kühle. Nach einem leidlichen Mittagsmahle ging es unter Leitung eines Führers an die Besichtigung der Stadt. So groß diese zu sein scheint, so sind doch eigentliche Wohnhäuser nur um den inmitten derselben sich erhebenden Felskegel wahrzunehmen, während man sonst nur Bäume, leere Plätze und einige kleine Heiligenhäuschen mit Götzenbildern sieht. An den Felsen und den von ihm getragenen Tempeln, sowie an dem großen Badeteiche vorüber gelangte man an den Fluß Kaweri, in welchem auf der Insel Seringam die beiden Tempel des Wischnu und des Siva liegen; seine reich bewaldeten Ufer mit ihren Tempeln, Kolonnaden und breiten Stufen, belebt von dunkelfarbig gekleideten Eingeborenen mit weißem Turban, bilden ein feenhaftes Panorama! Das ist das Indien, welches man sich im Traume ausmalt!

Ueber eine schöne Steinbrücke hin die Insel betretend, begaben sich Guimet und Régamey zunächst zu dem größeren Tempel des Wischnu, der von siebenfachen Mauerringen eingeschlossen einer wahren Festung gleicht; Mauern und Thürme sind mit Zinnen und Einschnitten zum Zwecke der Vertheidigung versehen, ein Beweis dafür, daß sie in einer Periode religiöser Zwistigkeiten erbaut worden sind. Bei dem ersten nicht ganz ausgebauten Thurme oder Gopuram vorbei gelangt man in einen Hof, durch den eine förmliche Straße von Kaufläden zu dem prachtvollen zweiten Gopuram führt. In einem Winkel lag ein mit Asche bedeckter Mann wie todt auf dem Rücken — ein Bettler, der für freigebige Pilger Buße that, wofür ihm Geld in ein auf seinem Bauche stehendes Gefäß geworfen wurde. Die Thürme und Höfe weiter durchschreitend fand Guimet auch hier einen Tausendpfeilersaal, der wie in Madura hauptsächlich zur Beherbergung von Gläubigen bei großen Festen dient, sowie auch als Façade die gewaltigen steinernen Reiter auf sich bäumenden Rossen, die ihm schon am Tschultry in Madura aufgefallen und offenbar dort denen in Tritschinapali nachgebildet waren. An Festtagen werden die Götterbilder auf enormen in Stein ausgehauenen Wagen umher gefahren, ein Anlaß größter Freude für die Tausende von Pilgern, die sich davorspannen und die schwere Last in Bewegung setzen.



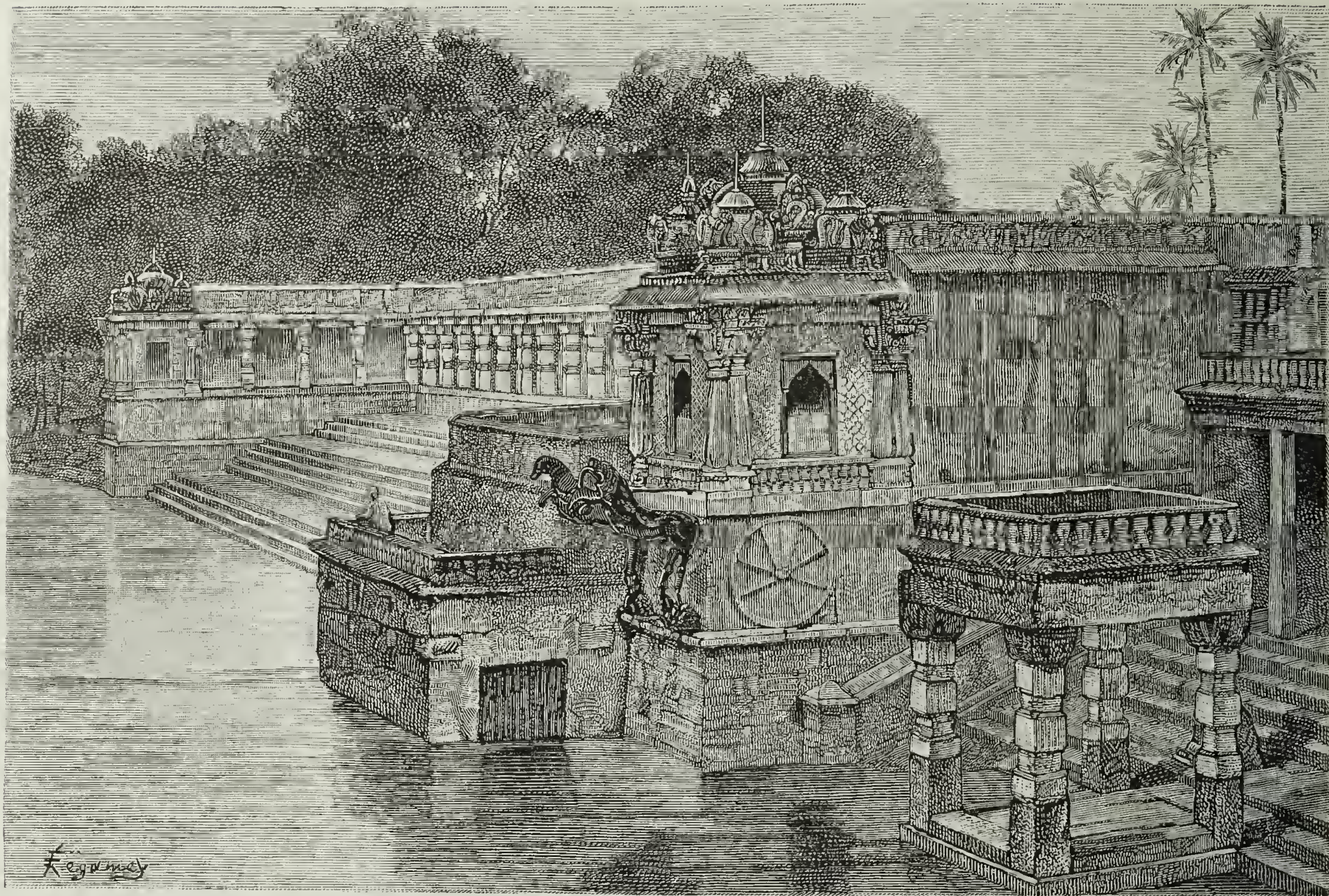
Bajaderen.

Da der Eintritt in den innersten Hof Europäern verboten ist, so suchten die Reisenden von den Dächern aus noch einen Ueberblick über diese Unzahl von Kuppeln, Thürmen und Terrassen zu gewinnen, zwischen denen die Höfe gleichsam Abgründe bildeten. In der Ferne ragte der Felsen von Tritschinapali über Bäumen empor, der an seinem einen Abhange ungeheuere rothe und weiße vertikale Streifen trägt, wie sie auch an den Priesterwohnungen angebracht sind.

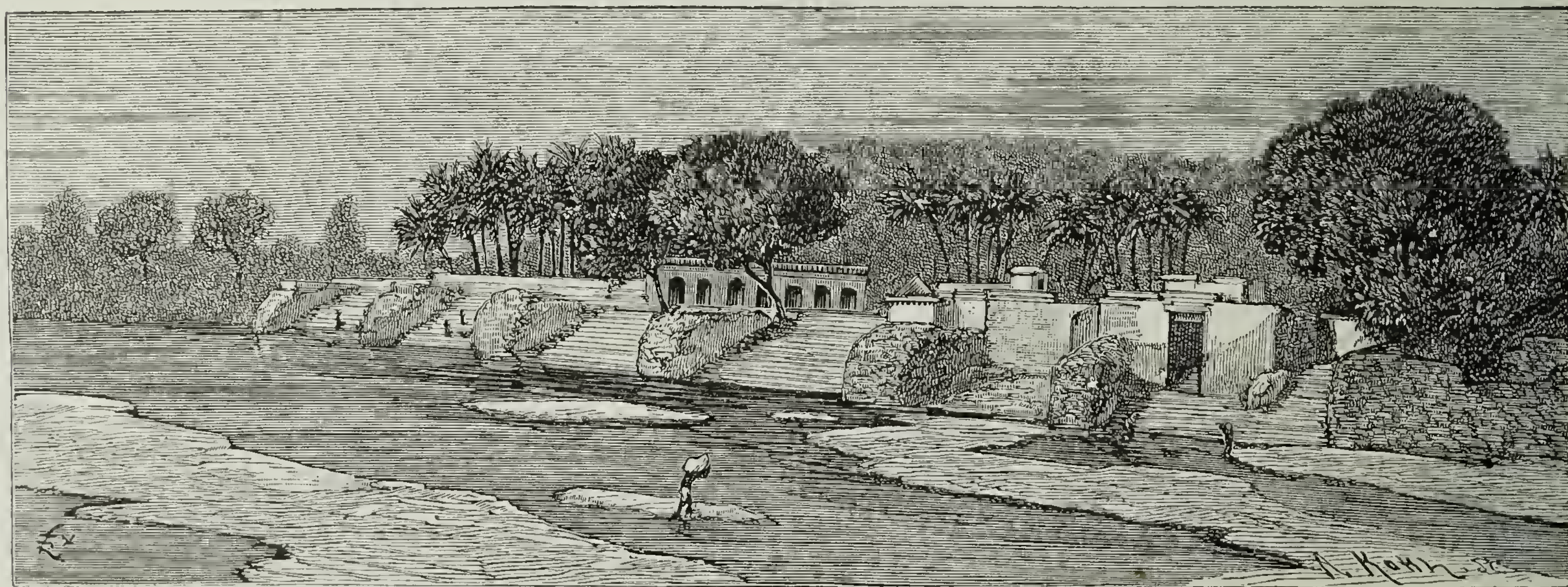
Uebrigens zeichnet sich einer der Gopurams durch eine ganz besonders sorgfältige Skulpturarbeit aus; man könnte ihn nach den ihn von oben bis unten bedeckenden Darstellungen den Thurm der Liebe nennen, da dies Alles Liebesscenen, wenn auch in durchaus decentem Tone gehaltene, sind. Man erkennt darunter die schöne Lakschmi, die indische Venus, den bogenspannenden Kama, Wischnu mit seinen vier Armen und Betende mit gefalteten Händen. Gleich neben diesem sonderbaren Monumente ist eine kleine Knabenschule, deren Schüler einen recht guten Eindruck in Bezug auf Erziehung und Manieren machen; ihr Lehrer spricht etwas englisch. Als die Reisenden den Tempel wieder verlassen wollten, bemerkte Guimet, im Begriffe, den letzten Gopuram zu passiren, eine plötzliche Unruhe unter den Eingeborenen entstehen, und sah diese Alle Hals über Kopf flüchten, so daß er und sein Gefährte Régamey allein zurückblieben. Mit Entsetzen sieht er die Ursache der Panik, zwei riesige heilige Elephanten, auf sich losgestürzt kommen und er hat eben noch Zeit, hinter einen Kaufladen zu springen, als die Elephanten vor demselben Halt machen und ihm ihre Ehrfurcht bekundeten. Jetzt erst sah er die Treiber auf den Köpfen der Thiere

hocken, und diese durch Stiche mit ihren Spitzeisen möglichst zur Wuth reizen. Das Manöver kam auf eine Bettelei heraus; man gab Guimet zu verstehen, daß es zweckmäßig sei, jedem Kornak eine Rupie zu geben, womit natürlich die Bedrängung aufhörte.

Auf der Rückfahrt über die Kaweri-Brücke genoß er die Aussicht auf die herrlichen Ufer mit ihrer üppigen Vegetation, hier und da unterbrochen durch die heiligen Teiche oder im Grün versteckte Kapellen, wo eine Unzahl Gläubiger ihre Waschungen oder ihre Gebete verrichten. Die ganze Natur scheint hier ein Tempel zu sein, wo Alles betet und auch nichts Anderes denkbar ist als Beten.



Badeteich in Tritschinapali.



Aussicht von der Kaweri-Brücke in Tritschinapali.

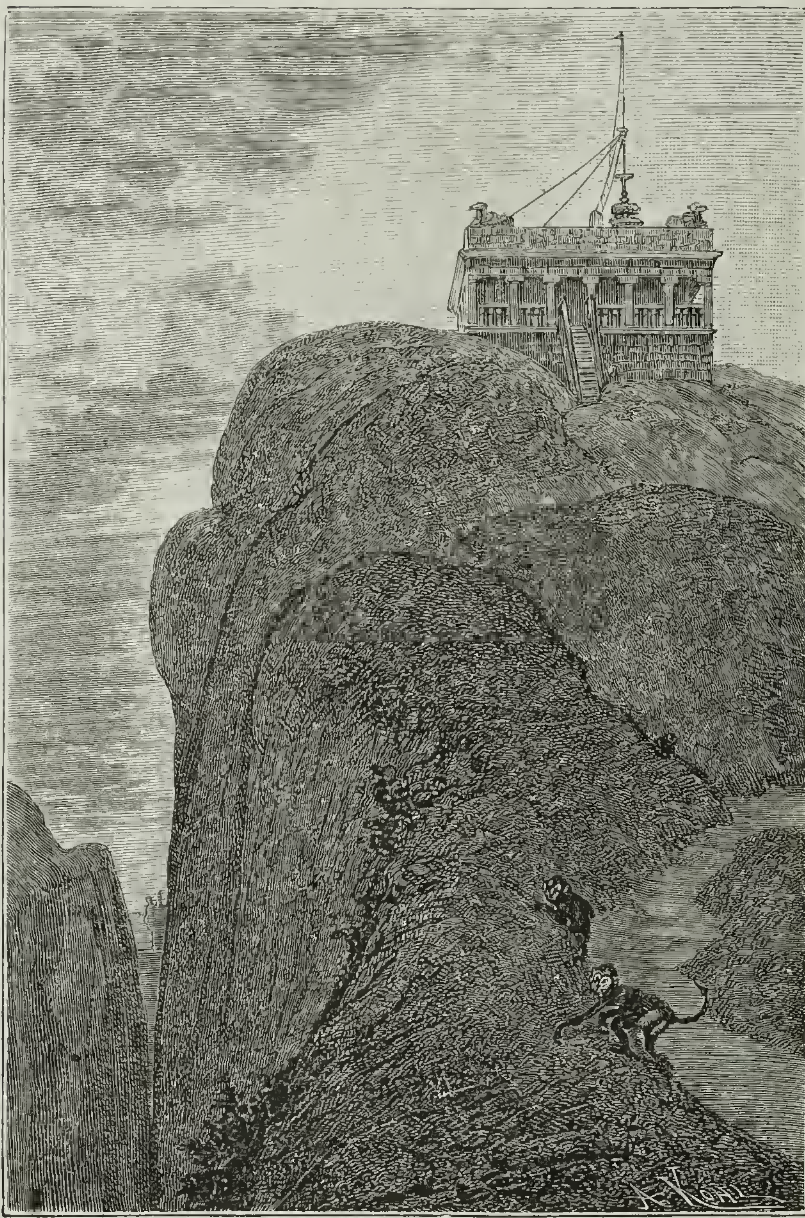
Nun begann der Aufstieg auf den großen Fels, der sich im Centrum der Stadt erhebt; es war ein mühsames Unternehmen, bald über unregelmäßige Treppenstufen hin, bald durch tunnelförmige Passagen durch den Fels hindurch, in deren finsteren Winkeln einzelne Götzenbilder ihre von Butter glänzenden Grimassen zeigen. Auf halber Höhe steht ein großer fenster- und schmuckloser Tempel, dem Siva geweiht, in welchem gerade eine Ceremonie stattfindet,



Gesammtansicht der Tempelanlage auf der Insel Seringam. (Nach einer Photographie.)

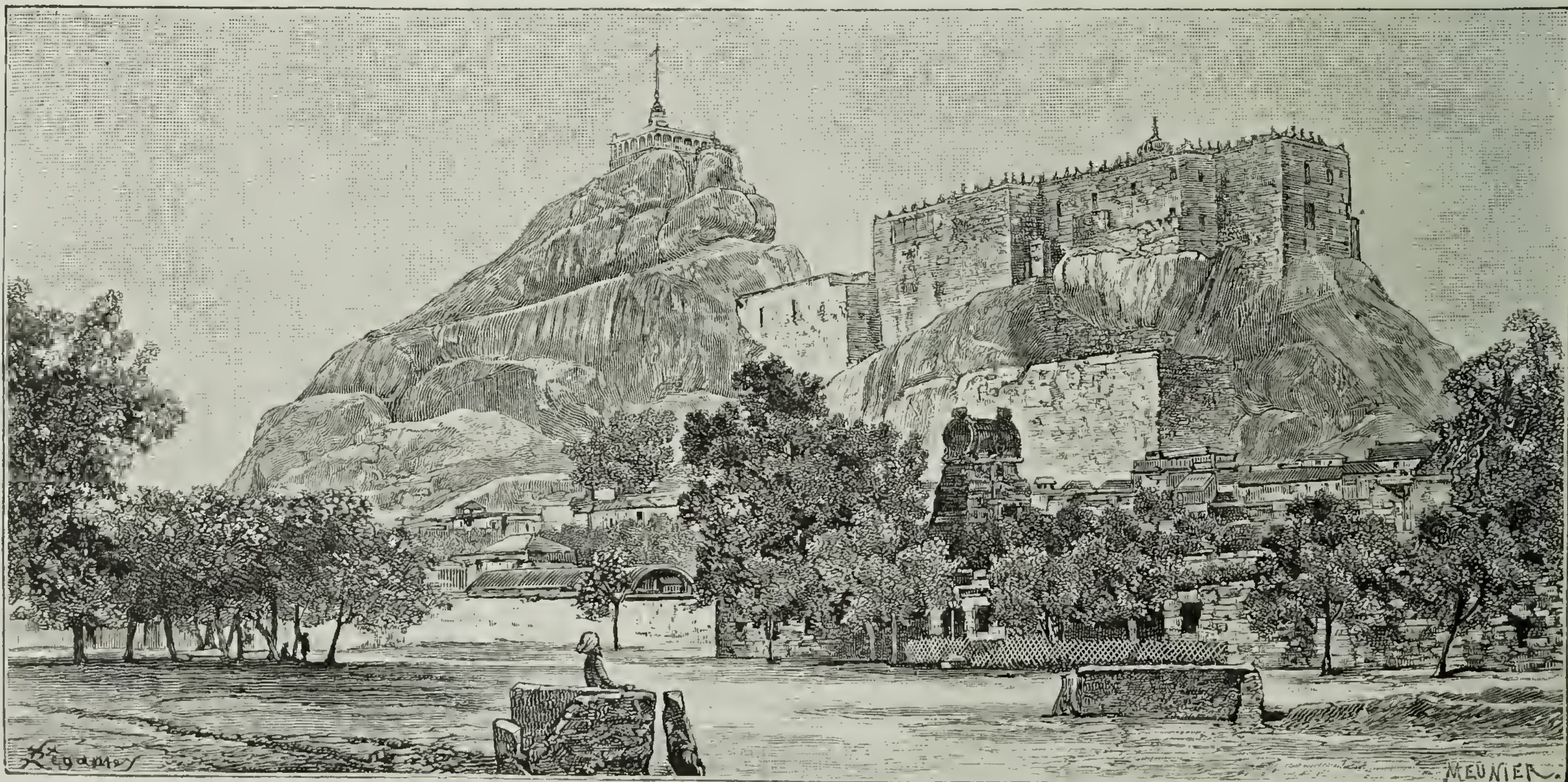
nach der höllischen Musik und den schallenden Gesängen zu urtheilen. Ein Blick durch die offene Pforte läßt auf einer der Seitenwände die Schattenrisse einer Procession erkennen; es erscheinen die mißgestalteten, schwankenden Silhouetten der Tänzerinnen und Musikanten; jetzt verdunkelt eine finstere Wolke das Tableau, es ist der Schatten eines vorüberziehenden Elephanten. Sogar als Schatten gesehen hat dieser Cultus etwas Ergreifendes und Uebernatürliches und das sicherlich in Wirklichkeit in noch höherem Grade für den Anhänger dieses Glaubens.

Die zweite Hälfte des Felsens wurde auf ausgehauenen Stufen erklettert entlang derjenigen Seitenfläche desselben, welche mit rothen und weißen Streifen von Meterbreite bemalt ist, die von ferne gesehen dem Berge das Aussehen eines kauernden Tigers gaben. Hoch oben steht ein kleiner Tempel in der Form eines Belvedere mit steinernen Kindern in den Ecken, an dessen Säulen und Flaggenstocke große Affen herumklettern und gegen die Besichtigung des Bauwerkes zu protestiren suchen. Eine prachtvolle Aussicht auf die Umgebung eröffnet sich von hier aus, während von der Stadt selbst kaum etwas sichtbar ist.



Der kleine Tempel auf dem Felsen von Tritschinapali.

Letztere war einst durch vortreffliche Befestigungswerke geradezu uneinnehmbar; wenn sie trotzdem 1743 in die Hände der Mahratten (ein erst im 17. Jahrhundert in der Geschichte auftauchendes Hinduvolk im mittleren Theile Vorderindiens, welches durch glückliche Eroberungen ein mächtiges Reich bildete, im Laufe dieses Jahrhunderts aber unter die Herrschaft der Engländer gekommen ist) fiel, so war dies mehr die Folge einer Muthlosigkeit, als einer regelrecht zu Ende geführten Belagerung. Die Stadt wurde nämlich von Tschandasaëb vertheidigt, dem sein Bruder Barasaëb mit 25 000 Mann zu Hülfe kam, der aber von den Mahratten geschlagen wurde. Da ließ letzterer den Rest seiner Soldaten schwören, ehrenvoll bis auf den letzten Mann sterben zu wollen, und um selbst jedes ihn an das Leben fesselnden Bandes ledig zu sein, tödtete er sein Weib vor den Augen seiner Leute. Diesem entsetzlichen Beispiele folgend opferten 4000 Soldaten auf gleiche Weise ihre Weiber und starben dann alle den Heldentod. Barasaëb selbst wurde mit 22 Wunden bedeckt vor den feindlichen Führer gebracht, der ihm seine Freundschaft anbot; statt der Antwort riß jener einen in



Der große Fels von Tritschinapali.

einer Kopfwunde steckenden Pfeil so ungestüm heraus, daß dadurch der sofortige Tod eintrat. Zwei Tage darauf übergab sein Bruder Tschandasaëb die Festung Tritschinapali, wo noch heute das Geheul des Schakals oder der Schrei der Eule in den umliegenden Dschungeln als das Klagegetön der grausam gemordeten Weiber gedeutet wird.

Bei der Rückkehr in die Stadt fanden die Reisenden diese in Festesstimmung; es war der Karneval der Muselmänner. Unter einem von rothem Stoffe gebildeten Zelte sah man Blumen, Teppiche, Lichter und an den Wänden angebrachte große von Goldpapier gefertigte Hände. Das Volk selbst ist im Maskenkostüme, unter Anderem fällt eine Schaar junger Leute auf, welche ihre dunkelfarbige Haut am ganzen Körper mit weißen Streifen bemalt und dadurch und vermittels Perrücken und künstlicher Schnurrbärte sich als Tiger herausgeputzt haben.

Dann erscheint eine Schaar Tänzer im himmelblauen Kleide, weißen Handschuhen, schwarzen Hosen, bemaltem Gesichte, geben Lieder zum Besten und beten die goldenen Hände an, um dann mit Musik weiter zu ziehen.

Inzwischen war es Nacht geworden und auf dem Gipfel des Felsens erscheint der Tempel glänzend erleuchtet; es geschieht dies allnächtlich, und dadurch wird den verspäteten Reisenden in der weiten Ebene von Tritschinapali, wie durch einen Leuchtthurm, die Möglichkeit einer Orientirung gewährt.

Ueber die Höhe des Felsens schwanken die Angaben sehr, nach Cambridge (Account of the war of India) beträgt sie 98 m, nach Ormes (History of military transaction of the British nation in Hindoustan) nur 59, und schließlich nach Cotteau sogar 150 m. Ohne absolute Zahlen anzugeben, versichert Guimet noch einmal, daß der Fels von Tritschinapali den Eindruck ungeheurer Größe macht.

Die Kalang auf Java.

Von Emil Metzger.

I.

In einer kürzlich im „Globus“ erschienenen Besprechung der Reise des Herrn Forbes im malayischen Archipel erwähnte ich den Namen „Kalang“. Sehr gerne folge ich der Aufforderung der Redaktion, einen Aufsatz über diesen Stamm hier folgen zu lassen und fürchte nur dem Leser eine kleine Enttäuschung zu bereiten, da ich, trotzdem ich das Wichtigste, was in den mir bekannten Quellen vorkommt, sorgfältig zusammengetragen habe, doch nur ein sehr lückenhaftes Bild liefern kann und die an dasselbe angeknüpften Vermuthungen immer noch auf sehr schwachen Füßen stehen. Es ist jedoch kaum Hoffnung vorhanden, in dieser Hinsicht jemals größere Sicherheit zu erreichen, und so möge mir dieser Umstand zur Entschuldigung dienen. Meine hier vorliegende Arbeit kann vielleicht insofern nützlich sein, als sie bestimmt ist, den im Buche von Forbes vorkommenden Irrthümern, welche gewiß weitere Verbreitung finden werden, dadurch entgegenzutreten, daß sie das hauptsächlich in den holländischen Quellen enthaltene Material, wie ich hoffe, richtig benutzt. Sie leitet ihre Berechtigung eben nur aus dem Umstande ab, daß das Publikum außerhalb der Niederlande beinahe nie von holländischen Quellen Notiz nimmt.

Es sei mir zunächst erlaubt, die Fragen, um die es sich bei Betrachtung der Kalang handelt, in allgemeinen Umrissen zur Sprache zu bringen, um dieselben danach erst aus verschiedenen Gesichtspunkten etwas eingehender zu besprechen; ich muß mit einer ganz allgemeinen Bemerkung beginnen.

In den älteren holländischen Berichten [1]) vor der Zeit der englischen Occupation kommt der Name Kalang vielfach vor. Wir wissen, daß sie in größerer Zahl — in einer Resolution vom Jahre 1747 wird von 2830 Familien gesprochen, die von der „Kompagnie“ ressortirten, ungerechnet diejenigen, welche im Gebiete der unabhängigen Fürsten wohnten — von Surabaya bis Tagel und vom Norden bis zum Süden unter eigenen Häuptlingen lebten, daß sie 1762 aber den anderen Häuptlingen unterstellt wurden.

Im Allgemeinen liefern alle älteren Berichte über den malayischen Archipel keine zusammenhängende Mittheilungen über das, was wir heut zu Tage „Ethnographie“ nennen; vereinzelte Bemerkungen darüber muß man sich mit vieler Mühe zusammentragen und vielleicht vermodert manches Werthvolle unbenutzt in den Archiven. Als Raffles die Herrschaft über Java führte, bemühte er sich, die dort verborgenen Schätze auf allen Gebieten des Wissens zu heben; sein berühmtes Werk [1]) über die genannte Insel ist die Frucht seiner Anstrengungen, die er wohl etwas übertrieb; denn manche Legende, die er als historisch aufnahm, mehr als eine Erklärung einer alten Inschrift, deren Auslegung er mittheilte und die dann nachher manchem spekulativen Kopfe Gelegenheit zu philosophischen Betrachtungen geboten hat, sind in späterer Zeit vor einer schärferen Kritik in einem ganz anderen Lichte erschienen [2]). Doch das kann sein Ver-

---

[1]) Wer vor zwölf bis zwanzig Jahren im Inneren von Java reiste (wie es jetzt da aussieht, weiß ich nur vom Hörensagen), konnte namentlich im mittleren Theile der Insel wohl zufällig einmal den Namen „Kalang“ zu hören bekommen. Es war schwer, die Bedeutung desselben zu erfahren, die erbgesessenen Bürger und Bauern des Landes, die Wong Djâwâ — denn nur unter diesen ist mir der Name Kalang zu Ohren gekommen — sahen sie mit einer gewissen Verachtung an und sprachen nicht gerne von ihnen, die Kalang, die sich immer zusammenhielten, waren verschüchtert. Vergebens habe ich es manchmal versucht, Näheres zu erfahren, das Einzige war eine Hindeutung auf ihre geheimnißvolle Abkunft, eine dunkle Bemerkung in Bezug auf die geschlechtlichen Sünden, die ihnen zugeschrieben wurden; doch von dem, was man über ihre Sitten und Gebräuche weiß, werde ich weiter unten im Zusammenhange sprechen.

[1]) Ich habe hier die zweite Auflage (nach der ich auch citire): „The History of Java. By the late Sir Thomas Stamford Raffles F. R. S. etc. In two volumes. London, John Murray, Albemarle-Street 1830.

[2]) Man vergleiche den höchst interessanten Aufsatz von Limburg Brouwer: „Eene javaansche inscriptie in Engeland“ (Tijdschr. Ned. Ind. 1878, I, p. 125 u. f.), wo es

dienst nicht schmälern und an der Thatsache nichts ändern, daß er unter Benutzung der vielfach von den Holländern in den Archiven aufgespeicherten Berichte der erste gewesen ist, der den Versuch gemacht hat, ein Gesammtbild von Java, ein Bild von Land und Volk im weitesten Sinne zu geben. In seinem Buche wird auch über die Kalang gesprochen; damals aber waren sie schon, da sie, wie schon erwähnt, seit 1762 in den Kompagnielanden keine eigenen Häuptlinge mehr hatten, mehr mit der Bevölkerung verschmolzen oder die Häuptlinge ließen es wenigstens so erscheinen, weil sie, wie es in allen Berichten heißt, „sich schämten, Kalangs unter ihren Unterthanen zu haben", und der gewöhnliche Javane betrachtete dieselben als Verworfene, als Menschen einer unreinen Kaste (um mich eines bezeichnenden, aber auf Java nicht gebräuchlichen Ausdruckes zu bedienen). Raffles beschreibt ihre Gewohnheiten, spricht von ihren Sagen und Mythen und erklärt sie für Aboriginer von Java. Lange Zeit hörte man (mit Ausnahme eines in „Tijdschr. v. Nederl. Indie II, 2, p. 578" erschienenen Aufsatzes von C. F. Winter sen. über den Ursprung des sogenannten Kalang-Volkes [1]) nichts mehr über dieselben, bis das „Kon. Inst. v. d. Land, Taal en Volkenkunde van Nederl. Indie (Bijdragen II, 1854, p. XXI)" u. a. folgende „Frage" veröffentlichte. „Unter den Javanen lebten früher Stämme, welche dieselbe Sprache sprachen, aber sich durch das Beobachten von besonderen Feierlichkeiten bei Heirathen, Geburten und Todesfällen von ihnen unterschieden. Man nennt sie Kalang, Pniggir und Gadgah-mati" (nur mit ersteren haben wir es hier zu thun).

„In der „Nawâlâ Pradâtâ" Art. 24 wird von diesen Stämmen genug gesagt, um die Neugier zu erregen, nicht um dieselbe zu befriedigen. Aber es ergiebt sich daraus, daß unter der Regierung von Paku Buwânâ II. man es noch der Mühe werth hielt, zu bestimmen, daß das Kind bei den Kalang dem Stande des Vaters (bei den anderen eben genannten Stämmen dem der Mutter) folgen solle.

Die Bemerkungen von Monnier über das eben erwähnte Gesetzbuch (Tijdschrift Ned. Indie VI, 1) wiederholen einige der bereits von Raffles in seiner „History of Java" niedergeschriebenen Ueberlieferungen über den Ursprung der Kalang. Sie verbreitet nicht viel Licht über die Sache."

Hierauf werden die Gründe entwickelt, die es nöthig machen, bald Schritte zu thun, wenn man überhaupt noch Mittheilungen über diesen Stamm sammeln wolle und daran folgende Fragen angeknüpft:

a. Sind jetzt noch Leute unter den Javanen unter dem Namen Kalang ꝛc. bekannt?

b. Wie groß ist ihre Anzahl in den verschiedenen Distrikten und Provinzen?

c. Was ist der Ursprung dieser Stämme, auch nach ihrer eigenen Ueberlieferung?

d. Wie war ihr Zustand unter der ursprünglichen Form der javanischen Herrschaft, z. B. unter der Herrschaft des zweiten Paku Buwânâ? Lebten sie da in besonderen Dörfern unter besonderen Häuptlingen? Ruhten besondere Lasten auf ihnen, oder waren sie zu besonderen Dienstleistungen verpflichtet? Uebten sie bestimmte Berufsarten aus und waren die anderen ihnen verboten?

e. Welche besondere Feierlichkeiten waren früher und sind jetzt noch bei ihnen im Gebrauch, und was ist die Bedeutung derselben?

f. Was ist ihr jetziger Zustand, sowohl was die Gesellschaft, als auch was den Gottesdienst betrifft?

g. Unterscheiden sie sich von den übrigen Javanen durch Körperbau und Gesichtszüge? Wenn dies der Fall wäre, würden erklärende Zeichnungen wichtig sein.

Ich habe diese Fragen ausführlich angeführt zum Beweise, daß man die Sache in Holland nicht aus den Augen verloren hatte.

Besonderen Erfolg hatte dieser Schritt, wie es scheint, nicht. (Wie hier gleich beigefügt sein möge, hat das „Institut" die Fragen in etwas anderer Form im 6. Theile der 2. Serie, 1862, S. XXV und im 6. Theile der 4. Serie, 1882, S. CXLVI wiederholt.)

Die eigentliche Veranlassung zu neueren Mittheilungen scheint dadurch gegeben worden zu sein, daß der leider so früh der Wissenschaft seinen Freunden und seiner Familie entrissene van Musschenbroek im Jahre 1873 zu Ternate dem deutschen Reisenden Dr. A. B. Meyer einige Mittheilungen über die Kalang machte, welche letzterer in der „Leopoldina" 1877 veröffentlichte; auch richtete er später als Direktor des sächs. Museums für Anthropologie und Ethnographie einige Fragen über diesen Gegenstand an indische Autoritäten. Professor Veth gab nun im dritten Theile S. 579 bis 589 seines klassischen Werkes über Java eine Uebersicht (man darf sie wohl vollständig nennen) alles dessen, was über die Kalang damals bekannt war, und auch Professor de Hollander widmete ihnen in seinem berühmten Lehrbuche (Handleiding bij de beoefening der Land, Taal en Volkenkunde van Nederl. Indie I, 4. Aufl. 1882, p. 402) einige Worte. Außer den eben genannten Quellen hatten beide Autoren noch benutzen können: Aufsätze über die Kalang in „Tijdschr. Bat. Gen. K. en W." XXIV, p. 421 von C. Ketjen und in Zusätzen von H. L. Chs. Mechelen, während de Hollander noch Gelegenheit hatte, einen Aufsatz von Gustav Winter („Ind. Gids", 1881, März) zu verwenden; später erschien noch ein zweiter Aufsatz von Herrn C. Ketjen (in „Tijdschr. Bat. Gen. K. en W." XXVIII, p. 165 und eine ziemlich unbedeutende Mittheilung im „Ind. Gids", 1883, S. 85 von C. Rudolf). Neuerdings hat Forbes die Kalang in der Residenz Bantam auftauchen lassen, meiner Ansicht nach jedoch ohne Grund, und eine ganz verkehrte Vorstellung von ihnen gegeben. Alle diese Schriften haben mehr oder weniger neue Angaben mitgetheilt; verändert aber wurde die Frage über den Ursprung der Kalang durch die van Musschenbroek-Meyer'sche Hypothese. Hatte man seit Raffles diesen Stamm für Reste der Urbewohner von Java gehalten [1]), so wollten genannte Herren die Möglichkeit, vielleicht sogar die Wahrscheinlichkeit, annehmen, daß sie Negritos seien. Wieder ein neuer Gesichtspunkt eröffnet sich jetzt durch die Annahme von R. van der Aa, der in den Papuas keinen besonderen Stamm sieht (siehe „Globus" XLVIII, S. 16).

Ich gehe jetzt dazu über, dasjenige, was über die Kalang bekannt ist, nach den Hauptgesichtspunkten geordnet, zu besprechen und beginne damit, dasjenige mitzutheilen, was die Nachbarn von ihnen erzählen, wobei ich die verschiedenen Berichte zusammenfasse, insofern sie gleichlautend sind oder sich ergänzen, und nur einzelne derselben besonders

(S. 133) heißt: Die Inschrift des Minto-Steines enthält nichts von dem hochtrabenden Unsinn, der ihr in der sogenannten Uebersetzung von Raffles zugedichtet wird und auf welche Humboldt und Lassen ihre Theorien über die javanische Götterwelt gegründet haben.

[1]) Ueber eine weitere Publikation siehe die gleich folgende Frage.

[1]) Auch Logan hat schon im „Journ. of the East Ind. Archipel", V, p. 84, die Behauptung zu begründen gesucht, die ältesten Bewohner Javas seien von afrikanischer oder indo-afrikanischer Abstammung.

hervorhebe, insofern sie von den übrigen abweichen. Eine Ausnahme mache ich in Bezug auf die Mittheilungen von Raffles, welche die ältesten und überdies von allen anderen durch einen langen Zwischenraum getrennt sind. Er berichtete (a. a. O. S. 355 u. ff.), daß sie immer von der übrigen Bevölkerung mit viel Abschen behandelt worden sind, weil sie von einem Hunde abstammten (ich komme später auf diese Sage ausführlich zurück); sie sollen früher ein wanderndes Leben geführt und ziemlich zahlreich gewesen sein. Ihr Gottesdienst ist sehr verschieden von dem der übrigen Bewohner Javas und sie wohnen von denselben abgesondert; seitdem sie nicht mehr unter Häuptlingen ihres Stammes leben, sind sie unterwürfiger, sind seßhaft geworden und haben, äußerlich wenigstens, den mohammedanischen Gottesdienst angenommen. Man findet sie in Kaliwungu, Kendal und Demak (in der Residenz Samarang). Der rothe Hund, der Stammvater der Familie, spielt eine große Rolle; jede Familie hat einen solchen, der weder geschlagen, noch schlecht behandelt werden darf. Ich übergehe, was Raffles über die bei ihnen üblichen Ceremonien mittheilt, um gleich auf den Bericht des Herrn E. Ketjen einzugehen (a. a. O. XXIV, S. 423), der am ausführlichsten über diesen Stamm berichtet. Seinen werthvollen Mittheilungen entnehme ich Folgendes: Die eingeborenen Häuplinge bewahren im Allgemeinen Schweigen über sie, weil sie sich schämen, solche Leute unter ihren Unterthanen zu haben. Was den Gottesdienst betrifft, so behaupten sie, daß die Kalang Mohammedaner seien; auch die Glieder des Stammes wagen ihre Zugehörigkeit zu demselben kaum zu bekennen, ebensowenig sind sie geneigt, Mittheilungen über ihren Glauben und ihre Gebräuche zu machen. Dem Namen nach gehören sie zu den Mohammedanern und erfüllen auch äußerlich die gottesdienstlichen Verpflichtungen, wie Beschneidung und Heirath, vor dem Priester; daneben aber befolgen sie im Geheimen ihre eigenen Gebräuche. Sie sind äußerlich nicht von den Javanen unterschieden, werden jedoch als Parias betrachtet und beweisen den gewöhnlichen Eingeborenen Ehrfurcht. Was über ihre Gebräuche mitgetheilt wird, ist dem Munde von Javanen entnommen, da kein Kalang etwas von seinen Geheimnissen mittheilen wollte; man darf dieselben daher meiner Ansicht nach nur mit Vorsicht aufnehmen.

Demnach soll bei allen ihren Festen die Erinnerung an ihre Abstammung eine große Rolle spielen; immer werden die Voreltern als Zeugen und zur Erhöhung der Feierlichkeit eingeladen. Die Ceremonien finden stets in geschlossenen Häusern statt; alle Fremden sind streng ausgeschlossen, nur die Aeltesten werden zu manchen Festen zugelassen.

Bei einer Hochzeit werden acht Tage vor der Feierlichkeit alle Mitglieder der Familie zusammenberufen und ihnen alle Kleider abgenommen, die mit denen der Braut und des Bräutigams in eine große kupferne Pfanne gesteckt werden, letztere wird dann unter dem Dache aufgestellt; das Haus wird gründlich gereinigt und gefegt, so daß kein Stäubchen liegen bleibt; danach wird Asche gestreut; dies Alles muß an einem Freitag (d. h. nach unserer Rechnung Donnerstag) Abend geschehen. Danach kommen alle Familienmitglieder acht Tage lang zusammen und wachen die ganze Nacht hindurch; nach Ablauf dieser Zeit wird die Asche untersucht, ob sich auch die Fußspur eines Hundes in derselben befindet; ist dies der Fall, so wird es als ein Zeichen betrachtet, daß die Ahnen der Heirath ihre Billigung schenken. (Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die Spuren wohl immer gefunden werden, da die Hunde sich in den Dörfern Javas mit größter Unverschämtheit überall eindrängen.) Hiernach wird ein Festmahl angerichtet, dazu gehören fünfzig kleine Hühner von der Größe einer Faust, eine gleiche Anzahl Portionen wird bereit gestellt. Gleichzeitig werden zwei kleine Stückchen Stoff, zum größten Theile roth, doch gemischt mit weiß, dunkelblau oder schwarz, gewebt; für die Braut besteht das Muster aus kleinen Vierecken, für den Bräutigam aus breiten Streifen. Da das Gewebe in einem Tage beendet sein muß, kann es nicht groß sein. Hierauf werden die Kleider, die man unter das Dach gebracht hatte, wieder herbeigeschafft, der Gamelan geschlagen, auch wohl ein Büffel oder eine Kuh geschlachtet. Wasser aus einem Kruge, aus dem Braut und Bräutigam nachher trinken, wird beiden auf den Scheitel gegossen. Abends wird der Bräutigam zur Braut geführt, die ganz mit Baumwollenfäden umwickelt ist, welche der Bräutigam mit seinem Kriß durchschneiden muß; während der Nacht müssen beide als Zuschauer beim Feste sitzen bleiben und am Morgen bekleiden sie sich mit den für diese Gelegenheit gewebten Stückchen Zeug, welche als Talisman (djimat) bewahrt werden.

Bei Begräbnissen wird Folgendes beobachtet: Nachdem die Leiche bestattet ist, werden die alten Kleider des Verstorbenen, sei es Mann oder Frau, verbrannt; am dritten Tage wird ein Festmahl gehalten, nach sieben Tagen geschieht dies wieder und so auch nach dem tausendsten Tage, bei welcher Gelegenheit man Reis zu Brei kocht und die neuen Kleider der Verstorbenen dem Feuer überliefert; Manche behaupten, daß auch ein hölzernes Bild, welches den Verstorbenen vorstellen soll, verbrannt wird. Alle sieben Monate feiern sie eine Festlichkeit und zwar entweder an einem Freitag wagé oder Dienstag wagé; diese Tage nämlich werden als Sterbetage der Frau und des Hundes, von denen sie (nach einer Version) abstammen sollen, gefeiert. Alle Familienmitglieder liefern einen Beitrag und das Fest wird im Hause des Familienältesten gefeiert. Wenn die Speisen bereitet sind, werden sie vor den Schlafplatz auf dem Boden aufgestellt und die Kleider der Anwesenden dabei niedergelegt; vor die Speisen wird ein Schüsselchen mit Sand und Asche gestellt; darauf geht die ganze Gesellschaft aus dem Hause, läuft um dasselbe herum, wobei Alle gegen die Wand klopfen und rufen: „Du kannst eintreten, deine Nachkommen haben das Essen bereitet und hingestellt, wie es die Gewohnheit ist.“ Danach gehen alle wieder hinein, um zu untersuchen, ob die Spuren eines Hundes zu sehen sind. Findet man diese, so herrscht Freude und Zufriedenheit und die Anwesenden setzen sich zum Mahle nieder. Alle Speisen werden auf einer gewissen Sorte Blätter angerichtet zur Erinnerung an die Blätter, mit denen der Ahnherr seine Hände abwischte, als er seinen Vater, den Hund, getödtet hatte.

Ferner erzählen die Javanen auch, daß bei den Kalang der Vater der erste ist, der seiner heirathsfähigen Tochter beiwohnt, sowie auch, daß Mutter und Sohn häufig als Mann und Frau leben; letzteres soll Glück und Reichthum bringen. Ein weiterer phantastischer Bericht wird mitgetheilt: viele unter ihnen sollen einen Schwanz haben, und Ketjen erzählt, ihm sei dies in Bezug auf eine bestimmte Person, die nicht gerade sitzen konnte, versichert worden. Dasselbe wurde von einem Regenten in der Bagelen berichtet. Heirathen zwischen Kalang und javanischen Frauen kommen manchmal vor, das Umgekehrte soll Unglück bringen. Endlich heißt es, daß sie hölzerne Bilder in der Gestalt eines Hundes besitzen, die sie verehren und die sie bei dem Ablegen eines Eides anrufen. Eigenthümlich ist es, daß sie weit über das Land zerstreut sind und doch in besonderen Dörfern bei einander wohnen.

Diese Mittheilungen von Ketjen scheinen sich aber nur auf die Kalang in den Residenzschaften Tagal, Pekolongan und Samarang auf der Nordküste von Mittel-Java zu beziehen (wo mir auch vor etwa zwanzig Jahren der Name bekannt wurde).

Die Berichte über die Kalang, welche in den unabhängigen Ländern Solo und Djokja leben, lauten ganz anders. Was Solo betrifft, so hat der Herr te Mechelen dem Aufsatze Ketjen's eine Nachschrift angehängt, aus der ich das Wichtigste gleich folgen lasse. Kalang deutet in Solo eine bestimmte Art des Berufes an; die Kalang waren früher, so lange der Fürst freie Verfügung über seine Wälder hatte, diejenigen, welche das Holz fällten (nicht auch Zimmerleute, welche nårå wrĕkså hießen); jetzt werden beide Kategorien unter dem Namen Kalang zusammengefaßt. An ihrer Spitze steht ein höherer Beamter unter dem Titel: Wedhånå Kalang.

Ganz bestimmt wird auch geleugnet, daß dort jetzt noch fremde Gebräuche geübt werden, wiewohl das früher der Fall war. Ebenso sagt G. Winter (1881, a. a. O.), der mit der Musschenbroek-Meyer'schen Hypothese bekannt war: Das gegenwärtige Volk, welches Kalang genannt wird, hat kein Rassenkennzeichen; die Individuen sind von den übrigen Javanen typisch nicht zu unterscheiden. Sie stehen (in Solo) ganz gleich mit den Javanen und vermischen sich mit ihnen durch Heirath. Beinahe ebenso weit hat sich nach dem Berichte von Dr. Groneman (bei Veth a. a. O.) die Verschmelzung der Kalang in Djokja vollzogen. Es ist wohl angezeigt, ehe ich weitergehe, hier die Geschichte der Hypothese, welche die Kalang zu Negritos macht, etwas näher zu erörtern und den eben mitgetheilten Berichten über den gegenwärtigen Zustand entgegen zu stellen.

Das Ergebniß der letzteren ist also deutlich und bestimmt, daß die Kalang mit der gewöhnlichen Bevölkerung von Java zusammenschmelzen, und daß die Verschmelzung sich an einigen Orten (im Gebiete von Solo vollständig, weniger im Gebiete von Djokja) vollzogen hat; äußerlich, darüber sind alle die genannten Berichterstatter eins, besteht kein Unterschied zwischen Javanen (im weiteren Sinne) und Kalang.

Ich stelle diesem Ergebnisse die Mittheilung von van Musschenbroek entgegen, die dem Herrn Dr. A. B. Meyer Veranlassung zur Abfassung seiner kleinen Schrift über die Kalang gegeben hat, wie sie der genannte Gelehrte, der selbst keine Gelegenheit gehabt hat, Kalang zu sehen, a. a. O. mittheilt. Van Musschenbroek zeigte ihm ein Porträt des seiner Zeit seiner Häßlichkeit wegen zu Buitenzorg wohlbekannten Ardi (Meyer theilt dasselbe mit), dessen Bild auch von Rosenberg (Mal. Archipel S. 569) giebt. Letzterer, der denn doch ganz gewiß Gelegenheit gehabt hat, verschiedene Physiognomien kennen zu lernen, sagt von ihm, „er habe ein solch ausgeprägt affenartiges Gesicht, wie es ihm noch nie vorgekommen". Außerdem sagte van Musschenbroek, daß die Kalang krauses Haar und dunkle Haut haben; ob letzteres auch bei Ardi der Fall, konnte Dr. Meyer am Bilde nicht erkennen, nur der ganz merkwürdig starke Prognathismus trat deutlich hervor. — Von anderer Seite (Groneman bei Veth a. a. O.) wird das Faktum, daß Ardi ein Kalang gewesen, ganz entschieden bestritten und allen Zeugnissen gegenüber, die ich oben beigebracht habe, scheint die Behauptung wegen der Haare und Haut nicht genügend nachgewiesen.

Ueberhaupt scheint es mir sehr gewagt, auf solche Gründe hin (das ist denn auch nicht geschehen; es lagen, wie wir weiter sehen werden, auch Gründe anderer Art vor) irgend welche Schlüsse ziehen zu wollen. Sehr mit Recht hat G. Winter (a. a. O.) darauf hingewiesen, daß Holland Negersoldaten genug im Archipel gehabt hat, um Spuren bei der Bevölkerung zu hinterlassen; ich selbst habe manche Kreuzungen — volles Halbblut — gesehen, bei denen der Negertypus ganz überwiegend zum Vorschein kam und selbst die zweite Generation, in der nur noch ein Viertel afrikanisches Blut vorhanden war, zeigte den Typus noch vorherrschend; es würde mich gar nicht verwundern, wenn gelegentlich einmal „die Spuren einer Negerbevölkerung" neu entdeckt würden. Uebrigens haben auch andere Völker dazu beigetragen, gerade auf Java so viele Kreuzungen hervorzurufen, daß, wenn man aufmerksam ist, man leicht sehr viel verschiedene Rassen da entdecken kann. Um von Europäern, Chinesen, Vorder- und Hinterindiern zu schweigen, sind doch wohl auch Angehörige der verschiedenen Inseln schon in der frühesten Zeit der holländischen Herrschaft in solcher Zahl nach Java gekommen, daß sich da nothwendiger Weise eine weitgehende Vermischung hat vollziehen müssen, deren Ergebniß um so eigenthümlicher ist, als der Einfluß verschiedener Rassen ein sehr verschiedener zu sein scheint und dadurch den Mischungen wieder ganz besondere Stempel aufdrückt [1]). (Man denke z. B. zu Batavia nur an die verschiedenen Viertel (Kampong), Bali, Ambon ꝛc., die zur Zeit der Kompagnie von Balinesen, Amboinesen ꝛc. bewohnt wurden, welche jetzt zu einem Ganzen verschmolzen sind.) Zum Beweise, daß sich die Bevölkerung von Java verändert zu haben scheint, theile ich hier die Schilderung mit, welche R. v. Goens unter dem 25. März 1656 in einem Aufsatze „Corte Beschrijvinge van't Eijland Java (Bijdragen Ind. Land, Taal en Volkenk. IV, 1855) giebt: „Und obwohl Gott der Herr diese Insel mit großer Fruchtbarkeit und allem, was dem Menschen zum Unterhalte dieses zeitlichen Lebens nothwendig sei, gesegnet hat, so wird dieselbe doch bewohnt von sehr bösen und undankbaren Menschen, gewiß und zweifellos einem alten, reinen, eigenen und natürlichen Volke, das keine Abstammung oder Gemeinschaft mit den angrenzenden Inseln hat, aber daß Gott der Herr dort aus einem Geschlecht (welches ich um seiner unglaublichen Bosheit willen für Cham's Kinder halte) sich hat fortpflanzen lassen. Dies zeigt sich durch ihre Sprache, Wesen, Gestalt, Manieren, Sitten und einträchtige (einheitliche) Natur, die von den angrenzenden Inseln sehr verschieden ist, auch an ihrer Schrift, die sie mit keinem Menschen auf Erden gemein haben. Daß es ein sehr altes Volk ist, beweisen auch ihre alten Komödien, Schriften und Erzählungen von weit älteren Zeiten als einige der Malayen, Balier, Makassaren, Amboinesen, Bewohner der Molukken, von Borneo, Sumbawa, Solo, die alle malayisch schreiben; was die Malayen jetzt kaum über 100 Jahre, wie auch ihre gottlose Sekte, von den Arabern und Mohammedanern gelernt haben, die durch ihre Fahrt auf und den Umgang mit gemeldeten Inseln ihnen ihre Schrift und zugleich damit den Glauben eingeprägt haben; die vordem keins von allen hat schreiben können, wie auch noch unter hundert Malayen kaum vier gefunden werden, die schreiben können, und unter den anderen kaum zwei; dagegen wissen die Javanen keine Zeit

[1]) Ich meine hiermit, daß z. B. der chinesische und der Negertypus sich bei Vermischungen viel deutlicher ausprägen als andere, beispielsweise der arabische und indische; letztere verschwinden sehr bald, während namentlich bei chinesischen Frauen der chinesische Typus sich beinahe unverändert erhält. Auch bei Negern ist mir das vorgekommen; ich habe einen Knaben gesehen, dessen Vater der mit einer javanischen Frau erzeugte Sohn eines Negers war, seine Mutter war eine Eingeborene (sundanesische Frau). Der Bengel hatte den schönsten Wollkopf, den man sich nur denken konnte, und war ganz schwarzbraun.

davon zu rechnen und können die meisten Leute alle schreiben und lesen." In Bezug auf die Schrift sind wir durch Prof. Kern allerdings eines Besseren belehrt worden („Versl. en med. Kon. Akad. van Wetensch. Afd. Letterk. IIᵉ. reeks" XI, 1882, p. 182); im Uebrigen aber dürfen wir die Ansicht über die Javanen, die van Goens ausspricht, nicht so ohne Weiteres verwerfen. Ueber dieselben wird ferner noch gesagt: „Diese Javanen sind schön, gedrungen, muskulöse und frische Gestalten, 100 fette gegen 10 magere, haben durchgehends einen schönen Körper, sind proportionirt auf gut geformten Beinen und dicken Waden und selten mit „encklauwen" verziert (e. ist Galle beim Pferde; die eigentliche Bedeutung, in der van Goens es nimmt, weiß ich nicht wieder zu geben, doch ist der Ausdruck wohl verständlich). Gleichwohl mit einem häßlichen Kopfe, mit unglaublich schönem Haare bewachsen, so daß sie von hinten gesehen eine schöne Gestalt zeigen, aber von vorne ein plattes abscheuliches Gesicht, doch der eine mehr als der andere; von Farbe sind die Arbeiter braungelb, die von Stand und Vermögen ziemlich hellgelb. Das Frauenvolk ist im Ganzen viel schöner, eher mager als fett, besonders die, welche in den Häusern der Herren leben, sind gewöhnlich schön, ja häufig blank und haben sehr „wohl beschnittene" Züge, sind sehr schlank von Körper, lang von Armen und Fingern 2c."

Diese Beschreibung stimmt nicht mit dem Typus des heutigen Javanen überein. Daß, abgesehen von den Sundanesen, auch unter den Javanen verschiedene Typen vorkommen, habe ich ganz beiläufig (Aus allen Welttheilen, Mai 1885) erwähnt und ich habe da von einem Typus gesprochen, der mich an die Orang Utan von Malakka (Isabelle Bird, der Goldene Chersones S. 26, die beiden unteren Bilder schwebten mir vor) erinnerte; dagegen finde ich unter den von Meyer (a. a. O., Tafel III) mitgetheilten Negritoprofilen gar keinen mir von Java bekannten Typus, wohl aber kommt der Typus, Tafel I, Fig. 4 (und auch Nr. 3, soweit man ohne Profil urtheilen kann) mir nicht fremd vor; daß Fig. 1 und 2 (Ardi) eine Ausnahme bildet, wird man nach dem Obigen (van Rosenberg's Aeußerung) wohl schon bemerkt haben.

Für diejenigen, welche solchen Vergleichen Bedeutung beilegen, möchte ich auf die interessante zu Amsterdam 1883 gekrönte Photographien-Sammlung hinweisen, welche von Herrn C. Dietrich zu Samarang, der seine Kunst vielfach im Dienste der Wissenschaft verwendet hat, zusammengestellt worden ist (Gruppe I, 7. Kl., Nr. 5 des Katalog; sie ist, so viel mir bekannt, leider noch nicht im Druck erschienen).

Mit Rücksicht auf das Vorhergehende glaube ich behaupten zu können, daß der Beweis, die Kalang seien äußerlich von den anderen Bewohnern Javas verschieden, weder geliefert ist, noch überhaupt geliefert werden kann, noch viel weniger kann man sie daher aus diesem Grunde einem Negritostamme zuzählen.

Hugues Krafft's Weltreise.

(Die Lage Französisch-Cochinchinas. Charakterzüge der Japaner.)

Mehr und mehr kommt es auch bei anderen Völkern, als bei den überall auf Erden anzutreffenden Engländern in Uebung, daß junge, unabhängige Leute ihre Zeit und ihre Mittel zu Weltreisen benutzen, durch die sie ihren Blick und ihre Anschauungen erweitern, und deren Beschreibung oft nicht ohne Werth für Länder- und Völkerkunde ist. Wir erinnern in dieser Beziehung an unsere Landsleute Baron v. Thielmann, Hans Meyer, Joest und Riebeck und deren Werke. Ein ähnliches Buch, ursprünglich nicht zur Veröffentlichung bestimmt, liegt uns jetzt vor in den „Souvenirs de notre tour du monde. Par Hugues Krafft" (Paris, Hachette & Co., 1885), einem Prachtbande von 400 Seiten, der mit 5 Uebersichtskarten und 24 ganz vorzüglichen Phototypien, meist nach Photographien des Verfassers, geschmückt ist. Wenn Herr Krafft auch keine wissenschaftlichen Ziele verfolgte und durch die Erzählung seiner meist vergnüglichen Reiseerlebnisse in Vorderindien, Java, Französisch-Cochinchina, China und Japan lediglich andere zu ähnlichen Unternehmungen ermuthigen möchte — wozu wir ihm bei der vielfach behaupteten Abneigung der Franzosen gegen weitere Reisen und Auswanderung nur Erfolg wünschen können — so fehlt es doch auch nicht an Abschnitten, welche eine höhere Tendenz verfolgen. Einiges davon sei uns erlaubt hier mitzutheilen.

Ueber die Lage der Dinge in Saïgon äußert sich Mr. Krafft keineswegs günstig. „Was uns ferner mißfallen hat — heißt es S. 129 — ist, offen gestanden, der Mangel an Einigkeit unter unseren Landsleuten. In Saïgon scheinen die politischen Leidenschaften und Parteirivalitäten ebenso lebhaft zu sein, wie in den kampflustigsten Centren unseres schönen Frankreich. Was uns aber am meisten mißfallen hat, ist die Ungenirtheit, mit welcher man vor Fremden, gleichviel welcher Nationalität, die Angelegenheiten der Regierung bald spöttelnd, bald nörgelnd bespricht. Wenn man persönlich den Grad von Solidarität kennen gelernt hat, welcher alle Engländer in Indien so eng verbindet und sie veranlaßt, über ihre Schwächen einen Schleier zu decken oder sie sorgfältig zu verheimlichen, so kann man nur darüber erstaunen, daß ein so verschiedener und kleinlicher Geist unsere Landsleute in Cochinchina beherrscht.

Saïgon überrascht durch seinen Mangel an Leben; man fühlt, daß es kein lebhaftes Centrum ist und wird gewahr, daß die dortige Kolonisation unvollständig ist, ernstliche Unternehmungen nur Projekte bleiben und es an den erforderlichen Kapitalien fehlt. Wann wird denn die allgemeine Gleichgiltigkeit gegen alles, was Kolonialfragen betrifft, und die Furcht vor dem Auswandern bei uns durch die schon erbrachten Beweise von dem, was man in einem Lande wie Indochina erreichen kann, besiegt werden? Gewiß, es ist Zeit zum Handeln; denn schon gewinnen englische und deutsche Kaufmannshäuser, von den Chinesen ganz zu schweigen, täglich an Terrain und haben bereits einen großen Theil der Geschäfte in Händen. Wie vermag man bei so geringfügigen Resultaten auf die Zukunft Tongkings so großartige Hoffnungen zu setzen?

Endlich scheint es für Jeden, der andere Kolonien im Osten besucht und das dortige administrative Getriebe auch nur ein wenig beobachtet hat, klar zu sein, daß unsere Regierung gegen die Eingeborenen tausendmal zu nachgiebig ist. Man nimmt auf sie unnütze, ja selbst gefährliche Rück-

sichten, und zwar in Folge wahrhaft übertriebener humanitärer Ideen, und hat den Annamiten, einem Volke, welches dieselben zu verstehen unfähig ist, viel zu große bürgerliche und politische Rechte gegeben. Mißbrauch ist die Folge davon, und das pflanzt sich bis in das tägliche Leben und die privaten Beziehungen hinein fort und zeigt sich fast als Impertinenz von Seiten des eingeborenen Wahlmannes, bei welchem die herrschende Nation schon viel zu viel von ihrem Prestige verloren hat! Die asiatischen Völker sind gewiß noch nicht so weit, um sich der Privilegien unserer großen Revolution erfreuen zu können."

Mit besonderer Vorliebe verweilt Mr. Krafft in Japan, dessen reizvolle Natur auf den Touristen, dessen Kleinkunst oder Kunstgewerbe auf den Liebhaber so überaus anziehend wirkt; fast ein Drittel des Textes und fast die Hälfte der Bilder ist diesem Lande gewidmet, das durch seinen plötzlichen Uebergang aus mittelalterlichen in moderne Zustände immer von Neuem unser Interesse, unser Mitgefühl und unsere ungläubigen Zweifel zu erwecken versteht. Gelegentlich der Schilderung einer Theatervorstellung mit den dabei vorgeführten geheimnißvollen, oft blutigen Sitten, ritterlichen Kämpfen, langsamen und pomphaften Gesprächen u. s. w. kommt Mr. Krafft (S. 336 f.) auf einige Charaktereigenthümlichkeiten der Japaner zu reden und meint, daß der Fremde gerade im Theater Aufklärung erhalte über die Philosophie und die ungewöhnliche Widerstandskraft dieses Volkes, Tugenden, welche ihm zwar angeboren sind, aber durch ein bewundernswerthes System moralischer Erziehung noch mehr entwickelt werden. Die stoische Ruhe der zum Tode Verurtheilten auf der Bühne ist nur eine Darstellung dessen, was man alle Tage beim Volke sehen kann, wenn sich Leute gefährlichen Operationen unterwerfen und die größten Schmerzen ausstehen, ohne zu klagen. Ebenso sieht man im Theater die äußerliche Kälte und Gleichgiltigkeit, wie man sie im täglichen Verkehre beobachtet, wo Liebe und Freundschaft sich hinter Formen verbergen, denen die abgemessenste Höflichkeit aufgeprägt ist. Die öffentlichen Liebesbezeigungen, mit denen wir Europäer so verschwenderisch sind, werden hier nicht verstanden und sind überflüssig. Keine Mutter umarmt ihr Kind, und kein Kind wirft sich den Eltern um den Hals; kein Freund schüttelt dem anderen die Hand; Verwandte, intime Freunde trennen sich auf Jahre oder sehen sich nach Jahren wieder und begrüßen sich nach altehrwürdiger gelassener Weise, wie den ersten besten Fremden. In einer von der seinigen so verschiedenen Atmosphäre muß der Europäer entweder seinen ganzen Charakter umändern oder er wird sein bischen Geduld für immer verlieren. Geduld und Selbstbeherrschung sind aber für den Japaner am meisten charakteristisch; es sind Eigenschaften, deren Mangel er bei keinem Anderen gelten lassen will, so daß er Jeden, der sich heftig zankt oder die Schwäche hat, sich zu ärgern, mit dem verächtlichen Worte jakamashi oder Narr bezeichnet. Für den Japaner ist in der That Jeder, der seinen Zorn nicht bemeistern kann, ein seiner Vernunft beraubtes Wesen — und sicher ist, daß die meisten Europäer sich hier jenes Beiwort redlich verdienen!

Auch über die Zukunft des Landes und Volkes giebt Krafft sein Urtheil ab — ob es richtig ist oder nicht, wer will das ermessen oder beweisen? Die Welt steht da in der That einem Schauspiele gegenüber, wie es ihr noch nie geboten worden ist. Noch keine zwei Jahrzehnte sind seit dem Beginne desselben verstrichen. Was sind 20 Jahre im Leben eines Volkes, und wer will jetzt schon den Ausgang voraussagen? Aber Niemand wird den Ausführungen Krafft's (S. 355 ff.) ihr großes Interesse absprechen können.

„Heute haben sich die Fremden — schreibt er — in fünf internationalen Häfen festgesetzt und fordern die Eröffnung des ganzen Landes. Der Mikado, seiner mystischen Attribute beraubt, zeigt sich bei jeder Gelegenheit wie ein gewöhnlicher Sterblicher, ohne auch nur mit den Achtungsbezeugungen begrüßt zu werden, welche früher jeder Samuraï zu fordern berechtigt war. Die großen und kleinen Daïmios sind ihrer Einkünfte und Heere beraubt; ihre zerstörten Clane verschmelzen mit der übrigen Bevölkerung; die Mitglieder der Kriegerkaste sind einfache Regierungsbeamte geworden oder müssen selbst ihren Unterhalt sich erwerben — manche stehen jetzt im Dienste derselben Fremden, die sie einst gern massakrirt hätten, und andere befördern in Jinrikschas Landsleute, denen sie vor kaum 20 Jahren noch den Kopf abschlagen lassen konnten; die Säbel werden zu Tausenden ausgeführt und überall hin zerstreut, und die Aristokratie im Allgemeinen hat sich auf den Standpunkt der sonst so verachteten Kaufleute herabgelassen und treibt Handel und Industrie. Die Jugend studirt unsere Sprachen und Wissenschaften daheim, in Europa und Amerika, bildet sich dort um und ist bei ihrer Rückkehr wenig geneigt, sich den alten Sitten ihres Vaterlandes wieder anzubequemen. Die Menge des Volkes gewinnt unter dem neuen Systeme der Gleichmacherei von Tag zu Tag an geistiger Unabhängigkeit; der Einfluß der zahlreichen volksthümlichen Zeitungen und der öffentlichen Versammlungen nimmt zu mit der Aussicht auf eine demnächst einzurichtende Volksvertretung. Schon hat man von der Republik gesprochen! Schließlich entwickelt sich ein Verlangen nach Assimilation um jeden Preis, das in oft übertriebener Weise unsere gesammte Civilisation nachahmen möchte, ohne auch nur zu versuchen, unter den nationalen Einrichtungen und ehrwürdigen Ueberlieferungen das, was vielleicht nützlich zu erhalten wäre, sich zu bewahren. Ist es nicht bedauerlich, zu sehen, wie ein großes Volk Vergnügen darin findet, sich selbst zu verleugnen, nachdem es eine Civilisation und eine Kunst von so eigenartigem Gepräge hervorgebracht hat?

Nicht allein ist es verschwunden, jenes Alt-Japan, welches begünstigte Zeitgenossen von uns noch als eine mittelalterliche Organisation kennen gelernt haben, wie wir sie nur in Büchern studiren, in Denkmälern und Ruinen zu erkennen versuchen, in Gemälden rekonstruiren und dessen künstlerische Reste wir als unnachahmliche Andenken sammeln; nein, auch das Japan von gestern ist schon in gleicher Weise verschwunden, um dem von morgen Platz zu machen, über welches die moderne Civilisation allmählich den einförmigen Ton ausbreiten wird, der bald die ganze Welt bedeckt.

Was wird nun aus einer so gründlichen Umwälzung werden, welche noch lange nicht der Erwartung einerseits ihrer Urheber, andererseits der aus Handelsinteressen eingedrungenen Fremden entspricht? Die Regierung wurde in enorme Ausgaben gestürzt und kämpft jetzt mit sehr ernstlichen finanziellen Schwierigkeiten. Die Beruhigung der Gemüther ist noch nicht überall beendet. Der Gang der Geschäfte ist kein zufriedenstellender. Man hat eben ein Volk mit Importen überhäuft, welches wenige Bedürfnisse hat, dieselben demnach selbst zu befriedigen vermag und in der That dieses Ziel mehr als je zu erreichen bestrebt ist. Japan strengt sich jetzt an, alles nachzumachen, was es in der Fremde gelernt hat; es macht seine Kanonen und Flinten, wie sein Geld selbst, richtet Spinnereien und Raffinerien ein und erzeugt selbst Alles, was ihm seit der Berührung mit dem Westen nützlich geworden ist, bis herab auf die unbedeutendsten Dinge (z. B. die schwedischen Zündhölzer).

Wird man das Land entschlossen dem freien Zutritte der Fremden öffnen? Werden die Reformen in raschem Tempo sich folgen? Und werden sie im Interesse Aller durchgeführt werden? Lauter Fragen, welche nur die Zukunft lösen kann im Vereine mit der bemerkenswerthen Intelligenz eines Volkes, das in seinem Werke der Zeit vorangeeilt ist.

Wer inmitten dieser Fortschrittswuth einen hervorragend konservativen Geist fast unverändert kennen lernen will, der beobachte die Rolle, welche die Frau in Japan spielt. Sanft, geduldig, erzogen in dem Ideenkreise liebevoller Unterwürfigkeit, weiht sie ihre ganze Existenz dem Wohlbefinden ihres Herrn und Meisters; immer heiter und lächelnd, von einer natürlichen, durch Erziehung noch entwickelten Hingebung, übt sie einen Einfluß aus, der anscheinend schwach ist, aber sich doch so weithin in allen Einzelheiten des Lebens fühlbar macht, daß sie ohne allen Zweifel einen der vornehmsten Anziehungspunkte dieses im Stillen von ihr beherrschten Landes ausmacht. Mögen die japanischen Frauen als treue Hüterinnen des Herdes noch lange durch den Kultus der guten alten Ueberlieferungen eine Tugend entwickeln helfen, welche ihre Söhne in Gefahr stehen zu verlieren: den gerechten Stolz auf ihre Nationalität!"

Kürzere Mittheilungen.

Capello's und Ivens' Reise von Mossamedes nach Quelimane.

Ueber die neue Durchkreuzung des afrikanischen Kontinentes (s. oben S. 96), welche die bereits durch ihre Reisen und Arbeiten in Westafrika bekannten portugiesischen Marineoffiziere Hermenegildo de Brito Capello und Roberto Ivens in der Zeit vom März 1884 bis Mai 1885 ausgeführt haben, enthält „Le Mouvement Géographique" vom 6. September 1885 einen vorläufigen Bericht (nach Mittheilungen des ständigen Sekretärs der Lissaboner Geographischen Gesellschaft und nach einem Artikel der Cape Times), welchem wir Folgendes entnehmen.

Die Reisenden verließen am 14. März 1884 mit einer schwachen Geleitmannschaft, darunter einige Soldaten der Kolonialarmee, Mossamedes, reisten zuerst durch Gebirgsland nach dem Posten Huilla, dann südsüdöstlich längs des Flusses Kakulovar (Humbe) und östlich längs des Kunene und Kubango (?); die Karte dieses Gebietes, namentlich des Bezirkes Handa (östlich vom Kunene, unter 16° südl. Br.), soll durch ihre Beobachtung sehr verändert werden. Dann kehrten sie nach Norden zurück, betraten das Gebiet des Zambesi und erreichten denselben im Oktober beim Dorfe Libonta (15° südl. Br.), also ungefähr in derselben Gegend, wie 1878 ihr einstiger Gefährte Serpa Pinto. Nachdem sie den Zambesi überschritten hatten, folgten sie demselben am linken Ufer aufwärts, bis sie nach 6 Tagen die Stelle erreichten, wo der Strom durch den Zusammenfluß des Liba und Kabompo entsteht; beide sind fast gleich groß, der von Nordosten kommende und von Livingstone für den Hauptfluß erklärte Kabompo ist 300 m breit, der von Nordwesten kommende Liba 250 m. Nun betraten die Reisenden, sich nach Osten oder Ostnordosten wendend, ein fast nur durch Erkundigungen bekanntes Gebiet, in welchem jene Wasserscheide zwischen den Quellflüssen des Congo und den nördlichen Zuflüssen des Zambesi liegt, eine Gegend, über welche uns die Reise jener beiden schwarzen Händler, der Pombeiros 1808, und diejenige des Mestizen Silva Porto 1853 nur geringe Aufklärung gebracht hat. Auf diesem Marsche von Libonta zum Luapula, durch ein fast menschenleeres, aber an Elephanten und anderem Wilde reiches und mit Urwäldern bedecktes Land, hatte die Expedition mit Hindernissen aller Art zu kämpfen; eines der schrecklichsten darunter war die Tsetse-Fliege, welche weiter im Norden fehlt, längs des Weges der Expedition aber sehr häufig ist und den Tod aller mitgenommenen Ochsen und Jagdhunde herbeiführte. Durch Fieber, Unglücksfälle und Strapazen verlor die Expedition außerdem hier 16 von ihren Trägern nebst deren Lasten. Ueber diesen, jedenfalls den interessantesten Theil der Reise sind die bisher vorliegenden Nachrichten äußerst dürftig, und die Angabe des Lissaboner Sekretärs, daß „die von Capello und Ivens gemachten Beobachtungen in der kartographischen Darstellung des von ihnen durchzogenen Gebietes eine wahre Revolution hervorrufen werden", hat für Niemanden, welcher die Quellen kennt, etwas Ueberraschendes.

Wie es scheint, haben die Reisenden die Quelle des Lualaba, wahrscheinlich des Hauptquellflusses des Congo, aufgefunden und festgelegt. Wie unser Reichard, so haben auch sie in diesem Gebiete vielerlei Widerwärtigkeiten zu überwinden gehabt, namentlich von Seiten Msiri's, des Häuptlings von Katanga, und sie sprechen in ihren Briefen von einem großen Marktplatze, Namens Garanganja, und von den berühmten Kupferminen, denselben, welche kurz vorher, im Juni 1884, Reichard besucht hat. Schließlich erreichten Capello und Ivens den See Moëro und suchten auf das rechte, östliche Ufer des Luapula und von dort nach den belgischen Stationen am Tanganjika-See zu gelangen; sie wurden aber von weiterem Vordringen nach Nordosten durch Krieg und die Verwüstung des Landes abgehalten und gezwungen, südwärts die Gegend zwischen dem Bangweolo-See und dem Zambesi, das von den Babisa-Negern bewohnte Flußgebiet des Loangwa, zu durchziehen. Den Loangwa hat vor ihnen Livingstone zweimal überschritten, im Januar 1856 und im November 1866.

So gelangten sie im Mai 1885 abgemattet und gänzlich abgerissen nach der portugiesischen Station Tete, wo sie mit offenen Armen empfangen wurden. Die Reisenden selbst besaßen jeder nur noch ein Paar zerrissener Hosen, aber keine Schuhe mehr; das Fieber hatte sie, im Gegensatze zu ihren Leuten, zwar verschont, dafür aber der Skorbut, eine Folge der beständigen Ernährung mit Wildpret ohne Gemüse, heimgesucht. Ihre Träger waren gänzlich nackt; selbst ihre Schurze hatten sie hingeben müssen, um sich Lebensmittel zu verschaffen.

Nach achttägiger Ruhe fuhr die Expedition den Zambesi hinab nach Quelimane, von wo ihr Erfolg telegraphisch nach Europa gemeldet wurde. Ihr Zug durch Afrika hatte nur vierzehn Monate in Anspruch genommen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Seit etwa einem Jahre besteht in Hamburg eine Gesellschaft von Freunden der Geographie, die sich aus jüngeren Leuten zusammensetzt und den Zweck verfolgt, ihre Mitglieder durch Vorträge, Vorlesungen, Referate u. s. w. zu belehren. Zwei geographische Gesellschaften in einer Stadt wie Hamburg, welches vor 13 Jahren noch gar keine besaß! Man sieht, wie das Interesse für Erdkunde wächst.

— Lange galt — schreibt „Nature" vom 27. August — der ca. 6000 Fuß (genau 1875 m) hohe Sulitelma auf der norwegischen Grenze für den höchsten Berg Schwedens. Vor einigen Jahren aber stellte sich heraus, daß der Sarjektjåkko in Schwedisch-Lappland um etwa tausend Fuß höher sei; kürzlich aber hat Dr. Svenonius, wohl bekannt durch seine Forschungen in jenen Gegenden, erklärt, daß keiner von beiden Bergen der höchste in Schweden ist, sondern diese Ehre dem Kebnekaisse zukommt, welcher bei der Vermessung 7192 Fuß hoch befunden wurde.

— Schwimmende Inseln in Schweden. Eine eigenthümliche Naturerscheinung findet sich auf dem Damsee bei dem Hüttenwerke Tönshammar in Gefleborg-Län in Schweden. Auf diesem See befinden sich nämlich zehn Inseln von ca. 200 Fuß Länge, 100 Fuß Breite und 3 Fuß Dicke, zum größten Theile aus vermoderten Pflanzenwurzeln bestehend, die je nach dem Winde von einem Theile des Sees zum anderen treiben. Die Inseln sind mit dichten Erlengebüschen und hohem Grase bewachsen, welches letztere die Arbeiter von Tönshammar einernten, indem sie sich Wege aus Brettern auf den unsicheren Wiesen herstellen. Auch die Sumpfbeere gedeiht vorzüglich auf diesen Inseln. — Ueber eine andere, nur dann und wann an der Oberfläche des Sees Ralången erscheinende Insel liegen einige ältere Berichte vor. Der See Ralången ist zwischen den Eisenbahnstationen Frinnaryd und Aneby an der östlichen schwedischen Stammbahn belegen und steht durch die Svartå mit mehreren anderen Seen in der Hardesvogtei Norra Wedbo in Verbindung. Ueber diese merkwürdige Insel, welche theils Rörholmen, theils Flottön genannt wird, berichten die älteren Kirchenbücher der Gemeinde Marbäck Folgendes: Im Jahre 1696 wurde die Insel Anfangs September sichtbar und hielt sie sich während 14 Tagen an der Oberfläche des Sees. Im Jahre 1712 zeigte sie sich wieder 14 Tage vor dem Bartholomäustage; zuerst erhob sich das nördliche Ende derselben, am Bartholomäustage nahm die Insel dann die Form eines durch Wasserrinnen in drei Theile getheilten Dreieckes an, trotzdem behielt sie aber ihren Zusammenhang. Nach Verlauf von sieben Wochen verschwand die Insel wieder unter dem Wasser. Im 18. Jahrhundert zeigte sie sich dann noch öfter. Am 2. September 1766 begann sich die Insel während eines heftigen Südweststurmes zu heben und verschwand nicht eher als am 2. November. Bei dieser Gelegenheit wurde sie von mehreren Personen besucht und es wurde von dem Obersten Freiherrn Fredrik Silfverhjelm eine Tafel auf der Insel errichtet, welche mit folgender Inschrift versehen gewesen sein soll: „Jahr 1766, den 24. September, wurde diese Insel von folgender Gesellschaft besichtigt: Landeshauptmann Clas Eric Silfverhjelm, dessen Gemahlin B. S. Ralamb, Oberst G. S. und Gemahlin, Theodor U., Baronin Barnekow, Fräulein Charl. Witting, Kammerherr F. Witting, seine Gemahlin Beata Ruthenschöld, Mamsell Maria Dor. Harmens, Probst P. Tranberg und die Pastoren Pet. Engstrand und Lars Fornander." Nach einer Tradition soll die Insel meistens im September und Oktober und fast immer während der Nächte aufgestiegen und verschwunden sein. Aus diesem Jahrhunderte liegt nur ein etwas unsicherer Bericht über das Erscheinen der Insel vor. In den letzten Jahren sind durch Fischer und andere Personen vielfach Versuche, durch Lothungen rc. die Lage der Insel am Grunde zu erforschen, gemacht worden, jedoch ohne Resultat. W. F.

— Die österreichische Regierung beabsichtigt mit Zustimmung der Hohen Pforte eine neue Aufnahme der albanischen Küste vorzunehmen und hat zu diesem Zwecke zwei Kanonenboote nach Corfu abgehen lassen. (Nature.)

— Ueber die Dünen in den Landes (Gascogne) hat Herr Cambrelent, Inspector der öffentlichen Arbeiten, der französischen Ackerbau-Gesellschaft einen Bericht erstattet, dessen wesentlichen Inhalt wir nach „Nature" (Nr. 825) hier folgen lassen. Diese Sandhügel bedecken eine Oberfläche von mehr als 85 000 ha, und erreichen eine Höhe von über 80 m bei einer Breite von 5 bis 6 km. Ehe man eine Methode gefunden hatte, diese Sandmassen an ihrer Stelle festzuhalten, wurden dieselben fortwährend durch den Wind ins Innere des Landes getrieben, wobei dann Felder und Dörfer, ja selbst Kirchen bis zu dem Thurme hinauf von denselben bedeckt wurden. Nachdem manche Versuche, eine primitive Vegetation auf den Dünen zu erzielen, gemacht worden waren, versuchte Brémontier 1780 sie durch Bepflanzung unbeweglich zu machen; die von ihm unternommene Arbeit wurde mit Ausdauer fortgesetzt und ist erst vor Kurzem beendet worden; diese 85 000 ha, welche der ganzen angrenzenden Landschaft Gefahr drohten, haben sich mit einer prächtigen Waldvegetation bedeckt, wodurch die Dünen an ihrem Platze festgehalten werden; die Sandhügel, eine fortwährend drohende Gefahr, sind jetzt in kräftigen Wald verwandelt. Doch diese Arbeit, welche die schon bestehenden Dünen gegen das Verstäuben schützte, hat natürlich die See nicht verhindern können, täglich neue Sandmassen an der Küste aufzuthürmen, welche ihrerseits die alten Dünen zu begraben drohen. Es war daher die Aufgabe, die Bildung neuer Dünen zu verhindern; zu ihrer Lösung entschloß man sich, eine Düne über Hochwasser anzulegen, welche gerade die umgekehrte Form der beweglichen Sanddünen besitzen sollte; letztere werden nämlich durch den Wind so profilirt, daß sie nach der Seeseite hin sanft abgeböscht sind, so daß der Sand über dieselbe vom Winde leicht hinauf getrieben wird, um an der anderen Seite über die steile Böschung herabzufallen; der Sand kann sich eben nur dadurch aufwärts bewegen, daß die sanfte Böschung eine Reihe geneigter Ebenen bildet. Man unterstützte also die Bildung neuer Dünen, welche jedoch die steile Böschung an der Seeseite hatten. Zu diesem Zwecke wurde eine hölzerne Pallisadirung etwa 120 m von der Wasserlinie längs der ganzen Küste angelegt. Der Sand, welcher landwärts getrieben wurde, stieß zunächst auf dieselbe und fiel größtentheils an ihrem Fuße nieder, wobei nur ein kleiner Theil durch die Zwischenräume drang, welcher durch die Kraft des Windes noch etwas weiter getrieben wurde und unter einer sanften Böschung niederfiel, während am Fuße der Pallisaden nach der Seeseite eine steile Böschung sich bildete. Bald war die Spitze der Pallisadirung erreicht und dann wurde die Holzwand durch eine besondere Einrichtung auf die nöthige Höhe emporgehoben, worauf die Bildung der Düne sich in der vorher beschriebenen Weise fortsetzte, d. h. so, daß der Abhang nach der See-

seite steil, der nach der Landseite flach blieb, ja sogar sich immer mehr abflachte. Zuletzt erreichte die Düne eine solche Höhe, gewöhnlich 10 bis 12 m, daß der Sand nicht mehr über dieselbe getrieben werden kann und zwischen dem von ihr gebildeten Damm und dem Meere festgehalten wird. Er fällt an der Küste nieder, kann nicht weiter landeinwärts geführt werden und wird vom Landwinde wieder nach dem Meere hinausgetragen.

Um den Sand auf der anderen Seite des Dammes festzuhalten, wird er mit Arundo arenaria bepflanzt. Die Wurzeln dringen 4 oder 5 m tief ein und die Pflanze erhält sich immer über dem Sande, welcher sich fortwährend erhöht. Der Erfolg, den man mit den neuen Dünen erreicht hat, ist, wie Herr Chambrelent angiebt, ein vollständiger. Der heftigste Sturm vermag keinen Sand mehr über die Schranke wegzuführen; derselbe fällt unschädlich auf dem Strande nieder und dem weiteren Vordringen des Sandes, welcher unaufhörlich aus dem Meere neu angeführt wird, ist ein unübersteiglicher Damm entgegengestellt.

— Der Georgs-Tag (23. April) hat in ganz Rußland eine ganz besondere Bedeutung. Das russische Volk hält den heiligen Georg für den Beschützer der Felder und der Feldfrüchte. Seit alter Zeit werden an diesem Tage Messen gelesen und Gebete gesprochen, in welchen der heilige Georg um Segen der Triften und um reiche Ernte angefleht wird. In Kleinrußland werden an diesem Tage Processionen veranstaltet. An diesem Tage treibt man zum ersten Male im Jahre das Vieh auf die Weide. In alten russischen Volkslegenden wird der heilige Georg auch als Beschützer der Hausthiere und als derjenige angesehen, welcher die Hausthiere vor Krankheiten und Seuchen hütet. Der Volkssage nach reitet er am 23. April auf seinem weißen Rosse ins Feld, beschützt das Vieh vor wilden Thieren, besonders vor Wölfen. In dem alt-russischen politischen Leben ist der heilige Georg so wichtig geworden, daß sein Bild in das Reichswappen aufgenommen und auf die Moskauer Münze geprägt wurde. Bekannt ist, daß, bevor die Russen das Christenthum angenommen hatten, der Märtyrer Georg bei den anderen slavischen Völkern, wie auch bei den Griechen, als Beschützer des Ackerbaues und der Viehzucht galt. Das alt-russische Volk glaubte, daß die Frühlingswässer, besonders als Schnee und Regen, heilkräftig und fähig seien, die Natur zu verjüngen, daß sie alles Unreine vertreiben, daß sie Schönheit, Jugendkraft, Gesundheit und Stärke verleihen könnten. Der alt-heidnische Glaube an die Wunderkraft der Frühlingsnatur, welche sich in Thau, in Regen und anderen Dingen äußert, ist auch heute noch beim Volke erhalten. An einigen Orten verehrt man den heiligen Georg als Beschützer der Bräute; an dem ihm geweihten Tage schmücken sich die Jungfrauen und flehen ihn an, ihnen einen Bräutigam zu bescheeren. In landwirthschaftlicher Beziehung sind an den Tag des heiligen Georg eine nicht geringe Menge von Anzeichen und Beobachtungen geknüpft, aus denen die Landleute auch heute noch den Ausgang der Ernte und das Wetter prophezeien. Nicht selten nennt das Volk den heiligen Georg den Wasserträger, weil es üblich ist, am Georgstage mit besonderer Feierlichkeit an Quellen und Flüssen Wasser zu weihen. Dem Volksglauben nach hat das am Georgstage geweihte Wasser eine sehr wohlthätige Bedeutung für das Gedeihen der Felder; es heißt beim Volke Georgsthau und mit demselben werden bei Processionen Felder und Aecker besprengt.

Asien.

— Die indische Regierung hat dem Pandit en Kishen Singh Milwal den Titel Rai Bahadur und ein abgabenfreies Dorf in Oude zu dauerndem Besitze verliehen. Der Pandit ist ein Beamter der Landesaufnahme, der vielleicht mehr als irgend ein anderer Lebender für die Erforschung Tibets gethan hat. In geographischen Kreisen ist er unter der Chiffre A... K... bekannt (vergl. „Globus", Bd. 47, S. 61 u. 190).

— Ein französischer Gelehrter, Dr. Le Bon, beklagt sich in der „Révue scientifique" über die unangemessene Weise, in welcher die Engländer in Indien die Alterthümer behandeln. Die merkwürdigsten alten Gebäude, Tempel u. s. w. werden abgebrochen, um Material für die Straßen zu liefern (also ganz dieselbe Weise, in welcher die Franzosen die römischen Reste Algeriens mißhandeln). Die Hälfte der Paläste der Moguls zu Delhi ist im Interesse von Hütten und Ställen abgebrochen, in Khajwraho sind zwanzig Tempel mit Skulpturen, welche schöner als die schönsten Arbeiten des Mittelalters waren, ganz verschwunden; der Tempel von Tschandavrati, welcher für eines der Wunder des Landes galt, wird nach einem vor einiger Zeit veröffentlichten Rapport des Major Cole als Steinbruch gebraucht. Ueberall, wo neue Wege angelegt werden, verschwinden die alten Thore und Bilder, und die Erhaltung so vieler merkwürdiger Ueberreste der alten Zeit ist nur dem Umstande zu verdanken, daß sie an entlegenen Orten stehen und dadurch einer „nützlichen Verwendung" weniger preisgegeben sind. Die Eingeborenen folgen dem von den Europäern gegebenen Beispiele, und dazu kommt noch, daß eine verkehrt angewendete Sorge für die Erhaltung manchmal zum Uebermalen und Weißen der Alterthümer führt (auch in anderen Ländern bekannt!). Seit 15 Jahren besteht, wie Dr. Le Bon sagt, eine Kommission, welche unter dem Schutze der Regierung die Denkmäler der Vergangenheit aufspürt und untersucht. Doch sie hilft nicht viel. Sie fördert ihre Arbeit so langsam, daß dieselbe wohl in hundert Jahren nicht vollendet sein wird. Sie macht Zeichnungen und Grundrisse und hinter ihr kommen die Männer, welche die Tempel zerstören und die Ueberreste für „nützliche Zwecke" verwenden.

— Wie aus Singapore berichtet wird, besteht die Absicht, auf den Keeling-(Kokos-)Inseln ein Kohlendepot anzulegen, und sollen diese Inseln, welche bis jetzt unter dem Gouvernement von Ceylon stehen, der Regierung der Straits Settlements untergeordnet werden.

— Ueber die Orang Sakey, die Aboriginer von Salangor (Halbinsel Malakka), wird von Herrn Rodger Folgendes mitgetheilt: Die Zahl derselben beläuft sich auf 700 bis 800. Der Stamm zerfällt in neun Abtheilungen unter Batin genannten Häuptlingen. Sie erwerben ihren Lebensunterhalt hauptsächlich durch das Sammeln von Waldprodukten; jedem ihrer Trupps haben sich einige Malayen angeschlossen, welche den Verkauf der von jenen heimgebrachten Gegenstände betreiben und ihnen dafür Salz, Tabak u. s. w. liefern; mit einem Worte, es ist ein System des Tauschhandels, wobei natürlich der Löwenantheil den Malayen zufällt.

Soweit bekannt, haben die Sakeys keine besondere Form der Gottesverehrung, sind jedoch sehr abergläubisch, glauben an gute und schlechte Vorzeichen, sehen gewisse Vögel als heilig an und verlassen sofort ein Dorf, wenn eines der Mitglieder der Dorfgemeinschaft da stirbt, da sie es in diesem Falle für unglückbringend ansehen. Sie tatuiren allerlei Bilder auf die Arme, scheinbar nur zum Schmuck, unterscheiden sich jedoch nicht den Stämmen nach durch verschiedene Figuren, ähnlich den Totems der nordamerikanischen Indianer. Nichts, was eßbar ist, sehen sie als unrein an, sondern verspeisen Affen, Schlangen, Skorpione, Ratten, die sie mittels Sempitan oder Blaserohre tödten, mit denen sie einen Pfeil wegblasen, dessen Spitze in den Saft des Upasbaumes getaucht ist. Um größeres Wild, wie Rehe, wilde Schweine u. s. w. zu fangen, wenden sie ein mechanisches Selbstgeschoß an, welches die Malayen blantek bulu nennen. Dasselbe besteht aus einem angeschärften Bambu-Spieß, den man horizontal auf einem eingekerbten Klotze befestigt, und einem umgebogenen jungen Stamm, der durch einen Rottanstrick festgehalten wird. Dieser Strick wird quer über einen durch

den Dschungel führenden Pfad festgemacht und bei der leisesten Berührung wird der junge Baum frei und der Speer mit solcher Kraft fortgeschleudert, daß er den Körper eines Rehes durch und durch durchbohrt.

Die Sakeys leben in kleinen Hütten, die von Bambu gebaut, mit Blättern von der Bertau-Palme gedeckt sind und sich acht Fuß oder mehr über dem Boden erheben. Sie sind sehr scheu und erschrecken leicht, sind aber ganz unschädlich und gewöhnen sich nach und nach an die Europäer, welche sich oft ihrer Dienste bedienen, um Wild aufzuspüren und Wege durch die Dschungel anzulegen. Sie sind kleiner von Gestalt, im Uebrigen aber den Malayen äußerlich sehr ähnlich und unterscheiden sich von ihnen gewöhnlich nur durch wellenförmiges anstatt des schlichten Haares. Die Kollektöre haben Befehl empfangen, diese Eingeborenen-Stämme möglichst zu beschützen.

— Wie der „North Borneo Herald" vom 1. Juli meldet, hat die englische Regierung ihre Zustimmung dazu gegeben, daß das streitige Gebiet Brunei zwischen dem unter englischem Protektorate stehenden Nord-Borneo und dem Sultanate Serawak getheilt wird. Ersteres erhält den Distrikt Padas Kalias (Deut-Provinz), letzteres die Distrikte Trusan und Limbang, wobei vorausgesetzt wird, daß die Autoritäten von Brunei ihre Zustimmung zu der Abtretung geben.

Afrika.

— Nach noch nicht officiell bestätigten Nachrichten soll die ganze, von den Watua und Somali bewohnte Küste Ostafrikas zwischen dem Tana- und dem Dschub-Flusse (0° 20' bis 2° 30' südl. Br.) unter deutschen Schutz gestellt worden sein. Dieselbe Küste war letzthin das Ziel einer wissenschaftlichen und kommerciellen Untersuchungsfahrt des italienischen Schiffes „Agostino Barbarigo", an dessen Bord sich der Afrikareisende Cecchi befindet. Die Meldung, daß der „Barbarigo" dort in Port Johnes (oder Kiomboni Bai, unter 1° 10' südl. Br.) die italienische Flagge gehißt habe, wird bereits widerrufen.

— Die Regierung der „Neuen Republik" im Zulu-Lande (s. oben S. 160) hat für den 2. Oktober den Verkauf von 300 städtischen Wohnplätzen in der Nähe der S. Lucia-Bai angekündigt.

— Die letzte Abtheilung des östlichen Eisenbahnsystems von Kapland, welches nördlich bis Aliwal North am Oranje-Flusse reicht, ist im August von dem Kommissar für Kronländereien und öffentliche Werke eröffnet worden. Von der Verlängerung des westlichen Systems bis Kimberley in den Diamantenfeldern abgesehen, woran jetzt fleißig gearbeitet wird, ist damit das gesammte, vom Parlamente der Kolonie bewilligte Bahnnetz fertig gestellt. Alle drei Systeme, das westliche, mittlere und östliche, umfassen zusammen 1367 engl. Meilen, und wenn man eine Anzahl kleiner Zweigbahnen, wie nach King Williams Town, Grahams Town, Malmesbury, Colesberg rc. mitrechnet, 1562 Meilen, welche 14 388 600 Pfd. St. gekostet haben. Die etwa 80 engl. Meilen lange Bahn nach Kimberley wird die Länge auf 1642 Meilen, die Anlagekosten auf 14 788 600 Pfd. St. bringen. Die Ein-Einnahmen der Bahnen in den ersten sechs Monaten dieses Jahres deckten die Unterhaltungs- und Betriebskosten und ergaben außerdem eine $3\frac{1}{2}$ procentige Verzinsung des Baukapitals.

— Der Leiter der niederländischen Afrika-Expedition (vergl. „Globus", Bd. 47, S. 64, 207, 304), D. D. Veth, ist am 19. Mai d. J. am Flusse Kalakonga zwischen Benguella und Humpata dem Fieber erlegen. Der eine seiner Begleiter, van der Kellen, wird wahrscheinlich die Forschungen und Sammlungen fortsetzen, der andere, Goddefroy, hat die Rückreise angetreten.

— Die Expedition des Lieutenant Wißmann, welche im November 1883 Europa verließ und deren Aufgabe es war, den größten Zufluß des Congo, den Kassai, zu erforschen (siehe „Globus", Bd. 47, S. 272 u. 336), hat glücklich die Ufer des Congo erreicht. Die in Brüssel eingetroffene Depesche lautet sehr lakonisch: „Madeira, 1. September 1885. Wißmann in Kwamouth am Congo angelangt." Es ergiebt sich daraus noch keineswegs, wie manche Zeitungen bereits annehmen, daß der Kassai sich mit den Kuango vereinigt und bei Kwamouth in den Congo fällt; es ist übrigens müssig, jetzt, wo ausführlichere Nachrichten bald erwartet werden dürfen, sich in Spekulationen über den hydrographischen Zusammenhang der südlichen Congo-Zuflüsse zu ergehen.

— Das Wachsthum der Mangroven. Während eines kurzen Aufenthaltes am Kamerun hatte Dr. Ernst H. L. Krause Gelegenheit zu beobachten, daß die Bildung der Mangrovebestände am Unterlaufe dieses Flusses etwas anders vor sich geht, als wie sie gewöhnlich geschildert wird. Aus der reifen Frucht wächst die Wurzel hervor bis zu einer Länge von etwa 60 cm. Die Sträucher sind mit diesen hellgrünen, an der Spitze braunrothen Gebilden dicht behangen. Wenn die Wurzel die angegebene Länge erreicht hat, lösen sich die Keimblätter von der jungen Pflanze. Jene bleiben in der Fruchtschale, diese fällt ab und bohrt sich mit der harten Spitze in den Schlick ein, treibt dort alsbald Seitenwurzeln und erwächst zu einem neuen Strauche. Die Wurzel des Keimlings ist über der Spitze verdickt, so daß die junge Pflanze stets senkrecht fällt. Haftet der Keimling nicht im Boden, so schwimmt er senkrecht, die Stammspitze einige Centimeter über das Wasser erhebend. Die Gipfelknospe steht auf dem oberen Ende der langen Wurzel wie auf einer Plattform, welche letztere durch die Narben der Keimblätter gebildet wird. Große Wiesen solcher Mangrovekeimlinge treiben im unteren Kamerun. Luftwurzeln entstehen unabhängig von der Fruchtbildung in großer Menge. Sie wachsen abwärts bis zur Wasserfläche. Unterhalb der Fluthgrenze verdicken und verzweigen sie sich, ohne den Boden zu erreichen. Dies findet vielmehr erst dann statt, wenn in Folge der Schlickanhäufung der Boden von der Fluth nicht mehr oder nur ganz vorübergehend bespült wird. Die unten am Stamme entspringenden Wurzeln, auf denen die Mangrove wie auf Füßen steht, haben sich wahrscheinlich unter Wasser aus der Wurzel des Keimlings abgezweigt. (Ber. d. botan. Ges. 1885. S. 240.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVIII. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Aus dem südlichen Indien.

(Nach dem Französischen von Emile Guimet.)

IV.

(Die Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen von F. Régamey.)

Die Weiterreise von Tritschinapali nach Tandschor führte durch ein fruchtbares, mit kleinen Tempeln, Alleen von thönernen Riesenpferden und Seen ausgeschmücktes Land, bis sich auf einem von Befestigungswerken umsäumten Felsen der große Tempel von Tandschor, eine gewaltige Pagode, das vollendetste Werk brahmanischer Architektur, zeigte. Von den beiden Befestigungsmauern ist die äußere sehr alt und zur Besetzung durch Bogenschützen eingerichtet, während die innere, eine Schöpfung des vorigen Jahrhunderts, zur Aufnahme von Kanonen dienen kann. Der erste Gopuram, durch welchen der Weg in das Innere des Tempels führt, ist von einer bizarren Eleganz und ein einzig dastehendes architektonisches Werk mit sieben Stockwerken, welche mit nach hinten gebogenen, heiligenscheinartigen Stirnziegeln, die an Pfauenschwänze erinnern, ausgeschmückt sind. Wie man sagt, daß gothische Bauten gleichsam aus Spitzen bestehen, so scheint dieser Thurm wie aus Federn zusammengesetzt, die sich meist fächerförmig zusammen gruppiren und dem Gebäude trotz seiner Großartigkeit den Anschein einer erstaunlichen Leichtigkeit geben. Neben diesen Skulpturen finden sich Darstellungen von Göttern, besonders des Siva, dem der Tempel geweiht ist, und des Krischna, der letzten Inkarnation Wischnu's, des liebenswürdigen neckischen Gottes, meist tanzend oder mit den sich hinter Säulchen versteckenden jungen Mädchen schäkernd.

Gleichsam um durch den Kontrast die später folgenden Eindrücke zu steigern, ist der zweite Gopuram nur niedrig und unschön, doch erscheint hinter demselben die Höhe, Anmuth und Mächtigkeit des Tempels in vollstem Maße. Man tritt hinein in einen von Säulengängen und offenen Kapellen eingefaßten Hof, in welchem von Baumgruppen und Tempelchen umgeben das große Heiligthum, und vor demselben in einer offenen Steinhalle der in ganz Indien berühmte kolossale Stier von Tandschor liegt.

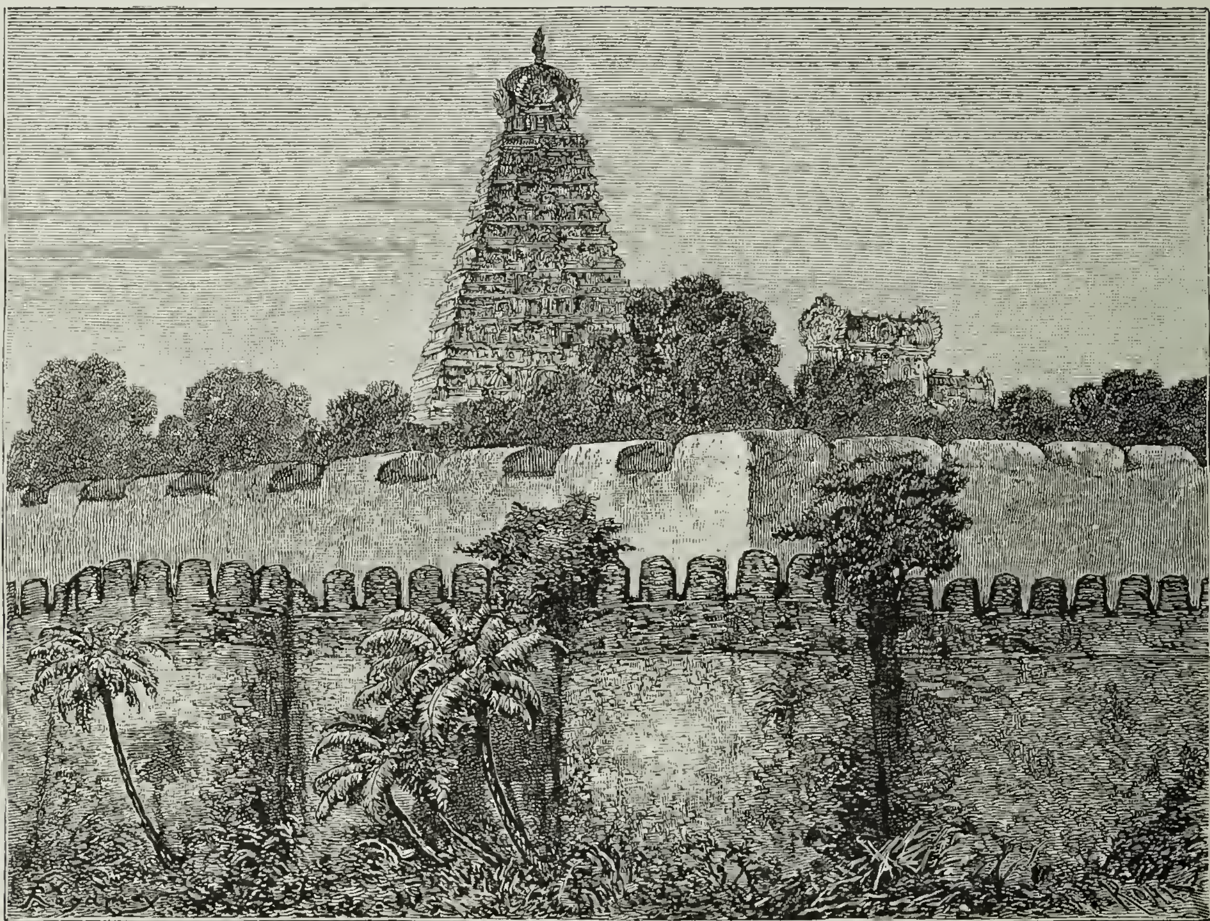
In dieser Vereinigung der verschiedenartigsten Konstruktionen ist es in wunderbarer Weise geglückt, alle Charaktere und Empfindungen der Architektur zum vollendeten Ausdrucke zu bringen: die Leichtigkeit und Mächtigkeit, Pracht und Einfachheit, Ruhe und Beweglichkeit, Gleichmuth und Uebermuth. Der ganze Tempel gleicht einer großartigen Dichtung, einem religiösen Heldengedichte von reinster Form, genialer Ausführung und lieblicher Ausschmückung im Einzelnen.

Obgleich in braunem Porphyr ausgehauen, erscheint das riesige Steinbild des Stieres wie aus glänzender Bronze, in Folge der steten Benetzung desselben mit Oel und Butter. Es ruht auf einem mit mehreren Stufen versehenen Unterbaue und unter einem Steindache, das von anscheinend überaus zierlichen Säulen getragen wird, offenbar um dadurch die gigantische Masse des Ungeheuers noch mehr hervortreten zu lassen. So kommt es, daß das eigentlich

nur sechs Meter lange Steinbild deren zwanzig zu messen scheint, und daß man erstaunt, wenn man die riesigen Monolithen und gewaltigen Platten aus der Nähe betrachtet.

Dieser Stier ist das Reitthier Siva's. Um die Bedeutung dieser Mythe zu finden, muß man bis auf die vedischen Hymnen zurückgreifen, welche den Blitz mit einem anspringenden Stiere vergleichen, der die Regenwolken, die Kühe des Himmels, befruchtet; auch die Sonne ist ein Stier und verbindet sich mit der Erde, Aurora ist eine junge Kuh, der gestirnte Himmel ein Ochse. Und das Thier ist weiß, scheckig oder schwarz, je nachdem es den Tag, das Gewitter oder die Nacht darstellt. Der Stier des Siva ist — wenigstens zu Tandschor — schwarz, weil er ein nächtliches, vielleicht den Todten geweihtes Wesen repräsentirt, welches sich in jeder Nacht erhebt und einen Rundgang um den Tempel macht. Deshalb werden auch allabendlich große Feuer in dem Tempelgehege angezündet, um seinen geheimnißvollen Gang zu erleuchten. Auch Apis war ein den Todten geweihter Stier, eine Verkörperung des Osiris, der Gott des Todes, die Sonne der Nacht; wahrscheinlich haben die ägyptischen Götterstiere Mnevis, Apis, die Kuh Athor, ihren wahren Ursprung und ihre Erklärung in den Vedas. Vielleicht bringen auch umgekehrt die an den Ufern des Nil gefundenen an Genauigkeit mehr und mehr gewinnenden Ueberlieferungen einiges Licht in die Geschichte Indiens.

Ueber die Benennung des Stieres zu Tandschor sind sich die Eingeborenen selbst noch unklar; meist nennen sie ihn Nandi, während die Brahmanen als Nandi „den Glücklichen", den die Pforte der Unterwelt bewachenden Stier bezeichnen, der hier auch in einer kleinen Kapelle dargestellt ist. Dieser Todtenwächter wird oft mit einem Menschenkörper und Stierkopf und eine Keule haltend auf gewissen griechischen Vasen gefunden: der unerbittliche Minotaurus, welcher Jünglinge und Jungfrauen tödtet. Der große, Siva geweihte und diesem bald als Reitthier dienende, bald



Die Umwallungen des Tempels von Tandschor (Tanjore).

vor seinem Tempel lagernde Stier würde dann Darmadevan sein, das Symbol der Tugend, der Pflicht, der Gesetzestreue.

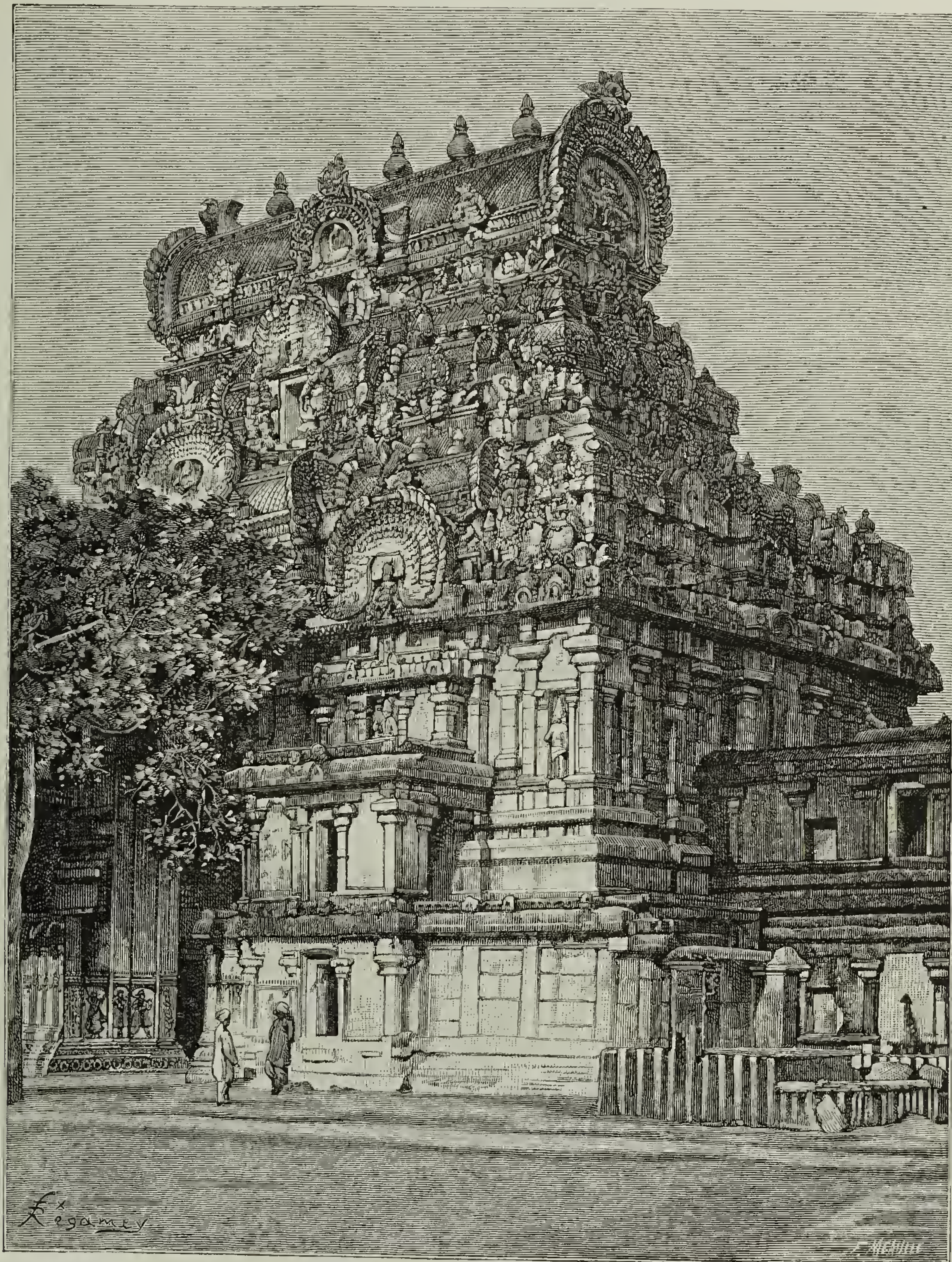
Der Tempel bildet eine hohe, steile Pyramide von sechzehn Etagen und endet oben in eine turbanartige Spitze, welche aus einem einzigen Steinblocke gearbeitet sein soll; seine Höhe ist ungefähr gleich der der Kirchthürme von Notre-Dame zu Paris. Die an allen Stockwerken sichtbaren Fenster verleihen dem Baue einige Leichtigkeit, sind aber nur Nischen, in welchen an Festtagen Lampen angezündet werden. Gleich den ägyptischen Pyramiden ist das Bauwerk sonst durchaus massiv, und nur das eigentliche Sanctuarium bildet einen inneren Hohlraum.

Die Runde um den Tempel machend, entdeckt man ein kleines Wunder; aus dem Grün der Cocospalmen hebt sich der Tempel des Subramayen ab, gleichsam eine Verjüngung des großen Tempels neben ihm: ein wahres Kleinod könnte man ihn nennen, denn das ist mehr Juwelierarbeit in Stein als Architektur. Guimet sah die Großartigkeit der ägyptischen Monumente und die Harmonie der Tempel von Athen, er sah den Reichthum gothischer Kathedralen und die Eleganz der Schöpfungen der Renaissance: aber ohne an diese durch die Bewunderung der Jahrhunderte geweihten Meisterwerke tasten zu wollen, glaubt er den Tempel zu Tandschor als das Ideal der Harmonie, der Pracht, der Eleganz und ungeachtet seiner geringen Größenverhältnisse auch der Großartigkeit halten zu müssen.

In den Details der Skulpturen ist der dem Subramayen geweihte Pfau öfter dargestellt und ganze Gruppen ruhender Pfauen finden sich an den Ecken des Trottoirs. Sicherlich verbirgt sich im Inneren des Tempels ein Niemandem sichtbares Idol; die hier verehrte und angebetete Gottheit aber steht in einer der äußeren Nischen als eine reich gekleidete Gestalt mit einem Pfaue. Diese Statue wird derart mit zerlassener Butter benetzt, daß man an ihrer Basis eine große Rinne zum Sammeln des Ueberflusses

angebracht hat, aus welcher die Gläubigen das heilige Fett entnehmen können.

Gewöhnlich wird diese Gottheit Wischnu mit dem Pfaue genannt; jedoch versichern die Brahmanen, daß Subramayen keinerlei Beziehung zu Wischnu habe, daß es vielmehr einer der vier Söhne Siva's sei. In der Epoche des Râmayâna, wo es üblich war, alle Mythen auf Kämpfe der Götter mit Riesen zurückzuführen, bildete man auch eine Legende über Subramayen: Siva ließ letzteren aus seiner Stirne erstehen, um den Riesen Sura-parpma (wörtlich „die lahme Sonne", ein Name, welcher an den hinkenden Vulkan, das aus dem Himmel vertriebene Feuer, am besten gesagt, an die untergehende Sonne, erinnert) zu vernichten. Dieser Riese hatte durch Bußen die Herrschaft über die drei Welten und die Unsterblichkeit erlangt, ließ sich aber so viel zu Schulden kommen, daß er bestraft werden sollte; der gegen ihn aus-



Der erste Gopuram im Tempel von Tandschor. (Nach einer Photographie.)

gesandte Subramayen bekämpfte ihn vergeblich 10 Tage lang, vermochte aber endlich vermittels einer von Siva erhaltenen Waffe den Riesen in zwei Theile zu spalten, deren einer sich in einen Pfau, der andere in einen Hahn verwandelte. Subramayen verlieh ihnen ein besseres Herz, so daß sie Siva anerkannten. Es ist leicht, in den beiden Vögeln Tag und Nacht, Himmel und Erde zu erkennen. Der Gott mit dem Pfaue ist also das gestirnte Gewölbe, welches sich um die Erde bewegt; er wird häufig mit sechs Köpfen dargestellt, welche gerade der Zahl der indischen Plejaden entsprechen, und mit zwei Gattinnen, einer großen und einer kleinen, wahrscheinlich gleichbedeutend mit dem Sternbilde des Großen und Kleinen Bären.

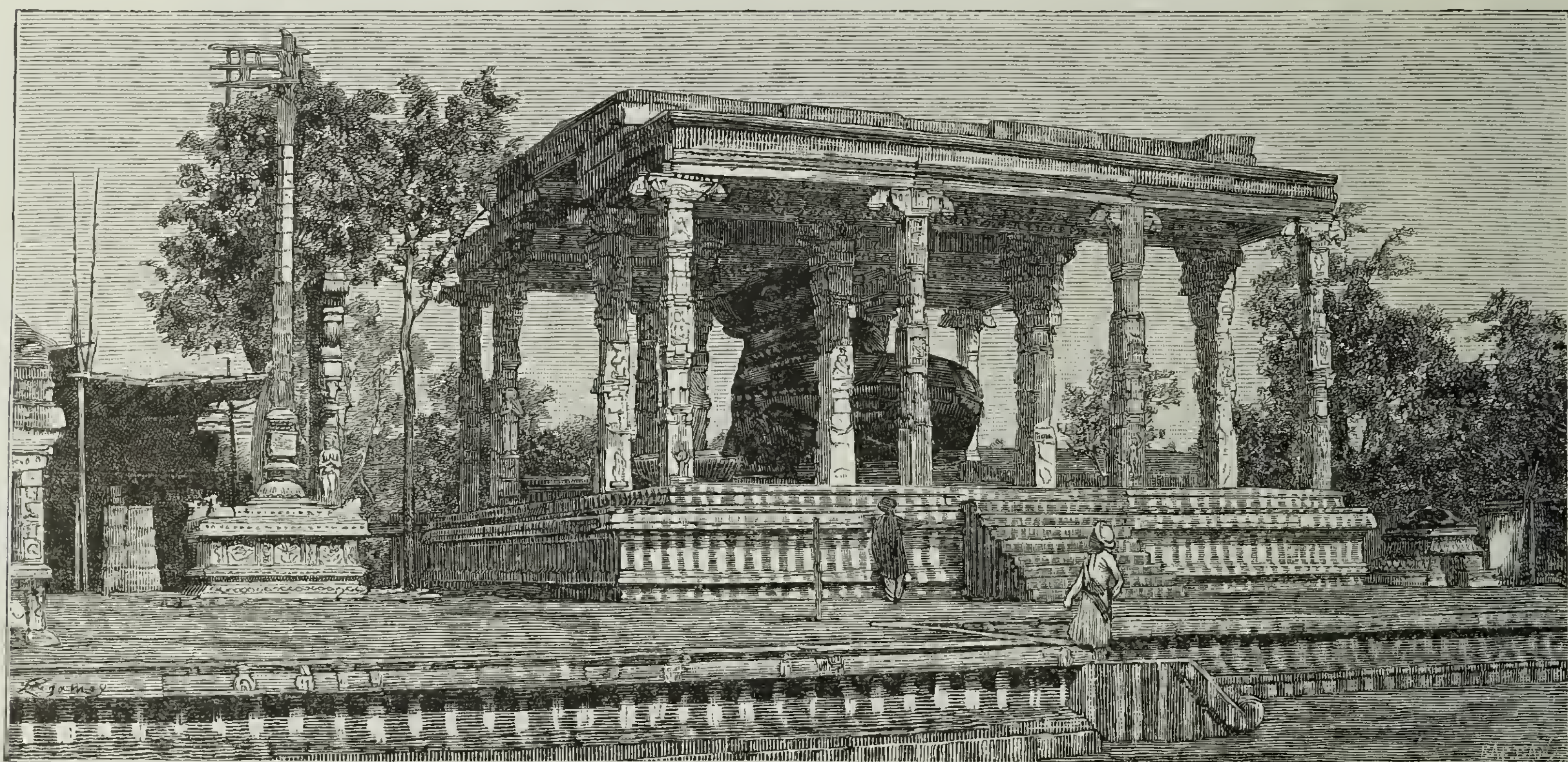
Es handelt sich hier um eine der bedeutungsvollen astronomischen Mythen. Subramayen, welchen die Siva-Verehrer in den Hintergrund gedrängt haben, und dem sie nur eine untergeordnete Verwandtschaft mit ihrem Gotte zuerkennen, findet sich in allen hervorragenden Tempeln

des Siva wieder und ist nicht, wie Sokker in Madura, nur eine Lokalgottheit. Die Tempel in Tandschor scheinen rein brahmanischen Charakters zu sein; nirgends findet sich eine Legende oder auch nur ein Name, der auf einen früheren Ursprung hindeutete, und es ist die Epoche der Sektenbildung, der wir diese bewundernswerthen Bauwerke verdanken.

Wie in Museen ist in den um den Hof herum liegenden Kapellen alles Mögliche enthalten: zunächst noch ein enormer, aus einem Steine bestehender Stier von fast gleicher Größe wie der oben beschriebene und von gleichem Fettglanze; dies würde der eigentliche Nandi sein. Dann Lingams von schwarzem Gesteine und einige Fragmente von schönem Stile, zweifellos von einem noch älteren Monumente herstammend, darunter die Büste eines Weibes mit einem Schweinskopfe, vermuthlich die Gattin Wischnu's, während dieser selbst Eber war. Andere Statuen stellen Götter mit halb menschlichem, halb Schlangen-Leibe, gefalteten Händen und einem Kopfputze ähnlich dem des Osiris dar. Der Hintergrund der Kapellen ist verunstaltet durch gränliche moderne Malereien, unter Anderem Radschahs, Soldaten mit ihren Liebsten, vermischt mit Göttern, darstellend. Eine Inschrift belehrt uns, daß diese Sudeleien im Jahre 1875 auf Befehl des Radschahs von Sakaranisaïb angebracht wurden und die 60 heiligen „Streiche" des Gottes von Madura verbildlichen sollten, so daß also hier dem reinen Sivaismus auch eine lokale Gottheit beigesellt wird.

Gehen wir auf einige dieser scherzhaften Legenden etwas näher ein:

Ein auf der Jagd in den Wäldern um Madura herum befindlicher Radschah stößt auf eine Sauenfamilie und tödtet die beiden Alten. Von Mitleid für die verwaisten Jungen ergriffen bittet die Göttin Minatschi ihren Gatten Soka-Lingam, sich jener anzunehmen, worauf dieser sich in ein Mutterschwein verwandelt und die Jungen selbst säugt. Dank dieser Göttermilch wurden aus den Ferkelchen übernatürliche Wesen, welche vom Schweine nur den Kopf behielten und in dem Königspalaste die Rolle als Thürwächter spielten. Eine andere Legende erzählt, daß Soka-Lingam,

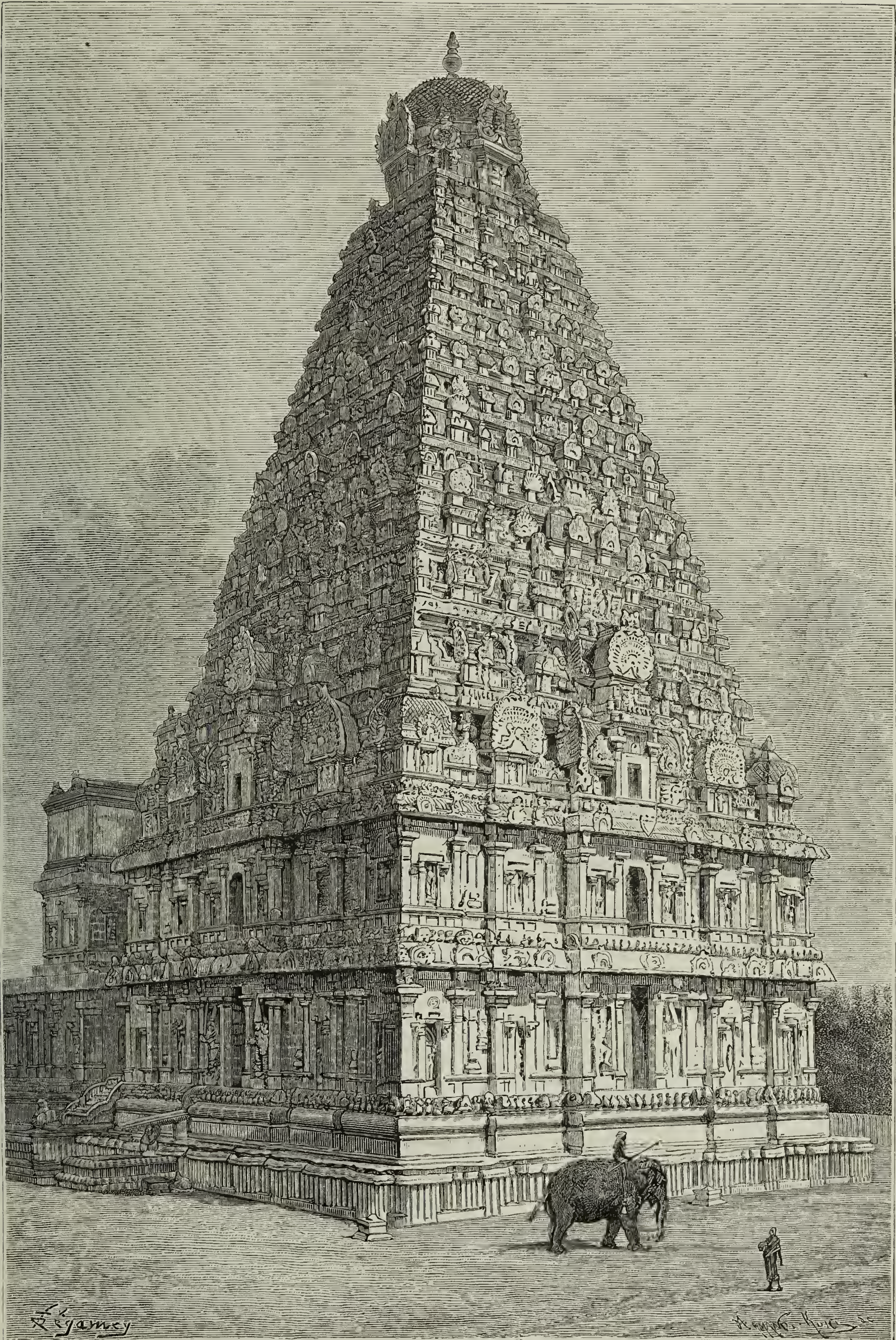


Der große Stier von Tandschor. (Nach einer Photographie.)

welcher überhaupt zum Zeitvertreibe Verwandlungen liebte, die Gestalt eines Heiligen annahm und allerlei Wunder verrichtete: er machte junge Leute alt und verjüngte die Alten, heilte Blinde, machte Sehende aber blind; dann versetzte er große Bäume und trieb überhaupt vermöge seiner übernatürlichen Macht allerlei Possen. Gewissermaßen um die göttliche Natur des Heiligen zu erproben, erbat der Radschah Abitsche Pandi ein speciell ihm selbst gewidmetes Wunder. Da verwandelte der Gott bereitwilligst einen großen Stein in einen Elephanten, der, wie dies hier dargestellt ist, dem Fürsten ein Stück Zuckerrohr aus der Hand wegfraß.

Dieser sonderbare, zu Scherzen aufgelegte Gott war ursprünglich eine Gottheit des Himmels, verließ aber diesen, um auf die Erde hernieder zu steigen und sich in Vertraulichkeiten mit seinen Verehrern einzulassen. Auch Krischna, der Gott der Nacht, hatte ein gleiches Loos und wurde aus einem gefürchteten ein liebenswürdiger und schäkernder Gott.

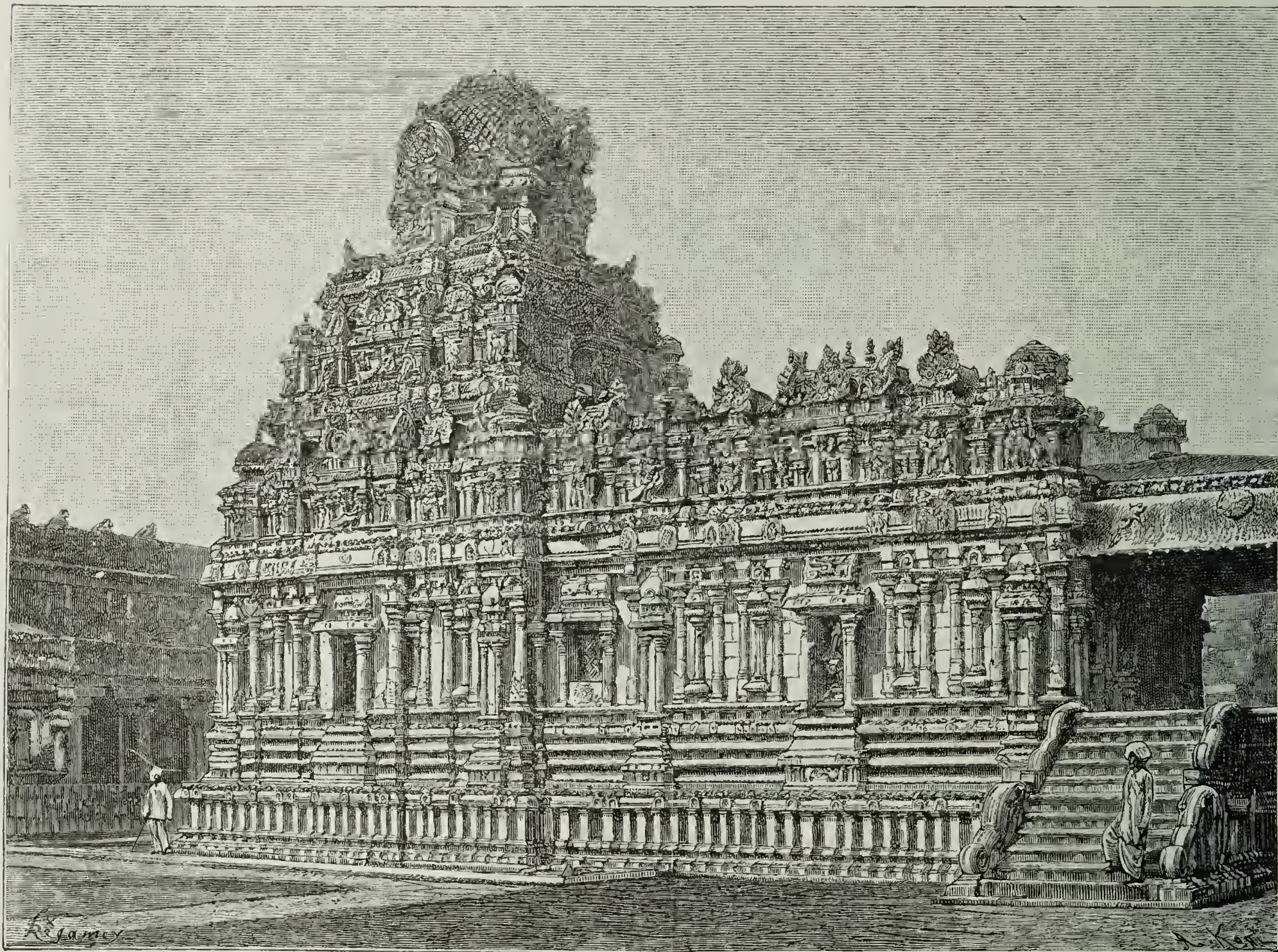
Im Tempel von Madura wird ein altes Manuskript aufbewahrt, welches über die Erschaffung dieses Bauwerkes folgende offenbar von den Brahmanen erfundene Legende berichtet: Indra, der König der Götter, hatte einen Beichtvater und Rathgeber, dessen Aufgabe es war, ihn vor Sünden zu bewahren. Mit diesem überwarf er sich eines Tages und wurde von ihm verlassen. Da aber gerieth der erhabene Götterfürst auf Abwege und beging eine Sünde nach der anderen, bis er schließlich sogar einen Riesen, unglücklicher Weise einen aus der Kaste der Brahmanen, tödtete. Unter furchtbarsten Gewissensbissen zog sich Indra nun von der Welt zurück und wußte nichts Besseres zu thun, als sich in den Stengel einer Wasserlilie zu flüchten. Der himmlische Thron wurde also vakant und die Götter sahen sich genöthigt, als Nachfolger Indra's einen Sterblichen zu wählen, welcher in frommen Zauberkünsten stark genug war, um sogar göttlichen Wesen überlegen zu sein. Er hatte sich die Götter durch hundert Pferdeopfer, welchen sie am wenigsten widerstehen zu können scheinen, gefüge gemacht, doch warteten sie nur auf eine Gelegenheit, sich zu rächen. Diese bot sich dar, als Jener noch immer nicht zufrieden, sogar die Hand nach der Göttin Indrani aus-



Die große Pyramide des Tempels von Tandschor. (Nach einer Photographie.)

streckte und, trotz der Weigerung der letzteren, dem Rathschlusse der Götter gemäß die Hochzeit hergerichtet wurde; denn als der ehrgeizige Sterbliche in einer Sänfte durch die Reihen der Heiligen im indischen Paradiese getragen wurde, konnte er seine Ungeduld nicht mehr zügeln und rief „sarpa, sarpa!“, welches „Vorwärts“, aber auch „Schlange“ bedeutet. Dieses Wortspiel sich zu Nutzen machend, thaten die Himmlischen so, als wenn sie verstanden hätten, daß Jener in eine Schlange verwandelt sein wolle, willfahrten sofort diesem Wunsche und der Thron ward abermals vakant.

Inzwischen hatte sich der Zorn des früheren Rathgebers des Königs gelegt und im Vereine mit den übrigen Göttern suchte er den unglücklichen Indra in seinem Lilienstengel auf und versprach ihm volle Absolution, wenn er Pilgerfahrten nach allen Heiligthümern der Erde unternähme. Von Tempel zu Tempel irrend suchte er vergeblich Befreiung von seinen Gewissensqualen; endlich aber langte er an



Der Tempel des Subramayen. (Nach einer Photographie.)

einem herrlichen Walde an, wo er sich sofort von der Last seiner Verbrechen erleichtert fühlte. Hocherfreut nach der Ursache dieser Wunderwirkung spürend, entdeckte er als solche am Ufer eines Sees ein Lingam, das Symbol des Gottes Siva. Sofort ließ Indra den Architekten des Olymps kommen und das kostbare Emblem mit einem Bauwerke, strahlend von Gold und Edelsteinen, umgeben; seitlich davon errichtete er ein Heiligthum zu Ehren der Gattin Siva's und brachte zur weiteren Ausschmückung in dem See goldene Lotosblumen an. Das von Indra angebetete Lingam ist noch jetzt im Tempel von Madura zu sehen.

Es leuchtet ein, daß diese Legende, der Idee der Brahmanen entsprossen, auf eine Verherrlichung Siva's hinzielt und also der Zeit entstammt, wo sich der Brahmanismus in einzelne Sekten auflöste, welche der einen oder anderen Gottheit den Vorrang vor den übrigen zuzuerkennen bestrebt waren.

Die Kalang auf Java.

Von Emil Metzger.

II.

Was den Namen betrifft, so will ich über die Frage der eigentlichen Bedeutung desselben vom sprachlichen Standpunkte aus ganz hinweg gehen, da eben alle Erklärungen gar keinen Aufschluß geben, und nur bei denjenigen Thatsachen stehen bleiben, welche den Beweis zu liefern scheinen, daß derselbe auch auf der Halbinsel Malakka vorkommt.

Zunächst finde ich bei Meyer folgende Stelle (a. a. O., S. 5): Bemerkenswerth ist es, daß derselbe Name (allerdings mit ll geschrieben) sich bei einem Volksstamme auf der Halbinsel Malakka findet, über den wir durch Logan ein wenig besser unterrichtet sind[1]). Es sind dies die Orang Bidnanda Kallang am Pulaiflusse. Eine Angabe über das Haar dieser Menschen ist im Texte nicht zu finden, allein auf den Abbildungen sehen wir bei zweien zwar straffes, bei zwei anderen aber krauses und gelocktes Haar. Ferner giebt Ketjen (a. a. O., XXVIII) einen längeren Auszug aus einem am 24. Mai 1878 im „Algemeen Dagblad van Ned. Indie“ erschienenen, wie es scheint, sehr interessanten Artikel eines Herrn W.[2]), in dem er u. A. sagt: „Nachdem der Verfasser darauf hingewiesen hat, daß der Name Kalang sowohl auf Malakka, Bali, Borneo, Celebes und Sumatra gefunden wird ꝛc.“, ohne daß diese Mittheilung durch einen Beweis ergänzt wäre. Weiter sagt Ketjen (a. a. O., XXIV), „allein ich will noch beifügen, daß nach der Mittheilung einer Person, die einige Zeit auf der Halbinsel Malakka zugebracht hat, die noch ungebildeten Bergbewohner daselbst Orang Kalang genannt werden. Vielleicht können die Arbeiten englischer Missionare in jenen Gegenden Aufklärung darüber verschaffen.“ — Dies wäre allerdings sehr wichtig, wie Professor Veth (a. a. O.) schon bemerkt hat, und auffallend ist es, wie diesem gewissenhaften Forscher, ebenso wie Musschenbroek-Meyer, es hat entgehen können, daß in dem von ihnen citirten Artikel Kalang (Rigg, a. a. O.) der Schlußsatz heißt: „Die Kalang sind auch in der Nähe der Straße von Malakka bekannt, sie haben früher das Gebiet bewohnt, wo jetzt ein Theil von Singapore steht.“ Siehe: „Singapore Journal“, 1847, Bd. I, S. 300 bis 304. (Einer meiner Freunde in England, dem ich bei dieser Gelegenheit meinen besten Dank für seine liebenswürdige Unterstützung auszudrücken mir erlaube, hat sich leider vergebens Mühe gegeben, das „Singapore Journal 1847“ zu entdecken; da ja der „Globus“ in manchen Ländern so viele Freunde besitzt, hat vielleicht einer derselben die Gelegenheit und die Lust, den Artikel einzusehen und der Redaktion einen Auszug oder wo möglich Abschrift zukommen zu lassen. Es würde dies höchst wichtig sein.) Alles zusammengenommen darf ich wohl sagen, daß, wenn mit Ausnahme der Stelle von Logan auch kein Beweis vorliegt, doch die hohe Wahrscheinlichkeit dafür besteht, daß der Name Kalang an verschiedenen Stellen auf Malakka bekannt ist.

[1]) „Journal Ind. Archip.“ 1847, Bd. I, S. 300 ff.

[2]) Ich würde sehr dankbar sein, wenn einer der Leser des „Globus“ mir denselben verschaffen könnte.

Ich gehe nun dazu über, dasjenige zusammen zu stellen, was die einheimische Mythe und Geschichte (die sich bekanntlich nur sehr schwer bei den Javanen von einander trennen lassen) über die Kalang erzählen; vorausschicken aber will ich noch einen chinesischen Bericht, in welchem der Name vorkommt, den Groeneveldt in seiner Abhandlung „Notes on the Malay Archipelago“ („Verhandl. Bat. Genots. v. K. en W. XXXIX[1]) mittheilt; das Verdienst, auf denselben zuerst aufmerksam gemacht zu haben, kommt wohl Herrn E. Ketjen zu (a. a. O. XXVIII). Im Jahre 1293 (Andere sagen 1298 oder 1309, doch ist es mit Rücksicht auf unseren Zweck wohl nicht nöthig, auf eine Erörterung des Datums einzugehen) landete ein chinesisches Heer in der Nähe von Surabaya. Die interessante Geschichte, die über die Schicksale und Abenteuer der Chinesen mitgetheilt wird, können wir übergehen, um nur zu bemerken, daß der Feldherr das Reich Tuampel im Streite mit dem Reiche Kalang fand. Der Fürst des zuerst genannten Reiches war durch Adji Katang (Katong), den Fürsten der Kalang, getödtet worden, dessen Hauptstadt Daha sich in der Nähe des heutigen Kediri befand, und der sich bereits des Deltas von Surabaya bemächtigt hatte. Die Chinesen wurden aufgefordert, den Besiegten Hülfe zu leisten und unter den Wällen von Madjapahit fing der Kampf an, der acht Stunden dauerte und in dem endlich das Heer der Kalang in die Flucht geschlagen wurde; die Sieger verfolgten sie, besetzten ihre Hauptstadt und nahmen ihren Fürsten gefangen. Seine Kinder und Unterführer wurden als Gefangene mit nach China geführt; die Truppen, welche Daha vertheidigten, sollen über 100 000 Mann stark gewesen sein. Was aus Adji Katang geworden ist, ergiebt sich aus dem chinesischen Berichte nicht mit Sicherheit. Bemerkt zu werden verdient, daß diesem der Geschichte der Yüan-Dynastie entnommenen Berichte eine Mittheilung bei Raffles zu entsprechen scheint. Es heißt da — es ist eine von den javanischen Berichten abweichende Lesart nach balischen Quellen (a. a. O. Bd. II, S. 109 u. ff.) — auf S. 112 u. ff., daß Sri Djaya Katong, der König von Kediri, vom Könige von Tuampel im Zweikampfe getödtet wurde, und mag auch die angegebene Zahl, 1247 der javanischen Zeitrechnung, nicht genau mit der oben angegebenen Jahreszahl stimmen, so scheint die Thatsache, die durch zwei von einander so unabhängige Quellen, wie die genannten, berichtet wird, doch ziemlich festzustehen, und wir dürfen wohl mit einiger Sicherheit annehmen, daß um das christliche Jahr 1300 ein großes Kalang-Reich bestand, eine Thatsache, die allerdings durch keine javanischen Berichte bestätigt wird. Dieser Umstand erklärt sich aber durch die schon mehrfach berührte Art der javanischen Geschichtsschreibung; man ist da eben gewöhnt, mehr eine Familiengeschichte der Fürsten als eine Geschichte des Volkes zu schreiben und außerdem derselben alles sorg-

[1]) Nicht XXXIV, wie bei Ketjen (a. a. O. XXVIII) zu lesen ist.

fältig fernzuhalten, was der Größe oder dem Ansehen der Voreltern schaden könnte. Dagegen verdienen die chinesischen Berichte Glauben, denn die Thatsachen sind beinahe unmittelbar, nachdem die Vorgänge sich ereignet hatten, niedergeschrieben worden; die javanischen Berichte auch in Bezug auf das Reich Tuampel.

Ob die Kalang nun in Folge ihrer Unterwerfung durch die Chinesen das Wanderleben ergriffen haben, oder was sonst die Ursache gewesen ist, daß sie sich über ganz Java zerstreut haben, bleibt zunächst eine offene Frage; ebenso scheint es ganz unsicher, wie diese Nachkommen der Bewohner eines mächtigen Reiches sich in eine Pariaklasse verwandelt haben. Ketjen äußert die Muthmaßung (a. a. O. XXVIII), daß das Reich Kalang vielleicht ein theokratischer Staat gewesen sei, dessen Angehörige ihren Naturgottesdienst behalten haben, der von früheren oder ursprünglichen Bewohnern Javas herrührte. Noch viel mehr auf das Gebiet der Vermuthung werden wir gebracht, wenn wir alles nachlesen, was javanische Mythe und Tradition über die Kalang berichten.

Im Allgemeinen wird die Abstammung derselben auf eine unnatürliche Verbindung von Menschen mit Thieren (die meisten Versionen sprechen von verzauberten Thieren) oder aber mit Personen, die in zu naher Verwandtschaft standen, zurückgeführt, und dieser Glaube ist bei den Javanen ganz allgemein verbreitet; ich erinnere mich noch des Erstaunens, welches mich ergriff, als in der ersten Zeit meines Aufenthaltes auf Java der Name Kalang einmal zufällig durch einen Eingeborenen erwähnt wurde und ich auf die Frage, was das eigentlich sei, die Antwort erhielt, ja die Leute, deren Vorvater ein Hund war. Nach der von G. Winter (a. a. O.) angeführten Legende stammte jedoch nicht das Volk, sondern nur der Fürst, welcher zum Herrscher über sie erhoben wurde, von einem Hunde ab. Die eine von Ketjen mitgetheilte Legende über den Ursprung der Kalang lautet folgendermaßen.

Im Anfange war eine von Büffeln gezogene Karre, genannt Grobak oder Pedati Kalang (Grobak und Pedati bedeuten Karre), die über das Meer fuhr und auf der Insel Java zu Hause war. Zur selben Zeit fuhr auch ein Fährmann Dampu Awang von der Ueberseite ab, dessen Schiff (Prau) durch die Wolken schwebte. Als der Fuhrmann den Fährmann in den Wolken sah, redete er ihn an; es folgte ein Wortstreit, bis endlich der erstgenannte das Joch seiner Büffel nahm und damit nach der Prau warf, die getroffen wurde und herunter fiel; Dampu Awang nahm sein Ruder und schlug damit die Karre entzwei. Die Büffel, die vorgespannt waren, legten sich am Strande nieder und zwar in der heutigen Regentschaft Batang und verwandelten sich in das Vorgebirge Udjung Gunung, welches auch jetzt noch die Gestalt der liegenden Büffel hat, die Karre fiel in das Meer und bildete ein Korallenriff (Karang). Die Reste des Schiffes bildeten den Berg, der unter dem Namen Gunung Prau (nicht zu verwechseln mit dem häufig von Reisenden erwähnten Tangkuban Prau im westlichen Java; in der Nähe des ersteren befindet sich der Dieng mit seinen berühmten Ruinen) bekannt ist und einer umgekehrten „Prau“ gleicht. Dampu Awang kam in der Nähe ans Land und irrte in den Wäldern umher. Da lebte auch eine in ein Schwein verzauberte Frau, ein Jelleng Mendalungan, die, ohne daß eine direkte Berührung stattgefunden hätte, von ihm schwanger wurde. Sie wurde einmal vom Hunde Blang Wejungijang gejagt und um ihn zum Mitleid zu stimmen, versprach sie ihm das Kind, welches sie zur Welt bringen würde; wenn es ein Junge wäre, sollte es sein Diener, wenn ein Mädchen, seine Frau werden. Dieser Hund aber war kein eigentlicher Hund; nach der einen Lesart war er verzaubert, nach der anderen die verkörperte Eßlust (Gierigkeit) eines Mannes. Der hatte nämlich lange an Appetitlosigkeit gelitten und endlich konnte es die Eßlust nicht mehr aushalten, sie verkörperte sich also und stellte ihm ihren Zustand vor, worauf er ihr erlaubte, ihre Begierde auf seinen Feldern zu befriedigen. Sie that dies in Gestalt einer Maus; als sie aber in seinen Körper zurückkehren wollte, hatte er keine Lust, ihr dies zu erlauben, weil er meinte, sie werde ihn später doch wieder verlassen. Die Eßlust nahm nun die Gestalt eines rothen Hundes an, der aber dem Manne treu folgte. Letzterer fing nun eines Tages ein Kantjil (einen Zwerghirsch) — die nun folgende Episode ist eine bei javanischen Kindern allgemein bekannte Geschichte — und setzte ihn unter einen geflochtenen Korb, nachdem er seiner Tochter Trisna gesagt hatte, das Thier zu schlachten, wenn sie essen wollte. In der Nacht kam der neugierige Hund zum Kantjil und fragte ihn, was er da mache. Er sei bestimmt, Trisna's Gatte zu werden, antwortete das schlaue Thier. Der Hund war hierüber sehr erzürnt; er meinte, wenn sein Herr sich einen Schwiegersohn unter den Thieren suchen wollte, hätte er wohl an ihn denken können. Durch seinen Aerger und seinen Jammer scheinbar gerührt, schlug der Kantjil ihm vor, sich an seiner Stelle unter den Korb zu setzen; das geschah denn auch, der Hirsch suchte das Weite und der Hund erwartete geduldig den Morgen. Der kam und mit ihm Trisna, die den Hirsch schlachten wollte. Als sie den Hund fand und die Geschichte hörte, ergrimmte sie und schlug ihn mit einem Reißstampfer auf den Rücken, worauf er weglief und im Walde die oben beschriebene Begegnung hatte. — Das Schwein gebar ein Mädchen, welches, vom Hunde treu bewacht, in einem Häuschen im Walde aufwuchs. Eines Tages entfiel ihm beim Weben die Spule und rollte unter die Bank, auf der es saß. Es hatte keine Lust, sie aufzuheben und sagte: Wenn eine Frau sie für mich aufnimmt, will ich sie als Schwester erkennen, wenn ein Mann es thut, ihn zum Gatten nehmen. Der Hund hatte lange auf eine Gelegenheit gelauert, um ein solches Versprechen zu erlangen; er sprang herbei, nahm die Spule und brachte sie zu dem Mädchen. Dieses aber hatte doch Bedenken, den Hund als Gatten anzunehmen und schloß ihn jetzt Abends vor die Thüre; der aber heulte und kratzte so lange an der Thüre, bis sie dieselbe öffnete und sich ihm hingab. Sie wurde Mutter von zwei Söhnen, die, immer von dem Hunde begleitet, aufwuchsen, ohne daß die Mutter ihnen gesagt hätte, daß er ihr Vater sei. Eines Tages jagten sie ein wildes Schwein auf und zwar ihre eigene Großmutter, was sie natürlich nicht wußten. Der Hund aber, der seine Schwiegermutter in dem Schweine erkannt hatte, weigerte sich, ihnen zu gehorchen, als sie ihn zur Verfolgung reizten. Sie zogen ihren Kriß und nach der einen Lesart stießen sie den Hund, ihren Vater, nieder, nach der anderen wehrte der sich nach Art Reinecke's und sie erblindeten. Wir folgen zunächst der zweiten Version; unerkannt heirathete die Mutter die beiden Söhne und erkannte das zu spät; sie trennten sich, die Söhne zogen nach den Preanger Regentschaften mit allen ihren (40) Frauen und Kindern, ließen dieselben jedoch hier und da zurück, und diese sollen die Ahnherren des Kalang sein, welche überall zerstreut sind. Die erste Version führt zu einer ähnlichen Geschichte, die allerdings noch ärger ist; Mutter und Sohn sollen sich nach der ersten Trennung, jedesmal unerkannt, noch sechsmal vereinigt haben und die Frucht jedesmal ein Sohn gewesen sein; diese sieben Söhne waren die Ahnherren der Kalang, daher die Zahl sieben bei ihnen noch

als heilig betrachtet wird. Da die Geschichte, welche G. Winter (a. a. O.) mittheilt, nicht nur in der Form abweicht, will ich den Inhalt derselben hier noch kurz anführen: Dieselbe ist einem auf Lontarblättern geschriebenen Manuskripte entlehnt, welches in der Kawi-Sprache geschrieben und auf Befehl des Susunan Paku Buwânâ VIII. in javanische Prosa übersetzt wurde.

Im Sangkolo-Jahre 1015 (nach Angabe eines Eingeborenen 1140 der christl. Zeitrechnung) bestanden zwei Reiche, die mit einander im Streite waren. Allerlei übernatürliche Einflüsse wurden zur Hilfe gerufen; endlich siegte Darmomojo, der den Namen Prabu Boko und die Hand der Prinzeß bekam; aus dieser Ehe wurde eine Tochter geboren. Nun tritt Radhen Bandung, der Sohn des durch Zaubermacht erschlagenen und wieder geretteten Darmomojo auf, welcher Prabu Boko tödtete und mit dessen Wittwe bekannt wurde; natürlich verliebte er sich in sie, sie aber, die ihn innerlich haßte, stellte die Bedingung, er müsse alle Reste von Prabu Boko's Leiche in einer Nacht in den schönsten, auch gleichzeitig verfertigten Urnen sammeln, deren Zahl tausend betragen solle. Das wäre auch mit Geisterhilfe beinahe geglückt, 999 Urnen waren fertig — die Tjandi Sewu —, da ertönte das Geräusch der Reißstampfer in den Lessungs; Bandung ließ sich täuschen; obwohl es noch Nacht war, gab er seine Arbeit auf und verfluchte die Dorfbewohner. Die Fürstin aber, welche keinen Zweifel daran hatte, daß er mit übernatürlicher Hilfe die ihm gestellte Aufgabe vollenden würde, verließ mit ihrem Kinde ihren Palast und flüchtete in die Wälder, wo sie, getrieben durch den Wunsch, wieder mit Boko vereint zu sein, durch Selbstmord endete. Die Tochter wurde von einer mitleidigen Frau aufgenommen.

Sie war durch die Götter zur Gemahlin von Radhen Djojosentiko bestimmt, der, um die Zeit abzuwarten, sich als Klausner in die Wildniß zurückgezogen hatte; als er ungeduldig wurde, rieth ihm der Einsiedler, welcher ihm auch den Willen der Götter offenbart hatte, sich nach dem Aufenthaltsorte derselben, dem Suroloyo, zu begeben, um die Frist abzukürzen. Er wurde über diesen Rath, den er für Spott hielt, so wüthend, daß er den frommen Mann niederstach. Da ertönte die Stimme des Ermordeten und sprach folgenden Fluch über ihn aus: „Ha, Nachkomme von Somopuro! was erstrebst du aus bloßer Begierde! Du hast einen schändlichen, gemeinen Charakter wie ein Hund! Erfahre nun den Zorn der Götter, empfange die Strafe desjenigen, welcher die Geburt eines Nachkommen beeilen will. Du sollst mit Nawangsih (so hieß die ihm versprochene Schöne) durch die Ehe verbunden werden, aber wisse, deine eigenen Söhne werden dir den Tod geben!"

Radhen Djojosentiko sah sich in einen braunen Hund verwandelt; er flehte nun um Erbarmen, aber die Stimme antwortete: „Nur in der seligsten Liebesstunde sollst du wieder deine menschliche Gestalt erhalten, sonst aber bis zum Tode die Thiergestalt nicht mehr verlieren." Es folgt nun eine der vorher mitgetheilten ganz ähnliche Geschichte, wobei sich auch die Erzählung von der Spule wiederholt. Als Roro Nawangsih, die durch ihre Pflegemutter den Namen Roro Temon empfangen hatte, sich schwanger fühlte, mußte sie ein scharfes Verhör durchmachen, verrieth aber nichts; die Alte aber ahnte den Zusammenhang und wollte den Hund schlagen; der aber biß sie todt. Temon gebar einen Sohn; der wuchs auf und wurde ein großer Jäger, den der Hund (sein Vater) immer begleitete; eines Tages auf der Jagd, als das sonst so treue Thier scheinbar ungehorsam war, tödtete er es; bald zeigte es sich aber, daß der Hund nur widerspenstig gewesen war, um seinen Herrn vor dem Angriffe eines gefährlichen Tigers zu behüten. Als er nach Hause kam, hörte er erst mit Entsetzen, daß er seinen Vater getödtet habe. Hiermit war aber die Schuld des Vaters gesühnt und dem Sohne wurde die unbewußte Schuld nicht angerechnet. — Die Mutter tödtete sich aus Schmerz und neben ihrer Leiche lag jetzt wieder in Menschengestalt die Leiche ihres Gatten.

Djokosaputro, der Sohn der beiden, wurde ein großer Mann in einem benachbarten Reiche und wurde endlich unter dem Namen Adiyati Kalang Handoyo Oberhaupt aller Kalang und Oberaufseher aller Wälder, kam aber nie auf den Thron. Hier also wird nicht der Ursprung der Kalang, sondern nur der ihres Häuptlings von dem „Hunde" abgeleitet.

Eine Erklärung der Mythe hier zu versuchen, ist nicht meine Aufgabe, ich will nur bemerken, daß man sie auf Neu-Guinea wiederfindet, insofern die Bewohner von Elema auch von zwei Menschen und einem Hunde abstammen sollen. („Globus" XLVIII, S. 77). Ueber die Bedeutung des Hundes im Zend Avesta citirt Forbes (A Naturalist's Wanderings, p. 100) eine Stelle aus Mc. Mill. Mag.: Village Life in the Apennines, June 1879 und endlich will ich noch anführen, daß u. a. im Rigveda (z. B. X, 108, 14, VII, 55) der Hund in verschiedener Art eine Rolle spielt. Für unseren gegenwärtigen Zweck näher liegt aber der Umstand, daß dieselbe oben mitgetheilte Legende auch auf Celebes erzählt wird, worauf ich gleich noch zurückkommen werde.

Im Reiche des weißen Elephanten.

Carl Bock, bekannt durch seine Reise im östlichen Borneo, hat in den Jahren 1881 und 1882, wie der „Globus" seiner Zeit berichtete (vergl. Bd. 42, S. 319 und Bd. 46, S. 206), einen längeren Aufenthalt in Siam genommen und von Bangkok aus eine Reise auf dem Menam nach den Lao-Staaten und bis Kiang-Tsen am mittleren Mekong ausgeführt, durch Gegenden, welche vor ihm nur Macleod im Jahre 1837 theilweise durchwandert hat. Sein Reisebericht „Im Reiche des weißen Elephanten, Vierzehn Monate im Lande und am Hofe des Königs von Siam", ist unlängst in deutscher Uebersetzung (Mit 48 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, F. Hirt u. Sohn) erschienen und als ein besonders an interessanten ethnographischen Schilderungen, sowie an Mittheilungen von persönlichen Erlebnissen und solchen über den jetzigen König und seinen Hof reiches Buch zu bezeichnen. Bock, der sich seitens des Königs Tschulalonkorn weitgehender Unterstützung zu erfreuen hatte, findet nicht Worte genug, den erleuchteten, aufgeklärten, fortschrittlichen Sinn desselben zu rühmen; allerdings hat das Bild auch seine Kehrseite: Aberglauben aller Art, das Treiben der Sterndeuter, die abgöttische Verehrung der weißen Elephanten, ihre Ein-

segnung und Taufe (die Thiere erhalten dabei ein Stück Zuckerrohrblatt, auf welchem ihr Name geschrieben ist, zu fressen), Frohnarbeit der Bauern, Ungerechtigkeit und Bedrückung der Beamten, von allem Dem ist nur allzu oft die Rede. Es möge noch eine ganze Reihe gleich erleuchteter Könige einander auf dem Throne Siams sich folgen, und das Land, die Masse der Bevölkerung, wird noch Jahrhunderte lang sich nicht über die jetzigen Zustände erheben, wenn nicht von außen her durch eine europäische Macht Hilfe kommt. Ein Beweis dafür ist der geringe Erfolg der seit fast 20 Jahren in Tscheng-mai (Zimme der Engländer) wirkenden amerikanischen Mission. Dieselbe strebte nicht sowohl danach, die Eingeborenen zu bekehren, als sie zu unterrichten und zur Beschäftigung mit gewerblichen Thätigkeiten zu bewegen, welche ihren geistigen Standpunkt erhöhen und ihre allgemeine Lage verbessern können. Nach 16jähriger Arbeit hatte die Mission zur Zeit von Bock's Anwesenheit nur 70 oder 80 lebende Eingeborene bekehrt und viele davon auch nur mehr durch zeitliche als geistliche Vortheile. Die Religion, zu der die Siamesen sich bekennen, hat eine solche Macht über sie und stimmt so vollkommen mit ihren natürlichen Geistesanlagen überein, daß die geringe Anzahl der Bekehrten durchaus nicht überraschen kann. Aber wenn es den Missionaren auch nicht gelungen ist, die Dunkelheit des Aberglaubens mit der Leuchte des Christenthums zu durchdringen, so haben sie doch dem Lande einen Strahl des Lichtes der Civilisation gebracht.

Unter den vielen Mittheilungen über Sitten der Siamesen und Laoten heben wir folgende, über Gebräuche der Laoten bei der Geburt, heraus. Dieselben glauben nämlich, daß ein junger Weltbürger das Kind nicht seiner Eltern, sondern der Geister sei, und auf diesem Glauben beruhen folgende Handlungen: Sobald das Kind geboren ist, wird es gebadet, angekleidet und auf einem Reissiebe an das obere Ende der zum Hause führenden Treppe oder Leiter gelegt — wo möglich durch die Großmutter, ist diese nicht vorhanden, durch den nächsten weiblichen Verwandten. Die Person, welche diese Pflicht ausführt, ruft laut den Geistern zu, daß sie entweder noch denselben Tag kommen und das Kind wegholen oder es für alle spätere Zeit unbehelligt lassen sollen. Gleichzeitig stampft sie heftig auf den Boden, um das Kind durch den Schreck oder den Stoß zum Schreien zu bringen. Gelingt dies nicht, so ist das ein böses Vorzeichen. Folgt jedoch das Kind den gewöhnlichen Naturgesetzen und beginnt seine Stimmorgane zu üben, so nimmt man an, daß ihm ein glückliches und gedeihliches Leben bevorstehe. Bisweilen kommen die Geister wirklich und holen das Kind, d. h. letzteres stirbt binnen 24 Stunden. Um dies aber zu verhüten, werden ihm in der ersten Nacht nach seiner Geburt Bindfäden um die Handgelenke gebunden, und wenn es erkrankt oder schwächlich ist, so werden die Geister-Doktoren hereingerufen, damit sie gewisse Opfer vorschreiben, durch welche ebendieselben Geister, die nur einige Stunden zuvor feierlich herbeigerufen wurden, fern gehalten werden sollen. Einen Tag nach der Geburt gilt das Kind nicht mehr als Eigenthum der Geister, welche es ja, wenn sie wollten, hätten holen können, sondern der Eltern, die es nunmehr für eine ganz geringe Summe — vielleicht eine Achtel- oder Viertelrupie — dem Namen nach an irgend einen Verwandten verkaufen. Dies soll eine weitere Sicherung gegen Belästigung seitens der Geister sein, welchen offenbar so viel Ehrgefühl zugeschrieben wird, daß sie sich an dem, was gekauft und bezahlt ist, nicht vergreifen.

Während für das Wohlergehen des Kindes in solcher Weise gesorgt wird, muß die Mutter sich einer ganz anderen Behandlung unterziehen. Sobald sie entbunden ist, hauen ein paar alte Frauen einige Bananenschäfte in drei bis vier Fuß lange Scheite, spalten sie und legen sie rings um die Wöchnerin. Darüber kommen noch Zweige derselben Pflanze, und das Ganze wird dann angebrannt, so daß die arme Frau buchstäblich halb gebacken wird. Dies wird mehrere Tage hinter einander wiederholt und soll die Genesung befördern. Eine sonderbare Sitte ist es, die Nachgeburt stets am Fuße der zur Hausthür führenden Treppe zu vergraben. Das Wochenbett währt einen Monat, und dann wird das Kind benannt. Auch dabei müssen die Geister besänftigt werden, und zu diesem Zwecke erhält das Kind den abstoßendsten Namen, der nur erdacht werden kann, damit die Geister nicht etwa eine Neigung zu dem Kinde wegen seines hübschen Namens fassen. Namen wie „Ki-mu" (Schweinemist) und „Ki-han" (Gänsekoth) sind durchaus nicht ungewöhnlich. Bock traf einst einen Fürsten, der letzteren Namen trug, ohne sich irgendwie zu schämen oder unangenehm berührt zu fühlen. Wenn das Kind mannbar wird, werden die ersten Namen mit anderen weniger abstoßenden vertauscht; aber diese Verbesserung ist nur eine leichte — denn Kröte, Ratte, Kaninchen ꝛc. kommen unter den landesüblichen Namen oft vor.

Die Kinder pflegen drei Jahre lang gesäugt zu werden, erhalten aber außerdem vom dritten oder vierten Monate an gelegentlich auch weich gekochten Reis und Bananen.

Viele der eben erwähnten Sitten gelten auch bei den Siamesen. Nach der Geburt des ersten Kindes wird die Mutter wenigstens einen Monat lang der Feuerkur ausgesetzt, bei folgenden Geburten nur noch 20 Tage. Währenddem wäscht sich die Wöchnerin eine Woche lang täglich mit Salzwasser und lebt nur von gekochtem Reis und Bananen. Das Kind erhält Honig und nach drei Tagen die Brust, wird aber für diese Entbehrung dadurch entschädigt, daß es bis ins zweite und dritte Jahr an der Mutter trinkt. Nur in den reichsten Familien entwöhnt man eher. Oft bekommt das Kind, wenn es getrunken hat, eine kleine Cigarette!

Kinder gehen bis ins Alter von 6 oder 7 Jahren nackt, auf dem Lande und in Lao noch länger. Unter den besseren Klassen in Siam tragen sie ein kleines silbernes Blatt oder eine herzförmige Platte an einem Faden um den Leib.

Ueber die Gebräuche der Laoten bei dem Tode Jemandes ist, soweit dieselben von denen der Siamesen abweichen, Folgendes zu sagen. Wenn eine Person stirbt, so schließt ihr Jemand Augen und Mund und ladet den Geist höflich ein, sein Heim zu verlassen und jede Kümmerniß, jede Sorge um Freunde und weltliche Dinge zu vergessen. Bisweilen läßt man ein kleines Geldstück oder einen kostbaren Stein in den Mund der Leiche gleiten, damit in jener Welt die Geistergebühr bezahlt werden kann; ohne diese ist nach dem Glauben der Laoten der Eintritt ins bessere Dasein nicht möglich. Es folgen Verbrennungsfeierlichkeiten ähnlich den siamesischen. Personen jedoch, welche vor vollendetem fünfzehnten Jahre sterben, sind, wie geglaubt wird, von ihren früheren, nun in der Geisterwelt befindlichen Eltern genommen worden und werden nicht verbrannt, sondern begraben, einfach in Matten gewickelt und ohne Sarg. Wenn eine solche junge Person in ihrer Jacke stirbt, so wird die Kleidung an den Seiten aufgeschlitzt und der Vordertheil auf den Rücken gewendet, um so dem Geiste des Todten die Wiederkehr unmöglich zu machen.

Personen, welche plötzlich sterben, durch Unglücksfall oder bösartige Seuche den Tod finden, oder Frauen, die bei der Entbindung das Leben verlieren, werden ebenfalls nicht verbrannt. Tod durch Unglücksfall ist ein sicheres

Zeichen dafür, daß ein böser Geist die Seele des Verunglückten geholt hat, damit sie ihm in der Geisterwelt Gesellschaft leiste. Die Leichen von Wöchnerinnen werden nicht durch die Thür aus dem Hause entfernt, sondern durch den Fußboden hinuntergelassen.

Stirbt ein Häuptling, so werden Männer gemiethet, welche sich im Faustkampfe messen müssen. Sie erhalten, gleichviel ob siegreich oder nicht, je 4 bis 20 Rupien (circa 7,6 bis 38 Mark) für die Ehre und Bevorzugung, sich „zum Andenken“ ein blaues Auge holen oder ihre Vorderzähne verlieren zu dürfen.

Männer liegen, wenn sie begraben oder verbrannt werden, mit dem Gesichte nach unten, Frauen auf dem Rücken. Dieser Unterschied erklärt sich durch den Glauben der Eingeborenen, daß Frauenzimmer den Himmel nie gesehen haben, sondern ursprünglich aus unterirdischen Regionen gekommen sind. So blicken sie sterbend zum ersten Male empor. Die Männer aber sind von oben gekommen und wünschen die Frauen bei sich im Glücke der Geisterwelt zu haben; sie können ohne Zagen hinunterblicken und nach ihren emporsteigenden weiblichen Verwandten suchen.

Ein Grindewalfang bei der färöischen Insel Suderö.

Am 21. Juli d. J. fand wieder bei der färöischen Insel Suderö einer jener großen Grindewalfänge statt, welche für die armen Bewohner dieser Inselgruppe von so hoher ökonomischer Bedeutung sind. Dem Berichte eines Augenzeugen entnehmen wir darüber das Nachfolgende:

Kaum in irgend einem Theile der civilisirten Welt giebt es wohl ein Aufgebot, das alle Bewohner in solcher Einmüthigkeit zu sammeln vermag, wie hier auf den Färöern — es ist der Ruf „Grind“, der alle sammelt und elektrisirt.

Wenn von einem färöischen Dorfe aus eine Schaar Grindewale (Delphinus globiceps) auf dem Meere beobachtet wird, entsteht eine große Bewegung: auf den Bergspitzen werden Signalfeuer angezündet und Eilboten werden ausgesandt, um den umliegenden Dörfern die erfreuliche Neuigkeit zu verkünden. Diese Eilboten bewegen sich mit erstaunlicher Schnelligkeit; eine Wegstrecke von $1^1/_2$ dänischen Meilen, über 1400 bis 1600 Fuß hohe Bergrücken, auf ungebahnten und oft steilen Klippenpfaden, wird von einem flinken Färinger mit Leichtigkeit in einer Stunde zurückgelegt. Es geht über Stock und Stein; die Kleidung ist leicht, nur ein paar Kniehosen und ein Hemd, keine Mütze auf dem Kopfe, ohne Schuh und Strümpfe. Ist das nächste Dorf erreicht, dann erschallt der Ruf „Grindebud“, und sofort geht von diesem Dorfe dann ein anderer Bote weiter. Es ist interessant, die Wirkung dieses Rufes zu beobachten: alte, gichtschwache Personen, denen es sonst schwer wird, sich vom Stuhle zu erheben, bewegen sich dann mit jugendlicher Elasticität; jede Arbeit wird zur Seite geworfen. Sind die Bewohner in der Kirche und hören andächtig der Predigt zu, auch dann läuft alles eiligst aus der Kirche hinaus, denn es gilt die Boote klar zu machen, um so schnell als möglich den Grind zu erreichen, ihn in eine Bucht oder einen Fjord hineinzutreiben und ihn hier so lange festzuhalten, bis so viele Boote versammelt sind, daß mit der Tödtung begonnen werden kann. Die Kraft und die Ausdauer, welche die Färinger entfalten, wenn sie zum Grinde rudern, ist erstaunlich; jedes Boot ist in der Regel mit sechs oder acht Ruderern bemannt und es ist bewundernswerth, mit welcher Schnelligkeit selbst gegen Strömung und Wind gerudert wird. Es sind häufig keine kleine Entfernungen, welche zurückzulegen sind. Doch wenn es selbst über vier Meilen ist, so wird doch mit unverminderter Kraft das Rudern fortgesetzt. Die Grindewale ziehen in Schaaren von sehr verschiedener Größe im Meere einher; man nimmt an, daß die „Grinde“ (d. h. einzelne Gruppen von Grindwalen), welche in die Fjorde hineinkommen, kleinere Abtheilungen eines größeren Zuges sind, die sich beim Suchen nach ihren Kameraden, von denen sie etwa durch eine heftige Strömung getrennt worden sind, verirrt haben. Ein solcher „Grind“ ist manchmal recht zahlreich; in Vestmanhave wurden vor einigen Jahren auf einmal 1100 Stück, bei den Norderinseln 1000 Stück getödtet, und vor elf Jahren kam ein so großer „Grind“ in Trangisvaag hinein, daß man, nachdem man 340 Wale getödtet hatte und der Rest wieder aus dem Fjorde hinaus nach See zu durchbrach, keine Verminderung der Schaar bemerken konnte.

Wenn ein färöisches Fischerboot auf dem Meere zufällig einen „Grind“ in der Nähe sieht, so wird am Maste eine Jacke oder ein anderes Kleidungsstück aufgehißt; sehen dann andere Boote dieses Zeichen, so ist es ihre unbedingte Pflicht, schnellstens hinzuzueilen, da sie dann immer wissen, daß etwas Wichtiges passirt ist. Einige wenige, mitunter nur ein einziges Boot, beginnt dann den Grind nach einem „Grindeplatze“ zu treiben. Das muß ein Fjord oder eine tiefe Bucht sein, welche nach dem Lande in einem flachen, sandigen Strande endigt. Bei dem Eintreiben des Wales muß mit großer Vorsicht verfahren werden, damit die Thiere nicht zu scheu werden, denn gar leicht machen sie Kehrt und vereiteln so die ganze Mühe. Ist die Arbeit auch anstrengend für die Boote, welche den Wal finden und mit dem Treiben beginnen, so ist der Lohn auch entsprechend, denn der größte Wal, „Findingshvalen“ (Fundwal) genannt, fällt den ersten Booten zu.

Am 21. Juli d. J. bei Tagesanbruch entdeckte ein Fischerboot von Kvalvig im Meere östlich von Suderö einen „Grind“, und es glückte demselben in Gemeinschaft mit mehreren hinzugeeilten Booten, die Schaar in die Bucht bei Kvalvig, den nördlichsten Grindeplatz auf Suderö, hineinzutreiben; da aber die Bucht ziemlich breit ist, so daß eine bedeutende Anzahl Boote zu einer Grindeschlacht erforderlich ist, und weil bei der großen Entfernung von anderen Dörfern viel Zeit erforderlich war, bevor eine hinlänglich große Flotte gesammelt werden konnte, so mußte man sich während des größten Theiles des Tages darauf beschränken, den „Grind“ im inneren Theile der Bucht blockirt zu halten. Die Boote bildeten rund um die Wale eine Linie, und sobald die Thiere Miene machten, nach dem Meere zurückzugehen, wurden sie durch Steine, womit alle Boote immer reichlich versehen sind, zurück gescheucht. Auch während einer Blockade gilt es vorsichtig zu sein, um die Wale nicht wild zu machen, denn sonst brechen sie mit Gewalt durch die Bootlinie und verlassen mit größter Schnelligkeit den Schauplatz. Unser Grind in der Bucht

bei Kvalvig war glücklicher Weise ruhiger Art, denn alle Thiere lagen durchaus still und schienen nicht zu ahnen, daß die Situation zum Schlusse für sie recht unbehaglich werden sollte. Wenn man zum ersten Male einen „Grind" so liegen sieht, dann taxirt man die Anzahl immer zu niedrig, denn nur einzelne Wale erheben dann und wann den Kopf über die Meeresfläche; unser Grind wurde auf ca. 200 Stück geschätzt, aber man sah nichts anderes als eine wogende Bewegung in der Wasserfläche, und hier und dort einige große schwarze Punkte. Wenn eine Grindeschlacht glücklich enden soll, muß unter den Booten strengste Ordnung herrschen; der „Sysselmand" ist Oberstkommandirender und alle müssen seinen Befehlen gehorchen, er weist jedem Boote seinen Platz an, inspicirt die Mannschaft und die Bewaffnung der ganzen Flotte und giebt von seinem Flaggschiffe das Signal, wenn der Angriff beginnen soll. Die Armirung der Boote besteht, außer aus Steinen, aus langen Spießen, den sogenannten „Walwaffen", wovon jedes Boot wenigstens zwei haben soll; die Walwaffen sind ca. sechs Fuß lange starke Holzstäbe, an deren einem Ende ein großes, starkes, breitblätteriges, spitzes und zweischneidiges Messer befestigt ist. Ein starkes Tau ist an dieser Waffe befestigt, um sie, wenn sie als Wurfwaffe gebraucht worden, wieder nach dem Boote zurückziehen zu können.

Ich hatte das Glück gehabt, in Kvalvig an Bord des dänischen Kriegsschooners „Diana" zu kommen. Derselbe war kurze Zeit, nachdem alle Boote von Trangisvaag abgegangen, nach dort gekommen. Der Chef hatte natürlich sofort beschlossen, nach Kvalvig zu gehen, um der Schlacht beizuwohnen. In dem schönen klaren Sommerwetter dampfte „Diana" längs der östlichen Küste Suderös mit ihren schönen Felsformationen gegen Norden und ging um 2 Uhr in der Kvalvigbucht, außerhalb der Bootlinie, vor Anker. Der Kommandeur der „Diana" hatte beschlossen, wenn die Wale versuchen sollten, nach der See durchzubrechen, dies, wenn möglich, zu verhindern und dieselben wieder zurückzujagen. Der Höchstkommandirende der Grindeflotte ließ nach der „Diana" melden, daß die Schlacht um 5 Uhr bei Anfang der Ebbe beginnen sollte, und beide Kommandeure trafen nun Verabredungen bezüglich der Eventualitäten, welche möglicher Weise im Verlaufe der Schlacht eintreten könnten.

Auf dem Strande herrschte große Lebhaftigkeit; außer sämmtlichen alten Leuten, Frauen und Kindern, war hier auch eine große Menge färöischer Fischer bereit, die Wale vom Lande aus anzugreifen. Diese Landtruppen waren mit kurzen Messern bewaffnet und mit großen, an einer langen Stange befestigten eisernen Haken versehen, an denen starke Taue befestigt waren. Durch einen tiefen Schnitt in den Nacken werden die Wale getödtet, die Haken dann in dem Blaseloche der Thiere befestigt und diese dann von vier bis sechs Mann ans Land gezogen. Gegen 5 Uhr Nachmittags, als die Ebbe eingetreten war, lagen 40 große, in drei Linien geordnete Fischerboote zum Angriffe bereit und, wie verabredet, gab dann der „Sysselmand" das Signal zur Schlacht. Nach Verlauf von kaum $^{3}/_{4}$ Stunden lagen zur höchsten Freude der Färinger 136 große Wale am Strande. Sobald die Wale getödtet sind, verlassen alle Kämpfer die Wahlstatt und begeben sich zu den Häusern des nächsten Dorfes, die Nieren der getödteten Feinde als Siegestrophäen mit sich führend. Die Nieren werden nämlich sogleich ausgeschnitten und sobald als möglich gekocht und verspeist; für die Färinger bilden sie einen der geschätztesten Leckerbissen. Zu diesem delikaten Essen wird ein „hohes" Glas Branntwein genossen und alsdann geht die ganze Gesellschaft zum Tanze.

Der färöische Tanz besteht darin, daß alle Anwesenden einander an die Hand fassen, einen großen Kreis bilden und in bestimmtem Takte unter Absingung verschiedener Gesänge, von denen einige dänischen, andere färöischen Text haben, rundtanzen. Nach einer Walschlacht wird immer die „Grindevise" gesungen, welche ebenso wie die meisten färöischen Lieder, aus einer ungeheuern Menge von Versen besteht, die alle mit dem Refrain enden:

„Raske Drenge, Grinder dräbe, det er vor Lyst."
(Flinke Bursche, die Wale tödten, das ist unsere Lust.)

Bei einer solchen „Grindegilde" ist die Stimmung selbstverständlich äußerst animirt und wird noch lebhafter, nachdem diverse Schnäpse getrunken sind — das Fest endet damit, daß gewöhnlich ein großer Theil der Tanzenden einen tüchtigen Rausch bekommt und sich dann schlafen legt, wo nur irgend ein geeigneter Platz dazu vorhanden ist. Nur die Allerwenigsten gehen ordentlich zu Bett. Die Waltödter selbst begeben sich in denselben Kleidern zur Ruhe, die sie während des ganzen Tages angehabt haben; daß diese nicht ganz trocken sind, versteht sich von selbst, doch das genirt einen Färinger nicht.

Am nächsten Morgen werden die Wale abgeschätzt und getheilt; diese sehr umständliche und beschwerliche Arbeit wird vom „Sysselmand" geleitet, der auch alle Streitfragen zu entscheiden hat, zu welchen fast jede Grindetheilung Veranlassung giebt. Zuerst wird der „Fundwal" und dann der „Schadenwal" ausgesucht, welch letzterer auf der Stelle per Auktion verkauft wird; der einkommende Betrag soll den Schaden decken, den die Boote und Walwaffen im Kampfe erlitten haben. Demnächst werden der „Zehntenwal" und der „Landwal" ausgesucht — der Staat, die Kirche und die Leute, denen das Land an der Bucht gehört, wo die Wale getödtet worden sind, erhalten nämlich einen besonderen Antheil von dem Ertrage des Grindefanges. Solche besonderen Antheile sind häufig nicht so unbedeutend; wenn eine bedeutende Anzahl erlegt wird, so kann z. B. ein Pastor bei einer solchen Gelegenheit ein Beneficium von 1000 bis 2000 Kronen haben. Nichtsdestoweniger ist aber der Ertrag auch für die nichtprivilegirten Leute recht ansehnlich; diese 136 Wale repräsentirten eine solche Menge Fleisch und Speck, daß die 2300 Bewohner der Suderö für den größten Theil dieses Jahres mit Nahrungsmitteln („Sul") versehen sind. Der gesammte übrige „Grind" wurde in 2300 Antheile getheilt, indem die Erwachsenen und Kinder, Männer und Frauen gleichviel erhalten; das Kind in der Wiege bekommt einen ebenso großen Antheil, wie der eifrigste der Waler. Es ist natürlich nicht leicht, den Geldwerth eines solchen „Grindes" auch nur annähernd festzustellen, da alles Fleisch und Speck zur Nahrung verwandt wird. Aber es würde doch eine große Summe sein, wenn man jedes Pfund auch nur mit wenig Pfennigen berechnete. Walfleisch und -Speck sind eine kräftige, nährende und den Bewohnern der Färöern außerordentlich wohlschmeckende Kost; beide Theile werden auf dieselbe Weise wie Ochsenfleisch gesalzen, jedoch soll das Speck nur 14 Tage im Salze liegen und dann zum Trocknen aufgehangen werden. Gekochtes Walfleisch mit Speck und Kartoffeln zieht der Färinger jedem anderen Gerichte vor, und selbst Nichteingeborene essen es oft mit Wohlbehagen; freilich können die meisten Fremden den thranigen Geruch des Fleisches nicht vertragen und noch weniger das Speckessen. Ein geringer Theil des Walfleisches wird frisch gegessen, indem es in der Luft zum Trocknen aufgehangen wird, bis es „rast" geworden ist, d. h. einen starken „Gedanken" bekommen hat, dann wird es gekocht

und mit großem Wohlbehagen verzehrt. Unmittelbar nach einer Walschlacht sieht man an allen Häusern Walfleisch hängen, damit es „rast“ werden soll, und ein verwöhnter Großstädter, der an einem warmen Sommertage in ein solches Dorf hineinkäme, würde ganz gewiß die ihm entgegenwehende Luft unerträglich finden; dem Färinger hingegen scheint es ein besonders lieblicher Geruch zu sein. Aus den Köpfen der Wale wird nur Thran gekocht, und der Kopf eines ausgewachsenen Wales kann zwischen 50 bis 80 l Thran geben. Berechnet man 1 l Thran nur mit 25 Pfennig, so kann man sich ungefähr ausrechnen, wie viel nur allein die 136 Walköpfe an Thran ergeben haben, und doch repräsentiren die Köpfe nur einen geringen Theil des ganzen Fanges. W. F.

Wrangel's Reise in Nordsibirien.

Eine sehr willkommene und ansprechende Gabe ist die von einer Tochter des Reisenden, Lisa von Engelhardt, herausgegebene neue Auflage von Baron von Wrangel's nordsibirischer Reisebeschreibung „Ferdinand von Wrangel und seine Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere“ (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1885, Preis 5 Mark). Wer, von der Fluth der modernen, oft recht seichten und inhaltsleeren, aber doch anspruchsvollen Reiselitteratur ermüdet, nach gediegener Kost verlangt, wird keinen Fehlgriff thun, wenn er dieses Buch, „un des chefs-d'oeuvres de la littératur arctique“, wie es Freiherr von Nordenskiöld in der kurzen Vorrede nennt, zur Hand nimmt. Ein wackerer, wahrheitsliebender Reisender war Wrangel (geboren 29. December 1794 zu Waimel-Neuhof in Liefland, gestorben 25. Mai 1870 in Dorpat), dessen sympathische Züge das Titelbild wiedergiebt, und dessen edle Männlichkeit und reines Streben der erste Theil des Buches, ein pietätvoller Lebensabriß aus der Feder seiner Tochter, uns vorführt! Wir müssen es auf das Lebhafteste bedauern, daß ihm nach glorreicher Vollendung seiner dreijährigen Reise eine zweite von derselben Dauer abgeschlagen wurde: was hätte er für Geographie und Physik dort noch zu leisten vermocht! Und unter welchen Mühseligkeiten und Entbehrungen hat er die Küsten des nordöstlichsten Sibiriens vermessen, durch Fahrten auf dem Eise die Nichtexistenz des von Andrejew gegenüber der Kolyma-Mündung angegebenen Landes nachgewiesen und meteorologische, hydrographische, magnetische und andere Arbeiten ausgeführt! Um nur eines anzuführen, so gab es damals (S. 12 f.) noch keine Schwefelhölzchen und keine Konserven. Man war zum Feueranmachen noch auf Feuerstein und Zunder angewiesen, eine Manipulation, welche mit erstarrten Fingern bei 40° unter Null ausgeführt, in vielen Fällen ganz resultatlos blieb, so daß die erschöpften und halberfrorenen Reisenden genöthigt waren, ohne die lebenspendende Wohlthat eines erwärmenden Feuers und heißen Trankes die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, der ganzen Unbill des Polarklimas preisgegeben. Auch die Konserven von Fleisch und Gemüse, die es jetzt ermöglichen, kräftige Nahrungsmittel mit größter Raumersparniß mit sich zu führen, existirten damals nicht. Als diese Erfindung und die der Schwefelhölzchen gemacht war, begrüßte Wrangel dieselben mit hoher Freude, ihre große praktische Tragweite auch für die geographische Wissenschaft sofort betonend, und in seiner Begeisterung erklärte er, „er habe nicht übel Lust, jetzt noch einmal eine Polarexpedition zu unternehmen, nur um sich des eminenten Vortheiles, den diese wichtigen Erfindungen dem Reisenden gewähren, recht freuen und ihn ausnützen zu können“! Eine zweite Expedition blieb ihm zwar versagt, aber er hatte wenigstens im hohen Alter die Genugthuung, daß seine Ueberzeugung, nördlich von Kap Jakan liege im Eismeere ein noch unbekanntes Land, im Jahre 1867 durch Kapitän Long bestätigt wurde, und daß dieses Land seinen, Wrangel's, Namen auf die Nachwelt bringen wird.

Wir reproduciren im Folgenden einen kurzen Abschnitt aus dem Buche, welcher einen Theil der Rückreise von Sredne-Kolymsk nach Irkutsk schildert, in dem Glauben, daß dies unsere Leser am sichersten veranlassen wird, das Ganze zu lesen.

„Die Sorglosigkeit der Jakuten — heißt es S. 203 ff. — gegen Alles, was etwa zum Schutze gegen die rauhe Witterung oder zu irgend einer Art von Bequemlichkeit dienen könnte, ist so groß, daß sie für die weiteste Winterreise weder Zelte noch Decken mitnehmen, ja nicht einmal eine von den größeren Pelzbekleidungen, ohne die wir uns bei einem gewissen Kältegrade hinauszuwagen gar nicht für möglich halten. Der Jakute hat auf der Reise ungefähr seine gewöhnliche Hauskleidung an; damit bringt er die Nacht fast immer unter freiem Himmel zu, eine auf den Schnee gebreitete Pferdedecke ist sein Bett, der hölzerne Sattel sein Kopfkissen. Mit demselben Pelzjäckchen, das ihm den Tag über als Rock dient und das er zur Nacht auszieht, bedeckt er sich Rücken und Schulter, während der vordere Theil des Körpers fast unbedeckt gegen das hell-lodernde Feuer gerichtet ist. Wenn er eine Weile so gelegen und sich so weit erwärmt fühlt, daß er dem Schweiße nahe ist, so verstopft er sich Nase und Ohren mit kleinen Fellstückchen und bedeckt sein Gesicht bis auf eine ganz kleine Oeffnung zum Athemholen, und damit ist Alles geschehen, was er nöthig hat, um nicht, auch bei der größten Kälte, zu erfrieren.

Selbst hier in Sibirien werden die Jakuten eiserne Menschen genannt und verdienen diese Benennung mit vollem Rechte. Es giebt gewiß kein Volk, das wie sie jede Art von körperlicher Anstrengung, und besonders Kälte und Hunger, in so hohem Grade und mit so vollkommenem Gleichmuthe auszuhalten im Stande wäre. Unzählige Male habe ich sie bei 20° und darüber in freier Luft ganz gemächlich schlafen gesehen, während ihre armselige Pelzjacke ihnen vom Rücken herabgeglitten, das nächtliche Feuer schon längst verlöscht und der ganze, fast unbedeckte Körper des Schläfers mit einem dicken Eisreife überzogen war.

Eine andere Eigenschaft, die dieses merkwürdige Volk in bewunderungswürdigem Grade auszeichnet, ist das unbegreiflich scharfe Gesicht, das sie besitzen. Ein Jakute von mittleren Jahren versicherte dem Herrn von Anjou, indem er auf den Jupiter wies, er habe es manchmal gesehen, wie der blaue Stern da einen anderen sehr viel kleineren verschlinge und bald darauf wieder von sich gebe; er hatte also ohne Fernrohr den Durchgang eines der Satelliten jenes Planeten beobachtet!

Ebenso merkwürdig und geradezu unbegreiflich ist der Ortssinn und das Gedächtniß dieser Leute. Eine Pfütze, ein Stein, ein Strauch, jede kaum bemerkbare Erhöhung der Fläche, die dem an künstliche Wegweiser gewöhnten Auge nichts sagen, prägen sich diesen ungebildeten Naturmenschen tief ins Gedächtniß und geleiten sie noch nach Jahren sicher durch die unermeßliche, öde Steppe.

Eine diesen Gegenden eigenthümliche Naturerscheinung, die uns unseren Marsch sehr erschwerte, sind die sogenannten Taryni, die, obgleich anderer Entstehung, doch einige Aehnlichkeit mit den Gletschern haben. In den hiesigen Gebirgsthälern nämlich (besonders in dem langen Thale des Dogdoflusses), deren kiesiger Boden im heißen Sommer und dem gewöhnlich dürren Herbste ganz austrocknet, tritt oft mitten im Winter beim stärksten Froste eine große Menge Wasser aus der Erde, welches sich nach allen Seiten ergießt und gefriert. Diese erste Eisrinde bekommt an verschiedenen Stellen Risse und Spalten, aus denen aufs Neue Wasser hervorquillt und durch das Gefrieren eine zweite Eisrinde bildet. In dem Maße nun, als durch die Wirkung des Frostes das Wasser aus der Tiefe des lockeren Bodens hinaufgepreßt wird und an der Oberfläche zur festen Masse gefriert, nimmt die aus lauter Schichten bestehende Eisrinde an Dicke und Ausdehnung zu und bedeckt zuletzt alles Gesträuch und selbst Bäume von mittelmäßiger Höhe. Der Uebergang über diese Taryni ist äußerst beschwerlich und nicht ohne Gefahr; wenn sie festgefroren sind, so ist die Oberfläche derselben so glatt, daß selbst gut beschlagene Pferde fast bei jedem Schritte ausglitschen, mit ihrer Last zu Boden stürzen und nicht selten auf der Stelle todt liegen bleiben. Besonders gefährlich ist es, wenn die Karawanen an einem Abhange oder bei einer Schlucht von einem der, hier oft eintretenden orkanartigen Windstöße ergriffen wird, denen nichts widersteht, und die dann wohl mehrere Menschen und Pferde in die Tiefe hinabschleudern. Weniger lebensgefährlich, aber nicht minder beschwerlich ist ein solcher Uebergang, wenn die Taryni mit frisch hervorquellendem, noch nicht gefrorenem Wasser bedeckt sind; dann ist die Karawane genöthigt, durch die oft sehr tiefen Wasserpfützen zu waten, wobei nicht selten in dem Eiswasser Füße und Hände erfrieren. . . ."

„Nachdem wir das Weihnachtsfest in Werchojansk gefeiert hatten, machten wir uns am 27. December auf den Weg nach Jakutsk.

Die Kälte ließ nicht nach, mein Thermometer zeigte beständig 40° unter dem Gefrierpunkte. Wenn bei solcher Kälte eine Reise im Schlitten schon sehr beschwerlich ist, so wird sie zu Pferde fast unerträglich.

Ohne eigene Erfahrung kann man sich keine Vorstellung von den wirklichen Leiden machen, mit denen ein solcher Ritt verknüpft ist. In eine dicke, steife Pelzmasse von 30 bis 40 Pfund vom Kopfe bis zu den Füßen gehüllt, kann man sich absolut nicht bewegen und nur gleichsam verstohlen unter dem dichtbereiften Bärenkragen, der mit einer, das ganze Gesicht verbergenden großen Pelzmütze zusammenhängt, etwas äußere Luft einathmen, diese aber ist so scharf, daß sie ein ganz eigenes schmerzhaftes Gefühl in Schlund und Lunge hervorbringt. Der Reisende ist dabei immer während 10 Stunden und darüber (so lange geht der Zug von einem Nachtlager und Futterplatze zum anderen) auf sein Pferd gebannt, weil es in der unbeholfenen Pelzkleidung unmöglich ist, auch nur einige Schritte in dem tiefen Schnee zu waten, durch welchen selbst die geübten Pferde sich nur mit Mühe hindurcharbeiten.

Diese armen Thiere sind übrigens ebenso übel daran als die Reiter, denn außer der ungeheuern Kälte im Allgemeinen, unter der sie denn doch auch am Ende leiden müssen, setzen sich ihnen dicke Eiszapfen in den Nüstern fest, die ihnen das Athmen überaus erschweren; dies äußern sie durch häufiges ängstliches Schnarchen und krampfhaftes Schütteln des Kopfes, wo dann die Führer bei der Hand sein müssen, um die Thiere durch Entfernen der Eiszapfen vor dem Ersticken zu bewahren. Auf schneelosen Eisflächen geschieht es nicht selten, daß ihnen bei gar zu argem Froste die Hufe bersten.

Die Karawane ist immer von einer dicken Dampfwolke umgeben, welche sich durch die Wärme bildet, welche nicht nur die lebenden Körper, sondern auch der Schnee ausdünsten, denn sogar dieser dampft bei der furchtbaren Kälte, die ihn zusammenpreßt und ihm gestattet, eine Art verhältnißmäßig warmer Temperatur zu haben. Diese Ausdünstungen verwandeln sich augenblicklich in Millionen feiner Eisnadeln, mit denen die ganze Luft erfüllt ist, und die in derselben ein immerwährendes, leichtes Geräusch hervorbringen, ähnlich dem beim Zerreißen eines Stückes dicken Seidenzeuges. — Selbst das Renthier, dieser ewige Bürger des höchsten Nordens, sucht einigen Schutz vor der schrecklichen Kälte in den Wäldern; auf der Tundra, wo es diese nicht hat, drängt die ganze Heerde sich so nahe als möglich an einander, um sich gegenseitig etwas zu erwärmen; so sieht man sie dann oft in dichten Haufen regungslos dastehen. Nur der finstere Wintervogel, der Rabe, durchschneidet noch hin und wieder mit mattem, langsamem Flügelschlage die eisige Luft, und ein dünner, dunstartiger Streif, der als Spur seines einsamen Fluges hinter ihm herzieht, bezeugt, daß sein Körper noch einige thierische Wärme auszudünsten hat.

Aber nicht bloß auf die Thierwelt, sondern auch auf die Vegetation und auf die unorganische Natur erstreckt dieser Frost seine furchtbare Wirkung; nichts widersteht ihm. Die dicksten Baumstämme bersten mit gewaltigem Knalle, der in dieser Wüste wie ein Signalschuß auf hoher See klingt. Der Erdboden auf der Tundra und in den felsigen Thälern zerberstet krachend, und es bilden sich gähnende Spalten, aus denen das tief im Schoße der Erde verborgene Wasser dampfend hervorquillt, um augenblicklich zu Eis verwandelt zu werden. Ungeheure Felsmassen werden gesprengt; von ihrem tausendjährigen Lager losgerissen, rollen sie mit donnerähnlichem Getöse herab und erschüttern in ihrem gigantischen Sturze fühlbar die Atmosphäre.

Selbst über die Erde hinaus wirkt diese Kälte: die so oft und mit Recht gepriesene majestätische Pracht des tiefblauen Polarhimmels verschwindet in der durch den ungeheuren Frost verdickten Atmosphäre; wohl sieht man die Sterne am Firmamente blinken, aber ihr Glanz ist getrübt, ihre Strahlen sind matt, und der geheimnißvolle, poetische Zauber einer Mondnacht erstirbt hier, wo die starre Natur unter dem schattenlosen Weiß des ewigen Leichentuches begraben, in ihrer furchtbaren Einförmigkeit der Phantasie auch nicht den geringsten Gegenstand darbietet, an den sich ein poetisches Gefühl knüpfen könnte. Und welche Einbildungskraft, welches dichterische Feuer könnte auch da wohl noch thätig sein, wo die ganze, letzte Wirkungskraft des Menschen auf das, ich möchte sagen thierische Bestreben reducirt ist, sich gegen das Erfrieren zu erwehren."

Kürzere Mittheilungen.

Die ehemalige Nordgrenze des Löwen in Deutschland.

In Nr. 9 des „Globus" (Bd. 48, S. 143) finde ich eine Notiz, in welcher unter Hinweis auf Struckmann's Abhandlung (im Jahresbericht d. naturh. Gesellsch. Hannover 1884) gesagt wird, daß „der Löwe über den Südrand des Harzes nicht hinaus gegangen zu sein scheine". Dieses ist thatsächlich unrichtig. Es sind wohlerhaltene Reste des diluvialen Löwen, welcher gewöhnlich als Felis spelaea bezeichnet wird, an mehreren in der Wissenschaft wohl bekannten Fundorten auch nördlich vom Harze gefunden, und zwar zum Theil neben Spuren menschlicher Existenz.

Der vor einigen Jahren verstorbene Prof. Giebel (Halle a. S.) hat Reste des diluvialen Löwen mehrfach, bei Quedlinburg nachgewiesen. Ich selbst habe solche Reste eigenhändig bei Westeregeln (zwischen Halberstadt und Magdeburg) und besonders bei Thiede unweit Braunschweig ausgegraben. Die Belagstücke für diese meine Funde liegen theils in meiner Sammlung, theils habe ich sie dem Herzoglichen naturhistorischen Museum in Braunschweig überlassen. Auch Herr Aug. Wollemann, ein früherer Schüler von mir, hat bei Thiede mehrfach Löwenreste gefunden.

Weiter nördlich scheinen allerdings Spuren des diluvialen Löwen noch nicht beobachtet zu sein, und es würde somit Thiede bis auf Weiteres als der nördlichste Punkt der ehemaligen Verbreitung jenes interessanten Raubthieres zu betrachten sein, sowohl für Deutschland, als auch wohl für das ganze kontinentale Europa.

Die Fundstelle bei Thiede nimmt überhaupt einen der hervorragendsten Plätze unter allen ähnlichen Fundstätten ein, da sie nicht nur eine äußerst interessante Fauna nebst sicheren Spuren des Diluvialmenschen geliefert hat, sondern auch wegen ihrer relativ weit nach Norden vorgeschobenen Lage in thiergeographischer Hinsicht die größte Beachtung verdient. So z. B. bildet sie auch für die diluviale Hyäne die Nordgrenze; wenigstens ist mir ein Fund diluvialer Hyänenreste nordwärts von Thiede nicht bekannt geworden.

Wer sich näher für diese Verhältnisse interessirt, findet darüber ausführliche Mittheilungen in meinen diesbezüglichen Publikationen.

Berlin. Prof. Dr. Nehring.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Von Oberst Prshewalski ist in St. Petersburg zu Anfang September folgende Nachricht vom 1. Juli eingetroffen. „Ueber das Keri-Gebirge nach Tibet zu gelangen, erwies sich unmöglich, da die Gebirgspässe für Pferde unzugänglich waren und die Chinesen außerdem die Fußstege mit Steinen verbarrikadirt und die Brücken zerstört hatten. Die Ortsbevölkerung begegnet uns ungeachtet des chinesischen Verbotes sehr freundschaftlich; die Sympathien für die Russen sind hier sehr groß. Den Juli verbringen wir in den Schneegebirgen zwischen den Flüssen Keri und Chotan (Ostturkestan), um die Mitte August gehen wir nach Chotan und auf dem Chotan-Flusse nach Aksu. Alle befinden sich wohl."

— Ein kürzlich aus Indien eingetroffener Band des umfangreichen „Gatzetteer" der Präsidentschaft Bombay behandelt nach der „Times" Ahmednugger oder Ahmadnagar, wo der letzte der Großmogule, Aurengzeb, starb. Es ist das ein sehr unregelmäßig gestalteter Bezirk an der Nordwestgrenze des Staates Haiderabad und nordöstlich von dem Distrikte Punah, mit 6666 Quadratmeilen Areal und 751 228 Einwohnern, welcher öfters unter Hungersnoth und anderen Plagen zu leiden hat. Die merkwürdigste unter den letzteren ist die Rattenplage. Meist genügt der Regenfall im Juni, welcher alle Spalten und Löcher anfüllt, um die Thiere in großen Massen zu vernichten und den Ausbruch einer Plage zu verhindern. Tritt aber der Regen spät oder gar nicht ein, so wächst die Zahl der Ratten stets über alles Maß. In den letzten sechs Jahrzehnten waren drei „Rattenjahre", nämlich 1826, 1835 und 1879. Beim letzten Male wurden ganze Kornfelder wie durch einen Heuschreckenschwarm in wenigen Stunden aufgefressen. Für je 100 todte Ratten wurde eine Belohnung von einer, später von einer halben Rupie ausgesetzt, und in Folge dessen nicht weniger als 1 768 000 Ratten getödtet und bezahlt. Obwohl das Volk selbst darunter litt, so scheint es in seinem Aberglauben doch das Tödten der Thiere nicht gebilligt zu haben; man glaubte nämlich, daß die Ratten die Geister der in den Hungerjahren 1876 bis 1877 Gestorbenen seien, und weigerte sich, bei deren Vernichtung zu helfen. Heuschrecken und Hungersnoth waren für den Ackerbauer in Ahmadnagar kaum schrecklicher als die Ratten, und erst in neuester Zeit, wo einige Nothstandsbauten, wie eine Eisenbahn, eine Straße und ein Kanal vollendet worden sind, kann man Hoffnung auf eine bessere Zukunft haben.

Afrika.

— Der Regierungsgeometer von Natal, H. C. Schunke, ist von Dr. Gill, dem königlichen Astronomen am Kap, zum Leiter der trigonometrischen Aufnahme der Transvaal-Republik ernannt worden. Dieselbe findet auf Beschluß des Volksraad statt und soll mit den geodätischen Aufnahmen der Kapkolonie und Natals in Verbindung gebracht werden. Die Hauptdreieckskette soll sich von Newcastle in Natal längs des 30. Meridians bis an den Limpopo erstrecken und von da in südwestlicher Richtung längs der Westgrenze des Staates bis an die Westgrenze des Griqualandes. Ebenso soll eine Dreieckskette von Middelburg über Pretoria bis Marico gelegt, und die Länge von Pretoria durch die elektro-telegraphische Methode direkt vom Kap-Observatorium aus bestimmt werden, welches auch die erforderlichen astronomischen Instrumente herleihen wird.

— In den „Comptes Rendus" der Pariser Akademie der Wissenschaften findet sich eine Abhandlung von A. Milne-Edwards und E. Oustalet über die Fauna von Groß-Comoro. Dieselbe basirt auf den Sammlungen, welche Humblot vor Kurzem während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes auf der Insel gemacht hat, und deren Zweck es war, die früheren geographischen Beziehungen des Archipels festzustellen. Auf Comoro giebt es kein einheimisches Säugethier; alle vorhandenen sollen von außen her eingeführt worden sein. Von Vögeln fand Humblot 34 Species. Das Studium der Sammlung brachte Milne-Edwards und Oustalet zu dem Schlusse, daß Groß-Comoro kein Anhängsel von Madagaskar ist, daß es nie mit demselben zusammengehangen hat, und daß seine Fauna aus Nachbarländern eingeführt worden ist.

Australien.

— Auch in Brisbane (Queensland) und Adelaide (Südaustralien) hat sich eine Geographische Gesellschaft gebildet im Anschluß an die Geographical Society of Australasia in Sydney und Melbourne.

— Ein Mr. Kerr, welcher früher in Neu-Guinea gewesen war, zeigte Gold vor, welches er dort im Thale des Fly-Flusses gefunden haben wollte. Darauf hin wurde eine Expedition unter Leitung des General Mc Iver ausgerüstet, welche jene Gegend auf ihren Goldgehalt erforschen sollte. Kurz vor der Abreise derselben stellte sich indeß heraus, daß das vorgezeigte Gold nicht von Neu-Guinea, sondern von Tasmanien stammte, und die Expedition ging nicht ab. Dergleichen schlechte Späße kommen in Australien nur zu oft vor; wir erinnern an Skuthorpe, welcher Leichhardt-Reliquien aufgefunden haben wollte.

— Eine wissenschaftliche Expedition unter Hartmann, Isambert und Jaeschke erforscht gegenwärtig, wie wir dem „Brisbane Courier" vom 10. Juli entnehmen, das wenig bekannte Gebiet des Golfs von Carpentaria, so weit es der Kolonie Queensland angehört. Wenn diese Arbeit beendet ist, wird Hartmann, welcher ein eifriger Geologe und Botaniker ist, auch den zur Kolonie Südaustralien gehörigen Theil des Golfs sorgfältig untersuchen, während Isambert und Jaeschke nach Brisbane zurückkehren werden. Das Resultat dieser wissenschaftlichen Studien wird dann dem bekannten Dr. Ferdinand von Müller, Regierungsbotaniker in Melbourne, überliefert werden, welcher mit der Herausgabe eines ausführlichen Werkes über Australien in seiner geologischen und botanischen Bedeutung beschäftigt ist.

— In Australien besteht fortwährend außerordentlicher Mangel an Dienstmädchen. Aus Queensland wird berichtet, daß in der Hafenstadt Townsville, im Norden dieser Kolonie, die Löhne der Dienstmädchen, bei völlig freier Station, bereits auf 20 bis 25 sh. pro Woche gestiegen seien.

— Der Schafbestand der Kolonie Queensland hat, ähnlich wie in Neu-Süd-Wales, auch im letzten Jahre in Folge lange anhaltender Dürren erhebliche Einbuße erlitten. Derselbe belief sich am 1. Januar 1885 auf 9 493 829 gegen 11 507 475 im Vorjahre. Der Gesammtverlust an Schafen in Queensland während der letzten zwei Jahre beträgt über sieben Millionen im Werthe von nahe vier Millionen Pf. St. Neu-Süd-Wales erlitt im Jahre 1883 an Schafen einen Verlust von 5 816 461, und im Jahre 1884 ebenfalls einen erheblichen.

— Auf einer Reise längs des Murray-Flusses nach Wentworth hat Kapt. Page, Sekretär der „Gesellschaft zum Schutze der Eingeborenen", alle Berichte, die er über die zu Viktoria gehörigen Aboriginer erlangen konnte, gesammelt. In einem Landstriche, der sich 250 Meilen weit hinzieht (von Kerang bis Neds Corner), lebten nur 144 derselben, davon waren nur zehn unter fünfzehn Jahre, das jüngste Kind zwei Jahre alt. Wenige nur hielten sich in der Nähe des Flusses auf, die meisten hatten sich ins Innere begeben, um Kaninchen zu fangen. Seit dem Anfange des vergangenen Jahres waren zehn Todesfälle, aber keine Geburten zu verzeichnen gewesen. Die „Gesellschaft" that alles Mögliche um die Eingeborenen zu unterstützen.

— Das Jahr 1884 bedeutet für die Kolonie Tasmanien einen Rückschritt. Nur die Bevölkerung ist von 126 220 auf 130 541 gestiegen. Die Revenue belief sich auf 549 662 Pf. St. (— 12 404 Pf. St.), die Ausgaben auf 584 047 Pf. St. (+ 50 717 Pf. St. gegen das Vorjahr). Die Einfuhr bewerthete 1 656 118 Pf. St. (— 176 519 Pf. St.) und die Ausfuhr 1 475 875 Pf. St. (— 255 724 Pf. St. gegen das Jahr 1883). Der Goldexport fiel von 45 052 Unzen im Werthe von 173 561 Pf. St. auf 34 348 im Werthe von 132 010 Pf. St., und der Zinnexport von 4091 Tonnen im Werthe von 376 446 Pf. St. auf 3707 im Werthe von 301 423 Pf. St. Leider hat der Ackerbau im letzten Jahre eine bedenkliche Abnahme erlitten, indem viel Land wieder der Viehzucht, welche sich aber dennoch an Zahl der Stücke nicht unbedeutend vermindert hat, zugefallen ist. Der Farmer findet bei den niedrigen Getreidepreisen seine Rechnung nicht.

Inseln des Stillen Oceans.

— Von der von der Geographical Society of Australasia nach Neu-Guinea geschickten Expedition, welche vom Aird-Flusse aus operirt, ist der Naturaliensammler R. Broadbent erkrankt nach Australien zurückgekehrt.

— Am 8. Mai traf Mr. Forbes, welcher im Auftrage der Londoner und mit Unterstützung (im Betrage von 500 Pf. St.) der Australischen Geographischen Gesellschaft eine Forschungsreise nach Neu-Guinea unternimmt (vgl. „Globus" Bd. 47, S. 14 und Bd. 48, S. 14) in Batavia ein, vollendete dort seine Vorbereitungen, indem er vier von seinen früheren Jägern und 20 Träger in Dienst nahm, und gedachte am 13. Juli nach Thursday Island und Port Moresby auf Neu-Guinea abzufahren. Falls sich ihm dort eine Gelegenheit nach Dyke Acland-Bai, welche unter 9° südl. Br. auf der Nordostküste, aber noch innerhalb des englischen Gebietes liegt, bietet, so wäre er geneigt, von dort aus in das Innere aufzubrechen, statt von der niedrigeren Südküste aus, weil an letzterer alle Eingeborenen weit mehr von der schrecklichen Krankheit Beriberi zu leiden haben.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVIII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Aus dem südlichen Indien.

(Nach dem Französischen von Emile Guimet.)

V.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen von F. Régamey.)

Mit dem Plane, weiter zu reisen, begab sich Guimet auf den Bahnhof und fand hier alles drunter und drüber angesichts der bevorstehenden Ankunft der Fürstin und ihres Gatten. Erstere war nämlich in Ermangelung männlicher Nachfolger die Erbin des Thrones gewesen und hatte einen ihr vom englischen Gouvernement bestimmten Mitregenten heirathen müssen. Da Beide wiederum keine männliche Nachkommenschaft, sondern nur Töchter haben, so werden auch diese wieder ihnen seitens Englands designirte Fürsten ehelichen, welche jenem natürlich keinerlei Schwierigkeiten verursachen werden.

Vor dem Bahnhofe war ein orangefarbenes Zelt errichtet und mit bunten Blumenguirlanden ohne ein einziges grünes Blatt und mit grünen Blätterguirlanden ohne irgend eine Blume ausgeschmückt worden. Nicht weit davon stand die neugierige Menge und begaffte die Soldaten, Bajaderen, Elephanten und die hohen Würdenträger, welche den Landesherrn erwarteten. Dieser kommt von Dehli, wo er mit allen übrigen Radschahs der Halbinsel die Königin von England als Kaiserin von Indien hat ausrufen helfen. Weißgekleidet mit künstlerisch gewundenem Turban stehen die Würdenträger da, neben ihnen mit der ihnen eigenen kalten Schönheit die Bajaderen, daneben Elephanten mit roth gemaltem und goldgestreiftem Rüssel und blauen Ohren. Am spaßigsten sehen die Soldaten aus, bekleidet mit abgelegten Monturen der englischen Armee aus allen Zeiten; ob ihre Seitengewehre aus den Scheiden herausgezogen werden können, wollen wir nicht bestreiten, jedenfalls aber sind ihre Flinten aus Holz und zwar ganz aus Holz, und in dem die Mündung markirenden Loche steckt ein Federwisch. Die Kopfbedeckung der Officiere sind Turbane oder Hüte aus Goldpapier, die der Soldaten Czakos aus Stroh mit Wachsleinwand überzogen, die der Musikanten antike Dragonerhelme. Um das Wichtigste bei der Beschreibung einer Armee, die Fußbekleidung, nicht zu vergessen, sei gesagt, daß diese Frage in Tandschor auf die glücklichste und billigste Manier gelöst ist: die Soldaten des Radschahs gehen eben barfuß.

Nur drei Europäer waren außerdem am Bahnhofe sichtbar, Engländer, davon der eine der Steuerempfänger, die anderen sein Gehilfe und Sekretär sind. Mit diesen drei Vertretern versteht es Groß-Britannien, ein ganzes Königreich zu verwalten, denn sie sind die einzigen hier ansässigen Engländer. Ihnen und ihren Damen schlossen sich die Reisenden an, um die Empfangsfeierlichkeiten mitzumachen.

Der Zug kommt an und aus dem von dem Engländer geöffneten königlichen Wagen steigt der Radschah in prächtigem Gewande von Goldbrokat und violetter Seide aus, die Thür hinter sich wieder schließend. Er drückt allen die Hand und begrüßt die Damen; dann erzählt er wie ein von der Prämienvertheilung nach Hause kommender Schüler

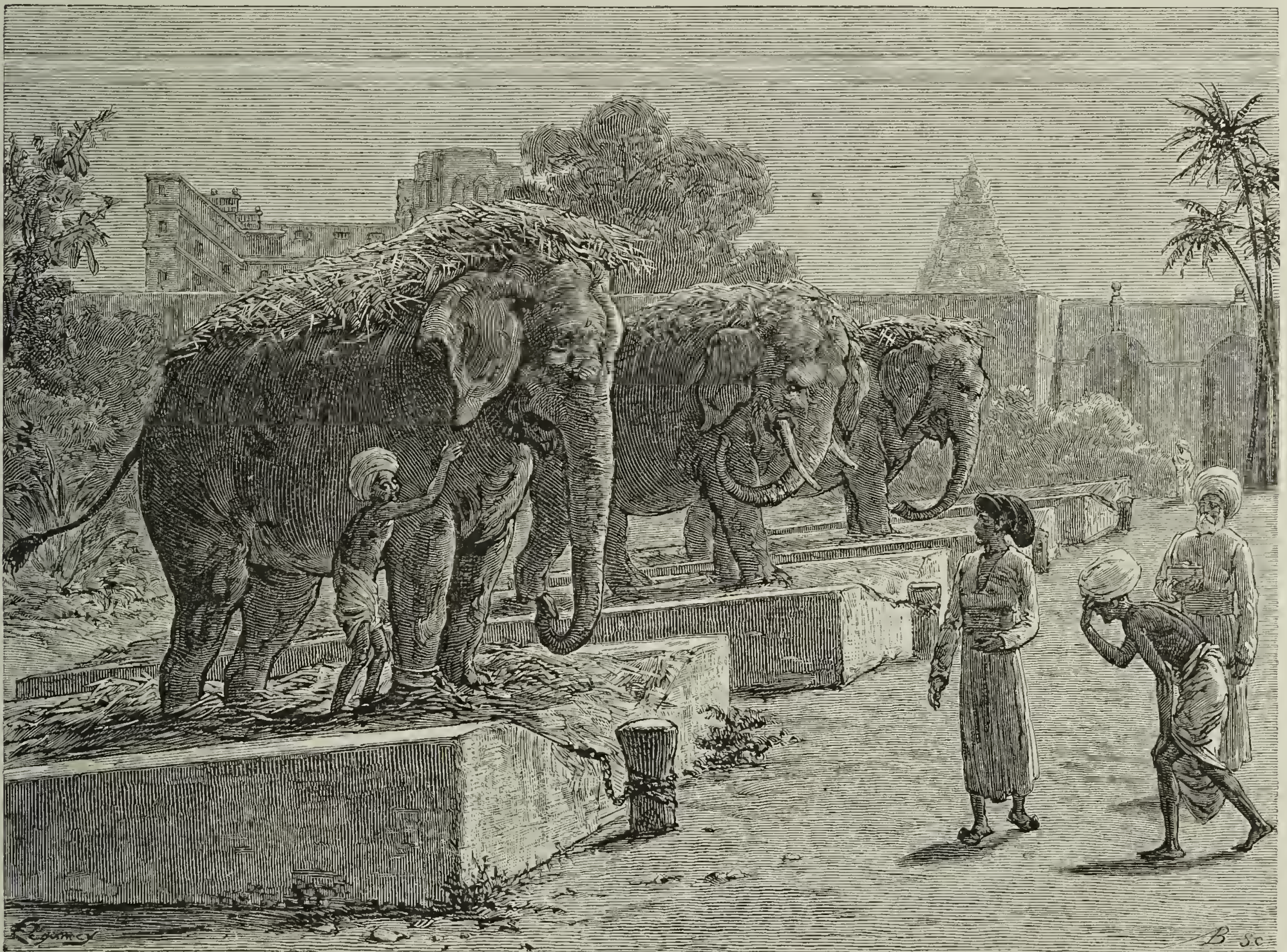


Empfang des Radschah von Tandschor am Bahnhofe.

begeistert von den Geschenken, die er in Dehli erhalten hat und unter denen ihm eine Denkmünze mit dem Bildnisse der Kaiserin Victoria besonders imponirte. Da klopft man im Waggon: die Fürstin möchte auch aussteigen. Auf einen Wink des englischen Beamten hin mußten sich die Männer zurückziehen, und es wurden dichte Vorhänge vom Wartesaale nach dem Waggon hin vorgezogen, durch welche die Damen nach einem geschlossenen Wagen hingelangten und mit demselben davonfuhren, ohne daß Guimet mehr als die Nasenspitze der Fürstin und ihr völlig nacktes Töchterchen von fünf bis sechs Jahren zu Gesicht bekommen hätte.

Jetzt stellten sich der Engländer, die Damen und unsere Reisenden in Linie auf dem Perron auf, ihnen gegenüber der Radschah von seinem Hofstaate und den Bajaderen umgeben; man brachte ihm Blumenketten, die er mit dem Ausdrucke der Hochachtung und des Wohlwollens den Europäern um den Hals legte. Dann reichte er diesen eine mit Geschenken beladene goldene Schüssel hin, es waren lauter kleine Packetchen mit frischem Grün garnirt. Die Reisenden machten einige Schwierigkeiten, die reichen Geschenke, die zu erwidern sie nicht in der Lage seien, anzunehmen, doch wurden sie aus der Verlegenheit gerissen durch die Worte des Fürsten: „Touch only!" „Nur berühren!"

Man sieht, wie sehr sich der Brauch fürstlicher Geschenke in Indien vereinfacht hat. Früher empfing man die prächtigsten Dinge, mußte aber noch schönere wieder schenken und stand sich also als Reisender immer schlecht dabei. Die



Gefesselte Elephanten im Hofe des Palastes von Tandschor.

praktischen Engländer haben deshalb das „Touch only" eingeführt und damit ist der Form der Höflichkeit Genüge gethan. In diesem Falle aber noch nicht ganz: denn der Engländer schmückte seinerseits den Radschah gleichfalls mit duftenden Guirlanden und reichte ihm auf einem Teller ein Packetchen hin, welches jener nur mit den Fingerspitzen berührte. Guimet wußte durch Zufall, daß in dem Packetchen nichts als Betelblätter und Arekanüsse, die Ingredienzen zum Sirih, den der Indier fast den ganzen Tag kaut, enthalten waren.

Nach dieser Auswechselung von Höflichkeitsformen zog sich Jeder zurück, nichtsdestoweniger war aber nunmehr den Reisenden die Verpflichtung erwachsen, dem Radschah ihre Aufwartung zu machen, eine Verpflichtung, die ihnen deshalb willkommen sein konnte, weil sie dadurch das Schloß zu besichtigen Gelegenheit fanden. Auf dem besten Fahrzeuge, welches sie dazu auftreiben konnten, einem von zwei Ochsen gezogenen, mit einer Plane überspannten unbequemen, stoßenden Wagen gelangten sie in glühender Sonnenhitze — es waren 120° Fahrenheit — am Palaste an; die Straßen waren eben wegen der Hitze wie ausgestorben, um so mehr Tempel, Thürme, Gopurams und Heiligthümer konnten sie auf dem Wege bewundern. Da der Radschah gerade etwas ruhte, so gab der Palastintendant, ein junger intelligent aussehender Mann, den Reisenden einen Führer mit, der sie zunächst durch einen Garten mit rechtwinkeligen Alleen, großartigen Blumengeländern und Palmengruppen in den Hof der wilden Thiere führte.

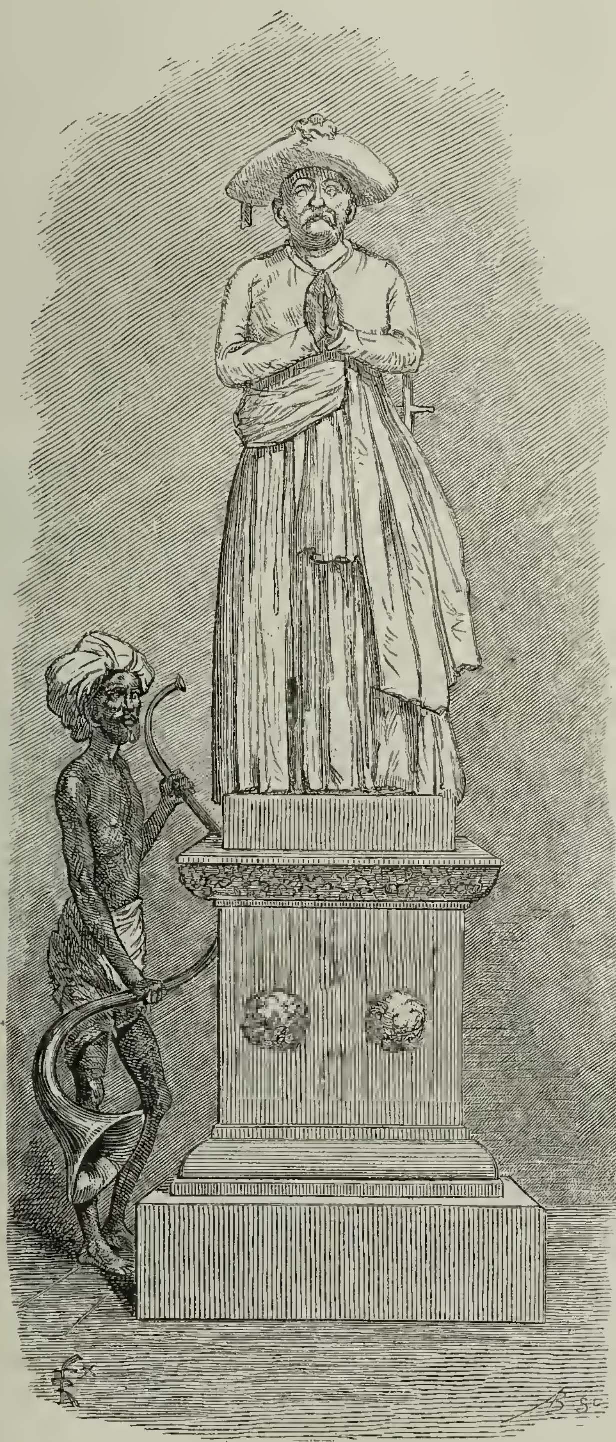


Der Radschah von Tandschor schmückt die Reisenden mit Blumenketten.

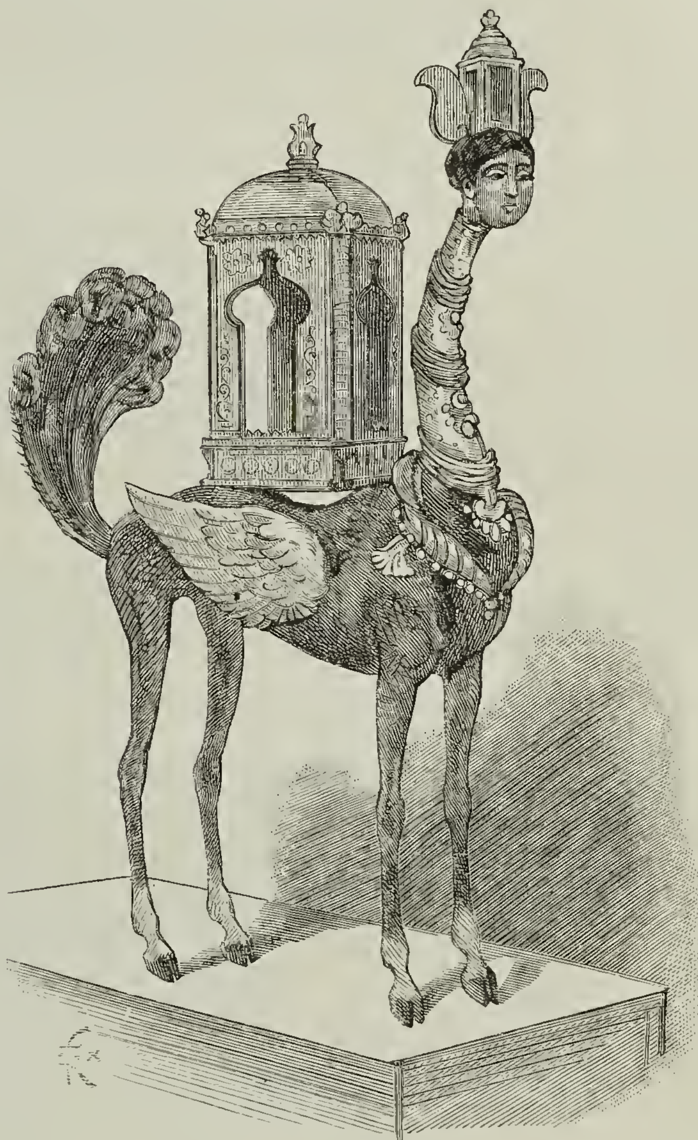
Hier lagen in doppelstäbigen Käfigen, zum Ueberfluß noch an Ketten befestigt, unglückliche Tiger, welche die Zunge vor Hitze und Erschöpfung weit zum Maule heraushängen ließen. Der ungeheure Hof dient zur Abhaltung von Paraden, Thierkämpfen und Exercitien — mit den hölzernen Gewehren. Einen stattlichen Anblick aber bieten ohne Zweifel sieben riesige Elephanten, welche gewaltigen lebenden Denkmälern gleich rechts und links vom Eingange entlang der Mauer sichtbar werden. Den vollen Sonnenstrahlen ausgesetzt stehen die Thiere auf einer Art Unterbau, dessen Temperatur wohl sich der glühenden Metalls nähern dürfte, an Ketten und haben sich das Heu, welches ihnen als Futter hingeworfen wird, als Schutz gegen die direkte Sonnenhitze auf Kopf und Rücken gelegt: man sieht, wenn hier die Elephanten eine gewisse Intelligenz verrathen, so geschieht dies, weil sie den Menschen allzusehr mangelt.

Das Innere des Palastes bildet ein Labyrinth von langen Gallerien, Gängen, Höfen, finsteren Sälen, dunkelen Winkeln und Götzenbildern, die allenthalben in Mauernischen angebracht sind.

Ein Hof trennt zwei große offene Säle von einander, den Salon und den Thronsaal. Ersterer ist gleichzeitig Bibliothek und Museum und enthält ziemlich gute Werke aus dem 18. Jahrhundert und der Zeit der Restauration, zwei Weltkarten aus der Zeit Louis' XIV., und an der Wand abwechselnd brahmanische religiöse Bilder und Pariser bunt lithographirte Bilder, die vier Jahreszeiten darstellend; der Thronsaal ist ein Gemisch von Großartigkeit mit Lächerlichkeit; mitten darin steht in der Haltung eines Betenden die Marmorstatue des letzten Radschah Sivadschi, mit gefaltenen Händen und gen Himmel gerichtetem Blicke; sein langes Gewand, der eckige Hut, der Schnurrbart geben ihm einige Aehnlichkeit mit dem Kardinal Richelieu.



Bildsäule des Radschah Sivadschi.



Laterne im Thronsaale des Palastes in Tandschor.

Wie soll man aber alle die von schlechtestem Geschmacke zeugenden Kuriositäten, die in dieser ungeheuern Halle aufgespeichert lagen, aufzählen! Drei Pianos, eins mit der Jahreszahl 1800; auf breiten Tischen Krystallkugeln, künstliche Blumen unter Glasglocken, wächserne Früchte, Vögel aus Glas und andere Kunstgegenstände. Ein goldener Schaukelstuhl; Uhren alten Stils, auf denen Ajax und andere Heroen die Stunden anzeigten, wenn sie überhaupt im Gange wären; und dazu ergreifende Bilder, irgend welche Episoden aus Romanen darstellend mit Unterschriften etwa wie: „Sie wird eine große Dame“, „Sie liegt im Kerker“, „Sie spendet den Armen“ u. s. w. An den Seiten riesige phantastische Laternen in der Form von Vögeln mit Weiberkopf und Gazellenfüßen.

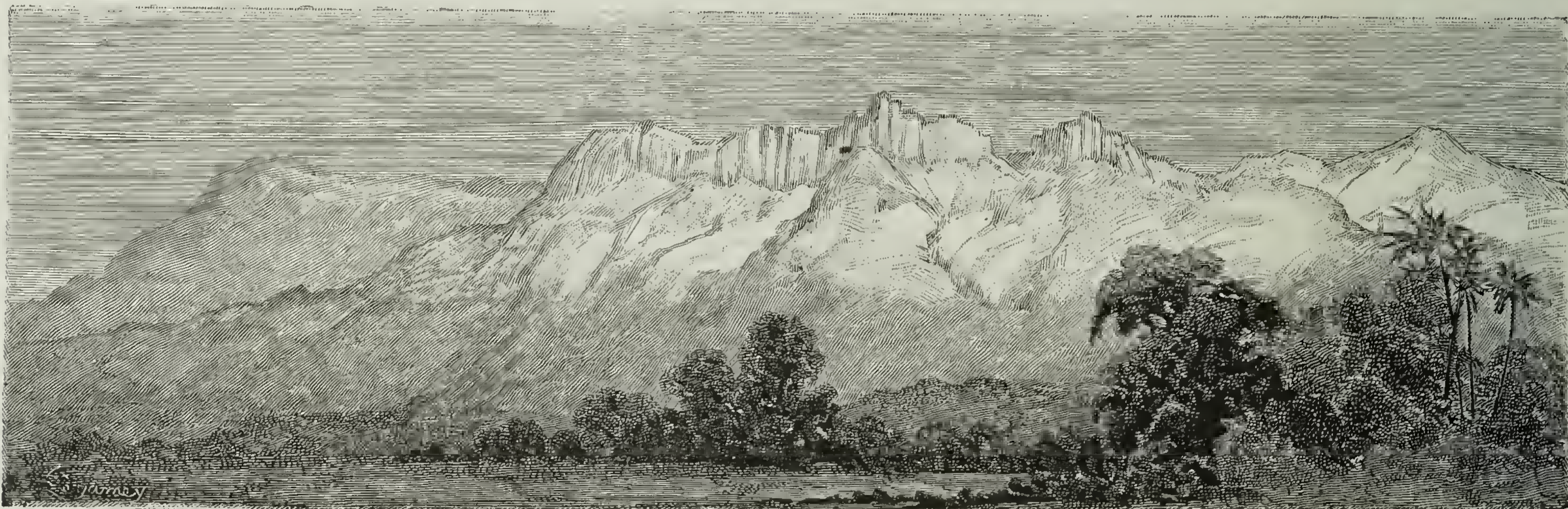
Die weitere Ausschmückung des Saales wird besorgt von Götzenbildern in schreienden Farben und von Bildern an den Wänden mit Circushelden, Ringkämpfern und schäkernden Engeln als Gegenstand. An den braunen Säulen

ziehen sich weiße gemalte Ranken empor, die Kapitäle sind gelb, die Querbalken grün. Um nichts zu vergessen, findet sich in dem Saale noch ein indisches Bett mit einem aus Perlen gestickten Baldachin, Bänke aus Bambu, lebende Kaninchen und Meerschweinchen in sehr schmutzigen Käfigen und eine Harfe ohne Saiten. Neben dem Hofe, zu welchem einige Stufen hinabführen, erhebt sich eine schöne Kuppel von arabischer Form, welche das Heiligthum des Palastes überdeckt.

Man sieht, der Radschah Sivadschi hat zahlreiche Andenken hinterlassen. Uebrigens war er in Madras erzogen worden und hat stets den protestantischen Missionar Schwartz begünstigt. Auch die Jesuiten hatten im 18. Jahrhundert in Tandschor gewisse Erfolge, indem sie halbwegs zwischen dem Tempel des Siva und dem Palaste des Radschah eine Kirche bauten; um diese aus der Welt zu schaffen, bedienten sich die eifersüchtigen Brahmanen folgenden Mittels. Siva oder vielmehr sein im Sanktuarium aufgestelltes Bildniß fing auf einmal an, sich auf Wahrsagen zu verlegen, und erzählte dem andächtig lauschenden Volke, daß er fortan den Palast nicht mehr aufsuchen könne, weil der Tempel der „Brahmanen des Nordens“ seinen Weg dahin versperre, und er nirgend vorbeigehen könne, wo der Christengott sei. Das hieß einmal dem letzteren eine große Macht zugestehen, dann aber auch den Radschah auf die große Gefahr aufmerksam machen, welche ihm drohte, wenn ihn der katholische Tempel länger der Wohlthaten Siva's beraubte. So hatte das Orakel den gewünschten Erfolg, daß der Radschah die Jesuitenkirche zerstörte; seitdem trug Siva hier den Beinamen „matta“, der Zerstörer.

Ein anderes Manöver der Brahmanen war das, ihren Gott Manar Thränen vergießen zu lassen, weil er vom Könige so vernachlässigt werde; gelegentlich aber wurde entdeckt, daß der Thränen vergießende steinerne Gott in seinem Kopfe einen nassen Schwamm beherbergte.

Die katholischen Missionare waren in Tandschor heftigen Verfolgungen ausgesetzt. Einer derselben, Pater Machado, wurde zwei Jahre lang von einem Priester des Siva gefangen gehalten und mißhandelt, was von dem Radschah ruhig geduldet wurde, weil man ihm Hoffnung gemacht hatte, daß er auf diese Art von dem Pater beträchtliche Schätze erhalten werde. Erst der Intervention des Herrn de Saint-Hilaire, des Hofarztes von Velur, gelang die Befreiung des Geistlichen. Trotzdem verbreitete sich damals das Christenthum um so mehr, je mehr es verfolgt wurde,



Bergiger Horizont an der Bahn nach Madras.

und zwar dadurch, daß der Radschah sich zur Unterdrückung desselben eines eigenthümlichen Mittels bediente; er ließ nämlich den Christen ihre Kinder wegnehmen und sie in seinem Palaste in Musik und Tanz, den ehrlosen Künsten, unterrichten. Sie wurden außerordentlich streng und sittenrein gehalten, brachten es dadurch zu einem hohen Grade der Ausbildung in ihren Künsten, heiratheten später unter einander und bildeten so hervorragende Künstlerfamilien, die nach dem Tode des Radschah von seinem weniger kunstsinnigen und sparsamen Nachfolger die Freiheit erhielten. So bildeten sie einen mächtigen Stamm für die Entwickelung des Christenthums in Tandschor.

Um zu verstehen, in wiefern der Fürst durch die Entführung der christlichen Kinder, denen er doch ihren Glauben ließ, dem Christenthume zu schaden beabsichtigte, muß man das Vorurtheil und den Abschen des Indiers gegen gewisse Berufsarten in Erwägung ziehen: Kinder gebildeter Eltern zu Sklaven machen und sie eine ehrlose Kunst zu lehren, war in des Fürsten Augen eine Strafe schlimmer als der Tod.

Wie übrigens hier die Christen fast ausschließlich Tänzer und Musiker, so sind sie anderswo fast alle Fischer, oder Kaufleute oder Landwirthe oder Soldaten; das ist es eben, was der Indier dem Missionar am meisten vorwirft, daß er sich ohne Unterschied an alle Klassen der menschlichen Gesellschaft wendet. Beim Verlassen des Palastes des Radschah überzeugte ein letzter Blick die Reisenden noch einmal von dessen Großartigkeit. Hoch oben sechs Etagen hoch beherrschte der Weiberharem das Land, von wo aus der Blick schweifen konnte bis Tritschinapali mit seinem Felsen und den erleuchteten Kolonnaden des Affentempels.

Nun sollte die Reise weiter nach Madras gehen. Auf dem Bahnhofe bot sich ein lebendiges Bild des Bahnhoftreibens in Indien dar; da waren zunächst die unvermeidlichen englischen Soldaten, die hier ganz so stramm, so gekleidet, so in ihre Uniformen gezwängt erscheinen, wie im kalten Nebel Londons. Sie benutzen die Eisenbahn dazu, sich den Schein der Allgegenwärtigkeit zu geben; in der That werden die meist aus dem Abschaum der Gesellschaft im Mutterlande geworbenen Leute durch die Disciplin, das Klima, den hohen Sold, das Wohlleben, oft auch durch die Ehe, in Indien zu ausgezeichneten Soldaten, deren unruhiger, thatendurstiger Geist in den fremdartigen Lebensverhältnissen einige Nahrung findet, während sie die Leichtigkeit der Befriedigung ihrer Gelüste davor schützt, wie früher im Elende auf Abwege zu gerathen. Für die Regimenter, welche den Schädlichkeiten des feuchten Klimas ausgesetzt gewesen sind, hat die Regierung von Indien in bergigen Gegenden große wunderbar gelegene Kasernenbauten zur Erholung errichtet.

Neben dem Militär fallen die höchst unbequemen und unschönen Droschken, die mit Ochsen oder häufig aus Renommirsucht seitens der Kutscher mit einem alten elenden Gaule bespannt sind, auf; die Kutscher selbst förmlich umwogt von dem unendlich weiten, im Winde sich blähenden, weißen Stoffüberwurfe und auf dem Kopfe einen gewöhnlich sehr derangirt aussehenden Turban. Die Ordnung wird in musterhafter Weise durch eingeborene Polizisten, mohammedanische Sipoys, aufrecht erhalten, die sich so bewähren, daß die Engländer sie sogar in ihre anderen ostasiatischen Kolonien exportiren. Die hier und da würdevoll mit glattgeschorenem Haupte und in vornehmer weiter Kleidung wie in römischer Toga und mit dem patentirten seidenen europäischen Regenschirme einherstolzirenden Männer sind Brahmanen, die sich den letzteren Luxus nur gestatten, um ihren Mitmenschen den Beweis ihrer hohen Bildung zu geben: daß die Europäer eine höhere Menschenrasse bilden, sagt der Hindu, geht daraus hervor, daß sie alle Regenschirme haben.

Das übrige Publikum am Bahnhofe waren fast durchwegs Pilger, die nach Tritschinapali zu den Tempeln des Seringam gewallfahrtet waren, und von dort ernst, geheiligt, in paradiesische Träumereien versunken zurückkehrend, nun warteten, bis man sie in die Viehwagen einsperrte. Eine Art von Commis voyageurs in Heiligthümern machen für ihre speciellen Tempel Reklame, wobei sie natürlich den guten Ruf anderer zu vermindern suchen, und organisiren dann förmliche Vergnügungszüge für Pilger:



Pferde aus Thon in Coodamody.

so viel ist sicher, daß die Vertreter des Hauses Seringam und Kompagnie ihr Geschäft besonders gut verstehen.

In einem ziemlich gut eingerichteten Salonwagen durcheilten die Reisenden eine herrliche Gegend mit üppiger Vegetation und vielen landschaftlichen Schönheiten. Da erscheint auf dem Gipfel eines hohen Berges wie ein Festungswerk ein herrlicher Tempel, dessen Gopurams und Kuppeln sich über die breiten Mauern erheben; auch die Ebene ist allenthalben mit großen und kleinen Tempelbauten geschmückt und das Ganze wird von malerischen Bergzügen umsäumt.

In Coodamody hält der Zug in der Nähe eines eigenthümlichen Monumentes; neben einem riesigen Baume steht ein kleiner Tempel und ein Altar aus Rasen mit einem kleinen Götzenbilde; rings herum findet sich eine Anzahl Pferde aus Thon, wovon das eine von enormer Größe ist, und rings herum wieder eine das Ganze abschließende Mauer. Diese vielfach vorhandenen Einfriedigungen mit Thonpferden darin sind dem Ayenar, dem Gehenden, geweiht, worunter man sich mit Wahrscheinlichkeit einen Repräsentanten der Sonne zu denken hat, die ja nach dem Glauben der meisten Völker von Rossen gezogen wird. Nach der großen Zahl der jenem Gotte geweihten Plätze zu schließen, muß er in früheren Zeiten im südlichen Indien eine Hauptrolle gespielt haben, ist aber jetzt zu einer Gottheit zweiten Ranges herabgesunken. Er ist der Gott der Ordnung und der Polizei; in seinen fern von Städten, Dörfern und Wegen einsam gelegenen Heiligthümern opfert man ihm Zie-

gen und Hähne, er ist der einzige indische Gott, dem lebende Opfer gebracht werden. Es ist verboten, in der Nähe der Heiligthümer zu Wagen, zu Pferde, oder zu Fuß mit Schuhwerk zu passiren; leider haben diese religiösen Vorschriften die Anlage der Eisenbahn außer Acht gelassen, die sich nicht mehr darum kümmert.

Ayenar ist gleichzeitig ein Sohn des Siva und Wischnu und zwar wurde er dies auf folgende originelle Weise. Wischnu nahm die Gestalt eines Weibes an, um die Riesen zu verführen, welche den Amirtam, den himmlischen Trank der Unsterblichkeit, bewachten. Ob er den Riesen gegenüber Erfolg hatte, wird nicht gesagt; so viel aber ist sicher, daß sein Nebenbuhler Siva von den Reizen des Weibes verführt und seiner Neigung folgend Vater des Ayenar wurde.

Nach einer mondhellen Nacht langten die Reisenden anderen Morgens auf dem Bahnhofe zu Madras an.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Die Kalang auf Java.

Von **Emil Metzger.**

III. (Schluß.)

Raffles giebt verschiedene Versionen über die Geschichte der Kalang. Einmal erklärt er sie für Nachkommen eines gewissen Baka, des Ministers eines Fürsten von Mendang Kamulan, dann aber für die Nachkommen Baka's, des Fürsten von Brambanan und seines Schwiegersohnes Bandung Prakusa, welch letzterer von Aru Bandung, einem Fürsten von Celebes oder aus den Molukken, abstammte. (Ketjen a. a. O. XXVIII.) Eigenthümlich trifft hiermit zusammen, daß einer der letzten Regenten in Kebumen (Bagelen), der durch die Eingeborenen für einen Kalang gehalten wurde, den Namen Arung Binang trug, der auf Java ganz ungewöhnlich ist, jedoch schon im letzten Jahrhundert durch einen Häuptling dort geführt wurde, wie Ketjen (a. a. O. XXVIII) berichtet. Dieser Autor hat sich hierauf, wie er mittheilt, an Herrn Dr. B. F. Matthes, der wohl der beste Kenner von Celebes ist, gewendet, um Mittheilung zu erhalten, ob irgend etwas diesen Aru Bandung betreffend dort bekannt sei; die Antwort lautete verneinend. Doch wies Herr Dr. Matthes auf zwei Traditionen hin, die viel Aehnlichkeit haben mit denen der Kalang und die hier folgen, wie sie in den Berichten der Bibelgesellschaften (Ketjen bezeichnet den Ort nicht näher) mitgetheilt sind.

In einer Grotte Bulu Sepong trifft man einige Tropfsteinfiguren an, über welche die Legende Folgendes erzählt: Anstatt der Grotte befand sich früher dort ein Bambu-Palais, dessen fürstlicher Besitzer seine Tochter kurz vorher verheirathet hatte. Eine ihrer Hofdamen ließ eine Spule fallen und da kein Mensch in der Nähe war, ließ sie sich dieselbe durch einen Hund zurückbringen. Doch auf einmal wurde die Hofdame und alle Bewohner, ja das Haus selbst, in Stein verwandelt. Wie die Geschichte hier mitgetheilt ist, sucht man vergebens den Zusammenhang zwischen Ursache und Folge; der Gedanke liegt nahe, daß der Erzähler, vielleicht aus Rücksicht auf den Zuhörer, etwas verschwiegen hat. Die zweite Erzählung, aus einem Reiseberichte, ist etwas vollständiger; sie lautet: Von der Küste von Celebes konnte ich nicht viel unterscheiden und hatte daher nicht einmal Gelegenheit, den Berg La-Darapung, an dem ich in einiger Entfernung vorbeifuhr, zu sehen, was insofern schade war, da derselbe nach den Mittheilungen einiger Bonier, die Wiege und erste Wohnstätte unseres (der weißen Menschen) Geschlechtes ist. Es war einmal, so erzählt die Legende, in Luwu ein Fürst, der an einer Hautkrankheit litt, und weil dieselbe ansteckend war, wär er aus seinem Lande verbannt. Man setzte ihn auf ein aus Pisangstämmen verfertigtes Floß und ließ ihn so, nur von seinem Lieblingshunde begleitet, in das Meer hinaustreiben. Als er hierauf in Bone ans Land gekommen war, wurde er auch durch den Fürsten dieses Reiches verstoßen, worauf er sich mit seinem Hunde nach dem Berge La-Darapung, im Süden von Ponre und nördlich vom Berge Palangisaeng zurückzog und an dem Fuße dieses Berges sich eine kleine Hütte baute. Er lebte da von Baumfrüchten und Blättern, bis er sich eines Tages mit seinem Hunde vergaß. Nach einiger Zeit gebar der Hund zwei menschliche Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, beide mit hellen Augen, weißem Haar und blanker Haut. (Das sind also unsere Voreltern! fügt der Autor hinzu; gewiß nicht sehr ehrenvoll!) Sobald der König von Bone diesen Greuel vernahm, sendete er Jemanden, um dem Fürsten von Luwu zu befehlen, sofort sein Land zu verlassen. Ehe der Verbannte diesem Befehle folgte, sagte er noch dem Gesandten: „Die Welt wird erst dann untergehen, wenn die Nachkommen dieser Kinder euch veranlassen, die Augen niederzuschlagen und wieder aufzuschlagen (d. h. über Euch regieren).“ Danach ist er mit seinem Hunde und seinen Kindern spurlos verschwunden.

Man wird gewiß nicht viel Phantasie nöthig haben, um zwischen den Mythen von Celebes und von Java große Aehnlichkeit, beinahe Identität zu finden; selbst die Spule spielt eine Rolle, wiewohl sie gar häufig in den Legenden der Eingeborenen vorkommt. Was wir von historischen Angaben über die Kalang wissen, bezieht sich nicht auf die Ethnographie und ist zum Theil oben bereits mitgetheilt. Der Vollständigkeit wegen füge ich noch einige andere bei Ketjen vorkommende Mittheilungen hier bei; gewiß würde sich noch viel in den alten Archiven finden lassen, jedoch vermuthlich für die Frage, die uns hier beschäftigt, die ethnographische Stellung nämlich, ohne alle Bedeutung sein. Dies ist auch der Grund, weshalb ich nicht in allen mir zur Verfügung stehenden Quellen nach Angaben gesucht habe, um die von Ketjen gegebenen historischen Mittheilungen zu vervollständigen. Er theilt Folgendes darüber mit: Schon 1678 finden wir in der Instruktion, die Speelmann unter dem 23. März seinem Nachfolger hinterlassen hat, den Namen eines gewissen Tumungung Lamongan, eines der beiden größten Häuptlinge der Kalang; viele seiner Leute wohnten in den Distrikten Samarang und Demak und dieselben erwarben sich ihren Unterhalt durch

Holzhandel. Weiter wird mitgetheilt, daß 1739 der Susunan dem Raden Tumungung Suradiningrat die Regentschaft Sidaju schenkte und außerdem die Herrschaft über die Kalang, welche aus 6000 Familien (d. h. nach heutiger Rechnung etwa 30 000 Seelen) in 1000 Tjatjas (Gehöften oder Weilern) bestanden. Von der Resolution des Rathes im Kastell von Batavia, vom Jahre 1747, habe ich oben bereits flüchtig gesprochen; hier will ich noch beifügen, daß in derselben ausdrücklich gesagt wird: Die Häuptlinge der Kalang, welche immer ihr eigenes Oberhaupt an der Spitze gehabt haben und als besonderes Volk angesehen worden sind, werden untergeordnet dem Adipati von Japara rc., welche gegen die ihnen zugesprochene Entschädigung für eine genaue Zählung der Kalang sorgen sollen. Seit 1762, wie schon oben bemerkt, verloren sie ihre selbstständigen Häuptlinge.

Im Anfange dieses Jahrhunderts wird noch ein Distrikt Kalang in Ulu Djami (damals zu Pekalongan, jetzt zu Tagal gehörig) erwähnt, der unter einem Häuptlinge stand, welcher den Titel Demang Kalang führte. Aus derselben Zeit findet sich eine Angabe aus der Regentschaft Demak, welcher zufolge die Einwohner in Javanen und Kalang getrennt angegeben werden; von letzteren heißt es, daß sie ihrer Angabe nach aus West-Balembrang (Javas Ostküste) abstammen und zwar von einer Prinzessin, die Umgang mit einem Hunde gehabt hatte. Seitdem Daendels 1808 die Bestimmung getroffen hatte, daß sie kein Kopfgeld mehr bezahlen sollten (2,50 Fl. pro Haushaltung), verschwinden sie immer mehr von der Scene; das Interesse für sie erkaltete.

Ich muß noch einen wichtigen Punkt hinsichtlich eines in den verschiedenen Versionen der Abstammungsgeschichte vorkommenden Mannes berühren. Nach C. F. Winter (a. a. O.) stammen die Kalang ab von Radhen Bandhung, nach te Mechelen (a. a. O.) von Djaka Bandung. Auch bei G. Winter (a. a. O.) kommt Bandhung Prakusa vor, dessen Vorvater Aru Bandan oder Aru Bandung genannt wird. Hierzu bemerkt Ketjen (a. a. O. XXVIII): Der Herr van der Tuuk glaubt, Uebereinstimmung zu finden zwischen dem Namen Bandan und dem javanischen Worte wandan (kraushaarig) und sieht darin eine Anspielung auf eine der Papua-Rasse angehörige Bevölkerung. Leider fügt Ketjen nicht bei, wo dieser Ausspruch zu finden ist, was mit Rücksicht auf die hohe Bedeutung, die einer Aeußerung van der Tuuk's beigemessen werden darf, sehr zu bedauern ist. Dr. Neubronner van der Tuuk ist nämlich einer der gründlichsten, aber auch der vorsichtigsten Sprachforscher, die sich mit malayo-polynesischen Sprachstudien beschäftigen; sagte doch Professor Kern von ihm in einem in die Sitzungsberichte des Batav.-Genootsch. aufgenommenen Briefe (Notulen Batav. Genootsch. 1879, p. 180), es wäre Zeit, daß Jemand den Muth hätte, sich aufzuopfern und eine Uebersetzung (es handelt sich um Kawi-Urkunden) zu versuchen. Ich glaube, daß van der Tuuk, wenn er wollte, viel beitragen könnte, um die Texte der Inschriften zu erklären, aber er scheint bange zu sein, Fehler zu machen; doch ohne zu straucheln darf Niemand sich schmeicheln etwas zu erreichen. — Gewiß wird dieses Zeugniß dazu beitragen, dem, was van der Tuuk sagt, um so mehr Bedeutung zu verleihen.

Es sei mir zunächst erlaubt, nachdem ich das Material in den Hauptsachen, wie ich glaube, ziemlich vollständig zusammengestellt habe, die Ergebnisse hier nach meiner Auffassung ganz kurz zusammenzufassen, um an dieselben einige weitere Betrachtungen anzuschließen.

Wir sehen, daß die Kalang mit den übrigen Bewohnern immer mehr zusammenschmelzen, daß sie aber zum Theil auch jetzt noch, jedenfalls aber in der Vergangenheit, von den anderen Einwohnern gemieden wurden und von ihnen verachtet waren, daß sie sich denselben gegenüber zurückhaltend, scheu und achtungsvoll bewiesen und daß beiderseits Stammverschiedenheit angenommen wurde, daß man sie seit Raffles als Autochthonen von Java betrachtet hat und daß in neuerer Zeit versucht worden ist, ihre Zugehörigkeit zur Negrito-Rasse als möglich oder wahrscheinlich hinzustellen. Der Beweis für letztere Hypothese scheint mißglückt und überhaupt scheint es nicht möglich, aus ihrem Habitus auf eine Zugehörigkeit zu irgend einer Rasse zu schließen, da die Rassenvermischung schon zu weit vorgeschritten ist.

Für ihre Zugehörigkeit zur Papua-Rasse spricht nur das Wort wandan [diese Bemerkung kommt bei Musschenbroek-Meyer (a. a. O.) nicht vor]. Der Name Kalang kommt höchst wahrscheinlich auf Malakka mehrfach vor — was natürlich zu ihrer etwaigen Zugehörigkeit zur Negrito-Rasse nicht in direkter Beziehung steht. Ihre Legenden findet man auf Celebes in ganz ähnlicher Weise wieder, ebenso findet man dort vorkommende Namen und Titel auf Java bei Personen, welche notorisch zu den Kalang gehören. Endlich ist historisch mit größter Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß gegen Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts ein großes Kalangreich auf Java bestanden hat, daß sie an Zahl und Bedeutung (vermuthlich durch Verschmelzung) mit den übrigen Bewohnern bis zu Anfang dieses Jahrhunderts sehr abgenommen haben und seitdem beinahe ganz verschwunden sind.

Ein direkter Beweis, daß sie anderen Stammes sind als die übrigen Bewohner, ist daher nicht geliefert; man könnte zur Begründung dieser Ansicht eben nur die Volksstimme geltend machen, die sich früher allerdings sehr deutlich vernehmen ließ und so nachdrücklich jede Gemeinschaft mit den Ausgestoßenen leugnete, die ihrerseits gar keinen Anspruch auf eine solche erhoben, daß mir die Worte fehlen, dem Ausdruck zu geben. Schon das zähe Festhalten an der Mythe — die ja in einzelnen Versionen gar nicht einmal auf widernatürliche Unzucht hinweist — ist ein Beweis, wie sehr der Javane den Kalang verachtet; er sieht ihn eben nur als Menschen zweiter Ordnung an. Wenn man aber (wie ich sehr geneigt bin, es zu thun) Verschiedenheit der Abstammung annimmt, so würde man damit wohl gleichzeitig die Kalang zu den Aboriginern von Java machen; daß sie später eingewandert sein sollten, daß man die Einwanderer, die ein so mächtiges Reich gegründet, nicht gefürchtet, sondern so unendlich tief verachtet hätte, scheint mir unannehmbar. Ein Volk kann den fremden Eindringling hassen, meinetwegen ihn schmähen und Verachtung mag vielleicht äußerlich zur Schau getragen werden, aber wenn die Furcht vor der starken Hand des fremden Eroberers, die mit eiserner Ruthe drückt, einmal eingedrungen ist (und das muß wohl der Fall gewesen sein), dann findet neben ihr eine tiefe Verachtung keine Stelle mehr. Anders, wenn dem Eroberer ein Theil der ursprünglichen Bewohner, die er doch zu sehr als Wesen untergeordneter Art zu betrachten geneigt ist, Widerstand leistet und sich seinem Einflusse zu entziehen sucht — wir können so etwas jetzt noch auf Sumatra, auf Borneo, auf Celebes und in „der großen Ost“, ja sehr gemäßigt allerdings noch in den Sundalanden finden — und gerade mit Rücksicht hierauf bin ich um so mehr geneigt, die Kalang für die Ureinwohner zu halten. Hierzu kommt noch ein anderer Grund. Das ist ihr zigeunerhaftes Wesen, ihr Auftreten an verschiedenen Stellen; sie entzogen sich den

anderen Bewohnern, wenn sie nicht stark genug waren, ihnen zu widerstehen, und zwar dauerte das lange Zeit. Ich glaube nicht, daß man etwas derartiges bei einem Volke von Einwanderern auf einer Insel nachweisen kann; bei ihnen wird die Losung sein Sieg oder Tod, d. h. Unterdrückung der Aboriginer oder Vernichtung der Eindringlinge in verhältnißmäßig kurzer Zeit, oder endlich vollkommene Vermischung. Will man schließlich annehmen, daß die Einwanderung von Malakka oder von Celebes oder von Malakka via Celebes stattgefunden hat, so glaube ich, steht dem nichts im Wege, denn wenn man sie für die Aboriginer von Java hält, kommt man wahrscheinlich auf eine Periode, wo man doch nur wenig Aussicht hat, noch Stützpunkte für eine einigermaßen haltbare Hypothese zu finden; ich habe mich mit Vorliebe seit einiger Zeit mit auf die Wanderungen der Völker im malayischen Archipel bezüglichen Fragen beschäftigt, glaube aber, daß, wenn selbst das vorhandene Material vollständig und tüchtig durchgearbeitet, ja wenn in den angrenzenden Ländern systematisch und nach ein und demselben Ziele hin gearbeitet würde, es doch unmöglich wäre, mit einiger Sicherheit über eine gewisse Periode zurück zu greifen.

Ich sprach oben von einem Zeitungsartikel, den Herr Ketjen (a. a. O. XXVIII) im Auszuge mittheilt; ich kann es mir nicht versagen, hier auch die Ansicht des mir unbekannten Verfassers vollständig anzuführen, wiewohl ich mit seinen Ansichten, namentlich der Prämisse, durchaus nicht einverstanden bin. Er sagt: „Wären die Kalang die Autochthonen von Java, so müßten sich auch Spuren von krausem Haare bei ihnen zeigen, ebenso wie dies mehr oder weniger der Fall ist bei den Negritos von Manila, den Semang aus dem Inneren von Malakka, den Bewohnern der Nicobaren, den Mincopi von den Andamanen, den verschiedenen Naturstämmen von Indo-China, ja selbst den Papua.“

„Mit Rücksicht auf das Vorhergehende scheint es daher wohl, daß sie früher einen Theil der Rassen ausmachten, welche die Küstenstriche der Halbinsel Malakka im Besitze hatten; von dort haben die Rassen sich unter dem allgemeinen Namen von Malayen über den ganzen Archipel und die umliegenden Küsten verbreitet. Wo sie auf ihren Zügen mit einer ursprünglichen, einheimischen Bevölkerung in Berührung kamen, glückte es ihnen, diese aus den Küstenstrichen nach dem gebirgigen Innern zurück zu drängen (Cochin-China, Borneo, Luzon u. s. w.). Doch von dem Strande, wo sie sich bereits niedergelassen hatten, waren sie, als Hindus und Chinesen und später die Malayen sie bedrängten, genöthigt, sich zurück zu ziehen und die für die Schiffahrt am besten gelegenen Plätze dem Stärksten zu überlassen. So wurden im mittleren Java die Kalang, welche ihren Namen von früher, als Malakka noch ihre Heimath war, behalten hatten, aus den Küstenstrichen zurück gedrängt und den ihnen intellektuell überlegenen buddhistischen Einwanderern unterworfen.“

Ich enthalte mich, diesen Worten eine weitere Bemerkung beizufügen und begnüge mich noch die Ansicht, die Herr E. Ketjen ausspricht (a. a. O. XXVIII), anzuführen, wobei ich bemerke, daß ich mich den weiteren Ausführungen, die er folgen läßt und die er selber als gewagte Hypothese bezeichnet, als einer solchen und zwar einer meiner Ansicht nach sehr glücklichen gerne anschließe, im Uebrigen aber dieselbe für nicht genügend durch die Thatsachen unterstützt halte, um sie — nun eben für etwas mehr anzusehen.

In alten Zeiten, vor Ankunft der Buddhisten, sind sie vom Festlande von Vorder- oder Hinter-Indien nach Java gekommen, vielleicht über Celebes, haben sich da niedergelassen und sind stets dem Gottesdienste der Voreltern treu geblieben. Später sind sie durch Sivaiten und Buddhisten nach dem südlichen Java zurückgetrieben worden, haben sich dort neben und zwischen denjenigen Reichen, welche anderen Gottesdienst hatten, zu behaupten gewußt, vielleicht auch einzelne derselben zerstört, doch sind sie stets weiter gezogen und haben sich in neuen Wohnsitzen niedergelassen. Man muß sich vorstellen, daß das Java jener Tage („wie sich mir aus der Tradition in Pekalongan ergab“ sagt Ketjen, und ich möchte dem beifügen: „wie Professor Veth es in seinem „Java“ so plastisch beschreibt“) aus sehr vielen kleinen Fürstenthümern von sehr beschränktem Umfange bestand, die mit einander fortwährend im Kriege lagen und deren Macht stets im Verhältnisse zu der persönlichen Macht ihrer Fürsten und Fürstinnen stand.

Wenn sie durch einen mächtigen Nachbar überwunden wurden, blieben sie oft bestehen und erkannten den Sieger als Lehnsherrn an, um später vielleicht unter einem schwachen Nachfolger die verlorene Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Wenn die Friedensbedingungen zu schwer waren, stand ihnen ganz Java offen, um sich nach einer anderen Gegend zurückzuziehen. In dieser Weise werden auch die Kalang, bald im Glück, bald im Unglück, fortbestanden haben, bis sie unter einem entschlossenen Führer, Boko genannt, sich zum Herrn einiger Fürstenthümer gemacht und das große Reich zu Daha in Kediri gestiftet haben, wobei sie beabsichtigten, ihre Eroberungen im Norden und Osten weiter fortzusetzen. Hierbei trat ihnen ein chinesisches Heer entgegen, welches am Ende des 13. Jahrhunderts ihre Macht brach. Hierauf zogen sie sich in die Wälder zurück, wobei sie sich immer weiter zerstreuten und überall Niederlassungen zurückließen; dabei haben sie sich nie den Buddhisten und Siwaiten unterworfen, vielmehr stets ihre Unabhängigkeit und gottesdienstlichen Gebräuche bewahrt. Später haben sie dagegen mit den kräftig centralisirenden mohammedanischen Fürsten von Mataram ein Abkommen getroffen und sind ihnen zinspflichtig geworden. Es scheint erwiesen, daß sie mit diesen als ein selbstständiges Volk unterhandelt und die Oberherrschaft von Mataram anerkannt haben. Dabei haben sie sich zur Bezahlung eines Kopfgeldes und zur Dienstleistung als Waldarbeiter und Holzfäller verbunden, doch sich den in der Nähe wohnenden javanischen Häuptlingen nicht unterworfen; im Gegentheil wußten sie ihre eigene Selbstregierung zu handhaben, hatten am Hofe einen eigenen Vertreter (wennschon einen an ihre Spitze gestellten javanischen Großen) und blieben im ungestörten Besitze ihres Gottesdienstes. Wie sie unter der Kompagnie nach und nach sich mit den anwohnenden Javanen verschmolzen haben, ist schon zur Genüge erörtert worden.

In dem Vorhergehenden glaube ich die mir gestellte Aufgabe so weit gelöst zu haben, als die Umstände es hier gestatten; ich hätte noch einige Worte über den von Herrn Forbes hinsichtlich der Kalang begangenen Fehler beizufügen.

Ich kann mich hierüber kurz fassen, da ich gerade diesen Punkt eingehender in der Revue coloniale internationale (Août 1885) bei Besprechung des Forbes'schen Buches ausführlicher behandelt habe.

Er erzählt, daß er auf einem Berge in Bantam Hindu-Alterthümer gefunden habe, welche von den Bewohnern der Umgegend verehrt werden; daß dies keine außergewöhnliche Erscheinung ist, werden diejenigen Leser des „Globus“ wissen, die sich meiner im 44. und 45. Bande über Glauben und Aberglauben bei Sundanesen und Javanen erschienenen Mittheilungen erinnern. Ich glaube da ziemlich nachdrücklich hervorgehoben zu haben, daß der alte Gottesdienst noch weit verbreitet ist. Weder die Anhänglichkeit an den-

selben, noch die Zugehörigkeit zu einer Genossenschaft, welche wie die Baduwi („Globus“, Bd. 43, Nr. 17 und 18) oder die Heiden vom Tengerschen Gebirge dem Islam auch äußerlich ganz fremd geblieben sind, ruft bei anderen Eingeborenen Scheu und Verachtung hervor, um so weniger, als wohl bei den meisten wenigstens eine Spur vom alten Glauben zu finden ist. Darauf aber läßt Forbes folgen, man habe ihm mitgetheilt, diese Leute seien Kalang oder Karang, worauf er weiter, nach Raffles, über den zuerst genannten Stamm berichtet und dem, wie ich schon früher gesagt habe, in meiner Note einen Hinweis auf fünf Aufsätze folgen läßt, die alle über die Baduwis handeln.

Ich kann nur annehmen, daß ihm die Sache nicht deutlich gewesen ist, denn was er, wie er sagt, an Ort und Stelle gesehen und gehört hat, kann sich unmöglich auf „Kalang“ beziehen. Sollte da wirklich ein Stamm der Kalang leben (was nach allen Mittheilungen und nach meiner eigenen Erfahrung nicht der Fall ist und daß sie in den letzten zehn Jahren dorthin verzogen sein sollten, läßt sich nicht vermuthen, da man ihnen jetzt große Aufmerksamkeit schenkt), dann haben die Angehörigen desselben sicherlich nicht das gethan, was Forbes gesehen und gehört zu haben behauptet; der Widerspruch wäre zu groß.

Kupala, der Johannistag, in Rußland[1].

Unter den schönen Nächten der im mittleren und nördlichen Rußland leider nur kurz andauernden warmen Jahreszeit gilt als die wunderbarste und geheimnißvollste die Nacht vor dem Tage, an welchem die orthodoxe Kirche das Andenken des Vorläufers Christi, Johannes des Täufers, feiert (24. Juni alten Stils).

Eine solche Nacht hat sich, so erzählt der Verfasser, während seines Aufenthaltes in Weißrußland besonders seinem Gedächtnisse eingeprägt. Es war eine stille, bezaubernde, durch ihre Wärme sich einschmeichelnde Nacht, wie sie in den nordwestlichen Gegenden Rußlands uns überrascht und auch einen langweiligen einförmigen Weg angenehm erscheinen läßt. Die Nacht selbst war wie die vorhergehende, aber die auf den Fluren angezündeten Scheiterhaufen erhellten sie und riefen allerlei Betrachtungen über ihre besondere Bedeutung hervor.

Auch in dem kleinsten, unbedeutendsten Dörfchen Weißrußlands bemühen alle Familien bis auf das letzte Mitglied sich, eine besonders erwartungsvolle Miene anzunehmen, wenn die Johannisnacht heranbricht. Alle gehen hinaus aufs freie Feld unter offenem Himmel. In dieser heiligen Nacht schließt sich kein Auge. Die Nacht wird um so anziehender und geheimnißvoller, je näher Mitternacht heranrückt. Je tiefer die Natur in Schlaf sinkt, je stiller und stiller alles wird, um so reger werden die Empfindungen der Menschen: Wer noch nicht allen Glauben verloren hat, zu dem spricht in dieser Nacht die ganze Natur mit deutlicher und klarer Stimme. Sie ist dazu angethan, außerordentliche Wunder zu zeigen. Aufgeweckte und erfahrene Leute in Weißrußland sehen, beobachten, empfinden und erzählen Mancherlei.

Die Fischer erzählen: Sobald nur die Sonne am Horizonte verschwunden ist, so bedeckt sich die Oberfläche aller Seen und aller Gewässer mit einem weißen Schleier, wie im Mondlicht. So klar auch der Himmel sein mag, so still auch die Luft vor Mitternacht, das Wasser beginnt zu glänzen, zu zittern, wird unruhig und wirft kurze aber glitzernde Wellen ans Ufer. Hier zerfallen sie in viele feine Tropfen und jeder Tropfen blitzt in der klaren Luft wie ein schnell verlöschender Stern. Wessen scharfe Augen gelernt haben, das zu sehen, was nicht immer und nicht Jedem sichtbar ist, der sieht und hört diese Bewegung des Wassers in den Seen — ohne Wind und inmitten der tiefsten Ruhe. Und wie sollte nicht Jeder sehen, wenn ihm in dieser Nacht die Augen klar werden? Wie sollte nicht Jeder hören, daß das leichte aber unaufhörliche Wogen des Wassers die schlafenden und wie Kinder in der Wiege sich schaukelnden wilden Wasservögel aufweckt. Auch die Vögel schlafen nicht in dieser Nacht — einmal im ganzen Jahre. Alle Thiere, alle Pflanzen bekommen in dieser Nacht die Gabe der menschlichen Rede und eine übernatürliche Kraft; sie kommen zusammen und plaudern mit einander von ihrem Leben und ihren Angelegenheiten. Die Waldhüter erzählen: Die Fichten ziehen ihre tief im Boden steckenden starken und kräftigen Wurzeln heraus, und mit ihren Zweigen rauschend, wandern sie in die benachbarten Forste und führen Unterhaltungen über das Erlebte und das Gedachte mit ihren Genossen, gerade so wie die lebendigen Menschen. Unschöne Tannen kommen auf ihren gebogenen und krummen Wurzeln wie auf Stelzen einher, plaudern auch, beneiden die Fichten und beklagen sich über ihre sandigen, erbarmungslos von der brennenden Sonne erwärmten Standplätze. Die Eichen kommen aus den Niederungen und den Thälern, bilden einen grünen Kreis, gedenken ihrer großen Erfolge, ihrer alten Verdienste und ihres festen Widerstandes gegen alle Stürme und Ungewitter des Lebens. Die Birken und die Linden rühmen sich vor einander ihrer Schönheit, betonen die Menge der Vortheile, die sie den Menschen ohne Vergelt gewähren — sie lärmen lauter und mehr wie die anderen. Und zwischen ihnen leuchtet hoch mit rothem Feuer gerade um Mitternacht die geheimnißvolle Wunderblume des Farnkrautes (des Bärlappes). Sie wächst sehr schnell; nicht jeder sieht sie; man muß acht haben — in der Johannisnacht um Mitternacht in tiefem Waldesdickicht, wohin kein Hahnenschrei dringt. Dort muß man mit einer geweihten Kohle einen Kreis ziehen, ein Handtuch ausbreiten und sich in die Mitte setzen, dabei in den Händen ein Messer und ein Kreuz halten. Zur rechten Zeit muß man sich in die Haut am kleinen Finger der linken Hand schneiden und dahin die Blume legen, dann fängt sie an wie Feuer zu leuchten und aufzublühen. — Um einen guten Erfolg zu haben, muß man die Geister beschwören können und sich vor keinem Teufelsspuke fürchten, so schlau, so kriechend, so lächerlich er wäre, so viel auch dabei geschrien und gelacht würde. In dieser fürchterlichen Nacht hat die unreine Macht, hat der Böse seinen freien Willen, und an diesem Festtage des Bösen werden die Menschen verspottet und verhöhnt, betrogen und überlistet. Der böse Geist feiert seine lärmenden Feste. Die unreine Macht ist unruhig wie im

[1] Nach dem Russischen von S. Maximow.

Fieber, erzeugt Wirbelwinde, spielt mit ihnen auf allen Wegen und auf jedem Kreuzwege. Wer sich nicht fürchtet, sondern die Wunderblume in der Mütze oder in der linken Hand hält, kann ruhig bis zum zweiten Hahnenschrei sitzen, dann wird alles ruhig — es schwindet alles Böse — und geht hinab zur Hölle. Mehr als einer der kühnen Burschen hat bis zum ersten Hahnenschrei gesessen, hat sich nicht gefürchtet und sich nicht irre machen lassen bis zum zweiten Hahnenschrei, hat über den Donner und den Blitz gelacht, welchen die bösen Geister absichtlich auf ihn herabgeschickt haben. Er trat aus dem Kreise heraus und ging heim, ohne sich umzuschauen, so sehr ihn auch die Wunderblüthe des Farnkrautes aufregte, jene Blüthe, welche verborgene Schätze anzeigt und sie entdecken hilft, welche die Menschen reich und zufrieden macht. Alles ist gut. Er geht auf der Straße einher, den Kopf in die Höhe, die Brust heraus wie ein großer Herr. Er muß eigentlich beim Gruße das Haupt entblößen, aber in seiner Mütze ist solch ein Schatz, vor dem Jeder sich beugt. Aber die Vorübergehenden reden und flüstern einander zu, daß der glückliche Mensch nicht stolz und hochmüthig sein solle, daß er die Mütze vom Kopfe ziehen und sich gehörig beugen solle. Und wahrhaftig, jetzt im Besitze des Schatzes, warum soll er der Obrigkeit nicht die schuldige Ehrfurcht bezeugen, nicht weil er sich fürchtet, aber weil er sich freut? — Erst zu Hause in seiner Hütte hört der Bauernbursche die Hähne schreien.

Die Kleinrussen wie die Weißrussen kennen viele Hügel, auf welchen dem Volksglauben nach Teufel und Hexen ihre Versammlungen halten; deshalb gebrauchen sie dagegen gewisse Vorsichtsmaßregeln. Teufel, Hexen und Werwölfe eilen auf Ofenkrücken, Ofenbesen oder anderen Gegenständen an jene Stellen. Damit die bösen Geister nicht die Hausthiere fassen und quälen, läßt man das Vieh gar nicht auf die Weide und hängt in den Ställen geweihte Kräuter auf. Keine einzige Hausfrau läßt in der Johannisnacht die Kühe aus dem Hofe, sonst werden sie von den Hexen gemolken und die jungen Kälber gehen zu Grunde. Die Zauberer fertigen auf dem Felde aus Aehren Bündel an (russ. Salom[1]), sie schlingen Knoten und meinen damit, das Vieh derjenigen, welche ihnen nicht wohlgesinnt sind, zu schädigen; dagegen hilft kein Kreuz.

In dieser Nacht schaukeln sich die Wassernixen (Russalki) in den Zweigen der Bäume, lächeln lieblich und schmeichelnd und locken die jungen Burschen zu gefährlichen Spielen in das tiefe Wasser.

Uebrigens kann nur derjenige alle Wunder der Johannisnacht sehen und nur der alles hören, dem es glückte, die Blume des Farnkrautes zu erlangen. Aber das ist sehr schwierig, ja fast unmöglich, — doch bietet denjenigen, welche nicht so hoch mit ihren Wünschen hinaus wollen, die Johannisnacht andere Kräuter, die viel Kräfte besitzen. In solchen Kräutern sind die Blüthen von lebhafter Farbe, die heilbringenden Säfte — sehr kräftig. Die Hexenmeister (Zauberer), welche das Volk nicht durch Zauberei und Betrug heilen, sondern durch ihr Wissen und ihre Kunst, versehen sich in der Johannisnacht mit kräftigen Kräutern und Wurzeln. Sie wissen auch die Springwurzel (Steinbrech?) zu finden, welche nur so lange blüht, als man Zeit braucht, um ein Vaterunser zu beten, jene Wurzel, welcher keine Schlösser widerstehen und an welcher beim Grasmähen die stärksten Sensen zerbrechen. Kundige Leute suchen auch jene wunderbaren Gräser auf, an welchen der Thau nie austrocknet. — In der Johannisnacht erscheinen auch die ersten Leuchtkäfer.

Licht und Feuer sind an die Johannisnacht geknüpft, aber es muß ein besonderes Feuer sein, das durch Reiben zweier trockener Brettchen erzeugt wird, dann wird es nicht durch teuflische Macht ausgelöscht. Das Aufrichten der Scheiterhaufen muß gleichfalls in bestimmter Weise geschehen; man bringt alle möglichen alten Sachen und Möbeln aus dem ganzen Dorfe zusammen und baut daraus die Scheiterhaufen; man nimmt dazu das Pferd von dem einen Bauern, den Wagen von einem anderen und die Räder von einem dritten, und so weiter, jeden einzelnen Gegenstand von einem anderen Besitzer. Auf die Scheiterhaufen wirft man alte Kleider, Lappen, abgetragene Schuhe u. s. w. Man errichtet dieselben so, daß sie eine möglichst lange Reihe bilden. Man springt durch die Feuer — um gereinigt zu werden, tanzt um dieselben, singt besondere Lieder und erwartet so den Sonnenaufgang. Kurz vor demselben eilen alle, sich in das Wasser zu werfen und zu baden; wer das nicht wagt, wird bespritzt und begossen. Hierin besteht das Wesentlichste der Ceremonie in der Johannisnacht; der Hauptaberglaube ist eben an den Aufgang der Sonne und an das Verschwinden der Nacht gebunden, die schlaflose, feierliche und furchtbare Johannisnacht.

Vor den Blicken aller erscheint nun das Tagesgestirn am Himmel und vergoldet die Gipfel der Hügel und Wälder — eigentlich wie an allen Tagen. Der ungläubige Zuschauer, wie ein gleichgültiger Fremder, sieht nichts Besonderes bei einem Sonnenaufgange nach der Johannisnacht. Es sehen, glauben und verstehen nur jene reinen Seelen, welche mit immer schwächer werdender Stimme die Lieder am verlöschenden Feuer singen und mit ermüdeten Füßen noch die letzten Tänze ausführen. „Es öffnen sich die Augen ihrer Seele, sie sehen ein wunderbares Wesen“, so heißt es in einem Liede. Sie behaupten und wollen Anderen es klar machen, daß die Sonne an diesem Morgen ganz besondere Erscheinungen wahrnehmen läßt.

Alle die abergläubischen Gebräuche, welche auf heidnischen Anschauungen beruhen und welche von besonderen Spielen und festlichen Gesängen begleitet sind, leiten uns zu jener Leben spendenden und Leben schaffenden Quelle, zu deren Ehre jenes uralte, slavische Volksfest gefeiert wird. — Unter dem Einflusse des Christenthums wurde die Johannisnacht als die letzte Frühlingsnacht, der Johannistag als der erste Sommertag gefeiert, obgleich der Anfang des astronomischen Sommers schon zwei Wochen früher fällt.

Viele Gebräuche der Johannisnachtfeier, besonders wie dieselbe in Weißrußland begangen wird, weisen auf die ältesten Zeitepochen. So z. B. werden die Scheiterhaufen angezündet durch Feuer, das nach der Weise der vorgeschichtlichen Menschen erzeugt, durch Dünger genährt wurde — um dadurch den Sommergott „Kupala“ zu ehren. Die Hausthiere werden dadurch vor den bösen Geistern behütet, daß man Brot, Salz und Licht, welche zur Zeit des Winterfestes „Gromniza“ geweiht wurden, an ihre Hörner bindet. Man personificirt den Gott Kapula selbst, indem man einen Pfahl in die Erde stößt und ihn mit Stroh umwickelt, so daß eine Art Puppe daraus entsteht; in Kleinrußland macht man eine wirkliche Puppe, verziert sie mit

[1]) Der Glaube an die Salom oder Sakrut, eine Art Hexerei, erfordert eine Erklärung: Salom oder Sakrut nannte man Getreidestengel, welche zu einem Geflecht oder Knäuel zusammengeballt sind, in ihnen befindet sich Salz, Erde oder eine Kohle oder ein Stück Eischale. Die Kohle muß aus dem Ofen desjenigen genommen sein, dem man etwas Böses zufügen will, die Erde vom Grabe der Eltern. Ein böser Mensch spricht eine Verwünschung aus, und bricht den Stengel nach rechts und dreht ihn auf die linke Seite. Derjenige, der darunter leidet, muß den Ort, wo er das Geflecht fand, umpflügen; er darf nichts berühren, sonst stirbt er, er muß einen Zauberer rufen.

Kränzen und Bändern und nennt sie Marena. Die Jungfrauen singen und tanzen um dieselbe herum; die Jünglinge schleichen heran, um ihnen die Puppe zu entreißen, die Jungfrauen machen eine neue, aber auch diese nimmt man ihnen, zerreißt sie und wirft die Stücke aufs Feld oder ins Wasser. In Weißrußland sieht man in dieser Nacht bis zum Morgen die Weiber — im Dorfe wie in den Gemüsegärten — im Hemde und mit gelöstem Haar; sie laufen dreimal um die Beete, setzen sich nieder, schlingen die Haare um das Haupt und befestigen sie mit dem üblichen Kopftuche (Nametka genannt). Dieses geschieht, damit das Gemüse gut gedeiht.

Die Kupala-Feier ist ein sehr beliebtes Fest aller Slaven, besonders aber der Westslaven. — Bei den Großrussen wird der siebente Donnerstag nach Ostern (Semik) als besonderer Festtag gefeiert — aus Birkenreisern werden menschlich aussehende Puppen gemacht; das erinnert an Kupala. Die Großrussen fangen auch am Tage vor Johanni an zu baden, aber nennen den Tag der Agrafena-Kupalniza. Die schönen, lustigen Wassernixen des Südens haben sich im Norden in alte, häßliche teuflische Weiber verwandelt. Man macht noch hier und da eine Puppe — einen jungen oder alten Mann darstellend, man begräbt sie unter Klagen, aber oft auch unter Lachen, aber zu ganz verschiedenen Zeiten: in den Gouvernements Rjäsan und Tambow am 30. Juni, im Gouvernement Wladimir zu Pfingsten.

Das sind alles nur Anklänge an die eigentliche Kupalafeier der Südslaven.

Wir fügen hier über den slavischen Gott Kupalo einige genauere Erörterungen hinzu, welche wir einer eben erschienenen gründlichen Abhandlung des A. S. Faminzyn entnehmen [1]).

In Großrußland kommt der Name Kupalo in Volksgesängen nicht vor; man kennt den Namen nur in Kleinrußland und Weißrußland; hier nennt man das Johannisfest das Fest des Iwan-Kupalo und in den Gesängen wird ebenfalls der Name Kupalo mit dem Namen Iwan vereinigt. Kupalo ist nun nichts Anderes, als die klein- und weißrussische Bezeichnung derselben Gottheit, welche an anderen Orten als Lad, Jarilo bekannt ist. Auffallend ist, daß der Name Kupalo fast gar nicht als Ortsname oder in Ortsnamen vorkommt und daß er in Schriftdenkmälern nicht früher als im 16. Jahrhundert auftritt. Hieraus müßte man eigentlich schließen, daß der Name erst spät entstanden ist; allein unter Berücksichtigung aller derjenigen alten charakteristischen Gebräuche, welche bei Klein- und Weißrussen mit der Johannisfeier verbunden sind, ist es mehr als wahrscheinlich, daß Kupalo statt des älteren Namens irgend eines heidnischen Sonnengottes sich Eingang verschaffte, vielleicht statt des Jarilo, dessen Name in Großrußland, aber auch in Weißrußland sich erhalten hat. Von Seiten der Sprachforscher ist der Versuch gemacht worden, nachzuweisen, daß die Wurzel kup und jar einander in ihrer Bedeutung gleich oder sehr nahe kommen. Jedenfalls ist zu berücksichtigen, daß in Klein- und Weißrußland bei der Johannis- (Kupalo-) Feier eine Puppe, welche Kupalo heißt, oder ein Baum als „Marena" verbrannt oder ins Wasser geworfen wird, und daß diese Ceremonie große Aehnlichkeit hat mit den Gebräuchen, welche üblich sind, beim sogenannten Begraben des Frühlings, der Rusalka, oder bei dem Begräbnisse des Jarilo in Großrußland. Doch ist hervorzuheben, daß die Kupalo-Puppe in Kleinrußland gewöhnlich mit Weiberkleidern angethan ist, daß die Gesänge meist den Namen mit weiblicher Endigung Kupala oder auch Kupalka kennen. Uebrigens ist die Jarilo-Feier an den Peterstag geknüpft.

Kupalo wird von anderen als der Gott der Fruchtbarkeit angesehen und ist vielleicht mit der Ceres zu vergleichen; also würde er auch in dieser Beziehung mit dem Jarilo identisch sein.

Kupalo, als Gott der Feldfrüchte, hat daher diese seine Eigenschaften im Volksglauben auf Johannis den Täufer übertragen — das Volk verehrt heute Johannis den Täufer als Beschützer der Felder. — Die Eigenschaften der alten Sonnengottheit sind schließlich auf Johannes übergegangen.

[1]) Al. S. Faminzyn, Die Gottheiten der alten Slaven. Eine Untersuchung. Erste Lieferung. St. Petersburg, 1885. S. 268 u. ff.

Das Strohfest am Hofe von Joruba.

Nur selten einmal, oft Jahrzehnte hindurch nicht, erhält man Nachrichten aus manchen afrikanischen Ländern; im schwarzen Erdtheile können Königreiche entstehen und vergehen, ohne daß wir sobald etwas davon erfahren. So haben wir neuerdings erst die Kunde erhalten, daß das Reich Aschanti bei weitem nicht mehr den Umfang hat, welcher ihm auf vielen ganz modernen Karten zugeschrieben wird. Dahome dagegen, dessen Küste, die sogenannte Sklavenküste, fast ganz von Engländern, Deutschen und Franzosen in Besitz genommen ist, scheint sich dafür durch Raubzüge gegen seinen östlichen Nachbar, das Reich Joruba, entschädigen zu wollen, dessen zusammengeraffte Truppen vor den muthigen Amazonen Dahomes nur schlecht standhalten. Ueber Joruba haben wir neuerdings durch eine Reisebeschreibung der katholischen Missionare Chausse und Holley (s. Les Missions Catholiques 1885, Nr. 814 ff.) einige Nachrichten erhalten, die, so wenig erschöpfend sie auch in vieler Hinsicht sind, doch mit Dank anerkannt werden müssen. Es geht daraus hervor, daß im Principe der Häuptling von Ojo (nördlich von Ibadan) als König von ganz Joruba angesehen wird. „Die Städte Ogbomoscho, Ibadan, Isehin, Fiditi und zwanzig andere kleine Ortschaften, sowie ein Hundert Dörfer erkennen seine Oberherrschaft an und zahlen ihm Tribut. Aber Ibadan ist mächtig geworden; der kriegerische Geist, welchen die Könige von Ojo bei den Einwohnern dieser Stadt erweckt haben, die ausschließliche Lust an Kriegszügen und die Neigung, auf die Befehle und Verbote des Königs keine Rücksicht zu nehmen, haben eine Rivalität erweckt, welche Gefahren für das ganze Reich in sich birgt; denn Ibadan, welches sich stark fühlt, wartet nur auf eine Gelegenheit, um sich von Ojo unabhängig zu machen, und um sein Ziel sicherer zu erreichen, hat es sich im Geheimen mit dem Könige von Isehin verbündet und auch diesem die Unabhängigkeit ver-

sprochen. Daher die krumme Politik, welche von dem Könige von Ojo und seinen Beamten viel Geschicklichkeit erfordert, um Uebergriffen der Einen zu widerstehen und den Ruin der Anderen abzuhalten.“ (A. a. O., S. 47.)

Auf der dem Holley'schen Reiseberichte beigegebenen Karte wird das Gebiet Ketu, dessen Hauptstadt 1882 von Dahome zerstört wurde, und das Land der Egba-Neger mit der großen, an 100 000 Einwohner zählenden Stadt Abbeokuta, beides Gebiete, welche südwestlich von dem eigentlichen Joruba liegen, zu diesem gerechnet; dagegen trennt sie die aus dem Anfange der 80er Jahre herrührende „Map of Lagos and adjacent native territories, by W. G. Lawson“ davon ab. Es scheint letzteres das richtigere zu sein; die Egba haben wohl, nachdem das alte Reich Joruba im dritten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts durch die mohammedanischen Fellata zerstört worden war, um das rasch aufblühende Abbeokuta ein neues unabhängiges Gemeinwesen gebildet. Wenn Egba zu Joruba gezählt wird, so scheint das mehr in Erinnerung an den historischen Zusammenhang zu geschehen, und auch Holley und Chausse nennen unter den dem Könige von Ojo tributpflichtigen Orten nicht Abbeokuta, eine der größten Städte von ganz Afrika, sondern nur die beiden nördlichsten Orte des kleinen Egba-Bezirkes, nämlich Berekudo und Eruwa.

Im Folgenden geben wir nach den genannten Missionaren die Schilderung des „Strohfestes“, bei welchem der Oberherrscher von Joruba eine Art Heerschau über seine Unterthanen abhält.

Das Feuer — schreiben sie a. a. O. S. 53 ff. — ist ein schreckliches Werkzeug in der Hand der Neger und besonders in Ojo. Keine Stadt in den Staaten Tapa, Ilorin, den Ländern der Ischescha oder Egba hat in Bezug auf zahlreiche Brände eine traurigere Berühmtheit als Ojo. Wegen der geringsten Kleinigkeit steckt man dort das Haus des Nachbarn an, und wenn man nicht, ohne entdeckt zu werden; über die trennende Mauer steigen kann, so nimmt man seine Zuflucht zu einem brennenden Pfeile. Wir sind täglich Zeugen eines derartigen Unglückes gewesen. Zwei Tage nach einem Brande, der uns selbst fast zu Grunde gerichtet hatte, wurde versucht, bei hellem Tage das Haus des ältesten Sohnes des Königs niederzubrennen und in der Nacht darauf überlieferte eine geschicktere Hand das Haus des obersten Eunuchen, welches an die Palastmauer anstößt, den Flammen. Darum ist es auch nicht wunderbar, wenn alljährlich alle Hausvorstände ohne Ausnahme einen großen Vorrath von Stroh schneiden lassen, den sie in Haufen so lange auf dem Felde aufbewahren, bis sie ihn in die Stadt bringen lassen dürfen.

Der König von Joruba, welcher wie alle anderen Sterblichen in der Hauptstadt der Rache seiner Unterthanen ausgesetzt ist, hat nun allen Städten seines Reiches einen Tribut an feinem und sauber zugerichtetem Stroh auferlegt, dessen Ablieferung alljährlich Anlaß zu einem Feste giebt. Während der, diesem Feste vorausgehenden Woche schickten alle Städte und Dörfer das zur Unterhaltung der königlichen Dächer erforderliche Stroh nach Ojo. Dieser Tribut ist indeß nur ein Vorwand, um die Ortschaften überhaupt zu einem Zeichen der Unterthänigkeit gegenüber dem Könige von Ojo zu nöthigen; denn dieser hat mehr Sklaven, als nöthig sind, um an einem einzigen Tage Stroh genug für sämmtliche Hausdächer der Stadt zu schneiden.

Eine dreifache Salve aus Kanonen verkündete den Beginn des Festes. Eine zahllose Volksmenge drängte sich auf dem großen Platze unmittelbar vor dem Hauptthore des Palastes, und die Deputationen mit ihren Häuptlingen warteten auf den Augenblick, der sie vor den König führen sollte. Unter einem der Pavillons, welche neben dem Palaste sich erheben, hielt derselbe Hof; bekleidet war er mit einem reichen Seidenschurze, und Kopf und Gesicht bedeckte eine kolossale Tiara aus einer Art Achat, die von Ilorin kommt. Eine solche Krone kostete in Abbeokuta einige tausend Sack Kaurimuscheln, mehr als 1000 Pfd. Sterl. Ein langes Spalier, aus Palastbeamten gebildet, führte zum Throne des Monarchen, und zu beiden Seiten desselben waren sechs riesige rothe Regenschirme, deren jeder einem ganzen Bataillon hätte Schutz gewähren können, symmetrisch aufgestellt und wurden von kräftigen Negern, die bis zum Gürtel nackt waren, gehalten. Unmittelbar vor dem Könige stand etwas zur Linken der Scharfrichter, ein wahrer Riese, athletisch gebaut und gleichfalls nackt, und einige Schritte entfernt die vier Ober-Eunuchen, welche die Botschaften ihres Gebieters bald hierhin, bald dorthin zu bringen hatten. In gewissen Abständen waren überall Lanzenträger und Wachen aufgestellt, deren Aufgabe es war, die Deputationen vorzuführen und die zudringlichen Neugierigen fernzuhalten.

Die zahlreichen Prinzessinnen von Geblüt, Töchter des regierenden Königs, saßen zur Rechten desselben; sie hatten sich zu dieser feierlichen Gelegenheit Körper und Gesicht mit Zinnober beschmiert, wodurch das Weiße in ihren Augen grell hervortrat. Auf derselben Seite befanden sich die Frauen des Königs, alte und junge, alle in gleicher Weise strahlend, reich gekleidet und geschminkt; sie trugen Kappen von rother und grüner Seide. Zur Rechten befanden sich die Awewa und unter einem großen Familienregenschirme die Musiker und Trommler, welchen einen entsetzlichen Lärm verursachten.

Sobald die Ordnung hergestellt war, stellte man uns dem Könige vor, der uns sehr höflich empfing und uns unter einem schattigen Baume Platz nehmen ließ, von wo aus wir Alles sehen und hören konnten. Zuerst erschien der Basorun oder Stadtkommandant, nur mit einem Schurz um die Lenden und gefolgt von etwa 40, fast nackten Sklaven, um sich vor dem Könige im Staube zu wälzen. Er legte sich platt auf den Bauch und küßte die Erde, was seine Sklaven lautlos nachmachten; dann sprangen sie mit einem Satze auf die Füße, eilten zurück, streuten sich Staub auf die Köpfe und warfen sich wie vorher zu Boden; dreimal wurden diese erniedrigenden Ceremonien wiederholt. In gleicher Weise defilirten länger als drei Stunden hindurch die Abgesandten von Ogbomoscho, Fiditi, Ischin, Awaje, Eruwa, Berekudo, Idofin, Akomorin, Awe, Okefo, Saki, Ilorin, Ibadan und die tributpflichtigen Stämme letzterer Stadt und mehr als 60 weiterer Dörfer, von denen mehrere, wie Ino, Tausende von Bewohnern haben.

Von so viel Unterwürfigkeit zeigte sich dann auch schließlich der König zufrieden gestellt und ließ eine große Masse Hirsebier, Fleisch, Mais- und Yamsbrei vertheilen, worin sich die Gäste des Palastes sehr geschickt theilten. Zum Beschlusse des feierlichen Tages begab sich der König, umgeben von seinen aus Leibeskräften tanzenden Weibern, nach dem äußeren Hofe, um die Strohhaufen, den Tribut seines ganzen Reiches, in Augenschein zu nehmen. Dieser lärmende Zug dauerte länger als 20 Minuten, worauf der König, der genug zu haben schien und sich offenbar nach Ruhe sehnte, in den Palast zurückkehrte.

Nachdem man solchen Festen beigewohnt hat, ist man angeekelt von dem Stolze der Einen, der Gemeinheit der Anderen, von der Habsucht der Beamten und der Thorheit der großen Menge. Aber trotz dieses äußeren Pompes und dieser Unterthänigkeit, dieser erniedrigenden und kriechenden, bis zum Ueberdrusse wiederholten Ceremonien sieht

man doch, daß das alte Königreich Joruba die Tage seines Glanzes hinter sich hat und sich seinem Ende zuneigt. Ein Uebermaß von Bedrückungen von Seiten der Großen hat bei den sklavischen Unterthanen Mißtrauen erweckt, und letztere warten nur auf den günstigen Augenblick, um jene zu verrathen. Sie werden alsdann ihre Herren wechseln, aber werden damit zufrieden sein; sie werden gehorchen, aber doch einen Herrn ihrer Wahl haben.

Kürzere Mittheilungen.

Goldwäschereien in Korea.

Ueber Goldwäschereien in Korea berichtet der englische Vice-Konsul Carles Folgendes (Parl. paper 4522, Korea, Nr. 3, 1885): Er verließ Seoul am 20. April mit Herrn Allen vom englischen Konsulate. Die Bagage wurde auf Packpferden mitgeführt, doch sie selbst schickten ihre Ponies am zweiten Tage zurück und setzten die Reise zu Fuß fort, was ihnen Gelegenheit gab, häufig vom Wege abzuweichen und sich mit dem seitwärts gelegenen Lande bekannt zu machen. Am 22. April hatten sie hinter dem kleinen Dorfe Yang-dam eine Höhe von 110 Fuß erstiegen und erreichten zwischen großen Lavablöcken, die neben dem Wege lagen, eine weite, sich gegen Norden erstreckende Fläche. Etwa 40 Meilen weit setzt sich dieselbe zwischen 100 bis 140 Fuß hohen Lavawänden und gegen Norden gleichmäßig ansteigend, beinahe ununterbrochen fort; die Angaben über die weitere Fortsetzung gegen Norden hin waren zu unbestimmt, um dieselben hier anzuführen. Obwohl man manche kegelförmige Hügel sieht, bemerkt man doch keinen Krater, der das Vorhandensein der erstaunlichen Massen Lava erklären könnte; auch hörte man nicht von dem Vorhandensein heißer Quellen und der Schwefel muß aus China herbeigeschafft werden; es scheint demnach, als ob der ungeheure Ausbruch im Thale selbst stattgefunden und den Vulkan selbst vollständig begraben habe.

Die erste Goldwäscherei wurde bei einem kleinen Dorfe Kaneug-kai angetroffen, wo 270 Mann beschäftigt waren. Einschnitte waren in das Gerölle längs des Ufers gemacht; die Leute arbeiteten in Abtheilungen von je sechs, wovon einer das hölzerne Gefäß sehr geschickt behandelte. Nur kleine Goldtheilchen wurden gefunden, aber dieselben schienen gleichmäßig vorzukommen und das Ergebniß viel günstiger zu sein, als Carles es an irgend einem anderen Orte in Korea beobachtet hatte. An zwei verschiedenen Plätzen, die er besuchte, und die, wie man ihm erzählte, einen gleichen Durchschnittsertrag geben, lieferten drei Füllungen des Gefäßes mit Erde (was ungefähr einer einstündigen Arbeit der sechs Arbeiter entsprach) fünfzehn, allerdings kleine Stückchen Gold, die auf etwa drei Yard Abstand ganz gut sichtbar waren. Weiter aufwärts im Thale, wo die Leute in kleineren Trupps an der Arbeit waren, war der Ertrag verhältnißmäßig, doch die meisten Goldgräber befanden sich weiter stromab, wo anscheinend eine größere Anziehungskraft besteht.

Ein Umstand, der ihm sehr auffiel, war, daß, wie der Augenschein lehrte und von den Leuten bestätigt wurde, in dem Thale nie vorher nach Gold gesucht worden war. An anderen Fundstätten, die er besucht hat, besonders zu Yongheung und Mansi-tari, ist seit Jahrhunderten Gold gesucht worden und immer wieder hat man Gold gefunden, wenn die Sommerfluthen neues Geschiebe angeführt hatten; in Kaneug-kai jedoch schien man das Geschiebe noch nie vorher untersucht zu haben. Der Fels dort ist von viel härterer Art, als an allen anderen erwähnten Stellen, und obwohl hier und da eine ziemliche Menge Thonschiefer auf den Abhängen der Hügel liegt, so scheint es doch, als ob die jährlich stattfindenden Veränderungen nicht groß genug sind, um den Goldwäschern immer neue Schätze zuzuführen. Ob das Zerkleinern des massiven Quarz zu einem günstigeren Resultate führen würde, kann er nicht beurtheilen, doch die Gegend scheint ihm mehr versprechend als irgend eine andere und verdient den Besuch eines erfahrenen Bergingenieurs, um so mehr, als er auch Gold in den angrenzenden Distrikten finden würde, wo allerdings die Lagerstätte desselben nicht so leicht zu erreichen wäre, als in Kaneug-kai. Etwa zehn Meilen nördlich von der Stadt Chol-won befinden sich die Bergwerke einer alten Hauptstadt aus der Sinra-Zeit. Carles' Neugierde war durch den Anblick einiger Erdwerke in der Nähe von Poun-tjen, sowie durch die mit ihnen in Verbindung stehenden Ueberlieferungen erregt worden, als er im vergangenen Jahre den Distrikt Chol-won passirte. Die Quellen sind über die Lage der Hauptstadt von Sinra nicht eins, da einige den Ort in die Nähe von Kenm-song und andere ihn auf die Ostküste von Kyong-sang Do verlegen. Carles hörte jedoch von Herrn Kondo, dem japanischen Geschäftsträger, daß gegen Ende der Sinra-Dynastie im zehnten Jahrhundert verschiedene kleine Prinzen über Theile des Königreichs herrschten, und es ist wahrscheinlich, daß einer von diesen seinen Sitz in der Ebene von Chol-won in Tai-kul-to hatte. Die Ruinen bestehen aus den östlichen Mauern einer viereckigen Befestigung, deren Seitenlänge etwa 350 Yards betragen hat; das Innere wird von niedrigen Lavamauern durchschnitten, welche scheinbar die Richtung der Straßen und die Fundamente des Palastes andeuten, der, ebenso wie eine kleine Pagode, gegen Süden außerhalb des Forts liegt. Der Palast, obwohl an und für sich klein, ist groß im Verhältniß zur Stadt. Die Fundirungen sind aus Ziegeln aufgeführt, die etwa 14 Fuß hohe Pagode aus Stein, sie besteht aus fünf Theilen, die alle mit Ausnahme des mittelsten achteckig sind. Der oberste und der zweite Stein und der Basis springen über die Seiten vor und tragen kleine Figuren, die an den Ecken der Dachruine stehen; die Seiten des mittleren Steines sind abgerundet; derselbe zeigt in ziemlich roher Arbeit die Lotusblume der Buddhisten en relief. Der zweite Stein von der Spitze ist auf vier Seiten für Verzierungen durchbohrt, die sich jedoch nicht mehr an ihrer Stelle befinden. Es scheint eine unbestimmte Ueberlieferung zu bestehen, daß die Ebene in der Sinra-Zeit mit Lava überschüttet worden ist.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In Band 43 des Sammelwerkes „Das Wissen der Gegenwart“ beschließt Prof. M. Willkomm in Prag seine Schilderung der pyrenäischen Halbinsel (vgl. „Globus“ Bd. 47, S. 303), indem er uns periegetisch durch den Osten, den Süden und die Balearen und Pityusen führt. Den Hauptnachdruck legt er auf die Schilderung der großen Städte; doch wird die Beschreibung jeder Landschaft und Provinz mit einer allgemeinen Uebersicht ihrer physischen Beschaffenheit und ihrer Bevölkerung eingeleitet.

— Ueber die neueste Volkszählung von Konstantinopel (s. oben S. 159) berichtet die „Allgemeine Zeitung“ ferner noch folgende Einzelheiten. Es ergaben sich: Muselmänner 384 910 (Frauen 197 581), Griechen (Raja) 152 741 (Frauen 60 937), Armenier 149 590 (Frauen 65 720), Israeliten 44 361 (Frauen 21 967), Katholiken (lateinische Raja) 6442 (Frauen 3233), Bulgaren 4377 (Frauen 400), Protestanten (Armenier) 819 (Frauen 331), Lateiner (?) 1082 (Frauen 554), fremde Unterthanen 129 243 (Frauen 28 038), zusammen 871 562 Einwohner, von denen 364 751 Frauen sind. Bisher hatte man die Bewohnerzahl theils nach der Mortalität auf 600 000, theils nach dem Brotverbrauche (etwa 300 000 Okka täglich) auf 600 000 bis 650 000 Seelen gerechnet. Die Mohammedaner zählen 364 Schulkinder auf 1000 Seelen, die Griechen 410 und die Armenier 386. Das griechische Patriarchat hat in seinen Listen 180000 Seelen eingetragen; rechnet man dazu die hellenischen Unterthanen, so kommt man auf 240000 griechische Einwohner. Die Pforte zählt etwa noch 50 000 Griechen mit bestrittener Unterthanenschaft.

— Mit Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften bereist Prof. Partsch aus Breslau in den Monaten August bis Oktober dieses Jahres die griechischen Inseln Korfu und Kephalonia, vielleicht auch Ithaka, um geographische und geologische Studien zu unternehmen, Höhenmessungen anzustellen, die Topographie der bisherigen Karten zu berichtigen u. s. w.

Asien.

— Babu Sarüt Tschander Das, ein Beamter des bengalischen Unterrichtsdepartements in Indien, bereits durch Reisen von Dardschiling nach Tibet bekannt, begiebt sich über Colombo, wo er mit Mr. Colman Macaulay zusammentrifft, nach Peking, wo beide im Auftrage der britischen Regierung mit der chinesischen unterhandeln sollen, damit die bestehenden Hindernisse für den Handel an der tibetischen Grenze aufgehoben werden. Damit würden sich den tibetischen wie indischen Kaufleuten große und gewinnverheißende Märkte erschließen.

Afrika.

— Der französische Kommandant von Obok hat auf die Nachricht hin, daß England sich des Hafens Ambadu bemächtigen wolle, denselben besetzt. Ambadu ist ein Chor, der südlich gerade gegenüber von Tadschura in die Bucht Gubbet Harâb, an welcher Obok und Tadschura liegen, mündet.

— Eine neuere Nachricht aus Leopoldville vom 18. Juli bestätigt die Auffassung, daß der Kassai sich bei Kwamouth in den Congo ergießt. „Le Mouvement Géographique“ theilt nämlich mit, daß Lieutenant Wißmann zu Wasser von Lubuku (am Lulua unter ca. 5° 57′ südl. Br., 22° 20′ östl. L. Gr. gelegen) in Kwamouth eingetroffen ist, begleitet von den Herren Dr. Wolff, v. François, Müller, Gunsmith (?; wohl Bugslag) und Schneider; Franz Müller und Meyer sind gestorben. Für die Schiffahrt besteht kein Hinderniß. Der Kua-Mfini ist der untere Lauf des Kassai; der Sankuru, der Leopoldsee und der Kuango sind Zuflüsse desselben.

Inseln des Stillen Oceans.

— Wie gemeldet wird, ist der Südsee-Reisende Dr. O. Finsch, Nachrichten aus Neu-Britannien zufolge, Anfang Juni von seiner letzten Forschungsreise mit dem Dampfer „Samoa“ nach Neu-Guinea zurückgekehrt (am 3. September traf er in Berlin ein). Er besuchte, so schreibt die „Kölnische Zeitung“, die Küste von Astrolabe- bis Humboldts-Bai, bekanntlich die am wenigsten bekannte der ganzen Insel. Schouten und le Maire berührten 1616 nur einen Punkt derselben, die Cornelis-Kniers-Bai, die jedoch nicht auf den Karten eingetragen ist und sehr unsicher bleibt. Seitdem wurde dieser Theil der Küste nur 1827 von Dumont d'Urville mit der „Astrolabe“, jedoch nur von Weitem, gesichtet. Der um die Geographie Neu-Guineas so hochverdiente Kapitän Moresby ging (1874), wie sein französischer Vorgänger, ebenfalls außerhalb der Schouten-Inseln herum. Der Hauptgrund, welcher bisher alle Seefahrer von dieser Küste abschreckte, ist die durch Süßwasser weithin getrübte Färbung des Meeres, welche sich weit in See bis zu den Schouten-Inseln erstreckt und von der schon Schouten berichtet. Die Schiffahrt wird dadurch zu einer sehr gewagten; kein Wunder daher, daß sie bisher nicht versucht wurde. Die „Samoa“, unter der bewährten Führung von Kapitän Dallmann, war das erste Schiff, welches diese nahezu 100 deutsche Meilen lange Küste zuerst in ihrer ganzen Ausdehnung befuhr, und unseren deutschen Forschern war es somit vorbehalten, eine große Lücke auszufüllen. Unter den zahlreichen Entdeckungen ist ein großer Fluß (derselbe, welcher die trübe Färbung des Meeres verursacht) besonders hervorzuheben; er zählt mit zu den größten der ganzen Insel. Dr. Finsch's sorgfältige Aufzeichnungen werden daher die für diesen Theil sehr mangelhaft, ja, für den größten Theil überhaupt nicht bestimmte Küstenlinie wesentlich korrigiren und zur besseren Kenntniß, namentlich auch der hydrographischen Verhältnisse, wichtige Beiträge liefern. Dr. Finsch trat an vielen Plätzen mit den Eingeborenen in Verkehr und wußte sich, wie auf seinen bisherigen Reisen, ins beste Einvernehmen mit ihnen zu setzen. Sie sind, innere Fehden abgerechnet, friedliche und intelligente Menschen, keineswegs Kannibalen, sondern eifrige Ackerbauer, die in zum Theil sehr guten Häusern, zu Dörfern vereint, wohnen. Diese Eingeborenen leben noch alle im Alter der Steinzeit und den meisten war sogar Eisen unbekannt. („Allg. Ztg.“)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVIII. № 17.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Courtray und Ypres.

(Nach dem Französischen des M. Camille Lemonnier.)

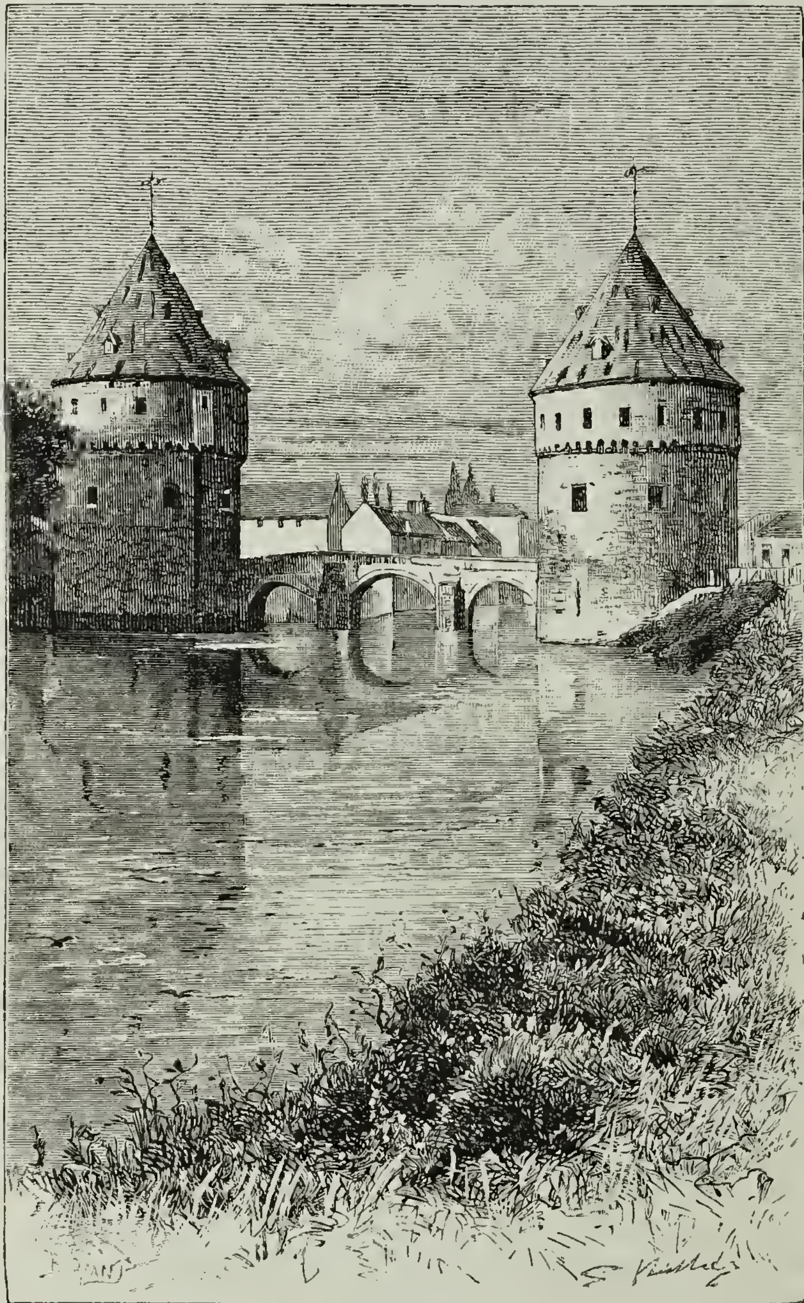
Etwa 10 km von der französischen Grenze entfernt liegt in flacher Ebene Westflanderns Courtray, oder, wie es die Flamänder nennen, Kortrijk, eine schlachtberühmte Stadt. Keine der Waffenthaten aber, deren Zeuge es war, ist berühmter, als die Sporenschlacht am 11. Juli 1302, in welcher die Franzosen unter Robert von Artois unter den wuchtigen Streichen der flämischen Handwerker von Gent und Brügge erlagen. 7000 Ritter kamen um, darunter 700 Bannerherren, 63 Prinzen, Herzoge und Grafen und an 1100 Edelleute; vom Fußvolke, Bogen- und Armbrustschützen blieben gut an 20 000 auf der Wahlstatt; auf derselben sammelten die Sieger 700 Paar goldener Sporen, das Abzeichen der französischen Ritterschaft, und hingen sie in der großen, von Baudouin IX. geweihten Basilika an den Wänden auf. Als 80 Jahre später nach der siegreichen Schlacht von Rossebeck Karl VI. dieselben dort hängen sah, rächte er die frühere Niederlage, indem er Courtray plündern und zerstören ließ, 12. December 1382. Eine echt königliche Vergeltung! Eine kleine, im Jahre 1831 erbaute Kapelle vor dem Genter Thore soll den Mittelpunkt der Schlacht bezeichnen; aber der Bach Groeningne, in dessen schlammigen Wässern die Blüthe französischen Adels den Tod fand, ist seitdem durch das Anwachsen der Stadt verschwunden. Und ebenso wenig hat die Zeit jene Notre-Dame-Kirche verschont, in welcher die Siegesbeute aufgehängt wurde; sie ist durch cannelirte Pfeiler und eine elende Renaissance-Façade ganz entstellt worden und hat von ihrer ursprünglichen, majestätischen Einfachheit nur den Dreibogen am Eingange sich bewahrt.

Wie fast alle anderen Städte hat auch Courtray seinen reichlichen Antheil an den Leiden Flanderns gehabt, so namentlich in den Kämpfen des 17. Jahrhunderts zwischen den Franzosen und Spaniern und während der Revolutionskriege, wo es im Mai 1794 nach heftigen Gefechten von den Franzosen besetzt wurde. Im Februar 1814 war es bald in den Händen der Franzosen, bald in denjenigen der Verbündeten, und am 31. März desselben Jahres besiegten in der Nähe die Franzosen unter Maison 8000 Mann deutscher Truppen unter Thielemann.

Das heutige Courtray erinnert nur gleichsam verstohlen und gelegentlich an das kräftige Aussehen, welches es in früheren Jahrhunderten, während jener Civilisation von Blut und Eisen, gehabt hat. So spiegeln sich in den Gewässern der Lys oder Leye, welche im Pas de Calais entspringt, bei Courtray vorbeifließt und bei Gent sich mit der Schelde vereinigt, zwei Zwillingsthürme, die Broeltoren, Reste der Befestigungswerke aus dem 14. und 15. Jahrhundert, riesigen Pfefferbüchsen ähnlich, deren Oeffnungen von den mit Schutzdächern versehenen Dachluken und den Schießscharten dargestellt werden; ihr kyklopisches Gemäuer, das an 3 m dick ist, steht über das Flußbett hinweg mit einander in Verbindung durch eine Brücke, deren drei stämmige Bogen mächtige Strebepfeiler stützen. Diese uneinnehmbaren Bastionen, denen weder die Feldschlangen früherer

Kriege, noch die Zeit etwas haben anthun können, stehen in einem sonderbaren Gegensatze zu der Gewöhnlichkeit der anstoßenden Häuser mit den regelmäßigen Façaden und abscheulichen schwarzen Fensterreihen, aber ihre kriegerische Bestimmung haben sie längst verloren; ihre weiten, kreisrunden Säle mit den niedrigen Gewölben, in welche nur durch Schießscharten fahle Lichtstreifen einfallen, stehen unbenutzt da. Nur Haken und andere Werkzeuge von Schiffsausladern liegen umher; wenn die Stadt für ihre Alterthümer besorgt wäre, könnte sie diese Räume mit geringen Kosten in ein prächtiges Museum umwandeln. Um so mehr Sorgfalt haben die städtischen Behörden für die Wiederherstellung ihres gothischen Rathhauses verwendet. Von demselben liegen zwei Seiten frei, während die übrigen leider durch anstoßende gewöhnliche Häuser verdeckt sind; das erste Stockwerk zeigt eine Reihe von zwölf Fenstern, die durch Nischen mit Bildsäulen flandrischer Grafen und Baldachinen von einander getrennt sind, und oben schließt das Gebäude mit einer köstlichen, durchbrochenen Ballustrade ab. Im Ganzen ist aber die äußere Ausschmückung des 1526 erbauten Stadthauses einfach. Aber im Rathssaale, der ringsum mit Gemälden geschmückt ist, befindet sich ein prachtvoller Kamin, ein wahres Wunderwerk von Ranken, Laubwerk und Blumengewinden, zwischen denen es von Menschen- und Thiergestalten wimmelt. Zunächst über der Feuerstelle zieht sich ein Streifen hin, der die sieben Todsünden und eine achte obendrein, die Götzendienerei, zuweilen mit ausgelassener Possenhaftigkeit, darstellt. Darüber erblickt man unter rosengeschmückten Bogenwölbungen acht Darstellungen aus der heiligen Geschichte, und in deren Mitte innerhalb einer reich verzierten Nische das Bild Karl's V. mit Reichsapfel und Schwert und darüber acht allegorische Figuren. Ein anderer Kamin, das Werk einer fast ebenso reichen Phantasie, zeigt die Statue der Jungfrau Maria, Albert's und Isabella's, Heiligenbilder und dann eine große Menge von Nischen und Skulpturwerken, darunter einen Moses, der den Felsen schlägt, d. h. den Glauben, und den heiligen Thomas, d. h. den Zweifel, Allegorien derjenigen Eigenschaften, die einem wahren Richter zukommen, der zugleich voller Ungewißheit und voller Zuversicht sein soll.

Gegenüber dem Rathhause liegen die Hallen mit ihrem rothen, viereckigen Thurme, und dicht dabei, fast im Getriebe des Marktes, ein dunkler kleiner Beginenhof, dessen schmale, in tiefes Schweigen versunkene Gassen sich gleichsam in den Schutz des mächtigen Thurmes der St. Martinskirche geflüchtet haben. Beginenhöfe sieht man in jenen Ländern häufig, und der Beschreibung bieten diese Stätten der Zurückgezogenheit und der Andacht wenig Stoff; aber nirgends machen die ärmlichen Hütten, die den Einsturz drohen, die trüben Fenster mit Butzenscheiben, und die Gäßchen, die zwei sich Begegnenden nur schwer Raum genug bieten, einen trübseligeren, weltverlasseneren Eindruck als hier in Courtray.

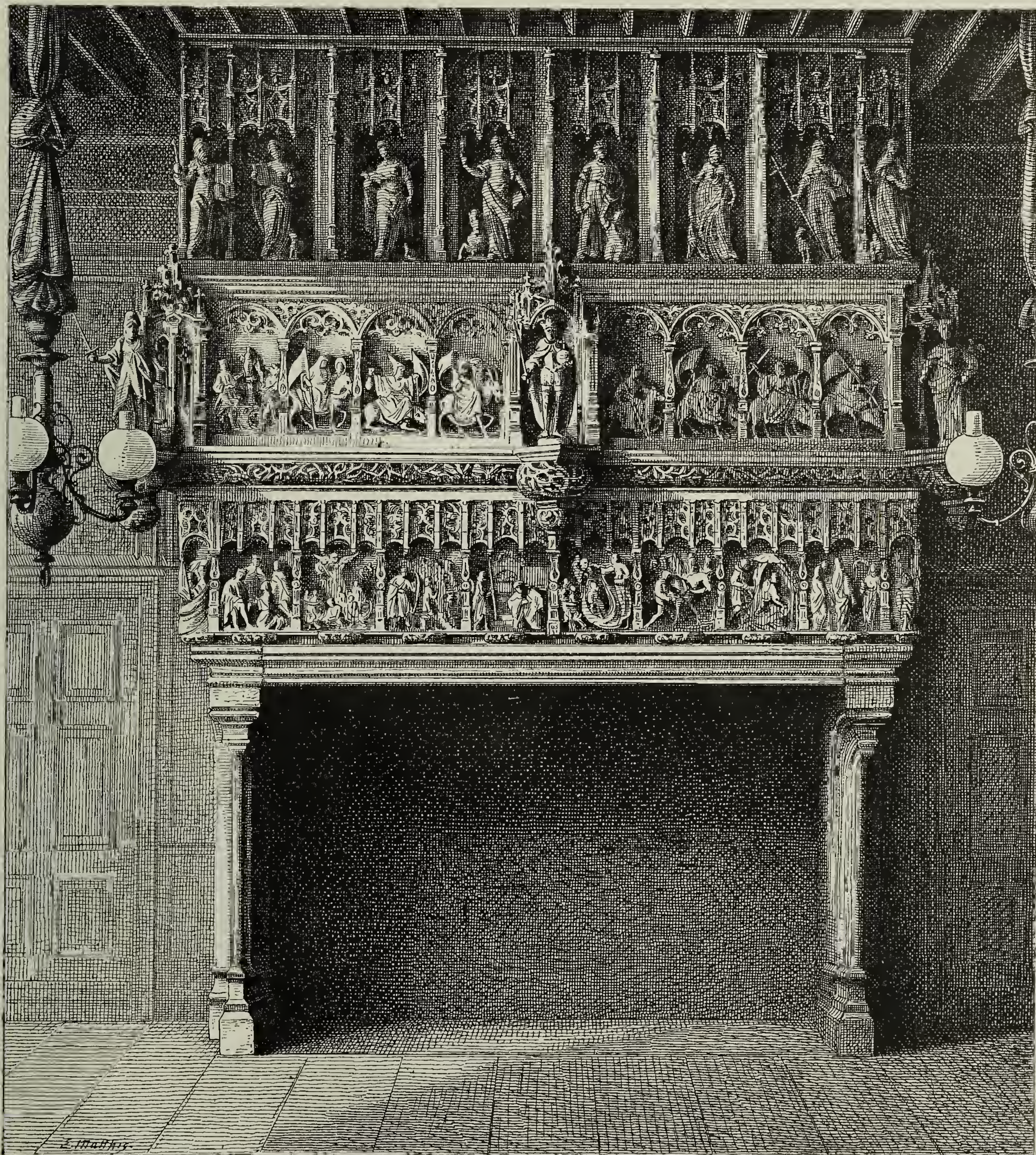


Die Broeltoren. (Nach einer Photographie.)

St. Martin, die eben erwähnte Kirche aus dem 15. Jahrhundert, besitzt einen schönen gothischen Thurm, der leider oben in eine häßliche, zwiebelförmige Spitze ausläuft, und hat im schroffen Gegensatze zu den übrigen Kirchen Flanderns gar keinen Besitz an Werken der Malerei oder Bildhauerkunst; sie wurde 1862 vom Blitze getroffen und brannte bis auf die Umfassungsmauern aus. Dafür enthält Notre-Dame, welche aus dem Jahre 1238 datirt, eines der besten Bilder van Dyck's, die Aufrichtung des Kreuzes. Im Schutze dieser beiden Heiligen gehen die gewerbefleißigen Einwohner Courtrays, deren Zahl sich auf mehr als 26 000 beläuft, ihren weltlichen Geschäften, dem Spitzenklöppeln, Leinwandweben, Färben und Bleichen, nach, ohne Hast und Uebereilung. Nur an Markttagen, wenn aus dem ganzen Lande die Leinwandhändler hierher zusammenströmen, wird der Verkehr auf den Straßen etwas lebhafter.

Fährt man von Courtray westwärts nach Ypres, oder, wie sie die Flamänder nennen, Yperen (sprich Eiperen), so trifft man bald auf Hügel, Dünen nackten Sandes und kreidige, mit Gestrüpp bewachsene Erhebungen, zwischen denen rostfarbige, sumpfige Bäche dahin schleichen. Aber um Menin und Warwick sieht man wieder den echt flandrischen, grünen Wiesenteppich, der so reich ist an Gras und Vieh. Zu Hunderten weiden dort die Herden, die durch ihre Kraft und ihre Fleischigkeit den Stolz des Züchters ausmachen; friedlich liegen die Dörfer mit ihren niedrigen Ziegel- und Strohdächern da, überragt von spitzen Kirchthürmen, ein einförmiger, aber freundlicher Anblick. Der Grund und Boden aber ist hier dem Bauer nicht so sparsam zugemessen, wie um Tamise und St. Nicolas, wo das ganze Land zerstückelt ist wie ein Schachbrett. In langen Streifen ziehen sich hier die Aecker hin und die

Gehöfte, von Wassergräben umgeben, sehen mit ihren Schafhürden, den Gehegen, in welchen die Rinder weiden, und den großen, von Hunden in Bewegung gesetzten Rädern, die zur Butterbereitung dienen, aus, wie kleine Archen Noah, die über die Ebene ausgeschüttet sind. Drüben aber, in nebliger Ferne, zieht sich die französische Grenze hin, und ihre Nähe macht sich äußerlich bemerkbar durch das graue, erdige Aeußere der Ortschaften, die Abnahme der peinlichen flandrischen Sauberkeit und auch durch das Auftreten violetter Ziegelmauern ohne Mörtel. Menin und



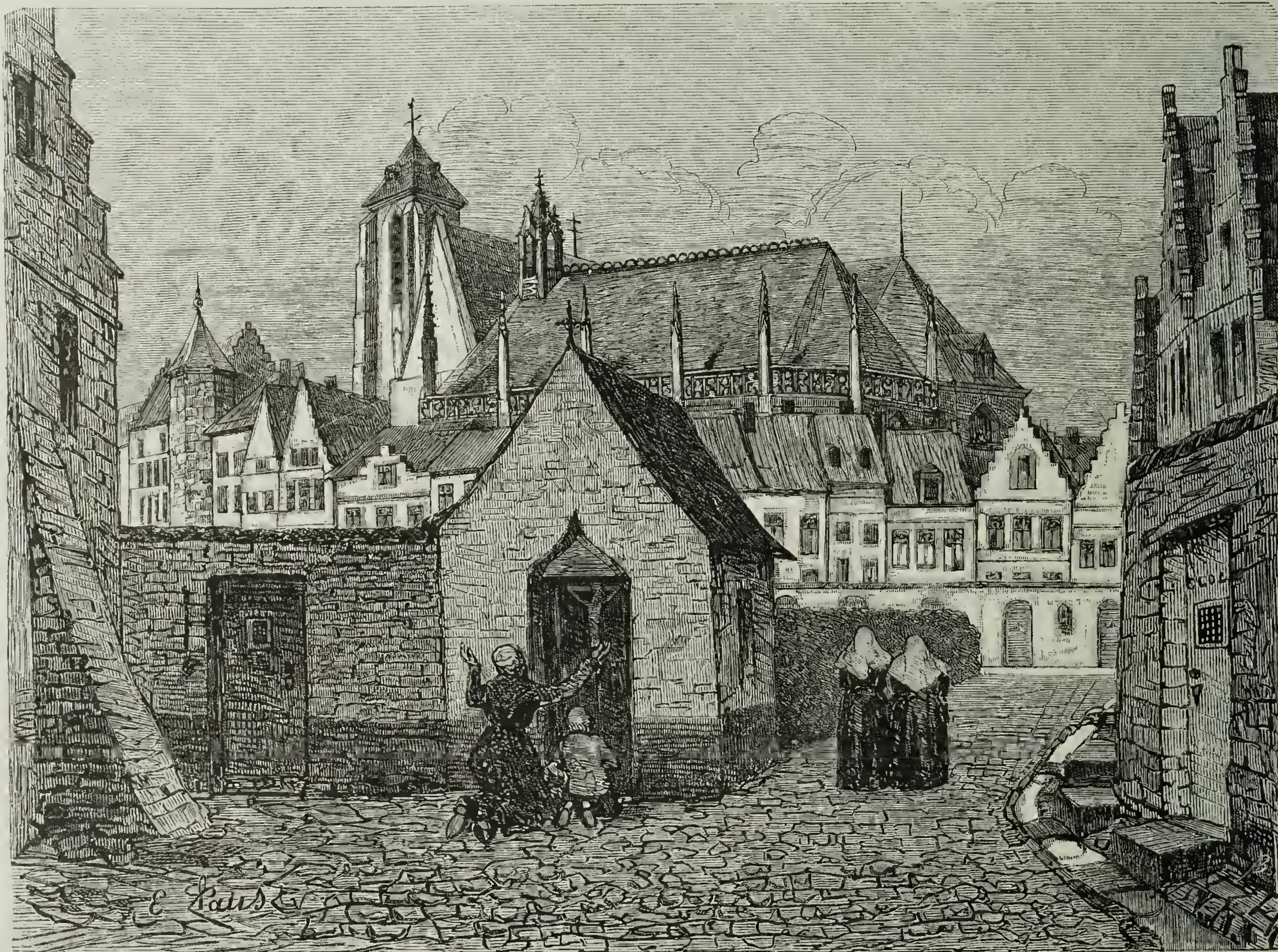
Der Kamin im Rathhause zu Courtray. (Nach einer Photographie.)

Warwick, die durch ihre Tabaksfabriken berühmt sind, sind auch zugleich der Sitz eines ausgedehnten Schmuggels, der seine Rekruten aus den belgischen Grenzdörfern bezieht. Dort betheiligt sich fast Jedermann, entweder offen oder versteckt, an dem gefährlichen Treiben, der Bauer so gut wie der gewerbsmäßige Schmuggler, und alle stehen sie mit einander im Bunde gegen den gemeinsamen Feind, den Zollbeamten.

So lange Napoleon III. auf dem französischen Throne saß, gehörten zu den einträglichsten Schmugglerwaaren die Zeitungen und Broschüren, die in unglaublichen Massen gepascht wurden. Wie viele Nummern der „Lanterne“

zur Zeit ihrer größten Popularität täglich vor der Nase der schärfsten Grenzwächter vorbeigepascht wurden, das entzieht sich jeder Berechnung. Heute ist an deren Stelle die Schmutzlitteratur getreten, welche in Belgien einen ungemein fruchtbaren Boden gefunden haben soll. Indessen sind doch Spitzen, Seide und Tabak die Hauptgegenstände des Schmuggels, zu welchem eine der Gegend eigenthümliche starke Hunderasse abgerichtet und mit Erfolg verwendet wird.

Yperen gehört zu jenen „todten“ Städten, wie sie Holland und Belgien in ziemlicher Anzahl zählen, und wovon wir unseren Lesern in Brügge (vergl. „Globus“, Bd. XLVII, S. 81 ff.) eines der treffendsten Beispiele vorgeführt haben. Worte vermögen kaum zu schildern, wie heruntergekommen diese einstige Metropole ist, dieses große Karawanserai der Völker im 13. und 14. Jahrhundert, das zu einem elenden, schläferigen Provinzialstädtchen herabgesunken ist und nur noch von neugierigen Touristen aufgesucht wird. Für die Wandelung aller Dinge auf Erden kann man sich kein erschreckenderes Beispiel erdenken, als die Unbeweglichkeit des jetzigen Lebens innerhalb des feierlichen, prächtigen Aeußeren, das der Stadt von früher her geblieben ist. Alles ist todt und still; aber wie vor fünf Jahrhunderten ragen zahllose Thürme zum Himmel auf, säumen reiche Giebel die Straßen, ragt wie ein babylonischer Tempel das Hallengebäude empor. Lange vor Brügge und Gent zog die Stadt durch ihre Messen Leute aus aller Herren Länder an. Im 9. Jahrhundert



Der Beginenhof in Courtray.

taucht sie plötzlich als große Stadt auf, ohne daß man von ihren Anfängen viel wußte. Zu Ende des 12. Jahrhunderts besitzt sie schon Urkunden, die sie von der Bevormundung durch Fürsten befreien, Privilegien, kraft deren sie in Frankreich und jenseits des Rheins Handel treiben darf, Vorrechte aller Art, die ihre Messen zu den sichersten Verkehrscentren der Welt machen, und Satzungen zur Regelung ihrer Industrie. 1239 schon tragen ihre Bürger auf Reisen das Schwert, wie die Adligen, und nehmen an der Wahl ihrer Magistrate theil; 1253 errichtet Yperen die ersten Freischulen, von denen die Geschichte zu berichten weiß; Jahr für Jahr wachsen ihre Rechte, erweitert sich ihr Handel und festigt sich ihre Industrie. Die Stadt besitzt Flüsse und kanalisirt sie bis zum Meere hin, ihren Grafen borgt sie Krieger und Geld; 1248 bezahlten ihre Schöffen der Gräfin Margarethe das Lösegeld für ihren in Aegypten gefangenen Sohn Wilhelm, wofür diese sie „ihre lieben Kinder“ titulirt. Nur mit dem Gelde der Tuchmachergilde und der Gemeinde begann man 1285 den Bau der enormen Hallen, dieses „Louvre“ eines freien Volkes, und führte das Riesenwerk in nur wenig mehr als 10 (?) Jahren zu Ende. Aber damals begannen bereits sich Unruhen zu zeigen: die Tuchmacher und Geldwechsler nahmen alle Macht für sich in Anspruch, suchten nur ihren Ehrgeiz zu befriedigen und spotteten des Verlangens der anderen Gewerbe, der Walker, Weber u. s. w., welche auch einen Antheil an der Verwaltung der Stadt beanspruchten. Nur in Folge eines Aufstandes wurde ihnen zuerst eine

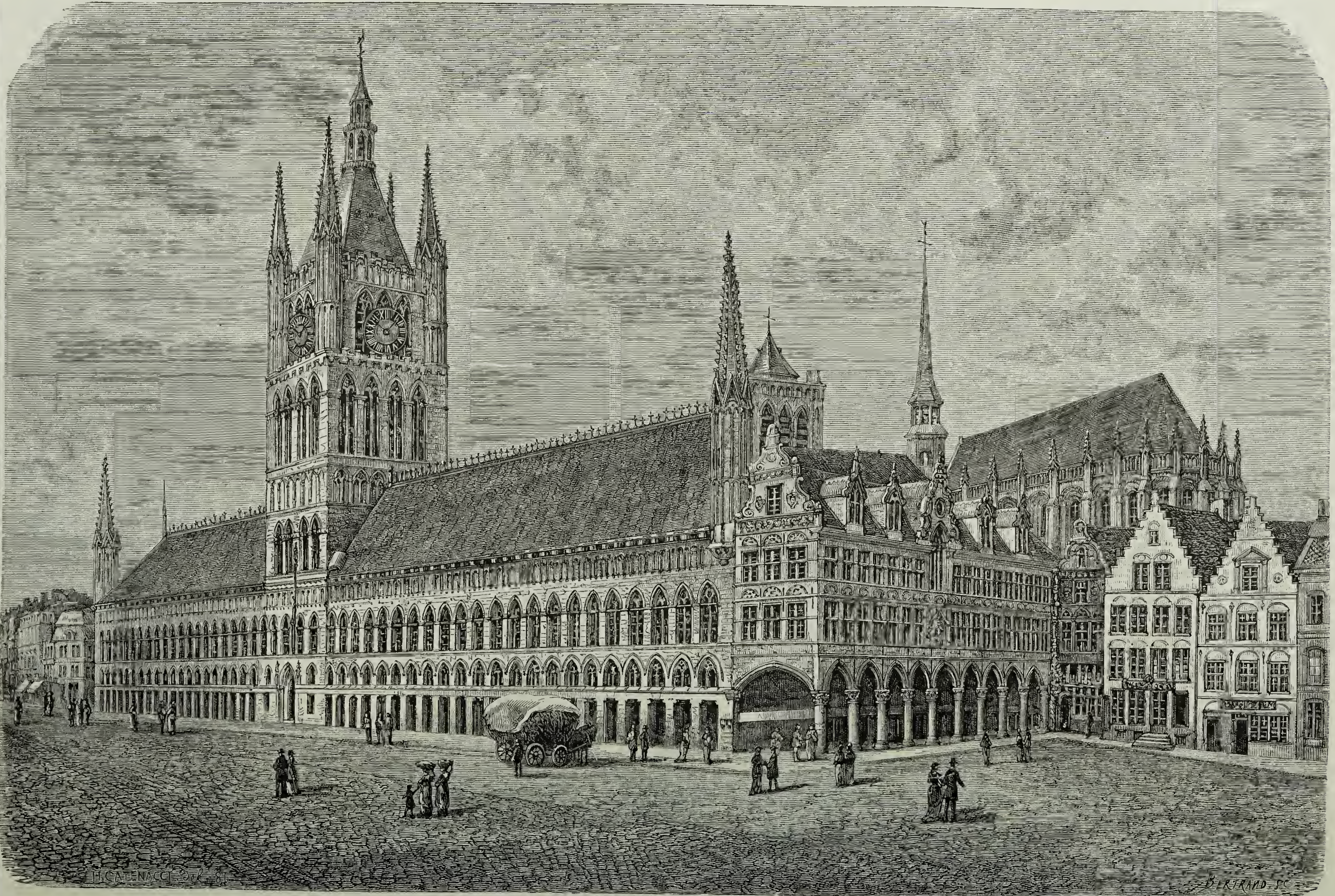
Kontrole über die Handlungen der Schöffen eingeräumt, und erst nach wiederholten Kämpfen gelang es ihnen, Sitz und Stimme neben den edlen und reichen „Poorters" zu erlangen. Aber dieser große politische Fortschritt bezeichnet auch zugleich den Beginn des Niederganges: der alte Wohlstand Yperens wird durch die inneren Unruhen und durch Kriege mit Frankreich erschüttert. Eine entsetzliche Belagerung versetzte diesem alten Bollwerke des Handels und Verkehrs einen schweren Stoß, und in Massen zogen nun die Leute aus dem Orte, welcher die Stabilität der Verhältnisse für immer eingebüßt zu haben schien. Unter Philipp dem Kühnen von Burgund, welcher zum Zwecke der Neubefestigung den Arbeitern in den Vorstädten, größtentheils Tuchwebern, andere Aufenthaltsorte anwies, verlor Yperen, welches bis dahin die erste Industriestadt Flanderns mit 200 000 Einwohnern gewesen war, diesen Erwerbszweig fast ganz. Im 16. Jahrhundert hatte es nur noch 5000 Einwohner, und das Gras wuchs in seinen Straßen; die vier Eroberungen, welche es in den 30 Jahren von 1648 bis 1678 durch Spanier und Franzosen durchzumachen hatte, brachten es vollends herab, und heute gleicht es einem weiten Campo Santo, allerdings einem solchen, dem es an den prächtigsten Denkmälern nicht fehlt.

Unter allen diesen stehen obenan die schon erwähnten Hallen, über deren enorme Größe einige Ziffern den besten Aufschluß geben. Sie liegen mit ihren vier Façaden zwischen dem Großen Platze und dem Kirchhofe St. Martin und bedecken eine Oberfläche von 4872 qm; die Länge der Façaden beträgt 354 m, die des Zimmerwerkes am Dache etwa 17 800 m und der Saal im oberen Stockwerke ist 2472 m lang und $12^1/_2$ m breit; zwischen dem Fußboden dieses Riesensaales und der Spitze seiner Wölbung ist ein Abstand von 30 m! Das Gebäude zerfällt in drei Theile; zuerst den Belfried im Centrum des Ganzen, dessen viereckige Masse am Platze selbst emporsteigt, von drei Reihen von Fenstern über einander durchbrochen wird und oben in einen Mittelthurm und vier kleinere Seitenthürmchen ausläuft. Den zweiten Theil bilden mit ihrer schier unendlichen Folge hoher Glasfenster die eigentlichen Tuchhallen, welche drei Seiten des Gebäudes einnehmen, und den dritten und letzten das Rathhaus, gegenüber der Fensterrose des Chores von St. Martin, welches aber durch wiederholte Restaurationen verdorben ist. Von dieser Seite her besucht man gewöhnlich das Gebäude, dessen moderne Theile man so früher kennen lernt, als die alten. Der Hochzeitssaal, den man sofort betritt, ist mit seinen bemalten Wänden, denen die Zeit noch keine Patina verliehen, und seiner Holzwölbung eine Mischung von merkwürdigem Alterthum und geschickter Restauration. Dann überschreitet man eine bedeckte Plattform, von wo aus man zwei hölzerne Giebel, die noch aus der ersten Zeit der Erbauung herrühren, erblickt, und betritt dann sofort den gewaltigen gallerieartigen Saal, welcher alle vier Seiten des ganzen ersten Stockes durchzieht und sofort auf den Beschauer den Eindruck überwältigender Größe macht. Nur das Zimmer des ehemaligen Rathes, auf welchem die Last des Belfried ruht, unterbricht einmal den Zusammenhang des Raumes, der sonst an allen vier Façaden sich entlang zieht. Die Wände sind zum Theil mit Gemälden bedeckt, welche die Hauptbegebenheiten der Geschichte von Yperen darstellen; aber es hätte ein weit größerer Künstler dazu gehört, wenn die Darstellungen der Wuchtigkeit des Raumes hätten entsprechen sollen. Darunter zieht sich fast durch die ganze Länge des Erdgeschosses ein köstliches Spitzbogengewölbe hin, zwischen dessen schlanken Pfeilern einst die Tücher, Seidenzeuge, Getreidesäcke u. s. w. aufgestapelt lagen; denn hier in diesem überdeckten Vierecke wurde in der That Markt abgehalten. Häßliche Scheidewände versperrten früher den Durchblick durch diesen Kreuzgang; sie sind aber jetzt fortgeräumt worden, seitdem die städtischen Behörden mit Unterstützung des Staates und der Provinz eine Restauration des Bauwerkes begonnen haben, welche in wenigen Jahren dessen ursprüngliche, ernste und stolze Architektur völlig wieder hergestellt haben wird. Freilich gehörte dazu auch die Restauration des Rathhauses in seinem ursprünglichen Stile.

Auch äußerlich hatten die Hallen anfangs ein etwas anderes Aussehen, das wieder herzustellen vielleicht gut



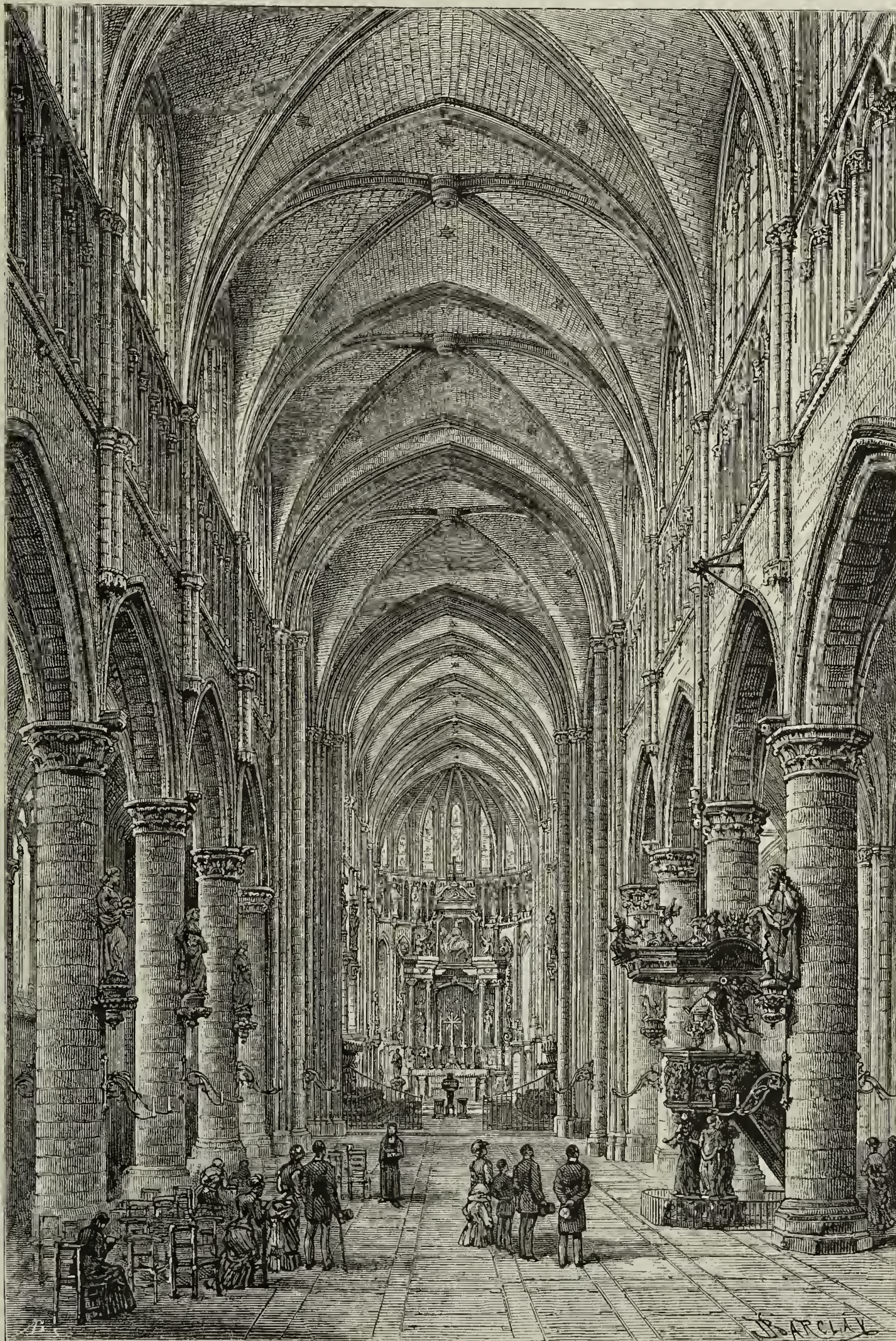
Farm in der Umgegend von Ypres.



Die Hallen in Ypres. (Nach einer Photographie.)

wäre: der Belfried trug in alten Zeiten große, mit Farben und Gold reich geschmückte Schilder, und in einer Nische an seiner Basis thronte die Jungfrau Maria. Jetzt ist das Bild der letzteren über den Zinnen der Balustrade angebracht, und rechts und links von demselben in den 34 falschen Fenstern längs der Façaden ebenso viele Steinbilder der flandrischen Herrscher.

Neben den Hallen nimmt das größte Interesse in Yperen die gothische Kathedrale St. Martin in Anspruch, die zu den schönsten Kirchen Belgiens gehört. In dem ganzen,



St. Martin in Ypres. (Nach einer Photographie.)

an prächtigen Gotteshäusern doch so überreichen Lande macht vielleicht keines, etwa mit Ausnahme von Notre-Dame in Tournai, einen so feierlichen Eindruck, als das tiefe Mittelschiff der Kathedrale von Yperen. Der Chor ist die Ruhestätte so manchen berühmten Mannes, von Fürsten, Rechtsgelehrten und Bischöfen; unter letzteren ist Martinus Nythove zu nennen, der in den letzten Augenblicken von Egmont und Horn eine Rolle spielte, und besonders der 1638 verstorbene Cornelius Jansen, des Stifters des nach ihm benannten Jansenismus, zu dessen heftigsten Gegnern von Anfang an die Jesuiten gehörten. St. Martin verdient namentlich in der Dämmerung einen Besuch, wenn

das letzte Tageslicht durch die purpurnen und ultramarinfarbenen Glasscheiben auf die knieenden Beter und die Beterinnen in ihren weiten Mänteln hereinfällt; dann ist das große Schiff von einer unsagbaren Erhabenheit und Feierlichkeit, und der Besucher mag den katholischen Gefühlen so fern stehen, wie nur möglich, sein Geist wird sich stets einem unaussprechlichen, tiefen Mysterium gegenüber fühlen.

Paysandú.

R. C. Der Name der Stadt Paysandú, welche neben Salto, nach der Hauptstadt Montevideo, die zweitbedeutendste in der Republik Estado oriental del Uruguay ist, stammt aus der Guaranisprache, die noch in den Missiones am oberen Uruguay ihre Herrschaft behauptet. Er bedeutet „Ort der Strauße“, da Yandu der Name dieses Vogels, sowie des in Amerika vorkommenden Kasuars ist, und liefert den Beweis für das häufige Vorkommen dieser Vogelgeschlechter in jener Gegend, da das ganze Departement den gleichen Namen Paysandú trägt. Früher setzte sich das letztere aus den drei Departements Tacuarembó, Salto und Paysandú zusammen; seitdem hat es jedoch durch Lostrennung des Departements Rio negro eine weitere Theilung erfahren. Hierdurch wurde dasselbe auf den fünften Theil des früheren Umfanges reducirt.

Seine Grenzen sind nun nach Süden der Arroyo Juan Tomas, der Höhenzug des Haedo und der Arroyo Negre, der das Departement Rio Negro davon trennt; nach Westen, nur durch den Rio Uruguay geschieden, die Konföderation Argentina, Provinz Entrerios; nach Norden trennt der Rio Dayman und der Höhenzug gleichen Namens es von dem Departement Salto, und nach Osten schließt der Höhenzug Haedo ebenfalls, sowie der Arroyo Salsipuedes es von dem Departement Tacuarembo ab. Paysandú ist eines der bevölkertsten Departements der Republik; seine Einwohnerzahl soll sich auf 24 000 belaufen. Doch ist diese Angabe ganz vager Natur, da man in den spanischen Republiken von einer regelrechten Volkszählung keine Idee hat und Ab- und Zuzug beständigen Schwankungen unterworfen ist.

Ebenso unsicher ist die Angabe des Flächenraumes, der 1 300 000 Hektaren betragen soll. Ein Kataster existirt jedoch ebenso wenig, und die Karte des ganzen Landes ist nur nach Gutdünken von Reyes entworfen, und deshalb voll der gröbsten, in das Unglaubliche gehenden Irrthümer und Fehler, die Jedem, der nur die kürzeste Reise durch das Land macht, fast bei jedem Schritte in die Augen fallen. Das Land ist fruchtbar, namentlich in den am Uruguay gelegenen Gebieten. Nach Norden tritt die Kalkformation häufig offen zu Tage, trotzdem wird überall ausschließlich Viehzucht getrieben, die den Unterhalt der Bewohner liefert. Ackerbau ist nur in unmittelbarer Nähe der Städte verbreitet, und zwar findet er sich im ganzen Departement außer bei Paysandú, mit einer Kolonie in nächster Nähe, nur noch bei dem kleinen Flecken Guarigu. Die Höhenzüge (Cuchillos) laufen von der Cuchilla de Haedo aus, die des Queguay von dem Rabon.

Außer diesen werden als Berge noch genannt: der Tahora, Arbolito, Pelato, Linterna, Don Esteban, Baricayupi, Patriccio, Potreros, Padilla, Itacabo, Ahauantiades und Meseta de Artigas, deren keiner jedoch 500 bis 600 Fuß übersteigt. Ein dürftiger Baumwuchs den Gewässern entlang und auf den Inseln des Uruguay, woselbst Kohlen gebrannt werden, unterbricht allein die Einförmigkeit der Camplandschaft mit ihren Vieh- und Schafherden und den vereinzelten Gebäulichkeiten der verschiedenen Estancias. Hier und da findet sich auch wohl eine Ziegelei oder eine Pulperia (Verkaufsladen) mit Ausschank und Herberge, welche vielfach an ähnliche Erscheinungen und Landschaftsbilder in Ungarn und an der unteren Donau erinnern.

Die Hauptstadt des Departements, Paysandú mit 9000 bis 10 000 Einwohnern, liegt in weiter Ausdehnung am Uruguay, einigen Inseln gegenüber, die bei hohem Wasserstande meist überfluthet sind. Die Stadt liegt zum Theil auf dem allmählich ansteigenden Höhenzuge, der sich in der Richtung nach Tacamaribo zu weiter in das Land hineinzieht. Sie wurde von Juan J. Soto 1772 gegründet und hat ihre Glanzperiode bereits hinter sich. Es befindet sich daselbst ein Theater, welches von italienischen und spanischen Gesellschaften benutzt wird, ein von dem einstigen Jefe politico Pinilla gegründetes Hospital, und es ist Sitz des Jefes und einer Besatzung, aus dem dritten Bataillon der Jäger (Cascadores) bestehend, die in letzter Zeit ein sehr anständiges Aeußere gewonnen haben. Außerdem residirt hier noch der Juez Letrado, der Juez de Paz, und der Teniente Alcaldas der Stadt. Ebenso wie das Hospital mit seinen fünf barmherzigen Schwestern nach vorsintfluthlichen Grundsätzen verwaltet wird, bieten auch die Gefängnisse ein abschreckendes Bild von dem Mangel alles Fortschrittes in den spanischen Republiken. Namentlich ist das letztere unter der jetzigen Präsidentschaft des Maximo Santos der Fall, der vom Karrenschieber zu dieser Würde aufgestiegen ist, durch leider nur allzu bekannte Mittel. Die Tramviabahn fährt vom Port bis zur Tablata, dem Abladeplatze von Wolle und Häuten, die auf Karreten, einem mit Ochsen bespannten Fuhrwerke primitivster Konstruktion, aus dem Inneren des Landes ankommen und hier die Waaren dagegen in Empfang nehmen, die sie dahin zurückbringen.

Paysandú hat eine sehr gemischte Bevölkerung; man rechnet $^{3}/_{8}$ Orientalen, $^{2}/_{8}$ Spanier, ebenso viel Italiener, und $^{1}/_{8}$ wird von den verschiedensten Nationen, Engländern, Franzosen, Deutschen, Paraguayanern, Peruanern, Chilenen vertreten. Deutsche finden sich im Ganzen am wenigsten hier. Denn während alle übrigen Nationen durch ihre Konsuln repräsentirt und vertreten sind, blieb seit der Ermordung des Vicekonsuls Herrn v. Grävenitz seine Stelle leider unbesetzt. Der Rio Uruguay ist bis Salto für Segelschiffe größerer Bauart schiffbar, und die Dampfer, die fast täglich kommen und gehen, unterhalten einen regen Verkehr mit Buenos Ayres und Montevideo. Da das letztere eine 24 Stunden längere Fahrt beansprucht als Buenos Ayres, welches in 36 Stunden zu erreichen ist, so neigen sich die Interessen Paysandús fast mehr dem letzteren zu.

Obgleich die Stadt zur Zeit weder Gasbeleuchtung, Wasserleitung noch Abflußröhren besitzt, hat sich doch bereits Telephon und Telegraph hier eingebürgert. Das Klima, obgleich wärmer als in Montevideo, ist äußerst gesund, und etwa auftretende Epidemien sind von kurzer Dauer. Das

dicht am Flusse liegende Zollhaus ist eine bedeutende Einnahmequelle, namentlich durch Export und Import der Saladeros, Casa blanca, südlich der Stadt, und Saira, sowie Neu-Paysandú nördlich, und Guaripu in dem Orte gleichen Namens. Fray Bentos wurde durch Errichtung des Departements Rio Negro dem letzteren zugetheilt, gleichwie das von den Gebrüdern Wendelstadt seligen Andenkens gegründete Städtchen Neu-Berlin.

Vorherrschend zeigt sich der Grundzug der Bevölkerung in dem übergroßen Nachahmungstriebe, durch welchen die ursprünglichen Sitten und Gebräuche allmählich verschwinden, um europäischen Moden Platz zu machen, die um so leichter Eingang finden, je mehr das Reisen nach Europa erleichtert ist, und dadurch die Kenntniß der äußeren Verhältnisse der alten Welt sich verbreiten. Wie sehr diese Nachäfferei in Extreme sich verirrt, die zuletzt alles Maß überschreiten, zeigt u. A. die Stiftung von Vereinen, von Gesellschaften, auch sonstigen Modethorheiten, die keinerlei Bedürfnissen der Bevölkerung entsprechen. So hat man kürzlich durch Bettelei einen Haufen Bücher zusammengebracht, unbekümmert welchen Inhalts, welcher Sprache, und in welchem defekten Zustande sie sich befanden; genug, daß es 2000 Bände waren. Ein deutscher Antiquar würde schwerlich für dies völlig werthlose Zeug 50 Mark geboten haben. Der Präsident der Junta oeconomia municipale aber inaugurirte die Stiftung dieser Bibliothek in schwungvoller Rede und alle Redelustigen, welche der spanischen Sprache mächtig waren, folgten seinem Beispiele und feierten in begeisterten Ansprachen die Schöpfung dieses ruhmvollen, nationalen Werkes. Ziel und Zweck der Theilnehmer an dieser Komödie war jedoch, daß Jeder in den vier jämmerlichen Lokalblättern entweder als großmüthiger Geber, als begabter Redner oder als berühmter Protektor seinen Namen so und so oft gedruckt sieht, um später das große Werk selbst in dem Strome der Vergessenheit verschwinden zu sehen.

Täglich tauchen neue Vereine für Kranke und Gesunde auf. Auch an einer Loge, an Theatergesellschaften von Dilettanten, Handwerkerschulen, Concerten fehlt es nicht; bald aber sieht man dies Alles wieder jämmerlich zu Grunde gehen, da die Begeisterung, welche dies Alles in das Leben rief, sich nur als eine temporäre erweist. Egoismus und krasser Materialismus, der allein hier herrscht, tritt siegreich leider jedem Lichtstrahl idealer Entfaltung und wahrer Aufklärung entgegen. Dauert indessen eine mit dem hochtrabendsten Namen geschmückte Neuerung noch fort, dann dient sie sicher nur dazu, um den Umtrieben und Intriguen einer oder der anderen politischen Partei zu dienen, die jede Rücksicht auf Anstand und Moral mit Füßen tritt. Kassendefekte sind in diesen Gesellschaften an der Tagesordnung, so daß bessere Elemente in ihnen kaum geduldet sind. Wer sich aber diesem schamlosen Treiben widersetzen oder Besseres erstreben wollte, würde bald die ganze Meute zu seiner Verfolgung aufgestachelt sehen. Bezeichnend ist der Ausdruck hombre vivo für einen Menschen, der betrügt und stiehlt, d. h. mit Erfolg, und hombre sonzo (träge) für den ehrlichen Mann, der treu seines Amtes waltet. Dies schildert am besten die Denkweise der Bevölkerung hier zu Lande, deren ethische Begriffe und Urtheile vollständig unter der Herrschaft des blinden Katholicismus stehen.

Andererseits äfft man auch, ohne sich der Arbeit des eigenen Denkens zu unterziehen, in Bezug auf religiösen Glauben jene sogenannte Aufklärung nach, die, ohne Besseres dafür einzutauschen, jede ehrwürdige Ueberlieferung in den Staub zieht. Absolutes Leugnen alles Göttlichen, und der im Aberglauben versunkene orthodoxe Katholicismus stehen sich hier in unvermitteltem Gegensatze gegenüber und tragen beide ihr Theil bei, die Korruption möglichst zu verbreiten. Von der Behörde werden die Klöster geräumt, allein ihr bisher ungestörter Einfluß äußert sich bei Frauen, Kindern, und selbst jungen Leuten, deren Urtheil durch kein selbstständiges Denken geleitet wird, in lautem Tadel, dagegen Geld und Besitz ist hier die Macht, vor der allein sich Alles beugt. Jeder Standesunterschied wird dadurch annullirt, und der persönliche und moralische Werth sinkt vor diesem Alles besiegenden Götzen. Man könnte an der Lebensfähigkeit einer solchen Bevölkerung billig Zweifel hegen, zieht man zugleich in Betracht, daß die Rasse durch die Vermischung mit Farbigen sich zusehends verschlechtert, und in socialer wie politischer Beziehung die traurigsten Resultate zu Tage fördert. Für den Fremden ist der Aufenthalt im Lande, namentlich in den Campstädten, wo nicht wie in Montevideo, ein größerer Zufluß derselben stattfindet, in Folge dieser Verhältnisse keineswegs angenehm, die zu vermeiden er sich gleich dem Diogenes im Fasse isoliren müßte, ohne selbst mit der Laterne einen Menschen finden zu können.

Paysandú spielte stets eine wichtige Rolle in den politischen Konflikten, in der Belagerungszeit 1846 durch Fructuoso Ribero (Colorado) wie in allen übrigen Revolutionen, bis zum Bombardement 1864 des General Venanzio Flores und der brasilianischen Flotte, das mit der Einnahme der Stadt endete. Der wirklich heldenmüthige Leandro Gomez (Blanco) wurde damals zum größten Leidwesen nicht nur seiner Partei, sondern auch aller Fremden, die ihn persönlich kannten, gefangen genommen und erschossen. Es war dies ein politischer Mord, wie diese in der Geschichte des Landes nur zu häufig vorkommen. Auch Brasilien schämte sich nicht, die offene Stadt wochenlang zu beschießen, da es, sammt seinem Verbündeten Flores (Orientale) nicht den Muth besaß, gegen den Obersten L. Gomez und die kleine Schaar seiner Getreuen im Sturme vorzugehen. Aus diesem Vorgange entwickelte sich die Tripelallianz Uruguay, Argentinien, Brasilien gegen Lopez und Paraguay, die das letztere Land zu Grunde richtete bis auf den heutigen Tag. Seit jener Zeit befinden sich die Colorados am Ruder. Obgleich Paysandú im Ganzen mehr Blancos zählt, wagen diese doch nicht ihre Sonderinteressen auf das Spiel zu setzen, um dem Vaterlande zu dienen. Der beständige Farbenwechsel, je nach dem Vortheile des Einzelnen, hat längst jeden wahren Patriotismus vernichtet. Polemisirt wird genug, allein die letzten Jahre beweisen zur Genüge, daß es bei Allen an Kraft und Muth gebricht.

Da in letzter Zeit das Interesse für Kolonisation in Deutschland nach allen Richtungen erwacht ist, und vielfach auch in dieser Beziehung die Aufmerksamkeit auf Südamerika schon gelenkt wurde, mag es erlaubt sein, zum Schluß noch einige Worte über diesen Punkt hier beizufügen. Es giebt vielleicht kein zweites Land, welches in Bezug auf sein gesundes, jeden Anbau lohnendes Klima, die Ertragsfähigkeit des Bodens und die günstigsten Bedingungen für Viehzucht für die Einwanderung geeigneter, für den deutschen Ansiedler verlockender sein könnte, als es die Republik Uruguay ist. Alle diese großen Vorzüge finden sich jedoch paralysirt durch die politischen Verhältnisse des Landes, die bereits oben geschildert wurden. Selbst die beglaubigtsten Dokumente vermögen nicht bei dem steten Regierungswechsel und Parteikriegen dem Eigenthümer den ungestörten Besitz seines Bodens zu sichern. So finden sich z. B. neuerdings in Colonia die seit langen Jahren dort ansässigen Schweizer und Piemontesen, welche mit glücklichstem Erfolge und

eisernem Fleiße hier Kolonien gegründet, in Processe darum verwickelt, die all ihr Hab und Gut zu verschlingen drohen. Auf welche Zusicherungen läßt sich überhaupt noch bauen in einem Lande, wo Gesetze und Konstitution (die in ihrem Wortlaute vortrefflich ist) täglich verletzt und umgestoßen werden. Daß die Eifersucht des Orientalen den fleißigen Ausländer haßt, ihn auch wohl verfolgt und mit dem Spottnamen cringo bezeichnet, dürfte weniger ins Gewicht fallen, als der hohe Zoll für Ex- und Import, der Mangel an genügenden Verbindungswegen, die hohen Preise des Landes und die schlechte Finanzwirthschaft, die durch Staatsschulden zur Bereicherung der jeweiligen herrschenden Partei den Ruin Uruguays in kurzer Frist herbeiführen muß.

Uruguay nimmt in dem Staatenkomplexe Südamerikas eine ähnliche Stelle ein, wie die Schweiz in Europa. Von mächtigen Staaten umgeben, danken beide zur Zeit der Eifersucht jener, womit sie den Irisapfel vor der lüsternen Hand des Nachbarstaates bewachen, die eigene Existenz. Was Frankreich, Deutschland und Italien für die Schweiz, das sind Argentinien und Brasilien für das kleine Uruguay. Dem Beobachter entgeht es nicht, wie ein annähernder Schachzug des Einen sogleich die entsprechende Bewegung des Anderen hervorruft.

Die Annexion Uruguays durch eine starke civilisatorische Macht wie Deutschland würde ein zur Einwanderung deutscher Rasse geeignetes Terrain schaffen, dessen Vorzüge von keinem zweiten Lande der Erde übertroffen werden könnten. Ein dunkler Schleier bedeckt zur Zeit die Zukunft dieses schönen und mißleiteten Landes. Die Wahl eines neuen Präsidenten, die vor der Thür steht, kündigt sich mit allen Anzeichen eines nahenden Gewitters an, das leicht in einen Alles verheerenden Orkan ausarten könnte. Die Auswanderung nach Argentinien und Brasilien ist bereits in stetem Wachsen. Nächstdem macht sich der Mangel an Kredit und das Fallen aller Preise fühlbar. Die größte Armuth tritt bereits im Campe zu Tage und in den Campstädten, worunter auch Paysandú, beginnt die gleiche Wirkung sich fühlbar zu machen. Die Ausdehnung dieses allgemeinen Nothstandes wird neuerdings durch die Zahlungseinstellung verschiedener Handlungshäuser in Montevideo bestätigt. Möchte die Dauer dieser traurigen politischen Zustände nicht für lange mehr dem deutschen Einwanderer dies gesegnete Land verschließen, oder Deutschlands starker Arm ihn dort schützen. Zunächst aber dürften durch die Ernennung eines Konsuls in Paysandú die Interessen deutscher Staatsangehöriger hier berücksichtigt werden.

Krakatau.

Nachdem vor Kurzem der zweite Theil von Verbeek's „Krakatau“ erschienen ist, dessen ersten Theil wir in Nr. 1 des 47. Bandes angekündigt haben, liegt es uns ob, auf Grund dieser Untersuchungen die früher im 44. und 45. Bande des „Globus“ mitgetheilten Berichte über den Ausbruch in der Sundastraße zu ergänzen und, wo es nöthig ist, zu berichtigen.

Was das erste betrifft, haben wir die Berichte von Tjiringin und von Javas erstem Punkte (Leuchtthurm) nachzutragen, die jedoch, wie wir hier vorausschicken wollen, nicht so wichtig sind, als wir dies bei Abfassung unseres früheren Berichtes vermuthet hatten.

Am 26. Abends schon waren in Tjiringin verschiedene Häuser durch die Wellen zerstört worden und den ganzen Tag hindurch war dort und auch in der Umgebung Aschenregen gefallen; einzelne Personen flüchteten ins Gebirge, kamen jedoch am anderen Morgen $6\frac{1}{2}$ Uhr wieder zurück. Die Welle, welche am frühen Morgen in Anjer so viel Schaden angerichtet hatte, wurde in Tjiringin nicht bemerkt; gegen 10 Uhr hörte man eine furchtbare Explosion; bald darauf kam die große Welle, die auch diesen Ort zerstört hat und dann trat die Finsterniß ein.

An Javas erstem Punkte, auf dem Leuchtthurme, hatte die Luft am 26. Mittags ein drohendes Aussehen, Aschenregen folgte und am Abend sowie in der Nacht wurden Erdstöße bemerkt. Am Morgen war es nicht besonders hell, das Licht wurde einen Augenblick ausgelöscht, aber gleich wieder angezündet; schon um 9 Uhr war es ganz dunkel, gegen 11 Uhr hörte man heftige Detonationen, ein wenig später schlug der Blitz ein und verwundete vier von den zehn dort beschäftigten Zwangsarbeitern, und zwar diejenigen, welche einen eisernen Ring um den Hals trugen; alle vier waren vom Halse bis zu den Füßen verbrannt, aber alle genasen. Der Aschenregen dauerte bis zum 28. früh um 1 Uhr 30 Minuten und gegen 6 Uhr wurde es hell; jetzt erst bemerkte man die Verwüstung in der Sundastraße.

Eigentliche Berichtigungen, wenigstens was das Thatsächliche betrifft, haben wir nicht nachzutragen; wir können uns darauf beschränken, einige Unterschiede in der Auffassung der Erscheinungen, welche durch die Eruption verursacht wurden, festzustellen. Verbeek unterscheidet zwei Arten von Wellen: solche, welche dadurch entstanden sind, daß Fels- und Erdmassen durch den Vulkan ins Meer geschleudert wurden, die dann je nach dem Orte, wo sie stattfanden, hier oder da ihre Wirkung äußerten, und endlich die einzige große, verheerende Welle, welche entstand, als der Vulkan in sich zusammenbrach; diesem Ereignisse folgte gleich darauf die Explosion, in der ein Theil der Massen wieder ausgeworfen wurde. Explosionswellen, wie sie in dem in diesen Blättern veröffentlichten Berichte genannt wurden, die durch kleinere Einbrüche und demnächst folgende plötzliche Dampfbildung verursacht sind, schließt Verbeek aus, hauptsächlich weil sich erst bei dem kritischen Ausbruche von 10 Uhr 2 Min. Schlammauswurf nachweisen läßt. Wiewohl der zuletzt genannte Grund uns durchaus nicht stichhaltig vorkommt und die Theorie der Explosionswelle, um diesen Namen beizubehalten, uns sehr geeignet scheint, die beobachteten Erscheinungen zu erklären, verzichten wir gern auf eine nähere Auseinandersetzung, da es ja doch unmöglich ist, diese Frage jetzt noch zur Entscheidung zu bringen. Ferner haben wir noch beizufügen, daß um 10 Uhr (27. August) nicht nur der größte Theil der Insel, sondern auch ein Theil des Meerbodens einstürzte, wodurch gerade die kritische Welle entstand, während die Explosion, die gleich darauf folgte, dazu beitrug, die Wirkung derselben zu verstärken. Durch die Explosion wurde nun die Luftwelle verursacht, welche sich mit einer Schnelligkeit von wenig-

stens 10000 m um die Erde bewegt haben muß. Die Erscheinung der farbigen Sonne schreibt Verbeek den Aschentheilchen zu, welche in der Luft schwebten; das prächtige Abendroth dagegen, welches während so langer Zeit beobachtet wurde, dem frei gewordenen Wasserstoff, der sich in den höheren Luftlagen kondensirte; allerdings waren es möglicher Weise Aschentheilchen, welche diese Wirkung unterstützten. Die starke Abkühlung der Lufttemperatur, welche an einigen Orten beobachtet wurde (6 bis 7°), hat Verbeek dem zugeschrieben, daß die bis in die höchsten Luftlagen emporgeschleuderten Aschentheilchen (schon am 26. August wurde eine Höhe von 33000 m beobachtet) dort so stark abgekühlt wurden, daß sie beim Herabfallen ihrerseits die Luft abkühlten.

Um nicht zu sehr auf Einzelheiten einzugehen, die schließlich doch nur eine untergeordete Bedeutung besitzen, begnügen wir uns, das Endurtheil Verbeek's hier ziemlich wörtlich folgen zu lassen; eine genaue Vergleichung wird ergeben, daß dasselbe sich auch aus den früher in diesen Blättern mitgetheilten Berichten vollkommen zwanglos ableiten läßt; dasselbe trägt das Datum des 1. Mai 1885. Verbeek sagt: Es sei mir erlaubt, noch zum Schluß kurz anzudeuten, was der Ausbruch uns Besonderes und Wichtiges gelehrt hat.

1) Verdienen die starken Detonationen, mit denen die Eruptionsmassen aus dem Krater geschleudert wurden, unsere Aufmerksamkeit. Dieselben wurden mit großer Geschwindigkeit in eine bedeutende Höhe geworfen; bei keiner früheren Gelegenheit sind die Detonationen über einen so großen Theil der Erdoberfläche gehört worden.

Ganz vor Kurzem (Comptes Rendus de l'Academie 9. März 1885) hat man sogar von einer Fortpflanzung des Schalles durch die Erde hin bis zu den Antipoden sprechen wollen. Es kann diese Mittheilung übrigens nur auf einem Irrthume beruhen. Einmal nämlich wird genau zur angegebenen Zeit von einem Ausbruche im Karibischen Meere berichtet, dann aber könnten die Detonationen von Krakatau nicht am 26. bei Tage, sondern erst am späten Abend bei den Antipoden gehört worden sein.

2) Die Lufterschütterungen waren so ungemein stark, daß sie sich auf große Abstände fortpflanzten, wodurch sogar feste Gegenstände so erschüttert wurden, daß man an Erdbeben dachte.

3) Neu ist auch die Bildung einer Luftwelle, die sich rund um die Erde hin fortpflanzte.

4) Die Erscheinungen der grünen und blauen Sonne, sowie die schönen Abendrothe sind früher schon nach vulkanischen Ausbrüchen beobachtet worden, wiewohl niemals so stark als 1883.

5) Hat man auch früher schon den abgestumpften Kegel vieler Vulkane als die Ruinen von früher spitz zulaufenden Bergen betrachtet, die durch Einsturz des centralen Theiles die stumpfe oder abgeplattete Form bekommen haben, so haben wir hier zum ersten Male einem Einsturze beigewohnt, der, was seine Abmessungen betrifft, mit dem Tengger in Ost-Java übereinkommt, der bekanntlich einer der größten eingestürzten Krater der Welt ist. Die frühere Erklärung, die wohl einmal der ungeheuren Abmessungen wegen bezweifelt worden ist, findet in dem Ausbruche von Krakatau eine neue Stütze.

6) Der bei dem Einsturze gebildete, beinahe senkrechte Durchschnitt des Pik Rakata erlaubt uns einen Blick in den inneren Bau eines Vulkans zu werfen. Man kann natürlich den Befund nicht auf alle vulkanische Kegelberge anwenden, z. B. muß man das Bestehen eines Hohlraumes oder eines massiven Kernes in vielen Fällen für sehr wahrscheinlich halten, obwohl der Durchschnitt durch Rakata denselben nicht zeigt.

7) Dadurch, daß ein Theil des Pik ins Meer stürzte, erhoben sich Wellen, die an Größe den höchsten, bei heftigem Sturme gebildeten Wellen bei Weitem überlegen waren. Diesem — gewissermaßen zufällig eintretenden Umstande müssen die vielen Opfer, welche der Ausbruch von Krakatau gefordert hat, größtentheils zugeschrieben werden.

8) Bemerkenswerth ist die Fortpflanzung der Wellenbewegungen. Nicht nur im Indischen Ocean, sondern auch im Stillen und Atlantischen Ocean hat man durch die Eruption von Krakatau verursachte Bewegungen des Meeres beobachtet; übrigens muß ein Theil der auf der Küste von Europa und von Amerika beobachteteten Wellenbewegungen anderen Ursachen zugeschrieben werden.

9) Wenn man aus der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wellen die Meerestiefe berechnet, so findet man für die Linie Krakatau-Süd-Georgien die ungeheure Tiefe von 6340 m. Es liegt daher aller Wahrscheinlichkeit nach in dieser Linie ein sehr tiefes Becken und es wäre zu wünschen, daß dessen Existenz bald durch Lothungen nachgewiesen würde.

Wir übergehen die weiteren Bemerkungen, die sich auf die eigenthümliche Zusammensetzung des bei Krakatau gefundenen Gesteins beziehen.

Uebrigens wird Herr Verbeek, sobald er noch einige nothwendige Mittheilungen hinsichtlich der an anderen Stellen gemachten Beobachtungen empfangen haben wird, vermuthlich nochmals auf die den Ausbruch begleitenden Erscheinungen zurückkommen und wir behalten uns vor, diesem Beispiele zu folgen, im Falle er noch neue oder besonders interessante Mittheilungen machen sollte.

Kürzere Mittheilungen.

Expeditionen nach Nord-Sibirien.

Das schwedische Ministerium des Aeußeren hat Mitte September von dem schwedisch-norwegischen Generalkonsul in Archangel folgendes Schreiben erhalten:

Mit Bezugnahme auf den von mir im vorigen Jahre erstatteten Bericht (siehe „Globus", Band XLVI, S. 334) über die von Herrn Sibiriakow während der letzten Jahre ausgerüsteten Expeditionen behufs Herstellung einer Dampfschifffahrt durch das Karische Meer nach dem Jenisej erlaube ich mir folgende, auf das Journal des Dampfers „Nordenskiöld" begründete Mittheilung über das Resultat der diesjährigen Expedition zu machen.

Wie aus ersterwähntem Berichte ersichtlich, hatten der Dampfer „Nordenskiöld" in Archangel und ein gleichfalls Herrn Sibiriakow gehöriges kleineres Schiff „Ob" im Petschoraflusse überwintert, um in diesem Frühjahre nach dem Abgange des Eises die im Laufe des Winters von Ljapinsky-Jurti über den Ural nach Aronetz verfrachteten sibirischen Waaren nach der gegen 100 Werst von der Petschoramündung belegenen

Landstadt Kuja, welche von tiefgehenden Schiffen angelaufen werden kann, zu bringen.

Herr Sibiriakow, der ebenso wie im vorigen Jahre von seinem Wohnorte Irkutsk hier angekommen war, um sich an der Expedition zu betheiligen, segelte am 3. (15.) Juli mit dem Dampfer „Nordenskiöld", der volle Ladung eingenommen hatte, von Archangel ab. Nach einem kurzen Aufenthalte bei dem Mönchskloster Solowetzk erreichte das Fahrzeug am 9. (21.) Juli in schönem stillem Wetter die Küste von Waigatsch. Um Mittagszeit wurde zum ersten Male auf der Reise Eis angetroffen. Die Temperatur war + 10° C. In dichtem Nebel steuerte das Schiff durch das Treibeis in die Jugorstraße hinein und ging Nachmittags bei Chabarowa an der Südküste der Straße vor Anker. Hier wurde ein von Archangel mitgebrachtes kleineres Kirchengebäude ausgeladen, das auf dem Platze errichtet werden soll, wo Sibiriakow vor einigen Jahren ein Packhaus errichten ließ. In der Strömung wurde einiges Treibeis bemerkt; das Wetter war still und schön. Am folgenden Tage [10. (22.) Juli] war die Temperatur um 12 Uhr Mittags + 19° C., die Luft klar und eine leichte Brise wehte. Um 1½ Uhr Nachmittags ging das Schiff von Chabarowa ab und steuerte wegen des Eises mit wechselndem Kourse in das Karische Meer hinein, bis Nachts um 12¾ Uhr der Beschluß gefaßt wurde, umzukehren; am Vormittage des 11. (23.) Juli ging das Schiff wieder bei Chabarowa vor Anker. Während der Rückfahrt durch die Jugorstraße herrschte einige Zeit dichter Nebel, sonst aber während des ganzen übrigen Tages leichter südlicher Wind bei klarer Luft und schönem Wetter; Nachmittags war die Temperatur + 22° C. Am Abend ging das Schiff nach Kuja, wo es gelöscht wurde und mehrere sibirische Waaren wieder einnahm, welche im vorigen Herbste in der Nähe von Ljapinsky-Jurti magazinirt, aber inzwischen von Aronetz nach dem Petschoraflusse geschafft worden waren. Nachdem „Nordenskiöld" noch einmal Chabarowa angelaufen war, ging er nach Archangel und von hier nach Hamburg ab. Sibiriakow ist von Kuja den Petschorafluß aufwärts nach Sibirien abgereist.

Wie verlautet, hat Sibiriakow sich definitiv entschlossen, keine Schifffahrtsversuche mehr durch das Karische Meer zu machen; dagegen hat er die früher gemeldeten Wegeanlagen über den Ural (vgl. „Globus", Bd. 47, S. 285) in Angriff nehmen lassen, um eine Verbindung zwischen den Flußgebieten des Ob und der Petschora herzustellen, und soll er die Absicht haben, auf diesem Wege künftig Waaren in großem Maßstabe zu versenden. Auf Veranlassung Sibiriakow's soll auch der Angara-Fluß schiffbar gemacht werden; wenn dann die begonnenen Kanalisirungsarbeiten zwischen dem Ob und dem Jenisej vollendet sein werden, dann wird es möglich sein, Waaren zu Schiff durch ganz Sibirien zu transportiren, vom Baikal-See und seinen Zuflüssen zur Angara, dem Jenisej und Ob bis Beresow und von da weiter auf den Nebenflüssen des Ob, der Sigva und Sosva nach Saranpaul (Ljapinsky-Jurti) und von dort auf dem 170 Werst langen Landwege bis Aronetz an der Petschora. W. F.

Eine Schamanenvorstellung [1].

C. H. In den letzten Tagen des Januars mußte ich ein Tungusendorf passiren, in welchem etwa 50 getaufte und 10 ungetaufte, dem Schamanismus huldigende Tungusen leben. Als ich in das Dorf einfuhr, war es schon Abend und ich war genöthigt, zu übernachten. Ich wandte mich zu einem mir bereits bekannten Tungusen, welcher mir gesprächsweise den Vorschlag machte, ob ich ihn nicht begleiten wolle, um einen Schamanen in Thätigkeit zu sehen. Natürlich lehnte ich nicht ab, und wir gingen. Als wir die Jurte, in welcher der Schamane agiren sollte, betraten, war Niemand in derselben, vorn war aus Brettern eine Art Bettgestell gefertigt, auf welchem Schaf- und Ziegenfelle lagen; in der Mitte brannte ein helles Feuer, auf welchem in eiserner Schale Milch kochte. Ich setzte mich in die Nähe des Feuers auf einen Holzklotz; mein Begleiter befühlte die Felle und lobte sie. Bald trat der Schamane in die Jurte; er war offenbar noch jung, 24 oder 25 Jahre. Am Halse trug er eine eiserne Kette, das Haupt war mit kupfernen Hörnern geschmückt; seine Kleidung bestand aus Thierfellen und war mit verschiedenfarbigen Bändern, Schellen und Metallplättchen behängt, welche bei jeder Bewegung laut ertönten. In den Händen hielt der Schamane eine Trommel von kolossalen Dimensionen. Ihm folgte sein Gehilfe und 10 Tungusen. Die Eingetretenen setzten sich nicht, sondern blieben stehen, Niemand sprach ein Wort. Mein Begleiter trat zu mir heran und flüsterte mir zu, ich möge mich weiter nach hinten setzen, was ich sofort that.

Der Schamane richtete das Antlitz gen Westen und begann etwas herzusagen; von Zeit zu Zeit betonte er einige Worte stark, einige Male schlug er auf die Trommel; das dauerte mindestens eine Stunde. Nach Beendigung des Gebetes übergab er die Trommel seinem Gehilfen und begann über der Milchschale zu flüstern; dabei hielt er von Zeit zu Zeit an, als ob er sich vor etwas entsetzte. Der Gehilfe folgte aufmerksam jeder Bewegung des Schamanen und wiederholte langsam die einzelnen einsilbigen Worte. Nach dieser Ceremonie gab der Schamane seinem Gehilfen mit der Hand ein Zeichen; der Gehilfe ging aus der Jurte und kehrte nach einigen Minuten in Begleitung eines kranken Buräten zurück. Der Schamane ließ denselben vor der Schale niederknien, ließ ihn die rechte Hand auf die Brust, die linke auf den Rücken legen; dann trat er an ihn heran und bedeckte ihm den Kopf mit einem Tuche, dabei geheimnißvoll flüsternd, während der Gehilfe die Trommel schlug und wie früher einen eintönigen Gesang hören ließ. Nach einer kleinen Pause wandte sich der Schamane nach Westen, erhob die Hände und begann abermals zu beten; der Gehilfe nahte sich ihm, legte die Trommel ihm unmittelbar vor die Füße und trat in den Hintergrund zurück. Jetzt herrschte eine solche Stille im Raume, daß man fast die Athemzüge eines jeden der Anwesenden hören konnte. Ich blickte auf die neben mir stehenden Tungusen und sah auf ihren Gesichtern einen gewissen unbestimmten Ausdruck — nicht Furcht, nicht Neugier; doch waren alle offenbar in Andacht versunken. Während ich den Blick über die Anwesenden und die Jurte schweifen ließ, ergriff der Schamane die Trommel, stürzte sich mit einem Aufschrei auf den Kranken, schlug aus allen Kräften auf die Trommel und begann um die Schale zu hüpfen und allerlei Körperbewegungen auszuführen. Ich muß gestehen, daß alle bisherigen Ceremonien, der Aufschrei des Schamanen, das unaufhörliche Klingen der Schellen an der Kleidung — beim Scheine des erlöschenden Feuers — auf mich einen so beängstigenden Eindruck machte, daß ich im Begriffe war fortzugehen, allein ich erinnerte mich, daß Leute bei mir waren, überwand meine Furcht und beschloß das Ende abzuwarten. Der Schamane fuhr fort herumzuspringen, schlug aus aller Kraft auf die Trommel und spritzte gleichzeitig Milch aus der Schale nach allen Seiten — plötzlich blieb er stehen, stieß einen langgedehnten Ton aus und — fiel um. Sofort trat der Gehilfe an ihn heran und versuchte ihn an den Händen und dann am Kopfe aufzuheben — der Schamane bewegte sich nicht. Nun zog der Gehilfe ein kleines hölzernes Gefäß hervor, öffnete dem Schamanen den Mund und flößte ihm mit Hilfe des Gefäßes Milch ein; der Schamane fing an zu zittern. Der Gehilfe verabfolgte ihm noch etwas Milch und wandte ihn von einer Seite auf die andere; jetzt fing der Schamane an aufzuwachen, erhob sich, setzte sich und stand nach einiger Zeit

---

[1] Nach dem Russischen von Torginetz: „Aus dem Leben der Sibirischen Eingeborenen." („Sibir" Nr. 18, 28. April 1883.)

auf, dann ging er zu dem Kranken, welcher noch vor der Schale saß, nahm ihm das Tuch vom Kopfe, tauchte dasselbe in die Milch und drückte es ihm über dem Kopfe aus. Nachdem er das vollführt, legte er die Schamanenkleidung ab und unterhielt sich in heiterster Weise mit den anwesenden Buräten und Tungusen, welche etwas muthiger drein schauten und zufriedenere Mienen zeigten als früher.

„Komm nach Hause, jetzt giebt es hier nichts mehr", flüsterte mir mein Tunguse ins Ohr. „Gut, laß uns gehen", antwortete ich. Auf dem Heimwege fragte ich: „Wovon redete der Schamane eigentlich, als er sich auskleidete?" „Er erzählte nur, was er gesehen, als seine Seele flog und er dalag; in diesem Augenblicke vermag er alles auf 1000 Werst zu erkennen." „Und ihr glaubt seinen Erzählungen?" fragte ich. — „Warum sollen wir das nicht glauben. Er weiß alles, alles! Wenn du schlecht von ihm denkst, so weiß er es und schießt dich dafür nieder." „Wie, er schießt mich nieder? Mit einer Flinte?" — „Er kann dich niederschießen — er wird schon irgend etwas dir anthun: du wirst dein Leben lang irre sein, den Verstand verlieren, krank werden. So hat er neulich mit einem Russen etwas angestellt; der konnte nicht nach Hause fahren, er hatte den Weg verloren!"

Ein vierkantiger Bambu aus Ostasien.

Ueber eine merkwürdige Bambuform entnehmen wir einer in „Nature" veröffentlichten Mittheilung von Prof. Thiselton Dyer in Kew Folgendes: Die cylindrische Gestalt des Stengels der Gräser ist ein dieser Familie so allgemein zukommendes Merkmal, daß die Berichte von einem Bambu mit vierkantigem Stamme, der in Japan und China vorkommen sollte, allgemein als Märchen betrachtet oder darauf zurückgeführt wurden, daß eine Art mit normaler Weise cylindrischem Stengel zufällig in jener abnormen Form auftrat. Indessen kann jetzt kein Zweifel mehr sein, daß jener Bambu wirklich existirt. Er ist in mehreren Werken abgebildet worden und seit 1880 befinden sich im Museum zu Kew fünf Specimina, welche Mr. C. Maries in Japan gesammelt hatte. Die erste authentische Nachricht von dem Vorkommen dieser Bambuart in China verdanken wir Mr. Frederick S. A. Bourne, britischem Konsularbeamten in China. Derselbe machte 1882 eine Reise von Futschou bis zur westlichen Grenze der Provinz Fu-kian (300 Miles) und erreichte das berühmte Kloster Wu-i-king in den Bohea-Bergen, einen Ort, der, wie Mr. Bourne glaubt, vorher nur von einem einzigen Europäer, nämlich von Mr. Fortune um das Jahr 1845 besucht worden ist. In dem Garten dieses Klosters fand Bourne mehrere Gruppen des quadratischen Bambu, welche eine Höhe von etwa 8 Fuß erreichten.

Die Chinesen selbst bezeigen von Alters her dieser Pflanze großes Interesse. Als man einst dem Kaiser Kao-tsu erzählte, daß sie in Tsche-Kiang vorkomme und zu mancherlei nützlichen und angenehmen Dingen, u. A. zur Fabrikation von Tintenfässern Verwendung finde, ließ er sich davon kommen und bezeigte seine Werthschätzung dieses Artikels dadurch, daß er in dem Tintenfasse eigenhändig Tinte rieb und über die Kuriosität eine Abhandlung verfaßte.

Die Herren Dr. Macgowan und E. H. Parker in Wentschou schickten eine Anzahl von Exemplaren des quadratischen Bambu nach Kew, von denen einige genügend erhalten waren, um ein weiteres Wachsthum zu versprechen. Auch wurden Spazierstöcke und Pfeifenrohre eingesandt, welche aus diesem Materiale gemacht waren. Nach Dr. Macgowan's Mittheilungen erstreckt sich das Vorkommen der Art etwa von 25° bis zu 30° nördl. Br. Ihre Schößlinge entwickeln sich im Herbst und erreichen bis zum Eintritte der Decemberkälte, welche die weitere Entwickelung verhindert, eine Höhe von 2 bis 5 Fuß. Im folgenden Frühlinge beginnt dann das Wachsthum von Neuem und das Gras erreicht seine volle Höhe, 10 bis 14 Fuß. Der untere Theil des Halmes starrt von kurzen Dornen. In den ersten Jahren tritt die Vierkantigkeit weniger hervor, als später. Die Pflanze wird hauptsächlich als Zierde in Gärten, Tempelhöfen rc. kultivirt; die größeren Halme von zuweilen 1½ Zoll Durchmesser werden als Stöcke benutzt; die kleineren und weniger quadratischen als Rohre für Opiumpfeifen; die kleinsten zu Tabakspfeifen.

Die Chinesen schreiben die Entstehung dieses absonderlichen Bambu übernatürlichen Gewalten zu. Nach einer Ueberlieferung steckte Ko-hung, ein berühmter Alchymist, seine Eßstäbchen, schlanke, vierkantig beschnittene Bambustäbe, in den Erdboden des Klosters nahe der Stadt Ning-po, worauf sie Wurzel faßten und als neue, quadratische Bambuvarietät erschienen.

Da noch keine blühenden Exemplare in die Hände von Botanikern gelangt sind, so ist die systematische Stellung dieser Bambuart noch zweifelhaft. Fenzi hat ihr den Namen Bambusa quadrangularis gegeben.

Lieutenant Mikic über den unteren Congo.

„Le Mouvement géographique", der officielle Moniteur des neuen Congo-Staates, veröffentlicht eine Unterhaltung, welche Herr Wauters mit dem vom Congo zurückgekehrten ungarischen Lieutenant Mikic hatte. Mikic hat drei Jahre lang die Länder zwischen dem unteren Congo und dem Kuilu durchforscht. Nach seinen Angaben ist das ganze Gebiet zwischen Tschimbanza am Tschiloango und Kibata am Lukulu mit dichtem Hochwalde bedeckt, der aus dem 30 m hohen Mawumba (Baumwollenbaum), dem Pandanus, dem Takula, aus dessen Stamme die Eingeborenen ihre Kanoes machen, dem Sandal, der Borassuspalme rc. bestehen und nur durch kleine Lichtungen unterbrochen wird. Südlicher, zwischen Kibata und Boma, fehlen die Wälder; das Land ist eine weite Hochfläche, bedeckt mit Bananenpflanzungen, mit Feldern von Maniok, Mais, Bohnen und Erdnuß, die sich fast ohne Unterbrechungen folgen; dazwischen stehen Gruppen von Oelpalmen. Die Bananenpflanzungen sind prächtig, symmetrisch angepflanzt und sehr sorgsam gepflegt; die einzelnen Stämme stehen in Reihen zu zwanzig und 1½ bis 2 m von einander; sie bedürfen weiter keiner Pflege, als daß man die überflüssigen Triebe entfernt. Der Boden ist von unerschöpflicher Fruchtbarkeit und die Leute, Männer wie Frauen, arbeiten gleich fleißig. Die Gegend ist sehr dicht bevölkert, ein Dorf folgt aufs andere, besonders auf dem Plateau von Boma; in einem Tage wurden 26 passirt, auf den drei Tagemärschen zwischen Kibata und Boma zählt man 64. Sie haben bis zu 500 Einwohner, doch meistens weniger, durchschnittlich gegen 125. Kautschuk findet sich in unerschöpflicher Menge, besonders in den Urwäldern von Mayumba an den Quellen des Lukulu, die Eingeborenen bringen ihn in großen Mengen von dort nach dem zehn Tagereisen entfernten Boma. Tabak, Baumwolle und Zuckerrohr wachsen überall, werden aber nirgends systematisch kultivirt.

Der Interviewer erlaubte sich angesichts dieser Schilderungen die Frage, wie es denn komme, daß in Boma in der Nähe dieser arbeitsamen, zahlreichen Bevölkerung trotzdem ein solcher Mangel an Arbeitern herrsche. Herr Mikic glaubt, das komme nur daher, daß der Neger lieber freier Ackerbauer sei, als Arbeiter in einem europäischen Etablissement. Das fruchtbare Gebiet selbst ist seither nur von Herrn Mikic und Herrn Destrain besucht worden, alle anderen Reisenden haben sich begnügt, die öde Umgebung von Boma kennen zu lernen, den steilen felsigen Plateauabhang, an welchem Felder und Dörfer sehr dünn gesäet sind. Es würde sich empfehlen, eine fahrbare Straße bis auf die Höhe anzulegen, was nicht allzu schwierig sein würde; dann könnte man mit Ochsenkarren bis zum Lukulu fahren.

Die Bewohner dieses Paradieses sind sehr friedfertig und gastfreundlich; Kriege kommen nicht vor. Die blaue Flagge mit dem goldenen Stern ist überall geachtet, die Chefs der Dörfer drängten sich um die Wette, die „Söhne Bula Matari's" (Stanley's) zu geleiten. Die Männer beginnen bereits Baumwollenhemden zu tragen, außerdem wickeln sie ein paar Meter Baumwollenzeug um die Hüften und wenn möglich ziehen sie noch einen europäischen alten Rock darüber. Viele beginnen bereits in ihren Tschimbecks die gekauften Vorräthe in einer Art Sparkasse anzusammeln, und das Ansehen eines Eingeborenen ist um so größer, je größer die betreffende Kiste ist, auf welcher auch Töpfereien und Fayencen aufgestellt werden; Diebstahl ist in diesem Lande des Ueberflusses unbekannt. Rindvieh wird nicht gehalten, nur Ziegen, aber der Eingeborene verschmäht die Milch. Wild ist im Ueberfluß vorhanden (wie es sich zwischen den zusammenhängenden Pflanzungen und zahlreichen Dörfern ernährt, besonders da es viele Jäger giebt, wird nicht gesagt). Verschiedene Antilopen, Gazellen, eine eigene Art Büffel und massenhaftes Geflügel finden sich überall. Ein europäisches Etablissement würde sich hier leicht erhalten können. Die Gesundheitsverhältnisse lassen natürlich nichts zu wünschen übrig, Herr Mikic hat nur im Anfange einmal einen leichten Fieberanfall gehabt, dann nicht wieder.

Also wieder einmal ein Beweis, daß alles Nachtheilige, was über den Congo vorgebracht wird, eitel Verleumdung ist; die Belgier können nichts Besseres thun, als sofort massenhaft nach dem Congo auszuwandern oder doch wenigstens Geld zu einer Anleihe für den neuen Staat herzugeben. Ob die „Association internationale" wirklich glaubt, daß solche Berichte, die wie die Portraits der Maiden Queen ganz ohne Schatten gemalt sind, ihrer Sache nützen?

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellsch. beabsichtigt, eine wissenschaftliche Expedition nach dem Amur-Gebiete auszurüsten.

— Die Frauen der Türkmenen — erzählt Sir Peter Lumsden, der englische Grenzkommissar, in den Proc. R. G. S. (September 1885) — verrichten viel Arbeit; sie verfertigen Teppiche, Thürvorhänge, Arbeitstaschen, Pferdedecken und Decken, und, wenn ein junges Mädchen verlobt ist, hält man es für passend, daß sie alle für die Kibitka erforderlichen Teppiche, sowie die sonstigen für die Haushaltung nöthigen Gegenstände vor der Heirath selbst verfertigt. Wenn letztere jedoch vollzogen wird, ehe sie ihre Aufgabe beendet hat, so erwartet man von ihr, daß sie sobald wie möglich aus dem Ertrage ihrer eigenen Arbeit ihrem Manne in Geld oder Natura die Heirathsgabe zurückerstattet, welche er ihren Eltern bei der Hochzeit bezahlt hat. Dieses Brautgeschenk besteht gewöhnlich aus 100 Schafen und 40 Tillas, welche der Bräutigam entweder auf einem Brette oder in vorher bestimmten Terminen den Eltern der Braut bezahlt. Es ist gewöhnlich, daß der Bräutigam, nachdem er die Anordnungen für die Ausbezahlung des Brautschatzes an die Eltern seiner Zukünftigen getroffen hat, seine Freunde zusammenruft, um Wettrennen und andere Spiele abzuhalten, und ein Kameel auf das Prächtigste auszuputzen, welches danach zur Kibitka der Braut geschickt wird; hiernach besteigt letztere dasselbe und macht sich auf den Weg, um die Glückwünsche ihrer eigenen Verwandten zu empfangen. An dem festgesetzten Hochzeitstage nimmt die Braut auf einem Teppich vor ihrer Kibitka Platz, umgeben von ihrer eigenen Sippe, und die weiblichen Verwandten des Bräutigams kommen, um sie abzuholen. Dem setzen die Verwandten der jungen Dame Widerstand entgegen, indem sie die Angreifer mit rohen Eiern &c. bewerfen, worauf sich unter der Jugend ein förmliches Eiergefecht entspinnt, während die älteren Frauen den Kampf mit Mandeln und Rosinen führen. Mittlerweile stürzt sich der Bräutigam in das Getümmel, führt die Geliebte weg und setzt sie auf den Kadschur oder Kameelsattel, womit die Sache abgemacht ist. Eine andere Form der Heirath ist die Gultscha, wobei das Mädchen dem Bräutigam, ohne die Eltern zu befragen, zuläuft; dies wird für ganz gültig angesehen, wenn beide von gleichem Stande sind und der Brautschatz bezahlt wird.

— Der verlängerte Aufenthalt der englischen Grenzkommission im nordwestlichen Afghanistan hat gute Früchte getragen: dieselbe hat die ganze Provinz Herat aufgenommen und erforscht, und viel werthvolle Nachrichten eingezogen. Jetzt hat sie mit der Aufnahme des afghanischen Turkestan begonnen.

— Ein Telegramm aus Kalkutta übermittelt den Inhalt des zwischen Frankreich und Birma geschlossenen geheimen Vertrages. Danach wird Frankreich die ausschließliche Koncession für den Bau von Eisenbahnen in Oberbirma gewährt. Die birmanische Regierung garantirt $7\frac{1}{2}$ Procent der Auslagen für die Herstellung der Strecke zwischen Mandalay und Tonghu. Als Sicherheit für die Zinsen soll die französische Regierung die Zolleinkünfte der Irawadi-Route kontroliren; ein etwaiger Ueberschuß soll Birma zu gute kommen. Der Vertrag ermächtigt auch die französische Regierung zur Gründung einer Bank in Mandalay mit einem Kapitale von 200 Lakhs Rupien (2 000 000 Pfd. St.). Eine Hälfte der Aktien soll von Frankreich und die andere Hälfte von Birma genommen werden. Die französische Regierung soll die Kontrole der Zolleinkünfte aus dem Theehandel und die Ausbeutung der Rubinenminen als Sicherheit für das vorgeschossene Bankkapital erhalten. Der Vertrag schließt eine Forderung des Königs von Birma an die Bombay- und Birma-Handelskompagnie für eine Summe von 33 Lakhs Rupien (333 000 Pfd. St.) in sich und verfügt, daß im Nichtbezahlungsfalle deren Forsten konfiscirt werden sollen. Man glaubt, diese Verfügung sei auf Veranlassung der französischen Regierung eingeschaltet worden, weil letztere versprochen, ein französisches Syndikat zu bewegen, ein großes Kapital als Entgelt für das Privilegium der Ausbeutung der Forsten vorzuschießen. Der französische Konsul in Kalkutta erklärt ganz offen, daß die Engländer sich jetzt in birmanische Angelegenheiten nicht ohne die Erlaubniß der französischen Regierung mischen können. („Allg. Zeit.")

Afrika.

— Korvetten-Kapitän Hoffmann von der „Möwe" berichtet im Augustheft der „Annalen für Hydrographie &c." über die Tiefenverhältnisse des Suez-Kanals, daß nach dem Reglement die Gesellschaft einen Maximaltiefgang von 7,50 m gestattet und 8 m garantirt. Dies wird denn auch von passirenden Dampfern ausgenutzt. Der der „Möwe" unmittelbar folgende französische Dampfer „Orient" hatte vor dem Kohlenladen in Port Said 7,4 m Tiefgang und passirte den Kanal ebenso leicht wie die „Möwe". Den englischen

Dampfer „Austral" sah Kapitän Hoffmann von Süden her mit ca. 7,5 m (24' 5" engl.) ankommen; er war mit einer Rudervergrößerung für die Kanalfahrt versehen. Sehr breite Schiffe mit zwei Schrauben werden von den Lotsen als besonders unhandlich bezeichnet, da sie leicht mit den Tonnen in Kollision kommen; der Lotse nannte das englische Schiff „Invincible" als das am schwierigsten zu hantirende Schiff, welches er bisher durch den Kanal begleitet habe.

— Von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft wird der „National-Zeitung" mitgetheilt, daß der Regierungsbaumeister Hörnecke, welcher bekanntlich mit einer Expedition an den Tana beordert und durch die feindselige Haltung des Sultans von Zanzibar während längerer Zeit am Vormarsche gehindert war, wie zwei Depeschen aus Aden mittheilen, durch eine Reihe von Verträgen die Gebiete nördlich des Kilima-Ndscharo bis an den Tana hin in den Besitz der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gebracht und dadurch den Anschluß der Gebiete dieser Gesellschaft an das ebenfalls deutsche Witu im Wesentlichen vollzogen hat. Diese neueste Erwerbung erweitert die Besitzungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft bis etwa an den 2. Grad n. Br., so daß dieselben sich nunmehr durch mehr als sechs Breitengrade oder gegen 100 deutsche Meilen von Norden nach Süden erstrecken. Damit ist, wie Namens der Gesellschaft erklärt wird, das Besitzergreifungs-Programm der Gesellschaft nach Norden hin im Wesentlichen zum Abschluß gebracht.

— Von den Begleitern Robert Flegel's sind zwei, die Herren Dr. Gührich und Dr. Semon, welche demselben von der Afrikanischen Gesellschaft beigegeben waren, erkrankt und haben die Rückreise nach Europa antreten müssen. An ihre Stelle sind zwei andere Reisende, die Herren Staudinger und Hastedt getreten, welche bisher auf eigene Kosten die Flegel'sche Expedition begleiteten. Dieselben befinden sich zur Zeit auf dem Wege nach Sokota, um dem dortigen Herrscher, welcher über einen großen Theil der Fellata-Staaten oberherrliche Rechte (aber mehr geistlicher als weltlicher Art) ausübt, Geschenke und ein Schreiben des deutschen Kaisers zu überbringen. Flegel selbst, dessen kleiner Dampfer beim Einlaufen in den Benuë aufgefahren ist, ist vorläufig nach dem Nigerdelta zurückgekehrt und mit den Vorbereitungen zu der neuen Expedition beschäftigt.

— Nach einer officiellen Anzeige an die Marseiller Kaufmannschaft hat das Deutsche Reich die französische Besitznahme des Povo-Landes anerkannt. Es ist das ein Küstenstreifen von 25 Seemeilen Länge, welcher im Westen von dem deutschen Togo-Lande, im Osten von der, zum Königreiche Dahome gehörigen Stadt Weida begrenzt wird und unter anderen die Orte Groß- und Klein-Povo umschließt. Dieses Gebiet ist unlängst von Hugo Zöller bereist und beschrieben worden; ausführliche Mittheilungen darüber dürfen wir in seinem bald erscheinenden dreibändigen Reisewerke erwarten.

— Die europäischen Kaufleute in Porto Novo am Meerbusen von Guinea sind in der größten Bestürzung. Eine von Dahome kommende Armee von 6000 Streitern, unter denen sich die königliche Garde, die berühmte Amazonentruppe, befindet, hat ganz unerwartet das unter französischem Schutze stehende Porto Novo angegriffen. Zehn große Dörfer sind verbrannt worden. Erwachsene Männer und Frauen haben die Angreifer erbarmungslos niedergemacht und die zu Menschenopfern bestimmten Kinder beiderlei Geschlechts, mehr als 1000 an der Zahl, nach Dahome mitgeschleppt. Die Amazonen sind sogar bis zwei Stunden von Porto Novo, welches eine französische Garnison hat, vorgedrungen. Man hat noch keine nähere Mittheilungen über die Ereignisse, die den Handel auf der Küste gestört und einen lebhaften Eindruck auf die Bewohner gemacht haben; man weiß nur, daß der Angriff in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai stattgefunden hat; Widerstand wurde nicht geleistet. Es ist das erste Mal, daß Dahome auf das unter dem französischen Protektorate stehende Gebiet einen Angriff zu machen wagt. Der französische Kommandant befindet sich mit Urlaub in Frankreich und wird augenblicklich durch einen Lieutenant vertreten, der den Befehl über 50 Tirailleure vom Senegal führt. — Der Negerkönig des Landes heißt Zoffa, er zeichnet sich durch fortwährende Trunkenheit aus; wenn die Kaufleute, ehe noch das französische Protektorat bestand, Geschäftssachen mit ihm besprechen wollten, waren sie gezwungen, ihn einige Stunden lang von allem Tafia und Palmenwein entfernt zu halten, um ihm so einige lichte Augenblicke zu verschaffen, die sie zur Verhandlung mit ihm benutzten.

— Die eben für das verflossene Halbjahr veröffentlichte Statistik von Réunion zeigt wieder einmal, daß französische Kolonien mehr Handel mit fremden, als mit dem Mutterlande treiben. Die Einfuhr belief sich auf 4 668 701 Francs, wovon 597 163 aus Frankreich und 4 074 538 aus fremden Ländern kamen. Wein ist der einzige wichtige Artikel, in welchem das Mißverhältniß nicht allzu stark ist; denn es kam davon für 117 000 Francs aus fremden Ländern und für 117 000 Francs aus Frankreich. Von der gesammten Ausfuhr von 4 249 000 Francs gingen 2 770 000 nach Frankreich, 33 000 nach französischen Kolonien, der Rest von 1 456 000 nach fremden Ländern. Von der letzteren Summe entfallen 431 000 Francs auf Madagaskar.

Inseln des Stillen Oceans.

— Herr H. O. Forbes scheint bei seiner neuen Reise nach Neu-Guinea durch das Geschick hartnäckig verfolgt zu werden. Wie er in einem Briefe vom 27. Juli mittheilt, ist seine Bagage bei der Einschiffung zu Batavia beinahe vollständig verloren gegangen; die Prau, welcher er dieselbe anvertraut hatte, ist gesunken und beinahe die ganze Ladung verdorben. Er beabsichtigt nun seine Träger u. s. w. doch nach der Thursday-Insel (vgl. oben S. 240) zu dirigiren, damit sie dort seine Rückkehr von Brisbane erwarten, wohin er sich begeben will, um sich aufs Neue auszurüsten. Die Folgen des Unfalles lassen sich noch nicht ganz übersehen, jedenfalls werden sie bedeutende Ausgaben zur Folge haben.

— Die Bevölkerung von Neu-Seeland war am Schlusse des Jahres 1884 mit Einschluß der Maoris auf 608 401, und ohne dieselben auf 564 304 gestiegen. Die Provinz Otago auf der Südinsel mit 153 901 Seelen war die bevölkertste. Die größten Städte der Kolonie waren Auckland mit 28 090, Dunedin mit 28 228, Wellington (Hauptstadt) mit 22 757 und Christchurch mit 16 256 Einwohnern. Von den Eingeborenen lebten auf der Südinsel und auf Stewarts Island zusammen 2061, alle übrigen auf der Nordinsel. Die Rate der Sterblichkeit im Jahre 1884 ergab nur 10,33 vom Tausend der Bevölkerung. Der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle betrug 14 000. Das Geschäftsleben lag auch in dieser Kolonie sehr darnieder. Der Ackerbau (meist Weizen, welcher aber in der Qualität hinter dem australischen zurücksteht) machte sich bei den niedrigen Marktpreisen schlecht bezahlt, und nicht wenig Ackerbauland wurde wieder zu Viehweiden verwendet. Die Ausfuhr des Jahres bewerthete 7 091 667 Pf. St. (— 4332 Pf. St.) und die Einfuhr 7 663 883 Pf. St. (— 310 150 Pf. St. gegen das Vorjahr). Die öffentliche Revenue war von 3 871 297 Pf. St. im Jahre 1883 auf 3 820 000 Pf. St., und die Ausgaben von 3 924 005 Pf. St. auf 3 790 000 Pf. St. gefallen. Die Staatsschuld, mit Einschluß der letzten Anleihe von $1\frac{1}{2}$ Millionen Pf. St. im Mai 1885, hat bereits die Höhe von 31 074 903 Pf. St. erreicht. An Briefen wurden im Jahre 1884 mit der Post 35 Millionen befördert, eine Zunahme von 10 Millionen in den letzten vier Jahren.

— Chinesische Auswanderung nach Hawaii. Der Konsul der Vereinigten Staaten auf den Sandwichinseln schreibt: Die chinesischen Arbeiter sind nach dem über-

einstimmenden Urtheile Aller so gut, wie man sie nur bekommen kann. Doch mit ihrem Genossenschaftssysteme und ihren gut organisirten Gesellschaften bringen sie es, wie viel und wie wenige es ihrer sein mögen, doch dahin, daß sie den Preis der Arbeit diktiren. Sie verderben nicht nur den Charakter der Eingeborenen und richten die Frauen zu Grunde, sondern wissen es durch ihre sprichwörtliche Schlauheit und ihren Takt in Geschäften dahin zu bringen, daß sie die Ländereien und überhaupt Alles, was die Eingeborenen von Hawaii besitzen, in ihre Hände bekommen. Die jetzt auf Hawaii anwesende große Zahl von Chinesen hat alle Arbeit, die früher durch Eingeborene gethan wurde, in ihre Hände zu bekommen gewußt, und selbst ein oberflächlicher Beobachter wird bald einsehen lernen, daß eine unbeschränkte chinesische Einwanderung bald nicht nur die Eingeborenen, sondern auch die Europäer verdrängen und diese Inseln, welche bald ein Sanitarium für die ganze Welt sein könnten, thatsächlich eine chinesische Kolonie werden würden.

Nordamerika.

— G. vom Rath, Arizona. Studien und Wahrnehmungen. Nach Vorträgen gehalten in Freundeskreisen. In „Frommel und Pfaff, Sammlung von Vorträgen". XIV. 7/8. (Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.)

Ein kleines, aber inhaltreiches Buch, von dem man anstatt eines Auszuges lieber einen Abdruck geben möchte. Auf 112 Seiten ist des Wissenswerthen viel zusammengedrängt. Zuerst wird, wie natürlich, die geologische Beschaffenheit und die physikalische Geographie „des Landes des Sonnenscheines und des Silbers" geschildert, dann der wunderbare Metallreichthum und in großen Zügen die Flora der verschiedenen Abtheilungen. Fast die Hälfte des Buches aber ist den Indianern gewidmet. Der Verfasser verurtheilt das Benehmen der Nordamerikaner, des Volkes wie der Regierung, den Eingeborenen gegenüber auf das Strengste, und in der That fällt eine Vergleichung dessen, was die Franzosen und selbst die so verlästerten Spanier gethan, mit dem brutalen Ausrottungssysteme der Amerikaner sehr wenig günstig für die letzteren aus. Die Entdeckung der Mineralschätze in den Indianerterritorien hat ihren Untergang besiegelt. Man kann über die Einwirkung der Missionare einer erheblich anderen Ansicht sein, als der sehr für sie eingenommene Verfasser; jedenfalls muß man es sehr auffallend finden, daß die frommen Nordamerikaner, die Millionen jährlich für die Bekehrung der Juden und der orientalischen Christen ausgeben, nicht einen einzigen Missionar unter den Indianern unterhalten, obschon sie wissen, welche ausgezeichneten Resultate die Jesuiten seiner Zeit im nördlichen Mexiko erzielt hatten. Nur die Mormonen machen eine Ausnahme, da sie in den Indianern die Nachkommen der zehn Stämme sehen. Ob die Worte des Senator Dawson, mit denen vom Rath sein Büchlein schließt, wohl den Anfang einer besseren Zeit für den rothen Mann bedeutet? Die Resultate der Zählungen in den Reservationen der größeren Stämme, der Cherokees, Creeks, Seminolen, Choctaws und Chickasaws ergeben eher eine Zunahme als eine Abnahme der Bevölkerung, und die bestellten Ackerflächen haben von 1860 bis 1882 um das Zehnfache zugenommen. Ko.

Oceane.

— Ueber die Bodengestaltung des Karaibischen (richtiger Karibischen) Meeres bringt das Augustheft der „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie" u. a. folgende Mittheilung, die auf amerikanische Arbeiten begründet ist.

Durch ein submarines Höhenplateau, welches sich in Verlängerung der Windward-Passage bis zur Halbinsel Honduras erstreckt und gegen die letztere hin sich verbreitert, wird das Karaibische Meer, dieses Plateau als besonderen Theil mitgerechnet, in drei Hauptheile zerlegt. Der nordwestliche Theil wird von diesem Plateau, Cuba, Yucatan und der Nordküste von Honduras eingeschlossen, der östliche Theil wird im Norden durch Haïti und Puerto Rico, im Osten durch die Kleinen Antillen und im Süden durch das amerikanische Festland begrenzt. Das erstere Bassin wird durch eine Bank, von welcher die Cayman-Inseln und Misteriosa-Bank Theile sind und die als submarine Fortsetzung des Gebirgsrückens an der Südostseite Cubas zu betrachten ist, wieder getheilt; das nördliche Becken hat eine ziemlich gleichmäßige Tiefe von 4550 m; südlich liegt ein schmales, aber theilweise sehr tiefes Thal, die sogenannte Bartlett-Tiefe; es erstreckt sich von der Windward-Passage bis in den Golf von Honduras, ist 700 Seemeilen lang und durchschnittlich 80 Seemeilen breit; seine größte Tiefe beträgt 6269 m (3248 Faden), zwischen dem Westende von Jamaica und Kap Cruz erweitert es sich, und ergaben die Lothungen hier 5500 m (3000 Faden) bis 15 Seemeilen von Cuba und 5100 m (2800 Faden) bis 25 Seemeilen von Jamaica. Der mittlere flache Theil des Karaibischen Meeres ist durchweg unter 1800 m (1000 Faden) tief und auf ihm bilden die Insel Jamaica, sowie die vielen zwischen dieser und Honduras liegenden Bänke einen fortlaufenden Höhenrücken. Nach Osten zu nehmen die Tiefen allmählich zu, bis zwischen Haïti und Puerto Rico im Norden und dem Festlande im Süden, beiderseits an den Küsten durch einen flachen Gürtel eingesäumt, ein großes Bassin von circa 200 000 Quadratseemeilen mit ziemlich gleichmäßiger Tiefe, durchschnittlich 4750 m (2600 Faden), gebildet wird. Die Tiefen nehmen von Westen nach Osten hin etwas zu, von 4000 m (2200 Faden) bis 5100 m (2800 Faden), um dann östlich von der Linie St. Thomas-Margarita bedeutend abzuflachen. Die vom „Blake" gewonnenen Lothungslinien von Dominica nach Bird-Insel und zurück nach Monserrat, sowie die Lothungen des „Albatroß" von Puerto Rico nach Bird-Insel, von dort nach Trinidad und zurück nach der Mona-Passage ergaben eine submarine Erhebung, welche in nordsüdlicher Richtung nahezu der Antillenkette von Granada nach St. Christopher parallel läuft. Auf derselben beträgt die Wassertiefe überall bedeutend unter 1800 m (1000 Faden), an beiden Seiten 2750 m (1500 Faden) und 3650 m (2000 Faden). Bemerkenswerth ist die tiefe Depression, welche diese Erhebung außerhalb der Kleinen Antillen umgürtet, welche sich von der Ostküste Haïtis an längs dem Rande derselben hinzieht, und in welcher die größten bisher im Atlantischen Ocean gemessenen Tiefen, 8341 und 7724 m, gefunden sind.

Im Karaibischen Meere ist die größte Tiefe die oben angegebene in der Bartlett-Tiefe von 6269 m (3428 Faden); dieselbe liegt auf 19° 1′ nördl. Br. und 81° 2′ westl. L.; im östlichen Bassin liegt die tiefste Stelle, 5201 m (2844 Faden), in 13° 25′ 4″ nördl. Br. und 66° 25′ 0″ westl. L.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVIII. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

I.

Das alte Afrika — denn auf das Küstenland zwischen dem Syrtenmeere und dem auf dem Ostrande des nordafrikanischen Hochplateaus sich erhebenden Aurès-Gebirge beschränkte sich ursprünglich der Name, welchen heute der ganze Erdtheil trägt — ist mit der Uebernahme der faktischen Regierung durch die Franzosen in eine völlig neue Entwickelungsphase eingetreten und wird, von der schauderhaften Mißregierung eines Mustapha ben Ismaïl und dem mehr regulären, aber nicht minder verderblichen Erpressungssysteme der europäischen Commission financière befreit, bei seinem fruchtbaren Boden und seiner dem Berberstamme angehörenden arbeitsamen Bevölkerung schnell genug auch ohne europäische Einwanderung die ehemalige Prosperität wieder erlangen. Es ist darum von besonderer Wichtigkeit, Berichte über den Zustand im Augenblicke der Uebernahme des Protektorates aufzubewahren, um später Material zur Vergleichung zu haben; es wird sich dann ergeben, ob die Franzosen wirklich so vollkommen unfähig sind, ein fremdes Land zu leiten und zu kolonisiren, wie vielfach behauptet wird.

Die französische Regierung hat sofort mit allem Eifer die wissenschaftliche Erforschung Tunesiens in Angriff genommen. Neben verschiedenen anderen Expeditionen sandte das Ministerium des öffentlichen Unterrichtes den Dr. R. Cagnat und den Architekten H. Saladin aus, um das südliche Tunesien auf seine Alterthümer zu durchforschen. Der Bericht über ihre drei Winter hindurch fortgesetzten Reisen liegt den nachfolgenden Schilderungen zu Grunde.

Für den europäischen Reisenden ist Tunesien immer noch uncivilisirt, d. h. ohne Wirthshäuser. Wer das Land bereisen will und der arabischen Sprache und Sitte nicht ganz kundig ist, bedarf darum eines Am'r Bey oder Amra, eines Regierungsbefehles an die Behörden und Stammeshäupter der zu besuchenden Distrikte, welcher ihm und seinen Leuten Aufnahme und freie Verpflegung sichert. Außer dem Schreiben wird ihm als sichtbares Zeichen der Regierungsgewalt ein Hamba mitgegeben, ein Polizeireiter, wie man sie unter verschiedenen Namen (Spahis in Algerien, Mok'harur in Marokko, Zaptieh in der Türkei) in allen mohammedanischen Ländern hat; er sorgt für die Unterkunft des Reisenden und ist für dessen Sicherheit verantwortlich. Es ist nicht gerade angenehm, so auf Kosten der ohnehin so furchtbar gedrückten Unterthanen zu reisen, aber so lange außer in La Goletta, Tunis und neuerdings Kairuan Wirthshäuser nicht existiren, ist eine andere Reisemethode in Tunesien durchaus unmöglich.

So sind auch die beiden Reisenden genöthigt, einen Hamba, einen Diener und einen Maulthiertreiber mit sich zu nehmen. Früh am Morgen — Tag und Datum sind nicht angegeben — verlassen sie Tunis durch das Thor Bab el Dschezira und weiter auf leidlicher Straße der Bahira, dem See von Tunis, entlang; sie begrüßen als ein günstiges Omen die Flamingos, die von ihrem Winterstandquartiere in der Sebcha el-Sedschumi, welche die Hügel von Tunis vor den Nordstürmen schützen, Morgens herüber kommen, um ihre Nahrung zu suchen. Unter dem steil ins Wasser vorspringenden Höhenzuge hindurch, welcher das Grab des großen Sidi Ali bel Hassen esch-Schâdeli und die Sauya des Sidi Fetalla — und jetzt auch ein fran-

zösisches Fort — trägt, und vorbei an dem Fonduk Schuscha gelangen sie in das fruchtbare Thal der Miliana und überschreiten diesen im Winter recht wasserreichen Fluß, den Catada der Alten — er mündet in geringer Entfernung bei Rades, dem alten Maxula, ins Meer — auf einer fünfbogigen Steinbrücke, welche zwei arabischen Inschriften zu Folge zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts erbaut worden ist. Vor ihnen erhebt sich nun der prachtvolle Höhenzug, welcher vom Dschebel Zaghuan aus nach dem Ras Addar oder Kap Bon streicht, freilich unterbrochen durch die tiefe Einsenkung zwischen Soliman und Hammamet. Gerade vor ihnen liegt der phantastisch geformte Dschebel R'saß, der Monte Piombino der Italiener, der Bleiberg, dessen reiche Schätze seit den Römerzeiten unbenutzt geblieben sind, bis jetzt eine sardinische Gesellschaft sie zu heben versucht; nach rechts, schon in blauer Ferne verschwimmend, erscheint der König von Nordtunesien, der heilige Dschebel Zaghuan, an dem die Quellen entspringen, die Tunis versorgen und allein die Küstenebene bewohnbar machen. Nach links aber und etwas näher reckt der Dschebel bu Korneïn seinen Doppelgipfel in die Luft, dem Vesuv täuschend ähnlich, und an seinen Fuß schmiegt sich, dicht am Meere und auf neu angeschwemmtem Boden, das weiße Hammam Lif oder Hammam el Enf, das künftige Trouville der künftigen französischen Kapitale Tunesiens. Trotz seines wundervollen Badestrandes und seiner köstlichen warmen Quellen, welche heute noch ebenso heilkräftig gegen Rheumatismus und Hautkrankheiten sich erweisen, als zu den Zeiten, wo der Rhetor Appulejus in den Aquae Persianae seinen verrenkten Fuß kurirte, ist es ein kleines Nest mit nur wenigen Häusern und einem zerfallenen Dar el-Bey (Regierungsgebäude). In der Saison der Seebäder (Juli und August) findet sich trotzdem eine ziemliche Anzahl Badegäste hier ein, die meisten Tunesier fahren aber mit der Eisenbahn, die von Tunis hierher führt, Nachmittags heraus und Abends wieder zurück. Doch haben sich nahe der Station ein paar Restaurants in Bretterbuden angesiedelt, und



El Arbaïn. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

unsere Reisenden fanden dort zum letzten Male in Tunesien ein europäisches Dejeuner.

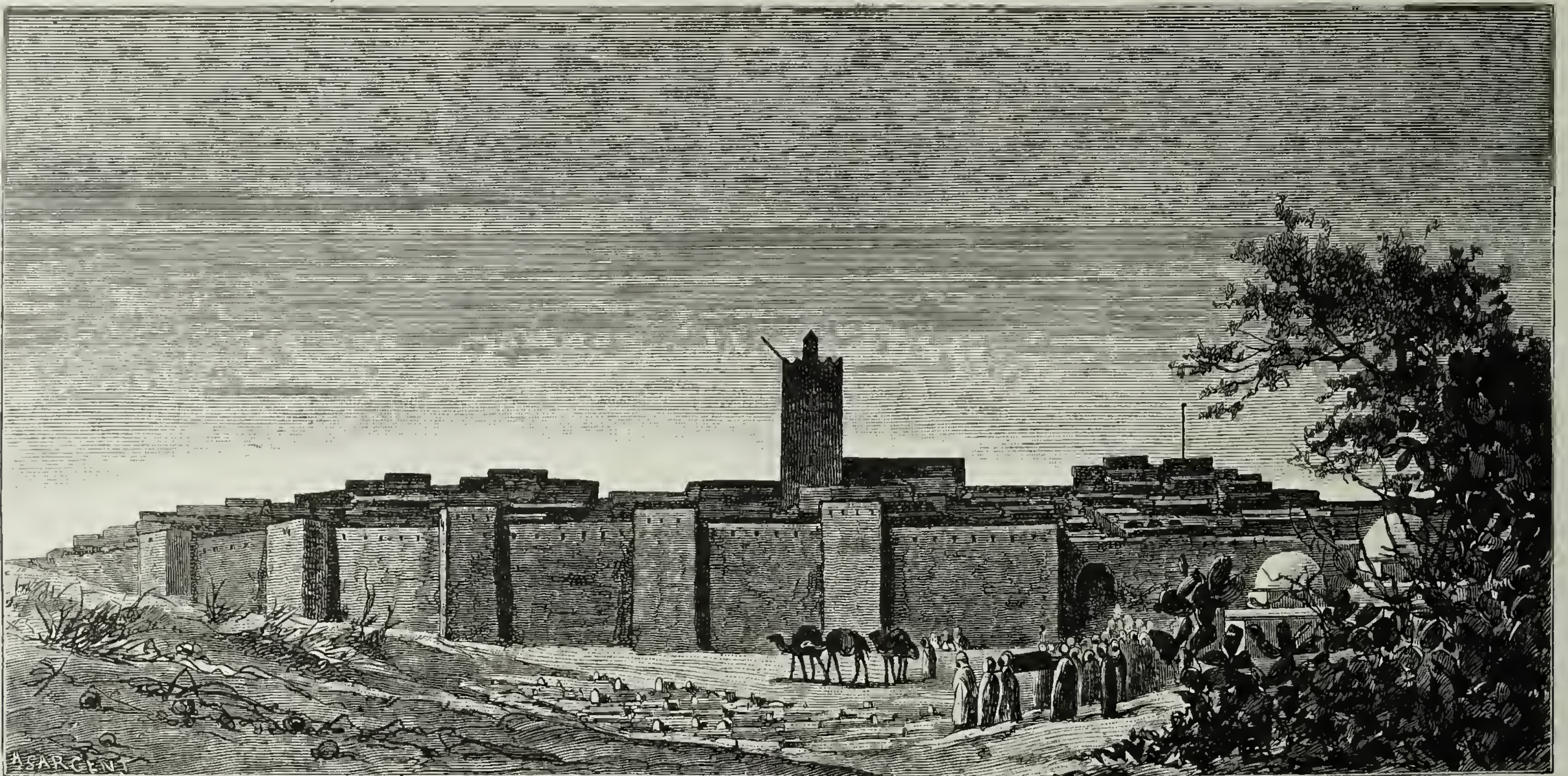
Dann geht es weiter über die langweilige schlammige kahle Ebene, um den Fuß des Bu Korneïn herum und in die Einsenkung hinein, welche die Halbinsel Dakhela an ihrer Wurzel durchschneidet. Ein trauriger Weg für den Alterthumsforscher, denn er bietet keinerlei Alterthümer und die Reisenden scheinen nicht daran gedacht zu haben, daß auf eben diesem Wege alle Angreifer auf Karthago losrückten, Agathokles und Regulus, wie später Belisar gegen die Vandalen.

Das Städtchen Soliman links liegen lassend, gelangen die Reisenden in das Dörfchen Krumbelia, wo ihnen, da der Dar el-Bey in Trümmer zerfallen war, in der Boutique eines Veterinärs das Nachtlager angewiesen wird. Am anderen Morgen geht es durch die mit Früchten schwer beladenen Olivenwälder wieder hinaus in die Ebene, welche von hier ab wenigstens mit Lentiscus und Myrten bewachsen ist, nach Beled Dschedeida, wo bedeutende Reste aus der Römerzeit erhalten sind. Etwas weiter erreichte man eine mit drei Palmenbäumen geschmückte Stelle, die durch einige Steinkreise als geheiligt bezeichnet ist. Sie heißt el Arbaïn, die Vierzig, denn hier sind vierzig Glaubensstreiter, die im Kampfe gegen die Ungläubigen den Märtyrertod gefunden, begraben. Vier Kilometer weiter, beim Fonduk Bordsch el-Achfaid, beginnt das Defilé (Khanga), das nach der Meeresküste bei Hammamet hinunterführt. Ziemlich dicht mit Lentisken, Strandkiefern und Thuja (Callitris quadrivalvis, Arar der Araber) bewachsen, stand es früher als Lieblingsplatz der Räuber im schlimmsten Rufe, bei der Erhebung Ali ben Chalifa's erlitten die Franzosen hier eine tüchtige Schlappe.

Beim Austreten aus dem engen Thale sieht man das reizende Hammamet vor sich, dessen Umgebung selbst dem schönen Nabel, das nicht umsonst denselben Namen wie Neapel trägt, mit Erfolg die Palme der Schönheit streitig macht. Im Grunde eines tiefen Golfes liegt die weiße Stadt, umgeben von ihrer wohlerhaltenen Ringmauer mit vorspringenden viereckigen Thürmen, dahinter


10° ö. L. v. Greenwich.
10°30′
11°
TUNIS
La Goletta
Ruinen von Carthago
Rades
Sebcha el-Sedschumi
Hammam Lif
Soliman
Krumbelia
Beled Dschedeida
el Arbain
Bordsch el-Achmid
Nabel
Hammamet
Zaghuan
Hammam Zriba
Ued el-Hammam
Bir Buita
Sidi Bethir
Kasr Mnara
Enfida
Bu Fischa
MEERBUSEN
VON
HAMMAMET
Henschir Batria
Henschir Sidi Chalifa
Ain Medeker
Henschir Fragha
Bordsch Baba Sellum
Takruna
Dar el-Bey
Henschir Dschebbina
Dar Tschausch Hadia
Sidi Saida
Dar bel-Uar
(Dolmen)
Hergla
Ued Nebhana
Henschir Nebhana
Henschir el-Hadschar
Z l a s s
Kantara Halg el-Menzel
Ued el-Hammam
Sebcha Kelbia
SUSA
Monastir
Station Ued Laya
Eisenbahn
KAIRUAN
Sidi el-Hani
Lamta
Tebulba
Ras Dimas
Ued Merg el-Lil
Sebcha Sidi el Hani
Ued Zerud
Mahadia
Bu Merdes
El Dschem
36° 30′
36°
35° 30′
10°
NORDOST-TUNESIEN
nach der neuen französischen Aufnahme.
Maasstab: 1:800000.
Kilometer (111,3 = 1° des Aeq.)

im Hafen die Barken der Fischer; Gärten mit Orangen, Jasmin und Rosen erfüllt, umgeben sie und daran schließt sich ein Wald von Oelbäumen, Mandelbäumen und Karuben, in welchen es von Turteltauben wimmelt. Be-



Hammamet. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

Meerbusen von Hammamet. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

sonders schön ist der Rundblick von der Höhe der Kasbah (Citadelle), welcher die ganze Küste von Nabel bis Hergla umfaßt. Die Reisenden fanden, Dank der Anwesenheit einer französischen Freikompagnie, diesmal eine freundlichere

Aufnahme als bei einem früheren Besuche, wo sie die Stadt gar nicht betreten durften und ein Nachtquartier in einem der Landhäuser förmlich erzwingen mußten. Hammamet bietet übrigens außer der Kasbah, auf welcher ein paar alte Falkonette Interesse erweckten, dem Touristen fast nichts [1]) und so ging es schon am folgenden Tage weiter nach Süden.

Für gewöhnlich folgen die Karawanen bis Susa dem Meeresstrande; die zwei Tagereisen bis Hergla sind aber so langweilig und eintönig, daß die Reisenden vorzogen, landeinwärts abzubiegen und die Domäne Enfida oder, wie sie eigentlich heißt, Enfida des Uled Saïd zu durchziehen. Aus den Olivenwäldern von Hammamet tritt man urplötzlich in die kahle Sandwüste hinaus, deren Sandmassen unaufhaltsam gegen die Stadt vordringen und bei Süd- und Westwind den Aufenthalt dort fast unerträglich machen. Es dauert ziemlich lange, bis man wieder die erste Menschenwohnung antrifft, einen Fonduk, Bir Buïta genannt, die gewöhnliche Haltestelle der Karawanen zwischen Tunis und Susa, und darum etwas besser im Stande gehalten als die gewöhnlichen Karawanserais und sogar mit einigen besseren Zimmern für anspruchsvollere Reisende versehen. Ein paar Kilometer weiter erhebt sich einsam die Ruine eines römischen Mausoleums, Kasr Mnara von den Eingeborenen genannt, ein mächtiger Mauercylinder auf viereckiger Basis, immer noch 10 m hoch und an das Grabmal der Cäcilia



Der Fonduk Bir Buïta. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

Metella an der appischen Straße erinnernd. Die kleinen Altäre, welche frühere Reisende noch auf der Zinne sahen, sind verschwunden, mit ihnen die Weiheinschriften, von denen nur eine noch in Susa aufbewahrt wird. Von den mächtigen Außenquadern sind die meisten herabgestürzt und bilden einen Trümmerhaufen um die Basis; das Innere besteht aus kleinen Steinen mit Mörtel übergossen. An dem flachen Strande ist das Monument weithin sichtbar und dient den Schiffern als Landmarke, daher auch sein Name, der „Schloß des Leuchtthurmes" bedeutet [1]).

In geringer Entfernung davon beginnt die Domäne Enfida, der fruchtbarste Theil der Provinz Byzacena, Regierungsdomäne vielleicht seit Karthagerzeiten, jedenfalls seit Nero's großen Konfiskationen, bis sie der vorige Bey seinem Günstlinge Cheireddin schenkte. Als dieser seine Stellung unterminirt fühlte, verkaufte er das ganze Gebiet, 150 000 Hektaren, nebst verschiedenen anderen Gütern und seinem Palaste in la Goletta an die Société Marseillaise, welche sie Dank der Unterstützung des General-

[1]) Hammamet scheint modernen Ursprunges, wenigstens haben sich keinerlei römische Ruinen da gefunden und es ist keine bedeutendere Stadt bekannt, welche hier gelegen haben könnte. Siagul, das Ptolemaeus zwischen Neapolis (Nabel) und Hadrumetum (Susa) nennt, scheint mehr im Inneren gelegen zu haben. Da Hammamet im Norden eine geschützte Rhede hat, ist das recht auffallend.

[1]) Shaw sah dieses Denkmal, das einer mächtigen Provinzialfamilie gehört haben muß, noch wohl erhalten und giebt Kopien der drei, übrigens sehr unwichtigen, Inschriften.

konsuls Roustan auch in einem langwierigen Processe gegen einen Konkurrenten, Levy, behauptete, der auf das Vorkaufsrecht des Angrenzers, die Schuta, gestützt, die Domäne ebenfalls in Anspruch nahm. Damals hatte die Gesellschaft eben erst durch einen Gewaltstreich Besitz ergriffen und die Einrichtungen auf den einzelnen Verwaltungsstationen waren noch primitiv genug. In dem noch nahe am Meeresstrande gelegenen Bu Fischa, der ersten Station, wo die Reisenden total durchnäßt ankamen, war es ein großes Zelt mit drei Abtheilungen, in welchem sie freundliche Aufnahme fanden. Einige Henschirs (Ruinenhaufen) in der Umgegend boten kein besonderes Interesse; dafür fanden sie dort die Kubbah des Sidi Bethir, eines hochverehrten Lokalheiligen, dessen Name kein Glied der Nachbarstämme zu mißbrauchen wagt. Hat ein Diebstahl stattgefunden, so bringt man darum den Verdächtigen zu



Kasr Menara. (Nach einer Photographie R. Cagnat's.)

dieser Kubbah und hier muß er die Hand an einen der Steine legen und den Heiligen als Zeugen seiner Unschuld anrufen. Selten wird ein Schuldiger das wagen, meistens genügt schon die Drohung, ihn zur Kubbah zu führen, um ein Geständniß zu bewirken.

Um das Zelt des Intendanten herum waren ein paar Familien Eingeborener gelagert, welchen Herr Coyetanx Ländereien verpachtet hatte. Er sah sich freilich dabei genöthigt, auf ihre Eigenthümlichkeiten einzugehen. Hätte er von ihnen verlangt, daß sie das gepachtete Land umroden sollten, so würde er schwerlich Pächter bekommen haben, denn das Ausroden der tiefwurzelnden Dornsträucher, der Lentisken und des Dent du Chien (Zizyphus lotus) hat seine großen Schwierigkeiten, auch für den mit guten Werkzeugen versehenen europäischen Kolonisten. Geht man nicht den letzten Wurzeln bis mindestens 2 m Tiefe hinab nach, so ist binnen wenigen Monaten der Busch wieder da. Es galt also für die Verpachtung Ländereien auszusuchen,

auf denen das Buschwerk lichter steht und zwischen den einzelnen Büschen Raum für Anpflanzung bleibt; diese werden aber nicht in Bausch und Bogen verpachtet, sondern der mit Büschen bedeckte Raum wird in Abzug gebracht und nur unter dieser Bedingung geht der tunesische Landmann auf eine Pachtung ein. Er kratzt dann den Boden etwas auf und säet seine Gerste hinein; kann das zeitig genug geschehen und fallen die Frühjahrsregen nicht zu spärlich aus, so ist der Ertrag trotz der erbärmlichen Bestellungsweise ein sehr bedeutender. Im Kriegsjahre 1881 hatten die Felder um Bu Fischa trotz der verspäteten Aussaat immerhin noch einen siebenundzwanzigfältigen Ertrag gegeben; für Nordafrika, wo sich selbst die Kolonisten häufig mit achtfachem begnügen müssen, eine ganz ungewohnt reiche Ernte. So lange die Société Marseillaise sich damit begnügte, die Pacht — meist 2,10 Francs für den Hektar — und daneben noch den aus dem Aufkaufe der Gerste entspringenden Gewinn einzustreichen, brachte die Enfida einen hübschen Profit. Seitdem sie aber das Land in eigener Regie bebauen läßt, Wege gebaut, kostspielige Gebäude errichtet und allerhand weitaussehende Meliorationen unternommen hat, sind die Produktionskosten so hoch gestiegen, daß die Domäne zu einer Last für die Gesellschaft geworden ist und diese neuerdings versucht, sich ihrer durch Parcellirung und Anlegung von Kolonien zu entledigen.

Die spanischen Presidios an der Nordküste Marokkos.

Von F. Blumentritt.

An der Nordküste Marokkos besitzt Spanien eine Reihe von befestigten Plätzen, welche gewöhnlich unter dem Namen „Presidios“ zusammengefaßt werden, weil sie, wenn auch nicht alle, jene Festungs-Zuchthäuser enthalten, welche in Spanien Presidios genannt werden. Schwere Verbrecher werden in diese Anstalten, welche in der spanischen Gaunersprache Colegios benamst sind, gebracht, da, wie wir sehen werden, die eigenthümliche Lage und Verfassung der Plätze ein Entweichen sehr erschwert. Auch gefährliche politische Missethäter, an denen Spanien ja so reich ist, werden unter den Abschaum der spanischen Verbrecherwelt gesteckt. Es ist vielleicht noch erinnerlich, daß vor einigen Jahren der berühmte cubanische Insurgentenchef Céspedes in Céuta gefangen saß und daß durch seine Flucht nach Gibraltar, von wo aus die Engländer, im Glauben, einen gewöhnlichen Gauner vor sich zu haben, ihn den Spaniern wieder ausgeliefert hatten, bald ein Konflikt zwischen Spanien und England hervorgerufen worden wäre. König Alfonso schlichtete die Angelegenheit durch eine ritterliche Begnadigung. Damals beschäftigte sich die europäische Presse auch mit den Presidios der afrikanischen Küste, kaum aber, daß der Zwischenfall erledigt war, so versanken jene spanischen Sträflingskolonien wieder in die alte Vergessenheit; selbst die Herren des Landes kümmerten sich nicht um dieselben. Erst als vor Kurzem die Franzosen wieder ihr Augenmerk auf Marokko lenkten, erwachte die Eifersucht der Spanier, welche Marokko als eine künftige Provinz Spaniens ansehen; demgemäß begannen sie auch mehr Sorgfalt auf jene Festungen zu verwenden, von wo aus eine eventuelle militärische Aktion gegen Marokko den Ausgang nehmen müßte. Als durch die Tonkin-Affaire Frankreichs Aufmerksamkeit von Marokko nach dem fernen Ostasien abgelenkt wurde, schienen auch die Spanier wieder in die alte Lethargie zu versinken. Erst das Annexionsfieber, welches seit zwei Jahren die Kolonialstaaten ergriffen hat, zwang die politischen wie kommerciellen Kreise Spaniens, für das Gedeihen der furchtbar vernachlässigten marokkanischen Plätze Sorge zu tragen. Die Aktion ist eben im Flusse.

Die „Presidios“ bestehen aus den befestigten Städten Ceuta, Melilla, den Forts Alhucemas, El Peñon de Vélez de la Gomera, den befestigten Islas Chafarinas und der kleinen Isla Peregril. Ceuta gehörte einst zu Portugal, und zwar zum „Königreiche Algarbe jenseits des Meeres“. Als die Portugiesen im Jahre 1640 ihre Unabhängigkeit von Spanien zurück gewannen, blieb Ceuta den Spaniern getreu, so daß diese Stadt der letzte Rest der portugiesischen Territorien ist, die durch die Siege Alba's an Spanien fielen. Die anderen Plätze stammen aus den glorreichen Tagen Kaiser Karl's V. her; zum Theil, wie die Chafarinas, wurden sie erst in diesem Jahrhundert erworben. Der große Cisneros hatte sich mit dem Plane getragen, von diesen Küstenorten aus bis zum Atlas vorzudringen. Die römisch-deutsche Kaiserkrone aber, die dem jungen König Karl zufiel, lenkte die spanischen Heere nicht nach dem Süden, sondern dem Norden. Tunis, Dscherba, Oran, Marzalquivir gingen in den Tagen des Verfalles der spanischen Macht verloren; so blieben nurmehr die oben genannten Presidios übrig, weltvergessene Burgen, in denen man nur Sträflinge und zum Tode gelangweilte Soldaten sah. Die Garnisonen und Galeerenstationen waren überdies so ungenügend mit Mannschaft und Schiffen dotirt, daß sie die spanische, gegenüberliegende Küste nicht vor den Angriffen und Beutezügen der Rîf-Piraten zu schützen vermochten. Um ein Haar wäre Ceuta, wie das gegenüberliegende Gibraltar, den unersättlichen Briten in die Hände gefallen. In dem glorreichen Unabhängigkeitskriege, den Spanien mit dem korsischen Despoten führte, besetzten die Engländer als Verbündete der Junta von Cádiz die Festung Ceuta, um sie vor einem französischen Handstreiche zu schützen. Als aber der Kaiser der Franzosen nach Elba verbannt worden war, da weigerten sich die Engländer, Ceuta herauszugeben, und es bedurfte großer Anstrengungen von Seiten Spaniens, um das englische Kabinet zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Dann aber sanken diese Plätze in ihre alte Unbedeutenheit zurück. Von dem Verkehre mit der Außenwelt abgeschlossen, dienten jene Orte nur zu einem sicheren Gewahrsam für alle Gattungen von Verbrechern, denen ein Entkommen nach dem Festlande durch die Feindseligkeiten der Marokkaner beinahe unmöglich wurde. Obwohl Marokko mit Spanien officiell im Frieden lebte, so waren die Bewohner des Rîf und der bis Ceuta reichenden Sierra Bullones nicht geneigt, den Weisungen der Sherifischen Majestät Folge zu leisten, im Gegentheil: während die Engländer vom nahen Gibraltar aus mit Marokko einen lebhaften Verkehr unterhielten, wagten die

Spanier sich nicht aus dem Bereiche der Festungsmauern heraus; wer die gewölbten Thore der Festungen verließ, war seines Lebens nicht sicher, ja, es gab unter den Rîfbewohnern viele Leute, welche die Jagd auf spanische Soldaten wie eine Art edlen Sports betrieben. Stundenlang lauerte der Muselmann hinter einer Hecke und lauerte auf den Augenblick, wo die Mütze eines spanischen Soldaten sichtbar wurde, um sofort Feuer zu geben. Die so Bedrohten neckten wiederum ihre Todfeinde, indem sie Puppen mit Uniformstücken versahen und so die „Moros" zum nutzlosen Abfeuern ihrer langen Lunten- und Feuerschloß-Gewehre reizten. An diese eigenthümlichen Zustände hatten sich die Spanier allmählich gewöhnt: die Mauren schossen auf die spanischen Posten, diese auf jeden mit Flinten versehenen Mauren, Sträflinge wurden aus- und eingeschifft, die Officiere und Soldaten verrauchten, verschliefen und verfluchten die Zeit ihrer Garnison; das war aber Alles. Von einem Handel, einem Verkehre war gar keine Rede.

Diesem nicht so sehr idyllischen, als tödlich langweiligen Leben machte der spanisch-marokkanische Feldzug vom Jahre 1859 bis 1861 ein Ende. Von Ceuta aus eroberten die Spanier unter der Führung der Generale O'Donnel und Prim nach einer Reihe blutiger Gefechte Tetuan und es schien, als ob die Spanier den nördlichen Zipfel Marokkos behalten wollten. Sie hätten auch dies bei der Schwäche der Marokkaner erreicht, wenn nicht England dazwischen getreten wäre. So mußten die Spanier alles Land, das sie mit Strömen Blutes erkauft, wieder den „Mauren" zurückgeben und sich in dem Frieden von Uad Ras damit begnügen, daß sie (abgesehen von der Kriegsentschädigung) den Streifen Landes, welcher zwischen dem auf einer Halbinsel gelegenen Ceuta und der Sierra Bullones liegt [1]), sowie Santa Cruz de Mar Pequeña abgetreten erhielten. Die Indolenz der Spanier bewirkte aber, daß man die in jenem Friedensschlusse erwirkten Vortheile gar nicht in Anspruch nahm, wie man denn auch nicht wußte, wo jenes Santacruz zu suchen wäre [2]). Erst die Congo-Conferenz, das Annexionsfieber, das alle Seemächte seit zwei Jahren befallen hat, sowie die Bestrebungen der Franzosen, Marokko mehr oder minder à la Tunis zu annektiren, lenkte die Aufmerksamkeit der spanischen Regierungskreise und Patrioten nach den öden Militärplätzen der marokkanischen Küste.

Man darf eben nicht vergessen, daß die Spanier Marokko als ein Land ansehen, das früher oder später eine Provinz ihres Landes werden soll. Jährlich wandern Tausende von Spaniern aus, um in der französischen Kolonie Algier und zwar im Departement Oran sich eine neue Heimat zu gründen, und sie gedeihen dort. Diese spanischen Auswanderer der Nation und dem Staate zu erhalten, dazu soll die Okkupation eines Theiles von Marokko dienen. Für diesen Zweck existiren Agitationskomitees in allen größeren Städten und Handelscentren.

So beginnt man nun, da die Weltlage und die spanischen Deficits vorläufig die geplante Okkupation nicht gestatten, den Zugangsthoren Marokkos, den „Presidios", eine ungewohnte Sorgfalt, sowohl von Seiten der Regierung als auch der Privaten, zuzuwenden. Stürmisch verlangt man von den Cortes, von dem Ministerium schleunige Reformen, um jene spanischen Plätze dem Verderben zu entreißen, wenn es nicht schon zu spät ist.

Es sieht in der That schlimm genug aus. Betrachten wir zunächst Ceuta, die wichtigste jener Niederlassungen, die einzige, welche den Namen einer Stadt führt und ein Municipium (Ayuntamiento) besitzt. Eine Stadt von 10 000 Einwohnern an der Küste Marokkos, an der Straße von Gibraltar gelegen, sollte wohl in der Geschichte des marokkanischen Handels dieselbe Rolle spielen, wie Tanger. Davon ist aber keine Rede: eine von steinernen Mauern umgebene Festung, mit einem nur von wenigen Schiffen besuchten, verödeten Hafen, mit einer Bevölkerung, die sich nur aus Soldaten, Beamten und Sträflingen zusammensetzt. Letztere führen hier ein behagliches Leben; wer nicht zu den unverbesserlichen, verthierten Verbrechern gehört, kann sich frank und frei in der Stadt bewegen, er kann sich als Tagelöhner, als Arbeiter, Diener verdingen, ja sogar einen Kaufladen oder eine Werkstätte errichten. Die hohen Officiere, Beamten und Rathsherren der Stadt genießen das Privileg, sich der Sträflinge als Diener und Arbeiter ohne Entgelt zu bedienen und diejenigen Civil- oder Militär-Dignitäre, die jenes Privileg nicht besitzen, können gegen eine lächerlich geringe Entschädigung die Dienste der „Presidiaicos" in Anspruch nehmen. Diese ganze Wirthschaft erklärt es, warum die Stadt keinen Handel und keine blühende Industrie besitzt: der ehrliche Mann kann mit dem Sträflinge weder als Tagelöhner, noch als Handwerker, noch als Händler konkurriren. So kommt es, daß Ceutas Handel sich darauf beschränkt, einige kleine Segelboote nach Tanger zu senden, welche Lebensmittel und Früchte transportiren. Sonst ist die Stadt steril und todt, die Väter derselben haben es nicht einmal der Mühe werth gefunden, das im Vertrage von Uad-Ras abgetretene Territorium wirklich zu erhalten, ob zwar dasselbe einen fruchtbaren Boden besitzt, der einigen hundert Bauern des durch die Latifundien-Wirthschaft schwer gedrückten Südspaniens eine neue Heimat bieten könnte. Nicht so sehr aus eigenem Antriebe als durch den Druck der öffentlichen Meinung des Mutterlandes hat das Ayuntamiento von Ceuta dem Petitionen-Sturm der übrigen Körperschaften Spaniens sich angeschlossen, um von der Regierung den Bruch mit der Vergangenheit zu verlangen. Dies Zögern der Stadtväter ist erklärlich: die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Beamten, Soldaten und Sträflingen, der geringe Bruchtheil, der übrig bleibt, die anständige Civilbevölkerung, ist aber im Besitze fetter Pfründen und Privilegien. Werden die Presidios aufgehoben, so leidet diese Klasse erheblich darunter; werden die Presidios nicht aufgehoben, aber doch so reformirt, daß mit Kapitalien versehene einwandernde Industrielle die Sträflingsarbeit benutzen können, so sind die Stadtkinder ebenfalls übel dran, denn wie alle privilegirten Stände sind sie einer freien Konkurrenz nicht gewachsen. Es ist daher hohe Zeit, daß Ceuta seiner Versumpfung entrissen wird; dazu bedarf man aber nicht allein der Reform und Aufhebung des Presidio und der Einschränkungen der überaus großen Befugnisse des Militärkommandanten, sondern auch erheblicher Hafenbauten und vor allem anderen die Herstellung einiger Straßen, um Ceuta mit Tanger und Tetuan in Verbindung zu setzen. Dies läßt sich um so leichter ausführen, als die zwischen den drei genannten Städten seßhafte Bevölkerung zwar auch vom Christen- (speciell Spanier-) Haß beseelt, trotzdem aber durch den häufigen Handelsverkehr mit Europäern soweit gebracht worden ist, daß sie den Fanatismus im Zaume zu halten weiß, wo es gilt, Geld zu verdienen.

Die Feste Peñon de Vélez de la Gomera ist ohne jeden militärischen oder kommerciellen Werth; sie

[1]) Spanien erhielt alles Land abgetreten, das zwischen Ceuta, dem Kamme der Sierra Bullones und dem Baranco de Angera liegt; doch ist dieses Territorium effektiv noch in den Händen der Marokkaner.

[2]) Erst vor zwei Jahren wurde der heutige Ort Ifni mit jenem Santacruz der spanischen Chronisten identificirt!

besteht in nichts anderem, als in einer großen, befestigten Kaserne, die trotz ihrem Mauerwerke keinem Kanonenboote dritter Klasse Widerstand leisten könnte. Erbarmungslos den Strahlen einer heißen Sonne ausgesetzt, verschmachten hier die unglücklichen Soldaten in diesem Backofen, ohne Beschäftigung, ohne Arbeit. Es ist jene afrikanische Garnison, in welcher das Heimweh am heftigsten sich äußert. Man hat deshalb schon von mehreren Seiten den Vorschlag gemacht, diese gottverlassene Feste gegen einen anderen marokkanischen Hafenort umzutauschen.

Eine weitere spanische Besitzung liegt an der Bai von Alhucemas. Diese tiefe Bai ist gegen den West- und Ostwind vollkommen geschützt und verspricht ein Handelsemporium ersten Ranges für das Rîf zu werden, wenn eine europäische Macht sie besetzt und einen Freihafen errichtet. Dort münden nämlich die Flüsse Neckor und Nes, nachdem sie fruchtbare Gefilde durchströmt haben. Fez ist nur drei Tagereisen von Alhucemas entfernt. Die Spanier besitzen hier auf einer Klippe ein armseliges Fort und zwei Inselchen, Cementerio und Mar, deren Steinbrüche nicht ausgebeutet werden. Die interessirten Kreise Spaniens fordern nun die Erweiterung des spanischen Besitzes an der Bai von Alhucemas gegen Rückgabe von Vélez de la Gomera an Marokko. Die Bai von Alhucemas wird von zwei Vorgebirgen begrenzt, im Osten vom Kap Las Palomas, im Westen vom Kap Quilates. Das erstere endet in einen steil abfallenden Felsen, den sogenannten Morro de Alhucemas. Dieser Berg ist weithin sichtbar und beherrscht die ganze Bai, so daß man die bisherige Feste Alhucemas auflassen oder höchstens als Strandbatterie fortbestehen lassen könnte. Am Fuße des Morro de Alhucemas liegt ein tiefer und sicherer Ankerplatz.

An der großen, aber unsicheren Bai von Melilla liegt die gleichnamige Festung, welche die zweitgrößte Besitzung der Spanier an der marokkanischen Küste repräsentirt. Ein Jägerbataillon schützt diesen Platz vor der Ueberrumpelung durch die hier sehr fanatischen Rîfbewohner. Die fruchtbare Vega von Melilla war im vorigen Jahrhundert in den Händen der Spanier, sie wurde von der rasch anwachsenden Civilbevölkerung Melillas in einen herrlichen Obstgarten verwandelt, der sich bis zu den Höhen des Frajama (Frakama) ausdehnte. Stattliche Viehherden weideten unter dem Schutze von militärisch organisirten Bürgergarden, ohne daß es zu einem Zusammenstoße mit den Mauren gekommen wäre, denn der Festungsgouverneur Don Antonio de Villalba y Angulo wußte die Interessen der Rîfbewohner mit der Blüthe jener spanischen Kolonie in Einklang zu setzen. So lange Villalba hier zu befehlen hatte, ging es gut, die Unfähigkeit seiner Nachfolger verdarb aber Alles. Heute ist die Vega unbebaut. Um aber Melilla vollends zu ruiniren, dazu bedurfte es erst eines Vertrages mit Marokko. Die spanische Diplomatie wollte jenen Platz dadurch heben, hat aber thatsächlich seinen ganzen Handel gelähmt, weil eben die Herren vom grünen Tische mit echt südländischer Nonchalance es versäumt hatten, sich über die Verhältnisse Melillas zu informiren. Cosas de España! In jenem Vertrage, welcher zu Fez am 31. Juli 1866 abgeschlossen wurde, findet man zunächst den Artikel I., welcher bestimmt, daß an der Grenze des spanischen Territoriums eine Zollstätte errichtet würde. Das wäre sehr gut gewesen, man hatte aber auf der spanischen Seite vergessen, daß die Kabylen der Melilla-Bai unabhängig waren und die Zahlung jedes Tributes oder irgend einer anderen Steuer Sr. Sherifischen Majestät verweigerten. Bisher konnten die Bewohner von Melilla mit jenen Kabylen Handel treiben, ohne einen Zoll zu zahlen, jetzt aber sollte man nicht nur dies thun, sondern auch alle die Plackereien geduldig hinnehmen, in welchen die marokkanischen Zollbeamten es zu einer so großen Virtuosität gebracht haben. Die Rîf-Kabylen von Melilla erklärten nun, die Errichtung einer Zollstätte an jener spanisch-marokkanischen Grenze nicht dulden zu wollen; da die Marokkaner nichts gegen die Rebellen unternehmen konnten, die Spanier aber nicht für den Sultan von Marokko die gebratenen Kastanien aus dem Feuer holen wollten, so verzichteten beide Kontrahenten auf die Erfüllung des Artikels I. jenes unglückseligen Vertrages. Das Vernünftigste wäre nun jedenfalls gewesen, von der Errichtung einer Zollstätte überhaupt abzustehen und nach wie vor den Handel mit den Kabylen der Umgebung zollfrei zu betreiben, zumal seit den Siegen der Spanier in dem marokkanischen Feldzuge sich der Christenhaß zwar nicht gemindert hatte, aber doch sich nicht mehr so frei zu äußern wagte als vordem. Die spanische Diplomatie wollte aber durch weitgehende Konnivenz bei der marokkanischen Regierung sich beliebt machen, um so den englischen Einfluß zu untergraben, und so gestattete man, daß die marokkanische Zollstätte innerhalb der Festung errichtet wurde. Damit war der gesammte Handel Melillas in Frage gestellt, denn es war den trotzigen Rîfbewohnern nicht zuzumuthen, in die Christenstadt zu kommen, um dem Sultan noch Abgaben zu zahlen und sich von seinen unverschämten und habgierigen Beamten prellen zu lassen. Der Artikel VI. hob überhaupt jeden Handel auf, denn er bestimmte, daß die Spanier nicht die Grenzen des spanischen Territoriums überschreiten dürften. Die Marokkaner hatten den unwissenden spanischen Diplomaten als Grund dieses Artikels vorgehalten, daß auf diese Weise jeder Konflikt zwischen Spaniern und fanatischen Muslemin verhindert würde; so könnten sich Christen und Mauren allmählich in ein freundschaftliches Benehmen eingewöhnen. Thatsächlich aber wollten sie den Verkehr der Spanier mit den unabhängigen Kabylen der Bai von Melilla verhindern oder erschweren. Die spanischen Diplomaten ließen sich dupiren und die Kabylen, welche in den Spaniern von Melilla nicht allein Christenhunde, sondern jetzt auch Verbündete des Despoten von Marokko erblickten, brachen jeden Handelsverkehr mit Melilla ab. So sorgte die spanische Regierung durch unfähige Vertreter für das „Wohl" ihrer Kolonie. Dazu gesellte sich noch der Umstand, daß Melilla kein Municipium mit Autonomie besitzt, der Festungsgouverneur ist im Besitze unumschränkter Vollmachten und hat in Melilla mehr zu sagen, als sein König in Madrid. Militärische Behörden und Regierung sind aber nicht geeignet, eine Kolonie zur Blüthe gelangen zu lassen, das haben die Franzosen in Algier spät genug einsehen gelernt; die Spanier aber haben die französische Lektion noch nicht zur Nutzanwendung gebracht.

Wenn Melilla aus seinem tiefen Verfalle wieder emporgehoben werden soll, dann muß zunächst das militärische Regime und die Zollstätte in der Festung beseitigt werden, dann kann der Handel wieder aufblühen, der vor 1866 darin bestand, daß die Spanier Schwefel, Pulver, Waffen und Tabak einführten, wofür sie Weizen, Hülsenfrüchte, Vieh und Halbedelsteine (auch Marmor) erhielten. Dann müßte auch der Hafen, welcher sich in dem Zustande vollständigen Verfalles befindet, mit Neubauten und Verbesserungen versehen werden. Man glaubt, daß eine Summe von 100 000 Pesetas (80 000 Mark) genügen dürfte. Diese Auslage dürfte sich rentiren, denn in der jüngsten Zeit hat Melilla trotz der Schwierigkeiten, die ihm der Vertrag von Fez auferlegt, wieder Handelsverbindungen mit den Kabylen der Bai anzuknüpfen ver-

standen. Freilich müßte auch hier das „Presidio“ aufgelassen werden.

An und für sich scheinbar unbedeutend sind die Dschafaran- oder Chafarinas-Inseln, faktisch aber eine Besitzung von hohem Werthe, denn sie besitzen einen vortrefflichen Hafen und beherrschen das Mündungsgebiet des Muluya, des ansehnlichsten Wasserlaufes Marokkos. Hier böte sich eine günstige Lage für den spanischen Handel, der hier nicht existiren kann, weil das Festungsreglement keine freie Bewegung gestattet. Die Spanier glauben aber, daß nach Beseitigung der verrotteten Regierungsweise hier ein großes Handelsemporium errichtet werden könnte, dem das ganze Flußgebiet des Muluya, die Schott-Region und Tafilalelt oder Tafilet tributpflichtig würden. Freilich wäre dann auch die Okkupation des Cabo del Agua nothwendig; ob aber die Franzosen die Ausdehnung der spanischen Territorien an den Grenzen ihres algerischen Territoriums ohne Weiteres gestatten werden, ist eine große Frage.

Jedenfalls bemühen sich Gelehrte, Politiker und Kaufleute auf alle Weise, die spanische Regierung zu heilsamen Reformen zu bewegen, um auf diese Art die militärischen Posten an der nordmarokkanischen Küste zu Handelsplätzen zu gestalten. Die Forderungen der Reformfreunde sind in folgenden Punkten einig: 1) Die „Presidios“, d. h. Festungszuchthäuser, sind aufzuheben. 2) Die Militärdiktatur hat der Civilverwaltung zu weichen. 3) Arabische Schulen sind in Ceuta, Melilla, Cádiz und Malaga zu errichten. 4) Die Schiffahrt spanischer Schiffe zwischen dem Mutterlande und den afrikanischen Häfen ist als Küstenfahrt zu erklären. 5) Eine Kommission ist zu entsenden, um das Rif näher zu untersuchen. Die anderen Desiderata gehören nicht hierher, da sie sich mit Einzelheiten, als Hafenbau-Projekten rc. befassen. Ob die großartigen Hoffnungen auf eine Blüthe des spanisch-marokkanischen Handels jemals in Erfüllung gehen werden, darüber wage ich nicht ein Urtheil zu fällen. Die Spanier des 19. Jahrhunderts haben bisher nicht viel kaufmännischen Geist bewiesen; der Handel ihrer Kolonien, ja zum Theile des Mutterlandes selbst, ruht in den Händen der Ausländer. Wenn es aber den Spaniern gelingt, ihr Territorium in Marokko zu erweitern, so wäre dies für das Land ein großer Gewinn, so könnten dort die spanischen Auswanderer, welche der Latifundien-Mißwirthschaft ihrer alten Heimat entfliehen, ein neues Vaterland finden, ohne ihre Nationalität einzubüßen.

Die Arbeiterverhältnisse in der Südsee mit Bezug auf die Entwickelung unserer dortigen Erwerbungen.

Von Dr. Emil Jung.

I.

Australische Zeitungen melden uns, daß deutsche Farmer, unzufrieden mit den Erträgen, welche ihr Land theils in Folge andauernden Raubbaues, theils aus Mangel an nöthigen Regen ihnen in den letzten Jahren gewährte, gesonnen sind, ihre dermalige Heimat mit dem kürzlich vom Deutschen Reiche erworbenen Gebiete im Norden des fünften Welttheiles zu vertauschen. Es ist möglich, daß sich auch der Wunsch regt, wieder unter der alten Herrschaft zu leben, die ihnen doch lieber zu sein scheint als die wegen ihrer Freiheit so viel gerühmte britische. Dieser Wunsch unserer australischen Landsleute, nach Neu-Britannien oder Neu-Guinea überzusiedeln, ist übrigens keineswegs ein neuer, schon vor zwei Jahren, nicht lange nach seiner Gründung, wurde der deutsche Kolonialverein angegangen, Farmern in Südaustralien zu einer Verwirklichung dieses Wunsches seinen Beistand zu leihen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß dieser Wunsch nicht gewährt werden konnte; das Einzige, was man bieten durfte, war die Uebersendung geeigneter Schriften zur besseren Information der Auswanderungslustigen, denen es nicht bekannt zu sein schien, daß unter dem Aequator oder doch in unmittelbarster Nähe desselben bei Feuchtigkeitsgraden von außerordentlicher Höhe kein Platz für denjenigen sein kann, welcher sein tägliches Brot sich mit seiner Hände Arbeit zu verdienen hat. Wären diese australischen Deutschen nicht Südaustralier, wären sie Bewohner Queenslands gewesen, sie hätten diese Wahrheit aus eigener Anschauung lernen können.

Der Anbau tropischer Länder mit weißen Arbeitern ist ein Ding der Unmöglichkeit; wo immer ein solcher Versuch gemacht wurde, sind die Folgen für die Unternehmer stets die traurigsten gewesen. Es sind nicht allein die klimatischen Verhältnisse, welche dergleichen Versuche verbieten, auch finanzielle Erwägungen führen zu dem Schlusse, daß nur für farbige, an ein Tropenklima gewöhnte, Arbeitskräfte hier Raum ist. Tropische Kulturen werden ja auch wohl ausnahmsweise von Europäern in subtropischen Gegenden betrieben, wie denn im Norden von Neusüdwales und im südlichen Queensland von englischen und deutschen Farmern Zuckerrohr nicht ohne Erfolg gebaut wird; indeß das sind einzelne besondere Fälle, die der allgemeinen Regel keinen Abbruch thun. Eigentlich ist das Zuckerrohr auf diesen Gebieten auch nur eine Anomalie, wie die häufig durch Frost zerstörten Ernten deutlich besagen. Wir bleiben dabei, zu tropischen Kulturen gehören tropische Arbeiter.

Dieser Satz ist nicht ohne gewichtige Bedeutung für unsere neuen Kolonialunternehmungen. In unseren Besitzungen wohnen bereits Völker, die dem Boden seit Jahrhunderten angehörig, von dem Klima, das unseren Naturen so wenig zusagt, wenig oder nichts zu leiden haben. Wenn das, wie es scheint, auch für sie unvermeidliche Fieber seinen Einzug hält, so wird es leicht überstanden. Verderbliche Folgen treten nicht ein. Diese Leute wären also gerade die rechten, wenn sie sich nur dazu verstehen wollten, solche Arbeiten, wie man sie von ihnen verlangen müßte, auf sich zu nehmen.

Die Bewohner des Bismarck-Archipels, wie man jetzt die Inselgruppe getauft hat, die man ehedem als Neu-Britannien, Neu-Hannover, Neu-Irland, Admiralitätsinseln rc.

kannte, haben sich auf den Pflanzungen der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee auf Samoa als sehr tüchtig bewährt. „Die Neu-Britannier“, sagt das deutsche Weißbuch, „geben ihren Vorgängern, den Neu-Hebridenleuten, nichts nach; die Salomon-Insulaner sind im Allgemeinen größer und muskulöser gebaut und von den Neu-Irländern, die bis jetzt ihre Heimat noch nicht verlassen haben, heißt es, sie seien „the finest lot of all.“

Das Weißbuch hält die in Andree's Handatlas aufgestellten Daten, die Zahl der Bewohner betreffend, für zu niedrig. Diese Daten stammen von mir; sie fußen theils auf den anerkannt sehr zuverlässigen Berechnungen von Behm und Wagner, theils beruhen sie auf eigenen direkten Erkundigungen. Die Bevölkerung eines Landes, dessen Küsten nur an wenigen Stellen betreten wurden, dessen Umrisse man noch nicht einmal kennt, kann man nur nach der Analogie von Gebieten berechnen, welche bei ähnlichen Verhältnissen des Klimas und Bodens eine in ihrer Lebensweise verwandte Bevölkerung beherbergen. Diese Richtschnur ist auch in dem vorliegenden Falle festgehalten worden und daher die niedrigen Zahlen.

Man darf sich durch die Anwesenheit zahlreicher Eingeborener an der Küste nicht dazu verleiten lassen, die Ziffer der hier gefundenen Bevölkerungsdichtigkeit auf das ganze Gebiet zu übertragen. Es ist eben gerade die Nähe des Wassers, welche Völker, deren Lieblingsbeschäftigung der Fischfang ist, mit Vorliebe aufsuchen. Ich möchte da an Nordamerika erinnern. Es mag Manchem wunderbar klingen, daß ein Gebiet, welches gegenwärtig bereits 55 Millionen weißer Männer bewohnen, ohne es auch nur annähernd ausgefüllt zu haben, vor Ankunft der Weißen nur von 730 000 Rothhäuten bewohnt wurde. Und doch sind die besten Kenner amerikanischer Verhältnisse sämmtlich zu diesem Schlusse gekommen. Es wurden eben nur die Flußufer und die Ränder der Seen von diesen Jägervölkern bewohnt; der Ackerbau allein, welcher die Gaben der Natur vervielfältigt, gestattet eine größere Dichtigkeit der Bevölkerung. Dennoch wollen wir gern glauben, daß unsere Schätzung von 364 000 Einwohnern für die Bewohner des Neu-Britannia-Archipels und der Salomonen zu niedrig ist.

Wie weit die Ansichten betreffs solcher noch wenig bekannter Gebiete aus einander gehen, das beweisen die Schätzungen der Bevölkerung Neu-Guineas. Auf Beccari's Angaben fußend, berechnen Behm und Wagner die Einwohnerzahl der ganzen Rieseninsel auf 500 000 Seelen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß Neu-Guinea ein Areal von 14 300 Quadratmeilen hat, während das Deutsche Reich 9875 Quadratmeilen mißt, so wird man über die Geringfügigkeit der ersterem zugemessenen Bevölkerung gewiß erstaunen. Und in der That haben mehrere Reisende in den von ihnen durchzogenen Gegenden eine weit stärkere Bevölkerung gesehen, wogegen allerdings wieder andere weite Strecken fast völlig unbewohnt fanden. Chalmers, welcher die Uferlandschaften im Südosten von Bald Head bis zum Ostkap und nach dem Inneren zu bis zur Owen Stanleykette zum Theil mehrmals bereist hat, schließt nach der dort gefundenen Bevölkerung, daß Neu-Guinea $2^1/_2$ Millionen Bewohner habe. In Anbetracht, daß die Bewohner von Neu-Guinea im Süden sowohl wie im Norden ihre kleinen Pflanzungen, zwar in roher Weise, aber fleißig bestellen, und daß ihnen außerdem die Natur viel Gaben freiwillig gewährt, erscheint die Berechnung, welche nach Beccari's für einen kleinen westlichen Theil Neu-Guineas geltender Angabe auf ganz Neu-Guinea ausgedehnt wurde, allerdings viel zu niedrig. Indessen ist eine große Spärlichkeit der Bevölkerung auf alle Fälle festgestellt und im Interesse der Kolonisation ist eine solche auch nicht allzu sehr zu bedauern; um so leichter werden sich die ursprünglichen Herren des Landes von dem ihnen unnützen Eigenthum trennen und dasselbe den bald erscheinenden Europäern überlassen. Die Frage tritt nun ein, werden sie diesen behilflich sein, das so abgetretene Eigenthum nutzbar zu machen oder wird man sich nach anderen Kräften umzusehen haben?

Es ist, wenn man von der Zukunft der deutschen Besitzungen sprach, wie es mir scheint, in nicht gerade geschickter Weise auf die Erfolge hingewiesen worden, welche die Niederländer in Java erzielt haben. Dort hat Holland durch würdige Erfüllung seiner Kulturaufgaben, wie die Einen sagen, durch eine schamlose Ausbeutung der Eingeborenen, wie die Anderen behaupten, sich eine Quelle des Reichthums erschlossen, welche das kleine und arme, mühsam der Nordsee abgerungene Ländchen zu einem der wichtigsten Faktoren im wirthschaftlichen Leben Europas gemacht hat. Welche kolossalen Massen von Kaffee, Zucker, Zinn, Gewürzen, Tabak, Indigo und anderen werthvollen Produkten haben die niederländischen Kolonien in der Sundasee nicht nach Europa versandt, und welche Reichthümer hat Holland dadurch angesammelt! Ist doch, wie Hübbe-Schleiden ziffernmäßig nachweist, die Zunahme von Handel und Wohlstand seit 1828 in den Niederlanden um das $10^1/_2$ fache, in Großbritannien dagegen nur um das 6 fache gestiegen! Allein die beiden Gebiete, das niederländische und das deutsche, stehen unter wesentlich anderen Verhältnissen.

Als die Holländer sich zu Herren Javas machten, traten sie ohne Weiteres in die Rechte der Landesfürsten ein, für welche die Bevölkerung ehedem das Land bebaut, an die es gewisse Naturalabgaben geliefert hatte. Nun bestimmte die niederländische Regierung die Art der Kulturen, je nachdem der heimische Markt die eine oder die andere vortheilhafter erscheinen ließ. Es bestanden hier also völlig geregelte Verhältnisse und eine mit der Kultur der wichtigsten Handelsgewächse von jeher vertraute Bevölkerung. Beides fehlt aber in unseren neuen Kolonien. Wäre die westliche Hälfte Neu-Guineas, welche von Holland beansprucht wird, gleichfalls von Malayen bewohnt, die niederländische Regierung hätte diesem bisher vollständig vernachlässigten, ja fast ignorirten Besitze gewiß längst ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Soll also für die Kultur des Landes etwas durch die Eingeborenen selber geschehen, so wird man sie zur Arbeit heranzuziehen haben. An Zwangskulturen und Ablieferungen der Ueberschüsse, wie bei den Malayen, auch bei den Papua zu denken, wäre eine Absurdität; eine solche Maßregel würde bei dem freiheitliebenden Volke, das kaum einen Häuptling kennt, auf den entschiedensten Widerstand stoßen und eine rücksichtslose Durchführung desselben müßte unbedingt mit dem Untergange der Rasse endigen. Aber es dürfte sich ein anderer Weg finden lassen.

Wie schon bemerkt, verdingen sich die Bewohner Melanesiens gern als Arbeiter auf den samoanischen Plantagen. Wir verstehen unter dieser von der Hautfarbe der Bewohner abgeleiteten Bezeichnung die Archipele von Neu-Britannien, der Salomonen, von Santacruz, Tucopin, die Neuen Hebriden, Neu-Kaledonien und die Fidschi-Inseln. Die beiden letzten kommen als Arbeitermarkt, da sie längst in französischen beziehungsweise englischen Besitz übergegangen sind, ebensowenig in Betracht wie Neu-Guinea, auf das wir später noch einmal zurückkommen werden. Dagegen liefert die stark bevölkerte mikronesische Gilbert-Gruppe, deren Bewohner häufig durch Fehlschläge ihrer Kokosernten Mangel leiden, sehr beträchtliche Kontingente auf den Arbeitermarkt. Wir

haben es hier mit einer Menschenzahl zu thun, die sich auf etwa 500 000 Seelen beziffern dürfte. Von den Gilbert-Inseln dient schon jetzt mehr als ein Procent der Bewohner auswärts, so daß nach diesem Maßstabe eine Arbeitermenge von 5000 Köpfen zur Verfügung stände.

Um diese bewerben sich gegenwärtig drei Gebiete: die deutschen Pflanzungen auf Samoa, die Fidschi-Inseln und Queensland, zu denen wir als viertes noch Neu-Kaledonien hinzufügen könnten. Wir wollen diese Gebiete in Bezug auf die von ihnen gegenwärtig verwandten und etwa verwendbaren Arbeitskräfte der Reihe nach betrachten.

Die Besitzungen der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft auf den zur Samoagruppe gehörigen Inseln Upolu, Sawai, Tutuila, Manua und Rose umfassen ein Areal von 200 000 Morgen, von denen bisher 10 000 Morgen in fünf verschiedenen Pflanzungen unter Kultur sind. Diese Pflanzungen, von denen die erste im Jahre 1865 angelegt wurde, befinden sich gegenwärtig noch im Stadium des Experimentes. Es ist dies wohl zu beachten; man ist hier nach zwanzigjähriger Arbeit noch nicht zu einem abschließenden Urtheile gekommen, in welcher Weise der Plantagenbau am zweckmäßigsten und vortheilhaftesten anzugreifen sei.

Bekanntlich beschäftigt man sich gegenwärtig auf Samoa vorzugsweise, ja fast ausschließlich, mit der Gewinnung von Kopra, dem getrockneten Kerne der Kokosnuß. Die meiste Kopra, welche von hier, wie von den Fidschi-Inseln, der Marshallsgruppe u. a. in den Handel kommt, wird aus den natürlichen Beständen der pacifischen Inselgruppen gewonnen; da aber Nahrungsmangel die Bewohner häufig zu größerem Verbrauche der Nüsse nöthigt, suchte man sich schon seit längerer Zeit von Zufälligkeiten unabhängig zu machen, indem man selber Kokospflanzungen anlegte. Ehe solche aber ertragsfähig werden, vergehen in der Regel zehn Jahre. In den ersten fünf Jahren liefert die zwischen die jungen Stämme gepflanzte Baumwolle gute Ernten, danach aber stirbt die Baumwollstaude ab und eine weitere Kultur von Baumwolle ist in Folge der Entwickelung der Kokospalme ausgeschlossen. Dafür läßt sich auf dem schnell mit Gras und Kräutern bedeckten Boden Rindviehzucht treiben, wie dies auf zwei Pflanzungen bereits geschieht, um später die Arbeiter mit Fleisch zu versorgen, das jetzt noch als Konserve eingeführt wird, soweit es sich nicht durch die auf allen Pflanzungen herangezogenen Schweinebestände decken läßt.

Der Gewinn aus den Kokospflanzungen ist unter den angegebenen Verhältnissen kein großer; viel bessere Erfahrungen hat man mit Baumwolle gemacht, auch Kaffee und Tabak, von welchen der letztere schon seit langer Zeit von den Eingeborenen angebaut wird, versprechen gute Resultate. Ebenso ist die Kultur von Kakao und Thee in Aussicht genommen, dagegen trägt die Direktion noch Bedenken, den Anbau von Zuckerrohr in Angriff zu nehmen, da man einen zu dieser Kultur nothwendigen tiefen und steinfreien Boden bisher noch nicht ermittelt hat. Inzwischen ist das Klima Samoas der Zuckerkultur durchaus günstig, auch sind die nöthigen Wasserkräfte vorhanden, zu Versuchen gebricht es der Gesellschaft aber augenblicklich noch an dem nöthigen Kapital. Sollte jedoch der Arbeitermarkt in derselben Weise sich vertheuern, wie er es bisher gethan hat, so wird man die alten Kulturen ohne Zweifel aufgeben und sich neuen, wie der des Zuckers, zuwenden müssen, die eine höhere Belastung zu ertragen vermögen.

Auf Hawai wird Zucker bekanntlich bereits mit Hilfe deutscher Einwanderer gewonnen; es ist über deren Beschäftigung manches Ungünstige in die deutsche Presse gedrungen, es ist auch nicht wahrscheinlich, daß der Deutsche mit dem Chinesen wird konkurriren können. Sollte sich indeß wider Erwarten bei diesem Versuche ein günstiger Erfolg herausstellen, so dürfte das Beispiel auch auf Samoa Nachahmung finden. Die Firma Godeffroy hegte früher einmal den Plan, ihre Besitzungen auf der Insel Upolu in der Weise zu verwerthen, daß sie auf den niedrig gelegenen Ländereien tropische Kulturen durch Südsee-Insulaner und chinesische oder ostindische Kulis betreiben ließ, während sie die höher liegenden Landschaften durch Deutsche zu kultiviren hoffte und Peruaner und Chilenen mit ihren Maulthiertropas den Verkehr zwischen dem Nord- und Südgestade über die mittleren Bergkämme hinweg vermitteln sollten. Der Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich hemmte die schon in der Ausführung begriffenen Pläne; sie sind später niemals wieder aufgenommen worden.

Die gegenwärtigen Kulturen von Kokospalmen lassen nur die Beschäftigung von Südsee-Insulanern zu. Vor einiger Zeit konnte man dieselben für 25 Dollars pro Kopf haben. So viel betrugen die Kosten für Anwerbung und Einführung der Arbeiter, die dann fünf Jahre lang auf den Pflanzungen von Samoa blieben. Heute belaufen sich die Kosten bei einer nur dreijährigen Dienstzeit auf 60 Dollars, die Kosten der Heimbeförderung betragen 15 Dollars.

Die Behandlung, Pflege und Ernährung der Arbeiter auf den Pflanzungen verdient nach den officiellen Berichten alle Anerkennung. Die Häuser derselben sind luftig und werden reinlich gehalten. Die ihnen gewährte Kost besteht im Wesentlichen aus vegetabilischer Nahrung, an welche die Leute in ihrer Heimat gewöhnt sind, wie Bananen, Yams, Taro, Brotfrucht, ferner Mais mit dem Kerne der Kokosnuß gekocht und Reis. Dazu kommt einmal in der Woche gesalzenes Fleisch oder gesalzener Fisch in Portionen von $^3/_4$ Pfund pro Kopf. Tabak und Pfeifen werden gratis verabreicht.

Man trennt die zu einem Inselgebiete gehörigen Leute nicht von einander, läßt sie vielmehr beisammen, so daß sie, wie in ihrer Heimat, sich an ihren altgewohnten Spielen und Tänzen in den Feierstunden erfreuen können. So leben sie in gewissem Maße im alten Stammesverbande zufrieden und glücklich und schon haben sich ganze Familien bereit erklärt, die Samoa-Inseln dauernd zu ihrer Heimat zu machen, wenn ihnen ein Stück Land, ein eigenes Haus, ein freier Wochentag und der Lohn der übrigen Arbeiter gegeben wird. Könnte man Südsee-Insulaner in größeren Zahlen zur festen Ansiedelung gewinnen, so würde der Plantagenbetrieb sogleich ein ganz neues Gesicht annehmen.

Bisher befolgte man bei der Arbeiteranwerbung den Modus, der noch jetzt in Queensland und Fidschi gilt. Man sandte eine Anzahl von Schiffen aus, welche von Insel zu Insel fahrend eine genügende Menge von Arbeitern zu gewinnen suchten, indem die Mannschaften mit den Insulanern in direkte Verbindung traten. Zuweilen verband man diese Anmusterungen mit der Zurückführung der Arbeiter, welche ihre Kontraktzeit auf den Pflanzungen bereits ausgedient hatten. Dabei wurde und wird noch heute viel Zeit verloren. Man hat daher deutscherseits bereits begonnen, an geeigneten Punkten Arbeiterdepots anzulegen, auf denen Arbeiter aus einer Gruppe angesammelt werden, bis das dazu bestimmte Schiff sie abholt. Solch ein Depot hat man auf Mioko in der Duke of York-Gruppe errichtet. Ein Schuner ist beständig beschäftigt, Leute im jetzigen Bismarck-Archipel anzuwerben und hierher zu bringen, mehrere größere Schiffe

sind dazu bestimmt, die Arbeiter nach Samoa auszuführen. Dasselbe geschicht im Salomo-Archipel, wo die Lord Howe-Insel, auch Ongtong Java genannt, zur Sammelstelle ausersehen ist; später wird man dies vielleicht auch im Archipel der Neuen Hebriden thun, wo die Gesellschaft werthvolles Grundeigenthum am Sandwichhafen auf Malikolo besitzt, wo man aber bisher keine guten Erfahrungen gemacht hat.

Nicht nur Deutsche, auch Engländer haben den deutschen Plantagenbesitzern auf Samoa das Zeugniß ausgestellt, daß ihre Behandlung der eingeborenen Arbeiter alles Lob verdiene. Diese Menschen, die oft in äußerster Rohheit auf den Pflanzungen anlangen, sind kaum wiederzuerkennen, wenn sie in ihre Heimat zurückkehren. Man hat sie in strenger Disciplin gehalten, aber sie nicht mit Arbeit überbürdet. Man reißt die Einzelnen nicht aus ihren Familien heraus und erfüllt sie dadurch mit fortwährender Sehnsucht nach ihren Angehörigen, man führt vielmehr die Familie selber hinüber und schafft dadurch Zufriedenheit. Wie die Arbeiter nur aus freiem Entschlusse gekommen sind, ohne daß irgend ein zweifelhaftes Mittel der Ueberredung oder gar Gewalt gebraucht worden sei, so gehen sie auch wiederum frei und unbehindert in ihre Heimat zurück, wenn ihre Dienstzeit abgelaufen ist, ohne ein anderes Gefühl als das der Zufriedenheit mit den Herren, unter denen sie standen, und der Arbeit, die sie verrichteten. Daher auch die häufige Wiederkehr der alten Arbeiter zu der ihnen lieb gewordenen Beschäftigung.

Ganz anders lauten die Berichte über Queensland und Fidschi, über welche der Schreiber dieser Zeilen zum Theil aus eigener Anschauung sprechen kann. Aber es ist schon so häufig sowohl in den Spalten dieses Blattes wie anderen Schriften von den Vergewaltigungen gesprochen worden, welche sich die von diesen Kolonien abgesandten Arbeiterschiffe bei ihren sogenannten Anwerbungen zu Schulden kommen lassen, daß es eine überflüssige Wiederholung erscheint, noch einmal darauf zurückzukommen. Auch die ihrem Buchstaben nach so strengen Gesetze, welche die dortigen Regierungen erlassen haben, und die Anordnung, daß ein jedes Arbeiterschiff einen Beamten der Regierung mit sich führen müsse, welchem die Aufsicht über die Anwerbung und Behandlung der Südsee-Insulaner übertragen ist, scheint an dem alten Raubsysteme, begleitet von Brand und Mord, nichts geändert zu haben. Die Kolonialgerichte üben in den wenigen Fällen, welche zu ihrer Kenntniß kommen, die weitgehendste Nachsicht aus und die Geschworenen sind stets bereit, in offenbarem Widerspruche mit den vorliegenden Thatsachen, ein gefälliges Nichtschuldig auszusprechen, wenn irgend welchen Interessen ihrer Mitkolonisten dadurch gedient werden kann. Davon haben wir noch ganz kürzlich einen Beweis gehabt, als eine Bande solcher gewaltthätiger Arbeitersucher sich auch an dem Eigenthume Deutscher vergriff und mit ganz rücksichtsloser Frechheit deren Gebäude und Waarenvorräthe auf den Hermite-inseln zerstörte, darauf dingfest gemacht und vor den High Commissioner in Levuka und von da nach Sydney geführt wurde, überall aber sich seitens der englischen Bevölkerung einer enthusiastischen Aufnahme zu erfreuen hatte, so daß ihre Fahrt weniger einem Transporte von Untersuchungsgefangenen, die ihrem wohlverdienten Strafspruche entgegensehen, verglichen werden konnte, als dem Triumphzuge heldenmüthiger Kämpfer, welche soeben einen Sieg über den Feind erfochten haben. Und in der That war dieser Coup wohl einer ganzen großen Schicht der Bevölkerung von Fidschi und Queensland, der mächtigen Pflanzeraristokratie, in höchstem Grade willkommen. Freilich sollte ihnen dies wenig nützen; nicht nur forderte und erlangte die deutsche Reichsregierung vollen Ersatz für den ihren Angehörigen zugefügten Schaden, es war auch dies Gebahren wohl nicht am wenigsten ausschlaggebend für die Entscheidung, welche zur Aufhissung der deutschen Flagge über ganz Neu-Britannien und Neu-Guinea führte.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 19. September ist in Rostock ein Pogge-Denkmal, eine Erzbüste in etwa doppelter Lebensgröße, enthüllt worden. Die Festrede hielt Major A. von Homeyer; es fehlte in derselben, so wie in dem Berichte, welchen die „Mecklenburgischen Anzeigen“ über die Feier bringen, leider nicht an (begründeten?) Vorwürfen gegen die Afrikanische Gesellschaft, daß sie den verstorbenen Forscher nicht kräftig genug unterstützt habe.

— Wie die Färör-Zeitung „Dimmalaetting, Amtstidende for Faeröerne“ Nr. 12, 1885 meldet, ist die wohlbekannte Felseninsel Munken, $3\frac{1}{2}$ Meilen südlich von Sumbö, die eine Höhe von 70 Fuß über dem Meeresspiegel besaß, ganz verschwunden. Schon im vorigen Jahre wurde berichtet, daß ein bedeutender Theil derselben eingestürzt war; doch jetzt ist sie nicht höher als die niedrigen Felsen der Umgebung, so daß auch bei ziemlich ruhigem Wetter die Wellen sich an dem Ueberreste brechen und denselben bedecken. Das untiefe Wasser in der Nähe der Insel verursacht so heftige Strömungen, daß die Seeleute früher glaubten, es sei ein Malstrom an jener Stelle, und es ist darum ein recht unglücklicher Umstand, daß jener Felsen, der als Seezeichen diente, die Seefahrenden nicht mehr warnt. In seiner Beschreibung der Färör aus dem Jahre 1673 sagt Pastor Lucas Jacobsön Debes: „Südlich von Suderöe ist ein Malestrom; mitten in demselben steht ein hoher Felsen, genannt Sumbö Munck; bei demselben befinden sich sechs Klippen, die eben über das Wasser hervorragen; wenn man einen Kompaß da aufstellt, fliegt die Nadel in die Runde und wird dadurch so beschädigt, daß sie späterhin unbrauchbar wird.“ In des Pastor Jörgen Landt Versuch einer Beschreibung der Färör vom Jahre 1800 wird folgende Beschreibung gegeben: „Eine Meile (vier englische Seemeilen) südlich von Sundböe, oder volle drei englische Seemeilen von der südlichsten Spitze der Insel liegt Munken, eine 12 Faden hohe Felsmasse, um welche hin bis zu einem Abstande von vier englischen Meilen ein gefährlicher Strom läuft, der durch zahlreiche über und unter Wasser gelegene Felsen in der Nähe verursacht wird. Von der Seeseite her hat der Fels die Gestalt eines Schiffes unter vollen Segeln, von der Landseite her gleicht derselbe jedoch so ziemlich der Gestalt eines Mönches; der Hals ist von hartem rothem Thon, aber Kopf und Körper bestehen aus schwärzlich grauem Felsen, der wie formloser Basalt aussieht; auf der Spitze des Felsens liegen einige Steine, von denen einer so groß ist, daß man ihn vom Lande her sehen kann.“

Unter dem 28. Mai hat der dänische Marine-Minister das Verschwinden des „Mönches“ officiell bekannt gemacht, und so ist eine der Merkwürdigkeiten der Färör-Gruppe von der Oberfläche des Oceans verschwunden.

(Proc. R. G. S. Septemberheft.)

Afrika.

— Dr. G. A. Fischer, welcher sich Ende April d. J. nach Zanzibar begab, um eine Expedition zur Aufsuchung von Dr. Junker und Emin-Bey nach den oberen Nilgebieten zu unternehmen, schreibt unter dem 1. August aus Pangani an L. Friederichsen wie folgt:

„Seit einigen Tagen bin ich hier. Morgen breche ich mit 221 Mann von hier auf. Es ist nicht möglich, eine Reise, welche die Zwecke verfolgt, wie die meinige, mit irgend welchen Aussichten auf Erfolg auszuführen, ohne die Ausrüstung und Zusammensetzung, wie die jetzige, von welcher Konsul Kirk zwar noch behauptet, daß sie lange nicht hinreichend sei. Die Engländer können aber mit anderen Ziffern rechnen. Meine 40 000 Mk. sind fast schon alle fort; 16 000 Mk. stecken in den Waaren, 4000 Mk. in Gewehren und Pulver, das Uebrige zum größten Theile in Löhnen, die drei Monate im Voraus bezahlt werden mußten. Bleibe ich ein Jahr aus, so habe ich wieder eine beträchtliche Summe nöthig. Was sollte ich aber mit einer kleinen und nur dürftig ausgestatteten Karawane thun? Die Fürsten von Uganda und Unjoro wollen auch beschenkt sein. Die Stoffe, welche nach Uganda gehen, sind die theuersten des Sansibar-Marktes. Höre ich etwa in Uganda, daß mein weiteres Vordringen unnütz ist, so kann ich Elfenbein einkaufen, um den größten Theil des Geldes wieder zu erhalten. — Nach den letzten Nachrichten soll zwischen Unjoro und Ladó ein Aufstand und Krieg herrschen. Konsul Kirk hat übrigens vor einiger Zeit an den Herrscher von Uganda einen Brief geschickt, worin er ihn auffordert, auf Kosten der englischen Regierung eine Expedition nach Ladó zu senden, um die Europäer zu befreien; die englische Regierung würde reiche Geschenke senden.

Ich bitte Sie, was Sie thun können, um weitere Gelder für meine Expedition zu schaffen, ins Werk zu setzen. Ich erschrecke schon, wenn ich berechne, wie viele Tausende der Lohn verschlingen wird, wenn ich ein Jahr ausbleibe. Und doch ist es anders nicht zu machen. In Sansibar veranschlagten die Engländer die Kosten meines Unternehmens auf 5000 Pfd. St.; 80 000 Mk. werden gewiß darauf gehen.

Ich nehme eine neue Route über Kibaia und Irangi, sie ist kürzer als diejenige über Tabora.

Ich muß schließen, da ich keinen Augenblick vor den Trägern sicher bin, die mit allen möglichen Anliegen zu mir kommen. Ihre Schulden muß ich noch im letzten Augenblicke bezahlen, so daß Viele schon ihren Lohn für $4\frac{1}{2}$ Monate im Voraus erhalten haben. Nun leben Sie wohl! Auf Wiedersehen in $1\frac{1}{2}$ Jahren.“

(„Hamb. Korresp.“ vom 5. Okt. 1885.)

— Der von Madeira stammende Kaufmann J. A. de Moura in Lissabon hat von der portugiesischen Regierung 5000 ha bisher unbebauten Landes in der Provinz Mossamedes nördlich vom Kap Frio zugetheilt erhalten und will auf derselben eine Kolonie unter dem Namen „Luciano Cordeiro“ errichten. Die Regierung hat sich verpflichtet, von Funchal 200 Häuser für Kolonisten nach der Kolonie schaffen zu lassen. — Im Inneren der Provinz Mossamedes haben die abergläubischen Eingeborenen aus Anlaß des Todes des Häuptlings von Huilla 20 Europäer, darunter 3 Missionare, massakrirt.

— Von Harry George Whitley, einem Missionar der Baptisten-Mission, sind folgende interessante Briefe in England eingetroffen und in der Wochenausgabe der „Times“ vom 25. September veröffentlicht worden.

Baptisten-Missionsstation Stanley Pool am Congo.
14. Juli 1885.

„Der deutsche Reisende Wißmann, der vor 18 Monaten von St. Paulo de Loanda aus in das Innere vorgedrungen ist, kam gestern am 13. Juli am Stanley Pool an. Er hat ein weites Gebiet durchwandert und manche wichtige Thatsachen zur Entscheidung gebracht. Die großen Flüsse Lulua, Sankuru, Kassai und Lubilasch wenden sich, anstatt nach Norden zu fließen und sich mit dem Congo in seinem großen Bogen nördlich vom Aequator zu vereinigen, alle nach Westen und bilden einen großen Strom, der verschiedene Namen trägt, doch den man den Kassai nennen kann. Dieser Strom nimmt den Kuango auf und, während er seinen Weg nach Westen fortsetzt, auch die Gewässer, welche aus dem Leopold-See kommen, und fällt dann in der Nähe des Kwamouth genannten Ortes in den Congo. Nun bleiben jedoch immer noch gewisse Flüsse, der Iruki, Lulanga, Ikelumba und andere übrig, deren Lauf noch festgestellt werden muß, und die einzige Vermuthung, die Anspruch auf Wahrscheinlichkeit machen kann, ist die, daß ein großer See oder ausgedehnter Morast sich in dem nördlichen Bogen des Congo befinden muß. In wenigen Monaten wird diese Frage entschieden sein. Das neu entdeckte Land ist reich und fruchtbar, die Leute freundlich und, was für uns eine Ursache der Ueberraschung sowohl als auch der Freude ist, ist der Umstand, daß sie einige Kenntniß von der Religion haben. Sie glauben an einen Gott, der in den Lüften wohnt und Alles weiß und sieht, was sie thun, und sie erwarten zu ihm zu gehen, wenn sie sterben.

31. Juli 1885.

Ich fuhr in dem Dampfer „Peace“ der Kanoe-Flotte mit etwa 200 Baluba (dieselben wohnen zwischen 5 und 7° südl. Br. am Kassai, Moansangoma und Lubilasch und haben Lieutenant Wißmann nach dem Congo begleitet) entgegen. Diese Leute sind von den Menschen, welche wir hier zu sehen gewohnt sind, sehr verschieden. Die Männer sind meistens groß und tüchtige Burschen, über den ganzen Körper tatuirt, nicht mit erhabenen Narben, wie die Bayansi, sondern mit schönen blauen Linien und Kurven, wie die Fidschi-Insulaner.

Ehe sie hierher kamen, bekümmerten sie sich nicht viel um ihren Anzug, da sie auf das Allerdürftigste gekleidet waren; doch jetzt ist dies verbessert. Die Frauen sehen ziemlich gut aus und sind ganz frei von jeder Spur von Tatuirung, mit weicher gesunder Haut. Sie sind lustige gesellige Leute und sehr neugierig; einige befinden sich augenblicklich in meinem Zimmer, sehen über meine Schulter nach meiner Feder, öffnen alle Schubfächer und spähen in alle Ecken und Winkel. Einzelne besehen im Spiegel ihr eigenes Bild und scheinen höchlichst von demselben entzückt zu sein; es ist unmöglich, sich von ihnen los zu machen: ihre Gutmüthigkeit schlägt jeden Aerger nieder, der wegen ihrer Zudringlichkeit entstehen könnte und, trotzdem sie alles in die Hände genommen haben, haben sie nichts gestohlen, obwohl sie nun seit zehn Tagen oder noch länger hier sind. Doch haben sie einige unangenehme Gewohnheiten. Eine Gesellschaft tritt ein und wiederholt ein paar Worte, wobei die Mitglieder derselben die Erwartung hegen, daß ich mit der Wiederholung eines jeden einzelnen Wortes antworten soll. Das ist ohne Zweifel eine freundliche, gütige Gewohnheit, aber doch etwas eintönig; am ersten Tage hatte ich den Ansprüchen von fünfzehn verschiedenen Gesellschaften in dieser Weise zu genügen, Tanz, Trommel und Gesang werden mit Macht geübt; sie beginnen Nachmittags um 5 Uhr und setzen das bis früh 8 Uhr fort. Ihr Lager ist in der Nähe meines Hauses; vor einigen Tagen kamen sie einmal um $4\frac{1}{2}$ Uhr und tanzten und schrieen vor meinem Fenster bis $9\frac{1}{2}$ Uhr.

Sie werden noch einige Zeit hier bleiben und dann unter der Führung der Weißen, welche sie hierher gebracht haben, wieder nach ihrer Heimat aufbrechen. Wenn sie über Land gehen, müssen sie sich ihren Weg erkämpfen, da zwischen

unserem Wohnorte und dem friedlichen Balubalande wilde Stämme wohnen. Die Reise auf dem Kassai stromabwärts erforderte einen Monat, und sie hatten außerdem einige Tagemärsche machen müssen, ehe sie an ihren Einschiffungsort kamen, und so werden sie eine lange und gefährliche Reise zurücklegen müssen. Sie stehen unter drei Häuptlingen, aber die Schwester eines derselben steht im höchsten Ansehen und ist der eigentliche Herrscher. Ihr Aeußeres ist imponirend und sie besitzt eine ganz königliche Haltung. Auf eine einzige ihrer Handbewegungen hörte der ganze Haufen im tollsten Wirbel des Tanzes auf und ein tiefes Schweigen trat ein, wie wenn die ganze Gesellschaft plötzlich versteinert worden wäre. Der Einfluß der portugiesischen Missionare muß sie erreicht haben und wahrscheinlich haben sie von denselben ihre Ansichten über die Gottheit empfangen. Ich habe da ein messingenes Kruzifix unter ihrem Schmucke bemerkt und natürlich haben sie das Wenige, was sie von Gott wissen, mit ihrem Fetischdienste vermengt."

Inseln des Stillen Oceans.

— Dr. Otto Finsch, welcher, wie bereits bekannt, im Jahre 1884 auf dem in Sydney angekauften kleinen Dampfer „Samoa" die nordöstliche Küste von Neu-Guinea vom East Cape (10° 13′ südl. Br. und 150° 85′ östl. L. Gr.) bis zum 141. Meridiane, wo das holländische Gebiet beginnt, erforschte, ist Anfangs September wieder in Berlin eingetroffen. Er wurde in Adelaide, wo er sich bei seiner Rückkehr nach Europa auf dem Postdampfer „Iberia" einige Stunden aufhalten konnte, von den dortigen Deutschen aufs Herzlichste bewillkommt und zugleich auch von einem Reporter einer dortigen englischen Zeitung „interviewed". Vieles aus seinen Mittheilungen ist bereits bekannt; wir beschränken uns daher auf einen kurzen Auszug.

„Das Klima des nordöstlichen Neu-Guinea", erzählte er, „läßt sich mit dem der australischen Kolonie Queensland vergleichen. Ich befand mich stets sehr wohl, und auch unter der ganzen Mannschaft des Dampfers kam kein einziger Krankheitsfall von Bedeutung vor. Den von mir entdeckten schönen Fluß Augusta, wie ich ihn benannte, fuhr ich ungefähr 45 km hinauf. Das Inland war hoch, gebirgig und gut bewaldet, die Ebenen zeigten viel Gestrüpp und an guter Bewässerung fehlte es nirgends. Cederbäume kamen viel vor, und mit dem Exporte von Ceder- und anderen Nutzhölzern ließe sich sicher ein gutes Geschäft betreiben. Der Boden ist fruchtbar und für Ackerbau und Viehzucht vorzüglich geeignet. Von werthvollen Mineralien fand sich keine Spur, und ich glaube nicht, daß Gold existirt — sicherlich nicht in der Nähe der von Korallenriffen umgebenen Küste. Eine an der Nordostküste angelegte Kopra-Station mußte wieder aufgegeben werden, weil sie, wie sich herausstellte, auf englischem Gebiete lag. Ein dort bereits errichtetes Haus ließen wir stehen. Die Eingeborenen haben das Land, so weit es ihr Bedarf erfordert, mit Zuckerrohr, Bananen, Yams u. s. w. gut angebaut. Sie sind in ihrer äußeren Erscheinung eine untergeordnete Rasse, besitzen jedoch viel Intelligenz. Ich war der erste weiße Mann, welchen die Meisten von ihnen je gesehen hatten, und doch erfuhr ich von ihnen nur Güte und Freundlichkeit. Schießwaffen, welche ich an Bord genug hatte, führte ich im Verkehr mit ihnen nicht bei mir. Niemals schoß ich eine Flinte ab, um ihnen die Wirkung davon zu zeigen, noch suchte ich ihnen durch Aufwerfen von Raketen zu imponiren. Wenn sie einmal Bogen und Pfeil auf mich richteten, stand ich still und sagte nichts. Sie machten dann keinen weiteren Angriff auf mich, und ich hatte während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes nicht das geringste Abenteuer mit ihnen zu bestehen. Ihre Sprache, welche leicht und einfach ist, lernte ich bald. Ich gewann großen Einfluß unter ihnen, und sie leisteten mir jede Hilfe, wie ich sie nur verlangte. Einmal waren es 80 Eingeborene, welche mein Gepäck trugen und andere Dienste ausführten. Sie würden, glaube ich, einer Niederlassung von Europäern unter ihnen keinen Widerstand entgegen stellen. Ich fühlte mich vollkommen sicher unter ihnen. Kannibalen sind sie nicht, aber viel lenksamer und gefügiger als andere Eingeborene, mit denen ich in Berührung kam. Ich setze große Hoffnung auf die Zukunft des unter deutschen Schutz gestellten nordöstlichen Neu-Guinea. Eine dortige Ansiedelung wird meiner Ueberzeugung nach sicher zur Blüthe gelangen."

Dr. Finsch, schließt der Bericht, nimmt eine Sammlung von allerlei Kuriositäten, für das Berliner Museum bestimmt, mit sich, auch zwei Schweine, welche einer besonderen Rasse angehören sollen. Paradiesvögel, die sich nur in den höher gelegenen Gegenden des Inlandes aufhalten, konnte er sich nicht verschaffen. H. G.

— Wie die neuesten Nachrichten besagen, mußte die Expedition zur Erforschung des englischen Neu-Guinea unter Kapitän Everill (vergl. oben S. 144) ihren ursprünglichen Plan, vom Aird River aus (in 7° 45′ südl. Br. und 144° 15′ östl. von Gr.) ins Innere von Neu-Guinea einzudringen, aufgeben. Der Golf of Papua ist in jener Jahreszeit, wo die Expedition eintraf, immer außerordentlich stürmisch und für Schiffe gefährlich, und man wagte es nicht, ihn mit dem kleinen Dampfer „Bonito" zu befahren. Aus diesem Grunde begab man sich an die Mündung des Fly R. im Westen des Golfs (in 8° 33′ südl. Br. und 143° 15′ östl. L. Gr.). Die Masse Wasser, welche sich aus diesem Flusse ergießt, läßt keinen Zweifel darüber bestehen, daß er die große Fahrstraße ins Innere von Neu-Guinea bildet. An der Stelle, wo der Fluß sich spaltet, ist er 11 km breit. Kapitän Everill war nun mit seiner Gesellschaft den Fly 48 km hinaufgelangt und wollte den ersten wichtigen Nebenfluß, welcher von Osten her einmünden würde, verfolgen und dann in nordöstlicher Richtung das Hochland des Inneren zu erreichen suchen. Die Reisenden erfreuten sich bis dahin (23. Juli) vollkommener Gesundheit. Es herrschte die größte Einigkeit unter ihnen und sie fühlten sich eines guten Erfolges ihrer Reise sicher.

— Kapitän Strachan, welcher früher die von den Besitzern der Zeitung „Age" in Melbourne ausgerüstete Expedition nach Neu-Guinea leitete, wird wieder die Führung einer neuen Expedition dahin übernehmen. Dieselbe will den in 9° 20′ südl. Br. und 142° 21′ östl. von Gr. mündenden Mai Kassa oder Baxter R., welcher eine hinlängliche Fahrtiefe besitzt, hinauffahren und ausforschen, ob dieser Fluß mit dem oberen Fly zusammenhängt und dann versuchen, in das centrale Neu-Guinea einzudringen.

Nordamerika.

— Die American Association for the Advencement of Science hat in diesem Jahre in Ann Arbor getagt, sie war nicht besonders zahlreich besucht, nur von 328 Mitgliedern, doch boten die Verhandlungen viel Interessantes. Besonders hat die Versammlung Stellung genommen gegen die Angriffe auf die Leitung der Coast Survey, welcher bekanntlich besonders zum Vorwurf gemacht wird, daß sie zu viel Geld für unnütze Arbeiten, wie Untersuchungen über die Schwerkraft u. dgl., vergeudet habe. Die Versammlung verlangt in ihrer einstimmig angenommenen Resolution ganz entschieden, daß die Entscheidung über den wissenschaftlichen Werth der Arbeiten der Coast Survey einer wissenschaftlichen Kommission übergeben werde, und verlangt, daß besonders die so viel angegriffenen Untersuchungen über die Schwerkraft fortgesetzt werden. Geographisches kam nur wenig vor.

Ueber eine alte Uferlinie des Ontariosees berichtete Gilbert. Sie lief in ihrem weitaus größeren Theile dem heutigen Ufer parallel, nur im Staate New

York ging eine tiefe Bucht nach Süden, welche das Gebiet des Oswego River einnahm und einen schmalen Arm nach dem Cayuga Lake ausstreckte, der Abfluß erfolgte bei Rome durch den Mohawk zum Hudson; der St. Lorenz war damals wahrscheinlich noch durch Eismassen versperrt. Die Wasserfläche war anscheinend nicht horizontal, sondern senkte sich um etwa vier Fuß auf die Mile nach Süden und etwas weniger nach Westen. Als der St. Lorenz sich öffnete, scheint der See erheblich unter sein heutiges Niveau gefallen zu sein, denn viele seiner Buchten zeigen Spuren von Gletschererosion.

Dall legte einen Bericht über die Ethnographie von Alaska vor, die sich namentlich mit den Innuit beschäftigt. Dieselben sind nicht in Stämme geschieden wie die Indianer oder auch die Eskimos am Kotzebue-Sund, sondern die anscheinenden Stämme sind nur geographische Gruppen, deren Angehörige wechseln und umherziehen, wie sie wollen, so daß sie heute zu diesem, morgen zu jenem „Stamme“ gehören. Ueber die Sprache der Anwohner von Point Barrow hat Murdoch gelegentlich der Roy'schen Expedition interessante Daten gesammelt, welche demnächst veröffentlicht werden sollen. Die wichtigsten Neuforschungen sind die über die asiatischen Eskimos, welche zu den Korak der Orarian-Group gehören. Sie nennen sich selbst Yüit und wohnen unter den ansässigen Tschuktschen (Tsaū-yü); ihr Gebiet erstreckt sich von Kap Olintorsk bis zum Ostkap; hier und da mischen sie sich mit den Tschuktschen. Echte Tschuktschen kommen auf der amerikanischen Seite der Beringsstraße nicht vor. Die Bewohner der Lorenz-Insel vermitteln den Uebergang von den asiatischen zu den amerikanischen Innuit. In Amerika selbst verwischen sich neuerdings die Grenzen der Jagdgebiete immer mehr, da die Regierung die Fehden der einzelnen Gruppen, welche früher die regelmäßige Folge von Grenzverletzungen waren, nicht mehr duldet. — Der östlichste Stamm der echten Innuit wohnt am Prince Williams Sound; es sind die Chūgāchigmūt, mit denen sich hier die Tinneh vom Atna (oder Copper River) und die Chilkaht vom Tlinkit berühren. Eine Mischung von diesen Stämmen scheint aber nicht stattzufinden, da zwischen ihnen und den Innuit ein erbitterter Stammeshaß besteht, bedingt durch die ewigen Angriffe dieser energischen Indianerstämme. Dall hält seine Ansicht, daß die Innuit früher viel weiter östlich und südlich gereicht haben, energisch aufrecht.

Ko.

— Steinkocher. Die Yampai-Indianer in Arizona haben nach einer von G. vom Rath (Arizona. Studien und Wahrnehmungen.) reproducirten Angabe Bigelow's eine interessante Art von Steinkocherei in einem Naturkessel; sie höhlen die mächtigen Kugeln des Echinocactus (Visnaga der Mexikaner) aus, nachdem sie die Stacheln abgesengt, bringen die zu kochenden Sachen hinein und werfen dann erhitzte Steine hinein, bis die Flüssigkeit kocht.

Südamerika.

— Der Oberstlieutenant Feilberg (s. „Globus“, Bd. 47, S. 288) und Thouar, der französische Entdeckungsreisende, sind im Juli von dem Präsidenten der Argentinischen Republik mit der näheren Untersuchung des unteren Rio Pilcomayo und namentlich seines Deltas beauftragt worden.

— Der Kolonisation in Patagonien stellt Heußer (Drei Aufsätze betreffend die europäische Auswanderung nach den Argentinischen Provinzen Buenos Aires, St. Fé und Entrerios; Zürich 1885) kein sonderlich günstiges Prognostikon. Weizen läßt sich zwar sehr gut noch am Rio Chubut, wo sich eine Anzahl Walliser angesiedelt haben, pflanzen, aber das kultivirbare Terrain ist überhaupt sehr unbedeutend. Die ganze Hochfläche, die der Tertiärformation angehört, ist ein trockenes unfruchtbares Haideland mit niederer Buschvegetation, die bald geschlossen, bald in Inseln, bald nur in einzelnen Büschen auftritt; dazwischen stehen harte Gräser, auch meist in einzelnen Büschen, viele salzig, so daß sie sogar das Vieh verschmäht. Wasser findet sich nur in großer Tiefe und auch dann oft noch salzig. Es bleiben somit für die Kolonisation, außer den noch wenig erforschten und schwer zugänglichen Gebieten am Fuße der Anden, nur der schmale Küstensaum und die tief eingerissenen Flußthäler, besonders das des Rio Negro. Hier ist der Boden sehr fruchtbar und die sogenannten Rincones, die vom Flusse fast ganz umflossenen Halbinseln, die man durch einen kurzen Zaun absperren kann, eignen sich vortrefflich für Viehzucht, aber sie sind von Zeit zu Zeit verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt, die so plötzlich kommen, daß sie sogar das Leben der Kolonisten bedrohen. Doch hat die Weinkultur hier vielleicht eine Zukunft; bis jetzt wird allerdings nur ein leichter Chocoli producirt, der sich nur 6 bis 7 Monate hält und an der Luft rasch dunkelgrün färbt. Leider ist der größere Theil des guten Bodens schon in den Händen von Spekulanten und kann somit zur Einwanderung dahin nicht gerathen werden.

Oceane.

— Das nordamerikanische Forschungsschiff „Albatroß“ ist von seiner ersten diesjährigen Fahrt am 16. Juli wieder in Woods Holl eingetroffen. Seine Forschungen galten diesmal besonders der großen Bank von Neufundland, unzweifelhaft dem unbekanntesten Theile des Nordatlantischen Oceans, sowie ihren Abhängen und den benachbarten kleineren Bänken (Greens Bank und Peters Bank). Die gemachte Ausbeute soll sehr reich sein. Versuche, die dicht am Boden lebenden Fische durch Sprengung von Torpedos betäubt an die Oberfläche zu bringen, mißlangen; allem Anscheine nach ist die Schwimmblase bei diesen Arten zu klein, um sie nach ihrem Tode an die Oberfläche zu bringen.

— Eisberge im Atlantischen Ocean sind in diesem Jahre ungewöhnlich zahlreich und ungewöhnlich weit südlich und westlich beobachtet worden. Daß die zur Verproviantirung der Stationen an der Hudsonsbai ausgesandte Expedition unverrichteter Dinge hat umkehren müssen, weil der Eingang gesperrt war, haben wir bereits berichtet. Aber auch der Zugang zur St. Lorenzbai war, was seit der Gründung von Quebeck noch nicht vorgekommen, im Mai für längere Zeit unmöglich; sechs Segelschiffe und ein Dampfer gingen bei Nebel völlig verloren, acht andere Dampfer wurden schwer beschädigt und nur dadurch gerettet, daß sie wasserdichte Scheidewände besaßen. Für etwaige Polarexpeditionen durch die Baffinsbai dürften somit die Verhältnisse in diesem Herbste besonders günstig sein.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVIII. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

II.

Am folgenden Morgen ging die Reise weiter in fast genau südlicher Richtung, der Wohnung des Oberintendanten der Enfida zu. Vorbei an dem Trümmerhaufen Henschir Sidi Chalifa, der einige Tage später besucht werden sollte, erreichten die Reisenden gegen Mittag den am Westrande eines im Sommer austrocknenden Strandsees gelegenen Henschir (d. i. Ruinenstätte) Fragha, wo ihnen der Oberintendant Herr Mangiavacchi, entgegen kam. Unter seiner Leitung untersuchten sie die Ruinen und erkannten sie als die Reste von Uppena, das zu Constantin's Zeiten eine Kolonie war und natürlich einen Bischof hatte, der mehrfach in den Verzeichnissen der Concilbesucher figurirt. Ein kurzer Ritt brachte mit sinkender Sonne die Gesellschaft zum Sitze des Oberintendanten, dem Dar el-Bey der Enfida, damals einem mehr als bescheidenen Wohnhause, das aber seitdem durch einen etwas großartigeren Bau ersetzt worden ist.

Eine weite Ebene bietet sich dem Blicke beim Verlassen des Dar el-Bey am anderen Morgen; nur in einiger Entfernung südwärts erhebt sich steil abfallend und anscheinend unersteiglich der Dschebel Takruna, dem die Reisenden einen Tag widmen. Ueber ein breites sandiges, noch trockenes Flußbett, dessen Winterfluthen aber gar manchmal den Weg sperren, gelangen sie an den Fuß des circa 250 m hohen steilen Abhanges, an welchem ein schwindelnder Pfad in unzähligen Windungen herabführt. Er ist belebt von den Frauen der beiden oben gelegenen Dörfer, welche mit Krügen und Schläuchen herabsteigen, um aus dem im Thale liegenden Römerbrunnen das nöthige Trinkwasser zu holen. Das ist überall im Kabylenlande die Pflicht, aber auch das Recht der Frauen, selbst die reichste Kabylenfrau läßt es sich nicht nehmen, selbst zum Brunnen zu gehen; freilich läßt sich dort ebenso gut schwatzen, wie am Marktbrunnen einer deutschen Kleinstadt, nur daß es den Männern verboten ist, sich in der Zeit, wo die Frauen Wasser holen, dem Brunnen zu nähern. Römerreste finden sich auf dem Plateau nicht, aber man hat eine herrliche Aussicht und übersieht die Byzacena vom Dschebel Zaghuan bis nach Kairuan, dessen Hauptmoschee am südlichen Horizonte aufragt.

Ausgedehnte Trümmer liegen dagegen weiter südwestlich, eine Kubbah (Grabkapelle) des Sidi Abderrahman el Garsi umgebend und jetzt nach dieser benannt. Hier lag vermuthlich das Aggersel oder Aggerfel der Itinerarien, aber es ist fast nichts davon übrig geblieben als ein kleines Bassin, das von Schildkröten wimmelt, welche, ähnlich wie die in der warmen Quelle bei Utica, heilig gehalten und von den Wallfahrern gefüttert werden. In geringer Entfernung fließt in einer römischen, in den Fels gehauenen Leitung ein kleiner Bach, dessen Wasser vollkommen dem des berühmten Sauerbrunnen von Saint-Galmier zu gleichen scheint. Es dankt seine Güte natürlich dem Heiligen; als er auf seinen Wanderungen hier vorbeikam, wurde er von den Eingeborenen so gut bewirthet, daß er ein paar Tropfen saurer Milch (leben), die ihm übrig geblieben waren, ins Wasser spritzte und es so in Mineralwasser verwandelte. Heute verrinnt das Wasser noch fast unbenutzt im Sande; bei der Armuth Nordafrikas an zum Trinken geeigneten Sauerquellen — unseres Wissens existirt in ganz Algerien nur die eine ziemlich schwache Quelle

von Takitunt am Wege von Bougie nach Setif — kann es nicht fehlen, daß sie binnen Kurzem eine bedeutende Wichtigkeit erlangen wird.

Am Abend ging es wieder zurück zum Dar el-Bey, um am folgenden Tage dem schon oben erwähnten Henschir Sidi Chalifa, den Resten von Aphrodisium, eine eingehendere Untersuchung zu widmen. Die Stadt lag in einer Schlucht zwischen der Kubbah des Sidi Chalifa und Aïn el-Halluf; eine prächtige Quelle, welche einst das von Procop gerühmte Paradies der Vandalenkönige bewässerte, hält heute noch die Umgebung frisch und grün. Durch einen Triumphbogen von etwa 10 m Weite, der zwar offenbar der Zeit des sinkenden Römerthumes entstammt, aber trotzdem, vollkommen wohl erhalten, mit dem warm orangefarbenen Tone seiner Quadern einen prächtigen Effekt macht, gelangt man auf das Forum; wo einst die Hauptstraße einer prächtigen Römerstadt durchführte, hat sich nun ein von Binsen und Gestrüpp erfüllter Wildbach den Weg gebahnt. Die Untersuchung der ausgedehnten Trümmer hielt die Reisenden mehrere Tage fest; sie lagerten in einem Zelte, das der Scheich der Kubbah zur Verfügung gestellt hatte, umgeben von den Soldaten der Eskorte, die ihnen von Hammamet aus gefolgt war. An verschiedenen Punkten wurden Nachgrabungen angestellt, doch wird über den Erfolg nichts Näheres berichtet.

Beim Verlassen der Trümmerstätte, über welcher sich, die Gegend beherrschend, die Reste einer ausgedehnten byzantinischen Citadelle erheben, begleitete sie der Scheich



Dschebel Takruna. (Nach einer Photographie R. Cagnat's.)

bis zum Bassin, das die Quelle Aïn el-Hallnf, die Schweinequelle, speist; gelagert wurde am Grabmale des Sidi Abderrahman. Am anderen Tage wird das Thal des Uëd el-Bul erreicht, welcher, vom Südabhange des Dschebel Zaghuan kommend, sich in dem Strandsee von Hergla verliert; er führt immer Wasser und bewässert einen Theil der Enfida. Durch sein Thal lief die große Römerstraße von Karthago nach Hadrumetum, an deren Stelle nun eine Eisenbahn projektirt ist. In dem Steilhange sind uralte Grabkammern eingeschnitten. Die Expedition rastet in Dar bel-Uar, der Residenz eines mächtigen Araberchefs, der sich bei der Insurrection Ali ben Chalifa's mit seinem Stamme diesem anschloß und schließlich mit ihm nach Tripolitanien übertrat. Kaum fünf Minuten davon entfernt, sahen sich die Reisenden plötzlich von unzähligen Steingräbern umgeben, echten Dolmen, welche einen Raum von mindestens einem Quadratkilometer bedecken. Es sind das offenbar dieselben Todtenfelder, welche schon Rebatel und Tirant (vergl. „Globus“ Bd. 29, S. 81 ff.) kurz erwähnen. Die Dolmen sind durchschnittlich 1,50 bis 2 m hoch und von Steinkreisen umgeben; einmal stehen auch zwei beisammen in demselben Kreise. Hocherfreut über diese unerwartete Entdeckung schlagen die Reisenden innerhalb des Gräberfeldes ihr Zelt auf und beschließen eingehende Forschungen anzustellen und auch den Zusammenhang dieser Dolmen mit den vorher erwähnten Felsengräbern zu prüfen, aber sie sollten sehr unangenehm gestört werden. Noch am Abend brachte ein Scheich aus

der Nachbarschaft die Kunde, daß Ali ben Chalifa über die Grenze gebrochen sei, in der Nähe von Kairuan eine Karawane geplündert und nur sechs Meilen vom Lagerplatze entfernt siebenhundert Kameele geraubt habe. Die Garnison von Kairuan verfolgt den kühnen Räuber und sperrt ihm den Weg nach Süden und der Kapitän der Freicompagnie, welche die Eskorte unserer Reisenden bildet, beschließt sofort den Versuch zu machen, ihm auch den Paß nach dem Berglande im Nordwesten, dessen Bewohner jederzeit zum Anschluß an einen Aufstand bereit sind und den Franzosen schon so viel zu schaffen gemacht haben, zu verlegen.

Es wird sofort aufgebrochen, aber ein wolkenbruchartiger Regen mit furchtbarem Sturm hemmt den Marsch und die Nacht bricht schon herein, als man die Kubbah von Sidi Saïda erreicht. Hier wird ein widerstrebender

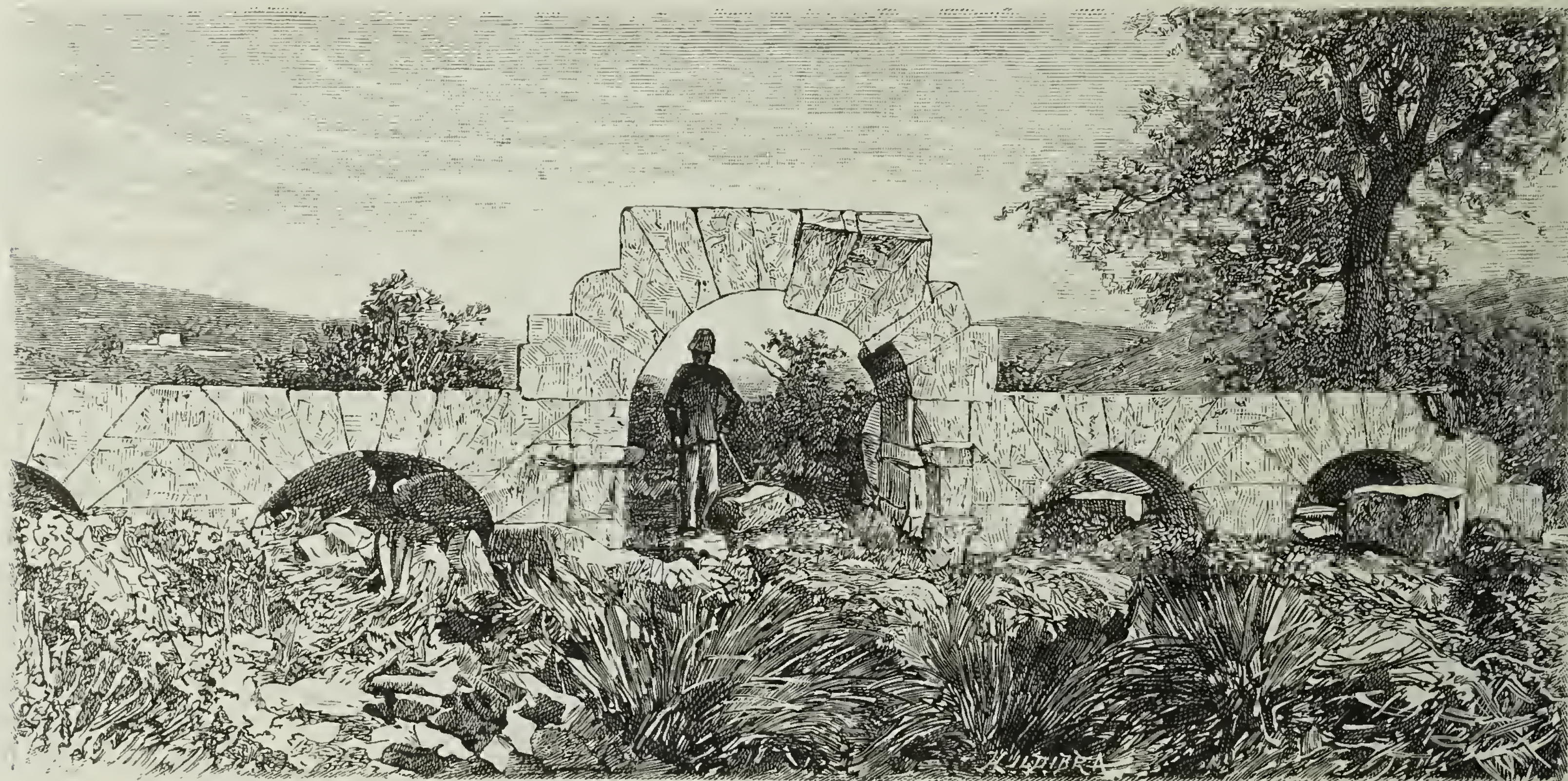


Triumphbogen von Aphrodisium. (Nach einer Photographie R. Cagnat's.)

Scheich aus der Nachbarschaft zum Führer gepreßt und es geht weiter durch die Vollmondnacht. Gegen zehn Uhr wird an dem von einem Kaktusdickicht umgebenen Brunnen Bir Dscherabia einen Moment gerastet, dann der Marsch wieder aufgenommen. Aber nun umzieht sich der Himmel von Neuem und in strömendem Regen wird die Ebene Zlaß durchzogen, bis man die verlassene Wohnung des Keids der Ebene, den Dar Tschausch Hedili, erreicht. In dem weitläufigen Gebäude findet die ganze Expedition Schutz vor dem Unwetter, doch schon um sechs Uhr befiehlt der Kapitän den Aufbruch. Die Sonne scheint wieder und trocknet die durchnäßten Kleider rasch; bald kommt aber neuer Regen und nun gilt es, den Uëd Nebhana zu passiren, der, gestern noch ein kaum bemerkbarer Wasserfaden, jetzt zu einem tosenden Strome angeschwollen ist. Ein erster Versuch, ihn zu passiren, mißlingt; mehrere Soldaten werden fortgerissen und nur mit Mühe gerettet; die Lastthiere durch das Wasser zu bringen erweist sich als

ganz unmöglich. Man marschirt stromab und findet endlich eine Stelle, wo der Fluß zwar breiter ist, aber langsamer strömt. Glücklich gelangen die Fußgänger und Reiter hinüber, von den Lastthieren werden zwei fortgerissen und verlieren ihre Ladung, aber die kleine Heerde, welche als wanderndes Magazin mitgetrieben wird, und besonders die Esel trotzen allen Versuchen, sie ins Wasser zu bringen, es muß damit bis zum anderen Tage gewartet werden, wo das Wasser sich verlaufen hat.

In geringer Entfernung vom Flusse, auf der Straße



Ruinen des Forum von Aphrodisium. (Nach einer Photographie R. Cagnat's.)

von Kairuan nach Tunis, stößt die Kompagnie auf einen Theil der Garnison von Kairuan, welche vergeblich nach den Räubern fahndet. Ali ben Chalifa versteht sein Handwerk und hat seine Schaar getheilt; die eine Abtheilung marschirt direkt nach Süden und zieht die Verfolger nach, die andere mit dem geraubten Vieh sucht auf Schleichwegen die tripolitanische Grenze zu erreichen, die Kompagnie kann also nichts nützen und der Kapitän richtet ihren Marsch nordwärts gegen das Lager von Zaghuan, natürlich erst nach einem wohlverdienten Rasttage, welcher dem rebellischen Flusse Zeit läßt, in sein Bett zurückzukehren. Wenige Kilometer oben beweisen die Trümmer einer prächtigen Römerbrücke, daß früher besser für die Passage des Flusses gesorgt war. Das Land ist weiterhin noch ziemlich eben; an der Straße liegen die Trümmer einer kleinen Stadt, Henschir Nebhana genannt; etwas weiter, in den Trümmern von Dschebibina, steht noch eine Grabpyramide aufrecht, aus Gußwerk mit Cementüberzug bestehend, ohne Inschrift; die Eingeborenen nennen sie el Nadur.



Dolmen bei Dar bel-Uar. (Nach einer Photographie R. Cagnat's.)

Das Nachtquartier wird wieder in den Trümmern einer anderen Stadt aufgeschlagen; so dicht war einst das jetzt so öde Land bevölkert. Eine prächtig erhaltene byzantinische Citadelle erhebt sich über diesem Henschir Sgida (Zguidân), dessen antiken Namen keine Inschrift erhalten hat. Die Umgebung ist nicht mehr die kahle Ebene, wie sie seither durchzogen wurde; ringsum erheben sich bewachsene Hügel, das Gebiet der Ausläufer des Zaghuan-Gebirges hat begonnen. Der Marsch am anderen Tage, an welchem die zur genaueren Untersuchung zurückgebliebenen Reisenden allein mit dem Führer der Kolonne folgten, wurde durch den dichten Buschwald nicht wenig erschwert. An der Quelle Aïn Zaktun erreichten sie das in Ruinen errichtete Lager und ein glücklicher Zufall ließ sie eine Inschrift finden, welche den Namen Thaca für die antike Stadt ergab.

Das kleine Hochplateau, fast wie ein Cirkus vom Dschebel Zriba und dessen Ausläufern eingeschlossen, ist von Norden nur durch das Halk en-Neb genannte Defilé des Uëd Tella zu erreichen, das den Pferden der Reisenden viel zu schaffen machte. Der Schwerzugänglichkeit mag es zuzuschreiben sein, daß Thaca noch zur Zeit der Antonine als ein rein numidisches Gemeinwesen erscheint. Die Maurusier aus diesen Bergen spielten in den Kämpfen gegen die Byzantiner nach dem Sturze der Vandalenherrschaft eine Hauptrolle und auch jetzt noch rühmte sich der Scheich el Hadsch Mohamed ben Amor, der den Gästen beim Abendessen Gesellschaft leistete, daß er freier Herr in seinen unzugänglichen Bergen sei. Die Herrschaft des Bey war hier immer nur nominell gewesen. Der Engpaß mündet auf die fruchtbare „Ebene des Windes“ (Fahs er-Riah), von welcher aus wieder eine enge Passage in das Thal zwischen den Gebirgen Zriba und Zaghuan hinaufführt. Hier liegen im Henschir el Kasr wieder die Ruinen einer Römerstadt mit wohl erhaltener Citadelle und einem Grabmal, das die Inschrift „Egregiorum tredecim“ trägt. Noch eine Verengerung des Thales, und die Reisenden sehen ein kubbahartiges Gebäude vor sich, das Hammam (Warmbad) Zriba. Hier entspringt eine von den Arabern hoch geschätzte Quelle, deren antike Piscine von einer Kubbah überwölbt ist, an die sich ein durch Decken in zwei Abtheilungen, für Männer und Frauen, geschiedenes Schwitzzimmer anschließt. Das Wasser hat 38° C. Den Reisenden wird als Aerzten der Eintritt gestattet, obschon auch Frauen anwesend sind, die man freilich kaum mehr als das schönere Geschlecht bezeichnen kann; sie ziehen aber vor, ein Bad in dem Bache oberhalb zu nehmen, wo eine Schicht heißen Wassers unvermischt über kaltem Grundwasser steht; eine Erforschung der Quellenschlucht erweist sich aber unmöglich, da die Felsen den Weg versperren.

Von Zriba aus zieht die Kolonne nach Zaghuan, das schon früher (vgl. „Globus“, Bd. 29, S. 132 ff.) geschildert worden ist, und wendet sich dann wieder südlich, zunächst zum Henschir Badria, der alten Römerstraße folgend, von der die Reisenden einen Meilenstein auffinden. Ausgedehnte Ruinen aus christlicher Zeit liegen in der Nähe. Hier beginnen die Halfa-Flächen, in denen die Expedition von nun ab fast drei Monate zu verbringen hatte. Beim Henschir Medeker, welcher den Namen des alten Mediccerra fast rein bewahrt hat, erscheint das Meer wieder am Horizonte und das Nachtquartier wird im wohl bekannten Dar el-Bey der Enfida genommen.

Hier trennen die Reisenden sich von der Freikompagnie, die seither als Eskorte gedient, nun aber nicht mehr nöthig ist, und wenden sich nach Hergla; da aber die Sebcha im Winter nicht passirbar ist, muß sie im Norden umgangen werden, was zu einem durch Ratten sehr unbehaglich gemachten Nachtquartiere im Bordsch Baba Sellum zwingt. Noch vor dem Frühstück ist der Rest der schmalen Landenge passirt und Hergla, das alte Horrea Caelia erreicht, heute noch wie im Alterthume ein wichtiger Ausfuhrhafen. Auf einem kleinen Kap gelegen, auf drei Seiten von üppigen Gärten umgeben, bietet es aus der Ferne einen reizenden Anblick; in der Nähe freilich präsentirt es sich mit seinen zerfallenden Häusern und seinen stauberfüllten Straßen weit weniger günstig. Die Olivenernte war gerade im vollen Gange. Die Männer, drei Finger der rechten Hand mit Widderhörnern bewaffnet, bestiegen die Bäume und streiften einen Zweig um den anderen ab. Hier beginnt schon das Olivenland des Sahel, dessen Centrum Susa ist.



Dar bel-Uar. (Nach einer Photographie.)



Hammam Zriba. (Nach einer Zeichnung R. Cagnat's.)

Von der alten Stadt ist wenig übrig geblieben; ein paar Mosaikfragmente, einige Häuserfundamente und ein heute noch im Gebrauch befindlicher Römerbrunnen dicht am Strande, das ist Alles. Die Merkwürdigkeiten sind bald betrachtet; gefällige Araber führen die Franzosen dann an die tiefen Brunnen, aus denen die Gärten bewässert werden, und in denen eine Menge Tauben ihre Wohnungen aufgeschlagen haben, eine große Anzahl wird, durch Steinwürfe aufgeschreckt, für das Abendessen erlegt. Auch an der Südseite des Kaps, die eine steile Klippe bildet, nisten in Felshöhlen, in welche die Wellen brausend hineindringen, zahlreiche Taubenfamilien. Die ganze Küstenbeschaffenheit, wie die Reisenden sie schildern, spricht durchaus nicht für eine Hebung dieser Küstenstrecke, wie sie Theobald Fischer nachzuweisen versucht hat, eher könnte man eine Senkung annehmen, denn die Wellen schlagen jetzt in römische Steinbrüche hinein. Doch ist am wahrscheinlichsten, daß dieser Theil der Mittelmeerküste eine nennenswerthe Niveauschwankung in historischer Zeit überhaupt nicht durchgemacht hat.

Die Arbeiterverhältnisse in der Südsee mit Bezug auf die Entwickelung unserer dortigen Erwerbungen.

Von Dr. **Emil Jung.**

II. (Schluß.)

Die Fidschi-Inseln sind von einer Bevölkerung bewohnt, welche zur papuanischen Rasse gehört, die in ihnen die höchste geistige und gesellige Entwickelung erreicht hat, indem sie durch innigen Verkehr mit den Bewohnern von Tonga sich polynesische Satzungen und Erfindungen aneignete. Sie kultivirten von jeher ihren außerordentlich ergiebigen Boden nach gewissen Gesetzen und Regeln, welche an unsere feudalen Institutionen im Mittelalter erinnern. Dem Oberhaupte eines Dorfes hatten seine Untergebenen gewisse Naturalabgaben zu liefern; diese Dorfhäuptlinge waren zu gleicher Leistung an den Häuptling eines größeren Distriktes verpflichtet und so verjüngte sich das Staatsgebäude staffelförmig nach oben, bis es in dem Haupte Aller seine Spitze fand.

Aber so wenig die Fidschianer auch zauderten, an solche Arbeiten für ihre angestammten, durch das Herkommen mit dem Nimbus der Autorität umgebenen Herren heranzutreten — zwang doch die geheimnißvolle Gewalt des Tabu unwiderstehlich zu allem und jedem — so groß war ihre Abneigung, sich in den Dienst der Fremden zu verdingen. Einmal sah der körperlich ausgezeichnete Fidschianer mit einer gewissen Geringschätzung auf den weniger tüchtigen Weißen herab, andererseits war er auch, ganz nach der Sitte wilder Völker, durchaus abgeneigt, sich einer regelmäßigen Thätigkeit zu bequemen, am wenigsten mochte er, angesichts seiner übrigen Stammesgenossen, sich zu Arbeiten verstehen, die man eines freien Kriegers für unwürdig erachtete.

Als daher die weißen Ansiedler den Anbau von allerlei tropischen Produkten begannen, waren sie bald genöthigt, sich nach anderen als einheimischen Kräften umzusehen. Daß die englischen Pflanzer dabei von vornherein in wenig humaner Weise verfuhren, bezeugt uns Miß Gordon Cumming in ihrem anziehenden Buche über die Fidschi-Gruppe. Und welcher Kunstgriffe man sich bediente, um der Arbeiter habhaft zu werden, das habe ich schon einmal früher in diesen Blättern gezeigt. Die Berichte der englischen Missionare sind übrigens voll von Gewaltthätigkeiten, welche bei diesen Anwerbungen verübt wurden, wenngleich man nicht immer auf jedes Wort dieser Herren schwören darf. Gewiß ist, daß der erste Gouverneur von Fidschi, Sir Arthur Gordon, beim Antritte seines Amtes die Arbeiterverhältnisse auf der Inselgruppe in höchst unbefriedigendem Zustande vorfand. Leute, welche schon vor Jahren in ihre Heimat hätten zurückbefördert werden sollen, wurden noch immer zurückgehalten, und die größten Ausschreitungen dieser mit Recht erbitterten Menschen waren die Folge. Ihre Angehörigen daheim, welche längst auf ihre Rückkehr warteten und denen es ohnehin schon schwer fiel, sich eine klare Vorstellung eines Zeitraumes von drei Jahren zu bilden, glaubten sie von den Weißen getödtet oder mindestens zu immerwährender Sclaverei verdammt und übten rücksichtslose Wiedervergeltung an dem ersten, der sich ihrer Rache darbot. Sir Arthur Gordon erließ daher sehr streng gefaßte Regulative, welche noch heute zu Kraft bestehen, sehr zum Mißvergnügen der Fidschi-Pflanzer.

Zunäst beschränkte er die Arbeitszeit, zu welcher ein eingeborener Fidschianer kontraktlich verpflichtet werden durfte, auf einen Monat, nach dessen Ablaufe aber immer wieder ein neuer auf dieselbe Frist lautender Kontrakt eingegangen werden konnte. Dann erließ er bis ins Einzelne gehende Vorschriften über die Anwerbung der sogenannten Polynesier, die aber damals fast ausschließlich von den Neuen Hebriden und den Salomonen kamen, also Melanesier waren.

Die ganze Arbeiterangelegenheit vom Augenblicke des Auslaufens des Arbeiterschiffes mit dem dazu bestellten Regierungsagenten bis zur Rückkehr der Arbeiter in ihre Heimat wurde unter die unmittelbare Aufsicht eines der vier neu kreirten und sehr ausgiebig dotirten Minister des Inselreiches gestellt. Die Größe und Beschaffenheit der Arbeiterwohnungen, Kleidung, Nahrung, periodische Inspektion wurden genau festgesetzt, auch gewisse Bestimmungen hinsichtlich der Lohnverhältnisse getroffen. Diese letzteren sind für den Pflanzer von Jahr zu Jahr ungünstiger geworden. Nach einem vorliegenden amtlichen Berichte betrugen die Kosten eines „polynesischen“ Arbeiters pro Jahr 16 Pfd. Strl., nämlich 3 Pfd. Strl. als ein Drittel des für die dreijährige Dienstzeit gezahlten Bonus, dieselbe Summe als Jahreslohn, 4 Pfd. Strl. 15 Schill. Verpflegungskosten, Wohnung 10, Matten 5, Decken 8, Sulus (Lendentücher) 10 und Arzt und Arznei 10 Schill., Rückfracht 4 Pfd. Strl. 10 Schill. Diese Kosten sind durch neuerliche Verordnungen um 15 Proc. gesteigert worden und damit schwindet der Unterschied, welcher zwischen den

Kosten der Arbeiter aus den Südsee-Inseln und denen aus Fidschi selber und aus Ostindien bestand, fast gänzlich. Die Gesammtkosten für einen Fidschi-Arbeiter berechnen sich gegenwärtig pro Jahr auf 17, für einen ostindischen Kuli auf 19 Pfd. Strl.

Die ersten Kulis wurden 1879 eingeführt, nachdem die Regierung von Britisch-Indien ihre Einwilligung dazu gegeben hatte. Unglücklicher Weise aber brachen die Pocken auf dem sie überführenden Schiffe aus und die Pflanzer verspürten wenig Lust, sich der ihnen gebotenen Hülfskräfte zu bedienen. Man erinnerte sich der 1875 von Sydney aus eingeschleppten Masern, welche so furchtbare Verheerungen unter den Eingeborenen anrichteten, was hauptsächlich Grund zu dem nachmaligen Aufstande gab, da die Eingeborenen glaubten, diese Einschleppung sei zu ihrer Vernichtung absichtlich seitens der Europäer geschehen.

So sah sich die Regierung genöthigt, diese Kulis auf andere, leider für dieselben wenig geeignete Weise zu beschäftigen. Das Resultat war naturgemäß für beide Theile wenig befriedigend. Indessen veranlaßte die wachsende Arbeiternoth die Regierung, den Versuch 1883 zu wiederholen; diesmal mit besserem Erfolge. Von da ab sind regelmäßig Kulis eingeführt worden, 1882 belief sich ihre Zahl auf 1487 und 1883 auf 2409 Seelen, darunter 747 weiblichen Geschlechtes. Dagegen hatte sich die Zahl der Südsee-Insulaner, die 1882 noch auf 6696 Seelen angegeben wurde, bis Ende 1883 auf 5650 vermindert, unter den letzteren waren 809 weiblichen Geschlechtes. Angesichts dieser außerordentlich großen Ungleichheit der Geschlechter erscheint die strenge Einhaltung der gesetzlichen Vorschrift, wonach Arbeiter aus den Inseln der Südsee unter keiner Bedingung, selbst wenn ihre Wünsche dahin gehen, länger als die kontraktliche Zeit von drei Jahren von ihrer Heimat ferngehalten werden dürfen, durchaus nicht ungerechtfertigt. Freilich beklagen sich die Pflanzer bitter genug über ein Gesetz, welches ihnen vorschreibt, den Arbeiter gerade dann zu entlassen, wenn seine Vertrautheit mit der ihm gestellten Aufgabe ihn seinem Herrn erst eigentlich recht nützlich gemacht hat. Angesichts dieser Klagen ist der Aufschwung, welchen diese Kolonie Englands seit ihrer Annexion im Jahre 1876 genommen hat, geradezu wunderbar zu nennen. Bis Ende 1883 ist der Tonnengehalt der ein- und auslaufenden Schiffe von 17630 auf 68530 Tonnen gestiegen und zugleich der Gesammthandel mit dem Auslande von 212913 auf 802593 Pfd. Strl. Welche Fortschritte wird diese werthvolle Besitzung erst machen, wenn ihr ein beständiger Strom geeigneter Arbeitskräfte zugeführt werden kann.

Die Verhältnisse in Queensland sind ganz ähnlicher Art. Auch diese australische Kolonie hat eine ziemlich starke einheimische Bevölkerung, stark, wenn wir bedenken, daß es ein umherschweifendes Jägervolk ist, mit welchem wir es hier zu thun haben. Die Zahl 20585, welche man bei dem letzten Census (1881) für die Aboriginer Queenslands herausrechnete, ist eingestandenermaßen nichts besseres als Rathwerk, in Wahrheit dürfte sich diese Ziffer bedeutend höher stellen. Allein als Arbeitskräfte kommen diese Aboriginer gar nicht in Betracht, obschon ich durchaus nicht der Ansicht bin, daß die Eingeborenen Australiens nicht zur Arbeit herangezogen werden könnten. Ich glaube, man könnte das mit ihnen ebensowohl erreichen, wie mit anderen gleichstehenden Rassen. Auf mehreren Missionsstationen in Südaustralien, Victoria und Westaustralien erwiesen sie sich ja auch als recht tüchtige und, was noch mehr sagen will, als ganz beharrliche Arbeiter. Daß es großer Geduld und freundlicher Behandlung bedürfen würde, um diese wilden Kinder Australiens für die ungewohnte Beschäftigung zu gewinnen, daran ist wohl kein Zweifel. Ohne solche werden sie schleunigst wieder im „Busch“ verschwinden. Aber diese beiden Erfordernisse dürfte man bei den meisten Queensländer Pflanzern vergebens suchen; bisher wenigstens ist davon nichts zu verspüren gewesen.

So endeten die in den ersten Anfängen der Zuckerkultur gemachten schüchternen Versuche mit australischen Eingeborenen in einem Fehlschlage; nicht glücklicher war man mit den bald darauf eingeführten indischen Kulis. Denn diese größtentheils aus dem Abschaume der indischen Bevölkerung ausgesuchte Klasse zeigte sich ebenso unbotmäßig als anspruchsvoll und kostspielig. Nun begann man die kräftigen Bewohner der Südsee, die Kanaken, wie man sie nennt, einzuführen.

Sowohl über den Modus der Einführung dieser Menschen, wie über ihre Behandlung seitens ihrer Arbeitgeber ist bereits sehr viel geschrieben worden und zwar in recht widerspruchsvoller Weise. Trollope, welcher die australischen Kolonien 1873 bereiste, schildert uns den Zustand der „polynesischen“ Arbeiter als durchaus zufriedenstellend und verweist alle anders lautenden Berichte ins Bereich der Fabel, Andere schildern die Zustände als wahrhaft barbarische, gegen welche die ehemalige Sklaverei Nordamerikas noch vortheilhaft absteche. Meine eigenen Beobachtungen gehen dahin, daß nicht wenige Pflanzer von jenen Beschuldigungen voll und ganz getroffen werden, während andere freilich wegen der humanen Behandlung ihrer Untergebenen alles Lob verdienen. Was die sehr genau abgefaßten Regulative der Queensländer Regierung hinsichtlich der Verpflegung, Bekleidung, Bezahlung und Behandlung der eingeführten polynesischen Arbeiter anlangt, so lassen dieselben durchaus nichts zu wünschen übrig, immer vorausgesetzt, daß dieselben wirklich ausgeführt werden, was erwiesenermaßen in recht vielen Fällen durchaus nicht stattfindet. Ich habe darüber in diesen Blättern und an anderer Stelle schon mehrfach gesprochen und will jetzt nicht darauf eingehen. Wenn man gegen die Arbeiter, welche ganz dem Kontrakte zuwider, nach verflossener Arbeitszeit, die auch hier drei Jahre beträgt, sehr oft nicht in ihre Heimat zurückgebracht werden, ganz berechtigter Weise die Anklage erhoben hat, daß sie bei ihren Wanderungen durch die Kolonie mancherlei Excesse, namentlich gegen das wehrlose weibliche Geschlecht, verüben, so ist das nicht gerade verwunderlich angesichts der zahlreichen Beispiele, welche ihnen das keineswegs sittenstrenge Queensland lieferte, und des hier befolgten, in vieler Beziehung tadelnswerthen Princips, wonach diese ungebändigten Naturmenschen ohne ihre Weiber in die Kolonie gebracht und so Jahre lang gehalten werden. Indessen scheint man in letzterer Zeit in Queensland davon zurückgekommen zu sein und das deutsche Beispiel auf Samoa wenigstens etwas nachzuahmen, denn während der Census von 1881 von 6348 Polynesiern nur 373 Frauen nachweist, giebt ein officieller Bericht von 1884 die Zahl der damals in Queensland lebenden Südsee-Insulaner auf 12204, darunter 1138 weiblichen Geschlechts, an. Immer noch aber ist die Ungleichheit der Geschlechter eine außerordentliche und wird auch wohl so bleiben, da dem Queensländer der Kanake weiter nichts ist als das menschliche Material, aus dem soviel Arbeit als möglich herauszupressen ist und den man nach Ablauf der Vertragszeit laufen läßt, wenn er als Arbeiter nicht mehr in Betracht kommt.

Obschon die Queensländer Beamten den Pflanzern gegenüber fast immer eine möglichst weitgehende Konnivenz gezeigt haben, so ist doch die Regierung durch das Drängen des englischen Kolonialministeriums bestimmt worden, eine

Reihe von Verordnungen zu erlassen, welche die Arbeiterzufuhr außerordentlich erschweren, wenn nicht ganz unmöglich machen. Es ist erst kürzlich vorgekommen, daß nach gerichtlicher Untersuchung eine Anzahl von Pflanzern gezwungen wurde, die von ihnen durch gewisse Arbeiterschiffe erlangten Kanaken wieder herauszugeben und auf ihre Kosten auf die Inseln der Betreffenden zurückführen zu lassen. Ganz ohne Zweifel ist die Agitation, welche Queensland veranlaßte, eigenmächtig die britische Flagge auf Neu-Guinea und Neu-Britannien aufzupflanzen, in erster Linie hervorgerufen worden durch den Wunsch, sich diese beiden Gebiete als Bezugsquellen billiger Arbeit zu sichern. Als aber England seine Oberhoheit über den südöstlichen Theil von Neu-Guinea proklamirte, untersagte es ganz ausdrücklich jede Anwerbung von Arbeitern aus diesem Gebiete in richtiger Voraussetzung, daß eine Erforschung und Ansiedelung des Landes nur so möglich sein würde, ohne blutige Kollisionen zwischen Eingeborenen und Europäern heraufzubeschwören. Wie wenig sich die Arbeiter suchenden Schiffe an diese Proklamation gekehrt haben, das beweist eine Nachricht aus Corktown, wonach vier solcher Schiffe kürzlich am Ostkap von Neu-Guinea 38 Eingeborene niederschossen, weil sie sich ihrer eigenen Wegführung und der ihrer Verwandten widersetzten.

Aber ohne solche oder ähnliche Arbeiter ist eine Kultur tropischer Produkte aus klimatischen, namentlich aber aus ökonomischen Rücksichten gar nicht denkbar und so wandten sich die Queensländer, ermuthigt durch das Beispiel von Fidschi, abermals nach Indien, denn an eine Verwendung von Chinesen war gar nicht zu denken, da der Volkswille sich gar zu energisch gegen dieselben aussprach und das Parlament durch Erhebung einer hohen Kopfsteuer und mancherlei vexatorische Bestimmungen die Einführung derselben aufs Aeußerste erschwerte. Aber auch die indischen Kulis wollte man nicht haben, da der gemeine Mann deren Konkurrenz auch auf anderen Gebieten als der Zuckerrohrkultur fürchtete, und so wurde dann ein schon früher erlassenes Gesetz, welches die Einführung indischer Kulis gestattete, vor Kurzem aufgehoben. Damit ist ein Interessenkampf zwischen dem zuckerbauenden Norden der Kolonie und dem gemäßigteren Süden entstanden, der wahrscheinlich in eine Trennung beider auslaufen wird. Schon sprechen sich die Volksversammlungen des ersteren ganz unverblümt dahin aus und es ist auch gar nicht abzusehen, wie die tropischen Kulturen des Landes ohne ein Arbeitermaterial gepflegt werden können, das dem Klima gewachsen ist. Die Kolonie Südaustralien, welche in ihrem Nordterritorium ein großes, noch ganz unentwickeltes tropisches Gebiet besitzt, hat dies ganz richtig erkannt, auf alle Aufforderungen, der Chinesenhetze sich anzuschließen, durchaus ablehnend geantwortet und nach Palmerston eine Anzahl chinesischer Arbeiter (1884 : 3725) gebracht, die indeß keine ausgiebige Verwendung gefunden haben und sich zum großen Theil mit Goldgräberei beschäftigen. Auf die Chinesenfrage, soweit sie Australien und Polynesien angeht, können wir hier nicht näher eingehen; soviel läßt sich indeß mit Sicherheit behaupten, daß eine Einführung derselben in die tropischen Gebiete des Welttheiles dessen materielle Entwickelung zwar sicherlich schnell fördern würde, neben anderen bedenklichen Komplikationen aber mit ebenso großer Sicherheit zur Verdrängung und zum Untergange der einheimischen Rassen führen müßte.

Und eine solche Eventualität heraufzubeschwören, dazu ist durchaus kein Grund vorhanden. Die melanesischen Inseln, sowie auch einige der polynesischen und mikronesischen Gruppen können, wenn man die Leute human behandelt, schon jetzt hinreichende Arbeitskräfte für die bestehenden und die in nächster Zeit wahrscheinlich ins Leben tretenden Unternehmungen liefern. Vorläufig ist der Eingeborene noch wenig geneigt, in seiner Heimat zu arbeiten. Die Gebundenheit, welche die Bodenkultur nothwendig bedingt, erscheint des freien Mannes unwürdig, und doch gilt diese Anschauung nicht bei allen papuanischen Stämmen. Stone erzählt uns, wie die Eingeborenen um Port Moresby an der Südküste von Neu-Guinea ihre Pflanzungen ganz systematisch mit spitzen Stäben umgraben, und zwar ist das die Beschäftigung freier Männer. An der Astrolabebai konnten sowohl der Russe Miklucho Maklay als die Mannschaften unserer Kriegsschiffe Zeugen von der ackerbauenden Thätigkeit der dortigen Papua sein, welche sie den ganzen Tag von ihren Dörfern fern hielt. Von den Bewohnern der Neuen Hebriden wird die Regelmäßigkeit und Ordnung gerühmt, die sie in ihren Pflanzungen zeigen, sie bearbeiten den Boden mit rohen hölzernen Spaten und umgeben die angelegten Felder mit zierlichen Zäunen. Dieselben Beobachtungen hat man wenigstens auf einigen der Salomonen und den Königin-Charlotte-Inseln gemacht. Den Neu-Kaledoniern aber wird Niemand seine Bewunderung versagen können, wenn er die durch Steinmauern aufgerichteten Terrassen an den Bergabhängen sieht, auf denen die Tarofelder ehedem durch ein kunstvolles System von kleinen Kanälen bewässert wurden. Und daß gerade die Neu-Britannier den Landbau in bedeutender Ausdehnung und mit großer Sorgfalt betreiben, erklärte schon 1842 der englische Kapitän Hunter, dem die Makada in der Duke of York-Gruppe wie ein blühender Garten erschien, und Vendola, die östlichste der Admiralitätsinseln fand d'Urville bis an den Gipfel mit Pflanzungen bedeckt, die an beiden Orten mit zierlichen Zäunen eingefaßt waren. Wilfred Powell hat uns das alles in neuester Zeit bestätigt.

Sind aber die Papua nicht abgeneigt, sich mit Landbau zu beschäftigen, haben sie es auf manchen Inseln sogar schon zu einer anerkennenswerthen Fertigkeit darin gebracht, so sind sie doch durchaus nicht damit einverstanden, die Arbeit, welche sie für sich selber verrichten, in ihrer Inselheimat auch für Andere zu übernehmen. Das würde sie in den Augen ihrer Stammesgenossen unwiderruflich degradiren. Der auf seine Freiheit so stolze Mann, der selbst dem Häuptlinge nur in beschränktem Maße sich fügt, würde so zum Sklaven herabsinken. In einem fremden Lande aber unterzieht er sich ganz willig denselben Arbeiten, wenn ihm die Hoffnung lacht, durch solche Dienstbarkeit in den Besitz von Schätzen zu gelangen, welche ihm nach seiner Rückkehr zu einer hohen Stellung in der Meinung seiner Stammesgenossen verhelfen. Ist das nicht ein allgemein menschliches Gefühl, das auch bei uns vorherrschend so Manchen übers Meer treibt, um dort in Verhältnisse zu treten, die er hier verächtlich verschmähen würde?

Somit würde die Entwickelung unserer Besitzungen im Stillen Ocean auf dem durch Gewinnlust angeregten Wandertriebe der melanesischen Eingeborenen beruhen, welche wechselseitig die verschiedenen Gruppen bebauten. Das erscheint unnatürlich. Sollte es nicht möglich sein, die bestehenden Vorurtheile zu durchbrechen, wie das Stanley am Congo that? In der That beabsichtigt der Engländer Farrell, welcher auf Neu-Britannien einiges Land erworben hat, den Versuch zu machen, dieses Land durch eingeborene Neu-Britannier bebauen zu lassen. Man darf auf den Erfolg dieses Experimentes gespannt sein, denn mit seinem glücklichen Verlaufe wäre eine der wichtigsten Fragen hinsichtlich der zukünftigen Entwickelung unseres neuen Besitzes in befriedigendster Weise gelöst.

Daß die Bewohner des Bismarck-Archipels, wie alle anderen Melanesier, in hohem Grade bildungsfähig sind, ist sicher. Daß sie ein körperlich kräftiger Menschenschlag sind, dafür haben wir mannigfache Zeugnisse. Wenn sie jetzt argwöhnisch, mißtrauisch, verrätherisch und grausam, dabei arge Menschenfresser sind, so erinnern wir an die Fidschianer, welche alle diese schlechten Eigenschaften im höchsten Maße besaßen und jetzt sich durch Ruhe, Ordnung und zunehmende Gesittung auszeichnen. Unter unserem Regimente wird doch ein solches Resultat nicht weniger sicher erreicht werden können, als unter dem der Engländer. Zudem hoffen wir, daß eine humane, die Interessen der Eingeborenen gewissenhaft berücksichtigende Verwaltung denselben wohlthuenden Einfluß auf das Anwachsen der Bevölkerung haben möge, wie die holländische in Java, wo trotz mancher, früher unsägliches Elend verbreitenden Maßnahmen die Zahl der Einheimischen in der überraschendsten Weise gestiegen ist.

Noch aber halten wir es für wünschenswerth, daß sich ein Faktor an dem Civilisirungswerke betheilige, welcher auf anderen Gebieten sich bereits als sehr wirksam erwiesen hat. Das ist die deutsche Mission. Auf der Duke of York-Gruppe besteht gegenwärtig eine englische Missionsanstalt, ein Zweig jener großen Londoner Gesellschaft, welche ihre Fäden über den ganzen Großen Ocean gespannt hat. Ueber ihre Thätigkeit sind neuerdings Berichte in die Oeffentlichkeit gelangt, welche die englische Mission in der Südsee in den ungünstigsten Farben erscheinen lassen. Es muß indeß daran erinnert werden, daß es räudige Schafe in jeder Heerde geben kann, und ich persönlich darf versichern, englische Missionare gekannt zu haben, welche wegen ihrer Selbstlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit das höchste Lob verdienen. Jedenfalls erreicht es die englische Mission überall, die englische Sprache und in gewissem Maße auch englische Sitten und damit Bedürfnisse einzuführen, welche dann naturgemäß durch die englische Industrie gedeckt werden. Ich möchte diesen letzten Punkt nicht zu stark betonen, um mir den Vorwurf zu ersparen, als betrachte ich gleich den Engländern die Verbreitung des Christenthums als ein geeignetes Mittel für den Absatz von billigen Baumwollzeugen, schlechten Werkzeugen und allerlei Tand. Aber ich kann mir eine wirkliche Civilisirung dieser Naturvölker nicht ohne eine Hebung ihrer religiösen Vorstellungen denken. Und es wird doch unsere Aufgabe sein müssen, auch an die Civilisirung unserer Untergebenen zu denken, nicht nur an deren wirthschaftliche Ausnutzung. Mit den Alten wird wohl schwerlich etwas anzufangen sein, ihre barbarischen Gelüste müßten sie freilich lernen zu bezähmen oder abzuthun, aber die junge Generation würde sich gewiß bei richtiger Schulung zu etwas recht Brauchbarem heranbilden lassen. Die Holländer haben freilich in Java jede Missionsthätigkeit aufs Strengste verboten, und sie thaten recht daran, denn sie haben es dort mit Mohammedanern zu thun, während wir in Neu-Guinea und den Nachbarinseln einen Götzenkultus der allerrohesten und theilweise der allerblutigsten Art vorfinden. An seine Stelle muß etwas Anderes gesetzt werden und dieses Andere kann doch nur das Christenthum sein, wenn wir nicht dem Islam, der sich schon allmählich im westlichen Neu-Guinea einbürgert, gestatten wollen, auch hier seinen Einzug zu halten. Auf den Samoa-Inseln stellt es die deutsche Plantagengesellschaft den Geistlichen verschiedener Bekenntnisse völlig frei, sich mit ihren Arbeitern zu beschäftigen; nach Allem, was wir wissen, hat dort aber wohl die Disciplin mehr zur Civilisirung der Eingeborenen gethan, als alle Missionare zusammengenommen, anglikanische, wesleyanische und katholische. Wir wünschen auch keinesfalls in unseren Besitzungen das englische Muckerthum eingeführt zu sehen, das mit Busenschürzchen und Bibeln in der Tonga-Gruppe so vortreffliche Geschäfte macht. Sollte aber die Rheinische Missionsgesellschaft, welche ihre Aufgabe in Süd-Afrika so tüchtig anzufassen wußte, sich nicht berufen fühlen, hier ihre Wirksamkeit zu entfalten? Die englische Mission, welche sich bereits auf der Duke of York-Gruppe festgesetzt hat, möchte dann vielleicht und hoffentlich recht bald das Feld räumen.

Denn die Missionare werden in ihren Schulen immer mehr oder weniger die Sprache ihrer Nation einführen; Joseph Frederiks von Bethanien versteht Deutsch, aber kein Englisch, und es kann uns keineswegs erwünscht sein, daß englische Missionare ein uns untergebenes Volk in englischer Weise erziehen. Es ist ja ohnehin schon so weit gekommen, daß bei dem Arbeitergeschäfte das zur Verständigung dienende Medium das Englische geworden ist. Ist dies in unseren Besitzungen der Fall, so werden die Eingeborenen die Begriffe Deutsch und Englisch schwer von einander trennen können oder, wenn sie dies thun, so dürfte diese Trennung sehr zum Nachtheile des ersteren ausfallen. Unsere neuen Untergebenen sollten jedenfalls als Medium der Verständigung mit Europäern Deutsch lernen, mögen die Herren Engländer doch, wenn sie hier Handel treiben wollen, unserer Sprache einige Aufmerksamkeit widmen. Auf alle Fälle müßte die Mission sich mit der wirklichen Civilisation, also mit der Erziehung zur Arbeit, beschäftigen, wie das beispielsweise die katholische Mission in Westaustralien mit so gutem Erfolge gethan hat.

Dann wird sich auch der Eingeborene nicht länger scheuen, in seiner eigenen Heimat für den weißen Mann zu arbeiten. Das wäre auch vom ökonomischen Standpunkte von außerordentlicher Wichtigkeit. In Samoa rechnet man 5 Cents tägliche Ernährungskosten für einen Arbeiter, in Nord-Britannien kann man für 1½ Cent so viel Taro, das beliebteste Nahrungsmittel der Eingeborenen, kaufen, als eine Person nur essen mag. Dabei ist Tabak das Tauschmittel. Man hätte in Neu-Britannien auch sogleich einen Stab geschulter Arbeiter, welche ihre Lehrzeit auf den Plantagen von Samoa durchgemacht haben. Rechnen wir nun noch die Vortheile hinzu, welche den Unternehmungen hier erwachsen, wo der reiche Prärieboden nach Abbrennung des mannshohen Grases das sofortige Einsetzen des Pfluges ermöglicht, während auf Samoa das nöthige Ausroden des Urwaldes und das Vorhandensein vieler Steine und Felsen im Boden zur Anwendung der Handarbeit zwingt, so dürfen wir unseren neuen Unternehmungen im Bismarck-Archipel gewiß ein sehr günstiges Prognostikon stellen. Es wird allein auf die Leitung ankommen und für diese scheint man ja die besten Kräfte gewinnen zu wollen.

Die spanische Mission auf den Karolinen-Inseln.

Im Juliheft des „Boletin de la Sociedad Geográfica de Madrid“ eröffnet der Fregattenkapitain D. Emilio Burton y de la Serna, welcher im Anfange dieses Jahres mit dem in letzter Zeit vielgenannten Kreuzer „Velasco“ die Gruppe besucht hat, eine Reihe von Mittheilungen über die Karolinen, die, was die neueren Berichte betrifft, schon durch die Tagespresse ein Eigenthum des Publikums geworden sind. Wir erlauben uns nun im Folgenden das zusammenzustellen, was er über die zur Bekehrung der Insulaner gemachten Versuche und die durch die Missionare erstatteten weiteren Berichte mittheilt. Es wurden ihm durch den P. Superior des Jesuiten-Kollegiums zu Manila für seine Arbeit eine Menge noch nicht veröffentlichter Briefe, welche von Jesuiten in französischer und deutscher Sprache im Laufe des vorigen Jahrhunderts nach Europa geschrieben waren, zur Verfügung gestellt.

Im Jahre 1701 wurden mehrere nach den Karolinen gehörige Boote durch Strömungen und Stürme nach den Philippinen verschlagen; trotzdem daß die Unruhen des spanischen Erbfolgekrieges die Aufmerksamkeit Philipp's V. in Anspruch nahmen, gab er den Jesuiten nicht nur den Auftrag, das Evangelium dort zu verkünden, sondern wies ihnen auch für diesen Zweck einige Geldmittel an.

1707 wurde der P. Joseph Bobadilla, ein geborener Italiener, aber von spanischem Blute, dorthin gesendet; er sollte zuerst aus dem Munde der Schiffbrüchigen die Sprache der Palaos-Insulaner lernen. Ein Jahr nachher reiste er ab, wurde jedoch nach der Ostküste von Mindanao verschlagen und war genöthigt, nach Manila zurückzukehren. Im Jahre 1708 machte er einen neuen Versuch; nach sechs Monaten aber hatte er die Palau-Gruppe noch nicht erreicht! Der Monsun und der Gegenstrom verursachten ihm viele Mühe; die Bemannung hatte mit dem größten Mangel zu kämpfen, bis sie endlich nach Manila zurück kam. Man ließ sich jedoch hierdurch nicht abschrecken; schon 1710 ging eine neue Expedition, diesmal auf zwei Schiffen, ab; dem unermüdlichen P. Bobadilla hatten sich zwei flämische Missionare, die P. P. Duberon und Costet, angeschlossen. Eines der Schiffe verunglückte wieder, P. Bobadilla mußte wegen Krankheit in S. Bernardino bleiben, aber die anderen Geistlichen mit den Schiffbrüchigen vom Jahre 1701 setzten die Fahrt nach der Palau-Gruppe fort, die sie wenige Tage später sichteten; durch den unüberlegten Eifer der Seeleute aber mißglückte Alles. Zwölf Personen, darunter die Padres und die Eingeborenen, schifften sich in einem Boote ein, um ans Land zu gehen, ohne aber irgend welche Lebensmittel oder Wasser mitzunehmen; sie wurden von einem heftigen Sturme überfallen, das Schiff verlor das Boot für immer aus dem Gesichte und kehrte mit der traurigen Nachricht nach den Philippinen zurück. 1711 wurde die vierte Expedition abgeschickt, doch da auch diese verunglückte, gab man weitere Versuche auf und tröstete sich damit, „daß die Zeit noch nicht gekommen sei, welche die göttliche Vorsehung für die Bekehrung der Insulaner bestimmt habe“. Dies dauerte 18 Jahre; da schiffte sich im Jahre 1729 der P. Cantova nach den Mariannen ein; doch auch diese Expedition hatte Unglück, sie litt bei den Philippinen Schiffbruch. Die ganze Bemannung ertrank, mit Ausnahme des Padre, der sich nach Manila wendete.

So viele Schwierigkeiten, die man bei den Versuchen, die Inseln zu erreichen, gefunden hatte, gaben Veranlassung, daß die Spanier in den Philippinen ihnen anstatt des bisherigen den Namen Islas encantadas — bezauberte Inseln — beilegten; es schien, sagt unser Autor, daß die Gruppe das traurige Schicksal ihres erlauchten Pathen theilte, dessen Leben so unglücklich war und dessen Tod Spanien so viele Leiden verursachte.

P. Cantova ließ sich jedoch nicht abschrecken; er erlernte sogar die Steuermannskunst, um selbst den Befehl übernehmen zu können, und reiste im Jahre 1731, begleitet vom P. Victor Walter, einem Deutschen, in einem nur mit acht Ruderern bemannten Schiffe, nach der Palau-Gruppe ab. Nach einer Reise von 18 Tagen landete er auf einer Insel derselben; er traf einige vorbereitende Maßregeln und unternahm dann die Verkündigung des Evangeliums (auf der Gruppe, welche, wie er glaubt, die Spanier „de los Garbanzos“ nennen). Von den Insulanern hatte er eine sehr gute Meinung, er nannte sie reich an guten Eigenschaften und berichtet u. A., daß Männer und Frauen abgesondert von einander baden und daß kein Mann nach Sonnenuntergang in das Haus eines verheiratheten Mannes eintrete; er nennt sie endlich demüthig und bescheiden.

Nach Briefen eines Jesuiten vom 12. Mai 1732 erfüllten sich die Hoffnungen, welche die P. P. Cantova und Walter hinsichtlich einer baldigen Bekehrung der Eingeborenen gehegt hatten, durchaus nicht. Derselbe Pater schrieb am 26. Mai 1734 einen Brief aus Acapulco, in dem er mittheilte, daß alle Anstrengungen vergeblich gewesen seien; man habe die besten Aussichten gehabt, jene Wilden zu bekehren, als P. Cantova ermordet wurde; sein Begleiter P. Victor Walter hatte sich vorher schon nach den Mariannen begeben wollen, wurde jedoch durch Wind und Strom nach Manila verschlagen. Länger als ein Jahr hatte P. Victor hier abzuwarten, ehe er vom Gouverneur eine Gelegenheit bekam, nach den Karolinen zurück zu kehren. Endlich konnte er sich auf einem großen Fahrzeuge einschiffen, welches beim Landen auf den Mariannen Schiffbruch litt, so daß P. Walter nur mit Mühe dem Tode entging. Er verlor darum den Muth nicht und aus den Ueberresten des gestrandeten Schiffes ließ er ein Boot bauen, mit welchem er die Reise nach den Karolinen fortsetzte.

Als er sich der Küste näherte, empfing er von den Christen kein einziges Zeichen; hierdurch zur Vorsicht gemahnt, verzögerte er die Landung unter allerlei Vorwänden, um abzuwarten, bis einige Insulaner an Bord kämen; sein Wunsch erfüllte sich und P. Walter nahm den Mann, der ihm die Nachricht vom Tode des P. Cantova mitgetheilt hatte, mit nach den Mariannen und von da nach Manila. Er hörte von demselben, daß die Feinde des Christenthums den P. Cantova aufgefordert hatten, nach einer anderen Insel, Mog-Mog, zu kommen, um einem Kranken beizustehen, und ihn dann ermordeten, weil die vom Pater verkündeten Lehren im Streite mit ihrem Aberglauben und ihren schlechten Gewohnheiten waren. Es folgt nun eine Reihe von Mittheilungen, die wir ziemlich unverkürzt hier anschließen. Nach dem Berichte des P. Cantova sind die Bewohner der Karolinen sehr geschickte Seefahrer; viele waren im Stande, die gegenseitige Lage der verschiedenen

Inseln anzudeuten; zur Bezeichnung der letzteren bedienten sie sich der Kieselsteinchen und Maiskörner. Nach der Ansicht des Paters beweist die Sprache der Bewohner, daß sie vom Hebräischen (!) oder vom Arabischen (!) stammt, und P. Cellins ist der Ansicht, daß die Leute weder mit den Malayen noch den Japanern verwandt seien.

An Stelle des Brotes gebrauchen die Bewohner süße Bataten, welche nach der Versicherung eines der Insulaner einer seiner Vorfahren, der Coor hieß und ein angesehener Mann war (denn er gehörte zu den Vornehmen der Insel), in sein Land gebracht und über die ganze Insel verbreitet hatte, so daß sie in den Karolinen ein ganz allgemeines Nahrungsmittel geworden sind. Jener Coor nämlich war durch einen Orkan nach einer der Visaya-Inseln verschlagen worden und ein Jesuitenpater hatte ihn dort freundlich aufgenommen, ihm Eisen, Kleider und namentlich die Bataten-wurzel gegeben.

„Kein Volk scheint mehr der Theilnahme werth, da es bis heute Niemand gefunden hat, der es auf den Weg des Heils führt, für den es so geeignet ist."

Die Leute leben ohne die geringste Kenntniß von Gott, ohne Glauben, ohne Religion, dagegen besitzen sie auch keinen Aberglauben[1]), dessen Ausrottung für das Bekehrungswerk so schwierig ist. Von dem, was man ihnen in Bezug auf die guten und bösen Geister, auf Gott und den Teufel sagt, glauben sie weniger, als wir von der griechischen Mythologie. Wenn man sie fragt, wer Himmel und Erde und alles Bestehende geschaffen habe, wissen sie nichts zu antworten. Sie besitzen Ueberlieferungen, die in gewisser Beziehung denen der griechischen Mythologie analog zu sein scheinen, und vielleicht deshalb glauben die Insulaner, daß Derjenige, welcher eine Frau im Bade belauert, ebenso bestraft werden wird wie Aktäon, als er Diana belauschte. Sie betrachten Sonne, Mond und Sterne als belebte Personen und glauben, es gebe überirdische Reiche, welche durch himmlische Völker bewohnt seien, die in der Luft leben, wie wir auf der Erde; eine besondere Ehre beweisen sie aber diesen Personen nicht. Götzentempel, Priester oder Opfer sind ihnen unbekannt. Sie verehren aber einige ihrer Todten, die, wie sie glauben, zu einem besseren Leben eingegangen sind. Es giebt Leute unter ihnen, sowohl Männer als Frauen, welche mit den Todten im Verkehre zu stehen glauben und den Lebenden Bericht erstatten, wer von den ersteren zur Hölle und wer zum Himmel gegangen sei. Die Auserwählten oder Glücklichen kommen am vierten Tage vom Himmel, um auf der Erde zu erscheinen; im Hause ihrer Verwandten und Freunde nennt man sie gute Geister oder Vermittler. Jede Familie hat einen oder einige solcher Helfer, an die man sich in Kummer und Noth wendet; die Kranken bitten dieselben um Gesundheit, auf dem Meere erfleht man günstigen Wind von ihnen und beim Fischen einen guten Fang. Wenn die Insulaner etwas von denselben erlangen wollen, oder auch wenn ihre Bitte erfüllt worden ist, geben sie dem Häuptlinge gewisse Geschenke. Das Volk von Jap ist sehr wild; 1734 wird es als das grausamste von allen geschildert; man verehrt dort das Krokodil[2]), d. h. unter der Gestalt desselben verehrt man den Teufel mit abergläubischen Ceremonien. Die Wahrsager und Zauberer versetzen die Leute in den Glauben, daß sie mit diesen Thieren befreundet seien und daß es nur an ihnen liege, die Insulaner von denselben zu befreien. Die Polygamie ist auf jenen Inseln sehr verbreitet und der Tacnol oder Sultan ist um so einflußreicher und geachteter, je mehr Nebenfrauen er hat; der Herrscher von Jap hat deren jetzt sieben. Es ist sowohl dem Manne als der Frau erlaubt, die Ehe aufzulösen, wenn nur hinsichtlich des eingebrachten Heirathsgutes nach gewissen Regeln gehandelt wird. Wenn die Frau untreu ist, muß der Verführer dem Manne ein reiches Geschenk geben, doch wenn der beleidigte Gatte das Geschenk nicht annimmt, kann er die Frau wegschicken. Eine Wittwe mit Söhnen kann sich nur mit dem Bruder des verstorbenen Mannes verheirathen. Gewöhnlich werden die Leichen an einer recht unruhigen Stelle ins Meer geworfen; wenn man jedoch dem Verstorbenen eine rechte Ehre erzeigen will, bestattet man ihn in einem Sarge im Inneren eines Hauses oder errichtet ihm eine Art von Todtenkapelle, die ohne Mörtel an einem besonderen Orte aus Steinen erbaut wird. Uebrigens werden an solchem Orte alle möglichen Lebensmittel niedergelegt, die der Seele des Todten zu gute kommen sollen. Ehe der Leichnam bestattet wird, bestreuen die Leidtragenden denselben mit wohlriechendem, gelbem Pulver, stoßen in ihrem Schmerze Schreie aus und weinen bitterlich; manche schneiden sich zum Zeichen der Trauer Haar und Bart ab, wiewohl dieselben das deutlichste Zeichen einer hohen Abkunft sind. Wenn die Leiche einmal im Sarge ist, hält eine der Frauen mit sanfter Stimme die Leichenrede, in welcher die guten Eigenschaften des Verstorbenen gelobt, die Schönheit seines Körpers, die Vortrefflichkeit seines Stammes, seine Geschicklichkeit beim Tanze, sein Glück beim Fischen, seine Tapferkeit beim Kampfe hervorgehoben werden. Die Trauerfeierlichkeit endet mit einem großen Bankette, worauf alle Theilnehmer bis zum folgenden Tage weder essen noch trinken dürfen.

Ihre Spiele und Vergnügungen beschränken sich auf das Schwimmen, den Tanz, das Lanzenwerfen und das Schleudern von Steinen. Sie baden sich dreimal Tags, vor Sonnenaufgang, mitten am Tage, und in der Abenddämmerung, worauf sie zu Bette gehen. Frauen und Männer baden an verschiedenen Stellen, ohne sich ganz zu entblößen.

Die Eingeborenen besitzen keine Musikinstrumente, und wenn sie tanzen, so geschieht das gewöhnlich im Mondlichte vor der Wohnung des Königs; dabei singen sie so laut wie möglich und nach dem von der Stimme angegebenen Takte bewegen sie den Kopf, die Arme, die Hände, die Füße, ohne sich nur einen Strohhalm breit von derjenigen Stelle zu bewegen, wo sie sich gleich anfänglich aufgestellt haben.

Ihre Stellungen und Bewegungen sind künstlerisch und eindrucksvoll; sie schmücken den Kopf mit Blumen, Federn und wohlriechenden Pflanzen, und in den Ohren haben sie künstlich geflochtene Gewebe von Palmblättern, und an jedem der anderen Glieder, an Armen, Händen, Füßen, Waden einen besonderen und charakteristischen Schmuck. Nach dem Tanze beschenkt der König, wenn er nicht gar zu filzig ist, die Theilnehmer mit einem Stücke Schildpatt oder Zeug; er hält es eigenhändig in die Höhe und dasselbe wird das Eigenthum dessen, der es im Sprunge erreicht. Die Frauen tanzen gewöhnlich nicht; sie setzen sich in zwei Reihen auf die Erde und fangen gleich an die Arme, das Haupt und den Körper nach dem Takte einer süßen, einförmigen Musik zu bewegen, was Allen sehr gefällt.

Die Männer beschäftigen sich mit der Erbauung von Booten für den Fischfang und dem Anbau und dem Sammeln von Pflanzen und Gemüsen, während die Frauen die Nahrungsmittel kochen, Kleidungsstücke für sich aus den Fasern der Kokosnuß und anderen Pflanzen weben, Bett-

[1]) Das scheint nach dem Folgenden nicht ganz richtig.
[2]) Das muß ein Irrthum sein, sagt der Berichterstatter; man kennt den Namen des Krokodils nicht, und es giebt auf jener Insel keine Flüsse, wo dasselbe sich aufhalten könnte.

säcke verfertigen und die Männer beim Anbau der ñame unterstützen.

Um die Rinde und Faser der Bäume zu zerkleinern, zu strecken, zu verbinden und an einander zu fügen, haben sie Werkzeuge von Stein; eiserne Geräthschaften hat nur der König.

Andere Fertigkeiten, namentlich die freien Künste, kennen sie gar nicht, sie wissen daher auch nichts von einem Alphabet, haben keine Bücher und keine Lehrer; vielleicht sollte man jedoch astronomische Kenntnisse ausnehmen, von denen sie soviel zu wissen scheinen, wie ihnen für die Schiffahrt nöthig oder nützlich sein kann.

Ehe sie eine Reise unternehmen, befragen sie das Loos, um zu wissen, ob dieselbe glücklich oder unglücklich verlaufen wird; dasselbe thun sie auch, ehe sie zum Fischen auslaufen. In letzterem Falle nehmen sie nie Lebensmittel mit, da sie glauben, daß, wenn sie bei solcher Gelegenheit Speise oder Trank im Boote hätten, ihnen Hände, Füße und Schamtheile anschwellen würden.

Sie haben vor ihrem König, den sie gleichzeitig als Oberpriester ansehen, große Ehrfurcht, da sie von ihm sowohl in geistlichen als in weltlichen Sachen vollständig abhängen; die Unterwürfigkeit, der Respekt und der Gehorsam, die sie ihm beweisen, sind wirklich bewundernswürdig. Sie unternehmen nichts, ohne ihm vorher Hände und Füße zu küssen; in seiner Gegenwart biegen sie den Kopf bis zum Knie, so daß ihr Körper rund wie eine Kugel wird; diese Haltung bewahren sie, so lange sie vor dem Könige stehen. Jedesmal, wenn sie an seinem aus bunt gemalten Brettern gebauten Hause vorbeigehen, welches etwas höher als die anderen steht, machen sie dieselben Zeichen der Ehrfurcht, wobei sie den Körper tief neigen. Jeden Abend kommen einige Mädchen zum Hause des Königs und singen da mit leiser Stimme, bis er schläft oder sie auffordert, sich zurück zu ziehen. Sie flößen ihren Kindern mit der Muttermilch die größte Ehrfurcht vor den Häuptlingen ein und jeder Mangel an Achtung gegenüber denselben würde als eines der schwersten Verbrechen gestraft werden. Um sich die Beweise solcher Achtung und Ehrfurcht zu erhalten, herrscht der König mit der äußersten Strenge. Er spricht mit seinen Unterthanen nur wenig und immer mit größtem Ernst. Er giebt seine Befehle von einem hohen Gerüste aus, die Unterthanen horchen auf dieselben, indem sie auf der Erde ausgestreckt liegen. Die Strafen bestehen im Verluste des Besitzthums oder in Verbannung nach einer entfernten Insel. Schon sein Anblick verursacht den Unterthanen Schrecken, da er gegen die Gewohnheit des Landes einen langen Bart trägt, sich prächtig mit Blumen und Federn schmückt und sich gewöhnlich eines Mantels bedient, der von den Schultern bis zu den Knien wallt. Die Waffen sind die Steinaxt und die Lanze, an deren Spitze sie eine Fischgräte oder einen Haifischzahn befestigen. Niemals bedienen sie sich dieser Waffen bei ihren Privatstreitigkeiten, die immer durch Vermittelung einer dritten Person oder durch Geschenke beigelegt werden, sondern nur in den Kämpfen, Volk gegen Volk. Ihre Kampfweise ist sehr sonderbar, sie gehen dem Feinde in drei Reihen entgegen, in der ersten die Knaben, in der zweiten die Jünglinge, in der dritten die wirklichen Männer. Wenn die feindlichen Heere einander zu Gesicht bekommen, schicken sie beiderseits einen kleinen Jungen voraus und fangen an, mit der Schleuder Steine auf diese Vorkämpfer zu richten, bis einer verwundet ist oder flieht. Dann kommen die Jünglinge und endlich die Männer an die Reihe; der Sieger stimmt Kriegslieder an. — Soweit der Auszug aus den Berichten des vorigen Jahrhunderts.

Kürzere Mittheilungen.

Wißmann's Kassai-Fahrt.

„Le Mouvement Géographique" (2. Jahrgang, Nr. 21) giebt einen genauen Bericht über die glückliche Fahrt unseres Landsmannes, die die Hauptzüge der Hydrographie der südlichen Congozuflüsse nun fast vollständig aufgeklärt hat.

Wißmann hat bekanntlich alsbald nach seiner Ankunft bei Mukenge dort Terrain erworben und die Station Luluaburg begründet. Während er die nöthigen Gebäude errichtete und Boote zimmern ließ, sandte er die Herren von Francois und Dr. Wolff zu einer Rekognoscirung nordwärts; ersterer gelangte bis zur Residenz des Häuptlings Mona Tenda. Die Station wurde dem Zimmermann Bugslag übergeben, und ihm 25 Soldaten und 30 Arbeiter zurückgelassen. Am 28. Mai dieses Jahres brach die Expedition auf; sie bestand aus dem Stahlboote „Paul Pogge", aus zehn von Bugslag gezimmerten Piroguen und zehn Kanots der Eingeborenen; außer den fünf Weißen Wißmann, Hans Müller, von Francois, Dr. Wolff und dem Mechaniker Schneider führte die Flotille 48 in Malandsche engagirte Angolaneger und 150 Baluba, darunter 30 Frauen und Kinder, mit. Für die ersten drei Tage bot der Lulua keinerlei Hindernisse, dann traf man auf Stromschnellen, in denen leider eine Pirogue kenterte; zwei Eingeborene, davon einer der Chef der Muluba, ertranken, ein anderer wurde schwer verwundet; zehn Gewehre und ein Quantum Waaren gingen verloren. Von da an traf man aber auch kein Hinderniß mehr; die Eingeborenen lernten auch von Tag zu Tag die Piroguen besser führen; am 2. Juni wurde die Einmündung des Luëbo passirt und am 5. Juni war der Kassai erreicht. Er ist von der Vereinigung mit dem Lulua ab schon ein mächtiger Strom mit zahlreichen reich bewachsenen Inseln. Die Eingeborenen nennen ihn hier Saïre, ein Name, den Livingstone schon vor dreißig Jahren erkundete. Auf dem rechten Ufer wohnten die Bakuba, auf dem linken die Baschilele; beide Stämme nahmen die Expedition äußerst freundlich auf und brachten außer Lebensmitteln auch Kautschuk (kennen die Eingeborenen, wo noch gar kein Handel stattfindet, die Bereitung des Kautschuk?) und Elfenbein in Tausch gegen Kauris, Perlen und Kupfer. Die ausgedehnten Wälder scheinen unerschöpfliche Reichthümer an Kautschuk zu bergen.

Die Fahrt den Kassai hinab war völlig unbehindert, am 16. Juni wurde ein großer Fluß erreicht, der in zwei je 300 m breiten Armen in den Kassai mündete; die Eingeborenen nannten ihn Sankuru, er ist zweifellos identisch mit dem 1881 von Pogge und Wißmann entdeckten Lubilasch, der also nicht, wie Stanley annimmt, in den Lomami und mit diesem nahe den Stanleyfällen in den Congo mündet. Nach der Angabe der Eingeborenen ist er bis weit hinauf ohne alle Schnellen oder Fälle.

Eine große Ueberraschung wartete nun der Reisenden: der Kassai anstatt weiter direkt nordwärts zu fließen, wandte sich nach Westen. Sein Gebiet war reich bevölkert. Am

19. Juni wurde das Land der Badinga erreicht, die mit ihrem Chef Itaka die Expedition sehr freundlich aufnahmen und alsbald Tauschhandel anfingen. Am folgenden Tage sah man am linken Ufer die etwa 40 m breite Einmündung des Temba, den Wißmann für den mit dem Lutschiko vereinigten Loange hält; er hat ein röthliches Wasser und starke Strömung. Weiterhin kam man in das Gebiet der Bangodi, welche ebenfalls sehr freundlich und nach Anknüpfung von direkten Handelsverbindungen begierig waren; ihr Chef Gina-Damata geleitete die Expedition mit seinen Piroguen eine Strecke weit.

Nun begann aber das Gebiet der gefürchteten menschenfressenden Bakutu, vor welchen die Anwohner des Kassai die Expedition schon lange gewarnt hatten; der erste Tag in ihrem Bereiche verlief noch friedlich; nur die Frauen zeigten sich und beschimpften die Fremden. Am anderen Morgen aber versuchten die Bakutu einen Ueberfall, der freilich energisch zurückgewiesen wurde, ebenso ein zweiter, und von nun an hielten sich die Wilden mehr zurück.

Bis dahin hatte man noch keine Spur europäischer Produkte entdeckt; am 1. Juli sah man bei den Badinga zum ersten Male ein Gewehr und einige Zeuglappen, man näherte sich dem Congo. Ueber die Stelle der Einmündung konnte nun kein Zweifel mehr sein, die nordwestliche Richtung, welche der Fluß beibehielt, führte direkt zur Mündung des Kwa. Der Fluß war seither schmäler und tief gewesen, vom 2. Juli an verbreiterte er sich plötzlich auf 9000 bis 10000 m und überall traten Inseln und Sandbänke auf. Nach kurzer Zeit sah man am linken Ufer die Mündung des Kuango. Von hier an waren die Eingeborenen mit Flinten bewaffnet und kannten die blaue Flagge mit dem goldenen Sterne. Am 4. Juli sah man an der rechten Seite die Einmündung des Mfini, des Ausflusses des Leopold-Sees, und nun war man wieder auf bekanntem Gebiete. Die labyrinthischen Windungen und Verzweigungen des Kassai zwischen den Mündungen des Kuango und des Mfini hatten Stanley verhindert, die Bedeutung des Kwa, welchen Namen der Fluß von da an annimmt, zu erkennen.

Das rechte Ufer ist bewohnt und gut kultivirt, das linke eine von Elephanten wimmelnde Wildniß, in welcher die Expedition an einem Tage sieben Stück erlegte und am anderen Tage vom Flusse aus vier Heerden sah. Flußpferde waren so zahlreich, daß sie mehrere Male die Expedition zwangen, sich ein Boot hinter dem anderen am Ufer hinzuschleichen und verschiedene Boote in Gefahr brachten. Am 9. Juli, nach einer Fahrt von 43 Tagen, erreichte die Flotille den Congo, zur großen Ueberraschung der Beamten auf der Station von Kwamouth und sieben Tage später war Wißmann in Leopoldsville. Der Kwa ist an seiner Mündung nur 400 m breit und nur seine Tiefe und seine starke Strömung deuten seine Wichtigkeit an. Die von Lieutenant von Francois aufgenommene Karte seines Laufes bietet nach einer Anmerkung der Redaktion sehr erhebliche Differenzen gegen die Stanley'sche. Der Zusammenfluß von Lulua und Kassai liegt unter 5° 5′ südl. Br. und 20° 5′ östl. L., die Sankuru-Mündung unter 4° 20′ und 20° 25′; die Kuango-Mündung bei 3° 15′ und 17° 50′, Kwamouth selbst bei 3° 10′ und 16° 45′.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ein schon vor 20 Jahren besprochenes Projekt, die direkte Eisenbahnverbindung zwischen Brüssel und Mainz, ist bei der Ausstellung zu Antwerpen durch die Herren van der Straeten-Ponthoz wieder zur Sprache gebracht worden. Die Linie soll von Brüssel über Wawre und Huy gehen, die deutsche Grenze bei Vielsalm überschreiten, quer über die Eifel und den Hundsrück nach Kreuznach laufen und von dort aus die Ludwigsbahn in der Nähe von Mainz erreichen. Diese Linie würde die kürzeste Verbindung zwischen England und Mainz, dem Centrum der Linien nach dem Süden und dem Osten, bilden. Unter Annahme der bei Expreßzügen üblichen Geschwindigkeit glaubt man die Reise von London via Ostende nach Mainz in 12 St. 50 Min. machen zu können, während die Dauer derselben auf dem kürzesten Wege jetzt 20 St. 12 Min., auf dem Wege über Vlissingen gar 23 St. 37 Min. beträgt. Daß außer dem Gewinn, welchen der Verkehr im Allgemeinen aus dem Bau einer solchen Eisenbahn ziehen würde, dieselbe namentlich für Belgien große Vortheile zu bieten geeignet wäre, bedarf kaum der Erwähnung.

— Da in neuerer Zeit, wo die Vergewaltigung der Sachsen durch die Magyaren die Blicke öfter nach Siebenbürgen lenkt, auch die Zahl der Besucher Siebenbürgens aus dem Deutschen Reiche eine größere geworden ist, so werden vielleicht manche unserer Leser mit Interesse von einem Reiseführer durch das Land Kenntniß nehmen, von Albert Bielz' nach eigenen zahlreichen Reisen und Ausflügen gearbeiteten „Siebenbürgen" (Wien, C. Graeser), der unlängst in zweiter, sehr erweiterter Auflage erschienen ist. Da die Beschreibung der einzelnen Routen, der Städte und Gebirgspartien sehr ausführlich gehalten ist, nicht in der knappen Art der „Bädeker", und viel Historisches und Naturwissenschaftliches enthält, so findet das Buch auch daheim in der Bibliothek einen passenden Platz. Die beigegebene Karte reicht zur Uebersicht aus, nicht aber mit ihrem wenig ausdrucksvollen Terrain zu Gebirgswanderungen.

— Die französische Regierung hat nach einer Mittheilung in „Science et Nature" folgende neue wissenschaftliche Missionen angeordnet: Der Zoologe Frédéric Bordas erforscht die Maskarenen, Seychellen und Komoren; Clermont-Ganneau geht nach dem Golfe von Akaba, um die dortigen Felsinschriften zu studiren; Jacques de Morgan geht nach Südafrika, um Natal und die Boeren-Freistaaten geologisch zu erforschen; Lieutenant Palat soll den Versuch machen, von Medina am Senegal nach Timbuktu und von da über Tuat nach Algerien vorzudringen; Benjamin Balansa geht zu wissenschaftlichen Forschungen nach Tonkin und Jules Borelli nach Schoa.

— Schwedens Bevölkerung betrug nach dem letzten Berichte des schwedischen statistischen Centralbureaus am 31. December 1884 4643128 Personen, oder 39533 Personen = 0,86 Procent mehr als zur gleichen Zeit des Vorjahres. Die Zunahme der Bevölkerung war im vorigen Jahre größer als in den drei vorhergehenden Jahren zusammen genommen; im Jahre 1883 belief sich dieselbe auf 24480 Personen, in 1882 auf 6870 und in 1881 auf 6577. Die Bevölkerung des platten Landes vermehrte sich um 12605 Personen und betrug am Ende vorigen Jahres 3866313 Personen; die der Städte vermehrte sich um 26928 Personen auf 776815 Personen. Auf Stockholm allein kam eine Zunahme um 10660 Personen, so daß die Einwohnerzahl der schwedischen Hauptstadt am Schlusse des Jahres 1884 205129 betrug. — Die Proportion der in Schweden während der Periode 1776 bis 1880 geborenen unehelichen gegen die ehelichen Kinder war folgende:

	Auf 1000 eheliche Kinder wurden uneheliche geboren:
1776 bis 1780	32
1781 „ 1785	35
1786 „ 1790	46
1791 „ 1795	51
1796 „ 1800	55
1801 „ 1805	62
1806 „ 1810	69
1811 „ 1815	71
1816 „ 1820	74
1821 „ 1825	75
1826 „ 1830	67
1831 „ 1835	70
1836 „ 1840	74
1841 „ 1845	92
1846 „ 1850	98
1851 „ 1855	103
1856 „ 1860	96
1861 „ 1865	101
1866 „ 1870	111
1871 „ 1875	121
1876 „ 1880	112

Diese Angaben umfassen sämmtliche lebend- und todtgeborenen Kinder.

Asien.

— Wie die „Novosti“ berichtet, sieht man die chinesische Einwanderung in den ostasiatischen Provinzen Rußlands sehr ungern; der Strom nimmt mit jedem Jahre zu, denn das himmlische Reich sendet jetzt seinen Menschenüberschuß dorthin, ebenso wie es denselben früher nach Amerika schickte. Die Chinesen haben sich auf russischem Gebiete eine ganz angenehme Existenz verschafft, sie nutzen den natürlichen Reichthum aus, bearbeiten den Boden, exploitiren die Goldminen, ohne beaufsichtigt zu werden, besitzen Brennereien, von denen sie keine Abgaben bezahlen, zerstören ungestraft die besten Eichenwälder und sind frei von allen Steuern; demnach kann man sich nicht verwundern, daß sie ihr Vaterland ohne Bedauern verlassen, um nach dem russischen Gebiete auszuwandern. Die „gelbe Frage“, welche den Amerikanern so viel Verlegenheit bereitet hat, wird sich auch in Rußland erheben, da die Chinesen durch eine friedliche aber unwiderstehliche Invasion die dem Zarenreiche abgetretenen Gebiete überschwemmen. Man könnte dem nur entgegentreten oder ihre Einwanderung wenigstens weniger nachtheilig machen, wenn man das russische Element in jenen Gegenden verstärkte, nämlich eine Kolonisation jener Gegenden durch eine Mittel-Rußland entstammende Bevölkerung unterstützte, wodurch von selbst die Einwanderung der Chinesen abnehmen würde. Mit Hilfe der freiwilligen Flotte hat zwar eine derartige Kolonisation, jedoch nur in kleinem Maßstabe, angefangen, und ohne daß die erhaltenen Resultate eine Bürgschaft für die Zukunft gäben. Man begeht jetzt wieder dieselben Fehler, die man vor einigen Jahren bei der Lösung der Ansiedelungsfrage in den Amur-Provinzen begangen hat; der Boden ist nicht hinreichend erforscht und die Kolonisten werden ihren eigenen Hilfsmitteln überlassen. Um den hiermit verbundenen Uebelständen zu begegnen, müßte man die genauesten Erkundigungen über die Beschaffenheit des Bodens einziehen, welcher den Kolonisten zur Bearbeitung übergeben werden soll; nach den von den Behörden gemachten Aufstellungen würde die Provinz Ussuri 25 000 bis 30 000 Einwandererfamilien aufnehmen können, doch eine viel kleinere Anzahl würde schon genügen, um das russische Element zu kräftigen. Man sollte den schon 1883 aufgestellten Grundsatz festhalten, daß es nicht so sehr darauf ankommt, eine möglichst dichte Bevölkerung zu erzielen, sondern vielmehr möglichst viele Punkte auf dem ganzen Gebiete durch das russische Element in Besitz nehmen zu lassen.

— Das „Journal officiel“ vom 27. August veröffentlicht das Ergebniß der bei den Zollstätten in Tongking und Annam während der ersten vier Monate des Jahres 1885 eingegangenen Zölle. Dieselben beliefen sich auf 366 967 Francs, davon 196 745 für Ein-, 132 240 für Ausfuhren, 28 318 für Leuchtfeuer, 9655 für Strafen und Beschlagnahmungen. Es fungirten sieben Zollstätten, nämlich Haï-phong, Hanoï, Nam-dinh, Quang-yen und Hong-hoa (neuerdings aufgehoben) in Tongking, Tourane und Quinuhon in Annam. Der Werth der Einfuhr belief sich fast auf 4 Millionen Franken, wovon fast ein Drittel auf gesponnene Baumwolle entfiel. Die Einfuhr von Leinwandwaaren und fertigen Kleidern, welche nur 25 000 Francs werth war, nimmt an Bedeutung zu, weil viele Eingeborene anfangen, sich nach europäischer Weise zu kleiden. Die Ausfuhr hatte einen Werth von 933 640 Francs, wovon etwa 100 000 auf Reis entfielen. Uebrigens ist dabei zu berücksichtigen, daß jenes Trimester kein normales war, sondern daß während desselben noch Kriegszustand herrschte.

— Wie der „London and China Telegraph“ berichtet, hat Herr J. Izrman, Chefingenieur bei der Staatseisenbahn zu Djokjokerta (Java), bei einem Besuche der Tempelruinen zu Brambanan in der Nähe derselben einen anderen prächtigen Tempel, der in seinen Abmessungen beinahe den Tjandi Sewu gleichkommt, entdeckt. Derselbe war ganz unter einem aus Sand, Erde und Steinen gebildeten Hügel begraben.

Afrika.

— Die neueste „Kolonialpolitische Korrespondenz“ schreibt: „Ein Telegramm aus Zanzibar meldet, daß Lieutenant Schmidt die Landschaft Usaramo durch Verträge für die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft erworben und die deutsche Flagge daselbst gehißt hat. Damit ist die wichtige Küstenlandschaft südlich von Useguha ebenfalls deutsch und der ganze Lauf des Rufidschi im Besitze der Gesellschaft. Der vorzügliche Hafen Dar-Es-Salam, der beste an der gesammten Ostküste von Central-Afrika, gehört dieser Landschaft an. Wie weit der Sultan von Zanzibar Anrechte an einen oder den anderen Küstenpunkt von Usaramo hat, wird zu untersuchen sein. Durch die Schmidt'sche Erwerbung dieser Provinz, welche 400 bis 500 deutsche Quadratmeilen umfaßt, gewinnt die Erwerbung von Chutu erst ihren vollen Werth, da nunmehr der unmittelbare Anschluß an die Küste auch von dort aus erreicht ist.“

— In einem Vortrage, welchen Dr. Aurel Schulz über seine Reise an den Flüssen Tschobe und Kubango (Süd-Afrika) in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde gehalten hat (s. deren „Verhandlungen“ Bd. 12, Nr. 7), kommt derselbe auch auf die Kalahari-Buschmänner zu sprechen, welche Serpa Pinto in seiner „Wanderung quer durch Afrika“ (Bd. 1 der deutschen Uebersetzung, S. 296 ff.) unter dem Namen Mucassequeres beschreibt. Schulz nennt sie eine unschuldige und hilflose Menschengruppe, die, wenn sie auch nur das Geringste gesammelt haben, von den Schwarzen ausgeraubt werden. Deshalb geben sie sich kaum Mühe, selbst die Früchte des Waldes aufzuspeichern, sondern wandern im Urwalde von Stelle zu Stelle, wo sie Früchte und Wurzeln finden, bei denen sie so lange sich aufhalten, als der Vorrath reicht. Diese Mossaro oder Mossakere, wie sie Schulz nennt, sind von mittlerer Körperhöhe, haben ausgedehnten Unterleib, dünne Extremitäten, hell- bis dunkelbraungelbe Hautfarbe, kurz geringelte, schwarze Haare und dolichokephale, stark prognathische Kopfform. Trotz ihrer schlechten Nahrung besitzen sie eine bewundernswerthe Ausdauer im Gehen und Laufen; dadurch in Verbindung mit einem Spürsinne ohne Gleichen sind sie im Stande, verwundetem Wilde nachzujagen, bis sie es bekommen. Sogar Antilopen sollen sie in sechsstündigem Dauerlaufe einzuholen im Stande sein. Dies

muß ein Jeder vollbringen, ehe er heirathen darf, um den Eltern des Mädchens den Beweis zu liefern, daß er dasselbe auch ernähren kann. Oefters verlangt der Vater, daß eine Giraffe auf diese Weise getödtet wird. Ist dies gelungen, so kehrt der Freier nach dem Aufenthaltsorte der Eltern zurück und setzt sich stillschweigend nieder, indem er stolz auf den Schweif des getödteten Thieres deutet. Jetzt stürzt Alles, was laufen kann, ohne daß ihm die Richtung angedeutet wird, und nur der Spur des Jägers sicher folgend, nach der Stelle, wo sie das Wild mit Zweigen und Gras zugedeckt finden. Jetzt wird es zertheilt und nach Hause geschleppt, wo dann die Heirath stattfindet, indem der Bräutigam seine Braut an die Hand nimmt und wegführt. Besitzt sie eine Schwester, so behält er an diese insofern ein Recht, daß, wenn seine Frau krank wird oder stirbt, er sie zu sich nimmt. — Diese Mossaro sollen von den Gona-Hottentotten, denen sie in Sprache und Sitten vielfach gleichen, abstammen.

— Von dem Leiter der österreichischen Congo-Expedition, Prof. Oskar Lenz, sind eine Reihe von Briefen in Wien eingetroffen, welche die Fahrt längs der Westküste Afrikas schildern, und in den „Mittheilungen" der Wiener geographischen Gesellschaft (Bd. 28, Nr. 9) veröffentlicht worden sind. Wir entnehmen denselben folgende Angaben von Interesse über Gabun. Wie Lenz hörte, beabsichtigt eine deutsche Gesellschaft am Fuße des eigentlichen Kamerunpik größere Strecken Landes anzukaufen, um Plantagen anzulegen. Es bedarf dazu aber einer genaueren Untersuchung des Bodens, um nicht in ähnlicher Weise enttäuscht zu werden, wie es in der Woermann'schen Sibange-Farm bei Gabun der Fall gewesen ist. Dort hat sich nach jahrelanger kostspieliger Arbeit herausgestellt, daß die Humusschicht nicht genügend ist für die Wurzeln der Kaffeebäume und daß eine Lage thonigen Brauneisensteines (Laterit) das Gedeihen der Pflanzen hindert. Jetzt will man auf dieser Farm versuchen, Tabak anzubauen, was möglicher Weise von Erfolg sein kann.

Die englisch-amerikanische Mission Baraka in Gabun ist jetzt in ihrer Existenz gefährdet, da das französische Gouvernement verlangt, daß dort nur in französischer Sprache gelehrt werden soll; überhaupt haben die Franzosen in den letzten Jahren, seitdem Brazza die großen Erwerbungen für Frankreich gemacht hat, sich den Ausländern gegenüber schärfer benommen, als es früher der Fall war. Auch den Handel hat man in empfindlicher Weise durch Einführung von verhältnißmäßig hohen Zöllen geschädigt, so daß in Gabun gegenwärtig nur eine äußerst geringe Handelsbewegung stattfindet.

Nordamerika.

— Mineralreichthum von Arizona. Dem inhaltsreichen Büchlein G. vom Rath's (s. oben S. 272) entnehmen wir folgende Notizen: Die alten Bergwerke wurden 1855 nach der Besitznahme durch die Union wieder aufgenommen; die Bergstadt Tubac blühte neu auf, aber mit dem Bürgerkriege mußte die Provinz wieder aufgegeben werden und erst die Entdeckung der Goldlager in Yuma County, namentlich der reiche Fund im Antelope Creek 1863 zog wieder Arbeiter dorthin. Bis 1874 konnten sich die Arbeiter kaum der Apaches erwehren, dann begann die neue Zeit. 1878 entdeckte Shieffelin die Mine Tombstone in Cochise County, die bis 1883 für 25 Mill. Dollars Silber lieferte. Daneben fanden sich die reichen Kupfererze von Copper Queen, eine Erzmasse von 45 m Höhe und 25 m Durchmesser. — In der Wüste Papagueria ist New Virginia entstanden, an einer Silbermine mit zwei Gängen von $1\frac{1}{2}$ m Mächtigkeit. Fast alle Berge enthalten Gänge von Bleiglanz und Weißbleierz, in Yavapay County auch Gold. Die Peck-Mine, welche 1875 zufällig in einem Quarzriffe entdeckt wurde, ergab in drei Jahren für $1\frac{1}{4}$ Mill. Dollars Silber. — Am Mittellaufe des Rio Gila wurde 1875 die reichste Mine der Union, die Silver King, durch einen Zufall entdeckt und lieferte bis 1883 für 4 Mill. Dollars. In Beziehung auf Silberproduktion stand Arizona 1882 nur noch hinter Colorado zurück, in der Gesammtproduktion nahm es unter den Staaten der Union den vierten Rang ein. In der Kupferproduktion steht es nur hinter den Minen am Oberen See zurück. — Auch Steinkohle hat sich bei Gallup gefunden und es fehlt nur an Wasser, um das Land noch zu rascherem Aufschwunge zu bringen. Ko.

Südamerika.

— Im Septemberheft des „Kosmos" beschließt Dr. Fr. Johow seine reizvollen „Vegetationsbilder aus Westindien und Venezuela" mit der Schilderung eines von Maturin aus unternommenen Ausfluges nach der Guacharo-Höhle bei Cumana. Gelegentlich der Beschreibung der Reise durch die Llanos wird dabei auch der Zitteraale oder Gymnoten gedacht, über deren Fang Humboldt die bekannte Schilderung geliefert hat. Wiederholt nahmen Dr. Johow und seine Begleiter Gelegenheit, an Orten, in deren Nähe sich Flüsse oder Lagunen befanden, sich nach dem Vorkommen von Gymnoten zu erkundigen. Zwar erhielten sie öfter von den Leuten die Antwort, es gäbe „Tembladores" in den umliegenden Gewässern; aber niemals gelang es ihnen, ein Exemplar zu Gesicht zu bekommen oder mit einem solchen, obwohl man oft genug durch Bäche und Flüsse zu reiten hatte, eine „electrische" Bekanntschaft zu machen. „Da wir nun wenigstens über den merkwürdigen, mit Pferden betriebenen Fang der Gymnoten, das „embarbascar con cavallos", von dem Humboldt erzählt, Einiges, wenn auch nur durch Hörensagen, zu erfahren wünschten, befragten wir darüber sowohl auf dem Wege nach Caripe als auch später noch in Maturin mehrere Llaneros und andere kundige Leute, wurden aber stets dahin beschieden, daß gegenwärtig in den Llanos eine solche Art des Fischfanges gänzlich unbekannt und wahrscheinlich auch früher niemals gewohnheitsmäßig betrieben worden sei." Es stimmen diese Aussagen durchaus mit den Ermittelungen überein, welche Dr. C. Sachs, mit physiologischen Untersuchungen über die elektrischen Erscheinungen des Zitteraales beschäftigt, im Jahre 1876/77 in der Gegend von Calabozo gemacht hat. „Eine sonderbare Verkettung von Umständen", sagt Sachs, „hat dazu geführt, daß ein einzelnes Erlebniß zu einer Sitte und Gewohnheit, zu einem hervorstechenden Zuge im Naturcharakter eines Landes gestempelt worden ist. Es ist völlig unmöglich, daß es in den Llanos je Sitte gewesen ist, die Gymnoten mittels ins Wasser getriebener Pferde zu fangen; es müßte sich sonst bei den Bewohnern der Gegend wenigstens eine Spur von Erinnerung daran erhalten haben."

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVIII.



№ 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

III.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen H. Saladin's.)

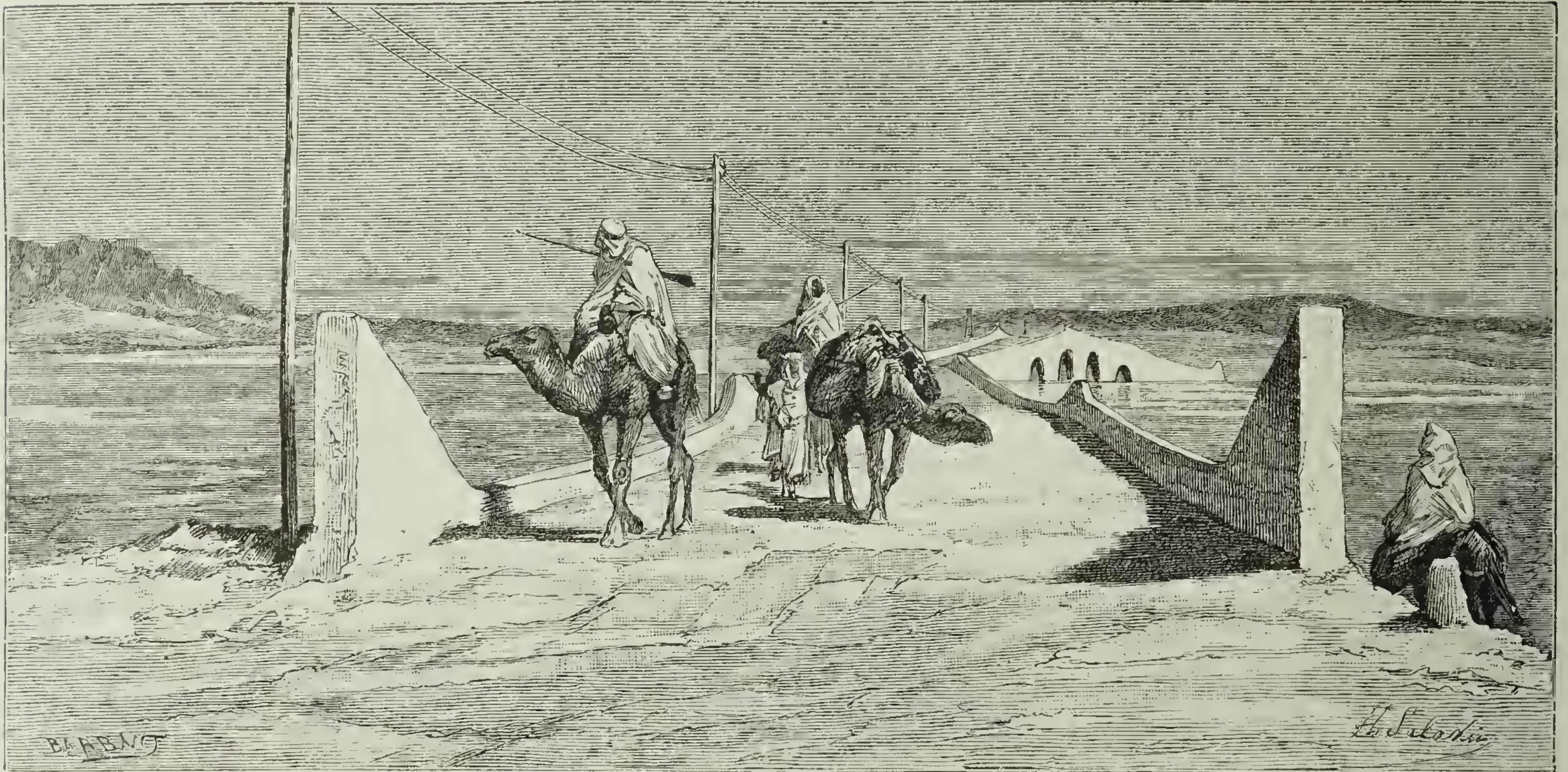
Der Weg von Hergla weiter südlich führt noch einige Kilometer weit auf der schmalen Landzunge zwischen dem Meere und der Sebcha hin, bis man an den Punkt gelangt, wo diese im Winter, wenn die angeschwollenen Bergströme von der einen, das vom Sturme herüber getriebene Meerwasser von der anderen Seite sie in einen ungeheuren See verwandelt haben, mit dem Meere zusammenhängt. Hier war die Passage früher oft sehr schwierig. Die Römer zwar hatten sich durch einen chaussirten Steindamm eine Verbindung zu allen Zeiten gesichert, aber im Laufe der Zeiten hat die Chaussee sich an einigen Punkten gesenkt, an anderen ist sie bei Stürmen durchbrochen worden, und so war der Verkehr erheblich erschwert, bis 1854 ein ungewöhnlich intelligenter und energischer Gouverneur des Sahel, Mohammed ben Hossein, die Durchbrüche überbrücken ließ; Dank der Kantara Halk el Menzel (der Brücke über den Ausfluß des Sees el Menzel) können nun Karawanen zu jeder Zeit von Hergla südwärts nach Susa gelangen.

Die Reisenden gehen leider auf eine sehr wichtige Frage nicht ein, in welcher dieser Strandsee, Bahr Dscheriba, wie ihn die Araber nennen, eine Rolle spielt. Dr. Rouire sieht nämlich (wohl mit Unrecht; Red.) in ihm und nicht in dem hypothetischen Meerbusen bei Gabes den Palus Tritonis der Alten und in der Insel, welche sich im Winter zwischen den beiden Ausflüssen der Sebcha bildet, das Phla des Herodot. Die ganze verworrene Frage des Palus Tritonis, den Sir Richard Wood in der Meerenge zwischen dem Festlande und der Insel Dscherba sucht, verdiente wohl einmal eine eingehende Prüfung an Ort und Stelle.

Kaum hat man diese Brücken überschritten, so beginnen Baumpflanzungen und Gärten, und sie werden immer zahlreicher und schöner, je mehr man sich Susa nähert. Zur Linken freilich haben sie schwer zu ringen mit dem vordringenden Dünensande, welcher die Baumstämme hier und da schon bis zur Hälfte begraben hat; rechts von der Straße sind sie dafür aber um so üppiger. Hat man den ziemlich breiten Uëd el Hammam überschritten, der noch zwei Stunden von der Stadt entfernt ist, so beginnen schon überall in den Olivenhainen die Landhäuser, in denen die wohlhabenden Bewohner der Stadt die Sommermonate verbringen. Man merkt, daß man sich einer reichen und gewerbthätigen Stadt nähert; fortwährend begegnet man Karawanen, die Produkte entweder in die Stadt oder von dort ins Land hinaus führen. Immer ist der Boden Flugsand, in den die Pferde bis über die Hufen einsinken, aber bei ausreichender Bewässerung trägt er reichlich, und die Provinz Sahel ist der fruchtbarste und reichste Theil Tunesiens. Endlich erscheint im sinkenden Glanze der Sonne Susa mit seinen glänzend weißen Mauern, seiner hochragenden Kasbah, seinen Minarets und dem Kasr er-Rbat am Meeresstrande und über das wüste Todtenfeld mit seinen sandverwehten Gräbern, das die Stadt wie alle Maurenstädte umgiebt, erreichen die Reisenden das Thor und das Hotel

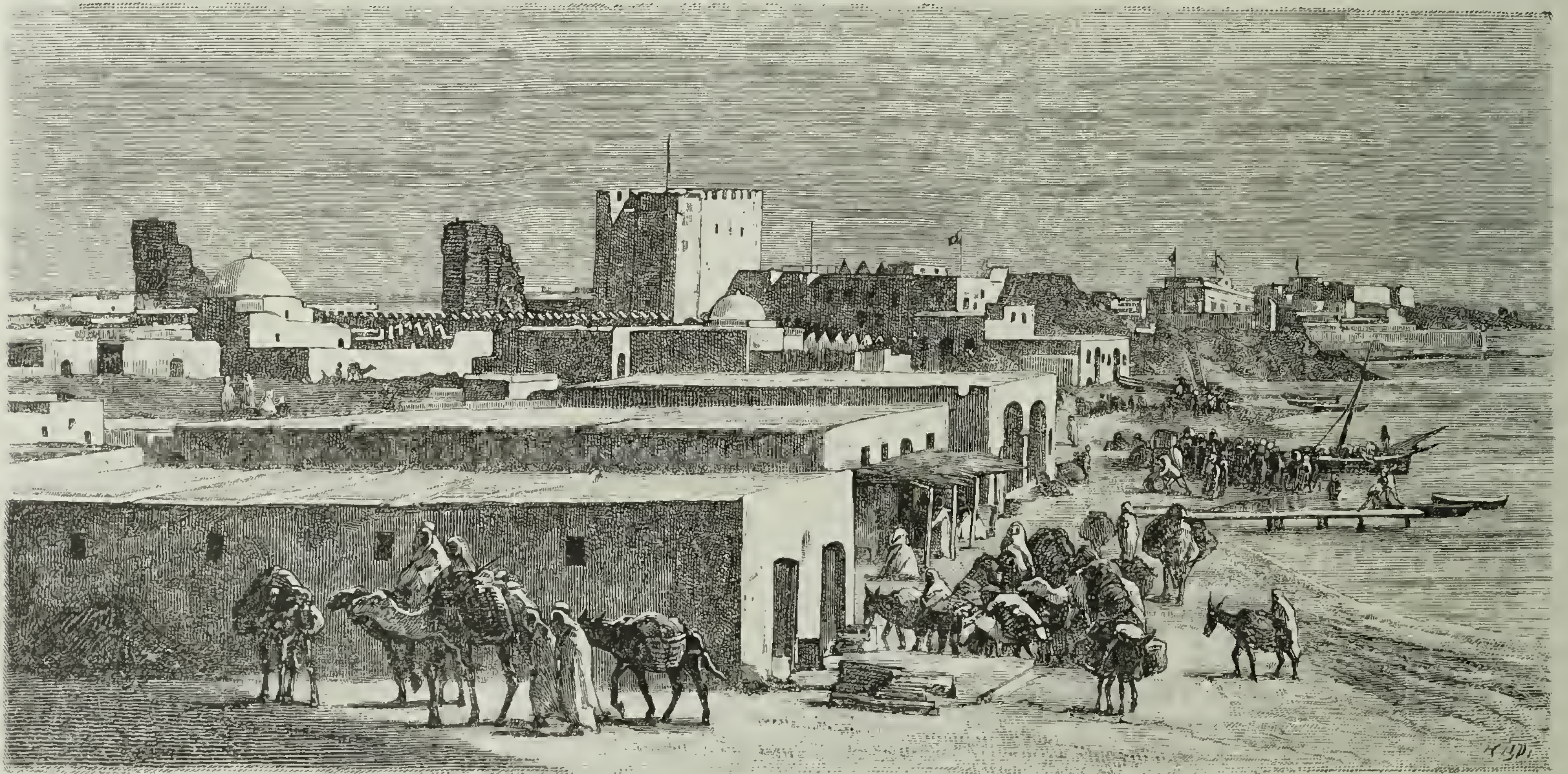
de France, das ihnen seit Wochen zum ersten Male wieder einen, wenn auch sehr bescheidenen europäischen Komfort bietet.

Die oft beschriebene Nachfolgerin des alten Hadrumetum konnte die Forscher diesmal nicht lange fesseln; nach kurzer Rast zogen sie weiter, immer dem Strande entlang, auf Monastir zu. Weithin erstrecken sich noch Gärten, dann treten kahle Dünen dicht ans Meer heran, nur einmal durch eine Palmenoase unterbrochen, und weiterhin folgte eine ausgedehnte Sebcha, die man nur auf einem



Brücke über die Sebcha südlich von Hergla.

Steindamme passiren kann. Jenseits derselben beginnen wieder ausgedehnte Gärten und bald erscheint das Kap von Monastir mit der Stadt, von Palmen überragt, das pittoreskeste Städtebild in Tunesien. Eine Barke bringt die Reisenden am folgenden Tage nach den drei kleinen vorliegenden Inseln, zuerst nach der kleinen Taubeninsel (Dschezirет el-Hamam), deren Bewohnern sie vergeblich nachstellen, dann nach der größeren Quarantäne-



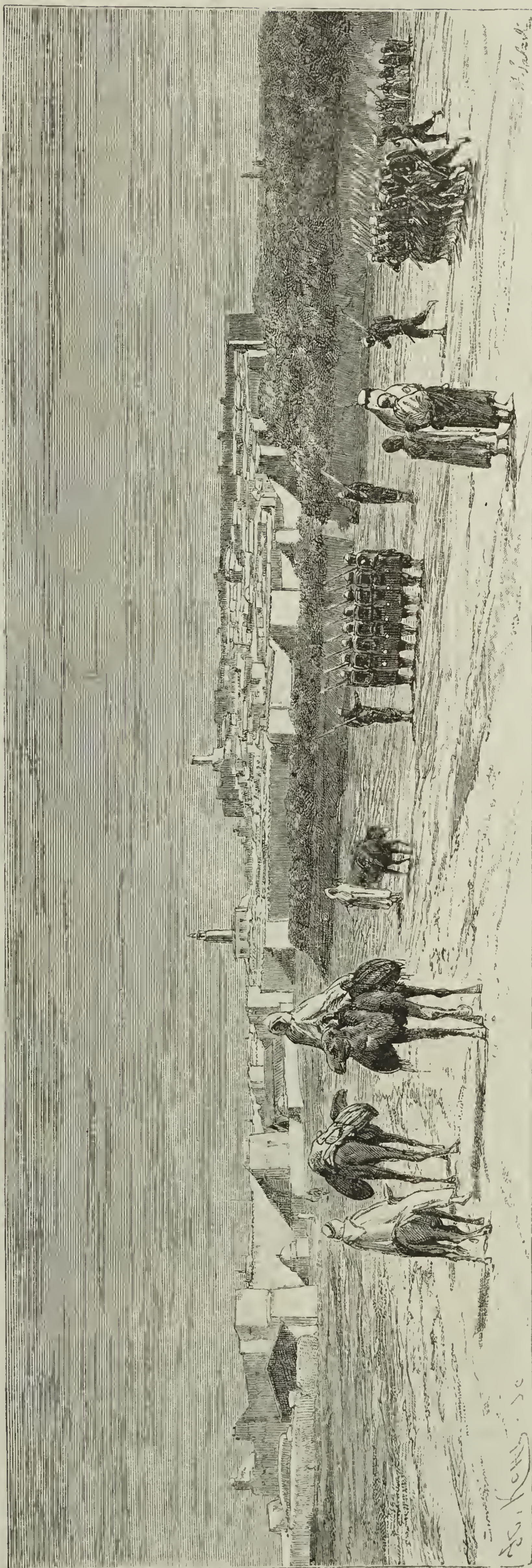
Mahedia.

insel, deren bekannte Steinkammern früher Mönchen, dann Thunfischern Zuflucht gewährt haben und jetzt als Quarantänelokal benutzt werden, und endlich nach der größten, la Tonnara. Hier finden sich noch alte Cisternen und ein mit dem Meere zusammenhängendes viereckiges Bassin, das Bad der Sultanstochter, Hammam bent es-Sultan genannt, den Fischerbarken als Zufluchtsort dienend und wahrscheinlich von Anfang an zu diesem Zwecke eingehauen.

Die drei Inseln sind für gewöhnlich unbewohnt, aber man findet fast immer Fischer dort, die den ungeheuren Fischreichthum des Syrtenmeeres ausbeuten.

Monastir war seiner sicheren Rhede wegen schon im Alterthume als Ruspina nicht ganz unbedeutend, aber die Hauptansiedelung der Gegend war doch das nahe Lepti minus, dessen Trümmer, durch einen tief einschneidenden Golf getrennt, nicht weit von Monastir, bei dem Dorfe Lamta, liegen. Eine merkwürdige Methode der Fischerei wird im Sommer hier betrieben; man läßt Matten aus Halfa auf dem Meere schwimmen und die Fische suchen unter denselben Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen, welche das seichte Meer bis auf den Grund erwärmen; gegen Abend werden sie dann vorsichtig mit Netzen umstellt und so leicht gefangen. Die direkte Entfernung von Monastir nach Lamta ist nicht bedeutend, aber da man der Küste folgen muß, braucht man doch ungefähr vier Stunden. In dem Hause eines französischen Kaufmannes finden die Reisenden gastliche Aufnahme und gute Verpflegung; die Verwalterin des Hauses, Tuira, eine prächtige Repräsentantin des nichts weniger als unschönen Typus der tunesischen Jüdinnen, steht Herrn Saladin gern als Modell zu dem Bilde, das wir hier wiedergeben; in ihrem spitzen, goldgestickten Mützchen, der gestreiften Seidenblouse, über welche noch eine zweite grellorangefarbene gezogen ist, und den enganschließenden weißen Leinenhosen macht sie wirklich einen äußerst stattlichen, originellen Eindruck. Die Reisenden machten hier eine längere Station und unternahmen Ausgrabungen auf einem zufällig entdeckten altchristlichen Friedhofe, dessen Gräber merkwürdige Mosaikverzierungen zeigten. Der Scheich von Lamta weigerte sich anfangs, die nöthigen Arbeiter zu stellen, wurde aber mit Hilfe des Chalifa von Monastir, seines Vorgesetzten, dazu gezwungen. Die Gräber enthielten zwar noch wohlerhaltene Skelette, aber, wie natürlich, keinerlei Beigaben.

Während der eine Zeit lang fortgesetzten Ausgrabungen unternahmen die beiden Forscher mehrere Ausflüge in die Umgegend. Zunächst wurde Mahedia besucht, jetzt der Hauptort des Cercle militaire. Der Weg zieht anfangs dem Strande entlang, an welchem Araberinnen mit Waschen beschäftigt sind, dann geht es fast fünf Stunden lang durch ununterbrochenen Olivenwald, bis man an der felsigen Halbinsel, welche Mahedia trägt, das Meer wieder erreicht. Die Stadt, einst die prächtige Residenz des ersten Fatimiden Obeid-Allah, hat noch ihren künstlichen Hafen, der nur durch eine schmale Oeffnung mit dem Meere zusammenhängt; seine Ufermauern bestehen großentheils aus antiken Trümmern und er könnte leicht ausgebaggert und wieder für kleine Schiffe brauchbar gemacht werden; jetzt erfüllt ihn Sand zum größeren Theile. Auch die von el Bekri so gepriesene Moschee besteht noch und enthält zahlreiche antike Marmorsäulen. Die Hauptmerkwürdigkeit ist aber die gewaltige Ringmauer, welche nur zum Theil von den Spaniern zerstört wurde, als sie die Stadt räumen mußten. In der Kasbah lagern jetzt die französischen Truppen. Mit ihrer Unterstützung ist es neuerdings gelungen, einen punischen Friedhof aufzudecken, welcher den Beweis liefert, daß auch der Hafen ein phönicisch-punischer Kothon ist. Seine Hauptblüthe hat Mahedia nicht im Alterthume, sondern unter den Fatimiden gehabt; man weiß nicht einmal, welche antike Stadt — Maltzan nimmt Zeta an — hier gelegen. Die Araberstadt wurde im Laufe des Mittelalters mehrfach von christlichen Flotten arg mitgenommen, den Todesstoß erhielt sie 1551, wo die Spanier sie überfielen und eine Zeit lang besetzt hielten.



Susa von Norden.

Der Rückweg wurde über Dimâs genommen, die Stätte des alten Thapsus, wo Cäsar die Pompejaner vernichtete. Nur wenige Trümmer sind auf der Spitze des scharf vorspringenden Kaps, das heute Râs Dimâs heißt, erhalten; die Ruinen haben, wie die von Karthago, allen Mittelmeerstädten als Steinbruch gedient; nur der, von Manchen für phönicisch gehaltene Hafendamm springt noch gut erhalten etwa 100 m weit ins Meer hinaus. In Folge des Aufenthaltes mußte Nachtquartier in Tebulba genommen werden, wo sich in den Gärten des Chalifa ganz vorzügliche Orangen und Mandarinen finden. Erst am folgenden Morgen wird, immer dem palmenreichen Meeresstrande entlang, nach Lamta zurückgeritten, um nach einigen Rasttagen einen neuen Ausflug, diesmal nach dem berühmten Amphitheater von el Dschem, zu unternehmen. Auch in dieser Richtung erstrecken sich fünf Stunden weit

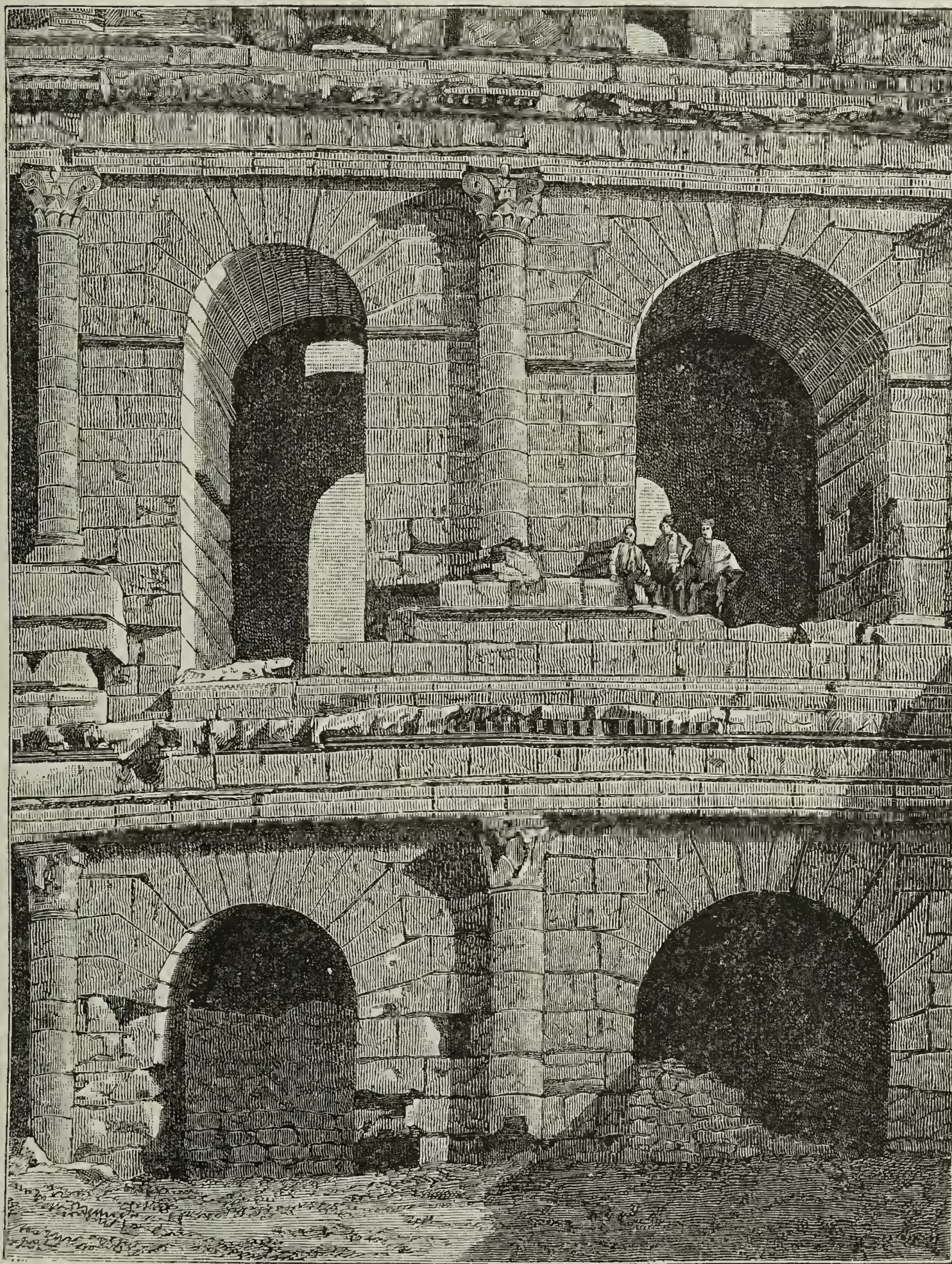


Die jüdische Köchin Tuira in Lamta.

Gärten und Olivenpflanzungen, aus den eigenthümlichen Ziehbrunnen bewässert, wie man sie auch um Tunis findet; dann beginnt die Wüste. In Bu Merdes wird das Nachtquartier genommen, am anderen Morgen geht es weiter durch die unendliche Ebene, bis gegen acht Uhr am Horizonte eine dunkle bläuliche Masse erscheint, das Kolosseum des alten Thysdrus. Um zehn Uhr ist es erreicht; sein Kunstwerth erscheint den Reisenden geringer als die Schilderungen von Rebatel und Tirant (vergl. „Globus" Bd. 29, S. 98 ff., wo auch die Abbildung des ganzen Gebäudes) vermuthen ließen, aber die gewaltige Masse imponirt. Bis 1695 stand der Bau, in welchem die Kahina, die letzte Berberkönigin, jahrelang den Arabern trotzte, völlig unversehrt; damals verschanzte sich ein Araberstamm darin und der Bey ließ nach Unterwerfung der Rebellen eine Anzahl Gewölbe einreißen und eine Bresche in die Umwallung legen, die sich seitdem fortwährend vergrößert hat, da alle umliegenden Dörfer die Ruine als

Steinbruch benutzen. Die Reisenden machten ein paar Photographien und zeichneten Ansichten, von denen eine, Einzelheiten der Arkaden zeigend, auf unserem Bilde reproducirt ist. Den berühmten unterirdischen Gang zu erforschen, den angeblich die Kahina bis nach Sallacta am Meeresstrande graben ließ, um sich im Falle einer Einschließung die Zufuhr von Lebensmitteln zu sichern, trugen sie kein Verlangen. Dagegen fanden sie in dem Städtchen verschiedene interessante Alterthümer, unter anderen ein prachtvoll gearbeitetes korinthisches Marmorkapitäl von gewaltigen Dimensionen. Die Freikompagnie von Sfax lagerte gerade bei dem Amphitheater und bereitete ihren Landsleuten einen sehr freundlichen Empfang.

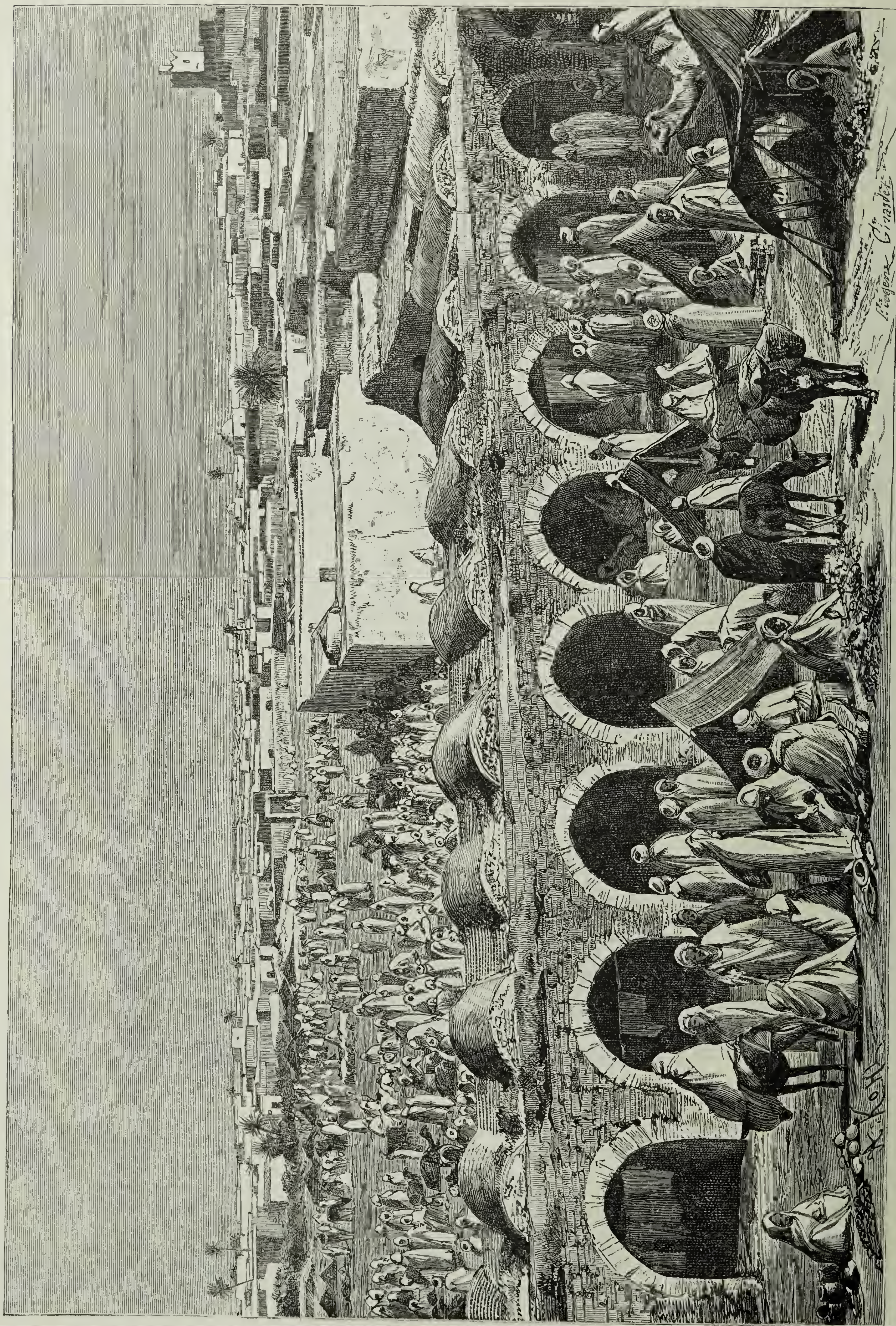
Der Rückweg wurde wieder über Bu Merdes genommen; die Gegend bis dorthin ist heute kaum besser als Wüste und man begreift es kaum, wie einst hier eine Stadt



Detail vom Amphitheater von el-Dschem.

bestehen konnte, deren Verhältnisse ihr gestatteten, ein Amphitheater zu erbauen, das in seinen Dimensionen dem Kolosseum kaum nachsteht.

Wieder wurde ein kurzer Aufenthalt in dem gastlichen Quartier zu Lamta genommen, wo die Ausgrabungen keine sonderlich glänzenden Resultate ergeben zu haben scheinen, dann galt ein neuer Ausflug dem benachbarten Städtchen Mukuin, einem ausgedehnten Gartendorfe, bei dem allwöchentlich ein bedeutender Markt (Suk) stattfindet. Die Häuser liegen in den Olivenpflanzungen zerstreut, die Bewohner sind Araber und Juden, aber der Handel hat auch ein paar Europäer zur Niederlassung veranlaßt. Bereits sind auch europäische „Sehenswürdigkeiten“ bis in die Wüste vorgedrungen; große Plakate bedecken die Wände und verkünden die Anwesenheit einer elektrischen Wunderdame und zwei Damen in Tricot reiten auf dürren Pferden über den Marktplatz und laden das verehrliche Publikum zu recht zahlreichem Besuche ein. Aber sonst, welch buntes



Markt in Muknin.

fremdartiges Treiben auf einem solchen arabischen Markte! Da sitzen die Fischhändler, daneben bieten Andere Schuhsohlen aus Kameelhaar aus, wieder Andere halten Kohöl (Antimonoxyd zum Färben der Augenlider), die unentbehrliche Hennah und andere Färb- und Toilettemittel, die hier noch zusammenfallen, feil, dazwischen laufen die Gemüsehändler mit Rüben und Kartoffeln, die sich nach und nach auch in Tunesien eingebürgert haben. Eine besondere Abtheilung nehmen die Goldschmiede ein, aber sie verfertigen nur den allerordinärsten Silberschmuck. Nur einer hat ein altes Prachtstück, das ihm eine eingeborene Dame zum Verkauf anvertraut hat, ein Collier aus einer doppelten Reihe von Korallen- und Ambraperlen, mit Gold gefaßt und mit Goldmünzen und allen möglichen Amuleten in Gold behängt; er fordert aber einen so hohen Preis, daß die Reisenden vom Erwerbe abstehen. Neben den Goldschmieden, die in ihren Verkaufsbuden emsig arbeiten, stehen die Strohverkäufer und weiterhin haben die Dscherabis ihre Verkaufsstände aufgeschlagen, die Bewohner von Dscherbe, die, wie die Mosabiten in Algerien, das Krämergewerbe monopolisiren; sie bieten neben allerhand europäischen Kleiderstoffen die Produkte ihrer industriellen Heimat zum Verkaufe, weitbäuchige Thonkrüge, Tschoben und Burnus, Pantoffeln, Gürtel u. dergl. Eine Anzahl von ihnen sind Stammgäste des Marktes und haben feste hölzerne Magazine, die anderen ziehen von einem Suk zum anderen und führen ihre Zelte mit sich.

In dieser Gegend macht man seit einigen Jahren Versuche mit einer neuen Kulturpflanze, welche, wenn sie einschlägt, von großer Bedeutung für den ganzen Sahel werden kann, nämlich mit der Erdnuß, Arachis hypogaea. Im Jahre 1884 hatte das Haus Latil et Vassal in Marseille etwa 100 ha mit dieser Oelfrucht bepflanzt und ausgezeichnete Resultate erhalten. — Auch mit der Ramie (Chinagras, Boehmeria sp.) hat man auf Betrieb des Ingenieurs Favre, des unermüdlichen „Propagateur de la Ramie", Versuche im Großen gemacht, welche sehr günstig ausgefallen sind.

Aber nun hat die Stunde der Trennung von dem gastlichen Lamta geschlagen und die Reisenden kehren nach Susa zurück, wo sie diesmal, dem Drängen der Lokalautoritäten nachgebend, im Dar el-Bey ihre Wohnung aufschlagen. Beinahe hätten sie die Frucht ihrer Arbeiten verloren, denn unterwegs stürzte das Pferd, das den Kasten mit den photographischen Platten trug; doch blieben dieselben glücklicher Weise unbeschädigt.

Die neuen Erwerbungen Spaniens an der Atlantischen Küste Nordafrikas.

Von F. Blumentritt.

Es ist noch kaum ein Jahr her, daß die Spanier an der Atlantischen Küste Afrikas nördlich vom Gleicher keine andere Besitzung als die Kanarischen Inseln ihr Eigen nannten. Bei dem ewigen Deficit der spanischen Regierungskassen und bei dem scheinbar erstorbenen Conquistadoren-Sinne der Nachkommen der Cortés und Pizarro hätten gewiß die alten Besitzverhältnisse sich noch für Jahrzehnte unverändert erhalten, wenn nicht das Annexionsfieber der Kolonialstaaten, welches durch die glücklichen Unternehmungen des jungen Deutschen Reiches hervorgerufen wurde, auch Spanien ergriffen hätte. Als man am Manzanares bemerkte, mit welcher Schnelligkeit die noch unabhängigen Theile des schwarzen Kontinents unter Deutsche, Briten, Franzosen und Portugiesen vertheilt wurden, da wollte man nicht hinter den anderen Nationen zurückbleiben, zumal seit der Regierung König Alfonso's Spanien einer Ruhe und eines Forschrittes sich erfreute, wie seit den Tagen Karl's III. nicht mehr. Die Neigung der Spanier, sich tropische Länder zuzueignen, wo der Mensch müheolos die reichen Schätze dem Boden entnimmt, machte sich diesmal nicht geltend, im Gegentheile, mit einem kaufmännischen oder (wenn ich mich so ausdrücken darf) nationalökonomischen Scharfblicke wählten sie sich zu ihrem neuen Besitze gerade jene afrikanische Küste aus, die anscheinend die werthloseste ist, deren Erwerbung aber den Kanarischen Inseln eine sichere Zukunft verheißt, ja vielleicht geeignet ist, die im Mutterlande fast verlernte Hochseefischerei wieder aufleben und zu neuer Blüthe gelangen zu lassen.

In der That, an der zwischen Marokko und Senegambien gelegenen Küste liegen mehrere Bänke (in geringer Entfernung vom Lande), welche an Fischreichthum der berühmten Bank von Neufundland in gar nichts nachstehen sollen; ja es wird sogar behauptet, die afrikanischen Bänke überträfen an Individuenzahl und Qualität der Fisch-Species noch die amerikanischen, eine Behauptung, die mir doch etwas übertrieben erscheint, wenn sie auch bei dem letzten Congreso mercantil zu Madrid ohne Widerspruch zu finden aufgestellt wurde. Damals hielt De la Puente über die kanarisch-afrikanische Fischerei einen Vortrag, dem ich folgende Daten entnehme:

Die reichsten Fischerei-Gründe liegen zwischen dem Rio Oro und dem Cabo Blanco, doch finden sich noch andere ertragreiche Bänke nördlich von dieser Zone. Beim Rio Oro kommen die Fische nur auf jenen Bänken vor, welche größtentheils von Madreporen gebildet sind, während auf der Bank vom Cabo Blanco die Fische sandigen Grund vorziehen, was bei dem Fiord des Rio Oro übrigens auch der Fall ist. Am häufigsten vertreten sind Meerbrassen und Heilbutten und besonders eine rothe Seebrasse, welche jene der spanischen Küste bedeutend an Größe und Gewicht übertrifft. Die Brassen sind nicht durch eine einzige Species, sondern vielfach vertreten und finden sich am häufigsten auf der Bank vom Rio Oro vor, während die Heilbutten die südlichen Bänke vorziehen. An dem erstgenannten Platze wimmelt es auch von Fischarten, welche den Meeraalen und Muränen gleichen oder doch zur selben Sippe gehören. Alle diese erwähnten Fische trifft man zu jeder Jahreszeit und immer in großer Menge an. In den Küstengewässern der Rio-Oro-Landschaft trifft man während der größeren Hälfte des Jahres einen Seefisch in großen Mengen an, dessen Fang deshalb einen so großen Nutzen verspricht, weil sein Fleisch sich ähnlich wie das des Kabeljau zubereiten läßt. Die kanarischen Fischer nennen ihn Corbina, wegen der Aehnlichkeit mit einem gleichnamigen, aber kleineren Fische der Mittelmeerküsten. Aehnlich präpariren läßt sich das Fleisch einer barschähnlichen Art, welche

in dem Fiord des Rio Oro in großen Mengen lebt. Dies ist ungemein wichtig, denn der Stockfisch spielt in der spanischen Küche beinahe dieselbe Rolle, wie das Rindfleisch in der österreichischen. Jährlich werden große Massen Stockfisch französischer Provenienz in Spanien eingeführt, die Ausbeutung der Bänke und Fischereiplätze vom Rio Oro würde Spanien wenigstens zum Theil von dem fremden Importe befreien. Auch Aeschen-Species sind durch zahlreiche Individuen in den Binnengewässern vom Rio Oro vertreten. Einige Monate in jedem Jahre wimmelt es hier von einem sehr schmackhaften Fische, welcher dem „Bonito“ Spaniens ähnlich ist und von den kanarischen Seeleuten Tasarte genannt wird. Er kommt in solchen Mengen vor, daß ein mit primitiven Angeln operirendes Fischerboot in drei Tagen fünfzig Tonnen hiervon laden kann. Nicht minder häufig sind Sardellen, Makrelen und eine dem Häringe sehr ähnliche, wenn nicht mit ihm identische Fischart. Vier kanarische Fischerboote fingen in drei Monaten mit ihren großmaschigen, unbeholfenen Netzen zweihundert Tonnen dieser zuletzt erwähnten drei Fischarten. Die Spanier behaupten, daß auch der Kabeljau sich hier in großen Mengen vorfände. Da man auch Thunfische beinahe zu jeder Jahreszeit hier antrifft, so verspricht die regelrechte Ausbeutung dieser Bänke für Spanien, speciell für die Kanarischen Inseln, eine Quelle des Reichthums und für seine Marine eine gute Uebungsschule zu bilden.

Diese reichen Fischereiplätze wurden von den kanarischen Inseln und zwar erst vor nicht allzu langer Zeit entdeckt. Die Bewohner jenes Archipels, die sogenannten „Isleños“, waren wohl schon seit Jahrhunderten als tüchtige Seeleute bekannt, sie befaßten sich aber nicht mit der Hochseefischerei und dies darf einen Kenner der spanischen Verhältnisse, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt haben, nicht Wunder nehmen. Im Mittelalter galten zwar die Katalanen als kühne Schiffer und die Basken lagen der Walfischjagd in den jetzt von Spaniern und Portugiesen gemiedenen nordischen Meeren ob, die Entdeckung Amerikas lenkte aber den Kiel der spanischen Schiffe nach den Gewässern der Neuen Welt. Jetzt schien Gelegenheit, die spanische Handelsmarine zur ersten der Welt sich entwickeln zu lassen, indem man den Handel zwischen dem Mutterlande und seinen Kolonien freigab. Leider geschah dies nicht, eine Legion unsinniger Gesetze legten sich hemmend auf den Verkehr der Pyrenäischen Halbinsel mit Amerika; statt sich zu heben, verfielen Schiffahrt und Rhederei und den Rest gaben Engländer, Holländer und die Freibeuter Westindiens. An dem Verfalle des Mutterlandes nahmen auch die Kanarien theil; indeß so lange das Zuckerrohr, die Cochenille und der Wein die Bewohner der einst „glücklichen“ Inseln hinreichend nährte, gab man sich zufrieden. Aber es kam ein „Krach“ nach dem anderen, und als weder der Zucker, noch das Karmin, noch der Wein Absatz fanden, da mußten die Kanarioten wohl oder übel dem alten Schlaraffenleben entsagen und sich neue Erwerbszweige suchen, und einer von diesen war die Fischerei an den nahen Küsten des afrikanischen Erdtheiles.

Den Publikationen der spanischen afrikanischen Gesellschaft zu Folge beschäftigen sich mit der Hochseefischerei 30 kanarische Fahrzeuge mit 1000 Mann Besatzung, welche 8000 Menschen ernähren. Im Vergleiche zu dem Reichthume der afrikanischen Bänke ist, wie man sieht, die Betheiligung der Kanarioten eine schwache zu nennen. Die Schuld trägt aber die Unwirthlichkeit der wasserlosen Saharaküste, wo bei Schiffsbrüchen die Ueberlebenden entweder verdursten müssen oder in die Hände der fanatischen Mauren fallen. So muß jedes kanarische Fischerboot nach erlangter Beute wieder heimfahren; von einer Verwerthung der Abfallprodukte, Thrangewinnung, Guanofabrikation, war bisher keine Rede. Eben deshalb bestand die spanische Regierung, dem Willen der Nation Rechnung tragend, darauf, die von Niemand begehrte Küste des Saharagebietes zu annektiren, um die dortigen Häfen den kanariotischen Fischern zugänglich zu machen und ihnen so eine Zufluchtsstätte bei stürmischem Wetter zu bieten und durch Anlage von Leuchtthürmen die Schiffahrt in diesen gefährlichen Meeren zu erleichtern. Dies ist denn auch geschehen, Spanien hat das zwischen dem Kap Bojador und Kap Blanco gelegene Küstengebiet in Besitz genommen und demselben in der Person des Herrn Bonelli einen Gouverneur gegeben, der des Arabischen mächtig und durch seine Reisen in Marokko und seiner nunmehrigen Provinz auch befähigt ist, die neue Besitzung Spaniens ordentlich zu verwalten, eine Seltenheit in Spanien, denn man schickt sonst in die Kolonien Beamte und Würdenträger, die für das von ihnen verwaltete Land nicht nur kein Interesse besitzen, sondern sogar eine beschämende Unwissenheit über die Verhältnisse desselben auf Schritt und Tritt offenbaren. Man hat eben in Spanien nichts gelernt und alles vergessen, man betrachtet eben die Kolonien als eine Melkkuh des Mutterlandes, als Länder, deren Beamtenstellen als Sinekuren für Protektionskinder und Parasiten der Minister und Regierenden vergeben werden. Hier endlich hat die spanische Regierung einen glücklichen Wurf gethan, denn Bonelli ist ein Mann von gründlicher wissenschaftlicher Bildung, er kennt Land und Leute aus eigener Anschauung und ist überdies für seinen Beruf begeistert.

Betrachten wir uns nun die neue Provinz näher, auf Grund der Angaben von Bonelli, de la Puente, Perez del Toro ꝛc., der Sociedad Española de Africanistas, Sociedad de pesquerias Canario-Africanas und Sociedad mercantil Hispano-Africana. Der nördliche Theil der Küste ist schwer zugänglich, besonders beim Kap Bojador selbst. Als Zufluchtsplätze für die Fischerboote gelten La Bumbalda, El Monito, La Meseta de la Gabiota, Las Puntas, Buen Jardin und die Angra á Caballo. Die Bucht von Buen Jardin genießt eines besonders guten Rufes, da es dort nicht nur Wasser, sondern auch Vegetation giebt, wenn auch dieselbe sich nicht in so üppiger Fülle präsentirt, als man nach dem Namen (Buen Jardin = guter oder schöner Garten) schließen möchte. In der Umgebung der Bahía de Cintra stößt man zwar auch auf Wasser, der enge Eingang macht aber bei dem starken Wellenschlage die Einfahrt gefährlich; deshalb ziehen die kanarischen Fischer vor, die nahe Bahía de Corey aufzusuchen. Ebenso vermeiden sie die Bai St. Ciprian oder Bahía de los Apuros, weil der Zugang durch widrige Winde leicht versperrt wird, so daß in einem solchen Falle die armen Fischer einem elenden Tode entgegensehen.

Alle diese genannten Punkte sind an und für sich nicht geeignet, der kanarischen Fischerei sich besonders dienlich zu erweisen, wenn man nicht Trinkwasserdepots errichtet, eine Sache, deren Durchführung eine erhebliche Summe jährlich in Anspruch nehmen würde. Besser steht es mit dem Rio Oro (Rio Ouro) und der Bahía del Galgo beim Cabo Blanco.

Wie so der Rio Oro zu seinem Namen, „der Goldfluß“, gekommen, ist unerfindlich; gründliche Untersuchungen haben hier keine Spuren dieses edlen Metalles zu entdecken vermocht. Auch den Namen Rio, d. h. Fluß, wendet man hier falsch an, denn ein solcher ist hier nicht vorhanden, der „Rio“ ist vielmehr eine fjordartige Bucht, welche durch eine 4 bis 6 km breite Landzunge gebildet wird, die sich

37 km weit in das Meer erstreckt. Die spanischen Geographen haben deshalb vorgeschlagen, den Namen Rio Oro in Ria Oro umzuändern, weil im Spanischen fjordartige Einschnitte, wie sie z. B. in Galizien vorkommen, Ria genannt werden.

Wie die Erfahrung lehrt, dürfte dieser neue Name im praktischen Leben nicht zur Geltung gelangen, und so will ich auch bei der alten Form Rio Oro verharren. Hier finden in der Nähe der so reichen Fischereiplätze die Schiffe guten Schutz, ausgenommen gegen Westwinde, die aber hier selten sind. Der „Fjord" zerfällt in eine äußere und eine innere Bucht, welche von einander durch eine Sandbarre geschieden sind, welche drei veränderliche Durchlässe besitzt, doch hat der mittlere Durchlaß noch immer $6^1/_2$ m Tiefe, selbst zur Zeit der Ebbe. Innerhalb der Barre ist das Wasser spiegelglatt wie ein stiller Landsee, bei einer Tiefe von 22 m. Deshalb soll hier eines der Hauptetablissements der Spanier errichtet werden, oder ist vielmehr schon errichtet worden; das zweite soll am Cabo Blanco seinen Platz finden, wenn dies nicht schon in dem Augenblicke, wo diese Zeilen zu Papier gebracht werden, geschehen ist. Dort liegt nämlich die herrliche Bahía del Galgo, wo auch der Fischreichthum am größten und die Qualität der Fische am besten ist. Bis hierher kamen die kanarischen Fischer nur selten, weil die Rückfahrt nach den Kanarien für Segelboote erhebliche Schwierigkeiten mit sich bringt, indem sich dieser eine heftige Strömung und meist widrige Winde entgegenstellen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die kanarischen Fischer nur höchst mangelhafte nautische Kenntnisse und wenige Instrumente besitzen, weshalb sie, um von der Bahía del Galgo heimzukehren, längs der Küste bis zum C. Bojador segelten, von wo aus sie erst den Kours auf die Kanarischen Inseln nahmen, so daß die Heimfahrt 20 bis 25 Tage dauerte. Die kanarischen Fischer bedürfen daher auch einer nautischen Ausbildung, denn mit der Errichtung spanischer Faktoreien ist eben noch nicht Alles geschehen. Die Netze der Kanarioten sind nur auf sandigem glattem Grunde verwendbar, die Schiffe selbst sind schlecht gebaute Boote mit dem Segelwerke vergangener Jahrhunderte. Als Mundvorrath dient nur geröstetes Maismehl. Die nur mit einem Baumwollkittel und Hosen bekleideten Fischer schlafen, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, ohne jeglichen Schutz auf den nackten Dielen des Decks. Es wird daher vor Allem nöthig sein, die kanarischen Fischer zu ihrem Berufe ordentlich heranzubilden.

Die gesammte Küstenstrecke, welche Spanien in Besitz genommen hat, ist wasserarm und in Folge dessen meist eine vegetationslose Wüste; nur an wenigen Stellen wird das Auge von dem Anblicke grüner Pflanzen erquickt. So findet man am Rio Oro gute Weideplätze, desgleichen an der Bahía de Cintra, wenn auch an letzterer Stelle die Küste selbst aus einem breiten Streifen nackten Sandes besteht. Beim Cabo Blanco giebt es nichts als Sanddünen; die wenigen Wasserlöcher, die hier vorhanden sind, besitzen einen Inhalt, der nicht trinkbar ist. Dagegen dringt die Bahía del Galgo weit genug ins Land, um die Sandregion zu durchbrechen, so daß man dort nicht nur auf Vegetation überhaupt, sondern auch sogar auf Dattelpalmen stößt.

Das Klima des Landstriches hat sich bisher als ein ganz gesundes erwiesen. Trotz des starken nächtlichen Thaues sind intermittirende Fieber nur selten, auch die Eingeborenen wissen nichts von epidemischen oder endemischen Krankheiten zu erzählen, und Bonelli selbst staunte, daß selbst Hautkrankheiten bei denselben so selten wären, obwohl ihre Lebensweise danach angethan ist, die Entstehung solcher zu begünstigen. Erst südlich vom Kap Blanco wird die afrikanische Küste dem Europäer gefährlich.

Die „Mauren" dieser Küstenstrecke zerfallen in folgende Tribus oder Kabylen: Ulad Eddalim (zwischen dem Fondeadero de la Bumbalda und der Restinga de la Piedra), Ulad Arosiyin (zwischen der Restinga und dem Rio Oro), Ulad Itfederari (am Rio Oro), Ulad Taras (südlich von der zuletzt genannten Tribus) und Ulad Sabá, welche das Land an der Bahía del Galgo bis tief in das Innere hinein innehaben.

Alle diese Stämme sind fanatische Mohammedaner, die in steten Streitigkeiten mit einander leben. Jede Tribus zerfällt in zwei Klassen: Fischer und Hirten. Die ersteren leben naturgemäß an der Küste und bilden die Pariahs ihres Stammes, von dessen übrigen Angehörigen sie verachtet werden. Sie führen ein elendes Dasein, wie es schon ihr Aeußeres bezeugt. Ihre Tracht reducirt sich auf einen Schurz um die Hüfte, zu welchem noch bei Vornehmeren ein aus Thierfellen zusammengesetzter Mantel kommt.

Ihre Hütten könnte man füglich Horste nennen, sie bauen sich diese Nester aus ausgeworfenem Tang; bei Regenwetter flüchten sie sich in die Strandhöhlen. Ihre Nahrung besteht aus getrockneten oder gebratenen Fischen. Die Zubereitung der letzteren ist sehr interessant: zwei Steine werden im Feuer erhitzt, bis sie den nöthigen Hitzegrad erlangt haben, dann wird der Fisch zwischen die Steinplatten gelegt und so gebraten, also eine Art Steinkocherei. Als Festspeise gilt geröstetes Gerstenmehl, das sie sich gegen Fische aus dem Binnenlande eintauschen. Diese armen Teufel benahmen sich bei der Rekognoscirungsfahrt Bonelli's sehr unterwürfig, nur durch ihr ewiges Betteln um Zeug, Tabak, Messer, Spiegel u. dgl. wurden sie lästig; doch ist ihnen nie zu trauen, denn alle Schiffbrüchigen, die in ihre Hände fielen, wurden von ihnen grausam behandelt und zu Tode gequält.

Die Mauren des Hinterlandes sehen nicht nur besser genährt aus, wie ihre Stammesgenossen an der Küste, sondern sind auch intelligenter und anstelliger als jene, obwohl sie durch die lang herabwallenden Haare ein überaus wildes Aussehen bekommen. Sie sind auch in der That beständig zu Raub und Mord aufgelegt, weshalb sie die doppelläufige Steinschloß- oder Luntenflinte nie aus der Hand geben. Die einzelnen Tribus leben in ewigen Fehden mit einander, die entweder durch einen Akt der Blutrache oder durch Viehraub hervorgerufen werden. Alle Tribus besitzen Herden von Ziegen, Schafen und Rindvieh, ganz abgesehen von dem unentbehrlichen „Schiffe der Wüste", dem Kameel. Seltener sind Pferde, welche nur bei den Ulad Sba oder Ulad Sabá häufiger sind. Letztere besitzen auch Gersten- und Weizenfelder und sind die einzigen, welche Dattelpalmwälder ihr Eigen nennen. Sie sind überhaupt die mächtigste unter den genannten Kabylen, ihre Handelszüge dehnen sich bis nach Timbuktu und Guinea aus, von wo sie sich Sklaven holen. Mit dem Senegalgebiete stehen sie in regelrechtem, beständigem Handelsverkehre. Sie sind von den anderen Tribus sehr gefürchtet, zugleich aber stehen sie bei diesen in hohem Ansehen, weil sie sich durch eine besondere Rechtgläubigkeit und genaue Kenntniß des Korans vor den übrigen auszeichnen. Leider bringt dieser Glaubenseifer es auch mit sich, daß sie auch im Christenhaß den ersten Rang einnehmen. Von den anderen Kabylen sind nur die Ulad Delim oder Ulad Eddalim erwähnenswerth. Dieser Stamm ist ziemlich reich an Mitgliedern, die sich des zweifelhaften Rufes erfreuen, daß sie unübertreffliche Viehdiebe sind.

Um die neue Besitzung nicht durch kostspielige Kriege zu einer neuen Last des Mutterlandes werden zu lassen, sieht die spanische Regierung vorläufig von jeder Unterwerfung des Binnenlandes ab. Die Küstenbewohner werden durch Geschenke gewonnen, von ihnen hat man auch im Falle eines Aufstandes nichts zu fürchten, da sie elend bewaffnet sind und gegen Mitrailleusen und Kanonen nichts ausrichten können. Mit den kriegerischen Stämmen im Inneren hofft Bonelli in. regen Handelsverkehr zu treten, da es ihm gelungen ist, mit ihnen freundschaftlich zu verkehren und ihnen durch seine Korankenntniß zu imponiren. Die Spanier hoffen den Handel der Sahara-Mauren von St. Louis nach dem Rio Oro und der Bahiá del Galgo zu lenken. Mit einem Schlage wird es nicht gehen, denn alte Handelswege und Traditionen werden nicht plötzlich verlassen oder aufgegeben.

Die spanische Regierung legt in diesen neuen Besitzungen zwei kleine Forts (eigentlich Blockhäuser) an, eines am Rio Oro, das andere an der Bahia del Galgo. Die Sociedad de Africanistas hat drei Faktoreien gegründet, über deren Lage keine authentische Nachricht vorliegt; sie heißen Villa Cisneros, Puerto Badía und Medina-Gatell.

Außer den erwähnten neuen Erwerbungen hat Spanien noch einen weiteren Punkt der afrikanischen Küste nördlich vom Aequator in Besitz genommen; es ist dies der Hafen Ifni an der marokkanischen Küste. Die Geschichte, wie dieser Ort an Spanien gekommen, ist eine echte Cosa de España. In dem Vertrage von Uad Ras, welcher den spanisch-marokkanischen Feldzug beendete, verlangten und erhielten die Spanier die Abtretung von Santa Cruz de Mar Pequeña, eines Hafenplatzes an der Atlantischen Küste Marokkos, der einst in den Kämpfen der Glanzzeit Spaniens durch glorreiche Waffenthaten der Spanier sich einen guten Klang erworben hatte. Es wäre jedenfalls besser gewesen, die Spanier hätten das Cabo del Agua sich abtreten lassen, aber sie folgten eben der platonischen Schrulle und ihre sentimentalen Gelüste wurden befriedigt, der Sultan cedirte ihnen den verlangten Platz, „damit die Spanier dort die Fischerei betreiben könnten, wie sie es in den Tagen Herrera's gethan hätten". Als aber die Spanier den abgetretenen Hafen in Besitz nehmen wollten — konnten sie ihn nicht auffinden, denn Santa Cruz de Mar Pequeña hatte nur aus einem spanischen Kastelle bestanden, welches die Marokkaner nach erfolgter Uebergabe dem Erdboden gleichgemacht hatten. Auch die Angaben der alten Chronisten waren zu vage, um aus ihren Daten die genaue Lage des abgetretenen Platzes ermitteln zu können. Die Folge hiervon war, daß das Kabinet von Madrid sich nicht weiter um die Durchführung des Artikels von Uad Ras kümmerte, welcher von Santa Cruz de Mar Pequeña handelte; man wollte eben die Blamage todtschweigen, was auch um so eher gelang, als Spanien von 1861 bis 1876 der Schauplatz unaufhörlicher Revolutionen großen und kleinen Stils wurde. Erst als die Regierung des Königs Alfonso dem Lande die langersehnte Ruhe brachte, begann man in spanischen Handels- und Gelehrtenkreisen sich mit der Santa Cruz-Frage zu beschäftigen, und das Annexionsfieber der Kolonialstaaten brachte die Frucht zur Reife. Nach langwierigen Forschungen an Ort und Stelle, sowie nach emsigem Studium der alten Chronisten einigte man sich dahin, daß der fragliche Ort in der Nähe des heutigen Ifni zu suchen sei, ja Einige behaupteten geradezu, daß Ifni mit dem Santa Cruz de Mar Pequeña identisch wäre, obgleich Fernandez Duro nachwies, daß Ifni den alten Chronisten unter den Namen Ifiní, Carguessen, Tahagost, Tagaost und San Bartolomé bekannt gewesen ist. Die marokkanische Regierung willigte in diese Interpretation des Friedens von Uad Ras ein und so besetzte Spanien Ifni. Man war spanischerseits vernünftig genug, hier nicht die Presidio-Wirthschaft von Ceuta und Melilla einzuführen, doch ist vorläufig die Bedeutung dieses Platzes eine geringe.

Da aber eine Dampferverbindung zwischen Ifni, Spanien und den Kanarischen Inseln hergestellt werden soll und die kanarischen Fischer auch in diesen Breiten auf Beute stoßen, so kann dieser Hafenplatz immerhin Wichtigkeit für Spanien erlangen. In politischer Beziehung kann bei einem eventuellen spanisch-marokkanischen Feldzuge Ifni der Ausgangspunkt militärischer Operationen besonders gegen die Landschaften Sus und Wadi Draa werden.

Die ostgrönländische Expedition[1].

Von Marine-Premierlieutenant **Garde**. (Deutsch von W. Finn.)

I.

Wie im letzten Berichte erwähnt (s. oben S. 124), hatte die südliche Abtheilung der ostgrönländischen Expedition zu Nanortalik Winterquartier genommen. Nach gut verbrachtem Winter brach nun diese Abtheilung am 16. Mai 1885 auf, um die letzte Reise nach der Ostküste anzutreten und ihrem auf der Heimreise begriffenen Chef, Holm, zu begegnen. Diesmal bestand unsere Expedition aus zwei Europäern, einem Dolmetscher, 16 Grönländern und zwei Frauenbooten. Da ein heftiger WNW-Sturm vom 16. bis 18. Mai das Fahrwasser bei dem Kap Farewell gereinigt hatte, so erreichten wir schon am 23. Mai Alluk auf der Ostküste; hier wurden wir jedoch, wie im vorigen Jahre, wieder vom Treibeise aufgehalten, das in großen Massen längs des Landes nordwärts festlag. Ein Schneesturm löste den anderen ab; da aber mit kurzen Zwischenräumen Seehunde zu uns in die Bucht hineinkamen, so litten wir während unseres dreiwöchentlichen Aufenthaltes keine Noth. Am 23. Juni erreichten wir nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten den nördlichsten Punkt, bis zu welchem wir im Jahre 1883 gekommen waren. Diesmal waren hier keine Heiden, welche uns auf dem

[1] Dieselbe ist am 3. Oktober auf dem Schiffe „Constanze" nach Kopenhagen zurückgekehrt.

Wege nordwärts hätten begleiten können; da aber alle unsere Grönländer große Lust hatten, nordwärts zu kommen, so machten wir uns keine Sorgen. „Kavàngarnisat nuanepatdlagkaok“ (die Heiden sind sehr interessant) sagten sie immer. Bei Ivimiut errichteten wir unser erstes Benachrichtigungszeichen für die Hauptexpedition. Nachdem wir wieder dicht nördlich von Ivimiut einen einwöchentlichen Aufenthalt gehabt hatten, bekamen wir endlich günstigen Wind (Avanak), wie wir uns denselben im vorigen ganzen Sommer vergeblich gewünscht hatten. Wir genossen von den Klippen aus den schönen Anblick, wie eine große Eismasse nach der anderen davonzog, und als sich der Wind ziemlich gelegt hatte, wurden unsere Boote beladen und die Reise fortgesetzt.

Am 2. Juli ruderten wir beim Kap Fischer, Kap Trolle und Kap Tordenskjold vorbei, passirten den mit Eis gefüllten Anoretokfjord und erreichten noch am Abend dessen nördliche Mündung, wo das zweite Benachrichtigungszeichen errichtet wurde.

Am 3. Juli schlugen wir unsere Zelte auf einer kleinen flachen Klippenspitze und circa 1000 Ellen südlich von dem Gletscher Puisfortok auf, und hatten das Glück, am Abend Zeuge eines größeren Eisrutsches zu sein. Unsere abergläubischen Grönländer wurden durch dieses interessante Schauspiel in die höchste Furcht versetzt. Durch diesen Rutsch wurde das Fahrwasser mit einer solchen Menge kleiner Eisstücke bedeckt, daß wir zwei volle Tage an dieser Stelle uns aufhalten mußten. Am 6. Juli passirten wir den Gletscher, und obgleich wir gezwungen wurden, dicht unter demselben vorbeizugehen, so kamen wir doch ohne weitere Gefährdung sowohl hier, wie an der nördlich davon befindlichen langen Küstenstrecke vorbei, wo das Inlandseis sich dicht bis zum Meere vorschiebt. Nach ferneren zwei Tagen erreichten wir das gelobte Land Tingmiarmiut; wir hatten in diesem Jahre nur 51 Tage zu dieser Reise hierher gebraucht, gegen 84 Tage im vorigen Jahre. Diese weit schnellere Reise war den günstigen Eisverhältnissen zu danken, die indeß von den Ostländern als normal bezeichnet wurden, während im vorigen Jahre die Eisverhältnisse besonders ungünstig gewesen seien. Während der ganzen Reise war auch unser Fang außerordentlich günstig gewesen, denn während der 51 Tage fingen unsere vier Kajakleute nicht weniger als 46 Seehunde. Auf Grund dieses Fanges war unser Vorrath an Brod, Conserven u. s. w. sehr wenig angegriffen worden. Dies war um so wichtiger, als wir hier ein Depot errichten sollten, wofern wir gezwungen worden wären, umzukehren, bevor wir mit der Hauptexpedition zusammentreffen konnten. Am 8. Juli ruderten wir über den Tingmiarmiutfjord und trafen hier auf zwei Leute Navfalik's, der selber zum Besuche seines Freundes Okaluatik mit seiner ganzen Familie nach Umanak gereist war. Das von Holm hier errichtete Depot wurde in vorzüglichem, tadellosem Zustande gefunden. Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise in Begleitung aller Kajakleute von Tingmiarmiut nordwärts fort. Die Gegend, die wir jetzt passirten, bildet einen großen Gegensatz zu der südlichen Küstenstrecke: hohe schöne Berge, große regelmäßige Thäler mit murmelnden Bächen und grünem Haidekraut bleiben fortgesetzt sichtbar. Kurz vor der Insel Umanak wurden wir von Navfalik begrüßt, der uns mit sechs Stammesgenossen entgegen gefahren kam. Auf der Insel Umanak fanden wir ein aus vier Zelten bestehendes Lager mit ca. 80 Bewohnern, meist alten Bekannten vom vorigen Jahre. Navfalik war der Ansicht, daß wir Holm in den nächsten Tagen schon treffen müßten, und seine Ansicht bestätigte sich. Auf unseren Wunsch sandte Navfalik einen Kajakmann nach dem nördlicher gelegenen Wohnplatze, um Lieutenant Holm die Nachricht von unserer Ankunft auf Umanak zu übermitteln. Auch war Navfalik gern bereit, uns bei unseren Vermessungen und Untersuchungen in der Umgegend behülflich zu sein. Unsere anthropologischen Untersuchungen, welche hier vorgenommen wurden, bestanden wesentlich in Gesichtsvermessungen; dieselben machten den Eingeborenen viel Vergnügen, zumal die Vermessenen zur Belohnung etwas holländischen Tabak und einen Zwieback erhielten. Unter diesen südlichsten Ostländern fand sich auch nicht einer, der zwei Frauen hatte, dagegen waren fast alle verheirathet, selbst sehr junge Leute. Daß eine Frau mehrere Männer habe, wie von einem angesehenen englischen Gelehrten berichtet wird, ist reine Fabel. Nach der von Lieutenant Holm und Hanserâk vorgenommenen Volkszählung besteht die Bevölkerung der ganzen Ostküste aus 247 männlichen und 301 weiblichen Individuen; demnach ist die Behauptung von einem Weibermangel an der Ostküste nur Erfindung.

Nachdem wir am 11. Juli aus Akorninormiut, dem nächsten nördlich gelegenen Wohnplatze, die Nachricht erhalten hatten, daß man dort noch nichts von Lieutenant Holm wisse, sandten wir das eine unserer Frauenboote mit etwas Proviant nordwärts ab. Vom 12. bis 16. Juli nahmen wir dann im Umanakfjord (von Graah Sehestedsfjord genannt) Untersuchungen vor. Es ist ein tiefer schöner Fjord, der sich in seinem Inneren in mehrere eisgefüllte Arme theilt, begrenzt von steilen, 5000 bis 6000 Fuß hohen, auf den Kuppen mit Eis bekleideten Felsen. Auf vielen Stellen des Fjordes sieht man üppige Vegetation; Seehunde giebt es hier in Menge. Was uns im Umanakfjord besonders interessirte, war der alte Bericht der Ostländer, daß sich hier eine alte Hausruine vorfinden solle, welche nicht von Grönländern herstamme. Wir suchten die Stelle auf und fanden einen höchst dürftigen kleinen Bau, kaum so groß im Umkreise wie ein gewöhnlicher Grönländer Zeltplatz. Der Bau ist, seinen Ueberresten nach zu schließen, durchaus nicht von Nordländern errichtet worden. Wir besuchten noch mehrere andere fruchtbare Stellen, fanden aber nur Ueberreste von grönländischen Zeltplätzen. Als wir am 15. Juli Nachmittags von einem kurzen Ausfluge mit dem Frauenboote nach unserem Lager zurückkehrten, wurden wir durch zwei Kajakleute benachrichtigt, daß Holm auf Umanak angekommen sei. Die Wirkung, welche diese Nachricht auf uns ausübte, vergesse ich niemals; alle Beängstigungen und Kümmernisse für den Fall, daß es der Expedition Holm's auf die eine oder die andere Weise schlecht ergangen sein könne — Alles war in einem Augenblicke vergessen!

Am nächsten Morgen begaben wir uns auf den Weg nach Umanak, wo wir am 16. Juli Mittags ankamen. Bevor wir den Zeltplatz in Sicht bekamen, begrüßten wir unsere Freunde durch einen Salut von neun Schüssen, und wenige Augenblicke danach konnten wir uns die Hände schütteln. Der Tag unseres Zusammentreffens wurde auf prächtigste Weise gefeiert: es gab Chokolade, Portwein, Sherry und Cognac, ja selbst an kleinen Kuchen fehlte es nicht — Alles für diesen Tag gemäß dem Wunsche der Geber aufbewahrt.

Mit Lieutenant Holm's Erlaubniß und mit Benutzung seines Tagebuches geben wir in Nachstehendem ein Resumé seiner Reise und seines Winteraufenthaltes an der Ostküste:

Wie die Leser sich erinnern werden, verließ die Hauptexpedition Tingmiarmiut am 30. Juli v. J.; dieselbe bestand aus zwei Frauenbooten und einem Kajak, besetzt im Ganzen mit acht Westländern und begleitet von vier Booten

der Ostländer. Am 2. August erreichte die Expedition Akorninormiut, den nächsten Wohnplatz nördlich von Umanak. Hier stand nur ein Zelt, lediglich von einer Familie bewohnt, da die übrigen Bewohner nach Igdloloarsuk, dem nördlichsten Wohnplatze an der südlichen Ostküste, abgereist waren. Hier, wie in Tingmiarmiut, wurde der Expedition mitgetheilt, daß das Eis erst vor Kurzem weggetrieben sei; seit vielen Jahren habe es nicht so lange am Lande festgelegen. Bei Akorninormiut fanden sich unter anderen zwei Mädchen, die mit dem Kajak auf Seehundsfang gingen; da sie keinen Bruder gehabt hatten, waren sie von ihrem Vater zu dieser Thätigkeit, die sonst ausschließlich den Männern zufällt, erzogen worden. Auch auf der südlichen Westküste hat es Frauen gegeben, meist eingewanderte Ostländerinnen, welche diesen Sport betrieben, aber die Herrenhutischen Missionare liebten ihn nicht, und deshalb mußte derselbe eingehen. Das Land in dieser Gegend gleicht demjenigen bei Umanak und Tingmiarmiut, ist aber noch vielfach schöner. Noch am 2. August verließ die Expedition Akorninormiut und erreichte am 3. Igdloloarsuk, dessen Bevölkerung äußerst spärlich war. Wo zu Graah's Zeiten große Wohnplätze sich befanden, standen jetzt nur noch einige Häuser und Zelte. Der dicht bevölkerte Platz Umevik, der nördlichste bewohnte Ort, den Graah fand, ist jetzt ganz menschenleer. Seit der Reise Graah's sind die südlichen Ostländer in großen Schaaren nach der Westküste gezogen, haben sich taufen lassen und der Armuth geweiht; es wird wohl auch nicht mehr zu lange dauern, bis der größte Theil von den 135 Menschen, welcher sich im Jahre 1885 noch an der südlichen Ostküste befand, der Verlockung nachgeben und zur Westküste ziehen wird. Graah schätzte seiner Zeit die hier wohnende Bevölkerung auf ca. 550 Seelen.

Hier in Igdloloarsuk sollte es sich zeigen, ob es Lieutn. Holm glücken würde, einige Heiden zu bewegen, mit ihm nordwärts zu reisen. Nach verschiedenen vergeblichen Verhandlungen blieb die Expedition vorläufig ohne sicheren Wegweiser über Umevig hinaus, wo der Ostländer Umerinak überwintern wollte. Die Eskimos, mit denen die Expedition hier in Berührung kam, waren vollkommene Wilde; niemand von ihnen war jemals an der Westküste gewesen oder hatte einen Europäer gesehen, die nach ihrer Annahme übernatürliche Wesen waren. Als die Expedition angerudert kam, wurde sie von diesen wunderlichen Leuten am Strande empfangen. Ihre Tracht war leicht; die Beinkleider bestanden nur aus einem Fellstreifen (der der Frauen war ca. 2 Zoll breit, der der Männer ein wenig breiter, hatte aber Hosenfaçon), angebracht an der Stelle, die vor allem der Verhüllung bedarf. Die Füße waren mit den bis zum Knie reichenden gewöhnlichen Fellstiefeln bekleidet, und den Oberkörper bedeckte ein Sommerpelz von weichem, gegerbtem dünnem Seehundsfell (durchaus dem Waschleder ähnlich). Das lange Haar der Männer wird von dem gebräuchlichen Riemen festgehalten, während das Haar der Weiber in einen Knäuel auf dem Kopfe zusammengebunden ist. Ein Klappmesser, in der Regel aus einigen Stückchen Tonnenreifen verfertigt, wird in einem um den Hals getragenen Seehundsriemen auf der bloßen Brust getragen. Die erwähnten schmalen Beinkleider werden nur im Sommer getragen, während des Winters im Kajak oder Frauenboote werden breitere angelegt. Der Anblick der Europäer hatte natürlich auf diese Heiden eine wunderbare Wirkung; die Männer waren indeß sehr zuvorkommend und brachten sogleich Geschenke, bestehend aus Bärenfellstücken und Seehundsriemen. Die Weiber standen in einiger Entfernung mit den erstauntesten Mienen, schlugen die Hände zusammen und wiederholten oft Sätze wie: „Ist es nicht ein Traumbild?" „Soll ich doch einmal einen Europäer sehen!" Selbstverständlich liefen sämmtliche Leute neugierig zusammen, denn in ihren Augen hatten selbst die geringsten Gegenstände das Ansehen von Zauberdingen. Schon hier begannen die Leute, von welchen die meisten bei Sermilik, dem südlichsten Wohnplatze im Angmagsalik-Distrikte, ansässig waren, Lieutenant Holm abzurathen, in Angmagsalik selbst zu überwintern, da die dortigen Bewohner schlimme Diebe und Todtschläger seien. Man rieth ihnen, weit lieber in Sermilik zu bleiben; merkwürdiger Weise hört man diese Gerüchte bereits an der Westküste, und je weiter man an der Ostküste nordwärts kommt, desto stärker werden sie. Die Erfahrungen der Expedition sollten dieselben bestätigen.

Am 6. August verließ Lieutenant Holm die Gegend von Igdloloarsuk, ungeachtet ihn keiner der Heiden begleitete. Seine beiden Boote mußten nun die ganze Ladung einnehmen, doch die Ruderinnen murrten nicht, obschon ihnen die Beruhigung fehlte, einen Kajakmann in ihrer Begleitung zu wissen. Der einzige Kajakführer der Expedition, Samuel, ein junger Fänger von Kap Farewell, mußte nämlich in dem einen Boote als Steuermann fungiren, dessen Last durch sein Kajak noch erhöht wurde. Es ist einleuchtend, daß es in diesem Augenblicke etwas trübe aussah; doch es galt ein Wagestück, den Heiden zu imponiren und auf diese Weise einige derselben zu veranlassen, mitzugehen. Mißglückte es, dann würde wohl selbst Hanserâk's Eifer abgekühlt worden sein, denn die allerschlimmste Strecke, dort, wo Graah von Hunger, Kälte und Eis gezwungen wurden, umzukehren, war alsbald zu passiren. Obwohl die Eisverhältnisse an diesem Tage nicht günstig waren, wurde zwar der Bernstofsfjord passirt, doch bei Kap Möfting unter 63° 45′ nördl. Br. mußte des Eises wegen das Land aufgesucht werden.

Am 7. August wurde die Fortsetzung der Reise versucht und, während die Boote sich durch das Eis hindurch arbeiteten, wurde plötzlich entdeckt, daß alle Heiden der Expedition gefolgt waren. Die Freude darüber war um so größer, als alle meinten, daß alle Heiden mit nach Angmagsalik gehen würden. Wie schwierig es indessen ist, aus diesen Menschen ihre wirkliche Meinung heraus zu bekommen, wird aus dem Folgenden hervorgehen. Die Heiden waren außerordentlich eifrig, der Expedition zu folgen und alles ging vorläufig so, als wenn alle ein gemeinschaftliches Ziel vor Augen hätten. Am 8. August passirte man den von Graah erwähnten langen Gletscher Kolbergerheide. Dieser Gletscher hat eine sehr große Ausdehnung, ist aber ebenso wie Puissortok viel schlimmer geschildert worden, als er in Wirklichkeit ist: ihm mangelt ein eigentliches Hinterland, und er gehört deshalb zu den Gletschern, welche keine größeren Eisberge liefern. Nach dem Gletscher Kolbergerheide sollte nun der Gyldenlövesfjord passirt werden. Eine kurze Strecke in diesen Fjord hinein liegt der Ueberwinterungsplatz Umevig, wo das eine der mitfolgenden Boote bestimmt zu bleiben gedachte; dagegen wurde angenommen, daß wenigstens zwei von den anderen Booten die Reise nach der Gegend von Angmagsalik mitmachen würden. Um dorthin zu kommen, wo die Fruchtbarkeit und Wohnlichkeit derjenigen Südgrönlands entspricht, mußte man indeß eine weite Strecke passiren, wo das Landeis unmittelbar bis zur Küste geht, und namentlich die gleich nördlich von der Dannebrog-Insel belegene Stelle Ikersuak, wo ein großer und gefährlicher Gletscher zu passiren war; die Heiden hatten übrigens fortgesetzt behauptet, daß es für das Jahr zu spät sei, um dort vorbeizukommen. Als nun

die Boote den Umevikfjord erreichten, erschien es Lieutenant Holm, als wenn die Heiden nach und nach immer mehr in den Fjord hineinsteuerten; er schlug vor, den Kours zu verändern, aber die Heiden antworteten, daß sie mehr nach dem Inneren des Fjordes steuern müßten. Eine Weile verhielt Lieutenant Holm sich ruhig, da er glaubte, daß hier ein besseres Fahrwasser zu finden sein würde; als man aber schließlich auf der anderen Seite des Fjordes sich befand und doch längs der Nordseite offenes Fahrwasser hatte, die Heiden aber trotzdem in den Fjord hineinsteuerten, fragte er sie wieder, weshalb das geschehe. Nun erst erhielt er eine aufrichtige Antwort: es war ihnen darum zu thun gewesen, die Expedition in das Innere des Fjordes hineinzulocken, damit sie bei ihnen überwintern solle. „Wir wollen alle in den Umevik hinein und hier überwintern, und können erst im nächsten Sommer nach Angmagsalik reisen", antworteten die Heiden. „Aber ich reise nach Angmagsalik in diesem Jahre", antwortete ihnen Holm, „oder auch so weit, wie ich kommen kann." Erst eindringlichen Zusprachen Hanseràk's gelang es endlich, einen Wegweiser in der Person des Ilinguaki aus Sermilik für die Expedition zu sichern. Er sowohl wie sein Pflegesohn, ein junger Fänger, waren wohl mehr als durch geistlichen Zuspruch durch die Zusicherung materieller Vortheile bestimmt worden, uns zu folgen: sie konnten aus unserer Tauschhandelskasse eine Auswahl treffen, und der junge Fänger sollte außerdem eine Büchse erhalten.

Durch dieses Arrangement war endlich das Schicksal der Ostküstenexpedition so gut wie gesichert.

Am 11. August wurde die Skrams-Insel unter 64° 50′ nördl. Br. erreicht, wo bis zum 15. August Aufenthalt genommen wurde. Vom 15. bis 25. August arbeitete sich die Expedition wieder vorwärts bis zu dem nördlichsten von Graah erreichten Punkte, dem Benachrichtigungszeichen auf der Dannebrogs-Insel. Heftiger nordöstlicher Wind, ungebrochenes Wintereis, hoher Seegang im Fahrwasser, sowie die Erkrankung von zwei Ruderinnen verursachten, daß die Reisenden nur sehr langsam vorwärts kamen. Die große Bucht, welche Graah „Kjögebucht" nannte, wurde erreicht. Das von ihm aus großen Steinen erbaute Benachrichtigungszeichen war vollständig unberührt; wir trugen dasselbe bis zum Grunde ab und durchsuchten alles mit der größten Sorgfalt, fanden aber keine Spur von der Medaille, welche Graah in seinem Berichte erwähnt. Es wurde nun hier ein Bericht niedergelegt, das Zeichen wieder errichtet und am 26. August verließ die Expedition die Dannebrog-Insel, um über den gefürchteten Ikersuak nach besseren Gegenden vorzudringen. Der erste Tag war nicht interessant; der zwei bis drei Meilen lange Ikersuak, der Sund zwischen dem Gletscher und dem Meereise, war voll von Treibeis, und als die Boote ein gutes Stück in See hinausgekommen waren, um zerstreuteres Eis aufzusuchen, überraschte sie eine heftige nördliche Brise mit Schneetreiben und hoher See, welche die Boote von dem der Heiden trennte; es blieb für Holm nichts anderes übrig, als schleunigst nach dem Lande zu steuern. Die armen Grönländerinnen waren schon bis zum Aeußersten erschöpft und die Fellboote im Eise dem Sinken nahe, als endlich ein Heide im Kajak zu ihnen stieß und die Boote zum Lande führte. Mit Aufbietung der letzten Kraft wurde dies auch am Abend erreicht.

Hiermit war nun die gefürchtete Grenzscheide zwischen den nördlichen und südlichen Gegenden passirt, und die von Umerinak gepriesenen Gefilde lagen vor der Expedition. Nachdem dieselbe am 27. August sich ausgeruht hatte, wurde die Reise am 28. in Begleitung von Ilinguaki fortgesetzt. Er war schon einige Jahre lang nicht in seiner Heimat gewesen und konnte deshalb nur Vermuthungen aussprechen, als die Expedition auf mehreren Stellen in verlassenen Häusern Leichen fand; indessen wurde kurz vor Sermilik ein grönländisches Boot mit den ersten lebenden Menschen aus dieser Gegend angetroffen, die natürlich mit dem erschrecklichsten Geheule begrüßt wurden. Diese Heiden berichteten über eine fürchterliche Hungersnoth, welche in den Wintern 1881/1883 den ganzen Angmagsalikdistrikt heimgesucht und eine Menge Menschen dahingerafft hatte. Während der Schilderung dieser Hungersnoth stießen die Heiden ein gleichsam auf Kommando beginnendes schauerliches Klagegeheul für die Todten aus, das sowohl an der Ost- als an der Westküste üblich, an letzterer jedoch in der Abnahme begriffen ist. Da die Heiden berichteten, daß das Eis bei Sermilik unter der Küste liege, so wurden die Zelte etwas südlich davon aufgeschlagen. Die fremden Grönländer gaben schreckliche Schilderungen über die Hungersnoth: eine Frau hätte ihr Leben nur dadurch fristen können, daß sie die Leichen von ihrem Manne und acht Kindern verzehrte.

Am 30. August erreichte die Expedition den Sermilikfjord; von allen Seiten kamen die Grönländer zusammengeströmt, um sich die wunderbaren Wesen anzusehen, welche Ilinguaki mitgebracht hatte, und erst auf seine Versicherung, daß es wirkliche Menschen seien, wurden die Heiden soweit beruhigt, daß die Mitglieder der Expedition zum „polaren" in den Zelten eingeladen wurden. Man wollte sehr gern die Expedition dazu bewegen, bei Sermilik zu überwintern, und alle riethen eindringlich davon ab, bei Angmagsalik Quartier zu nehmen: Die Einwohner dort seien unzuverlässig und zudringlich, auch herrsche dort in Folge des Verschwindens des „Angmagsalik" genannten kleinen Härings sehr oft Hungersnoth. Hier in Sermilik besaß nicht ein Grönländer eine Schußwaffe; der Pfeil, die Harpune und der Spieß, das sind die einzigen Waffen, mit welchen sich hier die Leute behelfen müssen. Jetzt kam die erste Büchse nach Sermilik, indem der Pflegesohn von Ilinguaki die ihm versprochene erhielt. Wegen der sehr ungünstigen Lage Sermiliks für meteorologische Beobachtungen entschloß sich Lieutenant Holm doch, seinen ganzen Vorrath zu dem eine Tagereise weiter nördlich belegenen Angmagsalik zu führen und dort zu überwintern. Der Wohnplatz Sermilik liegt an dem ca. 15 Meilen langen und breiten Sermilikfjord, der in nördlicher Richtung ins Land hineingeht. An seinem innersten Theile finden sich große Gletscher, welche die größten und zahlreichsten Eisberge in dieser Gegend abstoßen. An der Westseite der Mündung liegt das steile schöne Vorgebirge Cap Tycho Brahe, welches Graah von seinem nördlichsten Platze aus sah. Im Fjorde soll ein sehr reicher Lachsfang stattfinden.

Als am 31. August die Expedition Sermilik gerade verlassen wollte, wurde das Geschrei „Nanok" (ein Bär) gehört und man sah das Thier in nicht weiter Entfernung von den Booten. 15 Kajaks machten sogleich Jagd auf denselben, und zum Lobe des Kajakmannes der Expedition soll angeführt werden, daß er, obgleich er als Steuermann in einem der Frauenboote saß und sein Kajak im Boote lag, doch der dritte war, der seinen Spieß nach dem Bären warf. Das schwer verwundete Thier flüchtete sich auf eine große Eisscholle, aber auch hier wurde es von den Grönländern hart verfolgt und erlag schließlich der Menge seiner Gegner. Unter dem monotonen Gesange der Heiden wurde das erlegte Thier ans Land bugsirt, wo Samuel sofort seinen Antheil an der Beute ausgeliefert erhielt, so daß die Expedition nun weiter reisen konnte. Im Laufe des Tages

wurde die Bucht passirt, die, wie sich später zeigte, König Oskar's Hafen war. In die Bucht münden fünf lachsreiche Flüsse; dieselbe bietet eine der besten Fangstellen der Angmagsalik. Nachmittags um 6 Uhr erreichte die Expedition Tasinsardsik Kangidlek, wo das Winterquartier genommen wurde.

Kürzere Mittheilungen.

Die Auswanderung aus Frankreich in den Jahren 1882 bis 1884.

Einem dem Minister des Inneren von M. Levaillant eingereichten Berichte über die Auswanderung aus französischen Häfen entnehmen wir folgende auf die französische Auswanderung bezüglichen Mittheilungen (s. la Gazette Géographique vom 10. September 1885).

Es giebt jetzt 36 autorisirte Auswanderungsagenturen (10 in Paris, 8 in Havre, 7 in Bordeaux, 6 an verschiedenen Orten der Basses Pyrénées, 3 zu Marseille, 2 zu Modane); ihre Thätigkeit beschränkt sich natürlich nicht auf die französische Auswanderung, sondern umfaßt auch die fremde, insoweit dieselbe ihren Weg über die französischen Häfen nimmt. Die Anzahl der durch sie beförderten französischen Auswanderer beläuft sich in den Jahren 1882 bis 1884 auf 12637 (resp. 4858, 4011, 3768). Im Vergleich zu früheren Jahren kann man demnach sagen, daß die Auswanderung von Franzosen von 1874 bis 1878 abgenommen hat, daß sie von 1879 bis 1881 eine etwas größere Höhe erreichte, im Jahre 1882 eine neue Zunahme zeigte, dann aber bis 1884 wieder langsam abnahm; theilweise muß dies jedoch auf Rechnung zufälliger Umstände geschoben werden, nämlich der Cholera, welche ihre Wirkung auf alle Häfen, besonders auf Marseille während der Monate August, September, October und November äußerte. Die 12637 Auswanderer vertheilen sich dem Alter nach wie folgt: Unter 1 Jahr 179, 1 bis 10 Jahre 1490, 10 bis 20 Jahre 1871, 20 bis 50 Jahre 8376, über 50 Jahre 721. Männlichen Geschlechtes waren 8632, weiblichen 4005 Personen. Handwerker und Industrielle waren 3555, Ackerbautreibende 3823, Angehörige anderer Stände 5259. Dem Alter nach stellt sich die Betheiligung in Procenten: unter 1 Jahr 1,41, von 1 bis 10 Jahren 11,79, von 10 bis 20 Jahren 14,80, 20 bis 50 Jahren 66,28, über 50 Jahre 5,62. Der größte Theil der Auswanderer gehörte mithin dem leistungsfähigen Alter an. Das Verhältniß der Geschlechter in Procenten ist ziemlich dasselbe wie in der Periode 1878 bis 1881: 68,30 und 31,70; man kann dies Verhältniß beinahe das normale nennen. Wiewohl auch jetzt noch mehr Ackerbautreibende als Handwerker und Industrielle auswanderten (30,25 Proc. gegen 28,13 Proc.), war doch ihre numerische Ueberlegenheit nicht mehr so groß als früher.

Die Klassificirung der Auswanderer nach den Departements giebt ein Mittel an die Hand, die wahren Ursachen der Emigration kennen zu lernen, welche man nicht wie in anderen Ländern als natürlichen Abfluß der Uebervölkerung betrachten kann. Für 1884 liegen auch Angaben der Messageries Maritimes vor über die von Bordeaux aus verschifften Zwischendeckspassagiere, welche keiner anderen Kontrole unterworfen sind; hierdurch erhöht sich die Zahl der Auswanderer auf 6100. Alle Departements sind vertreten; über 100 beträgt die Zahl für Hautes Alpes (169), Aveyron (244), Charente (144), Korsika (133), Dordogne (153), Doubs (204), Garonne (107), Gironde (270), Hautes Pyrénées (383), Savoyen (204), Seine (364); über 1000 nur für Basses Pyrénées (1386). Das zuletzt genannte Departement steht, was seinen Reichthum betrifft, durchaus nicht auf der untersten Stufe und ebenso wenig zeichnet es sich durch große Dichtigkeit der Bevölkerung aus. Die Auswanderung kann hier also nicht durch die Ursachen, welchen sie gewöhnlich zugeschrieben wird, zu solch hoher Ziffer — beinahe $1/4$ der ganzen Auswanderung — gesteigert sein. Man kann dieselbe daher nur der Thätigkeit der Auswanderungsagenten und der Macht des Beispiels zuschreiben. Die Bergbewohner aus den Pyrenäen sind in Südamerika als Kolonisten sehr gesucht, und man thut da alles Mögliche, um sie heranzuziehen; die ersten Ansiedler, welche dorthin gingen, zogen dann die anderen durch die Erzählungen von ihrem Erfolge nach sich. Der Ackerbau und die Industrie bedauern schon seit langer Zeit diesen Auszug nach der Fremde, ebenso schadet dieser Umstand der Rekrutirung, da viele Personen dem Dienste entzogen werden.

Die Richtung der französischen Emigration hat sich nicht wesentlich verändert; weder Afrika noch Australien besitzt Anziehungskraft, Alles wendet sich vielmehr nach Amerika. Was unter der Rubrik „Küste von Afrika" figurirt, sind beinahe nur die für die Eisenbahn von Dakar nach St. Louis angeworbenen Arbeiter, welche irrthümlicher Weise unter den Auswanderern mitgerechnet sind; auch die Vertheilung auf die verschiedenen Staaten Amerikas ist beinahe dieselbe wie früher. Es kamen nämlich auf die Vereinigten Staaten 7520, die Argentinische Republik 4869, Uruguay 670, Chili 627, Brasilien 527, die Küste Afrikas 286, Antillen 167, Columbia 91, Mexiko 70, Kanada 69, Peru 52, Venezuela 3, Australien 1, verschiedene Länder 37. Chili ist in die vierte Stelle aufgerückt, die Antillen auf die siebente gesunken; dies sind die einzigen nennenswerthen Veränderungen im Vergleich mit der vorhergehenden Periode.

Auch in Frankreich klagt man darüber, daß es nicht möglich scheint, die Auswanderung nach eigenen Kolonien zu lenken; es wird dies auch durch die französischen Konsuln in denjenigen Ländern hervorgehoben, wohin der Strom der Auswanderung sich richtet. Es heißt, man müsse den Einfluß der amerikanischen Agenten zu vernichten suchen, welche sich bemühen, Auswanderer zu werben, indem man letzteren Vortheile in den französischen Kolonien (namentlich Algerien und Tunesien) verspricht; wenn sich einmal ein Kern dort gebildet hätte, so wäre damit das Eis gebrochen, und es würden auch andere Auswanderer ihre Schritte dorthin lenken.

Eisenbahnen in Japan.

In einem als Parl. paper Nr. 4449 veröffentlichten Berichte behandelt Herr Trench die Eisenbahnen Japans sehr ausführlich, und der Bericht scheint wichtig genug, um einen Theil desselben hier im Auszuge mitzutheilen.

Jede neue Linie bringt die producirenden Gegenden, welche sie durchschneidet, mit den Verbrauchscentren in Verbindung und erhöht demgemäß die Exportfähigkeit des Landes. Es scheint demgemäß wünschenswerth, hier besonders hervorzuheben, welcher Zusammenhang zwischen den vorhandenen Eisenbahnlinien und den verschiedenen producirenden Gegenden besteht.

1. Bestehende Linien.

Die ersten Linien, die angelegt worden sind, nämlich zwischen Tokio und Yokohama und zwischen Osaka und Kobe, haben keinen besonderen Einfluß auf die producirenden Di-

strikte gehabt, obwohl sie unzweifelhaft die Ausfuhr der Produkte nach ihrer Ankunft an den Handelsmittelpunkten Tokio und Osaka erleichtert haben; dagegen hat die Eisenbahnverbindung der Hauptstadt mit Takasaki, die Verlängerung der Kobe-Osakalinie bis Kioto, der Bau der Zweiglinie von letztgenanntem Orte nach Otsu und die weitere Zweiglinie zwischen Nakahama und Tsuruga an der Westküste auf die producirenden Gegenden großen Einfluß geübt.

Die centrale Eisenbahn läuft durch die Provinzen Setsu, Yamashiro, Omi und Etschizen, die alle reich sind und große Mengen Reis, Weizen, Thee und Tabak, vier Hauptausfuhrartikel von Japan, hervorbringen; die Theeproduktion ist am bedeutendsten. Die Linie, welche den Biwa-See und Tsuruga an der Westküste verbindet, ist für den Handel besonders wichtig, da sie die Möglichkeit gewährt, die Produkte und Manufakturen von Etschizen sowohl, als von den angrenzenden Provinzen Kaga, Etschin, Etschigo, Tango und Wakasa, als Reis, getrockneten Fisch und Porcellanwaaren, direkt nach den Märkten von Osaka und Kioto zu bringen, von wo sie nach allen Seiten weiter geführt werden. So wird die lange Seereise von Tsuruga über Shimoneseki und durch die innere See erspart.

Ein Blick auf die Karte von Japan genügt, um zu zeigen, welche große Hindernisse für den Transport im Inneren durch die ununterbrochen von Norden nach Süden laufende Bergkette entstehen. Da ein vollkommenes Wegesystem fehlt, ist der Transport von der West- nach der Ostküste und umgekehrt mit großen Schwierigkeiten verbunden und dem zufolge müssen Waaren, welche zwischen einander absolut nahen, aber an verschiedenen Küsten des Landes gelegenen Orten transportirt werden sollen, über See befördert werden. Daß natürlich aus der Verbindung beider Küsten mittels Eisenbahnen große Vortheile entstehen müssen, ist klar.

Auch die Fortsetzung der Eisenbahn über die Hauptstadt nordwärts hinaus nach Takasaki und Mayebashi und die Verbindung derselben mit der Tokio-Yokohama-Eisenbahn hat für die Producenten gute Früchte getragen, und dieselben sind vielleicht noch auffallender als bei der centralen Linie. Die Takasaki-Linie durchschneidet die wichtigen Provinzen Musashi und Joshiu, welchen die reichsten und produktionsfähigsten Distrikte von Japan angehören, wo die wichtigsten Stapelprodukte, Reis, Weizen, Seide und Thee, in großer Menge angebaut werden. Mayebashi, der nordöstliche Endpunkt der Linie, ist der Mittelpunkt der Seidenindustrie, durch die Joshiu berühmt ist; die zwei Provinzen zusammen erzeugen mehr als ein Drittel der Produktion von ganz Japan und Takasaki ist der Uebergangspunkt für alle Waaren, die zwischen der Nordwestküste und der Hauptstadt befördert werden. Wie wichtig diese Linie für die Producenten ist, kann man daraus schließen, daß sie von Anfang an den Aktienbesitzern einen hübschen Vortheil abgeworfen hat und die Einnahmen mit jedem Monate ansehnlich zunehmen.

2. Linien, die im Bau begriffen sind.

Augenblicklich sind zwei Linien im Bau begriffen, nämlich die zwischen Takasaki und Ogaki (die sogenannte Nakasendo-Eisenbahn) und diejenige zwischen Omiya, einer Station der Uyeno-Takasakilinie, und Utsunomiya. Die erstgenannte Linie hat eine militärisch-administrative, weniger eine kommerzielle Bedeutung. Die Provinzen Shinshin, Hida und Mino, durch welche die Nakasendo-Eisenbahn laufen wird, sind, obwohl zwei derselben verhältnißmäßig reich an Seide sind, doch großentheils gebirgig und dünn bevölkert, und der Handel ist ziemlich unbedeutend. Wie sehr er auch sich entwickeln mag, so besteht doch für den Augenblick kein Grund zu glauben, daß die Linie ertragsfähig sein wird, ehe andere Zweiglinien, welche die Stammlinie mit den wichtigen Mittelpunkten der Industrie in entfernten Provinzen verbinden, angelegt sein werden.

Die Vollendung der anderen oben genannten Linie wird aller Wahrscheinlichkeit nach — sie bringt Utsunomiya mit der Hauptstadt in Verbindung — ebenso große Vortheile abwerfen, wie dies bei der Takasaki-Linie der Fall ist. Utsunomiya ist eine Stadt von großer Bedeutung, liegt in einer fruchtbaren Provinz und an der Heerstraße, die sich von Tokio westlich bis Sendai und Awomori erstreckt und ist der wichtigste Uebergangspunkt für solche Waaren und Produkte, die dem Landwege nach und von der Hauptstadt folgen.

3. Linien, deren Bau in Aussicht genommen ist.

Von diesen Linien würde zunächst die Verlängerung der Linie Omiya-Utsunomiya bis Sendai und über Morioka nach Awomori ohne Zweifel den größten Einfluß auf den Waarentransport und die Entwickelung des internationalen Handels haben, weil die anliegenden Distrikte, wiewohl sie nicht zu den fruchtbarsten Theilen des Landes gehören, doch ziemlich reich an Cerealien sind und die Verlängerung der Linie über Sendai hinaus die Erschließung der kultivationsbedürftigen Distrikte im Nordosten der Hauptinsel zur Folge haben könnte, die durch eine Reihe hoher und wilder Gebirge vom Meere abgeschlossen sind. Auch die Entwickelung der Hilfsquellen von Yezo würde durch diese Linie bewirkt werden, da namentlich die Fischerei noch großer Ausdehnung fähig ist; doch wäre es sehr wohl möglich, daß der getrocknete Fisch auch später über See versandt würde. Auch eine Zweiglinie von Tarui, einer Station an der Nakasendo-Bahn, nach Yokkaitschi, dem wichtigsten Hafen im Golfe von Owari, wird ohne Zweifel für den Handel von großer Bedeutung sein. Die Bedeutung des genannten Ortes ist groß; der gute Ankergrund des Hafens erhöht dieselbe mit jedem Jahre und sowohl als Einfuhr- wie als Ausfuhrhafen wetteifert er erfolgreich mit den Vertragshäfen Yokohama und Kobe.

Die dritte in Aussicht genommene Linie soll die Nakasendo-Eisenbahn (vermuthlich von Uyeda in Shinshin aus) mit einem Hafen auf der Westküste verbinden. Ursprünglich beabsichtigte man Niigata dazu zu wählen; die Vortheile, welche dies verschafft hätte, liegen auf der Hand. Obwohl Niigata als offener Hafen den Erwartungen nicht entsprochen hat, da es nicht Schutz genug gewährt und durch eine Reihe hoher Berge vom Inneren abgeschnitten ist, hat doch der große natürliche Reichthum der Provinz Etschigo und die Lage der Stadt an der Mündung zweier bedeutender Flüsse ihr erlaubt, ihre Stellung als wichtigstes Emporium des Handels auf der Nordwestküste von Japan anderen Städten gegenüber sich zu sichern. Wenn also die Eisenbahnverbindung zwischen Niigata und anderen bedeutenden Mittelpunkten des Handels zu Stande käme, würde sowohl für die Produkte von Etschigo als für die weiter entfernten Provinzen Iwashiro, Uzen und Ugo ein ausgedehnter Markt eröffnet und durch Erleichterung des Transportes der Handel im Allgemeinen angeregt werden. Es scheint jedoch, daß der Mangel an Hafenanlagen in Niigata den Ausschlag gegeben und man darum die Hafenstadt Imamatschi (Nawoye-tsu), welche von allen Orten auf der Westküste der Nakasendo-Eisenbahn am nächsten liegt, zum Ausgangspunkte bestimmt hat. Imamatschi liegt an der Mündung der Sekigawa, etwa 150 Meilen südlich von Niigata. Der Hafen soll nur klein sein, aber für kleine Schiffe, die für den Küstenhandel bestimmt sind, bietet er Vortheile für das Verladen, welche Niigata nicht besitzt.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Das Comité des Palestine Exploration Fund wird in nächster Zeit die systematische Erforschung der Sitten und Gebräuche der heutigen Bewohner von Syrien und seinen Nachbarländern in die Hand nehmen, zu welchem Zwecke ihm in Syrien, Aegypten, Cypern, Kleinasien, dem Hauran, Armenien und dem Euphratthale eine „organisirte Maschinerie von Agenten“ zur Verfügung steht, welche nicht nur die betreffende Landessprache reden, sondern auch das Vertrauen der Eingeborenen besitzen und Leute von Bildung und Studium sind. Es werden zunächst Fragebogen aufgestellt werden, deren Inhalt in 22 Gruppen sich gliedert. Verwandte Gesellschaften, wie die der Antiquare, die für biblische Archäologie, das kgl. Institut der Architekten, die Geographische, Anthropologische und andere Gesellschaften sollen um Mitwirkung bei dem Unternehmen angegangen werden.

— Ueber ein anderes Unternehmen, welches von dem Palestine Exploration Fund ausging, die Untersuchung des Wadi Arabah (im Süden des Todten Meeres) durch Prof. Hull, Major Kitchener 2c., ist kürzlich von Ersterem unter dem Titel „Mount Seir, Sinai and Western Palestine“ der Bericht erschienen. Diese Expedition, welche nur etwa vier Monate dauerte, hat sehr bedeutende Resultate ergeben, nämlich nicht nur eine gute Karte des Wadi Arabah, basirt auf eine Reihe von Dreiecken, durch welche die Aufnahme von Palästina mit dem Rothen Meere in Verbindung gebracht wird, sondern auch einen Einblick in den geologischen Bau des bisher nur ungenügend erforschten Gebietes. Prof. Hull ist der Ansicht, daß sich das Wadi Arabah längs einer Hauptverwerfungsspalte, welche mit derjenigen des Jordanthales zusammenhängt, hinzieht. Terrassen von Mergel, Kies und Sand, welche sich in einer Höhe von etwa 100 Fuß über dem Mittelländischen Meere finden, beweisen deutlich, daß der Spiegel des Todten Meeres einst 1400 Fuß höher als jetzt gestanden und eine Senkung von 200 engl. Meilen nordsüdlicher Erstreckung ausgefüllt hat. Doch stimmt Hull darin mit Lartet überein, daß dieser Binnensee von der Zeit an, wo das Land zuerst aus dem Oceane auftauchte, niemals einen Ausfluß zum Meerbusen von Akabah gehabt hat. Die alten Seebetten im Gebirge Sinai und dem Wadi Arabah, Terrassen in Flußthälern, die großen Dimensionen von Thälern und Schluchten, welche jetzt nur nach heftigen Unwettern Wasser führen, und der eingetrocknete Zustand des Todten Meeres — alle diese Erscheinungen berechtigen Prof. Hull zu der Annahme, daß die früheren klimatischen Bedingungen von Arabia Petraea von den heutigen sehr verschieden gewesen sind. Während dieser regenreichen Periode trug der Libanon ewigen Schnee und Gletscher senkten sich in seine Thäler hinab; das umliegende Land hatte ein Klima, wie heutigen Tages die britischen Inseln, und die Vulkane von Dscholan und Hauran waren damals in voller Thätigkeit. Als dann die Gewässer jenes großen Binnensees zusammenschwanden, erlosch das vulkanische Feuer und das Ausströmen basaltischer Lava hörte auf.

Australien.

— An Auswanderer. Eine australische Zeitung schreibt wörtlich: „Die Kolonien bieten denen, welche mit allen auf Landwirthschaft bezüglichen Arbeiten vertraut sind, sichere Aussicht auf gutes Fortkommen. (Wir möchten auch dies bezweifeln. Die Noth unter den Farmern bestätigt es wenigstens nicht.) Dagegen sollten Personen, welche eine gute Erziehung und Bildung genossen haben und kaufmännische Kenntnisse besitzen, ja bleiben, wo sie sind. In Australien giebt es Tausende von Solchen, welche vergeblich auf Anstellung und Beschäftigung warten.“

— In Südaustralien hat das Parlament endlich den Beschluß gefaßt, daß die freie und assistirte Einwanderung aus Europa auf Kosten dieser Kolonie aufhören solle. Die Masse der unbeschäftigten und verarmten Leute in Südaustralien hätte diesen Schritt schon früher verlangt. Gleichzeitig aber haben die Herren des Parlaments an sich gedacht und genehmigt, daß von nun ab die Parlamentsmitglieder für jeden Tag ihrer Anwesenheit im Parlamente 2 Pfd. St. 2 sh. oder 42 Mark an Diäten erhalten sollen. Das wäre freilich nicht nöthig gewesen. Die Kolonie ist mit 17052200 Pfd. St. bei einer Bevölkerung von erst 319291 Seelen (am 1. Juli 1885) tief verschuldet, und das letzte Jahresbudget schließt wieder mit einem Deficit von 709240 Pfd. St. ab. Sehr richtig warnte kürzlich ein Parlamentsmitglied, auf dieser schiefen Bahn fortwährender Anleihen weiter zu gehen. Das könnte sonst leicht zu „national insolvency or repudiation“ (Bankerott) führen.

Nordamerika.

— Die amerikanische Walfischfängerflotte in der Beringsstraße hatte nach bis zum 12. Juli reichenden Mittheilungen ziemlich gute Geschäfte gemacht; sieben Dampfer und 26 Segelschiffe hatten 110 Wale erlegt. Zwei Schiffe sind ganz verloren gegangen, ein anderes wurde schwer beschädigt, konnte aber die Fahrt fortsetzen; einige Menschenleben sind verloren gegangen. Erst am 10. Juni gingen die Fische durch die Beringsstraße in das Eismeer; die Schiffe, welche schon früher dorthin vorgedrungen waren, sahen keinen Fisch, während die im Beringsmeer gebliebenen gute Jagd machten.

— Die amerikanische Raubfischerei droht einen der wichtigsten Fische, den Heilbutt, auszurotten. Noch im Jahre 1879 liefen allein von Gloucester in Massachusetts 40 Schiffe nur zu seinem Fange aus und die Ausbeute belief sich auf 14637000 Pfund. In diesem Jahre ist kaum noch ein Viertel der Schiffe beschäftigt und man rechnet auf einen Fang von höchstens 3 bis 5 Millionen Pfund. Die Bemühungen der U. S. Fish Commission, dem Fische, wenn er zum Laichen aus dem tiefen Wasser in flacheres aufsteigt, eine gesetzliche Schonzeit auszuwirken, sind bisher vergeblich geblieben. Auch hier wird wieder ein gutes Stück Nationalvermögen augenblicklichen Gewinnes wegen schmählich vergeudet.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVIII. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

IV.

Diesmal wurde ein längerer Aufenthalt in Susa genommen. Die Stadt, obschon ohne natürlichen Hafen, war zu allen Zeiten von großer Wichtigkeit. Hier hatten die Karthager eine ihrer Hauptniederlassungen; in Hadrumetum hatte Hannibal seine Operationsbasis, als er nach der Ebene von Zama zog, und hier fand er Schutz nach seiner Niederlage. In den Bürgerkriegen hielt es der Pompejaner Cajus Considius besetzt und schlug einen Angriff Cäsar's siegreich zurück, erst nach der Entscheidungsschlacht bei Thapsus konnte der Sieger die Stadt in Besitz nehmen. Unter den Kaisern nahm sie einen ungeheuren Aufschwung; von Trajan zur Kolonie erhoben, trug sie fortan den Namen Colonia Concordia Ulpia Trajana Augusta Frugifera Hadrumetina und war der große Hafen der Provinz Afrika, von dem aus Straßen nach allen Hauptstädten, nach Mactar, Zama, Sufes, Sufetula, Cillium und zahlreichen anderen liefen. Hier gelangten die reichen Weizenernten zur Verladung, daher der Name Frugifera. Damals wimmelte der künstliche Hafen von Schiffen, welche die Waaren Italiens und des Orientes brachten; die überall zerstreuten Trümmer von Marmor- und Granitsäulen geben noch eine schwache Vorstellung von der Pracht der Stadt zur Römerzeit.

Diocletian machte Hadrumetum zur Hauptstadt der neuen Provinz Byzacena. Von den Vandalen wurde ein Theil des Mauerringes gebrochen; daß sie sonst Zerstörungen in der Stadt verübt, wird nicht berichtet, aber von den Reisenden als selbstverständlich angenommen. Belisar wurde natürlich als Befreier begrüßt, aber der Sturz des Vandalenreiches wurde der Stadt verderblich; nach Belisar's Abberufung und der Niederlage des Patricius Salomon gelang es den von Stotzas geführten Maurusiern, sich durch List der Stadt zu bemächtigen und sie völlig auszuplündern. Zwar brachte die List eines Priesters, die Procopius (de bello Vandalico II, 23) erzählt, die Stadt wieder in die Gewalt der Kaiserlichen, aber ihre Blüthe war geknickt. Justinian stellte die Mauern wieder her und verlieh der Stadt den Namen Justiniana, aber die entsetzlich verheerte Provinz blieb in der Gewalt der Maurusier und der Handel konnte sich nicht erholen.

Wann die Stadt den Arabern in die Hände gefallen, ist nicht mit Sicherheit nachgewiesen; als 666 Moawia ibn-Hudeidsch die Griechen unter Gregorius, der sich in Suffetulae ein fast unabhängiges Reich gegründet, bei dem Amphitheater von Thysdrus schlug und Kairuan gründete, war Hadrumetum noch in griechischen Händen. Bald darauf finden wir es arabisch unter dem Namen Susa, nach Barth eine Verstümmelung von σώζουσα, der griechischen Uebersetzung des Beinamens Frugifera. Die Araber leiten den Namen von Sussa, Wurm, ab; aber die Erklärung, die sie dafür geben, ist eine jener etymologischen Spielereien, in denen sich die arabischen Schriftsteller der späteren Zeit gefallen. Jedenfalls wurde die Stadt von den Arabern nicht zerstört, ging also wohl durch Vertrag in ihren Besitz über, wie manche andere Stadt in Südtunesien, die sich aus Furcht vor den Maurusiern den Arabern in die Arme warfen, als die Kahina ihre Mauern schleifen wollte. Der Aghlabite Ziadet Allah ließ 827 die etwas verfallenen Mauern wieder aufrichten und von hier ging die Flotte aus, welche das erobernde Heer nach



Susa vom Meere aus. (Nach einer Photographie.)



Kairuan. (Nach einer Photographie.)

Sicilien trug. El Bekri fand sie noch in voller Blüthe; noch stand am Ufer der kolossale Tempel, der den Schiffern aus Sicilien als Landmarke diente und den sie el Fintas, den Täuschenden, nannten. Erst mit der Türkenzeit begann der Verfall; Andreas Doria überfiel die Stadt und plünderte sie völlig aus; noch einmal 1774 wurde sie vom venetianischen Admiral Angelo Emo bombardirt und halb zerstört; der Hafen wurde unter der Janitscharenherrschaft unbrauchbar und versandete; trotzdem kam die Stadt immer wieder empor und ist heute noch, obschon nur noch 8000 Einwohner zählend, relativ wohlhabend. Die Schiffe müssen freilich auf einer unsicheren, bei Stürmen sehr gefährlichen Rhede ankern, nur für die Ausschiffung von Personen und Waaren hat man einen Steindamm mit anschließender Landungsbrücke errichtet. Ein guter Hafen wird Susa alsbald seine Bedeutung zurückgeben, denn Susa ist nicht nur der natürliche Ausgangspunkt für den ganzen Sahel, sondern auch für Mitteltunesien und selbst für Südostalgerien. Von Tebessa, dem alten Theveste, her zieht sich eine Reihenfolge fruchtbarer Thäler, in denen sich eine Stadtruine an die andere reiht; heute streifen dort nur ein paar Araberhorden, aber eine Eisenbahn ist von Uëd Zenati bei Konstantine über Aïn Beida nach Tebessa und von da weiter nach Susa schon projektirt und wird der Gegend ihre alte Prosperität zurückgeben.

Von dem alten Hadrumetum ist wenig übrig geblieben; ein ungestalter Mauerklumpen aus Blockwerk ist fast der einzige Rest, der sich noch über die Erde erhebt. Nahe



Südwestlicher Seiteneingang der Großen Moschee in Kairuan. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

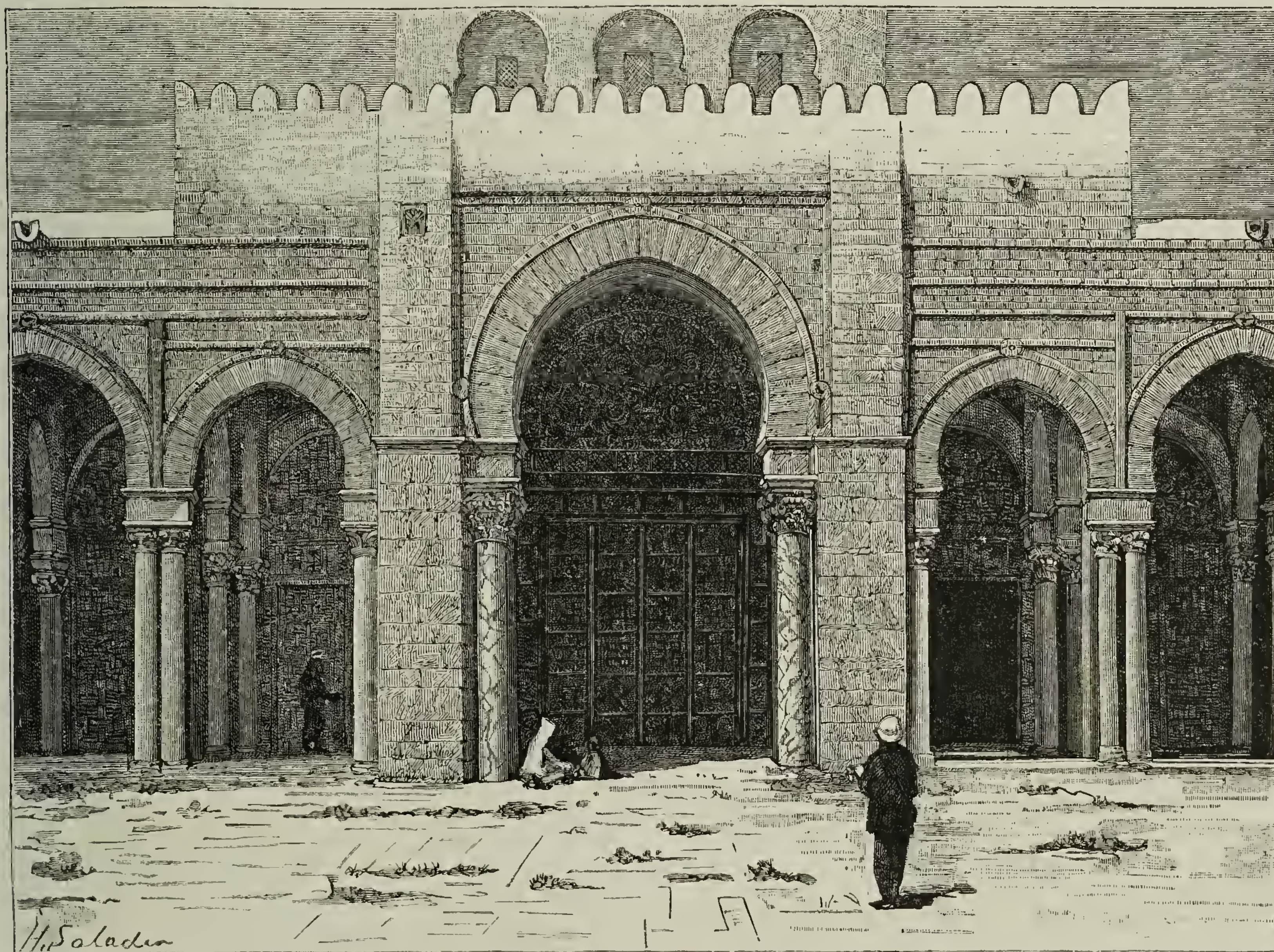
dabei ist der Eingang in eine Grabhöhle, die ganz den phönicischen Gräbern gleicht, wie sie Renan in Syrien fand und wie man sie neuerdings auch in der Nekropole von Karthago aufgedeckt hat. Es ist eine nahezu viereckige Kammer, in deren Wände die Räume für die Aufnahme der Sarkophage hineingearbeitet sind; allem Anscheine nach ist sie schon im Alterthume geplündert und dann von Neuem wieder als Grab verwendet und mit einer Art Treppe versehen worden.

Im Olivenwalde westlich von der Stadt findet man, wo immer man gräbt, Römerspuren, besonders Mosaiken; ein großes, schon vor 30 Jahren gefundenes stellte das kretische Labyrinth dar mit dem Minotaur und der Inschrift: Hic inclusus vitam perdit. Auch vor Kurzem wurde wieder, kaum verdeckt, beim Aufschlagen eines Zeltes ein Mosaikboden mit allegorischen Figuren gefunden. Ueberall sind Trümmer von Thongefäßen zerstreut, zwei Sorten angehörend, die einen aus sehr feiner Masse mit Reliefverzierungen und einem glänzend rothen Firnißüberzuge, die anderen heller, matt und ohne Verzierung. Die von dem Militärarzte Dr. Vercoutre angestellten Nachgrabungen haben erwiesen, daß der ganze Südabhang des Hügels, welcher die Kasbah trägt, nur aus angehäuften Scherben besteht. Die Kasbah selbst soll nach Daux auf den Trümmern eines phönicischen Tempels stehen; in ihren arabischen Mauern sind vielfach Trümmer antiker Bauten eingemauert.

Die Moscheen waren für Ungläubige früher unbedingt

unzugänglich; mit dem Protektorate hat sich das rasch geändert und die beiden Forscher erhielten nicht nur die Erlaubniß, sie zu besuchen, sondern der Gouverneur des Sahel gab ihnen sogar in der Person des Verwalters der Habbus (Moscheengüter) den gelehrtesten Mauren Susas, Sidi Mohammed Lazousa, als Führer mit. Dieser machte freilich im Anfange allerhand Ausflüchte und führte die Reisenden überall hin, nur nicht in die Moscheen, aber schließlich mußte er sich doch fügen und brachte sie in die große Moschee, die, von dem Aghlabiten Mohammed ben Ibrahim erbaut, in ihrem Aeußeren wenig Merkwürdiges bietet; das Innere konnte, da gerade zahlreiche Gläubige ihre Andacht verrichteten, nicht besichtigt werden. Interessanter ist die in der Nähe befindliche Medressa (Schule), welche sich in den Trümmern des Kasr er-Ribât befindet, einer Art Citadelle, welche el Bekri beschreibt. Das Thor ist mit dünnen Bronceplatten in originellen Mustern bekleidet, im Inneren ist ein Hof von hohen Bäumen beschattet und von kleinen Zellen umgeben; die Zahl der Studirenden ist übrigens sehr gering. Die Anlage rührt von dem Aghlabiten Ziadet Allah her, demselben, dem Susa auch seine noch erhaltenen Mauern verdankt; sie war ganz zerfallen, wurde aber 1848 von Mohammed el-Hattab, dem damaligen Ukil (Intendanten) der zugehörigen Güter, wieder einigermaßen hergestellt.

Mehrere Moscheen und auch die von el-Aghlab ben Ibrahim erbaute Kubbah des Sidi bu Fetâta boten wenig Interesse, aber als die Forscher von dort weggingen,



Bab el-Behu, das Hauptthor der Großen Moschee von Kairuan, vom Hofe aus gesehen.
(Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

fielen ihnen auf dem Boden lateinische Buchstaben auf und Nachgrabungen mit Hilfe einiger Soldaten brachten eine Inschrift zu Tage, welche, zum ersten Male in Susa, den Namen Hadrumetum enthält.

Während ihres ganzen Aufenthaltes in Susa genossen die Reisenden die Gastfreundschaft des Gouverneurs der Provinz Sahel, des Sidi Dschelluli, des Sprößlings einer alten Fürstenfamilie aus Sfax, welche ihre Stellung auch neben dem Despotismus der Beys behauptet hat, und in der das Amt des Gouverneurs fast erblich gewesen ist. Dschelluli hat sich jederzeit als Freund der Franzosen erwiesen und verstanden, sein Gebiet ruhig zu halten; sein Sohn hat im Collège Sadiki in Tunis eine gute Erziehung genossen.

Von Susa nach dem nächsten Reiseziele, dem heiligen Kairuan, kann man vermittels einer Pferdebahn in einem halben Tage gelangen; auf ebenem Boden fährt es sich auf den offenen Wagen auch ganz gut, kommt aber eine Senkung, so wird die Sache einigermaßen unbehaglich, man hängt die Pferde ab und läßt die Wagen laufen, bis sie von selbst wieder stehen bleiben. Die Bahn hat den Franzosen in der Revolutionszeit übrigens sehr erhebliche Dienste geleistet, denn sie gestattete ihnen Kairuan zur Operationsbasis für das Innere zu machen und dadurch Nord- und Südtunesien völlig zu trennen. Unsere Reisenden ziehen aber trotzdem vor, die Strecke in kleinen Tagereisen zu Pferde zurückzulegen, um in der Untersuchung der Alter-

thümer unbehindert zu sein. 10 km weit erstreckt sich ein ununterbrochener Olivenwald, in dem man gerade mit der Ernte beschäftigt ist. Schon nach drei Stunden wurde das erste Nachtquartier erreicht, das Lager am Uëd Laya, einer der Posten, welche die wichtige Straße decken, damals immer noch mit zwei Kompagnien Infanterie belegt. Hier ist wieder die ganze Ebene kahle Einöde, nur mit wilden Artischocken bewachsen, an deren Fruchtböden die arabischen Begleiter sich delektiren. 2 km weiter sind ausgedehnte Trümmer einer Stadt, doch ohne erkennbare Ruinen; dann gelangt man an eine noch ziemlich erhaltene römische Doppelcisterne und wenig später an das Lager von Sidi el-Hani, den Hauptposten zwischen Susa und Kairuan, in dessen Umgebung sich schon eine Art Städtchen gebildet hat, leider zum großen Schaden der benachbarten Ruinen, welche das Material liefern müssen. Wirthe, Viktualienhändler und Marketender bilden hier, wie überall, den Kern einer neuen Ansiedelung, welche, wie die römischen bei den Legionslagern und so manche in Algerien, mit der Zeit zu einer Stadt werden wird.

Sidi el-Hani liegt an einem wichtigen Passe, auf einer ziemlich schmalen Landzunge zwischen zwei Sebchas, die im Winter zu Seen werden und nur im Hochsommer ohne Gefahr passirt werden können. Spuren eines Theaters beweisen, daß auch im Alterthume hier ein nicht unbedeutendes Bevölkerungscentrum stand, dessen Name freilich nicht auf uns gekommen ist. Etwa 1 km vom Lager entfernt erhebt sich ein Thurm in Blockmauerwerk, Kasr Talga von den Arabern genannt; auch die Säulen sind gemauert, das Ganze ist eine ärmliche Nachahmung der prachtvollen Mausoleen, die man in Nordtunesien findet.

Nach einem kurzen Marsche, während dessen in den Sümpfen eine Anzahl Enten erlegt wurden, gelangten die Reisenden zum Posten am Uëd Zarud; dieser in den See Kelbia sich ergießende Fluß führt das ganze Jahr Wasser und ist seines schlammigen Bodens wegen im Winter gefährlich zu passiren; aber die für die Eisenbahn erbaute Brücke macht jetzt das Durchwaten unnöthig. Hier hat man die heilige Stadt Sidi Okba's schon vor Augen, und sie erscheint imposant genug: eine lange Zinnenmauer mit Rundthürmen, die weißen Häuser überragt von zahlreichen Minarets, die aber alle zurücktreten gegen den Thurm der großen Moschee.

Die nächste Umgebung der heiligen Stadt ist erfüllt von Abfällen aller Art und durch die Winterregen theilweise in einen Sumpf verwandelt, aber der Damm der Eisenbahn bietet jetzt einen sicheren Weg bis zum Thore von Susa. Durch enge gewundene Gassen reitend, verfolgt von der Straßenjugend mit dem ewigen „Gib Sordi“ (gieb Sous) gelangen die Reisenden vor den Dar el-Bey, wo der Stadtcommandant sie freundlichst willkommen heißt. Ein Zimmer ist für sie bereit, aber das Treiben auf den Straßen lockt sie noch vor dem Frühstücke wieder hinaus. Zunächst in die beiden Suks (Bazare), in welchen besonders die Kupferschmiede auffallen, welche eine etwas plumpe, aber originelle Waare verfertigen, deren ständige Verzierung, Kameele und Fische mit seltsamen Arabesken, die Reisenden später auf den Wollendecken von Kaffa wieder antrafen. Kairuan besitzt jetzt ein gutes Hotel, dessen Wirth, nur unter dem Namen Ernesto bekannt, das Factotum für Officiere und Reisende ist, und am Abend führen die Soldaten in der heiligen Stadt, der Pforte des Paradieses, Lucrezia Borgia auf.

Der Ruf von mindestens einem Dutzend von Muezzins erweckt die Reisenden am folgenden Morgen schon früh und sie folgen ihm baldigst nach der großen Moschee. Die Eingeborenen in den Straßen tragen nicht die schöne Maurentracht von Tunis, die glänzenden gestickten Jäckchen, die weiten Hosen; Kairuan ist Araberstadt und dem Araber genügt ein zerlumpter Burnus und ein schmutziger Haik; die Uled Zlaß, die Bewohner der Umgegend, sind nur in ein graues Tuch gehüllt, das an die römische Toga erinnert. Einzelne Straßen sind mit gesalzenen Rindshäuten belegt; hier wohnen Gerber und sie benutzen die Füße der Passanten, um die Häute geschmeidig zu machen. Endlich gelangt man an die mächtige weißglänzende Mauermasse der Moschee, in welcher sich in gewissen Abständen Thore öffnen. Durch das mittlere treten die Reisenden in den Moscheenhof, in welchen sich auch das Hauptthor der Moschee, Bab el-Behu, öffnet. Ringsum läuft ein doppelter Portikus, von doppelten Marmorsäulen getragen, mit Kapitälen wie an manchen byzantinischen Bauwerken. Von einem viereckigen Minareh, der Thür gegenüber, aus hat man den schönsten Ueberblick über die heilige Stadt und die öde Ebene, welche sie umgiebt, wie das Meer eine Insel; nur ganz fern am Horizonte erscheint die düstere Masse des Dschebel Ußelet und südlich davon der höckerartige Rücken des Dschebel Trozza. Die weithin sich erstreckenden platten, glänzend weißen Dächer, die Kuppeln und Minarets bieten in ihrer Gesammtheit einen feenhaften Anblick, das ist eine ganz neue fremde Welt, eine fremdartige, uns unbekannte Civilisation, eine von uns durchaus verschiedene Bevölkerung, das ist noch echtes, unverfälschtes Araberthum, noch kaum in Berührung gekommen mit der Civilisation des Abendlandes. Der Araber der Jetztzeit ist jedoch furchtbar heruntergekommen, aber bei diesem Anblicke vergißt man seine absolute Indifferenz gegen die Religion, deren Gebräuche er ohne innere Ueberzeugung mitmacht (?), seine Niederträchtigkeit, seine naive Spitzbüberei und denkt nur an seine Herrlichkeit zur Zeit, wo die heilige Stadt gegründet wurde.

Die ostgrönländische Expedition.

Von Marine-Premierlieutenant **Garde.** (Deutsch von W. Finn.)

II. (Schluß.)

Das Tagebuch berichtet nun über den Aufenthalt hier: Wir waren noch nicht lange hier gewesen, als auch schon die Wahrheit der Aussagen der Sermiliken über die Angmagsaliken, daß sie sehr aufdringlich seien, bestätigt wurde; nachdem alle wie gewöhnlich in unserem Zelte empfangen und Schnupftabak und kleine Geschenke vertheilt worden

waren, sie auch die Erfindungen der civilisirten Welt gesehen hatten, wünschten wir, während wir speisten, allein zu sein. Obgleich wir ihnen dies sagten, so glückte es uns doch erst, nachdem das Zelt von oben bis unten zugebunden war, und auch dann machten sie sich kleine Oeffnungen, um zu uns hineinzusehen. Die Grönländer waren selbstverständlich erstaunt darüber, die „Kavdlunaker" (Europäer) zu sehen und zu hören, daß sie dort bleiben und bei ihnen überwintern wollten. Es lag hier ein großes, von ca. 50 Personen bewohntes Haus und in ungefähr 20 Minuten Entfernung davon die Ruinen eines anderen, das seit langer Zeit nicht bewohnt gewesen war. Die Ruinen bestanden aus einer übergrasten Aushöhlung in der Erde und einigen sehr verfallenen Mauern, die nach der landesüblichen grönländischen Baumethode aus Steinen und Grastorf errichtet waren; auch fanden sich die Ueberreste eines langen schmalen Ganges, der in schräger Richtung zu dem Hause hineinführte, dagegen wurden keine Spuren von Holzwerk gefunden. Es wurde beschlossen, diese Ruine auszubessern und als Winterhaus einzurichten. Sie lag beinahe ganz frei auf einer kleinen Landzunge; etwas hinter dem Hause schnitt ein kleiner, von hohen, steilen, malerischen Felsen begrenzter Fjord ins Land hinein. Von NO bis SO hatte man eine Aussicht über die schönen Gebirgspartien des Angmagsalikfjordes und das nahe daran liegende Cap Dan. Stieg man ein wenig das Gebirge hinan, dann hatte man einen Ueberblick über alle bewohnten Stellen am Angmagsalikfjord; sie lagen zerstreut längs dessen Ufer und bestanden je nur aus einem Hause. Die Oertlichkeit wurde als eine ausgezeichnete Fangstelle gerühmt; sie lag, was für eine meteorologische Station von Wichtigkeit ist, frei vor allen Winden.

Die folgenden Tage bis zum 13. September wurden zur Reparatur des Hauses benutzt. Wir hatten beständig eine Menge Besucher, denn vom ganzen Fjord kamen die Leute, um die Kavdlunaker zu sehen. Wohl waren die Leute erstaunt, Europäer zu sehen, doch nicht in dem Maße, als man hätte voraussetzen sollen; sie waren durch die Erzählungen ihrer Angekokker (Zauberer) über fabelhafte Bewohner des Binnenlandes, deren Gestalt und Wesen, auf ganz Erstaunliches vorbereitet. Was sie am meisten verwunderte, war, daß die Europäer ihre Sprache nicht verstanden; indessen lernten sie bald, die Dolmetscher zu benutzen. Im Ganzen fanden sich im Angmagsalikfjord sieben Wohnsitze, jeder aus nur einem, aber großen und guten Hause bestehend, das ca. 50 Personen fassen konnte. Früher sind hier weit mehr Menschen gewesen, doch das Inlandseis hat sich ausgedehnt, die Angmasätter (kleine Häringe) sind beinahe verschwunden, der Walfang hat ebenfalls aufgehört (seitdem die Waler im Danmarkssunde die Jagd begonnen haben), und selbst der Seehundsfang ist häufig nur wenig ergiebig. Die Erzählungen, welche man im südlichen Theile des Landes hört, daß die Angmagsaliker morden, um ihre Opfer zu verzehren, sind sehr übertrieben. Wohl kommen auch hier Todtschläge vor, und die Angmagsaliker verzehren auch in Zeiten der Hungersnoth die Leichen von Verstorbenen, aber schlechtweg Kannibalen kann man dieselben nicht nennen. Unter den besten Umgangsfreunden der Expedition fanden sich drei Mörder; eine unserer Ruderinnen wurde zu Anfang aus Angst vor den Angmagsaliken krank: dieselbe war nämlich von sehr üppigem Körperbau, und als nun die Heiden kamen und alle Theile ihres Körpers betasteten, um sich über ihre guten Proportionen zu freuen und sie sogar aufforderten, die Stiefel und Beinkleider auszuziehen — da glaubte sie ihre letzte Stunde gekommen. Das Eis lag in dieser Zeit bald näher und bald ferner vom Lande, je nachdem der Wind wechselte, war aber im Ganzen genommen von keiner großen Mächtigkeit. Der Hausbau schritt rasch vorwärts; von den Bewohnern wurde Treibholz eingetauscht, auch das eine ziemlich ramponirte Frauenboot wurde aus einander genommen, der Fellbezug über das Dach gelegt und das Holzwerk zur Absteifung des Hauses verwandt. Beim Einhandeln des Holzes und der Lebensmittel waren viele Schwierigkeiten zu überwinden; die Heiden verstanden sich nämlich sehr gut aufs Feilschen. Glücklicher Weise wurde es der Expedition trotzdem nicht schwer, sich Treibholz zu verschaffen. Außerdem waren von der Westküste sechs zugeschnittene Bretter mitgenommen worden, und Hanseråk hatte auf der Reise zwei schöne Fenster mit Scheiben fabricirt.

Am 13. September war das Haus soweit fertig, daß der Proviant und alle anderen Sachen, welche nicht mit auf die Reise nordwärts genommen werden sollten, fortgepackt werden konnten; noch an demselben Tage verließ die Expedition mit einem jungen Grönländer aus dem Nachbarhause als Wegweiser Angmagsalik. Die Ruderinnen hatten zwar jetzt nicht mehr viel Lust, weiter zu reisen, doch der Wunsch, alle Bewohner der Ostküste vor der Rückkehr zu sehen, ermunterte sie zur Ausdauer. Schon vor unserer Abreise war das Wetter ziemlich unruhig gewesen, und nach derselben gehörten während der nächsten fünf Tage Sturm und Regen zur Tagesordnung. Die Erzählungen über die bei Sermiligak wohnenden Fangleute lauteten immer schlimmer und es kam sogar so weit, daß die Expedition ersucht wurde, die beiden gefürchteten Mörder Ago und seinen Stiefsohn Maratte zu erschießen. Die Expedition erreichte am 19. September den Sermiligakfjord. Auf einer niedrigen Insel mitten in der Fjordmündung lag der Wohnplatz; hier überraschten wir zwei Grönländer, welche damit beschäftigt waren, einen Seehund aus Land zu ziehen. Sowie uns der eine derselben entdeckte, flüchtete er sofort und verbarg sich, während der andere seine Arbeit vollendete und ruhig stehen blieb, jedoch in guter Entfernung von der Küste. Nachdem unser heidnischer Kajakmann ihm erklärt hatte, wer wir seien, kam er zu uns; er erzählte, daß der andere Mann sein Bruder Maratte sei, bezüglich dessen uns wohl schon das (wie sich nachher herausstellte, unbegründete) Gerücht gemeldet haben werde, daß er im vorigen Jahre auch seinen Stiefvater ermordet habe. Als Maratte hörte, wer wir seien und weshalb wir nach ihrem Lande gekommen, kam auch er zu uns hin und war sehr liebenswürdig.

Am 20. September bestiegen wir den höchsten Punkt einer östlich von der Mündung des Sermiligakfjords belegenen Insel. Hier, auf dieser ca. 1600 Fuß hohen Spitze, wurde ein sechs Fuß hoher Steinhaufen errichtet und in demselben folgender Bericht niedergelegt:

„Die Frauenbootexpedition nach der Ostküste von Grönland erreichte diesen Punkt (östlich vom Sermiligakfjord) den 20. September 1884. Im Namen des Königs von Dänemark nahmen wir die von uns als — soweit bekannt — den ersten Europäern bereiste Strecke in Besitz und nannten das Land „Christian des Neunten Land" und diese Insel „Erik des Rothen Insel". Auf dem Meere ist kein Eis, wir kehren zurück, um bei Tasiusarsik (Angmagsalik-Fjord) zu überwintern. Alles wohl!"

Sämmtliche Europäer und Grönländer unterschrieben, der Dannebrog wurde auf der Spitze gehißt, das Land in Besitz genommen, und die Taufhandlung mit einem Glase Rum bekräftigt.

Nach der Rückkehr von dieser Expedition am Nach-

mittage trafen wir Maratte und seinen berüchtigten Stiefvater Ago beim Zeltplatze. Einige unserer Ruderinnen, welche hier zurückgeblieben waren, hatten die furchtbarste Angst ausgestanden. Maratte wollte sofort eine derselben zur Frau haben, aber dies sowohl, wie sein Wunsch, während der Nacht im Zelte zu schlafen, wurde abgeschlagen, wodurch er sich sehr beleidigt fühlte, da die Gastfreiheit der Heiden so weit geht, daß sie dem Fremden einen Schlafplatz entweder zur Seite der Hausfrau oder einer anderen Schönen des Hauses anweisen.

Von der nahe belegenen Insel Leif des Glücklichen, wo auch ein Steinhaufen errichtet und ein Bericht niedergelegt wurde, hatte man nordostwärts eine ca. 7 Meilen weite Uebersicht über die Küste. Die hier vorgenommenen Vermessungen in Verbindung mit einer Menge Aufklärungen, die Lieutenant Holm über die nördlich belegene Küste von den Angmagsaliken erhielt, welche von Zeit zu Zeit des Fanges wegen diese Gegenden besuchen, setzen ihn in den Stand, nicht nur eine ungefähre Karte über die Gegenden bis zum 68° nördl. Br., sondern auch eine ziemlich genaue Beschreibung derselben zu geben. Der Hauptinhalt aller Berichte ist, daß die Küste nordwärts sehr buchtenreich, und die Gegenden bei weitem nicht so unwirthlich sind, wie diejenigen zwischen den Angmagsalik- und Tingmiarmiutdistrikten, ohne jedoch so fruchtbar zu sein. Die Eisverhältnisse sollen im Sommer dem Reisenden auch nicht so große Schwierigkeiten bereiten, wie südwärts in der Tingmiarmiutgegend. Große Eisfjorde mit Gletschern finden sich hier. Ungefähr unter dem 67° nördl. Br. pflegen die Angmagsaliken zu überwintern, wenn sie hier oben auf der Reise sind, denn in einem der Fjorde soll es sehr viele Narwale geben. Nördlicher als bis zum 68°, wo ein großer Fjord, Kangerdlugsuak, ins Land hineingeht, ist noch kein Angmagsalik gereist. Doch der Vater des Besitzers eines Nachbarhauses der Expedition war einst bis Kangerdlugsuak gelangt und hatte hier ein Haus gesehen, dessen Bewohner dasselbe erst kürzlich verlassen hatten und nordwärts gezogen waren. Diese Leute müssen zu den Gruppen von Menschen gehört haben, mit denen Clavering im Jahre 1824 in Berührung kam.

Nachdem die Arbeiten auf der Leif-Insel beendet waren — man glaubte von der Spitze der Inseln die über den isländischen Gebirgen hängenden Wolken wahrnehmen zu können, und die Heiden, welche sonst keine Ahnung von dem Vorhandensein von Island hatten, erzählten, daß ostwärts Land sei — schlossen wir mit den Bewohnern einen Handel ab, wegen Lieferung von 500 Pfd. Speck, verschiedener frischer Seehunde und mehrerer Bund getrockneten Seehundfleisches, wofür wir Eisenwaaren und Zeugstoffe lieferten. Die vorgerückte Jahreszeit, die heftige Brandung des offenen eisfreien Meeres, das unruhige Wetter, die Unlust der Besatzung, weiter zu reisen, sowie die Erwägung, daß das einmal festgesetzte Ziel — die nördlichste bewohnte Stelle — erreicht war, bestimmten Lieutenant Holm zur Umkehr, um noch vor dem Beziehen des Winterquartiers einige Tage der Untersuchung des Inneren des Angmagsalikfjordes widmen zu können. Die Rückreise nach Angmagsalik ging natürlicher Weise auf einem anderen Wege, durch den vor der Mündung des Angmagsalik- und Sermiligakfjordes belegenen Archipel. Hier wurden Karten aufgenommen und die Bewohner rund umher besucht. Wintervorräthe wurden eingehandelt und überall Untersuchungen angestellt. Das Innere des unter 66° 8′ belegenen Angmagsalikfjordes wurde besucht; hohe bis 6000 Fuß ansteigende Felsen begrenzen denselben, und die Natur ist wild und schön. Erst hinter den hohen Felsen wird das Inlandseis sichtbar, aber kleinere lokale Gletscher schieben sich bis in den Fjord vor. Bei allen Bewohnern rund um den Fjord herrschte große Wohlhabenheit und ohne Schwierigkeit konnten wir unsere Wintervorräthe einhandeln. Am Abend des 29. Septembers erreichte die Expedition ihr Winterquartier Tasiusarsik.

Es wurde demnächst mit allen Kräften an der letzten Einrichtung des Hauses gearbeitet, denn es wurde bald zu kalt, um im Zelte zu wohnen; alle Grönländer hatten bereits ihre Winterhäuser bezogen. Am Abend des 3. Oktober bezogen Lieutenant Holm, Kandidat Knutsen und Johann den für sie bestimmten Theil des Hauses. Das war auf einem sanft abfallenden Terrain gebaut, so daß die Oberkante der Rückwand im gleichen Niveau mit der Erdoberfläche war, während die Vordermauer zwei Fuß über dem Erdboden war, so daß gerade die Höhe für die Fenster herauskam. Die Wände waren aus Grastorf und Steinen errichtet. Ein mächtiges Stück Treibholz bildete den niedrigen Dachrücken und aus leichterem Holze war ein ganzes Sparrenwerk gebildet, das mit großen Grastorf- oder Rasenstücken bedeckt war, worüber dann noch Erde und eine zweite Rasenschicht ausgebreitet war; schließlich war das ganze Dach mit Fell überzogen. Zu der Dachkonstruktion waren nur sehr wenig Nägel verwendet worden. Die innere Höhe des Hauses war $5^1/_4$ Fuß, die ganze Länge desselben betrug ca. 30 Fuß und die Breite 14 Fuß. In dem einen Ende des Hauses war ein 10 Fuß breiter und 11 Fuß langer Raum abgetheilt, in welchem eine große, einen Fuß über dem Erdboden erhabene Pritsche aus Stein und Grastorf errichtet war. Die Pritsche sowohl wie der Fußboden und die Wände wurden mit Fellen verkleidet. Hier wohnten die sechs Ruderinnen, Hanseràk und Samuel. Drei bis vier grönländische Thranlampen erzeugten hier eine erstickende Wärme. In der Mitte des Hauses war eine Vorrathskammer errichtet, die 11 Fuß lang und 5 Fuß breit und mit Kisten und Säcken vollgepfropft war. An dem anderen Ende befand sich die Wohnung für die Europäer; dieselbe hatte die gleiche Länge, wie die der Grönländer, war aber etwas schmäler. Längs der Rückwand war eine fünf Fuß breite und einen Fuß über dem Erdboden erhabene Pritsche errichtet, die ebenfalls mit Grastorf und Fellen bedeckt war. Unter dem Fenster der Vordermauer war eine Kiste auf zwei Fässern placirt, die als Arbeits- und Speisetisch diente. Vor der Pritsche stand eine Kiste mit der grönländischen Lampe; aus alten Kisten wurde ein Regal für die Bücher und Instrumente, und ein anderes für die Speisegeräthe gemacht. Die Wände wurden mit Presenning behängt. Auf den Kiesboden wurden die Bodenbretter aus den Frauenbooten gelegt und bildeten einen vorzüglichen Fußboden. Das kleine Zimmer war wohnlich, warm und bequem. Thüren gab es nicht, aber von beiden Seiten gingen Oeffnungen in die Vorrathskammer hinein. Von dieser erstreckte sich der 20 Fuß lange, gegen 2 Fuß breite und 3 bis 4 Fuß hohe Hausgang; in der Mitte desselben befand sich in einer Erweiterung die Kochstelle. Der Gang war ebenso, wie die Mauern, aus Grastorf und Steinen gebaut und wurde so lang und so schmal gemacht, um das Eindringen der Kälte möglichst zu verhindern. Die Fenster des Hauses waren gegen Süden gerichtet. An den meisten Stellen war das Haus freilich windschief, machte aber doch im Ganzen und Großen dem Baumeister Hanseràk alle Ehre.

Am 1. Oktober begannen die meteorologischen Observationen, die jede zweite Stunde von 6 Uhr Morgens bis 12 Uhr Nachts ohne Unterbrechung bis zum 1. Juni 1885 fortgesetzt wurden. Außerdem wurden im Laufe des Winters

Wasserstandsmessungen, Verdampfungsversuche über dem Eise, Nordlichtbeobachtungen u. s. w. vorgenommen; was indessen die meiste Zeit erforderte und wohl absolut das Interessanteste dieses Winteraufenthaltes sein wird, das sind die vielen ethnologischen Beobachtungen bezüglich dieses vollständig wilden, früher unbekannten Volkes. Alle möglichen Erzählungen, Sagen und Gebräuche, ihre wenigen religiösen Vorstellungen, — alles ist verzeichnet worden. Bezüglich der Sprache dieser Leute hat Hanserâk alles gesammelt, was dieselbe Besonderes und Eigenthümliches hat. Nur mit Hilfe des Dolmetsches Johann Petersen und Hanserâk's ist es möglich gewesen, diese Untersuchungen so gründlich, wie es geschehen, betreiben zu können. Das kleine Europäerhaus wurde jeden Tag, den ganzen Winter hindurch, von den Heiden besucht, die nach und nach alle Zurückhaltung und Scheu verloren hatten. Ohne Umschweife erzählten sie alles, was sie wußten, ja es ging sogar so weit, daß die Angekkokker, als sie merkten, daß die Europäer doch ihren Geschichten und Kunststücken keinen Glauben schenkten, eingestanden, wie große Humbugmacher sie seien. Die ganze Bevölkerung im Angmagsalik-Distrikte zählte 413 Seelen, vertheilt auf drei Hauptwohnplätze: Sermilik, Angmagsalik und Sermiligak; von diesen dreien war Angmagsalik am dichtesten bevölkert, hatte jedoch früher noch viel mehr Einwohner gehabt als jetzt. Es gab gegen zehn Procent mehr Weiber als Männer. In einem Hause wohnen in der Regel gegen 50 Menschen beisammen. Längs der einen Langwand sind auf der allgemeinen Schlafpritsche mit Hilfe von Fellen kleinere Abtheilungen für jede Familie gebildet. Vor der Pritsche stehen mehrere Lampen, schön gearbeitete Wassergefäße und die unentbehrlichen Urintonnen. Alle Böttcherarbeit ist ganz außerordentlich gut aus Treibholz hergestellt und mit Knochenverzierungen versehen; die Sammlungen der Expedition an solchen Böttcherarbeiten werden jedenfalls Aufmerksamkeit erregen. Die Kleidungsstücke werden ausschließlich aus Seehunds- und Bärenfell gemacht und auf die Verarbeitung wird nicht wenig Kunst und Sorgfalt verwendet. Schöne Fellstickereien von wirklich ansprechendem Geschmacke zieren die Kleidungsstücke; an Stelle unseres Zwirns wird Sehnenfaser verwandt, und die Bewohner hatten vor der Ankunft der Europäer sich die hübschesten Nähnadeln aus alten Eisenstücken verfertigt. Alles Werkzeug war selbstverständlich ziemlich primitiv, aber sie hatten doch Messer, Sägen und Bohrer, die sie sich ebenfalls aus alten eisernen Tonnenbändern oder aus auf Wrackstücken gefundenen Eisenresten verfertigt hatten; verschiedene Steinmesser waren ebenfalls noch vorhanden, wurden aber nicht mehr gebraucht. Die Boote hier sind die gewöhnlichen Fellboote, aber beträchtlich kleiner als die der Westländer; die Kajaks, ungefähr so groß, wie die der Westländer, sind oft mit geschnitzten Narwalzähnen geziert, und auch die Fangwaffen weisen solchen Schmuck auf. In der Regel gehen nur die Männer auf dem Kajak auf den Fang, während die Frauen die Boote rudern und die Arbeiten in den Häusern besorgen müssen. Der Fang ist entweder Kajakfang, bei welchem das Thier im Wasser vom Kajak aus mit Wurfwaffen getödtet wird, oder Eisfang, bei dem die Fänger entweder unter Nachahmung der Laute und Bewegungen der Seehunde auf dem Eise umherkriechen, bis sie die Seehunde auf kurze Entfernung mit den Spießen erreichen können, oder sie lauern auch den Thieren bei den Athemholungslöchern im Eise auf. Die Eisbären werden entweder vom Kajak aus getödtet, oder auch in direktem Kampfe auf dem Eise oder Lande; oft werden sie erlegt, indem sie in ihren Schneehöhlen überrascht werden. Die Vogeljagd wird beinahe nur von den Kindern und mit kleinen Flitzbogen betrieben; doch haben die Grönländer auch sehr sinnreich konstruirte Schlingen zum Fange von Möven und Schneehühnern. Der Schneehuhnfang ist sehr einfach. Mit einer langen Stange, an deren einem Ende eine Schlinge befestigt ist, spaziert der Grönländer umher; wenn er dann eines dieser dummen Schneehühner sieht, legt er ganz ruhig die Schlinge um den Hals desselben und zieht zu. In der Regel haben hier die Bewohner Ueberfluß an Speck, nur während des Winters mangelt es wohl hin und wieder an frischem Fleisch, doch getrocknetes Seehundsfleisch wird für den Winter aufbewahrt, und außerdem wird während dieser Jahreszeit der Haifischfang vom Eise aus betrieben. An Hausthieren giebt es nur Hunde von der gewöhnlichen eskimoischen Rasse, welche während des Winters den Schlitten ziehen müssen. Die Ehe wird in einem ganz außerordentlich frühen Alter geschlossen, in Folge dessen oft einige Jahre vergehen, bevor dieselbe mit Kindern gesegnet wird. Auflösungen der Ehe finden fast ebenso oft statt wie Verheirathungen; es gab hier Männer und Frauen, welche nicht weniger als achtmal verheirathet gewesen waren. Obgleich die Expedition ihre neuen Umgangsfreunde sich ziemlich weit vom Leibe zu halten wußte, so ereignete es sich doch einige Male, daß sie von den Brotvorräthen stahlen; auch sonst war kein Verlaß auf sie, denn den Begriff Aufrichtigkeit kennen sie nicht, so lange sie durch das Entgegengesetzte mehr erreichen zu können vermeinen. Im Ganzen genommen unterschieden sich diese Grönländer in moralischer Hinsicht bedeutend von Navfalik und seinen Landsleuten; aber Navfalik's Ruhm reicht auch bis nach Angmagsalik hinauf, und an der ganzen Küste wird er als der erste Mann angesehen. Diese Leute hier können selbstverständlich streng genommen eine Religion fast gar nicht haben. Wohl haben sie eine Menge Geister und übernatürliche Wesen, aber in ihrem Glauben liegt kein Ernst und die Geister stehen nicht so hoch, als daß die Zauberer nicht jeden Augenblick zu ihnen reisen, mit ihnen verhandeln oder kämpfen könnten. Hanserâk's Versuche, ihnen die ersten Grundsätze des christlichen Glaubens beizubringen, schienen wenig Erfolg zu haben, denn die Leute stehen unter einem so mächtigen Einflusse der Lügengeschichten ihrer Zauberer, daß es einer längeren als zehnmonatlichen Arbeit bedurft hätte, sie zu bekehren. Die Todten werden in der Regel ins Meer geworfen. Ist ein Mensch krank und fällt er während längerer Zeit seiner Umgebung zur Last ohne Aussicht auf Besserung, dann wird er zuletzt gezwungen, sich selbst ins Meer zu stürzen. Es ist deshalb kein Wunder, daß diese Heiden den größten Schrecken vor dem Tode empfinden.

Das Aeußere dieser Leute ist, wie bereits früher erwähnt, von dem der Westländer sehr verschieden. Die schlanken, wohlgewachsenen Gestalten der südlichen Ostländer, ihre charakteristischen, markirten und ziemlich ovalen Gesichter machen sowohl die Männer wie die Frauen nach unseren Begriffen weit schöner, als es die Westländer sind. Vielleicht trägt hierzu auch bei, daß sie bedeutend reinlicher als die Westländer sind. Im Uebrigen muß zum Lobe dieser Grönländer gesagt werden, daß während der 26 Monate unseres Aufenthaltes bei ihnen ihre so oft erwähnte Unreinlichkeit uns durchaus nicht genirt hat, denn, soweit wir erfahren haben, lieben die „kleinen Thiere" der Grönländer kein europäisches Blut. Wie sich das Verwandtschaftsverhältniß dieser Grönländer zu den Eskimos stellt, ob sie rein oder gemischt sind, ob sie nordwärts über Grönland oder südwärts um das Kap Farewell zu der Stelle gekommen sind, wo sie jetzt sind, darüber läßt sich zur Zeit

nichts Bestimmtes sagen; wenn die im Winter aufgenommenen Studien und die vielen anthropologischen Messungen bearbeitet sein werden, werden dieselben hoffentlich etwas Licht über diese Fragen verbreiten. Die Leute kannten hier fast nichts von den südgrönländischen Sagen und Erzählungen über Kämpfe mit den alten Nordländern; ihre Sprache ist geschliffen und accentuirt.

Der Winter von 1884/85 war bei Angmagsalik nicht streng. Im Herbst war das Wetter rauh und stürmisch; an den Küsten stand eine furchtbare Brandung, so daß nicht einmal die Frauenboote ins Wasser gesetzt werden konnten. Eis wurde gar nicht beobachtet. Erst um die Neujahrszeit fand sich das Eis vom Norden her wieder ein. Im Herbste fiel die Kälte selten auf 10° C.; die vorherrschenden Winde waren nordöstliche. Wie an der Westküste die östlichen Winde (Landwinde) als Föhne auftreten, so sind hier die Nordwest- und Westwinde sehr warm. Im Februar und März erst wurde die Kälte etwas strenger, aber das Minimum war doch nur — 25° C.

Das kleine Erdhaus entsprach den Erwartungen, die wir daran geknüpft hatten, vollständig; ein wenig Feuchtigkeit und andere kleine Uebelstände waren ja vorhanden, aber die Gewohnheit half darüber hinweg. Die Nächte wurden auf den dichten, prächtigen Eisbärenfellen verbracht und am Tage gewährte die Arbeit und der Besuch der Heiden Zerstreuung genug. Ueber der grönländischen Lampe, welche die Ruderinnen abwechselnd in Ordnung zu halten hatten, wurde der größere Theil unseres Essens gekocht. Der hier eingekaufte Proviant bestand im Ganzen aus 16 Beuteln Speck (à 120 Pfund), 12 Bund getrockneten Seehundsfleisches (jedes Bund = 1 Seehund) und 12 steifgefrorenen Seehundskörpern. Dies alles war von den Europäern und Grönländern noch vor Weihnachten vollständig verzehrt. Lieutenant Holm hatte indessen frühzeitig die europäischen Rationen beschränkt, so daß, als die Zeit kam, wo nur von Pemmikan, Grütze u. s. w. gelebt werden mußte, bedeutende Ersparnisse davon gemacht worden waren. Den Weihnachtsabend verbrachten alle zusammen in der europäischen Abtheilung des Hauses; der Weihnachtsbaum strahlte ebenso gut wie in der Heimat. Die treuen Freunde der Expedition, die Wittwe Lytgen und ihre beiden Töchter in Nanortalik, hatten eine Weihnachtskiste mitgesandt, und jeder von uns konnte so am Weihnachtsabend einen Kuchen genießen.

Als sich das Frühjahr näherte, erhielt das Frauenboot eine neue Sommerkleidung. Anfangs Mai wurde noch eine Schlittenreise unternommen, um eine von den Heiden beschriebene warme Quelle aufzusuchen, die sich in dem Inneren des Angmagsalikfjords vorfinden sollte. Ueber die Quelle ist nichts Merkwürdiges zu berichten, denn dieselbe hatte nur eine Temperatur von + 4° C. Diese Reise wäre aber dadurch bald denkwürdig geworden, daß Lieutenant Holm und Kandidat Knutsen beinahe im Angmagsalikfjord geblieben wären. Auf dem Rückwege von der Quelle zerbrach nämlich das Eis im Fjord in solchem Umfange, daß sie nur mit Noth und Mühe und nach verschiedenen Einbrüchen sich ans Land retten konnten, wo sie von den Bewohnern eines Heidenzeltes gepflegt wurden, während ihre Kleider trockneten. Es hatte überhaupt schon seine Schwierigkeiten gehabt, die Schlittenreise zu Stande zu bringen, da während der Hungersnoth, deren wir schon früher erwähnt haben, fast alle Hunde verzehrt worden waren. Nachdem das Innere des Sermilikfjords untersucht und derselbe Weststurm, von welchem die südliche Abtheilung der Expedition bei Kajartalik an der südlichen Ostküste am 1. und 2. Juli überfallen worden war, das Fahrwasser längs der Küste reingefegt hatte, verließ die Expedition am 5. Juli „Christian des Neunten Land". Der letzte Gruß der Heiden war: „Möge es Euch immer gut gehen und möget Ihr immer in offenem Wasser reisen." Dieser letztere Wunsch erfüllte sich vollständig. Bei Igdloloarsuk erhielt Holm am 12. Juli die erste Nachricht von der Süderpedition; am 17. Juli hielten die Grönländer ihren letzten Trommeltanz ab und am 1. August erreichten wir die Westküste. Am 25. August schifften wir uns an Bord der „Constanze", Kapitän Bonde, ein, wurden aber noch bis zum 8. September durch schlechten Wind in Grönland festgehalten und erreichten dann, nach einer sehr guten Heimreise, am 3. Oktober Kopenhagen.

Die Vegetation des unteren Congo.

Nach **M. Mönkemeyer**, ehemaligem Chef der Landwirthschaft in Boma [1]).

1. Charakter der Flora.

Die Stadt Banana an der Mündung des Congo verdient ihren Namen zu Unrecht; denn die Banane ist an diesen Gestaden fast unbekannt, kaum daß man einige wenige Stöcke in der Nachbarschaft der Faktoreien antrifft, wo sie als Schmuckpflanzen gezogen werden. Die Kokospalme, welche gleichermaßen kultivirt wird, giebt dem Lande ein tropisches Gepräge, welches durch die Anwesenheit der Mangroven noch mehr hervorgehoben wird.

An den Rändern großer sumpfiger Niederungen, welche die Luft in der Nachbarschaft der Ansiedelungen verpesten, wachsen Gruppen einer Palme, der Phoenix spinosa; dann folgen an den sandigen Ufern Arten von Sauergräsern (Cyperaceen), harten und steifen Gräsern (Gramineen), sowie Papilionaceen mit holzigen und kletternden Stengeln. In einiger Entfernung von den Sümpfen erheben sich große Bäume, auf denen das Auge mit Wohlgefallen ruht. Längs der Ufer des Congo sind die mehr oder weniger stagnirenden Gewässer mit der tropischen Wasserlinse (Pistia Stratiotes) und Azolla bedeckt. Aber die Ufer sind wegen der Mangroven schwer zugänglich. Diese bilden mit ihren Luftwurzeln Gewebe, durch welche nur die Eingeborenen sich hindurchwinden können, um Holz zur Feuerung zu sammeln oder Austern zu fischen, die sie an die Weißen verkaufen. Der Aufenthalt dort ist höchst ungesund und

[1]) Der interessante Aufsatz, aus welchem wir im Folgenden das Wichtigste mittheilen, wurde dem internationalen botanischen Kongresse in Antwerpen vorgelegt.

dabei lassen ungeheure Mengen von Moskitos dem Menschen während des Tages keine Ruhe. Nur die Seewinde ermöglichen dem Weißen den Aufenthalt in Banana.

Von Banana bis Boma sind die beiden Ufer des Congo fast ununterbrochen mit Mangrovewäldern bedeckt, die nur hier und da von Lichtungen mit mannigfacherem Pflanzenwuchse unterbrochen werden. Je weiter man sich von Boma, den Congo aufwärts fahrend, entfernt, um so mehr nimmt die Gegend den allgemeinen Charakter an, den sie bis Stanley-Pool bewahrt. An den beiden Ufern des Flusses ziehen sich unabsehbare Hügelketten hin, deren steile Abhänge das Regenwasser kahl gespült hat, und wo der Boden nur eine magere, bald vertrocknende Vegetation ernährt.

Zwischen Boma und Vivi erinnert der Congo an den Rhein; seine von den Unbilden der Jahrhunderte seltsam zerschnittenen Felsen ahmen ziemlich treu die Formen von Schloß- und Thurmruinen nach, wie sie die Berge am Rhein krönen. Die oft sehr steilen Uferberge zeigen nur hier und da einen einsamen Baobab, aber am Fuße der Böschungen drängt sich eine üppige Vegetation, welche der Landschaft einen höchst pittoresken Charakter verleiht. Wenn man den Fluß verläßt, um einen der Berge zu besteigen, dürfte man zunächst auf Sümpfe treffen, die mit Pistia Stratiotes, Azolla, Utricularia, Wasserrosen mit prächtigen Blüthen, und Gräsern, aus deren Mitte der bis zu 3 m lange Papyrus emporragt, erfüllt sind. Die Eingeborenen benutzen die Halme der letztgenannten Pflanze zum Bau ihrer Hütten und zur Herstellung von Seilen. Eine Mimose mit herrlichen Blumen und zwei Meter hohem Stamme bildet undurchdringliche Dickichte an den Ufern der Lagunen. Sie wächst, ebenso wie der Papyrus, auf einem schwärzlichen, thonartigen Lehmboden, welcher durch die Trockenheit sehr hart wird. Dieser von der Sonne gehärtete oder vom Wasser aufgeweichte Boden gestattet fast nur den Anbau der Banane.

Als der erste Baum zeigt sich dem überraschten Blicke der Affenbrotbaum oder Baobab (Adansonia digitata), den die Eingeborenen M'konde nennen. Dieser Riese erinnert, im Mondlichte gesehen, durch seinen Wuchs an die knorrigen Eichen des nördlichen Europa. Da Schatten in diesen Ländern ein seltenes Ding ist, so errichten die Eingeborenen oft ihre Hütten rund um einen Baobab. Dieser bietet besonders zur Blüthezeit einen sonderbaren Anblick, da seine großen milchweißen Blumen an Stielen von einem halben Meter Länge schweben. Die zuerst kugelförmige Frucht verlängert sich später, um nach drei Monaten eine Länge von ungefähr 1 Fuß zu erreichen. Der vom Fuße bis zum Gipfel beinahe gleich dicke Stamm mißt oft 10 bis 11 m im Umkreise; da er jedoch gewöhnlich hohl wird, so findet sein Holz wenig Verwendung. Aus den Früchten machen die Neger Pfeifen zum Opiumrauchen.

Ein anderer charakteristischer Baum dieser Flora ist der Wollbaum (Bombax pentandrum L., Eriodendron anfractuosum D. C.), dessen Stamm und kandelaberartig gestellte Aeste mit scharfen Dornen bewaffnet sind. Er giebt nur wenig Schatten, doch ist selbst dieses Wenige unter dem brennenden Himmel eine Wohlthat für den Reisenden.

Von den einheimisch gewordenen Bäumen amerikanischen Ursprunges erhebt sich der Nierenbaum (Anacardium occidentale), von den Negern M'peinde m'puta genannt (m'puta bedeutet: von dem Lande der Weißen oder der anderen Seite des Meeres gekommen), bis zu einer Höhe von 6 bis 8 m und giebt mit den Jahren einen dichten Schatten. Seine saftige Frucht (brasilianische Pflaume) löscht den Durst vollständig. Die Eingeborenen geben ihr den Namen Mingenge. Dieser Baum begnügt sich mit jedem Boden und erwächst rasch aus dem Samen. Man vermehrt ihn leicht durch Stecklinge.

Von Palmen sind vier Arten am unteren Congo verbreitet: die Oelpalme (Elaeis guineensis), die Weinpalme (Raphia vinifera), ferner Hyphaena guineensis und Phoenix spinosa. Die bemerkenswertheste ist die Oelpalme, welche einzeln oder in Gruppen vorkommt. In Folge der Dürre des Bodens ist ihre Krone gewöhnlich mehr oder weniger vertrocknet, was ihr ein trübseliges Ansehen giebt. Die Neger gewinnen von ihr ein saures Getränk, Malaffa, welches sehr erfrischend ist.

Andere Holzpflanzen sind: Arten von Indigofera, Mussaenda, Clerodendron, Acacia, Coccolus, Gardenia (oder Thunbergia?), Camoensis maxima. In den Gebüschen bemerkt man mehrere Arten von Commelinaceen und in großer Menge eine Art von Sanseviera. Auf den Steppen, welche die Hügel bedecken, unterscheidet das geübte Auge des Botanikers nur Arten von Bartgras (Andropogon), Fennich (Pennisetum), Binsen (Juncus) und Cypergräsern (Cyperus). In den Thälern bringen Papilionaceen und Malvaceen nur wenig Abwechselung in die Monotonie der Vegetation; nur das Paternosterkraut (Abrus precatorius) mit seinen lebhaft rothen Samen belebt etwas die Landschaft. Diese aller Orten herumkletternde Pflanze scheint eine große Verbreitung im tropischen Afrika zu haben. Am Gabun findet man eine Varietät mit blauen Samen.

Um Boma und Vivi finden sich einige Liliaceen, darunter eine Aloë, Kürbisgewächse klettern bis in die Gipfel der Bäume. Von Farnen sind nur einige wenige beobachtet worden.

Das Land des unteren Congo gehört zu den Gegenden, welche nicht dem Bilde entsprechen, das man sich von der Flora der heißen Länder zu machen pflegt. Nur die mit Mangroven bedeckten Flußufer zeigen die Macht der Tropenvegetation, während auf Hügeln und Bergen nur eine ärmliche Steppenflora sich ausbreitet. Zur Regenzeit jedoch ist Alles mit lachendem Grün bedeckt. Fügen wir schließlich noch hinzu, daß gewisse begünstigte Stellen lebhaft an die schönen Parke Englands erinnern.

2. Kulturen der Eingeborenen.

Der Boden am unteren Congo ist dreierlei Art: Die Berge sind mit einer dünnen Schicht eisenhaltiger Erde von rothbrauner Farbe bedeckt, die während der trockenen Jahreszeit hart wie Cement wird und zur Bebauung ganz ungeeignet ist. In den Thälern findet sich der schon vorhin besprochene schwarze Thonboden, der nur die Kultur der Banane gestattet und gleichfalls in der trockenen Zeit so hart wird, daß er sich nicht bearbeiten läßt. Eine dritte mehr oder weniger sandige Bodenart enthält etwas Humus und läßt die Pflanzung von Gemüsen und Obstbäumen zu, hat aber nur eine Tiefe von höchstens zwei Fuß.

Unter diesen Umständen ist es nicht wunderbar, daß sich der Ackerbau nicht recht entwickelt. Unter normalen Verhältnissen reichen die Erzeugnisse des Bodens zur Ernährung der Bevölkerung aus; wenn sich aber der Eintritt der Regenzeit verzögert, so bleibt auch, wie in diesem Jahre, die Hungersnoth nicht aus.

Die Feldarbeit wird fast gänzlich den Frauen überlassen; die Männer geben sich wenig oder gar nicht mit der Pflege der Nutzgewächse ab.

Die am allgemeinsten kultivirte Pflanze ist die Maniok (Jatropha Manihot), von den Negern Majakka genannt. Auf ihr beruht eigentlich die Existenz der Neger am Congo.

Der Anblick eines Maniokfeldes bereitet immer Vergnügen, weil diese Pflanze selbst während der Dürre ihre Frische behält. Sie liebt sandigen Boden und erreicht eine Höhe von 1 m. Aus ihren Knollen wird ein nahrhaftes Mehl bereitet, die Blätter werden zur Streu benutzt, auch als Wundmittel verwendet.

Der Maniok zunächst steht an Wichtigkeit die Banane, deren Frucht (Tawe) die Grundlage für die Ernährung der Kinder bildet. Ihre Kultur ist sehr einfach; man pflanzt Ableger und überläßt sie sich selbst. Im Schatten der Bananen pflanzt man gewöhnlich Ignamen (Bataten). Mais wird zwischen die Maniokpflanzen gesäet. In regnerischen Jahren giebt derselbe guten Ertrag. Die Neger verzehren die am Feuer gerösteten frischen Aehren; die Körner werden auch zur Fütterung des Geflügels verwendet.

Eine für den Export wichtige Pflanze ist die Erdnuß (Arachis hypogaea), deren ölhaltige Frucht ein bedeutendes Handelsobjekt am Congo bildet.

Von hoher Wichtigkeit als Nahrungsmittel ist die Sumpf-Saubohne, die der Trockenheit gut widersteht. Ihr Stengel wird $1^1/_2$ m lang. Nach der Fruchtentwickelung wird die Pflanze abgemäht und giebt im nächsten Jahre eine zweite Ernte.

Die Sojabohne ist der vorigen sehr ähnlich und von trefflichem Geschmacke.

Von Bäumen mit eßbaren Früchten begnügt sich der Melonenbaum (Carica Papaya) mit dem schlechtesten Boden, säet sich auch selbst aus. Mit seiner eleganten Blattkrone, die einen Stamm von etwa 4 m Höhe überragt, bildet er die Zierde der Dörfer.

Andere Nutzpflanzen sind: das Zuckerrohr, die Ananas, der Guajavabaum (Psidium piriferum), Psidium pomiferum, die Tomate, die Eierpflanze (Solanum esculentum Dunal), der Orangenbaum, die Oelpalme, der Nierenbaum und der Rotang, der allerdings selten ist.

Es wäre zu wünschen, daß man einige tropische Nutzpflanzen einführte, die schon an verschiedenen Punkten der Westküste Afrikas naturalisirt worden sind, wie die Granadilla, von den Negern Maracuya genannt (Passiflora quadrangularis, mit wohlschmeckenden Früchten), den Mangobaum, den Zimmtapfelbaum (Anona squamosa), den Brotbaum, den Kakao- und den Avogatebaum (Persea gratissima Gaert.).

3. Gemüsebau.

Alle, welche sich einige Zeit in tropischen Gegenden aufgehalten haben, begreifen die Wichtigkeit der Einführung von Gemüsen in die heißen Länder. In den letzten Jahren hat man sich viel mit den Mitteln beschäftigt, im tropischen Afrika Gemüse einzuführen und zu kultiviren. Die Gemüsegärten am Congo bedürfen aber noch vieler Verbesserungen, um diesen Namen mit Recht zu verdienen.

Andererseits muß bemerkt werden, daß die Missionare, und besonders die französischen Missionare am Gabun, schon gute Resultate in Betreff der Gemüsezucht erzielt haben. Sie besitzen einen schönen Garten, den große von Oelpalmen beschattete Alleen durchschneiden, und in welchem sie Gemüse, sowie Vanille, die dort gedeiht, kultiviren. Sie züchten auch schönes Vieh. Die französischen Missionare sind in diesen Dingen sehr praktisch; sie haben z. B. die Wichtigkeit des Schattens in einem tropischen Gemüsegarten wohl begriffen.

Einige Beurtheiler haben sich auf die in den ersten Küchengärten am Congo erzielten Resultate gestützt, um daraus zu Gunsten des Anbaues im Großen Schlüsse zu ziehen; aber indem die Betreffenden bis zu einem gewissen Punkte zwei sehr verschiedene Dinge, nämlich Gemüsezucht und Ackerbau, verwechselten, sind sie in ihrem Urtheile etwas zu voreilig gewesen. In der That kann man in einer unfruchtbaren Gegend mit Mühe und Sorgfalt an günstigen Stellen einen guten Küchengarten schaffen und schöne Erzeugnisse gewinnen, wenn es auch nicht möglich ist, die Kultur erfolgreich im Großen zu betreiben. Dieser Beobachtung muß man Rechnung tragen, um sich nicht leichtfertig in landwirthschaftliche Unternehmungen einzulassen.

Die Auswahl des Ortes zur Anlage eines Gemüsegartens ist von der höchsten Wichtigkeit. Wenn es möglich ist, soll man immer einen Platz wählen, wo es nie an Wasser mangelt, selbst während der Haupttrockenzeit, und wo das Wasser durch Kanäle über die ganze Nutzungsfläche vertheilt werden kann; außerdem soll man den Ort immer so wählen, daß die Kulturen von Bäumen oder anderen Gewächsen beschattet werden. Das erwählte Terrain darf nicht zu tief gelegen sein, da sonst die Gewässer während der Regenzeit den Garten überschwemmen könnten.

Wenn man gezwungen ist, ein niedriges, von steilen Abhängen umgebenes Terrain zu benutzen, wie es am unteren Congo der gewöhnliche Fall ist, so ist das Allererste, am Fuße der Abhänge einen Kanal von 1 m Breite und 1 m Tiefe zu graben, um das Wasser aufzunehmen, welches zur Regenzeit von den Bergen herabfließt, und welches, ohne Fürsorge, die Anlagen verwüsten würde. Es wird sogar gut sein, quer durch den Garten kleine Kanäle zu graben, um zu verhindern, daß das Wasser sich lange zwischen den Beeten aufhalte.

Wegen der Abwesenheit des Wassers in der trockenen Jahreszeit ist am Congo nicht daran zu denken, Küchengärten auf den Bergplateaus anzulegen. Wenn man der europäischen Produkte entbehren will, so müssen eben die tropischen Gärten das ganze Jahr hindurch Erzeugnisse liefern; das würde aber nicht möglich sein, wenn in der trockenen Jahreszeit das Wasser fehlte.

Eine Hauptsache ist es für tropische Gärten, dem Boden eine ausreichende Frische zu bewahren und die zarten Pflanzen vor den brennenden Strahlen der Sonne zu schützen. Zu diesem Zwecke pflanzt man Obstbäume längs der Wege und an den der Sonne ausgesetzten Stellen.

Zur Kultur zu empfehlen sind folgende Gemüsearten:

1. Salat. Gedeiht gut ohne Schatten.
2. Radieschen. Drei Wochen nach der Aussaat geben sie eine reiche Ernte.
3. Kohlarten. Gedeihen sehr gut.
4. Zwiebeln.
5. Bohnen. Die Zwergbohne gedeiht sehr gut im Halbschatten.
6. Erbsen. Gedeihen weniger gut als Bohnen und geben nur eine halbe Ernte.
7. Gurken. Kommen sehr gut fort.
8. Melonen dgl.
9. Tomaten dgl.

Hierzu würden die einheimischen Gemüse kommen (s. o.). Als Fruchtbäume kann man in den Gemüsegärten kultiviren: Zimmtapfelbaum, Melonenbaum, Avogatebaum, Psidium pomiferum, Orangenbaum, Rosenapfelbaum (Eugenia Jambos) und Brotbaum. Die Bananen darf man nicht zu häufig verwenden, da sie den Boden sehr erschöpfen. Ein Plätzchen wird man der Kultur der Ananas vorbehalten.

Herr Burvenich empfiehlt, um den Boden vor Austrock-

nung zu bewahren, die Beete mit Pflanzenüberresten, trockenen Blättern 2c. zu bedecken. Dies würde den großen Uebelstand haben, daß dadurch Ameisen, Termiten, Schlangen 2c. angelockt werden würden. Auch muß der Boden des Gartens rein gehalten werden von Unkraut, dessen Entwickelung die Bedeckung mit Pflanzenüberresten nur zu sehr begünstigen würde. Schutzdächer und Spaliere von Stroh sind den Anlagen nicht nachtheilig dadurch, daß sie ihnen Licht und Luft nehmen. Doch sind Obst- und Schmuckbäume als Schutz gegen die Sonne vorzuziehen.

Kürzere Mittheilungen.

Die deutschen Mittelgebirge.

In der Julisitzung der Berliner geographischen Gesellschaft hat Dr. Albrecht Penck einen sehr interessanten Versuch gemacht, die vielgestaltigen deutschen Mittelgebirge nach ihrer Bildungsweise systematisch zu klassifiziren, gestützt auf die von der geologischen Landesuntersuchung erhaltenen Resultate. Er gelangt zu folgendem Schema:

I. **Plateaugebirge**, aus einer von Thälern durchfurchten Platte bestehend.
   1. Schichtplateaus, aus einer ungefalteten Schichtenplatte bestehend.
      a. Ebene Schichtplateaus, allseitig steil abfallend mit radiär verlaufenden Thälern.
      b. Schiefe Schichtplateaus, nach der einen Seite steil abfallend, nach der anderen langsam abgeböscht.
   2. Abrasionsplateaus, durch die Abrasion gefalteter Schichten entstehend, so daß die Oberfläche die Schichten abschneidet.
      a. Horizontale Abrasionsplateaus.
      b. Schräge Abrasionsplateaus.

II. **Rücken- und Gruppengebirge.**
   a. Rückengebirge aus längeren zusammenhängenden Berghöhen.
   b. Gruppengebirge aus unregelmäßig zusammentretenden einzelnen Erhebungen.
   c. Denudations-Rückengebirge, entstanden durch die Wegwaschung der weicheren Schichten, während die härteren stehen bleiben.

III. **Pseudorückengebirge,** deren einzelne Rücken als schmale Plateaus aufzufassen und von der Streichungsrichtung der Schichten unabhängig sind.

Im Einzelnen freilich zeigen die Gebirge eine unendliche Mannigfaltigkeit. Gruppengebirge sind vulkanischen Ursprunges, aber sie können wohlerhaltene Vulkane sein, wie in der Eifel, oder nur Rudimente, und diese sind wieder bald denudirte Ausfüllungen eines Vulkanschlotes, wie im Siebengebirge, dem Böhmischen Mittelgebirge und dem kuppenreichen Theile der Rhön, bald durch eine Basaltkappe geschützte andere Schichtentheile, wie am Südrande des Thüringer Waldes, bald denudirte Basaltgänge, wie bei Urach.

Die Gesammtbildung der Gebirge ist abhängig von drei Bruchrichtungen, die beim niederländischen Systeme nordöstlich, beim herchnischen nordwestlich, beim rheinischen südlich sind; eine Zusammenschiebung auf Linien, wie im alpinen Systeme, hat nicht stattgefunden, wohl aber eine Vertikalverschiebung großer Schollen. Auf diese hat dann die Denudation eingewirkt und so sind die unendlich mannigfaltigen Gebirgsbildungen entstanden. Von den gehobenen Schollen des paläozoischen Grundgebirges ist die diskordant aufliegende Decke mesozoischer Gesteine meist bis auf geringe Reste wieder entfernt; Vogesen, Schwarzwald, Rheinisches Schiefergebirge, Harz und Thüringer Wald erscheinen darum als Abrasionsplateaus, das Erzgebirge als schräges Abrasionsplateau. Wo die Denudation weiter ging, hat sie auch im paläozoischen Gesteine die härteren Elemente aus den weicheren herauspräparirt und das Abrasionsplateau entweder theilweise, wie im Fichtelgebirge, am Brocken, im Taunus und Hunsrück, oder ganz wie im Böhmerwalde, in ein Denudationsrückengebirge verwandelt.

Wo das mesozoische Deckgebirge erhalten ist, bilden seine festeren Bestandtheile ausgedehnte Schichtplateaus, die nur dann rückenförmig erscheinen, wenn es bei den Dislokationen, welche die Hauptverwerfungen begleiteten, schräg gestellt worden ist. So liegen Rücken von mesozoischem Deckgebirge zu beiden Seiten des Thüringer Waldes und besonders nördlich vom Harze; der Teutoburger Wald ist der aufgebogene Rand des gesunkenen Münsterer Beckens.

Ein Pseudorückengebirge ist das Riesengebirge. Jeder einzelne seiner Bestandtheile, Adlergebirge, Eulengebirge, Isergebirge, bildet eine eigene gehobene Scholle von demselben Werthe, wie Thüringer Wald oder Harz. Eine ähnliche Bildung, aber nur mit Höhen von 50 bis 100 m, findet sich nordwestlich von Trier. Die vulkanischen Ausbrüche folgten den Bruchlinien.

Die Dislokationen haben hauptsächlich in der Tertiärzeit stattgefunden, sie dauern aber noch fort, wie die immer wiederkehrenden Erdbeben bezeugen. Rheinthal und Elbdurchbruch bildeten sich, weil diese Flüsse gezwungen waren, in der Hebung begriffene Schollen zu durchschneiden. Die Streichungsrichtung des paläozoischen Grundgebirges, nordöstlich im Westen, nordwestlich im Osten, scheint eigenthümlicher Weise in der Dislokationsrichtung der mesozoischen Gebirge wieder aufzuleben; ob das aber von einem Fortgange des faltenden Processes in der Tiefe oder nur von der Natur der Unterlage bedingt erscheint, ist schwer zu sagen.

Von großem Interesse ist, daß die größten zu Tage liegenden Schollen des Grundgebirges auch die schwächste Bedeckung mit mesozoischen Gesteinen zeigen und anscheinend uralte Inseln sind, die niemals eine Senkung erlitten haben. So das Rheinische Schiefergebirge und das Böhmische Massiv. Gewisse Dislokationen sind offenbar permanent und so erscheint die Entstehung der deutschen Mittelgebirge als das Nachwehen der großen gebirgsbildenden Processe, welche den mitteleuropäischen Boden am Schlusse der paläozoischen Aera betrafen.

Ueber die Errichtung einer Ackerbaukolonie am Congo

macht Lieutenant L. Haneuse in einem den Akten des Antwerpener Congresses beigegebenen Aufsatze d. d. Lüttich, 20. Oktober 1884 einige bemerkenswerthe Ausführungen, aus denen wir Folgendes hervorheben:

Durch Urbarmachung und Kultivirung des jungfräulichen Bodens am Congo wird man dahin gelangen, diese Gegend, wo der Europäer so vielen Gefahren ausgesetzt ist, gesunder zu machen. Mit der Anlage einer Ackerbaukolonie

würde daher gewissermaßen ein Kern für den Fortschritt des Civilisationswerkes geschaffen werden.

Es gilt zunächst die Beantwortung folgender Fundamentalfragen:

1. Bestimmung der Zusammensetzung des weißen Personals der Kolonie.
2. Der Ort der Niederlassung.
3. Der Gegenstand des Anbaues.
4. Die Vortheile für die Kolonisten und für die Association.

Man rekrutire eine kleine Zahl (etwa 12 im ersten Jahre) von Kolonisten, die wo möglich alle einander kennen und dieselben Sitten und Gewohnheiten haben, junge, kräftige Leute, deren Moralität und Rechtlichkeit niemals zu Klagen Anlaß gegeben haben. So weit es möglich ist, werden verheirathete Leute mit oder ohne Familie die Grundlage der Kolonie bilden. Alle müssen sich auf den Ackerbau verstehen. Sie sollen aber daneben auch noch einer anderen Profession kundig sein, wie der Zimmer-, Tischler- oder Schmiedekunst. An die Spitze dieses Personals ist ein erfahrener, menschenkundiger Mann zu setzen, der schon Reisen in den warmen Ländern gemacht hat, etwas von praktischer Medizin versteht und zu befehlen weiß. Der Ort der Niederlassung darf nicht zu weit von der Küste liegen, um die continuirliche Verproviantirung der Kolonie zu sichern etc. Gesunde Lage, Fruchtbarkeit, Nähe des Wassers und eines Waldes sind erforderlich. Um die Kolonisten vor den Miasmen zu schützen, die sich nach einer ersten Abholzung und Beackerung entwickeln, müssen die Häuser in einiger Entfernung von den Pflanzungen angelegt sein.

Fast allen hier aufgezählten Bedingungen scheint das Thal von M'binda, zwischen Boma und Ikongula, zu genügen. Auch das Thal von Boma, ein dem Dr. Allard überlassener Landstrich, dürfte zu derartigen Versuchen geeignet sein.

Die eigentliche Jahreszeit für die Pflanzungen ist September bis Juni, also während der Regenzeit, die im Allgemeinen sechs Monate dauert. Führt man also die Kolonisten Ende Mai ein, so würden dieselben sich allmählich akklimatisiren und auf ihre neue Beschäftigung vorbereiten können.

Die erste Zurichtung des Bodens ist von Negern unter Aufsicht der Kolonisten auszuführen. Die Neger verstehen sich gut auf die Handhabung der Hacke, welche eigentlich ihr einziges Werkzeug ist.

„Ich habe", sagt Haneuse, „Gelegenheit gehabt, die schöne Niederlassung der Missionsväter in Landana zu besuchen, welche Negerkinder bei der Urbarmachung und Pflanzung verwenden. In wenigen Jahren haben sie ganz bedeutende Erfolge erzielt. Nicht nur, daß die Erzeugnisse der Missionsgärten für den Unterhalt der Weißen und selbst der Schwarzen ausreichen, sondern auch die Faktoreien an der Küste verproviantiren sich bei den Patres mit frischen Gemüsen aller Art. Ich habe in diesen ausgedehnten Gärten fast alle europäischen Gemüse gesehen . . ."

Nach dem Anbaue der Gemüse, sowie der Anpflanzung von Palmen, Bananen, Mangobäumen 2c. wird man auch mit der Kultur des Tabaks, der Erdnuß, des Maises und der Maniok beginnen, auch Kulturversuche mit Getreide, Reis und Kaffee anstellen.

Man würde sich auch mit der Frage der Ernährung einer Viehheerde während der trockenen Jahreszeit beschäftigen, und in der Folge Ochsen beim Ackerbaue benutzen. Wenn die ersten Versuche nach dieser Richtung fehlgeschlagen sind, so ist dies dem Umstande zuzuschreiben, daß man sich nicht mit der Fouragefrage beschäftigt hatte.

Die Gesellschaft müßte den Kolonisten unentgeltlich gewähren:

1. Die Reise für sie und ihre Familien.
2. Land und Wohnung.
3. Die zum Ackerbaue nöthigen Werkzeuge.
4. Eine Heerde von Hornvieh, Schafen, Ziegen 2c.
5. Hühner, Enten, Tauben.
6. Lebensunterhalt für eine gewisse Zeit.

Die Kolonisten würden sich verpflichten, eine bestimmte Zeit hindurch gemeinsam die Pflanzungen zu bewirthschaften. Nach diesem Zeitraume würden die Kolonisten Eigenthümer des Bodens werden. Doch hätten sie sich noch der Vermittelung der Gesellschaft zu bedienen, um ihre Erzeugnisse auf die europäischen Märkte zu bringen.

Die Kosten für die Unternehmung veranschlagt Lieutenant Haneuse wie folgt:

Gehalt des Chefs	10 000	Fr.
„ „ Assistenten	5 000	„
Transport der Kolonisten	15 000	„
Ankauf von Vieh	5 000	„
Lebensunterhalt für die Kolonie auf ein Jahr	25 000	„
Bauten	25 000	„
Arzneien	5 000	„
Ackerbauwerkzeuge	5 000	„
Wein und Liqueur	5 000	„
Jagd- und Fischereigeräthe	5 000	„
Kosten der Bewirthschaftung der Waldungen und Pflanzungen	5 000	„
Nahrung für 150 Schwarze auf ein Jahr	30 000	„
Lohn	7 200	„
Bureaukosten	1 000	„
Diverse Ausgaben	5 000	„
	153 200	Fr.

Vom zweiten Jahre ab vermindert sich dieser Betrag bedeutend, da folgende Posten in Wegfall kommen:

Transport der Kolonisten	15 000	Fr.
Ankauf von Vieh	5 000	„
Bauten	25 000	„
Ackerbaugeräthe	5 000	„
Jagdgeräthe 2c.	5 000	„
	55 000	Fr.

Für das dritte Jahr fallen noch die für den Lebensunterhalt der Neger erforderlichen 30 000 Fr. fort. Bei Beginn des vierten Jahres dürfte ein Kapital von 70 000 Fr. auf alle Fälle ausreichen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Welche interessanten Arbeiten ein auf ein beschränktes Gebiet sich concentrirender Verein zu Tage fördern kann, zeigt der zweite Band des Jahrbuches des Gebirgs-Vereins für die sächsisch-böhmische Schweiz (vgl. „Globus" Bd. 43, S. 143), der in bunter Folge naturwissenschaftliche und historische Aufsätze bringt; so eine geologische Skizze des unteren Müglitzthales von Th. Lange, von Freyberg eine Abhandlung über die Blitzgefahr in der sächsischen Schweiz, wo dieselbe geringer ist, als in allen sie

umgebenden Landestheilen, und namentlich die Abhandlung von Sophus Ruge über des liebenswürdigen Ludwig Richter Bedeutung für die sächsische Schweiz. An eben denselben erinnert Martin's Aufsatz über die Dürkamnitzmühle, eine jetzt durch Menschenhand verwüstete Naturschönheit. Wie es in der „guten alten Zeit" zuging, lehren die auch sittengeschichtlich interessanten Auszüge aus den Gemeindeakten von Pillnitz, Hosterwitz, Söbrigen und Oberpoyritz; der Bauer erlag schier unter der Last des Frohndienstes und sonstiger Abgaben an die Adligen, deren Ablösung zum Theil erst in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts stattfand.

— Rußland geht mit dem Gedanken um, Libau in Kurland zu einem Kriegshafen umzugestalten. Das Projekt ist in Folge der Ueberzeugung entstanden, daß im Kriegsfalle es einer seetüchtigen Macht leicht gelingen könnte, die russische Flotte in Kronstadt oder Reval durch überlegene Streitkräfte oder Torpedos einzusperren.

Asien.

— Ueber die ökonomische Lage Japans wird in der Wiener Politischen Korrespondenz von einem Berichterstatter in Tokio ein düsteres Bild entworfen. Dieselbe ist im ganzen Lande sehr traurig. Jedermann hat Mühe, seinen Unterhalt zu erwerben, die Bevölkerung verarmt immer mehr und in manchen Gegenden herrscht wirkliche Hungersnoth. Ein Theil der Landbevölkerung verläßt seine Heimat, um sich nach der Hauptstadt zu begeben, wo er im Kleinhandwerk seinen Unterhalt zu erwerben hofft, aber in der That nur beiträgt, die Zahl der städtischen Proletarier zu vermehren. Auswanderer begeben sich fortwährend in großer Zahl nach Honolulu und nach Yeddo. Elend und Unzufriedenheit sind bis zu einer solchen Höhe gestiegen, daß man den Ausbruch von Unruhen fürchtet. Dieser traurige Zustand ist hauptsächlich eine Folge der finanziellen Maßregeln, welche die Regierung mit Uebereilung getroffen hat. In dieser Weise hat die Regierung, so paradox es auch scheinen mag, durch Herstellung des Pari-Cours den allgemeinen Wohlstand untergraben, indem sie eine Maßregel, welche an sich recht zweckmäßig war, schlecht und zu übereilt ausführte. Während die Macht des Mikado wieder hergestellt wurde, hatte man eine ungeheure Masse Papiergeld ausgegeben; 1877, zur Zeit des Aufstandes in Satsuma, waren 200 Millionen Yen in nicht einlöslichen Staatsnoten in Umlauf und der Nennwerth aller Gegenstände steigerte sich sehr, das Agio auf baares Geld betrug 80 Proc. 1880, als man das Papiergeld dem Verkehre zu entziehen anfing, zeigten sich die Folgen bald und alle Zeichen des Rückschlages stellten sich ein: Beschränkung des Kredits und des Kapitalumlaufs, kommerzielle Krisis und Verarmung der Bevölkerung. Gold und Silber sind sehr gestiegen. Die Papierdollars der fremden Banken haben nur in den dem fremden Handel geöffneten Vertragshäfen Umlauf. Obwohl die Bevölkerung nicht im Stande ist, ihre Abgaben zu bezahlen, fährt man fort, dieselben fortwährend zu erhöhen und im Voraus über dieselben zu verfügen; wenn in manchen Fällen die Regierung sich gezwungen sieht, von dem Eintreiben der Steuern abzusehen, so muß sie doch wieder neue Steuern auflegen, um sich die Mittel für die ungeheuren Ausgaben der Verwaltung und der Armee zu verschaffen. Die Regierung beabsichtigt jetzt Schatzscheine auszugeben, welche in Silber eingelöst werden sollen; die Schatzreserve soll dabei sich mit 97 Millionen betheiligen. Der Finanzminister hofft auf diese Weise dem Mangel an baarem Gelde und dem Agio auf Papiergeld zu begegnen. Der Betrag der Schatzscheine, welche ausgegeben werden sollen, ist noch nicht festgesetzt.

— Der Handel Japans hat im letzten Jahrzehnte nach den Angaben der Jokohamaer Handelskammer (The Chamber of Commerce Journal IV, Nr. 43) eine starke Veränderung erfahren: während 1875 die Einfuhr um 11 Millionen Dollars die Ausfuhr überstieg, ist letztere in den Jahren 1882 und 1883 um fast 8 Millionen, im Jahre 1884 um fast 5 Millionen Dollars größer gewesen. 1884 betrug die Einfuhr 28 821 024 Dollars (Baumwollwaaren und Zucker nehmen darin die erste Stelle ein), die Ausfuhr 33 Millionen Dollars; unter letzterer sind die wichtigsten Objekte Seidenabfälle, Cocons und Seidenraupeneier, Thee und Theestaub und Reis.

— Auf den Inseln Oshima und Tokunoshima (Liu-Kiu-Archipel) setzen die Behörden jährlich 400 Yen für das Tödten giftiger Schlangen aus. Im letzten Jahre wurden in Oshima 5381 Schlangen getödtet und 454 Schlangeneier zerstört, 2602 resp. 320 mehr, als im vorhergehenden Jahre. Von 172 von Giftschlangen gebissenen Menschen starben 1884 daran 47. So berichtet die Tokioer Zeitung „Hotschi Schimbun".

Afrika.

— Das Octoberheft der „Proceedings of the R. Geogr. Soc." bringt eine kurze Beschreibung und vor Allem die Karte jener Reise von James und Genossen in das Herz des Somali-Landes, über deren Ausgang der „Globus" bereits auf S. 366 des vorigen Bandes berichtete. Es ist ein ganz gewaltiger Vorstoß in das unbekannte Innere des östlichen Hornes von Afrika; die Jagdgesellschaft hatte bereits mehr als die Hälfte des Weges von Meer zu Meer zurückgelegt, als sie sich in Barri am Webi zur Umkehr durch die wasserlose Wüste gezwungen sah. Etwas mehr Glück, und sie hätte dem Webi stromabwärts nach Gelidi und zum Indischen Ocean folgen können, nach jenen Gebieten, die unseren Lesern aus Révoil's Bericht bekannt sind. Wir verschieben ein näheres Eingehen auf die James'sche Reise bis zur Veröffentlichung seines ausführlichen Berichtes.

— In den letzten paar Jahren haben die Portugiesen ihre Macht am Schire-Flusse aufwärts nach dem Njassa-See hin ausgedehnt. Als im Jahre 1877 Kapitän Elton dort durchreiste, fand er, daß sie nördlich vom Morambala-Berge (ca. $17\frac{1}{2}^0$ südl. Br.) keinerlei Einfluß irgend welcher Art mehr ausübten, und daß das projektirte Zollhaus an dem Zusammenflusse von Zambesi und Schire einen sehr geeigneten Grenzposten abgeben würde. Seitdem aber haben sie, wie Konsul Henry O'Neill berichtet, die Landschaft Matschindschiri annektirt und zwei Punkte am Schire, Tschironzi (16^0 55′ südl. Br.) und Mpassu (16^0 43′ südl. Br.) besetzt. Der Tod ihres alten Feindes Tschipitula wird ihr Vordringen erleichtern und sie werden sich hoffentlich bald mit den Engländern, welche Missions- und Handelsstationen auf dem Hochlande am Schire und am Njassa-See inne haben, freundschaftlich die Hände schütteln.

— Nach Ansicht des kürzlich aus Südafrika zurückgekehrten Mr. George Baden Powell kann England jetzt dadurch, daß es Schoschong, die Hauptstadt des großen Häuptlings Chama, unter seine Kontrolle bringt (was aber der englische Kolonialminister bekanntlich abgelehnt hat), dem deutschen Vorgehen an der Ostküste und dem internationalen an der Westküste ein Gegengewicht schaffen. Auf Kosten der englischen Steuerzahler ist eben erst durch Sir Charles Warren eine Handelsstraße eröffnet worden, welche ganz Afrika bis hinauf zum 10^0 südl. Br. erschließt; dieselbe reicht zunächst bis Schoschong (ca. 22^0 südl. Br.), hat Wasserplätze und Telegraph zur Seite, führt über ein gesundes Plateau von 3000 bis 5000 Fuß Meereshöhe und steht über Kimberley mit dem Eisenbahnnetze der Kapkolonie und mit Kapstadt selbst in Verbindung. Bleibt diese neue Straße unter englischem Einflusse, so muß Schoschong bald der Mittelpunkt zahlreicher dort sich vereinigender Handelsstraßen werden. Noch vor drei oder vier Jahren machten die Ein-

geborenen um Schoschong sich den Kupferdraht und die Aexte selbst und kleideten sich in Felle von Thieren, die sie selbst getödtet; jetzt kaufen sie englische Zeuge und Eisenwaaren. Englische Waaren dringen auf jener Straße unablässig und selbst reißend rasch nordwärts in das Innere von Afrika vor, und so hofft Mr. Baden Powell, daß diese Route mindestens dieselbe Wichtigkeit erlangen wird, als diejenigen über den Congo oder Zanzibar. (The Chamber of Commerce Journal IV, Nr. 43.)

Nordamerika.

— Der achte Band des Census der Vereinigten Staaten enthält einen eingehenden Bericht über Alaska von dem dortigen Specialagenten Ivan Petroff. Er theilt das Land in sechs Abtheilungen: die nördliche Abdachung, das Yukongebiet, die benachbarten kleinen Flußgebiete, die Inseln und das Land nördlich und südlich vom Eliasberge. Für jede Abtheilung sind die Ziffern der einzelnen Stämme genau angegeben, zu genau, als daß man sich unbedingt darauf verlassen könnte. Ueber Sitten und Gebräuche enthält das Buch dagegen viel werthvolles Material. — Everette's Versuch, vom Yukon River nach dem Copper River vorzudringen, ist gescheitert, da es sich unmöglich erwies, einen Begleiter zu finden. Doch gelang es ihm, werthvolles geographisches und ethnographisches Material zu sammeln.

— In Bd. 43 des „Globus", S. 221 und 230, hat Dr. Aurel Krause eine zusammenfassende Darstellung des Indianervolkes der Tlinkit gegeben; jetzt haben wir das Vergnügen, das Erscheinen seines definitiven Werkes anzuzeigen, welches kürzlich unter dem Titel „Die Tlinkit-Indianer. Ergebnisse einer Reise nach der Nordwestküste von Amerika und der Beringstraße, ausgeführt im Auftrage der Bremer geographischen Gesellschaft in den Jahren 1880 bis 1881 durch die Doctoren Arthur und Aurel Krause", bei H. Costenoble in Jena veröffentlicht wurde. In ihm erhalten wir neben rein schildernden Abschnitten auch den ganzen wissenschaftlichen Apparat zur Kunde dieses Stammes; zuerst eine historische Uebersicht über die Reisen nach seinen Sitzen vom Jahre 1588 an, die ethnographischen und ethnologischen Forschungen der Gebrüder Krause zusammengearbeitet mit den Angaben ihrer Vorgänger, so weit sich dieselben als zuverlässig erwiesen, einen Abschnitt über die Mythen der Tlinkit, in denen Jëlch, der Rabe, die Hauptrolle spielt, der mit seinen bald listigen, bald derben Streichen das Vorbild für die Lebensführung der Tlinkit abgiebt, weitere Abschnitte über Schamanismus, über die Nachbarvölker, über Missionen und Civilisationsbestrebungen, und einen über die Sprache. Das Ganze, illustrirt mit 32 Abbildungen, vier Tafeln und einer ethnographischen Karte des südöstlichen Alaska, ein tüchtiges, erfreuliches, grundlegendes Buch. — Auf Einzelnes hier einzugehen, wie z. B. auf die ungewöhnliche technische Begabung der Tlinkit, deren Zahl übrigens nur 8000 bis 10000 beträgt, ist um so weniger unsere Absicht, als der Verfasser selbst ja im „Globus" bereits die Summe seiner Beobachtungen gezogen hat. Nur wollen wir darauf hinweisen, wie unbedeutend bisher die Erfolge der Missionsthätigkeit an jenen Küsten geblieben sind (S. 342). „Die Sitkas, denen doch bereits unter der russischen Herrschaft das Evangelium gepredigt wurde und durch Männer von so hervorragender Tüchtigkeit, wie es der Priester Weniaminow war, stehen jetzt in dem allerschlechtesten Rufe. Hier wie anderwärts ist der gute Einfluß, welchen die Lehren der christlichen Kirche hätten ausüben können, durch die schädlichen Folgen einer unvermittelten Berührung mit der Civilisation und des Verkehrs mit gewaltthätigen und die Rechte der Eingeborenen mißachtenden Weißen mehr als ausgeglichen worden."

— Aus Philadelphia geht den „Times" die telegraphische Nachricht zu, daß der Nordpoldampfer „Alert" am 18. October von der Hudsonsbai nach Halifax zurückgekehrt ist mit der Beobachtungsabtheilung an Bord, welche dort 15 Monate zugebracht hat, um die Brauchbarkeit jener Route für eine Schiffahrtsverbindung zwischen dem canadischen Nordwesten und Europa zu untersuchen. Das Resultat der Beobachtungen zeigt, daß die Durchschnittstemperatur nicht so niedrig ist, als man erwartete, und nicht so niedrig, als die durchschnittliche Wintertemperatur im Nordwesten. Der niedrigste monatliche Durchschnitt betrug 30 Grad unter Null. Die Eisbeobachtungen zeigen, daß die Hudsons-Straße und -Bai für eigens dazu gebaute und ausgerüstete Schiffe drei bis vier Monate lang, von Juli bis October, schiffbar sind. Die Bewegungen des Eises wechseln und Schiffe müssen sich im offenen Wasser zu halten suchen, wo sich ein Sund findet oder das Eis am dünnsten ist. Die Küsten der Bai sind reich an Pelzwerk, Fischen und Mineralien. Während dieser Bericht gewissermaßen günstig ist, hegt man in Canada Zweifel, ob man die Hudsonsbai-Route je praktikabel machen kann.

Vermischtes.

— Rüstig schreitet unter Alfred Kirchhoff's Leitung das große, vorzüglich illustrirte Sammelwerk „Unser Wissen von der Erde" (Leipzig, G. Freytag) vorwärts, wenn auch der erste Band, die Allgemeine Erdkunde umfassend, noch nicht ganz abgeschlossen ist. Bis zur 14. Lieferung ging Hann's Abriß der astronomischen Geographie, Meteorologie und Oceanographie, dann folgte bis zur 31. Lieferung die Geologie aus der Feder des viel betrauerten Hochstetter, und von da an betrachtet Pokorny die Erde als den Wohnplatz der Pflanzen, Thiere und Menschen (biologische Geographie). Es werden sich daran noch fünf Bände über die einzelnen Erdtheile anschließen, zu deren Bearbeitung eine Reihe tüchtiger und hervorragender Fachmänner zusammengetreten sind, unter denen wir außer dem Herausgeber nennen: Penck, Egli, Supan, Petri, Paul Lehmann, Th. Fischer, Rein, Kreitner, Tomaschek, Radde, Fraas, Baron v. Müller u. s. w.

— Als eine Fortsetzung von Brehm's Thierleben, ihm an Inhalt und Darstellung ähnelnd, kündigt das Bibliographische Institut in Leipzig eine „Allgemeine Naturkunde" in neun Bänden (à 16 Mark) oder 130 Lieferungen (à 1 Mark) mit über 3000 Textillustrationen, 20 Karten und über 120 Aquarelltafeln an. Dieselbe zerfällt in vier Abtheilungen: zwei Bände „Erdgeschichte" von Prof. Dr. M. Neumayr, zwei Bände „Pflanzenleben" von Prof. Dr. A. Kerner von Marilaun, zwei Bände „Der Mensch" von Prof. Dr. J. Ranke und drei Bände „Völkerkunde" von Prof. Dr. Fr. Ratzel. Die Namen der Verfasser, wie des verlegenden Instituts, sowie die jahrelangen Vorbereitungen bürgen dafür, daß hiermit dem Publikum etwas Außerordentliches geboten wird.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVIII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

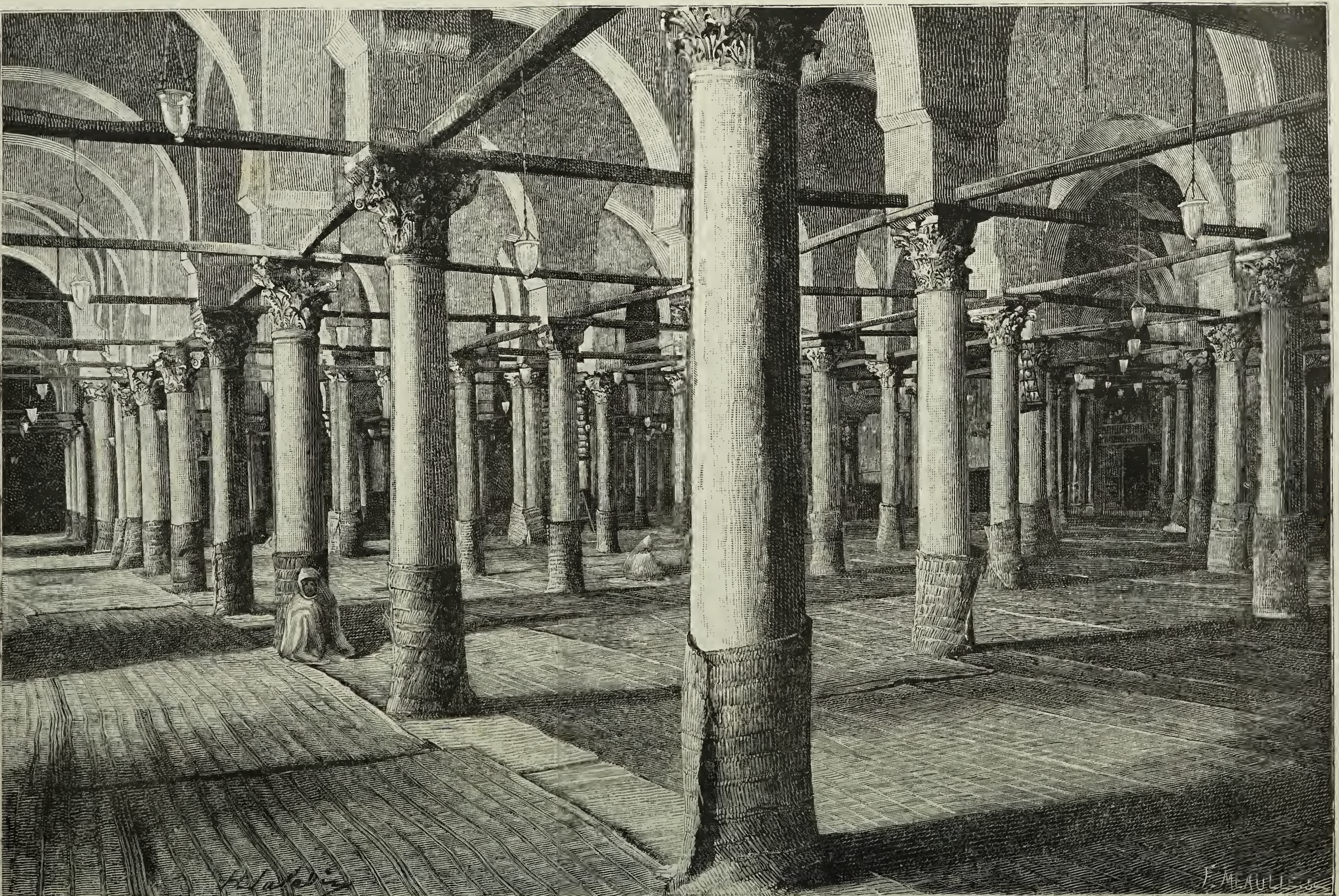
Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

V.

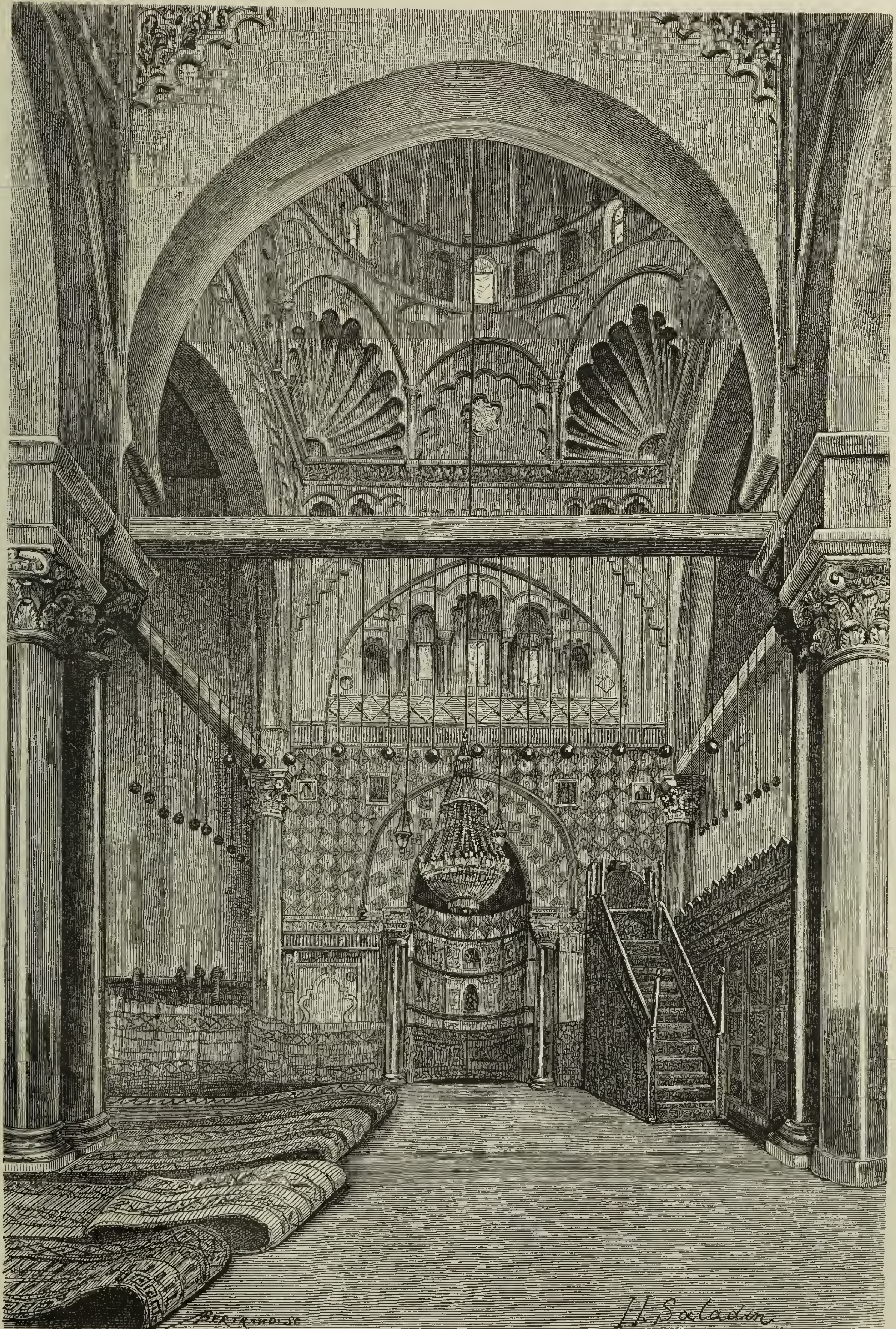
Daß Kairuan eine heilige Stadt sei, ist ausgemacht; aber man hat arg übertrieben, wenn man in ihr eine Art Nebenbuhlerin von Mekka sehen wollte. Kairuan hat seine Geltung namentlich dem Umstande zu verdanken, daß es in scharfem Gegensatze zu den Maurenstädten eine rein arabische Gründung war und immer geblieben ist, und das spiegelt sich auch in seiner Geschichte und seinen Bauwerken wieder.

Die Stelle der heutigen Stadt scheint im Alterthume völlig unbebaut gewesen zu sein; aber schon im Jahre 41 der Hedschra, als Moawija ibn-Hudeidsch auf Befehl des Chalifen Moawija I. das erste Araberheer nach Nordafrika führte, gründete er nach der Schlacht am Amphitheater von Thysdrus und der Zerstörung von Suffetulae hier eine Stadt als Centrum der arabischen Macht. Er hatte mit Hilfe der Berber seine Siege erfochten, als aber diese merkten, daß die Araber sich bleibend in ihrem Lande anzusiedeln gedachten, schlugen sie sich zu den Byzantinern, und der Araber zog vor, mit seiner Beute nach Aegypten zurückzukehren. Seine Stadt wurde natürlich von Grund aus zerstört; Sidi Okba ben Nafi, der große Held des Islam in Nordafrika, errichtete sie 668 wieder und soll damals schon den Grundstein zur großen Moschee gelegt haben; aber als er in Ungnade fiel und abberufen wurde, gab sein Nachfolger Moslim ben Mâchlid die Stadt wieder auf und ließ sie zerstören. Die Fortschritte der Griechen und Berber zwangen den Chalifen, Sidi Okba wieder mit dem Kommando zu betrauen, und diesmal gründete er Kairuan an seiner heutigen Stelle und definitiv. Seine Gefährten schlugen ihm vor, Susa, das sich ihm ergeben, zur Hauptstadt von Ifrikya zu machen, aber eine Seestadt schien Okba zu gefährlich, denn damals beherrschten die Byzantiner mit ihren Flotten noch das Meer; er zog die Stelle hinter der großen Sebcha vor, wo in der Ebene die Kameele Weide fanden, und die Reiterei, die überlegene Waffe der Araber, sich frei entwickeln konnte. Nach der arabischen Tradition war die Gegend — von den beiden vorausgegangenen Städtegründungen ist dabei keine Rede — eine mit dichtem Gestrüpp erfüllte Wildniß, die von wilden Thieren und Giftschlangen wimmelte. Aber Sidi Okba hielt diesen eine Standrede, in Folge deren sie alsbald vor den Gefährten des Propheten das Land räumten und verschwanden; nur eine Schlange war ungehorsam und blieb zurück; sie wurde dafür in Stein verwandelt und wird heute noch in der Moschee als Wahrzeichen vorgewiesen. Auch den Reisenden wurde sie gezeigt, erschien ihnen aber nur als eine ganz gewöhnliche, aus Stein gehauene Verzierung, den Kairuanern gilt sie als ein mächtiger Talisman, an dem das Wohl der Stadt hängt. Auch die Stelle, wo die große Moschee erbaut ist, wurde dem Helden auf wunderbare Weise bezeichnet; eine innere Stimme befahl ihm, am Morgen mit der heiligen Fahne voranzugehen, bis er, ohne Jemand zu sehen, von einer Stimme das erste Kapitel des Koran hersagen höre; dort solle er seine Fahne in die Erde stecken und den Mihrab der neuen Moschee errichten.

Diese wunderbaren Ereignisse werden von manchen Autoren schon in das Jahr der ersten Gründung Kairuans, 671, gesetzt; die heutige Stadt aber datirt erst von 684. Freilich ist die Geschichte des ersten Einfalles der Araber

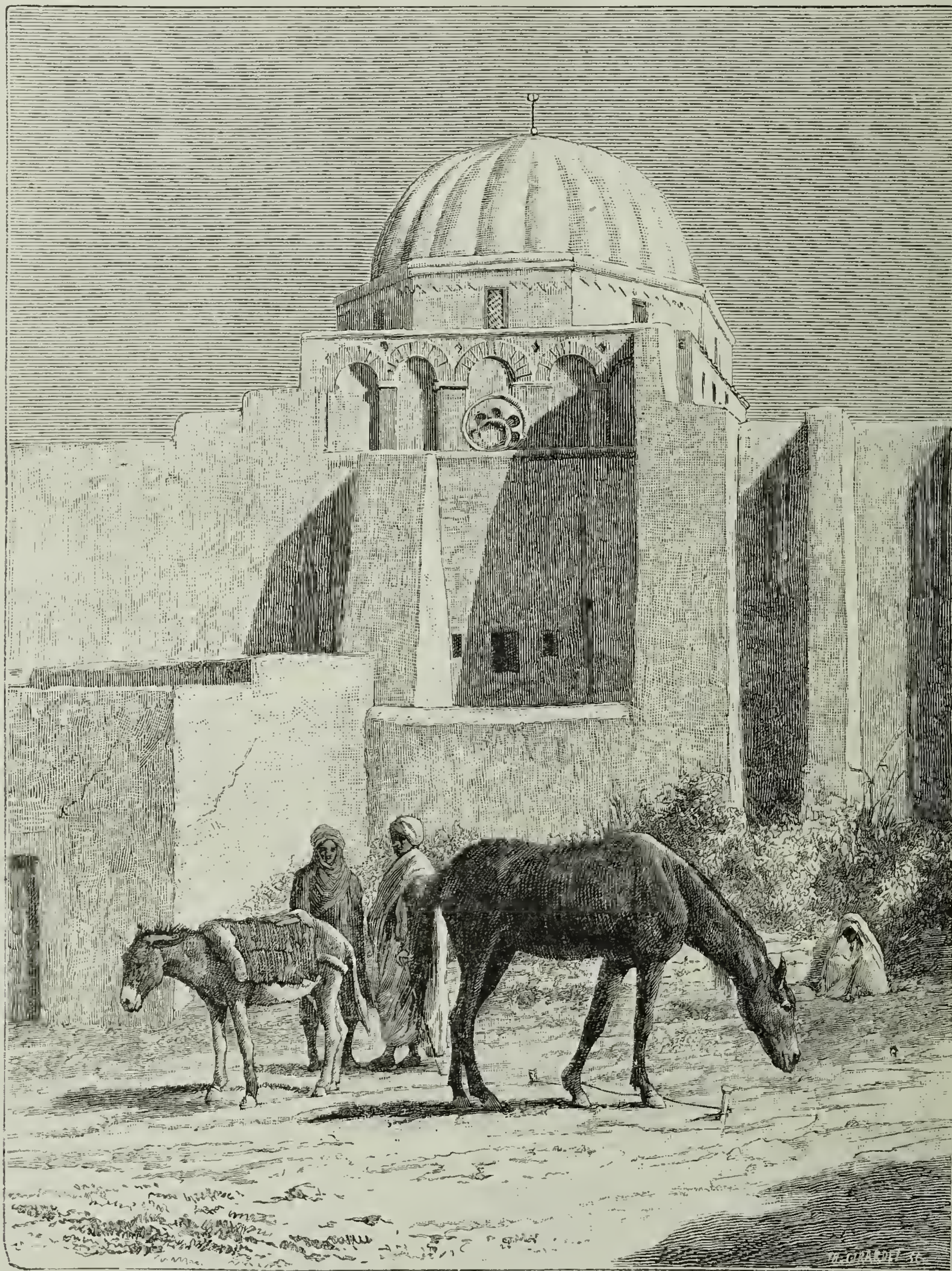


Inneres der großen Moschee in Kairuan. (Nach einer Photographie.)



Mihrab und Kanzel der großen Moschee in Kairuan. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

vielfach unklar und verworren, und auch die eingeborenen Quellen, denen Cagnat und Saladin ihre Notizen entnehmen, verwechseln Okba ben Amir, den Statthalter von Aegypten, welcher das erste Heer aussandte, mit dem großen Sidi Okba ben Nafi. Dieser umgab die Stadt mit Mauern und begann von hier aus seinen Siegeslauf, der ihn bis in den Atlantischen Ocean hineinführte und ganz Nordafrika dem Islam unterwarf. Als er mit geringer Macht durch die Sahara zurückzog, überfiel ihn Kuschile, der Fürst der Berber, den er schwer beleidigt, und erschlug ihn, und nach dem Tode des Helden fiel auch seine Gründung in die Hände der Berber. Die Stadt wurde aber bald zurückgewonnen und nun beginnt die Blüthezeit von Kairuan. Hassan ben Nomân, der zweite Nachfolger Okba's als Gouverneur von Afrika, ersetzte die Moschee Okba's durch einen prächtigen Neubau, in welchem von

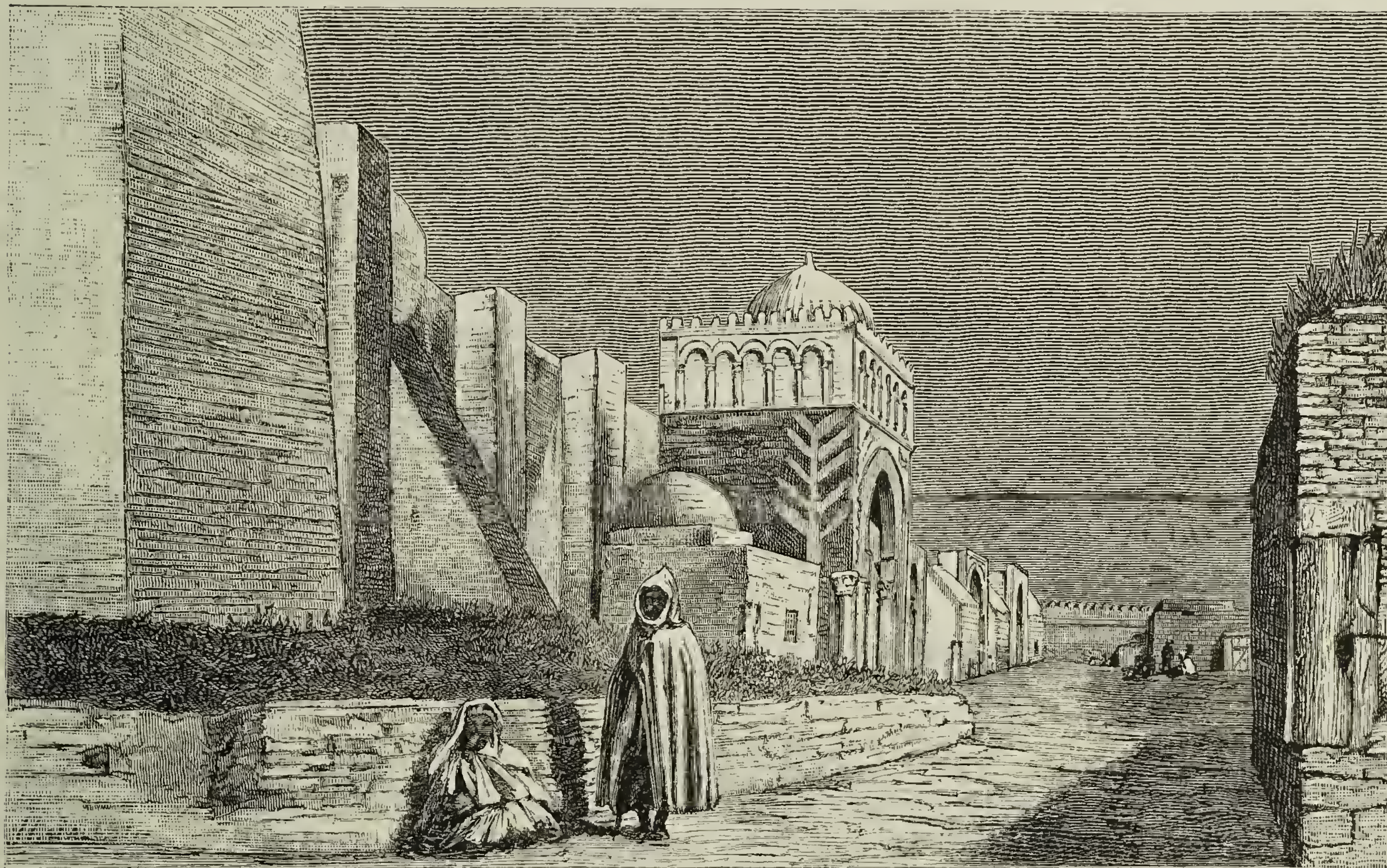


Rückseite der großen Moschee. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

dem alten Bau nur der Mihrab (die Koran-Nische) blieb, in welchem ein Nagel die Stelle anzeigt, an welcher Okba seine Fahne in den Boden stieß; auch er wurde mit ein paar prächtigen Säulen von rothem Marmor geziert, die einer christlichen Kirche entnommen wurden. Da sie heute noch stehen, konnten die Reisenden sich überzeugen, daß die Kapitäle byzantinischen Ursprunges sind. Dieselben haben übrigens die wunderbare Eigenschaft, Freitags bei Sonnenaufgang zu schwitzen, was sie in den Augen der Araber so werthvoll machte, daß sie, als ein byzantinischer Kaiser dasselbe Gewicht in Gold dafür bot, das ausschlugen. Schon im Jahre 724 erwies der Neubau sich als zu klein, um die Menge der frommen Beter zu fassen, und wurde erweitert; ein totaler Neubau, innen mit Erhaltung des Mihrab, soll 772 unter dem Gouverneur Yezid ben-Hâtem stattgefunden haben. Die arabischen Gewährsmänner scheinen den Reisenden nicht mitgetheilt zu haben, daß das wahrscheinlich in Folge einer Zerstörung durch

die Berber geschah. Während die Araber in der „vierten Pforte des Paradieses“ über die Auslegung des Koran stritten, hatten die Urbewohner des Landes, die Berber, sich von den Niederlagen, die ihnen Sidi Okba beigebracht, wieder erholt, und im Jahre 762 erhoben sie sich urplötzlich zur Vertreibung der Fremdlinge. Abd el Malik, der Scheich der mächtigen Warfadschûmi, erstürmte Kairuan und schleifte seine Mauern. Fünf Jahre herrschte er hier, bis Mohammed el Chosai, der Feldherr Abu Dschafai's, ihn wieder vertrieb. Die Herrlichkeit der neuen Moschee dauerte nicht lange; die demokratische Ketzersekte der Ibadhiya, welche die Erblichkeit der Chalifenwürde leugnete und zum Entsetzen der legitimistischen Araber verlangte, daß das geistliche wie das weltliche Oberhaupt von den Gläubigen gewählt werden sollte — eine Ketzerei, welche, nebenbei bemerkt, so echt berberisch ist, daß man sie für nordafrikanischen Ursprunges halten sollte — hatte, aus Syrien vertrieben, bei den Berberstämmen Anhang gefunden und eroberte 777 die heilige Stadt von Neuem. Noch einmal raffte der Islam alle Kraft zusammen; nach verzweifeltem Widerstande nahm Omar ben-Hafs Hassarmad Kairuan und zerstörte es völlig, die Rebellen entwichen zum Theil in die Wüste, wo ihre Nachkommen heute als Mosabiten leben; Kairuan wurde wieder aufgebaut, aber seinen alten Glanz erhielt es nicht wieder. Die Zeiten der Araber waren vorbei; der Gründer der berberischen Dynastie der Aghlabiten, Ibrahim ben-el Aghlab, nahm seine Residenz nicht in der heiligen Stadt, sondern baute sich in der Nähe eine Konkurrenzstadt, Abassiya, und seine Nachfolger so gut, wie die späteren Edrisiten und Fatimiden folgten ihm darin nach, und nur unter den Ziriten war Kairuan noch einmal eine Zeit lang Residenz.

Nur der Ruf ihrer Heiligkeit erhielt die Stadt; selbst der zweite Aghlabite, Ziadet Allah ben-Ibrahim, der die Mauern Kairuans schleifen ließ, baute 821 die Moschee Sidi Okba's prächtiger wieder auf und von ihm rührt der heutige Bau seiner Hauptsache nach her.



Das Thor Lalla Reshan. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

Die Moschee ist im Wesentlichen nach demselben Plane gebaut, wie die anderen Moscheen Nordafrikas, denen nicht, wie den türkischen, der Kuppelbau der Sophienkirche als Muster gedient hat. Durch das Hauptthor tritt man in einen weiten Hof mit einem Brunnen, an welchem die Gläubigen vor dem Gebete die vorgeschriebenen Abwaschungen verrichten; er wird von einer Arkadenreihe umgeben, an welche sich verschiedene Wohnräume und Wirthschaftsgebäude anschließen. In Kairuan, welchem fließendes Wasser fehlt, befindet sich unter dem Moscheenhofe eine kolossale Cisterne; die Oeffnungen zum Schöpfen sind in ausgehöhlten Säulenbasen von weißem Marmor angebracht. Um die Stunde des Gebetes recht genau bestimmen zu können, sind sogar zwei Sonnenuhren vorhanden, eine vertikal, die andere horizontal. An die Südseite des Hofes schließt sich die eigentliche Moschee. Eine Menge Thore befinden sich unter den Arkaden, aber sie sind für gewöhnlich geschlossen und öffnen sich nur an besonderen Festtagen, wo die Menge der zuströmenden Beter ungewöhnlich groß ist. Sonst dient nur das Hauptthor, Bab el-Behu, nach einer Inschrift im Jahre 1224 restaurirt, prächtig mit Holzskulpturen geschmückt. Es besteht aus vier großen Flügeln, von denen zwei nach rechts und zwei nach links aufschlagen. Die Thüröffnung wird von einem breiten geschnitzten Gesimse eingefaßt und der Bogen über dem Thore ist mit Laubwerk in flachem Relief ausgefüllt; jeder Thürflügel hat vier große und vier kleine Felder, die abwechselnd mit Blattwerk und geometrischen Ornamenten geziert sind. Die anderen Thore sind weit einfacher gehalten.

Die Moschee bildet ein langes Rechteck aus 17 Doppelsäulenreihen, die jede aus acht von prachtvollen Marmorsäulen getragenen Bogen bestehen. Auch die Kapitäle scheinen meistens antik und sind gut erhalten. Der Mittelgang, welcher von Bab el-Behu direkt auf den Mihrab zuführt, hat besonders schöne und starke Säulen; diese, wie die beiden rothen Säulen am Mihrab, sollen der Sage nach von Kaisaria gekommen sein; aber von welchem? Andere Säulen sollen von Sabra, von dem später die Rede sein wird, stammen, aber diese Stadt ist ebenfalls arabische Gründung und jünger, als die letzte Erbauung der Moschee. Wahrscheinlich stammt die Hauptmasse aus den benachbarten Römerstädten der Küste, von Hadrumetum, möglicher Weise auch von Karthago.

Ehe man an den Mihrab gelangt, sieht man rechts den Mimber, die Kanzel, eine steile Treppe, welche auf eine schmale Plattform führt, von welcher aus der Imam den Koran vorliest. Die beiden Seiteneinfassungen der Treppe sind prachtvoll durchbrochen gearbeitet; die Füllungen sind ganz wunderbar und eigenthümlich, stellenweise im Stile der orientalischen Elfenbeinschnitzereien, ausgeführt. Nach dem arabischen Chronisten ließ der Aghlabite Abu Brahim ben Mohammed sie aus dem Holze einer bei Bagdad gewachsenen Platane schnitzen. Von demselben rührt auch das Gewölbe über dem Mihrab her, sowie der aus glänzenden Fayenceplatten bestehende Schmuck der Hinterwand. Neben dem Mimber befindet sich das Beit-el-idda, ein von einem Holzgitter umschlossener Raum, welcher früher die Bibliothek der Moschee enthielt; auch dieses Gitter, das den Raum zwischen zwei Säulen abschließt, ist ein Meisterwerk arabischer Holzschneidekunst und erinnert an die mozarabischen Schnitzereien in Kairo. Eine Thür mit Einfassung aus antiken skulpirten Marmorstücken führt rechts in die Kammer des Imam, eine ähnliche links in die Schatzkammer.

Der Mihrab in seiner heutigen Gestalt ist ebenfalls ein Werk Ziadet Allah's, aber sein frommer Baumeister hat den ursprünglichen Bau Sidi Okba's nicht zerstört, sondern nur überbaut, und durch ein paar Oeffnungen, die geschickt mit den Ornamenten in Verbindung gebracht sind, können die Gläubigen heute noch die alten Mauern erkennen. Die Verzierungen des neuen Mihrab sind in weißen Marmor gehauen, aber mit grellen, unharmonischen Farben überschmiert.

Im Ganzen genommen wurden die Reisenden durch das Innere der Moschee, über deren Pracht so übertriebene Beschreibungen im Umlaufe waren, etwas enttäuscht. Der gewaltige Säulenwald macht zwar, wie immer, trotz der niederen Decke, einen mächtigen Eindruck, aber es fehlen die Feinheiten der Ornamentation, die kostbaren Mosaiken aus Marmor und Email, die man in Kairo, Damaskus oder Jerusalem bewundert, und mit Ausnahme des Mihrab, des Mimber und des Beit-el-idda ist Alles im höchsten Grade einfach. Dasselbe gilt aber für die meisten Moscheen des Westens und selbst für die wunderbare Mezquita von Cordoba. Das herrschende Halbdunkel läßt übrigens selbst die vorhandenen Dekorationen kaum zur Geltung kommen.

Das Aeußere des Gebäudes bietet einige charakteristische Partien. Die Hinterseite besonders macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck durch ihre gewaltige Masse, über welcher sich die weißgetünchte Kuppel, welche den Mihrab überwölbt, erhebt. Interessant ist auch das auf der Nordostseite befindliche Thor Bab Lella Reshan; es ist in der Weise eines Festungsthores erbaut in einem viereckigen, zinnengekrönten Thurme; eine unvernünftige Restauration hat die schönen Verzierungen leider furchtbar entstellt.

Die Falkland-Inseln.

E. J. Diese im äußersten Süden des amerikanischen Kontinents gelegene Inselgruppe ist eine der vielen Stationen, deren sich England bemächtigt hat, um seine Herrschaft über das Weltmeer in allen seinen Theilen zu sichern. Vor der Magelhaesstraße gelegen, bietet sie einen vortrefflichen Stützpunkt zur Beherrschung dieses Seeweges. Allein ungleich anderen ähnlichen maritimen Besitzungen ist diese Gruppe doch auch wirthschaftlich von nicht ganz geringer Bedeutung, denn sowohl Klima als Bodenbeschaffenheit eignen sich für eine europäische Niederlassung recht gut.

Die Falkland-Inseln bestehen aus zwei großen und mehr als 100 (nach Einigen an 200) kleinen Inseln zwischen 51° und 52° 45′ südl. Br.; die nördlichste Insel ist Jason, die südlichste Beauchêne. Das Areal der Gruppe ist früher außerordentlich überschätzt worden. Für die beiden großen Inseln allein fand man mehr als 33 000 qkm, ein Areal, das fast dem des Königreichs der Niederlande gleichkommt; dann gab man für die ganze Gruppe officiell nur 19 685 und noch später 16 844 qkm an. Aber auch diese Angabe erscheint zu hoch, denn nach Behm und Wagner fand E. Wisotzki durch planimetrische Messungen auf der britischen Admiralitätskarte für die Ostinsel mit Nebeninseln 7378 qkm (134 □-M.) und für die Westinsel mit Nebeninseln 5154 qkm (93,6 □-M.), also für die ganze Gruppe 12 532 qkm (227,6 □-M.), ein Areal, das hinter dem des Königreichs Sachsen und dem von Mecklenburg-Schwerin immer noch erheblich zurücksteht. Man rechnet wohl auch das südöstlich gelegene Süd-Georgia hinzu, eine 4066 qkm (74 □-M.) große, aber bisher unbewohnte Insel, welche als rauh und mit Schnee und Eis bedeckt geschildert wird, von der indeß argentinische Blätter behaupten, daß sie ebenso geeignet für Viehzucht zu sein verspreche, als das früher verachtete West-Falkland. Freilich genießt die Falklandgruppe den Vorzug, daß ihre Westküsten von der warmen brasilischen Strömung bespült werden und die kalte Kap-Horn-Strömung an den Ostküsten in bedeutender Entfernung vorbeizieht, während Süd-Georgia zwischen zwei nördlich von ihm konvergirenden Polarströmungen eingeschlossen ist.

Daher ist das Klima der Falkland-Inseln im scharfen Kontraste zu der Dürre und Kälte der gegenüberliegenden patagonischen Küste ein gemäßigtes und Regenfälle sind häufig genug. Kapitän Sulivan vergleicht in seiner „Description des îles Falkland d'après les reconnaissances faites par les capitaines Rob. Fitzroy, W. Robinson et B. J. Sulivan“ das hiesige Klima mit dem von Cornwall und Devonshire; nur sagt er, daß es ein wenig milder und im Sommer trockener sei. Thermometrische Messungen, welche man mehrere Jahre hindurch angestellt hat, ergaben eine Temperatur für den Sommer von 4,44°

bis 18,33° C., für den Winter von — 1,11° bis + 10° C. Der Winter ist also keineswegs rauh, aber sehr nebelig, indessen verschwinden diese Nebel, sobald die Sonne höher rückt, meist Vormittags. Gesund ist das Klima in hohem Grade, aber durchaus nicht angenehm, denn wie schon Darwin 1846 im „Quarterly Journal of the Geological Society“ mittheilte, sind die Winde, namentlich die von Westen und Süden wehenden, von einer außerordentlichen Heftigkeit. Die Bewohner des Hauptortes Stanley klagen, daß Gemüse oft mit den Wurzeln ausgerissen und fortgeführt werde.

Daher ist von einer Baumvegetation kaum irgendwo die Rede; aber wo der Boden nicht, wie das auf weite Strecken hin der Fall ist, aus Torfmooren besteht, zeigt sich ein großer Reichthum an Gräsern und Kräutern selbst bis weit an den Abhängen der Berge hinauf, die sich auf der Westinsel nach Fitzroy im Mount Adam zu 706 m und auf der Ostinsel im Mount Osborne zu 685 m erheben. Große Strecken sind aber namentlich im Süden der Ostinsel ganz niedrig. Bemerkenswerthe einheimische Pflanzen sind nur einige antiskorbutische, wie Kresse, Cochlearia, Sellerie u. a. Die versuchte Einführung europäischer Pflanzen ist bisher von besonderem Erfolge nicht gekrönt gewesen; man hat Kartoffeln und Gemüse unter den oben erwähnten Hindernissen gezogen, aber der Anbau von Getreide und Flachs, für welchen sich am Fuße der Berge guter schwarzer Boden findet, hat keine nennenswerthe Resultate ergeben. Die einheimische Fauna war bei Ankunft der Europäer eine außerordentlich arme, als einzigen Vierfüßler fand man den Uarrah vor, eine Schakalart, den Heerden gefährlich, aber jung gefangen, leicht zähmbar. Vortreffliche Schildkröten finden sich in den Seen und Flüssen und das Meer ist an den Gestaden außerordentlich fischreich. Walfische fängt man zuweilen, sehr lohnend ist aber die Jagd auf Pinguine, von denen jährlich 1 300 000 Stück erschlagen werden, was einen Gewinn von 130 000 Gallonen Oel repräsentirt, da zehn dieser Vögel gewöhnlich eine Gallone ergeben. Dieser Reichthum hat dem Gouverneur der Inseln im Volksmunde den Titel „König der Pinguine“ verschafft.

Bougainville und andere französische, sowie auch spanische Seefahrer setzten Rinder, Pferde, Schweine, Ziegen und Kaninchen auf der Gruppe aus und dieser Stamm hat sich so schnell vermehrt, daß Mackinnon 1852 die Zahl der Rinder und Pferde allein auf 200 000 Stück schätzen konnte, wiewohl sich nicht allein vorüberfahrende Schiffe hier regelmäßig mit frischem Fleische versahen, sondern auch der wilde Viehstand systematisch durch Unternehmer ausgebeutet wurde, welche im Besitze einer zu diesem Zwecke erworbenen Koncession ganze Schiffsladungen von Fleisch von hier verfrachteten.

Gegenwärtig ist das Hauptprodukt der Inselgruppe Wolle, denn nirgends sind die klimatischen Verhältnisse günstiger als hier. Das Gewicht eines auf der Weide fett gemachten und ausgeschlachteten Hammels beträgt selten weniger als 70, erreicht aber häufig 100 Pfund. Die Wolle ist grob, aber reichlich, das durchschnittliche Gewicht hiesiger Vließe ist sechs englische Pfund, während man in Australien durchschnittlich nur sechs, in Argentinien vier Pfund erreicht. Der Verkaufspreis der Wolle schwankt zwischen 10 und 11 Pence; derselbe wird meist von Käufern aus Bradford, welche Kammwolle gebrauchen, bezahlt. Die Schur ergiebt im Durchschnitte der Jahre zwei Millionen Pfund Wolle im Werthe von 80 000 Pfd. Sterl.

Die größte Eigenthümerin ist die Falkland Company, welche 1852 von Samuel Lafone in Montevideo gegründet wurde und ihr Hauptquartier am Darwin-Hafen hat, auf dem Isthmus, welcher Lafonia mit dem übrigen Ost-Falklande verbindet, etwa 130 Kilometer von Port Stanley. Ihre Schaffarm erstreckt sich längs der Küste des Choiseul-Sundes am Mount Pleasant und Port Fitzroy vorüber bis zu 22 km Entfernung von Port Stanley; die Schafe stammen von der Cheviotrasse und sind mit argentinischen Marinos gekreuzt. Die Gesellschaft besitzt 100 000 Schafe und 20 000 Rinder, wovon die zahmen „Rodeos“ nur ein Viertel ausmachen, die übrigen aber völlig wild sind. Außerdem besitzen nur noch drei Farmer Rindvieh, die übrigen betreiben ausschließlich Schafzucht.

Von solchen größeren Heerdenbesitzern, welche Areale von 21 000 bis 171 000 Acres ihr Eigen nennen, zählt ein officieller Bericht 16 auf; die Inseln Lively, Speedwell, Pebble, New Island und Keppel befinden sich in den Händen einzelner Besitzer; die letztgenannte ist Eigenthum der Londoner Missionsgesellschaft. Uebrigens sind sämmtliche größeren Landbesitzer mit Ausnahme eines einzigen Engländer von Geburt.

Die erste wirkliche Ansiedelung, welche das Land nutzbar machte, ging indeß nicht von England, vielmehr von Argentinien aus, wie denn das Recht Argentiniens auf die Inselgruppe wohl kaum zu bestreiten ist. Freilich haben seine wiederholten Proteste gegen die englische Okkupation niemals irgend welchen Erfolg gehabt. Es hat aber nicht vergessen, dieselben auch in neuester Zeit zu betonen, so in seiner bei Gelegenheit der Weltausstellung von Philadelphia herausgegebenen Schrift: „La republique Argentine, à l'Exposition de Philadelphie.“

Die Engländer begründen ihr Recht auf diese Gruppe, wenn sie eine Begründung überhaupt versuchen, auf die Priorität der Entdeckung. Dieselbe kommt ihnen allerdings unzweifelhaft zu. Ist es auch nicht vollkommen sicher, daß John Davis die Inseln 1592 auf seiner großen Entdeckungsreise nach der Südsee wirklich sah — er gab der von ihm in jener Meeresgegend aufgefundenen Inselgruppe keinen Namen —, so ist doch unbestreitbar, daß Sir Richard Hawkins, der Bukkanier, auf seinem Plünderungszuge nach Coquimbo die Gruppe berührte. Von Davis' Entdeckung wußte er nichts und er taufte das neue Land Maidenland zu Ehren seiner Königin Elisabeth und „in perpetual memory of her chastity“. Wie Hawkins nichts von seinem Vorläufer wußte, so erging es nach einander verschiedenen Seefahrern, die alle in dem Glauben, die ersten zu sein, die Inseln mit verschiedenen Namen tauften. So kam 1600 der Holländer Sebald de Weert auf seiner Rückfahrt von den Molukken hierher und von ihm erhielt die Gruppe den lange Zeit in Holland üblichen Namen Sebaldinen; so der Engländer Cowley, der freilich durch einen merkwürdigen Rechnungsfehler die Inseln unter 47° 30′ südl. Br. verlegte und sie Pepysinseln nannte. Als Kapitän John Strong den Archipel im Jahre 1689 zum ersten Male genauer untersuchte, entdeckte er den Kanal, welcher die beiden Hauptinseln trennt, und benannte denselben nach seinem Gönner Lord Falkland. In der Folge ging dann der Name dieser Straße in den Archipel selber über. Seit Anfang des 18. Jahrhunderts machten französische Fischer aus St. Malo öftere Fahrten hierher und es begann sich eine kleine französische Kolonie zu bilden. Aus dieser Zeit stammt eine Anzahl weiterer Namen, die meist nur in beschränkterem Maße in Anwendung kommen. Solche sind: Anican, wie ein französischer Schiffer 1714 die Inseln nach seinem Rheder in St. Malo nannte; Belgia australis, wie Roggeveen sie 1721 taufte; Iles neuves Saint Louis, wie eine Anzahl von Schiffern von

St. Malo sie zu nennen pflegte. Die Namen aber, welche dauernd und allgemein angewendet wurden, waren Falkland und Malouines, letzterer mit Bezug auf die aus St. Malo stammenden Bewohner. Durch Bougainville wurde endlich 1763 eine förmliche französische Kolonie, Port Louis, errichtet, welche aus akadischen Familien bestand, die er hierher führte. Aber schon zwei Jahre später legte England seine Hand auf die Inseln: Commodore Byron erschien, ergriff im Namen der britischen Krone Besitz und drohte, alle Franzosen ins Meer zu werfen, falls sie den Platz nicht schleunigst verließen. Unter diesen Umständen zog Bougainville es vor, seine Rechte für 30000 Pfd. Strl. an den König von Spanien zu verkaufen, dem damals noch ganz Spanisch-Amerika gehörte. Nun versuchten die Spanier, eine Kolonie anzulegen, sie nannten die Inseln durch Namenverderb Malvinas. Aber England entsandte ein Ultimatum nach Madrid, in welchem es die sofortige Uebergabe der Inseln verlangte; Spanien bequemte sich dazu und feuerte als Anerkennung des britischen Besitzrechtes einen Salut ab, als Admiral Byron abermals die englische Flagge hißte.

Nun wurde Fort Egmont an der Bai dieses Namens auf der Westinsel angelegt, die Mannschaft trank die Gesundheit König Georg's in Punsch und eine englische Garnison blieb hier neun Jahre lang stationirt. Während dieser Zeit wurden allerlei Hausthiere eingeführt, die sich schnell vermehrten. Nachdem aber die englische Garnison zurückgezogen war, kamen die Spanier 1770, zerstörten das Fort und die Gruppe blieb unbewohnt bis 1820; nur periodisch diente sie britischen und amerikanischen Walfängern zum willkommenen Erfrischungsplatze. Ohne Zweifel betrachtete sich die Regierung von Buenos Ayres als rechtmäßige Besitzerin der verlassenen Inseln, denn sie bestellte 1820 Louis Vernet zum Gouverneur der Falklandgruppe und dieser wohnte auf der Ostinsel an der Berkeleybai 13 Jahre lang, bis die Nordamerikaner, aufgebracht durch die Beschlagnahme von zweien ihrer Walfänger „Harriet“ und „Superior“, die sich einer Zolldefraudation schuldig gemacht hatten, die Kriegskorvette „Lexington“ entsandten und die Ansiedelung im December 1833 von Grund aus zerstörten. Nun erschienen auch die Engländer wieder, ergriffen ohne weiteres Besitz und errichteten eine Ansiedelung in Port Stanley, ebenfalls in der Berkeleybai, als einen Zufluchtshafen für Walfänger und Schiffe, welche etwa bei der Umschiffung des Kap Horn Schaden leiden möchten.

Indeß gab Argentinien, welches sich als den rechtmäßigen Erben der Krone Spaniens in diesen Gewässern ansah, seine Ansprüche nicht auf. In der That fand das englische Kriegsschiff „Clio“ 1833 in dem Hafen Ruiz, auch Puerto Soledad genannt, Vertreter der argentinischen Regierung vor, welche es zu vertreiben genöthigt war. Aber Argentinien legte erst 1841 durch seinen Gesandten am Hofe von St. James, den Dr. Moreno, förmliche Verwahrung gegen die englische Besitzergreifung ein, freilich ohne die Sachlage zu ändern. Die Argentinier berufen sich darauf, daß die Falkland-Inseln zu Patagonien gehören und daß eine Anerkennung Argentiniens als Staat auch eine Anerkennung seiner Rechte auf diese Inselgruppe einschließt. Für Enland sind die Inseln als strategischer Punkt aber viel zu wichtig, als daß es dieselben gutwillig fahren lassen wird. Dabei haben dieselben vorzügliche Häfen; man zählt deren nicht weniger als 25 an den Küsten von Ost-Falkland und 15 an denen von West-Falkland. Die besten sind Port Egmont auf der Ostinsel und Berkeleybai auf der Westinsel, beide mit gutem Ackergrunde, geräumig und tief genug für die größten Kriegsschiffe.

Der Regierungsapparat, welchen die Engländer hier errichtet haben, ist ein recht vollständiger. Neben dem Gouverneur fungirt ein ausführender und ein gesetzgebender Rath, die beide von ihm ernannt werden. Der Gouverneur empfängt 1000 Pfd. Strl. jährlich, hat eine Amtswohnung und eine Wache von Marinesoldaten. Die Verwaltung besorgen: ein Schatzmeister, Polizeimagistrat, Arzt, Steuereinnehmer, Postmeister, Feldmesser, Kaplan, Hafenmeister und ein Officier der Marinesoldaten. Die Gesammtbevölkerung betrug 1880 aber nur 1533 Seelen, 976 männlichen und 577 weiblichen Geschlechts, immerhin ein außerordentlicher Zuwuchs in 9 Jahren, denn 1871 zählte man erst 811 Bewohner. Es muß hierbei erwähnt werden, daß die Falkland-Inseln niemals eine andere als die eingewanderte europäische Bevölkerung gehabt haben. Ueber die wirthschaftlichen Verhältnisse geben nachstehende Zahlen, welche dem „Statistical Abstract for the colonial and other possessions of the United Kingdom“ (1869 bis 1883) entnommen sind, gute Auskunft:

	1881	1882	1883
Einfuhr	40 443	35 429	52 913
Ausfuhr	87 919	76 922	84 593
Schiffsverkehr (Tonnen)	67 624	61 059	26 659
Oeffentliche Ausgaben	11 923	13 652	8 728
„ Einnahmen	12 843	14 240	8 337
Davon Zölle	2 333	2 680	2 490

Bemerkenswerth ist, daß die Einfuhr per Kopf der Bevölkerung heute nur die Hälfte von dem Werthe beträgt, den dieselbe früher erreichte, während die Ausfuhr auf nahezu das Doppelte gestiegen ist, eine jedenfalls nicht ganz gesunde Handelsbilanz, die sich indeß mit einer Zunahme der Bevölkerung zweifelsohne ändern wird. Uebrigens ist auf den beiden Hauptinseln kein Land mehr verfügbar; es handelt sich jetzt um eine intensivere Ausnutzung.

Die körperlichen Eigenschaften der Japaner.

I.

Ko. Die Anthropologie ist eine der Lieblingsstudien unserer Zeit geworden; überall wird gemessen und werden die Messungen an Schädeln wie am lebenden Menschen nach besten Kräften verwerthet, aber leider nur zu selten begegnet man Arbeiten, welche auf ein wirklich genügendes Material basirt sind und nicht nur auf die Beobachtung

einiger in einem Hafen aufs Gerathewohl aufgegriffener, oft nichts weniger als rassereinen Individuen. So entstehen natürlich oft die auffallendsten Widersprüche in den Resultaten verschiedener Beobachter, die für dasselbe Volk zu diametral verschiedenen Ansichten kommen. Um so werthvoller sind darum Untersuchungen, wie sie Prof. Baelz in Tokio neuerdings über die Japaner[1]) angestellt und veröffentlicht hat, welche den besten Arbeiten über europäische Anthropologie in keiner Weise nachstehen. Wir entnehmen ihnen in Nachfolgendem die auch für Nichtfachleute interessanten Resultate.

Baelz hat sich bei seinen Messungen sehr rasch überzeugt, daß die Ansicht Quetelet's, nach welcher schon eine kleine Zahl von Messungen ein genügend sicheres Resultat gebe, irrig ist; Messungen an verschiedenen Reihen von Personen vorgenommen, differirten ganz außerordentlich; er legte darum den seinigen, wenn möglich, immer mindestens Reihen von ca. 100 zu Grunde, und für die Mittelzahlen von Körpergröße, Spannweite u. dgl. wurden über 2500 Personen gemessen. So sind die Resultate so zuverlässig, wie sie nur sein können und bilden eine sichere Grundlage für die Ethnographie von Japan.

Die Japaner werden bekanntlich bald für mongolischen, bald für malayischen Stammes gehalten, und nur darüber sind die meisten Beobachter einig, daß ihnen auch ein drittes Element, die Ainos, beigemengt ist. Aber auch über diese sind die Ansichten ungemein verschieden; Siebold, Rein, Dönitz, Wernich halten sie für zweifellose Mongolen, Davis, Anutschin, Scheube schreiben ihnen mehr Aehnlichkeit mit den Kaukasiern zu, beide Parteien auf Messungen und Beobachtungen an Lebenden gestützt. Baelz schließt sich nach seinen Erfahrungen mehr der Ansicht von Scheube an, der in Yezo selbst Hunderte von Ainos gemessen hat, während Dönitz nur einige Knaben untersuchen konnte. Demnach haben sie vom Mongolentypus wenig oder nichts an sich. Die Augenlidspalte ist nicht schief, die Behaarung — für den Autor eins der wichtigsten Rassenmerkmale — ist himmelweit verschieden, selbst stärker als bei dem Europäer, während Japaner und Chinesen kaum einen Bart haben. Baelz schließt daraus, daß die Ainos unbedingt keine Mongolen sind, und daß in den Adern des heutigen japanischen Volkes nur sehr wenig Ainoblut fließt. Auch die charakteristischen Gesichtszüge der Ainos findet man nur selten unter den Japanern, zweifellose Mischlinge ausgenommen.

Die Verfechter der malayischen Abstammung der Japaner stützen sich außer der Aehnlichkeit mit Siamesen und Annamiten — Photographien aus Saigun, welche Baelz mit nach Japan brachte, wurden von den Japanern für solche von Landsleuten angesehen — auf die Bauart der Häuser auf Pfählen über dem Boden, die man hier und da auch heute noch findet, auf die Art des Sitzens auf Matten, auch auf die Bauart der Abtritte, die mit Vorliebe über fließendem Wasser angelegt und darum Kawaya, Flußhaus, genannt werden. Ob das genügt, um die Japaner für eine Mischung von Ainos und Malayen zu erklären, wie Maget und Wernich wollen?

Baelz selbst sieht sich außer Stande, die Frage über die Abstammung der Japaner zu entscheiden, aber er macht darauf aufmerksam, daß man außer den Ainos zwei verschiedene Typen unterscheiden muß, die freilich durch Uebergänge verbunden sind. Der eine, besonders unter den höheren Ständen vertreten, zeichnet sich durch schlanken, eleganten, oft fast zu zierlichen Wuchs, dolichokephalen Schädel, schmales, langes Gesicht, schiefe Augen, eine feine konvexe Nase und kleinen Mund aus. Daneben steht der Typus des gewöhnlichen Volkes mit untersetzter, derber Gestalt, kürzerem Schädel, breitem, dickem Gesichte, stark prominirenden Backenknochen, weniger schiefen Augen, platter Nase und großem Munde. Der Unterschied ist weit größer, als man ihn in einem anderen Volke zwischen höheren und niederen Klassen findet, aber der aristokratische Typus ist durchaus nicht malayisch, sondern weit eher chinesisch, wenigstens so lange man den Ausdruck malayisch im landläufigen Sinne nimmt. Aber mit Recht fragt der Autor: „Giebt der Umstand, daß einige Klassen in China und ein Theil der Malayen einander unähnlich sind, irgend welche Berechtigung, Mongolen und Malayen im Ganzen in einen solch scharfen Gegensatz zu stellen, wie es sowohl von den Vertretern der mongolischen, als denen der malayischen Abstammung der Japaner geschieht?“ Die Hauptmerkmale, gelbliche Haut, schlichtes, walzenförmiges Haar, spärlicher Bart, spärliche Behaarung am Körper, brachykephale oder dem brachykephalen nahestehender Schädel, meist stark prominente Backenknochen und mehr oder weniger schiefe Augen, sind den Mongolen und Malayen gemeinsam. Peschel hat sie darum als mongoloide Völker mit einander vereinigt und Baelz stimmt dem vollkommen bei. Es mögen also wohl verschiedene Einwanderungen stattgefunden haben, vielleicht auch in verschiedenen Richtungen, theils über die natürliche Brücke von Korea, theils aus südlicheren Ländern über Formosa und die Liu-Kius, deren Bewohner übrigens nicht malayischen Ursprunges, sondern den Koreanern auffallend ähnlich sind. Immer aber handelte es sich um Angehörige derselben Rasse, um mongoloide Völker. Baelz ist geneigt, zwei Einwanderungen anzunehmen, die aber beide über Korea stattfanden, die eine von einem Stamme, welcher dem feineren Typus der Chinesen und Koreaner entspricht, die andere von einem mehr südlichen, den Malayen ähnlicheren, kriegerischen Stamme, welcher sich zuerst auf Kiu-Shiu niederließ und von dort aus allmählich auch die Hauptinsel unterjochte. Auf Korea finden sich übrigens dieselben beiden Typen, wie auf Japan, und man hat somit gar nicht nöthig, eine Einwanderung über die Inseln anzunehmen.

Eine Kunde der zweiten Einwanderung scheint in dem ältesten japanischen Buche, dem freilich erst 711 n. Chr. verfaßten Kozhiki, erhalten zu sein, allerdings verhüllt in mythologischem Gewande. Amaterasu, die Sonnengöttin und Stammmutter der japanischen Fürsten, sendet einen ihrer Nachkommen nach Kiu-Shiu, aber in Idzumo an der Westküste stellen sich ihm die Erdengötter entgegen und werden erst nach langem Kampfe mit der Herrschaft über das Reich des Unsichtbaren abgefunden. Dann übernimmt das Reich Yamato die Leitung im Kampfe gegen die neuen Eindringlinge, chinesische Geschichtsschreiber wissen von diesem Kampfe und berichten, daß schließlich das Reich Jippên das von Yamato verschlungen habe. Es fanden also verschiedene Einwanderungen statt, aber die Einwandernden werden durchaus nicht als Fremdlinge dargestellt, wie die Ainos, mit denen die Japaner später in Berührung kamen; eine Sage bezeichnet sogar den Erdengott von Idzumo ausdrücklich als nahen Verwandten der Sonnengöttin. Dem entspricht auch, daß die japanische Sprache eine einheitliche, echt uralisch-altaische, also agglutinirende ist; von malayischen Elementen ist nichts darin zu spüren.

Die Japaner selbst wollen den Unterschied der beiden Einwanderungen in den Männern von Satsuma, dem Stammsitze der zweiten, und denen von Choshiu, das an

[1]) Die körperlichen Eigenschaften der Japaner. In Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Heft 28 und 32.

die Stelle von Idzumo getreten ist, deutlich erkennen, und zwischen beiden Provinzen besteht Jahrhunderte alter Haß und Eifersucht. Die Leute von Choshiu gelten für körperlich wenig kräftig, aber fein, von hervorragender diplomatischer Geschicklichkeit und einer raffinirten Schlauheit, die in ihren Mitteln nicht immer wählerisch ist. Der Satsumaner dagegen ist plumper in Körperbau und Benehmen, aber von einer unerreichten persönlichen Tapferkeit, immer bereit zum Sterben für seine Sache, dabei derb, gutmüthig und von biederem, offenem Charakter. Die Satsumaner haben darum auch fast alle bedeutenden Stellen im Heere und in der Marine inne, während die Leute von Choshiu sich besonders in der Diplomatie auszeichnen. — Im Großen und Ganzen hat aber bei der Wanderlust der Japaner und ihren ewigen Fehden eine solche Vermischung der beiden Grundtypen stattgefunden, daß sich nicht mehr mit Bestimmtheit sagen läßt, wieviel Antheil jeder an der Masse der Bevölkerung hat. In Idzumo findet sich hauptsächlich der oben als chinesisch bezeichnete feinere Typus, seine Bewohner gelten für heller und schöner, in Kiu Shiu erscheint der flachere, malayenähnliche Typus im Ganzen häufiger. Am reinsten scheinen die Frauen der vornehmeren Klasse den Urtypus bewahrt zu haben.

Kämpfer leitete bekanntlich als frommer Christ die Japaner von einem der am Thurmbau von Babel beschäftigten Stämme ab; der fromme Herr Mac Leod findet in ihnen die verlorenen Zehnstämme wieder und hat sich viele Mühe gegeben, in allen möglichen Kleinigkeiten jüdische Spuren nachzuweisen. In der That finden sich anscheinend echt semitische Gesichtszüge gar nicht selten unter den Japanern, aber schon die total verschiedene Behaarung genügt, um jeden Zusammenhang mit den Juden auszuschließen. Zur Erklärung möchte Baelz auf die Thatsache zurückgreifen, daß das älteste Kulturvolk Asiens, die babylonischen Akkader, die Lehrmeister der semitischen Chaldäer, uralisch-altaischen Stammes war und uns somit um 1800 v. Chr. diesen Stamm in enger Berührung mit den Semiten zeigt. Vielleicht waren die Vorfahren der Japaner ein den Akkadern verwandter Stamm, der sich nordöstlich wandte, während diese südwestlich nach Mesopotamien vordrangen. Der hohe Grad von Kunstfertigkeit und der feine Geschmack der Japaner ist den anderen mongolischen Völkern völlig fremd und deutet auf eine verschiedene Begabung und eine Abzweigung schon in sehr früher Zeit. Dafür spricht auch, daß die akkadische Sintfluthsage den Japanern ganz fehlt.

Baelz stellt seine Ansichten über die Ethnologie Japans in folgenden Sätzen zusammen:

Im japanischen Volke sind, außer gelegentlichen unbedeutenderen Zugängen, drei ethnische Faktoren repräsentirt:

1) Die Aino, die ursprünglichen Bewohner von Mittel- und Nord-Japan. Ihr Antheil am heutigen japanischen Volke ist gering.

2) Ein mongoloider Stamm, den besseren Klassen der Chinesen und Koreaner ähnlich, welcher vom Festlande über Korea einwanderte, sich im südwestlichen Theile der Hauptinsel zuerst niederließ und sich von da weiter über diese Insel ausbreitete.

3) Ein anderer mongoloider, deutlich malayenähnlicher Stamm, der sich zuerst im Süden, auf Kiu-Shiu, niederließ und von da auf die Hauptinsel übersetzend, dieselbe allmählich eroberte. Dieser Stamm, heute noch am reinsten in Satsuma und Umgebung repräsentirt, hat den Japanern ihr Herrscherhaus geliefert und ist der Zahl nach im ganzen Volke überwiegend.

Nekrologe.

I.

— Dr. Richard Böhm, geboren 1. Oktober 1854 zu Berlin, am Fieber gestorben 27. März 1884 zu Katapäna, südlich vom Upämba-See in Inner-Afrika. Er studirte in Lausanne, Jena und Berlin Naturwissenschaft, besonders Zoologie, war Schüler von Prof. Haeckel und promovirte im Herbst 1877. Die folgenden Jahre widmete er specieller Vorbereitung für die Theilnahme an einer afrikanischen Forschungsexpedition durch Studium der afrikanischen Fauna und Flora und durch Erlernen von Sprachen, namentlich des Arabischen und der Anfangsgründe des Suaheli. Im April 1880 verließ er mit drei Gefährten, von Schöler, dem verdienten, fast unersetzlichen Dr. Kaiser (starb im November 1882 am Rikwa-See) und P. Reichard Europa, um in Ostafrika eine Station zu begründen. Ueber seine Reisen im Osten und Westen des Tanganika hat der „Globus" wiederholt berichtet. Wir verdanken ihm und Reichard namentlich die Aufnahme des Wala-Flusses, eine Route von Kakoma nach Karema und vor Allem die großen Entdeckungen im Quellgebiete des Congo, am oberen Lufira und am Upämba-See (vgl. Bericht und Karte oben S. 23 bis 26).

— D. Ramon Jordana, Chef des philippinischen Forstwesens und hervorragender Botaniker, dessen Publikationen sich auch mit den oro- und hydrographischen Verhältnissen des Philippinenarchipels eingehend beschäftigten, starb im Sommer 1884 zu Manila.

— Edmond Hanssens, belgischer Hauptmann und Afrikareisender, geboren 25. Juli 1843 in Furnes, gestorben am Fieber zu Vivi am unteren Congo am 28. December 1884. Er trat 1859 in die Militärschule ein, 1862 als Unterlieutenant in das 11. Linienregiment, kam dann zur topographischen Abtheilung des Genie, 1875 zum 2. Lancier-Regiment, lehrte vier Jahre Kriegs- und Befestigungskunst an der Kriegsschule und trat Anfangs 1882 in die Dienste der Association Internationale. In Vivi angelangt, erhielt er von Stanley den Befehl über die Abtheilung des oberen Congo und gründete im November 1882 die Station Bolobo, im December Kouamonth. Im Frühjahre 1883 erforschte er den oberen Kwilu oder Niadi, gründete dort Philippeville und Mukumbi und führte dann im Sommer eine Fahrt zu den Stanley-Fällen aus, welche Verträge mit den bis dahin feindlichen Bangalas und den Anwohnern des Aruwimi, die Erforschung mehrerer wichtiger Nebenflüsse des Congo und die Errichtung von vier neuen Stationen (Ngondo, Bangala, Upoto und Aruwimi) zur Folge hatte. Diese Reise wollte er zu Anfang des laufenden Jahres wiederholen, aber kurz vorher erlag er dem tückischen Klima, welches — man kann es nicht oft genug wiederholen — viel schlimmer zu sein scheint, als bisher angenommen wurde. Größere Berichte sind von Hanssens nicht erschienen; denn so bestimmen es leider die Satzungen der Association.

— Stocker, ein Elsässer von Geburt, der drei Jahrzehnte lang in den Vereinigten Staaten gelebt und namentlich das Felsengebirge und Alaska untersucht hat. 1883 nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er von der Regierung mit der Untersuchung der Bergwerke in Tongking betraut und veröffentlichte auch einen, wenig ermuthigenden Bericht über die Goldlagerstätten von Mybuc. Er fiel auf einer Expedition gegen die Muong, durch den Kopf geschossen, wahrscheinlich gegen Ende des Jahres 1884.

— Franz Müller, preußischer Lieutenant und Begleiter Wißmann's auf dessen Kassai-Fahrt, geboren in Friedrichsthal auf Usedom, gestorben 9. Januar 1885 auf der Station Luluaburg im Lande der Mukenge, zu deren Chef er ursprünglich bestimmt gewesen war.

— Charles G. Gordon, der englische Generalmajor und Vertheidiger Chartums, geboren 28. Januar 1833 in Woolwich, erschlagen zu Chartum am 26. Januar 1885. Als Lieutenant nahm er seit 1854 am Krimkriege theil und gehörte nach dessen Beendigung zu den Kommissionen, welche die russischen Grenzen in Bessarabien und Armenien festzustellen und zu vermessen hatten. 1860 wurde er nach China gesendet, wo er die Umgegend von Tientsin und die Straße von dort nach den Taku-Forts aufnahm; im Sommer 1862 that er ein Gleiches für die Umgegend von Shanghai und unterdrückte dann vom März 1863 bis Mai 1864 den Taiping-Aufstand; auf diese kriegerischen Thaten, auf seine merkwürdigen Charakterzüge, seine fast excentrische Verachtung des Geldes, seine überspannte Bibelgläubigkeit u. s. w. einzugehen, ist hier freilich nicht der Ort. 1865 bis 1871 war er erster Ingenieurofficier in Gravesend, dann zwei Jahre lang britisches Mitglied der Donau-Kommission in Galatz; der Sulina-Kanal, welcher selbst tiefgehenden Schiffen bis Galatz und Braila zu fahren erlaubt, ist hauptsächlich sein Werk. Im Februar 1874 traf er in Kairo ein, um an Sir Samuel Baker's Statt fünf Jahre lang Regent des Sudan zu werden. Auf seinen weitausgedehnten Reisen dort hat er manches Stück unbekannten Gebietes, namentlich den Nil oberhalb Gondokoros bis zum Albert Nyanza und einen Theil des Viktoria-Nils, aufgenommen, anderes durch seine Begleiter, wie Gessi, Chippindall und Watson, erforschen lassen. Im Ganzen aber hat er leider zu wenig Gewicht auf solche Arbeiten gelegt, und bezeichnend dafür sind folgende Worte aus seinem Tagebuche (Colonel Gordon in Central Africa, 1874—1879. Edited by George Birkbeck Hill. London 1881): „Ich habe gesagt, daß ich die Seen nicht erforschen will! Ich erkläre, daß ich mich nicht darum kümmere, ob es ihrer zwei sind oder eine Million, oder ob der Nil eine Quelle hat oder nicht. 14 Tage lang wegen einer Phantasterei in einem 50 Fuß langen Dampfer eingeschachtelt zu sein, wäre mein Tod — und ich sehe nicht ein, weshalb ich so viel ausstehen soll, um die Neugier von Leuten, die ich nicht kenne, zu befriedigen." Geringschätziger kann man wohl kaum über geographische Entdeckungsreisen absprechen! — Im Mai 1880 nahm Gordon die Stelle als Privatsekretär des Vicekönigs von Indien, Lord Ripon, auf kurze Zeit an, ging dann nach China, um zwischen diesem Lande und Rußland mit Glück zu vermitteln, lebte ein Jahr in Mauritius, diente dann im Basutolande (über diese Episode vergleiche man die herbe Kritik W. Joest's in dessen „Um Afrika", S. 125 f.), lebte 1883 in Palästina, wo er ein größeres Werk über Offenbarungsreligionen verfaßte und sich mit Aufnahmen des Heiligen Grabes und der Mauern von Jerusalem beschäftigte und stand zu Beginn des Jahres 1884 im Begriffe, nach dem Congo zu gehen, als er dem Rufe seiner Regierung folgte und statt dessen stehenden Fußes nach dem empörten Sudan abreiste, wo er sein Grab gefunden hat.

— Nikolai Alexandrewitsch Sewertzow, bedeutender Zoologe und Asien-Reisender, geboren 1825 (oder 1827?) im Gouvernement Woronesch, gestorben am 27. Januar (8. Februar) 1885; er war auf der Fahrt zur Station Liski (an der Bahn Woronesch-Rostow) mit dem Schlitten durch das Eis der Ikortza, eines Zuflusses des Don, gebrochen und starb bald darauf, offenbar in Folge eines Hirnschlages. Schon in seinen Jünglingsjahren war er durch den Reisenden G. J. Karelin für die Erforschung Mittelasiens begeistert worden. Nachdem er in Moskau Zoologie studirt und 1855 promovirt hatte, wurde er 1857 von der Akademie der Wissenschaften zu klimatologischen und zoologischen Forschungen nach dem Syr-Darja gesandt, wo er reiche naturwissenschaftliche Resultate erzielte, aber von Räubern überfallen, schwer verwundet zum Sklaven gemacht und nur durch Zufall befreit wurde. Mit der Verarbeitung des gewonnenen Materials beschäftigt und zum Professor in Moskau berufen, zog er es vor, 1864 die Expedition des Generals Tschernajew gegen Taschkend zu begleiten und zwei Jahre lang die westliche Hälfte des Tiën-schan (östlich bis zum Issykkul) zu erforschen. Er schrieb darüber „Die vertikale und horizontale Verbreitung der Fauna Turkistans". 1867 und 1878 drang er bis zu den Quellen des Syr Darja vor; der geographische Bericht über diese ausgedehnten Reisen ist in abgekürzter Uebersetzung als Heft 42 und 43 der Ergänzungen zu „Petermann's Mittheilungen" erschienen. Mit der Bearbeitung der naturwissenschaftlichen Ausbeute war er bis an seinen Tod beschäftigt, soweit ihn nicht neue Reisen davon abhielten, wie 1874 seine Betheiligung an der großen Amu-Darja-Expedition und 1877 bis 1878 seine Erforschung des Pamirplateaus, welche ihn bis zum See Rankul und der Alitschur-Pamir führte.

— Eduard Schulze, preußischer Premierlieutenant, geboren 12. April 1852 zu Reinerz in Schlesien, starb 15. Februar 1885 zu San Salvador (Westafrika) am Fieber. In den Kadettenhäusern zu Wahlstatt und Berlin erzogen, trat er bei Ausbruch des Krieges 1870 als Fähnrich in das 2. Niederschlesische Infanterie-Regiment Nr. 47, dem er bis zuletzt angehörte, wurde dekorirt und im März 1871 zum Lieutenant befördert. Im Jahre 1880 bis 1881 bereiste er Italien, Nordafrika und die Balkanhalbinsel, erhielt dann von der Afrikanischen Gesellschaft die Leitung der westafrikanischen Expedition und verließ 31. Juli 1884 Deutschland. Leider war es ihm nicht vergönnt, weit in Afrika einzudringen und mehr zu liefern, als einige Berichte und ein Routier vom Congo bis San Salvador.

— Gregor von Helmersen, einer der ausgezeichnetsten russischen Geologen, geboren 10. September 1803 auf Dukershof bei Dorpat, gestorben 15. Februar 1885 in St. Petersburg. Er studirte in Dorpat Naturwissenschaften, begleitete 1826 seinen Lehrer Engelhardt auf einer geologischen Reise an die Wolga und den Ural und hat dann fast bis zu seinem Tode auf zahlreichen Reisen das ganze europäische Rußland von Olonetz bis zur Krim und von Polen bis zum Ural und in die Kirgisensteppe hinein, sowie den Altai geologisch erforscht. 1841 machte er den ersten Versuch, die Geologie Rußlands kartographisch darzustellen; diese Karte erschien 1865 und 1873 in neuen verbesserten Auflagen. Von 1838 bis 1863 war er Professor der Geognosie und Geologie am Berginstitut in St. Petersburg, seit 1843 Akademiker, 1865 bis 1873 Direktor des Berginstitutes. Seine zahlreichen Schriften und Abhandlungen (130) zeigen ihn als einen Anhänger der von Leopold von Buch und Alexander von Humboldt repräsentirten Geologenschule; anstatt die Fossilien einer gegebenen Formation nur zu beschreiben und ihre verschiedenen stratigraphischen und paläontologischen Horizonte genau zu studiren, suchte er die leitenden physikalischen und geographischen Züge der betreffenden Gegend zu entdecken und wendete der dynamischen Geologie große Aufmerksamkeit zu. Manche seiner Arbeiten haben auch großen praktischen Nutzen gehabt, so diejenigen über die Kohlenlager Rußlands, die Erzlager des Ural und die physische Beschaffenheit des Grundes und Bodens von St. Petersburg.

— Gustav Adolf von Klöden, bedeutender Geo-

graph, geboren 24. Juni 1814 zu Potsdam als Sohn des durch seine geographischen, geologischen und historischen Schriften berühmten Karl Friedrich von Klöden, gestorben 11. März 1885 zu Berlin. Er studirte in Berlin, bereiste seit 1836 mit Link wiederholt Südeuropa und war seit 1840 vierzig Jahre lang Lehrer der Geographie und zuerst auch des Deutschen an der dortigen Gewerbeschule. Außer Uebersetzungen, zahlreichen Zeitschriftartikeln und Lehrbüchern der Geographie verfaßte er namentlich das „Handbuch der Erdkunde" (drei Bände, Berlin 1857 bis 1862), eine Musterleistung emsigsten, ausdauerndsten Fleißes und von außerordentlich reichem Inhalte. Er war mit der Bearbeitung von dessen vierter Auflage (in fünf Bänden) beschäftigt, als ihn der Tod abrief.

— Wilhelm Dunker, Professor der Mineralogie und Geologie in Marburg und Geheimer Bergrath, geboren 21. Februar 1809 zu Eschwege, gestorben 13. März 1885 zu Marburg. Er erlernte zuerst das Bergfach praktisch, studirte dann in Göttingen, arbeitete darauf in Hütten, wurde 1839 Docent der Naturwissenschaften, namentlich der Mineralogie, an der polytechnischen Schule in Kassel und 1854 Professor in Marburg. Von seinen Arbeiten sind hier, abgesehen von denen über Mollusken, zu nennen: „Beiträge zur Kenntniß des norddeutschen Oolithengebildes", die „Monographie der norddeutschen Wealdenbildung" und die „Geologische Karte der Grafschaft Schaumburg" (1867), welche in gewisser Richtung epochemachend und grundlegend für die geologische Kartographie geworden ist. Nach der von ihm erfundenen Methode der Farbenabstufungen zur Darstellung der Terrain- und Formationsverschiedenheiten werden seitdem die geologischen Karten nicht bloß in Deutschland, sondern in allen Kulturländern hergestellt.

— Karl Zöppritz, seit 1880 Professor der Geographie in Königsberg i. Pr., geboren 14. April 1838 zu Darmstadt, gestorben nach kurzer, schmerzhafter Krankheit am 21. März 1885 zu Königsberg. Er studirte seit 1856 in Heidelberg, dann besonders lange in Königsberg Mathematik und Physik, promovirte 1864 und habilitirte sich 1865 in Tübingen für Physik, von wo er zwei Jahre später als Extraordinarius nach Gießen berufen wurde. Hier beschäftigte er sich vorwiegend mit Arbeiten geophysikalischer Natur und berichtete über solche in den Göttinger Gelehrten Anzeigen, dem Litterarischen Centralblatte und später in den „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin". Bald aber wandte er sich der Berechnung und kritischen Beleuchtung von astronomischen, hypsometrischen und anderen Beobachtungen Reisender zu. So bearbeitete er de Pruyssenaere's Reisen am oberen Nil (Ergänzungsheft 50 und 51 zu „Petermann's Mittheilungen"), die er für die Geographie geradezu rettete, und veröffentlichte in „Petermann's Mittheilungen", namentlich aber in denen der Afrikanischen Gesellschaft eine große Reihe höchst nützlicher Arbeiten über die Beobachtungen von Munzinger, v. Zichy, Stanley, Emin-Bey, Kaiser, Flegel, Junker, Felkin, Wißmann u. A. 1880 siedelte Z. als Professor der Geographie nach Königsberg über. Dort schrieb er noch zwei Abhandlungen über Gegenstände der terrestrischen Physik, einen Leitfaden der Kartenentwurfslehre (1883), für das Geographische Jahrbuch die Berichte über die Afrikareisen und über Geophysik (im Ganzen drei). Als er unerwartet starb, war er mit den Vorarbeiten zum 2. Bande der „Oceanographie" beschäftigt, die Georg von Boguslawski unvollendet hinterlassen hatte.

— Sir James Edward Alexander, britischer General und Forschungsreisender, geboren 1803 in Clackmannanshire, gestorben 2. April 1885 in Westerton, Bridge of Allan. Er trat in die indische Armee, nahm Theil am Kriege gegen Birma 1825, befand sich 1829 in Diebitsch's Hauptquartier während des Krieges gegen die Türkei und bereiste dann Persien und 1830 bis 1831 Südamerika, wo er zwei Fahrten auf den Flüssen Essequibo und Mazaruni ausführte. 1834 kämpfte er in Portugal für Don Pedro und machte 1836 bis 1837 für die R. Geogr. Soc. eine Reise in die Gebiete nördlich des Oranje River bis Damara-Land, für welche er geadelt wurde. Dann widmete er sieben Jahre der Erforschung der Wälder von Neu-Braunschweig, die er 1849 in „L'Acadie or Seven Years Explorations in British North America" (2 Bde.) beschrieb. Später nahm er noch am Krimkriege und an demjenigen gegen die Maoris theil, zog sich dann vom aktiven Dienste zurück, nahm aber stets noch regen Antheil an den Verhandlungen der R. Geogr. Soc. und der British Association. Er war es auch, der den ersten Anstoß zur Ueberführung von Kleopatra's Nadel aus Aegypten nach England gab. Außer mehreren Abhandlungen über seine Reisen in Guiana und Südafrika im „Journal" der R. Geogr. Soc. (in Bd. 2, 7 und 8) schrieb er „Travels from India to England" (1827); „Travels through Russia and the Crimea" (1830, 2 Bde.); „Transatlantic Sketches" (1833, 2 Bde.); „Expedition of Discovery into the Interior of Africa" (1838, 2 Bde.); „Incidents of the Last Maori War" (1863) und „Bush Fighting" (1873), manche von Werth für die Geschichte geographischer Forschung, alle interessant und belehrend zu lesen.

Lappische Sagen und Legenden[1].

Das Leben der Lappen ist eng geknüpft an die Renthiere, an den Wald, die Tundren und das Meer; mit diesen Gegenständen beschäftigen sich auch ihre Sagen.

In Pasrek (Pasvig) erzählte ein Lappe:

In alten Zeiten, als unsere Vorfahren noch keine Christen waren, gab es in Lappland noch keine wilde Renthiere. Wohl aber gab es deren viele in Finnland und in Norwegen. Da dachten die Leute, wie es wohl zu machen sei, daß sie in ihrem Lapplande auch wilde Renthiere hätten. Zu jener Zeit lebten im Gebiete der Petschenga bei Waidoguba drei starke Männer (Helden?), drei Brüder, mit ihrer alten Mutter. Die Brüder waren zugleich vielwissende — Noidas (Zauberer). Einst nun sagten sie in Gegenwart der Mutter zu ihren Nachbaren: „Laßt uns nach Norwegen gehen und daselbst ein Stück Land, auf welchem viele wilde Renthiere herumlaufen, abschneiden und laßt uns auf jener Landscholle mit allen Gütern herfahren. Dann wird unser Leben ein lustiges sein." Gesagt — gethan; unsere Brüder machen sich auf den Weg. — Die alte Mutter schläft und sieht im Traume, daß ihre Söhne mit vielen Gütern heimkehren. Sie steht sofort auf und läuft aus ihrer Hütte auf einen hohen steilen Berg und sieht ihre Kinder herankommen. Sie sieht, daß unter vollen Segeln viel Land heranfährt, sie hört das Lärmen der Renthiere. In ihrer übergroßen Freude fängt sie

[1] Nach dem Russischen (es handelt sich hier um sogenannte russische Lappen).

sofort an zu singen: „Siehe, meine Söhne kommen zurück; siehe, sie bringen viel Hab und Gut; siehe, sie haben bei sich Renthiere, Rinder und Renthierkühe.“ Und vor Freude schreit sie laut auf: „Nicht umsonst haben sich meine Söhne gerühmt!“ Und alsogleich wurde die alte Mutter zu Stein; die Hütte wurde auch zu Stein und die Reste davon kann man noch heute auf dem Vorgebirge Semljanoi (auf der Rybatschi-Halbinsel) sehen. Die Landscholle aber, welche mit allen Gütern auf dem Meere schwamm, borst durch den Schrei der Alten aus einander und alle darauf befindlichen Söhne, alle Güter sanken ins Meer. Aus den schwimmenden Landstücken wurden Inseln, darunter auch die beiden Ainow-Inseln, welche durch ihre Moltebeeren (auch Schellbeeren genannt [1]) bekannt sind. Auch alle andere Inseln, auf denen die Schellbeeren wachsen, sind durch jene starken Männer von Norwegen hergebracht worden.

Nach einer anderen Sage wird die Entstehung der Ainow-Inseln und der Kilgin-Inseln anders erklärt:

In Petschenga und in Kola lehrte der ehrwürdige Trifon den Lappen das Christenthum. Die Noida (Zauberer) ärgerten sich deshalb über ihn und über die Lappen; um ihnen zu schaden, gedachten sie die Buchten von Petschenga und von Kola zu versperren und fuhren zu diesem Zwecke auf einer vom Ufer abgetrennten Landscholle hinaus aufs Meer. Aber als die Zauberer zu den Buchten gelangt waren, wurden sie von den Leuten am Ufer bemerkt. Diese schrieen: „Das Land schwimmt, das Land“ — — da wurden sie zu Stein; die Landscholle aber blieb stehen und so bildeten sich die Inseln Ainow und Kilgin.

Eine andere Sage lautet:

Es lebte einmal in alten Zeiten in Pasrek ein Noida (Zauberer), der wünschte, daß es auch in seinem Wohnorte auf dem Vorgebirge Wilem wilde Renthiere gäbe; damals waren solche nur in Norwegen und Finnland anzutreffen. Er suchte sich daher Gefährten und sprach zu ihnen: „Laßt uns nach Norwegen fahren, um Reichthümer von da zu holen.“ Er setzte sich ans Steuer und die Gefährten ruderten. So gelangten sie nach Norwegen und stießen ans Ufer. „Nun bleibt ihr im Boote sitzen; geht nirgendwo hin, sondern erwartet mich.“ Der Noida selbst aber bestieg einen Berg und nahm dort auf dem Berge ein Renthiergeweih. Dann geht er damit zurück zum Boote und spricht: „Wenn ich dies Geweih hinunter würgen werde, so redet nichts, nehmt es mir nicht fort, und wenn ich daran ersticke, so kümmert euch nicht darum. Jetzt, rudert nur nach Wilem zurück.“ Er selbst setzt sich ans Steuer und fängt an das Geweih zu benagen und zu essen. Er nagt und nagt daran und schluckt, bis er endlich an die Stelle kommt, wo vom Geweih sich ein Ast abzweigt. Aber nun geht nichts mehr in den Mund; der Zauberer winkt mit den Händen, damit einer seiner Gefährten herankomme und den Seitenzweig des Geweihes abschneide. Das aber versteht Niemand; es wagt auch Niemand zu ihm zu gehen, er aber kann nichts mehr schlucken. Zu gleicher Zeit nun schwimmt eine große Menge von Renthieren hinter dem Boote her als wären es Vögel. Man landet bei Wilem; der Noida steigt heraus und sagt: „Nun, Niemand hat den Zweig am Geweihe abgehackt; deshalb konnte ich nicht alles aufnagen. Jetzt werden nur so viele wilde Renthiere zu uns kommen, als bis zu unserer Ankunft hier ins Meer gehen konnten; die übrigen werden in Norwegen bleiben. Doch werden die Renthiere hier nicht lange bleiben.“ — Der Erzähler fügte dann hinzu: „Und jetzt giebt es hier keine wilde Renthiere mehr.“

[1]) Rubus chamaemorus.

Eine dritte Sage lautet:

Es lebten vor alten Zeiten auf der Insel Schalim [1]) zwei tüchtige Jäger. Sie erschlugen die Füchse und waren das Verderben aller wilden Thiere. Einst kamen sie an einem klaren Tage mit ihren Bogen ans Meeresufer; sie sehen, daß nicht weit vom Ufer zwei Menschen im Wasser stehen. Der eine hat sehr lange Haare und kämmt sie mit einem Kamme, der glänzt wie Gold. Da spricht der eine Jäger zum anderen: „Ich werde schießen und ihn tödten.“ „Nein, schieß nicht, das ist ein Wassergeist, das wird dir schlecht bekommen.“ „Nein, ich schieße“ und er legte an. Der andere aber schrie: „He! man will schießen!“ Der Wassergeist tauchte sofort unter und kam weit vom Ufer aus dem Wasser hervor und ruft: „Du, der da geschrieen hat, komm morgen um diese Zeit hierher; du wirst eine Belohnung empfangen; deinen Gefährten nimm nicht mit.“ Die Jäger entfernten sich vom Ufer, aber so weit sie gingen, fanden sie keine Thiere. Sie wollten trinken. Da fanden sie eine kleine Quelle; der da geschrieen hatte, beugte sich nieder und trank mit dem Munde, bis er seinen Durst gelöscht hatte. Darauf wollte der Andere auch trinken, und kaum hat er sich niedergebeugt, so fiel er ins Wasser und ertrank. Der andere Jäger beklagte seinen Gefährten und ging von der Quelle fort. Endlich war es Zeit, daß er am Meeresufer sein sollte, und er ging hin. Dort angelangt, stieß er auf einen schwarzen Fuchs und tödtete ihn. Da kam der Wassergeist aus den Wellen hervor und schrie: „Nun komm her“, wies auf einen Kasten und sprach: „Nimm Gold und Geld, so viel du forttragen kannst“ — selbst aber ging er weiter ins Wasser. Der Jäger aber nimmt so viel er kann und lebt davon später als reicher Kaufmann; ißt und trinkt und vergnügt sich.

Eine vierte Sage:

Es waren einmal in Pasrek in der Tundra ein alter Vater und seine drei Söhne. Ein Sohn war verheirathet; die Schwiegertochter nun hatte drei Jahre nach einander beobachtet, daß der Vater des Sommers über und am Anfange des Herbstes zu Hause wohnte, aber sobald der Schnee kam, spurlos verschwand. Es kam das vierte Jahr und es fiel Schnee auf die Erde; der Alte trat aus der Hütte und begab sich in den Wald. Die Schwiegertochter folgte ihm und sah, wie er sich nach Süden zu einer südwärts gebeugten Tanne wandte und dreimal um dieselbe einen Kreis beschrieb. Sobald der dritte Kreis gemacht war, verwandelte der Alte sich in einen Bären und — lief fort. Die Schwiegertochter verwandelte sich darauf in eine Bärin und lief dem Alten nach; endlich bemerkte sie eine Höhle und ging hinein. Da lag ihr Schwiegervater und sprach: „Warum bist du hierher gekommen? Du bist nicht zu meinem Heile gekommen; übrigens was geschehen soll, das geschieht.“ Darauf macht er in seiner Höhle eine Abtheilung und ließ sie da wohnen. Nach zwei Wochen sagte er: „Wohlan, meine Kinder werden kommen und mich erschlagen. Wenn du das siehst, so komme nicht früher aus der Höhle hervor, ehe sie mir nicht die Haut abgezogen und dieselbe vor dem Eingange ausgebreitet haben. Dann springe so schnell als möglich hervor und springe über das Fell — dann wirst du wieder ein Mensch werden und sie werden dich nicht tödten. Thust du nicht so, dann trifft dich dasselbe Schicksal wie mich.“ Endlich kamen die Söhne und begannen mit Stöcken die Bären herauszutreiben — der Bär sprang hervor und wurde erschlagen. Den anderen Bären konnten sie nicht aus der Höhle locken; sie zogen daher dem ge-

[1]) Schalim liegt gegenüber Vadsö nicht weit vom Pasrek-Busen.

tödteten das Fell ab und breiteten es vor dem Eingange der Höhle aus; da sprang die Bärin hervor und sprang über das Fell, blieb aber mit einer Zehe hängen. Und sie stand als Mensch da und sagte den Brüdern: „Warum habt ihr den Vater erschlagen?" „Ja", sprachen sie, „dich hätte dasselbe Schicksal erreicht, wenn wir nicht, wie jetzt, gesehen hätten, daß du ein Mensch bist." — Und sie gruben das Fell und den todten Bären in die Erde und gingen alle nach Hause.

Der Lappe erzählte ein ähnliches Märchen:

Es war kurz vor Einbruch der Nacht. In der Hütte kochten die Mutter und ihre Töchter Fische zum Abendessen. Plötzlich öffnet sich die Thür und in die Hütte kommt ein ganz mit Eis bedeckter Bär, legt sich auf die Seite und schaut die Leute an. Das Abendessen ist bereit und man giebt dem Bären auch Fische; der Bär verspeist sie. Am frühen Morgen geht der Bär aus der Hütte heraus und giebt der Frau ein Zeichen mit dem Kopfe, daß sie ins Freie kommen solle. Sie gehorchte ihm; der Bär wies mit den Tatzen nach rechts, um anzudeuten, daß sie dahin gehen solle und als er sieht, daß sie ihn verstanden, schlägt er eine entgegengesetzte Richtung ein. Darauf erzählt die Frau alles, wie es sich zugetragen, ihren Töchtern und ihren Leuten und alle gingen dann in der Richtung, welche der Bär angegeben und fanden im See unter dem Eise einen ertrunkenen Bären. Sie zogen ihn heraus und schleppten ihn zur Hütte. Als sie dem Bären das Fell abzogen, bemerkten sie, daß das gar kein Bär, sondern ein Mensch war; um den Leib hatte er einen mit goldenen und silbernen Münzen gefüllten Gürtel. Und sie nahmen das Geld und den Gürtel und gruben den verwandelten Menschen in die Erde.

Kürzere Mittheilungen.

Feilberg's Untersuchung des unteren Pilcomayo.

Ch. N. Ueber die von der argentinischen Regierung angeordnete Untersuchung betreffs der Schiffbarkeit des Pilcomayo (s. oben S. 288) berichtet der französische Konsul in Asuncion (Paraguay): Nach einer Abwesenheit von 55 Tagen traf die aus 62 Mann, zwei kleinen Dampfern und zwei Schleppschiffen bestehende Expedition wieder auf dem Flusse Paraguay ein. Die von dem Kommandanten der Expedition, Major Feilberg, gegebenen Aufschlüsse lauten kurz gefaßt: Die Expedition ist den Pilcomayo ungefähr 85 Leguas weit hinaufgefahren, eine Entfernung, die in gerader Linie, d. h. wenn man die zahlreichen Krümmungen des Flusses in Abrechnung bringt, auf 45 Leguas angeschlagen werden kann. Die ersten 40 Leguas hatte die Schiffahrt nur mit wenig Schwierigkeiten zu kämpfen; dann aber gestaltete sie sich schwieriger, der vielen, den Flußlauf versperrenden Baumstämme wegen. Oberhalb der zurückgelegten 85 Leguas war an eine Weiterfahrt nicht zu denken, da man auf verschiedene starke Stromschnellen stieß, wo das über Felsgrund fließende Wasser nur eine Tiefe von höchstens 6 Zoll hatte. An diesem Punkte hielt sich Major Feilberg einige Tage auf und entschloß sich erst zur Umkehr, als er sich überzeugen mußte, daß die Stromschnellen in der That gänzlich unpassirbar waren.

Es ist nicht unwichtig, zu bemerken, daß damals gerade die Zeit des höchsten Wasserstandes war.

Seinen Beobachtungen zufolge wird die größte Wassermenge dem Pilcomayo durch einen Seitenfluß zugeführt, der noch auf keiner Karte verzeichnet ist und sich etwa 60 Leguas oberhalb seiner Mündung in ihn ergießt. Die Gewässer dieses Seitenflusses, die von WNW kommen, sind viel bedeutender, als diejenigen des Pilcomayo selbst; ihnen hätte daher die Hauptbedeutung dieses Flußsystems zuzukommen, und deshalb hielt es der Kommandant der Expedition für nothwendig, sie zu untersuchen, bevor er die Rückreise nach dem Paraguay antrat. Die Beschiffung dieses Seitenflusses, von welchem man weder die Länge noch die von ihm durchströmten Gegenden kennt, wäre viel leichter, als diejenige des Pilcomayo, ohne das Vorhandensein unzähliger Baumstämme, die schon nach einer Fahrt von etwa 10 Leguas dem weiteren Vordringen unüberwindliche Hindernisse in den Weg legten. Aus der ganzen Untersuchung ergiebt sich, daß der Pilcomayo nicht schiffbar ist und daß man sich seiner nicht bedienen kann, um eine Verbindung zwischen Bolivien und dem schiffbaren Paraguay herzustellen.

Die Flußufer, die beinahe überall 70 bis 90 m von einander entfernt sind, sind hoch und mit dichten Wäldern oder üppigen Weidegründen bedeckt; sie wären deshalb zur Kolonisation und Urbarmachung geeignet. In jedem Falle könnte der Fluß stets zum Transporte von Hölzern auf flachen Barken benutzt werden, wenigstens auf einer recht langen Strecke. Niemand erkrankte während der 55 Tage dauernden Fahrt. Belästigt wurde man nur durch die zahlreichen Moskitos und die dem Auge beinahe unsichtbaren Polverinos, welche sehr schmerzhafte Stiche beibringen. Das Klima wäre demnach sehr gesund.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der russische Kriegsminister hat von Oberst Prshewalski ein neues Telegramm vom 12. September aus Osch erhalten, von welchem bisher nur das Ende veröffentlicht wurde, welches lautet: „14. August (26. n. St.) Oase Tschira. Ich habe die Keria-Berge erforscht. Wir reisen nun über Choten und Aksu und werden gegen Ende Oktober in Semiretschia ankommen. Alle befinden sich wohl."

— Die Fischkultur scheint in China schon zu einer sehr frühen Zeit betrieben worden zu sein; man betrachtete sie als einen Zweig der Agrikultur. Dr. Macgowan berichtet von einer Abhandlung über Fischzucht, die etwa aus dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammt. In dem Werke heißt es, daß von den fünf Arten der Thierzucht die Fischpflege am ergiebigsten und vortheilhaftesten sei. Der Teich, der dazu nöthig ist, müsse ein Acre (40 Ar) groß sein (die Tiefe beträgt gewöhnlich weniger als acht Fuß), und

neun kleine Inseln aus Stein, jede mit acht Buchten, welche eine Elle unter der Wasseroberfläche liegen, sollen darin angelegt werden. Dann setzt man im März zwanzig trächtige Karpfen und vier Männchen, jedes drei Fuß lang, geräuschlos hinein. Zwei Monate später soll man eine Schildkröte in den Teich bringen, wieder zwei Monate später ein paar, und nach abermals zwei Monaten drei neue Schildkröten. Um diese Zeit werden 360 Karpfen vorhanden sein. Die Schildkröten sollen verhindern, daß sich die Fische in Drachen verwandeln und davonfliegen. Im folgenden Jahre enthält der Teich 150 000 Karpfen von 1 Fuß, 450 000 von 3 Fuß (?), 10 000 von 2 Fuß Länge. Im dritten Jahre finden sich 100 000 von 1 Fuß, 50 000 von 2 Fuß, 50 000 von 3 Fuß und 40 000 von 4 Fuß Länge. 1000 von den zweifüßigen sollen zur Weiterzucht zurückbehalten, alle übrigen auf den Markt gesandt werden. Nach einem weiteren Jahre wird ihre Zahl aller Berechnung spotten, und sie erfordern kein Futter, daher der Nutzen der Karpfenzucht. — In den frühesten Zeiten wurde der noch jetzt übliche Gebrauch eingeführt, Maulbeerbäume am Rande des Wassers zu pflanzen, auf denen man Bienenkörbe anlegte. Der Abfall von diesen ernährte die Fische, während die Blätter der Bäume erst den Seidenwürmern und dann den Ziegen zur Nahrung dienten. Diese Abfälle sollen den Fischen einen eigenthümlichen Wohlgeschmack verleihen. („Nature.")

— Auf S. 137 bis 141 dieses Bandes hat Herr Emil Metzger „Forbes' Reise im malayischen Archipel" ausführlich besprochen und zum Schlusse trotz mancher Ausstellungen dem Buche recht viele Leser gewünscht. Schneller als sonst kann dieser Wunsch in Erfüllung gehen, da bereits Mitte Oktober der erste Band einer deutschen Uebersetzung unter dem Titel: „Wanderungen eines Naturforschers im malayischen Archipel von 1878 bis 1883, von Henry O. Forbes" (Aus dem Englischen von Dr. R. Teuscher. Mit zahlreichen Abbildungen, einer Farbendrucktafel und drei Karten) bei H. Costenoble in Jena erschienen ist (Preis 8 Mk.). Die große, zu dem Werke gehörige Karte wird dem bald nachfolgenden zweiten Bande beigegeben werden.

Afrika.

— Auch Schweden sendet jetzt eine Expedition nach dem Congobecken aus, an deren Spitze Baron von Schwerin, Docent der Geographie in Lund, steht. Die Regierung wünscht von derselben einen Bericht darüber, welche schwedischen Produkte am Congo einen Markt finden könnten, und von Seiten der geographischen und der anthropologischen Gesellschaft sind ihr verschiedene Fragen hinsichtlich der Meteorologie, Botanik und Mineralogie zu lösen aufgegeben.

— Zu kommerciellen Zwecken, die nicht näher angegeben werden, hat im vergangenen Sommer Joseph Thomson, der bekannte Afrikareisende, eine Reise nach Sokoto ausgeführt, welche wegen der kurzen, darauf verwendeten Zeit merkwürdig ist. Er verließ England am 2. Februar, langte am 15. März in Akassa an der Niger-Mündung an, war am 21. Mai in Sokoto, wo er königlich empfangen und zehn Tage lang bewirthet wurde, besuchte auf der Rückreise auch den König von Gandu, war am 26. Juli wieder in Akassa und am 9. September in Liverpool. Im Ganzen folgte Thomson der Route von Flegel (s. Mitthl. der Afrik. Gesellsch. in Deutschl. Bd. III, Taf. 2), dessen Karte er sehr lobt; Thomson's eigene Aufzeichnungen und Tagebücher wurden ihm unterwegs gestohlen, ein Verlust, der für die Kartographie zu verschmerzen ist.

— Nicht nur die Stadt Weida (Wydah), sondern die ganze Küste von Dahome, welche sich in einer Länge von ca. 50 km zwischen den französischen Protektoraten Povo und Portonovo hinzieht, ist kürzlich von den Portugiesen in Besitz genommen worden. Diese Küste beginnt einige Kilometer westlich von Weida und reicht unseres Wissens bis kurz vor Kotonu (oder Cutanu). Portugiesischen Zeitungen zufolge ist außerdem auf Bitten des Königs selbst das ganze Land Dahome unter portugiesische Oberhoheit gestellt worden und hat der König die Einstellung der grauenhaften Menschenschlächtereien angeordnet.

— Handel im Togo-Gebiete. Das deutsche Handelsarchiv theilt einen ersten Bericht über die kommerciellen Verhältnisse der Küstenplätze des seit August v. J. unter deutsches Protektorat gestellten Togo-Gebietes mit, aus welchem zu ersehen, daß sich der Geschäftsverkehr daselbst bereits den neuen Verhältnissen angepaßt und dem Importe neue Gebiete erschlossen, dem Export kräftige Anregung durch vermehrte Nachfrage nach Waare und durch Einführung eines besseren Zahlungsmodus gegeben hat. Die Ausfuhr beschränkt sich bis jetzt im Allgemeinen auf Palmöl, Palmkerne, Erdnüsse, die Einfuhr auf Spirituosen, Pulver, Eisenwaaren, Manufakte, Parfümerien, die in den britischen Kolonien durch die hohen Eingangszölle den Abnehmern sehr vertheuert werden. Lome exportirte während der Zeit des Protektorates für 167 000 Mk. Palmkerne und Palmöl. Die Einfuhr deutscher Fabrikate daselbst bewerthete sich auf 825 000 Mk. Auf den Märkten von Bageida herrschte ein reger Produktenverkehr und starkes Angebot von Oel und Kernen. Hierher wurden für 170 000 Mk. Artikel deutscher Provenienz gebracht. Auch in Little Popo haben deutsche Handelsartikel einen ganz respektablen Absatz; zu den vorher genannten Gegenständen kommen hier noch hinzu Bier, Hüte, Phantasieartikel, Perlen und Liqueure. Im Ganzen sind durchschnittlich für 608 000 Mk. Waaren dieser Art in früheren Jahren hier zum Verkaufe gebracht worden. Jetzt wird sich voraussichtlich der Umsatz noch heben. Von den deutschen Firmen wurde früher das Geschäft größtentheils mittels Segelschiffen oder britischer Dampfer von Liverpool oder Hamburg betrieben, seit dem Entstehen der Woermann'schen Dampferlinie jedoch fast ausschließlich mit diesen Schiffen; nur Salz kommt noch auf Segelschiffen von Marseille. Die französischen Häuser bedienen sich fast nur der Segelschiffe von Hamburg und Marseille; die Sierra-Leone-Leute dagegen erhalten und verladen ihre Artikel nur mit den Liverpool-Dampfern, da sie für Segelschiffe keine Verwendung haben. Die einzigen Abgaben, die bezahlt werden, sind Ausfuhrabgaben, und zwar 1 Schilling für jedes Ton Kerne und Erdnüsse und 1 Schilling für jedes Faß Oel. Außerdem wird den Häuptlingen ein jährliches Geschenk im ungefähren Werthe von 12 Pfd. St. von jeder Faktorei gemacht. Grand Popo ist ein Stapelplatz für schwerer zu transportirende Artikel, wie Salz und Rum in Fässern und Barrels. Dort wurden nach Ausweis der Tabellen für ca. 270 000 Mk. deutsche Fabrikate abgesetzt und von den dort angesiedelten deutschen Firmen für 270 000 Mk. Palmkerne und für 135 000 Mk. Palmöl nach Europa versandt. Die Verkehrsmittel nach Europa sind dieselben wie in Little Popo, da die Dampfer stets beide Plätze anlaufen; die Güter werden nach Angabe der meistentheils in Little Popo befindlichen Hauptagenten gelandet. Abgaben bestehen ebenfalls nur für die Ausfuhr, und zwar 1 Schilling für das Faß Oel und 1 Schilling 3 Pence für das Ton Kerne. Außerdem wird den Häuptlingen ein jährliches Geschenk gegeben, welches jedoch im Werthe bei den einzelnen Firmen verschieden ist. („A. Z.")

— Ueber die gegenwärtige Flora von Sanct Helena enthält der erste Band des Challenger Report über Botanik, welcher den Inselfloren gewidmet ist, einige interessante Angaben. Vier Pflanzenarten, die von früheren Botanikern beschrieben wurden, sind völlig verschwunden, mehrere andere erhalten sich nur noch an ganz kleinen Lokalitäten und in geringer Individuenzahl. Die ausgedehnten Waldungen des sogenannten Ebenholzes (Melhania melanoxylon) sind dem Zahn der Ziege erlegen. Schon

1745 verlangte der damalige Gouverneur der Insel von der ostindischen Kompagnie die Erlaubniß zur Ausrottung der Ziegen auf der Insel, wurde aber abgewiesen. 1810 waren die Wälder vernichtet und Brennmaterial so theuer geworden, daß die Ausgaben der Regierung für Kohlen sich trotz des Tropenklimas auf 2729 Pfd. St. beliefen. Nun wurden die Ziegen ausgerottet, aber mittlerweile hatte der Generalmajor Beatson in großartigem Maßstabe exotische Gewächse eingeführt und diese ließen die einheimischen nicht wieder aufkommen. Von den noch vorhandenen 34 Phanerogamen sind drei baumartige nur noch in je einem Exemplar vorhanden, das Rothholz (Melhania erythroxylon) noch in zwei; man trägt jetzt Sorge, es nachzupflanzen, aber das Ebenholz scheint unwiderbringlich verloren. Ko.

Australien.

— Der in Port Darwin an der Nordküste von Australien stationirte Regierungsdampfer „Palmerston" unter Kapitän Carrington wird auch zur Erforschung der Küste des Northern Territory, namentlich der dort mündenden, wenig oder gar nicht bekannten Flüsse verwendet. Kapitän Carrington hat jetzt wieder den in die Castlereagh-Bai in 12° 15′ südl. Br. und 135° 15′ mündenden Goyderfluß erforscht. Es ergab sich, daß derselbe von seiner Mündung ab auf 22 Kilometer schiffbar ist und von da ab noch auf weitere 13 Kilometer mit Booten befahren werden kann. An seinen Ufern breiten sich größtentheils dichter Wald und Dschungel aus, und die Alluvialebenen sind in der Regenzeit Ueberschwemmungen ausgesetzt. Bis dahin glaubte man, der Hutchinson sei ein besonderer, mit dem Goyder parallel laufender Fluß. Dies erwies sich als unrichtig. Derselbe ist nichts weiter als eine zweite Mündung des Goyder. Auch den dort einfallenden Blyth R. konnte Kapitän Carrington auf 16 Kilometer bis zu einer Stelle hinauffahren, wo derselbe sich theilt. Den westlichen Arm hielt er für den von dem Reisenden Lindsay entdeckten Cadell R. — Der Dampfer begab sich dann nach dem Van Diemens-Golf in 11° 45′ südl. Br. und 132° östlich von Greenwich, wo eine gründliche Erforschung der Alligator-Flüsse vorgenommen werden sollte.

— Ueber die neuen Silberminen in den Barrier oder Stanley Ranges an der westlichen Grenze von Neu-Süd-Wales wird berichtet, daß in den zehn Monaten von Juli 1884 bis Ende April 1885 im Ganzen 2500 Tonnen Erze im Werthe von 93 000 Pfd. St. gefördert wurden. Das neu entstandene und romantisch gelegene Städtchen Silverton zählt bereits 1200 Seelen. Die meisten Wohnhäuser sind aus galvanisirtem Eisen aufgebaut und nur 8 Fuß lang und 6 Fuß breit. Es existiren sieben sogenannte Hotels, sechs Kaufläden, zwei Banken, eine Brauerei u. s. w. Der Wassermangel ist groß. Man ist auf den Regen angewiesen, welcher oft monatelang nicht fällt. Durch Senken gewinnt man in einem nahen Creek spärlich das nöthige Wasser. Die Eisenbahn, welche jetzt die Kolonie Südaustralien bis zu ihrer Grenze, 25 km von Silverton entfernt, bauen läßt, naht sich der Vollendung und wird dann wohl von Seiten der Kolonie Neu-Süd-Wales, wenn es auch nicht in deren Handelsinteresse liegt, bis zu den Silberminen fortgesetzt werden müssen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Kapitän H. C. Everill, welcher die Expedition zur Erforschung des englischen Neu-Guinea leitet (s. oben S. 287), hat einen ersten Bericht an die Geographical Society of Australasia in Sydney eingeschickt. Die Gesellschaft erreichte am 17. Juli Meboo Island vor der Mündung des Fly R. in 8° 38′ südl. Br. und 143° 40′ östlich von Greenwich, wo sie das Missionsschiff „Mary", mit dem als Missionar und Reisenden bekannten Rever. Macfarlane an Bord, antraf. Der Versuch, hier Dolmetscher für die Reise zu engagiren, schlug fehl. Am 19. Juli ankerte man bei Kewei, zwei Dörfern, welche durch einen Bach, über den zwei Brücken führen, getrennt sind. Man landete, begleitet von dem Rever. Macfarlane. Die Eingeborenen gingen gänzlich nackend, ihr Häuptling Durupah hatte die volle Physiognomie eines Erzbösewichts. Erst kurz zuvor hatte er seinen Leuten den Rath gegeben, auf wilde Schweine keine Jagd zu machen, da sie ja fette Schweine, womit er die Missionslehrer meinte, in der Nähe hätten. Man verabreichte ihm verschiedene Geschenke, die er gern annahm, und man trennte sich soweit in Freundschaft von ihm. Von Kewei aus kam man nach dem 26 Kilometer entfernten Sumaat, wahrscheinlich demselben Dorfe, welches D'Albertis als Parres beschreibt. Man landete und hatte bei dem Häuptlinge Koransa einen freundlichen Empfang. Geschenke wurden vertheilt und allerlei Kuriositäten eingetauscht. Auch erwarb man ein 14 Meter langes Canoe. Hier trennte sich das Missionsschiff „Mary" von den Reisenden und trat die Rückfahrt an. Weitere Nachrichten dürften nun wohl bei normalem Verlaufe der Reise längere Zeit hindurch nicht eingehen. (Augenblicklich geht das Gerücht, daß die ganze Expedition von den Eingeborenen vernichtet worden sei.)

Nordamerika.

— Der „Alert" ist bei seiner zweiten Expedition glücklicher gewesen und hat ohne besondere Hindernisse die Stationen an der Hudsonsbai erreicht, sie aber sämmtlich verlassen gefunden, da die Beobachter nicht mehr auf seine Ankunft hofften und beim Mangel einer für nächsten Winter genügenden Verproviantirung einen Dampfer der Hudsonsbai-Kompagnie benutzt hatten, um nach Labrador zurückzukehren. Die Resultate sollen bedeutend sein, aber die Hoffnung, die Hudsonsbai für den Export aus Manitoba verwenden zu können, ist sehr gering geworden, da nirgends an der Südküste ein Schiff näher als acht bis neun Miles ans Land herankommen kann. (Diese, der „Science" entnommene Nachricht läßt sich mit derjenigen der „Times" (vergl. oben S. 336) nicht in allen Punkten vereinigen.)

— In „Science" macht ein nordamerikanischer „Patriot" den Vorschlag, die amerikanischen Neger an den Congo überzusiedeln. Die „Coloured Gentlemen" werden damit schwerlich einverstanden sein, und ob die Civilisation dabei gewinnen würde, ist nach den in Liberia erzielten Resultaten mehr als fraglich.

Berichtigung.

S. 267, Spalte 1, Zeile 5 von oben ist „Wasserdampf" (anstatt „Wasserstoff") zu lesen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVIII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

VI.

Die Arkaden des Moscheenhofes erinnern stellenweise ganz an mittelalterliche, europäische Bauten und könnten ganz gut auch dort dem elften Jahrhundert angehören; Bogen und Säulen sind in guten Verhältnissen erbaut und machen einen recht angenehmen Eindruck. Die Säulen, theils aus Marmor, theils aus Granit bestehend, sind natürlich alle antik; ihre Zahl soll sich auf 414 belaufen, aber ganz genau weiß das Niemand, denn wenn Jemand ruchlos genug ist, sie zählen zu wollen, schlägt ihn Allah zur Strafe sofort mit Blindheit. Davon kommen, wie der Moscheendiener berichtete, die vielen Blinden, die man in den Straßen der heiligen Stadt bemerkt; den Reisenden schien es freilich, als habe vernachlässigte, hereditäre Syphilis daran mehr Antheil, als die Strafe Allah's. Die Baukosten haben sich nach den arabischen Chronisten, obschon das antike Material nichts kostete, auf 86 000 Mitkal Gold belaufen, also auf etwa 1 350 000 Francs, in Anbetracht des damaligen Geldwerthes eine kolossale Summe.

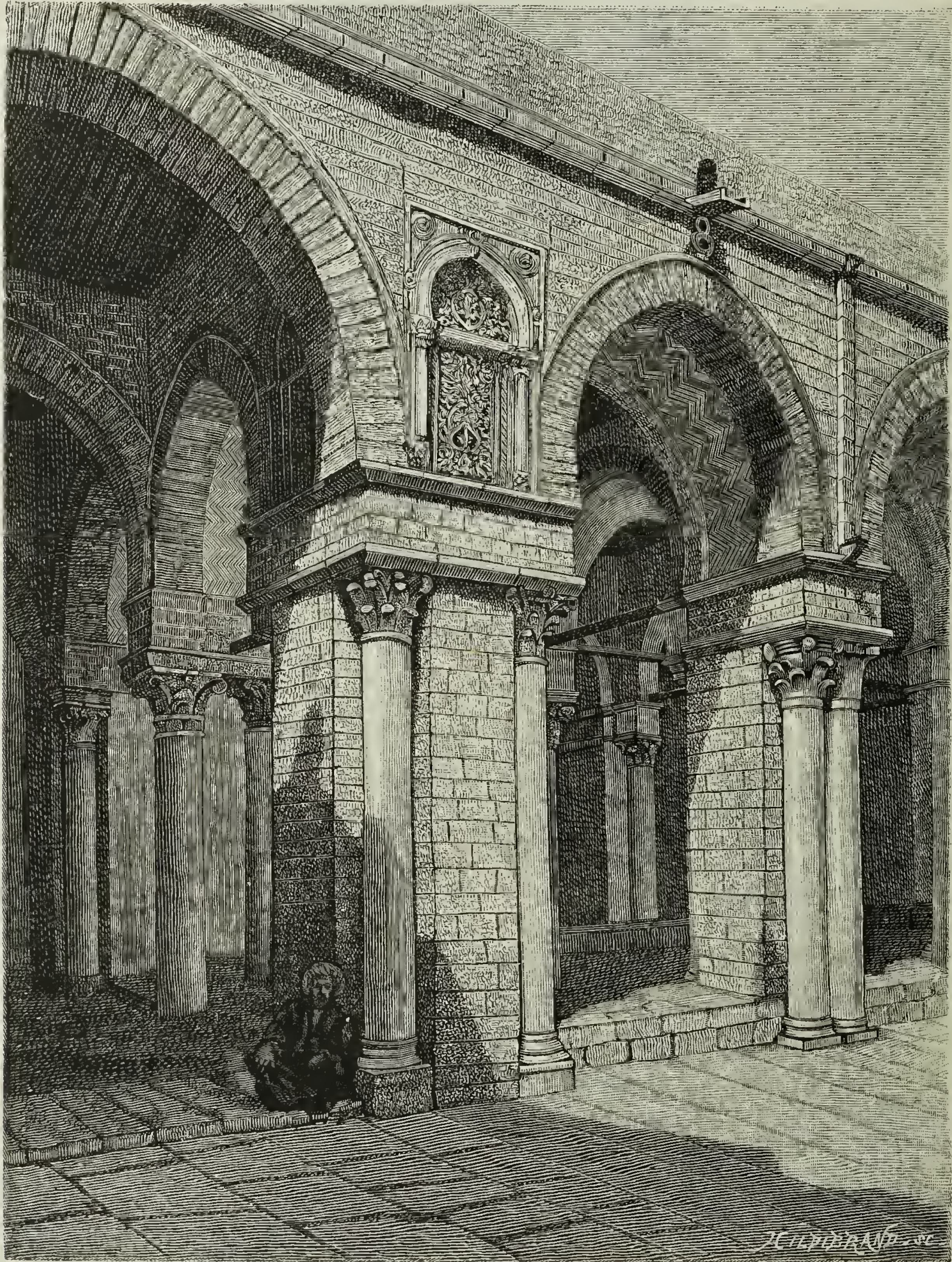
Die große Moschee ist zwar die geräumigste und verehrteste in Kairuan, aber durchaus nicht die einzige interessante. Man zählt nicht weniger als zwanzig, und daneben einige fünfzig Sauyas. Die Reisenden konnten sie während der kurzen, ihnen zu Gebote stehenden Zeit natürlich nicht alle besuchen, aber sie nahmen wenigstens die wichtigsten in Augenschein. Die älteste von allen ist die Moschee mit den drei Thoren, im dritten Jahrhundert erbaut durch den gelehrten Andalusier Abu Dschafer Mohammed ben Mohammed ben Chirun el Maawri, der hier als Märtyrer starb, weil er sich der schiitischen Ketzerei nicht anschließen wollte, und auch hier begraben liegt. Sie ist eigentlich nur eine Kapelle, denn Freitags wird in ihr nicht die Chotba, die Fürbitte für das Glück und Leben des Herrschers, gesprochen, steht aber in großer Verehrung; ihr Eingang wird von drei neben einander befindlichen, reich verzierten Thoren gebildet, über welchen sich eine lange arabische Inschrift in vier Zeilen, zugleich als Ornament dienend, befindet. Das Minareh ist sehr einfach und auch das Innere bietet durchaus nichts Besonderes.

Die Moschee des Si Amor Abbada, welche in der Vorstadt der Zlassi liegt, zeichnet sich durch fünf Kuppeln aus; sie ist von ihrem Erbauer, der, ehe er ein Heiliger wurde, das Handwerk eines Schmiedes betrieb — er ist ganz neuen Datums und erst 1856 gestorben — mit riesigen Schwertern geziert worden, auf denen Koransprüche angebracht sind; nach denselben wird die Moschee gewöhnlich die Schwertermoschee genannt. Si Amor hat auch kolossale, aber sehr wenig geschmackvolle Leuchter für die Moschee geschmiedet und auf seinen Wunsch sandte ihm der Bey ein paar gewaltige eiserne Anker, die früher in Bizerta lagen und angeblich einmal bei irgend einer Gelegenheit den Ungläubigen abgenommen worden waren. Daß es übrigens selbst im heiligen Kairuan Zweifler giebt, beweist die Art, wie der Scheich der Hanefiten, Mohammed el Murali, dem die Reisenden die Details über die Moscheen verdanken, sich über den heiligen Schmied äußerte. „So lassen sich die Leute in unseren Tagen von Lügnern und Betrügern anführen; es braucht sich einer nur ein wenig verrückt zu stellen und ihren Leidenschaften zu schmeicheln, so halten sie ihn für einen Heiligen." Die Franzosen haben es aber durchaus nicht verschmäht, von dem Heiligen

Nutzen zu ziehen; auf seinem Sarge befindet sich eine Inschrift, welche die Besetzung der heiligen Stadt durch die Franzosen vorhersagt; sie gilt für von ihm selbst verfaßt, aber böse Zungen behaupten, sie sei auf Anstiften des Herrn Generalkonsul Roustan erst in der Zeit, wo die Uebernahme des Protektorates vorbereitet wurde, dort angebracht worden.

Es ist dem Heiligen nicht vergönnt gewesen, seinen Bau zu Ende zu führen; nur der Theil, welcher sein Grab enthält, ist vollendet. Die Moschee ist übrigens ganz nach denselben Principien erbaut, wie die Moscheen aus dem 13. Jahrhundert, und zweifellos das schönste Gebäude in Kairuan.

Die heiligste Moschee liegt außerhalb der Thore; in ihr liegt begraben Abu Zemâa Obeid Allah ben Adem el-Belui, oder wie er auch genannt wird, Sidi

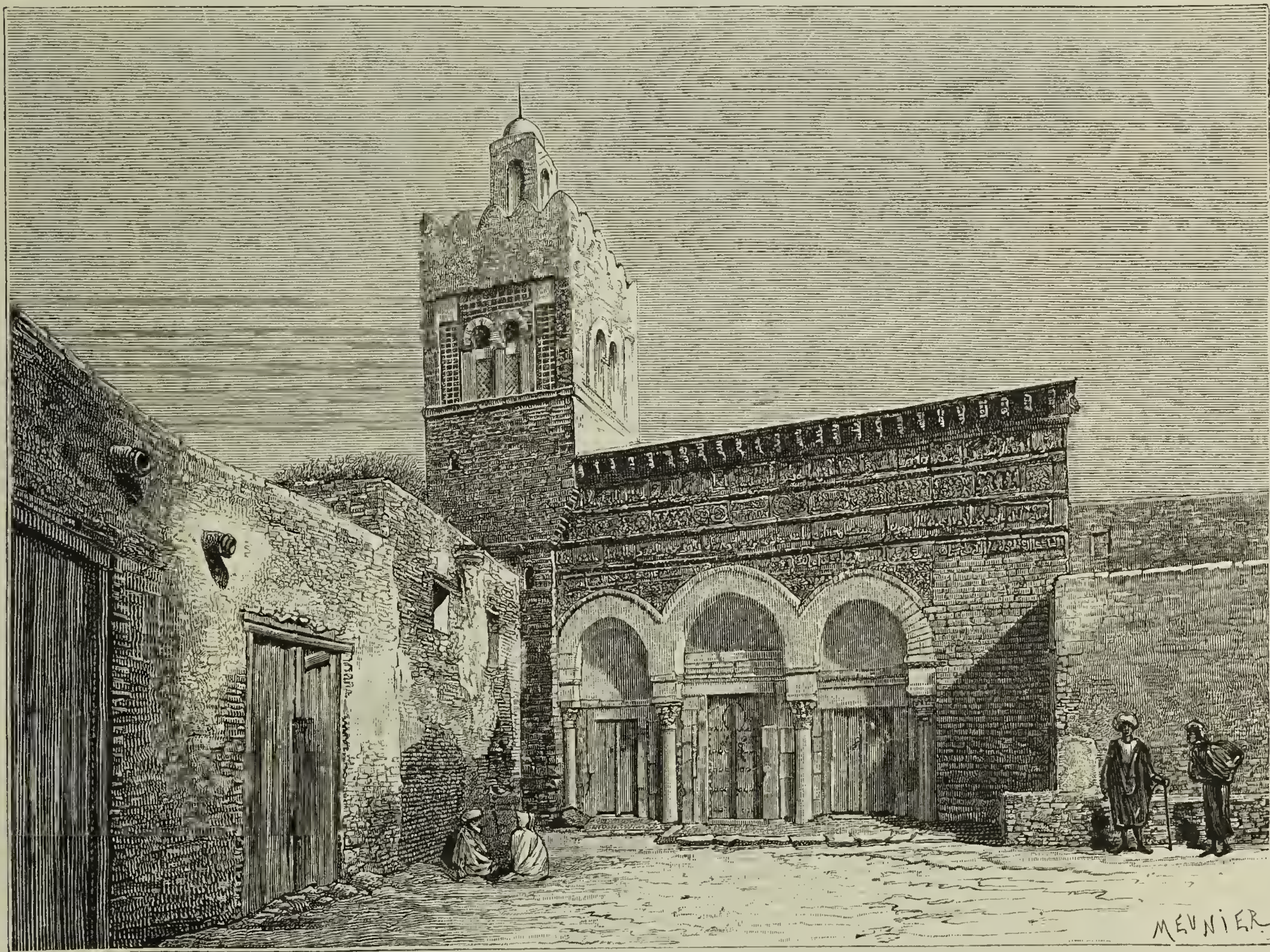


Seitenportikus der Moschee von Kairuan. (Nach einer Photographie von H. Saladin.)

el-Owaïb, bekannter unter dem Namen Si Sawib, der Waffenbruder des Propheten. Er war einer der ersten Anhänger Mohammed's und kam schon nach Kairuan beim Einfalle der Araber unter Muawija; als Andenken an den Propheten führte er dessen abrasirte Haare, oder nach anderen Angaben den dem Todten abgeschnittenen Kinnbart in seiner Mütze mit sich, und als er in Kairuan starb, wurde diese hochheilige Reliquie mit ihm begraben. Bei der Neugründung durch Okba wurde das Grab wieder aufgefunden und mit einer Kubbah überbaut; die Marmorplatte, die es deckt, trägt nur die Inschrift: Dies ist das Grab des Abu Zemâa el-Belui. Eine Sauya wurde damit verbunden und nach und nach entstanden die verschiedenen Baulichkeiten, deren ein solches Institut bedarf, das gleichzeitig Moschee, Kloster, Hospiz und Schule ist. Man gelangt zuerst in einen großen Hof; zur Linken erheben sich die Gebäude für die Schule und zur Aufnahme der Gäste, geradeaus öffnet sich neben dem Minareh ein bedecktes

Vestibul, mit gemalten Decken und Azulejos-Verzierungen reich geschmückt, und dieses führt in einen mit einer Kuppel bedeckten Saal, ein Meisterstück in der echt maurischen Art der Dekoration, welche man aus der Alhambra kennt. Dann gelangt man in den eigentlichen Moscheenhof, der wie gewöhnlich von Arkaden umgeben ist. Die Bogen bestehen, wie im Dar el-Bey in Tunis, abwechselnd aus schwarzem und weißem Marmor, die Säulen sind weißer Marmor; über den Bogen ist eine ziemlich hohe Attika mit bunten Azulejos verziert. Der Boden ist mit weißen Marmorplatten gepflastert, die Mauern sind bis zu einer gewissen Höhe mit Azulejos belegt, dann folgt ein Fries aus Gypsplatten mit Arabesken in einem fortlaufenden Motive und darüber ein Plafond mit wenig vorspringenden Balken und in sanften harmonischen Farben gemalten Caissons. Eine Marmorthür in hübschem, italienischem Rococcostil führt ins Allerheiligste; auch sie hat ihre Legende. Ein reicher Kairuani wurde in einer schweren Krankheit von einem italienischen Arzte geheilt und beschenkte ihn dafür so großmüthig, daß derselbe zu einem reichen Manne wurde; in seine Heimath zurückgekehrt, sandte er seinem Wohlthäter dieses Marmorthor, und dieser stiftete es der Moschee. Auch die Fenstergesimse und einige Säulen sollen denselben Ursprung haben.

Die irdische Hülle Si Sawib's liegt unter einem mit Teppichen und Stickereien überdeckten Katafalk, umgeben von einem geschnitzten Gitter, an welchem bunte Säckchen mit heiliger Erde aus Mekka hängen. Darüber sind die



Die Moschee mit den drei Thoren. (Nach einer Photographie.)

dem Heiligen von hohen Persönlichkeiten gestifteten Fahnen aufgehängt, die neueste von Mustapha ben Ismaïl, dem Verderber von Tunis, kurz vor dem Einrücken der Franzosen gesandt, um seine Hilfe gegen die „Protektoren" zu erflehen; der Heilige muß aber den sauberen Patron gekannt haben und hat sich nicht bewogen gefunden, sein Gebet zu erhören.

Von den zahlreichen übrigen Sauyas Kairuans wäre nur etwa die nach einem eigenthümlichen Plane erbaute des Sidi Bidt el-Gahriani zu erwähnen, der das auf S. 357 abgebildete Ornament, eine Vase von verschlungenen arabischen Buchstaben umgeben, entnommen ist.

Die hauptsächlichsten Friedhöfe liegen südwestlich von der Stadt; sie nehmen ungefähr ein Viertel soviel Raum ein, wie die Stadt. Zwischen zahllosen unbedeutenden Gräbern sieht man hier und da prachtvoll bearbeitete Marmorplatten, auch die verfallenen Grabmäler der Aghlabitensultane, und etwas besser erhalten das des berühmten Theologen Sidi Schanun, der als Kaid von Kairuan 855 hier starb. Wie überall im Maghreb sind auch hier die Todtenfelder öde und verwüstet, mit Unkraut überwuchert, vom Regen zerrissen; die schöne Sitte der Türken, sie mit Cypressen zu bepflanzen, ist den Arabern und Mauren fremd. Fern am Horizonte erscheinen die Gipfel des Usselet und des Trozza und hinter ihnen, durch die Spiegelung gehoben, das noch kaum bekannte Gebiet, in welchem die Reisenden ihre wichtigsten Entdeckungen zu machen hofften. Umsonst versucht ein befreundeter Militärarzt ihnen graulich zu machen mit Erzählungen von Skorpionen und Hornvipern, von denen es dort wimmeln soll,

und deren Biß absolut tödtlich sei; schließlich muß er selbst zugestehen, daß noch niemals ein französischer Soldat daran gestorben, und in der That ist den Reisenden auch bei einem mehrmonatlichen Aufenthalte in diesen Gebieten nicht das Geringste zugestoßen.

Geht man von den Friedhöfen aus weiter um die Stadt herum, so trifft man zunächst auf die große Cisterne Sebbala Bir el-Bay, weiterhin am Thore von Susa auf eine zweite. Am Grabmale des Sidi Siuri vorbei gelangt man an den französischen Friedhof, wo die Opfer der Expedition nach dem Süden liegen, ein Artillerielieutenant und etwa fünfzig Soldaten. Die wichtigste der für Kairuan unentbehrlichen Cisternen ist die schon von el-Bekri gerühmte Fesgia der Aghlabiten nahe dem Thore von Tunis, erbaut von dem dritten Sultan Abu Ibrahim Ahmed, dem Enkel el Aghlab's. Sie besteht aus zwei



Hof und Minaret der Moschee des Barbiers. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

getrennten, kreisrunden Becken; das erste empfängt das Wasser des Uëd Merg el-Lil, wenn solches im Winter vorhanden; dasselbe setzt hier seinen Schlamm ab und fließt dann in das zweite Becken, in dessen Mitte sich ein Pavillon, von Ibn Aghlab erbaut, erhebt; hier wird es völlig gereinigt und kommt dann erst in die überwölbte Cisterne, in welcher es sich ausgezeichnet hält. Es ist das also ganz dasselbe Princip, das schon die Römer und vor ihnen die Phönicier anwandten und nach welchem so ziemlich alle Cisternen in Nordafrika erbaut sind.

Kaum zehn Minuten von Kairuan südlich liegt die Stätte von Sabra, einst die prächtige Residenzstadt der Fatimiden, von Ismaïl el-Mansur erbaut und nach seinem Namen Mansuriah, die Siegreiche, benannt. Sie war bestimmt, Kairuan zu veröden, gerade wie das Abassiya der Aghlabiten; der Sultan Moad verlegte auch

die Bazars von Kairuan dorthin, und an einem einzigen der fünf Thore betrug die Tageseinnahme an Zöllen mehr als 10 000 Francs. Aber als die Fatimiden nach Aegypten übersiedelten, verfiel auch ihre Gründung, und heute ist Sabra ein wüstes, einsames Feld ohne jede Spur der einstigen Existenz einer Stadt. Nur zwei mächtige Säulen aus röthlichem Marmor liegen dort noch dicht neben einander. Als man sie nach Kairuan schaffen wollte, so meldete die Legende, und sie zur Erleichterung des Transportes zu zersägen begann, floß Blut unter der Säge hervor, sie heißen darum heute noch Arsat et-dem, die Blutsäulen. Ob sie aus den Resten von Vicus Augusti stammen, welche einige Alterthumsforscher den Itinerarien zu Folge in der Nähe von Kairuan suchen, bleibt beim Mangel aller anderen Ueberreste fraglich [1]).

Im Gegensatze zu all den Maurenstädten Nordafrikas, denen niemals ein weiter Ring von Gärten fehlt, liegt das arabische Kairuan in einer völlig kahlen Ebene. Aber ein prachtvoller Fruchtgarten, Dar Aman genannt, ungefähr 2 km westlich der Stadt, beweist, was aus der fruchtbaren Ebene gemacht werden könnte, wenn sie kolonisirt würde; die Aprikosen in diesem Garten fanden die Reisenden besser, als die berühmten von Damaskus.

Von den Häusern der Stadt sind gar manche noch eines Besuches werth und zeigen prächtige Dekorationen in Stuck und Azulejos; in vielen findet man auch die mit glasirten



Kalligraphische Verzierungen in Sidi Bidt el-Gahriani. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

Platten geschmückten Gräber frommer Pilgrime, die hierher wanderten, um an der vierten Pforte des Paradieses zu ruhen und so des Einganges in die Seligkeit sicher zu sein. Es bedingt das natürlich in sanitätlicher Hinsicht eine bedeutende Gefahr für die Stadt und war zum Entsetzen aller gläubigen Muselmänner schon von der tunesischen Regierung verboten worden.

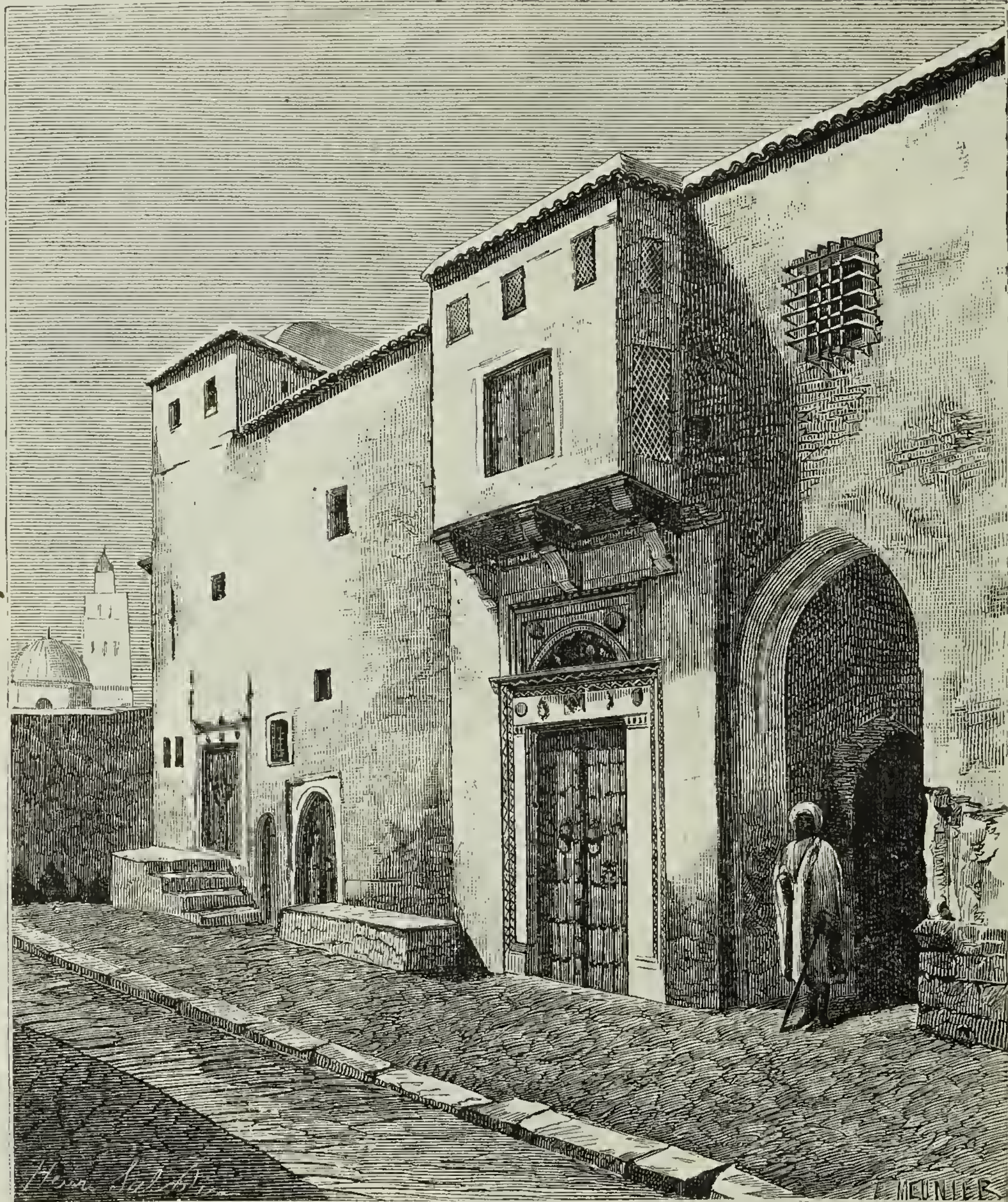
Heute ist das heilige Kairuan, die große Hochschule des Maghreb, verkommen und liegt halb in Trümmern, wie die meisten tunesischen Städte; seine fruchtbare Umgebung ist eine wüste Steppe und nicht mit Unrecht richten die Reisenden eine energische Aufforderung an die Regierung und an die französische Nation, sich anstatt mit chimärischen Projekten wie mit dem Mer intérieur lieber ernstlich mit Plänen zur Hebung des Landes abzugeben, den Hafen von Susa zu verbessern, die Eisenbahn nach Tebessa zu bauen und hauptsächlich die römischen Bewässerungsanlagen, deren Spuren man in mächtigen Fangdämmen und Kanälen noch überall sieht, wieder herzustellen. Wir können nur von ganzem Herzen wünschen, daß dieser Ruf nicht ungehört verhalle!

In der Stadt liegt noch ein Glaubenskämpfer begraben, dessen Grab aber anscheinend vor den Franzosen verborgen gehalten wird, Ali ben Amar, des Scheich der Uled Idir, für die Reisenden freilich ein „pillard et coupeur de routes“. Als die französische Kolonne unter General

[1]) Vicus Augusti ist durch Inschriftenfunde mit dem heutigen Hausch Sabra, 12 km östlich von Kairuan, identificirt. S. H. Kiepert's Karte im Corpus Inscr. Lat. VIII. (Tab. II.).

Etienne gegen Kairuan heranrückte, zog er mit seinen Getreuen aus und schwur, die Franzosen bis zum letzten Manne auszurotten oder nie in die heilige Stadt zurückzukehren, es sei denn, daß man ihn mit den Füßen voran hineintrage. Ali galt den Arabern für unverwundbar und, als ihn bei Kalâa Srira dennoch eine tödtliche Kugel traf, wußten sie, daß die Franzosen diese Kugel eigens für ihn aus purem Golde hatten gießen lassen. Sein Gedächtniß lebt fort und die Reisenden theilen einen Klagegesang auf seinen Tod mit, den sie in Kairuan wie in Susa singen hörten.

Von Kairuan aus wollten die französischen Forscher, wie schon erwähnt, das noch so wenig bekannte Gebiet südwestlich von der Stadt erforschen. Um das mit einiger



Arabisches Haus in Kairuan. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

Sicherheit thun zu können, mußten sie sich einer topographischen Brigade unter dem Kapitän Besson anschließen, welche mit einer Kompagnie als Bedeckung dasselbe Gebiet durchziehen sollte. Man konnte nicht darauf rechnen, irgendwo Lebensmittel für Menschen und Vieh anzutreffen und war somit genöthigt, eine förmliche Karawane zu organisiren und auch eine kleine Heerde Schlachtvieh mitzuführen. Noch einmal wurde in einem Hause von Bab Dschelladin gerastet, dann wurden die Kameele beladen, die Soldaten packten ihre Tornister auf, die Leute vom Train trieben die Maulthiere an und hinaus ging es in die Einöde, in der für einen ganzen Monat einzelne herumschweifende Beduinentrupps die einzigen Menschen sein sollten, denen die Reisenden begegneten.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Die körperlichen Eigenschaften der Japaner.

II.

Ko. Für die Messungen an Schädeln und Skeletten konnte Baelz die ziemlich reichhaltige Sammlung der Anatomie zu Tokio benutzen, die einzige bis jetzt existirende Sammlung von japanischen Skeletten. Es konnten 14 vollständige Skelette und 50 einzelne Schädel gemessen werden, und die dabei erhaltenen Resultate sind getrennt von den an den Lebenden erhaltenen verwerthet.

Die männlichen Skelette schwankten in der Länge zwischen

145 und 166 cm, das Durchschnittsmaß war 153 cm, die weiblichen schwankten zwischen 136 und 150 cm, der Durchschnitt war 142 cm, die Durchschnittsgröße der Lebenden muß um 4 bis 5 cm höher angenommen werden. Auffallend ist, daß bei den Japanern im Durchschnitt der Arm eben so lang ist, wie die Wirbelsäule, beim Europäer dagegen wesentlich länger. Es hängt das davon ab, daß beim Japaner die Wirbelsäule im Verhältniß viel länger ist, als beim Europäer, während der Arm dieselben relativen Proportionen hat. Ganz auffallend kurz sind die unteren Extremitäten, die nur 49 Procent der Gesammtlänge ausmachen. Platyknemie kam nicht zur Beobachtung.

Bezüglich der Schädel erscheint dem Autor der Gesichtsschädel viel wichtiger als der Gehirnschädel, und er mag damit Recht haben, der Gehirnschädel mag zwar einen Schluß auf die geistige Stellung eines Volkes erlauben, aber der Rassentypus hängt wesentlich vom Gesichtsschädel ab. Der Schädel des Japaners erscheint, wie bei allen kleinen Völkern, relativ groß, sich dadurch dem weiblichen und kindlichen Typus nähernd; er ist derbknochig und schwer und von guter Kapacität. Die Schädelwölbung ist dieselbe, wie beim Europäer, die Stirn gut ausgebildet; die häufig eine förmliche Kante bildende Pfeilnaht giebt ihm oft eine fast dreieckige Form. Daß die Japaner nicht, wie die typischen Mongolen, Brachykephale sind, ist lange bekannt; schon Welcker schreibt ihnen einen Längenbreitenindex von 76 zu, was sie schon zu den Subdolichokephalen Broca's verweist. Baelz fand denselben noch höher, 80,3, den Längenhöhenindex zu 79,8, den Breitenhöhenindex zu 101. Der feinere edlere Typus mit dem schmaleren Gesichte und der Adlernase hat einen kleineren Index und ist fast stets rein mesokephal oder selbst dolichokephal, der Schädel des gewöhnlichen Volkstypus nähert sich ganz auffallend dem malayischen, bei welchem auch Breiten- und Höhenindex beinahe völlig gleich sind. Ganz ähnliche Schädelverhältnisse zeigen freilich auch die Kanaken der Sandwichsinseln und die südamerikanischen Araukaner, bei denen von einer Verwandtschaft doch wohl kaum die Rede sein kann.

Beim Gesichtsschädel fallen beim ersten Anblicke die stark vorspringenden Jochbeine und der mehr oder minder deutliche Prognathismus auf. Doch sind beide Kennzeichen nicht so wichtig, als man glauben sollte, denn das Vorragen der Jochbeine hängt nicht von ihrer eigenen Gestalt ab, sondern nur von ihrer Stellung, und diese ist bedingt durch den Oberkiefer, in welchem Baelz den eigentlichen Rasseknochen des Japaners sieht. Derselbe ist breiter, aber niedriger, als der des Europäers, die fossa maxillaris in ihrem oberen Theile fehlt fast ganz, der Alveolarfortsatz springt mehr oder weniger vor, der die Nase begrenzende mediane Theil ist flach, die Oberkieferhöhle groß. Der höchste japanische Oberkieferindex — als welchen Baelz das Verhältniß der Höhe zu der = 100 gesetzten Breite bezeichnet — ist mit 74 immer noch kleiner als der niedrigste europäische mit 75; der japanische Mittelindex ist $69\frac{1}{2}$, der europäische 79. Alle die Hauptrassenkennzeichen des Japaners sind durch die Bildung des Oberkiefers bedingt; die größere Jochbreite hängt direkt von seiner Breite ab, der breite und flache Nasenrücken wird bedingt durch die Stellung des Nasenfortsatzes des Oberkiefers und nicht durch die Nasenbeine, und der charakteristische flache Gesichtsausdruck der Mongolen hängt ab von der Breite des Oberkiefers, dem Fehlen der fossa maxillaris in der Gegend des Unteraugenhöhlenloches und von der flachen Stellung des medialen Theiles der vorderen Oberkieferfläche.

Eine ziemlich auffallende Erscheinung ist die Häufigkeit von Schädeln mit offenbleibender Stirnnaht (Kreuzschädel) und mit persistirender Jochbeinnaht (Os incae). Von Kreuzschädeln fanden sich unter 119 Schädeln 17, also über 14 Procent, während nach Anutschin die Procentzahl bei Kaukasiern 8,4, bei den Mongolen 5,1, den Melanesiern 3,4, den Amerikanern 2,1, den Malayen 1,9, den Negern 1,2, den Australiern gar nur 0,6 beträgt. Die Veränderungen aber, welche gewöhnlich als Folge des Offenbleibens der Stirnnaht angegeben werden, ungewöhnliche Breitenentwickelung und größere Geräumigkeit, lassen sich bei den japanischen Kreuzschädeln nicht nachweisen. Dagegen finden sich bei ihnen häufiger als sonst Schaltknochen und abnorme oder persistirende Nähte, und von acht genauer beschriebenen Kreuzschädeln haben fünf auch ein Os incae, drei davon ein doppelseitiges. Diese letztere Anomalie ist überhaupt noch viel häufiger, als das Offenbleiben der Stirnnaht und wurde in verschiedenen Graden der Ausbildung bei 19,3 Procent der untersuchten Schädel beobachtet. Nach Anutschin ist die Mißbildung sonst am häufigsten bei den Amerikanern, aber der Procentsatz steigt auch da nicht über 5,3 Procent. — „Wir begnügen uns mit dem Konstatiren der Thatsache und möchten nur ausdrücklich davor warnen, irgend welche Schlüsse auf Höher- oder Niedrigerstehen eines Volkes, auf Atavismus, Theromorphie u. dgl. aus solchen Naturspielen ziehen zu wollen. Die Wissenschaft ist hier in Gefahr, sich in des Wortes eigentlichster Bedeutung in Splitterrichterei zu verlieren.“ Diese Schlußworte des Verfassers können von den Anthropologen nicht genug beherzigt werden.

Von Ainos hat Baelz nur drei sichere Schädel untersuchen können und er unterläßt es, daraus irgend welche Schlüsse auf ihre ethnologische Stellung zu ziehen. Keiner von ihnen hatte ein Os incae, sie waren durchaus nicht auffallend derbknochig, einer ganz, der andere fast orthognath; die Nasenbeine sind sehr klein und schmal, das Os incisivum ist leicht zu erkennen und die Hinterhauptslöcher bieten keinerlei Anomalie.

III.

Der Besprechung der an Lebenden vorgenommenen Messungen, bei welchen den Verfasser schon ein japanischer Oberstabsarzt und ein japanischer Versicherungsarzt unterstützen konnten, schickt er eine interessante kurze Abhandlung über die ästhetischen Ansichten der Japaner und ihre wesentlichsten kosmetischen Mittel und Kunstgriffe voraus. Letztere sind freilich auch der Mode unterworfen, doch nicht in dem Grade, wie bei uns. Informationen darüber sind nicht leicht zu erhalten, denn die chinesische Schrift macht die älteren Bücher dem Fremden fast unbenutzbar, und die Künstler selbst haben kaum eine Kenntniß der Körperformen und ihrer Proportionen. Sie arbeiten nach einem vererbten, trockenen Kanon; für das Ideal eines schönen Mannes gilt seit 500 Jahren und länger Narihira, für die Frauen seine Zeitgenossin Ono-no-Komachi, aber ihre Bilder streifen nach unseren Begriffen scharf an Karrikaturen.

Ueber den allgemeinen Körperbau der Japaner lauteten die Urtheile der Besucher Japans seither fast diametral entgegengesetzt. Die einen nennen sie hohlbrüstig, miserabel gebaut, muskelarm, mager, die anderen sind entzückt von dem prächtigen athletischen Bau, dessen treue Nachahmung, wie Nordenskiöld meint, genügen würde, um einen Bildhauer berühmt zu machen. Die letzteren haben dabei die arbeitende Masse des Volkes im Auge, die ersteren die Städtebewohner, besonders der höheren Klassen, wie sie namentlich dem Arzte fast ausschließlich vorkommen. Diese sind, seitdem sie vom Fechtsaale und dem Ringplatze zur Schulbank und ins Bureau übergegangen sind, körperlich

arg herabgekommen, so daß die Regierung sich endlich veranlaßt gesehen hat, die Gymnastik als regelmäßigen Lehrgegenstand in den Schulen einzuführen. Am meisten körperlich heruntergekommen sind die alten Fürstenfamilien, die Daimios, oder wie sie jetzt heißen, die Kwazoku. Durch Jahrhunderte hat die Regierung alles gethan, um diese Familien in Unthätigkeit und Verweichlichung zu halten, und so sind Skrophulose und Tuberkulose, Wasserkopf und Idiotismus unter ihnen unheimlich häufig geworden und decimiren sie in erschreckender Weise. Mit der neuen Aera ist ihnen selbst das zum Bewußtsein gekommen, und ein neu gegründeter Klub bemüht sich, durch Pflege aller körperlichen Uebungen dem abzuhelfen. Man muß sich übrigens hüten, diese anscheinend so schwächlichen Männer zu unterschätzen; im Fechten und im Ringen (Yawara) leisten sie trotz ihrer wenig entwickelten Muskeln mitunter Erstaunliches.

Im Allgemeinen kann man von den Männern sagen, daß sie ziemlich klein sind; sie haben einen großen Kopf, ein langes Gesicht mit meist auffallend vorstehenden Jochbogen, flachen Oberkiefern, schief aussehenden Augen, einer bald feinen, bald plumpen Nase, leicht prognathem Gebiß; der Rumpf ist sehr lang, die Arme und Beine sind schön geformt, die Beine sehr kurz.

Bei den Frauen lassen sich die beiden Typen, der feine und der plumpe, noch viel schärfer unterscheiden, als bei den Männern. Den echten feinen Typus bekam man früher freilich kaum zu sehen, da die vornehmeren Frauen sich bis in die neueste Zeit kaum jemals öffentlich zeigten. Von den Mädchen gilt das auch heute noch, aber die Frauen erscheinen jetzt immer öfter an der Seite ihrer Männer in Gesellschaften, und so können sich auch die Europäer überzeugen, daß es wirklich schöne Frauen in Japan giebt.

Eine Japanerin vom feinen Typus ist etwas größer als die gewöhnliche Frau, sehr schlank, schmal, mager, zartknochig. Der Kopf ist bald mesokephal, bald leicht dolichokephal, das Gesicht sehr lang und schmal, die Jochbogen springen nur wenig vor, die Stirn ist niedrig, die Haare wachsen tief in die Schläfe herein; die Augen sind schief; die Nase ist eine lange, schmale Adlernase, der Mund fein geschnitten, aber oft mit vorspringenden Schneidezähnen. Schulter und Nacken sind schön gerundet, die Hände klein und schmal, der Brustkorb lang, schmal, mit schwach entwickeltem Busen, die Hüften schmal, Beine kurz, mager, oft nicht gerade, die Knöchel dick, die Füße relativ breit. — Gerade im Gegentheil zu diesen immer etwas schwindsüchtig erscheinenden Damen ist die Frau vom plumpen Typus ein Bild der Gesundheit, etwas kleiner, aber robust gebaut, mit rundem Kopfe, breitem Gesichte, vollen Wangen, kleinen knopflochartigen Augen, großem Munde mit wulstigen Lippen, vollem Kinne, vollen breiten Schultern, kräftigem Brustkorbe mit stark entwickeltem Busen, breiten Hüften und kurzen, aber kräftigen Beinen; die Hände sind auch hier klein und fein, die Knöchel plump, die Füße breit.

Zwischen den beiden Extremen steht aber bei der besseren Mittelklasse ein Zwischentypus, der ziemlich genau die Mitte hält und nach europäischen Begriffen am schönsten gebaut ist. Das Gesicht hat fast stets etwas Liebliches, wenn es auch nicht eigentlich schön ist; die Jochbogen springen nicht so stark vor, die Augen sind größer, die Nase ist leicht gewölbt, der Mund klein und sehr hübsch. Auch der Rumpf ist wohlgeformt, Nacken, Arme und Hände sind selbst für Japanerinnen schön; nur die Beine sind nach unseren Begriffen zu kurz.

Das Ideal des Japaners scheint zu verschiedenen Zeiten verschieden gewesen zu sein. Auf den Bildern des Matahei und den schönen Holzschnitten von Shikawa Moronobu und von Miyagawa Choun, die aus dem vorigen Jahrhundert stammen, ist das Gesicht der Frauen um so runder, je vornehmer sie sind; jetzt können sie nicht lang und schmal genug sein. Auf die Wirklichkeit wird dabei von den Künstlern so gut wie keine Rücksicht genommen. Aber auch der Japaner im Allgemeinen scheint für die Schönheit der menschlichen Gestalt im Allgemeinen und für edle Proportionen keinen Sinn zu haben. Es ist das ungemein schwer zu erklären, denn der Japaner hat sonst einen feinen Sinn für die Kunst und seine Malerei ist hoch entwickelt, aber noch keinem Maler ist es eingefallen, die athletischen Prachtgestalten der nackten Arbeiter genau zu porträtiren, obschon sie es sehr gut können. An den Figuren sind Gesicht und Stellung häufig vortrefflich, aber die Ausführung des Körpers spricht allen Principien unserer Kunst Hohn. Auch auf den Ringplätzen werden nicht die athletischen, muskulösen Ringer bewundert, sondern die durch Mästung zu förmlichen Fleischklumpen gewordenen.

Als das Allerunfeinste an einer Frau gelten breite Hüften. Während unsere Damen alles Mögliche thun, um durch Einschnürung der Taille und Verbreiterung der Hüften selbst durch künstliche Nachhilfe das zu erzielen, was sie eine schöne Figur nennen, bindet die Japanerin einen breiten Gürtel um die Taille, um den Vorsprung der Hüften möglichst auszugleichen, und die Aermste, die von Natur eine schlanke Taille mitbekommen hat, wattirt den Gürtel mit Papier, um diesen Fehler möglichst zu verdecken. Auch sonst schätzt der Japaner an seinen Frauen fleischige volle Form durchaus nicht, schon die kapitolinische Venus erscheint ihm plump und unschön, eher findet die Mediceerin Gnade vor seinen Augen, noch viel mehr aber Tizian's schlafende Venus in der Dresdener Gallerie; die Kallipygos dagegen erscheint hier schon förmlich Abscheu erregend.

Die japanische Frau steht oder geht nie ganz aufrecht; je mehr sie feine Manier und höfliches Benehmen zeigen will, um so mehr drückt sie ihre weibliche Bescheidenheit durch leicht gebeugte Haltung aus. Die Knie sind etwas gebeugt, der Oberkörper leicht nach vorn geneigt. Der Gang ist darum sehr unschön und die abscheulichen Stelzschuhe lassen ihn noch unschöner erscheinen. Auch im Hause verlangt der gute Ton, daß die Frau den Fuß kaum vom Teppich hebt und mit ganz kleinen Schrittchen dahinschlürft; muß sie ihn heben, so bleibt er immer parallel dem Boden und im Fußgelenke im rechten Winkel gebogen. Die Kürze der Beine und die Länge des Rumpfes sind auch dem Fremden, der sich mit dem Baue der Männer längst ausgesöhnt hat, an den japanischen Frauen stets unangenehm.

Sehr interessant sind die Bemerkungen des Verfassers über die Haut der Japaner. Die Färbung ist durchschnittlich ein helles Gelb, das aber einerseits bis zu fast Weiß, andererseits bis zu hellem Gelb und hellem Braun variiren kann. Kinder sind eher dunkler röthlich, darum heißt das neugeborene Akambo, das rothe. Die Färbung schwindet aber bald und bleibt selbst an den Wangen nur ausnahmsweise erkennbar. Mischlinge sind meist auffallend hell. Interessant ist, daß die linea alba, die Mittellinie des Bauches, beim Japaner meist braun ist, und daß alle japanischen Kinder bei der Geburt einen dunkelblauen Fleck auf dem Kreuzbeine oder den Hinterbacken haben; derselbe verliert sich bald in den beiden ersten Lebensjahren, bald bleibt er durch das ganze Kindesalter hindurch sichtbar.

Für ein Volk von verhältnißmäßig so hoher Kultur, wie die Japaner, ist es ungemein auffallend, daß sich die Tatuirung bis in die neueste Zeit so häufig erhalten hat, während sie doch sonst überall mit der zunehmenden

Bildung zu verschwinden pflegt. Freilich hat sie in Japan eine ganz andere Bedeutung gehabt, als z. B. bei den Südsee-Insulanern, wo sie als Schmuck oder auch als Auszeichnung dient und darum an solchen Stellen angebracht wird, die immer unbedeckt bleiben, an Gesicht und Händen. In Japan dagegen tatuirt man nur die Theile, die für gewöhnlich bedeckt sind, denn das Horimono, wie die Tatuirung genannt wird, soll die Kleidung ersetzen und kommt darum nur bei den Arbeitern vor, die durch Kleidung genirt werden und darum lieber bis auf das Lendentuch nackt gehen. Männer aus den besseren Ständen lassen sich fast nie tatuiren, nur ganz ausnahmsweise; dem Arbeiter ist sein Niku no jiban, wörtlich fleischernes Hemd, ein Ersatz für die Kleidung, der ihn nicht genirt und doch bekleidet erscheinen läßt. Seit die Polizei in Japan prüde geworden ist und Nacktgehen nicht mehr duldet, kommt die alte Sitte mehr und mehr aus der Uebung, aber noch zählt man in Tokio allein gegen 30 000 Männer, die ihr Hemd auf die Haut gemalt tragen. Die Technik ist sehr ausgebildet und weit entfernt von der haarsträubenden Procedur, welche der im vorigen Jahrzehnt in Deutschland herumreisende tatuirte Albanese als in Hinterindien gebräuchlich schilderte. Der zu Tatuirende sucht sich zunächst das Bild aus, das er auf seiner Haut zu tragen wünscht. Einfache geometrische Figuren genügen ihm nicht, es müssen Drachen, Löwen oder schöne Frauen sein, auch wohl Kampfscenen oder komische Genrebilder, doch niemals Obscönitäten, in denen die Japaner sonst nicht gerade schwach sind. Als Farbe dienen Tusche oder Zinnober. Der Künstler, Horimonoshi genannt, zeichnet zunächst das Bild in groberer oder feinerer Ausführung auf die Haut, dann nimmt er sein Werkzeug, eine Anzahl feiner Nadeln, die gruppenweise an ein Stäbchen befestigt sind, färbt die Nadelspitzen an einem Pinsel und schlägt sie nun mit erstaunlicher Geschwindigkeit, bis zu zehnmal in der Sekunde, in die Haut. Soll eine feinere Schattirung erzeugt werden, so sind die Nadeln von verschiedener Länge. Blut darf nicht fließen, die Reaktion ist darum auch selbst bei Anwendung von Zinnober auffallend gering; nach Beendigung der Operation wird die Haut mit heißem Wasser abgewaschen, nach einigen Tagen schuppt sie sich ab, selten erfolgt ein leichtes, nach ein paar Stunden verschwindendes Fieber. Die einfache, relativ schmerzlose Procedur hat bei den europäischen Seeleuten, die Japan besuchen, viel Anklang gefunden und selten verläßt ein Neuling den Hafen, ohne den Horimonoshi in Anspruch genommen zu haben. Diesem geht die Arbeit rasch von der Hand; in einem Tage kann er eine Brust oder den Rücken ganz mit unvertilgbaren Zeichnungen bedecken.

Für die Hautpflege von der allergrößten Wichtigkeit sind die heißen Bäder, Oyu, welche der Japaner im Sommer wie im Winter wenn möglich täglich nimmt. Es wird bei 43 bis 45° C. gebadet, der Japaner bleibt nur eine bis fünf Minuten im Wasser, dann geht er heraus, wäscht sich, geht noch einmal für ein paar Minuten ins Wasser und dann ist das Bad beendigt. Im Gegensatze zu den nur warmen Bädern, welche die Haut verweichlichen, bewirkt das Oyu eine staunenswerthe Abhärtung, und ihm hauptsächlich ist es zu danken, daß die Japaner gegen Hitze wie gegen Kälte gleich unempfindlich sind. Eine Badestube findet man darum auch im ärmsten Bergdorfe, und ein heißes Bad ist das erste, was dem ankommenden Reisenden geboten wird. Der Feldzug, welchen die japanische Polizei auf Anrathen der ersten europäischen Aerzte gegen das Oyu eröffnet hatte, ist glücklicherweise wieder aufgegeben worden.

Die Alterthümer der Insel Bornholm.

Von **W. Finn.**

I.

Als vor nunmehr zwanzig Jahren der frühere Amtmann der Insel Bornholm, Kammerherr E. Wedel, seine antiquarischen Untersuchungen dort begann, waren nur sehr wenige der auf der Insel vorhandenen Alterthümer bekannt. Seinen mit Ausdauer, Energie und Tüchtigkeit fortgesetzten Arbeiten sind die merkwürdigsten Resultate und ein ungeahnter Einblick in die vorgeschichtlichen Kulturverhältnisse der Bewohner Bornholms zu verdanken. Er hat außerdem das Verdienst, daß er das Interesse für die Alterthümer der Insel bei vielen Bewohnern derselben zu erwecken verstanden hat, so daß dieselben sich mit Eifer an seinen Untersuchungen betheiligt haben; unter diesen verdient der Lehrer J. A. Jörgensen in Ibsker besonders genannt zu werden, dem nicht wenige interessante Funde zu verdanken sind. Amtmann Wedel hat öfter in den „Aarb. f. nord. Oldk. og Hist." in kurzen Abhandlungen einzelne Resultate seiner Untersuchungen mitgetheilt und er arbeitet zur Zeit an einem größeren Werke, in welchem er Alles behandeln will, was bezüglich der vorgeschichtlichen Verhältnisse auf dieser merkwürdigen Insel bekannt ist. Da die Vollendung dieses Werkes aber noch längere Zeit in Anspruch nehmen wird, so hat Wedel in der vorerwähnten Zeitschrift kürzlich eine Uebersicht über die Resultate der Forschungen während der letzten Jahre gegeben. Dieser Uebersicht gestatten wir uns das Nachfolgende zu entnehmen:

Daß auch auf Bornholm das Steinalter sich geltend gemacht hat, ist lange bekannt; die Untersuchungen während der letzten Jahre haben dargethan, daß, wenn man auch bisher keine Kjökkenmöddinger auf der Insel gefunden hat, dieselbe doch weit reicher an Gräbern aus dieser Periode ist, als man geahnt hat. Gangbauten und Grabkammern kommen an mehreren Stellen vor; ebenso verhält es sich mit den Runddyssen, dagegen gehören die Langdyssen zu den größten Seltenheiten. „Die Form der Kammern", sagt der Verfasser, „bildet in der Regel ein längliches Viereck, seltener ein Oval, kreisrunde Kammern sind nicht mit Sicherheit konstatirt worden." Im Uebrigen ist die Konstruktion wesentlich dieselbe, wie in dem übrigen Dänemark. Die Gräber enthalten unverbrannte Leichen, und nur in wenigen Fällen sind Ueberreste von verbrannten Leichen unter solchen Verhältnissen gefunden worden, daß sie zu einer späteren Kulturperiode gerechnet

werden müssen; in dem übrigen Dänemark ist dies gleichfalls öfter beobachtet worden. Hinsichtlich der bei den Leichen niedergelegten Gegenstände bezeichnet der Verfasser es als eine Merkwürdigkeit, daß nur in einer einzigen Kammer Aexte aus Feuerstein, Hohlmeißel aber gar nicht gefunden worden sind, während nur in einem Grabe ein Dolch aus Feuerstein vorkomme. Pfeilspitzen, Feuersteinsplitter, Umhängeschmuck aus Schiefer und Hängegefäße aus Thon, sowie Bernsteinschmucksachen scheinen häufig gewesen zu sein; bei den systematischen Untersuchungen sind namentlich viele Bernsteinperlen gefunden worden.

Die Steinsärge (Stenkister) aus dieser Periode kommen namentlich in flachen, ziemlich breiten Erdhügeln oder in unordentlich zusammengesetzten Hügeln aus Erde und Steinen vor; zuweilen findet man mehrere in ein und demselben Hügel. Die Särge bestehen in der Regel aus flachen Granitsteinen, aber auch aus Sandsteinplatten; mitunter fehlen die Decksteine oder eine Seite des Sarges oder sogar beide Seiten. In der Regel sind die Särge über eine Manneslänge groß und ungefähr 2 Fuß breit und tief, doch kommen dieselben auch größer und bis $11\frac{1}{2}$ Fuß Länge vor. Ganz eigenthümlich ist ein südlich von dem Fischerdorfe Snogebäk belegener Begräbnißplatz; hier sind sechs große, auf flachem Lande gelegene Särge untersucht worden, und wahrscheinlich sind in den Sanddünen noch mehrere verborgen geblieben. Zwischen dem Inhalte dieser Steinsärge und dem der anderen Gräber besteht ein auffälliger Unterschied, denn in den Särgen sind häufig Hohlmeißel gefunden, während Pfeilspitzen und Feuersteinsplitter verhältnißmäßig selten vorkommen. Unter den Hohlmeißeln, wovon im Ganzen acht Stück gefunden worden sind, sowie unter den drei gefundenen Streitäxten zeichnen sich einige durch ihre vorzügliche Bearbeitung aus. In mehreren Särgen sind Ueberreste von unverbrannten Leichen gefunden worden, in der Ecke eines Sarges lagen angebrannte Knochen.

Der Verfasser erachtet es für „selbstverständlich, daß der allergrößte Theil der Bevölkerung des Steinalters, namentlich der weniger bemittelte, in den verhältnißmäßig wenig zahlreichen Grabkammern und Särgen, welche in jener Zeit errichtet wurden, keinen Platz finden konnte, sondern auf eine einfachere und weniger kostbare Weise muß zur Ruhe bestattet worden sein“ — ein Ausspruch, dem man wegen unserer mangelhaften Kenntnisse über die damaligen Gesellschaftsverhältnisse kaum unbedingt zustimmen darf. Indessen sind ebensowohl in Bornholm, wie in dem übrigen Dänemark Ueberreste von unverbrannten Leichen zusammen mit Steinsachen auf ebenem Boden gefunden worden; solche Funde gehören aber zu den allergrößten Seltenheiten. Bei Vassegaard in der Gemeinde Pedersker lagen in ungefähr 2 Fuß Tiefe unter der Oberfläche des Bodens vermoderte Menschenknochen und oben auf diesen zwei Aexte und ein Messer aus Feuerstein; einige andere Funde von Feuersteingeräthschaften unter der Oberfläche des Bodens scheinen aus ähnlichen bornholmschen Gräbern herzurühren.

Der Verfasser bemerkt, „daß häufig angegeben wird, daß Steingeräthschaften bei Begräbnißstellen gebrannter Knochen gefunden worden sind; einige der Angaben können freilich zweifelhaft sein, aber sie kommen so häufig vor, daß sich die Sache selbst kaum bezweifeln läßt“. Der Verfasser kommt indeß nach den vorliegenden Berichten zu dem Resultate, daß man zur Zeit nur annehmen kann, die Leichenverbrennung auf Bornholm sei nicht eher als zum Schlusse des Steinalters in Gebrauch gekommen.

Außerhalb der Gräber sind häufig Steingeräthschaften gefunden worden, nicht bloß einzelne, sondern mehrere so zusammengelegt, daß man vermuthen muß, dieselben seien zu der gleichen Zeit niedergelegt worden. Bei der Knudskirche sind sieben geschliffene Aexte aus Feuerstein gefunden worden.

Unzweifelhaft sind die Geräthschaften auf der Insel selbst verfertigt worden, was auch die häufig vorkommenden Schleifsteine bezeugen. Dagegen hält es der Verfasser „nicht für unwahrscheinlich, daß die größeren Feuersteinsachen oder doch die Blöcke zu ihrer Verfertigung aus Schonen zugeführt sein können, wo Feuerstein in größeren Blöcken häufiger ist als auf Bornholm“.

Auf einer einzigen Stelle an der Strandküste nördlich von Hvide Odde bei Rönne ist eine vermeintliche Spur eines Wohnplatzes aus dem Steinalter gefunden worden. Die Spuren bestanden aus „einer ausgedehnten, wenigstens 160 Fuß breiten schwarzen Schicht von 6 bis 12 Zoll Stärke, enthaltend viele einzelne Bruchstücke von großen und grob gearbeiteten Thongefäßen, einzelne kleine verbrannte Knochenstücke, kleine gelbe Feuersteinknollen, einzelne weiße Quarzstücke und mehrere gewöhnliche glatte Strandsteine. Metallsachen oder deutliche Steingeräthschaften wurden nicht gefunden, dagegen waren die Topfscherben mit eingedrückten oder punktirten Zierrathen versehen, welche denen auf den Thongefäßen aus dem Steinalter zu entsprechen scheinen“. Auf anderen Stellen in Dänemark, wie in der Nähe von Nästved und am Gribsee auf Seeland, sind unzweifelhaftere Spuren von Wohnplätzen aus dieser Periode gefunden worden.

Der Verfasser verweilt demnächst bei den Lebensverhältnissen der Bewohner und hebt zuerst hervor, daß alle entdeckten Gräber auf dem flachen Lande längs der Küsten der Insel liegen, wo auch die Wohnplätze als belegen angenommen werden müssen; dagegen erhelle aus den zerstreuten Funden an Steinsachen, daß die Bevölkerung über die ganze Insel sich hin und her bewegte. Daß die Urbevölkerung nicht nur im Stande war, sich Wohnungen aus Holz zu errichten, sondern auch solche wirklich aufgeführt hat, ist in hohem Grade wahrscheinlich. Wenn der Verfasser ferner bemerkt, daß die Bevölkerung von Jagd und Fischerei gelebt hat, wozu die Wälder und das Meer so reichlich Gelegenheit boten, so wird ihm kaum Jemand widersprechen. Aber wenn er dann fernerweit es für wahrscheinlich erklärt, daß man auch Hausthiere gekannt und benutzt hat, so dürfte dies bestritten werden können, wenn zu der Kategorie der Hausthiere andere als der Hund gerechnet werden. „Auf anderen Stellen“, bemerkt der Verfasser, „hat man in den Grabkammern des Steinalters unzweifelhafte Reste von mehreren Hausthieren gefunden, und wenn die Kultur auf Bornholm, nach dem Aussehen der Geräthschaften zu urtheilen, dieselbe gewesen ist wie anderwärts im Norden während des jüngeren Steinalters, so ist es wahrscheinlich, daß die Bewohner der Insel auch die Vortheile der Hausthierhaltung gekannt und benutzt haben. In den bornholmschen Grabkammern, bei Jättedalen, bei Nordre Stensbygaard, sowie bei Tornegaard und Pedersker, sind vermeintlich auch Knochen von Hausthieren gefunden worden.“ Hierzu dürfte wohl zu bemerken sein, daß unumstößliche Beweise vorliegen, daß größere und kleinere wilde Thiere sich Zutritt, wenn auch nicht zu allen, so doch zu dem größten Theile der Gräber aus der Steinzeit verschafft haben, denn Knochen von diesen Thieren sind hier häufig gefunden worden.

Die Grabhügel aus der Broncezeit sind meistens rund; soweit man weiß, haben auf der Insel 639 existirt, von denen noch 200 unbeschädigt sind. Die größten Hügel

sind 16 bis 20 Fuß hoch und 80 Fuß oder etwas darüber im Durchschnitt. Die kleinsten sind in der Regel 8 Fuß hoch und messen 24 bis 32 Fuß im Durchschnitt. Es giebt aber auch Hügel, welche nur 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch und 10 bis 12 Fuß im Durchmesser enthalten. Es hat sich gezeigt, daß die Grabhügel dieser Periode beinahe ausschließlich in guten und fruchtbaren Gegenden vorkommen und häufig in Gruppen bei einander liegen. Die Hügel bestehen meistens aus Erde und umgeben eine in der Mitte aufgeführte Begräbnißstelle, die mit einem größeren oder kleineren Steinhaufen bedeckt ist. Das Hauptgrab besteht am häufigsten — wenn es einen unverbrannten Leichnam enthält — aus einem großen Steinsarge, errichtet aus schweren Steinplatten, die manchmal bis 10 Fuß lang, 3 Fuß breit und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß stark sind; oft findet man auch mehrere Särge neben einander in demselben Hügel. Wenn dagegen das Hauptgrab in einem Hügel eine verbrannte Leiche enthält, dann besteht die Grabkammer in der Regel nur aus einem kleinen, aus Steinplatten gebildeten Raume, der selten mehr als 2 Fuß lang und breit und 1 Fuß tief ist und in welchem die Knochen auf dem Boden liegen, seltener in einem Thongefäße niedergelegt sind. Rund um den Hügel kommen oft andere Begräbnißstellen vor, die mit wenigen Ausnahmen verbrannte Leichen enthalten, deren Ueberreste in Thongefäßen niedergelegt sind. In den großen Begräbnißräumen sind die reichsten Funde gemacht worden; es verdient bemerkt zu werden, daß in einem derselben eine Lanzenspitze aus Feuerstein und eine Streitaxt aus Grünstein gefunden wurde. Die kleinen Steinsärge dagegen enthalten in der Regel nur sehr dürftige Gegenstände.

Eine besondere Art Hügel sind die sogenannten Röser, das sind flach gewölbte, niedrige Steinhaufen mit oder ohne eine Erdschicht darüber; dieselben sind in erstaunlicher Anzahl vorhanden, so daß sich auf der kleinen Insel noch einige Tausende von diesen Hügeln nachweisen lassen. Diese Hügel sind während der Steinzeit und fast bis zum Schlusse der Broncezeit benutzt worden; während des ältesten Theiles der Eisenzeit kommen sie dann auch vor, scheinen dann aber während eines Zeitraumes, der kaum kürzer als 300 bis 400 Jahre gewesen sein kann, zu mangeln. An der äußersten Grenze der älteren Eisenzeit erscheinen sie dann wieder, wenn auch seltener, dagegen zeigen sie sich häufiger im mittleren Eisenalter und kommen noch manchmal in der jüngeren Eisenzeit bis zu ihrem Schlusse vor. Die kleinen Hügel der Broncezeit und der ältesten Eisenzeit haben in der Regel ein besonderes Gepräge, denn außer einer mehr oder minder dicken Erdschicht bestehen sie ganz aus aufgehäuften Handsteinen ohne Erde dazwischen und haben eine regelmäßige, flach gewölbte Oberfläche. Die Röser kommen im Gegensatze zu den Hügeln in den unfruchtbareren Gegenden vor. Amtmann Wedel und Lehrer Jörgensen haben gegen 200 Röser untersucht. Die von den Rösern eingeschlossenen Grabstellen sind wesentlich aus Steinplatten gebildet und enthalten Thongefäße mit verbrannten Knochen, die an keinen besonders bestimmten Orten untergebracht sind. „Während nun die aus Steinen gebildeten Räume gar keine und die Urnen nur ausnahmsweise Eisensachen enthalten, kommen dieselben bei den verbrannten Knochen ohne Grabbehältniß häufiger vor, ob sich die Knochen nun in einer Aschenschicht finden oder ohne solche niedergelegt sind. In den Brandflecken, die auf dem Boden der Röser als Central-Begräbnisse vorkommen, scheint das Eisen beinahe allein herrschend zu sein." Der Verfasser weist darauf hin, daß die in den Rösern gefundenen Gegenstände sehr oft im Alterthume zerbrochen worden sind, „und dieses Zerbrechen nimmt zu, je mehr man sich dem Eisenalter nähert, so daß dies in den Rösern mit Aschenschichten oder mit Brandflecken, wo die Ueberreste der ins Grab mitgegebenen Sachen sich rundum in der Asche zerstreut vorfinden, am meisten hervortritt. Es scheint außerdem, als wenn dann und wann nur einzelne Bruchstücke von Metallgegenständen mitgegeben sind, wie ein Stück von einem Ringe, von einer Nadel, oder ein kleines abgebrochenes Endchen von einem Broncedraht".

Hier und dort auf der Insel sind auf flachem Felde Steinbehältnisse und Thongefäße mit gebrannten Knochen gefunden worden, die einzeln oder in ganz kleinen Gruppen niedergesetzt zu sein scheinen; auf verschiedenen Stellen sind jedoch Thongefäße mit gebrannten Knochen in beträchtlicher Anzahl gefunden worden, so daß dieselben also wirkliche Begräbnißplätze gebildet haben. Die meisten dieser Gräber enthalten keine Gegenstände aus Metall; wo dieselben sich aber finden, bestehen sie meistens aus Bronce und zeigen die Formen der Broncezeit; da indessen in einzelnen Urnen kleine Gegenstände aus Eisen gefunden worden sind, so beweist dies, daß die Benutzung solcher Urnen sich über die Grenzen der Broncezeit hinaus erstreckt.

Bezüglich der Thongefäße bemerkt der Verfasser: es sei „klar, daß, jedenfalls mit ganz vereinzelten Ausnahmen, keine Thongefäße von bestimmter Form fabricirt worden seien, um als Graburnen zu dienen, sondern daß man vielmehr dazu Gefäße von jeder beliebigen Form benutzt habe, also wahrscheinlich ganz dieselben Gefäße, die man in der täglichen Haushaltung brauchte". Außer den verbrannten Knochen enthalten die Steinkammern und Thongefäße nur wenig Alterthümer; so weit man weiß, ist in einer Grabstelle auf flachem Felde niemals Eisen vorgekommen.

Eine ganz eigenthümliche Art von Begräbnißstellen aus dem Broncealter ist an der Südostküste gefunden worden; dieselben bestehen aus einer Gruppe an einander gelegter Pflastersteine oder ganz flachen Steinhaufen von Mannslänge und ungefähr $1\frac{1}{2}$ Fuß Breite, unter welchen man lange Umrahmungen von aufrecht stehenden Steinplatten findet, die gebrannte Leichen und Alterthümer enthalten.

In seiner Uebersicht über das Zeitverhältniß der Grabformen zu einander bemerkt der Verfasser: daß man nicht unbedingt annehmen kann, daß die Grabstellen mit unverbrannten Leichen aus der Broncezeit älter sind, als die Begräbnisse mit verbrannten Leichen; auf Bornholm hat es sich gezeigt, daß erstere Art von Gräbern mit ganz wenigen Ausnahmen aus Grabhügeln stammt, aber ihre Anzahl ist zu gering, als daß die Bevölkerung während eines längeren Zeitraumes in Hügeln begraben worden sein kann. Der gemeine Mann muß auf eine weniger umständliche Weise begraben worden sein. Der Verfasser nimmt deshalb an, daß die Leichenverbrennung gewöhnliche Begräbnißform auf Bornholm geworden ist, als die Broncesachen überhaupt in allgemeineren Gebrauch daselbst kamen, während die wohlhabenderen Familien die Kosten der Aufführung der großen Hügel bestreiten konnten. Die Röser finden sich fast niemals in der Nähe der Erdhügel, sondern kommen entweder im Inneren der Insel am Rande der Haidestrecken, oder in Gegenden vor, welche im Alterthume mit schwer zugänglichem Dickicht bedeckt waren; der Verfasser schließt hieraus, daß die Röser von anderen Geschlechtern herstammen. Wenn es nun auch nicht bewiesen werden kann, das mehrere der Röser bis zum Beginne der Broncezeit zurückreichen, so ist es doch, sagt der Verfasser, „wahrscheinlich, daß sie so weit zurückreichen, und daß viele derselben auf den Haidehügeln oder in den Wäldern schon

zu der Zeit vorhanden gewesen sind, als man auf dem flachen kultivirten Lande noch die verstorbenen Häuptlinge mit ihren Bronceschwertern in den großen Grabkammern der Erdhügel beerdigte".

Auf Bornholm sind auch außerhalb der Begräbnißstellen auf Feldern und in Mooren verschiedentlich größere oder kleinere Funde von Broncegegenständen gemacht worden, die, wie man annehmen muß, mit Absicht niedergelegt worden sind. Als eines der merkwürdigsten Beispiele führt der Verfasser einen beim Torfgraben im Balsmoor bei Simblegaard gemachten Fund an, welcher aus sechs zum Theil durch Feuer und Hammerschläge beschädigten Broncecelten, geschmolzenen Bruchstücken von mehreren anderen, zehn ganzen und mehreren Bruchstücken von geschmolzenen Armringen, zwei großen Haarnadeln und einer Pincette bestand. Alle diese Gegenstände sind aus Bronce gefertigt. In demselben Moore ist ein Fund von ganzen und zerbrochenen eisernen Waffen aus der älteren Eisenzeit gemacht worden. Entgegen der Ansicht anderer Forscher nimmt der Verfasser an, daß diese Sachen mit mehreren Jahrhunderten Zwischenraum in dem damaligen See niedergelegt worden sind.

Was nun die Alterthümer aus der Broncezeit betrifft, so weichen die auf Bornholm gefundenen nur mit wenigen Ausnahmen von denen des übrigen Dänemark ab. Schwerter scheinen nur in den Grabhügeln mit unverbrannten Leichen vorzukommen. Es sind bis jetzt 25 Schwerter, 26 Dolche, 56 Messer, aber nur 3 Lanzenspitzen und 2 Pfeilspitzen gefunden worden, von „Paalstäben" sind 6 in Männergräbern gefunden worden, so daß man dieselben wohl zunächst für Waffen ansehen muß; auf freiem Felde sind 9 Stück gefunden worden. Von Hohlcelten sind 10 Exemplare gefunden, davon jedoch nicht eins in einem Grabe. Von den verschiedenen Schmuckgegenständen müssen besonders große rhomboidische Fibeln erwähnt werden, deren Platten mitunter eine Länge von 6 Zoll und eine Breite von 3 Zoll erreichen und häufig mit Spiral-, Wellen- und Zickzacklinien verziert sind. Diese Fibeln, die sich häufig durch ihre schöne Arbeit auszeichnen, sind eigenthümlich für Bornholm; im Uebrigen gleichen die Schmuckgegenstände den auf anderen Stellen in Dänemark gefundenen, jedoch bilden eine Menge kleiner in einander gesteckter Schalen von Herzmuschel, die in einer Röse gefunden sind, und wahrscheinlich ein Halsband gebildet haben, sowie 37 Perlen aus grünem Glase eine Ausnahme.

Bornholm hat noch jetzt ungefähr 350 Bautasteine, wovon gegen 150 umgefallen sind; es sind aber einmal wenigstens 600 vorhanden gewesen, von denen die meisten in Gruppen errichtet waren. Nur ein Bautastein steht noch auf einem Hügel, dem ansehnlichen „Baunehöi" im Kirchspiele Nyker; wie aber bekannt ist, waren früher noch 18 andere Hügel mit Bautasteinen ausgestattet, auch sind am Fuße von 8 solchen Hügeln dergleichen Steine errichtet gewesen. Diese Bautasteine gehören also dem Broncealter an, später treten sie im mittleren und dem jüngeren Eisenalter wieder auf.

„Helleristninger" kommen häufig gleichfalls auf der Insel vor und viel häufiger als in dem übrigen Dänemark; sie sind meistens auf lose Steinblöcke eingehauen oder eingeschliffen, während 20 auf festen Klippenflächen vorkommen. In dem Kirchspiele Nylars sind allein 39, in Oestermarie 13 und auf der ganzen Insel ungefähr 90 Helleristninger bekannt. Die „schalenförmigen" Vertiefungen sind die gewöhnlichsten, aber Schiffsabbildungen, Räder mit einem Kreuz und Fußsohlenvertiefungen kommen nicht selten vor, wogegen Abbildungen von Menschen bisher nur dreimal nachgewiesen sind. Auf einem Bautasteine bei Gröbeby finden sich schalenförmige Vertiefungen so angebracht, daß sie auf dem Steine eingehauen sein müssen, bevor derselbe als Bautastein errichtet wurde. Hinsichtlich der Lebensverhältnisse der Bevölkerung bemerkt der Verfasser, daß ein Vergleich zwischen den mächtigen Grabhügeln und den unzähligen kleinen Grabkisten oder Urnen auf flachem Felde unverkennbar ergiebt, daß die Lebensbedingungen sehr ungleich gewesen sein müssen. Der Umstand, daß die Hügel häufig in Gruppen von 4, 6, 9 oder mehr Stück vorkommen, deutet darauf hin, daß die besonderen Verhältnisse, welche die Errichtung der Hügel bedingten, bei den Bewohnern desselben Wohnplatzes während eines längeren Zeitraumes vorhanden gewesen sind, wahrscheinlich also bei einer und derselben Familie mehrere Generationen hindurch. Der Unterschied in den Grabformen kann durch die Verschiedenheit der Vermögensverhältnisse nicht hinlänglich erklärt werden, denn die Centralgräber in den älteren Hügeln scheinen immer für unverbrannte Leichen eingerichtet gewesen zu sein, während die kleineren Begräbnißplätze verbrannte Knochen enthalten. Nach der Meinung des Verfassers ist die Leichenverbrennung kostbarer gewesen als die Bestattung unverbrannter Leichen, und deshalb müsse angenommen werden, daß der Grund, weshalb die Leichen in den Hügeln unverbrannt begraben worden, obwohl die Leichenverbrennung allgemeiner geworden war, der gewesen ist, daß diejenigen, welche die Hügel errichteten, wenigstens für die Hauptperson der Familie die aus der Vorzeit überkommene Tradition bewahren wollten. Bezüglich der Röser ist zu konstatiren, daß nach und nach dieselben kleiner, aber so zahlreich werden, daß sie von allen, auch von den weniger wohlhabenden Familien benutzt sein müssen.

Die große Menge Gräber zeugt davon, daß Bornholm in der Broncezeit sehr dicht bevölkert, und der Ackerbau ausgedehnt betrieben sein muß; es scheint auch, daß lebhafte Handelsverbindungen mit dem Auslande geherrscht haben müssen, denn theils muß das nöthige Metall eingeführt worden sein, und theils sprechen die Formen der Waffen und Schmucksachen dafür, daß Einflüsse aus südlicheren Ländern sich geltend gemacht haben. Die schönen inner- und außerhalb der Gräber gefundenen Broncegegenstände sind wahrscheinlich auf der Insel selbst verfertigt und legen somit ein Zeugniß ab für die industrielle Tüchtigkeit der Bevölkerung. Jedenfalls sind aber dort die eigenthümlichen Fibeln verfertigt, welche sonst nirgends vorkommen.

Kürzere Mittheilungen.

W. Kobelt's Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis.

Aus dem vorigen Bande sind unseren Lesern gewiß noch die anziehenden algerischen Reiseskizzen Dr. W. Kobelt's im Gedächtnisse, in denen dieser vielseitig gebildete Arzt und Naturforscher einzelne Theile seiner Reise von 1884 vorführte. Ihnen hat er jetzt zusammenhängende „Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis" (Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1885; Preis 10 Mk.) folgen lassen, die wir unserem Leserkreise mit voller Ueberzeugung als ein frisch geschriebenes, die werthvollsten Beobachtungen enthaltendes, treffliches Buch empfehlen. Auch jeder, der aus touristischen oder Gesundheitsrücksichten Nordafrika aufsucht, wird darin eine Anzahl wohl zu beherzigender Winke finden. Der Verfasser versteht es vortrefflich, den verschiedensten Ansprüchen, die man an ein solches Reisewerk stellen kann, gerecht zu werden: seine Bemerkungen über die Thierwelt sind ebenso lehrreich, wie die über die Flora, wenn er auch seine geringen botanischen Kenntnisse beklagt, und ethnographische Fragen behandelt er ebenso gewandt, wie koloniale und handelspolitische. Führen wir einige Beispiele an von den zahlreichen neuen und interessanten Mittheilungen, welche dies Buch darbietet, dessen flotte und unterhaltende Schreibweise von den vorangegangenen ernsten Studien nicht viel merken läßt.

So erfahren wir, was die Thierwelt anlangt, daß Giftschlangen in Nordafrika verhältnißmäßig selten sind; die Häufigkeit der Vipern z. B. ist unvergleichlich geringer als am Südabhange der Alpen und im Apennin, ja sogar an manchen Stellen in Deutschland. Der Löwe ist aus Algerien fast verschwunden; er ist vor der vordringenden Civilisation und den gezogenen Büchsen der Kolonisten zurückgewichen. Panther sind noch häufiger, aber weniger schädlich, weil sie sich mit wilden Schweinen und anderem Wilde begnügen. Wie selten die großen Katzen geworden sind, beweist am besten, daß wenigstens 300 bis 400 Francs für ihre Felle, für große Löwenhäute sogar das Doppelte gezahlt werden. — Von großem Werthe für das übervölkerte und wenig fruchtbare Kabylenland ist die Bienenzucht; es giebt Eigenthümer mit mehr als 500 Stöcken, und das Aufsuchen wilder Stöcke und durchgegangener Schwärme wird von einzelnen Kabylen handwerksmäßig betrieben. Auffallend arm ist dagegen Algerien an echten Flußfischen; außer Barbe und Aal findet man nur im Wed Zhaur eine Forellenart. Neuerdings hat man dann in den Teichen und Kanälen der Metidschaebene mit Erfolg unseren Karpfen angesiedelt. Ein Haupthinderniß für die künstliche Fischzucht sind die Wasserschildkröten, welche die junge Brut wegfangen. Von weittragender Bedeutung für die physikalische Geographie sind die Beobachtungen Kobelt's über die Schneckenfauna der Depression im südlichen Tunesien und Algerien. Bestand dort früher einmal wirklich ein bedeutenderer Golf, und nicht nur ein ausgedehnter Binnensee, in dessen Brakwasser sich nur die gemeine Herzmuschel erhalten konnte, so mußten in seinem Küstenumfange sich bestimmt auch die Schneckenarten, besonders die Helix aus der Gruppe der Xerophila finden, welche man allenthalben im ganzen Umfange des Mittelmeeres beobachtet. Das war aber keineswegs der Fall; die drei Arten, die Kobelt antraf, gehörten nicht zur mittelmeerischen Strandfauna, und damit sinkt der Tritonsgolf für ihn wenigstens zu einem ausgedehnten Schott herab, welchen der Wed Biskra, der Wed Dschedi und die nach Norden fließenden Gewässer aus den Hoggar-Bergen speisten, und welcher vermuthlich einen Ausgang ins Mittelmeer hatte. — Noch eine andere Frage von geologischer Bedeutung wird von Kobelt auf Grund der Schneckenfauna erörtert. Er fand (S. 408) bei Porto Farina, wo man sich Westsicilien am nächsten befindet, einen schroffen Unterschied zwischen den beiderseitigen Schnecken. Das macht die Hypothese von einem ehemaligen Landzusammenhange sehr unsicher; hat jemals eine Verbindung bestanden, so muß sie nicht Folge einer Hebung gewesen sein, sondern die Form eines Tiefthales, vielleicht von einem schmalen Meeresarme durchschnitten, gehabt haben, so daß eine Vermischung der beiderseitigen Schneckenfauna ausgeschlossen blieb. Merkwürdig wäre aber auch dann noch die nahezu vollständige Verschiedenheit in der Säugethierfauna.

Von nicht geringerem Interesse sind die zahlreich eingeflochtenen Bemerkungen über die Vegetation, vor allem die Schilderung des Jardin d'essai von Hamma bei Algier, jener jetzt vernachlässigten Schöpfung Hardy's zur Akklimatisirung tropischer Zier- und Nutzpflanzen. Sehr gut hat sich der Eucalyptus (S. 32 ff.) eingewöhnt, wenigstens im westlichen Mittelmeerbecken, während er im östlichen, z. B. in Cypern, nicht gedeihen will. Auch wenn dieser Baum nicht ein Mittel gegen das Fieber sein sollte, was ja neuerdings vielfach bestritten wird, so ist er doch wegen seines raschen Wachsthumes als Schattenspender in dem baumarmen Algerien von dem größten Nutzen. 1866 wurde das erste Exemplar im Akklimatisationsgarten angepflanzt, und heute schon stehen an der Straße nach Aumale meterdicke Stämme; die Zahl der in ganz Algerien angepflanzten Stämme belief sich schon 1878 auf über zwei Millionen. Unter ihnen herrscht Eucalyptus globulus vor, doch sieht man auch einige andere Arten häufig und besonders in rauheren Lagen werden mit Vorliebe die frostharten Sorten, wie Eucalyptus coriaceus und Eucalyptus robustus gepflanzt. Dabei liefern fünfjährige Stämme schon ausgezeichnete Telegraphenstangen, zehnjährige Bahnschwellen. Heute schon haben die Eucalypten den ganzen Charakter der Landschaft verändert; wie wird es erst aussehen, wenn sie einmal, wie in ihren heimathlichen Wäldern in Südaustralien und Tasmanien, ihre volle Höhe von 100 Meter und darüber erreicht haben werden!

Die während des amerikanischen Secessionskrieges so viel gebaute Baumwolle ist jetzt fast ganz wieder aus Algerien verschwunden. Tabak (S. 35) gedeiht vorzüglich; da aber wegen des Monopols nur der Staat als Käufer auftritt und jährlich nur circa drei Millionen Kilogramm kauft, so kann sich sein Anbau natürlich nicht entwickeln. — Merkwürdig ist, daß Algerien, wie überhaupt die (westlichen) Mittelmeerländer, in Hinsicht auf ihre eigensten Produkte, die Agrumen und Olivenöl, unter der Konkurrenz der Vereinigten Staaten zu leiden beginnen. Früher kamen zu jeder Ernte die schnellsegelnden Klipper herüber ins Mittelmeer und verluden ungeheure Quantitäten, jetzt decken Florida und Kalifornien den amerikanischen Bedarf und machen selbst auf anderen Märkten dem Mittelmeere den Absatz schwer.

Es wäre leicht, diese interessanten Beispiele zu vermehren; aber der Mangel an Raum nöthigt uns, auf anderes nur kurz hinzuweisen; so auf die allmähliche Verbreitung des mexikanischen Kaktus in Nordafrika (S. 50); auf den Nachweis, daß Nordafrika wahrscheinlich die Heimat des Mandelbaumes ist (S. 64); auf die eigenthümliche Verbreitung von Chamaerops humilis, welche im östlichen Mittelmeerbecken fehlt (S. 74); auf den Nutzen, den der Oelbaum in Algerien schaffen könnte, wo die Kolonisten seinem Anbaue abgeneigt sind, weil sie ihn nicht kennen (S. 206); auf die

Bemerkungen über den Oleander (S. 210), die Cedern (S. 318), die Südgrenze des Weinstockes bei Biskra (S. 351) u. s. w.

Für ethnographische Fragen sind Algerien und Tunesien ein ganz besonders fruchtbarer Boden, und Kobelt behandelt dieselben, wie uns scheint, mit besonderem Geschicke. Die Mauren erklärt er (S. 157) für die Nachkommen der romanisirten Städtebewohner und Ackerbauer Nordafrikas, die freilich heute ganz arabisirt sind. Araber waren gewiß nicht im Stande, die Alhambra und die Prachtbauten in den nordafrikanischen Residenzen zu schaffen; wohl aber bargen die romanisirten Urbewohner Kulturelemente genug in sich, um in den mohammedanischen Staaten Spaniens und Nordafrikas Künste und Wissenschaften auf solch hohe Stufe zu heben. Ganz vortrefflich ist Kobelt's Charakteristik und Gegenüberstellung der ursprünglichen Berber und der zugewanderten Araber, deren Einfluß in Nordafrika ihm zu Folge meist bedeutend überschätzt wird, und die jetzt nach 800 Jahren auf dem besten Wege sind, in der berberischen Urbevölkerung wiederum aufzugehen. Jeder wird mit hohem Interesse das 11. Kapitel („Die Kabylen des Dschurdschura") lesen, auch wenn es nicht durchweg auf eigener Beobachtung des Verfassers beruht. Es ist die Schilderung eines fleißigen, nüchternen, urdemokratischen Volkes, dessen Gemeindeeinrichtungen denen deutscher Stämme überraschend ähnlich sind. Während der Araber ein geborener Legitimist ist, ist der Berber fast Anarchist, hat es nie zu Staatenbildung und Nationalbewußtsein gebracht, kennt nur seine Gemeinde und sein Geschlecht. Merkwürdig ist die vorzügliche Regelung des Gastrechtes, der Armenpflege, des Wasser- und Wegerechtes und die Heilighaltung des Schutzrechtes. Kobelt stellt diesem noch unverbrauchten, kräftigen Naturvolke ein günstiges Prognostikon, ja er hält es für nicht unmöglich, daß es nochmals den Kampf mit Europa aufnimmt und seine Unabhängigkeit erringt; „aber wenn das geschieht, wird das Berbervolk auch so weit fortgeschritten sein, daß die Menschheit keine Einbuße dadurch erleidet und der freie Kabyle wird sich der civilisirten Menschheit als nützliches Glied einfügen."

Wir brechen hier ab, aber nicht ohne unseren Lesern nochmals die „Reiseerinnerungen" als eines der gehaltvollsten Reisewerke der letzten Jahre warm zu empfehlen. Wenn doch nur ein kleiner Bruchtheil der mit vielen Kosten in ferne Welttheile geschickten „Forschungsreisenden" halb so viel Vorbildung besäße, als der Verfasser dieser „Reiseerinnerungen"!

Die trüben Aussichten des Congo-Staates.

Von mehr als einer unparteiischen Seite wird jetzt das Luftschloß des Congo-Staates einer einschneidenden Kritik unterzogen, wobei Stanley's Buch und seine Wahrheitsliebe nicht allzu glimpflich fortkommen. So schreibt Dr. Wolff von der deutschen Congo-Expedition (Mitth. der afrikan. Ges. in Deutschland IV, Heft 6, S. 365): „Das Klima ist überall am Congo bis Stanley Pool hin sehr schlecht für Weiße, und wenn Jemand, der die Verhältnisse am Congo genau kennen sollte, behauptet, daß das Klima gesund und die Leute, die am Congo krank werden und sterben, meist selbst schuld an ihrem Tode wegen übermäßigen Genusses der Alkoholika seien (dies bezieht sich auf das 35. Kapitel von Stanley's „Der Congo 2c." Red.), so muß derselbe seine ganz besonderen Gründe haben, dies der erstaunten Welt mitzutheilen, denn es kann ihm nicht unbekannt sein, daß Missionare in gleich großer Anzahl krank werden und sterben, wie Kaufleute und sonstige dort angestellte Leute, und von ersteren kann man wohl behaupten, daß sie mit ganz geringen Ausnahmen in Bezug auf Alkoholika sehr enthaltsam leben, hingegen sonst, soweit möglich, mit allem Komfort versehen sind. Daß von der Küste nach dem Pool zu das Klima stetig schlechter wird, mit geringen Ausnahmen, und der Procentsatz der Sterbefälle zunimmt, ist hier (in S. Salvador) ein allgemein angenommener Erfahrungssatz; daß andererseits die Möglichkeit, sich Alkoholika zu verschaffen, stetig abnimmt, je weiter man sich von der Küste entfernt, brauche ich nicht zu erwähnen." Dasselbe schreibt (a. a. O., S. 375) Lieutenant Kund, der hinzufügt, daß unter den Mitgliedern der Association die Sterblichkeit 25 Procent im Jahre beträgt. Auch sein Urtheil über die Association ist hart. „Die Missionare, welche ihn (den Weg von Tunduva auf dem Südufer des Congo nach dem Pool) zuerst gegangen sind, fanden die Bevölkerung durchaus freundlich und entgegenkommend. Nachdem sie ihre Stationen gebaut hatten, kam die Association und erkannte, daß hier der nächste direkte Weg nach Pool führe, nicht auf dem Nordufer. Vortheile haben die Stationen der Association dem freien Verkehre bis jetzt nicht gebracht. Zunächst vertheuerten sie die Lebensmittel außerordentlich. Dann folgten Streitigkeiten mit den Eingeborenen, die die Missionare durchaus zu vermeiden verstanden hatten. Augenblicklich (April 1885) ist der Weg zwischen hier und Pool (fünf Tagemärsche) durch Krieg zwischen der Association und den Eingeborenen gesperrt." Und weiterhin bezeichnet Lieutenant Kund es als das beste Mittel, um die Eingeborenen versöhnlich zu stimmen, im Lande zu verbreiten, daß man nichts mit Stanley zu thun habe!

Die weiteste Verbreitung fanden dann neuerdings durch die „Gartenlaube" (1885, Nr. 43 ff.) die „Offenen Briefe an Henry M. Stanley", von Dr. Pechuël-Lösche, den Stanley in seinem letzten Buche in unqualificirbarer Weise angegriffen hatte. Noch ausführlicher hat sich dann der deutsche Reisende in einer eben erschienenen Broschüre: „Herr Stanley und das Congo-Unternehmen" (Leipzig, E. Keil's Nachfolger, 1885) ausgesprochen und, indem er von der ihm aufgezwungenen Vertheidigung zum Angriffe überging, dem Amerikaner und seiner Gründung die Maske ganz vom Gesichte gerissen. Die Verwirrung bei der Expedition muß geradezu grenzenlos gewesen sein. Ihre Mitglieder litten oft geradezu Hunger, während Stanley sich seine Proviantkisten unausgesetzt direkt von London zusenden ließ; er wenigstens verließ sich nicht auf die Hilfsmittel des viel gerühmten Congo-Gebietes. Pechuël-Lösche wirft ihm ferner (S. 21) rücksichtslosen Egoismus, ausgeprägte Hartherzigkeit, Mangel an Wahrhaftigkeit vor, sagen wir kurz Lügenhaftigkeit; wenn auch nur ein Theil von Dem, was unser Landsmann behauptet, wahr ist — und wir haben keinen Grund, auch nur die geringste seiner durch Dokumente belegten Angaben zu bezweifeln — so ist selten in einem Buche mehr zusammengelogen worden, als in Stanley's „Congo". Aber die Wahrheit triumphirt rascher, als er selbst wohl geglaubt hat: geradezu vernichtend für sein Lügengewebe ist namentlich auch der Bericht Tisdel's an die Unionsregierung. Lüge ist das friedliche Vordringen der Association; denn bis auf den heutigen Tag wird dort Blut, viel Blut vergossen. Lüge ist, daß Stanley mehr vom Congobecken kennt, als die Ufer des Hauptstromes und einiger seiner Zuflüsse; Lüge, daß es dort unermeßliche Schätze an Elfenbein giebt; eitel Schwindel, was er über die Bevölkerungsmenge des Congo-Staates, über dessen Naturprodukte und deren Menge, über seine eigenen 400 Ortsbestimmungen, über die niemals befahrene Eisenbahn bei Vivi, über seine Philanthropie 2c. in die Welt hinausposaunt! Eine der schlimmsten und faulsten „Gründungen" der Neuzeit ist dieser Congo-Staat — und wehe dem Kapitalisten, welcher sein Geld, wehe dem Landmanne, welcher seine Kraft und seine Mittel dort zur Geltung zu bringen versuchen möchte. „Seit sechs Jahren — so schließt Dr. Pechuël-Lösche seine höchst beachtenswerthe Entgegnung — ist eine Association bemüht gewesen, mit den Mitteln, die ein hochherziger König bewilligte, scheinbar jenes (auf der internationalen Konferenz zu Brüssel aufgestellte) Programm zu erfüllen, während sie sich in Wirklichkeit nicht um dasselbe bekümmerte. Ein Freistaat in Afrika ist endlich anerkannt worden, welcher 10 Breiten- und 14 Längengrade umfaßt. Er besteht aus einer Anzahl

Grenzlinien auf der Karte, welche je nach den mit den verschiedenen anerkennenden Staaten abgeschlossenen Verträgen verschieden verlaufen. Sie bilden einen Rahmen um ein ungeheures Unbekanntes, in welches mitten hinein eine Verbindungslinie geführt worden ist. An dieser sind unterschiedliche Stationen errichtet worden, ohne festen Zusammenhang mit einander. Rings um sie dehnt sich Afrika, unverändert, unbekannt. Auf ihnen befinden sich je einige Europäer und eine Abtheilung aus anderen Gebieten eingeführter Afrikaner. Sie alle sind ausgezeichnet bewaffnet und üben eine Art Autorität aus — so weit ihre Gewehre tragen. Was zu ihrer Existenz nothwendig ist, beziehen sie von Europa. Das ist der Congo-Freistaat. Nichts kennt man von ihm, als das hier Angeführte. Man kennt nicht seine Bodenform, noch seine Bodenbeschaffenheit, nicht seine Vegetation, sein Klima, seine Erzeugnisse, nicht seine natürlichen Verkehrslinien und seine Bevölkerung. Man hat noch nicht erprobt, welche Nähr- und Handelsgewächse mit Vortheil anzubauen sind.

„Es ist ein Staat ohne Bürger, die begreifen könnten, was er bedeuten soll, ja, daß er überhaupt existirt. Er besitzt keine Gesetze, keine Gewalt, keine Organe der öffentlichen Ordnung, keine Mittel, sich mit seinen Unterthanen, soviel deren überhaupt vorhanden sein können, zu verständigen. Er vermag Niemand Schutz zu gewähren, keine Rechte zu sichern, keine Pflichten aufzuerlegen. Es ist ein Staat, der gerade aller der Elemente entbehrt, die das Kriterium eines Staatswesens bilden.

„Welche Zukunft hat ein solches Gebilde? Welche Zukunft kann ihm beschieden sein? Seine Einkünfte fließen einzig und allein aus Europa, sind ein Geschenk und können höchstens genügen, das Bestehende zu erhalten. Handel kann im unsicheren Inneren nicht in gewinnbringender Weise betrieben werden. Pflanzer können nicht daran denken, ihre Kapitalien, ihre Arbeitskraft im fernen Unbekannten zu verwenden, so lange Küstengebiete ihnen größere Vortheile bieten."

Darum schlägt Dr. Pechuël-Lösche vor, die Stationen zur Aufnahme von Fachleuten herzurichten, deren wissenschaftliche Forschungen die künftige Ausbeutung des Inneren zweckentsprechend vorbereiten müssen. Wir zweifeln, daß er damit Erfolg haben wird. Aber Dank gebührt ihm für den Muth und die Offenheit, mit welcher er dem frechen Schwindel gegenübergetreten ist, und wenn er von der Gemeinheit deshalb mit Schmutz beworfen werden wird, so tröste ihn das Bewußtsein, daß allüberall zuletzt doch die Wahrheit siegt, und daß der Gedanke, ihr gedient zu haben, über Vieles hinweghilft!

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Hahn, Dr. F. G., Die Städte der norddeutschen Tiefebene in ihrer Beziehung zur Bodengestaltung. (Drittes Heft der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Stuttgart, Engelhorn, 1885. 76 S.) Das dritte Heft der Forschungen zur deutschen Landeskunde schließt sich würdig an die beiden früheren an. Der Verfasser untersucht die Lage der Städte der norddeutschen Tiefebene und die Bedingungen, denen sie ihre Gründung und Bedeutung verdanken. Von den drei Kapiteln behandelt das erste den Einfluß der Flußniederungen und Sümpfe, an deren Uebergangsstellen Brückenstädte entstanden, wie Berlin, Breslau, Magdeburg, Bremen, während an ihren Vereinigungen nur hier und da Festungsstädte gegründet wurden. Das zweite bespricht die Bedeutung der Höhenrücken in der norddeutschen Tiefebene, welche zur Anlage der Randstädte am Rande ausgedehnter Niederungen, besonders der Marschen, und wo Seen von einiger Bedeutung vorhanden sind, zur Gründung fester Städte an geschützten Uferstellen Veranlassung gaben und hauptsächlich den Lauf der ältesten Verkehrsstraßen bedingten. Das dritte Kapitel bespricht endlich die Küstenstädte und deren Abhängigkeit von der Küstenbildung, dem Herantreten fester Landstrecken an die Küste, von Buchten und Flußmündungen. Eines Auszuges ist das Büchlein leider nicht fähig und müssen wir unsere Leser wegen der zahlreichen interessanten Einzelheiten auf es selbst verweisen. Ko.

— Die Wirren auf der Balkanhalbinsel lassen vielfach den Wunsch nach einer guten, auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Karte auftauchen, und für einen solchen Fall sei unseren Lesern als die weitaus beste empfohlen die „Generalkarte der südosteuropäischen Halbinsel" von Heinrich Kiepert, dem ersten Kenner des Orients, dessen Hilfe bei der Bearbeitung einer neuen großen Karte von Griechenland z. B. selbst eine Staatsanstalt, wie das militär-geographische Institut in Wien, unlängst in Anspruch genommen hat. Die Karte der südosteuropäischen Halbinsel ist eben in zweiter, vielfach verbesserter Auflage erschienen (drei Blatt; Berlin, D. Reimer, 1885; Preis 4,50 Mk.).

— Nach der letzten Volkszählung im Jahre 1880 hatte Schweden 4 565 660 Einwohner, wovon folgenden Hauptgruppen angehörten: der Landwirthschaft 3 078 274 = 67,4 Proc., Industrie 810 341 = 17,8 Proc., Handel und Transportwesen 326 091 = 7,1 Proc., Verwaltung und Landesvertheidigung 281 311 = 6,2 Proc., Unterrichtswesen 2c. 49 644 = 1,1 Proc., Kranken- und Armenpflege 19 999 = 0,4 Proc.

Afrika.

— Patzig, C. A., Die afrikanische Konferenz und der Congo-Staat. In „Frommel und Pfaff, Sammlung von Vorträgen", Band XIV, S. 1 bis 3.

Der Verfasser ist ein Kolonialenthusiast, der heute noch von einem unendlichen Produktenreichthume Innerafrikas träumt und im sogenannten Lüderitzlande den archimedischen Punkt sieht, von welchem aus das Deutsche Reich seinen Hebel ansetzt, um die Herrschaft der „Atlantischen Gruppe" der Seemächte aus den Angeln zu heben. Mit der nöthigen Vorsicht angewandt, ist übrigens das Büchlein als historische Darstellung der Konferenzverhandlungen leidlich brauchbar.

— Der Sultan von Marokko hat einem Spanier die Genehmigung zur Errichtung einer Telegraphenleitung im Inneren von Marokko ertheilt.

— Ein Unternehmen, von welchem sich die noch recht im Argen liegende Kartographie Ostafrikas große Förderung versprechen darf, ist die vom Deutschen Reiche, England und Frankreich gemeinsam in die Hand genommene Regelung des Gebietes des Sultans von Zanzibar auf dem Festlande. Der französische Bevollmächtigte ist bereits in Zanzibar eingetroffen, der englische, der durch seine Aufnahmen in Palästina und Cypern bekannte Oberstlieutenant Kitchener, wird gegen Ende November dort erwartet.

— Der bekannte, der Baptistenmission in Leopoldville gehörige Dampfer „Peace“ hat mit Mr. Grenfell und dem deutschen Lieutenant von François an Bord in der ersten Hälfte des August eine neue Fahrt Congo aufwärts angetreten, deren Ziel nicht bekannt ist, welche aber voraussichtlich unsere Kenntniß des Congosystems wiederum erweitern wird. — Leider ist Grenfell's frühere Aufnahme des großen nördlichen Congo-Zuflusses, des Mobangi, den man für den Unterlauf des Uëlle hält, in unvollständigem Zustande nach Europa gelangt und konnte deshalb bisher noch nicht veröffentlicht werden.

— Ueber J. Thomson's Expedition nach Sokoto (vergl. oben S. 351) gehen uns aus England Privatnachrichten zu, wonach der Reisende mit dem Sultan von Sokoto, bekanntlich dem geistlichen Oberhaupte der sämmtlichen Fulbe-Staaten, einen Vertrag abgeschlossen hat, in Folge dessen die African Company in Liverpool ihm jährlich 1200 Pfd. St. zahlt, wohingegen die englische Gesellschaft sich eines Handelsmonopoles in seinen sämmtlichen Ländern erfreuen soll. (Das würde wohl theilweise der Niger-Schiffahrtsakte, Artikel 26 der Generalakte der Berliner Konferenz widersprechen!) Was wird da — fragt unser englischer Korrespondent — die Flegel'sche Gesellschaft anfangen, zudem die englische Gesellschaft den Grund und Boden längs des ganzen Niger und des Bennë, soweit dieselben schiffbar sind, erworben haben will? (Dem ist zu entgegnen, daß Flegel's Hauptbestreben jetzt dahin geht, eine Verbindung zwischen dem südlichen Adamaua und den deutschen Besitzungen von Camerun herzustellen, wobei der Niger und Bennë nicht so bedeutend ins Gewicht fallen. Red.) Buonfanti, berichtet er weiter, hat seine große Reise wohl nicht gemacht; in Sokoto, wo Thomson sich nach ihm erkundigte, war er nicht gesehen worden. Die reichen Geschenke, welche Thomson dem Sultan übergab, brachten denselben vollständig aus dem Häuschen; so reiche Dinge hatte er noch nie gesehen. Es befanden sich darunter auch blau-roth-weiße Sonnenschirme mit goldenen Quasten, welche von der ehemaligen französischen Niger-Expedition für Geschenke bestimmt worden waren.

Nordamerika.

— Der Zollkutter „Corvin“ ist am 12. Oktober in San Francisco angelangt und hat günstige Nachrichten über die Forschungen in Alaska mitgebracht. An Bord befanden sich Lieutenant Allen mit seinen Begleitern, welche im vorigen Jahre den Atnah River hinaufgegangen waren, um vermittelst des Tananah den Jukon zu erreichen; sie haben ihr Projekt glücklich ausgeführt und den Jukon bis zu seiner Mündung verfolgt, was Lieutenant Abercrombie mit seinen Begleitern vergeblich versucht hatte. Ferner brachte der Kutter die Herren Garland und Beatty mit, welche vom Mackenzie aus zum Jukon und diesen hinab vorgedrungen waren. Auch die Officiere des „Corvin“ machten verschiedene wichtige Exkursionen, über welche die Details noch abzuwarten sind. Der Noatok, den man für einen wichtigen Strom hielt, hat die auf ihn gesetzten Erwartungen getäuscht. Die Saison in Alaska ist sowohl für die Waljäger wie für die Pelzhändler und auch für die Landbauer günstig gewesen; in Kadiak hat man eine gute Kartoffelernte erzielt; nur die Fischereien klagen über unlohnende Preise. Dagegen geben die Goldgruben der Treadwell oder Paris Mine in Südwest-Alaska sehr günstige Resultate, und man beabsichtigt, dadurch aufgemuntert, auch die Goldbergwerke bei Sitka wieder in Betrieb zu setzen. („Science“.)

— Am Sonnabend, den 7. November, wurde in aller Stille der letzte Nagel an der kanadischen Pacific-Eisenbahn unweit Farwell in Britisch-Columbia eingeschlagen, und Quebec ist nun mit dem Stillen Ocean durch Schienen verbunden. Versuchsweise ist bereits ein Zug über die ganze Strecke von Montreal bis Vancouver, wo er am 8. November eintraf, gelaufen, und zwar mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 24 englischen Meilen in der Stunde, die Haltezeiten eingerechnet.

Polargebiete.

— Wie „Science“ mittheilt, fand am 9. Oktober gelegentlich des Meetings des Naval Institute in Annapolis eine sehr interessante Diskussion über die Frage der arktischen Expeditionen statt, in welche eine Anzahl bedeutender Polarforscher mündlich und schriftlich eingriffen. Lieutenant Danenhower von der „Jeannette“ sprach sich entschieden gegen jeden ferneren Versuch aus, über den 85. Breitengrad vorzudringen. Melville, Sir Geo. Nares, Lieutenant Greely, Markham und Bessels stimmten ihm entschieden bei, während Professor Nourse und Dr. Rink fernere Expeditionen befürworteten. Weitere Beobachtungen in hohen Breiten wurden dagegen entschieden befürwortet, und besonders trat Markham energisch gegen die Ansicht Danenhower's auf, daß die meteorologischen Vorgänge innerhalb des Polargebietes nicht wesentlich von denen außerhalb desselben verschieden seien. Einstimmig war man aber in der Verurtheilung von Expeditionen, welche nur den Zweck haben, die Flagge irgend eines Landes am Pole oder möglichst nahe demselben aufzupflanzen.

— Die kürzlich nach Dundee zurückgekehrten Walfischfänger berichten, daß sie in diesem Sommer in Prince Regent Inlet mit 70 Eskimos zusammengetroffen sind, von denen viele europäische Kleidungsstücke trugen und reich mit Tabak versehen waren. Wie sich herausstellte, haben die Eskimos die Depots entdeckt, welche von jener Expedition auf Beechy Island errichtet worden waren, die zur Aufsuchung der Expedition Franklin's ausgesandt wurde. Die Eskimos waren sehr stolz über ihre europäische Kleidung, besonders aber über die Stiefel.

— Die British Association hat bei ihrer diesjährigen Tagung in Aberdeen ein Antarktisches Comité ernannt, welches auf die Nothwendigkeit, in den antarktischen Gebieten weitere Untersuchungen anzustellen, nachdem seit den letzten beinahe ein halbes Jahrhundert verflossen ist, aufmerksam machen soll. Admiral Sir Erasmus Ommanney ist Sekretär des Comités, zu welchem außerdem Sir Joseph Hooker, Sir George Nares, John Murray, General J. T. Walker, Admiral Sir Leopold M'Clintock, Dr. W. B. Carpenter und Clements Markham gehören.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVIII. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

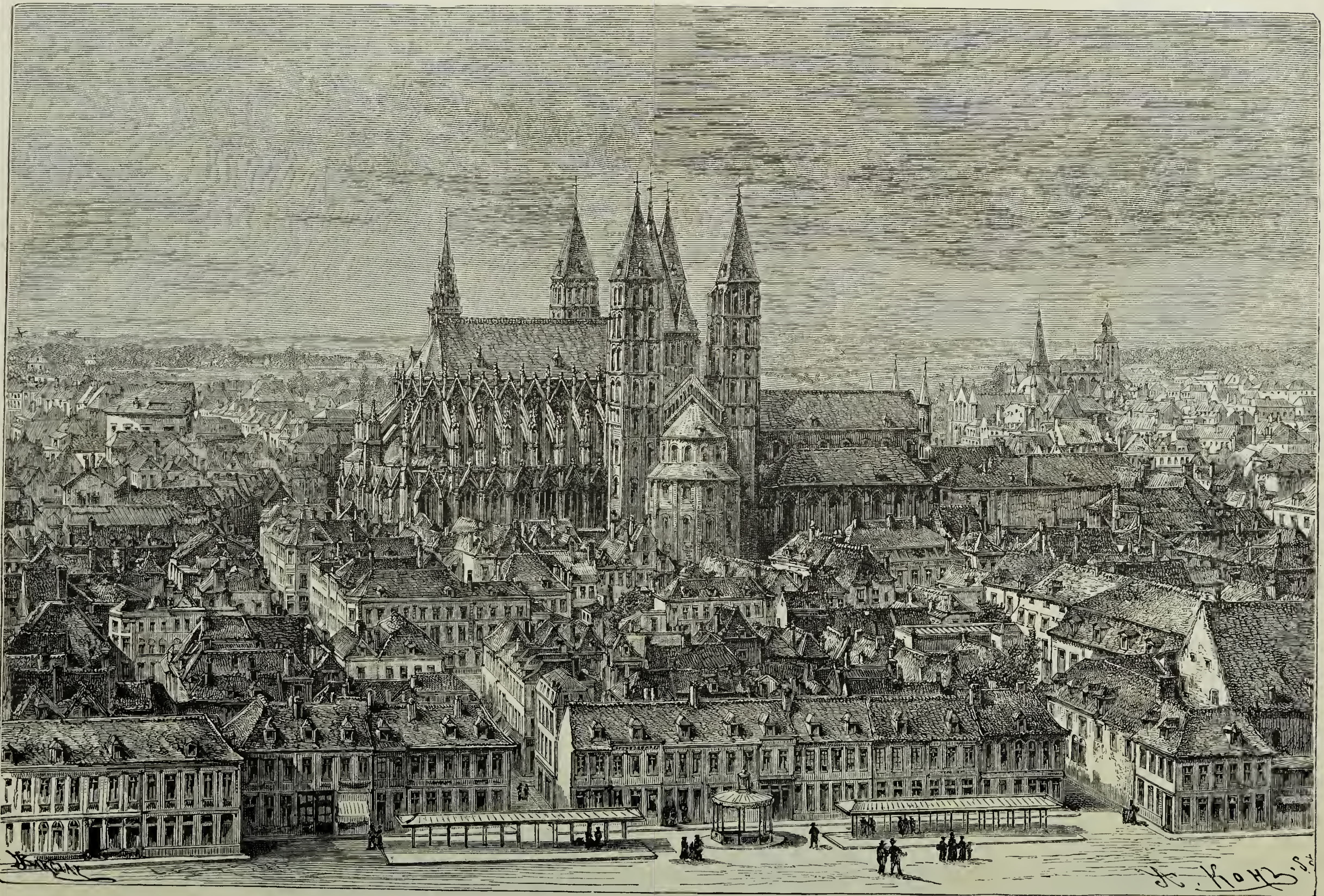
Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Tournai und seine Umgebung.

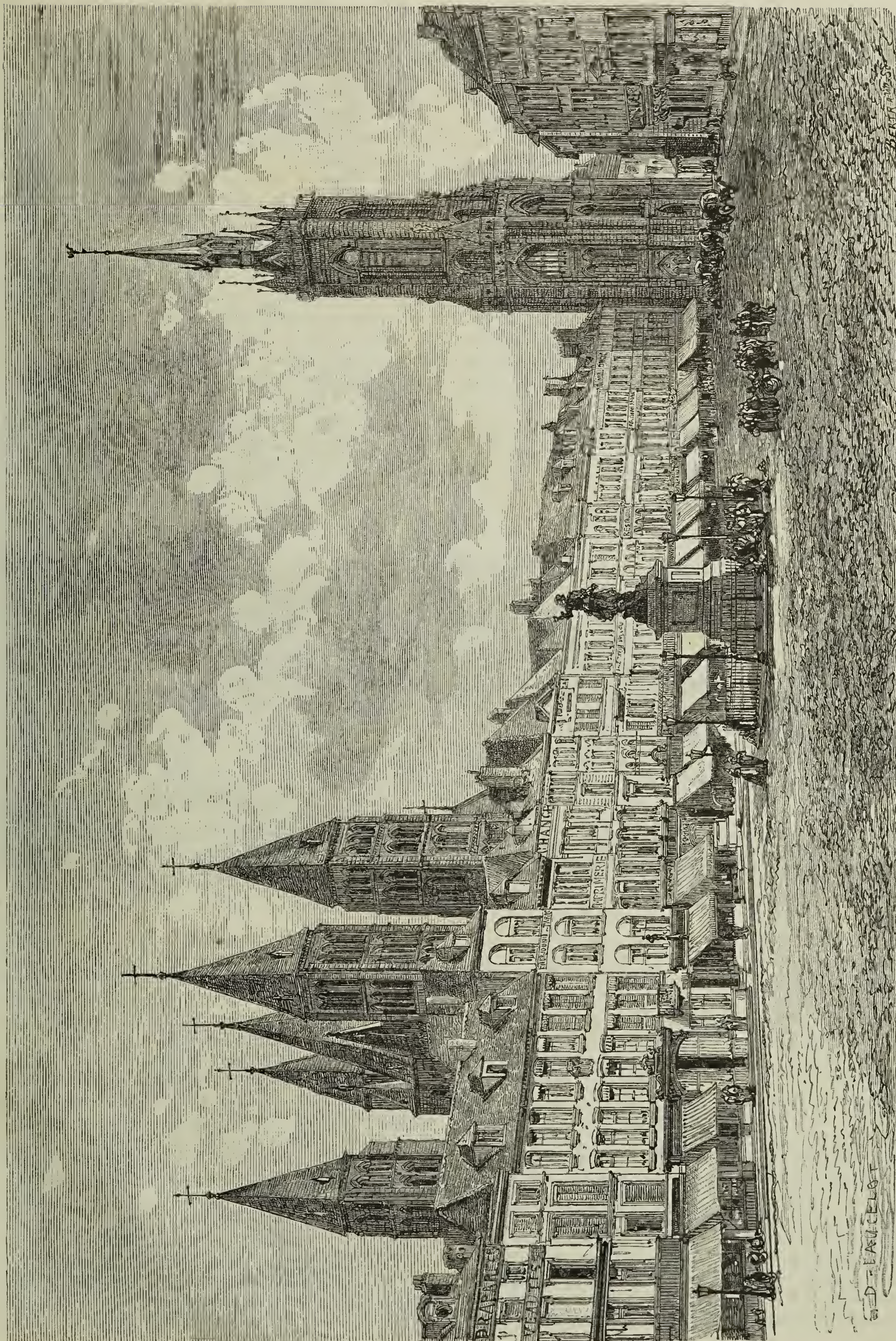
(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Vom Gipfel des Mont de la Trinité, welcher sich über die Ebenen der alten Landschaft Tournaisis zwischen Dender und Schelde mit ihren vier Städten und 83 Dörfern erhebt, sieht man vor sich aus einer Masse von Dächern die fünf hohen viereckigen Thürme von Notre-Dame von Tournai emporsteigen. Mögen sie auch noch so verschwommen wegen der Entfernung und des Nebels erscheinen, so macht doch das kühne Aufragen ihrer Zwillingsmassen einen gewaltigen Eindruck, und das Heiligthum, welches sie krönen, mit seinen mystisch dunkeln Schiffen ist dieser Thürme würdig. Von allen alten Städten Belgiens kann sich keine eines solchen Alters rühmen, als Tournai, die Civitas Nerviorum der Römer, das Tornacum der späteren Zeit, das im fünften Jahrhundert von den eindringenden Franken erobert wurde. Hier stand die Wiege der französischen Monarchie, hier residirten die fränkischen Könige von Chlodio an, bis Chlodwig 486 in Folge der Ausbreitung seines Reiches nach Süden seinen Sitz nach Soissons verlegte. Schwere Kämpfe hatte die erst zu Flandern gehörende, dann durch Philipp den Schönen mit Frankreich vereinigte Stadt auszufechten, so 1302 gegen die Vlämen, 1303 gegen die Engländer und Vlämen, 1513 gegen Heinrich VIII., 1521 gegen Karl V., 1581 während der niederländischen Unruhen (Tournai war 1526 im Frieden von Madrid an die spanischen Niederlande gekommen) gegen den Herzog von Parma; 1667 eroberte es Ludwig XIV., behielt es und ließ seine Festungswerke durch Vauban verstärken; 1709 nahmen es Prinz Eugen und Marlborough wieder ein und die Stadt wurde im Frieden von Utrecht mit den österreichischen Niederlanden vereinigt. 1794 wurde sie wieder französisch, 1814 holländisch und endlich 1830 belgisch. Aber alle diese Wechselfälle des Krieges scheinen den Muth der mit viel Selbstvertrauen begabten Einwohner stets nur gesteigert zu haben; selbst Frauen griffen zu den Waffen und starben auf den Wällen. Im Mittelpunkte der heutigen Stadt, wo ihr Forum, die prächtige Grand' Place, sich ausdehnt, und der Belfried und die fünf Thürme von Notre-Dame aufragen, steht die Bildsäule der Christine de Lalaing, Fürstin von Epinoy, dargestellt, wie sie gegen den Feind marschirt. Sie erinnert an eine der ruhmreichsten Thaten Tournais, an den zwei Monate währenden Widerstand, den die Stadt unter Leitung der Fürstin dem Herzoge von Parma entgegensetzte; in den Kämpfen jener Tage ließen nicht weniger als 60 Frauen und Mädchen und 33 Knaben das Leben für ihre Vaterstadt.

Damals herrschte in Tournai, oder, wie sie im Vlämischen mit treuerer Anlehnung an das alte Tornacum heißt, Doornik, die größte Betriebsamkeit; es wurden in ihr nicht weniger als 72 Hauptkünste und -handwerke betrieben, und weit und breit war das dort gefertigte Tuch berühmt. Kriegswesen und Industrie wurden mit gleichem Nachdrucke gepflegt; ihre Reiterei ließ alle anderen hinter sich zurück, und bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts galt ihr Fußvolk für unüberwindlich. Den französischen Königen leistete dasselbe so wichtige Dienste, daß es die Lilien in seinem Banner führen durfte, und bis heutigen Tages haben sich dieselben im Stadtwappen erhalten. Echt königlich vergalt später Louis XIV. diese seinen Vorgängern erwiesene Treue, indem er 1667 eine der fürchterlichsten Beschießungen



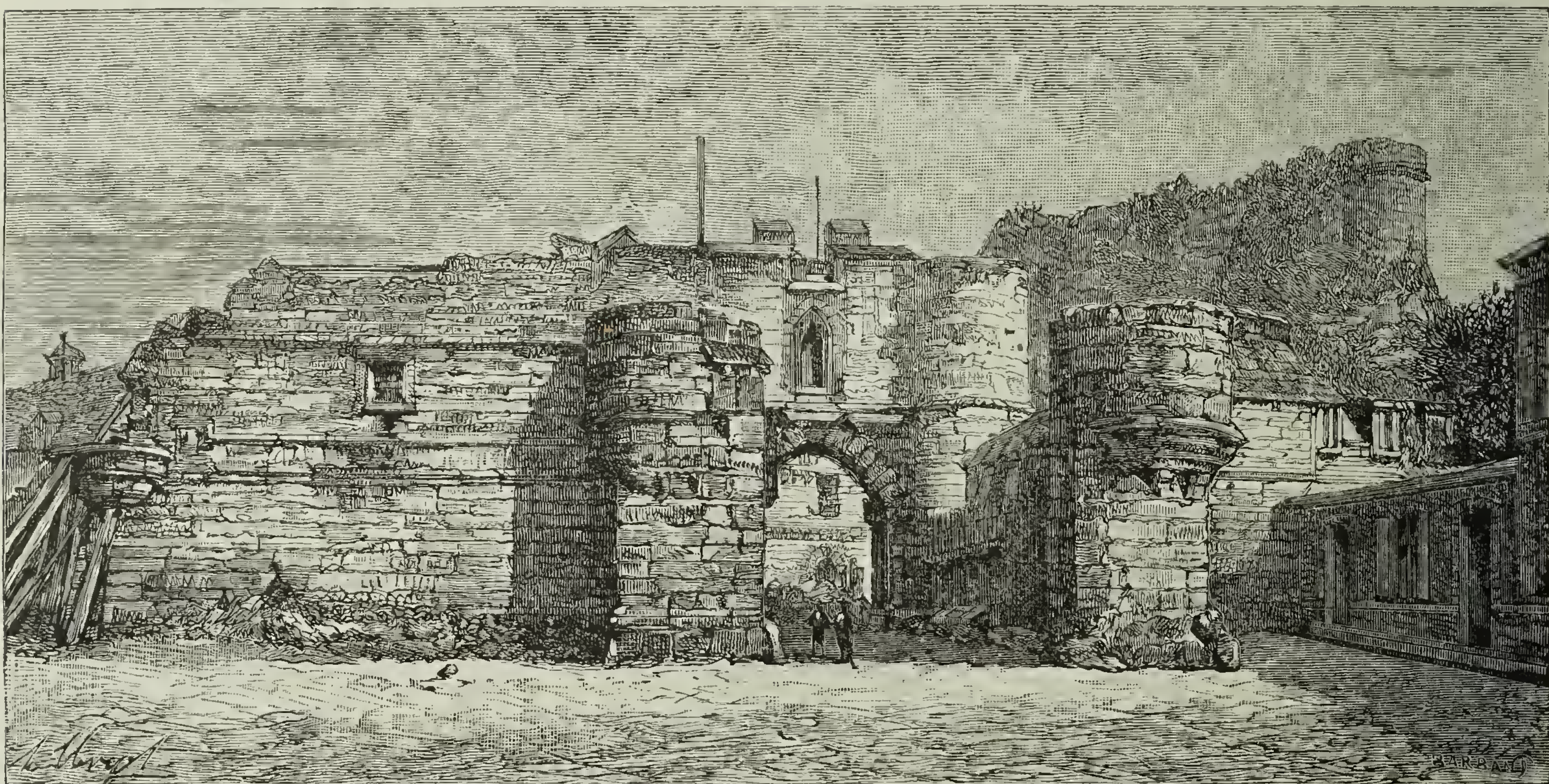
Ansicht von Tournai und seiner Liebfrauenkirche.



Der Große Platz in Tournai mit dem Belfried.

während des ganzen Jahrhunderts veranstaltete und die Stadt mit 40 000 Kugeln überschüttete. Die herrliche Kirche Notre-Dame entging zwar, wie durch ein Wunder, der Zerstörung, aber die Stadt litt furchtbar und muß von jener Zeit an ihren Niedergang datiren. Die besten Arbeiter, die geschicktesten Tuchweber waren nach Lille und Valenciennes geflüchtet und die Industrie Tournais so gut wie vernichtet. Seine zu einem bescheidenen, zurückgezogenen, kleinbürgerlichen Leben verurtheilten Bewohner hatten sich zum Theil der Frömmigkeit ergeben, um die langen langweiligen Tage hinzubringen, und zum Zeichen dessen ragten noch im vorigen Jahrhundert wohl an 50 Glockenthürme über die Dächer der Stadt empor. Aber ganz ist die alte Kraft und der alte Saft noch nicht aus der Einwohnerschaft verschwunden: Tournai ist sicher eine derjenigen Städte, welche auf die geistige Bewegung in Belgien den meisten Einfluß ausüben. In allen Zweigen öffentlicher Thätigkeit, in der Politik, im Kriegswesen, in Künsten und in Entdeckungsreisen zeichnen sich Doorniks Kinder aus, und daß ihr alter kriegerischer Sinn noch nicht erloschen ist, das beweisen die zahlreichen Officiere, die von dort stammen. Auch auf materiellem Gebiete scheint sich die altberühmte Stadt von dem schweren Falle, den sie vor zwei Jahrhunderten gethan, jetzt wieder zu erheben; in ihr, wie in ihrer ganzen Umgegend, fehlt es nicht an zahlreichen Fabriken und klappernden Maschinen, welche wenigstens einen Theil der ehemaligen Blüthe wieder zu schaffen sich bestreben. Auch dem Aeußeren der Stadt, seinen Plätzen, Boulevards, Schulen und privaten Neubauten sieht man es an, daß sie auf dem Boden eifriger und ersprießlicher Arbeit erwachsen sind.

Von dem einstigen halben Hundert von Thürmen, das noch im 18. Jahrhundert dem der Stadt sich nähernden Reisenden entgegenwinkte, sind zwar viele verschwunden, aber es sind auch abgesehen von der fünfthürmigen Liebfrauenkirche romanischen Stils, welche Gemälde von Jordaens, Rubens, Gallait und anderen, und den reichen Reliquienschrein des heiligen Eleutherius, des ersten Bischofs

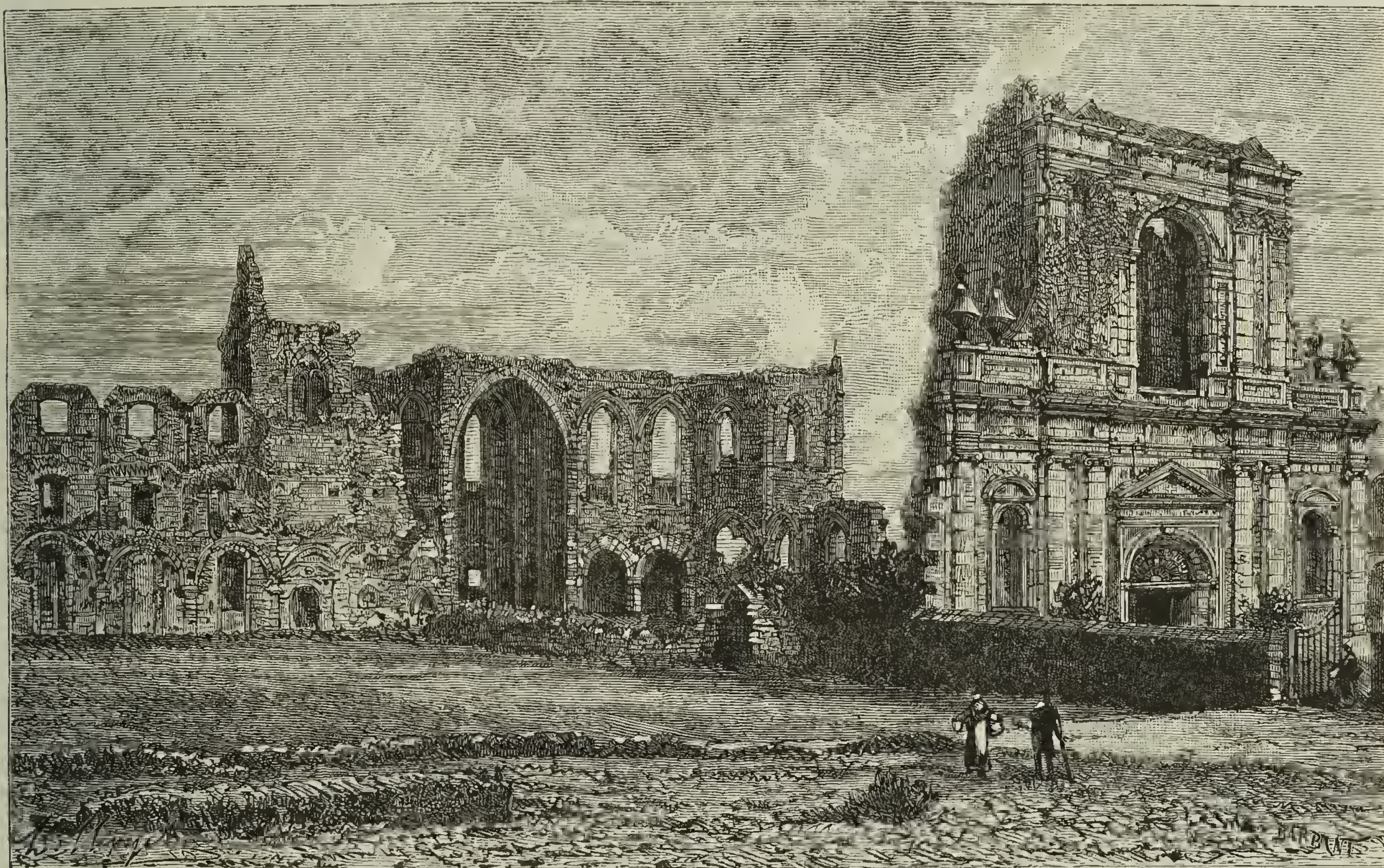


Ringmauer des Schlosses Antoing.

von Tournai, umschließt, immer noch genug übrig geblieben, um von dem einstigen Glaubenseifer der Stadtbewohner Zeugniß abzulegen; so St. Jakob im Uebergangsstile, St. Piat, Saint Quentin und die in Trümmern liegende Kirche St. Nikolas. Heutzutage aber ist Tournai, weit davon entfernt, klerikal zu sein, vielmehr eines der Bollwerke des belgischen Liberalismus; für seine Kirchen hegt es im Ganzen nur so viel achtungsvolle Sorgfalt, als man eben überall den Denkmälern früherer Jahrhunderte entgegenbringt. Sein Hauptstolz ist natürlich die Kirche Notre-Dame, deren fünf Thürme so eng mit seiner Geschichte verbunden sind, und deren Preis in allen seinen Liedern wiedertönt, und daneben der Große Platz mit dem Belfried und der Statue der kriegerischen Prinzessin von Epinoy, wo sich in alten Zeiten das Volk in Waffen versammelte, so oft Gefahr von außen drohte, und wo die Inquisition ihre scheußlichen Orgien gefeiert hat. Diese Erinnerungen zusammen mit der Bildsäule, dem Belfried, den nahen Thürmen von Notre-Dame, dem Portale der Kirche St. Quentin und einem großen, säulengeschmückten, eleganten Renaissancegebäude, der ehemaligen Tuchhalle, machen diesen Platz zum interessantesten Punkte der ganzen Stadt, der es übrigens auch sonst nicht an allerhand Resten aus alter Zeit fehlt; namentlich ist ein Ueberbleibsel eines von Heinrich VIII. errichteten Schlosses zu nennen, das, wie eine kleine Stadt, seine Wohnhäuser, seine eigene Kirche, sein Hospital und seine Münzstätte besaß. Ein Viertelmillion Gulden hat dieses Schloß der Stadt gekostet: 50 000 Gulden mußte sie für die Erbauung desselben zahlen, und 200 000 Gulden an den König von Frankreich für die Erlaubniß, es wieder niederreißen zu dürfen.

Tournai ist die Hauptstadt eines zugleich ackerbauenden und industriellen Gebietes; während im Süden Fabriken, Kalköfen und Steinbrüche sich finden, die nach dem Borinage und dem Becken von Charleroi hin immer dichter und dichter werden, dehnen sich nach Osten und Westen hin weite Wiesen aus, wo statt des Pickens der Hacken und des Aechzens der Maschinen das Blöken friedlicher Heerden erschallt. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten dieser unvergleichlichen Provinz, wo in der Ausbeutung des Eisens,

der Kohle, des Kalkes und des Felsgesteines so unablässig gearbeitet wird, daß fast überall mit den rußigen Walzwerken, Hohöfen und sonstigen Fabriken idyllische Landschaften abwechseln, die sich in stillen Wassern spiegeln. Bei Tournai beginnt auch eine Reihe fürstlicher Parkanlagen, alter Feudalsitze und historischer Schlösser, welche durch ihre vornehme Ruhe zu dem rastlosen Treiben der benachbarten Industriebezirke einen auffallenden, aber wohlthuenden Gegensatz bilden, wie Beloeil, ein kleines Versailles, der prunkvolle Landsitz der Fürsten von Ligne; ferner Chimay, wie weltverloren zwischen Seen und Wäldern gelegen, Erinnerungen weckend an die Gattin des Conventsmitgliedes Tallien, die spätere Fürstin Chimay; Enghien, dessen Glanzzeit weit zurück liegt, unter dessen schattigen Baumgängen einst Voltaire wandelte. Andere von diesen Schlössern haben dagegen ein kriegerisches Aussehen, wie der Ansitz der Fürsten von Ligne zu Antoing mit seinem runden Thurme mit spitzem Dache und dem daran geklebten sonderbaren Wachtthürmchen; die malerische Umfassungsmauer des Schlosses stellt nur noch Reste der ursprünglichen Bastionen dar. Daran schließt sich Ecaussines Lalaing, das von dem Hause Croy an das Haus Arenberg fiel, und Ecaussines d'Enghien, in dessen Hof eine reizende Kapelle gothischen Stils hineinspringt; Trazegnies, von stattlichem, fast wildem Aussehen, und Fontaine-l'Evêque, ein gothisches Schloß mit dicken Eckthürmen, das ein moderner Industrieller sich im mittelalterlichen Stile neu eingerichtet hat. Anderswo sind es Grabmäler, welche die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen und für die Anwendung der Polychromie in Tournai, wo man schon 1341 die Oelmalerei mit der Skulptur verband, während des 14. bis 17. Jahrhunderts Zeugniß ablegen;



Die Abtei Aulne.

so diejenigen des Geschlechtes de Melun in Antoing, der de la Broise zu Estaimbourg, der de Beauffort in Rumes und der du Chastel in la Howarderie.

Die große Zone des Kalkgesteines, welche jenseit Tournai beginnt und südlich von Ath sich nach Maffle und weiterhin nach Lessines, Soignies und Ecaussines erstreckt, bietet der Industrie des Hennegau eine weitere Quelle natürlicher Reichthümer zu allen den anderen, welche diese Provinz zur Goldgrube für das ganze Land machen. Hier ist die klassische Gegend der Steinbrüche, wo die Luft von dem Donnern der Sprengungen wiederhallt, und fast jeder Ort, wo solche betrieben werden, hat sein besonderes Produkt, in welchem er sich auszeichnet. In Soignies, Maffle, Ecaussines bricht man in großen Platten einen türkischblauen Granit von hartem und zugleich feinem Korn, der sich in Façaden prächtig ausnimmt und wohl geeignet wäre, den sehr beliebten französischen Stein, der aber in der feuchten Luft rasch verwittert, zu ersetzen. In Lessines wird unablässig harter Porphyr für Straßenpflaster gebrochen, und der dabei entstehende Abfall wird zerkleinert und zur Ausbesserung der Landstraßen verwendet. Bei Tournai wird zugleich Kalk und blauer Granit gebrochen, und wo es keine Steinbrüche mehr giebt, liefert der Boden der Industrie andere Stoffe, wie z. B. den plastischen Thon von Hautrage, welcher in der nationalen, charakteristischen Pfeifenfabrikation von Nimy verwandt wird.

Die im Hennegau so emsig betriebene Industrie (in Lessines kam 1775 zuerst die Cichorienfabrikation auf und machte später derjenigen von chemischen Streichhölzern Platz; Leuze versendet in Massen Strumpfwaaren, Ath besitzt Spinnereien, Peruwelz Messerschmieden und Soignies Sandsteinbrüche und Dungfabriken) nimmt mehr und mehr ab, je mehr man sich der waldreichen Gegend an der Sambre und dem Lande zwischen Sambre und Maas nähert; oberhalb Charleroi hat das Thal der Sambre, in deren Gewässern sich weiter abwärts zahllose Feuer und

Lichter von Fabriken und Werken spiegeln, einen durchaus freundlichen, lachenden Charakter, und die Dörfer und Städtchen, auf welche man dort trifft, haben nichts von der krankhaften Unruhe an sich, welche unser Jahrhundert



Thuin.

Ansicht von Lobbe.

der Maschinen und Werkstätten kennzeichnet. So Landelies, ein niedliches, idyllisches Dorf zwischen Wiesen und Wäldern, und kaum zwanzig Minuten von dort der kleine Weiler Aulne mit den Ruinen seiner alten Abtei,

bei deren Anblick man sich meilenweit von den großen Städten entfernt glaubt. Die Trümmer der Eingangswand und der Absiden, in deren Fenstern der grüne Epheu das zierliche gothische Maßwerk ersetzt hat, ragen hoch über der Mühle, dem Hause des Schleusenmeisters und drei, vier kleinen Gehöften, welche die ganze Ortschaft ausmachen, empor und lenken die Gedanken des Wanderers ab von dem geschäftigen Getriebe der nahen Industriecentren. Fast unter den verfallenden Bogen der Abtei hat sich ein Hospiz für alte Leute eingenistet, deren wankende, erschöpfte Gestalten in dem hohen Grase zwischen Säulenstümpfen und eingestürzten Bogen umherschleichen und den melancholischen Eindruck der Oertlichkeit nur noch vermehren helfen.

Etwas weiter thalaufwärts zieht sich Thuin an dem Abhange eines Hügels hinauf und zeigt sein malerisches Uebereinander von Dächern, überragt von einem alten Kirchthurme, an dessen Fuße zahlreiche, kleine bemooste Kreuze die letzte Ruhestätte der Einwohner erkennen lassen. Einst krönte eine Kirche mit ihrem hohen Thurme die Kuppe des Berges, aber die Kirche ist verschwunden und der Glockenthurm ist in einen Belfried verwandelt worden, dessen finstere graue Masse sich von dem blauen Himmel scharf abhebt.

Etwa eine Stunde Weges von Thuin dehnt sich wieder Lobbe auf kleinen Anhöhen aus; die Stufen einer großen, breiten Treppe führen vom Flusse hinauf zu einer alten romanischen Kirche, welche sich durch die Jahrhunderte hindurch fast unversehrt erhalten hat, und auf ihnen kommen und gehen ohne Unterlaß zahllose Schaaren von Pilgern, um zur heiligen Reinelde, der Schutzpatronin der Kirche, für die Genesung ihrer Kinder zu beten. Viereckige Pfeiler, durch eine Reihe von Arkaden mit einander verbunden, trennen das Mittelschiff von den Seitenschiffen, aus denen man durch eine gewölbte Oeffnung auf einer finsteren Treppe in eine noch dunklere, mit Sarkophagen und Grabsteinen angefüllte Krypta hinabsteigt. Hier unten ruhen die Aebte der Abtei Lobbe, welche in den Stürmen der Revolution ihr Ende fand, wie die von Aulne; während aber bei der letzteren der Chor selbst noch in Trümmern etwas von seiner ursprünglichen Pracht sich bewahrt hat, deutet in Lobbe nichts mehr auf die einstige Größe des Heiligthumes hin. Von diesem Sitze der Macht und des Ansehens ist nichts übrig geblieben, als einige Reste des Kreuzganges und ein Gebäude ohne jede Majestät, in welchem heutigen Tages die Bureaux eines kleinen, bescheidenen Eisenbahnhofes untergebracht sind.

Jenseit Lobbe werden die Dörfer seltener, und je näher man den großen Wäldern von Rance und Chimay kommt, um so welliger wird das Land. Während in den übrigen Theilen der Provinz der Mensch das Land nach seinen Anforderungen umgestaltet hat, tritt hier die Natur wieder in ihre Rechte: so weit das Auge reicht, ziehen sich mit Wald bedeckte Hügel und Berge, oder die traurigen öden Bergmoore hin, an welche sich keine Kultur heranwagt.

Die körperlichen Eigenschaften der Japaner.

IV. (Schluß.)

Ko. Es wird den meisten modernen Ethnologen und Anthropologen nicht sonderlich angenehm sein, daß Baelz aus seinen so ganz ungewöhnlich zahlreichen Messungen in erster Linie den Schluß zieht, daß im Allgemeinen der Werth solcher Messungen von Anthropologen und Ethnographen weit überschätzt wird. Nachdem er noch einmal darauf aufmerksam gemacht hat, wie schwierig absolut genaue Messungen sind und wie selbst Messungen an Statuen, von Verschiedenen vorgenommen, verschiedene Resultate ergeben, schreibt er weiter: „Und selbst wenn die Messungen der Körpertheile absolut richtig wären, so gestatten sie uns zwar gewisse nicht uninteressante Schlüsse zu ziehen, aber sie bleiben doch nur höchst unvollkommene Hilfsmittel, um die Völker nach ihrer Affinität oder Heterogenität zu gruppiren. Die Zahlen sind im günstigsten Falle die disjecta membra, die man sich mühsam zusammenstellen muß, um einen Menschen daraus zu konstruiren. Und hat man sich diesen theoretischen Rassenmenschen konstruirt, was ist er mehr als ein trockner Schematismus, ein trauriger Homunculus, der dem lebenden Menschen so unähnlich sein kann, wie nur möglich ist? Die Zahlen sind im besten Falle Bausteine, aber aus einem Haufen Bausteine kann man noch nicht schließen, wie das fertige Haus aussehen wird . . . Gebt die Bausteine zwei verschiedenen Meistern, laßt sie bauen, und die vollendeten Häuser werden verschieden ausfallen . . . Eine einzige gute Abbildung sagt uns für die Ethnographie oft mehr, als ganze Bände von Messungen. Haut, Fett und Fleisch, Blick, Haltung und Ausdruck, das sind die Dinge, die entscheiden, und die lassen sich nicht in Millimetern ausdrücken."

Das Gesicht der feineren Japaner ist auffallend schmäler als beim Europäer; der Index wurde zwischen 66 bis 73 gefunden, während er beim Europäer durchschnittlich 80 beträgt. Aber auch beim niederen breitgesichtigen Typus ist die Breite mehr eine scheinbare, nur dadurch bedingt, daß der größte Durchmesser weiter nach vorn liegt, als bei den Europäern. Baer's geistreiche Theorie, daß das stärkere Vorspringen der Jochbogen von der vorwiegend animalischen Nahrung herrühre, wird bei den meist von Vegetabilien lebenden Japanern und Chinesen elend zu Schanden; selbst in Priesterfamilien, die seit vielen Jahrhunderten Vegetarianer im strengsten Sinne des Wortes gewesen sind, findet man stark vorspringende Backenknochen, und diese Bildung hängt überhaupt nicht von der Entwickelung der Jochbogen resp. des Kaumuskels ab, sondern von der Breite des Oberkiefers. Der vorwiegend auf Pflanzenkost angewiesene Japaner und der fast ausschließlich von Fleisch lebende Indianer Nordamerikas haben denselben Jochbogen. „Die ganze anthropologische Literatur starrt von solchen Widersprüchen, weil die Mehrzahl der Forscher den Blick auf die sie augenblicklich beschäftigende Menschengruppe beschränkt und in der Illusion, induktiv vorzugehen, daraus Schlüsse zieht, die der große Prüfstein allgemeiner Erfahrung als falsch erweist!"

Beim japanischen Kinde ist von den Rassemerkmalen kaum etwas zu erkennen. „Das japanische Kindergesicht bildet eine fast gleichmäßige halbkugelige Fläche, in deren

fetter Rundung einige kleine Löcher sichtbar sind; zwei knopflochförmige Augen von dicken, gar nicht modellirten Lidern begrenzt; zwei kleine, runde, leicht offen daliegende Naslöcher und ein meist kleiner Mund. Die Nase kommt kaum in Betracht.“ Trotzdem machen die japanischen Kinder einen sehr angenehmen Eindruck — wenn sie gewaschen sind. — Auch im Alter verliert das Gesicht mehr und mehr sein specifisch japanisches Aussehen; zahlreiche alte Japaner sind im Gesicht nicht von europäischen Greisen zu unterscheiden. Die Leute mittleren Lebensalters aber scheinen dem neu angekommenen Europäer alle ganz gleich und er ist häufig nicht einmal im Stande, Männer und Frauen zu unterscheiden. Merkwürdiger Weise behauptet der Japaner vom Europäer dasselbe; selbst Frauen und unbärtige Männer erscheinen ihm im Gesicht kaum verschieden. Nur die specifisch semitischen Gesichter unter der feineren Klasse — auch der Thronerbe Japans gehört diesem Typus an — machen eine Ausnahme und heimeln den Europäer förmlich an.

Zu den Hauptschönheiten, die man von einer schönen Frau verlangt, gehört in erster Linie eine weiße Haut; eine rein weiße Hautfarbe wiegt nach dem japanischen Sprichwort sieben Unschönheiten auf. Die Folge davon ist natürlich eine sehr ausgiebige Verwendung von Schminke, Oshiroi, d. h. weiß genannt. Denselben Namen trägt die auch in Europa bekannte Pflanze Mirabilis Jalappa, die in ihren schwarzen Beeren ein sehr feines blendend weißes Pulver enthält, das aber seines hohen Preises wegen nur von den reichsten Damen als Schminke verwendet werden kann. So ist man denn, wie in Europa, auf Bleiweiß und Reispulver angewiesen, doch kommt das Schminken neuerdings mehr und mehr außer Gebrauch und nur die Kinder werden noch förmlich weiß getüncht. Eigenthümlich ist der Gebrauch beim Schminken des Nackens, am Beginn der Haare jederseits der Mittellinie ein Dreieck frei zu lassen, dessen natürliche gelbbraune Farbe dann eigenthümlich von dem blendenden Weiß des Restes absticht.

Aber die Japanerinnen begnügen sich nicht mit der Verschönerung ihres Teints. Da eine hohe Nase für eine Hauptschönheit gilt, suchen sie durch Malerei diese höher erscheinen zu lassen. Baelz führt aus einem japanischen Toilettenbuche verschiedene Anweisungen dazu an, darunter auch ein Sympathiemittel, das auf den uralten chinesischen Kaiser Shinno zurückgreift. Trotzdem erscheint die Nase immer etwas gedrückt, weil sie tief im Gesicht liegt und weil in Folge der Länge des Nasenfortsatzes am Stirnbein an die Stelle des Nasenwinkels ein flacher Bogen tritt.

Das japanische Auge erhält seinen eigenthümlichen Ausdruck durch die besondere Bildung des Lides, die Einsenkung zwischen Oberlid und Stirnrand fehlt fast vollständig und die Oberlidfalte hängt so tief herab, daß sie den rothen Lidrand beim Geradeaussehen ganz oder doch größtentheils verdeckt. Die Hautfalte bedingt auch fast ausschließlich die schiefe Stellung des Auges, da sie vom inneren Augenwinkel aus erst aufwärts und dann horizontal nach außen verläuft. Die ohnehin schon kurzen Wimpern erscheinen dadurch noch viel kürzer und die Augenöffnung macht den Eindruck einer einfachen knopflochartigen Spalte. Die Lidfalte ist bedingt durch die Flachheit des Nasensattels, hebt man die Haut dort empor, so erscheint das Auge dem europäischen viel ähnlicher.

Das Auge des Japaners ist meistens tiefbraun, nur in ca. 5 Proc. wirklich schwarz, die Augenbrauen sind gut entwickelt, breit, schwarz und stehen durchschnittlich etwas höher als beim Europäer. Man legt auf ihre Ausbildung ein großes Gewicht; den Mädchen und auch den Knaben mitunter rasirt man sie, damit sie stärker werden, aber auch die Erwachsenen rasiren immer daran herum, denn bei einer tadellosen Schönheit sollen sie zwar schwarz und dicht sein, aber so schmal, wie die Fühler des Seidenschmetterlings; gappi, Seidenschmetterlingsaugenbrauen, wie man sie chinesisch nennt, sind das Ideal der Japanerin, finden sich aber in tadelloser Ausprägung nur selten. Die Sitte, nach welcher verheirathete Frauen sich die Augenbrauen völlig abschoren, ist schon fast ganz abgekommen und besonders die jüngeren Damen der vornehmeren Klasse lassen sie ruhig wachsen. Geradeso nimmt das Schwarzfärben der Zähne mehr und mehr ab. Es erfolgte mit einer förmlichen Tintenbildung; man bürstete die Zähne erst mit einer Lösung von Eisenvitriol in Reisbranntwein (Saki) und dann mit dem stark gerbsäurehaltigen Pulver aus Erlensamen (Fushinoki); die Procedur muß aber täglich erneuert werden. Ihr Grund ist räthselhaft; Männer abzuschrecken, wie manche naive Reisende angeben, ist kein Grund, aus dem eine Frau Toilettenkünste anwendet, und am wenigsten kann diese Absicht den Geisha (Tänzerinnen) und den Jōrō (öffentlichen Dirnen) zugeschrieben werden, die sich ausnahmslos die Zähne schwärzen. Nur das Rothfärben der Lippen hat sich noch in vollem Maße erhalten; jede Japanerin, ob reich oder arm, hat ihr Porzellanschälchen, in welchem sich neuerdings statt der Krapplösung immer häufiger Fuchsin befindet. Die dünne Farbenschicht läßt die Lippen aber nicht roth, sondern eher grünlich oder gelblich schillernd erscheinen, so daß manche Reisende behauptet haben, die Japanerinnen vergoldeten ihre Lippen. Dem Europäer erscheinen sie dadurch nichts weniger als anziehend. Schlechte Zähne sind in Japan, wenigstens unter den vornehmeren Klassen, kaum seltener als in Europa und die Zahnärzte sind genau ebenso beschäftigt.

Einige Bemerkungen verdient noch die Ausbildung des Fußes. Im Gegensatze zu der meist schön, selbst idealschön gebauten Hand erscheint er immer kurz und breit, aber die große Zehe, nie durch den Druck eines Schuhes beengt, hat eine merkwürdige Beweglichkeit behalten und dient beim Arbeiten zum Greifen und Festhalten selbst kleiner Gegenstände. Die kleine Zehe ist aber auch beim Japaner verkümmert, wenn auch nicht in dem Grade, wie bei dem Schuhe tragenden Europäer.

Die Alterthümer der Insel Bornholm.

Von W. Finn.

II. (Schluß.)

Die Eisenzeit ist jedoch in Bornholm namentlich reich repräsentirt, ganz besonders die ältere Eisenzeit durch die jetzt so bekannten Brandflecke, worunter nach dem Verfasser Klumpen schwarzer Erde verstanden werden, welche Ueberreste von einer Leichenverbrennung enthalten und in die Erde niedergelegt sind, ohne von einem Thongefäße, einer Steinkiste oder anderem Grabbehältnisse umschlossen zu sein. Von diesen eigenthümlichen Begräbnißstellen sind Tausende vorhanden und über 2500 derselben sind untersucht worden. Das Begräbniß in den Brandflecken ist sicher, bemerkt der Verfasser, nur eine Modifikation des Begräbnisses in Thongefäßen. Nach der Uebersichtstabelle des Verfassers enthalten unter den bisher untersuchten Brandfleckplätzen 110 Waffen, davon wurden in 61 Stellen einschneidige und in 25 Stellen zweischneidige Schwerter, in 13 Dolche, in 63 Lanzenspitzen und in 37 Schildbuckel gefunden. In 8 Brandflecken hat man Broncemesser gefunden, aber in 190 eiserne Messer. Gürtelspangen sind aus 351 Brandflecken bekannt und Fibeln von den verschiedensten Formen aus nicht weniger als 692. Außerdem kommen zahlreiche Schmucksachen und andere Gegenstände vor, worunter 49 Nadeln erwähnenswerth sind.

Auf den Brandfleckplätzen sind übrigens auch Begräbnißplätze mit unverbrannten Leichen entdeckt, die in der Regel in langen Grabkisten oder doch in mehr oder weniger vollständigen Rahmen aus Steinplatten niedergelegt worden sind. Diese Steinplatten sind auf die Kante gestellt; fast regelmäßig liegt der Kopf der Leiche in der Richtung gegen Norden, oder doch Nordwest oder Nordost. In einzelnen dieser Gräber sind sehr reiche Funde gemacht worden; in einem Grabe bei Baunegaard waren folgende Gegenstände bei der Leiche niedergelegt: zwei Thongefäße, ein zweischneidiges eisernes Schwert, Ueberreste eines Schildes, dessen eiserner Buckel beinahe halbkegelförmig ist; der Schild hat einen Bronceraud gehabt, welcher Ueberreste von Holz aufwies, sowie Stücke aus einer Bekleidung aus feinem Felle, das auf der Außenseite des Schildes hochroth gefärbt war. Die Bruchstücke des Randes bewiesen, daß der Schild rund gewesen ist und drei Fuß im Durchmesser gehalten hat. Ferner wurden gefunden: Ueberreste von einem prächtigen $3\frac{1}{2}$ Zoll breiten Ledergürtel, verziert mit broncenen Knöpfen und Querleisten; an dem einen Ende des Gürtels sitzt eine große Broncespange mit schief angebrachtem Dorn und an dem anderen Ende findet sich ein breiter Broncebeschlag. Der Gürtel war außerdem mit ein paar Oesen versehen, worin ein Pfriem hing. Neben dem Schwerte lag ein großer und schöner goldener Fingerring, dessen Außenfläche aus drei in Vogelköpfen endenden Reifen bestand. Schließlich enthielt das Grab eine Lanzenspitze und eine Wurfspießspitze, beide natürlicher Weise aus Eisen. Kaum weniger reich ist ein in einem Frauengrabe bei Gröbeby gemachter Fund. Auf dem Scheitel der Leiche hatte ein Kranz von Perlen gelegen, die inwendig vergoldet sind, am Nacken eine Broncefibula und mehrere Mosaikperlen; am Halse eine silberne und eine broncene Fibula, sowie ein silberner Halsring mit untergelegtem Perlenbande; auf der Brust fand man eine große Menge Mosaikperlen, weiter abwärts eine Broncefibula und ein eisernes Messer und schließlich westlich von der Leiche eine silberne Fibula. Begräbnißplätze dieser Art sind 88 gefunden, wovon 39 keine Thongefäße enthielten; in einem wurde ein schönes kleines Glasgefäß gefunden.

An den Küsten sind einige eigenthümliche Gräber entdeckt, welche sich als kreisrunde, aus Strandsteinen gebildete Haufen mit einem großen trichterförmigen Loche darstellen; der Verfasser nennt dieselben Wallgräber. Die Gräber liegen unter der Oberfläche des umgebenden Terrains, manchmal nur $1\frac{1}{4}$ Fuß tief, manchmal etwas tiefer. Die Leichen sind meistens in regelmäßigen aus dünnen Sandsteinplatten gebildeten Steinkisten oder in einem Rahmen aus auf die Kante gestellten Steinplatten ohne Deckstein beigesetzt. Häufig fehlen aber diese Behälter und die Leiche ist dann in einer länglichen Vertiefung von der Form eines Troges niedergelegt, deren Wände und Boden aus größeren Steinen besteht, deren glatte Seite nach innen gewandt ist. Die Zwischenräume sind im Uebrigen mit den gewöhnlichen kleinen Strandsteinen ausgefüllt. Diese Wallgräber haben in der Regel einen äußeren Durchschnitt von 12 bis 16 Fuß bei einer Höhe von ungefähr 2 Fuß; sie enthalten Ueberreste von unverbrannten Leichen, theils männlichen, theils weiblichen Geschlechtes, sind aber arm an Alterthümern; man hat einige einschneidige Schwerter, Fibeln, Nadeln, Messer und Perlen, sowie Scherben von Thongefäßen in diesen Gräbern, die sich bis zum Beginn des mittleren Eisenalters zu erstrecken scheinen, gefunden.

In den Terrassen, welche die Strandsteine auf vielen Stellen der Insel bilden, sind häufig Einsenkungen in ganzen Reihen, in der Richtung von Nord nach Süd, gefunden worden, welche sich als Begräbnißstellen mit unverbrannten Leichen erwiesen haben, im Uebrigen aber gleicher Beschaffenheit wie die Wallgräber sind. Außerdem hat man noch andere Begräbnißplätze mit unverbrannten Leichen gefunden, die mit niedrigen Erdhügeln überdeckt und jedenfalls dem Ende der älteren Eisenzeit angehören. Zwei bei Store Bukkegaard in der Gemeinde Aaker gefundene Gräber gehören dieser Zeit an. In beiden wurden Skelette, den Kopf nach Norden gewendet, gefunden; neben dem einen lag eine schöne runde Spange, die ursprünglich die Form eines Rades mit Speichen gehabt hatte. Auf der Vorderseite der Spange ist ein Ring von blauem Email mit rothen Sternen oder Blumen und innerhalb desselben ein wellenförmiger Ring von rothem Email angebracht. Ferner fanden sich zwei Broncefibeln, fünfzig Perlen und einige kleine Gegenstände aus Eisen und Bronce. Das andere Grab war mit einem Steinhaufen überdeckt, auf welchem die Knochen von einem Hunde lagen; in diesem Grabe fand man ein einschneidiges Schwert.

In der älteren Eisenzeit treten übrigens verschiedene andere Formen von Begräbnissen auf; bald findet man

Thongefäße, die mit weißen gebrannten Knochen gefüllt sind, bald kleine viereckige Kisten aus Sandsteinplatten, und manchmal zeigen sich die Begräbnisse als dünne flache Schichten dunkler Erde, häufiger aber als Steinsetzungen und flache Steinhaufen u. s. w., welche alle verbrannte Leichen enthalten zu haben scheinen. Der Verfasser zieht hieraus den Schluß, daß gegen Ende der älteren Eisenzeit (neben dem Gebrauche, die Leichen unverbrannt zu begraben, noch eine Menge verschiedener Begräbnißformen benutzt worden sind, durch welche, lange nach dem Aufhören der Brandflecke, das Verbrennen der Leichen beibehalten worden ist. In seinen Schlußbemerkungen, betreffend die ältere Eisenzeit auf Bornholm, hebt der Verfasser hervor, daß die Periode theilweise unter den Begräbnißformen der Broncezeit beginnt, daß im Uebrigen aber die Brandflecke während eines sehr langen Zeitraumes die beinahe ausschließlich angewendete Leichenbestattungsweise sind, die nur ausnahmsweise, namentlich an den Seeküsten, durch einige Gräber mit unverbrannten Leichen unterbrochen sind. Dann aber tritt eine Veränderung ein, indem die unverbrannten Leichen häufiger vorkommen und die Knochen von den verbrannten Leichen auf eine andere Art beigesetzt werden; nicht lange danach verschwinden die Brandflecke. Die Gräber aus dem Beginne der älteren Eisenzeit sind sehr arm und erst später wird ihr Inhalt reicher. Während der ganzen älteren Eisenzeit sind die Gräber auf dicht belegten Begräbnißplätzen gesammelt, was voraussetzen läßt, daß ein starker innerer Zusammenhang unter der Bevölkerung bestanden hat; eine Ausnahme machen nur die Bewohner längs der östlichen Küste, welche eine Gemeinschaft für sich gebildet zu haben scheinen. Die Bevölkerung der Insel ist, wenigstens in gewissen Gegenden, außerordentlich dicht gewesen. „An Brandflecken", bemerkt der Verfasser, „können Zehntausende nachgewiesen werden und doch sind wohl bei weitem noch nicht alle Begräbnißstellen aus dieser Zeit bekannt.

Besonders scheint in der Gegend von Nexö an der südöstlichen Ecke der Insel eine sehr dichte und wohlhabende Bevölkerung gelebt zu haben. Außer dem, eine kleine halbe Meile südwestlich von Nexö belegenen großen Begräbnißplatze bei Kannikegaard, findet sich eine viertel Meile nördlicher auf Slamrebjerg ein vielleicht ebenso großer Begräbnißplatz, von welchem bisher nur der jüngste Theil hat untersucht werden können, da der übrige Theil mit Wald bewachsen ist. Auch eine halbe Meile östlicher liegt bei Strandgrave auf dem nördlichen Stadtfelde von Nexö ein großer Begräbnißplatz. Innerhalb eines Halbkreises mit einem Radius von wenig über eine viertel Meile finden sich verschiedene Tausende Gräber, ungerechnet derjenigen in vier kleineren Brandfleckplätzen, welche sich bei dem Dorfe Langede, zwischen Nexö und Kannikegaard befinden. Daß eine so dichte Bevölkerung nicht hat existiren können, ohne den Ackerbau in bedeutendem Umfange zu betreiben, dürfte durchaus unzweifelhaft sein." Der Verfasser schließt ferner aus den gefundenen Waffen, daß die Bevölkerung kriegerisch gewesen ist und, da die Waffen nur aus Schwertern, Spießen und Schilden bestehen, so scheint sie geneigt gewesen zu sein, ihre Feinde im Nahekampfe anzugreifen. Bezüglich des mittleren Eisenalters hat es sich gezeigt, daß die Gräber unter einander in der Form ziemlich abweichend sind, wie es auch scheint, daß diejenigen Gräber jener Periode, welche unverbrannte Leichen enthalten, beinahe alle jene Formen haben, welche wir von den Begräbnißplätzen mit unverbrannten Leichen aus dem älteren Eisenalter her kennen. Die Begräbnisse, welche verbrannte Leichen enthalten, erscheinen theils als Thongefäße, gefüllt mit verbrannten Knochen, theils, aber seltener, als dünne dunkle Erdschichten mit verbrannten Knochenstücken und schließlich als Steinsetzungen. „Es scheint also", bemerkt der Verfasser, „als wenn die am Schlusse des älteren Eisenalters am häufigsten vorkommenden Formen der Begräbnisse mit verbrannten Knochen sich bis ins mittlere Eisenalter hinein fortsetzen und es kann wohl wahrscheinlich sein, daß der größte Theil der Bevölkerung noch weit in diese Periode hinein und vielleicht bis zu ihrem Schlusse die Leichenverbrennung benutzt hat."

Unter den besonders interessanten Begräbnissen aus dieser Periode können zwei bei Melsted in der Gemeinde Gudhjem erwähnt werden. Das eine Begräbniß bestand aus einem aus Steinen gebildeten Kranze, unter welchem sich ein großer Stein befand; hier lag bei den Ueberresten von einer unverbrannten Leiche ein zweischneidiges eisernes Schwert, das in einer mit Birkenborke überzogenen Holzscheide stak; ferner ein eiserner Schildbuckel, in dessen Mitte ein flacher Bronceknopf gesessen hat, ein Schildhandgriff, auf dessen Nietnägeln an der Rückseite Bronceknöpfe mit Zinnbelag angebracht gewesen sind, eine Lanzenspitze, eine Axt, deren Schneide nach unten verlängert ist, ein Zaum und eine eiserne Scheere, ein Wetzstein, vermeintliche Bruchstücke von broncenen Wiegeschalen, sowie einige schöne Beschläge zu einem Leibgürtel. In einem Frauenbegräbnisse, das aus einem Steinhügel bestand, lagen außer einem Zaume und großen Pferdezähnen zwei Perlen, zwei Spinnsteine und zwei Paar merkwürdige Hakenspangen; diese letzteren bestehen je aus einer Bronceplatte, deren Ende abwärts zu einem Haken umgebogen ist, sowie aus einer zweiten Bronceplatte, welche mit einer zu dem Haken passenden Oese endet. Auf den Platten sind die Enden eines Riemens von starkem Zeuge angebracht gewesen und oben auf dem Riemen haben auf jeder Seite zwei hohle vergoldete Bronceknöpfe gesessen. Es war das erste Mal, daß diese Art Spangen in Dänemark gefunden wurden, in Norwegen waren sie dagegen bereits bekannt.

Die Begräbnisse des jüngeren Eisenalters finden sich theils in kleinen Hügeln aus Erde oder Steinen, theils unter flachen rechtwinkeligen Steinsetzungen, ohne daß sich bis jetzt unter denselben ein Zeitunterschied nachweisen läßt. Die letzterwähnten Begräbnisse sind sehr arm, dagegen sind in den Hügeln ganz charakteristische Funde gemacht worden. Die Ausbeute hat wesentlich in schalen- und kleeblattförmigen Spangen, Perlen und Armringen bestanden, dagegen kommen Waffen sehr selten vor. Bei Munkegaard, in der Gemeinde Poulsker, hat der Lehrer Jörgensen einen eigenthümlichen Begräbnißplatz untersucht, auf welchem sich Begräbnisse mit unverbrannten Leichen, die in der Richtung von West nach Ost liegen, befinden. In der weit überwiegenden Anzahl der Gräber sind Spuren von Holzsärgen, besonders große Nägel gefunden worden. Die Leichen scheinen ausgestreckt auf dem Rücken mit dem Kopfe nach Westen zu gelegen zu haben und in der Regel findet sich bei der rechten Hand oder der Hüfte ein kleines Messer mit Holzstiel. Die Begräbnisse sind im Terrain weder durch Hügel noch Steinsetzungen markirt; der Verfasser nimmt an, daß diese Bräbnißplätze aus der älteren christlichen Zeit stammen.

Die Richtigkeit dieser Annahme wird durch ähnliche Funde bestärkt, welche südlich von der alten Stadt Birka auf der Insel Björkö im Mälaren gemacht worden sind und von Dr. Stolpe als aus der ältesten christlichen Zeit stammend angesehen werden.

Auf der Spitze des Slamrebjerg in der Gemeinde

Bodilsker liegen sechs ähnliche Gräber, aber jedes für sich und mit Erdhügeln bedeckt.

Wie schon bemerkt, müssen mehrere von den Bautasteinen wahrscheinlich dem Beginne der Eisenzeit angehören, und dies dürfte auch mit dem sog. „Skibssätninger“ der Fall sein; letztere bestehen aus langen schmalen, an beiden Enden zugespitzten, schwach gewölbten Steinsetzungen, die mit einem Rahmen von größeren Steinen eingefaßt sind. Von dieser Art von Denkmälern sind noch 24 auf Bornholm enthalten; in der Regel kommen sie gruppenweise vor. So finden sich in der Gemeinde Bodilsker, zwischen einer großen Menge von Röser noch drei Skibssätninger, alle in der Richtung von Nord-Nord-Ost nach Süd-Süd-West gehend; sie sind bezw. 36,30 und 48 Fuß lang und 8,7 und 8 Fuß breit. Früher sollen hier noch mehrere existirt haben, dieselben sind aber jetzt zerstört. In der Mitte einer zerstörten Skibssätning, welche in der Nähe der oben erwähnten belegen war, sollen sich zwei sehr breite Steine befunden haben, unter welchen sich eine kleine Steinkiste befand, die schwarze Asche enthalten haben soll. In anderen Skibssätningern sind gebrannte Knochen und einige Male Scherben von Thongefäßen gefunden worden. In dem südlichen Theile der Gemeinde Aaker liegen acht Skibssätninger. Der Verfasser scheint geneigt, diese Denkmäler dem Broncezeitalter zu überweisen. In dem übrigen Dänemark finden sich nur wenige Skibssätninger; auf der kleinen im Horsensfjord belegenen Insel Gjarnö finden sich die Ueberreste von 7 solchen Denkmälern, und auf einem Begräbnißplatze bei Höistrup in Nord-Jütland zwei. An der Gjennerbucht in Schleswig sollen mehrere, die sog. Danebrogsschiffe, gewesen sein; dieselben sind jedoch jetzt vollständig verschwunden.

Außer den Begräbnissen sind gleichfalls mehrere Funde aus dem Eisenalter bekannt; dieselben entsprechen vollständig den großen Moorfunden in Jütland, Schleswig und Fünen. — Von besonderem Interesse sind die alten Hausplätze, von welchen 18 bekannt sind; in denselben sind Lanzenspitzen, Perlen, Münzen, kleine Goldbarren und die sog. Guldgubber gefunden worden. Unter den auf freiem Felde gemachten Funden sind besonders die vergrabenen Schätze aus edlem Metalle zu erwähnen; die Münzen bieten besonders großes Interesse dar. Letztere bestehen theils aus römischen Silberdenaren aus den ersten beiden Jahrhunderten n. Chr. oder aus Goldsolidi der weströmischen oder byzantinischen Kaiser aus dem Schlusse des vierten bis zum Beginne des sechsten Jahrhunderts oder auch aus silbernen Münzen aus dem Mittelalter. Auf dem Felde der Gemeinde Knudsker sind 217 Denare gefunden, alle sehr abgenutzt; der älteste ist von Nero, der jüngste von Septimius Severus (193 bis 211 n. Chr.). Auf Soldatergaard sind 36, bei dem Hofe Saltholm 29 und bei Kaarsbygaard 14 Goldsolidi gefunden worden. An mittelalterlichen silbernen Münzen aus der Zeit bis gegen das Jahr 1050 herstammend, sind 23 Funde gemacht worden. Der größte der erhaltenen Funde ist bei Bolbygaard, in der Gemeinde Klemensker, gemacht worden und besteht aus 901 ganzen und 102 halben Münzen. Von den europäischen Münzen sind die ältesten aus dem 10. Jahrhundert, die jüngsten aus dem Beginne des 11. Jahrhunderts; die meisten arabischen Münzen stammen aus dem 10. Jahrhundert (die jüngsten sind vom Jahre 910), nur eine stammt aus dem Jahre 700. Im Jahre 1720 wurden in einem Moore bei Hammerhus einige Tausend arabischer Münzen gefunden, die später wieder verloren gegangen sind, und von drei größeren Funden europäischer Münzen hat die Königliche Münz- und Medaillensammlung in Kopenhagen nur einzelne erhalten. Während zusammen mit den römischen Denaren keine andere Alterthümer gefunden worden sind, fand man bei Kaarsbygaard zusammen mit 14 Goldsolidi einen massiven, spiralförmig gewundenen Schmuckgegenstand, der mit halbmondförmigen, von Punkten umgebenen Ornamenten geschmückt ist, Bruchstücke von einem ähnlichen Gegenstande, zwei Spiralfingerringe und zwei Barren, alles aus Gold.

In einer Hausstelle Sandegaard fand man Goldsolidi zusammen mit Bruchstücken von einem großen goldenen Brakteaten und drei Goldbarren; zusammen mit den aus dem Mittelalter stammenden silbernen Münzen sind häufig andere silberne Gegenstände gefunden worden. Diese silbernen Sachen bestehen meist aus Hals- und Armringen, die aus zusammengedrehten oder geflochtenen silbernen Stangen gefertigt sind. Mehrere davon sind zerstückelt und kommen häufig als Stückchen vor zusammen mit roh gehämmerten silbernen Stangen und geschmolzenen Klumpen oder Barren aus Silber. Während dieselben ursprünglich als Schmuckgegenstände gedient haben, sind dieselben wahrscheinlich später als Zahlungsmittel verwendet worden. Es spricht übrigens sehr viel dafür, daß diese silbernen Schmuckgegenstände meistens im Orient verfertigt worden sind und durch das jetzige Rußland nach dem Norden kamen; dagegen sind in den Gräbern aus der Eisenzeit bisher keine silbernen Ringe gefunden worden, woraus der Verfasser schließt, daß dieselben im Norden niemals als Schmuck getragen, sondern nur als Bezahlungsmittel gebraucht worden sind. Bezüglich der goldenen Ringe aus dem mittleren Eisenalter meint der Verfasser dasselbe annehmen zu können. „Wohl sind nicht viele goldene Schmucksachen zusammen mit goldenen Münzen gefunden worden“, bemerkt er, „wenn man aber bei Bäkkegaard in Klemensker drei zum Theil verbogene Spiralarmbänder, einen beschädigten Fingerring und fünf gehämmerte Barren, alles aus Gold, gefunden hat, so ist es wohl klar, daß es nicht die Absicht gewesen ist, diese Sachen als Gebrauchsgegenstände, sondern nur als einen Metallschatz aufzubewahren.“ Der Verfasser hebt ferner hervor, daß keine Andeutung vorliegt, daß die schweren goldenen Schmuckringe im mittleren Eisenalter auf Bornholm als Gebrauchsgegenstände angewendet wurden, wie denn auch in den Begräbnissen aus der Eisenzeit nur einige wenige Fingerringe oder kleine Goldringe gefunden worden sind. Der Verfasser weist darauf hin, daß die bedeutenden Gold- und Silberschätze einen großen Reichthum auf Bornholm im fünften und sechsten Jahrhundert, sowie um das Jahr 1000 darthun. Auch scheine aus denselben hervorzugehen, daß zu gewissen Zeiten ein sehr lebhafter Handelsverkehr, theils mit den südlichen Ländern und theils, besonders im 10. Jahrhundert, mit Rußland und dadurch mit dem Orient geherrscht haben müsse.

Zum Schlusse giebt der Verfasser einen Ueberblick über die Resultate der Untersuchungen in allen Perioden des Heidenthums und meint, daß man ohne wesentliche Lücke der Entwickelung auf Bornholm von der Steinzeit bis zu den historischen Zeiten folgen könne. Verfasser hebt hierbei hervor, daß „von der Steinzeit an und bis zur christlichen und historischen Zeit, in den Grabformen und Alterthümern sich nirgends ein solcher Sprung zeige, daß eine wesentliche und plötzliche Veränderung in den Bevölkerungsverhältnissen durch das Eindringen eines neuen Volkes, oder sogar nur eines neuen Herrscherstammes möglich sein könne. Eine solche Veränderung hätte sich durch einen plötzlichen Umschwung, entweder in der einen oder anderen, oder in beiden Richtungen zu erkennen gegeben. Hiermit soll indessen

keineswegs die Möglichkeit einer gleichmäßigen und friedlichen Einwanderung von den Nachbarküsten geleugnet werden, aber eine wirkliche und bemerkbare Spur, daß solche Einwanderungen stattgefunden haben, kann doch nicht nachgewiesen werden. Die zahlreiche Bevölkerung, welche hier bereits im Broncealter und noch mehr in dem älteren Eisenalter vorhanden war, hätte auch keine Einwanderer von anderen Stellen reizen können, sich zur Niederlassung einen Platz auf dieser bereits so stark angebauten Insel zu suchen".

Nekrologe.

II. (Schluß.)

— Eduard Vogel von Falckenstein, der berühmte preußische General, geboren 5. Januar 1797 zu Breslau, gestorben 6. April 1885 auf Dolzig (Kreis Sorau) bei Sommerfeld. Auf seine militärische Laufbahn, welche er 1813 als Freiwilliger begann und nach dem glorreich durchgeführten Main-Feldzuge von 1866 als kommandirender General des 1. Armeekorps 1868 und als Generalgouverneur des norddeutschen Küstenstriches 1870 bis 1871 beschloß, einzugehen, ist hier nicht die Stelle; aber es mag daran erinnert werden, daß er, 1821 zum Premierlieutenant befördert, zum topographischen Bureau und später in den Großen Generalstab kommandirt wurde und eine Reihe vorzüglicher Karten aufnahm und bearbeitete, namentlich außer einzelnen Theilen des großen Reymann'schen Kartenwerkes die „Topographische Karte der Umgegend von Berlin" (1 : 25 000); „Fürstenstein mit seinen nächsten Umgebungen" (1 : 10 000); „Der preußische Antheil des Riesengebirges" (1 : 100 000); „Umgegend von Salzbrunn in Schlesien" (1 : 50 000) und „Manöver-Plan der Gegend von Berlin" (1 : 100 000). Auch bei der Gründung der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin betheiligte er sich.

— Ernst Trumpp, ausgezeichneter Linguist und Professor der orientalischen Sprachen in München, geboren 13. März 1828 in Ilsfeld in Würtemberg, gestorben 6. April 1885 in München. Er studirte Theologie, daneben klassische Philologie und orientalische Sprachen, reiste dann in Frankreich, Oberitalien und zuletzt in England, wo er 1854 in die Dienste der Church Missionary Society trat und als Missionar nach Indien ging. Zwei Jahre lebte er, hauptsächlich mit linguistischen Studien beschäftigt, in Karatschi, dann 1862 während 18 Monaten in Peschawar, wo er das Afghanische studirte. 1864 bis 1870 wohnte er als Geistlicher in Pfullingen und ging dann nochmals auf zwei Jahre im Auftrage der englischen Regierung nach Indien, um die heiligen Bücher der Sikhs zu übersetzen. Nach seiner Rückkehr las er zuerst in Tübingen über orientalische Sprachen und erhielt dann die Münchener Professur. Uebermäßige Arbeit führte 1883 seine völlige Erblindung, später seinen frühen Tod herbei. Seine zahlreichen, oft bahnbrechenden Arbeiten, ausgezeichnet durch scharfe, linguistische Methode, haben besonders die Kenntniß des Sindhi, des Paschto (Afghanischen), der Religion der Sikhs, der Sprache der Kafirs, der Dardu, der Brahui, des Aethiopischen und Arabischen gefördert.

— A. Adams-Reilly, ausgezeichneter Alpenforscher, geboren 1836 in Irland, gestorben 15. April 1885 in Dublin. Von ihm rührten die ersten genaueren Karten des Mont Blanc und des Südabhanges der Penninischen Alpen vom Großen St. Bernhard bis zum Monte Moro her. Erstere wurde 1863 und 1864 aufgenommen und 1865 im Maßstabe von 1 : 80 000 durch den Alpine Club veröffentlicht. Daß dann der französische Generalstab die ganze Gruppe des Mont Blanc bald darauf in 1 : 40 000 aufnehmen ließ, war gleichfalls Adams-Reilly's Verdienst. Seine „Map of the Valpelline and Monte Rosa" (1 : 100 000) ist erst kürzlich durch die neue Aufnahme des italienischen Generalstabes ersetzt worden.

— Gustav Nachtigal, der berühmte Afrikareisende, geboren 23. Februar 1834 zu Eichstätt bei Stendal, gestorben als deutscher Generalkonsul an Bord der „Möwe" auf hoher See am 20. April 1885, und am folgenden Tage auf Kap Palmas begraben. Er studirte Medicin und war von 1858 bis 1861 Militärarzt, bis ihn eine Brustkrankheit zwang, in Algerien und später in Tunis Aufenthalt zu nehmen, wo er Leibarzt des Chasnadar (Finanzminister) wurde und mit den Regierungstruppen einen Feldzug gegen Aufständische in den Süden des Landes unternahm. Als Gerhard Rohlfs 1868 die Geschenke des Königs von Preußen nach Bornu zu senden hatte, betraute er Nachtigal mit diesem Auftrage, und dies wurde der Anlaß zu jenen großartigen Reisen nach Tibesti, Borgu, Bagirmi, Wadai und Darfur, welche die Jahre 1869 bis 1874 in Anspruch nahmen. Ueber dieselben hat der Reisende selbst seiner Zeit im „Globus" ausführlich berichtet; von seinem abschließenden Reisewerke „Sahărâ und Sûdân" sind leider erst zwei Drittel erschienen, 1879 der erste, 1881 der zweite Band, welcher mit der Rückkehr von Bagirmi nach Bornu abschließt. Ob das Manuskript für den Rest schon vorliegt, ist uns unbekannt; es wäre ein großer Verlust, wenn das nicht der Fall wäre, denn es kann Jahrzehnte dauern, ehe es wieder einem Europäer gelingt, Wadai und Darfur zu betreten. Und dann wird es vielleicht kein Nachtigal sein, der mit so bescheidenen Mitteln und so geringer Ausrüstung und Vorbereitung so Bedeutendes zu erreichen verstand. — In Berlin, wo er 1875 seinen Wohnsitz nahm, entwickelte er dann als Vorsitzender der Afrikanischen Gesellschaft und der Gesellschaft für Erdkunde eine fruchtbringende Thätigkeit, die leider schon 1882 unterbrochen wurde, als er als Generalkonsul nach Tunis gesandt wurde. Von dort wurde er im Mai 1884 auf der „Möwe" nach Westafrika geschickt, um Togo-Land, Kamerun und die Küste im Süden des Kap Frio unter deutschen Schutz zu stellen; von dieser seiner letzten Thätigkeit, die ihm das Leben kostete, ist bisher nur verhältnißmäßig wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen.

— D. D. Veth, der Leiter der niederländischen Afrika-Expedition, geboren am 17. Februar 1850 zu Amsterdam, gestorben 19. Mai 1885 am Flusse Kalakonga zwischen Benguella und Humpata in Westafrika. Nachdem er den ersten Schulunterricht in seinem Vaterlande genossen, studirte er Ingenieurwissenschaften zu Hannover, später zu Stuttgart. Im Jahre 1873 wurde er bei der Gotthardbahn angestellt und blieb da bis zum Jahre 1875, um später an der niederländischen Sumatra-Expedition (vergl. „Globus", Bd. 39, S. 129 ff.) Theil zu nehmen, bei welcher ihm hauptsächlich die rein geographischen Beobachtungen, sowie die Anfertigung der Photographien aufgetragen war. Nach Holland zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit der Bearbeitung seiner Beobachtungen, suchte jedoch gleichzeitig die Concession zur Ausbeutung der sumatraschen Ombilien-Kohlenfelder zu erhalten.

Später war er für die koloniale Ausstellung in Amsterdam (1883) in Indien thätig und hieran schloß sich die Reise nach Afrika, auf welcher er seinen Tod finden sollte. Ueber den Verlauf derselben haben wir mehrfach berichtet.

— Robert von Schlagintweit, Professor der Geographie in Gießen, geboren 27. Oktober 1837 in München, gestorben 6. Juni 1885 in Gießen. Er war der jüngste der drei berühmten Brüder, welche auf Humboldt's Empfehlung von der ostindischen Kompagnie den Auftrag zu einer wissenschaftlichen Bereisung und Erforschung Ostindiens erhielten (1854 bis 1857). Sowohl an diesen Reisen wie an dem englischen Berichte über dieselben hat Robert seinen bedeutenden Antheil gehabt; auch um die Ueberführung und Ordnung der Sammlungen, welche sich jetzt auf der Burg in Nürnberg befinden, hat er sich sehr verdient gemacht. 1864 habilitirte er sich in Gießen und hielt daneben öffentliche Vorträge über seine Reisen, was ihn nach Ungarn, Rußland und 1868 bis 1869 und nochmals 1880 nach den Vereinigten Staaten führte. Seitdem schrieb er sowohl eifrig über Nordamerika („Die Pacificbahn" 1870; „Californien" 1871; „Die Mormonen" 1871; „Die Prairien" 1877 2c.), als auch machte er das neu kennen gelernte Land zum Gegenstande zahlreicher Vorträge. Auf seiner zweiten Reise in Amerika erkrankte er und vermochte sich nie wieder ganz zu erholen.

— John Lort Stokes, englischer Admiral, gestorben 11. Juni in Scotchwell. Er trat 1824 in die Marine und diente auf dem einen Schiffe „Beagle" fast 20 Jahre lang vom Midshipman bis zum Commander. Während dieser Zeit betheiligte er sich an der Aufnahme der Küsten von Patagonien, Feuerland, der Torresstraße und Westaustralien. Hier empfing er bei der Untersuchung des Victoria-River von Eingeborenen eine Speerwunde, an welcher er zeitlebens gelitten hat. 1846 veröffentlichte er auf Befehl der Lords der Admiralität einen Bericht über die Entdeckungen des „Beagle" in Australien. Von 1847 an nahm er vier Jahre hindurch die Küsten von Neu-Seeland, 1860 bis 1863 die des südlichen England auf. Dann ging er als Kapitän in Pension.

— Emil Riebeck, Reisender, starb im 32. Lebensjahre am 22. Juni 1885 zu Feldkirch (Vorarlberg), beschäftigt mit den Vorbereitungen zu einer zweiten großen fünfjährigen Reise um die Welt. Im Besitze eines bedeutenden Vermögens, unterstützte er sowohl andere Reisende, wie E. R. Flegel, G. A. Krause und ten Kate, in ihren Unternehmungen, als auch reiste er selbst. 1880 verließ er mit Dr. Mook, der unterwegs starb, und Rosset Deutschland, besuchte den Kaukasus, Griechenland, Syrien, versuchte vergeblich Moab zu betreten, ging dann in Dr. Schweinfurth's Gesellschaft nach Sokotra, später nach Indien und Ostasien. Seine prachtvollen ethnologischen Sammlungen von dieser 1883 beendeten Reise schenkte er dem Berliner Museum. Ein anderes Resultat derselben ist das ethnographische Prachtwerk „Die Hügelstämme von Chittagong" (Berlin 1884).

— N. W. Posthumus, Direktor der Amsterdamer höheren Bürgerschule mit dreijährigem Kursus, starb am 29. Juni 1885 zu Amsterdam nach längerem Leiden im Alter von 47 Jahren. Mit Vorliebe hatte er sich dem Studium der Geographie gewidmet und der niederländischen geographischen Gesellschaft seit ihrem Bestehen als Sekretär angehört, wie er denn auch im Vereine mit Professor Dr. C. M. Kan die Redaktion der Zeitschrift der genannten Gesellschaft seit ihrer Errichtung geführt hat.

— Gustav Neumann, Schulmann und Geograph, geboren 15. März 1832 zu Rathenow, gestorben 7. Juli 1885 in Eberswalde, wo er seit 1857 als Lehrer wirkte. Er machte ausgedehnte Reisen in Deutschland und fast allen anderen Ländern Europas und schrieb „Geographie des preußischen Staates" (1866 bis 1869; zweite Auflage unter dem Titel „Das Deutsche Reich" 1872 bis 1874), welche ebenso günstige Aufnahme fand, wie sein „Geographisches Lexikon des Deutschen Reiches" (Leipzig, 1883), letzteres ein Werk von hervorragend praktischer Bedeutung.

— Jens Jacob Asmussen Worsaae, der hervorragendste unter den dänischen Alterthumsforschern, geboren 14. März 1821 in Veile, gestorben 15. August 1885 in Hagestedgaard bei Holbäk auf Seeland. Schon als Student der Theologie, später der Rechte, wurde er Assistent am Kopenhagener Museum für nordische Alterthümer. Im Interesse der Archäologie und zum Studium der einstigen Normannenzüge bereiste er seit 1842 Skandinavien, Deutschland, Oesterreich, die Schweiz, Frankreich und Großbritannien, später auch Italien. 1847 wurde er Inspektor sämmtlicher alten Denkmäler Dänemarks und 1865 Direktor des Museums für nordische Alterthümer, des ethnographischen Museums und der Sammlungen in Schloß Rosenborg in Kopenhagen. 1855 bis 1866 las er an der Universität über nordische Alterthümer und 1874 war er kurze Zeit Kultusminister. Von seinen zahlreichen Abhandlungen und Schriften sind namentlich zu nennen „Danmarks Oldtid" (1843; Deutsch 1844); „Blekingske Mindesmärker fra Hedenold" (1846; Deutsch „Zur Alterthumskunde des Nordens"); „Minder om de Danske og Nordmändene"; „England, Skotland og Irland" (1852; ins Englische übersetzt); „Den Danske Erobring af England og Nordmandiet" (1863) u. s. w.

— Joseph Jakob Baeyer, preußischer Generallieutenant, Präsident des geodätischen Instituts und des Centralbureaus der europäischen Gradmessung, geboren 5. November 1794 zu Müggelsheim bei Köpenick als Sohn eines Bauern, gestorben 10. September 1885 in Berlin an einer Lungenentzündung. Nachdem er als freiwilliger Jäger die Freiheitskriege mitgemacht hatte und zum Officier befördert worden war, blieb er Soldat und wurde in Koblenz und Erfurt mit topographischen Arbeiten beschäftigt. 1821 wurde er zum Generalstabe kommandirt und seit 1826 hielt er an der Kriegsschule Vorlesungen, die er von 1831 bis 1836 während des Sommers aussetzen mußte, um als Kommissarius des Generalstabes den Astronomen Bessel in seinen Gradmessungen bei Memel zur Verbindung des preußischen und des russischen Dreiecksnetzes zu unterstützen. Inzwischen wurde Baeyer zum Chef der trigonometrischen Abtheilung des Generalstabes ernannt und 1832 zum Generalmajor. Als er 1861 den Vorschlag zu einer mitteleuropäischen Gradmessung machte, vereinigten sich alle Staaten Mitteleuropas zur gemeinsamen Ausführung desselben, und schließlich traten sämmtliche europäische Staaten mit Ausnahme Englands dem Unternehmen bei. Zur Ausführung desselben wurde 1864 in Berlin ein unter Baeyer's Präsidium stehendes Centralbureau errichtet, das fünf Jahre später in ein permanentes Geodätisches Institut umgewandelt wurde. Von Baeyer's Schriften sind zu nennen: „Die Gradmessung in Ostpreußen" (1838, mit Bessel zusammen). „Nivellement zwischen Berlin und Swinemünde" (1840); „Die Küstenvermessung und ihre Verbindung mit der Berliner Grundlinie" (1849); „Ueber die Größe und Figur der Erde" (1861); „Das Messen auf der sphäroidischen Erdoberfläche" (1862); „Generalberichte über die europäische Gradmessung" (seit 1862) u. a. m. Welche Rüstigkeit und Thatkraft der Verstorbene sich bis in sein höchstes Alter bewahrt hat, geht daraus hervor, daß er noch im letzten Frühjahre der Berliner Akademie der Wissenschaften einen Plan über diejenigen Arbeiten vorgelegt hat, die er selbst innerhalb der nächsten fünf oder sechs Jahre auszuführen beabsichtigte.

— Wilhelm Heine, Brigadegeneral der Vereinigten Staaten und Reiseschriftsteller, geboren 30. Januar 1827 zu Dresden, gestorben 5. Oktober 1885 zu Lößnitz. Er war von Fach Landschafts- und Architekturmaler und wirkte als solcher 1848 bis 1849 am Dresdener Hoftheater; dann ging er nach Amerika und schrieb 1853 „Wanderbilder aus Centralamerika." Später nahm er an der nordamerikanischen Expedition nach Ostasien unter Commodore M. C. Perry

theil und hielt sich namentlich in Japan auf, bereiste dann Nordafrika und betheiligte sich 1860 an der preußischen Expedition nach Ostasien. Der amerikanische Bürgerkrieg rief ihn wieder nach den Vereinigten Staaten, und er stieg während desselben zum General auf. Nach dem Friedensschlusse war er Konsul der Union in Paris und Liverpool und zog sich 1871 nach seiner Vaterstadt Dresden zurück. Von seinen Reisewerken sind zu nennen: „Reise um die Erde nach Japan" (1856, 2 Bde.); „Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk" (1858 bis 1859, 3 Bde.); „Japan und seine Bewohner" (1860); „Eine Sommerreise nach Tripolis" (1860); „Eine Weltreise um die nördliche Hemisphäre" (1864, 2 Bde.) und „Japanische Beiträge zur Kenntniß des Landes ꝛc." (1870 ff.).

Kürzere Mittheilungen.

Zöller's Reisen in Camerun.

Mit einer Schnelligkeit, die bei deutschen Reisenden mindestens ungewöhnlich ist, hat Hugo Zöller, der bekannte Korrespondent der „Kölnischen Zeitung", seine spannenden Berichte über „Die deutsche Kolonie Camerun" überarbeitet und in Buchform gebracht (2 Theile; Berlin und Stuttgart, 1885. W. Spemann). Sie bilden den zweiten und dritten Theil von „Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste", deren erster das Togoland behandelte; der zweite bezieht sich besonders auf das Camerungebirge, der dritte auf das Mündungsdelta von Camerun. Aber der zweite Theil behandelt mehr als bloß das Camerungebirge; so zunächst die englische Goldküste, deren Handel trotz aller Plackereien der Zollbeamten vorwiegend in deutschen Händen liegt; dann das hoch interessante Dahome, den Staat der Priester und Adligen, mit seinen merkwürdigen Amazonen, deren Wesen S. 42 ff. eingehend beschrieben wird. Weiter folgt die Beschreibung einer abenteuerlichen Fahrt nach der Landschaft Mahin (zwischen Lagos und den Nigermündungen), die sich durch ihre Pfahldörfer auszeichnet (S. 75). „Das Leben in diesen Pfahldörfern scheint kaum menschenwürdig zu sein, und doch glaube ich behaupten zu dürfen, daß die Insassen sich für ihre Verhältnisse recht wohl fühlen, und daß das Land äußerst dicht bevölkert ist. Vor den Häusern war durch Aufschütten von Dünger und Reisig eine Art von elastischer Plattform geschaffen worden, auf welcher mit allen Anzeichen des Behagens räudige Pfahlhunde, fette Pfahlschweinchen und krähende Pfahlhähne einherspazirten . . . Jetzt endlich lenkten wir aus dem Ueberschwemmungsgebiete heraus in einen breiten Kanal ein, allerdings auch keinen Kanal mit festen Ufern. Was man Ufer hätte nennen können, war thatsächlich mit den Wurzeln im Wasser stehendes Schilfrohr und Mangrovegebüsch. Dabei passirte man jeden Augenblick Fischzäune (wie sie sich auch im Togogebiete finden), die den Bewohnern des Landes Krabben, Taschenkrebse und verschiedene Fischarten in kaum glaublichen Mengen liefern. Aller und jeder Verkehr in dieser Gegend geschieht durch Kanoes; ohne solche kann man nicht von einem Hause zum anderen gelangen. Ein ähnliches Mittelding zwischen Land und Wasser, wie diese Landschaft es darstellt, dürfte man nur an wenigen Stellen der Erdoberfläche wiederfinden: Venedig verhält sich dazu wie ein Teich zum Ozean. Vorwärts bewegt wurden die schmalen Kanoes zeitweilig mit herzförmigen Rudern, meistens aber mit langen Bambustangen. Und gerade diese Bambustangen werden von den am Vorder- und am Hintertheile des Fahrzeuges stehenden cylinderbekleideten Kanoeführern mit solcher Geschicklichkeit gehandhabt, daß auch bei den schlimmsten Wendungen der theilweise recht schmalen Kanäle kein noch so kurzer Aufenthalt vorkommt. Zuweilen, wenn die Leute eine Art von Wettfahrt veranstalteten, schossen ihre Kanoes mit wahrhaft pfeilartiger Geschwindigkeit dahin." Bekannt ist, daß auf diesem Gebiete die deutsche Flagge gehißt, später aber zu Gunsten Englands wieder eingezogen wurde.

Ebenso ist leider der Niger England überlassen worden, dessen Kaufleute dort allerdings allmächtig sind, während deutscher Handel und deutsche Interessen einstweilen nicht vertreten sind. Ueber Bonny und Fernando Poo erreichte Zöller Victoria am Fuße des Camerungebirges, lernte dort das faule und geradezu anstößige Leben der dortigen, von England unterstützten Missionare kennen, unternahm dann in Begleitung des bekannten Polen Rogozinski die dritte der überhaupt ausgeführten Besteigungen des Götterberges, des höchsten Punktes im Gebirge und schloß dann im Wetteifer mit seinem eben genannten deutschfeindlichen Reisegefährten mit einer Anzahl Dörfer am Südostabhange des Gebirges Protektoratsverträge ab. Dieser Abhang ist nach seinen Angaben sehr reich an Oelpalmen, wilden Kaffeebäumen, prächtig bewässert, fruchtbar und wahrscheinlich für den Anbau von Kakao sehr geeignet (vergl. S. 256, 259, 272 f.), aber besitzt auch — und das wiegt alle jene guten Eigenschaften reichlich auf — ein schlechtes Klima (S. 181): „Wenn ich auch durchaus nicht leugnen möchte, daß das Gebirge bedeutend gesunder ist als die Flußniederungen, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß das Fieber sich ebenso hoch hinauf erstreckt, als es Dörfer giebt, daß das Klima in noch höheren Regionen, wie z. B. bei Mannsquelle, schon viel zu rauh ist, als daß Europäer dort ohne besonderen Anlaß auf längere Zeit leben möchten." Wie das Klima in den Flußniederungen beschaffen ist, läßt sich daraus leicht ermessen. Freilich schließt Zöller im 3. Bande das 9. Kapitel (Das Klima unserer westafrikanischen Kolonien) mit den tröstlichen Worten: „So schlimm die Schilderungen des Fiebers und seiner Verwüstungen klingen mögen, so ist doch im Großen und Ganzen die oft zu findende Angst vor Westafrika und seinem Klima theils übertrieben, theils gänzlich unbegründet"; aber was wollen einzelne Fälle von langem ungestörtem Aufenthalte in den Tropen beweisen gegenüber den zahllosen Erkrankungen und Todesfällen, die doch nicht wegzuleugnen sind. Und sollten wirklich Plantagen am Camerungebirge angelegt werden, so werden die Verheerungen der durch das Umbrechen des Bodens entfesselten Fieberkeime wohl noch mehr Europäerleben vernichten, als die jetzt üblichen 25 Procent jährlich. Zöller zeichnet sich auf das Vortheilhafteste durch seine Wahrheitsliebe und sein Streben, den Dingen auf den Grund zu kommen, aus; aber in dieser Hinsicht sieht er doch wohl zu rosig in die Zukunft. Giebt er doch außerdem selber (III, 218) zu, daß unter allen Negerstämmen, die er an der westafrikanischen Küste kennen gelernt hat, keiner schwerer zu regieren ist, als das Volk von Camerun. Das sollte doch wohl ein Grund mehr sein, daß unsere Kolonialpolitiker an die ihnen in Westafrika gestellte Aufgabe nicht zu leichten Herzens herantreten, und machen sich später die Dinge wirklich leichter, als man erwartete, nun um so besser!

Wir könnten aus dem reichen Inhalte der beiden Bändchen, welchen auch eine Anzahl von Abbildungen und etwas grob ausgeführten Originalkarten beigegeben ist, noch auf mancherlei Interessantes, z. B. den Charakter der Neger

(II, 232, 253, 254; III, 65 ff.), den Stamm der Bakwiri im Gebirge (II, 153 ff.) und der Dualla am Camerunflusse III, 50 ff.), die Arbeiterfrage, die dringendste unter allen, die dort der Lösung harren (III, 137 ff.) und anderes mehr eingehen; aber erschöpfen ließen sich die Dinge an dieser Stelle doch nicht, und so rathen wir allen, die ernstlich sich über das deutsche Westafrika zu unterrichten wünschen, dies unter Zöller's Leitung zu thun. Er schließt den dritten Band mit folgenden Worten: „Vier Faktoren müssen zusammenwirken, um eine schöne und blühende Tropenkolonie entstehen zu lassen. Es sind das erstens eine geordnete Verwaltung, zweitens ein kluger und patriotischer Kaufmannsstand, drittens eine Gruppe kleiner Kapitalisten, welche, die Schwierigkeiten der Arbeiterfrage überwindend, Plantagen anlegen, und viertens opferwillige Missionare, welche das Herz auf dem rechten Flecke haben. Die letzteren gehören ganz entschieden zum westafrikanischen Programme, auf ihre Schultern entfällt ein nicht unbeträchtlicher Theil der uns obliegenden Kulturarbeit." Ob aber wirklich diese vier Faktoren schon ausreichen?

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Auf Antrag des deutschen Palästina-Vereins hat die physikalisch-mathematische Klasse der Berliner Akademie der Wissenschaften den Dr. Fritz Noetling, Privatdocent in Königsberg, mit der geologischen Untersuchung des südöstlichen Hermon und des Landes im Osten des oberen Jordanlaufes, namentlich der Landschaft Dscholan, beauftragt und dafür 5000 Mark ausgeworfen. Der deutsche Palästina-Verein seinerseits hat den Ingenieur G. Schumacher in Haifa mit der Begleitung des Dr. Noetling und topographischen Aufnahmen beauftragt und zu den Reisekosten des Dr. Noetling 500 Mark beigesteuert. Beide Reisende wollten am 18. Mai Haifa verlassen und zuerst Dscholan, sodann den Hermon besuchen.

— Mitte November 1885 ist die Telegraphenleitung von Merw bis Pendschdeh an der Grenze Afghanistans, 210 Werst lang, vollendet worden. Die Eisenbahn nach Askabad soll Ende November oder Ende December fertig werden.

— In neuerer Zeit haben Anwerbungen von Eingeborenen auf Java für die Pflanzungen in Queensland stattgefunden; der niederländische Minister der kolonialen Angelegenheiten ist hierauf in der Sitzung der Generalstaaten aufmerksam gemacht worden und hat versprochen, die Sache nicht aus dem Auge zu verlieren und Sorge zu tragen, daß die Interessen der angeworbenen Kulis nicht verkürzt werden. Von Batavia ist der Bericht eingegangen, daß 600 Kulis, die als Arbeiter für Queensland angeworben waren, dorthin befördert sind. Diese Nachricht ist viel wichtiger, als es im ersten Augenblicke scheint. Wenn es sich hier nicht um einige hundert Strolche handelt, wie deren sich in allen Hafenstädten Indonesiens umhertreiben, sondern um wirkliche Mitglieder der seßhaften Bevölkerung von Java, und letztere den Widerwillen gegen Auswanderung überwunden hat, wenn ferner die holländische Regierung solcher Auswanderung nicht principiell entgegentritt, so wäre die Arbeiterfrage im Stillen Ocean in ein ganz neues Stadium getreten. Java mit seiner dichten Bevölkerung ist im Stande, nicht nur die Kultivationsunternehmungen im malayischen Archipel, sondern auch weiter ab gelegene mit einer großen Zahl guter und fleißiger Arbeiter zu versorgen, wenn eben die Leute sich zur Auswanderung entschließen und die Regierung kein Hinderniß in den Weg legt.

Afrika.

— Der französische Husarenlieutenant Palat wird nicht, wie oben auf S. 302 angegeben wurde, vom Senegal aus über Timbuktu nach Algerien vorzudringen versuchen, sondern die Reise in umgekehrter Richtung machen, nämlich Anfangs Oktober von Géryville im Süden der Provinz Oran nach Timbuktu aufbrechen. Außer seinen wissenschaftlichen Zwecken verfolgt er die Aufgabe, die Anlage eines Verbindungsweges zwischen Algerien und dem Senegal zu studiren und „den Handelsverkehr der Sahara-Bewohner von Marokko und Tripolitanien nach Algerien abzulenken". Letzteres dürfte leider sehr schwer halten; denn der Handel Algeriens mit dem Süden hat fast ganz aufgehört. Der viel erfahrene W. Kobelt schreibt darüber in seinen prächtigen „Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis" S. 322, wie folgt. „Hier (beim Hotel Bertrand zwischen Batna und Biskra) muß vorbei, wer von der Wüste auf die Hochebene hinauf will und umgekehrt. Am Calceus Herculis hatten darum schon die Römer einen befestigten Posten und die Türken ein Bordsch, an dessen Thoren sie das Vieh der durchpassirenden Nomaden zählten und den Zehnten erhoben. Hier errichteten auch die Franzosen nicht nur eine Steuerhebungsstelle, sondern auch einen Zollposten, der von den aus der Wüste einpassirenden Karawanen Eingangszölle erheben sollte. Das vernichtete natürlich den ganzen Handel Konstantines mit dem Süden; die Saharabewohner gingen lieber nach Tripolis, wo man überdies ihnen der Sklaven wegen nicht so genau auf die Finger sah, und wo sie in den Bazars viel leichter gerade die Waaren fanden, welche im Süden gebraucht werden. Jetzt hat man das Zollamt aufgehoben und die Douaniers, welche die Wüstengrenze abpatroulliren mußten, in angenehmere Gegenden versetzt, aber den Handel hat man nicht wieder in Flor bringen können. Nur die Oasen des Ziban und Tuggurt verproviantiren sich noch auf dem alten Wege; schon Wargla, obwohl französisch, gravitirt nach Tripolis hin; von allen algerischen Städten hat nur Tlemcen es verstanden, sich den Karawanenhandel mit der Sahara zu erhalten.

Auch dort klagt man neuerdings sehr über die Abnahme des Besuches aus Tafilalet und Tuat, lediglich in Folge einer unvernünftigen Anwendung der französischen Vorschriften auf die an keine Autorität gewöhnten Saharabewohner. Ehe diese ihre Waffen abgeben und sich bestimmte Lagerplätze in umschlossenen Räumen anweisen lassen, machen sie lieber den beschwerlichen und unsicheren Weg über den Atlaskamm nach Marrakäsch.

Ob die Erbauung der Eisenbahn von Batna nach Biskra darin eine Besserung schaffen wird? Ich glaube es kaum, denn keine Nation ist weniger geeignet, sich in ihrer Produktion den Bedürfnissen der Eingeborenen anzupassen, als die französische. Selbst in ihrem eigenen Besitze gewinnen ihr trotz aller officiellen Begünstigung die englische und sogar ungeachtet der chauvinistischen Hetzereien die deutsche Industrie von Jahr zu Jahr mehr Terrain ab. In Tunis aber ist der französische Import so gering, daß die angesiedelten Franzosen laut nach völliger Annexion rufen, um dieser „illegitimen Ausbeutung" durch Fremde ein Ende zu machen; Hamburg macht trotz der so viel größeren Entfernung dem näheren Marseille siegreiche Konkurrenz."

— Mitte November ging auf dem Dampfer „Città di Napoli" unter anderem das Material für eine Telegraphenleitung zwischen Massanah und Assab nach dem Rothen Meere ab. Beilul wird mit Assab, Arkiko und Monkallo mit Massanah durch Telephon verbunden werden.

— Dr. Büttner von der jetzt arg decimirten deutschen Congo-Expedition ist von San Salvador aus zum Kwango gereist und ist dann diesem bis zu seiner Mündung in den Congo bei Kwamouth gefolgt. Ueber den Punkt, wo er den Kwango erreichte, stimmen die Nachrichten nicht überein. Eine Privatnachricht vom Congo läßt ihn den Muëne Putu Kassongo besuchen, so daß er ungefähr dieselbe Reise wie früher sein Gefährte Dr. Wolff gemacht hätte; nach „Le Mouvement Géographique" (1885, Nr. 24) jedoch hätte er den Kwango dort erreicht, wo Major von Mechow umkehrte, also eine weit nördlicher verlaufende Route eingeschlagen.

— Aus Afrika, namentlich vom Congo, kommen wieder mehrere Todesnachrichten auf einmal, und diese betreffen doch nur Leute in hervorragenderen Stellungen, während die Zahl der in aller Stille ins Grab sinkenden Missionare, Kaufleute, Angestellten u. s. w. wohl nie bekannt wird. So starb am 1. December 1884 unweit Njangwe Louis Amelot, der sich seit September 1881 in Diensten der Association befand, zuletzt auf der Station bei den Stanley-Fällen; er erlag bei dem Versuche, von dort aus nach Karema am Tanganika-See vorzudringen. Ebenso starb kürzlich der Landwirth Fugger, welcher die belgische Plantage auf der Insel Mateba bei Porto da Lenha leitete. — Am 24. Mai 1885 starb ferner am Fieber der 23jährige Civilingenieur und Missionar W. O. M'Ewan, welcher von der Freien Kirche von Schottland ausgesendet worden war, die Straße zwischen den Seen Njassa und Tanganika zu vollenden. Im vergangenen Jahre hatte ihm die Royal Geographical Society für seine geographischen und astronomischen Arbeiten eine Medaille verliehen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Ueber Dr. O. Finsch's Recognoscirungsfahrt im Dampfer „Samoa" längs der Nordküste von Neu-Guinea (vergl. oben S. 256 u. 287) entnehmen wir den „Annalen der Hydrographie ꝛc." (Jahrg. XIII, Heft 10) noch Folgendes. Dr. Finsch hat auf der Strecke von der Astrolabe-Bai bis zur Humboldt-Bai drei neue Häfen entdeckt: Dallmann-Hafen südlich der Insel Gressien, Berlin-Hafen zwischen den Sainson-Inseln und Samoa-Hafen, 10 Seemeilen östlich von den Legoarant-Inseln(?). Ferner wurde an der Stelle der von d'Urville bezeichneten „Attack-Bai" ein brauchbarer Hafen festgestellt, der „Angriff-Hafen" benannt worden ist. Oestlich von dem auf der Karte als Cap della Torre bezeichneten Punkte wurde ein großer schiffbarer Fluß entdeckt, den Dr. Finsch für den größten Fluß in Kaiser Wilhelms-Land und nächst dem Fly River und Rochussen River für den größten in Neu-Guinea überhaupt hält, und der den Namen „Kaiserin Augusta-Fluß" erhalten hat. Außer demselben sind an der Küste zwischen dem Friedrich-Wilhelms-Hafen und den Laing-Inseln neun und von Broken-Water-Bai bis Humboldt-Bai 19 in das Meer mündende Flüsse wahrgenommen worden, welche zwar anscheinend nicht schiffbar sind, aber von dem Wasserreichthume des Landes Zeugniß geben. Der größte Theil der Küste besteht aus bewaldeten Hügeln und Bergreihen von 100 bis 400 m Höhe, aber es findet sich auch sehr schönes Land, grüne Hügel mit grünen Hängen, hauptsächlich zwischen Kap Gourdon und Samoa Huk, sowie zwischen den Legoarant- und Laing-Inseln, welches Dr. Finsch für vorzüglich geeignet zur Viehzucht hält (aber nur nicht für deutsche Viehzüchter!). Die Bevölkerung zeigte sich im Ganzen wenig scheu, freundlich, ehrlich im Handel und an einigen Stellen, wie am Dallmann-Hafen, gastfreundlich, ohne Gegengeschenke zu verlangen. Sie ist für ihre Bedürfnisse wohlhabend und in ihrer Weise reich an zum Theil kunstvollem Schmucke, an Schnitzereien und Waffen. Die Häuser sind meist sehr gut, die Kanoes in manchen Distrikten geradezu musterhaft. Sie betreiben in erster Linie Ackerbau, im Uebrigen Fischfang und Jagd. Zuckerrohr wird in manchen Distrikten in vortrefflicher Beschaffenheit gezogen; in anderen ist Sago ein Hauptnahrungsmittel. Tabak wird an der ganzen Küste gebaut und als recht passabel bezeichnet. Die Bevölkerung scheint jedoch im Ganzen nicht zahlreich zu sein. Dr. Finsch zählte nur 93 Ansiedelungen von 3 bis 30 Häusern und schätzt die Zahl ihrer Bewohner auf etwa 9000. Nirgends waren Spuren von Kannibalismus; im Gegentheil erschienen die Eingeborenen harmlos und in gewissem Sinne gesittet.

— Eine Kabeldepesche aus Melbourne vom 7. November besagt, daß sämmtliche Mitglieder der Neu-Guinea-Expedition unter Kapitän H. C. Everill (s. oben S. 352) von den Eingeborenen am Fly-Flusse ermordet seien. Die Nachricht stammt von den Eingeborenen auf Thursday Island. Diese kleine Insel, in 10° 33' südl. Br. und 142° 10' östlich von Greenwich und zur Prince of Wales-Gruppe gehörig, ist der Hauptort für die in der Torresstraße betriebene Perlmuschelfischerei und Sitz eines Regierungsresidenten. Es fragt sich, ob diese Nachricht der Eingeborenen begründet ist. Eine spätere Depesche des Residenten bezweifelt sie (die Expedition ist neueren Nachrichten zufolge wohlbehalten nach Cooktown zurückgekehrt. Red.); immerhin ist sie bei dem wilden und blutdürstigen Charakter der Bewohner am Fly-Flusse wahrscheinlich. Von dieser Ansicht scheint denn auch die Sydney Geographical Society auszugehen, indem sie eine zweite starke Expedition, aufs vollkommenste ausgerüstet und bewaffnet, mit welcher der Contreadmiral Thron der in Australien stationirten englischen Flotille kooperiren wird, ausgeschickt hat, um das eventuelle Schicksal der Everill-Expedition aufzuklären. Dieselbe hat bereits am 14. November von Thursday Island aus die Reise nach dem Fly angetreten.

— Die in Wellington, der Hauptstadt von Neu-Seeland, erscheinende Zeitung „Wellington Press" entwirft ein sehr düsteres Bild von den traurigen Zuständen dieser Kolonie. Es ist nicht mehr, heißt es, Depression, d. i. augenblickliche Verlegenheit, woran die Kolonie leidet; über diesen Standpunkt sind wir lange hinweg. Es ist vollständige Stockung im Geschäftsleben, begleitet von vielen kommerciellen Bankerotten; es ist „distress", Jammer, Noth und Elend im vollsten Sinne des Wortes. Zahlreiche, sonst respektable Familien haben gar nichts zu leben, sie wohnen in leeren Räumen und sind auf die Brosamen angewiesen, welche ihnen Mildthätigkeit spendet. Die Kolonie ist mit 32 860 982 Pfd. St. oder 58 Pfd. St. 5 Schill. = 1165 Mark pro Kopf übermäßig verschuldet, und die hohe jährliche Verzinsung lastet schwer auf der Bevölkerung.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

